

Leo Nikolajewitsch Tolstoi

Krieg und Frieden



Tolstoi
Krieg und
Frieden



Klappentext:

Die spannenden Schilderungen vom Leben auf den russischen Landgütern und in der Stadt, mit seinen Familienfesten, Bällen, Jagden und Schlittenfahrten, wechseln mit Kampfhandlungen, Märschen oder Lagebesprechungen der Schicksalsschlachten von Schöngraben, Austerlitz oder Borodino.

Der atemberaubende Monumentalroman über die schicksalhafte Epoche der Napoleonischen Kriege.

Das vielleicht bedeutendste Meisterwerk russischer Erzählkunst in meisterhafter Übersetzung.

Über 1600 Seiten voll dramatischer historischer Schilderung.

Kindlers Literaturlexikon:

VOJNA I MIR

(russ.; Krieg und Frieden). Roman in vier Bänden von Lev N. Graf Tolstoj, erschienen 1868/69. – Als Ausgangspunkt für die Arbeit an diesem die reife Schaffensperiode des Dichters einleitenden Werk, das als eine der Gipfelleistungen dieser Gattung in die Weltliteratur eingehen sollte, ist das in drei Kapiteln überlieferte Fragment Dekabristy, 1860 (Dekabristen), anzusehen, worin Tolstoj schildert, wie eine Dekabristenfamilie nach dem verlorenen Krimkrieg und einer Amnestie des neuen Zaren Alexander II. (reg. 1855–1881) aus dreißigjähriger sibirischer Verbannung zurückkehrt und versucht, sich im heimischen Moskau wieder einzuleben. Indem der Autor den Lebenslauf seines Helden bis in dessen Jugendzeit zurückverfolgte, gelangte er schließlich in die welthistorisch bedeutsame Epoche der Napoleonischen Kriege von 1805–1812, an deren Ende der glorreiche Sieg Rußlands stand. Diese Epoche gestaltet Tolstoj in Vojna i mir, wobei der Epilog einen Ausblick auf das Jahr 1820 enthält.

Neben die ursprüngliche Zentralfigur – der junge Pierre erscheint hier als illegitimer Sohn und alleiniger Erbe des steinreichen Grafen Bezuchov, eines hohen Würdenträgers aus der Zeit Katharinas II. (reg. 1762–1796) – treten nun die Familien des gutmütigen, verarmten

Grafen Rostov, des friderizianisch strengen Fürsten Bolkonskij und, als Petersburger Gegenstück zu diesem alten, echt russischen Gutsadel, die des leisetreterischen Höflings Fürst Kuragin. Während diese Familien mit den Töchtern Nataša, Mar'ja und Hélène als weiblichen Hauptcharakteren in den im »Frieden« spielenden Szenen auftreten, nehmen die Söhne Nikolaj, Andrej und Anatol am Krieg teil, in dem außer diesen »privaten« Helden eine Reihe historischer Persönlichkeiten, allen voran Napoleon, Alexander I. und der russische Oberbefehlshaber Kutuzov, gezeigt werden. Durch die weitgespannte historisch-militärische und geschichtsphilosophische Perspektive erhält das zunächst vorwiegend als Familienchronik mit geschichtlichem Hintergrund geplante Werk – für eine kürzere, trivialere Fassung war der dazu passende Titel Ende gut, alles gut in Aussicht genommen – die epischen Dimensionen eines historischen Romans ersten Ranges, ja man hat unter Hinweis auf die breit dahinströmende, großräumige Darstellung einer schicksalhaften Epoche des russischen Volkes und des ganzen europäischen Kontinents nicht zu Unrecht von einer neuzeitlichen Epopöe gesprochen. Tolstoj selbst, in dessen schriftstellerischer Entwicklung Krieg und Frieden die zugleich erste und unübertroffene, sein früheres Schaffen erweiternde und vertiefende Schöpfung im Bereich der großen Form war, stellte dieses sein Werk nicht ohne Stolz neben die Ilias.

Als wichtigste Quelle für die Konzeption der »privaten« Romanfiguren und der mit ihnen verbundenen Handlung ist die Tolstojsche Familienüberlieferung zu nennen, wobei dem Autor eine geniale Synthese aus Erinnerungen, Erzählungen über die Vorfahren, privaten Korrespondenzen aus jener über ein halbes Jahrhundert zurückliegenden Zeit und persönlichen Begegnungen, Begebenheiten und Erlebnissen aus seiner damaligen Gegenwart gelingt. Als Prototypen der beiden Familien der Rostovs und Bolkonskijs gelten Tolstojs Großeltern und Eltern, aber auch Mitglieder der Familie seiner Frau. Stark autobiographisch und zugleich fiktiv sind die Gestalten der beiden Freunde Andrej Bolkonskij und Pierre Bezuchov angelegt, die zwar in ihrem Äußeren und zum Teil auch in ihren Anschauungen kontrastieren, mit ihrem Schöpfer aber geistesverwandt sind: Wie er sind sie unentwegt auf der Suche nach sittlichen Idealen und dem Sinn des Lebens. Ihre sich auf einer höheren geistigen Ebene – verglichen etwa mit der des gutmütigen, aber beschränkten Nikolaj Rostov – vollziehende Entwicklung verläuft in manchem parallel, doch führt

Pierres entbehrungsreicher Weg weiter: Er wird, nicht zuletzt durch seine Begegnung mit dem sanftmütigen und schicksalsergebenen Bauern Platon Karataev, zu einem mit seinem Volk verbundenen Bürger, der sich sieben Jahre nach Kriegsende (1820) einem dekabristischen Geheimbund angeschlossen hat – ein Schritt, den nach der Überzeugung des kleinen Nikolen'ka, Andrejs Sohn, auch sein toter Freund gebilligt hätte. Aber auch Andrej wandelt sich: Zunächst ein hochmütiger Stabsoffizier und ruhmsüchtiger Bewunderer Napoleons, wird er zum aktiven Frontsoldaten und glühenden Patrioten von Borodino (1812), wo er, schwer verletzt, auf dem Verbandsplatz seinem beinamputierten Rivalen Anatol wegen der versuchten Entführung seiner ehemaligen Verlobten Nataša vergibt. Diese anmutige, lebhaft, natürliche und gefühlvolle Nataša, deren Charme in jeder Phase des Romans spürbar bleibt, wird im Epilog – nach jahrelangem Abstand zur Handlungszeit des Romans – als eine jeder Poesie bare, ganz im prosaischen Alltag ihrer glücklichen, kindergesegneten Ehe mit Pierre aufgehende Frau gezeichnet. Dagegen ist das zweite aus der jüngeren Generation hervorgegangene Ehepaar Mar'ja und Nikolaj statischer gezeichnet, was auch durch die borniert-konservative Haltung des tüchtigen Gutsbesitzers Nikolaj unterstrichen wird. Das Motiv des Verzichts auf persönliches Glück verkörpert Sonja, Pflgetochter bei den Rostovs, die ihre Loyalität zur Familie noch über die Liebe zu Nikolaj (der vorwiegend aus wirtschaftlichen Erwägungen heiratet) stellen muß. Die älteste Rostov-Tochter Vera, im Gegensatz zu Nataša kalt und berechnend, findet in dem Karrieristen Berg, einem Baltendeutschen, ihresgleichen, während sich ihre Schwester gerade von einem ähnlichen Typ, ihrem Jugendfreund Boris Drubeckoj, abwendet. Der blutjunge Petja Rostov schließlich geht 1812 freiwillig zu den Partisanen und fällt bei einem Angriff auf ein Nachtlager der sich zurückziehenden Franzosen, ein sinnloses Opfer des mörderischen Krieges.

Schon in der Darbietung der überaus vielfältigen und abwechslungsreichen, gleichsam mitten aus dem Leben gegriffenen »Friedensepisoden« voll menschlicher Aktivitäten, Emotionen, Argumentationen, Leidenschaften und Konflikte – dargestellt in Familienfeiern, Empfängen, Duellen, Niederkunfts- und Sterbeszenen, Selbstmordversuchen, Reisen, Jagden, Theatervorstellungen, weihnachtlichen Schlittenfahrten usf. – zeigt sich Tolstojs realistische Erzählkunst in nahezu unerschöpflicher Fülle und hoher Meister-

schaft. Nicht minder gilt dies für die zahlreichen mit diesem Geschehen eng verflochtenen und in ihrer Kontrastfunktion wichtigen Kriegsschilderungen mit den drei großen Schlachten von Schöngraben, Austerlitz und Borodino, dem späteren Partisanenkrieg, den Truppschauen, Brückenübergängen, Märschen, Lagebesprechungen, Gesprächen in Stäben, in Unterständen und am Lagerfeuer. Hier wie dort kommt es Tolstoj nicht so sehr auf den Hergang des Geschehnisses selbst an, sondern auf das Verhalten der daran beteiligten Menschen. So wird für die männlichen Charaktere (und indirekt auch für die weiblichen) vor allem der Krieg zu einer Art Prüfstein, der Eigenschaften wie Tapferkeit oder Feigheit, Opferbereitschaft oder Egoismus, Bescheidenheit oder Angeberei zutage fördert. Hier schneiden Nikolaj, Andrej, Tušin, Timochin und Denisov besser ab als etwa Anatol, Boris, Berg oder Dolochov; bei den Frauen sind Nataša und Mar'ja positiver als Vera, Hélène und Julie dargestellt. Von den historischen Persönlichkeiten erscheint neben dem etwas blaß wirkenden Zaren Alexander I. (reg. 1801–1825) besonders Kutuzov in einem sehr günstigen Licht: Er ist in Tolstoj's Sicht der wahre Held des Krieges – bescheiden, jeder Pose und äußerlichem Glanz abhold, durch seine intuitive Lebensweisheit wohl wissend, daß es nicht in seiner Macht steht, den Gang der Dinge zu lenken, und daß ihm daher nichts anderes übrigbleibt, als sich von der vorherbestimmten allgemeinen Entwicklung treiben zu lassen. Anders sein Gegenspieler Napoleon, dessen Nimbus eines großen Feldherrn zu zerstören Tolstoj sich angelegen sein läßt: Er ist im Roman der große Poseur, der meint, aktiv in den weltgeschichtlichen Prozeß eingreifen und auf die Haupttriebkkräfte des Geschehens bestimmend einwirken zukönnen, in Wirklichkeit aber ist er »das nichtigste Werkzeug der Geschichte«. Stets darauf bedacht, historische Klischees und damit auch die herkömmlichen Vorstellungen von dekorativem, zur Schau gestelltem Heldentum auszuräumen, kehrt der Autor selbst bei positiv gezeichneten Persönlichkeiten gern deren menschliche Schwächen und Unzulänglichkeiten hervor (so liest Kutuzov Bücher der Mme. de Genlis, schläft bei Lagebesprechungen ein u. ä. m.).

Ein von Tolstoj mit Vorliebe angewandter, bei Stendhal entlehnter Kunstgriff zur Verarbeitung geschichtlicher Materie im Gewebe seines Werks ist die Schilderung historischer und militärischer Ereignisse vom Standpunkt eines Augenzeugen, d. h. in der Regel aus der Sicht einer der fiktiven Gestalten des Romans (Andrej bei

Schöngraben und Austerlitz, Nikolaj darüber hinaus noch in Tilsit, Pierre bei Borodino). Auch das historische Quellenstudium erstreckte sich vor allem auf Memoirenliteratur (J. de Maistre u. a.), daneben wurden einige der einschlägigen Darstellungen über die Kriege von 1805, 1806/07 und 1812 herangezogen und kritisch verarbeitet. Ab Band 3, in der im Jahre 1812 spielenden zweiten Hälfte des Romans, schiebt sich der auktoriale Erzähler immer mehr in den Vordergrund und spricht nun seine mit einigen slavophilen Freunden (N. Pogodin u. a.) vordiskutierten Auffassungen und Betrachtungen über die weltgeschichtliche und militärpolitische Entwicklung in zunehmendem Maße direkt, in ganzen Kapiteln und größeren Abschnitten, aus. Dabei richten sich Kritik und Satire gegen Historiker wie A. Thiers und N. Michajlovskij-Danilevskij, aber auch gegen die (namentlich deutschen) Militärtheoretiker und Strategen, deren Forderungen nach Schlachtdispositionen er bei jeder passenden Gelegenheit als baren Unsinn abtut. Ironie klingt auch immer dann an, wenn von den Offiziersdegen die Rede ist, oder wenn es gilt, das Tolstoj suspekte Metier der Ärzte oder der Diplomaten aufs Korn zu nehmen. Im übrigen wird die historische Authentizität des Stoffes durch zahlreiche Zitate aus zeitgenössischen Briefen, amtlichen Dokumenten, Verlautbarungen, Aufrufen, Kriegsberichten, diplomatischen Noten usw. unterstrichen.

Wesentliches Konstruktionsprinzip des Romans ist die antithetische Komposition. Es manifestiert sich nicht nur in der u. a. von P.-J. Proudhon angeregten Antinomie von Krieg und Frieden, sondern auch in ständig kontrastierenden Szenen mit wechselnden Bildern und Stimmungen der Freude und Trauer, der Begeisterung und Verzweiflung, des Lebens und Todes, was dem Leser zusammen mit dem raschen Ortswechsel den Eindruck einer stetigen Bewegung, eines lebendigen Flusses vermittelt. Aber auch in der psychologisch umfassenden, komplexen Personendarstellung findet dieses Prinzip breite Anwendung, wobei Tolstoj die alte sokratische Spruchweisheit von der körperlichen Schönheit als Spiegelung der seelischen umkehrt, indem er gerade den mit einem reichen Innenleben und bescheiden-hilfsbereiter Haltung ausgestatteten Personen ein unscheinbares Äußeres oder »unschöne« Züge verleiht (Pierre, Mar'ja, auch Nataša, Hauptmann Tušin u. a.) und umgekehrt eine Reihe Gestalten von schönem oder hübschem Äußeren vorführt, hinter dessen Fassade sich meist ein hohles, nichtssagendes oder egoistisches

und angeberisches, ja lasterhaftes Wesen verbirgt (Hélène, Anatol, Liza Bolkonskaja, Dolochov, Berg, Drubeckoj). Sogar der Haar- und Hautfarbe (blond sind gewöhnlich die weniger sympathischen Charaktere; Napoleon hat weiße Hände, Hélène weiße Schultern) und den nuancierten Ausdruckswerten der Gesten, des Lächelns, besonders der Augen – man erinnere sich an den strahlenden Blick der sonst häßlichen Mar'ja – kommt bei Tolstoj erhebliche Bedeutung zu. Hierher gehört im weiteren Sinn auch die visuell erfaßte Gegenüberstellung von Natürlichem, Unverfälschtem und Konventionellem, Gekünsteltem, wie sie der Autor gerade in mehreren mit den Mitteln der Verfremdungstechnik aufgebauten Episoden ins Spiel bringt (die Opernaufführung mit den Augen der eben vom Lande nach Moskau zurückgekehrten Nataša gesehen; der Kriegsrat in Fili aus der »Ofenperspektive« des kleinen Bauernmädchens Malaška; die Schlacht von Borodino aus der Sicht des Zivilisten Pierre u. a. m.).

Als ein verstärkendes Mittel der Kontrastwirkung werden auch Naturschilderungen einbezogen: So sieht der verwundete Fürst Andrej auf dem Schlachtfeld von Austerlitz plötzlich den unendlich hohen Himmel über sich und begreift zum erstenmal die Nichtigkeit aller irdischen Ruhmsucht und Eitelkeit; oder Jahre später, auf seiner Rückfahrt vom Rostovschen Gut Otradnoe, suggeriert ihm der Anblick einer binnen weniger Tage ergrünten knorrigen Eiche jäh den Entschluß, nach langer Zurückgezogenheit wieder ins öffentliche Leben zu treten und für sein Land tätig zu sein. Hier wie auch sonst recht häufig im Roman dienen die besonders Andrej und Pierre zugeordneten inneren Monologe als markantes Kompositonsmittel, das der Dynamik im Denken und Fühlen dieser beiden Hauptpersonen in optimaler Weise gerecht wird. Bei anderen Gestalten stehen eher äußerliche, körperliche Merkmale im Vordergrund, die als eine Art Erkennungssignal im Erinnerungsvermögen des Lesers wirken sollen (z. B. die zu kurze Oberlippe der kleinen Fürstin Bolkonskaja). Ähnlich verhält es sich mit den sog. »Situationsreimen«, assoziativen oder emphatischen Wiederholungen bestimmter Sachverhalte, so wenn Pierre immer wieder in analogen Bildern und Formen über den Sinn des Daseins nachgrübelt oder Andrej sich auf der Fähre und auch in der Episode mit der Eiche an den unendlich hohen Himmel von Austerlitz erinnert. Sprachlich fällt in den oft langen, komplizierten Satzperioden Tolstojis der dreigliedrige Ausdruck als typisches rhetorisches Mittel auf. Die handelnden Personen reden, von bewußt

intendierten Ausnahmen abgesehen, ein natürliches Russisch; der Gebrauch des Französischen soll das Zeitkolorit betonen, doch dient er dem Autor auch zur abschätzigen Wertung der unter den Russen jener Zeit weitverbreiteten Gallomanie. – Das gewaltige Werk wird trotz Krieg und Tod, die ihren Tribut auch unter einigen Hauptfiguren des Romans fordern, von einer optimistischen, lebensbejahenden, vorwärtsblickenden Grundstimmung beherrscht, wie sie im weiteren Schaffen Tolstojs nicht mehr wiederkehren wird.

Prof. Dr. Erwin Wedel

Harenberg – Das Buch der 1000 Bücher:

OT Vojna i mir OA 1868/69 DE 1885 Form Roman Epoche Realismus

Mit seinem zwischen 1863 und 1869 entstandenen Roman Krieg und Frieden schuf Lew N. Tolstoi ein Werk, das in epischer Breite auf unübertroffen kunstvolle Weise einen Familien-, Historien- und Bildungsroman in sich vereint. Die geschickte Verknüpfung der zahlreichen Handlungsstränge und die sprachliche Intensität, mit der Tolstoi seine Figuren zum Leben erweckte, ließen sein Werk zu einem Meilenstein der russischen Literaturgeschichte und zu einem Klassiker der Weltliteratur werden.

Entstehung: Die Entstehung des vierbändigen Erzählwerks geht auf den Plan des Autors zurück, einen Roman über die Dekabristen zu schreiben, eine Gruppe adeliger Offiziere, die nach dem Tod von Alexander I. (1777–1825) 1825 einen Aufstand gegen die Selbstherrschaft des Zaren Nikolaus I. (1796–1855) initiiert hatten. Nach dem Scheitern des Putsches wurden die Revolutionäre hingerichtet oder zur Zwangsarbeit in Sibirien verurteilt und erst 1856 begnadigt.

Der Held in Tolstojs Roman sollte ein Dekabrist sein, der nach 30 Jahren in sibirischer Gefangenschaft ins europäische Rußland zurückkehrt. Um die Hintergründe des Militärputsches von 1825 auszuleuchten, plante Tolstoi, den Lebensweg seines Protagonisten bis zum Einmarsch von Napoleon I. (1769–1821) in Rußland 1812 zurückzuverfolgen. Nach drei Kapiteln brach er die Arbeit jedoch ab

und wandte sich in einem neuen Romanprojekt direkt den historischen Ereignissen im ersten Viertel des Jahrhunderts zu.

Historischer Hintergrund: Den historischen Hintergrund bilden die militärischen Auseinandersetzungen Rußlands mit Frankreich. Die Romanhandlung setzt 1805 ein, dem Jahr, in dem sich Rußland mit England, Österreich und Schweden gegen Napoleon I. verbündete. Nach der für Napoleon siegreichen Schlacht von Austerlitz und weiteren militärischen Niederlagen Rußlands wurde 1807 der Friede von Tilsit geschlossen. Als jedoch Zar Alexander I. trotz der 1806 verhängten Kontinentalsperre britische Schiffe in seinen Häfen zuließ, begann Napoleon mit dem Aufbau der Grande Armée, mit der er 1812 in Rußland einmarschierte. Nach der Schlacht von Borodino gelang ihm die Besetzung Moskaus, doch der große Brand von Moskau, der einbrechende Winter, Nahrungsmangel und die Angriffe russischer Einheiten zwangen ihn schließlich zum Rückzug.

Inhalt: Der mit insgesamt rund 250 Figuren besetzte Roman schildert die Geschichte dreier Familien, deren Mitglieder über drei Generationen durch mehrere miteinander verflochtene Erzählstränge verbunden sind.

Der ein wenig plumpe, aber gutmütige und idealistische Pierre Besuchow, illegitimer Sohn eines wohlhabenden Grafen, ist mit Andrei Bolkonski befreundet, einem ebenso zweiflerischen wie scharfsinnigen Denker. Aus der Schlacht von Austerlitz zurückgekehrt, verliebt sich Andrei in Natascha, die bezaubernde Tochter des verarmten Grafen Rostow. Nachdem diese eine Affäre mit dem ruchlosen Lebemann Anatol Kuragin begonnen hat, nimmt Andrei an der Schlacht von Borodino teil, wird schwer verletzt und stirbt.

Pierre indes heiratet Anatols Schwester Helene, die in seiner Abwesenheit bei der Abtreibung eines unehelichen Kindes stirbt. Er wird Zeuge der Schlacht von Borodino, erlebt in Moskau den Einzug der napoleonischen Armee und beschließt, Napoleon zu töten. Sein Plan mißglückt, und Pierre kommt in ein Kriegsgefangenenlager, wo er den Soldaten Platon Karatajew kennen lernt. In dessen bäuerlicher Weisheit findet er schließlich eine Antwort auf seine Fragen nach dem Lebenssinn, so wie er in Natascha später seine ideale Ehefrau erkennt.

Nataschas Bruder Nikolai seinerseits gibt, um seine Familie vor dem finanziellen Ruin zu retten, die Verbindung zu seiner Cousine Sonja auf und heiratet Andreis Schwester Marja, die nach dem Tod

des Bruders über ein beträchtliches Vermögen verfügt. Obschon ihre Ehe weniger bewegt und erfüllt erscheint als die zwischen Pierre und Natascha, finden auch Nikolai und Marja zu einem zufriedenen Dasein.

Aufbau: Im ständigen Wechsel zwischen der Darstellung familiärer Szenen, menschlicher Emotionen, Konflikte und Vergnügungen einerseits sowie der Schilderung von Schlachten und Lagebesprechungen andererseits zeichnet Tolstoi ein umfassendes literarisches Porträt des aristokratischen Lebens in einer Zeit, die zu den glanzvollsten Epochen in der russischen Geschichte zählt. Geschichtsphilosophische Exkurse und die Beschreibung der historischen Persönlichkeiten bringen das ethische Anliegen des Autors ebenso zum Ausdruck wie die Sinnsuche der beiden Protagonisten Pierre und Andrei, deren Charaktere zwei verschiedene Seiten in Tolstois eigenem Wesen widerspiegeln.

Wirkung: Der Autor sprach dem Werk stolz den Rang der Ilias (entst. 2. Hälfte des 8. Jahrhunderts v. Chr.) von Homer zu. Es wurde mehrfach verfilmt, u. a. 1956 von King Vidor mit Audrey Hepburn in einer der Hauptrollen.

Autorenporträt:

Tolstoi, Lew N. russ. Schriftsteller *9.9.1828 Jasnaja Poljana (Gouvernement Tula) †20.11.1910 Astapowo (Gouvernement Tambow) Krieg und Frieden, 1868/69 Anna Karenina, 1875-77 Kreutzeronate, 1891 Lew Nikolajewitsch Tolstoi, Autor der beiden groß angelegten Romane Krieg und Frieden und Anna Karenina sowie zahlreicher Erzählungen, Dramen und Abhandlungen, zählt zu den berühmtesten Schriftstellern der Weltliteratur. Im Zentrum seiner dem Realismus verpflichteten Werke steht das Thema der Nichtigkeit des Daseins. Als Nachkomme einer wohlhabenden Adelsfamilie geboren, wuchs Tolstoi nach dem Tod seiner Eltern bei einer Tante in Kasan auf. 1844-47 studierte er an der Universität von Kasan erfolglos Orientalistik und Rechtswissenschaft. Nach Abbruch des Studiums kehrte er als Gutsverwalter nach Jasnaja Poljana zurück, wo er, beeinflusst von den Ideen Jean-Jacques Rousseaus, das System der Leibeigenschaft zu reformieren suchte. Seine Pläne scheiterten jedoch

am Mißtrauen der Bauern, so daß Tolstoi sich 1851 freiwillig zum Militärdienst meldete. Bis 1856 nahm er an Kämpfen im Kaukasus und während des Krimkriegs teil. Zwischen 1856 und 1862 unternahm Tolstoi, der nun abwechselnd in Moskau und Jesnaja Poljana lebte, zwei längere Reisen durch Westeuropa. 1862 ließ sich Tolstoi nach seiner Heirat endgültig in Jesnaja Poljana nieder und widmete sich verstärkt pädagogischen Studien. Ab Ende der 1870er Jahre wurde sein literarisches Schaffen zunehmend von ethischreligiösen Schriften verdrängt. Im November 1910 versuchte Tolstoi, seiner zerrütteten Ehe durch heimliche Flucht zu entkommen. Noch im selben Monat starb er auf der Bahnstation von Astapowo an einer Lungenentzündung. Im Lauf seiner literarischen Entwicklung vervollkommnete Tolstoi seine Technik einer das Oberflächliche entlarvenden und das Unterbewußtsein erhellenden Analyse. Hierzu verwendet er das Verfahren, Handlungen und Gegenstände niemals direkt, sondern stets aus ungewohnter Perspektive zu schildern. Biographie: J. Lavrin, Tolstoi

**Dieses eBook ist nicht zum Verkauf
bestimmt.**

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
Ein Titeldatensatz für diese Publikation ist bei
Der Deutschen Bibliothek erhältlich.

© 2002 Patmos Verlag GmbH & Co. KG

Albatros Verlag, Düsseldorf

Alle Rechte, einschließlich derjenigen des auszugsweisen Abdrucks
sowie der fotomechanischen und elektronischen Wiedergabe,
vorbehalten.

Umschlagmotiv: »Einnahme der Schneestadt«, W. I. Surikow

ISBN 3-491-96.054-1y

Aus dem Russischen von Marianne Kegel. Titel der russischen
Originalausgabe: *Vojna i mir* (Moskau 1868/69)

© Patmos Verlag GmbH & Co. KG Artemis und Winkler Verlag,
Düsseldorf und Zürich

ERSTER TEIL

1

»Eh bien, mon prince, Genua und Lucca¹ sind weiter nichts mehr als Apanagegüter der Familie Bonaparte. Nein, ich erkläre Ihnen, wenn Sie mir nicht sagen, daß wir Krieg bekommen werden, und wenn Sie sich noch einmal unterstehen, alle Schandtaten und Grausamkeiten dieses Antichristen² in Schutz zu nehmen (denn daß er der Antichrist ist, das glaube ich), so kenne ich Sie nicht mehr. Vous n'êtes plus mon ami, vous n'êtes plus mein treuer Sklave, comme vous dites. Vor allem aber: Guten Abend, guten Abend. Je vois que je vous fais peur. Setzen Sie sich und erzählen Sie.«

So sprach im Juni 1805 das bekannte Hoffräulein Anna Pawlowna Scherer, die Vertraute der Kaiserin³ Maria Fjodorowna⁴, als sie den Fürsten Wassilij empfing, einen hohen, einflußreichen Beamten, der als erster zu ihrer Abendgesellschaft erschien. Anna Pawlowna hustete seit einigen Tagen; sie hatte die Grippe, wie sie sagte – Grippe war damals ein neues Wort, das nur von einigen wenigen vornehmen Leuten gebraucht wurde. Auf allen Einladungen, die sie am Morgen durch einen Lakaien in roter Livree abgesandt hatte, hatte ohne Ausnahme folgendes gestanden:

»Si vous n'avez rien de mieux à faire, Monsieur le comte (oder: mon prince), und wenn die Aussicht, bei einer armen Kranken den Abend zu verbringen, Sie nicht allzu sehr abschreckt, so würde ich mich freuen, Sie zwischen 7 und 10 Uhr bei mir zu sehen. Annette Scherer.«

»Dieu, quelle virulente sortie«, antwortete der eintretende Fürst, ohne sich im geringsten über einen solchen Empfang aufzuregen, und ein heiterer Ausdruck lag auf seinem platten Gesicht.

Er trug eine gestickte Hofuniform mit Orden, Strümpfe und Schnallenschuhe und sprach jenes gewählte Französisch, in dem unsere Großväter sich nicht nur unterhielten, sondern auch zu denken pflegten. Sein Ton war ruhig und gönnerhaft, wie er angesehenen Leuten eigen ist, die in der Gesellschaft und im Hofleben alt geworden sind. Er ging auf Anna Pawlowna zu, küßte ihre Hand, wobei er ihr seine parfümierte, leuchtende Glatze zuneigte, und setzte sich dann ruhig auf das Sofa.

»Vor allem: berichten Sie mir, wie es Ihnen geht, chère amie! Beruhigen Sie Ihren Freund«, sagte er, ohne die Stimme zu verändern, mit einem Ton, aus dem bei aller Höflichkeit und Teilnahme doch etwas wie Gleichgültigkeit und sogar Spott herausklang.

»Wie kann es einem gut gehen, wenn man seelisch leidet? Kann man in unserer Zeit etwa ruhig bleiben, wenn man noch Gefühl hat?« sagte Anna Pawlowna. »Sie bleiben doch den ganzen Abend bei mir, hoffe ich?«

»Und das Fest beim englischen Gesandten? Heute ist Mittwoch. Ich muß mich dort zeigen«, erwiderte der Fürst. »Meine Tochter holt mich hier ab und bringt mich hin.«

»Ich dachte, das heutige Fest wäre abgesagt. Ich muß gestehen, alle diese Feste und Feuerwerke erscheinen mir schon reichlich fade.«

»Wenn der Gesandte gewußt hätte, daß Sie es wünschen, hätte er sicher das Fest abgesagt«, entgegnete der Fürst, der nach alter Gewohnheit wie eine aufgezogene Uhr etwas hinredete, wovon er selber nicht annahm, daß es jemand glauben werde.

»Ne me tourmentez pas. Eh bien, was ist beschlossen worden betreffs der Depesche Nowosilzews⁵? Vous savez tout.«

»Was soll ich da sagen?« entgegnete der Fürst in kaltem, gelangweiltem Ton. »Qu'a-t-on décidé? Man ist zu der Ansicht gelangt, daß Bonaparte seine Schiffe hinter sich verbrannt hat, und ich glaube, wir sind im Begriff, die unsrigen ebenfalls zu verbrennen.« Fürst Wassilij sprach immer lässig, wie etwa ein Schauspieler die Rolle eines ihm altbekannten Stückes hersagt. Anna Pawlowna dagegen war trotz ihrer vierzig Jahre lebhaft und leidenschaftlich.

Enthusiastin zu sein brachte ihre gesellschaftliche Stellung mit sich, und bisweilen spielte sie sogar, auch wenn sie es gar nicht wollte, die Enthusiastin, nur um die Erwartung der Leute, die sie kannten, nicht zu enttäuschen. Das leichte Lächeln, das stets auf ihrem Antlitz spielte, wenn es auch nicht zu ihren verlebten Zügen paßte, ließ, genau wie bei verzärtelten Kindern, erkennen, daß sie sich beständig ihres liebenswürdigen Fehlers bewußt war, aber gar nicht wünschte und auch nicht für nötig hielt, ihn abzulegen.

Mitten im Gespräch über diese politischen Dinge geriet Anna Pawlowna wieder in Eifer: »Ach, reden Sie mir doch nicht von Österreich. Vielleicht verstehe ich nichts davon, aber Österreich

wollte den Krieg niemals und will ihn auch jetzt nicht. Es verrät uns. Rußland allein muß der Retter Europas werden. Unser kaiserlicher Wohltäter kennt seine hohe Berufung und wird ihr treu bleiben. Nur daran glaube ich. Unserm guten, herrlichen Kaiser steht die höchste Rolle in der Welt bevor, und er ist so tugendhaft und so gut, daß Gott ihn nicht verläßt und er seine Berufung erfüllen wird, nämlich die Hydra der Revolution zu erdrosseln, die jetzt in der Gestalt dieses Mörders und Bösewichts nur noch fürchterlicher ist. Wir allein müssen das Blut des Gerechten sühnen. Auf wen sollten wir denn sonst hoffen, frage ich Sie? England mit seinem Kaufmannsgeist versteht nicht die ganze Seelengröße Kaiser Alexanders und kann sie auch gar nicht verstehen. England hat sich geweigert, Malta zu räumen. Es verhält sich abwartend und will in unserem Handeln überall einen Hintergedanken sehen. Was hat man Nowosilzew geantwortet? Nichts! Man hat die Selbstverleugnung unseres Kaisers nicht verstanden und sie auch nicht verstehen können, unseres Kaisers, der nichts für sich will, sondern alles nur zum Wohl der ganzen Welt. Und was hat man versprochen? Nichts. Und auch das, was man versprochen hat, wird das etwa gehalten? Preußen hat schon erklärt, Bonaparte sei unbesiegbar, und ganz Europa könne nichts gegen ihn ausrichten ... Ich aber glaube weder Hardenberg noch Haugwitz ein Wort. Cette fameuse neutralité prussienne, ce n'est qu'un piège. Ich setze all mein Vertrauen nur auf Gott und auf die hohe Bestimmung unseres lieben Kaisers. Er wird Europa reuen!...«

Sie hielt plötzlich inne und lächelte spöttisch über ihre eigene Erregung.

»Ich glaube«, sagte lächelnd der Fürst, »wenn man Sie an Stelle unseres lieben Wintzingerode hingeschickt hätte, so hätten Sie die Zustimmung des preußischen Königs im Sturm errungen. Bei Ihrer Beredsamkeit! Darf ich Sie um eine Tasse Tee bitten?«

»Sofort! A propos«, fügte sie, wieder ruhiger, hinzu, »heute werde ich zwei sehr interessante Leute bei mir sehen, le Vicomte de Mortemart, il est allié aux Montmorency par les Rohans, eine der besten Familien Frankreichs. Er ist einer von den wirklich feinen Emigranten. Und dann den Abbeé Morio! Kennen Sie diesen tiefen Geist? Er ist vom Kaiser empfangen worden. Sie wissen wohl?«

»Ah! Das freut mich außerordentlich«, sagte der Fürst. »Sagen Sie«, fügte er in seinem nachlässigen Ton hinzu, als ob er sich zufällig

an etwas erinnerte, während doch gerade das, wonach er fragen wollte, der Hauptzweck seines Besuches war, »ist es wahr, daß die Kaiserin-Mutter den Baron Funke zum ersten Sekretär in Wien ernennen will? C'est un pauvre sire, ce baron, à ce qu'il paraît.«

Fürst Wassilij wollte seinem eigenen Sohn zu dieser Stelle verhelfen, die andere durch die Kaiserin Maria Fjodorowna dem Baron Funke zu verschaffen suchten.

Anna Pawlowna schloß die Augen, um damit anzudeuten, daß weder sie noch irgendein anderer es wagen dürfe, über das zu urteilen, was der Kaiserin gefalle oder genehm sei.

»Monsieur le baron de Funke ist der Kaiserin-Mutter durch ihre Schwester empfohlen worden«, sagte sie in trockenem Ton.

Als Anna Pawlowna den Namen der Kaiserin nannte, nahm ihr Gesicht plötzlich einen Ausdruck tiefster und aufrichtigster Ergebenheit und Achtung an, mit einem Schatten von Traurigkeit. Dies tat sie jedesmal, wenn sie in der Unterhaltung ihre hohe Gönnerin erwähnte. Sie fuhr fort, Ihre Majestät hätten geruht, dem Baron Funke beaucoup d'estime zu erweisen, und wieder umflorte eine gewisse Traurigkeit ihren Blick.

Der Fürst schwieg, als ob ihn die Sache nichts angehe. Anna Pawlowna hatte mit der ihr eigenen höfischen und weiblichen Gewandtheit und ihrem schnell auffassenden Taktgefühl dem Fürsten eins dafür versetzen wollen, daß er es gewagt hatte, sich so über eine der Kaiserin empfohlene Person zu äußern, andererseits wollte sie ihn nun aber auch wieder trösten.

»Mais à propos de votre famille«, sagte sie, »wissen Sie, daß Ihre Tochter, seitdem sie die Gesellschaften besucht, fait les délices de tout le monde? Man findet sie schön wie den Tag.«

Der Fürst verneigte sich, um damit seine Verehrung und Erkenntlichkeit auszudrücken.

»Ich denke oft darüber nach«, fuhr Anna Pawlowna nach kurzem Schweigen fort, rückte näher an den Fürsten heran und lächelte ihm freundlich zu, als wollte sie damit andeuten, daß das Gespräch über Politik und Gesellschaft beendet sei und jetzt eine intimere Unterhaltung beginne, »ich denke oft darüber nach, wie ungerecht bisweilen im Leben das Glück verteilt ist. Warum schenkte Ihnen das Schicksal zwei solch herrliche Kinder? Anatol, Ihren jüngsten Sohn, schließe ich

dabei aus, ich liebe ihn nicht«, fügte sie in einem Ton hinzu, der keinen Widerspruch duldete, und zog dabei die Brauen hoch. »Was für reizende Kinder! Wahrhaftig, Sie verstehen das am wenigsten zu schätzen und sind es gar nicht wert, solche Kinder zu haben.«

Und wieder lächelte sie verzückt.

»Que voulez-vous? Lavater würde sagen⁶, daß mir der Auswuchs der Elternliebe fehlt«, erwiderte der Fürst.

»Hören Sie auf zu scherzen. Ich wollte ernsthaft mit Ihnen reden. Wissen Sie, ich bin unzufrieden mit Ihrem jüngsten Sohn. Unter uns gesagt« – ihr Gesicht nahm einen traurigen Ausdruck an –, »man sprach von ihm bei Ihrer Majestät und man bedauerte Sie ...«

Der Fürst erwiderte nichts. Sie aber sah ihn schweigend und bedeutsam an und wartete auf eine Antwort. Der Fürst runzelte die Stirn.

»Ja, was wünschen Sie denn, was soll ich dabei machen?« sagte er endlich. »Sie wissen, ich habe für die Erziehung meiner Kinder alles getan, was ein Vater nur tun kann, und aus beiden sind des imbéciles geworden. Hippolyt ist wenigstens ein ruhiger Dummkopf, Anatol aber gerade das Gegenteil. Das ist der einzige Unterschied«, sagte er mit unnatürlicherem und lebhafterem Lächeln als gewöhnlich, wobei in den Falten seines Mundes ein unerwartet grober und unangenehmer Zug hervortrat.

»Warum müssen solche Leute wie Sie auch Kinder haben? Wenn Sie nicht Vater wären, so hätte ich überhaupt nichts an Ihnen auszusetzen«, sagte Anna Pawlowna und blickte nachdenklich auf.

»Je suis votre treuer Sklave et à vous seule je puis l'avouer. Meine Kinder – ce sont les entraves de mon existence. Sie sind mein Kreuz. So erkläre ich es mir. Que voulez-vous?«

Er schwieg und gab durch eine Handbewegung zu verstehen, daß er sich in sein grausames Geschick ergeben habe.

Anna Pawlowna dachte nach.

»Haben Sie nie daran gedacht«, sagte sie, »Ihren verlorenen Sohn Anatol zu verheiraten? Man sagt immer Alte Jungfern ont la manie des mariages. Ich fühle diese Schwäche noch nicht in mir, aber ich habe eine petite personne, die sich bei ihrem Vater sehr unglücklich fühlt, une parente à nous, une princesse Bolkonskaja.«

Fürst Wassilij antwortete nichts, deutete aber in jener schnellen Überlegung, wie sie Männern von Welt eigen ist, durch eine Kopfbeugung an, daß er über diese Mitteilungen noch nachdenken wolle.

»Nein, wissen Sie, dieser Anatol kostet mich jährlich vierzigtausend Rubel«, sagte er; anscheinend konnte er seine trüben Gedanken nicht zurückhalten. Dann schwieg er abermals. »Was soll in fünf Jahren werden, wenn das so weitergeht? Voilà l'avantage d'être père. Ist sie reich, Ihre Fürstin?«

»Ihr Vater ist sehr reich und geizig. Er lebt auf dem Lande. Wissen Sie, es ist der bekannte Fürst Bolkonskij, der noch unter dem seligen Kaiser seinen Abschied nahm und den Spitznamen ›König von Preußen⁷ hatte. Er ist ein sehr kluger Mensch, hat aber seine Seltsamkeiten, und es ist schwer, mit ihm auszukommen. La pauvre petite est malheureuse comme les pierres. Sie hat einen Bruder, der sich neulich mit Lise Meynen verheiratet hat. Er ist Kutusows⁸ Adjutant und wird heute bei mir sein.«

»Ecoutez, chère Annette«, sagte der Fürst, faßte die Hand Anna Pawlownas und zog diese zu sich herab. »Nehmen Sie sich dieser Sache an, und ich bin für immer Ihr treuester Sklave. – Sklave, wie mein Dorfschulze in seinen Berichten schreibt, mit einem f. Sie hat einen guten Namen und ist reich, das ist alles, was ich brauche.«

Und mit jenen freien, familiären, graziösen Bewegungen, die ihn auszeichneten, nahm er ihre Hand, küßte sie, schwenkte diese Hand hin und her und ließ sich in den Sessel zurückfallen. Dann blickte er zur Seite.

»Attendez«, sagte Anna Pawlowna und überlegte. »Heute werde ich Lise, die Frau des jungen Bolkonskij, sprechen. Vielleicht läßt sich die Sache machen. In Ihrer Familie werde ich also meine Lehrzeit im Handwerk der alten Jungfern beginnen.«

2

Der Salon Anna Pawlownas füllte sich allmählich. Die erlesenste Gesellschaft Petersburgs war vertreten, Leute, die dem Alter und Charakter nach zwar ganz verschieden waren, die aber doch alle gleich schienen durch ihre gesellschaftliche Stellung. Die Tochter des Fürsten Wassilij, die schöne Helene, war gekommen, um ihren Vater abzuholen und mit ihm zusammen zu dem Fest des englischen Gesandten zu fahren. Sie trug ein Ballkleid und eine Brosche mit dem Namenszug der Kaiserin. Auch die als *la femme la plus séduisante de Pétersbourg* bekannte kleine junge Fürstin Bolkonskaja war gekommen, die sich vorigen Winter verheiratet hatte und jetzt, weil sie ein Kind erwartete, große Gesellschaften nicht mehr besuchte, aber noch an kleineren geselligen Abenden teilnahm. Fürst Hippolyt, der Sohn des Fürsten Wassilij, war mit Mortemart erschienen, den er vorstellte. Auch der Abbe Morio und viele andere fanden sich ein.

»Sie haben wohl ma tante noch nicht gesehen oder sind noch gar nicht mit ihr bekannt?« sagte Anna Pawlowna zu den eintretenden Gästen und führte sie sehr feierlich zu einer kleinen alten Dame in einer Haube mit Bändern. Die alte Dame hatte sich im Nebenzimmer eingefunden, als die ersten Gäste eingetroffen waren. Anna Pawlowna nannte die einzelnen Besucher beim Namen, ließ langsam den Blick von den Gästen zur Tante schweifen und entfernte sich dann.

Alle Gäste unterwarfen sich der Begrüßungszeremonie mit dieser Tante, die keinem bekannt war, keinen interessierte und keinen etwas anging. Anna Pawlowna beobachtete mit traurigfeierlicher Teilnahme diese Begrüßungen und schwieg beifällig. Die Tante sprach mit jedem in genau denselben Ausdrücken von seinem, von ihrem und von Ihrer Majestät Befinden, das heute, Gott sei Dank! besser sei. Alle traten dann mit dem erleichterten Gefühl, eine schwere Pflicht erfüllt zu haben, höflichkeitshalber jedoch ohne Eile zu zeigen, von der alten Dame zurück, um sich dann den ganzen Abend nicht weiter um sie zu kümmern.

Die junge Fürstin Bolkonskaja hatte sich in einem goldgestickten Samtbeutelchen eine Handarbeit mitgebracht. Ihre hübsche Oberlippe mit dem leisen Anflug eines Bärtchens war so kurz, daß ihre Zähne zu

sehen waren. Es sah entzückend aus, wenn sich diese Lippe öffnete oder hin und wieder dehnte und sich auf die Unterlippe herabsenkte. Wie immer bei sehr reizenden Frauen erschienen ihre kleinen Mängel – hier die zu kurze Lippe und der halboffene Mund – als eine besondere, nur ihr eigentümliche Schönheit. Alle schauten mit heiterem Wohlgefallen auf diese hübsche, frische und lebhaft junge Frau, die bald Mutter werden sollte und ihren Zustand so leicht ertrug. Den alten Herren und den sich langweilenden, finster blickenden jungen Männern kam es vor, als würden sie ihr ähnlich, wenn sie eine Zeitlang mit ihr zusammen gewesen waren und mit ihr gesprochen hatten. Wer sich mit ihr unterhielt und bei jedem Wort ihr strahlendes Lächeln und ihre glänzendweißen Zähne sah, die allen entgegenblitzten, der glaubte, daß er selber heute besonders liebenswürdig sei. Und das dachte jeder.

Die kleine Fürstin ging wiegenden Schritts, ihren Arbeitsbeutel in der Hand, um den Tisch herum. Dann setzte sie sich auf den Diwan neben dem silbernen Samowar und strich sich unbefangen das Kleid zurecht, als ob alles, was sie täte, ein Vergnügen für sie und ihre Umgebung wäre.

»J'ai apporté mon ouvrage«, sagte sie, indem sie sich an alle wandte und ihr Beutelchen aufzog. »Warten Sie nur, Annette. Spielen Sie mir keine solch schlechten Streiche«, wandte sie sich an die Hausfrau, »Sie haben mir geschrieben, daß es nur eine kleine Abendgesellschaft sein werde. Sehen Sie nur, wie ich angezogen bin.«

Und sie breitete die Arme aus, um ihr prächtiges graues Spitzenkleid zu zeigen, das ein wenig unterhalb der Brust von einem breiten Band zusammengehalten wurde.

»Soyez tranquille, Lise, trotz alledem werden Sie immer die Hübscheste sein«, antwortete Anna Pawlowna.

»Sie wissen, mein Mann verläßt mich«, fuhr Lise in demselben Ton fort, das Wort an einen General richtend. »Il va se faire tuer. Sagen Sie mir nur das eine: Wozu dieser scheußliche Krieg?« rief sie dem Fürsten zu und wandte sich dann, ohne eine Antwort abzuwarten, an seine Tochter, die schöne Helene.

»Was für eine entzückende Person, diese kleine Fürstin!« sagte Fürst Wassilij zu Anna Pawlowna.

Bald nach der kleinen Fürstin trat ein derber, dicker junger Mann in den Salon ein, mit glattgeschorenem Kopf und einer Brille. Er trug nach der damaligen Mode helle Hosen, ein hohes Jabot und einen braunen Frack. Es war ein unehelicher Sohn des Grafen Besuchow, eines berühmten Würdenträgers aus der Zeit Katharinas⁹, der jetzt in Moskau im Sterben lag. Dieser junge Mann, der noch kein Amt bekleidete, war soeben aus dem Ausland zurückgekehrt, wo er erzogen worden war. Heute zeigte er sich zum erstenmal in der Gesellschaft.

Anna Pawlowna begrüßte ihn mit einer Verneigung, die sie nur Leuten machte, die der untersten gesellschaftlichen Schicht in ihrem Salon angehörten. Aber trotz dieser nicht sehr ehrerbietigen Begrüßung prägten sich beim Eintreten des jungen Pierre auf ihrem Gesicht doch Unruhe und Furcht aus, wie man sie beim Anblick eines großen, unförmigen Gegenstandes empfindet, der nicht in seine Umgebung paßt. Pierre war allerdings etwas größer als alle andern, aber diese Furcht konnte doch wohl nur seinem klugen und zugleich schüchternen, beobachtenden und natürlichen Blick gelten, der ihn vor allen Gästen auszeichnete.

»Es ist lieb von Ihnen, Monsieur Pierre, daß Sie eine arme Kranke besuchen kommen«, sagte Anna Pawlowna zu ihm und wechselte beklommen einen Blick mit ihrer Tante, zu der sie ihn hinführte.

Pierre murmelte einige unverständliche Worte und fuhr fort, etwas mit den Augen zu suchen. Er lächelte froh und heiter, verneigte sich vor der kleinen Fürstin wie vor einer guten Bekannten und trat dann auf die Tante zu. Und wirklich, Anna Pawlownas Furcht sollte sich als nicht unbegründet erweisen: Pierre wandte sich wieder von der Tante ab, ohne ihre Rede über das Befinden Ihrer Majestät zu Ende gehört zu haben. Erschrocken hielt ihn Anna Pawlowna mit den Worten zurück: »Kennen Sie schon den Abbé Morio? Er ist ein sehr interessanter Mensch.«

»Ja, ich habe von seinem Plan eines ewigen Friedens¹⁰ gehört, das ist sehr interessant, aber wohl kaum möglich ...«

»So? Glauben Sie? ...« erwiderte Anna Pawlowna, nur um etwas zu sagen, und wollte sich wieder ihren Hausfrauenpflichten zuwenden. Aber Pierre beging nun die entgegengesetzte Unhöflichkeit. Vorhin war er fortgegangen, ohne die Worte einer Dame bis zu Ende angehört zu haben, jetzt hielt er eine Dame, die von ihm fortgehen wollte, durch

seine Unterhaltung fest. Er neigte den Kopf nach vorn, spreizte seine großen Beine breit auseinander und begann Anna Pawlowna zu beweisen, warum seiner Meinung nach der Plan des Abbes ein Hirngespinnst sei.

»Darüber wollen wir uns später unterhalten«, sagte Anna Pawlowna lächelnd. Und nachdem sie so von dem jungen Mann losgekommen war, der sich so wenig zu benehmen verstand, widmete sie sich wieder ganz den Aufgaben, die ihr als Wirtin oblagen, hörte hier zu, sah dort nach dem Rechten, jeden Augenblick bereit, an der Stelle einzugreifen, wo das Gespräch einzuschlafen drohte. Wie der Besitzer einer Spinnerei seine Arbeiter auf ihre Plätze stellt, dann durch seinen Betrieb geht, hier eine Spindel bemerkt, die sich nicht dreht, dort einen ungewöhnlich knarrenden, zu lauten Ton vernimmt und hinzueilt, um diese Spindel anzuhalten, jene in Gang zu bringen, so ging Anna Pawlowna durch ihren Salon. Bald trat sie zu einer Gruppe, die schwieg oder zu laut sprach, bald brachte sie durch ein einziges Wort oder eine Umgruppierung die Gesprächsmaschine wieder in den gleichmäßigen, richtigen Gang. Und doch wurde sie bei all diesen Sorgen eine besondere Furcht, Pierres wegen, nicht los. Ängstlich sah sie ihm nach, als er auf Mortemart zuing, um zu hören, was da gesprochen wurde, und ihr Blick folgte ihm auch noch weiter, als er zu dem anderen Kreise herantrat, wo der Abbé sprach. Für Pierre, der im Ausland seine Erziehung genossen hatte, war diese Abendgesellschaft bei Anna Pawlowna die erste, die er in Rußland mitmachte. Er wußte, daß hier die ganze Intelligenz Petersburgs versammelt war. Seine Augen wanderten gespannt hin und her wie die eines Kindes vor einem Spielwarenladen. Er schien ordentlich Angst zu haben, dieses oder jenes kluge Gespräch zu versäumen, das er hätte hören können. Wenn er die selbstbewußten, vornehmen Gesichter der hier Versammelten ansah, so erwartete er immer etwas besonders Kluges. Endlich ging er auf Morio zu. Die Unterhaltung dort schien ihm interessant. Er blieb stehen und wartete auf eine Gelegenheit, seine Gedanken zu äußern, wie junge Leute das zu tun pflegen.

3

Die Abendgesellschaft bei Anna Pawlowna war in vollem Gang, die Spindeln schnurrten auf allen Seiten gleichmäßig, ohne auszusetzen. Mit Ausnahme der Tante, bei der nur eine ältliche Dame mit abgehärmtem magerem Gesicht saß, die nicht recht in diesen glänzenden Kreis zu passen schien, hatte sich die Gesellschaft in drei Gruppen geteilt. Den Mittelpunkt der ersten, die fast nur aus Herren bestand, bildete der Abbé. In der zweiten herrschte die Jugend vor; hier glänzten Helene, die Tochter des Fürsten Wassilij, und die hübsche, rotbackige, für ihre Jugend etwas zu volle kleine Fürstin Bolkonskaja. In der dritten Gruppe aber führten Mortemart und Anna Pawlowna das Wort.

Der Vicomte war ein netter junger Mann mit weichen Gesichtszügen und guten Umgangsformen, der sich offenkundig für eine Berühmtheit hielt, es aber aus Wohlerzogenheit bescheiden der Gesellschaft, in der er sich befand, überließ, ihn so zu nehmen, wie es ihr paßte. Anna Pawlowna setzte ihn augenscheinlich ihren Gästen wie ein feines Gericht vor. Wie ein tüchtiger Maître d'hôtel seinen Gästen ein Stück Rindfleisch, das niemand essen würde, wenn er es in der schmutzigen Küche sähe, als etwas besonders Leckeres darreicht, so präsentierte Anna Pawlowna ihren Gästen heute den Vicomte und dann den Abbe als etwas ganz besonders Delikates. In dem Kreis um Mortemart sprach man sofort von der Ermordung des Herzogs von Enghien¹¹. Der Vicomte meinte, der Herzog sei an seiner eigenen Großmut zugrunde gegangen, und es müßten doch besondere Ursachen vorliegen, die Bonaparte soviel Mut gemacht hätten.

»Ah voyons, contez-nous cela, Vicomte«, sagte Anna Pawlowna und fühlte dabei mit Freude, wie diese ihre Phrase etwas nach Louis XV. klang.

Der Vicomte verbeugte sich zum Zeichen des Gehorsams und lächelte verbindlich. Anna Pawlowna ließ einen Kreis um ihn bilden und lud alle ein, ihm zuzuhören.

»Der Vicomte ist mit dem Herzog persönlich bekannt gewesen«, flüsterte Anna Pawlowna dem einen ins Ohr. »Der Vicomte ist ein ausgezeichnete Erzähler«, sagte sie zu einem zweiten. »Wie man

doch gleich einen Menschen aus der guten Gesellschaft erkennt!« sagte sie zu einem dritten, und der Vicomte wurde der Gesellschaft so appetitlich und vorteilhaft vorgesetzt wie ein Roastbeef auf einer heißen Schüssel, die mit Gemüse garniert ist.

Der Vicomte wollte gerade seine Erzählung beginnen und lächelte leicht.

»Kommen Sie hierher, chère Helene«, rief Anna Pawlowna der schönen Fürstin zu, die etwas abseits saß und den Mittelpunkt der zweiten Gruppe bildete.

Die Fürstin nickte und erhob sich mit dem stets gleichbleibenden Lächeln einer vollkommen schönen Frau, mit dem sie schon den Salon betreten hatte. In ihrer weißen Ballrobe, die mit Efeu und Moos besetzt war, leicht dahinrauschend, im Glanz ihrer weißen Schultern, ihrer Haare und Brillanten, ging sie zwischen den Männern hindurch, die zur Seite getreten waren, und auf Anna Pawlowna zu. Sie sah dabei keinen an, lächelte aber allen zu und gestattete sozusagen jedem liebenswürdig, sich an der Schönheit ihres Wuchses, ihrer vollen Schultern, ihrer nach der damaligen Mode tief entblößten Brust und ihres Rückens zu weiden. Es schien, als verbreite sie den Glanz eines ganzen Balles um sich her. Helene war so schön, daß man an ihr auch nicht einen Schatten von Koketterie wahrnahm, im Gegenteil, es war, als berühre es sie peinlich, daß ihre unzweifelhafte Schönheit so stark und siegreich wirkte. Es hatte den Anschein, als wollte sie deren Eindruck abschwächen, brächte es jedoch nicht fertig.

»Quelle belle personne!« sagte jeder, der sie sah. Wie von etwas Ungewöhnlichem überrascht, zuckte der Vicomte die Schultern und senkte die Augen, als sie vor ihm Platz nahm und ihn mit ihrem stets gleichbleibenden Lächeln anstrahlte.

»Madame, ich fürchte, meine Fähigkeiten reichen für ein solches Auditorium nicht aus«, sagte er und neigte mit einem Lächeln den Kopf.

Die Fürstin legte ihren entblößten vollen Arm auf den kleinen Tisch und hielt es nicht für nötig, etwas zu antworten. Sie wartete lächelnd. Während der ganzen Erzählung saß sie steif da und sah nur dann und wann bald auf ihren vollen schönen Arm, der durch den Druck auf den Tisch seine Form verändert hatte, bald auf ihre noch schönere Brust und rückte den Brillantschmuck zurecht. Ein paarmal

strich sie die Falten ihres Kleides glatt und sah sich dann, als die Erzählung Eindruck machte, nach Anna Pawlowna um, nahm sogleich denselben Ausdruck an, den sie auf deren Gesicht wahrgenommen hatte, und ging dann wieder zu ihrem strahlenden Lächeln über. Hinter Helene war auch die kleine Fürstin vom Teetisch herübergekommen.

»Attendez-moi, je vais prendre mon ouvrage«, sagte sie. »Voyons, à quoi pensez-vous?« wandte sie sich an den Fürsten Hippolyt. »Bringen Sie mir meinen Beutel.« Sie verursachte, während sie so lächelnd mit allen redete, eine kleine Pause und strich dann beim Setzen heiter ihr Kleid zurecht.

»So, jetzt ist alles in Ordnung«, rief sie, bat dann fortzufahren und nahm ihre Arbeit wieder vor. Fürst Hippolyt, der ihren Arbeitsbeutel geholt hatte, trat hinter sie und setzte sich in einen Sessel, den er neben sie gerückt hatte.

Der ›charmante‹ Hippolyt fiel jedem durch die sprechende Ähnlichkeit mit seiner schönen Schwester auf, um so mehr, weil er, trotz dieser Ähnlichkeit, ungewöhnlich häßlich war. Die Gesichtszüge waren die gleichen wie bei seiner Schwester; aber bei ihr war alles von einem lebensfrohen, selbstzufriedenen, jugendlichen, steten Lächeln erhellt, und ihre Körperschönheit glich der einer antiken Statue. Bei ihrem Bruder dagegen wurde das Gesicht durch Stumpfsinn verdüstert und trug einen unveränderlich mürrischen, aber selbstzufriedenen Ausdruck. Sein Körper war mager und schlapp. Augen, Nase und Mund – alles floß in eine einzige verschwommene, blasierte Grimasse zusammen; Arme und Beine nahmen stets eine unnatürliche Haltung an.

»Ist das auch keine Gespenstergeschichte?« fragte er und setzte sich neben die Fürstin.

Eilig führte er seine Lorgnette an die Augen, als ob er ohne dieses Instrument nicht reden könnte.

»Mais non, mon cher«, sagte mit den Schultern zuckend der erstaunte Erzähler.

»Ich verabscheue nämlich Gespenstergeschichten«, bemerkte Hippolyt, und zwar in einem Ton, dem man anmerken konnte, daß er diese Worte ausgesprochen und dann erst begriffen hatte, was sie eigentlich bedeuteten.

Infolge der Selbstgefälligkeit, mit der er sprach, konnte niemand recht entscheiden, ob das, was er redete, sehr klug oder sehr dumm war. Er trug einen dunkelgrünen Frack, Strümpfe, Schnallenschuhe und Hosen von einer Farbe, die er als »cuisse de nymphe effrayée« bezeichnete.

Der Vicomte erzählte sehr nett eine damals umlaufende Anekdote, wie der Herzog von Enghien heimlich nach Paris gefahren sei, um Mademoiselle Georges¹² wiederzusehen. Dort habe er Napoleon, der auch die Gunst der berühmten Schauspielerin genoß, getroffen. Und bei dieser Begegnung mit dem Herzog sei Napoleon in Ohnmacht gefallen – eine Schwäche, der er häufig unterworfen war – und habe sich somit in der Macht des Herzogs befunden, die dieser aber nicht ausgenutzt habe. Napoleon rächte sich später für diese Großmut dadurch, daß er den Herzog ermorden ließ.

Die Erzählung war hübsch und fesselnd, und besonders an der Stelle, wo die beiden Rivalen einander erkennen, schienen auch die Damen in Aufregung zu geraten.

»Charmant«, sagte Anna Pawlowna und sah sich fragend nach der kleinen Fürstin um.

»Charmant«, sagte die kleine Fürstin und steckte die Nadel in die Handarbeit, als ob sie damit andeuten wollte, daß diese reizende Geschichte sie daran hindere, ihre Arbeit fortzusetzen.

Der Vicomte wußte dieses schweigende Lob zu würdigen, lächelte dankbar und fuhr dann in seiner Erzählung fort. Aber in diesem Augenblick bemerkte Anna Pawlowna, die immer nach jenem für sie so schrecklichen jungen Mann hinblickte, daß dieser zu hitzig und laut mit dem Abbe sprach. Sie eilte nach diesem gefährlichen Ort hin, um Hilfe zu bringen. Wirklich war es Pierre gelungen, mit dem Abbe ein Gespräch über das politische Gleichgewicht anzuknüpfen, und der Abbe, den augenscheinlich der ehrliche Eifer des jungen Mannes gefangen nahm, entwickelte nun vor ihm seine Lieblingsidee. Beide waren zu lebhaft und natürlich in ihren Reden und auch beim Zuhören, und das mißfiel Anna Pawlowna.

»Das beste Mittel dazu ist das europäische Gleichgewicht und das Völkerrecht«, sagte der Abbe. »Ein mächtiges Reich, wie zum Beispiel das wegen Barbarei verschriene Rußland, braucht sich nur

selbstlos an die Spitze des Bundes zu stellen, der das Gleichgewicht Europas zum Ziel hat – und dieses Reich wird dann die Welt retten.«

»Wie aber wollen Sie ein solches Gleichgewicht schaffen?« begann Pierre.

In diesem Augenblick trat Anna Pawlowna heran und fragte den Italiener, indem sie Pierre einen strengen Blick zuwarf, wie ihm das hiesige Klima bekomme. Das Gesicht des Abbes veränderte sich sofort und nahm einen beleidigend heuchlerischen, süßlichen Ausdruck an, der ihm im Gespräch mit Frauen augenscheinlich eigen war.

»Ich bin von dem glänzenden Verstand und der Bildung der Gesellschaft, besonders auch der weiblichen, in die aufgenommen zu werden ich das Glück hatte, so bezaubert, daß ich noch keine Zeit hatte, an das Klima zu denken«, entgegnete er.

Anna Pawlowna ließ nun den Abbe und Pierre nicht mehr aus den Augen und brachte sie, um sie besser beobachten zu können, mit zu der allgemeinen Gruppe.

4

In diesem Augenblick trat ein neuer Gast in den Salon: der junge Fürst Andrej Bolkonskij, der Gemahl der kleinen Fürstin. Fürst Bolkonskij war ein sehr hübscher junger Mensch, ziemlich klein von Gestalt, mit einem markanten, etwas trockenen Gesicht. Alles an ihm, von dem müden, blasierten Blick bis zu dem ruhigen, gleichmäßigen Schritt, bildete einen scharfen Gegensatz zu seiner kleinen lebhaften Frau. Anscheinend waren ihm alle Anwesenden nicht nur bekannt, sondern auch schon überdrüssig, so daß es für ihn geradezu langweilig war, sie zu sehen und zu hören. Von all diesen Gesichtern aber, die ihm so langweilig waren, schien ihm das Gesicht seiner hübschen jungen Frau am meisten zuwider zu sein. Mit einer Grimasse, die sein schönes Antlitz entstellte, wandte er sich von ihr ab. Er küßte Anna Pawlowna die Hand und betrachtete blinzelnd die ganze Gesellschaft.

»Sie ziehen in den Krieg, mon prince?« fragte Anna Pawlowna.

»Der General Kutusow«, erwiderte Bolkonskij, indem er wie ein Franzose die letzte Silbe sow betonte, »hat mich zu seinem Adjutanten ernannt.«

»Und Lise, Ihre Gemahlin?«

»Sie geht aufs Land.«

»Aber ist das nicht sündhaft von Ihnen, uns Ihrer reizenden Gattin zu berauben?«

»Andre«, sagte seine Frau zu ihm in demselben koketten Ton, mit dem sie auch zu Fremden sprach, »was für eine interessante Geschichte uns eben der Vicomte von Mademoiselle Georges und Bonaparte erzählt hat!«

Fürst Andrej kniff die Augen zusammen und wandte sich ab. Pierre, der seit dem Eintreten des Fürsten diesen mit seinen heiteren, freundlichen Augen unverwandt angeblickt hatte, trat auf ihn zu und faßte ihn am Arm. Fürst Andrej verzog, ohne sich umzusehen, sein Gesicht zu einer Grimasse, die Ärger darüber ausdrückte, daß ihn jemand am Arm berührt hatte. Als er aber das lächelnde Gesicht Pierres erkannte, da lachte auch er unerwartet gutmütig und freundlich.

»Sieh da! Auch du in großer Gesellschaft?« sagte er zu Pierre.

»Ich wußte, daß Sie hier sein würden«, antwortete dieser. »Ich werde zu Ihnen zum Abendessen kommen«, fügte er leise hinzu, um den Vicomte nicht zu stören, der in seiner Erzählung fortfuhr. – »Darf ich kommen?«

»Nein, du darfst nicht«, sagte Fürst Andrej lachend und gab Pierre durch einen Händedruck zu verstehen, daß er erst gar nicht zu fragen brauche.

Er wollte noch etwas sagen, aber in dem Augenblick erhoben sich Fürst Wassilij und seine Tochter. Zwei junge Herren standen auf, um sie vorbeigehen zu lassen.

»Sie müssen mich entschuldigen, mein lieber Vicomte«, sagte Fürst Wassilij zu dem Franzosen und drückte ihn sanft am Ärmel auf seinen Stuhl, um ihn nicht aufstehen zu lassen. »Dieses unglückliche Fest beim englischen Gesandten beraubt mich des Vergnügens und bedeutet für Sie eine Unterbrechung. Ich bin sehr traurig, Ihre reizende Abendgesellschaft verlassen zu müssen«, sagte er dann zu Anna Pawlowna.

Seine Tochter, die Fürstin Helene, ging, ihr Kleid ein wenig raffend, zwischen den Stühlen hindurch, und das Lächeln strahlte noch glänzender auf ihrem schönen Gesicht. Mit entzückten, ja beinahe erschrockenen Augen sah Pierre diese Schönheit an, als sie an ihm vorbeiging.

»Sehr schön«, sagte Fürst Andrej.

»Sehr«, bestätigte Pierre.

Als Fürst Wassilij vorüberging, faßte er Pierre beim Arm und wandte sich zu Anna Pawlowna: »Bringen Sie mir diesem Bären hier Bildung bei«, sagte er. »Einen Monat schon wohnt er bei mir, und heute sehe ich ihn zum erstenmal in der Gesellschaft. Nichts ist für einen jungen Menschen so notwendig wie der Umgang mit klugen Frauen.«

Anna Pawlowna lächelte und versprach, sich mit Pierre zu beschäftigen, der, wie sie wußte, väterlicherseits mit dem Fürsten Wassilij verwandt war. Die ältliche Dame, die vorhin bei der Tante gesessen hatte, stand jetzt eilig auf und holte den Fürsten im Vorzimmer ein. Aus ihren Zügen schwand plötzlich das soeben noch geheuchelte

Interesse an den Gesprächen im Salon, und ihr gutes, vergrämtes Gesicht drückte jetzt nur noch Unruhe und Furcht aus.

»Was können Sie mir betreffs meines Sohnes Boris sagen, Fürst?« begann sie, als sie ihn im Vorzimmer eingeholt hatte. Sie sprach den Namen Boris mit besonderer Betonung des o aus. »Ich kann nicht länger in Petersburg bleiben. Sagen Sie mir, was für Nachrichten kann ich meinem armen Jungen bringen?«

Obwohl Fürst Wassilij nur widerwillig und fast unhöflich die ältliche Dame anhörte und seine Ungeduld nicht verbarg, lächelte sie ihm doch sanft und rührend zu und faßte ihn bei der Hand, um ihn nicht fortgehen zu lassen. »Sie brauchen dem Kaiser doch nur ein Wort zu sagen, und er wird in die Garde versetzt«, bat sie.

»Glauben Sie mir, ich werde alles tun, was ich kann, Fürstin«, entgegnete Fürst Wassilij, »aber es ist für mich nicht so leicht, den Kaiser zu bitten. Ich möchte Ihnen raten, sich an Rumjanzew¹³ zu wenden, durch den Fürsten Golizyn¹⁴. Das wäre gescheiter.«

Die ältliche Dame hatte den Namen einer Fürstin Drubezkaja, einer der vornehmsten Familien Rußlands. Sie war aber arm, verkehrte nicht mehr in der Gesellschaft und hatte alle früheren Verbindungen verloren. Jetzt war sie hergekommen, um für ihren einzigen Sohn die Ernennung in die Garde zu erwirken. Nur um den Fürsten sehen zu können, hatte sie sich bei Anna Pawlowna melden lassen und war zu ihrer Abendgesellschaft gekommen, und nur aus diesem Grund hatte sie die Geschichte des Vicomte mit angehört. Sie erschrak über die Worte des Fürsten, und auf ihrem einstmals schönen Gesicht prägte sich Erbitterung aus. Aber das dauerte nur einen Augenblick. Dann lächelte sie wieder und faßte den Fürsten am Arm.

»Hören Sie, Fürst«, sagte sie, »ich habe Sie noch nie um etwas gebeten und werde Sie auch niemals wieder um etwas bitten. Noch nie habe ich Sie an die Freundschaft erinnert, die Sie mit meinem Vater verband. Jetzt aber beschwöre ich Sie bei Gott, tun Sie das für meinen Sohn, und ich werde Sie als unseren Wohltäter preisen«, fügte sie eilig hinzu. »Nein, werden Sie nicht böse, versprechen Sie es mir! Ich habe Golizyn schon darum gebeten, aber er hat es mir abgeschlagen. Soyez le bon enfant que vous avez été«, sagte sie und versuchte zu lächeln, während in ihren Augen Tränen standen.

»Papa, wir kommen zu spät«, rief die Fürstin Helene, die an der Tür wartete, und wandte ihren schönen Kopf auf den antiken Schultern nach ihm um.

Einfluß in der vornehmen Welt ist ein Kapital, mit dem man sparsam umgehen muß, wenn es nicht schwinden soll. Fürst Wassilij wußte das und hatte sich gesagt, wenn er sich für jeden, der ihn bäte, verwenden wollte, könne er schließlich für sich selber nicht mehr bitten. Daher machte er nur selten von seinem Einfluß Gebrauch. In der Sache der Fürstin Drubezkaja fühlte er jedoch nach dieser neuen Aufforderung etwas wie Gewissensbisse. Sie hatte ihn an etwas erinnert, das Tatsache war: seine ersten Schritte im Staatsdienst hatte ihm ihr Vater erleichtert. Außerdem sah er an ihrem ganzen Auftreten, daß sie eine von den Frauen oder, besser gesagt, von den Müttern war, die, wenn sie sich etwas in den Kopf gesetzt haben, nicht eher davon ablassen, bis sie ihren Wunsch erfüllt sehen, und im entgegengesetzten Fall bereit sind, einen täglich und stündlich zu belästigen, ja nicht einmal davor zurückschrecken, einem unangenehme Szenen zu machen. Diese letzte Überlegung stimmte ihn um.

»Liebe Anna Michailowna«, sagte er in seinem üblichen familiären und blasierten Ton, »für mich ist es fast unmöglich, zu tun, was Sie wünschen. Aber um Ihnen zu beweisen, wie sehr ich Sie liebe und wie sehr ich das Andenken Ihres seligen Vaters in Ehren halte, will ich das Unmögliche möglich machen: Ihr Sohn wird zur Garde versetzt werden. Hier haben Sie meine Hand. Sind Sie nun zufrieden?«

»Mein lieber Freund, Sie sind ein Wohltäter. Etwas anderes habe ich von Ihnen auch nicht erwartet; ich wußte ja, wie gut Sie sind.«

Er wollte fortgehen.

»Warten Sie, noch zwei Worte! – Wenn er nun einmal bei der Garde ist ...« sie stockte. »Sie sind ja mit Michail Ilarionowitsch Kutusow gut bekannt, empfehlen Sie ihm doch meinen Sohn als Adjutanten. Dann würde ich ruhig sein können, dann würde ...«

Fürst Wassilij lächelte.

»Das kann ich nicht versprechen. Sie wissen nicht, wie man Kutusow belagert, seit er Oberkommandierender ist. Er hat selber zu mir gesagt, alle Moskauer Damen müßten sich verabredet haben, ihm ihre Söhne zu Adjutanten zu geben.«

»Nein, versprechen Sie es mir nur. Ich lasse Sie nicht los, mein lieber Freund, mein Wohltäter.«

»Papa«, sagte die schöne Helene wieder im gleichen Ton, »wir kommen zu spät.«

»Nun, au revoir, leben Sie wohl! Sehen Sie, ich muß jetzt gehen.«

»Also werden Sie es morgen dem Kaiser sagen?«

»Bestimmt! Aber Kutusow zu bitten, verspreche ich nicht.«

»Nein, versprechen Sie es doch, versprechen Sie es, Wassilij«, rief Anna Michailowna ihm nach mit dem Lächeln einer jungen Kokette, das ihr einstmals gut gestanden haben mochte, jetzt aber nicht zu ihrem abgehärmten Gesicht paßte. Sie schien ihre Jahre vergessen zu haben und führte nach alter Gewohnheit alle bekannten weiblichen Hilfsmittel ins Treffen. Als der Fürst hinausgegangen war, nahm ihr Gesicht wieder denselben kalten, heuchlerischen Ausdruck an, den es vorher getragen hatte. Sie kehrte zu der Gruppe zurück, wo der Vicomte in seiner Erzählung fortfuhr, und tat wieder, als ob sie zuhörte, während sie doch nur darauf wartete, fortgehen zu können, da ihre Sache nunmehr erledigt war.

5

»Wie finden Sie nur diese ganze letzte Krönungskomödie in Mailand¹⁵?« fragte Anna Pawlowna. »Und nun noch diese neue Komödie: Die Einwohner von Genua und Lucca tragen Herrn Bonaparte, der auf dem Thron sitzt, ihre Anliegen vor, und er erfüllt die Wünsche der Nationen. Adorable! Non, mais c'est à devenir folle! Man könnte meinen, die ganze Welt habe den Kopf verloren.«

Fürst Andrej sah Anna Pawlowna gerade ins Gesicht und lächelte.

»Dieu me la donne, gare à qui la touche«, sagte er, die Worte Bonapartes wiederholend, die er beim Aufsetzen der Krone gesprochen hatte. »Man sagt, er habe sehr schön ausgesehen, als er diese Worte sprach«, fügte er hinzu und sagte es noch einmal auf italienisch: »Dio mi la dona, guai a chi la tocca.«

»Ich hoffe«, fuhr Anna Pawlowna fort, »daß dies endlich der Tropfen gewesen ist, der das Glas zum Überlaufen bringen wird. Die Herrscher können diesen Menschen, der alles bedroht, nicht mehr ertragen.«

»Die Herrscher? Ich spreche nicht von Rußland«, sagte der Vicomte höflich, aber in hoffnungslosem Ton. »Les souverains, madame! ... Was haben sie denn für Ludwig XVI. für die Königin und für Elisabeth¹⁶ getan? Nichts!« fuhr er, sich ereifernd, fort. »Und glauben Sie mir, sie erleiden jetzt ihre Strafe für den Verrat an der Sache der Bourbonen. Die Herrscher? Sie schicken Gesandte zu dem Usurpator, um ihm Komplimente zu machen.«

Und verächtlich aufseufzend änderte er seine Haltung. Fürst Hippolyt, der den Vicomte lange durch seine Lorgnette angesehen hatte, drehte sich bei diesen Worten plötzlich mit einem Ruck nach der kleinen Fürstin um, bat sie um ihre Nadel und zeigte ihr nun das Wappen der Conde, indem er es mit der Nadel auf den Tisch zeichnete. Er erklärte ihr dieses Wappen mit einer so wichtigen Miene, als ob die Fürstin ihn darum gebeten hätte. »Bâton de gueules, engrêlé de gueules d'azur – maison Condé¹⁷«, sagte er. Die Fürstin hörte lächelnd zu.

»Wenn Bonaparte noch ein Jahr auf dem Thron Frankreichs bleibt«, fuhr der Vicomte in seiner Rede fort, wie ein Mensch, der andere nicht hört, sondern in einer Sache, die ihm besser bekannt ist als allen, nur seinem eigenen Gedankengang folgt, »so wird es zu spät sein. Durch Intrigen, Gewalttaten, Vertreibungen und Todesstrafen wird die ganze französische Gesellschaft – ich meine die gute Gesellschaft – für immer vernichtet werden, und dann ...«

Er zuckte mit den Schultern und breitete die Arme aus. Pierre wollte gerade etwas sagen – das Gespräch interessierte ihn –, aber Anna Pawlowna, die ihn überwachte, ließ ihn nicht dazu kommen. »Kaiser Alexander«, sagte sie mit einer gewissen Wehmut, die immer ihre Rede begleitete, wenn sie auf die kaiserliche Familie zu sprechen kam, »hat erklärt, daß er es den Franzosen überlasse, sich selbst die Form für ihre Regierung zu wählen. Und ich glaube, es besteht kein Zweifel darüber, daß sich die ganze Nation, wenn sie sich von dem Usurpator befreit hat, in die Arme des rechtmäßigen Königs werfen wird«, fügte sie hinzu und wollte hiermit dem Vicomte als Emigranten und Royalisten etwas Liebenswertes sagen.

»Das kann man bezweifeln«, erwiderte Fürst Andrej. »Der Herr Vicomte urteilt ganz richtig, wenn er sagt, daß es dann schon zu spät sein wird. Ich glaube, es wird schwer halten, wieder zum alten Zustand zurückzukehren.«

»Soweit ich gehört habe«, mischte sich jetzt auch Pierre errötend in das Gespräch, »ist bereits der ganze Adel auf Napoleons Seite getreten.«

»Das sagen die Bonapartisten«, bemerkte der Vicomte, ohne Pierre anzusehen. »Es ist jetzt schwer, etwas Richtiges über die öffentliche Meinung Frankreichs zu erfahren.«

»Bonaparte l'a dit«, sagte Fürst Andrej lächelnd.

Es war offenbar, daß der Vicomte ihm nicht gefiel und daß er an ihn seine Worte richtete, wenn er ihn auch nicht ansah.

»Je leur ai montré le chemin de la gloire«, sagte er nach kurzem Schweigen, die Worte Napoleons wiederholend, »ils n'en ont pas voulu; je leur ai ouvert mes antichambres, ils se sont précipités en foule ... Ich weiß nicht, bis zu welchem Grad er ein Recht hatte, das zu sagen.«

»Er hatte durchaus kein Recht dazu«, entgegnete der Vicomte. »Nach der Ermordung des Herzogs haben sogar seine eifrigsten Anhänger aufgehört, in ihm einen Helden zu sehen. Und wenn er wirklich für manche ein Held gewesen ist«, sagte der Vicomte, indem er sich an Anna Pawlowna wandte, »so steht doch immerhin soviel fest: nach der Ermordung des Herzogs gibt es einen Märtyrer mehr im Himmel und einen Helden weniger auf Erden.«

Anna Pawlowna und die anderen Gäste waren noch nicht dazu gekommen, diese Worte des Vicomte mit einem Lächeln beifällig zu würdigen, als sich wieder Pierre ins Gespräch mischte. Anna Pawlowna, die zwar schon ahnte, daß er etwas Ungehöriges sagen werde, konnte ihn doch nicht mehr zurückhalten.

»Die Hinrichtung des Herzogs von Enghien«, sagte Pierre, »war eine Staatsnotwendigkeit, und ich sehe gerade hierin eine Seelengröße, daß Napoleon die ganze Verantwortung für diese Tat auf sich genommen hat.«

»Dieu, mon Dieu«, flüsterte ängstlich Anna Pawlowna.

»Wie, Monsieur Pierre? Sie finden in einer Ermordung Seelengröße?« fragte die kleine Fürstin lächelnd und zog ihre Handarbeit näher zu sich heran.

»Ah, ah!« riefen verschiedene Stimmen.

»Capital!« sagte Fürst Hippolyt auf englisch und schlug sich mit der flachen Hand auf das Knie.

Der Vicomte zuckte nur die Schultern. Pierre sah triumphierend die Zuhörer durch seine Brille an.

»Ich sage das«, fuhr er mutig fort, »weil die Bourbonen vor der Revolution davongelaufen sind und das Volk der Anarchie überlassen haben. Bonaparte allein hat es verstanden, die Revolution richtig zu begreifen, sie zu besiegen, und deshalb konnte er um des allgemeinen Wohles willen nicht vor dem Leben eines einzelnen Menschen haltmachen.«

»Wollen Sie nicht zu dem andern Tisch herüberkommen?« fragte Anna Pawlowna. Aber Pierre fuhr in seiner Rede fort, ohne ihr eine Antwort zu geben.

»Nein«, sagte er, immer lebhafter werdend, »Napoleon ist groß, weil er über der Revolution steht, ihre Ausschreitungen unterdrückt

und nur das Gute beibehalten hat: die Gleichheit der Bürger, die Freiheit des Wortes und der Presse – und nur dadurch hat er diese Macht erlangt.«

»Ja, wenn er nur die Macht an sich gerissen, sie nicht zu Totschlag mißbraucht und sie dann dem rechtmäßigen König zurückgegeben hätte«, sagte der Vicomte, »dann würde ich ihn einen großen Mann nennen.«

»Er hätte das gar nicht tun können. Das Volk hat ihm ja die Macht nur deshalb übertragen, damit er es von den Bourbonen befreie, und auch noch aus dem Grund, weil es in ihm einen großen Mann sah. Die Revolution war eine große Tat«, fuhr Pierre fort und zeigte durch diese kühne und herausfordernde Behauptung seine große Jugend und das Bestreben, alles möglichst vollständig und offenherzig herauszusagen.

»Revolution und Königsmord eine große Tat? Dann freilich ... nein, möchten Sie nicht zu dem andern Tisch herüberkommen?« wiederholte Anna Pawlowna.

»Contrat social¹⁸«, bemerkte mit sanftem Lächeln der Vicomte.

»Ich spreche hier nicht vom Königsmord, ich spreche nur von der Idee.«

»Ja, von der Idee des Raubes, des Totschlags und des Königsmordes«, unterbrach ihn wieder eine ironische Stimme.

»Das waren Auswüchse, das versteht sich von selbst. Aber in ihnen liegt ja nicht die eigentliche Bedeutung der Revolution, sondern in der Erweiterung der Menschenrechte, im Freimachen von Vorurteilen und in der Gleichheit der Bürger. Und alle diese Ideen hat Napoleon in ihrer ganzen Kraft aufrechterhalten.«

»Freiheit und Gleichheit«, sagte verächtlich der Vicomte, als ob er sich endlich entschlossen hätte, diesem Jüngling die ganze Torheit seiner Worte ernsthaft zu beweisen. »Alles nur tönende Worte, die schon längst anrühlich geworden sind. Wer liebt denn nicht Freiheit und Gleichheit. Schon unser Erlöser hat Freiheit und Gleichheit gepredigt. Sind die Menschen nach der Revolution etwa glücklicher geworden? Im Gegenteil! Wir wollen die Freiheit, aber Bonaparte hat sie vernichtet.«

Fürst Andrej blickte lächelnd bald Pierre, bald den Vicomte, bald die Dame des Hauses an. Pierres Entgleisungen hatten Anna Pawlow-

na im ersten Augenblick gewaltig erschreckt, obwohl sie doch große Erfahrung im gesellschaftlichen Leben hatte. Aber als sie sah, daß der Vicomte trotz der gotteslästerlichen Reden Pierres nicht außer sich geriet, und sie sich überzeugt hatte, daß man diese Reden nicht mehr beschönigen konnte, da nahm sie ihre Kräfte zusammen, schlug sich auf die Seite des Vicomte und fiel über den kühnen Redner her.

»Mais mon cher monsieur Pierre«, fing Anna Pawlowna an, »wie können Sie einen Menschen für einen großen Mann erklären, der einen Herzog, oder sagen wir einfach: irgendeinen Menschen hinrichten lassen konnte, schuldlos und ohne ihn vor ein Gericht zu stellen?«

»Ich möchte dann noch fragen«, sagte der Vicomte, »wie Sie den 18. Brumaire¹⁹ erklären wollen? War das etwa kein Betrug? Das war ein ganz unehrenhaftes Vorgehen, das mit der Handlungsweise eines großen Mannes gar nichts gemein hat.«

»Und die Gefangenen in Afrika, die er hinrichten ließ²⁰«, sagte die kleine Fürstin. »Das ist doch schrecklich!« und sie zuckte mit den Schultern.

»Er ist eben ein Emporkömmling, man kann sagen, was man will«, warf Fürst Hippolyt ein.

Pierre, der nicht wußte, wem er antworten sollte, sah alle an und lächelte. Sein Lächeln war nicht so wie das anderer Leute, wo es meist eine Verschmelzung von Ernst und Heiterkeit ist. Wenn er lächelte, so verschwand der ernste und sogar etwas mürrische Ausdruck von seinem Gesicht, und es erschien etwas anderes, etwas Kindliches, Gutes, sogar etwas Einfältiges, das gleichsam um Verzeihung bat.

Dem Vicomte, der ihn zum erstenmal sah, wurde es klar, daß dieser Jakobiner durchaus nicht so fürchterlich war wie seine Worte. Alle schwiegen.

»Wie soll er denn allen auf einmal antworten«, sagte Fürst Andrej. »Außerdem muß man bei den Handlungen eines Staatsmannes unterscheiden, was er als Privatmann und was er als Heerführer oder Kaiser getan hat. Das muß man meiner Meinung nach tun.«

»Ja, ja, gewiß«, fiel Pierre ein, erfreut, daß ihm plötzlich Hilfe nahte.

»Man muß zugeben«, fuhr Fürst Andrej fort, »daß sich Napoleon als Mensch oft groß gezeigt hat, auf der Brücke von Arcole²¹, im

Krankenhaus zu Jaffa²², wo er den Pestkranken die Hand gab; aber ... aber es gibt da auch Handlungen, die man kaum rechtfertigen kann.«

Fürst Andrej wollte augenscheinlich die ungeschickten Worte Pierres etwas mildern. Er stand auf und schickte sich an fortzugehen, indem er seiner Frau zuwinkte.

Da erhob sich auch Fürst Hippolyt, hielt durch eine Handbewegung alle zurück und bat, sich noch einmal hinzusetzen. Dann sagte er: »Heute hat man mir eine Anekdote aus Moskau erzählt, reizend! Ich muß sie Ihnen mitteilen. Vous m'excusez, vicomte. Ich muß das russisch erzählen, sonst geht die Pointe verloren. Il faut que je raconte en russe. Autrement on ne sentira pas le sel de l'histoire.«

Und Fürst Hippolyt begann nun russisch zu reden, und zwar in einer Art, wie sie Franzosen eigen ist, die etwa ein Jahr lang in Rußland gewesen sind. Alle waren stehen geblieben, so lebhaft und eindringlich hatte Fürst Hippolyt Aufmerksamkeit für seine Geschichte gefordert.

»In Moskau ist eine Dame. Und sie ist sehr geizig. Sie braucht zwei Diener für ihren Wagen, und zwar sehr große. Das war ihr Geschmack. Und sie hatte une femme de chambre, die war größer noch. Sie sagte ...« Hier dachte Fürst Hippolyt nach. Augenscheinlich mußte er mühsam überlegen, wie es nun weiterging. »Sie sagte ... ja, sie sagte: »Mädchen, zieh dich Livree an, und dann fährst du mit mir, hinter das Wagen, faire des visites.« Hier prustete Fürst Hippolyt los und brach, weit früher als seine Zuhörer, in lautes Gelächter aus, was einen für den Erzähler nicht vorteilhaften Eindruck machte. Viele jedoch lächelten, darunter auch die ältliche Dame und Anna Pawlowna.

»Sie fuhr. Plötzlich war großer Wind. Das Mädchen verlor Hut, und die langen Haare waren auseinander ...«

Hier konnte er nicht mehr an sich halten. Er lachte glucksend und stieß nur durch dieses Lachen noch hervor: »Und alle merkten ...«

Hiermit war die Anekdote zu Ende. Wenn auch niemand verstanden hatte, warum er sie eigentlich, und noch dazu ausgerechnet auf russisch, erzählt hatte, so wußten doch Anna Pawlowna und die andern Gäste die weltmännische Liebenswürdigkeit des Fürsten Hippolyt zu schätzen, der so geschickt die unangenehmen und schroffen Entgleisungen Monsieur Pierres zu verdecken gewußt hatte.

Nach dieser Anekdote flachte die Unterhaltung in kleine, unbedeutende Plaudereien ab, über den künftigen und den vorigen Ball, über das Theater und darüber, wo und wann man sich wiedersehen werde.

6

Die Gäste dankten Anna Pawlowna für den reizenden Abend und entfernten sich.

Wieder zeigte sich Pierre recht unbeholfen. Groß, dick und breit, wie er war, mit ungeheuren roten Händen, verstand er es nicht, wie man so sagt, einen Salon zu betreten, noch weniger aber, ihn zu verlassen, das heißt: vor dem Fortgehen irgend etwas besonders Nettes zu sagen. Zudem war er noch so zerstreut, daß er, als er sich erhob, statt seines Hutes einen Dreimaster mit Generalsfedern nahm und an ihm und an den Federn herumzupfte, bis der General ihn sich zurückerbat. Aber diese Zerstretheit und Unkenntnis, wie man einen Salon zu betreten hat und was man dort reden muß, wurden wettgemacht durch seine große Gutmütigkeit, Einfachheit und Bescheidenheit. Anna Pawlowna wandte sich nach ihm um, nickte ihm mit christlicher Sanftmut zu, wodurch sie ihm seine Entgleisungen verzieh, und sagte: »Ich hoffe Sie nun öfter zu sehen, aber ich hoffe auch, daß Sie Ihre Meinungen ändern werden, mein lieber Monsieur Pierre.«

Pierre antwortete nichts darauf, verneigte sich nur und zeigte noch einmal allen sein Lächeln, das nichts anderes besagte als höchstens: Es gibt nun einmal verschiedene Meinungen, aber Sie sehen ja, was für ein guter und prächtiger Junge ich bin. Und alle, auch Anna Pawlowna, fühlten das.

Fürst Andrej ging in das Vorzimmer, hielt dem Lakaien, der ihm den Mantel umhängte, seinen Rücken hin, und hörte gleichgültig dem Geplauder seiner Frau mit dem Fürsten Hippolyt zu, der ebenfalls ins Vorzimmer getreten war. Fürst Hippolyt stand neben der hübschen, schwangeren Fürstin und sah sie unverwandt durch seine Lorgnette an.

»Gehen Sie hinein, Annette, Sie werden sich erkälten«, sagte die kleine Fürstin und verabschiedete sich von Anna Pawlowna. »Also wir sind einig«, fügte sie mit leiser Stimme hinzu. Anna Pawlowna hatte schon mit Lisa über die Heirat gesprochen, die sie zwischen Anatol und der Schwägerin der kleinen Fürstin zustandebringen wollte.

»Ich hoffe auf Sie, liebe Freundin«, erwiderte Anna Pawlowna ebenfalls leise. »Sie werden ihr also schreiben und mir dann berichten, comment le père envisagera la chose. Au revoir.« Damit verließ sie das Vorzimmer.

Fürst Hippolyt trat zu der kleinen Fürstin, neigte sein Gesicht nahe zu ihr herab und flüsterte ihr etwas zu.

Zwei Lakaien, von denen der eine der Fürstin, der andere Hippolyt gehörte, warteten mit ihrem Schal und seinem Mantel, bis beide ihr Gespräch beendet hatten. Sie hörten die ihnen unverständliche französische Sprache mit einem Gesicht an, als verstünden sie, was da gesprochen wurde, wollten es aber nicht zeigen.

Die Fürstin unterhielt sich wie immer lächelnd und hörte lachend zu.

»Ich freue mich nur, daß ich nicht zu dem Gesandten gefahren bin«, sagte Fürst Hippolyt. »Sehr langweilig ist es da. Ein herrlicher Abend war das doch heute, nicht wahr, ein herrlicher Abend.«

»Man sagt, daß der Ball heute dort sehr nett werden wird«, antwortete die Fürstin und zog ihre kleine Lippe mit dem Schnurrbärtchen hoch. »Alle schönen Frauen der Gesellschaft werden dort sein.«

»Nicht alle, da Sie ja nicht dort sein werden, nicht alle!« sagte Fürst Hippolyt und lachte froh. Er nahm dem Lakaien den Schal weg, stieß ihn sogar zurück und hängte ihn selber der Fürstin um. Nachdem er das getan hatte, ließ er aus Ungeschicklichkeit oder Absicht – das war nicht zu entscheiden – seine Arme lang auf ihr ruhen und umarmte so beinahe die junge Frau.

Graziös machte sie sich los, ohne ihr Lächeln zu verlieren, drehte sich um und sah ihren Mann an. Fürst Andrej hatte die Augen geschlossen, so ermüdet und schläfrig schien er zu sein.

»Sind Sie fertig?« fragte er seine Frau und sah an ihr vorbei.

Fürst Hippolyt zog eilig seinen Mantel an, der ihm nach der neuesten Mode bis auf die Fersen ging, verwickelte sich darin und eilte auf der Treppe hinter der Fürstin her, der ein Lakai in den Wagen half. »Auf Wiedersehen, Fürstin!« rief er und verwickelte sich dabei mit der Zunge genau so wie mit den Beinen.

Die Fürstin raffte ihr Kleid etwas hoch und setzte sich in den dunklen Wagen. Ihr Mann brachte seinen Säbel in Ordnung. Fürst Hippolyt

tat, als wolle er beiden behilflich sein, war aber dabei allen nur im Wege.

»Erlauben Sie, mein Herr«, sagte Fürst Andrej trocken und unfreundlich auf russisch zu ihm, weil er ihn behinderte.

»Ich erwarte dich, Pierre«, rief dann dieselbe Stimme des Fürsten Andrej in freundlichem und zärtlichem Ton.

Der Vorreiter ließ die Pferde anziehen, und der Wagen rasselte dahin. Fürst Hippolyt lachte gezwungen, während er auf der Vortreppe stand und auf den Vicomte wartete, den nach Hause zu fahren er versprochen hatte.

»Eh bien, mon cher, votre princesse est très bien, très bien«, sagte der Vicomte, als er sich mit Hippolyt in den Wagen gesetzt hatte. »Mais très bien.« Er küßte seine Fingerspitzen. »Und ganz und gar wie eine Französin.«

Hippolyt prustete los und brach in lautes Lachen aus.

»Und wissen Sie, Sie sind ein ganz fürchterlicher Mensch mit Ihren unschuldigen Augen. Ich bedaure den armen Gatten, diesen kleinen Offizier, der sich ein Air gibt, als wäre er ein regierender Fürst.«

Hippolyt prustete immer noch und sagte, während er lachte: »Und Sie haben behauptet, die russischen Damen hielten keinen Vergleich aus mit den französischen. Man muß sie nur richtig zu nehmen verstehen.«

Pierre, der als erster im Hause des Fürsten Andrej anlangte, ging wie einer, der schon zum Haus gehört, in das Arbeitszimmer des Fürsten und legte sich nach alter Gewohnheit sofort aufs Sofa. Er nahm das erste beste Buch vom Regal – es waren Cäsars Kommentare²³ –, stützte sich auf seinen Ellbogen und begann in der Mitte des Buches zu lesen.

»Was hast du Mademoiselle Scherer getan? Sie wird jetzt ganz krank sein«, sagte Fürst Andrej, als er ins Zimmer trat, und rieb seine kleinen weißen Hände.

Pierre drehte sich mit dem ganzen Körper um, daß das Sofa krachte, wandte sein Gesicht dem Fürsten zu und machte lächelnd eine abwehrende Handbewegung.

»Nein«, sagte er, »dieser Abbe ist doch sehr beachtlich. Nur versteht er die Sache nicht richtig ... Meiner Meinung nach ist ein ewiger Friede sehr wohl möglich, doch ich weiß nicht recht, wie ich das sagen soll ... Jedenfalls aber nicht durch ein politisches Gleichgewicht.«

Fürst Andrej hatte offensichtlich keinen Sinn für diese abstrakten Gespräche.

»Mein Lieber, man darf nicht überall alles sagen, was man denkt«, erwiderte er und fuhr dann nach kurzem Schweigen fort: »Nun, wie steht's, hast du dich endlich für etwas entschieden? Wirst du nun Gardekavallerist oder Diplomat werden?«

Pierre setzte sich aufrecht aufs Sofa und zog die Beine unter sich. »Können Sie sich das vorstellen, ich weiß es immer noch nicht. Weder das eine noch das andere sagt mir zu.«

»Aber du mußt dich doch für etwas entscheiden. Dein Vater wartet darauf.«

Pierre war in seinem zehnten Jahre mit einem Abbe ins Ausland geschickt worden, wo er bis zu seinem zwanzigsten Lebensjahr geweiht hatte. Als er dann nach Moskau zurückgekehrt war, hatte der Vater den Abbe entlassen und zu seinem Sohn gesagt: »Jetzt fahre nach Petersburg, sieh dich dort um und wähle dann. Ich bin mit allem einverstanden. Hier hast du einen Brief an den Fürsten Wassilij und Geld. Schreib mir über alles, ich werde dir in allem helfen.« Pierre wählte nun schon drei Monate einen Beruf, hatte noch nichts weiter getan, und über diese Wahl wollte nun Fürst Andrej mit ihm reden.

Pierre wischte sich den Schweiß von der Stirn. »Er muß wohl ein Freimaurer²⁴ sein«, sagte er, und meinte damit den Abbe, den er soeben kennen gelernt hatte.

»Das ist ja alles dummes Zeug«, unterbrach ihn Fürst Andrej. »Wir wollen doch lieber zur Sache kommen. Bist du nun in der Gardekavalleriekaserne gewesen?«

»Nein, da bin ich nicht gewesen, aber mir ist da etwas eingefallen, das ich Ihnen sagen wollte. Wir haben jetzt Krieg gegen Napoleon. Wenn das ein Kampf für die Freiheit wäre, dann könnte ich es verstehen und träte als erster in den Kriegsdienst. Aber England und Österreich gegen den größten Menschen auf der Welt zu helfen ... nein, das ist nicht schön.«

Fürst Andrej zuckte die Achseln über diese kindlichen Worte Pierres. Er machte ein Gesicht, als ob man auf einen solchen Ausspruch eigentlich gar nicht antworten dürfe, und in Wirklichkeit war ja auch auf diese naiven Äußerungen keine andere Antwort zu geben als die, die Fürst Andrej eben gab.

»Wenn alle Menschen nur nach ihrer Überzeugung kämpften, dann gäbe es keinen Krieg«, sagte er.

»Das wäre ja gerade sehr schön«, entgegnete Pierre.

Fürst Andrej lächelte. »Schon möglich, daß es schön wäre, aber das wird nie geschehen.«

»Na, warum gehen Sie denn in den Krieg?« fragte Pierre.

»Weswegen? Ich weiß nicht. Man muß eben. Außerdem gehe ich ...« Er hielt inne. »Ich gehe deshalb, weil das Leben, das ich hier führe, weil dieses Leben – mir nicht paßt!«

7

Im Zimmer nebenan rauschte ein Damenkleid. Fürst Andrej schüttelte sich, wie wenn er plötzlich erwachte. Sein Gesicht nahm wieder den Ausdruck an, den es in Anna Pawlownas Salon gehabt hatte. Pierre zog die Beine vom Sofa. Die Fürstin trat ein. Sie hatte bereits ein Hauskleid angezogen, das aber ebenso elegant war wie ihre Gesellschaftstoilette. Fürst Andrej stand höflich auf und schob ihr einen Sessel hin.

»Warum, denke ich oft«, sagte sie, wie immer auf französisch, und setzte sich hastig und geschäftig in den Sessel, »warum hat sich Annette nicht verheiratet? Wie sind Sie doch alle so dumm, meine Herren, daß Sie sie nicht geheiratet haben. Verzeihen Sie, aber Sie verstehen nichts von Frauen. Was sind Sie bloß für ein streitbarer Herr, Monsieur Pierre.«

»Ich streite mich auch schon mit Ihrem Mann: Ich verstehe einfach nicht, warum er in den Krieg ziehen will«, sagte Pierre zu der Fürstin ohne jede Ziererei, wie sie im Verkehr zwischen einem jungen Mann und einer jungen Frau sonst so üblich ist.

Die Fürstin zuckte zusammen. Offenbar hatten Pierres Worte einen wunden Punkt bei ihr berührt.

»Ach, ich sage ja dasselbe«, meinte sie. »Ich verstehe nicht, ich verstehe wirklich nicht, warum die Männer nicht ohne Krieg leben können. Warum wollen wir Frauen niemals so etwas, warum brauchen wir das nicht? Nun, Sie sollen Schiedsrichter sein. Ich sage ihm immer: Hier ist er Adjutant beim Onkel, die glänzendste Stellung. Alle kennen ihn, alle schätzen ihn. Kürzlich hörte ich bei den Apraxins, wie eine Dame fragte: ›Ist das der berühmte Fürst Andrej?‹ Mein Ehrenwort!« Sie lachte. »Überall wird er gern aufgenommen. Er könnte schon Flügeladjutant sein. Sie wissen, der Kaiser sprach sehr gnädig mit ihm. Ich habe darüber mit Annette gesprochen, das ginge sehr leicht zu machen. Wie denken Sie darüber?«

Pierre sah den Fürsten Andrej an und merkte, daß seinem Freund diese Unterhaltung nicht gefiel. Daher antwortete er nicht.

»Wann reisen Sie ab?« fragte er.

»Ach, reden Sie nicht von dieser Abreise, ne m'en parlez pas. Ich will davon gar nichts hören«, sagte die Fürstin in demselben launisch-scherzenden Ton, in dem sie mit Hippolyt gesprochen hatte, einem Ton, der gar nicht in diesen häuslichen Kreis paßte, als dessen Mitglied sich Pierre schon beinahe fühlte. »Heute, als ich daran dachte, daß ich diesen ganzen lieben Verkehr abbrechen soll ... Und dann, du weißt, Andre«, sie zwinkerte ihm bedeutsam zu, »... ich habe Angst, ich habe Angst«, flüsterte sie und bebte am ganzen Körper.

Ihr Mann sah sie mit einem Ausdruck an, als ob er erstaunt wäre, außer sich und Pierre noch jemand andern im Zimmer zu bemerken. Mit kühler Höflichkeit fragte er seine Frau: »Wovor hast du denn Angst, Lisa? Ich kann das nicht verstehen.«

»Da sieht man, wie egoistisch alle Männer sind. Alle, alle sind sie Egoisten. Aus irgendwelchen Launen, Gott weiß, weshalb, verläßt er mich und sperrt mich ganz allein auf dem Lande ein.«

»Mit meinem Vater und meiner Schwester, vergiß das nicht«, sagte Fürst Andrej leise.

»Ganz gleich, ich bin allein, ohne meine Freunde. Und da will er, daß ich mich nicht fürchten soll.«

Das sagte sie in ziemlich mürrischem Ton. Ihre Oberlippe zog sich nach oben und verlieh dadurch ihrem Gesicht keinen frohen Ausdruck, sondern vielmehr einen tierischen, den eines wütenden Eichhörnchens. Sie schwieg, als ob sie es ungehörig fände, in Pierres Gegenwart von ihrer Schwangerschaft zu sprechen, während doch gerade darin der Kern der Sache lag.

»Ich habe immer noch nicht verstanden, wovor du Angst hast«, sagte Fürst Andrej zögernd, ohne den Blick von ihr zu wenden.

Die Fürstin errötete und hob verzweifelt die Arme.

»Non, André, je dis, que vous avez tellement, tellement changé.«

»Dein Arzt wünscht, daß du dich früher hinlegen sollst«, sagte Fürst Andrej, »du solltest schlafen gehen.«

Die Fürstin erwiderte nichts, und plötzlich begann ihre kurze Oberlippe mit dem Schnurrbärtchen zu zittern. Fürst Andrej stand auf, zuckte mit den Achseln und ging im Zimmer auf und ab. Pierre betrachtete erstaunt und naiv bald ihn, bald die Fürstin durch seine

Brille und machte eine Bewegung, als ob er ebenfalls aufstehen wollte; dann aber überlegte er es sich wieder anders.

»Was kümmert es mich, daß Monsieur Pierre hier ist«, sagte plötzlich die kleine Fürstin, und ihr hübsches Gesicht verzog sich auf einmal zu einer weinenden Grimasse. »Ich habe es dir schon lange sagen wollen, Andre: Warum bist du zu mir so anders geworden? Was habe ich dir getan? Du gehst jetzt zur Armee. Du hast kein Mitleid mit mir. Weshalb?«

»Lise!« sagte Fürst Andrej nur. Aber in diesem Wort lag Bitte und Drohung und vor allem die Überzeugung, daß sie selbst ihre Worte bereuen werde.

Doch sie fuhr hastig fort: »Du behandelst mich wie eine Kranke oder wie ein Kind. Ich merke das wohl. Warst du etwa vor einem halben Jahr so?«

»Lise, ich bitte Sie aufzuhören«, wiederholte Fürst Andrej noch eindringlicher.

Pierre, der während dieser Unterhaltung mehr und mehr in Aufregung geraten war, stand auf und trat zu der Fürstin. Es schien, als ob er den Anblick ihrer Tränen nicht ertragen könne und selber bereit sei mitzuweinen.

»Beruhigen Sie sich, Fürstin; das kommt Ihnen nur so vor, weil ... ich versichere Sie, ich habe von ihm selbst erfahren ... weswegen ... weil ... Nein, entschuldigen Sie, ein Fremder ist hier überflüssig ... Aber beruhigen Sie sich doch ... Leben Sie wohl ...«

Doch Fürst Andrej hielt ihn am Arm zurück: »Nein, halt, Pierre. Die Fürstin ist so gut, daß sie mich nicht des Vergnügens berauben will, mit dir den Abend zu verbringen.«

»Sehen Sie, er denkt nur an sich«, klagte die Fürstin, ohne die Tränen des Ärgers unterdrücken zu können.

»Lise«, sagte trocken Fürst Andrej und hob die Stimme, was bedeutete, daß seine Geduld erschöpft sei.

Plötzlich verwandelte sich der ärgerliche, eichhörnchenartige Zug in dem hübschen Gesichtchen der Fürstin in einen anziehenden und mitleiderregenden Ausdruck der Furcht. Sie sah ihren Mann von untenher mit ihren schönen Augen an, und auf ihrem Gesicht erschien jener schüchterne und schuldbewußte Ausdruck, wie man ihn oft bei

einem Hund sieht, wenn er schnell, aber nur schwach, mit dem herabhängenden Schwänze wedelt.

»Mon Dieu, mon Dieu!« seufzte die Fürstin, raffte mit einer Hand ihr Kleid hoch und trat auf ihren Mann zu, um ihn auf die Stirn zu küssen.

»Gute Nacht, Lise«, sagte Fürst Andrej, stand auf und küßte ihr wie einer Fremden die Hand.

8

Die Freunde schwiegen. Weder der eine noch der andere wollte anfangen zu reden. Pierre sah hin und wieder den Fürsten Andrej an. Der rieb sich mit seiner kleinen Hand die Stirn. »Komm, wir wollen essen«, sagte er mit einem Seufzer, stand auf und ging zur Tür.

Sie gingen in das vornehm, neu und reich ausgestattete Eßzimmer. Alles, von den Servietten und dem Silber angefangen bis zum Porzellan und Kristall, trug jenen besonderen Stempel der Neuheit, wie er in der Wirtschaft junger Eheleute immer zu finden ist. Während des Essens stützte sich Fürst Andrej plötzlich auf seine Arme wie ein Mensch, der schon lange etwas auf dem Herzen hat und sich plötzlich entschließt, es frei herauszusagen. Mit einem Ausdruck nervöser Erregung, wie sie Pierre noch nie an seinem Freund wahrgenommen hatte, begann er zu sprechen: »Heirate niemals, niemals, mein Freund! Dies ist mein Rat: Heirate erst dann, wenn du dir sagen kannst, daß du alles getan hast, was in deiner Kraft steht, erst dann, wenn du aufgehört hast, die Frau zu lieben, die du dir auserwählt hast, erst dann, wenn du sie klar erkannt hast. Sonst irrst du dich grausam, und das ist nicht wiedergutzumachen. Heirate, wenn du uralt bist, wenn du zu nichts mehr taugst. Sonst geht alles Hohe und Gute in dir verloren. Alles wird in Kleinigkeiten ausgegeben. Ja, ja, ja! Sieh mich nicht so erstaunt an! Wenn du dann von dir noch etwas für die Zukunft erwartest, so wirst du auf Schritt und Tritt fühlen, daß für dich alles zu Ende ist, alles verschlossen, außer dem Salon, wo du mit allerlei Hoflakaien und Idioten auf einer Stufe stehen wirst. Und das heißt Leben!«

Er machte eine energische, verächtliche Handbewegung.

Pierre nahm die Brille ab, wodurch sein Gesicht einen anderen Ausdruck bekam, weil dann seine Güte noch deutlicher hervortrat. Erstaunt blickte er seinen Freund an.

»Meine Frau«, fuhr Fürst Andrej fort, »ist eine ausgezeichnete Gattin. Sie ist eine von den seltenen Frauen, bei denen man für seine Ehre nichts zu fürchten braucht. Und doch, was würde ich darum geben, wenn ich nicht verheiratet wäre. Das sage ich dir zuerst und dir allein, weil ich dich liebe.«

Während Fürst Andrej dies sagte, hatte er noch weniger Ähnlichkeit als vorhin mit jenem Bolkonskij, der nachlässig hingestreckt auf Anna Pawlownas Lehnstuhl gesessen und mit zugekniffenen Augen französische Phrasen durch die Zähne gesprochen hatte. In seinem trockenen Gesicht zitterte infolge der nervösen Erregung jeder Muskel. Die Augen, in denen vorhin jedes Lebensfeuer erloschen schien, glänzten jetzt in strahlendem, leuchtendem Schein. Es war offensichtlich, in diesen Minuten einer fast krankhaften Erregung zeigte er sich um so energischer, je matter er sonst schien.

»Du verstehst nicht, warum ich das sage?« fuhr er fort. »Dem liegt die Geschichte eines ganzen Lebens zugrunde. Du redest von Bonaparte und seiner Karriere?« sagte er, obwohl Pierre gar nicht von Bonaparte gesprochen hatte. »Du redest von Bonaparte, aber als Bonaparte arbeitete, Schritt für Schritt auf sein Ziel losging, da war er frei, hatte nichts außer seinem Ziel und – erreichte es. Aber bindet man sich an eine Frau, so verliert man wie ein angeketteter Sträfling jede Bewegungsfreiheit. Und alles, was noch an Hoffnungen und Kräften in einem ist, bedrückt und peinigt einen dann mit quälender Reue. Salons, Klatschereien, Bälle, Eitelkeit, Nichtigkeiten – das ist der verhexte Kreis, aus dem ich nicht mehr heraus kann. Ich ziehe jetzt in den Krieg, in den größten Krieg, der bisher gewesen ist, obwohl ich nichts vom Krieg verstehe und zu nichts taue. Je suis très aimable et très caustique«, fuhr Fürst Andrej fort, »und bei Anna Pawlowna hört man mir gerne zu. Aber diese dumme Gesellschaft, ohne die meine Frau nicht leben kann, und diese Frauen ... Wenn du nur wüßtest, was diese vornehmen Damen und die Frauen überhaupt in Wirklichkeit sind! Mein Vater hat recht. Egoismus, Eitelkeit, Stumpfsinn, Nichtigkeit durch und durch, so sind die Frauen, wenn sie sich zeigen, wie sie in Wirklichkeit sind. Man sieht sie in der Gesellschaft und denkt, es stecke etwas dahinter, aber nichts, nichts, nichts! Nein, heirate nicht, mein Lieber, heirate nicht«, schloß Fürst Andrej.

»Das ist doch seltsam«, sagte Pierre, »daß Sie, ausgerechnet Sie, sich für einen unfähigen Menschen halten und Ihr Leben als verfehlt bezeichnen. Sie haben doch noch alles vor sich. Und Sie ...« Der Ton, in dem er diese Worte sprach, zeigte, wie hoch er seinen Freund schätzte, und wieviel er von ihm in Zukunft noch erwartete.

Wie kann er so etwas reden, dachte Pierre. Er hielt den Fürsten Andrej für das Muster aller Vollkommenheit, besonders deshalb, weil

Fürst Andrej im höchsten Grad alle die Eigenschaften in sich vereinte, die Pierre fehlten und die man am besten in den Begriff Willenskraft zusammenfassen kann. Pierre bewunderte zum Beispiel immer die Kunst des Fürsten Andrej, mit Leuten aller Art umzugehen, er bewunderte sein ungewöhnliches Gedächtnis, seine Belesenheit – er las alles, wußte alles, hatte für alles Verständnis – und vor allem seinen Trieb, zu arbeiten und zu lernen. Wenn es Pierre auch oft auffiel, daß Andrej keine Neigung zu philosophischen Spekulationen hatte, die Pierre ganz besonders liebte, so sah er darin doch keinen Mangel, sondern eher eine Stärke.

Auch in der besten und ehrlichsten Freundschaft ist Schmeichelei und Lob notwendig, wie die Wagenschmiere für die Räder, damit sie sich drehen.

»Je suis un homme fini«, sagte Fürst Andrej. »Wozu da noch von mir reden? Komm, wir wollen lieber über dich sprechen«, fuhr er nach kurzem Schweigen fort und lächelte selber über diesen tröstenden Gedanken.

Sein Lächeln spiegelte sich im selben Augenblick auch auf Pierres Gesicht wider.

»Was ist über mich groß zu sagen?« meinte Pierre und öffnete seinen Mund zu einem sorglosen fröhlichen Lachen. »Was bin ich denn? Ich bin ein Bastard« – und eine dunkle Röte schoß plötzlich über sein Gesicht. Offenbar hatte es ihn große Anstrengung gekostet, das zu sagen. »Ohne Namen, ohne Vermögen. Na, das macht's aber nicht. Wirklich, ich ...« aber er sprach nicht zu Ende. »Vorläufig bin ich noch frei, und es geht mir gut. Ich weiß nur nicht recht, was ich anfangen soll. Ich wollte Sie daher schon ernsthaft um Rat bitten.«

Fürst Andrej sah ihn mit seinen guten Augen an. Aber in diesem freundschaftlichen und freundlichen Blick kam doch das Bewußtsein seiner Überlegenheit zum Ausdruck.

»Du bist mir so lieb und teuer, besonders deshalb, weil du der einzige lebendige Mensch in unserer ganzen Gesellschaft bist. Dir geht es gut. Wähle, was du willst, das ist alles gleich, dir wird es überall gut gehen. Nur eins: Geh nicht mehr zu diesen Kuragins, hör mit jenem Leben auf. So etwas paßt nicht für dich, diese Trinkgelage, diese Ausschweifungen und all das übrige ...«

»Que voulez-vous, mon cher«, erwiderte Pierre und zuckte die Achseln, »les femmes, mon cher, les femmes ...«

»Das begreife ich nicht«, antwortete Andrej. »Anständige Frauen, das ist etwas anderes, aber die Frauen Kuragins, die Weiber und der Wein, das kann ich nicht begreifen.«

Pierre wohnte bei dem Fürsten Wassilij Kuragin und beteiligte sich an dem liederlichen Leben seines Sohnes Anatol, desselben, den man mit der Schwester Andrejs verheiraten wollte, um ihn zu bessern.

»Wissen Sie was«, sagte Pierre, als sei ihm eben unerwartet ein glücklicher Gedanke gekommen, »Spaß beiseite, ich habe schon lange darüber nachgedacht. Wenn ich dieses Leben so weiterführe, kann ich mich zu nichts entschließen und kann nichts überlegen. Immer Kopfschmerzen und kein Geld. Heute hat er mich wieder eingeladen, aber ich gehe nicht hin.«

»Gib mir dein Ehrenwort, daß du nicht hingehen wirst!«

»Hier, mein Ehrenwort.«

Schon ging es auf zwei Uhr, als Pierre das Haus seines Freundes verließ. Es war eine Petersburger Juninacht, eine Nacht, in der es nicht ganz finster wird. Pierre setzte sich in eine Droschke und hatte die feste Absicht, nach Hause zu fahren. Aber je näher er seinem Heim kam, desto stärker fühlte er, daß er in dieser Nacht, die mehr einem Abend oder einem Morgen glich, doch nicht werde schlafen können. Die Straßen waren menschenleer, und es war so hell, daß man weithin sehen konnte. Unterwegs fiel Pierre ein, daß sich heute abend bei Anatol Kuragin die übliche Spielergesellschaft hatte einfinden sollen. Nach dem Spiel ging dann gewöhnlich das Trinken los, das stets mit Pierres Lieblingsvergnügen endete.

Es wäre doch ganz nett, noch zu Kuragin zu fahren, dachte er.

Er erinnerte sich zwar an das dem Fürsten Andrej gegebene Ehrenwort, heute nicht hinzugehen, jedoch überkam ihn jetzt, wie das stets bei sogenannten charakterlosen Menschen zu geschehen pflegt, eine geradezu leidenschaftliche Lust, jenes ihm so wohlbekannte, ausschweifende Leben noch einmal auszukosten, und er beschloß, doch noch hinzufahren. Und im selben Augenblick ging ihm der Gedanke durch den Kopf, daß dieses Ehrenwort eigentlich nichts bedeute, da er ja vorher Anatol bereits sein Ehrenwort gegeben hatte, heute zu ihm zu kommen. Schließlich überlegte er sich, daß alle diese Ehrenworte doch nur relative Dinge seien, ohne rechten Sinn, besonders wenn man bedenke, daß er morgen sterben oder ihm sonst irgend etwas Ungewöhnliches zustoßen könne, so daß dann für ihn nichts Ehrenhaftes oder Unehrenhaftes mehr existieren werde. Derartige Gedanken, die dann seine ganzen Entschlüsse und Vorsätze über den Haufen warfen, überkamen Pierre oft. Er fuhr also zu Kuragin.

Als er an dem in der Nähe der Gardekavalleriekaserne gelegenen großen Hause angekommen war, in dem Anatol Kuragin wohnte, stieg er die erleuchteten Stufen vor dem Eingang empor, ging dann die Treppe hinauf und trat durch die offene Tür in das Vorzimmer. Hier war niemand. Leere Flaschen, Mäntel, Gummischuhe lagen wirt durcheinander, es roch nach Wein, von fernher war Sprechen und

Schreien zu hören. Spiel und Abendessen waren schon zu Ende, aber die Gäste saßen noch immer beisammen. Pierre legte seinen Mantel ab und trat in das erste Zimmer, wo die Überreste des Essens standen, und ein Lakai, der sich unbemerkt glaubte, gerade heimlich die nicht ganz ausgetrunkenen Gläser leerte. Aus einem dritten Zimmer hörte man tollen Lärm, Lachen, Schreien bekannter Stimmen und Bärengebrüll. Acht junge Leute drängten sich erregt um ein offenes Fenster; drei andere gaben sich mit einem jungen Bären ab, den einer an der Kette hin und her schleppte, um damit die anderen zu erschrecken.

»Ich wette hundert auf Stevens«, schrie einer.

»Paß auf, aber nicht festhalten!« rief ein zweiter.

»Ich wette auf Dolochow!« schrie ein dritter.

»Schlag durch, Kuragin!«

»Nun laßt doch den Bären. Hier wird gewettet.«

»In einem Zuge, sonst ist's verspielt«, schrie ein vierter.

»Jakob, bring eine Flasche her, Jakob!« rief der Hausherr selbst, ein großer, hübscher Mensch, der ohne Rock in einem dünnen, auf der Brust geöffneten Hemd mitten in der Menge stand. »Halt, meine Herren! Da ist ja Petruscha, unser lieber Freund«, wandte er sich an Pierre.

Eine andere Stimme, die einem nicht sehr großen Menschen mit klaren, blauen Augen gehörte und unter all diesen betrunkenen Stimmen besonders auffiel, und zwar durch ihren nüchternen Ton, schrie vom Fenster her: »Komm hierher, schlag die Wette durch!« Es war Dolochow, ein Offizier des Semjonower Regiments, ein berühmter Spieler und Raufbold, der mit Anatol zusammenwohnte. Pierre blickte lächelnd um sich.

»Ich begreife nichts. Worum handelt es sich denn?«

»Wartet mal, er ist noch nicht betrunken, gib eine Flasche her«, schrie Anatol, nahm ein Glas vom Tisch und ging auf Pierre zu. »Vor allen Dingen trinke mal eins!«

Pierre trank ein Glas nach dem andern, sah, von unten aufblickend, die betrunkenen Gäste an, die sich wieder um das Fenster drängten, und horchte auf ihre Reden. Anatol goß ihm Wein ein und erzählte, daß Dolochow mit dem Engländer Stevens, einem Seemann, der hier anwesend sei, gewettet habe, er, Dolochow, werde eine Flasche Rum

austrinken und dabei mit nach außen hängenden Beinen auf dem Fensterbrett des dritten Stockwerks sitzen.

»Na, trink sie ganz aus!« rief Anatol und gab Pierre das letzte Glas, »sonst lasse ich dich nicht los.«

»Nein, ich will nicht«, sagte Pierre, stieß Anatol beiseite und ging zum Fenster.

Dolochow hielt die Hand des Engländers fest und nannte noch einmal klar und deutlich die Bedingungen der Wette, wobei er sich hauptsächlich an Pierre und Anatol wandte.

Dolochow war ein Mann von mittlerem Wuchs, mit krausem Haar und hellen blauen Augen. Er mochte etwa fünfundzwanzig Jahre alt sein. Wie alle Infanterieoffiziere trug er keinen Schnurrbart, und sein Mund, das Auffallendste in diesem Gesicht, war vollständig zu sehen. Die Linien dieses Mundes waren außerordentlich fein geschwungen. In der Mitte senkte sich die Oberlippe keilförmig und energisch auf die kräftige Unterlippe herab, und in den Ecken bildete sich beständig etwas wie ein zweifaches Lächeln, auf jeder Seite eins. Und das alles zusammengenommen, besonders aber noch der feste, freche, aber kluge Blick, machte solchen Eindruck, daß einem dieses Gesicht unbedingt auffallen mußte. Dolochow war nicht reich und hatte keine Verbindungen, trotzdem wohnte er mit Anatol zusammen, der Tausende durchbrachte, und hatte es verstanden, sich eine solche Stellung zu schaffen, daß Anatol selber und alle, die die beiden kannten, Dolochow höher schätzten als Anatol. Dolochow kannte alle Spiele und gewann fast immer. Wieviel er auch trinken mochte, er behielt immer einen klaren Kopf. Kuragin und Dolochow waren zu jener Zeit zwei Berühmtheiten in der Welt der Petersburger Zecher und Tunichtgute.

Die Flasche Rum wurde gebracht. Den Fensterrahmen, der ein Sitzen auf dem äußeren Fensterbrett nicht gestattete, versuchten zwei Diener herauszubrechen. Sie gaben sich sichtlich alle Mühe, hatten aber durch die Ratschläge und das Anschreien der Herren, die um sie herumstanden, ganz den Kopf verloren. Anatol trat mit seiner Siegermiene an das Fenster heran. Er hatte große Lust, irgend etwas entweizuschlagen. Die beiden Lakaien stieß er beiseite und wollte den Rahmen selber herausreißen. Aber der Rahmen gab nicht nach. Da zerschlug er ein Fenster.

»Na 'ran, du Kraftmensch«, wandte er sich an Pierre. Der packte das Kreuz an, zog und riß mit lautem Krach den eichenen Fensterrahmen heraus.

»Brecht ihn ganz heraus, sonst glaubt ihr womöglich, ich halte mich fest«, sagte Dolochow.

»Der Engländer prahlt schon. Nun? Alles fertig?« fragte Anatol.

»Alles in Ordnung«, entgegnete Pierre und sah Dolochow an, der die Flasche Rum in die Hand genommen hatte und damit zum Fenster ging, durch das der helle Himmel hereinschaute. Abend- und Morgenröte flossen ineinander über.

Dolochow sprang mit der Rumflasche in der Hand auf das Fensterbrett.

»Achtung!« rief er, auf dem Fensterkopf stehend, und drehte sich nach dem Zimmer um. Alles schwieg.

»Ich wette« – er sprach französisch, damit ihn der Engländer verstehen sollte; doch sein Französisch war nicht sehr gut –, »ich wette fünfzig Imperial²⁵ – oder wollen Sie hundert?« fügte er hinzu und wandte sich an den Engländer.

»Nein, fünfzig«, sagte dieser.

»Gut; also fünfzig Imperial, daß ich eine ganze Flasche Rum austrinken kann, in einem Zuge, ohne abzusetzen, und dabei draußen vor dem Fenster sitzen werde« – er bückte sich und zeigte auf den steilabfallenden Mauervorsprung draußen am Fenster –, »ohne mich irgendwo festzuhalten. Stimmt es?«

»Jawohl«, sagte der Engländer.

Nun wandte sich Anatol an den Engländer, indem er einen Knopf seines Rockes faßte und von oben auf ihn herabsah (der Engländer war nur klein), und wiederholte ihm dann die Bedingungen der Wette auf englisch.

»Halt!« rief Dolochow und klopfte mit der Flasche an das Fenster, um sich Gehör zu verschaffen. »Halt, Kuragin; hört zu! Wenn jemand das nachmacht, dann zahle ich ihm hundert Imperials. Verstanden?«

Der Engländer nickte, aber es war nicht zu ersehen, ob er diese neue Wette annahm oder nicht. Anatol ließ ihn jedoch nicht los und übersetzte ihm Dolochows Worte ins Englische, obwohl der Engländer durch sein Nicken zu verstehen gegeben hatte, daß ihm alles klar

sei. Ein junges, mageres Bürschchen, ein Leibhusar, der an diesem Abend alles verspielt hatte, kletterte auf das Fenster und steckte den Kopf hinaus, um nach unten zu schauen.

»Hu, hu, hu«, sagte er, als er durch das Fenster auf die Steine des Trottoirs hinuntersah.

»Achtung!« schrie Dolochow und riß den Offizier vom Fenster herab, der mit seinen Sporen anhakete und ungeschickt ins Zimmer zurücksprang.

Dolochow stellte die Flasche auf den Fensterkopf, um sie besser fassen zu können, und kletterte dann vorsichtig und langsam in das Fenster. Er ließ die Beine herunterhängen und stemmte beide Arme gegen den Rand des Fensters, um den Platz auszuprobieren. Dann setzte er sich hin, ließ die Arme los, rückte noch ein wenig hin und her und griff dann nach der Flasche. Anatol holte zwei Kerzen und stellte sie auf das Fensterbrett, obwohl es schon ganz hell war. Dolochows Rücken in dem weißen Hemd und sein krauser Kopf waren hell beleuchtet. Alle drängten sich an das Fenster. Der Engländer stand ganz vorn. Pierre lächelte und sagte nichts. Einer von den Anwesenden, der etwas älter als die anderen war, ging plötzlich mit erschrockenem und ärgerlichem Gesicht nach vorn und wollte Dolochow am Kragen fassen.

»Meine Herren, das sind Dummheiten; er wird sich Hals und Beine brechen«, sagte dieser Mensch, der etwas mehr bei Verstand war als die übrigen.

Anatol hielt ihn zurück.

»Rühr ihn nicht an, du erschreckst ihn, und dann stürzt er ab. Na, und was dann?«

Dolochow drehte sich um und richtete sich auf, indem er wieder die Arme gegen die Seitenwände stemmte.

»Wenn mich noch einer belästigen sollte«, sagte er, indem er Wort für Wort zwischen seinen dünnen Lippen hervorpreßte, »dann schmeiße ich ihn sofort hier hinunter. Na los denn!«

Nachdem er »Na los denn!« gesagt hatte, drehte er sich wieder um, ließ die Arme los, nahm die Flasche, führte sie zum Mund, warf den Kopf zurück und hob den freien Arm hoch, um das Gleichgewicht zu halten. Einer von den Lakaien, der gerade begonnen hatte, das zerbrochene Glas der Fensterscheiben aufzusammeln, blieb in seiner

gebückten Haltung stehen und verwandte kein Auge vom Fenster und von Dolochow. Anatol stand mit stieren Augen aufrecht da. Der Engländer streckte die Lippen vor und sah zur Seite. Der Herr, der Dolochow hatte zurückhalten wollen, rannte in eine Ecke des Zimmers und legte sich, mit dem Gesicht zur Wand gekehrt, aufs Sofa.

Pierre hatte sich die Hand vor die Augen gehalten, und ein leises, verlorenes Lächeln blieb auf seinem Gesicht zurück, wenn es auch jetzt Angst und Schrecken ausdrückte. Alle schwiegen. Pierre nahm die Hand von den Augen; Dolochow saß noch immer in derselben Haltung da; nur den Kopf hatte er zurückgelehnt, so daß die krausen Haare seines Hinterkopfs den Hemdkragen berührten. Die Hand mit der Flasche hob sich zitternd und mit Anstrengung immer höher und höher. Augenscheinlich leerte sich die Flasche langsam und hob sich dadurch höher, so daß sie Dolochows Kopf immer weiter zurückbog. Warum dauert das so lange? dachte Pierre. Es kam ihm vor, als ob schon eine halbe Stunde vergangen wäre. Plötzlich machte Dolochow eine Bewegung nach rückwärts und seine Hand zitterte nervös. Dieses Zittern genügte, um den ganzen Körper, der auf dem abschüssigen Vorsprung saß, aus seiner Lage zu bringen.

Er schwankte etwas, und seine Hand und sein Kopf zitterten vor Anstrengung. Der eine Arm hob sich bereits, um sich am Fensterkopf festzuhalten, senkte sich dann aber wieder herab. Pierre schloß wieder die Augen und nahm sich vor, sie nicht mehr aufzumachen. Plötzlich fühlte er, daß alles um ihn herum in Bewegung kam. Er sah auf: Dolochow stand auf dem Fensterkopf; sein Gesicht war blaß und fröhlich.

»Leer!«

Er warf die Flasche dem Engländer zu, der sie geschickt auffing, und sprang vom Fenster herab. Er roch stark nach Rum.

»Ausgezeichnet, ein Mordskerl; das ist eine Wette gewesen! Potztausend noch mal!« schrie es von allen Seiten.

Der Engländer zog seine Börse hervor und zählte das Geld ab. Dolochow kniff die Augen zusammen und schwieg. Da sprang Pierre auf das Fenster zu.

»Meine Herren! Wer will mit mir wetten? Ich mache es nach!« rief er plötzlich. »Wir brauchen auch gar nicht zu wetten, ich mache es so. Laß eine Flasche holen, ich mache es, laß eine holen!«

»Na, mach es nur!« sagte Dolochow lächelnd.

»Was ist los? Bist du verrückt geworden? Wer wird denn das zulassen? Du wirst ja schon auf der Leiter schwindelig«, sprach man von allen Seiten auf ihn ein.

»Ich trinke sie aus, gib eine Flasche Rum her!« schrie Pierre, indem er mit der entschlossenen Geste eines Betrunkenen auf den Tisch schlug, und kletterte auf das Fenster.

Man packte ihn am Arm, aber er war so stark, daß er jeden, der sich ihm näherte, zurückstieß.

»Nein, so kann man ihn nicht davon abbringen«, sagte Anatol. »Paßt auf, ich werde ihm was vorreden. Hör zu, ich werde mit dir wetten, aber morgen, denn jetzt wollen wir alle zu ... fahren!«

»Ach ja«, schrie Pierre, »ach ja, und den Mischka nehmen wir auch mit!«

Er packte den Bären, umarmte ihn, hob ihn hoch und tanzte mit ihm im Zimmer herum.

Fürst Wassilij hatte sein Versprechen erfüllt, das er auf der Abendgesellschaft bei Anna Pawlowna der Fürstin Drubezkaja gegeben hatte, als sie ihn für ihren einzigen Sohn Boris gebeten hatte. Er trug die Angelegenheit dem Kaiser vor, und Boris wurde, was sonst selten zu geschehen pflegte, als Fähnrich in das Semjonowsche Garderegiment versetzt. Aber zum Adjutanten Kutusows oder zu seinem Stabe wurde er nicht kommandiert, trotz aller Bemühungen und Intrigen Anna Michailownas. Bald nach der Abendgesellschaft bei Anna Pawlowna war sie nach Moskau zurückgekehrt, und zwar sofort wieder zu ihren reichen Verwandten, den Rostows, bei denen sie in Moskau wohnte. Bei ihnen war auch Boris von seiner ersten Kindheit an erzogen worden und hatte dort lange Jahre gelebt, ihr vergötterter Boris, der soeben in einem Linienregiment zum Fähnrich ernannt worden war und nun sofort in die Garde versetzt werden sollte. Die Garde hatte Petersburg schon am 10. August verlassen, und ihr Sohn, der wegen der Equipierung noch in Moskau geblieben war, mußte sie dann auf dem Wege nach Radziwillow einholen,

Bei den Rostows feierten die Mutter und die jüngste Tochter, die beide Natalja hießen, ihren Namenstag. Schon vom frühen Morgen an fuhr ein Wagen nach dem andern mit Gratulanten vor dem großen, ganz Moskau bekannten Hause der Gräfin Rostowa auf der Powarskaja-Straße vor. Die Gräfin saß mit ihrer schönen ältesten Tochter und den Gästen, die einander fortwährend ablösten, im Salon. Sie hatte ein mageres Gesicht von orientalischem Typ, war etwa fünfundvierzig Jahre alt und augenscheinlich durch die Geburten ihrer Kinder, deren sie zwölf hatte, stark mitgenommen. Die Langsamkeit ihrer Bewegungen und Worte, die wohl von ihrer Kraftlosigkeit herrührte, gab ihr ein gewichtiges Aussehen, das allen Achtung einflößte. Die Fürstin Anna Michailowna Drubezkaja saß, da sie ja zum Hause gehörte, ebenfalls hier und war ihr behilflich, die Gäste zu empfangen und sich mit ihnen zu beschäftigen. Die Jugend, die es nicht für nötig gehalten hatte, an dem Besuchsempfang teilzunehmen, befand sich in den hinteren Gemächern. Der Graf begrüßte die Gäste, geleitete sie wieder hinaus und lud sie alle zum Essen ein.

»Ich danke Ihnen sehr, ma chère oder mon cher« – ma chère oder mon cher sagte er ohne Ausnahme und ohne die geringsten Schattierungen zu allen, sowohl zu Leuten von höherem als auch von niedrigerem Rang –, »für die Ehre, die Sie mir und den lieben Namenstagskindern erweisen. Bitte kommen Sie doch zum Diner. Sie beleidigen mich sonst, mon cher. Ich bitte Sie herzlich im Namen der ganzen Familie, ma chère.« Diese Worte sagte er ohne Unterschied zu allen, wer es auch sein mochte, mit einem stets gleichen Ausdruck auf dem vollen, heiteren, glattrasierten Gesicht, mit dem gleichen Händedruck und mit den gleichen, immer wiederholten kurzen Verbeugungen. Hatte der Graf einen Gast hinausbegleitet, so kehrte er zu den anderen zurück, die noch im Salon waren, schob sich einen Sessel heran und setzte sich hin. Mit der Miene eines Menschen, der sich seines Lebens freut und auch zu leben versteht, spreizte er schneidig die Beine und wiegte sich gewichtig hin und her. Er stellte Betrachtungen über das Wetter an, gab und empfing gute Ratschläge über die Gesundheit, bald auf russisch, bald in einem sehr schlechten, aber selbstgefällig gesprochenen Französisch. Dann erhob er sich wieder mit der Miene eines angespannten Menschen, der aber doch in der Erfüllung seiner Pflichten festbleibt, um einen Gast hinauszubegleiten, und lud auch ihn zum Diner ein, indem er sich die wenigen grauen Haare seiner Glatze glattstrich. Hin und wieder ging er, wenn er aus dem Vorzimmer zurückkehrte, durch das Blumenzimmer und den Bedientenraum in den großen Marmorsaal, wo ein Tisch für achtzig Personen gedeckt wurde. Er sah den Dienern zu, die das Silber und Porzellan brachten, die Tische auseinanderstellten und die Kamtschatkatischtücher²⁶ ausbreiteten, rief dann Dimitrij Wassiljewitsch zu sich, einen adligen jungen Mann, der des Grafen Geschäfte erledigte, und sagte zu ihm: »Nun, mein lieber Dimitrij, sehen Sie zu, daß alles gut wird. Ja, so ist es recht«, und er betrachtete mit Vergnügen die große, ausgezogene Tafel. »Ein kunstvoll gedeckter Tisch ist immer die Hauptsache. Ja, ja.« Dann kehrte er mit einem selbstzufriedenen Seufzer in den Salon zurück.

»Marja Lwowna Karagina mit ihrer Tochter«, meldete, durch die Salontür tretend, in tiefstem Baß ein riesiger Lakai, der sonst den Grafen auf seinen Ausfahrten zu begleiten pflegte. Die Gräfin dachte einen Augenblick nach und schnupfte aus einer goldenen Tabaksdose, die mit dem Bild ihres Mannes geschmückt war.

»Diese Visiten machen mich ganz krank«, sagte sie. »Na, das ist aber nun die letzte, die ich annehme. Sie ist sehr empfindlich. Ich lasse bitten«, sagte sie in melancholischem Ton, wie wenn sie sagen wollte: »Bitte, schlagt mich nur vollends tot!«

Eine hohe, stattliche, sehr stolz aussehende Dame und ihr rundbäekiges lächelndes Töchterchen traten mit rauschenden Kleidern in den Salon ein.

»Chère comtesse, il y a si longtemps ... Sie hat zu Bett gelegen, das arme Kind ... au bal des Razoumowsky ... et la comtesse Apraksine ... j'ai été si heureuse ...« so hörte man lebhaft weibliche Stimmen reden, die sich gegenseitig ins Wort fielen und mit dem Rascheln der Kleider und dem Stühlerücken in eins verschmolzen. Nun begann eines jener Gespräche, die man nur deshalb anknüpft, um sich bei der ersten Pause zu erheben, mit den Kleidern zu rauschen und zu sagen: »Ich war sehr erfreut ..., die Gesundheit Mamas ... und der Fürstin Apraxina«, um dann wieder mit den Kleidern zu rauschen, ins Vorzimmer zu gehen, den Pelz oder Mantel anzuziehen und wieder abzufahren.

Das Gespräch drehte sich um die wichtigste Neuigkeit, die damals in der Stadt besprochen wurde, um die Krankheit des alten Grafen Besuchow, eines der reichsten und schönsten Männer aus der Zeit Katharinas, und um seinen unehelichen Sohn Pierre, der sich auf der Abendgesellschaft Anna Pawlowna Scherers so ungehörig benommen habe.

»Der arme Graf tut mir sehr leid«, sagte die Besucherin, »sein Befinden ist schon sowieso so schlecht und nun noch dieser Kummer mit dem Sohn, das wird sein Ende sein.«

»Was ist denn nur geschehen?« fragte die Gräfin, als ob sie nicht wüßte, wovon ihre Besucherin sprach, obwohl sie doch heute bereits fünfzehnmal die Ursache von Graf Besuchows Kummer gehört hatte.

»Ja, ja, das ist die heutige Erziehung. Schon im Ausland«, sagte die Besucherin, »ist dieser junge Mensch immer nur sich selbst überlassen gewesen, und jetzt richtet er nun, wie man sagt, in Petersburg solch fürchterliche Dinge an, daß ihn die Polizei ausgewiesen haben soll.«

»Was Sie sagen«, erwiderte die Gräfin.

»Er hat sich seine Gesellschaft schlecht ausgewählt«, mischte sich die Fürstin Anna Michailowna ins Gespräch. »Der Sohn des Fürsten

Wassilij, er und ein gewisser Dolochow haben, sagt man, Gott weiß was für Dinge ausgefressen. Und beide haben es büßen müssen. Dolochow ist zum Gemeinen degradiert, und Besuchows Sohn ist nach Moskau verwiesen.«

»Bei Anatol Kuragin hat der Vater die Sache noch irgendwie eingerenkt. Doch aus Petersburg ist er ebenfalls verwiesen worden.«

»Ja, aber was haben sie denn eigentlich verbrochen?« fragte die Gräfin.

»Das sind die reinsten Verbrecher, besonders Dolochow«, erwiderte die Besucherin. »Er ist ein Sohn Marja Iwanownas, einer durchaus ehrwürdigen Dame. Und was macht er? Können Sie sich das vorstellen? Da treiben sie zu dreien irgendwo einen Bären auf, setzen den zu sich in den Wagen und fahren mit ihm zu irgendwelchen Schauspielerinnen. Natürlich kommt gleich die Polizei herbei, um dem Unfug zu steuern. Da nehmen sie den Polizeiaufseher, binden ihn Rücken an Rücken mit dem Bären zusammen und stoßen den Bären in die Moskwa; der Bär schwimmt, und der Polizeiaufseher liegt oben darauf.«

»Nett muß da der Polizeiaufseher ausgesehen haben«, rief der Graf berstend vor Lachen.

»Aber das ist ja entsetzlich, wie kann man nur über so etwas lachen, Graf?«

Doch die Damen lachten unwillkürlich ebenfalls. »Und mit großen Anstrengungen konnte man den Unglücklichen noch retten«, fuhr die Besucherin fort, »und auf solch geistreiche Weise belustigt sich nun der Sohn des Grafen Kirill Wladimirowitsch Besuchow!« fügte sie hinzu. »Dabei behauptet man, daß er gut erzogen und sehr klug sei. Da sieht man, wozu die ganze Erziehung im Ausland führt! Ich hoffe, daß ihn hier niemand empfangen wird, wenn er auch noch so reich ist. Man wollte ihn mir vorstellen. Ich habe es aber abgelehnt: ich habe Töchter.«

»Warum sagen Sie, daß dieser junge Mann so reich sein soll?« fragte die Gräfin und wandte sich von den jungen Mädchen ab, die auch gleich so taten, als ob sie nicht zuhörten. »Der Graf hat doch nur uneheliche Kinder. Und dieser Pierre scheint doch auch ein solches zu sein.«

Die Besucherin machte eine wegwerfende Handbewegung.

»Er hat, glaube ich, zwanzig uneheliche Kinder.«

Jetzt mischte sich die Fürstin Anna Michailowna wieder ins Gespräch. Sie wollte wahrscheinlich zeigen, was für einflußreiche Verbindungen sie habe und wie gut sie über alles, was in der höheren Gesellschaft vor sich ging, Bescheid wisse.

»Die Sache ist nämlich so«, sagte sie wichtig und halbflüsternd, »Graf Kirill Wladimirowitschs Ruf ist ja bekannt. Wieviel Kinder er eigentlich hat, das weiß er wohl selber kaum, aber dieser Pierre ist entschieden sein Liebling.«

»Wie der alte Mann doch noch schön war«, warf die Gräfin ein, »noch im vorigen Jahr! Einen schöneren Mann habe ich niemals gesehen.«

»Jetzt hat er sich sehr verändert«, fuhr Anna Michailowna fort. »Ich wollte aber sagen«, wiederholte sie, »durch seine Frau ist eigentlich Fürst Wassilij der rechtmäßige Erbe des ganzen Besitzes, aber der Vater liebt Pierre sehr, er hat sich um seine Erziehung gekümmert, auch seinetwegen an den Kaiser geschrieben, so daß jetzt niemand weiß, wer das ungeheure Vermögen, wenn der Graf stirbt, einmal erben wird, Fürst Wassilij oder Pierre. Und augenscheinlich geht es ihm so schlecht, daß man jede Minute das Schlimmste befürchtet. Sogar Doktor Lorrain ist aus Petersburg herübergekommen. Vierzigtausend Seelen²⁷ und dazu noch viele Millionen! Ich weiß das ganz genau, weil Fürst Wassilij es mir selber gesagt hat. Und außerdem ist Kirill Wladimirowitsch ein Onkel zweiten Grades von mir, und zwar durch meine Mutter. Er ist auch Boris' Pate«, fügte sie in einem Ton hinzu, als ob sie diesem Umstand keine so große Bedeutung beilege.

»Fürst Wassilij ist gestern in Moskau angekommen, er fährt zu einer Revision, sagte man mir«, schaltete die Besucherin ein.

»Ja, aber entre nous«, bemerkte die Fürstin, »das ist nur ein Vorwand. Er ist eigentlich nur des Grafen Kirill Wladimirowitsch wegen hergekommen, weil er gehört hat, daß es ihm so schlecht geht.«

»Meine Liebe, das ist doch aber ein famoser Scherz«, sagte der Graf; doch als er merkte, daß die ältere Dame nicht zuhörte wandte er sich zu den jungen Mädchen: »Ich kann mir vorstellen, was für eine köstliche Figur der Revieraufseher abgegeben haben mag!« Und er machte es nun vor, wie der Revieraufseher mit den Armen gezappelt

haben mochte, und lachte dabei wieder mit seinem lauten, tiefen Lachen, das seinen ganzen Körper ins Schwanken brachte, wie etwa Leute lachen, die immer gut gegessen und getrunken haben. »Und nicht wahr, ich darf Sie bitten, heute bei uns zu speisen?« fügte er hinzu.

Alle schwiegen einen Augenblick. Die Gräfin blickte ihren Gast an und lächelte freundlich, ohne aber dabei zu verbergen, daß sie nicht im geringsten beleidigt wäre, wenn dieser sich jetzt erhöbe und fortginge. Die Tochter der Karagina strich bereits ihr Kleid glatt, um aufzustehen, und sah fragend ihre Mutter an. Da hörte man plötzlich aus dem Nebenzimmer, wie mehrere männliche und weibliche Füße zur Tür liefen. Ein Stuhl, an den jemand gestoßen war, fiel mit Gepolter um, und ein etwa dreizehnjähriges Mädchen kam ins Zimmer gelaufen, hielt etwas in ihrem kurzen Musselinröckchen verborgen und blieb mitten im Zimmer stehen. Augenscheinlich war sie, ohne es zu wollen, so weit hereingestürzt, da sie ihren schnellen Lauf nicht mehr hatte hemmen können. In der Tür erschienen im selben Augenblick ein Student mit einem himbeerfarbenen Uniformkragen, ein Gardeoffizier, ein fünfzehnjähriges Mädchen und ein dicker rotbackiger Junge in einem Kinderjäckchen. Der Graf sprang auf, wiegte sich hin und her und umfing das hereinstürmende Mädchen mit ausgebreiteten Armen.

»Ah, da ist sie ja«, rief er lachend, »unser Namenstagskind! Ma chère Natalie!«

»Ma chère, il y a un temps pour tout«, sagte die Gräfin in verstellt strengem Ton. »Du verwöhnst sie immer, Elie!« fügte sie dann, zu ihrem Mann gewandt, hinzu.

»Bonjour ma chère, je vous félicite«, sagte die Besucherin. »Quelle délicieuse enfant!« setzte sie hinzu und wandte sich an die Mutter.

Das schwarzäugige, nicht schöne, aber lebhaftes Mädchen mit dem großen Mund, mit ihren bloßen Kinderschultern, die sich infolge des schnellen Laufs in ihrem Mieder hoben und senkten, mit ihren zurückgeworfenen schwarzen Locken, den dünnen nackten Armen, den schmalen Beinen in Spitzenhöschen und den kleinen Füßen in ausgeschnittenen Schuhen war gerade in dem lieblichen Alter, in dem ein Mädchen schon nicht mehr Kind ist, aber auch noch nicht junge Dame. Nachdem sie dem Vater entschlüpft war, lief sie zu ihrer Mutter hin und verbarg unter Lachen ihr Gesicht in deren Spitzenmantille, ohne ihre strenge Bemerkung zu beachten. Sie erzählte unter

stoßweisem Lachen etwas von einer Puppe, die sie aus ihrem Röckchen hervorholte.

»Seht Ihr? ... die Puppe ... Mimi ... seht hier.«

Natascha konnte nicht weiterreden, ihr kam alles lächerlich vor. Sie ließ sich wieder in den Schoß ihrer Mutter fallen und lachte so laut und helltönend, daß alle, sogar die gezierte Besucherin, gegen ihren Willen mitlachen mußten.

»Ach, geh weg mit deinem kleinen Scheusal«, sagte die Mutter und schob mit erkünstelt ärgerlicher Miene ihre Tochter von sich. »Das ist meine Jüngste«, sagte sie dann zu der Besucherin.

Natascha hob für einen Augenblick ihr Gesicht aus dem Spitzenschal ihrer Mutter, sah sie durch Tränen, die ihr das Lachen in die Augen getrieben hatte, von unten her an und versteckte dann wieder ihr Gesicht in den Falten.

Die Besucherin, die gezwungen war, sich an dieser Familienszene mitzufreuen, hielt es für nötig, sich an ihr irgendwie zu beteiligen.

»Sagen Sie, mein liebes Kind«, wandte sie sich an Natascha, »wie ist denn diese Mimi mit Ihnen verwandt? Wohl Ihr Töchterchen?«

Natascha mißfiel diese herablassende, erkünstelt kindliche Rede-weise, mit der sich die Besucherin an sie wandte. Sie antwortete nichts darauf und sah den Gast nur ernsthaft an.

Währenddessen hatte sich die ganze Jugend im Salon eingefunden: der Offizier Boris, der Sohn der Fürstin Anna Michailowna, der Student Nikolaj, der älteste Sohn des Grafen, Sonja, seine fünfzehnjährige Nichte, und der kleine Petja, der jüngste Sohn des Hauses. Sie alle bemühten sich sichtlich, die Lebhaftigkeit und Fröhlichkeit, die ihnen aus den Augen leuchteten, in den Grenzen der Schicklichkeit zu halten. Offenbar war ihre Unterhaltung dort in den hinteren Zimmern, von wo sie so ungestüm hergelaufen kamen, weit fröhlicher gewesen als das Gespräch hier im Salon, wo man sich über Stadtklatsch, über das Wetter und die Komtesse Apraxina unterhielt. Hin und wieder sahen sie sich untereinander an und konnten kaum das Lachen unterdrücken.

Die beiden jungen Männer, der Student und der Offizier, waren im gleichen Alter, und seit ihrer Kindheit befreundet. Beide waren hübsch, aber einander durchaus nicht ähnlich. Boris war ein großer blonder Jüngling mit regelmäßigen feinen Zügen und einem ruhigen

und hübschen Gesicht, Nikolaj dagegen ein nicht sehr großer, kraushaariger junger Mann mit offenem Gesichtsausdruck. Auf seiner Oberlippe zeigten sich schon einige schwarze Härchen, und auf dem ganzen Gesicht prägten sich Ungestüm und Begeisterung aus. Er errötete, als er in den Salon trat, und man merkte deutlich, wie er vergeblich nach etwas suchte, das er sagen könnte. Boris dagegen fand sich sofort hinein und erzählte in ruhigem und scherzhaftem Ton, daß er die Puppe Mimi schon als kleines Mädchen gekannt habe, als ihre Nase noch nicht verstümmelt gewesen sei, sie sei aber, soweit er sich besinnen könne, in diesen fünf Jahren doch recht alt geworden und habe jetzt einen Riß über den ganzen Kopf. Nachdem er das gesagt hatte, blickte er Natascha an. Diese wandte sich von ihm ab, sah sich nach ihrem jüngsten Bruder um, der mit zusammengekniffenen Augen vor lautlosem Lachen bebte, und lief dann, da sie sich nicht mehr beherrschen konnte, so schnell aus dem Zimmer, wie ihre flinken Beinchen sie tragen konnten. Boris blieb ganz ernst.

»Sie wollten doch wohl ausfahren, Mama? Soll ich den Wagen bestellen?« fragte er lächelnd seine Mutter.

»Ja, geh, geh, laß anspannen«, entgegnete diese lächelnd.

Boris ging langsam zur Tür hinaus und hinter Natascha her. Der dicke kleine Junge lief ihnen ärgerlich nach, als sei er ungehalten darüber, daß er in seinem Spaß gestört worden war.

Von der Jugend waren – nicht mitgerechnet die zu Besuch weilende junge Dame und die älteste Tochter der Gräfin, die vier Jahre älter als ihre Schwester war und sich schon wie eine Große benahm – im Salon nur Nikolaj und die Nichte der Gräfin, Sonja, geblieben. Diese war eine zarte, zierliche Brünnette mit einem weichen, von langen Wimpern beschatteten Blick. Sie trug ihren schweren schwarzen Zopf zweimal um den Kopf geschlungen und fiel durch den gelblichen Ton ihrer Hautfarbe auf, was besonders im Gesicht, auf den entblößten mageren, aber graziösen und kräftigen Armen und am Halse sichtbar war. Mit ihren geschmeidigen Bewegungen, ihren weichen, biegsamen kleinen Gliedern und dem etwas listigen, zurückhaltenden Wesen erinnerte sie an ein Kätzchen, das noch nicht ganz ausgewachsen ist, aber später einmal eine prächtige Katze abgeben wird. Sie hielt es offenbar für schicklich, ihr Interesse an dem allgemeinen Gespräch durch ein Lächeln auszudrücken. Aber ganz gegen ihren Willen hefteten sich ihre Augen unter den langen dichten Wimpern auf ihren Vetter, der bald zum Heere fahren sollte, und zwar mit einem solch leidenschaftlichen, mädchenhaft schwärmerischen Blick, daß ihr Lächeln keinen Augenblick jemanden täuschen konnte: es war nur zu offensichtlich, daß dieses Kätzchen sich nur deshalb hingesezt hatte, um desto energischer aufzuspringen und mit dem Vetter zu spielen, sobald sie nur erst, wie jetzt Boris und Natascha, diesem Salon wieder entschlüpft sein würden.

»Ja, ma chère«, sagte der alte Graf zu der Besucherin und zeigte auf Nikolaj. »Sein Freund Boris ist soeben zum Offizier befördert worden, und aus Freundschaft will er sich nicht von ihm trennen. Er läßt mich, seinen alten Vater, und die Universität im Stich, um in das Heer einzutreten. Und im Archiv war doch schon eine Stelle für ihn bereit und auch sonst schon alles in Ordnung. Das heißt Freundschaft, wie?« fügte der Graf in fragendem Ton hinzu.

»Man sagt, der Krieg sei schon erklärt«, bemerkte die Besucherin.

»Das heißt es schon lange«, entgegnete der Graf. »Man redet immer wieder und wieder davon, und dann läßt man alles beim alten. Ja,

ma chère, das nennt man Freundschaft!« sagte er noch einmal. »Er wird Husar.«

Da die Besucherin nicht wußte, was sie sagen sollte, so wiegte sie den Kopf hin und her.

»Ganz und gar nicht aus Freundschaft«, sagte Nikolaj auflodernd und verwahrte sich dagegen, als ob dies eine schimpfliche Verleumdung wäre. »Gar nicht aus Freundschaft, sondern einfach deshalb, weil ich mich zum Soldaten berufen fühle.«

Er sah sich nach seiner Cousine um und nach der jungen Dame, die zu Besuch war. Beide blickten ihn mit einem Lächeln der Billigung an.

»Heute diniert der Oberst des Pawlograder Husarenregiments, Schubert, bei uns. Er war hier auf Urlaub und nimmt ihn gleich mit. Was soll man da machen«, sagte der Graf, zuckte mit den Achseln und bemühte sich, in scherzhaftem Ton über eine Sache zu reden, die ihm augenscheinlich viel Kummer bereitete.

»Ich habe Ihnen ja schon gesagt, Papa«, erwiderte der Sohn, »ich bleibe hier, wenn Sie mich nicht fortlassen wollen. Aber ich weiß genau, daß ich zu nichts anderem taue als zum Heeresdienst. Ich bin kein Diplomat, kein Beamter: ich verstehe nicht, das zu verbergen, was ich fühle«, fuhr er fort und blickte dabei mit jener Koketterie, wie sie jungen, hübschen Leuten eigen ist, Sonja und das andere junge Mädchen an.

Das Kätzchen, das sich mit seinen Augen geradezu an ihm festsog, schien jede Minute bereit zu sein, wieder mit ihm zu spielen und ihre ganze Katzennatur zu zeigen.

»Na ja, es ist schon gut!« sagte der alte Graf. »Er ereifert sich gleich immer. Napoleon verdreht allen den Kopf. Sie denken immer nur daran, wie aus einem Leutnant ein Kaiser geworden ist! Na, meinestwegen«, fügte er hinzu, ohne das spöttische Lächeln der Besucherin zu bemerken.

Die Erwachsenen sprachen nun über Bonaparte. Julie, die Tochter der Frau Karagina, wandte sich jetzt an den jungen Rostow.

»Wie schade, daß Sie am Donnerstag nicht bei den Archarows waren. Ich habe mich gelangweilt ohne Sie«, sagte sie, ihm zärtlich zulächelnd.

Der geschmeichelte junge Mann setzte sich mit dem koketten Lächeln der Jugend näher zu der strahlenden Julie und begann mit ihr allein ein Gespräch, ohne dabei im geringsten zu bemerken, daß sein unwillkürliches Lächeln das Herz der eifersüchtig errötenden und doch erkünstelt lächelnden Sonja wie mit einem Messer zerschnitt. Mitten im Gespräch sah er sich nach ihr um. Sonja blickte ihn leidenschaftlich und zornig an und konnte kaum die Tränen zurückhalten und ihr gekünsteltes Lächeln bewahren. Sie stand auf und ging aus dem Zimmer. Jetzt verschwand Nikolajs ganze Lebhaftigkeit mit einem Schlag. Er wartete die erste Pause in der Unterhaltung ab und entfernte sich dann mit verstörtem Gesicht ebenfalls, um Sonja zu suchen.

»Wie leicht kann man doch die Geheimnisse dieser Jugend durchschauen«, sagte Anna Michailowna und wies auf den hinausgehenden Nikolaj. »Cousinage – dangereux voisinage«, fügte sie hinzu.

»Ja«, sagte die Gräfin, nachdem der Sonnenstrahl verschwunden war, den dieses junge Volk in den Salon getragen hatte, und es schien, als beantworte sie eine Frage, die ihr zwar niemand gestellt, die sie aber immer beschäftigt hatte, »ja, wie viele Leiden und Unruhe muß man durchmachen, um jetzt an ihnen Freude zu haben. Und auch jetzt hat man mehr Angst als Freude durchzukosten. Immer ist man in Furcht und Sorgen. Es ist ja gerade dieses Alter, das so gefährlich für Mädchen und Knaben ist.«

»Alles hängt von der Erziehung ab«, warf die Besucherin ein.

»Ja, Sie haben recht«, fuhr die Gräfin fort. »Bis jetzt bin ich, Gott sei Dank, immer noch die Freundin meiner Kinder gewesen und genieße ihr volles Vertrauen« – sie befand sich in demselben Irrtum wie viele Eltern, die da meinen, ihre Kinder hätten keine Geheimnisse vor ihnen. »Ich weiß, daß ich immer die erste Vertraute meiner Töchter sein werde und daß Nikolenka, wenn er auch mal mit seinem temperamentvollen Charakter wirklich Streiche machen sollte – ein Junge kann ja nun einmal nicht anders –, immerhin doch nicht so sein wird wie diese Petersburger Herren.«

»Ja, es sind prächtige, prächtige Kinder«, bestätigte der Graf, der verwickelte Fragen immer dadurch löste, daß er alles prächtig fand. »Was ist da zu machen, er will nun einmal Husar werden. Was kann man dagegen tun, ma chère?«

»Was für ein reizendes Wesen ist doch Ihre jüngste Tochter«, sagte die Besucherin, »ein Blitzmädel!«

»Ja, ein Blitzmädel«, griff der Graf auf. »Sie ist nach mir geartet. Und was für eine prächtige Stimme sie hat! Wenn sie auch meine Tochter ist, ich kann es wirklich sagen, sie wird eine Sängerin werden, eine zweite Salomoni²⁸. Wir haben uns einen Italiener genommen, um ihr Unterricht geben zu lassen.«

»Ist das nicht zu früh? Man sagt, es schade nur der Stimme, wenn man schon in diesem Alter Gesangunterricht nimmt.«

»Ach nein, warum denn zu früh!« sagte der Graf. »Unsere Mütter haben sich doch sogar schon mit zwölf, dreizehn Jahren verheiratet.«

»Sie ist ja schon jetzt in Boris verliebt! Was sagen Sie dazu?« fragte die Gräfin still lächelnd und sah dabei Boris' Mutter an. Dann fuhr sie fort, wobei sie augenscheinlich einen Gedanken aussprach, der sie dauernd beschäftigte: »Nun, sehen Sie, hielte ich sie streng und verböte es ihnen ..., weiß Gott, was sie dann heimlich machen würden« – die Gräfin meinte damit, sie würden sich küssen –, »so aber weiß ich jedes Wort von ihr. Sie selbst kommt abends zu mir und erzählt mir alles. Vielleicht verwöhne ich sie. Aber das scheint mir immerhin noch das beste zu sein. Meine Älteste habe ich strenger gehalten.«

»Ja, mich hat man ganz anders erzogen«, bestätigte lächelnd die älteste Tochter, die schöne Gräfin Wera.

Aber dieses Lächeln verschönte Weras Gesicht nicht so, wie es doch bei andern gewöhnlich der Fall ist. Im Gegenteil, ihr Ausdruck wurde dadurch unnatürlich und wirkte somit unangenehm. Diese älteste Tochter Wera war ein hübsches, kluges Mädchen; sie lernte vortrefflich, war gut erzogen und hatte eine angenehme Stimme. Was sie eben gesagt hatte, war ganz richtig und zutreffend gewesen, aber seltsam, alle Anwesenden, insbesondere die Besucherin und die Gräfin, sahen sie an, als wunderten sie sich darüber, daß sie das gesagt hatte, und alle fühlten sich unbehaglich.

»Bei den ältesten Kindern will man immer besonders weise vorgehen, man will aus ihnen etwas noch nie Dagewesenes machen«, bemerkte die Besucherin.

»Warum soll man das verheimlichen, ma chère? Meine teure Gattin ist bei Wera auch äußerst weise vorgegangen«, scherzte der Graf.

»Aber was wollen Sie denn: sie ist trotzdem ein prächtiges Mädchen geworden«, fügte er hinzu und zwinkerte Wera beifällig zu.

Endlich erhoben sich die Gäste und gingen hinaus, nachdem sie versprochen hatten, zum Diner wiederzukommen.

»Was ist das für eine Art, so lange sitzenzubleiben!« sagte die Gräfin, nachdem sie ihren Besuch hinausbegleitet hatte.

Als Natascha den Salon so schnell verlassen hatte, war sie nur bis zum Blumenzimmer gelaufen. Hier blieb sie stehen, horchte dem Gespräch im Salon zu und wartete, daß Boris herauskäme. Sie wurde schon ungeduldig, stampfte mit ihrem kleinen Fuß auf und wollte bereits losweinen, weil er nicht gleich gekommen war. Da hörte sie die gemessenen, weder zu langsamen noch zu schnellen Schritte Boris'. Schnell sprang sie hinter einen Blumenkübel und versteckte sich.

Boris blieb mitten im Zimmer stehen, sah sich um, klopfte ein paar Stäubchen von seinem Uniformärmel, trat dann vor den Spiegel und betrachtete sein hübsches Gesicht. Natascha verhielt sich ganz still, lugte aus ihrem Versteck und wartete, was er wohl tun werde. Boris blieb eine Weile vor dem Spiegel stehen, lächelte und ging dann zu der Ausgangstür. Natascha wollte ihn schon rufen, überlegte es sich dann aber anders. Er soll mich nur suchen! dachte sie.

Kaum war Boris hinausgegangen, so trat durch die andere Tür Sonja herein. Sie war rot, hatte Tränen in den Augen und flüsterte zornig etwas vor sich hin. Natascha, die schon eine Bewegung gemacht hatte, auf sie zuzulaufen, blieb dann doch in ihrem Versteck und sah wie unter einer Tarnkappe zu, was auf der Welt vorging. Sie empfand dabei einen besonderen, neuen Reiz. Sonja flüsterte etwas vor sich hin und sah sich nach der Salontür um. Nikolaj trat herein.

»Sonja, was ist mit dir? Wie kann man nur so sein?« sagte er und lief auf sie zu.

»Nichts, nichts, lassen Sie mich«, schluchzte Sonja.

»Nein, ich weiß, was es ist.«

»Na, dann ist es schön, wenn Sie es wissen. Gehen Sie nur zu ihr.«

»So-o-onja! Nur ein Wort. Wie kannst du nur mich und dich wegen eines solchen Einfalls quälen?« sagte Nikolaj und ergriff ihre Hand.

Sonja riß ihre Hand nicht fort, weinte aber weiter. Natascha, die sich nicht rührte und nicht zu atmen wagte, spähte mit glänzenden Augen aus ihrem Versteck hervor. Was wird jetzt werden? dachte sie.

»Sonja, die ganze Welt ist mir gleichgültig. Du allein bist für mich alles«, sagte Nikolaj, »ich werde es dir beweisen.«

»Ich habe es nicht gern, wenn du so mit einer anderen sprichst,«

»Na, ich werde es nicht wieder tun, entschuldige, Sonja.« Er zog sie an sich und küßte sie.

Ach, wie schön! dachte Natascha, und als Sonja und Nikolaj das Zimmer verlassen hatten, ging sie hinter ihnen her und rief Boris zu sich.

»Boris, kommen Sie her«, sagte sie mit wichtiger und listiger Miene. »Ich habe Ihnen etwas Wichtiges mitzuteilen. Hierher, hierher«, sagte sie und führte ihn in das Blumenzimmer an den Platz zwischen den Blumenkübeln, wo sie sich vorhin versteckt hatte.

Boris ging lächelnd hinter ihr her.

»Nun, was ist denn das für eine wichtige Sache?« fragte er.

Sie wurde verlegen, sah sich rings um, und als sie ihre hinter den Kübel geworfene Puppe erblickte, nahm sie sie in den Arm.

»Küssen Sie meine Puppe«, sagte sie.

Boris sah mit einem fragenden, freundlichen Blick in ihr erregtes Gesicht und antwortete nichts.

»Wollen Sie nicht? Nun, dann kommen Sie hierher«, rief sie, trat tiefer zwischen die Blumen und warf ihre Puppe beiseite. »Näher, näher«, flüsterte sie.

Sie ergriff den Offizier mit beiden Händen an seinem Ärmelaufschlag, und in ihrem geröteten Gesichte war eine gewisse Feierlichkeit, aber auch etwas Furcht zu sehen.

»Aber mich wollen Sie doch küssen?« flüsterte sie kaum hörbar, indem sie ihn lächelnd von unten herauf ansah und vor Erregung beinahe weinte.

Boris wurde rot.

»Wie komisch Sie sind!« sagte er, indem er sich noch mehr erröthend zu ihr hinabbeugte, unternahm aber nichts, sondern wartete ab.

Da sprang sie plötzlich auf den Kübel, so daß sie größer war als er, umfing ihn mit beiden Armen, wobei ihre dünnen nackten Ärmchen ihn oberhalb des Halses umschlangen, warf mit einem Ruck ihres Kopfes die Haare nach hinten und küßte ihn mitten auf die Lippen.

Dann glitt sie zwischen den Kübeln hindurch auf die andere Seite hinüber, senkte den Kopf und blieb stehen.

»Natascha«, sagte er, »Sie wissen, daß ich Sie liebe aber ...«

»Sind Sie verliebt in mich?« unterbrach ihn Natascha.

»Ja, ich liebe Sie, aber bitte, wir wollen das nicht machen, was wir eben ... Noch vier Jahre ... dann werde ich um Sie anhalten.«

Natascha dachte nach.

»Dreizehn, vierzehn, fünfzehn, sechzehn«, sagte sie, an ihren dünnen Fingerchen abzählend. »Gut! Also abgemacht?«

Und ein Lächeln der Freude und Beruhigung erleuchtete ihr erregtes Gesicht.

»Abgemacht!« sagte Boris.

»Auf immer?« fragte das Mädchen, »bis zum Tode?«

Sie nahm seinen Arm und ging mit glücklichem Gesicht zusammen mit ihm in das Diwanzimmer.

Die Gräfin war von diesen Besuchen so ermüdet, daß sie befahl, niemanden mehr vorzulassen. Dem Portier wurde aufgetragen, alle weiteren Gratulanten einfach zum Diner einzuladen.

Die Gräfin Rostowa hatte die Absicht, sich mit ihrer Jugendfreundin Anna Michailowna, die sie seit deren Rückkehr aus Petersburg noch kaum gesehen hatte, einmal unter vier Augen ordentlich auszusprechen. Anna Michailowna, mit ihrem abgehärmten, aber angenehmen Gesicht, rückte ihren Sessel näher zu der Gräfin heran.

»Dir gegenüber will ich vollständig offen sein«, fing Anna Michailowna an. »Von uns alten Freundinnen sind nur noch wenige übrig. Daher schätze ich auch deine Freundschaft so sehr.«

Anna Michailowna sah Wera an und hielt inne. Die Gräfin drückte ihrer Freundin die Hand.

»Wera«, sagte sie und wandte sich an ihre älteste Tochter, die sie augenscheinlich nicht gern hatte. »Hast du denn gar kein Verständnis dafür? Fühlst du nicht, daß du hier überflüssig bist? Geh zu deinen Schwestern, oder ...«

Die schöne Wera lächelte geringschätzig. Anscheinend fühlte sie sich nicht gekränkt.

»Wenn Sie es mir schon eher gesagt hätten, Mama, so wäre ich sogleich fortgegangen«, antwortete sie und ging auf ihr Zimmer. Als sie aber das Diwanzimmer durchschritt, sah sie dort in beiden Fenstern symmetrisch zwei Paare sitzen. Sie blieb stehen und lächelte verächtlich. Sonja saß dicht neben Nikolaj, der für sie Verse abschrieb, die er zum erstenmal in seinem Leben gemacht hatte; Boris und Natascha hatten im andern Fenster Platz genommen und schwiegen, als Wera eintrat. Sonja und Natascha sahen mit schuldbewußten und glücklichen Gesichtern Wera an.

Lustig und zugleich rührend war es, diese verliebten Mädchen zu sehen, aber ihr Anblick erweckte anscheinend in Wera keine angenehmen Gefühle.

»Wie oft habe ich euch schon gebeten«, fing sie an, »nicht meine Sachen zu nehmen, ihr habt doch euer eigenes Zimmer.«

Sie nahm Nikolaj das Tintenfaß weg.

»Gleich, gleich«, sagte er und tauchte die Feder noch einmal ein.

»Ihr tut alles zur unrechten Zeit«, fuhr Wera fort. »Vorhin lauft ihr in den Salon hinein, daß sich alle für euch schämen müssen.«

Obwohl oder gerade weil das, was sie sagte, ganz richtig war, antwortete ihr niemand. Alle vier sahen sich nur untereinander an. Sie blieb, das Tintenfaß in der Hand, noch zögernd einen Augenblick im Zimmer stehen.

»Und was für Geheimnisse könnt ihr in eurem Alter nur miteinander haben, Natascha und Boris, und ihr beiden andern. Weiter nichts als Dummheiten!«

»Na, was geht dich denn das an, Wera?« entgegnete mit leiser Stimme Natascha und trat damit für alle ein.

Sie war sichtlich an diesem Tag noch gütiger und freundlicher gegen alle, als sie es sonst schon zu sein pflegte.

»Sehr dumm ist das«, sagte Wera, »ich schäme mich für euch. Was sind das für Geheimnisse?«

»Jeder hat seine Heimlichkeiten. Wir lassen dich mit Berg ja auch zufrieden«, entgegnete Natascha, die sich jetzt ereiferte.

»Das versteht sich wohl von selbst, daß ihr das tut«, sagte Wera, »weil in meinem Benehmen niemand etwas Unschickliches finden kann. Ich werde es Mama sagen, wie du mit Boris umgehst.«

»Natalja Iljinitchna behandelt mich sehr freundlich«, sagte Boris, »ich kann mich nicht beklagen.«

»Lassen Sie nur, Boris, Sie sind ein solcher Diplomat« – das Wort Diplomat war gang und gäbe bei den Kindern, und zwar in einer ganz besonderen Bedeutung, die sie ihm selber gaben. »Das ist doch nachgerade langweilig«, sagte Natascha in gekränktem Ton und mit zitternder Stimme. »Warum belästigt sie mich immer? Du wirst das nie begreifen«, wandte sie sich an Wera, »weil du niemals jemanden geliebt hast. Du hast kein Herz, du bist nur Madame de Genlis^{*29}« – diesen Spitznamen, der als sehr beleidigend galt, hatte Nikolaj Wera gegeben – »und dein Hauptvergnügen besteht nur darin, andern

* Französische moralisierende Schriftstellerin, die als Männerfeindin galt. (Anm. d. Übers.)

Unannehmlichkeiten zu bereiten. Du aber kokettierst mit deinem Berg, soviel du willst«, fügte sie schnell hinzu.

»Ich werde jedenfalls in Anwesenheit von Gästen niemals einem jungen Mann nachlaufen ...«

»Na, sie hat ja nun ihren Zweck erreicht«, mischte sich Nikolaj ein, »hat allen etwas Unangenehmes gesagt und allen die Stimmung verdorben. Kommt, wir gehen ins Kinderzimmer!«

Alle vier erhoben sich wie ein aufgeschreckter Vogelschwarm und verließen das Zimmer.

»Mir habt ihr etwas Unangenehmes gesagt, nicht ich euch«, entgegnete Wera.

»Madame de Genlis, Madame de Genlis«, riefen lachende Stimmen hinter der Tür.

Die schöne Wera, die alle so aufreizte und allen so unangenehm war, lächelte und fühlte sich anscheinend gar nicht von dem getroffen, was man ihr gesagt hatte. Sie trat vor den Spiegel und strich ihre Schärpe und ihre Frisur glatt. Während sie ihr schönes Gesicht betrachtete, wurde sie, wie es schien, noch ruhiger und kühler.

Im Salon hatte die Unterhaltung inzwischen ihren Fortgang genommen.

»Ah, ma chère«, sagte die Gräfin, »auch in meinem Leben ist nicht alles rosig. Du train, que nous allons, das sehe ich doch, wird unser Vermögen nicht mehr lange reichen. Und das kommt alles nur von seinem Klub und seiner Gutmütigkeit. Und selbst wenn wir auf dem Lande wohnen, haben wir da etwa Ruhe? Theater, Jagden und Gott weiß was alles. Ja, aber was rede ich nur von mir? Wie hast du denn bloß alles einzurichten verstanden? Ich bewundere dich oft, Annette, wie du in deinen Jahren im Reisewagen ganz allein nach Moskau und nach Petersburg fährst zu all den Ministern und vornehmen Leuten und mit allen umzugehen verstehst. Ich staune. Sag, wie hast du das bloß fertiggebracht? Siehst du, davon verstehe ich rein gar nichts.«

»Ach, meine Liebe«, sagte die Fürstin Anna Michailowna. »Gott bewahre dich davor, jemals erfahren zu müssen, wie schwer es ist, als Witwe ohne Stütze zurückzubleiben, mit einem Sohn, den man vergöttert. Aber man lernt alles«, fuhr sie mit etwas Stolz fort. »Mein

Prozeß hat es mich gelehrt. Wenn ich irgendeine von diesen Größen sprechen will, dann schreibe ich einfach ein Billett: ›Princesse une telle wünscht Herrn Soundso zu sprechen‹ und fahre dann allein in einer Droschke zwei –, drei –, na meinetwegen auch viermal hin, bis ich das erreicht habe, was ich brauche. Was man von mir denkt, ist mir dabei ganz gleichgültig.«

»Ja, aber, wen hast du denn Boris' wegen gebeten?« fragte die Gräfin. »Sieh, deiner ist nun schon Gardeoffizier und mein Nikoluschka erst Junker. Wir haben niemanden, den wir um Fürsprache bitten könnten. Wen hast du denn gebeten?«

»Den Fürsten Wassilij. Er war sehr nett. Gleich war er mit allem einverstanden und hat es dann dem Kaiser vorgetragen«, sagte die Fürstin Anna Michailowna ganz verzückt und vergaß dabei alle Demütigungen, die sie hatte durchmachen müssen, ehe sie zu ihrem Ziel gelangt war.

»Er ist wohl recht alt geworden, der Fürst Wassilij?« fragte die Gräfin. »Ich habe ihn seit unserer Theateraufführung bei den Rumjanzews nicht mehr gesehen. Ich glaube, er hat mich vergessen. Il me faisait la cour«, erinnerte sich die Gräfin mit leisem Lächeln.

»Immer noch derselbe wie früher«, antwortete Anna Michailowna. »Er sprudelt über von Liebenswürdigkeit. Les grandeurs ne lui ont pas tourné la tête du tout. ›Ich bedaure, liebe Fürstin, daß ich nicht mehr für Sie tun kann‹, sagte er mir, ›aber bitte, befehlen Sie!‹ Ja, er ist ein ausgezeichnete Mensch und ein prächtiger Verwandter. Aber du kennst ja meine Liebe zu meinem Sohn, Natalie. Ich weiß nicht, was ich für sein Glück nicht alles tun könnte. Doch meine Verhältnisse sind so schlecht«, fuhr Anna Michailowna traurig fort und senkte dabei ihre Stimme, »so schlecht, daß ich jetzt in einer fürchterlichen Lage bin. Dieser unglückselige Prozeß frißt alles auf, was ich noch habe, und kommt dabei doch nicht von der Stelle. Kannst du dir vorstellen, ich habe oft keine zehn Kopeken mehr und weiß nicht, wovon ich Boris equipieren soll.« Sie zog ihr Taschentuch hervor und weinte. »Ich brauche wenigstens fünfhundert Rubel und habe nur noch einen Fünfundzwanzigrubelschein. Ich bin in einer solchen Lage ... Meine einzige Hoffnung ist jetzt noch der Graf Kirill Wladimirowitsch Besuchow. Wenn er sein Patenkind nicht unterstützt – er ist doch Boris' Pate – und ihm nicht irgendeine Summe zu seinem

Lebensunterhalt anweist, dann sind alle meine Bemühungen umsonst gewesen: Ich habe dann nichts, wovon ich ihn equipieren kann.«

Der Gräfin kamen beinahe die Tränen, und sie überlegte schweigend etwas.

»Ich denke oft – aber vielleicht ist das eine Sünde«, sagte die Fürstin, »ich denke oft: Da lebt nun der Graf Kirill Wladimirowitsch Besuchow so allein ... mit diesem ungeheuren Vermögen ... und wozu lebt er? Ihm ist das Leben doch nur eine Last, und mein Boris fängt erst an zu leben.«

»Er wird doch sicher Boris etwas hinterlassen«, meinte die Gräfin.

»Gott mag das wissen, chère amie! Diese reichen und vornehmen Leute sind alle Egoisten. Aber trotzdem will ich jetzt gleich mit Boris zu ihm hinfahren und es ihm geradeheraus sagen, worum es sich handelt. Mögen sie von mir denken, was sie wollen, mir ist das wirklich ganz gleich, wenn das Schicksal meines Sohnes davon abhängt.« Die Fürstin erhob sich. »Jetzt ist es zwei Uhr, und um vier Uhr ist bei euch Diner. Da habe ich gerade noch Zeit, hinzufahren.«

Und nach Art einer geschäftigen Petersburger Dame, die ihre Zeit auszunutzen versteht, ließ Anna Michailowna ihren Sohn rufen und ging mit ihm in das Vorzimmer.

»Leb wohl, liebes Herz«, sagte sie zu der Gräfin, die sie zur Tür begleitete, »wünsche mir guten Erfolg«, fügte sie flüsternd, damit es ihr Sohn nicht verstehe, hinzu.

»Sie fahren zum Grafen Kirill Wladimirowitsch, ma chère?« fragte der Graf, der aus dem Speisesaal gleichfalls in das Vorzimmer trat. »Sollte es ihm besser gehen, so laden Sie doch Pierre ein, bei uns zu dinieren. Er war doch früher oft bei uns, hat mit den Kindern getanz. Laden Sie ihn auf jeden Fall ein, ma chère. Na, nun wollen wir mal sehen, ob unser Koch Tarass sich heute mit Ruhm bedeckt hat. Er sagt, nicht einmal beim Grafen Orlow habe es je ein solches Diner, wie wir es heute veranstalten, gegeben.«

»Mon cher Boris«, sagte die Fürstin Anna Michailowna, als der Wagen der Gräfin Rostowa, in dem sie saßen, durch die mit Stroh belegte Straße³⁰ fuhr und in den großen Hof beim Hause des Grafen Kirill Wladimirowitsch Besuchow einbog, »mon cher Boris«, sagte die Mutter und streckte ihre Hand aus der alten Saloppe³¹ hervor, um sie mit schmeichelnder Gebärde in die ihres Sohnes zu legen, »sei recht liebenswürdig und zuvorkommend. Graf Kirill Wladimirowitsch ist immerhin dein Pate, und von ihm hängt dein zukünftiges Schicksal ab. Denke daran, mon cher, und sei so liebenswürdig, wie du es sein kannst.«

»Wenn ich wüßte, daß dabei etwas anderes herauskäme als nur immer Demütigungen ...«, antwortete ihr Sohn kühl, »aber ich habe es Ihnen versprochen und werde es Ihretwegen tun.«

Mutter und Sohn gingen, ohne sich anmelden zu lassen, durch zwei Reihen von Statuen, die seitlich in Nischen standen, geradewegs in eine Halle mit hohen Glasfenstern. Obgleich sie in einem herrschaftlichen Wagen vorgefahren waren, musterte sie der Portier doch mißtrauisch, als sie hineingingen. Er sah bedeutsam die alte Saloppe an und fragte, wen man zu sprechen wünsche, die Prinzessinnen oder den Grafen. Als er hörte, daß die beiden zum Grafen wollten, sagte er, Seine Erlaucht befänden sich heute schlechter und empfangen niemanden.

»Da können wir nun wieder abfahren«, sagte der Sohn auf französisch.

»Mon ami!« bat die Mutter mit flehender Stimme und griff wieder nach seiner Hand, als ob diese Berührung ihn beruhigen oder anregen solle.

Boris schwieg und sah, ohne den Mantel abzunehmen, seine Mutter fragend an.

»Mein Lieber«, sagte Anna Michailowna äußerst liebenswürdig zu dem Portier, »ich weiß, daß der Graf Kirill Wladimirowitsch sehr krank ist. Deswegen bin ich ja gerade hergekommen ... ich bin eine Verwandte von ihm. Keinesfalls werde ich ihn beunruhigen, mein

Lieber. Ich möchte ja nur den Fürsten Wassilij Sergejewitsch sprechen: der wohnt doch hier. Melde es, bitte.«

Der Portier zog mürrisch an der Schnur, die nach oben führte, und wandte ihnen den Rücken.

»Die Fürstin Drubezkaja zu dem Fürsten Wassilij Sergejewitsch«, rief er dem mit Strümpfen, Schuhen und Frack bekleideten Diener zu, der von oben heruntergelaufen kam und vom Treppenabsatz hinunter sah.

Die Mutter strich die Falten ihres gefärbten Seidenkleides zurecht, betrachtete sich in dem großen, venezianischen Wandspiegel und stieg mutig in ihren schiefgetretenen Schuhen die mit Teppichen belegte Treppe hinauf.

»Mon cher, vous m'avez promis«, wandte sie sich wieder an ihren Sohn und suchte ihn durch eine Berührung mit der Hand anzuregen.

Boris ging mit gesenkten Augen ruhig hinter ihr her.

Sie traten in den Saal ein, aus dem eine Tür in die Zimmer führte, die dem Fürsten Wassilij angewiesen waren.

Gerade in dem Augenblick, als Mutter und Sohn mitten im Zimmer standen und eben einen alten Diener, der bei ihrem Eintritt aufgesprungen war, fragen wollten, wohin sie zu gehen hätten, drehte sich der Bronzegriff an der einen Tür und Fürst Wassilij trat ein. Er war in Hauskleidung, trug einen samtbesetzten Pelz und nur einen Orden. Er geleitete eben einen schönen, schwarzhaarigen Herrn hinaus. Dies war der berühmte Petersburger Doktor Lorrain.

»C'est donc positif?« fragte der Fürst.

»Mon prince, ›errare humanum est«, mais ...« entgegnete der Doktor schnarrend, indem er die lateinischen Worte mit französischer Aussprache zitierte. »C'est bien, c'est bien ...«

Als Fürst Wassilij Anna Michailowna mit ihrem Sohn bemerkte, entließ er den Doktor mit einer Verbeugung und trat mit fragender Miene schweigend auf sie zu. Boris sah, wie sich plötzlich in den Augen seiner Mutter ein tiefer Gram ausprägte, und er lächelte leicht.

»Ach, unter welch traurigen Umständen müssen wir uns wiedersehen, Fürst. – Nun, wie geht's unserm teuren Kranken?« fragte sie, als bemerkte sie seinen kalten, beleidigenden, scharf auf sie gerichteten Blick nicht.

Fürst Wassilij sah fragend und beinahe verständnislos zuerst die Mutter und dann Boris an. Dieser verneigte sich höflich. Der Fürst erwiderte diese Verbeugung nicht, wandte sich zu Anna Michailowna und antwortete auf ihre Frage mit einer Bewegung des Kopfes und der Lippen, die andeuten sollte, daß für den Kranken keine Hoffnung mehr bestehe.

»Wirklich?« rief Anna Michailowna. »Ach, das ist ja entsetzlich! Fürchterlich, daran zu denken. – Hier mein Sohn«, fügte sie hinzu und zeigte auf Boris. »Er wollte selbst kommen, um Ihnen zu danken.«

Boris verneigte sich noch einmal höflich.

»Glauben Sie mir, Fürst, daß mein Mutterherz nie vergessen wird, was Sie für uns getan haben.«

»Ich freue mich, daß ich Ihnen einen Gefallen erweisen konnte, meine liebe Anna Michailowna«, sagte Fürst Wassilij und rückte sein Jabot zurecht. Alle seine Bewegungen und sogar seine Stimme trugen hier in Moskau vor der von ihm protegierten Anna Michailowna eine noch weit größere Vornehmheit zur Schau als in Petersburg bei der Abendgesellschaft Anna Pawlownas.

»Geben Sie sich nur immer Mühe, Ihren Dienst gewissenhaft zu erfüllen und sich dieser Ehre würdig zu zeigen«, fügte er, zu Boris gewandt, etwas strenger hinzu. »Sehr erfreut ... Sie sind auf Urlaub hier?« fuhr er in seinem gewöhnlichen farblosen Ton fort.

»Ich warte auf Befehl, Euer Durchlaucht, um mich zu meiner neuen Dienststelle zu begeben«, antwortete Boris, ohne in seiner Stimme Ärger über den scharfen Ton des Fürsten zu zeigen oder auch nur den Wunsch zu verraten, sich an der Unterhaltung zu beteiligen. Er sagte das so ruhig und respektvoll, daß der Fürst ihn aufmerksam ansah.

»Sie wohnen bei Ihrer Mutter?«

»Ich wohne beim Grafen Rostow«, erwiderte Boris und fügte wieder hinzu: »Euer Durchlaucht.«

»Das ist jener Ilja Rostow, der sich mit Natalie Schinschina verheiratet hat«, warf Anna Michailowna ein.

»Weiß ich, weiß ich«, sagte Fürst Wassilij. »Ich habe nie begreifen können, wie Natalie sich entschließen konnte, diesen ungeleckten

Bären zu heiraten. Un personnage complètement stupide et ridicule. Dazu noch ein Spieler, wie man sagt.«

»Mais très brave homme, mon prince«, bemerkte Anna Michailowna und lächelte nachsichtig, als ob sie zwar wüßte, daß Graf Rostow eine solche Einschätzung verdiene, aber doch darum bäte, den armen alten Mann zu schonen.

»Was sagen die Doktoren?« fragte die Fürstin nach kurzem Schweigen, und wieder prägte sich auf ihrem abgehärmten Gesicht der tiefste Kummer aus.

»Sie haben wenig Hoffnung«, antwortete der Fürst.

»Ich wollte dem Onkel so gern noch einmal für alle Wohltaten danken, die er mir und Boris erwiesen hat. C'est son filleul«, fügte sie in einem Ton hinzu, als ob diese Nachricht den Fürsten Wassilij außerordentlich erfreuen müßte.

Fürst Wassilij war in Nachdenken versunken und runzelte die Stirn. Anna Michailowna merkte, daß er in ihr eine Rivalin für das Testament des Grafen Besuchow zu finden fürchtete. Sie beeilte sich, ihn darüber zu beruhigen.

»Wenn ich nicht eine so aufrichtige Liebe und Ergebenheit für den Onkel empfindende ...« sagte sie und sprach das Wort »Onkel« mit besonderer Sicherheit und Nachlässigkeit aus, »ich kenne eben seinen edeln und aufrechten Charakter. Und jetzt sind doch nur die Prinzessinnen bei ihm ... Sie sind noch so jung ...« sie neigte den Kopf und fügte flüsternd hinzu: »Hat er seine letzte Pflicht erfüllt, Fürst? Wie kostbar sind diese letzten Minuten! Es darf nicht noch schlimmer werden, man muß ihn darauf vorbereiten, wenn es so schlecht um ihn steht. Wir Frauen, Fürst« – sie lächelte fein – »wissen immer, wie man einem Kranken so etwas beibringen muß. Ich muß ihn unbedingt sehen. Wie schwer es mir auch werden wird, aber ich bin ja schon an Leiden gewöhnt.«

Der Fürst schien sie zu verstehen und war sich, wie auf der Abendgesellschaft bei Annette Scherer, vollkommen darüber klar, daß man Anna Michailowna nur schwer loswerden konnte.

»Wenn dieses Wiedersehen nur nicht zu viel für ihn werden wird, liebe Anna Michailowna«, sagte er. »Wir wollen lieber bis zum Abend warten. Die Ärzte glauben, daß dann eine Krisis eintritt.«

»Aber in solch einem Augenblick darf man doch nicht warten, Fürst. Pensez, il y va du salut de son âme ... Ah, c'est terrible, les devoirs d'un chrétien ...«

Da öffnete sich eine Tür, die nach den inneren Zimmern führte, und herein trat eine von den Nichten des Grafen, eine Prinzessin, mit mürrischem und kühlem Gesichtsausdruck. Die Taille schien bei ihr im Verhältnis zu den Beinen ganz auffallend lang.

Fürst Wassilij wandte sich nach ihr um.

»Nun, wie geht es ihm?«

»Immer dasselbe. Wie sollte es auch, dieser fortwährende Lärm ...« erwiderte die Prinzessin und sah Anna Michailowna an, als ob sie ihr ganz fremd wäre.

»Ah, chère, ich erkannte Sie gar nicht«, sagte Anna Michailowna mit einem glückseligen Lächeln, und ging mit leichten schnellen Schritten auf die Nichte des Grafen zu. »Soeben bin ich angekommen und stehe Ihnen nun bei der Pflege meines Onkels zur Verfügung. Ich kann mir vorstellen, was Sie erduldet haben mögen«, fügte sie mit teilnahmsvollem Augenaufschlag hinzu.

Die Prinzessin antwortete nichts, lächelte nicht einmal und ging sofort hinaus. Anna Michailowna zog ihre Handschuhe aus, ließ sich wie in einer eroberten Stellung auf einen Lehnstuhl nieder und lud den Fürsten ein, neben ihr Platz zu nehmen.

»Boris«, sagte sie zu ihrem Sohn und lächelte, »ich gehe zum Onkel, zum Grafen, und du, mein Freund, geh unterdessen zu Pierre und vergiß ja nicht, ihm die Einladung von den Rostows zu bestellen. Sie bitten ihn heute zu sich zum Diner. Ich glaube aber, er wird wohl nicht hinfahren«, wandte sie sich an den Fürsten.

»Im Gegenteil«, sagte der Fürst, der anscheinend schlechte Laune bekommen hatte, »ich würde sehr zufrieden sein, wenn Sie mich von diesem jungen Menschen befreien könnten. Er sitzt nun hier, und der Graf hat noch nicht einmal nach ihm gefragt.«

Dabei zuckte er mit den Achseln. Ein Diener führte Boris nach unten und dann wieder auf einer anderen Treppe hinauf zu Pierre.

Pierre hatte in Petersburg nicht Zeit gefunden, sich einen Beruf zu wählen, und war wirklich wegen der von ihm begangenen Ausschreitungen nach Moskau ausgewiesen worden. Die Geschichte, die man beim Grafen Rostow erzählt hatte, war wirklich wahr. Pierre, war dabeigewesen, als man den Polizeivorsteher mit dem Bären zusammengebunden hatte. Nun war er vor ein paar Tagen nach Moskau gekommen und hatte sich, wie immer, im Hause seines Vaters einquartiert. Wenn er auch annehmen mußte, daß diese Geschichte schon in der Stadt bekannt war, und daß die bei seinem Vater weilenden Damen, die gegen ihn stets mißgünstig gesinnt waren, diesen Vorfall benutzen würden, um den Grafen gegen ihn aufzuhetzen, so begab er sich doch am Tag seiner Ankunft gleich nach den Gemächern seines Vaters. Als er den Salon, wo sich gewöhnlich die Prinzessinnen aufhielten, betreten hatte, fand er die Damen mit ihren Stickrahmen dort vor und begrüßte sie. Die eine von ihnen las aus einem Buch laut vor. Es waren ihrer drei. Die älteste, eine sehr adrett gekleidete, streng aussehende Dame mit langer Taille, las vor. Es war dieselbe, die auch zu Anna Michailowna herübergekommen war. Die jüngeren Schwestern stickten. Sie waren beide rotbackig und hübsch und unterschieden sich voneinander nur dadurch, daß die eine einen Leberfleck über der Lippe hatte, der sie sehr verschönte, und die andere nicht. Pierre wurde empfangen, als ob er ein Gespenst oder ein Pestkranker wäre. Die älteste Prinzessin hielt im Vorlesen inne und sah ihn mit erschrockenen Augen an. Die zweite, die ohne den Leberfleck, setzte genau dieselbe Miene auf, die Jüngste aber, die mit dem Leberfleck, ein fröhliches und lachlustiges Geschöpf, beugte sich über ihren Stickrahmen, um ein Lächeln zu verbergen, das wahrscheinlich der bevorstehenden Szene galt, deren Heiterkeit sie voraussah. Sie zog einen Wollfaden durch und bückte sich nach vorn, als ob sie das Muster näher betrachten wolle, konnte aber kaum das Lachen zurückhalten.

»Bonjour, ma cousine«, sagte Pierre. »Vous ne me reconnaissez pas?«

»Ich erkenne Sie nur zu gut, nur zu gut.«

»Wie ist das Befinden des Grafen? Kann ich ihn sehen?« fragte Pierre unbeholfen, aber ohne verlegen zu werden.

»Der Graf leidet physisch und seelisch sehr, und anscheinend haben Sie sich bemüht, ihm noch mehr seelische Leiden zu verursachen.«

»Kann ich ihn sehen?« wiederholte Pierre.

»Hm! Wenn Sie ihn töten wollen, ihn vollends töten wollen, dann können Sie ihn sehen.«

»Olga, geh und sieh nach, ob die Bouillon für den Onkel fertig ist, es ist jetzt Zeit«, fügte sie hinzu und wollte damit Pierre zeigen, daß sie beschäftigt seien, und zwar damit beschäftigt, seinem Vater Beruhigung zu verschaffen, während er augenscheinlich nur daran dachte, ihm Aufregungen zu bereiten.

Olga ging hinaus. Pierre blieb noch eine Weile stehen, sah die Schwestern an und verbeugte sich dann mit den Worten: »Dann werde ich auf mein Zimmer gehen. Wenn ich ihn sehen kann, so sagen Sie es mir, bitte.«

Er ging hinaus, und hinter ihm her hallte das helltönende, aber nicht laute Lachen der Schwester mit dem Leberfleck.

Am nächsten Tag kam Fürst Wassilij an und quartierte sich ebenfalls im Hause des Grafen ein. Er ließ Pierre zu sich bitten und sagte zu ihm: »Mon cher, si vous vous conduisez ici comme à Pétersbourg, vous finirez très mal, c'est tout ce que je vous dis. Der Graf ist sehr, sehr krank. Es ist ganz unnötig, daß du zu ihm hineingehst.«

Seitdem belästigte man Pierre nicht mehr. Er verbrachte den ganzen Tag allein oben in seinem Zimmer.

Als Boris bei ihm eintrat, ging Pierre gerade in seinem Zimmer auf und ab. Hin und wieder blieb er in der einen oder anderen Ecke stehen, hob drohend die Faust gegen die Wand, als ob er einen unsichtbaren Feind mit dem Degen durchbohren wolle, und blickte finster über seine Brille. Dann nahm er seine Wanderung durchs Zimmer wieder auf, murmelte undeutlich etwas vor sich hin, zuckte mit den Achseln und breitete die Arme auseinander.

»L'Angleterre a vécu«, sagte er stirnrunzelnd und zeigte auf jemand mit dem Finger. »Monsieur Pitt³² comme traître à la nation et au droit des gens est condamné à ...«

Er bildete sich in diesem Augenblick ein, Napoleon zu sein, und hatte zusammen mit seinem Helden schon die gefährliche Überfahrt über den Pas de Calais bewerkstelligt und sogar London erobert. Doch kam er nicht mehr dazu, sein Urteil über Pitt zu Ende zu sprechen, denn plötzlich sah er einen jungen, schlanken, schönen Offizier ins Zimmer treten. Pierre blieb stehen. Er hatte Boris zum letztenmal als vierzehnjährigen Knaben gesehen und konnte sich nicht mehr auf ihn besinnen. Trotzdem aber griff er mit der schnellen und gutherzigen Art, die ihm eigen war, nach Boris' Hand und lächelte ihm freundlich zu.

»Erinnern Sie sich noch meiner?« fragte Boris ruhig und mit freundlichem, angenehmem Lächeln. »Ich bin mit meiner Mutter hergekommen, um den Grafen zu besuchen. Es scheint ihm sehr schlecht zu gehen.«

»Ja, er ist anscheinend sehr krank, man beunruhigt ihn dauernd«, antwortete Pierre und bemühte sich, darauf zu kommen, wer dieser junge Mensch sei.

Boris fühlte, daß Pierre ihn nicht erkannte, aber er hielt es nicht für nötig sich vorzustellen und sah ihm, ohne die geringste Verlegenheit zu empfinden, offen in die Augen.

»Graf Rostow bittet Sie, heute zu ihm zum Diner zu kommen«, sagte er nach längerem, für Pierre ziemlich peinlichem Schweigen.

»Ah, Graf Rostow«, rief Pierre erfreut. »So sind Sie also sein Sohn Ilja. Können Sie sich vorstellen, ich hatte Sie in der ersten Minute gar nicht erkannt. Erinnern Sie sich noch, wie wir mit Madame Jacquot einen Ausflug nach den Sperlingsbergen machten. Das ist zwar schon sehr lange her.«

»Sie irren sich«, erwiderte Boris, ohne jede Eile und mit einem freimütigen, etwas spöttischen Lächeln. »Ich bin Boris, der Sohn der Fürstin Anna Michailowna Drubezkaja. Graf Rostow, der Vater, heißt Ilja, sein Sohn aber Nikolaj. Und eine Madame Jacquot kenne ich überhaupt nicht.«

Pierre schüttelte mit dem Kopf und den Armen, als ob Mücken oder Bienen über ihn hergefallen wären.

»Ach! Nein, so etwas! Ich habe alles verwechselt! Soviel Verwandte habe ich in Moskau! Sie sind Boris ... ja. Na, jetzt haben wir uns also geeinigt! Nun, was halten Sie von der Boulogner Expediti-

on³³? Den Engländern wird es doch wohl schlecht gehen, wenn Napoleon über den Kanal setzt? Ich glaube, daß diese Expedition sehr wohl möglich ist. Wenn Villeneuve nur nicht die Gelegenheit verpaßt.«

Boris wußte nichts von der Boulogner Expedition. Er las keine Zeitungen und hörte den Namen Villeneuve zum erstenmal.

»Wir hier, in Moskau, beschäftigen uns mehr mit Dinern und Klatsch als mit Politik«, sagte er in seinem ruhigen, spöttischen Ton. »Ich weiß nichts davon und konnte daher auch nicht darüber nachdenken. Moskau interessiert sich vor allem für Klatsch«, fuhr er fort. »Jetzt redet man von Ihnen und dem Grafen.«

Pierre lächelte gutmütig, als ob er für Boris Angst habe, er könne etwas sagen, was er nachher bereuen würde. Aber Boris sprach bestimmt, klar und trocken weiter, und sah dabei Pierre gerade in die Augen: »Moskau kann nichts anderes als klatschen«, fuhr er fort. »Alles ist jetzt mit dem Problem beschäftigt, wem der Graf wohl sein Vermögen hinterläßt, obwohl er vielleicht uns alle überleben wird, was ich ihm von ganzer Seele wünschen möchte.«

»Ja, das ist sehr schwer«, fiel Pierre ein, »sehr schwer.«

Er fürchtete immer noch, dieser junge Offizier könnte unvermutet in ein für ihn selbst peinliches Gespräch geraten.

»Ihnen muß es doch so vorkommen«, fuhr Boris, leicht errötend, aber ohne die Stimme oder Haltung zu verändern, fort, »Ihnen muß es doch so vorkommen, als ob alle nur den einen Gedanken hätten, etwas von diesem reichen Mann zu bekommen.«

So ist es tatsächlich, dachte Pierre.

»Aber ich möchte Ihnen, um alle Mißverständnisse zu vermeiden, nun geradeheraus sagen, daß Sie sich irren, wenn Sie mich und meine Mutter zu diesen Leuten rechnen. Wir sind zwar sehr arm, aber ich kann, wenigstens für meine Person, behaupten: Eben gerade deshalb, weil Ihr Vater sehr reich ist, sehe ich ihn nicht als meinen Verwandten an, und weder ich noch meine Mutter werden ihn jemals um etwas bitten oder etwas von ihm annehmen.«

Pierre verstand lange nicht, was Boris eigentlich sagen wollte, aber als er es endlich begriffen hatte, sprang er vom Sofa auf und ergriff mit der ihm eigenen Schnelligkeit und unbeholfenen Art von unten her Boris' Hand. Er errötete noch stärker als Boris und sagte aus einem

aus Scham und Ärger gemischten Gefühl heraus: »Das ist merkwürdig! Habe ich vielleicht ... ja und wer könnte denken ... Ich weiß sehr wohl.«

Aber Boris fiel ihm wieder ins Wort. »Ich freue mich, daß ich alles herausgesagt habe. Vielleicht war es Ihnen unangenehm, dann verzeihen Sie mir bitte«, setzte er hinzu, um Pierre zu beruhigen, anstatt von jenem beruhigt zu werden. »Aber ich hoffe, daß ich Sie damit nicht gekränkt habe. Ich habe es mir zur Regel gemacht, alles geradeheraus zu sagen. Doch was sollte ich eigentlich ausrichten? Kommen Sie zu den Rostows zum Diner?«

Boris hatte sich augenscheinlich einer schweren Pflicht entledigt und war nun aus dieser peinlichen Lage herausgekommen, in die jetzt den anderen hineingebracht hatte. Er wurde nun wieder ganz heiter.

»Nein, hören Sie«, sagte Pierre, der sich schon wieder beruhigt hatte. »Sie sind ein erstaunlicher Mensch. Das, was Sie da eben gesagt haben, ist sehr gut, sehr gut. Es ist ja nur begreiflich, daß Sie mich nicht kennen, wir haben uns ja so lange nicht gesehen ... wir waren noch Kinder ... Vielleicht halten Sie mich ... für ... Ich verstehe Sie, verstehe Sie sehr gut. Ich hätte das nicht fertiggebracht, dazu hätte mir der Mut gefehlt. Aber das ist schön. Ich freue mich sehr, daß ich mit Ihnen bekannt geworden bin. Seltsam«, fügte er nach kurzem Schweigen hinzu und lächelte, »wofür Sie mich gehalten haben mögen.« Er lachte los. »Na aber, was ist dabei. Wir werden schon noch besser miteinander bekannt werden. Ich bitte Sie darum.« Er drückte Boris die Hand. »Wissen Sie, ich bin nicht einmal beim Grafen gewesen. Er hat mich nicht zu sich rufen lassen. Er tut mir schon rein als Mensch leid. Aber was ist da zu machen?«

»Und Sie glauben, daß es Napoleon gelingen wird, die Armee überzusetzen?« fragte Boris lächelnd.

Pierre begriff, daß Boris das Gesprächsthema ändern wollte, war damit einverstanden und begann die Vor- und Nachteile der Boulogner Expedition auseinanderzusetzen.

Da erschien ein Lakai und rief Boris zu seiner Mutter. Die Fürstin wollte wieder abfahren. Pierre versprach, zum Diner zu kommen, um noch näher mit Boris bekannt zu werden, drückte ihm kräftig die Hand und sah ihm durch seine Brille freundlich in die Augen. Nachdem Boris fortgegangen war, ging Pierre noch lange in seinem Zimmer auf

und ab. Aber er durchbohrte nicht mehr jenen unsichtbaren Feind mit dem Degen, sondern lächelte in der Erinnerung an diesen lieben, klugen und charakterfesten jungen Menschen.

Wie es im ersten Jünglingsalter oft zu geschehen pflegt und ganz besonders bei denen, die sonst einsam sind, empfand er für diesen jungen Mann plötzlich eine Zärtlichkeit, deren Ursache er sich selber nicht erklären konnte, und nahm sich daher vor, mit ihm sofort in ein freundschaftliches Verhältnis zu treten.

Fürst Wassilij begleitete die Fürstin hinaus. Sie hielt sich ihr Taschentuch vor die Augen, und ihr Antlitz war voller Tränen.

»Ach, wie schrecklich, wie schrecklich«, sagte sie. »Aber so schwer es auch für mich sein mag, ich werde meine Pflicht erfüllen. Ich komme zur Nachtwache. Man darf ihn so nicht sterben lassen. Jede Minute ist kostbar. Ich verstehe nicht, warum die Prinzessinnen noch zaudern. Vielleicht wird Gott mir helfen, ein Mittel zu finden, um ihn vorzubereiten. Adieu, mon prince, que le bon Dieu vous soutienne.«

»Adieu, ma bonne«, antwortete Fürst Wassilij und wandte sich von ihr ab.

»Ach, er ist in einem schrecklichen Zustand«, sagte die Mutter zu ihrem Sohn, als sie wieder im Wagen saßen. »Er erkennt fast niemanden mehr.«

»Ich sehe nicht ganz klar, Mama, wie verhält er sich denn Pierre gegenüber?« fragte der Sohn.

»Das alles wird das Testament uns sagen, mein Freund. Von ihm hängt unser Schicksal ab.«

»Aber warum glauben Sie denn, daß er uns etwas hinterlassen wird?«

»Ach, mein Freund! Er ist so reich, und wir sind so arm.«

»Aber das ist doch kein genügender Grund, Mama ...«

»Ach, mein Gott, mein Gott! Wie schlecht geht es ihm!« rief die Mutter aus.

Nachdem Anna Michailowna mit ihrem Sohn zum Grafen Kirill Wladimirowitsch Besuchow gefahren war, blieb die Gräfin Rostowa noch lange allein sitzen und hielt sich ihr Taschentuch vor die Augen. Endlich läutete sie.

»Meine Liebe«, sagte sie ärgerlich zu dem Mädchen, das nicht sofort erschienen war, »wollen Sie eigentlich Ihren Dienst versehen oder nicht? Ich kann ja für Sie auch einen anderen Platz finden.«

Die Gräfin war angegriffen aus Kummer über die erniedrigende Armut ihrer Freundin und daher in schlechter Laune, was sich bei ihr immer dadurch äußerte, daß sie das Dienstmädchen »Meine Liebe« und »Sie« nannte.

»Verzeihung«, sagte das Mädchen.

»Bitten Sie den Grafen zu mir her.«

Der Graf kam, sich hin und her wiegend, wie immer mit etwas schuldbewußter Miene, zu seiner Frau herein.

»Ich sage dir, meine liebe Gräfin, was für ein feines Haselhuhn-Sauté mit Madeira es heute geben wird, ma chère! Ich habe soeben gekostet. Nicht umsonst gebe ich für unsern Koch Tarass tausend Rubel. Er ist es wert.«

Mit diesen Worten setzte er sich neben seine Frau, stützte die Arme keck auf die Knie und fuhr sich durch seine grauen Haare.

»Und was wünschen Sie, meine liebe Gräfin?«

»Siehst du, mein guter Freund ... was hast du denn da für einen Fleck?« fragte sie und zeigte auf seine Weste. »Wahrscheinlich vom Sauté«, fügte sie lächelnd hinzu, »also passen Sie auf, Graf, ich brauche Geld.«

Ihr Gesicht wurde traurig.

»Aber liebste Gräfin!«

Der Graf wurde unruhig und holte seine Brieftasche hervor.

»Ich brauche viel, Graf, fünfhundert Rubel.«

Sie zog ihr Batisttaschentuch hervor und rieb damit die Weste ab.

»Aber gleich, gleich! He, wer ist gerade da?« rief er mit einer Stimme, wie nur Leute rufen, die überzeugt sind, daß sogleich alle Hals über Kopf auf ihren Ruf herbeistürzen werden. »Mitja soll man zu mir herschicken!«

Mitja, ein adeliger Sprößling, der beim Grafen erzogen worden war und jetzt alle seine Geschäfte führte, trat mit leisen Schritten ins Zimmer.

»Paß auf, mein Lieber«, sagte der Graf zu dem ehrerbietig eintretenden jungen Mann. »Bringe mir ...« Er überlegte. »Ja, bringe mit siebenhundert Rubel, hörst du? Aber paß auf, bringe nicht wieder solch zerrissene und schmutzige Scheine wie voriges Mal, sondern schöne, für die Gräfin.«

»Ja bitte, Mitja, saubere«, bat die Gräfin, traurig aufseufzend.

»Wann befehlen Euer Erlaucht, daß ich das Geld herbringe«, sagte Mitja. »Sie geruhen doch zu wissen, daß ... Jedoch bitte beunruhigen Sie sich nicht«, fügte er hinzu, als er sah, daß der Graf schwer und kurz zu atmen begann, was immer ein Zeichen nahenden Zornes war. »Ich hatte vergessen – wünschen Sie das Geld augenblicklich?«

»Ja, ja, natürlich, bringe es und hier, der Gräfin, gib es.«

»Was ist das doch für ein goldener Mensch, dieser Mitja«, fügte der Graf lächelnd hinzu, als der junge Mann hinausgegangen war. »Es gibt für ihn nichts, was unmöglich wäre. So etwas kann ich nicht leiden. Alles kann man, wenn man will.«

»Ach, das Geld, Graf, das liebe Geld! Wieviel Kummer verursacht es doch auf dieser Welt«, sagte die Gräfin, »aber diese Summe brauche ich sehr nötig.«

»Sie sind eine Verschwenderin, meine liebe Gräfin, das weiß ich«, erwiderte der Graf, seiner Frau die Hand küssend, und ging dann wieder auf sein Zimmer.

Als Anna Michailowna nun von Besuchow zurückkehrte, lag das Geld, lauter nagelneue Scheine, schon bei der Gräfin unter ihrem Taschentuch auf dem kleinen Tisch. Anna Michailowna merkte sofort, daß die Gräfin über irgend etwas unruhig war.

»Nun, wie war es, liebe Freundin?« fragte die Gräfin.

»Ach, in was für einem entsetzlichen Zustand er sich befindet! Er ist nicht wiederzuerkennen, so schlecht geht es ihm, so schlecht. Ich war nur einen Augenblick drin und habe keine zwei Worte gesagt.«

»Annette, um Gottes willen, schlage es mir nicht ab«, sagte die Gräfin errötend, was bei ihrem alten, mageren und ernstesten Gesicht merkwürdig aussah, und holte unter dem Taschentuch das Geld hervor.

Anna Michailowna begriff augenblicklich, worum es sich handelte, und beugte sich schon herab, um im passenden Augenblick die Gräfin geschickt zu umarmen.

»Hier, das ist von mir für Boris, zu seiner Ausstaffierung ...«

Doch Anna Michailowna hatte schon die Gräfin umarmt und weinte. Diese schluchzte ebenfalls. Beide weinten darüber, daß sie so befreundet und so gut und Jugendfreundinnen waren, und daß sie sich mit einem so niedrigen Gegenstand wie dem Geld befassen müßten, und darüber, daß ihre Jugend vorbei war ... Aber ihre Tränen waren für beide eine Wohltat.

Die Gräfin Rostowa saß mit ihren Töchtern und schon zahlreichen Gästen im Salon. Der Graf führte die Herren in sein Zimmer und bot ihnen seine türkischen Pfeifen an, von denen er aus Liebhaberei eine ganze Sammlung besaß. Ab und zu ging er hinaus und erkundigte sich, ob sie schon gekommen sei. Man erwartete nämlich Marja Dmitrijewna Achrosimowa, die in der Gesellschaft den Spitznamen le terrible dragon führte, eine Dame, die nicht durch Reichtum und Vornehmheit, sondern durch ihren gesunden Menschenverstand und ihre offenerzige Naivität im Verkehr mit andern berühmt war. Nicht nur in ganz Moskau und Petersburg, sondern auch bei der kaiserlichen Familie war Marja Dmitrijewna bekannt, und wenn sich die Gesellschaft beider Städte auch oft über sie wunderte, im stillen über ihre Grobheit lachte und sich von ihr allerlei Anekdoten erzählte, so wurde sie doch von allen ohne Ausnahme sehr geachtet, ja beinahe gefürchtet.

In dem von Rauch erfüllten Zimmer des Grafen unterhielt man sich über den Krieg, der durch ein Manifest erklärt war, und über die Aushebung. Das Manifest selber hatte zwar noch niemand gelesen, aber alle wußten, daß es erschienen war. Der Graf saß auf einer Ottomane zwischen zwei Herren, die rauchten und sich angeregt unterhielten. Er selbst rauchte nicht und beteiligte sich auch nicht an der Unterhaltung. Den Kopf bald auf die eine, bald auf die andere Seite neigend, betrachtete er mit offenbarem Vergnügen die beiden Rauchenden und hörte ihrem Gespräch zu; er selber hatte sie erst aufeinandergehetzt.

Der eine der beiden Redenden war ein Zivilist mit runzligem, galligem, magerem, glattrasiertem Gesicht; ein schon älterer Herr, wenn er auch wie ein junger Mann nach der neuesten Mode gekleidet war. Er hatte wie einer, der zum Hause gehört, die Füße auf die Ottomane gelegt, sich eine Bernsteinspitze in eine Ecke des Mundes gesteckt und zog nun mit zusammengekniffenen Augen den Rauch ruckweise ein. Es war ein alter Junggeselle, Schinschin mit Namen, ein Vetter der Gräfin, in der Moskauer Gesellschaft durch seine böse Zunge bekannt. Er schien den Herrn, mit dem er sich unterhielt,

ziemlich herablassend zu behandeln. Der andere, ein frischer, rotbackiger Gardeoffizier, in einer bis oben zugeknöpften Uniform, tadellos gewaschen und frisiert, hielt die Bernsteinspitze in der Mitte des Mundes, zog mit seinen rosigen Lippen den Rauch leicht ein und blies ihn in Ringen aus seinem schönen Mund. Es war der Leutnant Berg, ein Offizier des Semjonower Regiments, in dessen Begleitung sich Boris zu seiner Truppe begeben sollte, jener Berg, mit dem Natascha ihre ältere Schwester geneckt, indem sie ihn als ihren Bräutigam bezeichnet hatte. Der Graf saß zwischen diesen Herren und hörte zu. Mit Ausnahme des Bostonspiels, das er sehr schätzte, war seine Lieblingsbeschäftigung das Zuhören, besonders, wenn es ihm gelungen war, zwei gewandte Redner aufeinanderzuhetzen.

»Nun wie denn, Väterchen, mon très honorable Alfons Karlo-witsch«, sagte Schinschin spöttisch lachend, indem er echt russische Volksausdrücke mit gewähltesten französischen Phrasen durcheinandermischte, eine besondere Eigentümlichkeit von ihm, »vous comptez-vous faire des rentes sur l'état, Sie wollen von Ihrer Kompanie Nebeneinkünfte beziehen?«

»Nein, Peter Nikolajewitsch, ich wollte nur beweisen, daß die Kavallerie weniger Vorteile bietet als die Infanterie. Stellen Sie sich nur meine Lage vor, Peter Nikolajewitsch ...«

Berg sprach immer sehr korrekt – ruhig und höflich. Er redete stets nur von sich. Wenn man über irgend etwas sprach, das nicht direkt zu ihm in Beziehung stand, hörte er zu und schwieg. Und so konnte er stundenlang schweigen, ohne Verlegenheit zu empfinden oder sie bei anderen hervorzurufen. Aber sobald das Gespräch ihn persönlich betraf, begann er weitschweifig und mit sichtlichem Behagen zu reden.

»Versetzen Sie sich nur einmal in meine Lage, Peter Nikolajewitsch. Bei der Kavallerie würde ich als Leutnant nicht mehr als zweihundert Rubel in vier Monaten erhalten. Jetzt aber bekomme ich zweihundertunddreißig«, sagte er mit einem freudigen und angenehmen Lächeln und sah Schinschin und den Grafen an, als sei es für ihn selbstverständlich, daß seine Erfolge auch das Hauptziel der Wünsche aller übrigen Menschen seien.

»Außerdem, Peter Nikolajewitsch, wenn ich jetzt zur Garde versetzt werde, bin ich an einer Stelle, wo man eher auf mich aufmerksam wird«, fuhr Berg fort, »und bei der Gardeinfanterie erhält

man auch öfter Urlaub. Und dann bedenken Sie, wie gut ich mit zweihundertunddreißig Rubeln auskommen kann. Ich lege sogar noch zurück und kann meinem Vater etwas schicken«, fuhr er fort und blies einen Ring aus seiner Spitze.

»La balance y est ... der Deutsche drischt sein Getreide auf dem Beilrücken, comme dit le proverbe«, sagte Schinschin, indem er die Bernsteinspitze in den anderen Mundwinkel schob, und zwinkerte dem Grafen zu.

Der Graf lachte auf. Als die anderen Gäste sahen, daß Schinschin das Wort führte, kamen sie herbei, um zuzuhören. Berg, der weder ihren Spott noch ihre Gleichgültigkeit bemerkte, fuhr fort, zu erzählen, wie er durch seine Versetzung zur Garde schon einen Rang vor seinen Kameraden bei der Linie gewonnen habe. Wenn zum Beispiel der Kompanieführer im Krieg fiele, könne er, da er der Rangälteste in der Kompanie sei, sehr leicht schon Hauptmann werden. Und alle im Regiment hätten ihn so gern, und sein Papa sei äußerst zufrieden mit ihm. Berg empfand, als er dies alles erzählte, augenscheinlich einen Hochgenuß, und schien gar nicht zu ahnen, daß andere Leute auch ihre Interessen haben. Und alles, was er sagte, war so nett und so ernsthaft gesprochen und die Naivität seines jugendlichen Egoismus so offenbar, daß er seine Zuhörer einfach entwaffnete.

»Na, Väterchen, Sie werden überall, sowohl bei der Infanterie als auch bei der Kavallerie, vorwärtskommen, das prophezeie ich Ihnen«, sagte Schinschin, indem er ihm auf die Schulter klopfte und seine Beine von der Ottomane herunternahm. Berg lächelte freudig. Der Graf und seine Gäste gingen in den Salon.

Es war jene Zeit vor dem Diner, wo die versammelten Gäste in der Erwartung, zum Einnehmen der Vorspeisen ans Büfett gerufen zu werden, keine langen Gespräche mehr anfangen, es aber für nötig halten, hin und her zu gehen und nicht zu schweigen, um nicht etwa irgendwelche Ungeduld, sich an den Tisch setzen zu können, zu verraten. Der Hausherr und die Hausfrau schauen oft nach der Tür und wechseln hin und wieder einen Blick. Die Gäste bemühen sich aus diesen Blicken zu erraten, wen oder was man noch erwarte: einen vornehmen Verwandten, der sich verspätet hat, oder eine Speise, die noch nicht fertig ist.

Pierre war erst kurz vor Beginn des Diners gekommen und saß nun ungeschickt mitten im Salon auf dem ersten besten Sessel, der ihm zur Hand gewesen war, wodurch er allen den Weg versperrte. Die Gräfin wollte ihn zum Reden bringen, doch er sah sich durch seine Brille naiv um, als suche er jemanden, und antwortete einfürmig auf alle ihre Fragen. Das wirkte peinlich, und er selber war der einzige, der das nicht bemerkte. Die meisten Gäste, die die Geschichte mit dem Bären kannten, betrachteten neugierig diesen großen, dicken, friedlichen jungen Mann und konnten nicht verstehen, wie ein so unbeholfener und bescheidener Mensch einen solchen Streich mit dem Polizeivorsteher habe anstellen können.

»Sind Sie schon lange hier?« fragte ihn die Gräfin.

»Oui, madame«, antwortete er und sah sich um.

»Haben Sie nicht meinen Mann gesehen?«

»Non, madame.« Er lächelte, was hier gar nicht am Platze war.

»Sie waren unlängst in Paris, das muß doch sehr interessant gewesen sein.«

»Ja, sehr interessant.«

Die Gräfin wechselte einen Blick mit Anna Michailowna. Diese begriff, daß man sie bat, sich mit diesem jungen Mann zu beschäftigen. Sie setzte sich zu ihm und fing an, von seinem Vater zu reden. Aber ebenso wie der Gräfin, antwortete er auch ihr nur einfürmig.

Alle Gäste waren in eifrigem Gespräch. »Les Razoumovsky ... Ça a été charmant ... Vous êtes bien bonne ... la comtesse Apraksine«, hörte man von allen Seiten. Die Gräfin stand auf und ging in den Saal.

»Marja Dmitrijewna?« hörte man ihre Stimme draußen.

»Ist schon da«, ertönte als Antwort eine derbe Frauenstimme, und gleich darauf trat Marja Dmitrijewna ins Zimmer.

Alle jungen und sogar die verheirateten Damen, mit Ausnahme der älteren, erhoben sich. Marja Dmitrijewna blieb in der Tür stehen und musterte, ihren fünfzigjährigen Kopf mit den grauen Locken hochhebend, die Gäste von der Höhe ihrer massiven Gestalt herab. Gemächlich brachte sie die breiten Ärmel ihres Kleides in Ordnung, was so aussah, als ob sie sie hochstreifen wollte. Marja Dmitrijewna sprach immer russisch.

»Ich gratuliere Ihnen und den Kindern zum Namenstag«, sagte sie mit ihrer lauten, vollen Stimme, die alle anderen übertönte. »Nun, und was machst du, alter Sünder?« wandte sie sich an den Grafen, der ihr die Hand küßte. »Du langweilst dich wohl hier in Moskau? Kannst wohl hier nicht mit deinen Hunden jagen? Ja, Väterchen, das ist nun einmal so; sieh, wie diese Vögelchen heranwachsen«, sie zeigte auf die Mädchen. »Ob man will oder nicht, man muß jetzt einen Bräutigam für sie suchen.«

»Na, und wie geht es denn dir, mein Kosak?« sagte sie zu Natascha, die sie immer so nannte, und streichelte sie. Natascha war fröhlich und durchaus nicht schüchtern auf sie zugelaufen, um ihr die Hand zu reichen. »Ich weiß, daß dieses Mädel ein richtiges Unkraut ist, aber ich habe sie doch gern.«

Sie holte aus ihrem mächtigen Ridikül ein Paar birnenförmige Saphirohrringe heraus, gab sie dem strahlenden und errötenden Namenstagskind und wandte sich dann von ihr ab, um Pierre anzureden.

»He, he, mein Lieber! Komm mal hierher«, sagte sie mit erkünstelt leiser und feiner Stimme, »komm mal her, mein Lieber!« Drohend streifte sie die Ärmel noch höher. Pierre trat auf sie zu und sah sie harmlos durch seine Brille an.

»Nun komm mal zu mir, mein Freund, komm mal zu mir! Ich bin die einzige gewesen, die auch deinem Vater schon die Wahrheit gesagt hat, als er an höchster Stelle noch so gut angeschrieben war, und nun befiehlt mir Gott, es bei dir ebenso zu machen.«

Sie schwieg. Alle waren still und warteten auf das, was nun kommen würde, da sie fühlten, daß dies erst die Vorrede war.

»Ein netter Junge, das kann man wohl sagen, ein netter Junge: Der Vater liegt auf dem Totenbett, und er amüsiert sich damit, den Polizeivorsteher auf einem Bären reiten zu lassen. Schäme dich, Väterchen, schäme dich! Besser wäre es, wenn du in den Krieg zögest.«

Sie wandte sich ab und reichte dem Grafen ihren Arm, der kaum das Lachen unterdrücken konnte. »Na also, zu Tisch? Ich glaube, es ist Zeit?« sagte sie zu ihm gewandt.

Voran ging der Graf mit Marja Dmitrijewna. Dann kam die Gräfin am Arm des Husarenobersten, der für die Rostows von großer

Bedeutung war, da Nikolaj mit ihm das Regiment einholen sollte. Dann folgte Anna Michailowna mit Schinschin. Berg hatte Wera den Arm gereicht. Die lächelnde Julie Karagina ging mit Nikolaj zu Tische. Nach ihnen zogen die anderen Paare in langer Reihe durch den ganzen Saal. Ganz zuletzt kamen dann die Kinder mit ihren Erziehern und Gouvernanten. Die Dienerschaft eilte geschäftig hin und her. Stühle wurden gerückt. Die Musik setzte ein. Die Gäste nahmen Platz. In die Töne der gräflichen Hausmusik mischte sich das Klappern der Messer und Gabeln, die Reden der Gäste und die leisen Schritte der Diener. Am oberen Ende des Tisches saß die Gräfin, rechts von ihr Marja Dmitrijewna, links Anna Michailowna, und dann folgten die anderen Gäste. Am unteren Ende der Tafel saß der Graf, links von ihm der Husarenoffizier, rechts Schinschin und die anderen Herren. Auf der einen Seite des langen Tisches hatte die ältere Jugend Platz genommen: Wera neben Berg, Pierre neben Boris, auf der anderen Seite die Kinder mit den Gouvernanten und Erziehern. Der Graf blickte zwischen den Kristallflaschen und den Schalen mit Früchten ab und zu nach seiner Frau und ihrer hohen Haube mit den blauen Bändern und goß seinen Gästen eifrig Wein ein, ohne sich selber dabei zu vergessen. Ebenso warf auch die Gräfin, ohne dabei ihre Hausfrauenpflichten zu vergessen, hinter den Ananasfrüchten hervor bedeutsame Blicke ihrem Mann zu, dessen Glatze und Gesicht, wie ihr schien, von den grauen Haaren sich immer greller abhoben, je röter sie wurden. Aus der Ecke, wo die Damen saßen, war ein gleichmäßiges Geplauder zu hören, doch auf der Seite der Herren ertönten die Stimmen immer lauter und lauter, besonders die des Husarenobersten, der viel aß und viel trank und dabei immer röter wurde, so daß der Graf ihn den anderen Gästen schon als Muster hinstellte. Berg sprach, zärtlich lächelnd, mit Wera darüber, daß die Liebe kein irdisches, sondern ein himmlisches Gefühl sei. Boris nannte seinem Freunde Pierre die Namen der am Tisch sitzenden Gäste und wechselte Blicke mit Natascha, die ihm gegenüber saß. Pierre sprach wenig, musterte die ihm neuen Gesichter und aß sehr viel. Angefangen von den beiden Suppen, von denen er die Schildkrötensuppe wählte, bis zur Fischpaste und den Haselhühnern ließ er keinen einzigen Gang aus und auch keinen der Weine, die der Hausmeister in den mit Servietten umwickelten Flaschen hinter der Schulter seines Nachbarn geheimnisvoll hervorholte, indem er dazu bald ›Dry Madeira‹, bald ›Ungar-‹, bald ›Rheinwein‹ sagte. Er hielt ihm das erste beste von den vier mit dem

Namenszug des Grafen versehenen Kristallgläsern hin, die bei jedem Gedeck standen, und trank mit viel Vergnügen. Mit immer freundlicherer Miene blickte er auf die Gäste. Natascha, die ihm gegenüber saß, sah Boris an, wie dreizehnjährige Mädchen einen Jüngling anblicken, in den sie verliebt sind und den sie soeben zum erstenmal geküßt haben. Denselben Blick warf sie bisweilen auch Pierre zu, und unter dem Blick dieses drolligen, lebhaften Mädchens bekam er selbst Lust zu lachen, ohne zu wissen warum.

Nikolaj saß weitab von Sonja neben Julie Karagina und sprach wieder mit demselben unwillkürlichen Lächeln auf sie ein. Sonja lächelte des Anstandes wegen, wurde aber augenscheinlich von Eifersucht gequält: sie wurde bald blaß, bald rot und hörte angestrengt zu, was Nikolaj und Julie miteinander sprachen. Die Gouvernante sah sich unruhig um, als mache sie sich zur Abwehr bereit, wenn es jemandem in den Sinn kommen sollte, die Kinder zu kränken. Der deutsche Erzieher bemühte sich, die Namen der Speisen, Desserts und Weine zu behalten, um sie in einem Brief ausführlich seinen Angehörigen in Deutschland zu beschreiben, und ärgerte sich sehr, daß der Haushofmeister mit den in Servietten eingewickelten Flaschen ihn manchmal überging. Der Deutsche zog die Stirne kraus, bemühte sich aber, so auszusehen, als ob er diesen Wein gar nicht möge. Er ärgerte sich darüber, daß niemand zu verstehen schien, daß er den Wein nicht etwa aus Gier und um seinen Durst zu stillen, haben wollte, sondern aus reinem Erkenntnisdrang.

In der Ecke, wo die Herren saßen, wurde die Unterhaltung immer lebhafter. Der Oberst erzählte, daß das Manifest über die Kriegserklärung schon in Petersburg erschienen sei, und daß ein Exemplar, das er selbst gesehen habe, heute dem Oberkommandierenden durch einen Kurier zugestellt worden sei.

»Und warum plagt uns der Teufel, mit Bonaparte zu kämpfen?« sagte Schinschin. »Er hat schon den Österreichern ihren Größenwahn ausgetrieben. Ich fürchte, dieses Mal kommen wir an die Reihe.«

Der Oberst war ein stämmiger, hoher und sanguinischer Deutscher, augenscheinlich ein alter Soldat und guter Patriot. Er fühlte sich durch Schinschins Worte beleidigt.

»Warum wir Krieg führen, mein Herr?« sagte er – an seiner Aussprache des Russischen merkte man deutlich den Deutschen. »Darum, weil der Kaiser es will. Er erklärt in seinem Manifest, daß er die Gefahren, die Rußland drohen, nicht gleichgültig mit ansehen darf, und daß die Sicherheit des Reiches und seine Würde und die Heiligkeit der Bündnisse ...« Er betonte besonders das Wort ›Bündnisse‹, als ob dies das Wesentliche der ganzen Sache wäre, und mit dem ihm eigenen, unfehlbaren Gedächtnis für alle dienstlichen Angelegenheiten wiederholte er die einleitenden Worte des Manifestes: »und der das einzige und unabänderliche Ziel Seiner Majestät bildende Wunsch, den Frieden in Europa auf festen Grundlagen aufzubauen, hat ihn veranlaßt, jetzt einen Teil der Truppen über die Grenze rücken zu lassen, um diese Absicht unter neuen Bedingungen zu erreichen. Sehen Sie, das ist der Grund, mein Herr«, schloß er, leerte zur Bekräftigung sein Glas und sah sich beifallheischend nach dem Grafen um.

»Connaissez-vous le proverbe: Wärst du zu Hause geblieben, dann hättest du ruhig deine Spindel drehen können«, sagte Schinschin stirnrunzelnd und lächelte. »Cela nous convient à merveille. Denken Sie bloß an Suworow³⁴, auch den haben sie à plate couture zusammengehauen, und wo haben wir jetzt noch Leute wie Suworow? Je vous demande un peu«, sagte er, unaufhörlich vom Russischen ins Französische überspringend.

»Wir müssen bis zum letzten Blutstropfen kämpfen«, sagte der Oberst und schlug auf den Tisch, »und für unseren Kaiser sterben, und dann wird alles gut werden. Aber darüber nachdenken, das sollen wir mö-ö-öglichst wenig«, er zog das Wort ›möglichst‹ unendlich in die Länge und wandte sich mit diesen letzten Worten wieder an den Grafen. »So halten es alte Husaren und damit basta! Aber wie denken Sie darüber, junger Mann und angehender Husar?« fügte er hinzu und wandte sich an Nikolaj, der, als er vom Krieg sprechen hörte, seine Nachbarin sich selbst überließ und mit glänzenden Augen den Oberst ansah und seinen Worten gespannt lauschte.

»Ich bin vollkommen Ihrer Ansicht«, antwortete Nikolaj, der feuerrot geworden war, seinen Teller in der Hand drehte und die Gläser mit so entschiedener und tollkühner Miene hin und her schob, als stünde er schon in diesem Augenblick einer großen Gefahr gegenüber. »Meiner Überzeugung nach müssen wir Russen entweder siegen oder sterben«, fuhr er fort, fühlte aber gleich, nachdem er diesen Satz ausgesprochen hatte, ebenso wie alle übrigen, daß seine Worte zu begeistert und zu geschwollen und daher ungeschickt klangen.

»C'est bien beau ce que vous venez de dire«, meinte die neben ihm sitzende Julie.

Sonja zitterte am ganzen Körper und errötete bis zu den Ohren, bis zum Halse und den Schultern herab, während Nikolaj sprach.

Pierre hörte der Rede des Obersten zu und nickte beifällig. »Das ist vortrefflich«, pflichtete er bei.

»Sie sprechen wie ein echter Husar, junger Mann«, sagte der Oberst und schlug wieder auf den Tisch.

»Worüber macht Ihr da einen solchen Lärm?« ertönte plötzlich über den Tisch herüber die Baßstimme Marja Dmitrijewnas. »Was haust du da immer auf den Tisch?« wandte sie sich an den Husaren. »Auf wen bist du so wütend? Du denkst wohl, du hast schon einen Franzosen vor dir?«

»Ich sage die Wahrheit«, entgegnete lächelnd der Husar.

»Immer nur vom Krieg«, rief der Graf über den Tisch. »Mein Sohn geht ja auch mit, Marja Dmitrijewna, er geht auch mit.«

»Na und ich habe vier Söhne in der Armee und gräme mich nicht. Es kommt alles nach Gottes Willen. Wenn man auf dem Ofen liegt, kann man ebenso sterben, und andererseits wieder kann Gott auch in

der Schlacht Erbarmen mit einem haben«, tönte ohne jede Anstrengung die volle Stimme Marja Dmitrijewnas vom andern Ende des Tisches herüber.

»So ist es.«

Hierauf wurde die Unterhaltung wieder getrennt geführt; die Damen sprachen miteinander auf ihrer Seite, die Herren auf der anderen Seite.

»Aber du wirst doch nicht fragen«, sagte der kleine Bruder zu Natascha, »du wirst doch nicht fragen!«

»Und ich werde doch fragen«, antwortete Natascha.

Ihr Gesicht erglühte plötzlich, und es prägte sich auf ihm eine tollkühne, fröhliche Entschlossenheit aus. Sie erhob sich ein wenig, forderte mit einem Blick den neben ihr sitzenden Pierre auf, zuzuhören, und wandte sich dann an ihre Mutter.

»Mama!« tönte über den ganzen Tisch ihre kindliche Bruststimme.

»Was willst du denn?« fragte die Gräfin erschrocken, sah aber sofort an dem Gesicht ihrer Tochter, daß es nur Ausgelassenheit war. Doch winkte sie ihr streng mit der Hand zu und machte eine drohende und abweisende Geste mit dem Kopf. Die Unterhaltung verstummte.

»Mama, was für eine Nachspeise gibt es denn heute?« tönte noch entschlossener, ohne sich abbringen zu lassen, Nataschas Stimmchen.

Die Gräfin wollte die Stirn kraus ziehen, vermochte es aber nicht. Marja Dmitrijewna drohte mit ihrem dicken Finger. »Kosak«, sagte sie verweisend.

Die Mehrzahl der Gäste sah sich nach den älteren Herrschaften um und wußte nicht, wie sie diese Ausgelassenheit aufnehmen sollte.

»Na, ich werde dir ...« sagte die Gräfin.

»Mama, was für eine Nachspeise gibt es heute?« rief Natascha fröhlichnaseweis und jetzt schon kühner, da sie im voraus wußte, daß ihre Mutwilligkeit gut aufgenommen werden würde.

Sonja und der dicke Petja versteckten sich, weil sie sich vor Lachen nicht mehr halten konnten.

»Siehst du, ich habe doch gefragt«, flüsterte Natascha ihrem kleinen Bruder und Pierre zu, indem sie ihm wieder einen Blick zuwarf.

»Eis gibt es, aber du bekommst keins«, antwortete Marja Dmitrijewna.

Natascha sah, daß sie keine Angst zu haben brauchte, und fürchtete sich daher auch nicht vor Marja Dmitrijewna.

»Marja Dmitrijewna! Was denn für Eis? Ich esse Sahne-Eis nicht gern.«

»Mohrrübeneis!«

»Nein, was für Eis? Marja Dmitrijewna, was für Eis?« schrie sie fast, »ich möchte es doch so gern wissen!«

Marja Dmitrijewna und die Gräfin lachten und nach ihnen alle anderen Gäste auch.

Alle lachten nicht über die Antwort Marja Dmitrijewnas, sondern über die unbegreifliche Keckheit und Gewandtheit dieses kleinen Mädchens, das es verstanden und gewagt hatte, so mit Marja Dmitrijewna umzugehen.

Natascha gab erst dann nach, als man ihr gesagt hatte, es werde Ananaseis geben.

Vor dem Eis wurde Champagner gebracht. Wieder fing die Musik zu spielen an. Der Graf küßte die Gräfin; die Gäste standen auf, um ihr zu gratulieren, und stießen über den Tisch mit dem Grafen, mit den Kindern und untereinander an. Wieder liefen die Diener hin und her, die Stühle wurden gerückt, und in derselben Ordnung, nur mit etwas röteren Gesichtern, kehrten die Gäste in den Salon und in das Zimmer des Grafen zurück.

Die Bostontische wurden ausgezogen, ein paar Partien kamen zustande, und die Gäste verteilten sich in die beiden Salons, das Diwanzimmer und die Bibliothek.

Der Graf breitete die Karten fächerförmig aus, und obgleich es ihm schwer fiel, sein gewohntes Mittagsschläfchen entbehren zu müssen, lachte er doch über alles. Die Jugend versammelte sich, von der Gräfin dazu aufgefordert, um das Klavier und die Harfe. Auf allgemeines Bitten spielte Julie zuerst ein Stück mit Variationen auf der Harfe und bat dann zusammen mit den anderen Mädchen Natascha und Nikolaj, die als sehr musikalisch bekannt waren, etwas vorzusingen. Natascha, an die man sich wie an eine Erwachsene wandte, war augenscheinlich sehr stolz, zugleich aber auch etwas schüchtern.

»Was wollen wir singen?« fragte sie.

»Die Quelle«, antwortete Nikolaj.

»Nun, dann gleich los! Boris, kommen Sie hierher«, sagte Natascha, »aber wo ist Sonja?«

Sie sah sich um, und als sie merkte, daß ihre Freundin nicht im Zimmer war, lief sie fort, um sie zu suchen.

Als sie auf Sonjas Zimmer kam und dort ihre Freundin nicht fand, lief sie ins Kinderzimmer, aber auch hier war Sonja nicht. Da wußte Natascha gleich, daß Sonja nur im Korridor auf der Truhe sitzen konnte. Die Truhe im Korridor war für das junge weibliche Geschlecht im Hause Rostow der Ort der Tränen. Wirklich lag Sonja in ihrem leichten rosenfarbenen Kleidchen, das dabei ganz zerknüllt wurde, mit dem Gesicht nach unten auf dem schmutzigen gestreiften Bett der Kinderfrau auf der Truhe. Sie hatte das Gesicht mit ihren kleinen Fingern bedeckt und weinte so schluchzend, daß ihre nackten Schultern zuckten. Nataschas Gesicht, das den ganzen Tag über so lebhaft und feiertagsfroh gewesen war, nahm plötzlich einen andern Ausdruck an. Ihre Augen wurden ganz starr, dann zuckte es über ihren breiten Hals, und ihre Mundwinkel senkten sich.

»Sonja, was ist mit dir ... Was, was ist los? U-u-u! ...«

Natascha riß ihren großen Mund weit auf und wurde dabei ganz häßlich. Sie brüllte los wie ein kleines Kind, ohne zu wissen warum, nur deshalb, weil Sonja weinte. Sonja wollte den Kopf heben, um zu antworten, vermochte es aber nicht und versteckte sich nur noch mehr. Natascha setzte sich weinend auf das blaue Federbett und umarmte ihre Freundin. Sonja nahm sich zusammen, richtete sich auf, rieb ihre Tränen ab und begann zu erzählen.

»Nikolenka reist in einer Woche ab ... sein Befehl ... ist gekommen ... er selbst hat es mir gesagt. Aber ich würde trotzdem nicht weinen ...« Sie zeigte auf einen Zettel, den sie in der Hand hielt: es waren Nikolajs Verse. »Ich würde trotzdem nicht weinen, aber du kannst dir nicht vorstellen, niemand kann sich das vorstellen, was er für ein gutes Herz hat.«

Und sie fing wieder an zu weinen darüber, daß er ein so gutes Herz hatte.

»Du hast es gut ... ich beneide dich nicht ... ich liebe dich und Boris auch«, sagte sie, nachdem sie sich wieder ein wenig zusammengenommen hatte, »er ist ein netter Mensch; für euch gibt es keine Hindernisse. Aber Nikolaj ist mein Vetter ... Da muß der Metropolit selbst ... und das kann man auch nicht ... Und dann, wenn ich es Mama ...« Sonja betrachtete die Gräfin als ihre Mutter und nannte sie auch so. »Sie wird sagen, daß ich Nikolaj die Karriere verderbe, daß ich kein Herz habe, daß ich undankbar bin, aber wirklich, Herr Gott ...« Sie bekreuzigte sich. »Ich liebe sie und euch alle, nur Wera allein ... Weshalb? Was habe ich ihr getan. Ich bin euch so dankbar, daß ich alles für euch opfern könnte, aber ich habe ja nichts!« Sonja konnte nicht mehr weiterreden und versteckte ihr Gesicht wieder in den Händen und im Bett. Natascha beruhigte sie, aber man konnte es ihr ansehen, daß sie den ganzen Ernst des Kummers ihrer Freundin begriff.

»Sonja!« sagte sie plötzlich, als ob sie die wahre Ursache des Kummers ihrer Cousine erraten hätte, »Wera hat wohl mit dir nach dem Mittagessen gesprochen, ja?«

»Ja, diese Verse hat Nikolaj selber gedichtet, und ich habe noch andere abgeschrieben. Sie hat sie bei mir auf dem Tisch gefunden und gesagt, sie werde sie Mama zeigen. Und dann hat sie noch gesagt, daß ich undankbar sei, daß Mama ihm nie erlauben würde, mich zu

heiraten. Er würde Julie heiraten. Hast du gesehen, wie er den ganzen Tag mit ihr zusammen ist, Natascha? Warum ist er ...«

Und wieder weinte sie, noch bitterlicher als vorher. Natascha richtete sie auf, umarmte sie und suchte sie, unter Tränen lächelnd, wieder zu beruhigen.

»Sonja, Herzchen, glaub ihr doch nicht; glaub ihr doch nicht. Weißt du noch, wie wir drei mit Nikolaj im Diwanzimmer darüber gesprochen haben? Weißt du noch, nach dem Abendbrot? Da haben wir doch alle beschlossen, wie es werden soll. Ich kann mich nicht mehr besinnen wie, aber du weißt doch wohl noch, daß alles schön war und alles gut ging. Sieh, der Bruder von Onkel Schinschin hat ja auch eine Cousine ersten Grades geheiratet, und wir sind doch sogar Cousinen zweiten Grades. Und Boris hat auch gesagt, daß man es sehr gut kann. Du weißt, ich habe ihm alles erzählt. Er ist so klug und so gut«, fuhr Natascha fort. »Sonja, Liebling, Herzchen, weine doch nicht, Sonja.« Sie küßte sie lachend. »Wera ist ein böses Geschöpf, laß sie! Und alles wird gut werden, und auch Mama wird sie es nicht sagen; Nikolenka wird es ihr selber sagen, und an Julie hat er überhaupt nicht gedacht.«

Sie küßte sie auf den Kopf. Sonja richtete sich auf. Das Kätzchen wurde wieder lebendig, seine Augen fingen an zu glänzen, und es schien bereit zu sein, gleich wieder mit dem Schwänzchen auf und nieder zu wippen, auf die weichen Pfötchen zu springen und von neuem mit dem Knäuel zu spielen, wie das ja nun einmal seine Art war.

»Du glaubst? Wirklich? Wahrhaftig?« fragte sie und strich schnell ihr Kleid und ihre Frisur zurecht.

»Wirklich und wahrhaftig!« antwortete Natascha und steckte ihrer Freundin eine Haarsträhne fest, die sich immer wieder eigensinnig aus dem Zopf hervoringelte. Beide fingen an zu lachen.

»Nun komm, wir wollen ›Die Quelle‹ singen.«

»Ja, gehen wir.«

»Weißt du, dieser dicke Pierre, der mir gegenüber sitzt, ist ein so komischer Mensch!« sagte plötzlich Natascha und blieb stehen. »Ich bin so lustig!« Und sie lief stürmisch den Korridor entlang.

Sonja schüttelte die Federchen ab und steckte die Verse oben neben den stark hervortretenden Brustknochen in den Halsausschnitt

ihres Kleides. Mit fröhlichen, leichten Schritten und gerötetem Gesicht lief sie über den Korridor hinter Natascha her in das Diwanzimmer.

Auf Bitten der Gäste sangen die jungen Leute das Quartett ›Die Quelle‹, und es gefiel allen sehr, worauf Nikolaj noch ein Lied zum besten gab, das er neu eingeübt hatte:

Wenn still bei Nacht der Mond zieht übers Feld³⁵,
Denk einsam ich, von Glück bewegt:
Es gibt ein Herz auf weiter Welt,
Das auch für dich in Liebe schlägt.
Dort in der Ferne über Harfensaiten
In Sehnsucht leis' wohl schöne Hände gleiten,
Und durch die Harmonie der stillen Lieder
Klingt immer nur das eine: Kehre wieder!
Noch kurze Zeit – und dein ist dieses Glück:
Doch ach! Dein Freund kehrt nie zurück.

Er hatte die letzten Worte noch nicht zu Ende gesungen, da rüstete sich die Jugend im Saale schon zum Tanz, die Musikanten scharrtten auf der Galerie mit den Füßen, setzten sich zurecht und räusperten sich.

Pierre saß im Salon. Da er soeben aus dem Ausland gekommen war, hatte Schinschin ein für Pierre langweiliges Gespräch über Politik mit ihm angefangen, dem sich auch die übrigen Gäste anschlossen. Als die Musik einsetzte, trat Natascha in den Salon, ging direkt auf Pierre zu und sagte lachend und errötend zu ihm: »Mama läßt Sie bitten, zum Tanzen zu kommen.«

»Ich fürchte die Figuren in Unordnung zu bringen«, sagte Pierre, »aber wenn Sie mein Lehrer sein wollen ...«

Und er reichte dem zierlichen Mädchen seinen dicken Arm, wobei er sich tief herabbeugen mußte.

Während die Paare sich aufstellten und die Musikanten ihre Instrumente stimmten, setzte sich Pierre mit seiner kleinen Dame hin. Natascha war glücklich. Sie tanzte mit einem richtigen Herrn, und noch dazu mit einem, der aus dem Ausland kam. Sie setzte sich so, daß alle sie sehen konnten, und unterhielt sich mit ihm wie eine Alte.

In der Hand hielt sie einen Fächer, den ihr eins der jungen Mädchen zum Halten gegeben hatte. Und ganz wie eine Dame von Welt – Gott weiß, woher und wann sie das gelernt hatte – bewegte sie den Fächer hin und her, lächelte über ihn hinweg und unterhielt sich so mit ihrem Kavalier.

»Seht nur den Racker, seht nur!« sagte die alte Gräfin, als sie durch den Saal ging, und zeigte auf Natascha.

Natascha errötete und lachte.

»Aber was denn, Mama? Was haben Sie denn mit mir? Was ist denn da zu verwundern?«

Als die dritte Ekossaise³⁶ im Gang war, wurden im Salon, wo der Graf und Marja Dmitrijewna spielten, die Stühle gerückt, und die meisten der vornehmen und älteren Gäste standen auf, reckten sich nach dem langen Sitzen, steckten die Brieftaschen und Geldbörsen ein und traten in den Saal, um den Paaren zuzuschauen. Voran ging Marja Dmitrijewna mit dem Grafen, beide mit lachenden Gesichtern. Der Graf reichte mit spaßhafter Höflichkeit, etwa wie beim Ballett, Marja Dmitrijewna seinen Arm. Er reckte sich hoch auf, sein Gesicht erstrahlte in einem besonderen jugendlich kecken Lächeln, und als man die letzte Figur der Ekossaise zu Ende getanzt hatte, klatschte er nach den Musikanten zu in die Hände und rief, indem er sich an den ersten Geiger wandte, nach der Galerie hinauf: »Semjon! Kannst du den ›Danilo Kupor‹ spielen?« Das war der Lieblingstanz des Grafen, den er in seiner Jugend schon getanzt hatte. Dieser ›Danilo Kupor‹ war eine besondere Figur der Anglaise³⁷.

»Seht nur den Papa!« rief Natascha durch den ganzen Saal. Sie hatte vollständig vergessen, daß sie mit einem richtigen Herrn tanzte, beugte ihren Lockenkopf auf die Knie und brach in ein lautes, helles Lachen aus, das durch den ganzen Saal schallte. Und alle, die im Saal waren, blickten mit einem vergnügten Lächeln auf diesen lustigen alten Herrn, der neben Marja Dmitrijewna stand, dieser würdevollen Dame, die so viel größer war als er. Er hielt die Arme rundgebogen, bewegte sie im Takt, reckte die Schultern, spreizte die Füße nach auswärts, stampfte ein wenig im Takt zur Musik und bereitete mit einem Lächeln, das sich immer weiter auf seinem Gesicht ausbreitete, die Zuschauer auf das vor, was da kommen sollte. Sobald die keck herausfordernden Töne des ›Danilo Kupor‹ erklangen, die Ähnlichkeit mit einem lustigen Volkstanz hatten, erschienen plötzlich in den

Saaltüren auf der einen Seite die männlichen, auf der anderen die weiblichen lachenden Gesichter des Hausgesindes, das herbeigelaufen war, um seinen lustigen Herrn tanzen zu sehen.

»Seht unser Väterchen! Wie ein Adler!« rief in der einen Tür laut die Kinderfrau.

Der Graf tanzte gut und wußte das auch, doch seine Dame konnte nicht gut tanzen und wollte es auch nicht. Steif und aufrecht bewegte sich ihr riesiger Körper mit den schlaff herunterhängenden Armen – ihren Ridikul hatte sie der Gräfin gegeben – und nur ihr strenges, aber schönes Gesicht schien zu tanzen. Was sich beim Grafen in seiner ganzen rundlichen Figur ausprägte, das zeigte sich bei Marja Dmitrijevna nur in ihrem immer fröhlicher lächelnden Gesicht und in ihrer sich immer höher reckenden Nase. Und wenn auch der Graf, der immer mehr in Schwung kam, die Zuschauer durch unerwartete, geschickte Pas und leichte Sprünge seiner geschmeidigen Beine entzückte, so rief Marja Dmitrijevna trotz des geringeren Eifers, den sie beim Bewegen der Schultern oder Krümmen der Arme in den Drehungen oder beim Aufstampfen an den Tag legte, einen nicht geringeren Eindruck hervor, da jeder verdienstermaßen ihre Belebtheit und ihr sonst stets ernstes Wesen dabei in Betracht zog. Der Tanz wurde immer lebhafter. Das ihnen gegenüber tanzende Paar konnte auch nicht einen Augenblick die Aufmerksamkeit auf sich lenken und bemühte sich auch gar nicht darum. Alles war mit dem Grafen und Marja Dmitrijevna beschäftigt. Natascha zupfte die Umstehenden, die schon ohnehin kein Auge von den Tanzenden verwandten, am Ärmel oder am Kleid, damit sie ihrem Papa zusehen sollten. Während der kurzen Pausen winkte der Graf ganz außer Atem den Musikanten zu, sie sollten noch schneller spielen. Schneller und schneller und immer geschickter drehte er sich, bald auf den Fußspitzen schwebend, bald auf den Hacken stampfend, um Marja Dmitrijevna herum. Endlich führte er seine Dame wieder ihrem alten Platze zu und machte den letzten Pas, warf sein geschmeidiges Bein nach hinten in die Höhe, neigte den in Schweiß gebadeten Kopf mit dem lächelnden Gesicht nach vorn und schwenkte seinen rechten Arm rund herum, was ein donnerndes Händeklatschen und Gelächter, namentlich von seiten Nataschas, hervorrief. Die beiden Tanzenden machten halt, holten mühsam Atem und trockneten sich mit ihren Batistaschentüchern den Schweiß ab.

»Ja, so hat man zu unserer Zeit getanzt, meine Liebe«, sagte der Graf.

»Ach ja, der ›Danilo Kupor!« seufzte Marja Dmitrijewna und streifte ihre Ärmel hoch.

Während man bei den Rostows zu den Klängen der aus Müdigkeit schon falsch spielenden Musikanten bereits die sechste Anglaise tanzte und die müden Diener und Köche das Souper bereiteten, bekam Graf Besuchow den sechsten Schlaganfall. Die Ärzte hatten erklärt, eine Hoffnung auf Genesung bestehe nicht mehr. Man nahm dem Kranken die stumme Beichte ab, reichte ihm das Abendmahl und traf die Vorbereitungen zu seiner letzten Ölung. Im Hause herrschte ein dauerndes Hin- und Herlaufen und eine erwartungsvolle Unruhe, wie es ja in solchen Augenblicken stets der Fall zu sein pflegt. Draußen aber vor dem Tor drängten sich die Sargmacher und warteten auf die reichen Gewinn versprechende Bestellung für das Begräbnis des Grafen, versteckten sich aber schnell, sobald nur ein Wagen nahte. Der Oberkommandierende von Moskau, der immer wieder Adjutanten geschickt hatte, um sich nach dem Befinden des Grafen zu erkundigen, war am Abend selbst gekommen, um vom Grafen Besuchow, diesem berühmten Würdenträger aus der Zeit der Kaiserin Katharina, Abschied zu nehmen.

Das prächtige Empfangszimmer war voller Menschen. Alle erhoben sich ehrerbietig, als der Oberkommandierende, der ungefähr eine halbe Stunde allein bei dem Kranken geweilt hatte, wieder das Zimmer verließ. Mit leichtem Nicken erwiderte er die Verbeugungen und bemühte sich, möglichst schnell an allen diesen auf ihn gerichteten Blicken der Ärzte, Geistlichen und gräflichen Verwandten vorbeizukommen. Fürst Wassilij, der in den letzten Tagen ganz mager und blaß geworden war, geleitete ihn hinaus und sagte mit leiser Stimme noch ein paar Worte zu ihm.

Nachdem Fürst Wassilij den Oberkommandierenden hinausgeleitet hatte, setzte er sich abseits im Saal auf einen Stuhl, schlug ein Bein hoch über das andere, stützte die Ellbogen auf die Knie und bedeckte seine Augen mit der Hand. Als er so eine Zeitlang gesessen hatte, erhob er sich und ging mit ungewöhnlich schnellen Schritten, sich mit erschrockenen Augen rings umblickend, durch den langen Korridor in die hinteren Gemächer des Hauses zu der ältesten Prinzessin. Die übrigen Personen, die sich in dem nur matt erleuchteten Empfangs-

zimmer befanden, sprachen in unruhigem Geflüster miteinander; dann schwiegen sie wieder und sahen sich mit fragenden und erwartungsvollen Augen nach der Tür um, die in das Zimmer des Sterbenden führte und stets ein schwaches Knarren hören ließ, sobald jemand hinein- oder herausging.

»Uns Menschen«, sagte ein alter Herr, ein Geistlicher, zu der Dame, die neben ihm saß und ihm vertrauensvoll zuhörte, »uns Menschen ist eine Grenze gesteckt, die man nicht überschreiten kann.«

»Wird es auch nicht zu spät zur letzten Ölung sein?« fragte die Dame, den Geistlichen mit seinem Titel anredend, als hätte sie in diesen Dingen keine eigene Meinung.

»Es ist etwas Großes um dieses Sakrament, meine Liebe«, antwortete der Geistliche und fuhr sich mit der Hand über die Glatze, auf der einige graue, nach hinten gekämmte Haarsträhnen lagen.

»Wer ist denn das? War das der Oberkommandierende selbst?« fragte man am anderen Ende des Zimmers. »Was für ein jugendlicher Mann er noch ist!«

»Und dabei ist er schon in den Sechzigern. Wie? Man sagt, der Graf erkennt niemanden mehr. Man wolle ihm die letzte Ölung geben?«

»Ich habe einen gekannt, der siebenmal die letzte Ölung bekommen hat.«

Da trat die zweitälteste Prinzessin mit verweinten Augen aus dem Zimmer des Kranken und setzte sich zu Doktor Lorrain, der in graziöser Pose neben dem Porträt Katharinas saß und den Ellbogen auf den Tisch gelehnt hatte.

»Très beau«, beantwortete der Doktor ihre Frage über das Wetter, »très beau et puis, à Moscou on se croit à la campagne.«

»N'est-ce pas«, sagte die Prinzessin aufseufzend. »Darf er wohl jetzt etwas trinken?«

Lorrain dachte nach.

»Hat er die Medizin genommen?«

»Ja.«

Der Doktor sah nach seiner Uhr. »Nehmen Sie ein Glas abgekochtes Wasser und tun Sie une pincée cremor tartari hinein.« Er zeigte ihr mit den Fingern, wieviel une pincée bedeute.

»Es ist wohl noch nie der Fall gewesen«, bemerkte der deutsche Doktor in schlechtem Russisch zu dem Adjutanten, »daß jemand nach dem dritten Schlaganfall noch leben geblieben ist.«

»Und wie frisch er bis zuletzt noch gewesen ist!« warf der Adjutant ein. »Doch wem fällt nun dieser Reichtum zu?« fügte er flüsternd hinzu.

»Wird sich schon ein Liebhaber finden«, antwortete lächelnd der Deutsche.

Wieder sahen sich alle nach der Tür um: sie knarrte und herein trat wieder die zweitälteste Prinzessin, die das von Lorrain verordnete Getränk bereitet hatte und es jetzt dem Kranken hintrug. Der deutsche Arzt trat auf Lorrain zu.

»Vielleicht kann es sich doch noch bis morgen früh hinziehen?« fragte der Deutsche auf französisch, das er ebenso schlecht aussprach wie das Russische.

Lorrain preßte die Lippen zusammen und bewegte streng und verneinend den Zeigefinger vor seiner Nase hin und her.

»Heute nacht, nicht später«, sagte er ruhig und mit einem höflichen Lächeln, zufrieden mit sich selber, daß er so klar die Lage des Kranken erkennen und bestimmen konnte, und ging hinaus.

Inzwischen hatte Fürst Wassilij die Tür zum Zimmer der Prinzessin geöffnet.

Hier war es halbdunkel. Nur zwei Lämpchen brannten vor den Heiligenbildern, und es roch gut nach Weihrauch und Blumen. Das ganze Zimmer war mit kleinen Möbeln ausgestattet: Chiffonieren³⁸, Schränkchen und Tischchen. Hinter einem Bettschirm waren die weißen Decken des hohen Daunenbettes zu sehen. Ein Hündchen fing an zu bellen.

»Ah, Sie sind es, mon cousin?«

Die Prinzessin erhob sich und strich sich übers Haar, das bei ihr stets, sogar auch jetzt, ungewöhnlich glatt war, als ob es mit dem Kopf zusammen aus einem Stück gemacht und dann anlackiert wäre.

»Wie? Es ist doch nichts passiert?« fragte sie, »ich bin so erschrocken.«

»Nein, immer dasselbe. Ich bin nur hier hergekommen, um mit dir, Catiche, über eine Sache zu sprechen«, sagte der Fürst und ließ sich müde in den Sessel nieder, von dem sie soeben aufgestanden war. »Wie warm du ihn gegessen hast«, sagte er, »komm, setze dich, wir wollen miteinander reden.«

»Ich fürchtete schon, es sei etwas passiert«, sagte die Prinin mit ihrem unveränderlich steinernstrengen Ausdruck und setzte sich, um zuzuhören, dem Fürsten gegenüber. »Ich wollte ein bißchen schlafen, mon cousin, aber ich konnte nicht.«

»Nun, wie ist es, meine Liebe?« fragte Fürst Wassilij, indem er ihre Hand nahm und sie, wie er immer tat, nach unten zog.

Es war klar, daß sich dieses »Nun, wie ist es?« auf vieles beziehen konnte, was beide verstanden, ohne es zu nennen.

Die Prinzessin hielt ihren hageren Oberkörper, der im Verhältnis zu den Beinen unförmig lang erschien, steif aufrecht und sah den Fürsten mit ihren hervorstehenden grauen Augen offen und gleichgültig an. Sie wiegte den Kopf hin und her und warf dann seufzend einen Blick auf das Heiligenbild. Man konnte diese Geste sowohl für einen Ausdruck der Trauer und Ergebenheit als auch für ein Zeichen der Ermüdung und Hoffnung auf baldige Ruhe halten. Fürst Wassilij faßte sie als Äußerung ihrer Müdigkeit auf.

»Glaubst du denn«, sagte er, »daß es mir leichter ist? Je suis éreinté comme un cheval de poste. Und doch muß ich noch mit dir sprechen, Catiche, und zwar sehr ernsthaft.«

Fürst Wassilij schwieg, und ein nervöses Zucken lief ihm bald über die eine, bald über die andere Wange, was seinen Zügen einen unangenehmen Ausdruck verlieh, den er sonst, wenn er einen Salon betrat, niemals zu zeigen pflegte. Auch seine Augen waren nicht so wie immer. Bald blickten sie herausfordernd lustig, bald sahen sie sich ängstlich um.

Die Prinzessin hielt in ihren hageren, dünnen Armen auf ihren Knien das Hündchen und sah aufmerksam dem Fürsten Wassilij in die Augen. Man merkte ihr an, daß sie das Schweigen durch keine Frage zu unterbrechen beabsichtigte, und wenn sie bis zum nächsten Morgen hätte warten müssen.

»Ja, sehen Sie, meine liebe Prinzessin und Cousine Katerina Semjonowna«, fuhr Fürst Wassilij fort, anscheinend nicht ohne inneren Kampf das Gespräch wieder aufnehmend, »in solchen Augenblicken wie jetzt muß man an alles denken, an die Zukunft, an euch ... Ich liebe euch ja alle wie meine Kinder, das weißt du doch.«

Die Prinzessin sah ihn ebenso trübe und unbeweglich an wie vorher.

»Und dann muß ich doch auch an meine Familie denken«, fuhr Fürst Wassilij fort, ohne sie anzusehen, und stieß ärgerlich ein Tischchen beiseite, »du weißt, Catiche, daß ihr drei Schwestern Mamontow und meine Frau die alleinigen rechtmäßigen Erben des Grafen seid. Ich weiß, ich weiß, wie schwer es dir wird, über solche Sachen zu reden und daran zu denken, aber mir ist es auch nicht leichter. Doch, meine Freundin, ich bin jetzt in den Fünfigern und muß mich auf alles gefaßt machen. Du weißt wohl, daß ich nach Pierre habe schicken müssen, daß der Graf direkt auf sein Porträt gezeigt und ihn zu sich bestellt hat?«

Fürst Wassilij sah fragend die Prinzessin an, konnte aber nicht erkennen, ob sie über das, was er zu ihr sagte, nachdachte oder ob sie ihn nur so anblickte.

»Ich bitte Gott ohne Unterlaß nur um das eine, Cousin«, antwortete sie, »daß Er sich seiner erbarmen und seine herrliche Seele ruhig dahinziehen lassen möge aus dieser ...«

»Ja, ja«, fuhr Fürst Wassilij ungeduldig fort, indem er sich seine Glatze rieb und den fortgestoßenen Tisch wieder nervös an sich rückte, »aber schließlich ... schließlich handelt es sich jetzt doch darum, das weißt du ja selbst, daß der Graf im vorigen Winter ein Testament gemacht hat, nach welchem er sein ganzes Hab und Gut Pierre hinterläßt, obwohl doch wir die rechtmäßigen Erben sind.«

»Er hat mehr als ein Testament geschrieben«, sagte ruhig die Prinzessin, »aber Pierre konnte er ja nichts vermachen, denn Pierre ist illegitim.«

»Meine Liebe«, fiel Fürst Wassilij plötzlich ein und drückte das Tischchen an sich; er wurde lebhafter und sprach schneller. »Wie aber, wenn der Graf ein Gesuch an den Kaiser gerichtet und ihn gebeten hat, Pierre adoptieren zu dürfen? Daß mit Rücksicht auf die

Verdienste des Grafen seine Bitte respektiert werden wird, kannst du dir denken.«

Die Prinzessin lächelte wie jemand, der eine Sache besser zu verstehen glaubt als derjenige, der sie vorbringt.

»Ich werde dir noch mehr sagen«, fuhr Fürst Wassilij fort und griff nach ihrer Hand, »das Gesuch ist geschrieben worden, wenn auch noch nicht abgeschickt, und der Kaiser weiß bereits davon. Jetzt ist die Frage nur die: Ist es wieder vernichtet worden oder nicht? Wenn nicht, dann wird, sobald alles zu Ende ist«, – Fürst Wassilij seufzte auf und gab damit zu verstehen, was er unter den Worten »sobald alles zu Ende ist« verstand – »und man die Papiere des Grafen öffnet, das Testament dem Kaiser übergeben und sein Gesuch wahrscheinlich erfüllt werden. Dann wird Pierre als legitimer Sohn alles erhalten.«

»Und unser Erbteil?« fragte die Prinzessin und lächelte ironisch, als ob alles und jedes passieren könne, nur das nicht.

»Mais, ma pauvre Catiche, c'est clair comme le jour. Er ist dann der alleinige gesetzliche Erbe von allem, und ihr erhaltet dann auch nicht so viel. Du mußt doch wissen, meine Liebe, ob das Testament und das Gesuch geschrieben oder vernichtet worden sind? Und wenn man es irgendwie vergessen haben sollte, so mußt du doch wissen, wo die Papiere sind, und sie finden können, weil sonst ...«

»Das fehlte gerade noch!« unterbrach ihn die Prinzessin und lächelte spöttisch, ohne den Ausdruck ihrer Augen zu verändern. »Ich bin nur eine Frau, und nach Männeransicht sind wir ja alle dumm, aber so viel weiß ich gewiß, daß ein illegitimer Sohn nicht erben kann. Un bâtard«, fügte sie hinzu, und glaubte mit dieser Übersetzung dem Fürsten beweisen zu können, wie unbegründet seine Furcht sei.

»Wie kannst du bloß das nicht verstehen, Catiche, du bist doch sonst so klug! Wie kannst du bloß das nicht verstehen: Wenn der Graf eine Eingabe an den Kaiser gerichtet hat, in der er ihn bittet, seinen Sohn als legitim anzuerkennen, so wird er eben nicht mehr Pierre sein, sondern Graf Besuchow, und dem Testament gemäß alles erhalten. Und wenn das Testament und die Eingabe nicht vernichtet sind, dann wird dir selber außer dem Trost, tugendhaft gewesen zu sein et tout ce qui s'en suit, weiter nichts verbleiben. Das ist doch klar.«

»Ich weiß, daß das Testament geschrieben ist, weiß aber auch, daß es nicht gültig ist. Sie aber halten mich, scheint es, für eine vollständi-

ge Närrin, lieber Vetter«, sagte die Prinzessin mit einer Miene, die Frauen aufsetzen, wenn sie etwas Witziges und Beleidigendes gesagt zu haben glauben.

»Meine liebe Prinzessin Katerina Semjonowna«, fuhr ungeduldig Fürst Wassilij fort, »ich bin nicht hergekommen, um mich mit dir zu zanken, sondern um mit dir als meiner Verwandten, einer lieben, guten, aufrichtigen Verwandten, über deine Interessen zu sprechen. Ich sage es dir nun zum zehntenmal: Wenn sich das Gesuch an den Kaiser und das Testament zugunsten Pierres in den Papieren des Grafen finden, dann bist du, mein Liebling, mit deinen Schwestern eben nicht der Erbe. Wenn du es mir nicht glauben willst, dann glaube wenigstens kundigen Leuten: Ich habe soeben mit Dmitrij Onufrusch gesprochen« – das war der Rechtsanwalt des Hauses –, »er sagt genau dasselbe.«

In dem Hirnkasten der Prinzessin ging offenbar plötzlich eine Veränderung vor. Ihre dünnen Lippen wurden blaß, und nur die Augen blieben dieselben, und als sie zu reden anfang, brach ihre Stimme so polternd los, wie sie es anscheinend selber nicht erwartet hatte: »Das wäre ja noch schöner«, sagte sie, »ich habe nie etwas gewollt und will auch jetzt gar nichts haben.«

Sie stieß ihr Hündchen von den Knien und strich die Falten ihres Kleides glatt. »Das also ist seine Dankbarkeit, das also ist seine Erkenntlichkeit Leuten gegenüber, die alles für ihn geopfert haben! Herrlich! Sehr schön! Ich brauche nichts, Fürst!«

»Ja, aber du bist nicht allein, du hast noch Schwestern«, antwortete Fürst Wassilij.

Aber die Prinzessin hörte nicht auf ihn.

»Ja, das habe ich längst gewußt, habe es nur wieder vergessen, daß ich außer Niedrigkeit, Betrug, Neid, Intrigen, Undankbarkeit, schwärzester Undankbarkeit in diesem Hause nichts weiter zu erwarten habe!«

»Weißt du oder weißt du nicht, wo das Testament ist?« fragte Fürst Wassilij mit noch stärkerem Zucken der Wangen als vorhin.

»Ja, ich war dumm, ich habe noch an die Menschen geglaubt und habe mich aufgeopfert, aber nur die haben Erfolg, die gemein und schmutzig sind. Ich weiß, wessen Intrigen das sind.«

Die Prinzessin wollte aufstehen, aber der Fürst hielt sie an der Hand zurück. Sie sah aus wie jemand, der plötzlich am ganzen Menschengeschlecht verzweifelt. Feindselig blickte sie den Fürsten an.

»Noch ist es Zeit, meine Freundin! Denke daran, Catiche, daß dies alles ohne Überlegung getan wurde, in einem Augenblick des Zornes, der Krankheit, und daß dann alles wieder vergessen wurde. Unsere Pflicht ist es, meine Liebe, seinen Fehler wiedergutzumachen und seine letzten Augenblicke dadurch zu erleichtern, daß wir diese Ungerechtigkeit nicht zulassen, daß wir ihn nicht in dem Bewußtsein sterben lassen, er habe Menschen unglücklich gemacht, die ...«

»Die sich ganz für ihn aufgeopfert haben«, fiel die Prinzessin ein und wollte wieder schnell aufstehen, aber der Fürst ließ es nicht zu, »was er nie zu schätzen gewußt hat. Nein, lieber Vetter«, fügte sie mit einem Seufzer hinzu, »das soll mir eine Lehre sein, daß man auf dieser Welt keine Belohnungen erwarten darf, daß es auf dieser Welt weder Ehre noch Gerechtigkeit gibt. Auf dieser Welt muß man verschlagen und boshaft sein.«

»Na, voyons, beruhige dich; ich kenne doch dein prächtiges Herz.«

»Nein, ich habe ein böses Herz.«

»Ich kenne dein Herz«, wiederholte der Fürst, »ich schätze deine Freundschaft und würde nur wünschen, du hättest mir gegenüber die gleiche Gesinnung. Beruhige dich, wir wollen vernünftig darüber reden, solange wir noch Zeit haben, einen Tag, eine Stunde vielleicht noch. Erzähle mir alles, was du von dem Testament weißt, und vor allem, wo es ist, denn du mußt es wissen. Wir werden es dann nehmen und dem Grafen zeigen. Er hat es wahrscheinlich schon lange vergessen und wird es vernichten wollen. Du weißt, es ist mein einziger Wunsch, seinen Willen zu erfüllen, und nur deswegen bin ich auch hier hergekommen. Ich komme nur, um ihm und euch zu helfen.«

»Jetzt habe ich alles begriffen. Ich weiß, wessen Intrigen das sind. Ich weiß es«, sagte die Prinzessin.

»Darum handelt es sich jetzt nicht, meine Liebe.«

»Das ist nur Ihre Schutzbefohlene, Ihre liebe Fürstin Drubezkaja, Anna Michailowna, die ich nicht einmal als Dienstmädchen um mich haben möchte, dieses ekelhafte, scheußliche Frauenzimmer.«

»Ne perdons point de temps.«

»Ach, reden Sie nicht. Vorigen Winter hat sie sich hier eingeschlichen und dem Grafen solche Widerwärtigkeiten, solche Scheußlichkeiten über uns, besonders über Sophie, vorerzählt – ich kann das gar nicht wiederholen –, daß der Graf ganz krank davon wurde und uns zwei Wochen lang nicht sehen wollte. In dieser Zeit, das weiß ich, hat er jenes scheußliche, ekelhafte Papier geschrieben; aber ich habe immer geglaubt, daß es nichts zu bedeuten hätte.«

»Nous y voilà! Aber warum hast du mir vorhin nichts davon gesagt?«

»In dem Portefeuille mit dem Mosaikmuster ist es, das er unter seinem Kopfkissen liegen hat. Jetzt weiß ich es«, fuhr die Prinzessin fort, ohne auf seine Frage zu antworten. »Ja, wenn eine Sünde, eine große Sünde auf mir lastet, so ist es der Haß gegen jene Elende«, schrie die Prinzessin fast auf, die sich ganz verändert hatte. »Warum schleicht sie sich hier ein? Aber ich werde ihr noch einmal die volle Wahrheit sagen. Die Zeit wird schon noch kommen!«

Während solche Gespräche im Empfangszimmer und in den Gemächern der Prinzessin geführt wurden, fuhr der Wagen mit Pierre, der herbeigerufen worden war, und mit Anna Michailowna, die es für nötig hielt, ihn zu begleiten, in den Hof des Grafen Besuchow ein. Als die Räder des Wagens weich auf dem Stroh, das vor den Fenstern ausgebreitet lag, auffuhren, wollte sich Anna Michailowna mit tröstenden Worten an ihren Begleiter wenden, mußte aber die Beobachtung machen, daß er in der Ecke des Wagens fest eingeschlafen war. Sie weckte ihn. Pierre erwachte, stieg hinter Anna Michailowna aus und dachte erst jetzt an das Wiedersehen mit seinem sterbenden Vater, das ihn erwartete. Es fiel ihm auf, daß sie nicht vor der Haupteinfahrt, sondern vor dem hinteren Eingang hielten.

In dem Augenblick, als er vom Trittbrett stieg, liefen eilig zwei Männer in einfacher Arbeiterkleidung von der Einfahrt weg und traten in den Schatten der Mauer. Pierre blieb stehen und beobachtete dort im Schatten rechts und links vom Hause noch mehr solcher Leute. Aber weder Anna Michailowna noch der Lakai oder der Kutscher, die jene Leute doch auch sehen mußten, wandten ihnen Aufmerksamkeit zu. Also muß das wohl alles so sein, entschied Pierre bei sich und ging hinter Anna Michailowna her.

Anna Michailowna lief mit eiligen Schritten die schwach erleuchtete enge Steintreppe hinauf und rief dem hinter ihr zurückbleibenden Pierre zu, schneller nachzukommen. Pierre begriff zwar nicht, warum er überhaupt zum Grafen kommen, und noch weniger, warum er gerade auf der hinteren Treppe hinaufgehen sollte, sagte sich aber im Hinblick auf die Sicherheit und Eile Anna Michailownas, daß es wohl unbedingt nötig sein müsse. Auf der Mitte der Treppe wären sie beinahe von ein paar Dienstleuten mit Eimern umgerannt worden, die mit ihren polternden Stiefeln von oben kamen. Sie drückten sich an die Wand, um Pierre und Anna Michailowna vorbeizulassen, und waren über ihren Anblick nicht im geringsten erstaunt.

»Geht es hier zu den Zimmern der Prinzessinnen?« fragte Anna Michailowna einen von ihnen.

»Ja«, antwortete der Lakai mit dreister, lauter Stimme, als ob er sich jetzt schon alles erlauben dürfte, »gleich hier die Tür links, Mütterchen.«

»Vielleicht hat mich der Graf gar nicht rufen lassen«, sagte Pierre, als er auf dem ersten Treppenabsatz angekommen war, »ich möchte doch lieber auf mein Zimmer gehen.« Anna Michailowna blieb stehen, um ihn nachkommen zu lassen.

»Ah, mon ami!« sagte sie mit derselben Geste wie morgens zu ihrem Sohn, indem sie ihn mit ihrer Hand berührte, »croyez que je souffre autant que vous, mais soyez homme.«

»Soll ich wirklich zu ihm gehen?« fragte Pierre und sah Anna Michailowna freundlich durch seine Brille an.

»Ah, mon ami, oubliez les torts qu'on a pu avoir envers vous, pensez que c'est votre père, ... peut-être à l'agonie.« Sie seufzte. »Je vous ai tout de suite aimé comme mon fils. Fiez-vous à moi, Pierre. Je n'oublierai pas vos intérêts.«

Pierre begriff von alledem nichts; doch abermals empfand er in noch stärkerem Maß, daß dies alles wohl so sein müsse, und ergeben folgte er Anna Michailowna, die schon die Tür geöffnet hatte.

Die Tür führte in das Vorzimmer des hinteren Ganges. In der Ecke saß der alte Diener der Prinzessinnen und strickte Strümpfe. Pierre war niemals in diesem Flügel gewesen und hatte auch keine Ahnung von der Existenz dieser Zimmer. Anna Michailowna fragte ein Dienstmädchen, das, mit einer Karaffe auf einem Tablett, sie eingeholt hatte, nach dem Befinden der Prinzessinnen – sie nannte sie ›meine Liebe‹ und ›mein Täubchen‹ – und zog dann Pierre immer weiter durch den steinernen Korridor. Die erste Tür links führte in die Wohnzimmer der Prinzessinnen. Das Dienstmädchen mit der Karaffe hatte in der Eile (wie ja augenblicklich in diesem Haus alles in Eile geschah) die Tür nicht geschlossen, und so warfen Pierre und Anna Michailowna unwillkürlich beim Vorübergehen einen Blick in dieses Zimmer, wo die älteste Prinzessin und Fürst Wassilij, in ihrer Unterhaltung begriffen, dicht nebeneinander saßen. Als Fürst Wassilij die beiden vorbeigehen sah, machte er eine ungeduldige Bewegung und fuhr zurück. Die Prinzessin aber sprang auf und warf wütend und mit aller Kraft die Tür zu.

Dieses Benehmen der Prinzessin entsprach so wenig ihrer steten Ruhe, und die Angst, die sich auf dem Gesicht des Fürsten Wassilij ausprägte, paßte so wenig zu seiner sonstigen würdevollen Haltung, daß Pierre stehenblieb und seine Führerin fragend durch die Brille ansah. Doch Anna Michailowna zeigte sich nicht im geringsten erstaunt, sondern lächelte nur flüchtig und seufzte auf, als ob sie damit zeigen wolle, daß sie das alles erwartet habe.

»Soyez homme, mon ami, c'est moi qui veillerai vos intérêts«, sagte sie als Antwort auf seinen Blick und ging noch schneller durch den Korridor weiter.

Pierre begriff nicht, worum es sich handelte, und noch weniger, was das heißen sollte: »veiller vos intérêts«; aber er war überzeugt, daß dies alles wohl so sein müsse. Aus dem Korridor kamen sie in einen halberleuchteten Saal, der sich an das Empfangszimmer des Grafen anschloß. Dieser Saal war einer jener kalt aussehenden, prunkvollen Räume, die Pierre nur vom Haupteingang aus zu betreten gewohnt war. Heute stand sogar hier mitten in diesem Zimmer eine leere Wanne und auf dem Teppich war Wasser verschüttet. Ihnen entgegen kamen, auf den Fußspitzen gehend und ohne sie zu beachten, ein Lakai und ein Kirchendiener mit einem Räucherfaß. Pierre und Anna Michailowna traten nun in das Wartezimmer ein, wo ihm die zwei italienischen Fenster und der Ausgang nach dem Wintergarten, die Büste der Kaiserin Katharina und ihr Porträt in Lebensgröße so wohl vertraut waren. Hier saßen noch dieselben Leute in derselben Haltung da und flüsterten miteinander. Als die beiden eintraten, verstummten alle und sahen sich nach Anna Michailowna mit ihrem abgehärmten, blassen Gesicht und nach dem dicken, großen, mit gesenktem Kopf ergeben hinter ihr hergehenden Pierre um.

Auf dem Gesicht Anna Michailownas prägte sich das Bewußtsein aus, daß jetzt der entscheidende Augenblick gekommen war. Ohne Pierre von der Seite zu lassen, trat sie mit den Allüren einer geschäftigen Petersburger Dame noch kühner als am Morgen ins Zimmer ein. Sie wußte, daß auch sie bestimmt empfangen werden würde, wenn sie den mitbrächte, den der Sterbende zu sehen wünschte. Mit einem schnellen Blick musterte sie alle im Zimmer Anwesenden, und als sie den Beichtvater des Grafen bemerkte, eilte sie – sie war, ohne sich zu bücken, plötzlich kleiner geworden – mit kleinen Schritten zu ihm hin

und empfing ehrerbietig zuerst von dem einen, dann von dem anderen Geistlichen den Segen.

»Gott sei Dank, daß Sie noch zur rechten Zeit gekommen sind«, sagte sie zu dem Beichtvater, »wir alle hier, die Verwandten, hatten schon solche Angst. Dieser junge Mann hier ist der Sohn des Grafen«, fügte sie leiser hinzu, »ein schrecklicher Augenblick!«

Nach diesen Worten trat sie auf den Arzt zu. »Cher docteur«, sagte sie zu ihm, »ce jeune homme est le fils du comte ... y a-t-il de l'espoir?«

Der Arzt zog mit einer schnellen Bewegung schweigend die Augen und Schultern hoch, einer Bewegung, die Anna Michailowna sogleich ganz in derselben Art wiederholte, wobei sie die Augen beinahe schloß. Dann seufzte sie auf und ging wieder zu Pierre. Ganz besonders achtungsvoll und zärtlichtraurig wandte sie sich an ihn.

»Ayez confiance en Sa miséricorde«, sagte sie zu ihm und zeigte auf ein kleines Sofa, wo er sich hinsetzen sollte, um sie zu erwarten. Sie selbst näherte sich lautlos der Tür, nach welcher alle hinsahen, und verschwand nach einem kaum hörbaren Knarren dieser Tür hinter deren gewaltigen Flügeln.

Pierre, der sich entschlossen hatte, seiner Führerin in allem zu folgen, ging auf das Sofa zu, das sie ihm gezeigt hatte. Kaum war Anna Michailowna verschwunden, so bemerkte er, daß die Blicke aller mit mehr als gewöhnlicher Neugier und Anteilnahme auf ihn gerichtet waren. Er sah, wie alle mit beinahe etwas Angst und Unterwürfigkeit flüsterten und mit den Augen auf ihn zeigten. Man erwies ihm eine Achtung, wie man sie ihm vorher nie entgegengebracht hatte. Eine ihm unbekannte Dame, die mit dem Geistlichen sprach, stand auf und bot ihm ihren Platz an. Der Adjutant hob den Handschuh auf, den Pierre verloren hatte, und überreichte ihn dem jungen Menschen. Die Doktoren schwiegen respektvoll, als er vorbeiging, und traten zur Seite, um ihm Platz zu machen.

Pierre wollte sich anfänglich auf einen anderen Platz setzen, um die Dame nicht zu bemühen, wollte selbst den Handschuh aufheben und um die Doktoren herumgehen, die ihm durchaus nicht im Weg standen, aber er hatte plötzlich das Gefühl, daß dies unhöflich wäre, und wurde sich bewußt, daß er heute abend eine Persönlichkeit war und verpflichtet, eine fürchterliche, von allen erwartete Zeremonie zu

erfüllen, und deshalb von allen Dienste annehmen müsse. So nahm er schweigend den Handschuh vom Adjutanten entgegen, setzte sich auf den Platz der Dame, legte seine Hände in der eigentümlichen Haltung einer ägyptischen Statue auf die symmetrisch gestellten Knie und sagte sich, daß dies alles eben so sein müsse, und daß er heute abend, um nicht den Kopf zu verlieren und Dummheiten zu machen, nicht nach eigenem Ermessen handeln dürfe, sondern sich ganz dem Willen derjenigen überlassen müsse, die ihn leiteten. Es waren noch keine zwei Minuten vergangen, als Fürst Wassilij mit hoherhobenem Kopf in seinem langen Rock mit den drei Orden ins Zimmer trat. Er schien seit heute morgen magerer geworden zu sein. Seine Augen waren größer als gewöhnlich, während er das Zimmer musterte und Pierre bemerkte. Er trat auf ihn zu, nahm seine Hand, was er sonst niemals getan hatte, und zog sie herab, als wollte er versuchen, ob sie festhalte.

»Courage, courage, mon ami. Il a demandé à vous voir. C'est bien«, damit wollte er fortgehen.

Aber Pierre hielt es für nötig, zu fragen: »Wie ist das Befinden ...«

Er stockte, da er nicht wußte, ob er den Sterbenden ›Grafs‹ nennen sollte. Ihn ›Vater‹ zu nennen war ihm peinlich.

»Il a eu encore un coup, il y a une demi heure. Noch einen Schlag hat er gehabt. Courage, mon ami.«

Pierre befand sich in einem solchen Zustand von Gedankenverworrenheit, daß er sich bei dem Wort ›Schlag‹ einen körperlichen Schlag vorstellte. Verständnislos blickte er den Fürsten Wassilij an, und erst allmählich kam ihm zum Bewußtsein, daß ›Schlag‹ eine Krankheit bedeutete. Fürst Wassilij sagte im Vorübergehen noch ein paar Worte zu Lorrain und ging dann auf den Fußspitzen durch die Tür. Doch er verstand sich nicht recht auf diese Gangart und wippte dabei mit dem ganzen Körper. Hinter ihm trat die älteste Prinzessin durch die Tür, dann folgten die Geistlichen und Kirchendiener und noch einige Lakaien. Hinter der Tür hörte man, wie dort hin und her gegangen wurde, und schließlich kam Anna Michailowna mit demselben blassen Gesicht, das aber deutlich die Entschlossenheit zu treuer Pflichterfüllung widerspiegelte, eilig herausgelaufen. Sie berührte Pierres Hand und sagte: »La bonté divine est inépuisable. C'est la cérémonie de l'extrême-onction qui va commencer. Venez.«

Pierre ging über den weichen Teppich durch die Tür und bemerkte, daß der Adjutant, die unbekannte Dame und noch dieser und jener aus der Dienerschaft und alle übrigen ihm folgten, als ob es jetzt, um dieses Zimmer zu betreten, schon nicht mehr nötig wäre, um Erlaubnis zu fragen.

Pierre kannte dieses große, ganz mit persischen Teppichen ausgeschlagene Zimmer recht gut, das durch Säulen und einen Bogen in zwei Hälften geteilt war. Der Teil hinter den Säulen, wo auf der einen Seite unter seidenen Vorhängen das hohe Bett aus rotem Holz³⁹ und auf der anderen Seite ein riesiger Schrein mit Heiligenbildern stand, war wie eine Kirche während des Abendgottesdienstes rot und grell erleuchtet. Unter dem deutlich sich abhebenden Schnitzwerk des Schreins stand ein großer Voltairesessel⁴⁰, der ganz mit schneeweißen, unzerdrückten, anscheinend eben erst gewechselten Kissen belegt war. Auf diesem Stuhl lag, bis zur Brust mit einer grellgrünen Decke zugedeckt, die Pierre so wohlbekannte mächtige Gestalt seines Vaters, des Grafen Besuchow, mit der grauen, löwenähnlichen Mähne über der breiten Stirn und den tiefen, edeln, charakteristischen Falten auf dem schönen rotgelben Gesicht. Er lag direkt unter den Heiligenbildern. Seine starken, mächtigen Hände, die man von unten hervorgezogen hatte, ruhten auf der Decke. In die Rechte, die mit der Handfläche nach unten lag, hatte man ihm zwischen Daumen und Zeigefinger eine Wachskerze gesteckt, die ein alter Diener, sich über den Sessel niederbeugend, festhielt. Zu Häupten des Stuhles standen die Geistlichen in ihren prächtigen, glänzenden Gewändern, auf die im Nacken ihr langes Haar herniederwallte. Sie hielten brennende Kerzen in den Händen und verrichteten langsam und feierlich den Gottesdienst. Etwas hinter ihnen standen die zwei jüngeren Prinzessinnen, die ihre Taschentücher an die Augen drückten und vor ihnen die älteste, Catiche, mit böser und entschlossener Miene. Sie ließ die Heiligenbilder auch nicht einen Augenblick aus den Augen, als wollte sie allen damit sagen, daß sie es nicht verantworten könne, anderswohin zu blicken. Anna Michailowna stand in sanfter Trauer und mit einer allesverzeihenden Miene auf dem Gesicht neben der unbekanntenen Dame an der Tür. Fürst Wassilij stand an der anderen Seite der Tür, nicht weit von dem Sessel, hinter einem geschnitzten, samtbezogenen Stuhl, dessen Lehne er sich zugekehrt hatte. Er stützte die linke Hand mit der Kerze darauf, während er sich mit der rechten bekreuzigte, wobei er jedesmal, wenn er die Finger an die Stirn legte, nach oben blickte. Sein Gesicht zeigte ruhige Frömmigkeit und Ergebung in

Gottes Willen und schien zu sagen: Wenn ihr diese meine Empfindungen nicht verseht, um so schlimmer für euch.

Hinter ihm standen der Adjutant, die Doktoren und die männliche Dienerschaft. Wie in der Kirche waren Männer und Frauen voneinander getrennt. Alles schwieg und bekreuzigte sich. Man hörte nur das Vorlesen der Gebete, den gedämpften, aber vollklingenden, tiefen Gesang und in den Augenblicken, wo alles still war, das Scharren der Füße und die Seufzer. Mit gewichtiger Miene, die zeigte, daß sie wußte, was sie tat, schritt Anna Michailowna durch das ganze Zimmer auf Pierre zu und drückte ihm eine Kerze in die Hand. Er steckte sie an, ganz abgelenkt durch die Beobachtungen über seine Umgebung, und bekreuzigte sich mit derselben Hand, in der er die Kerze hielt.

Die jüngste der Prinzessinnen, die rotbäckige, lachlustige Sophie mit dem Leberfleck, beobachtete ihn. Sie lächelte, verbarg ihr Gesicht hinter dem Taschentuch und sah lange nicht auf. Doch als sie Pierre dann wieder anblickte, mußte sie von neuem lachen. Sie fühlte anscheinend, daß sie ihn nicht, ohne lachen zu müssen, anblicken könne, vermochte es aber doch nicht über sich zu gewinnen, ihn nicht anzusehen, und trat deshalb, um jeder Versuchung aus dem Wege zu gehen, auf die andere Seite der Säulen.

Mitten im Gottesdienst schwiegen auf einmal die Stimmen der Geistlichen. Im Flüsterton sprachen sie untereinander, und der alte Diener, der dem Grafen die Hand hielt, stand auf und ging auf die Damen zu. Anna Michailowna trat vor, beugte sich über den Kranken und winkte hinter dessen Rücken Lorrain zu sich. Der französische Arzt stand ohne brennende Kerze da und hatte sich an die Säule gelehnt in jener ehrerbietigen Haltung eines Ausländers, die zeigt, daß er trotz des Glaubensunterschiedes den ganzen Ernst der sich vollziehenden heiligen Handlung versteht und diese billigt. Mit den unhörbaren Schritten eines Mannes, der in der Vollkraft seiner Jahre steht, trat er zu dem Kranken, nahm mit seinen kleinen weißen Fingern dessen freie Hand von der grünen Decke, fühlte, sich abwendend, den Puls und überlegte. Man reichte dem Kranken etwas zu trinken. Alles um ihn herum kam in Bewegung, dann aber traten alle wieder an ihre Plätze, und der Gottesdienst begann von neuem.

Während dieser ersten Unterbrechung bemerkte Pierre, wie Fürst Wassilij mit derselben Miene, die da sagen sollte, daß er wohl wisse, was er tue, und daß es um so schlimmer für die anderen sei, wenn sie

ihn nicht verstünden, hinter seinem Stuhl hervortrat, aber nicht zu dem Kranken, sondern an ihm vorbei zur ältesten Prinzessin hinging und sich mit ihr zusammen in den Hintergrund des Saales begab, wo das hohe Bett mit den Seidenvorhängen stand. Vom Bett fortgehend, verschwanden beide, der Fürst und die Prinzessin, durch die hintere Tür, kehrten aber vor der Beendigung des Gottesdienstes einer nach dem anderen wieder auf ihre Plätze zurück. Pierre beachtete diesen Umstand nicht mehr als alles übrige, da er sich ein für allemal gesagt hatte, daß alles, was sich heute abend vor ihm vollzöge, wohl unbedingt so vor sich gehen müsse.

Die Töne des Kirchengesanges waren verhallt, und man hörte nur noch die Stimme des Geistlichen, der dem Kranken ehrerbietig zur Entgegennahme des Sakramentes Glück wünschte. Der Sterbende lag immer noch ebenso leblos und unbeweglich da. Dann geriet alles um ihn herum in lebhaftere Bewegung, man hörte Schritte und Flüstern, wobei Anna Michailownas Stimme besonders scharf hervorklang.

Pierre hörte, wie sie sagte: »Man muß ihn sofort auf das Bett hinübertragen. Hier kann er doch unmöglich bleiben.«

Darauf drängten sich die Ärzte, die Prinzessinnen und die Dienerschaft dicht um den Kranken, so daß Pierre den rotgelben Kopf mit der grauen Mähne nicht mehr sehen konnte, diesen grauen Kopf, den er während des ganzen Gottesdienstes nicht aus den Augen gelassen hatte, obwohl er ringsum doch auch noch andere Gesichter sah. Aus der vorsichtigen Bewegung der Leute, die den Sessel umringten, erriet Pierre, daß man den Sterbenden aufhob und hinübertrug.

»Halt dich an meiner Hand fest, sonst läßt du ihn fallen«, hörte er das erschrockene Flüstern eines der Diener.

»Von unten ... noch einer«, riefen mehrere Stimmen auf einmal, und das schwere Atmen der Leute und Stampfen der Füße wurde schneller, als ob die Last, die sie trugen, über ihre Kräfte ginge.

Die Tragenden, unter ihnen auch Anna Michailowna, kamen an dem jungen Mann vorbei, und nun sah Pierre für einen Augenblick hinter den Rücken und Nacken der Diener die entblößte hohe, fleischige Brust des Kranken, seine mächtigen Schultern, die sie, ihn unter den Achseln haltend, in die Höhe hoben, und das graue, lockige Löwenhaupt. Dieser Kopf mit der ungewöhnlich breiten Stirn, den derben Backenknochen, dem schönen sinnlichen Mund und dem

majestätischen, kalten Blick war durch die Nähe des Todes nicht entstellt. Er sah noch ebenso aus, wie Pierre ihn vor drei Monaten gesehen hatte, als er von ihm nach Petersburg geschickt worden war. Aber dieser Kopf schaukelte jetzt infolge der ungleichen Schritte der Diener ohnmächtig hin und her, und der kalte, teilnahmlose Blick wußte nicht, worauf er ruhen sollte.

Einige Minuten lang herrschte ein geschäftiges Treiben um das hohe Bett herum. Dann traten die Leute, die den Kranken getragen hatten, zurück. Anna Michailowna berührte Pierres Hand und sagte: »Venez!«

Pierre trat mit ihr an das Bett heran, auf das man den Kranken, anscheinend mit Rücksicht auf den Gottesdienst, in feierlicher Haltung hingelegt hatte. Der Kopf war durch Kissen hochgestützt, die Hände ruhten symmetrisch auf der grünen Seidendecke, mit den Handflächen nach unten. Pierre trat näher. Der Graf sah ihn starr an, aber mit einem Blick, dessen Sinn und Bedeutung kein Mensch verstehen konnte. Entweder sagte dieser Blick nichts anderes, als daß man doch eben irgendwohin sehen müsse, solange man noch Augen habe, oder er sagte sehr viel. Pierre blieb stehen und sah sich, da er nicht wußte, was er tun solle, fragend nach seiner Führerin, Anna Michailowna, um. Diese machte eine schnelle Bewegung mit den Augen auf die Hand des Kranken zu und bewegte dabei die Lippen, gleichsam wie zum Kusse. Pierre reckte angestrengt den Hals, um nicht die Decke zu berühren, und befolgte ihren Rat, indem er seinen Mund auf die breitknochige, fleischige Hand drückte. Aber weder die Hand noch ein Muskel im Gesicht des Grafen zuckte. Pierre wandte sich wieder Anna Michailowna zu, um sie zu fragen, was er nun tun sollte. Sie zeigte mit den Augen auf einen Sessel, der neben dem Bett stand. Pierre setzte sich gelassen darauf und fuhr fort, mit den Augen zu fragen, ob er auch alles getan habe, was nötig war. Anna Michailowna nickte beifällig. Pierre nahm wieder die symmetrisch naive Haltung einer ägyptischen Statue ein. Es tat ihm offenbar leid, daß sein plumper, großer Körper soviel Raum brauchte, und er nahm alle seine Kräfte zusammen, um möglichst klein zu erscheinen. Sein Blick war auf den Grafen gerichtet. Dieser sah immer noch nach der Stelle hin, wo Pierres Gesicht gewesen war, während er gestanden hatte. Anna Michailowna drückte durch ihre Haltung aus, daß sie sich des rührenden Ernstes dieser letzten Minuten im Wiedersehen zwischen

Vater und Sohn bewußt war. Zwei Minuten vergingen, die Pierre wie Stunden vorkamen. Plötzlich fingen die mächtigen Muskeln und Falten im Gesicht des Grafen zu zucken an. Dieses Zucken wurde stärker, der edle Mund verzog sich, und erst jetzt begriff Pierre, wie nah sein Vater dem Tode war. Dem verzerrten Mund entrang sich ein undeutlicher heiserer Laut. Anna Michailowna sah dem Kranken gespannt in die Augen und bemühte sich, zu erraten, was er wolle, wobei sie bald auf Pierre, bald auf das Getränk zeigte, bald flüsternd mit fragender Miene den Fürsten Wassilij nannte und schließlich auf die Decke zeigte. In den Augen und auf dem Gesicht des Kranken prägte sich ein Ausdruck der Ungeduld aus. Er machte eine letzte Anstrengung, um den Diener anzusehen, der nicht fortgegangen war und noch immer am Kopfende des Bettes stand.

»Der Herr Graf möchten auf die andere Seite umgelegt werden«, flüsterte der Diener und stand auf, um den schweren Körper des Grafen auf die andere Seite zu drehen, so daß das Gesicht gegen die Wand zu liegen kam.

Pierre erhob sich, um dem Diener zu helfen. Während man den Grafen umlegte, fiel der eine Arm des Kranken hilflos zurück, und der Sterbende machte eine vergebliche Anstrengung, ihn herüberzuziehen. Hatte der Graf jenen Angsblick gesehen, mit dem Pierre seinen leblosen Arm ansah, oder war irgendein anderer Gedanke in seinem sterbenden Kopf aufgeblitzt? Jedenfalls blickte er seinen widerspenstigen Arm an, dann den ängstlichen Ausdruck in Pierres Gesicht, dann wieder seinen Arm und ein schwaches Dulderlächeln, das gar nicht zu seinen Zügen paßte, erschien auf seinem Gesicht und drückte etwas wie Spott über seine eigene Hilflosigkeit aus. Pierre fühlte beim Anblick dieses Lächelns unvermutet ein Zucken in der Brust, ein Zwicken in der Nase, und Tränen umflorten seinen Blick. Man legte den Kranken auf die andere Seite nach der Wand zu. Er seufzte.

»Il est assoupi«, sagte Anna Michailowna, als sie die Prinzessin erblickte, die zur Ablösung herankam. »Allons.«

Pierre ging hinaus.

Im Empfangszimmer war niemand mehr außer dem Fürsten Wassilij und der ältesten Prinzessin, die unter dem Porträt Katharinas saßen und lebhaft miteinander sprachen. Sobald sie Pierre mit seiner Führerin erblickten, schwiegen sie. Die Prinzessin versteckte etwas, wie es Pierre schien, und sagte flüsternd:

»Ich kann dieses Weib nicht sehen!«

»Catiche a fait donner du thé dans le petit salon«, sagte Fürst Wassilij zu Anna Michailowna. »Allez ma pauvre Anna Michailowna, prenez quelque chose, autrement vous ne suffirez pas.«

Zu Pierre sagte er nichts, sondern drückte ihm nur mitfühlend den Arm unterhalb der Schulter. Pierre und Anna Michailowna gingen in den kleinen Salon.

»Il n'y a rien qui restaure comme une tasse de cet excellent thé russe après une nuit blanche«, sagte Lorrain mit einem Ausdruck gedämpfter Lebhaftigkeit und schlürfte den Tee aus einer dünnen chinesischen Schale. Er stand in dem kleinen runden Salon vor dem Tisch, auf den man das Teegerät und das kalte Abendbrot gestellt hatte. Um diesen Tisch hatten sich alle, die die letzte Nacht im Hause des Grafen Besuchow gewesen waren, versammelt, um sich ein wenig zu stärken. Pierre erinnerte sich recht gut an diesen kleinen runden Salon mit den vielen Spiegeln und kleinen Tischen. Während der Bälle im Hause hatte er, weil er nicht tanzen konnte, gern in diesem kleinen Spiegelzimmer gesessen und beobachtet, wie sich die Damen in ihren Balltoiletten, mit Brillanten und Perlen an den bloßen Schultern, im Vorübergehen stets in den hell erleuchteten Spiegeln betrachteten, die ihre Gestalten immer wieder zurückwarfen. Jetzt war dieses selbe Zimmer durch zwei Kerzen nur notdürftig erhellt, und mitten in der Nacht standen hier auf einem dieser kleinen Tischchen Teegerät und Schüsseln unordentlich herum, und allerlei Leute in nicht festlicher Kleidung saßen hier zusammen, unterhielten sich flüsternd und zeigten durch jede Bewegung, durch jedes Wort, daß keiner vergaß, was sich dort im Schlafzimmer vollzog oder vollziehen würde. Pierre aß nichts, obwohl er sehr hungrig war. Er blickte sich fragend nach seiner Führerin um und sah, daß sie auf den

Fußspitzen wieder in das Empfangszimmer hinausging, wo Fürst Wassilij mit der ältesten Prinzessin zurückgeblieben war. Pierre vermutete, daß auch das so sein müsse, und folgte ihr nach einigem Zögern. Anna Michailowna stand neben der Prinzessin, und beide sprachen erregt flüsternd gleichzeitig aufeinander ein.

»Überlassen Sie es mir, Fürstin, selbst zu beurteilen, was ich tun muß und was ich nicht darf«, sagte die Prinzessin, die sich anscheinend immer noch in demselben erregten Zustand befand wie vorhin, als sie die Tür zu ihrem Zimmer zugeschlagen hatte.

»Aber liebe Prinzessin«, erwiderte Anna Michailowna sanft und überzeugend, wobei sie der Prinzessin den Weg in das Schlafzimmer vertrat und sie dort nicht hineinließ. »Wird es für den armen Onkel nicht zu schwer sein, in diesen Minuten, wo er Ruhe braucht? In solchen Augenblicken ein Gespräch über weltliche Dinge? Wenn die Seele schon vorbereitet ist ...«

Fürst Wassilij saß auf einem Sessel in seiner gewöhnlichen familiären Haltung und hatte ein Bein hoch über das andere geschlagen. Seine Wangen zuckten heftig und waren herabgesunken, so daß sie unten dicker zu sein schienen. Doch gab er sich den Anschein, als ob ihn das Gespräch der beiden Damen nicht interessiere.

»Voyons ma bonne Anna Michailowna, laissez faire Catiche. Sie wissen, wie lieb sie der Graf hat.«

»Ich weiß gar nicht, was in diesem Papier steht«, sagte die Prinzessin zu Fürst Wassilij und zeigte auf das Mosaikportefeuille, das sie in der Hand hielt. »Ich weiß nur, daß das richtige Testament von ihm in seinem Schreibtisch liegt. Dies hier ist ein ganz vergessenes Dokument ...«

Sie wollte um Anna Michailowna herumgehen, aber diese sprang vor und versperrte ihr wieder den Weg.

»Das weiß ich, liebe, gute Prinzessin«, sagte Anna Michailowna und packte mit ihrer Hand das Portefeuille, und zwar so fest, daß man merken konnte, sie werde es sobald nicht wieder loslassen. »Liebe Prinzessin, ich bitte Sie, ich flehe Sie an, haben Sie Mitleid mit ihm. Je vous en conjure ...«

Die Prinzessin schwieg. Nur das Geräusch eines angestrengten Kampfes um das Portefeuille war zu hören. Wenn die Prinzessin Worte gebraucht hätte, würde sie nichts Schmeichelhaftes für Anna

Michailowna gesagt haben, das sah man ihr an. Anna Michailowna ließ das Portefeuille nicht los, aber ihr Stimme behielt den süßen, schleppenden und weichen Ton.

»Pierre, kommen Sie her, mein Freund. Ich denke, Sie werden in diesem Familienrat nicht überflüssig sein. Nicht wahr, Fürst?«

»Warum sagen Sie denn kein Wort, mon cousin?« schrie die Prinzessin plötzlich so laut, daß man ihre Stimme im Salon hörte und erschrak. »Warum schweigen Sie still, wenn sich Gott weiß wer erlaubt, hier einzugreifen und an der Schwelle eines Sterbezimmers Szenen zu machen? Intrigantin!« zischte sie wütend und riß mit aller Kraft an dem Portefeuille. Aber Anna Michailowna trat ein paar Schritte vor, um nicht loslassen zu müssen, und bekam es noch fester zu packen.

»Oh!« sagte Fürst Wassilij tadelnd und erstaunt und stand auf. »C'est ridicule. Voyons. Lassen Sie los, sage ich Ihnen.«

Die Prinzessin ließ los.

»Und Sie ebenfalls.«

Anna Michailowna hörte nicht auf ihn.

»Lassen Sie los, sage ich Ihnen! Ich werde die Sache in die Hand nehmen. Ich werde zu ihm gehen und ihn fragen. Ich werde es tun. Genug damit.«

»Mais mon prince«, sagte Anna Michailowna. »Gönnen Sie ihm doch eine Minute Ruhe, nachdem er soeben das große, heilige Sakrament empfangen hat. So hören Sie doch, Pierre, sprechen Sie doch auch Ihre Meinung hierzu aus«, wandte sie sich an den jungen Mann, der dicht zu ihnen herangetreten war und erstaunt die zuckenden Wangen des Fürsten Wassilij und das wütende, jedes Anstandes bare Gesicht der Prinzessin betrachtete.

»Bedenken Sie, daß Sie für alle Folgen verantwortlich sein werden«, sagte Fürst Wassilij streng, »Sie wissen nicht, was Sie tun.«

»Abscheuliches Weib!« schrie die Prinzessin, stürzte jäh auf Anna Michailowna los und entriß ihr das Portefeuille.

Fürst Wassilij ließ den Kopf sinken und breitete resigniert die Arme aus.

In diesem Augenblick wurde die Tür, jene fürchterliche Tür, die Pierre angesehen hatte, und die stets immer und immer wieder nur

leise geöffnet wurde, so schnell und geräuschvoll aufgerissen, daß sie gegen die Wand schlug, und herein stürzte die Zweitälteste der Prinzessinnen und schlug die Hände zusammen.

»Was macht ihr hier!« rief sie verzweifelt, »il s'en va et vous me laissez seule.«

Die älteste Prinzessin ließ das Portefeuille fallen. Anna Michailowna bückte sich schnell, riß das Streitobjekt an sich und lief damit in das Schlafzimmer. Die Prinzessin und Fürst Wassilij kamen zu sich und folgten ihr. Die erste, die nach ein paar Minuten wieder aus dem Schlafzimmer herauskam, war die älteste Prinzessin. Ihr hageres Gesicht sah bleich aus. Sie biß sich auf die Lippen. Beim Anblick Pierres zeigte sich eine nicht zu zügelnde Wut auf ihrem Gesicht.

»Ha, freuen Sie sich nur jetzt«, sagte sie, »darauf haben Sie ja nur gewartet.« Und aufschluchzend bedeckte sie ihr Gesicht mit dem Taschentuch und lief aus dem Zimmer.

Nach der Prinzessin trat Fürst Wassilij wieder ein. Schwankend ging er zum Diwan, wo Pierre saß, ließ sich darauf niederfallen, wobei er sich die Hand vor die Augen hielt. Pierre sah, wie sein Unterkiefer wie im Schüttelfrost zuckte und zitterte.

»Ach, mein Freund«, sagte er und faßte Pierre am Ellbogen; aus seiner Stimme klang eine solche Aufrichtigkeit und Schwäche, wie sie Pierre bei ihm vorher noch nie wahrgenommen hatte. »Wie oft sündigen wir, und wie oft betrügen wir einander, und wozu das alles? Ich bin jetzt bald sechzig Jahre alt, mein Freund ... Ich werde auch ... alles ist mit dem Tod zu Ende, alles. Der Tod ist furchtbar.« Er weinte.

Anna Michailowna kam als letzte zurück. Sie trat mit leisen, langsamen Schritten zu Pierre hin.

»Pierre«, sagte sie.

Pierre blickte sie fragend an.

Anna Michailowna küßte den jungen Mann auf die Stirn, die dabei mit Tränen benetzt wurde. Sie schwieg.

»Er ist nicht mehr ...«

Pierre sah sie durch seine Brille an.

»Allons, je vous reconduirai. Tâchez de pleurer. Rien ne soulage comme les larmes.«

Sie führte ihn in den dunklen Salon, und Pierre war froh, daß dort niemand sein Gesicht beobachten konnte. Anna Michailowna ließ ihn allein, und als sie wiederkam, fand sie ihn, den Arm unter den Kopf gelegt, in festem, tiefem Schlaf.

Am folgenden Morgen sagte Anna Michailowna zu Pierre: »Ja, mein Lieber, das ist ein großer Verlust für uns alle, von Ihnen gar nicht zu reden. Aber Gott wird Ihnen helfen. Sie sind jung und, wie ich hoffe, Herr eines ungeheuren Vermögens. Das Testament ist noch nicht eröffnet. Ich kenne Sie gut genug, um zu wissen, daß Ihnen dies nicht zu Kopfe steigen wird; doch werden Ihnen dadurch Pflichten auferlegt, und deshalb müssen Sie ein Mann sein.«

Pierre schwieg.

»Vielleicht werde ich es Ihnen später einmal erzählen, mein Lieber, daß, wenn ich nicht gewesen wäre, sich weiß Gott was ereignet hätte. Sie wissen, mein Onkel hatte mir noch gestern versprochen, daß er Boris nicht vergessen werde. Nun ist er aber nicht mehr dazu gekommen. Ich hoffe, lieber Freund, daß Sie diesen Wunsch Ihres Vaters erfüllen werden.«

Pierre verstand von alledem nichts und sah schweigend und verlegen errötend die Fürstin Anna Michailowna an. Nachdem diese mit Pierre gesprochen hatte, fuhr sie nach Hause zu den Rostows und legte sich schlafen. Als sie am nächsten Morgen ausgeschlafen hatte, erzählte sie den Rostows und anderen Bekannten alle Einzelheiten vom Tode des Grafen Besuchow. Sie führte aus, der Graf sei so gestorben, wie sie einmal zu sterben wünsche, und sein Ende sei nicht nur rührend, sondern auch erhebend gewesen. Das letzte Wiedersehen zwischen Vater und Sohn habe sich so ergreifend abgespielt, daß sie ohne Tränen nicht daran zurückdenken und gar nicht sagen könne, wer sich in diesem furchtbaren Augenblick besser benommen habe: der Vater, der in diesen letzten Augenblicken nichts und keinen vergessen und so rührende Worte zu seinem Sohn gesprochen habe, oder der Sohn, den man nicht ohne tiefes Mitleid habe ansehen können, so niedergeschmettert sei er gewesen, und so tapfer habe er sich trotz allem bemüht, seinen Kummer zu verbergen, um dem sterbenden Vater den Abschied nicht noch schwerer zu machen. »C'est pénible, mais cela fait du bien; ça élève l'âme de voir des hommes comme le vieux comte et son digne fils«, schloß sie. Auch von dem Benehmen der Prinzessin und des Fürsten Wassilij erzählte

sie und drückte darüber ihre Mißbilligung aus, doch teilte sie das nur flüsternd und unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit mit.

In Lysyja-Gory, dem Gute des Fürsten Nikolaj Andrejewitsch Bolkonskij, wartete man täglich auf die Ankunft des jungen Fürsten Andrej und seiner Gemahlin.

Doch diese Erwartung störte nicht die feste Ordnung, nach der das Leben im Hause des alten Fürsten verlief. Der General en chef, Fürst Nikolaj Andrejewitsch, der in der Gesellschaft den Spitznamen ›le roi de Prusse‹ führte, lebte seit der Zeit, wo er unter Kaiser Paul⁴¹ aus der Hauptstadt aufs Land verbannt worden war, in Lysyja-Gory, ohne je fortzugehen, zusammen mit seiner Tochter Marja und ihrer Gesellschafterin, Mademoiselle Bourienne. Auch unter der neuen Regierung⁴² blieb er dann, obwohl ihm die Rückkehr in die Hauptstadt erlaubt worden war, ständig auf dem Lande wohnen und pflegte zu sagen: Wer etwas von ihm wolle, könne auch die hundertfünfzig Werst von Moskau nach Lysyja-Gory fahren, und er selber habe niemanden und nichts zu sehen und zu sprechen nötig.

Seiner Ansicht nach gab es nur zwei Quellen der menschlichen Laster: Nichtstun und Aberglauben, und auch nur zwei Tugenden: Fleiß und Klugheit. Er befaßte sich selbst mit der Erziehung seiner Tochter, gab ihr, um diese beiden Haupttugenden in ihr zu entwickeln, bis zu ihrem zwanzigsten Lebensjahr Unterricht in Algebra und Geometrie und teilte ihr Leben so ein, daß sie stets eine Beschäftigung hatte. Er selbst war dauernd tätig: bald schrieb er seine Memoiren, bald berechnete er Aufgaben aus der höheren Mathematik, bald drechselte er Tabakskästchen. Dann wieder arbeitete er im Garten und beaufsichtigte die Bauten, die in Lysyja-Gory nie aufhörten. Da die Hauptbedingung für eine geregelte Tätigkeit Ordnung ist, so nahm er es in seiner Lebensweise mit der Ordnung bis zum äußersten Grad genau. Bei Tisch erschien er stets in ein und derselben unveränderlichen Weise, und nicht nur um ein und dieselbe Stunde, sondern sogar um ein und dieselbe Minute. Gegen alle Leute seiner Umgebung, von der Tochter bis herab zur Dienerschaft, war er scharf und streng, stellte an sie dauernd die höchsten Anforderungen und erweckte daher, ohne eigentlich grausam zu sein, bei allen solche Furcht und solchen Respekt, wie sie selbst ein grausamer Mensch nie einzuflößen

vermocht hätte. Obwohl er schon längst verabschiedet war und auf Staatsangelegenheiten keinen Einfluß mehr hatte, hielt es doch jeder Chef des Gouvernements, in dem das Gut des Fürsten lag, für seine Pflicht und Schuldigkeit, bei ihm zu erscheinen, und wartete in dem hohen Geschäftszimmer ebenso wie der Architekt, der Gärtner und Prinzessin Marja. Jeder in diesem Geschäftszimmer empfand das gleiche Gefühl des Respekts und sogar Furcht, wenn sich die mächtige hohe Tür des Arbeitszimmers öffnete und die kleine Gestalt des alten Herrn erschien, mit seiner gepuderten Perücke, den kleinen, dünnen Händen und den grauen, herabhängenden Brauen, die manchmal, wenn er sie zusammenzog, den Glanz seiner klugen und fast jugendlich leuchtenden Augen verdeckten.

Am Morgen des Tages, an dem das junge Paar ankommen sollte, ging Prinzessin Marja wie gewöhnlich zu der für den Unterricht festgesetzten Stunde in das Geschäftszimmer zur Morgenbegrüßung. Mit Bangen bekreuzigte sie sich und sprach still ein Gebet. Jeden Tag ging sie hinein, und jeden Tag betete sie, daß diese tägliche Begrüßung gut ablaufen möge.

Der alte gepuderte Diener, der im Vorzimmer saß, erhob sich leise und meldete flüsternd: »Bitte einzutreten.«

Hinter der Tür hörte man die gleichmäßigen Laute der Drehscheibe. Die Prinzessin zog schüchtern an der sich leicht und glatt öffnenden Tür und blieb am Eingang stehen. Der Fürst arbeitete an der Drehbank, sah sich um und setzte seine Arbeit fort.

Das riesige Arbeitszimmer war mit lauter Sachen angefüllt, die augenscheinlich dauernd gebraucht wurden. Ein großer Tisch, auf dem Bücher und Pläne lagen, hohe, gläserne Bücherschränke mit Schlüsseln an den Türen, ein hoher Stehschreibtisch, auf dem ein aufgeschlagenes Heft lag, eine Drechselbank mit dem dazugehörenden Handwerkszeug, daneben verstreute Späne – alles das deutete auf ständige, mannigfaltige und ordentlich geregelte Tätigkeit. In den Bewegungen des kleinen Fußes, der in einem silberbestickten Tatarenstiefel steckte, und an dem festen Anlegen der sehnigen, dünnen Hand konnte man merken, daß in dem Fürsten noch die widerstandsfähige, zähe Kraft eines frischen Greisenalters steckte. Er ließ die Drehbank noch einige Umdrehungen machen, nahm dann den Fuß vom Pedal, rieb den Stahl ab und warf ihn in eine neben der Drehbank angebrachte Tasche. Dann trat er an den Tisch und rief

seine Tochter heran. Er segnete seine Kinder nie, sondern hielt ihr nur seine stachelige, heute noch nicht rasierte Wange hin und sagte dann, indem er sie streng, zugleich aber auch zärtlich aufmerksam musterte: »Gesund? Na, dann setz dich!« Dann nahm er ein Geometrieheft, das sie eigenhändig geschrieben hatte, und rückte mit dem Bein seinen Sessel heran.

»Für morgen«, sagte er, schlug schnell eine Seite auf und machte mit seinem harten Fingernagel von einem Paragraphen bis zum andern einen Strich. Die Prinzessin beugte sich nach dem Tisch hin über das Heft.

»Halt! Da ist noch ein Brief für dich«, sagte plötzlich der alte Herr, holte aus der über dem Tisch angebrachten Tasche einen Briefumschlag heraus, dessen Aufschrift von Frauenhand geschrieben war, und warf ihn auf den Tisch.

Beim Anblick dieses Briefes traten auf dem Gesicht der Prinzessin rote Flecken hervor. Sie ergriff ihn eilig und beugte sich über ihn.

»Von Héloïse^{43?}« fragte der Fürst und lächelte kühl, wobei er seine noch kräftigen, gelblichen Zähne zeigte.

»Ja, von Julie«, sagte die Prinzessin, blickte auf und lächelte schüchtern.

»Noch zwei Briefe lasse ich durch, den dritten lese ich«, erklärte der Fürst streng. »Verstanden, den dritten lese ich!«

»Lesen Sie doch auch schon diesen, mon père«, erwiderte die Prinzessin und reichte ihm, noch stärker errötend, den Brief hin.

»Den dritten, habe ich gesagt, den dritten«, rief der Fürst und stieß barsch den Brief zurück. Dann lehnte er sich mit den Armen auf den Tisch und rückte das Heft mit den geometrischen Zeichnungen näher zu sich heran.

»Nun, mein Fräulein«, begann der alte Herr, indem er sich über das Heft zu seiner Tochter beugte und eine Hand auf die Lehne des Sessels legte, auf dem die Prinzessin saß, so daß sie sich von allen Seiten von jenem ihr längst bekannten Tabaksduft und scharfen Hautgeruch, wie er alten Leuten eigen ist, umgeben fühlte. »Nun, mein Fräulein, diese Dreiecke sind einander ähnlich. Bitte sieh: Winkel ABC ...«

Die Prinzessin blickte erschrocken die dicht vor ihr blitzenden Augen ihres Vaters an. Rote Flecken schillerten auf ihrem Gesicht, und man sah ihr an, daß sie nichts begriff und solche Angst hatte, daß schon diese allein sie daran hinderte, alle weiteren Erklärungen ihres Vaters zu verstehen, so klar diese auch sein mochten. War nun der Lehrer schuld, oder war es die Schülerin, jedenfalls wiederholte sich jeden Tag dasselbe: der Prinzessin wurde es dunkel vor den Augen, sie sah nichts und hörte nichts, sondern fühlte nur dicht neben sich das hagere Gesicht ihres strengen Vaters, seinen Atem, seinen Hautgeruch und dachte nur daran, wie sie möglichst schnell aus diesem Zimmer wieder herauskommen könne, um dann bei sich in aller Ruhe die Aufgabe zu überlegen. Der alte Herr geriet außer sich. Mit Gepolter rückte er auf seinem Sessel hin und her, gab sich zwar alle Mühe, nicht hitzig zu werden, geriet aber doch fast jedesmal in Wut, schimpfte und schleuderte auch manchmal das Heft auf den Boden.

Die Prinzessin hatte falsch geantwortet.

»Na, du bist doch auch zu dumm«, rief der Fürst, stieß das Heft fort und drehte sich um. Gleich darauf stand er auf, ging hin und her, berührte das Haar der Prinzessin mit seinen Händen und setzte sich dann wieder hin. Er rückte wieder näher heran und fuhr in seinen Erklärungen fort.

»So geht das nicht weiter, so geht das nicht weiter, Prinzessin«, sagte er, als die Prinzessin ihr Heft mit den Aufgaben genommen und zugemacht hatte und schon im Begriff war fortzugehen. »Die Mathematik ist etwas Großes, mein Fräulein, und ich will nicht haben, daß du ebenso dumm bleibst wie die andern jungen Damen. Wenn man Geduld hat, dann bekommt man auch Lust und Liebe zu einer Sache.« Er klopfte ihr mit der Hand auf die Backe. »Dann fliegt die Dummheit auch aus dem Kopf hinaus.«

Sie wollte gehen, er aber hielt sie mit einer Handbewegung zurück und nahm von dem hohen Tisch ein neues, noch nicht aufgeschnittenes Buch.

»Hier schickt dir deine Héloïse noch einen ›Schlüssel der Geheimnisse⁴⁴. Etwas Religiöses. Ich mische mich in niemands Glauben. Durchgesehen habe ich es. Da nimm's. Nun geh, geh.«

Er klopfte ihr auf die Schulter und schloß selbst hinter ihr die Tür.

Prinzessin Marja kehrte in ihr Zimmer zurück. Auf ihrem Gesicht lag jene traurige, verängstigte Miene, die sie selten verließ und ihr nicht schönes, krankhaftes Gesicht noch häßlicher machte. Sie setzte sich an ihren Schreibtisch, auf dem Miniaturporträts standen und Bücher und Hefte herumlagen. Die Prinzessin war ebenso unordentlich wie ihr Vater ordentlich war. Sie legte ihr Geometrieheft hin und öffnete ungeduldig den Brief. Der Brief war von ihrer besten Jugendfreundin. Es war jene Julie Karagina, die zum Namenstag bei den Rostows gewesen war. Julie schrieb auf französisch:

»Liebe, teure Freundin!

Wie ist es doch fürchterlich und schrecklich, voneinander getrennt zu sein. Wenn ich mir auch sage, daß Du die Hälfte meines Lebens und Glückes bist, und daß trotz der Entfernung, die uns trennt, unsere Herzen durch unlösliche Bande vereint sind, so lehnt sich mein Sinn doch gegen das Schicksal auf, und trotz der Vergnügungen und Zerstreuungen, die mich umgeben, kann ich doch nicht eine gewisse geheime Traurigkeit überwinden, die seit unserer Trennung schwer auf meiner Seele lastet. Warum können wir nicht mehr zusammensitzen wie diesen Sommer in Deinem großen Arbeitszimmer auf dem blauen Sofa, dem »Sofa der freundschaftlichen Herzensergießungen«? Warum kann ich nicht wie vor drei Monaten neue moralische Kräfte aus Deinem so milden, so ruhigen und so durchdringenden Blick schöpfen, aus diesem Blick, den ich so liebe, und den ich jetzt beim Schreiben vor mir zu sehen glaube!«

Als Prinzessin Marja den Brief bis zu dieser Stelle gelesen hatte, seufzte sie auf und sah in den Spiegel, der rechts neben ihr stand. Der Spiegel zeigte ihr einen unschönen, schwachen Körper und ein mageres Gesicht. Die stets traurig blickenden Augen sahen sich jetzt besonders hoffnungslos im Spiegel an. Sie schmeichelt mir, dachte die Prinzessin, drehte sich um und las weiter.

Jedoch Julie schmeichelte ihrer Freundin keineswegs. Wirklich, die großen, tiefen und strahlenden Augen der Prinzessin, die bisweilen ganze Garben eines warmen Lichtes ausstrahlten, waren so schön, daß trotz der Häßlichkeit des ganzen Gesichts diese Augen oft anziehender wirkten als eigentliche Schönheit, Nur sah die Prinzessin diesen

schönen Ausdruck ihrer Augen niemals, weil diese ihn bloß in solchen Augenblicken annahm, wo sie gar nicht an sich selber dachte. Wie bei allen Leuten nahm ihr Gesicht einen gespannt unnatürlichen Ausdruck an, sobald sie in den Spiegel blickte. Sie las weiter:

»Ganz Moskau spricht nur vom Krieg. Einer meiner Brüder ist schon im Ausland, der andere steht bei der Garde, die gegen die Grenze marschiert. Unser lieber Kaiser hat Petersburg verlassen und will, wie man behauptet, sein kostbares Leben den Gefahren des Krieges aussetzen. Wolle Gott, daß dieses korsische Ungeheuer, das die Ruhe Europas stört, durch diesen Engel⁴⁵ zerschmettert werde, den der Allmächtige in seiner Barmherzigkeit uns zum Herrscher gegeben hat. Abgesehen von meinen Brüdern, hat mich dieser Krieg eines Freundes beraubt, der meinem Herzen am teuersten war. Ich spreche von dem jungen Nikolaj Rostow, der in seiner Begeisterung die Untätigkeit nicht hat ertragen können und die Universität verlassen hat, um in die Armee einzutreten. Jawohl, meine liebe Marie, ich gestehe es Dir, daß trotz seiner großen Jugend seine Abreise zur Armee ein großer Kummer für mich gewesen ist. Der junge Mann, von dem ich Dir in diesem Sommer erzählte, besitzt soviel Seelenadel und Jugendfrische, wie man sie nur selten in unserem Jahrhundert findet, wo wir unter zwanzigjährigen Greisen leben. Vor allem muß man ihn seiner Offenheit und seines Mutes wegen achten. Er ist so rein und so poetisch, daß meine Beziehungen zu ihm, so flüchtig sie auch waren, eine der süßesten Wonnen für mein armes Herz gewesen sind, das doch schon soviel gelitten hat. Ich werde Dir später einmal erzählen, wie wir voneinander Abschied genommen haben, und was dabei gesprochen wurde. Alles das ist noch zu frisch. Ach, liebe Freundin, Du bist glücklich zu preisen, daß Du diese Wonnen und diese brennenden Leiden nicht kennst, bist glücklich zu preisen, da ja die letzteren gewöhnlich stärker sind. Ich weiß sehr wohl, daß Graf Nikolaj zu jung ist, um für mich mehr als ein Freund werden zu können. Aber diese süße Freundschaft, diese so reinen und so poetischen Beziehungen sind für mich ein Herzensbedürfnis geworden. Doch sprechen wir nicht mehr davon.

Die große Tagesneuigkeit, die jetzt ganz Moskau beschäftigt, ist der Tod des Grafen Besuchow und seine Hinterlassenschaft, stelle Dir vor: Die drei Prinzessinnen haben nur sehr wenig erhalten und Fürst Wassilij gar nichts. Dafür hat Monsieur Pierre alles geerbt und ist

außerdem als rechtmäßiger Sohn anerkannt worden. Er ist nun Graf Besuchow und Besitzer des größten Vermögens in ganz Rußland. Man behauptet, Fürst Wassilij habe in dieser ganzen Geschichte eine häßliche Rolle gespielt und sei ganz bestürzt nach Petersburg zurückgereist. Ich muß sagen, ich verstehe sehr wenig von allen diesen Testaments- und Erbschaftsangelegenheiten und weiß nur, daß dieser junge Mann, den wir alle nur ganz einfach unter dem Namen Monsieur Pierre kannten, jetzt ein Graf Besuchow und Besitzer eines der größten Vermögen in Rußland geworden ist. Es macht mir riesigen Spaß, zu beobachten, wie sich seitdem alle Mütter heiratsfähiger Töchter und diese Damen selbst in Ton und Benehmen ihm gegenüber, der mir übrigens stets als unbedeutender Mensch vorgekommen ist, verändert haben. Da es manchen Leuten schon seit zwei Jahren Vergnügen macht, mich mit jungen Männern zu verloben, die ich oft gar nicht kenne, so bin ich jetzt in der Heiratschronik von Moskau bereits eine Gräfin Besuchow. Aber du kannst Dir wohl denken, daß ich durchaus nicht darauf brenne, das zu werden. Und übrigens, was das Heiraten anbetrifft: Weißt Du, daß die ›Allerwelts-tante‹ Anna Michailowna unter dem Siegel größter Verschwiegenheit mir einen Heiratsplan für Dich anvertraut hat? Und zwar handelt es sich hierbei um keinen geringeren als den Sohn des Fürsten Wassilij, Anatol, den man durch die Heirat mit einer reichen und vornehmen Dame wieder in geregelte Verhältnisse bringen will. Und nun bist Du es, auf die die Wahl der Eltern gefallen ist. Ich weiß nicht, wie Du über die Sache denkst, doch hielt ich es für meine Pflicht, Dich davon zu benachrichtigen. Man sagt, er sei ein sehr schöner, aber auch sehr verdorbener Mensch. Das ist alles, was ich Dir über ihn sagen kann.

Doch jetzt genug von diesem Geschwätz. Ich schreibe schon mein zweites Blatt zu Ende, und Mama läßt mich zum Diner bei den Apraxins holen. Lies dieses mystische Buch, das ich dir mitschicke, es erregte bei uns riesiges Aufsehen. Zwar stehen Sachen darin, die für unser schwaches menschliches Begriffsvermögen zu hoch sind, aber es ist doch ein wunderbares Buch, dessen Lektüre die Seele erhebt. Leb wohl! Bitte, mich Deinem Herrn Vater zu empfehlen, und viele Grüße an Mademoiselle Bourienne. Ich umarme Dich in herzlicher Liebe.

Deine Julie

P.S. Schreibe mir bitte, wie es Deinem Bruder und seiner reizenden kleinen Frau geht.«

Die Prinzessin dachte eine Weile nach und lächelte in Gedanken versunken, wobei sich ihr Gesicht, das von den strahlenden Augen erleuchtet wurde, vollständig verwandelte. Plötzlich erhob sie sich und ging mit schweren Schritten zum Tisch. Sie nahm Papier und Feder und fing schnell an zu schreiben. Sie beantwortete den Brief auf französisch wie folgt:

»Liebe, teure Freundin!

Dein Brief vom 13. hat mir große Freude bereitet. Du liebst mich also immer noch, meine poetische Julia. Die Trennung, von der Du soviel Böses sagst, hat also auf Dich nicht ihren gewöhnlichen Einfluß ausgeübt. Du klagst über diese Trennung – was soll ich da aber erst sagen (wenn ich es überhaupt wagen würde, mich zu beklagen), ich, die ich aller derjenigen beraubt bin, die mir lieb und teuer sind? Ach, wenn wir nicht die Religion als Trösterin hätten, dann wäre das Leben doch sehr traurig.

Warum denkst Du, daß ich Deine Zuneigung zu dem jungen Mann, von dem Du mir schreibst, streng beurteilen würde? In dieser Beziehung bin ich nur gegen mich selber streng. Ich verstehe diese Gefühle bei anderen, und wenn ich sie auch nicht zu billigen vermag, so kann ich sie doch nicht verurteilen, da ich sie ja nie selbst empfunden habe. Es scheint mir jedoch, daß die christliche Liebe, die Nächstenliebe, die Liebe zu unseren Feinden, viel verdienstvoller, viel süßer und viel schöner ist als die Gefühle, die die schönen Augen eines jungen Mannes in einem jungen, poetischen und liebenden Mädchen, wie Du es bist, hervorrufen können.

Die Nachricht vom Tode des Grafen Besuchow hatte uns bereits vor Deinem Brief erreicht, und mein Vater war tief erschüttert. Er sagte, der Graf sei der vorletzte Repräsentant des großen Jahrhunderts gewesen, und nun sei die Reihe zu sterben an ihm. Aber er werde alles tun, was nur in seiner Macht stehe, um möglichst spät dranzukommen. Gott behüte uns vor diesem schrecklichen Unglück!

Deine Meinung über Pierre, den ich als Kind gekannt habe, kann ich nicht teilen. Er schien mir immer ein prächtiges Herz zu haben, und diese Eigenschaft schätze ich bei den Menschen am höchsten.

Was seine Erbschaft anbetrifft und die Rolle, die Fürst Wassilij dabei gespielt haben soll, so kann ich nur sagen, daß es für beide höchst bedauerlich ist. Ach, meine liebe Freundin, das Wort unseres göttlichen Erlösers, daß durch ein Nadelöhr zu gehen für ein Kamel viel leichter ist, als für einen Reichen ins Himmelreich zu kommen, ist eine furchtbare Wahrheit. Ich beklage den Fürsten Wassilij, aber noch mehr bedauere ich Pierre. Noch so jung und schon so bedrückt von diesem Reichtum! Wie viele Versuchungen wird er bestehen müssen! Wenn man mich fragte, was ich am liebsten auf der Welt möchte, so würde ich sagen: noch ärmer sein als der ärmste Bettler.

Tausend Dank, liebste Freundin, für das Buch, das Du mir geschickt hast, das solches Aufsehen bei Euch erregt hat. Da Du mir jedoch sagst, daß darin unter vielen guten Sachen auch einige enthalten sind, die man mit dem schwachen menschlichen Verstand nicht begreifen kann, so scheint es mir ganz unnütz, sich mit einer so unverständlichen Lektüre zu beschäftigen, die doch nur fruchtlos sein kann. Ich habe nie die Leidenschaft gewisser Leute verstehen können, die sich ihr Denken dadurch verwirren, daß sie sich mit mystischen Büchern befassen, die doch nur Zweifel in ihrem Verstand hervorrufen, ihre Einbildungskraft reizen und ihrem Charakter etwas Übertriebenes geben, das der Einfachheit des Christentums ganz und gar widerspricht. Viel besser ist es doch, die Apostel und das Evangelium zu lesen. Wir sollen gar nicht erst versuchen, in die Mysterien einzudringen, die in jenen enthalten sind. Denn wie könnten wir elenden Sünder uns unterstehen, in die furchtbaren und heiligen Geheimnisse der Vorsehung eindringen zu wollen, solange wir noch diese fleischliche Hülle tragen, die zwischen uns und dem Ewigen gewissermaßen eine undurchdringliche Schranke bildet? Beschränken wir uns also darauf, die erhabenen Regeln zu befolgen, die unser göttlicher Erlöser uns als Richtschnur hinterlassen hat. Suchen wir durch sie gestählt zu werden und sie zu befolgen, und seien wir davon überzeugt: je weniger Spielraum wir unserem schwachen menschlichen Verstand geben, desto angenehmer werden wir Gott sein, der alles Wissen, das nicht von ihm kommt, verwirft. Je weniger wir danach trachten, uns in das zu vertiefen, was er unserer Kenntnis zu entziehen geruht hat, desto eher wird er uns die Offenbarung durch seinen göttlichen Geist zukommen lassen.

Mein Vater hat mir noch nichts von einem Bewerber um meine Hand mitgeteilt. Er sagte nur, er habe einen Brief erhalten und erwarte die Ankunft des Fürsten Wassilij. Was nun den Heiratsplan anbetrifft, den man mit mir vorhat, so kann ich Dir, meine liebe, ausgezeichnete Freundin, nur sagen, daß die Heirat meiner Meinung nach eine göttliche Einrichtung ist, der man sich unterwerfen muß. Wie schwer das auch für mich sein wird, wenn der Allmächtige mir jemals die Pflichten einer Gattin und Mutter auferlegen sollte, so werde ich doch versuchen, sie so treu wie möglich zu erfüllen, ohne mich vorher mit einer Prüfung meiner Gefühle für den, den er mir zum Gatten geben wird, ängstlich abzumühen.

Ich habe einen Brief von meinem Bruder erhalten, der mir seine und seiner Frau baldige Ankunft in Lysyja-Gory meldet. Es wird eine kurze Freude sein, da er uns verläßt, um an diesem unseligen Krieg teilzunehmen, in den wir Gott weiß wie und warum hineingezogen worden sind. Nicht allein bei Euch, im Mittelpunkt der Staatsgeschäfte und des gesellschaftlichen Lebens, ist der Krieg der einzige Gesprächsstoff, sondern auch hier, inmitten der Landarbeiten und in der Nähe der Natur, die der Städter gewöhnlich mit der Vorstellung des ländlichen Lebens verbindet, ist der Kriegslärm zu hören und macht sich peinvoll bemerkbar. Mein Vater redet nur noch von Märschen und Gegenmärschen, Dinge, von denen ich gar nichts verstehe. Als ich gestern meinen gewöhnlichen Spaziergang in der Dorfstraße machte, wurde ich Zeuge einer herzerreißenden Szene. Es stand da ein Trupp Rekruten, die bei uns ausgehoben waren und zur Armee abgeschickt wurden. Es war entsetzlich, den Zustand der Mütter und Kinder dieser Leute mit anzusehen und das Schluchzen der einen wie der anderen zu hören. Man möchte sagen, die Menschheit habe die Gesetze ihres göttlichen Erlösers vergessen, der die Liebe gepredigt und Beleidigungen zu verzeihen geboten hat. Denn es scheint, als sähen die Menschen die Kunst, einander zu morden, jetzt als größtes und hauptsächliches Verdienst an.

Lebe wohl, liebe gute Freundin! Unser göttlicher Erlöser und seine allerheiligste Mutter mögen Dich in ihren heiligen und mächtigen Schutz nehmen.

Marja«

»Ah, Sie wollen einen Brief abschicken, Prinzessin? Ich bin soeben mit dem meinigen fertig geworden. Ich habe an meine arme Mutter geschrieben«, sagte lächelnd Mademoiselle Bourienne mit ihrer schnellen, angenehmen und volltönenden Stimme und schnarrte dabei etwas das R. Sie trug in diese gedrückte, trübe und wehmutvolle Atmosphäre, die Prinzessin Marja umgab, einen anderen Hauch hinein, etwas Leichtsinnig-Fröhliches, Selbstzufriedenes. »Prinzessin, ich muß Sie warnen«, fügte sie mit leiser werdender Stimme hinzu, »der Fürst hat einen Streit«, sagte sie schnarrend und hatte offenbar Wohlgefallen an ihrer eigenen Stimme, »einen Streit mit Michail Iwanytsch gehabt. Er ist sehr schlechter Laune, sehr mürrisch. Seien Sie gewarnt, Sie wissen!«

»Ah chère amie«, antwortete Prinzessin Marja, »ich habe Sie schon öfter gebeten, mir nicht immer zu sagen, in welcher Laune sich mein Vater befindet. Ich würde mir niemals ein Urteil über ihn erlauben und möchte auch nicht, daß andere dies tun.«

Die Prinzessin sah nach der Uhr und bemerkte, daß bereits fünf Minuten von der Zeit vorüber waren, die sie für das Klavierspiel verwenden sollte. Mit erschrockener Miene ging sie nach dem Sofazimmer. Gemäß der festgesetzten Tagesordnung gab sich der Fürst von 12 – 2 Uhr der Ruhe hin, während die Prinzessin in dieser Zeit Klavier spielen mußte.

Der alte Kammerdiener des Fürsten saß im Vorzimmer und horchte im Halbschlaf auf das Schnarchen seines Herrn in dem nebenan liegenden riesigen Arbeitszimmer. Von einer entfernten Seite des Hauses hörte man durch die geschlossenen Türen eine wohl an die zwanzigmal wiederholte schwierige Passage einer Dussekschen Sonate⁴⁶.

Um dieselbe Zeit fuhren vor der Haustreppe eine Equipage und eine Britschka vor. Aus der Equipage stieg Fürst Andrej. Er half seiner kleinen Frau beim Aussteigen und ließ sie dann vorangehen. Der alte Tichon steckte seinen Kopf mit der Perücke aus der Tür des Vorzimmers, meldete flüsternd, daß der alte Fürst schlafe, und machte dann wieder eilig die Tür zu. Tichon wußte genau, daß weder die Ankunft des Sohnes noch irgendwelche anderen ungewöhnlichen Ereignisse die Tagesordnung durchbrechen durften. Fürst Andrej schien dies ebenso wohl zu wissen wie Tichon, er sah nur auf seine Uhr, wie um festzustellen, ob sich die Gewohnheiten seines Vaters, seit er ihn nicht gesehen hatte, auch nicht verändert hätten, überzeugte sich, daß noch alles beim alten war, und wandte sich dann an seine Frau.

»In zwanzig Minuten wird er aufstehen. Wir wollen indes zu Prinzessin Marja gehen«, sagte er.

Die kleine Fürstin war inzwischen noch dicker geworden, aber ihre Augen und ihre kurze Oberlippe mit den Härchen und dem Lächeln sahen, wenn sie zu reden anfang, noch genauso fröhlich und lieb aus.

»Mais c'est un palais«, sagte sie zu ihrem Mann und sah sich mit einer Miene um, mit der man etwa auf einem Ball dem Hausherrn sein Lob ausspricht.

»Allons vite, vite!« Sie sah sich um und lachte Tichon, ihren Mann, die Diener und alle, die sie begleiteten, an.

»Das ist wohl Marie, die da übt? Wir wollen leise gehen, um sie zu überraschen.«

Fürst Andrej folgte ihr mit höflicher, aber trauriger Miene.

»Du bist alt geworden, Tichon«, sagte er im Vorbeigehen zu dem Alten, der ihm die Hand küßte.

Aus dem Zimmer, aus dem das Klavierspiel zu hören war, kam durch eine Seitentür die hübsche blonde Französin gesprungen. Mademoiselle Bourienne schien vor Entzücken ganz außer sich zu sein.

»Ah quel bonheur pour la princesse«, begann sie. »Enfin! Il faut que je la prévienne.«

»Non, non, de grâce ... Vous êtes Mademoiselle Bourienne, je vous connais déjà par l'amitié que vous porte ma belle-sœur«, sagte die Fürstin und küßte die Französin.

»Elle ne nous attend pas?«

Sie gingen zur Tür des Sofazimmers, aus dem ein und dieselbe Passage immer wieder zu hören war. Fürst Andrej blieb stehen und zog die Stirne kraus, als erwarte er etwas Unangenehmes.

Die Fürstin trat in das Zimmer. Die Passage wurde mitten im Spiel abgebrochen. Man hörte einen Schrei, die schweren Schritte Prinzessin Marjas und dann gegenseitiges Küssen. Als der Fürst eintrat, hielten sich die Prinzessin und die Fürstin, die sich nur einmal für kurze Zeit auf der Hochzeit des Fürsten Andrej gesehen hatten, in den Armen und drückten ihre Lippen auf die Gesichtsstellen, die sie im ersten Augenblick gerade getroffen hatten. Mademoiselle Bourienne stand neben ihnen und preßte mit seligem Lächeln ihre Hand aufs Herz, anscheinend ebenso bereit zum Weinen wie zum Lachen. Fürst Andrej zuckte die Schultern und zog die Stirn kraus wie ein Musikliebhaber, der eine falsche Note hört. Die beiden Frauen ließen einander los, nahmen sich dann, als fürchteten sie, etwas zu versäumen, wieder bei der Hand, küßten sich, rissen wieder die Hände los, küßten sich von neuem ins Gesicht, fingen dann, ganz unerwartet für Fürst Andrej, plötzlich beide zu weinen an und küßten sich immer wieder. Mademoiselle Bourienne weinte ebenfalls. Fürst Andrej fühlte sich sichtlich unbehaglich. Doch für die beiden Frauen schien es etwas ganz Natürliches zu sein, daß sie weinten. Anscheinend konnten sie sich ein solches Wiedersehen gar nicht anders denken.

»Ah, chère! ... Ah, Marie«, sagten plötzlich beide Frauen zugleich und lachten. »J'ai rêvé cette nuit ...«

»Vous ne nous attendiez donc pas ... Ah, Marie, vous avez maigri ...«

»Et vous avez repris.«

»J'ai tout de suite reconnu madame la princesse«, fiel Mademoiselle Bourienne ein.

»Et moi qui ne me doutais pas!« rief Prinzessin Marja. »Ah, André, je ne vous voyais pas.«

Fürst Andrej küßte seine Schwester, indem er sie bei der Hand faßte, und sagte ihr, daß sie immer noch dieselbe Heulsuse sei wie früher. Die Prinzessin sah ihren Bruder an, und der liebe, warme und sanfte Blick ihrer großen, strahlenden und in diesem Augenblick schönen Augen blieb durch ihre Tränen hindurch auf dem Gesicht des Fürsten Andrej haften.

Die kleine Fürstin schwatzte ununterbrochen. Die kurze Oberlippe mit dem Schnurrbärtchen senkte sich einen kurzen Augenblick herab, berührte unversehens die rote Unterlippe, und dann öffnete sich wieder ihr Mund zu einem Lächeln, wobei Augen und Zähne glänzten. Sie erzählte von einem Unfall, der ihnen auf dem Heilandsberg zugestoßen war, und der für ihren Zustand hätte gefährlich werden können. Ohne Atempause fuhr sie dann fort, daß sie alle ihre Kleider in Petersburg gelassen habe und hier in Gott weiß was für Fahnen herumgehen müsse, daß Andrej sich ganz verändert habe, daß Kitty Odynzowa jetzt mit einem alten Mann verheiratet sei, daß sich für Prinzessin Marja – Scherz beiseite – ein Freier gefunden habe, daß man aber darüber erst nachher sprechen wolle. Prinzessin Marja sah noch immer schweigend ihren Bruder an, und in ihren herrlichen Augen spiegelte sich Liebe und Traurigkeit wider. Es war ihr anzusehen, daß sie ihren eignen Gedanken nachhing, unbeirrt von dem Geplauder der jungen Frau. Mitten in einer Erzählung ihrer Schwägerin über das letzte Fest in Petersburg wandte sie sich an ihren Bruder.

»Und du gehst nun wirklich in den Krieg, Andrej?« sagte sie aufseufzend. Lise seufzte auch.

»Ja, und sogar schon morgen«, erwiderte ihr Bruder.

»Il m'abandonne ici, et Dieu sait pourquoi, quand il aurait pu avoir l'avancement ...«

Prinzessin Marja hörte sie nicht zu Ende an, sondern spann ihren Gedankenfaden weiter. Sie wandte sich an die junge Frau und zeigte mit ihren freundlichen Augen auf deren Leib: »Ist es bestimmt?« fragte sie.

Das Gesicht der Fürstin veränderte sich. Sie seufzte auf.

»Ja, bestimmt«, sagte sie, »ach, es ist ganz furchtbar ...«

Lisas Lippe senkte sich herab. Sie näherte ihr Gesicht dem Antlitz ihrer Schwägerin und weinte wieder ganz unerwartet.

»Sie muß sich ausruhen«, sagte Fürst Andrej stirnrunzelnd, »nicht wahr, Lisa? Bringe sie in dein Zimmer, ich gehe indessen zum Vater. Wie geht es ihm, immer noch so wie früher?«

»Immer noch so wie früher; ich weiß nicht, wie du ihn finden wirst«, antwortete freudig die Prinzessin.

»Und immer noch alles um dieselbe Zeit? Und die Spaziergänge in den Alleen? Und die Drehbank?« fragte Fürst Andrej mit kaum merklichem Lächeln, das zeigte, daß er trotz all seiner Liebe und Verehrung für den Vater auch dessen Schwächen kannte.

»Alles noch um dieselbe Stunde, die Drehbank, die Mathematik und auch meine Geometriestunden«, antwortete Prinzessin Marja so freudig, als ob der Geometrieunterricht zu den schönsten Eindrücken ihres Lebens zählte.

Als die zwanzig Minuten verflossen und der Zeitpunkt herangekommen war, da der alte Fürst aufzustehen pflegte, rief Tichon den jungen Fürsten zu seinem Vater. Der Ankunft seines Sohnes zu Ehren ließ sich der alte Herr zu einer Ausnahme herbei: er erlaubte dem Sohn, in sein Zimmer zu kommen, während er sich zum Essen ankleidete. Der alte Fürst kleidete sich nach alter Mode: er trug einen Kaftan und eine gepuderte Perücke. Als Fürst Andrej – nicht mit jenem mürrischen Ausdruck und Benehmen, wie er sich in den Salons zu zeigen pflegte, sondern mit jenem lebhaften Gesicht wie damals, als er mit Pierre gesprochen hatte – in das Zimmer seines Vaters trat, saß der alte Herr, angetan mit einem Pudermantel, in seinem Ankleideraum auf einem breiten, mit Saffian bezogenen Sessel und hielt Tichon seinen Kopf hin.

»Ah, sieh da, der Krieger! Bonaparte also willst du bekämpfen?« sagte der alte Herr und schüttelte seinen gepuderten Kopf, soweit ihm das sein Zopf erlaubte, den Tichon in der Hand hielt. »Nimm ihn wenigstens tüchtig vor, sonst wird er auch uns bald zu seinen Untertanen zählen. Willkommen!« er hielt ihm seine Wange hin.

Der alte Herr befand sich wie immer, wenn er vor dem Essen geschlafen hatte, in guter Laune. Er vertrat die Ansicht, daß der Schlaf nach dem Essen silbern, der vor dem Essen aber golden sei. Heiter

betrachtete er von der Seite unter seinen dichten herabhängenden Augenbrauen hervor seinen Sohn.

Fürst Andrej trat heran und küßte seinen Vater auf die Stelle des Gesichtes, die dieser hingehalten hatte. Er ging auf das Lieblingsthe-
ma seines Vaters – das Bspötteln der Offiziere von heute und
besonders Bonapartes – nicht ein.

»Ich bin mit meiner Frau hergekommen, Vater, sie erwartet ein
Kind«, sagte Fürst Andrej und verfolgte mit lebhaftem und respektvol-
lem Blick jede Bewegung in den Gesichtszügen seines Vaters. »Wie
geht es Ihnen?«

»Krank, mein Lieber, sind nur Dummköpfe und solche, die aus-
schweifend leben. Aber du kennst mich ja: von früh bis spät
beschäftigt, enthaltsam und somit gesund.«

»Gott sei Dank«, sagte der Sohn lächelnd.

»Gott hat damit ganz und gar nichts zu tun. Aber erzähle«, fuhr er
fort und kehrte zu seinem Steckenpferd zurück, »wie wollt ihr nun
diesen Bonaparte bekämpfen? Die Deutschen haben es euch ja
beigebracht, nach jener neuen Wissenschaft, dieser sogenannten
Strategie!«

Fürst Andrej lächelte.

»Lassen Sie mich erst einmal zu mir selber kommen, Vater«, sagte
er mit einem Lächeln, das besagte, daß die Schwächen seines Vaters
ihn nicht daran hinderten, ihn zu achten und zu lieben. »Ich habe mich
ja noch nicht einmal einquartiert.«

»Ach was!« rief der alte Herr und schüttelte seinen Zopf, um zu
probieren, ob er fest geflochten sei. Dann ergriff er seinen Sohn bei
der Hand. »Die Gemächer für deine Frau sind fertig. Prinzessin Marja
wird sie hinführen, sie ihr zeigen und endlos mit ihr schwatzen. Das
ist Sache der Weiber. Ich freue mich, daß sie da ist. Setz dich hin und
erzähle. Was Michelsons Armee machen soll, verstehe ich, Tolstois
auch ... gleichzeitige Landung ... Was aber wird die Südar-
mee unternehmen? Preußen bleibt neutral, das weiß ich. Aber wie steht's
mit Österreich?« fragte er, sich vom Sessel erhebend, und ging im
Zimmer auf und ab, während Tichon hinter ihm herging und ihm die
einzelnen Kleidungsstücke reichte. »Und Schweden? Wie wollen sie
durch Pommern hindurchkommen?⁴⁷«

Fürst Andrej sah, daß der Vater sich von seinem Verlangen nicht abbringen ließ. Daher begann er zuerst ungerne, dann aber lebhafter und gewohnheitsmäßig mitten in der Erzählung unwillkürlich vom Russischen auf das Französische überspringend, den Operationsplan des Feldzuges darzulegen.

Er erklärte, daß eine Armee von neunzigtausend Mann Preußen bedrohen solle, um es zum Aufgeben der Neutralität zu zwingen und in den Krieg hineinzuziehen. Ein Teil dieser Truppen solle sich in Stralsund mit dem schwedischen Heer vereinigen; zweihundertzwanzigtausend Österreicher zusammen mit hunderttausend Russen würden in Italien und am Rhein kämpfen. Fünfzigtausend Russen und fünfzigtausend Engländer müßten in Neapel landen; und schließlich solle eine Armee von fünfhunderttausend Mann die Franzosen von allen Seiten angreifen. Der alte Fürst zeigte bei dieser Aufzählung nicht die geringste Teilnahme, als höre er gar nicht zu. Er zog sich weiter im Gehen an und unterbrach seinen Sohn, während dieser sprach, dreimal höchst unvermutet. Das erstemal rief er dazwischen: »Die weiße, die weiße.«

Das sollte heißen, Tichon habe ihm nicht diejenige Weste gegeben, die er haben wollte.

Das zweitemal blieb er stehen und fragte: »Und wann wird die Entbindung sein?«, schüttelte dann tadelnd seinen Kopf und fügte hinzu: »Das ist nicht gut! Aber weiter, weiter!«

Das drittemal begann der alte Herr, als Fürst Andrej seine Beschreibung beendet hatte, in falschen Tönen und mit greisenhaft klingender Stimme zu singen:

»Marlborough s'en va-t-en guerre⁴⁸, Dieu sait quand reviendra.«

Der Sohn lächelte nur.

»Ich behaupte nicht, daß ich diesen Plan billige«, sagte er, »ich habe Ihnen nur erzählt, was man vorhat. Napoleon hat auch schon seinen Plan fertig, und der wird kaum schlechter sein als der unsere.«

»Na, etwas Neues hast du mir damit nicht gesagt.« Und nachdenklich summete der alte Herr schnell vor sich hin: »Dieu sait quand reviendra. Komm ins Eßzimmer.«

Zur festgesetzten Stunde betrat der Fürst, gepudert und rasiert, das Eßzimmer, wo ihn die junge Frau, Prinzessin Marja, Mademoiselle Bourienne und der Baumeister erwarteten. Dieser war infolge einer seltsamen Laune des Fürsten zur Tafel zugelassen, obwohl er seiner ganzen Stellung nach nur ein unbedeutender Mensch war und keineswegs Anspruch auf solche Ehre hatte. Der Fürst hielt sonst streng am Standesunterschied fest und ließ sogar hohe Gouvernementsbeamte nur selten bei Tisch zu. An diesem Baumeister Michail Iwanowitsch aber, der sich immer in der Zimmerecke in sein kariertes Taschentuch schneuzte, wollte der Fürst einmal beweisen, daß alle Menschen gleich seien, und schärfte seiner Tochter stets ein, Michail Iwanowitsch sei auch nicht schlechter als sie und er, der Fürst selber. Deshalb richtete er auch bei Tisch seine Worte besonders häufig an den wortkargen Michail Iwanowitsch.

Im Eßsaal, der wie alle Zimmer in diesem Haus riesig hoch war, erwarteten die Hausangehörigen und die Diener, die hinter jedem Stuhl standen, den Eintritt des Fürsten. Der Haushofmeister, mit einer Serviette unter dem Arm, musterte die gedeckte Tafel, winkte den Dienern mit den Augen zu und ließ seinen unruhigen Blick beständig von der Wanduhr zu jener Tür eilen, durch die der Fürst erscheinen mußte. Fürst Andrej betrachtete einen riesengroßen, ihm noch nicht bekannten goldenen Rahmen, der eine Darstellung des Stammbaums der Fürsten Bolkonskij einfaßte. Ihm gegenüber hing ein gleicher Rahmen mit dem schlechtgemalten Bildnis eines regierenden Fürsten mit einer Krone. Dieses Bildnis war anscheinend von einem Leibeigenen gemalt worden und sollte einen von Rurik abstammenden Fürsten⁴⁹ darstellen, der ein Ahnherr der Bolkonskijs gewesen war. Fürst Andrej betrachtete den Stammbaum, schüttelte den Kopf und lachte mit einer Miene, wie man sie beim Anblick eines lächerlich ähnlichen Porträts zu machen pflegt.

»Das sieht ihm ähnlich«, sagte er zu Prinzessin Marja, die zu ihm getreten war.

Prinzessin Marja blickte den Bruder erstaunt an. Sie verstand nicht, warum er lächelte. Alles, was der Vater tat, rief bei ihr eine Verehrung hervor, die keiner Kritik unterlag.

»Jeder hat seine Achillesferse«, fuhr Fürst Andrej fort. »Mit seinem gewaltigen Verstand so etwas Lächerliches zu machen!«

Prinzessin Marja konnte dieses kühne Urteil ihres Bruders nicht begreifen und wollte ihm schon etwas entgegenen. Da aber hörte man plötzlich aus dem Arbeitszimmer die erwarteten Schritte. Der Fürst trat schnell und heiter ein, wie er immer zu gehen pflegte, als wolle er mit seinen schnellen Bewegungen absichtlich einen Gegensatz zu dieser strengen Hausordnung darstellen.

Im selben Augenblick schlug die große Uhr zwei, und mit ferne-rem Klang antwortete eine andere aus dem Salon. Der Fürst blieb stehen. Unter den herabhängenden dichten Brauen hervor musterten seine blitzenden strengen Augen alle Anwesenden und blieben dann auf der jungen Fürstin ruhen. Sie empfand in diesem Augenblick ein Gefühl wie die Höflinge beim Erscheinen des Kaisers, Angst und Ehrfurcht zugleich. Dieselbe Empfindung rief dieser alte Mann bei allen Leuten seiner Umgebung hervor. Er streichelte der Fürstin den Kopf und klopfte ihr dann mit einer ungeschickten Bewegung auf den Nacken.

»Ich freue mich, ich freue mich«, sagte er und sah ihr aufmerksam in die Augen. Dann ging er schnell fort und setzte sich an seinen Platz. »Setzt Euch, setzt Euch, Michail Iwanowitsch, setzen Sie sich.«

Er wies der jungen Frau den Platz neben sich an. Ein Diener rückte für sie einen Stuhl heran.

»Oho, oho!« sagte der alte Herr und musterte ihre rundgewordene Taille, »du hast dich beeilt; das ist nicht gut.«

Er lachte, trocken, kühl und unangenehm, wie er immer lachte, nur mit dem Mund, nicht mit den Augen.

»Spazieren gehen mußt du, möglichst viel; sehr viel gehen«, sagte er.

Die kleine Fürstin hörte nicht auf seine Worte, oder sie wollte sie nicht hören. Sie schwieg und schien verwirrt zu sein. Der Fürst erkundigte sich nach ihrem Vater, und die kleine Fürstin antwortete ihm lächelnd. Dann fragte er sie nach den gemeinsamen Bekannten,

und sie wurde immer lebhafter, richtete dem Fürsten Grüße aus und erzählte Klatschereien aus der Stadt.

»La comtesse Apraksine, la pauvre, a perdu son mari, et elle a pleuré les larmes de ses yeux«, sagte sie und geriet immer mehr in Eifer.

Je lebhafter sie wurde, desto strenger und strenger sah der Fürst sie an, und als habe er sie jetzt genügend kennen gelernt und sich ein klares Bild von ihr gemacht, drehte er sich plötzlich von ihr weg und wandte sich an Michail Iwanowitsch.

»Nun, Michail Iwanowitsch, unserm Bonaparte geht es schlecht. Wie mir Fürst Andrej erzählt« – er sprach von seinem Sohn stets in der dritten Person –, »sammeln sich ja gewaltige Kräfte gegen ihn. Und wir beide haben ihn immer nur für einen unbedeutenden Kerl gehalten.«

Michail Iwanowitsch wußte zwar durchaus nicht, wann »wir beide« so etwas von Bonaparte gesagt hatten, aber er begriff, daß seine Person hier gebraucht wurde, um auf das Lieblingsthema des alten Fürsten zu kommen. Erstaunt sah er den jungen Fürsten an und wußte selbst noch nicht, wie die Sache weitergehen werde.

»Der ist nämlich ein großer Taktiker«, sagte der alte Fürst und zeigte auf den Baumeister.

Das Gespräch drehte sich nun wieder um den Krieg, um Bonaparte und um die jetzigen Generäle und Minister. Der alte Fürst war anscheinend nicht nur überzeugt, daß alle jetzigen Staatsmänner grüne Jungen seien, die nicht einmal von den Anfangsgründen des Kriegs- und Staatswesens eine Ahnung hätten, sondern er hielt sogar Bonaparte für ein armseliges Französlein, das nur eben darum Erfolg hatte, weil man ihm keine Männer wie Potemkin und Soworow entgegenstellen konnte. Er war sogar überzeugt, daß es gar keine politischen Schwierigkeiten in Europa gebe, und daß dies überhaupt kein richtiger Krieg sei. Das Ganze sei nur eine Art Puppenkomödie, aufgeführt von den Männern, die jetzt am Ruder säßen, um sich den Anschein zu geben, daß sie wirklich etwas leisteten. Fürst Andrej nahm mit heiterer Miene die Spötteleien seines Vaters über die Männer der jetzigen Zeit in aller Ruhe hin. Mit offensichtlicher Freude stachelte er seinen Vater zum Weiterführen des Gesprächs an und hörte ihm zu.

»Alles, was früher gewesen ist, erscheint einem jetzt schön und gut«, sagte er, »ist aber Suworow nicht auch in die Falle gegangen, die ihm Moreau gestellt hat, und hat er es etwa verstanden, sich da herauszuwickeln?«

»Wer hat dir das gesagt? Wer hat das gesagt?« rief der Fürst. »Suworow!« – er stieß einen Teller beiseite, den Tichon geschickt auffing – »Suworow! Hast du dir auch überlegt, was du sagst, Fürst Andrej? Es hat nur zwei Feldherrn je gegeben: Friedrich und Suworow ... Moreau! Moreau wäre gefangengenommen worden, wenn Suworow die Hände frei gehabt hätte. Aber ihm waren ja die Hände durch diesen Hofkriegswurstschnapsrat gebunden! Mit so einem kommt kein Teufel zu Rande. Geht nur, ihr werdet diese Hofkriegswursträte schon kennen lernen. Suworow ist mit ihnen nicht fertig geworden, wie soll da Michail Kutusow mit ihnen fertig werden? Nein, Freundchen«, sagte er, »ihr könnt mit euren Generälen gegen Bonaparte nichts ausrichten; man muß sich Franzosen holen, damit sie einander totschlagen, ohne einander zu erkennen. Den Deutschen Pahlen hat man ja auch nach New York, nach Amerika, geschickt, um den Franzosen Moreau zu holen«, sagte er und spielte damit auf die Tatsache an, daß in diesem Jahr eine Aufforderung an den Franzosen ergangen war, in russische Dienste zu treten. »Da staunt man bloß! Sind denn Leute wie Potemkin, Suworow und Orlow Deutsche gewesen? Nein, mein Freund, entweder seid ihr alle verrückt geworden oder ich bin es. Na, Gott mit euch! Wir werden ja sehen. Dieser Bonaparte ist also nach Ansicht dieser Leute ein großer Heerführer! Hm!«

»Ich behaupte keineswegs, daß alle Anordnungen gut sind«, sagte Fürst Andrej. »Nur kann ich es nicht verstehen, wie Sie so über Bonaparte urteilen können. Lachen Sie, soviel Sie wollen, aber Bonaparte ist doch ein großer Feldherr.«

»Michail Iwanowitsch!« rief der alte Fürst dem Baumeister zu, der sich gerade mit einem Stück Braten beschäftigte und gehofft hatte, vergessen zu sein. »Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß Bonaparte ein großer Taktiker ist? Der hier sagt es auch!«

»Natürlich, Euer Durchlaucht!« entgegnete der Baumeister.

Der Fürst lachte wieder in seiner kalten Art.

»Bonaparte ist ein Glücksmensch«, sagte er. »Er hat prächtige Soldaten und ist zuerst über die Deutschen hergefallen. Nur ein ganz schlapper Kerl kann die Deutschen nicht besiegen. Seit die Welt steht, sind die Deutschen von ihren Feinden stets besiegt worden. Sie haben nie ihre Gegner geschlagen. Das haben sie nur untereinander fertig gebracht. Bei ihnen hat er sich seine Lorbeeren geholt.«

Und nun begann der Fürst alle Fehler darzulegen, die Napoleon seiner Meinung nach in allen seinen Kriegen und sogar in seiner Politik gemacht habe. Sein Sohn entgegnete nichts, aber man konnte ihm ansehen, daß er genauso wenig wie der Vater seine Ansichten ändern würde, was für Beweise man ihm auch entgegenhalten sollte. Er hörte zu und enthielt sich jeder Entgegnung, wunderte sich aber unwillkürlich darüber, wie dieser alte Mann, der nun schon so viele Jahre allein auf dem Lande lebte, ohne jemals fortzukommen, alle kriegerischen und politischen Ereignisse, die sich in den letzten Jahren in Europa abgespielt hatten, mit solcher Genauigkeit in all ihren Einzelheiten wissen und beurteilen konnte.

»Du glaubst wohl, ich alter Mann verstehe nichts von der gegenwärtigen Lage?« schloß er. »Aber weißt du auch, woher das kommt? Ich kann nachts immer nur wenig schlafen. Nun, wo ist denn jetzt dein großer Heerführer, wo hat er sich als solcher gezeigt?«

»Es würde zu weit führen, das auseinanderzusetzen«, antwortete der Sohn.

»Na, geh zu deinem Bonaparte. Mademoiselle Bourienne, voilà encore un admirateur de votre goujat d'empereur«, rief er in ausgezeichnetem Französisch.

»Vous savez que je ne suis pas bonapartiste, mon prince.«

»Dieu sait quand reviendra«, sang der Fürst. Aber sein Lachen klang noch falscher als sein Gesang. Er erhob sich von der Tafel und ging hinaus.

Die kleine Fürstin hatte während des Disputes geschwiegen und mit erschrockenen Blicken bald Prinzessin Marja, bald ihren Schwiegervater angesehen. Als man vom Tische aufgestanden war, nahm sie ihre Schwägerin bei der Hand und führte sie in das andere Zimmer.

»Comme c'est un homme d'esprit, votre père«, sagte sie. »C'est à cause de cela peut-être qu'il me fait peur.«

»Ach, er ist so gut, so gut«, erwiderte die Prinzessin.

Fürst Andrej wollte am nächsten Tag gegen Abend abreisen. Der alte Fürst wich nicht von seiner hergebrachten Ordnung ab und ging nach dem Mittagessen in sein Zimmer. Die kleine Fürstin war bei ihrer Schwägerin. Fürst Andrej, im Reiserock ohne Epauletten, packte in dem ihm zugewiesenen Zimmer mit Hilfe seines Kammerdieners seine Sachen ein. Nachdem er die Kalesche besichtigt und nachgesehen hatte, ob alles gut aufgeladen war, befahl er, die Pferde anzuspannen. Im Zimmer blieben nur noch die Sachen zurück, die der Fürst immer bei sich führte: eine Schatulle, ein großes silbernes Reisetui, zwei türkische Pistolen und ein Säbel, Geschenke seines Vaters, die dieser bei Otschakow⁵⁰ erbeutet hatte. Seine Reisegegenstände hielt Fürst Andrej in größter Ordnung. Alles war neu und sauber und steckte in Tuchfutteralen, die sorgfältig mit Bändern zugebunden waren.

Im Augenblick einer Abreise, die eine Veränderung in der ganzen Lebensweise mit sich bringt, sind Leute, die imstande sind, über ihre eigenen Handlungen nachzudenken, meist in ernster Stimmung. In solchen Augenblicken läßt man gewöhnlich die Vergangenheit prüfend an sich vorüberziehen und schmiedet Pläne für die Zukunft. Auf dem Gesicht des Fürsten Andrej lag Nachdenklichkeit und Milde. Die Hände auf den Rücken gelegt, ging er schnell im Zimmer auf und ab, von einer Ecke zur anderen, sah starr vor sich hin und schüttelte oft nachdenklich den Kopf. War es ihm schrecklich, in den Krieg zu ziehen, oder war traurig, seine Frau verlassen zu müssen? Vielleicht beides. Jedenfalls wünschte er augenscheinlich nicht, daß jemand ihn in diesem Zustand sehen sollte. Denn als er Schritte im Flur hörte, nahm er schnell seine Hände vom Rücken und blieb am Tische stehen, als wolle er das Futteral der Schatulle zubinden; er nahm wieder seine übliche, ruhige und undurchdringliche Miene an. Es waren die schweren Schritte der Prinzessin Marja.

»Es ist mir gesagt worden, du hättest befohlen anzuspannen«, sagte sie ganz außer Atem – anscheinend war sie sehr schnell gelaufen –, »aber ich wollte doch noch so gern mit dir allein sprechen. Gott weiß, auf wie lange Zeit wir uns wieder trennen müssen. Bist du auch nicht

böse, daß ich gekommen bin? Du hast dich sehr verändert, Andrjuscha«, fügte sie zur Erklärung ihrer Frage hinzu.

Sie lächelte, als sie das Wort »Andrjuscha« aussprach. Anscheinend kam ihr selber der Gedanke merkwürdig vor, daß dieser strengblickende, schöne Mann derselbe Andrjuscha war, jener magere, ausgelassene Knabe, der Gefährte ihrer Kindheit.

»Wo ist denn Lisa?« fragte er und antwortete nur mit einem Lächeln auf ihre Frage.

»Sie war so müde, daß sie bei mir im Zimmer auf dem Sofa eingeschlafen ist. Ach, Andrej, quel trésor de femme vous avez«, sagte sie und setzte sich dem Bruder gegenüber aufs Sofa. »Sie ist noch ein vollständiges Kind, ein so liebes, frohes Kind. Ich habe sie sehr lieb gewonnen.«

Fürst Andrej schwieg, aber die Prinzessin bemerkte den ironischen und verächtlichen Ausdruck auf seinem Gesicht.

»An kleinen Schwächen muß man vorbeisehen. Wer hat die nicht, Andrej? Vergiß nicht, daß sie mitten im Leben der vornehmen Gesellschaft aufgewachsen und erzogen ist. Und dann ist ihre ganze Lage jetzt wirklich nicht rosig. Man muß sich in den Zustand jedes Menschen hineinversetzen. Tout comprendre, c'est tout pardonner. Bedenke, was es für die Arme heißt, sich von diesem Leben, an das sie so gewöhnt ist, und jetzt auch noch von ihrem Mann trennen zu müssen und allein auf dem Lande zu bleiben. Dazu noch in ihrem jetzigen Zustand, das ist sehr schwer.«

Fürst Andrej sah seine Schwester an und lächelte, wie man zu lächeln pflegt, wenn man Leuten zuhört, die man zu durchschauen glaubt.

»Du lebst doch auch auf dem Lande und findest dieses Leben gar nicht so fürchterlich«, sagte er.

»Ich? Das ist etwas anderes. Warum von mir reden? Ich wünsche mir kein anderes Leben und könnte mir auch keins wünschen, da ich ja gar kein anderes Leben kenne. Aber bedenke doch, Andrej, was es für eine junge Frau, die an das glänzende Gesellschaftsleben gewöhnt ist, bedeutet, sich in ihren besten Lebensjahren hier auf dem Lande zu vergraben, dazu noch ganz allein, denn Papa ist ja dauernd beschäftigt, und ich ... na, du weißt ja, wie wenig ich einer Frau bieten kann,

die an bessere Gesellschaft gewöhnt ist. Nur Mademoiselle Bourienne ...«

»Sie gefällt mir gar nicht, deine Bourienne«, warf Fürst Andrej ein.

»Ach nein, sie ist sehr lieb und gut, und vor allem ist sie ein bemitleidenswertes Mädchen. Sie hat niemand, niemand. Ich will es ganz offen sagen: ich mache mir nicht viel aus ihr, im Gegenteil, es ist mir oft peinlich, sie hier zu haben. Du weißt, ich war immer etwas menschen scheu und bin es jetzt noch mehr. Ich liebe die Einsamkeit. Aber der Vater hat sie gern. Sie und Michail Iwanowitsch sind die beiden Menschen, gegen die er immer freundlich und gut ist, weil er ihnen Wohltaten erwiesen hat. Wie sagt doch gleich Sterne⁵¹? Wir lieben die Menschen weniger um des Guten willen, das sie an uns tun, als um des Guten willen, das wir an ihnen getan haben. Mein Vater hat sie als Waise sur le pavé aufgehoben, und sie ist ein sehr guter Mensch. Und dann liebt der Vater ihre Art vorzulesen. Sie liest ihm abends laut vor. Sie liest sehr gut.«

»Na, geradeheraus gesagt, Marie, ich glaube, dir muß es doch bisweilen bei dem Charakter des Vaters schwer werden, mit ihm zu leben?« fragte plötzlich Fürst Andrej.

Prinzessin Marja war zuerst erstaunt; dann erschrak sie über diese Frage.

»Mir? Mir? Mir schwer werden?!« fragte sie.

»Er war doch schon immer etwas schroff; aber ich glaube, jetzt muß es noch schwerer sein, mit ihm auszukommen«, sagte Fürst Andrej; anscheinend sprach er absichtlich so leichtfertig über seinen Vater, um seine Schwester in Verlegenheit zu setzen oder sie zu prüfen.

»Du bist ein guter Mensch, Andrej, aber du hast einen gewissen Verstandesdünkel«, sagte die Prinzessin, die mehr ihrem eigenen Gedankengang folgte als dem des Gesprächs, »und das ist eine große Sünde. Darf man denn so über seinen Vater urteilen? Ja, und wenn dies wirklich möglich wäre, könnte denn ein solcher Mensch wie unser Vater ein anderes Gefühl als Verehrung hervorrufen? Ich bin so zufrieden und so glücklich, daß ich mit ihm zusammen sein kann. Ich wünschte nur, alle wären so glücklich wie ich.«

Der Bruder schüttelte ungläubig den Kopf.

»Das einzige, was für mich schwer zu ertragen ist – ich sage es ganz offen, Andrej –, sind die Ansichten unseres Vaters in religiösen Dingen. Ich verstehe es nicht, wie ein Mensch mit einem so ungeheuren Verstand nicht das sieht, was doch so klar wie der helle Tag ist, und so in Irrtum befangen leben kann. Das ist mein einziges Leid. Aber auch hier sehe ich jetzt einen Schatten der Besserung. In der letzten Zeit sind seine Spötteleien nicht mehr so höhnisch, und er hat sogar einen Mönch empfangen und lange mit ihm gesprochen.«

»Nun, meine Liebe, ich fürchte, daß ihr beide, du und der Mönch, euer Pulver vergeudet habt«, sagte Andrej spöttisch, aber freundlich.

»Ach, mon ami! Ich bete zu Gott und hoffe, daß er mich erhören wird. Andrej«, sagte sie schüchtern nach kurzem Schweigen, »ich habe eine große Bitte an dich.«

»Was, meine Liebe?«

»Nein, versprich mir erst, daß du sie mir nicht abschlagen wirst. Es wird dich keine Mühe kosten, und etwas für dich Unwürdiges ist es auch nicht. Du wirst mir damit nur eine Freude machen. Versprich es, Andrjuscha!« sagte sie, steckte ihre Hand in ihr Ridikül und hielt da etwas, zeigte es aber noch nicht, als ob das, was sie da verborgen hielt, den Gegenstand ihrer Bitte bilde, und sie dieses Etwas noch nicht herausnehmen könne, bevor sie nicht das Versprechen auf Erfüllung erhalten habe. Mit einem schüchternen, flehenden Blick sah sie ihren Bruder an.

»Auch wenn es mir große Mühe machen würde ...« antwortete Fürst Andrej, als habe er schon erraten, worum es sich handelte.

»Denk, was du willst! Ich weiß, du bist ebenso wie unser Vater. Denk, was du willst, aber tu es für mich. Tu es, bitte! Schon der Vater unseres Vaters, also unser Großvater, hat es in allen Kriegen getragen ...« Sie hatte noch immer nicht das herausgenommen, was sie im Ridikül gefaßt hielt. »Also du versprichst es mir?«

»Natürlich. Was ist es denn?«

»Andrej, ich will dich mit diesem Heiligenbildchen segnen, und du versprichst mir, daß du es nie abnehmen wirst. Ja?«

»Wenn es nicht zwei Pud wiegt und mir nicht den Hals herabzieht ... und um dir eine Freude zu machen ...«, sagte Fürst Andrej; aber als er die betrübte Miene bemerkte, die sich bei diesem Scherz auf dem Gesicht seiner Schwester zeigte, bereute er ihn im selben

Augenblick. »Ja, ich tu es gern, meine Gute, tu es gern«, fügte er hinzu.

»Trotz deines Unglaubens wird Er dich erretten, sich deiner erbarmen und dich wieder zu Sich führen, weil in Ihm allein Wahrheit und Friede ist«, sagte sie mit einer vor Erregung zitternden Stimme und hielt mit feierlicher Miene dem Bruder in beiden Händen ein altes ovales Christusbildchen mit schon schwarz gewordenem Gesicht entgegen, das von einem silbernen Rahmen eingefasst war und an einem feinen silbernen Kettchen hing.

Sie bekreuzigte sich, küßte das Bild und gab es dem Bruder.

»Bitte, Andrej, tu es für mich.«

Ihre großen Augen strahlten ein schönes Licht aus, erleuchteten das ganze, magere und krankhaft aussehende Gesicht und machten es schön. Fürst Andrej wollte das Bildchen entgegennehmen, aber sie hielt ihn noch zurück. Er begriff, was sie wollte, bekreuzigte sich und küßte das Bildchen. Ein Ausdruck von Milde, denn er war gerührt, gleichzeitig aber auch von leisem Spott lag auf seinem Gesicht.

»Merci, mon ami.«

Sie küßte ihn auf die Stirn und setzte sich wieder aufs Sofa. Sie schwiegen.

»Und wie ich dir schon gesagt habe, Andrej, sei gut und großmütig, wie du es ja immer warst. Urteile nicht streng über Lisa«, begann sie, »sie ist so lieb, so gut, und ihre Lage ist jetzt so schwer.«

»Aber ich habe dir doch gar nicht gesagt, Mascha, daß ich meiner Frau irgendeinen Vorwurf mache oder mit ihr unzufrieden bin. Warum sagst du mir denn dies alles?«

Auf Prinzessin Marjas Gesicht traten rote Flecken. Sie schwieg, als fühle sie sich schuldig.

»Ich habe dir nichts gesagt, aber andere haben es vielleicht getan. Und das tut mir leid.«

Die roten Flecken traten noch stärker auf Stirn und Wangen der Prinzessin hervor. Sie wollte etwas erwidern, konnte es aber nicht aussprechen. Der Bruder erriet es. Die kleine Fürstin hatte nach dem Mittagessen geweint und gesagt, sie ahne eine unglückliche Entbindung und fürchte sich davor. Dann hatte sie sich über ihr Schicksal,

über ihren Schwiegervater und ihren Mann beklagt. Schließlich war sie eingeschlafen. Dem Fürsten Andrej tat die Schwester leid.

»Ich will dir nur das sagen, Mascha: ich kann meiner Frau keinen Vorwurf machen, habe es nie getan und werde es auch nie tun. Auch mir selber kann ich, was mein Verhalten gegen sie anbetrifft, nichts vorwerfen; und das wird immer so bleiben, in was für Lagen ich mich auch befinden werde. Wenn du aber die Wahrheit wissen willst ... Wenn du wissen willst, ob ich glücklich bin? Nein. Ob sie glücklich ist? Nein. Woher kommt das? Ich weiß es nicht.«

Nachdem er das gesagt hatte, stand er auf, trat zu seiner Schwester und küßte sie auf die Stirn. Seine schönen klugen Augen leuchteten in einem guten, ungewöhnlichen Glänze auf. Aber er sah seine Schwester nicht an, sondern blickte über ihren Kopf hinweg in das Dunkel hinter der geöffneten Tür.

»Komm, wir wollen zu ihr gehen, ich muß Abschied nehmen. Oder gehe du, geh allein, wecke sie auf, ich komme gleich nach. Petruschka«, rief er seinem Kammerdiener zu. »Komm her, nimm das mit. Dies auf den Sitz, und das auf die rechte Seite.«

Prinzessin Marja stand auf und ging zur Tür. Sie blieb stehen.

»André, si vous aviez la foi, vous vous seriez adressé a Dieu, pour qu'il vous donne l'amour, que vous ne sentez pas, et votre prière aurait été exaucée.«

»Ja, vielleicht«, sagte Fürst Andrej. »Geh, Mascha, ich komme gleich nach.«

Auf dem Weg zum Zimmer seiner Schwester, in der Galerie, die das eine Haus mit dem andern verband, traf Fürst Andrej die lieblich lächelnde Mademoiselle Bourienne. Schon zum drittenmal an diesem Tag war sie ihm mit ihrem verliebten und naiven Lächeln in den einsamen Gängen begegnet.

»Ah, je vous croyais chez vous«, sagte sie und errötete ohne Grund, wobei sie die Augen niederschlug.

Fürst Andrej sah sie streng an, und auf seinem Gesicht zeigte sich plötzlich ein Ausdruck des Zorns. Er erwiderte nichts, sah nur ihre Stirn und ihre Haare an, ohne ihr in die Augen zu blicken, und machte dabei eine so verächtliche Miene, daß die kleine Französin errötete und fortging, ohne etwas zu sagen.

Als er zum Zimmer seiner Schwester kam, war die Fürstin schon wach. Ihr fröhliches Stimmchen, das ein Wort nach dem andern heraussprudelte, war hinter der offenen Tür zu hören.

Sie sprach so schnell, als müsse sie nach so langer Enthaltbarkeit die verlorene Zeit jetzt wieder nachholen.

»Non, mais figurez-vous, la vieille comtesse Zouboff avec de fausses boucles et la bouche pleine de fausses dents comme si elle voulait défier les années ... Ha, ha, ha, Marie!«

Genau dieselben Worte über die Gräfin Subowa und genau dasselbe Lachen hatte Fürst Andrej schon fünfmal von seiner Frau bei Fremden gehört. Er trat leise ins Zimmer.

Die kleine rotbackige Fürstin mit ihrer vollen Gestalt saß, mit einer Handarbeit beschäftigt, in einem Sessel und redete unaufhörlich, indem sie Petersburger Erinnerungen und sogar Petersburger Ausdrücke zum besten gab.

Fürst Andrej trat zu ihr, streichelte ihr den Kopf und fragte, ob sie sich von der Reise nun ausgeruht habe.

Sie gab eine Antwort, setzte aber dann gleich ihr altes Gespräch fort.

Der Wagen mit den sechs Pferden stand vor der Freitreppe. Es war eine dunkle Herbstnacht. Der Kutscher konnte nicht einmal die Wagendeichsel sehen. An der Haustreppe eilten Leute mit Laternen hin und her. Die großen Fenster des riesigen Hauses waren hell erleuchtet. Im Vorzimmer drängte sich das Gesinde, das sich vom jungen Fürsten verabschieden wollte; im Saal standen alle Hausangehörigen: Michail Iwanowitsch, Mademoiselle Bourienne, Prinzessin Marja und die Fürstin. Fürst Andrej war zu seinem Vater ins Arbeitszimmer gerufen worden, der allein von ihm Abschied nehmen wollte. Alle warteten auf ihr Erscheinen.

Als Fürst Andrej in das Arbeitszimmer eintrat, saß der alte Fürst am Tisch und schrieb. Er trug eine altmodische Brille und einen weißen Schlafrock, in dem er niemanden empfing außer seinen Sohn. Als er Andrej kommen hörte, drehte er sich um.

»Du willst fort?« und wieder begann er zu schreiben.

»Ich komme, um mich zu verabschieden.«

»Küsse mich, hier«, er zeigte auf seine Backe, »danke, danke.«

»Wofür danken Sie mir?«

»Dafür, daß du dich nicht verspätet hast, nicht am Frauenrock hängengeblieben bist. Zuerst kommt der Dienst! Danke, danke!« er schrieb so schnell weiter, daß die knisternde Feder nur so spritzte. »Wenn du noch etwas zu sagen hast, so sag's. Diese beiden Dinge kann man gleichzeitig erledigen«, fügte er hinzu.

»Über meine Frau möchte ich etwas sagen ... Mir ist es so peinlich, daß sie Ihnen zur Last fallen muß.«

»Was redest du da für Unsinn? Sag lieber was Notwendiges.«

»Wenn meine Frau der Entbindung nahe ist, so lassen Sie bitte einen Arzt aus Moskau kommen ... Damit er hier ist.«

Der alte Fürst hielt inne und richtete einen strengen Blick auf seinen Sohn, als hätte er ihn nicht verstanden.

»Ich weiß, daß niemand helfen kann, wenn die Natur sich nicht selber hilft«, fuhr Fürst Andrej fort. Er war anscheinend verlegen geworden. »Ich gebe zu, daß unter Millionen von Fällen nur einer unglücklich ausgeht, aber das ist nun einmal eine fixe Idee von ihr und mir. Man hat ihr soviel vorgeschwatzt, sie hat einmal etwas geträumt, und nun fürchtet sie sich.«

»Hm ... hm ...«, sagte der alte Fürst vor sich hin und schrieb weiter. »Ich werde es schon besorgen.«

Er setzte mit einem raschen Federstrich seinen Namen unter das Schreiben und drehte sich dann, plötzlich auflachend, rasch zu seinem Sohn um.

»Eine schlimme Geschichte, nicht wahr?«

»Was denn, lieber Vater?«

»Eine Frau zu haben!« sagte kurz und bedeutsam der alte Fürst.

»Ich verstehe dich nicht«, erwiderte Fürst Andrej.

»Ja, da ist nichts zu machen, Freundchen«, sagte der Fürst, »sie sind alle so, und sich scheiden lassen darf man nicht. Doch habe keine Angst, ich sage es niemandem, aber du weißt ja selber, wie es ist.«

Er ergriff mit seiner kleinen, knochigen Hand die des Sohnes und schüttelte sie. Mit seinen flinken Augen, die jeden zu durchschauen schienen, blickte er seinem Sohn gerade ins Gesicht und lachte wieder in seiner kalten Art.

Fürst Andrej seufzte und ließ durch diesen Seufzer erkennen, daß der Vater ihn verstanden hatte. Der alte Fürst fuhr fort, seine Briefe zusammenzufalten und zu versiegeln. In seiner gewöhnlichen schnellen Art griff er nach Siegellack, Petschaft und Papier und warf dann alles wieder fort.

»Was kann man da machen? Sie ist wenigstens schön! Ich werde alles tun. Sei unbesorgt«, sagte er in seiner abgerissenen Redeweise, während er die Briefe siegelte.

Andrej schwieg. Ihm war es recht, zugleich aber nicht recht, daß sein Vater ihn richtig verstanden hatte. Der alte Fürst stand auf und gab seinem Sohn den Brief.

»Höre«, sagte er, »um deine Frau sei unbesorgt. Was getan werden kann, wird getan. Aber jetzt höre zu: diesen Brief gib Michail Ilarionowitsch Kutusow. Ich habe ihm geschrieben, er soll dir einen guten Posten geben und dich nicht lange als Adjutanten behalten; das ist kein schönes Amt. Sage ihm, daß ich noch an ihn denke und ihn nach wie vor liebe. Und schreibe mir, wie er dich aufgenommen hat. Wenn er gut gegen dich ist, dann diene ihm. Nikolaj Andrejewitsch Bolkonskijs Sohn darf keinem dienen, um dessen Gunst er erst buhlen müßte. Nun, jetzt komm her!«

Er redete so schnell, daß er die Hälfte der Worte nicht zu Ende sprach, aber der Sohn war daran gewöhnt, ihn zu verstehen. Er führte Fürst Andrej zum Schreibtisch, schob die Klappe hoch und zog ein Kästchen vor, aus dem er ein Heft herausnahm, das mit großen, langen und gedrängten Buchstaben beschrieben war.

»Na, ich werde ja doch wohl vor dir sterben. Also paß auf, hier sind meine Memoiren; nach meinem Tod sind sie dem Kaiser zu übergeben. Jetzt hier: ein Wertpapier und ein Brief; das ist der Preis für den, der die Geschichte der Feldzüge Suworows schreiben wird. An die Akademie zu schicken! Hier sind meine Bemerkungen, die lies, wenn ich tot bin; wirst manches Nützliche darin finden.«

Andrej sagte dem Vater nicht, daß er wahrscheinlich noch lange leben werde. Er wußte, daß er ihm das nicht erst zu sagen brauchte.

»Ich werde alles so machen, wie du es haben willst, lieber Vater«, erwiderte er.

»Nun, jetzt also leb wohl!« Er reichte seinem Sohn die Hand zum Kuß und umarmte ihn. »Denk an eins, Fürst Andrej: Wenn du fällst,

dann wird das für mich alten Mann ein Schmerz sein ...« er schwieg ganz unvermittelt und fuhr dann auf einmal mit schreiender Stimme fort: »Sollte ich aber je erfahren, daß du dich nicht so geführt hast, wie es sich für den Sohn eines Nikolaj Bolkonskij ziemt, dann werde ich mich schämen«, sagte er kreischend.

»Das hätten Sie mir nicht zu sagen brauchen, lieber Vater«, erwiderte der Sohn lächelnd.

Der alte Fürst schwieg.

»Noch um eins wollte ich Sie bitten«, fuhr Fürst Andrej fort, »wenn ich fallen sollte und einen Sohn haben werde, dann lassen Sie ihn nicht von sich, wie ich Ihnen schon gestern gesagt habe; er soll bei Ihnen hier aufwachsen ... Darum bitte ich Sie.«

»Deiner Frau soll ich ihn also nicht überlassen?« sagte der Alte und lachte.

Schweigend standen beide einander gegenüber. Die flinken Augen des alten Fürsten waren fest auf die des Sohnes gerichtet. Etwas zuckte bei ihm im unteren Teil des Gesichtes.

»Na, nun haben wir Abschied voneinander genommen ... nun geh! ...« sagte er plötzlich. »Geh!« rief er mit lauter, wütender Stimme und öffnete die Tür des Arbeitszimmers.

»Was ist los? Was ist geschehen?« fragten die kleine Fürstin und Prinzessin Marja, als sie Andrej und die Gestalt des zornig schreienden alten Herrn erblickten, der im weißen Schlafrock, ohne Perücke und mit der altmodischen Brille für einen Augenblick zum Vorschein kam.

Fürst Andrej seufzte und antwortete nichts.

»Nun«, wandte er sich an seine Frau. Dieses »Nun« klang wie kalter Spott, als wollte er sagen: »Na, jetzt kannst du also mit deinem Theater anfangen!«

»André, déjà!« rief die kleine Fürstin. Sie wurde blaß und sah angstvoll ihren Mann an.

Er umarmte sie. Sie schrie auf und sank ohnmächtig gegen seine Schulter.

Er zog vorsichtig die Schulter fort, an der sie lag, sah ihr ins Gesicht und setzte sie behutsam in einen Sessel.

»Leb wohl, Marie«, sagte er leise zu seiner Schwester, faßte sie bei der Hand und küßte sie. Dann verließ er mit schnellen Schritten das Zimmer.

Die kleine Fürstin lag im Sessel. Mademoiselle Bourienne rieb ihr die Schläfen und Prinzessin Marja stützte sie. Mit ihren verweinten schönen Augen sah die kleine Fürstin immer noch nach der Tür, durch die Andrej hinausgegangen war, und machte dann das Zeichen des Kreuzes.

Aus dem Arbeitszimmer hörte man, wie der alte Fürst sich wiederholt heftig schneuzte. Es klang beinahe, als feuere jemand immer wieder eine Flinte ab. Kaum war Fürst Andrej hinausgegangen, so öffnete sich schnell die Tür des Arbeitszimmers, und die Gestalt des alten Fürsten im weißen Schlafrock erschien auf der Schwelle.

»Ist er fort? Nun, dann ist's gut!« sagte er mit einem ärgerlichen Blick auf die ohnmächtige kleine Fürstin, schüttelte tadelnd den Kopf und schlug die Tür wieder zu.

ZWEITER TEIL

1

Im Oktober 1805 besetzten die russischen Truppen die Dörfer und Städte des Erzherzogtums Österreich, und immer noch neue Regimenter kamen aus Rußland herbei, fielen den Einwohnern durch Einquartierung zur Last und bezogen endlich bei der Festung Braunau ein Lager. In Braunau war das Hauptquartier des Oberkommandierenden Kutusow.

Am 11. Oktober 1805* hatte eines jener soeben in Braunau eingetroffenen Regimenter ungefähr eine halbe Meile vor der Stadt Aufstellung genommen und erwartete die Besichtigung des Oberkommandierenden. Trotz der nichtrussischen Gegend und des nichtrussischen Rahmens – Obstgärten, Steinmauern, Ziegeldächer, ferne Berge – und trotz der nichtrussischen Bevölkerung, die neugierig die Soldaten betrachtete, sah dieses Regiment genauso aus wie jedes andere russische Regiment, das sich irgendwo, mitten in Rußland, zu einer Besichtigung bereitmacht.

Am Abend vorher war nach fast zurückgelegtem Marsch der Befehl gekommen, daß der Oberkommandierende das Regiment noch auf dem Marsch besichtigen wolle. Wenn auch der Wortlaut des Befehls dem Obersten unklar schien und sich die Frage erhob, wie man ihn verstehen solle: ob in Marschuniform oder nicht, so wurde doch im Rat der Bataillonsführer beschlossen, das Regiment in Paradeuniform vorzuführen, nach dem Grundsatz, daß es immer besser ist, eine zu tiefe Verbeugung zu machen, als nur eine halbe.

Nach einem dreißig Werst langen Marsch hatten die Soldaten die ganze Nacht kein Auge schließen dürfen, hatten ihre Sachen gereinigt und ausgebessert, und die Adjutanten und Kompanieführer hatten gerechnet und die Leute abgezählt. Am Morgen war dann aber auch das Regiment nicht mehr jener lang auseinandergezogene, unordentliche Haufen wie gestern abend und auf den letzten Märschen, sondern eine geordnete Masse von zweitausend Soldaten, wo jeder Mann

* Die geschichtlichen Daten sind in diesem Werk alle nach dem russischen Kalender alten Stils angeführt, der hinter unserer Zeitrechnung um zwölf Tage zurückbleibt. (Anm. d. Übers.)

seinen Platz und seine Aufgabe kannte, und wo jeder Knopf und jeder Riemen am rechten Platz war und vor Sauberkeit strahlte.

Aber nicht nur äußerlich war alles in Ordnung. Wäre der Oberkommandierende auf den Einfall gekommen, auch unter die Uniformen zu schauen, so hätte er bei jedem ein gleich sauberes Hemd und in jedem Tornister die vorgeschriebene Anzahl Sachen vorgefunden, »das ganze Gelumpe«, wie die Soldaten zu sagen pflegten. Nur etwas ließ zu wünschen übrig: das Schuhwerk. Über die Hälfte der Leute hatte zerrissene Stiefel. Doch an diesem Mangel war nicht der Oberst schuld. Denn trotz seiner wiederholten Forderungen hatte er von den österreichischen Militärbehörden kein Schuhzeug erhalten, obwohl das Regiment schon tausend Werst marschiert war.

Der Regimentskommandeur war ein bejahrter, aber noch lebenslustiger General mit grauen Augenbrauen und grauem Backenbart, dessen Brustumfang noch größer war als seine Schulternbreite. Er trug eine ganz neue Uniform, die allerdings vom Zusammenlegen etwas faltig geworden war. Die dicken goldenen Epauletten drückten seine mächtigen Schultern nicht nach unten, sondern schienen sie im Gegenteil hochzuziehen. Der Regimentskommandeur sah aus wie ein Mensch, der voller Glück eine der feierlichsten Handlungen seines Lebens vollzieht. Er schritt mit etwas gekrümmtem Rücken vor der Front auf und ab, und sein starker Körper erbebt bei jedem Schritt. Man konnte es ihm ansehen, daß er sich über sein Regiment freute, sich glücklich pries, sein Kommandeur zu sein, und sich mit ganzer Seele nur mit seinem Regiment beschäftigte. Trotzdem zeigte sein zuckender Gang, daß er neben den militärischen Interessen auch das Gesellschaftsleben und das weibliche Geschlecht nicht vernachlässigte.

»Nun, mein lieber Michail Mitritsch«, wandte er sich an einen Bataillonskommandeur – dieser trat lächelnd vor, und es war beiden anzusehen, daß sie gleich glücklich waren –, »heute nacht haben wir etwas zu knacken gehabt! Aber es scheint ja ganz gut gegangen zu sein. Allzu sehr verlottert sieht das Regiment ja wohl nicht aus. Nicht wahr?«

Der Bataillonskommandeur verstand die vergnügte Ironie und lachte.

»Sogar auf dem Paradeplatz in Petersburg könnten wir uns so sehen lassen.«

»Nicht wahr?« sagte der Kommandeur.

In diesem Augenblick erschienen auf dem Weg von der Stadt her, auf dem Signalposten verteilt waren, zwei Reiter: ein Adjutant und ein Kosak, der hinter ihm herritt.

Der Adjutant war aus dem Hauptquartier abgeschickt worden, um dem Regimentskommandeur das zu bestätigen, was im gestrigen Befehl undeutlich ausgedrückt war: nämlich, daß der Oberkommandierende das Regiment ganz in dem Zustand zu sehen wünschte, wie es marschierte, das heißt in Mänteln, in Helmüberzügen und ohne alle Vorbereitungen.

Zu Kutusow war am Abend vorher ein Mitglied des Hofkriegsrates aus Wien gekommen mit dem dringenden Ansinnen, möglichst schnell loszumarschieren, um mit den Armeen des Erzherzogs und Macks zusammenzustoßen. Kutusow, der eine solche Vereinigung für unvorteilhaft hielt, hatte nun die Absicht, neben anderen Beweisen für seine Ansicht, dem österreichischen General zu zeigen, in welcher trauriger Verfassung die Truppen aus Rußland ankamen. Zu diesem Zweck wollte er dem Regiment entgegenfahren; und je schlechter nun der Zustand des Regiments war, um so angenehmer mußte es für den Oberkommandierenden sein. Wenn auch der Adjutant alle diese Einzelheiten nicht kannte, so meldete er doch dem Regimentskommandeur den dringenden Befehl des Oberkommandierenden, die Leute sollten in Mänteln und Helmbezügen erscheinen, andernfalls würde der Oberkommandierende unzufrieden sein. Als der Regimentskommandeur diese Worte hörte, ließ er den Kopf hängen, zuckte schweigend die Schultern und streckte aufgeregt die Arme aus.

»Da haben wir ja was Schönes angerichtet!« brummte er vor sich hin. »Sehen Sie, Michail Mitritsch, ich habe es Ihnen doch gleich gesagt, wenn er es auf dem Marsch sehen will, dann müssen die Leute in Mänteln antreten«, wandte er sich vorwurfsvoll an den Bataillonskommandeur. »Ach Gott, ach Gott!« fügte er hinzu, trat dann aber mit entschlossener Miene vor und rief mit seiner ans Kommandieren gewöhnten Stimme: »Die Herren Kompanieführer, die Feldwebel ... Wird Seine Exzellenz bald kommen?« wandte er sich an den Adjutanten, mit einer respektvoll höflichen Miene, die der Person galt, von der er sprach.

»In einer Stunde, glaube ich.«

»Haben wir noch so viel Zeit, daß sich die Leute umziehen können?«

»Ich weiß nicht, Herr General.«

Der Regimentskommandeur ging selber zu den Reihen hin und gab den Befehl, es sollten wieder die Mäntel angezogen werden. Die Kompanieführer liefen vor ihren Kompanien auf und ab, die Feldwebel eilten aufgeregt hin und her, weil die Mäntel nämlich nicht ganz in Ordnung waren, und im selben Augenblick kamen die vorhin so regelmäßig und schweigend dastehenden Karrees in Bewegung. Sie zogen sich auseinander, und ein dumpfes Summen von Stimmen wurde hörbar. Überall liefen Soldaten hin und her. Mit einem Ruck warfen sie die Schultern zurück, zogen den Tornister über den Kopf, nahmen die Mäntel ab und hoben beide Arme hoch, um damit in die Ärmel zu fahren.

Nach einer halben Stunde war die frühere Ordnung wiederhergestellt, nur sahen die vorhin schwarzen Karrees jetzt grau aus. Der Regimentskommandeur trat wieder in seinem zuckenden Gang vor die Front und musterte das Regiment von weitem.

»Was ist denn da noch? Was ist das!« schrie er, stehen bleibend.
»Der Kompanieführer der dritten Kompanie hierher!«

»Der Kompanieführer der dritten Kompanie zum Herrn General ... der Kompanieführer zum Herrn General ... von der dritten Kompanie zum Kommandeur!« liefen Stimmen die Reihen entlang, und der Adjutant eilte fort, um den noch nicht erschienenen Offizier zu suchen.

Als das Rufen der eifrigen Stimmen, die bereits den Sinn entstellten hatten und »Der Herr General zur dritten Kompanie!« schrien, am Bestimmungsort angelangt war, trat der gewünschte Offizier aus seiner Kompanie hervor und eilte, obwohl er doch schon alt und an Laufen nicht mehr gewöhnt war, im Trab zum General, wobei er ungeschickt mit den Fußspitzen am Boden anhakete. Das Gesicht des Hauptmanns sah so ängstlich und unruhig aus wie das eines Schülers, der eine Aufgabe hersagen soll, die er nicht gelernt hat. Auf seiner augenscheinlich von unmäßigem Trinken geröteten Nase zeigten sich Flecken, und seine Lippen zitterten.

Der Regimentskommandeur musterte den Hauptmann von oben bis unten, als dieser ganz außer Atem herankam, obgleich er seinen Schritt verlangsamte, je näher er dem Regimentskommandeur kam.

»Na, Sie werden Ihren Leuten wohl demnächst noch Unterröcke anziehen! Was?« schrie der Regimentskommandeur mit vorgeschobenem Unterkiefer und zeigte auf einen Soldaten in den Reihen der dritten Kompanie, dessen Mantel durch feineres Tuch und eine andere Farbe unter den übrigen Mänteln auffiel. »Und Sie selber, wo stecken Sie denn eigentlich? Der Oberkommandierende wird erwartet, und Sie entfernen sich von Ihrem Platz? Wie? Ich werde Sie lehren, die Leute zur Besichtigung Kosakenröcke anziehen zu lassen!«

Der Kompanieführer ließ keinen Blick von seinem Vorgesetzten und preßte seine zwei Finger immer fester an den Mützenschirm, als ob in diesem Anpressen jetzt seine einzige Rettung läge.

»Nun, warum schweigen Sie? Wer hat sich da bei Ihnen als Ungar verkleidet?« spottete der Regimentsführer in strengem Ton.

»Eure Exzellenz ...«

»Na, was heißt ›Eure Exzellenz, Eure Exzellenz, Eure Exzellenz! Aber was ›Eure Exzellenz‹ heißen soll, das weiß keiner.«

»Eure Exzellenz, das ist Dolochow, der Degradierete«, sagte leise der Hauptmann.

»Ja, ist er denn zum Feldmarschall degradiert oder zum gemeinen Soldaten? Wenn er zum Gemeinen degradiert ist, dann muß er sich auch so kleiden wie alle übrigen.«

»Eure Exzellenz haben es ihm selber für die Dauer des Krieges gestattet.«

»Ich hätte das gestattet? Ich hätte das gestattet? Ja, so seid ihr immer, ihr jungen Leute«, sagte der Regimentskommandeur und wurde etwas ruhiger. »Ich hätte es gestattet? Sagt man euch mal etwas, dann macht ihr gleich ...« Der Regimentskommandeur schwieg. »Sagt man euch mal etwas, dann macht ihr gleich ... Was soll das heißen?« fuhr er dann wieder gereizter fort, »also bitte, ziehen Sie Ihre Leute anständig an.«

Der Regimentskommandeur sah sich nach seinem Adjutanten um und ging dann mit seinem zuckenden Gang zum Regiment hin. Man konnte es ihm ansehen, daß er sich in seiner gereizten Stimmung

wohlfühlte und daß er beim Abschreiten der Front noch nach einem weiteren Vorwand suchte, um in Zorn geraten zu können. Nachdem er noch einen Offizier wegen eines nicht blankgeputzten Ordens und einen andern wegen einer schiefstehenden Reihe angefahren hatte, ging er zur dritten Kompanie.

»Wi-i-i-ie stehst du da? Wo ist das Bein? Wo das Bein ist?« schrie der Regimentskommandeur mit gekränkter Stimme. Er befand sich noch fünf Mann von Dolochow entfernt, der den bläulichen Mantel trug.

Dolochow stellte langsam das gebogene Bein gerade und sah mit seinem heiteren und frechen Blick dem General gerade ins Gesicht.

»Warum hast du einen blauen Mantel an? Herunter damit! Feldweibel! Dem Mann hier einen andern Mantel geben! So ein lum...« Er kam nicht dazu, das Wort zu Ende zu sprechen.

»Herr General, ich bin verpflichtet, jeden Befehl zu erfüllen, aber nicht verpflichtet ...«, fing Dolochow schnell an.

»Maul halten im Glied! Maul halten, Maul halten!«

»Nicht verpflichtet, Beleidigungen hinzunehmen«, sprach Dolochow mit lauter tönender Stimme seinen Satz zu Ende.

Die Augen des Generals und des Gemeinen begegneten einander. Der General schwieg. Ärgerlich zog er die straffe Schärpe nach unten.

»Wollen Sie sich bitte umziehen«, sagte er und ging weiter.

2

52

»Er kommt!« schrie in diesem Augenblick der Posten.

Der Regimentskommandeur bekam einen roten Kopf und lief auf sein Pferd zu. Mit zitternden Händen griff er nach dem Steigbügel, schwang sich hinauf und setzte sich zurecht. Dann zog er mit strahlendem, entschlossenem Gesicht den Säbel, öffnete den Mund auf einer Seite und machte sich bereit, loszuschreien. Durch das Regiment ging ein Schütteln wie bei einem Vogel, der sein Gefieder geputzt hat. Dann stand alles regungslos da.

»Still-ll-gestanden!« schrie der Regimentskommandeur mit markerschütternder Stimme, die zugleich seine eigene Freude, seine Strenge gegen das Regiment und seinen Gruß für den ankommenden Vorgesetzten verkündete.

Auf der großen, breiten, mit Bäumen bepflanzten, unchaussierten Landstraße kam, leise in den Federn klirrend, in schnellem Trabe ein hoher, blauer, vierspänniger Wiener Wagen angefahren. Hinter dem Wagen ritt das Gefolge und eine Eskorte Kroaten. Neben Kutusow saß der österreichische General in seinem weißen Waffenrock, der sich unter all den schwarzen russischen Uniformen ganz merkwürdig ausnahm. Die Kalesche hielt vor dem Regiment. Kutusow und der österreichische General sprachen leise miteinander. Kutusow setzte, schwerfällig auftretend, den Fuß aufs Trittbrett und lächelte flüchtig, als ob diese zweitausend Mann, die ihn und ihren Regimentskommandeur mit angehaltenem Atem ansahen, überhaupt nicht da wären.

Ein zweiter Kommandoruf ertönte. Wieder ging ein klirrendes Schütteln durch das ganze Regiment. Die Soldaten präsentierten die Gewehre. Durch die Totenstille hörte man die schwache Stimme des Oberkommandierenden, der ein paar Worte der Begrüßung sprach. Dann brüllte das Regiment los: »Wir wünschen Ihnen Gesundheit, Exzellenz!« und wieder erstarrte alles.

Solange die Begrüßung dauerte, blieb Kutusow auf derselben Stelle stehen. Dann aber schritt er neben dem General in der weißen Uniform zu Fuß die Front ab, begleitet von seinem Gefolge.

Aus dem ganzen Gebaren des Regimentskommandeurs: wie er den Oberkommandierenden begrüßte, wie er seine Augen fast in ihn hineinbohrte, wie er sich reckte und streckte, wie er vornübergeneigt hinter den Generälen die Reihen entlangging und dabei kaum seine zuckenden Bewegungen unterdrücken konnte, wie er bei jedem Wort und jeder Bewegung des Oberkommandierenden zu diesem hinsprang – aus alledem konnte man erkennen, daß er mit noch größerer Wonne die Pflichten eines Untergebenen als die eines Vorgesetzten erfüllte.

Im Vergleich zu anderen Regimentern, die zur selben Zeit in Braunau angekommen waren, befand sich das Regiment, dank der Strenge und Emsigkeit seines Kommandeurs, in recht gutem Zustand! Die Zahl der Nachzügler und Kranken betrug nur zweihundertsiebzehn Mann. Alles war in Ordnung bis auf das Schuhwerk.

Kutusow schritt die Reihen ab und blieb hin und wieder stehen, um einige freundliche Worte an ein paar Offiziere zu richten, die er noch vom Türkenkrieg her⁵³ kannte. Bisweilen sprach er auch mit diesem oder jenem einfachen Soldaten. Als er das Schuhzeug sah, schüttelte er einige Male den Kopf und zeigte es dem österreichischen General mit einer Miene, die erkennen ließ, daß er zwar niemandem deswegen einen Vorwurf mache, aber doch feststellen müsse, wie schlecht es damit bestellt sei. Der Regimentskommandeur lief dabei jedesmal nach vorn, um kein Wort von dem, was der Oberkommandierende über das Regiment sagte, zu versäumen. Ein zwanzig Mann starkes Gefolge kam in einem Abstand, daß man jedes leise gesprochene Wort noch hören konnte, hinter Kutusow her. Die Herren unterhielten sich miteinander und lachten auch bisweilen. Dicht hinter dem Oberkommandierenden ging ein hübscher junger Mensch, sein Adjutant. Es war Fürst Bolkonskij. Neben ihm schritt sein Kamerad Neswizkij, ein langer Stabsoffizier mit gutmütig lächelndem hübschem Gesicht und verschwommenen Augen. Neswizkij konnte sich das Lachen über einen schwarzhaarigen Husarenoffizier, der neben ihm ging, kaum verkneifen. Dieser Husarenoffizier blickte starr und ohne zu lächeln mit ernsthaftem Gesicht auf den Rücken des Regimentskommandeurs und ahmte jede seiner Bewegungen nach. Immer wenn der Regimentskommandeur zusammenzuckte und sich nach vorn beugte, zuckte auch der Husarenoffizier auf dieselbe Art zusammen, und beugte sich genauso nach vorn. Neswizkij lachte und stieß die anderen an, damit auch sie dem Spaßvogel zusehen sollten.

Kutusow ging langsam und müde an den Tausenden von Augen vorbei, die fast aus ihren Höhlen zu rollen schienen, während sie auf den hohen Vorgesetzten hinblickten. Als er zur dritten Kompanie gekommen war, blieb er plötzlich stehen. Das Gefolge, das dieses plötzliche Halten nicht vorausgesehen hatte, kam unwillkürlich näher an ihn heran.

»Ah, Timochin!« sagte der Oberkommandierende, als er den Hauptmann mit der roten Nase erkannte, der vorhin wegen des blauen Mantels in seiner Kompanie einen Rüffel bekommen hatte.

Timochin hatte, während ihm vom Regimentskommandeur vorhin dieser Verweis erteilt worden war, so stramm dagestanden, daß man hätte meinen mögen, ein weiteres Sichausrecken sei unmöglich. Doch in diesem Augenblick, als sich der Oberkommandierende an ihn wandte, reckte sich der Hauptmann so hoch, daß es den Anschein hatte, als müsse er an dieser Haltung zugrundegehen, wenn der Oberkommandierende ihn noch einige Augenblicke länger angesehen hätte. Kutusow wandte sich schnell um, da er anscheinend für die Lage des Hauptmanns Verständnis hatte und ihm doch nur alles Gute wünschte. Über des Oberkommandierenden aufgeschwemmtes Gesicht, das von einer Narbe entstellt war, lief ein kaum merkliches Lächeln.

»Wieder ein Kamerad von Ismail⁵⁴«, sagte er, »ein tapferer Offizier! Bist du zufrieden mit ihm?« fragte Kutusow den Regimentskommandeur.

Der Regimentskommandeur, der sich, ohne es zu merken, in dem ihm nachahmenden Husarenoffizier widerspiegelte, zuckte zusammen, trat vor und antwortete: »Sehr zufrieden, Euer Exzellenz.«

»Wir haben ja alle unsere Schwächen«, sagte Kutusow lächelnd und ging weiter. »Der hatte eben eine besondere Vorliebe für Bacchus.«

Der Regimentskommandeur erschrak, da er nicht recht wußte, ob das nicht etwa seine Schuld sei. Er antwortete nichts. In diesem Augenblick bemerkte der Husarenoffizier den Gesichtsausdruck des Hauptmanns mit der roten Nase und dem eingeschnürten Bauch und ahmte ihn so treffend nach, daß Neswizkij dieses Mal das Lachen nicht mehr unterdrücken konnte. Kutusow drehte sich um. Aber der Offizier war so vollkommen Herr über sein Mienenspiel, daß er in

dem Augenblick, da Kutusow sich umwandte, ein ganz ernsthaftes, respektvolles und unschuldiges Gesicht aufsetzte, obgleich er soeben noch eine Grimasse geschnitten hatte.

Die dritte Kompanie war die letzte. Kutusow dachte einen Augenblick nach: anscheinend wollte er sich auf etwas besinnen. Fürst Andrej trat aus dem Gefolge hervor und sagte leise etwas zu ihm auf französisch.

»Sie haben befohlen, Sie an den Degradierten Dolochow zu erinnern, der sich bei diesem Regiment befindet.«

»Wo ist hier Dolochow?« fragte Kutusow.

Dolochow, der nun einen grauen Soldatenmantel angezogen hatte, konnte es nicht erwarten, bis man ihn vorrief. Die schlanke Gestalt des blonden Soldaten mit den hellblauen Augen trat vor die Front. Er ging zu dem Oberkommandierenden hin und salutierte.

»Eine Beschwerde?« fragte Kutusow und zog die Stirn etwas in Falten.

»Das ist Dolochow«, meldete Fürst Andrej.

»Ah«, sagte Kutusow. »Ich hoffe, daß diese Lehre dich bessern wird. Versieh deinen Dienst ordentlich. Seine Majestät ist gnädig. Auch ich werde dich nicht vergessen, wenn du es verdienst.«

Die hellblauen Augen sahen den Oberkommandierenden ebenso kühn an wie den Regimentskommandeur, als ob sie durch ihren Ausdruck die konventionelle Kluft überbrücken wollten, die den Oberkommandierenden so weit vom gemeinen Soldaten trennt.

»Ich bitte nur um eins, Eure Exzellenz«, sagte er mit seiner helltönenden, festen, nicht hastigen Stimme, »ich bitte nur darum, mir Gelegenheit zu geben, meine Schuld wiedergutzumachen und meine Ergebenheit für Kaiser und Reich beweisen zu können.«

Kutusow wandte sich ab. Über sein Gesicht lief dasselbe Lächeln wie vorhin, als er sich von dem Hauptmann Timochin abgewandt hatte. Er drehte sich um und zog die Stirn in Falten, als wolle er damit ausdrücken, daß alles, was Dolochow sagte und noch hätte sagen können, ihm längst, längst bekannt und schon zuwider sei, und daß dies alles gar nicht das Richtige sei. Er drehte sich um und begab sich zu seiner Kalesche.

Das Regiment löste sich in einzelne Kompanien auf und marschierte nach den angewiesenen Quartieren nicht weit von Braunau, wo es Schuhzeug und Monturen zu erhalten und dann nach den schweren Märschen auszuruhen hoffte.

»Sie sind mir doch nicht gram, Prochor Ignatjitsch«, sagte der Regimentskommandeur, als er an der nach ihrem Quartier marschierenden dritten Kompanie vorbeiritt und zu dem Hauptmann Timochin kam, der voranmarschierte. Auf dem Gesicht des Regimentskommandeurs spiegelte sich nach dieser glücklich abgelaufenen Besichtigung eine unverhohlene Freude. »Das ist nun einmal so im kaiserlichen Dienst ... Da kann man manchmal nicht anders ... Man muß ja bisweilen auch mal einen anfahren ... Ich bin ja auch immer der erste, der sich dann entschuldigt. Sie kennen mich ja ... Er ist sehr zufrieden gewesen!« damit reichte er dem Kompanieführer die Hand.

»Aber ich bitte Sie, Herr General, wie sollte ich wagen«, antwortete der Hauptmann, und seine Nase wurde noch röter. Er lächelte und öffnete dabei den Mund, in dem zwei Vorderzähne fehlten, die ihm in der Schlacht bei Ismail mit einem Kolben ausgeschlagen worden waren.

»Und sagen Sie dem Herrn Dolochow, daß ich ihn nicht vergessen werde; er soll ganz beruhigt sein. Ja, sagen Sie es ihm bitte, ich wollte schon immer fragen, wie es ihm geht, wie er sich führt, und ...«

»Im Dienst ist er sehr ordentlich, Euer Exzellenz, aber im Charakter ...«, erwiderte Timochin.

»Na, was denn, was ist mit seinem Charakter?« fragte der Regimentskommandeur.

»Es kommt so über ihn an manchen Tagen, Euer Hochwohlgebornen. Mal ist er klug, verständig und gutmütig, mal ist er wieder wie ein Tier. In Polen hätte er fast einen Juden totgeschlagen, wie Sie wohl wissen.«

»Nun ja, nun ja«, sagte der Regimentskommandeur, »man muß immerhin den jungen Mann in seinem Unglück bedauern. Und dann hat er doch einflußreiche Verbindungen ... Also sagen Sie es ihm ...«

»Zu Befehl, Euer Exzellenz«, erwiderte Timochin und ließ durch ein Lächeln erkennen, daß er den Wunsch seines Chefs verstehe.

»Gut, gut.«

Der Regimentskommandeur suchte Dolochow in den Reihen auf und hielt sein Pferd an.

»Nach dem ersten Gefecht erhalten Sie die Epauletten wieder«, sagte er zu ihm.

Dolochow sah sich nach ihm um und sagte nichts. Der spöttisch-lächelnde Ausdruck seines Mundes änderte sich nicht.

»Also, gut denn«, fuhr der Regimentskommandeur fort, »die Leute bekommen von mir jeder einen Becher Schnaps«, fügte er lauter hinzu, damit ihn die Soldaten hören sollten. »Ich danke euch allen! Gott sei Dank!«

Er bog um die dritte Kompanie herum und ritt zu einer anderen weiter.

»Na, er ist doch ein guter Mensch«, sagte Timochin zu einem jüngeren Offizier, der hinter ihm ging.

»Ja, das kann man wohl sagen, er ist ja doch auch unser ›Herzkönig‹« – der Kommandeur hatte im Regiment den Spitznamen ›Herzkönig‹ –, »da muß er ja doch auch ein gutes Herz haben«, erwiderte lachend der Offizier.

Die gute Laune der Vorgesetzten nach dieser glücklich verlaufenen Besichtigung ging auch auf die Soldaten über. Die Kompanie marschierte fröhlich dahin. Von allen Seiten hörte man lustige Stimmen.

»Wie kann man bloß sagen, daß Kutusow nur ein Auge habe?«

»Na, ist das etwa nicht richtig? Er kann doch nur auf einem Auge sehen.«

»Nein, mein Bester, der kann besser sehen als du. Die Stiefel und die Fußlappen, alles hat er sich besehen. Und wie er auf meine Beine guckte, na, Bruder, ich dachte schon ...«

»Und der andere, der Österreicher, der mit ihm war, rein wie mit Kreide beschmiert sah der aus. Ganz wie weißes Mehl. Na, stelle dir bloß einmal vor, wie soll man da nur die Uniformen sauber kriegen?«

»Du! Fedjoscha! Hat er vielleicht gesagt, wann es losgehen wird, du standest doch ganz nahe dran. Es heißt ja, daß der Bonaparte selber in Braunau ist.«

»Der Bonaparte in Braunau? Was quatschst du da, du Schafskopf! Was du nicht alles weißt! Vorerst revoltiert noch der Preuße. Aber mit

dem wird der Österreicher schon fertig werden, und wenn der erst ruhig ist, dann geht der Krieg mit dem Bonaparte los. Und da sagt der Mensch, daß der Bonaparte in Braunau steht. Da kann man sehen, wie dumm du bist. Hör lieber besser zu.«

»Diese verfluchten Quartiermacher! Die fünfte Kompanie biegt schon in ihr Dorf ein, gleich werden sie abkochen, wir aber sind immer noch nicht bis zu unserm Quartier gekommen.«

»Gib mir mal einen Zwieback her, du hinkender Teufel, du!«

»Hast du mir etwa gestern Tabak gegeben? Warte nur, mein Bester! Na, da hast einen, nun zieh aber ab!«

»Wenn sie doch wenigstens einmal Rast machen würden, sonst müssen wir noch fünf Werst laufen, ehe wir was zu essen kriegen.«

»Wenn uns die Deutschen wenigstens Kutschen stellen würden. Wer in Kutschen fährt, ist ein feiner Hund!«

»Das ist ein ganz närrisches Volk hier, dort hinten waren es ja noch Polen, die gehören doch noch zu Rußland. Aber hier sind weiter nichts als Deutsche, nur Deutsche.«

»Sänger nach vorn!« ertönte der Ruf des Hauptmanns.

Aus allen Gruppen traten ungefähr zwanzig Mann vor und stellten sich an die Spitze der Kompanie. Der Vorsänger, ein Trommler, drehte sein Gesicht den Sängern zu, winkte dann mit der Hand und stimmte die schleppende Melodie eines Soldatenliedes an, das mit den Worten beginnt:

Bruder, wenn die Sonne golden aufsteigt ...

und mit den Worten endet:

Wird uns mit Väterchen Kamenskij Ruhm zuteil.

Dieses Lied war während des Türkenkrieges entstanden und wurde jetzt in Österreich gesungen, nur mit der Abänderung, daß man an Stelle der Worte ›Väterchen Kamenskij‹ ›Väterchen Kutusow‹ setzte.

Nachdem der Trommler, ein hagerer, hübscher Soldat von etwa vierzig Jahren, bei diesen letzten Worten das Lied nach Soldatenart

kurz abgebrochen hatte, schleuderte er den Arm zur Seite, als wolle er etwas zur Erde werfen, sah sich dabei streng nach den Sängern um und kniff die Augen zusammen. Als er sich überzeugt hatte, daß alle Augen auf ihn gerichtet waren, fuhr er mit beiden Händen in die Luft, als hebe er einen unsichtbaren wertvollen Gegenstand vorsichtig über seinen Kopf, hielt die Arme einige Sekunden in dieser Lage hoch und schleuderte sie dann plötzlich heftig zur Seite.

O du mein Häusel, lieb und traut ...

»Mein neues Häusel«, fielen zwanzig Stimmen ein, und der Löffelträger sprang trotz seines schweren Gepäcks flink nach vorn, ging rückwärts vor der Kompanie her und wiegte die Schultern, wobei er bald diesem, bald jenem mit den Löffeln drohte. Die Soldaten schlenkerten nach dem Takt des Liedes mit den Armen, marschierten mit weitausgreifenden Schritten, und kamen dabei unwillkürlich in gleichen Tritt. Hinter der Kompanie hörte man Räderrollen, das Knirschen von Wagenfedern und Pferdegetrappel. Kutusow kehrte mit seinem Gefolge in die Stadt zurück. Der Oberkommandierende winkte ab, damit die Leute ohne Ehrenbezeugung weitermarschieren sollten. Seinem Gesicht und den Mienen seines Gefolges war anzusehen, welches Vergnügen sie bei den Klängen dieses Liedes und beim Anblick des tanzenden Soldaten und der fröhlich und munter dahinmarschierenden Kompanie empfanden.

Auf der rechten Seite, wo die Kalesche die Kompanie überholte, fiel in der zweiten Reihe unwillkürlich jedem der blauäugige Gemeine Dolochow auf, der besonders flott und stramm nach dem Takte des Liedes marschierte und dabei die Gesichter der Vorbeifahrenden mit einer solchen Miene ansah, als bedaure er alle, die in diesem Augenblick nicht mit seiner Kompanie marschierten. Jener Husarenkornett aus Kutusows Gefolge, der den Regimentskommandeur nachgeahmt hatte, blieb hinter der Kalesche zurück und ritt an Dolochow heran.

Der Husarenkornett Scherkow hatte eine Zeitlang in Petersburg jener ausgelassenen Gesellschaft angehört, deren Anführer Dolochow gewesen war. Scherkow hatte im Ausland Dolochow als gemeinen Soldaten wiedergetroffen, es aber nicht für nötig gehalten, ihn zu

kennen. Jetzt nach Kutusows Gespräch mit dem Degradierten wandte er sich erfreut an ihn wie an einen alten Bekannten.

»Liebster Freund, wie geht es dir?« rief er zwischen das Singen der Soldaten hinein und hielt sein Pferd in gleichem Schritt mit der Kompanie.

»Wie es mir geht?« antwortete Dolochow kühl, »nun wie du siehst.«

Das muntere Lied gab der ausgelassenen Fröhlichkeit, mit der Scherkow ihn angesprochen hatte, einen ganz besonderen Ton und ließ die absichtliche Kälte, die in Dolochows Antwort lag, noch mehr hervortreten.

»Wie kommst du mit deinen Vorgesetzten aus?« fragte Scherkow.

»Ganz gut, es sind nette Leute. Wie hast du dich denn in den Generalstab hineinbohren können?«

»Ich bin abkommandiert worden. Bin du jour.«

Sie schwiegen.

Einen Falken ließ sie fliegen
Aus dem Ärmel, aus dem rechten ...

klang das Soldatenlied und weckte unwillkürlich eine mutige, fröhliche Stimmung. Hätten die beiden nicht bei den Klängen des Liedes miteinander gesprochen, so hätte ihr Gespräch wohl einen anderen Verlauf genommen.

»Ist es eigentlich wahr, daß die Österreicher geschlagen sind?« fragte Dolochow.

»Weiß der Teufel, man sagt es, ja.«

»Freut mich«, antwortete Dolochow kurz und deutlich, wie es zum Liede paßte.

»Nun, wie steht's? Komm doch mal abends zu uns, damit wir ein Spielchen machen können«, sagte Scherkow.

»Ihr habt wohl recht viel Geld?«

»Komm nur!«

»Ich kann nicht. Habe mir gelobt, nicht zu trinken und zu spielen, bis ich befördert bin.«

»Also dann nach dem ersten Gefecht ...«

»Werden sehen.«

Wieder schwiegen sie.

»Also komm nur, wenn du was brauchst, beim Stabe wird man dir immer gern helfen.«

Dolochow lächelte.

»Mach dir keine Sorgen. Wenn ich was brauche, werde ich nicht erst darum bitten. Ich werde es mir selber nehmen.«

»Nun ja, ich meinte ja nur so ...«

»Und ich meinte auch nur so.«

»Na, leb wohl.«

»Leb wohl.«

Und hoch über ferne Lande
Flog er zurück ins Vaterland.

Scherkow gab seinem Pferd die Sporen. Aufgeregt tänzelte es von einem Fuß auf den andern und wußte nicht, mit welchem es ausholen sollte. Schließlich setzte es an und sprengte davon, jagte ebenfalls im Takte des Liedes an der Kompanie vorbei und holte die Kalesche ein.

3

Nachdem Kutusow in Begleitung des österreichischen Generals von der Besichtigung zurückgekehrt war, ging er in sein Arbeitszimmer und rief seinen Adjutanten. Er verlangte Berichte, die sich auf den Zustand der angekommenen Truppen bezogen, und noch einige Briefe, die er von Erzherzog Ferdinand, dem Oberbefehlshaber der Vorhut, erhalten hatte.

Fürst Andrej Bolkonskij trat mit den gewünschten Papieren ins Arbeitszimmer. Vor einer auf dem Tisch ausgebreiteten Landkarte saßen Kutusow und das österreichische Mitglied des Hofkriegsrates.

»Ah«, machte Kutusow, während er sich nach seinem Adjutanten umblickte, wie wenn er ihn mit diesem Wort auffordern wollte, noch einen Augenblick zu warten, und setzte dann die begonnene Unterhaltung wieder auf französisch fort.

»Ich kann Ihnen nur das eine sagen, General«, versicherte Kutusow mit jener angenehmen Eleganz der Ausdrucksweise und Betonung, die jeden zwang, seinen ohne Eile gesprochenen Worten zuzuhören, – es war Kutusow anzumerken, daß er sich auch selber mit Vergnügen reden hörte. »Ich kann Ihnen nur das eine sagen, General: wenn die Sache nur von meinen persönlichen Wünschen abhinge, so wäre der Wille Seiner Majestät des Kaisers Franz schon lange erfüllt. Ich hätte mich längst mit dem Erzherzog vereinigt. Und glauben Sie mir auf mein Ehrenwort, daß es für mich persönlich eine große Freude gewesen wäre, wenn ich den Oberbefehl über die Armeen einem erfahreneren und geschickteren General – und an solchen glänzenden Generälen ist ja Österreich reich – übergeben und dadurch die schwere Verantwortung von mir abwälzen könnte. Aber die Verhältnisse sind nun einmal stärker als wir, General.«

Kutusow lächelte mit einer Miene, als wolle er sagen: Sie sind vollkommen berechtigt, mir nicht zu glauben, und mir ist es ja auch ganz gleichgültig, ob Sie mir nun glauben oder nicht, aber Sie haben keinen Grund, mir das zu sagen. Und darauf kommt es ja schließlich an.

Der österreichische General machte eine unzufriedene Miene, war aber gezwungen, Kutusow in gleicher Weise zu antworten.

»Im Gegenteil«, sagte er in einem knurrigen und ärgerlichen Ton, der zu der schmeichelhaften Bedeutung der von ihm gebrauchten Redensarten durchaus nicht paßte, »im Gegenteil, die Teilnahme Eurer Exzellenz an der gemeinsamen Sache wird von Seiner Majestät außerordentlich hoch eingeschätzt, aber wir fürchten, daß die gegenwärtige Verzögerung die ruhmgekrönten russischen Truppen und ihren Oberkommandierenden der Lorbeeren berauben könnte, die sie in den Schlachten zu ernten gewohnt sind«, schloß er seine Rede, auf die er sich offenbar vorher vorbereitet hatte.

Kutusow verbeugte sich und lächelte unverändert weiter.

»Ich bin außerdem vollkommen überzeugt und vermute auf Grund des letzten Briefes, mit dem mich Seine Kaiserliche Hoheit Erzherzog Ferdinand beehrt hat, daß die österreichischen Truppen unter dem Befehl eines so geschickten Feldherrn, wie es General Mack ist, jetzt bereits einen entscheidenden Sieg davongetragen haben und unsere Hilfe gar nicht mehr brauchen«, fuhr Kutusow fort.

Der General runzelte die Stirn. Wenn man auch keine positiven Nachrichten von einer Niederlage der Österreicher erhalten hatte, so waren doch zu viele Umstände vorhanden, welche die allgemein verbreiteten ungünstigen Gerüchte bestätigten. Daher klang Kutusows Vermutung von einem Sieg der Österreicher fast wie Spott. Doch Kutusow lächelte sanft, und zeigte immer noch dieselbe Miene, die da sagte, daß er zu dieser Annahme ganz berechtigt sei. Und in der Tat berichtete der letzte Brief, den er von Macks Armee erhalten hatte, von einem Sieg und der außerordentlich vorteilhaften strategischen Lage der Armee.

»Gib mal bitte den Brief her«, sagte Kutusow und wandte sich an den Fürsten Andrej. »Bitte, sehen Sie!«

Mit einem spöttischen Lächeln in den Mundwinkeln las Kutusow dem österreichischen General folgende Stelle aus dem Brief des Erzherzogs auf deutsch vor:

»Wir haben vollkommen konzentrierte Kräfte, nahe an siebzigtausend Mann, um den Feind, wenn er den Lech passiert, angreifen und schlagen zu können. Da wir Herren von Ulm sind, können wir auch des Vorteils, Herr der beiden Donauufer zu bleiben, nicht verlustig gehen, mithin auch jeden Augenblick, wenn der Feind den Lech nicht passieren sollte, über die Donau gehen, uns auf seine Kommunikati-

onslinie werfen, die Donau weiter unterhalb wieder überschreiten und dem Feind, wenn er sich mit ganzer Macht gegen unsere treuen Alliierten wenden sollte, diese seine Absicht alsobald vereiteln. Wir werden daher dem Zeitpunkt, da die Kaiserlich-Russische Armee ausgerüstet sein wird, mutig entgegenharren und sodann gemeinschaftlich leicht die Möglichkeit finden, dem Feind das Schicksal zu bereiten, das er verdient.«

Kutusow seufzte schwer auf, als er diese langen Sätze zu Ende gelesen hatte. Aufmerksam und freundlich sah er das Mitglied des Hofkriegsrates an.

»Aber Eure Exzellenz kennen doch die weise Regel, die da gebietet, man soll immer nur das Schlechteste vermuten«, sagte der österreichische General, der anscheinend mit diesen Späßen ein Ende machen und zur Sache kommen wollte.

Unwillkürlich sah er sich nach dem Adjutanten um.

»Entschuldigen Sie, General«, unterbrach ihn Kutusow und wandte sich gleichzeitig an den Fürsten Andrej. »Höre, mein Lieber, hole doch mal von Koslowskij alle Berichte unserer Kundschafter. Hier sind zwei Briefe vom Grafen Nostiz, hier ein Brief Seiner Kaiserlichen Hoheit, des Erzherzogs Ferdinand, und hier noch mehr«, sagte er und gab ihm einige Papiere. »Aus allen diesen Schriften stelle auf französisch ein sauberes Memorandum zusammen, einen Auszug zur Übersicht all der Nachrichten, die wir von den Operationen der österreichischen Armee erhalten haben. Wenn du das gemacht hast, übergib es Seiner Exzellenz.«

Fürst Andrej neigte den Kopf zum Zeichen, daß er vom ersten Wort an nicht nur alles verstanden habe, was Kutusow gesagt hatte, sondern auch das, was Kutusow damit sagen wollte. Er nahm die Papiere, machte eine Verbeugung gegen beide und ging mit leisen Schritten über den Teppich ins Wartezimmer.

Obgleich nur kurze Zeit verflossen war, seit Fürst Andrej Rußland verlassen hatte, war doch inzwischen schon eine große Veränderung mit ihm vorgegangen. Im Ausdruck seines Gesichts, in seinen Bewegungen und in seinem Gang war fast nichts mehr von seiner früheren Blasiertheit, Müdigkeit und Schläffheit zu merken. Er sah aus wie ein Mensch, der keine Zeit hat, über den Eindruck, den er auf andere macht, nachzudenken, weil er völlig mit einer angenehmen und

fesselnden Sache beschäftigt ist. Seinem Gesicht war anzusehen, daß er mit sich und seiner Umgebung zufrieden war. Sein Lächeln und sein Blick waren fröhlicher und anziehender geworden.

Kutusow, den er noch in Polen eingeholt hatte, hatte ihn sehr freundlich empfangen und ihm versprochen, ihn nicht zu vergessen. Er hatte ihn vor allen anderen Adjutanten ausgezeichnet, ihn nach Wien mitgenommen und ihm Aufträge wichtigster Art gegeben. Aus Wien hatte dann Kutusow an seinen alten Kameraden, den Vater des Fürsten Andrej, geschrieben: »Ihr Sohn erweckt die Hoffnung, ein Offizier zu werden, der sich durch Kenntnisse, Charakterfestigkeit und pünktliche Diensterfüllung auszeichnet. Ich schätze mich glücklich, einen solchen Untergebenen bei mir zu haben.«

Unter seinen Kameraden im Stabe waren über die Person des Fürsten Andrej zwei ganz entgegengesetzte Meinungen im Umlauf, ebenso wie in der Petersburger Gesellschaft. Die einen – und das war die Minderheit – glaubten, Fürst Andrej sei etwas ganz Besonderes, etwas anderes als sie selber und alle übrigen Menschen. Sie erwarteten von ihm große Leistungen, hörten ihm aufmerksam zu, waren entzückt von ihm und suchten ihm ähnlich zu werden. Gegen diese Leute benahm sich Fürst Andrej einfach und liebenswürdig. Die andern, die Mehrzahl, liebten ihn nicht. Sie hielten ihn für einen aufgeblasenen, kalten und unangenehmen Menschen. Aber auch mit diesen Leuten verstand sich Fürst Andrej so zu stellen, daß sie ihn respektierten und sogar fürchteten.

Als Fürst Andrej aus Kutusows Arbeitszimmer in das Wartezimmer trat, ging er mit den Papieren zu seinem Kameraden, dem diensttuenden Adjutanten Koslowskij, der mit einem Buch am Fenster saß.

»Nun, was gibt es, Fürst?« fragte Koslowskij.

»Ich habe Befehl, ein Memorandum zu machen, warum wir nicht vorrücken.«

»Aber wozu denn?«

Fürst Andrej zuckte mit den Achseln.

»Sind keine Nachrichten von Mack eingetroffen?« fragte Koslowskij.

»Nein.«

»Wenn es wahr wäre, daß er geschlagen ist, so wären doch schon Nachrichten gekommen.«

»Wahrscheinlich«, versetzte Fürst Andrej und begab sich zur Ausgangstür.

Doch in diesem Augenblick kam ihm jemand entgegen, trat eilig ins Wartezimmer und schlug hinter sich die Tür zu. Es war ein großer, anscheinend eben erst angekommener österreichischer General im Überrock mit einer schwarzen Binde um den Kopf und dem Maria-Theresien-Orden am Halse. Fürst Andrej blieb stehen.

»Ist General en chef Kutusow da?« fragte der angekommene österreichische General hastig mit scharfer deutscher Aussprache, sah sich nach beiden Seiten um und ging, ohne stehenzubleiben, auf die Tür des Arbeitszimmers zu.

»Der General en chef ist beschäftigt«, erwiderte Koslowskij, ging eilig auf den unbekanntenen General zu und versperrte ihm den Weg zur Tür. »Wen darf ich melden?«

Der unbekannte General sah verächtlich von oben bis unten den nur kleinen Koslowskij an, als wundere er sich darüber, daß man ihn hier nicht kannte.

»Der General en chef ist beschäftigt«, sagte Koslowskij noch einmal in ruhigem Ton.

Der Österreicher zog die Stirn in Falten, seine Lippen zitterten und zuckten. Er nahm sein Notizbuch vor, kritzelte etwas mit dem Bleistift hin, riß das Blatt heraus und gab es dem Adjutanten. Dann ging er mit schnellen Schritten zum Fenster, warf sich in einen Stuhl und musterte alle im Zimmer Anwesenden, wie wenn er fragen wollte, weshalb sie ihn alle so ansähen. Er hob den Kopf hoch, reckte den Hals heraus, als wolle er etwas sagen, stieß aber dann gleich darauf, wie gedankenlos vor sich hinsingend, einen seltsamen Laut aus, den er jedoch sofort wieder abbrach. Die Tür zum Arbeitszimmer ging auf, und auf ihrer Schwelle erschien Kutusow.

Der General mit dem verbundenen Kopf bückte sich, als wolle er einer Gefahr aus dem Wege gehen, und ging mit seinen dünnen Beinen in großen, schnellen Schritten auf Kutusow zu.

»Vous voyez le malheureux Mack«, sagte er mit fast gebrochener Stimme.

Das Gesicht Kutusows, der in der Tür des Arbeitszimmers stand, blieb einige Augenblicke vollständig starr. Dann liefen Falten wie Wellen über sein Gesicht, so daß sich die Stirne kraus zog. Er neigte respektvoll seinen Kopf, schloß die Augen, ließ Mack an sich vorbeigehen und schloß selber hinter sich die Tür.

Das schon vorher verbreitete Gerücht über die Niederlage der Österreicher und die Kapitulation der ganzen Armee bei Ulm fand seine Bestätigung. Nach einer halben Stunde wurden nach allen Richtungen Adjutanten mit Befehlen abgeschickt, aus denen zu ersehen war, daß auch die russischen Truppen, die bisher untätig geblieben waren, bald mit dem Feinde zusammentreffen sollten.

Fürst Andrej war einer der wenigen Offiziere, für die der Gesamtgang der militärischen Operationen das Hauptinteresse bildete. Als er Mack gesehen und die Einzelheiten seines Unglücks erfahren hatte, wußte er, daß der Feldzug nun schon zur Hälfte verloren war. Er erkannte die schwierige Lage, in der sich die russischen Truppen befanden, und stellte sich lebhaft vor, was die Armee nun zu erwarten hatte, und welche Rolle sie dabei spielen werde. Unwillkürlich empfand er ein aufregendem, freudiges Gefühl bei dem Gedanken, daß das selbstbewußte Österreich in seiner Ehre getroffen war, und daß er selber nun vielleicht in wenigen Tagen den Zusammenstoß zwischen Russen und Franzosen, den ersten seit Suworow, mitansehen und selbst daran teilnehmen könne. Aber er fürchtete das Genie Bonapartes, das sich stärker erweisen könne als alle Tapferkeit der russischen Truppen, und doch konnte er es auch wiederum nicht über sich gewinnen, seinem Helden eine schmachliche Niederlage zu wünschen.

Aufgeregt und gereizt durch diese Gedanken ging Fürst Andrej in sein Zimmer, um seinem Vater, an den er jeden Tag schrieb, einen Brief zu schreiben. Auf dem Korridor traf er mit seinem Zimmerkameraden Neswizkij und dem Spaßvogel Scherkow zusammen, die wie immer über irgend etwas lachten.

»Warum bist du so finster«, fragte Neswizkij, als er das blasse Gesicht und die blitzenden Augen des Fürsten Andrej bemerkte.

»Jetzt hat wohl keiner Ursache, vergnügt zu sein«, antwortete Bolkonskij.

In dem Augenblick, als Fürst Andrej mit Neswizkij und Scherkow zusammentraf, kamen ihnen von der anderen Seite des Korridors das am Abend vorher angekommene Mitglied des Hofkriegsrates entgegen und Strauch, jener österreichische General, der bei Kutusows Stabe stand, um die Verpflegung der russischen Armee zu beaufsichtigen. Auf dem breiten Korridor war genügend Raum, so daß die Generäle bequem an den drei Offizieren hätten vorbeigehen können; aber Scherkow drängte Neswizkij mit dem Arm beiseite und rief ganz atemlos: »Sie kommen, sie kommen! Treten Sie zur Seite. Weg frei, bitte, Weg frei!«

Die Generäle gingen vorbei, und ihren Mienen war anzusehen, daß sie gern lästige Ehrenbezeugungen vermieden hätten. Auf dem Gesicht des Spaßvogels Scherkow erschien plötzlich ein dummfrohes Lächeln, als könne er seine Freude gar nicht unterdrücken.

»Eure Exzellenz«, sagte er auf deutsch, trat vor und wandte sich an den österreichischen General, »ich habe die Ehre, zu gratulieren.« Er neigte den Kopf und machte wie Kinder, die tanzen lernen, zuerst mit dem einen, dann mit dem andern Bein einen Kratzfuß.

Der General, Mitglied des Hofkriegsrates, sah ihn streng an; aber als er die Echtheit dieses dummen Lächelns bemerkte, konnte er es nicht über sich bringen, dem Redenden nicht für einen Augenblick Gehör zu schenken. Er kniff die Augen zusammen und zeigte damit, daß er ihn anhören wolle.

»Ich habe die Ehre zu gratulieren, General Mack ist angekommen, ganz gesund, nur hier hat er was abbekommen«, fügte er mit strahlendem Lächeln hinzu und zeigte auf seinen Kopf.

Der General runzelte die Stirn, wandte sich ab und ging weiter.

»Gott, wie naiv«, sagte er ärgerlich, als er einige Schritte weitergegangen war.

Neswizkij umarmte mit lautem Gelächter den Fürsten Andrej; aber Bolkonskij war noch blasser geworden, stieß ihn mit zorniger Miene zurück und wandte sich an Scherkow. Die nervöse Gereiztheit, in die ihn der Anblick Macks, die Nachricht von seiner Lage und der Gedanke an das, was der russischen Armee jetzt bevorstand, versetzt hatten, machte sich jetzt Luft und ging in Wut über den unangebrachten Scherz Scherkows über.

»Wenn Sie, mein Herr«, sagte er mit durchdringender Stimme, wobei sein Unterkiefer leicht zitterte, »durchaus ein Hansnarr sein wollen, so kann ich Sie daran nicht hindern. Aber ich erkläre Ihnen, wenn Sie sich noch einmal erdreisten, in meiner Gegenwart solche Albernheiten zu machen, so werde ich Sie lehren, wie Sie sich zu benehmen haben.«

Neswizkij und Scherkow waren so erstaunt über diesen Wutausbruch, daß sie schweigend und mit weitaufgerissenen Augen Bolkonskij ansahen.

»Was denn? Ich habe doch nur gratuliert«, sagte Scherkow.

»Ich scherze nicht mit Ihnen, bitte schweigen Sie«, rief Bolkonskij, faßte Neswizkij beim Arm und ging mit ihm von Scherkow fort, der keine Antwort finden konnte.

»Aber hör mal, was hast du denn eigentlich, mein Lieber?« fragte Neswizkij, der ihn beruhigen wollte.

»Was ich habe?« wiederholte Fürst Andrej und blieb vor Erregung stehen. »Aber so begreife doch: sind wir Offiziere, die ihrem Kaiser und Vaterland dienen, sich über einen gemeinsamen Erfolg freuen und über eine gemeinsame Niederlage trauern, oder sind wir nur Lakaien, die kein Interesse an dem Befinden ihrer Herrschaft haben? Vierzigtausend Mann niedergemetzelt und die Armee unserer Verbündeten aufgerieben, und Sie finden das zum Lachen?« fuhr er auf französisch fort, als wolle er durch diese französische Phrase seiner Meinung noch stärkeren Ausdruck verleihen. »Das paßt wohl für einen so dummen Jungen, wie jener Mensch ist, mit dem Sie Freundschaft geschlossen haben, aber nicht für Sie, nicht für Sie! Nur dumme Jungen können sich in dieser Weise amüsieren«, fuhr Fürst Andrej dann wieder auf russisch fort, sprach aber dieses Wort dumme Jungen' mit französischer Betonung aus, da er bemerkt hatte, daß Scherkow ihn noch hören konnte.

Er wartete, ob der Kornett noch etwas antworten würde. Der aber drehte sich um und verließ den Korridor.

4

Das Pawlograder Husarenregiment lag zwei Meilen von Braunau im Quartier. Die Schwadron, in der Nikolaj Rostow als Junker stand, war in dem deutschen Dorf Salzeneck einquartiert. Dem Chef dieser Schwadron, Rittmeister Denisow⁵⁵, der in der ganzen Kavalleriedivision unter dem Namen Waska Denisow bekannt war, hatte man das beste Quartier im Dorf zugewiesen, und bei ihm wohnte der Junker Rostow, seit er das Regiment in Polen eingeholt hatte.

Am 11. Oktober, an demselben Tag, an dem durch die Nachricht von Macks Niederlage im Hauptquartier alles auf die Beine gebracht wurde, ging das Lagerleben in der Husarenschwadron in alter Weise weiter. Denisow hatte die ganze Nacht über Karten gespielt und war noch nicht nach Hause gekommen, als Rostow am frühen Morgen zu Pferde vom Fouragieren zurückkehrte. In seiner Junkeruniform ritt er zur Haustreppe, schwang, sich abstoßend, mit einer gewandten, jugendlichen Bewegung sein Bein übers Pferd und blieb einen Augenblick im Steigbügel stehen, als ob er sich noch nicht von seinem Pferde trennen könne. Endlich sprang er herab und rief den Burschen heran.

»He, Bondarenko, Freundchen!« sagte er zu dem Husaren der eilig auf das Pferd zustürzte, »führ es noch ein bißchen herum«, fuhr er mit jener heiteren, brüderlichen Freundlichkeit fort, mit der alle jungen, glücklichen Leute zu sprechen pflegen.

»Zu Befehl, Euer Durchlaucht!« antwortete der Kleinrusse⁵⁶ und nickte fröhlich mit dem Kopf.

»Paß auf und führ es gut herum!«

Ein anderer Husar stürzte ebenfalls auf das Pferd zu, aber Bondarenko hatte ihm schon die Zügel über den Hals geworfen. Man konnte sehen, daß der Junker gute Trinkgelder gab, und daß es vorteilhaft war, sein Bursche zu sein. Rostow streichelte seinem Pferde den Hals, dann die Kruppe und blieb an der Haustreppe stehen.

»Tadellos! Das wird ein famoser Gaul werden!« sagte er lächelnd vor sich hin. Dann faßte er den Säbel und lief mit klirrenden Sporen die Stufen hinauf.

Der deutsche Quartierwirt, in dicker Joppe und Zipfelmütze, sah, die Mistgabel in der Hand, mit der er gerade den Dung ausräumte, aus dem Kuhstall heraus. Das Gesicht des Deutschen leuchtete auf, als er Rostow erblickte. Er lächelte fröhlich und zwinkerte ihm zu.

»Schönen guten Morgen, schönen guten Morgen!« rief er ihm zu. Offenbar machte es ihm Vergnügen, den jungen Mann zu begrüßen.

»Schon so fleißig?« fragte Rostow auf deutsch mit demselben heiteren, brüderlichen Lächeln, das ständig auf seinem lebhaften Gesicht lag. »Hoch die Österreicher! Hoch die Russen! Hoch Kaiser Alexander!« rief er dem Deutschen zu und wiederholte damit die Worte, die ihm manchmal sein deutscher Quartierwirt zugerufen hatte.

Der Deutsche lachte. Er trat ganz aus der Tür des Kuhstalls heraus, riß die Zipfelmütze herunter, schwenkte sie über seinem Kopf und schrie: »Es lebe die ganze Welt!«

Rostow schwenkte ebenso wie der Deutsche seine Mütze über dem Kopf und schrie lachend: »Vivat die ganze Welt!«

Obwohl weder der Deutsche, der seinen Kuhstall ausmistete, noch Rostow, der mit seinem Beritt Heu geholt hatte, Grund zu solcher Freude hatten, sahen sich die beiden doch glücklich und mit brüderlicher Liebe an, nickten sich zum Zeichen ihrer Zuneigung zu und gingen dann lächelnd auseinander: der Deutsche in seinen Kuhstall und Rostow in das Haus, das er mit Denissow zusammen bewohnte.

»Was macht dein Herr?« fragte er Lawruschka, den Burschen Denissows, der im ganzen Regiment als geriebener Kunde bekannt war.

»Seit gestern abend ist er nicht hier gewesen. Wahrscheinlich hat er verloren«, antwortete Lawruschka. »Das kenne ich schon: wenn er gewonnen hat, kommt er frühzeitig, um damit zu prahlen. Kommt er am Morgen aber nicht, dann haben sie ihn tüchtig gerupft und dann ist er bei jämmerlicher Laune. Befehlen Sie Kaffee?«

»Ja, bring mir welchen her!«

Nach zehn Minuten brachte Lawruschka den Kaffee.

»Der Herr kommt«, sagte er, »jetzt geht es mir schlecht!«

Rostow schaute durchs Fenster und erblickte Denissow, der nach Hause zurückkehrte. Denissow war nicht groß von Gestalt, hatte ein rotes Gesicht, glänzende, schwarze Augen, einen struppigen Bart und

krauses Haar. Er trug einen aufgeknöpften Dolman⁵⁷, weite, faltig herabhängende Reithosen und eine ganz zerdrückte Husarenmütze, die er ins Genick geschoben hatte. Finster und mit gesenktem Kopf näherte er sich der Treppe.

»Lawruschka!« schrie er laut und ärgerlich. »Nimm mir doch die Sachen ab, du alte Tranlampe!«

»Na, ich komme ja schon«, antwortete Lawruschkas Stimme.

»Ah, du bist auch schon auf«, sagte Denissow, ins Zimmer tretend.

»Schon lange«, erwiderte Rostow, »ich bin schon nach Heu geritten und habe auch Fräulein Mathilde schon gesehen.«

»So so! Aber mich haben sie gestern ausgebeutelt, mein Lieber, wie einen Hundesohn!« schrie Denissow, der das R schlecht aussprechen konnte, was in der Aufregung noch mehr hervortrat. »So ein Pech! So ein Pech! Als du fort warst, ging's los. He! Tee her!«

Denissow zog die Stirn kraus, wie wenn er lachen wollte, und zeigte dabei seine kurzen, kräftigen Zähne. Dann fuhr er sich mit seinen kurzen Fingern durch das buschige, dichte, schwarze Haar.

»Der Teufel hat mich auf den Gedanken gebracht, zu dieser ›Ratte‹ zu gehen« – ›Ratte‹ war der Spitzname eines Offiziers –, sagte er und rieb sich mit beiden Händen Stirn und Gesicht, »kannst du dir so etwas vorstellen: nicht eine Karte, nicht eine einzige gute Karte hat er mir gegeben!«

Denissow nahm die ihm gereichte, angerauchte Pfeife, umfaßte sie fest mit der Faust, stieß damit so derb auf den Fußboden, daß das Feuer verschüttet wurde, und schrie dann weiter: »Simpel läßt er mir, und Paroli gewinnt er⁵⁸! Simpel läßt er mir, und Paroli gewinnt er!«

Dabei schüttete er das Feuer aus, zerschlug die Pfeife und warf sie beiseite. Dann schwieg er eine Zeitlang und sah dann plötzlich Rostow mit seinen blitzenden, schwarzen Augen fröhlich an.

»Wenn's hier wenigstens noch Weiber gäbe! Aber immer nur saufen und saufen und weiter nichts! Käme es nur bald einmal zum Loshauen! He, wer ist da?« wandte er sich zur Tür, als er hörte, wie draußen Schritte dicker Stiefel mit klirrenden Sporen haltmachten und jemand respektvoll hütelte.

»Der Wachtmeister!« meldete Lawruschka.

Denissow zog die Stirn noch mehr in Falten.

»Scheußlich!« sagte er und warf seine Geldbörse mit einigen Goldstücken auf den Tisch.

»Rostow, lieber Junge, zähl doch mal nach, wieviel noch übriggeblieben ist, und steck dann die Börse unters Kissen«, sagte er und ging zum Wachtmeister hinaus. Rostow nahm das Geld und fing an, es zu zählen, indem er mechanisch die alten Goldstücke von den neuen trennte.

»Ah, guten Tag, Teljanin! Gestern hat man mich aber schön ausgenommen!« hörte man Denissows Stimme aus dem Nebenzimmer.

»Bei wem denn? Bei Bykow, bei der ›Ratte‹? Das habe ich mir gleich gedacht«, sagte eine andere, hohe Stimme, und gleich darauf trat Leutnant Teljanin, ein kleiner Offizier, der bei derselben Eskadron stand, zu Rostow ins Zimmer.

Rostow steckte die Börse schnell unters Kissen und drückte die ihm entgegengestreckte kleine, feuchte Hand. Teljanin war vor dem Feldzug wegen irgendeiner Sache aus der Garde in dieses Regiment versetzt worden. Er führte sich sehr gut, aber man hatte ihn nicht gern, und besonders Rostow konnte seinen unbegründeten Widerwillen gegen diesen Offizier weder überwinden noch verbergen.

»Nun, junger Kavallerist, wie macht sich denn mein ›Rabe‹ bei Ihnen?« ›Rabe‹ war das Reservereitpferd, das Teljanin an Rostow verkauft hatte.

Der Leutnant blickte dem, mit dem er sprach, nie ins Gesicht. Seine Augen irrten beständig von einem Gegenstand zum andern. »Ich habe Sie heute vorbeireiten sehen.«

»Oh, ganz gut, es ist ein prächtiges Pferd«, antwortete Rostow, obwohl das Tier, das er für siebenhundert Rubel gekauft hatte, nicht die Hälfte dieses Preises wert war. »Nur lahmt es jetzt etwas auf dem linken Vorderfuß«, fügte er hinzu.

»Der Huf ist aufgeplatzt, das macht nichts! Ich werde Ihnen zeigen, wie man das nietet.«

»Ja, bitte, zeigen Sie mir das«, erwiderte Rostow.

»Gewiß, gewiß, das ist kein Geheimnis, aber für das Pferd werden Sie mir noch dankbar sein.«

»Ich will es mal gleich vorführen lassen«, rief Rostow, um Teljanin loszuwerden, und ging hinaus, um das anzuordnen.

Im Flur saß Denissow mit einer Pfeife im Mund zusammengekrümmt auf der Schwelle. Vor ihm stand der Wachtmeister und stattete ihm einen Bericht ab. Als Denissow Rostow erblickte, runzelte er die Stirn und zeigte mit dem Daumen über die Schulter nach dem Zimmer, wo Teljanin saß; dann zog er die Stirn noch krauser und schüttelte sich vor Widerwillen.

»Ich kann diesen Kerl nun einmal nicht ausstehen«, sagte er, ohne sich in Gegenwart des Wachtmeisters Zwang anzutun.

Rostow zuckte die Schultern, als wollte er sagen: »Ich auch nicht, aber was ist da zu machen?« und kehrte, nachdem er seine Anweisungen gegeben hatte, zu Teljanin zurück.

Dieser saß noch immer in derselben nachlässigen Haltung da, in der Rostow ihn verlassen hatte, und rieb sich seine kleinen weißen Hände.

Es gibt nun mal solch widerwärtige Gesichter, dachte Rostow, als er ins Zimmer trat.

»Nun, haben Sie das Pferd vorführen lassen?« fragte Teljanin, stand auf und sah sich nachlässig um.

»Jawohl.«

»Na, dann kommen Sie also mit. Ich will nur noch Denissow nach dem gestrigen Befehl fragen. Haben Sie ihn bekommen, Denissow?«

»Nein, noch nicht. Wohin gehen Sie?«

»Ich will diesem jungen Mann hier zeigen, wie man ein Pferd beschlagen muß«, antwortete Teljanin.

Sie gingen zu den Stufen vor der Tür und dann in den Pferdestall. Der Leutnant zeigte, wie man das Niete machen müsse, und ging dann nach Hause.

Als Rostow ins Zimmer zurückkehrte, stand auf dem Tisch eine Flasche mit Branntwein und daneben lag eine Wurst. Denissow saß davor und kritzelte mit der Feder über ein Papier. Finster sah er Rostow ins Gesicht.

»Ich schreibe ihr«, sagte er.

Er stützte sich, die Feder in der Hand haltend, auf den Tisch und freute sich sichtlich über die Gelegenheit, alles das, was er schreiben wollte, schneller mündlich zum Ausdruck bringen zu können. So teilte er Rostow den Inhalt seines Briefes mit.

»Siehst du, mein Freund«, sagte er, »wir schlafen, solange wir nicht lieben ... Wir sind Kinder des Staubes ... aber wenn man sich verliebt, dann ist man ein Gott, dann ist man rein wie am ersten Tag der Geburt ... Wer ist denn da schon wieder? ... Jag ihn zum Teufel! Ich habe keine Zeit!« rief er Lawruschka zu, der ohne jede Schüchternheit zu ihm getreten war.

»Na, wer soll es denn sein? Sie haben es ja selber befohlen. Der Wachtmeister kommt, um das Geld zu holen.«

Denissow zog die Stirn in Falten und wollte schon etwas herausschreien, schwieg aber dann.

»Eine verteufelte Geschichte«, brummte er vor sich hin. »Wieviel Geld ist da noch in der Börse?« fragte er Rostow.

»Sieben neue und drei alte.«

»Scheußlich! Na, was stehst du da wie ein Ölgötze? Schick den Wachtmeister her!« schrie Denissow Lawruschka an.

»Bitte, Denissow, nimm doch Geld von mir, ich habe welches«, sagte Rostow und wurde rot.

»Ich borge nicht gern meine Freunde an, das tue ich nicht gern«, knurrte Denissow.

»Wenn du das Geld nicht von mir annimmst, wie es doch kameradschaftlich wäre, so kränkst du mich damit. Ich habe doch wirklich genug«, wiederholte Rostow.

»Nein, nein!«

Denissow ging ans Bett, um die Börse unter dem Kopfkissen hervorzuholen.

»Wo hast du sie denn hingelegt, Rostow?«

»Unter das untere Kissen.«

»Da ist sie nicht.«

Denissow warf beide Kissen auf die Erde. Die Börse war nicht da.

»Das ist doch merkwürdig!«

»Halt, du hast sie vielleicht heruntergeworfen«, sagte Rostow, hob die Kissen einzeln hoch und schüttelte sie aus. »Sollte ich etwa vergessen haben, wo ich sie hingesteckt habe? Ach nein, ich habe dabei noch gedacht, daß du sie immer wie einen Schatz unter das Kissen legst«, sagte er.

»Hier habe ich die Börse hingelegt. Wo ist sie?« wandte er sich an Lawruschka.

»Ich bin gar nicht im Zimmer gewesen. Wo Sie das Geld hingelegt haben, wird es wohl auch noch sein.«

»Es ist aber nicht da.«

»So machen Sie es ja immer. Sie werfen Ihre Sachen irgendwohin und vergessen es dann. Sehen Sie doch mal in Ihrer Tasche nach.«

»Nein, wenn ich nicht an den Schatz gedacht hätte«, entgegnete Rostow, »aber ich kann mich genau besinnen, daß ich das Geld dorthin gelegt habe.«

Lawruschka durchwühlte das ganze Bett, blickte darunter und auch unter den Tisch, durchsuchte das ganze Zimmer und blieb endlich mitten in der Stube stehen. Denissow folgte schweigend allen Bewegungen Lawruschkas, und als dieser verwundert die Arme ausbreitete und sagte, daß die Börse nirgends zu finden sei, drehte er sich nach Rostow um.

»Rostow, mach keine Dummejungenstreichs ...«

Rostow fühlte Denissows Blick auf sich gerichtet, hob seine Augen und senkte sie im gleichen Augenblick wieder. Alles Blut, das irgendwo unterhalb seiner Kehle eingezwängt gewesen war, strömte ihm ins Gesicht und in die Augen. Er konnte kaum Atem holen.

»Und im Zimmer war doch niemand als der Leutnant und Sie selber. Hier muß sie also doch sein«, meinte Lawruschka.

»Nun, dann rühr dich, du verdammte Drahtpuppe, und suche sie«, schrie Denissow plötzlich, der ganz dunkelrot geworden war, und stürzte mit einer drohenden Geste auf den Burschen los. »Schaff die Börse zur Stelle! Sonst laß ich dich totpeitschen! Alle laß ich totpeitschen!«

Rostow vermied es, Denissow anzusehen. Er knöpfte sich die Jacke zu, band sich den Säbel um und setzte die Mütze auf.

»Ich sage dir, die Börse muß hier sein«, schrie Denissow, schüttelte den Burschen an der Schulter und stieß ihn gegen die Wand.

»Denissow! Laß ihn! Ich weiß, wer sie genommen hat«, sagte Rostow und ging zur Tür, ohne die Augen aufzuheben.

Denissow blieb stehen und dachte einen Augenblick nach. Anscheinend verstand er, worauf Rostow anspielte. Er faßte ihn bei der Hand.

»Unsinn!« schrie er so laut, daß sich die Adern an Hals und Stirn wie Stricke blähten. »Ich sage dir, du bist verrückt geworden. Ich lasse mir das nicht bieten, die Börse ist hier! Ich werde diesem Tölpel das Fell abziehen, dann wird sie schon da sein.«

»Ich weiß, wer sie genommen hat«, wiederholte Rostow mit zitternder Stimme und ging zur Tür.

»Und ich sage dir: wag es nicht, das zu tun!« schrie Denissow und stürzte auf den Junker zu, um ihn zurückzuhalten.

Aber Rostow riß seine Hand los und richtete seine Augen so starr und mit solcher Wut auf Denissow, als ob dieser sein größter Feind wäre.

»Verstehst du auch, was du da sagst?« rief er mit zitternder Stimme; »außer mir ist niemand im Zimmer gewesen als er. Also, wenn er es nicht war ...«

Er konnte den Satz nicht zu Ende sprechen und lief hinaus.

»Der Teufel soll dich holen und alle andern dazu«, waren die letzten Worte, die Rostow hörte.

Rostow kam zu Teljanins Quartier.

»Der Herr ist nicht zu Hause; er ist zum Stabe geritten«, meldete Teljanins Bursche. »Ist irgend etwas geschehen?« fragte der Bursche, der sich über das verstörte Gesicht des Junkers wunderte.

»Nein, nichts.«

»Wenn Sie einen Augenblick früher gekommen wären, hätten Sie ihn noch angetroffen«, sagte der Bursche.

Der Regimentsstab lag drei Werst von Salzeneck entfernt. Ohne noch einmal nach Hause zu gehen, nahm sich Rostow ein Pferd und ritt hin. Im Dorfe, wo der Stab lag, war eine Schenke, in der die Offiziere verkehrten. Rostow ritt auf die Schenke zu. Vor der Haustür sah er Teljanins Pferd stehen.

Im zweiten Zimmer der Schenke saß der Leutnant vor einem Teller mit Bratwürsten und einer Flasche Wein.

»Ah, Sie sind auch hergekommen, junger Mann!« sagte er lächelnd und zog die Augenbrauen hoch.

»Ja«, erwiderte Rostow, als koste es ihn große Mühe, dieses Wort auszusprechen, und setzte sich an den Nebentisch.

Beide schwiegen. Im Zimmer saßen noch zwei Deutsche und ein russischer Offizier. Niemand sagte ein Wort, man hörte nur das Klappern der Messer auf den Tellern und das Schmatzen des Leutnants. Als Teljanin sein Frühstück verzehrt hatte, zog er eine Doppelbörse aus der Tasche. Mit seinen feinen, weißen Fingern schob er die Ringe auseinander, holte ein Goldstück heraus, zog die Brauen hoch und gab es dem Kellner.

»Bitte, schnell!« sagte er.

Das Goldstück war neu. Rostow stand auf und ging auf Teljanin zu.

»Darf ich mir mal Ihre Börse ansehen?« sagte er mit leiser, fast unhörbarer Stimme.

Teljanin reichte sie ihm hin. Seine Augen huschten unter den noch immer hochgezogenen Brauen unruhig umher.

»Ja, eine schöne Börse, ja ... ja ...«, sagte er und wurde plötzlich blaß. »Sehen Sie sich die Börse nur an, junger Mann«, fügte er hinzu.

Rostow nahm die Börse in die Hand, sah sie an, musterte das Geld, das in der Börse war, und blickte dann wieder Teljanin an. Der Leutnant schaute sich, seiner Gewohnheit nach, rings um und schien dann auf einmal sehr lustig zu werden.

»Wenn wir erst in Wien sein werden, dann laß ich mein ganzes Geld dort. Aber hier, in diesen dreckigen Nestern, weiß man ja gar nicht, wie man es ausgeben soll«, sagte er. »Na, geben Sie her, junger Mann, ich will nun gehen.«

Rostow schwieg.

»Was wollen Sie denn jetzt machen? Auch frühstücken? Es gibt hier gut zu essen«, fuhr Teljanin fort, »also geben Sie her.«

Er streckte die Hand aus und griff nach der Börse. Rostow ließ sie los. Teljanin nahm die Börse und steckte sie in die Tasche seiner Reithose. Seine Brauen zogen sich nachlässig in die Höhe, und sein Mund öffnete sich ein wenig, als ob er sagen wollte: »Nun ja, ich stecke eben meine Börse in die Tasche, und das ist ganz einfach und geht niemanden etwas an.«

»Nun, junger Mann?« sagte er aufseufzend und sah unter den hochgezogenen Augenbrauen hervor Rostow ins Gesicht.

Wie ein Leuchten lief etwas mit der Schnelligkeit eines elektrischen Funkens aus Teljanins Augen in die Rostows und wieder zurück, lief noch einmal hin und wieder her, aber es dauerte nur einen Augenblick.

»Kommen Sie mit«, sagte Rostow und faßte Teljanin bei der Hand – er schleppte ihn fast ans Fenster. »Dieses Geld gehört Denissow, Sie haben es genommen«, flüsterte er ihm ins Ohr.

»Wie? ... Was? ... Wie können Sie es wagen ... was?« rief Teljanin. Aber diese Worte klangen wie ein kläglicher, verzweifelter Aufschrei, wie ein Flehen um Verzeihung. Als Rostow den Ton dieser Stimme hörte, fiel ihm ein Stein vom Herzen. Nun zweifelte er nicht mehr. Er empfand ein freudiges Gefühl, und gleichzeitig tat ihm dieser Unglückliche, der vor ihm stand, von Herzen leid. Aber er mußte das, was er einmal angefangen hatte, nun auch zu Ende führen.

»Hier sind Leute, die Gott weiß was denken werden«, murmelte Teljanin, griff nach seiner Mütze und ging in ein kleines, leeres Zimmer nebenan. »Wir müssen uns auseinandersetzen.«

»Ich weiß es genau und werde es beweisen«, sagte Rostow.

»Ich ...«

Alle Muskeln in Teljanins erschrockenem bleichem Gesicht fingen an zu zittern. Seine Augen irrten immer noch umher, aber sie blieben gesenkt und erhoben sich nicht, um Rostow anzusehen. Man hörte ein Schluchzen.

»Graf! Richten Sie einen jungen Menschen nicht zugrunde ... hier ist das unselige Geld, nehmen Sie es«, er warf das Geld auf den Tisch. »Ich habe einen alten Vater, eine Mutter! ...«

Rostow nahm das Geld und wich Teljanins Blick aus. Ohne ein Wort zu sagen, ging er aus dem Zimmer. Doch an der Tür blieb er noch einmal stehen und kehrte sich um.

»Mein Gott«, sagte er mit Tränen in den Augen, »wie konnten Sie nur so etwas tun?«

»Graf ...« fing Teljanin an und wollte auf den Junker zugehen.

»Rühren Sie mich nicht an«, sagte Rostow und wich ihm aus.
»Wenn Sie in Not sind, so nehmen Sie dieses Geld.« Er warf ihm seine eigene Börse hin und lief aus dem Zimmer.

5

Am Abend desselben Tages unterhielten sich in Denissows Quartier die Offiziere seiner Schwadron lebhaft miteinander.

»Ich sage Ihnen, Rostow, Sie müssen sich beim Regimentskommandeur entschuldigen«, rief ein großer Stabsrittmeister dem erregten, dunkelrot gewordenen Rostow zu.

Der Stabsrittmeister Kirsten, ein langer Mensch mit schon ergrautem Haar, einem mächtigen Schnurrbart und groben Zügen in seinem runzligen Gesicht, war zweimal wegen einer Ehrenangelegenheit degradiert worden und hatte sich zweimal wieder heraufgedient.

»Ich lasse mir von keinem Menschen sagen, daß ich lüge«, rief Rostow. »Er hat behauptet, ich lüge, und da habe ich zu ihm gesagt, daß er lügt. Und dabei bleibt es. Er kann mich meinetwegen jeden Tag zum Tagesdienst heranziehen und mich in Arrest stecken, aber niemand kann mich zwingen, um Verzeihung zu bitten. Und wenn er als Regimentskommandeur es seiner für unwürdig hält, mir Satisfaktion zu geben ...«

»Warten Sie, mein Lieber; hören Sie mich an«, unterbrach ihn der Stabsrittmeister mit seiner Baßstimme, und strich sich ruhig den langen Schnurrbart glatt, »Sie haben dem Regimentskommandeur in Gegenwart anderer Herren gesagt, daß ein Offizier gestohlen habe ...«

»Es war nicht meine Schuld, daß dieses Gespräch in Gegenwart anderer Offiziere stattfand. Vielleicht hätte ich in Gegenwart anderer nicht davon sprechen sollen. Aber ich bin eben kein Diplomat. Gerade deshalb bin ich ja in ein Husarenregiment eingetreten, weil ich dachte, daß man hier nicht jedes Wort auf die Goldwaage zu legen brauche. Wenn er aber sagt, daß ich lüge ..., so soll er mir auch Satisfaktion geben ...«

»Das ist ja alles ganz gut und schön. Es denkt ja niemand daran, daß Sie ein Feigling sind. Darum handelt es sich hier nicht. Fragen Sie einmal Denissow, ob das nicht unerhört ist, wenn ein Junker von seinem Regimentskommandeur Satisfaktion verlangt.«

Denissow biß sich auf den Schnurrbart und hörte mit finsterner Miene dem Gespräch zu. Offenbar wollte er sich nicht daran betei-

gen. Auf die Frage des Stabsrittmeisters schüttelte er verneinend den Kopf.

»In Gegenwart anderer Offiziere haben Sie dem Regimentskommandeur von dieser Gemeinheit erzählt«, fuhr der Stabsrittmeister fort, »und Bogdanytsch« – so wurde der Regimentskommandeur von den Offizieren genannt – »hat Sie gehörig heruntergeputzt ...«

»Er hat mich gar nicht heruntergeputzt, sondern gesagt, ich spräche die Unwahrheit.«

»Nun ja, und darauf haben Sie ihm eine ungehörige Antwort gegeben und deshalb müssen Sie sich entschuldigen.«

»Auf keinen Fall!« rief Rostow.

»So etwas hätte ich von Ihnen nicht erwartet«, sagte der Stabsrittmeister ernst und streng. »Sie wollen sich nicht entschuldigen, mein Lieber? Und dabei haben Sie sich nicht nur an ihm, sondern am ganzen Regiment, an uns allen, schwer vergangen. Sehen Sie, das hätten Sie so machen müssen: Sie hätten es sich überlegen und um Rat fragen müssen, wie man in einer solchen Sache zu handeln hat. Sie aber platzen damit ohne weiteres in Gegenwart von Offizieren heraus. Was soll der Regimentskommandeur jetzt machen? Soll er den Leutnant vors Gericht bringen und das ganze Regiment dadurch bloßstellen? Wegen eines einzigen schwarzen Schafes das ganze Regiment in Schande bringen? So meinen Sie es doch, nicht wahr? Wir aber sind anderer Meinung. Bogdanytsch ist ein tüchtiger Mann, er hat Ihnen gesagt, daß Sie etwas Unwahres behaupten. Das ist unangenehm, aber was ist da zu machen, mein Lieber? Sie haben sich diese Suppe ja selber eingebrockt. Und jetzt, wo man die Sache vertuschen will, wollen Sie sich aus irgendeinem unangebrachten Stolz heraus nicht entschuldigen, sondern alles an die große Glocke hängen. Es wurmt Sie, daß Sie jetzt Strafdienst machen müssen und sich vor einem alten ehrlichen Offizier entschuldigen sollen. Wie Bogdanytsch als Mensch auch immer sein mag, jedenfalls ist er ein tapferer, ehrenhafter alter Oberst. Ihnen fällt es schwer, sich zu entschuldigen. Das Regiment aber bloßzustellen, das fällt Ihnen nicht schwer?« Die Stimme des Stabsrittmeisters fing an zu zittern. »Sie, junger Mann, sind nur vorübergehend hier im Regiment. Heute sind Sie hier, morgen irgendwo anders als Adjutant. Was kümmert es Sie, wenn man sagen wird: ›Unter den Pawlograder Offizieren gibt es

Diebe.« Uns aber ist das nicht gleichgültig. Habe ich nicht recht, Denissow? Uns ist das nicht gleichgültig.«

Denissow schwieg immer noch und rührte sich nicht, sondern blickte nur hin und wieder Rostow mit seinen glänzenden schwarzen Augen an.

»Ihnen ist Ihr Stolz heilig, Sie wollen nicht um Entschuldigung bitten«, fuhr der Stabsrittmeister fort, »aber uns Alten, die wir hier im Regiment groß geworden sind und, geb's Gott, auch hier mal sterben werden, uns geht die Ehre des Regiments über alles, und Bogdanytsch weiß das. Ja, uns geht die Ehre des Regiments über alles! Das ist nicht schön von Ihnen, nicht schön. Nehmen Sie es mir übel oder nicht, aber ich sage immer die Wahrheit frei heraus. Das ist nicht schön von Ihnen.«

Der Stabsrittmeister stand auf und wandte sich von Rostow ab.

»Er hat recht, hol's der Teufel«, schrie Denissow und sprang auf. »Na, Rostow, na!«

Rostow wurde rot und blaß und sah bald den einen, bald den anderen Offizier an.

»Nein, meine Herren, nein ... Denken Sie nicht ... Ich verstehe Sie ... doch Sie denken nicht richtig von mir ... ich ... für mich ... ich bin stets für die Ehre des Regiments ... und wie! Ich werde es im Gefecht zeigen, daß für mich die Ehre der Fahne ... nun ja, es stimmt, ich bin schuld! ...« Tränen standen in seinen Augen. »Ich habe mich arg vergangen, arg vergangen! ... Nun, was wollen Sie noch mehr?«

»So ist's recht, Graf«, schrie der Stabsrittmeister, drehte sich um und schlug ihm mit seiner großen Hand auf die Schulter.

»Ich hab dir gesagt«, schrie Denissow, »daß er ein famoses Kerlchen ist!«

»So ist es recht, Graf«, wiederholte der Stabsrittmeister, als wolle er Rostow für sein Eingeständnis durch die Anrede mit seinem Grafentitel belohnen. »Gehen Sie hin und bitten Sie um Entschuldigung, Euer Erlaucht, gehen Sie!«

»Meine Herren, ich will alles tun, niemand soll von mir auch nur ein Wort von dieser Sache weiter hören«, sagte Rostow mit flehender Stimme, »aber um Entschuldigung bitten, nein, das kann ich bei Gott

nicht. Machen Sie, was Sie wollen. Soll ich mich etwa entschuldigen und um Verzeihung bitten wie ein Schuljunge?«

Denissow lachte.

»Das wird dann für Sie nur um so schlimmer sein. Bogdanytsch trägt einem so etwas nach. Sie werden für Ihre Dickköpfigkeit büßen müssen«, sagte Kirsten.

»Herr Gott, das ist doch keine Dickköpfigkeit! Ich kann es Ihnen nicht beschreiben, was für ein Gefühl ... ich kann nicht ...«

»Nun, wie Sie wollen«, sagte der Stabsrittmeister. »Wo ist denn aber dieser Schuft eigentlich geblieben?« fragte er Denissow.

»Er hat sich krank gemeldet. Es ist der Befehl gekommen, ihn morgen vom Offizierskorps auszuschließen«, erwiderte Denissow.

»Das muß bei ihm krankhaft gewesen sein, anders kann man das gar nicht erklären«, sagte der Stabsrittmeister.

»Ob es nun krankhaft war oder nicht, mir soll er nicht noch einmal unter die Augen kommen, ich schlage ihn tot«, schrie Denissow blutdürstig.

Da trat Scherkow ins Zimmer.

»Wie kommst du denn hierher?« wandten sich die Offiziere sofort an den Eintretenden.

»Es geht los, meine Herren, Mack hat sich ergeben, vollständig, mit der ganzen Armee ...«

»Das ist ja Schwindel!«

»Ich habe ihn selber gesehen.«

»Wie? Mack hast du gesehen? Mack, wie er leibt und lebt?«

»Es geht los! Es geht los! Gebt ihm eine Flasche Wein für diese Nachricht. Wie bist du aber hierher geraten?«

»Eben wegen dieses Kerls, wegen Mack, haben sie mich wieder ins Regiment zurückgeschickt. Ein österreichischer General hat sich beschwert. Ich hatte ihm zu Macks Ankunft gratuliert ... Aber was ist denn mit dir, Rostow? Du siehst ja so rot aus, als kämst du gerade aus dem Dampfbad?«

»Ja, Kamerad, hier spielt jetzt eine dumme Geschichte seit zwei Tagen.«

Da trat der Regimentsadjutant ein und bestätigte die von Scherkow gebrachte Nachricht. Der Marschbefehl für morgen war eingetroffen.

»Also es geht los, meine Herren.«

»Nun Gott sei Dank, wir haben auch schon zu lange stillgesessen.«

6

Kutusow zog sich in der Richtung nach Wien zurück und zerstörte hinter sich die Brücken über den Inn bei Braunau und über die Traun bei Linz. Am 23. Oktober überschritten die russischen Truppen die Enns. Der russische Train, die Artillerie und die Truppenkolonnen kamen gegen Mittag durch die Stadt Enns, die auf beiden Seiten des Flusses liegt.

Es war ein warmer, regnerischer Herbsttag. Die weite Aussicht, die sich von jener Anhöhe erschloß, wo die russischen Batterien zum Schutz der Brücke aufgestellt waren, wurde bald durch den feinen Schleier eines schräg fallenden Regens verdeckt, bald lag sie wieder im hellen Sonnenschein da, der alle Gegenstände wie mit Lack überzogen aussehen ließ. Unten, zu ihren Füßen, sahen die Soldaten das Städtchen liegen mit seinen weißen Häusern und roten Dächern, seiner Kirche und einer Brücke, auf der zu beiden Seiten russische Truppen dichtgedrängt vorüberfluteten. An einer Biegung der Donau sah man Schiffe, eine Insel und ein Schloß mit einem Park, der vom Wasser der Enns umspült wurde, die sich hier in die Donau ergießt. Das linke, felsige, mit Fichtenwäldern bedeckte Donauufer trat deutlich hervor, und weiter, in geheimnisvoller Ferne, dümmerten grüne Höhen; aus einem wilden Fichtenwald, den, wie es von weitem schien, noch keines Menschen Fuß je betreten hatte, ragten die Türme eines Klosters hervor. Und weiter hinten auf einem Berge, jenseits der Enns, sah man die Vorposten des Feindes.

Vorn auf der Anhöhe, zwischen den Geschützen, stand ein General, der Befehlshaber der Nachhut, mit einem Offizier à la suite und betrachtete die Gegend durch ein Fernglas. Etwas weiter hinten saß auf einer Lafette Neswizkij, der vom Oberkommandierenden zur Nachhut abgeschickt worden war. Der Kosak, der Neswizkij begleitet hatte, reichte ihm Tasche und Feldflasche hin, und Neswizkij bewirtete nun die Offiziere mit Pasteten und echtem Doppelkümmel. Die Offiziere umringten ihn voller Freude: die einen lagen auf den Knien, andere wieder saßen mit untergeschlagenen Beinen auf dem feuchten Gras.

»Ja, dieser österreichische Fürst, der sich hier das Schloß gebaut hat, ist gar nicht so dumm gewesen. Eine herrliche Gegend. Aber warum essen Sie nicht, meine Herren?« sagte Neswizkij.

»Ich danke ergebenst, Fürst«, sagte einer der Offiziere, dem es ein großes Vergnügen machte, sich mit einem so hohen Stabsoffizier unterhalten zu können, »eine prächtige Gegend. Wir sind dicht am Park vorbeigegangen und haben zwei Hirsche gesehen. Und was für ein wunderbares Haus!«

»Sehen Sie nur, Fürst«, sagte ein anderer, der gern noch eine Pastete genommen hätte, sich aber ein wenig genierte und daher so tat, als betrachte er die Gegend, »sehen Sie nur, unsere Infanterie hat sich da schon 'rangemacht. Da, auf der Wiese, hinter dem Dorf, schleppen drei Mann etwas fort. Die werden sich das Schloß schon vornehmen«, meinte er mit sichtlichem Behagen.

»Ja, richtig«, erwiderte Neswizkij. »Nein, was ich aber gern möchte«, fügte er hinzu und zerkaute dabei eine Pastete in seinem schönen Mund, »mich da 'ranpirschen.«

Er zeigte auf das Kloster mit den Türmen, das auf dem Berg sichtbar war. Lächelnd kniff er seine blitzenden Augen zusammen.

»Das wäre doch fein, meine Herren.«

Die Offiziere lachten.

»Wenn wir auch bloß diese Nönnchen ein bißchen aufschrecken könnten. Es sollen junge Italienerinnen sein. Wirklich, fünf Jahre meines Lebens gäb' ich drum.«

»Denen ist es doch gewiß auch langweilig dort«, sagte lachend ein anderer Offizier, der noch etwas dreister war.

Unterdessen zeigte der Offizier à la suite, der vorne stand, dem General einen bestimmten Punkt, und der General sah durchs Fernrohr hin.

»Ja ja, stimmt schon, stimmt schon«, brummte der General ärgerlich. Er nahm das Fernrohr von den Augen weg und zuckte die Schultern. »Sie haben recht. Gleich werden sie den Übergang beschießen. Warum trödeln aber auch unsere Leute so lange?«

Auf der andern Seite des Flusses war eine feindliche Batterie jetzt auch mit bloßem Auge zu erkennen. Ein milchig-weißes Rauchwölkchen stieg von ihr auf. Gleich darauf ertönte ein ferner Schuß, und

man konnte beobachten, wie die russischen Truppen auf der Brücke auf einmal in Eile gerieten.

Neswizkij erhob sich prustend und ging lächelnd auf den General zu.

»Möchten Exzellenz nicht auch einen Bissen essen?« fragte er.

»Eine dumme Geschichte«, sagte der General, ohne ihm zu antworten. »Unsere Leute haben sich zu viel Zeit genommen.«

»Soll ich hinreiten, Exzellenz?« fragte Neswizkij.

»Ja, reiten Sie bitte hin«, sagte der General und wiederholte ihm das, was er schon einmal ausführlich befohlen hatte. »Sagen Sie den Husaren, sie sollen zuletzt die Brücke überschreiten und sie dann hinter sich abbrennen, wie ich es befohlen habe. Vorerst sollen sie aber die Brennmaterialien auf der Brücke noch gut prüfen.«

»Zu Befehl«, antwortete Neswizkij.

Er rief den Kosaken, der das Pferd hielt, herbei, ließ Tasche und Feldflasche aufpacken und schwang seinen schweren Körper behend in den Sattel.

»Ich reite jetzt zu den Nonnen, tatsächlich«, sagte er zu den Offizieren, die ihn lächelnd ansahen, und ritt dann auf einem gewundenen Pfad den Berg hinab.

»Nun wollen wir mal sehen, wie weit unsere Geschütze reichen, Hauptmann, legen Sie los!« sagte der General und wandte sich an den Artilleristen. »Sie sollen nun auch Ihren Spaß haben nach der vielen Langenweile!«

»Die Mannschaften an die Geschütze!« kommandierte der Offizier.

Im Nu kamen die Artilleristen fröhlich von den Feuern herbeigelaufen und luden die Kanonen.

»Erstes Geschütz, Feuer!« ertönte das Kommando.

Wichtig prallte das erste Geschütz zurück. Betäubend dröhnte das Metall der Kanone, und eine Granate sauste pfeifend über die Köpfe der Unsrigen den Berg hinab. Sie flog bei weitem nicht bis zum Feind hin. Eine Rauchwolke zeigte den Platz, wo sie einschlug und platzte.

Die Gesichter der Soldaten und Offiziere hellten sich bei diesem Ton förmlich auf. Alle hatten sich erhoben und waren damit beschäftigt, zu beobachten, wie unten unsere Truppen marschierten, die ganz deutlich zu sehen waren, und wie weiter hinten der Feind heranrückte.

In diesem Augenblick trat die Sonne ganz aus den Wolken heraus, und der feierliche Klang dieses einzelnen Schusses ging in den leuchtenden Sonnenglanz über und rief eine fröhliche, mutige Stimmung hervor.

7

Zwei feindliche Geschosse waren bereits über den Fluß geflogen, deshalb war das Gedränge dort sehr groß. Mitten auf der Brücke stand Fürst Neswizkij. Er war gerade vom Pferd gestiegen und drückte seinen dicken Leib gegen das Geländer. Lachend sah er sich nach seinem Kosaken um, der mit den beiden Pferden am Zügel einige Schritte hinter ihm stand. Jedesmal, wenn Fürst Neswizkij weitergehen wollte, drängten ihn Soldaten und Wagen zurück und preßten ihn wieder an das Geländer. Ihm blieb nichts anderes übrig, als zu lächeln.

»He du, Brüderchen«, sagte der Kosak zu einem Fuhrparksoldaten, der mit seinem Wagen auf die Infanterie losfuhr, die sich dicht um die Räder und Pferde drängte. »He, kannst du nicht warten? Du siehst doch, daß ein General vorbeireiten will.«

Doch auf den Trainsoldaten machte der Generalstitel nicht den geringsten Eindruck und er rief den Soldaten, die ihm den Weg versperrten, zu: »He, Landsleute, links ran! Wartet mal!«

Aber die Landsleute marschierten auf der Brücke Schulter an Schulter, so daß die Bajonette aneinanderstießen, wie eine feste Masse dahin, ohne sich aufhalten zu lassen.

Fürst Neswizkij blickte über das Geländer in den Fluß und sah den schnellen, schäumenden, kleinen Wellen der Enns zu, die kräuselnd ineinanderflossen, den Brückenpfeiler umwogten und einander zu überholen strebten. Als er dann aufschaute, erblickte er auf der Brücke dieselben einförmigen, aber lebenden Wellen: Soldaten, Tschakos, Tschakoschnüre, Tornister, Bajonette, lange Gewehre und unter den Tschakos Gesichter mit breiten Backenknochen, eingefallenen Wangen und sorglos-müden Mienen, und Beine, die auf dem klebrigen Schmutz der Brückenbohlen dahinmarschierten. Bisweilen drängte sich durch diese einförmigen Wogen der Soldaten wie ein weißer Schaumspritzer auf den Wellen der Enns ein Offizier im Mantel hindurch, dessen Gesichtsausdruck von dem der einfachen Soldaten auffallend abstach. Ab und zu wurde von den Wellen der Infanterie ein zu Fuß gehender Husar, ein Offiziersbursche oder ein Einwohner wie ein auf dem Flusse tanzender Holzspan über die Brücke getragen. Dann wieder segelte ein von allen Seiten umdrängter

Kompanie- oder Offizierswagen, der bis oben mit Gepäck vollgepackt und mit einem Lederüberzug bedeckt war, wie ein auf dem Fluß treibender Baumstamm über die Brücke.

»Sieh einer an, das flutet ja und flutet, als ob ein Damm gebrochen wäre«, sagte der Kosak und blieb hoffnungslos stehen. »Sind da drüben noch viele von euch?«

»Eine Million, weniger einen Mann!« sagte augenzwinkernd ein lustiger Soldat in zerrissenem Mantel, der dicht neben ihm vorüberging, und verschwand augenblicklich wieder im Gedränge. Hinter ihm ging ein anderer, ein alter Soldat.

»Wenn die« – ›die‹ waren immer die Feinde – »uns jetzt hier auf der Brücke eins aufbrummen«, sagte finster der alte Soldat und wandte sich an einen Kameraden, »dann wirst du dich nicht mehr zu kratzen brauchen.«

Auch dieser Soldat ging vorüber. Hinter ihm fuhr ein anderer auf einem Wagen.

»Wo zum Teufel hast du nur die Fußlappen hingestopft?« fragte ein Offiziersbursche, der hinterherlief, und wühlte hinten im Wagen herum.

Auch dieser wogte mit dem Fuhrwerk vorbei. Hinter ihm kamen lustige, anscheinend angetrunkene Soldaten.

»Mensch, wie der ihm da mit dem Kolben in die Zähne knallte ...«, erzählte lustig der eine in hoch aufgeschürztem Mantel und holte dabei weit mit dem Arm aus.

»Ja, ja, das war aber auch ein feiner Schinken«, antwortete der andere lachend.

Und auch sie gingen vorüber, ohne daß Neswizkij erfahren hätte, wem man die Zähne eingeschlagen hatte und wie das mit dem Schinken zusammenhing.

»Gott, wie sie laufen! Weil die eine kalte Kanonenkugel abschießen, denken alle gleich, sie werden erschossen«, sagte ärgerlich und vorwurfsvoll ein Unteroffizier.

»Wie sie an mir vorbeiflog, Onkelchen, die Kanonenkugel«, schwatzte ein junger Soldat mit einem riesig großen Mund und wollte sich dabei halbtot lachen, »da bin ich ganz erstarrt vor Schreck. Donnerwetter! Wirklich! Bin ich aber erschrocken, mächtig er-

erschrocken«, sagte er, als wollte er sich damit rühmen daß er so erschrocken sei.

Und auch der ging vorüber.

Hinter ihm folgte ein Wagen, der ganz anders aussah als alle übrigen, die bisher vorbeigekommen waren. Es war ein deutscher Zweispänner, der anscheinend mit einer ganzen Hauseinrichtung beladen war. Hinten am Wagen, den ein Deutscher fuhr, war eine schöne scheckige Kuh mit prallem Euter angebunden. Auf den Betten saß eine Frau mit einem Säugling, eine alte Großmutter und ein junges, rotbackiges, gesund aussehendes deutsches Mädchen. Anscheinend wurden diese fortziehenden Einwohner auf eine besondere Erlaubnis hin durchgelassen. Die Augen aller Soldaten waren auf diese Frauen gerichtet, und solange der Wagen, der sich nur Schritt für Schritt vorwärts bewegen konnte, nebenher fuhr, bezogen sich alle Bemerkungen der Soldaten nur auf die beiden Frauen. Auf allen Gesichtern lag fast ein und dasselbe Lächeln, das durch die unreinen Gedanken in bezug auf diese Weiber hervorgerufen wurde.

»Siehst, der Wurstfresser⁵⁹ macht sich auch aus dem Staube.«

»Verkauf die Frau«, rief ein anderer Soldat und wandte sich an den Deutschen, der mit gesenkten Augen ärgerlich und erschrocken mit großen Schritten weiterging.

»Die hat sich aber fein gemacht! Das ist Sache!«

»Wenn du bei denen im Quartier liegen könntest, was, Fedotow?«

»Das haben wir alles schon erlebt, mein Lieber!«

»Wohin fahrt ihr denn?« fragte ein Infanterieoffizier, der einen Apfel aß und ebenfalls lächelte, während er das hübsche Mädchen ansah.

Der Deutsche schloß die Augen und deutete damit an, daß er nichts verstehe.

»Willst du den haben? Nimm«, sagte der Offizier und reichte dem Mädchen einen Apfel.

Das Mädchen lächelte und nahm ihn. Während die Frauen vorüberfuhren, hatte Neswizkij, wie alle übrigen auf dieser Brücke, kein Auge von ihnen gelassen. Nach ihnen kamen wieder ebensolche Soldaten mit ebensolchen Gesprächen, und schließlich blieben alle stehen. Wie das des öfteren geschieht, waren die Pferde eines Kompaniewagens

am Ausgang der Brücke steckengeblieben, und der ganze Haufen mußte warten.

»Was bleiben die da vorne stehen? Ist das eine Ordnung?« fragten die Soldaten. »Was drängelst du denn so, Satan! Kannst nicht warten? Das wird noch viel toller werden, wenn die erst mal die Brücke in Brand schießen. Seht mal den Offizier dort, den haben sie auch festgedrängt«, riefen die Soldaten in dem stehen bleibenden Haufen von allen Seiten, sahen einander an und drängten alle nach vorn, dem Ausgang zu.

Während Neswizkij über die Brücke auf das Wasser der Enns sah, hörte er einen ihm noch neuen Ton, wie wenn ein großes Etwas schnell näher käme und dann ins Wasser plumpste.

»Siehst, wie weit die schon schießen«, sagte ernst ein dicht neben ihm stehender Soldat, der sich ebenfalls nach diesem Geräusch umschaute.

»Man will uns Beine machen, daß wir schneller rübergehen sollen«, bemerkte ein anderer unruhig.

Die Menge kam wieder in Bewegung. Neswizkij begriff jetzt, daß dies eine Kanonenkugel gewesen war.

»He! Kosak! Das Pferd her!« rief er. »Na, ihr da! Zur Seite, zur Seite! Weg frei!!«

Mit großer Anstrengung arbeitete er sich zu seinem Pferde durch. Unaufhörlich schreiend kam er endlich vorwärts. Die Soldaten preßten sich zusammen, um ihm den Weg frei zu machen, drängten aber dann wieder gegen ihn vor, so daß sie ihm das eine Bein einquetschten. Die ihm zunächst Stehenden waren nicht schuld daran, da sie von hinten vorwärts gedrängt wurden.

»Neswizkij, Neswizkij! So hör doch nur, du Fratz!« hörte man in diesem Augenblick von hinten eine heisere Stimme rufen.

Neswizkij sah sich um und erblickte, etwa fünfzehn Schritte durch die lebendige, sich fortbewegende Masse der Infanterie von ihm entfernt, Waska Denissow mit seinem roten Gesicht. Die Mütze auf dem schwarzen, zottigen Haar hatte er keck ins Genick geschoben, und über der Schulter hing ihm der Dolman.

»Befiehl doch diesen verfluchten Kerlen, daß sie dir Platz machen sollen«, schrie Denissow, der sich anscheinend in Wut befand, und

seine glänzenden, kohlschwarzen, etwas geröteten Augen rollten. Den Säbel, den er in der Scheide gelassen hatte, hielt er in seiner kleinen unbehandschuhten Hand, die ebenso rot war wie sein Gesicht, und schwenkte ihn wild hin und her.

»Du hier, Waska?« rief Neswizkij freudig zurück. »Was tobst du denn so?«

»Meine Schwadron kann nicht durch«, schrie Waska Denisow wütend, zeigte seine weißen Zähne und gab seinem schönen Vollblutaraber die Sporen. Das Pferd bewegte unruhig die Ohren, als es an die Bajonette stieß, schnaubte, daß der weiße Schaum aus seinen Nüstern spritzte, schlug dröhnend mit den Hufen auf die Brückenbohlen und wäre anscheinend bereit gewesen, über das Brückengeländer zu setzen, wenn sein Reiter es ihm erlaubt hätte.

»Was soll das? Wie die Hammel! Ganz wie die Hammel! Weg da! Platz machen! Bleib doch stehen, Mensch, du da mit dem Wagen! Sonst ziehe ich dir eins mit dem Säbel über!« schrie er, und wirklich zog er seinen Säbel und fuchtelte mit ihm in der Luft herum.

Die Soldaten drängten sich mit erschrockenen Gesichtern dicht zusammen, und Denisow drang bis zu Neswizkij vor.

»Du bist ja heute gar nicht betrunken?« sagte Neswizkij zu Denisow, als dieser zu ihm herangeritten war.

»Man hat ja nicht einmal mehr die Zeit, sich zu betrinken«, antwortete Waska Denisow, »den ganzen Tag muß das Regiment bald hierhin, bald dahin preschen. Wenn losgehauen werden muß, dann meinetwegen loshauen! Aber was das hier heißen soll, weiß der Teufel.«

»Du siehst ja heute wie ein Stutzer aus!« sagte Neswizkij und musterte Denisows neuen Dolman und seine neue Satteldecke.

Denisow lächelte. Er holte aus seiner Säbeltasche ein Taschentuch hervor, das mit Parfüm getränkt war, und hielt es Neswizkij unter die Nase.

»Was sein muß, muß sein. Heute geht es ins Gefecht. Da hab' ich mich rasiert, parfümiert, und mir die Zähne geputzt.«

Neswizkijs achtunggebietende Gestalt, von seinem Kosaken begleitet, und Denisows entschlossenes Vorgehen, der mit seinem Säbel herumfuchtelte und wild drauflos schrie, hatten solche Wirkung, daß

sich die beiden Offiziere endlich auf die andere Seite der Brücke durcharbeiten und die Infanterie zum Stehen bringen konnten. Neswizkij fand am Ausgang der Brücke den Oberst, dem er den Befehl überbringen sollte, und ritt dann, nachdem er seinen Auftrag erledigt hatte, zurück.

Nachdem Denisow den Weg frei gemacht hatte, hielt er am Ausgang der Brücke an. Lässig hielt er seinen Hengst zurück, der zu den andern Pferden hinstrebte und mit den Beinen ausschlug, und schaute nach seiner Schwadron, die ihm entgegenkam. Auf den Brückenbohlen klapperten helle Hufschläge, so daß es klang, als ob einige Pferde im Galopp darübersprengten, und die Schwadron, mit ihren Offizieren an der Spitze, zog, je vier Mann in einer Reihe, über die Brücke und ritt auf die andere Seite hinüber.

Die zum Haltmachen gezwungene Infanterie drängte sich in dem zertretenen Schmutz auf der Brücke zusammen und betrachtete die sauberen, elegant gekleideten Husaren, die in guter Ordnung an ihnen vorbeiritten, mit jenem besonderen, wenig wohlwollenden Gefühl der Fremdheit und des Spottes, wie es die verschiedenen Truppengattungen bei einer Begegnung gewöhnlich an den Tag zu legen pflegen.

»Aufgeputzt sind die Kerls! Die passen höchstens auf den Podnowinskij-Boulevard⁶⁰!«

»Was können die wohl nützen? Die sind doch bloß zum Staate da!« sagte ein anderer.

»Infanteristen, macht nicht solchen Staub!« scherzte ein Husar, dessen Pferd tänzelte und dabei einen Infanteristen mit Schmutz bespritzte.

»Wenn man dich zwei Tagemärsche mit dem Affen auf dem Buckel hätte laufen lassen, dann möchte ich mal sehen, wie deine Schnürchen da aussehen würden«, gab der Infanterist zurück und wischte sich mit dem Ärmel den Schmutz aus dem Gesicht.

»Wer da oben auf so 'nem Pferde sitzt, ist ja gar kein Mensch mehr, höchstens 'n Vogel!«

»Dich müßte man mal auf ein Pferd setzen, Sikin, du würdest da gut aussehen«, verspottete ein Gefreiter einen mageren kleinen Soldaten, der unter seinem schweren Tornister ganz krumm dand.

»Nimm doch einen Knüppel zwischen die Beine, dann hast du auch ein Pferd!« rief der Husar zurück.

Der Rest der Infanterie drängte sich am Eingang der Brücke trichterförmig zusammen und marschierte dann eilig hinüber. Endlich waren alle Wagen vorbeigefahren, das Gedränge wurde geringer, und das letzte Bataillon betrat die Brücke. Nur die Husaren von Denisows Schwadron waren noch auf der anderen, dem Feind zugewandten Seite der Brücke zurückgeblieben. Von unten, von der Brücke her, war der Feind, der von den gegenüberliegenden Höhen gut sichtbar war, nicht zu sehen, da unten in der Schlucht, durch die der Fluß strömte, der Horizont durch die eine halbe Werst entfernte, davorliegende Anhöhe begrenzt wurde. Im Vordergrund lag eine freie Fläche, auf der sich hier und da Kosakenpatrouillen hin und her bewegten.

Plötzlich zeigten sich auf dem gegenüberliegenden Höhenweg Truppen in blauen Mänteln und Artillerie. Das waren Franzosen. Die Kosakenpatrouillen ritten im Trabe bergab. Alle Offiziere und Mannschaften von Denisows Schwadron gaben sich zwar Mühe, von anderen Dingen zu reden und nach einer anderen Seite hinzusehen, dachten aber doch immer nur an das, was dort auf dem Berge vor sich ging. Immer wieder blickten sie nach den am Horizont auftauchenden winzigen Pünktchen, in denen sie feindliche Truppen erkannten.

Das Wetter hatte sich am Nachmittag wieder aufgeklärt. Die Sonne senkte sich strahlend auf die Donau und die dunkeln Berge ihrer Ufer nieder. Ringsum war alles still, nur hin und wieder schallten von jenem Berge die Hornsignale und Rufe des Feindes herüber. Zwischen der Schwadron und dem Feind befanden sich nur noch die kleinen Patrouillentrupps und ein leerer Raum von einigen hundert Metern Breite. Der Feind schoß nicht mehr, doch um so deutlicher machte sich jene strenge, drohende, feste und doch schwer zu bestimmende Grenze bemerkbar, die zwei feindliche Truppen voneinander trennt.

Einen Schritt über diese Grenze, diese warnende Grenze, welche die Lebenden von den Toten trennt, und man weiß nichts mehr von Leid, man ist tot. Und was ist dort? Wer ist da drüben? Dort hinter diesem Feld, hinter diesem Baum und hinter diesem Dach, das von der Sonne beleuchtet wird? Niemand weiß es, und doch möchte es jeder wissen. Es ist furchtbar, diese Grenze zu überschreiten, und doch

möchte es jeder tun, obgleich er weiß, daß er früher oder später diese Grenze ja doch überschreiten muß und dann erfahren wird, was dort auf jener Seite ist, ebenso wie er unvermeidlich erfahren wird, was jenseits des Grabes ist. Aber man ist stark, gesund, fröhlich und angeregt und umgeben von ebensolchen gesunden und lebhaft erregten Menschen. Eine solche Empfindung hat jeder Mensch, der sich dem Feind gegenüber befindet, wenn er sich auch innerlich darüber nicht klar wird. Dieses Gefühl verleiht allen Eindrücken in jenen Augenblicken einen besonderen Glanz und eine beseligende Schärfe.

Auf dem Hügel, wo der Feind stand, zeigte sich ein Rauchwölkchen, und eine Kugel sauste pfeifend über die Köpfe der Husaren hin. Die Offiziere, die zusammenstanden, ritten an ihre Plätze, und die Husaren hielten die Zügel strammer. In der Schwadron war es ganz still. Alle sahen nach vorn auf den Feind und den Regimentskommandeur und warteten auf das Kommando. Eine zweite, eine dritte Kugel sauste vorbei. Es war klar, daß man auf die Husaren schoß; aber die Kugeln flogen gleichmäßig schnell und pfeifend über ihre Köpfe weg und schlugen irgendwo hinter ihnen ein. Niemand sah sich um, aber bei jedem Zischen einer vorbeisausenden Kanonenkugel hob sich wie auf Kommando die ganze Schwadron, mit ihren bei aller Verschiedenheit doch so einförmigen Gesichtern, in den Steigbügeln, hielt, solange die Kugel vorbeipfiff, den Atem an und ließ sich dann wieder in die Sättel zurücksinken. Ohne die Köpfe zu drehen, schielten die Soldaten einer nach dem anderen hin und beobachteten neugierig, welchen Eindruck das Schießen wohl auf die Kameraden machte. Auf jedem Gesicht, von Denissow angefangen bis zum Hornisten, prägte sich um die Lippen und um das Kinn herum ein und derselbe gemeinsame Zug aus, der Kampflust, Zorn und Erregung verriet. Der Wachtmeister runzelte die Stirn und musterte die Soldaten, als wolle er eine Strafe über sie verhängen. Ein Junker namens Mironow bückte sich bei jeder Kugel, die vorbeiflog. Rostow befand sich auf der linken Flanke und saß auf seinem »Raben«, der sich sehr gut ausnahm, obgleich seine Hufe noch nicht recht in Ordnung waren. Der Junker sah so glücklich aus wie ein Schüler, der vor einem großen Publikum zum Examen aufgerufen wird und überzeugt ist, daß er es mit Auszeichnung bestehen wird. Klar und heiter sah er alle an, als bäte er, auf ihn zu schauen, wie ruhig er trotz der Kugeln dasaß. Doch

auch auf seinem Gesicht zeigte sich, um den Mund herum, ganz gegen seinen Willen, jener selbe neue und strenge Zug.

»Wer bückt sich da immer? Junker Mironow! Das geht nicht! Sehen Sie mich an!« schrie Denissow, der nicht ruhig auf seinem Platz bleiben konnte und vor der Schwadron hin und her ritt.

Waska Denissows Gesicht mit der Stulpnase und dem schwarzen Haar, und seine ganze kleine, gedrungene Gestalt mit der behaarten, sehnigen Hand, deren kurze Finger den Griff des gezogenen Säbels umspannt hielten, sahen genauso aus, wie sie immer aussahen, besonders des Abends, wenn er die zweite Flasche ausgetrunken hatte, vielleicht nur etwas röter als gewöhnlich. Er reckte seinen Kopf hoch wie ein Vogel, wenn er getrunken hat, und drückte mit den kleinen Füßen seinem Araber unbarmherzig die Sporen in die Flanken. Nach hinten zurückgelehnt, sprengte er dann zur anderen Seite der Schwadron hinüber und schrie mit heiserer Stimme, die Leute sollten ihre Pistolen nachsehen. Dann ritt er zu Kirsten. Der Stabsrittmeister kam auf seiner breiten, stämmigen Stute Denissow entgegen. Sein Gesicht mit dem langen Schnurrbart war ernst wie immer, nur seine Augen glänzten mehr als gewöhnlich.

»Wozu das alles?« sagte er zu Denissow, »zum Losschlagen kommt es ja doch nicht! Du wirst sehen, wir müssen wieder zurück.«

»Weiß der Teufel, was die machen«, knurrte Denissow. »Ah, Rostow«, rief er, als er das fröhliche Gesicht des Junkers bemerkte, »na, nun hast du ja erreicht, worauf du so lange gewartet hast.«

Er lächelte beifällig und freute sich anscheinend über den Junker. Rostow fühlte sich vollkommen glücklich. In diesem Augenblick erschien der Kommandeur auf der Brücke. Denissow sprengte zu ihm hin.

»Exzellenz, erlauben Sie, daß wir attackieren? Ich werde sie verjagen.«

»Was sollen hier Attacken«, erwiderte der Kommandeur in verdrießlichem Ton und zog die Stirn kraus, als ob ihn eine Fliege belästige. »Warum stehen Sie überhaupt noch hier? Sie sehen doch, die Patrouillen ziehen sich zurück. Führen Sie die Schwadron zurück.«

Die Schwadron überschritt die Brücke und kam aus dem Schußbereich heraus, ohne einen Mann verloren zu haben. Hinter ihr kam noch

die zweite Schwadron, die in Vorpostenkette ausgeschwärmt war, über die Brücke zurück; und dann räumten auch die letzten Kosaken die andere Seite des Flusses.

Die beiden Schwadronen der Pawlograder Husaren überschritten die Brücke und ritten dann hintereinander auf den Berg zurück. Der Regimentskommandeur Karl Bogdanytsch Schubert kam zu Denisows Schwadron und ritt im Schritt an Rostow vorüber, ohne diesen zu beachten, obgleich sie sich seit der Geschichte mit Teljanin noch nicht wieder gesehen hatten. Rostow, der sich hier an der Front in der Macht dieses Menschen, vor dem er sich jetzt schuldig fühlte, zu befinden glaubte, wandte keinen Blick von dem athletischen Rücken, dem blonden Hinterkopf und dem roten Hals des Regimentskommandeurs. Es schien Rostow, als ob diese Nichtbeachtung von seiten Bogdanytschs nur erheuchelt und dessen ganzes Sinnen und Trachten jetzt nur darauf gerichtet sei, die Tapferkeit des Junkers auf die Probe zu stellen. Daher reckte er sich hoch auf und sah sich fröhlich um. Bald schien es ihm, als reite Bogdanytsch absichtlich so nahe an ihn heran, um ihm seine schneidige Haltung an der Front zu zeigen, bald glaubte er wieder, sein Feind werde jetzt absichtlich die Schwadron in eine verwegene Attacke hineinschicken, um ihn, Rostow, dadurch zu bestrafen. Und dann wieder stellte er sich vor, wie nach der Attacke der Regimentskommandeur zu ihm hinreiten und ihm, dem Verwundeten, die Hand zur Versöhnung reichen werde.

Da kam die allen Pawlograder Husaren bekannte Gestalt Scherkows mit den hochgezogenen Schultern – er war erst kürzlich wieder aus dem Regiment ausgeschieden – auf den Regimentskommandeur zugeritten. Scherkow war, nachdem er aus dem Hauptquartier entfernt worden war, nicht lange im Regiment geblieben. Er hatte erklärt: So dumm, sich an der Front abzuschinden, sei er nicht, wenn er beim Stabe, ohne etwas zu tun zu brauchen, doch viel mehr Auszeichnungen erhalten könne. Er hatte es verstanden, als Meldeoffizier beim Fürsten Bagration unterzukommen. Jetzt ritt er zu seinem früheren Vorgesetzten hin, um ihm einen Befehl des Kommandierenden der Nachhut zu überbringen.

»Herr Oberst«, sagte er mit finsterem Ernst zu Rostows Feind und sah dabei auch gleichzeitig seine Kameraden an, »es ist befohlen, haltzumachen und die Brücke in Brand zu stecken.«

»Wer befiehlt das?« fragte düster der Oberst.

»Wer das befohlen hat, weiß ich nicht, Herr Oberst«, antwortete der Kornett ernsthaft. »Ich weiß nur, daß der Fürst zu mir gesagt hat: ›Reite zum Oberst und sage ihm, die Husaren sollen schnell kehrtmachen und die Brücke in Brand stecken.«

Gleich nach Scherkow langte ein Offizier à la suite mit dem gleichen Befehl beim Obersten an. Und bald hinter diesem Offizier à la suite kam der dicke Neswizkij angesprengt, auf einem Kosakenpferd, das ihn nur mit Mühe im Galopp tragen konnte.

»Aber was ist denn das, Herr Oberst?« schrie er noch im Reiten, »ich habe Ihnen doch gesagt, Sie sollen die Brücke in Brand stecken, und jetzt ist da solch eine Verwirrung draus geworden. Dort im Stabe verlieren sie schon ganz den Verstand, niemand wird draus klug, was das heißen soll.«

Ohne irgendwelche Hast zu zeigen, ließ der Oberst das Regiment haltmachen und wandte sich an Neswizkij.

»Sie haben mir nur etwas von Brennstoffen gesagt«, erwiderte er. »Aber davon, daß ich die Brücke in Brand stecken soll, haben Sie mir kein Wort gesagt.«

»Aber ich bitte Sie, mein Lieber«, ereiferte sich Neswizkij, der sein Pferd angehalten hatte und die Mütze abnahm, um sich mit seiner dicken Hand die schweißtriefenden Haare glattzustreichen, »ich sollte nichts davon gesagt haben, daß die Brücke angesteckt werden soll, wenn doch schon die Brennstoffe hingelegt waren?«

»Ich bin für Sie kein ›mein Lieber‹, Herr Stabsoffizier! Sie haben mir nichts davon gesagt, daß ich die Brücke anstecken soll. Ich kenne meinen Dienst und bin gewohnt, jeden Befehl strikt zu erfüllen. Sie haben mir gesagt, die Brücke soll angesteckt werden, aber wer sie anstecken soll, das habe ich selbst vom Heiligen Geist nicht erfahren können ...«

»Na ja, so ist es ja immer«, sagte Neswizkij und machte eine resignierende Handbewegung. »Wie kommst du denn hierher?« wandte er sich an Scherkow.

»Aus eben dem selben Grunde. Aber du bist ja ganz durchnäßt, darf ich dich nicht erst einmal auswingen?«

»Sie sagten, Herr Stabsoffizier ...« fuhr der Oberst in beleidigtem Ton fort.

»Herr Oberst«, fiel ihm der Offizier à la suite ins Wort, »Eile tut not, sonst wird der Feind seine Geschütze nahe heranbringen und mit Kartätschen schießen.«

Der Oberst blickte schweigend den Offizier à la suite, den dicken Stabsoffizier und Scherkow an, und zog dann die Stirne kraus.

»Ich werde die Brücke in Brand stecken«, antwortete er in feierlichem Ton, als wollte er damit sagen, daß er trotz aller Unannehmlichkeiten, die man ihm bereitete, dennoch seine Pflicht erfüllen werde.

Mit seinen langen, muskulösen Beinen schlug er so ungestüm gegen sein Pferd, als ob dieses an allem schuld wäre, ritt vor die Front und befahl der zweiten Schwadron, derselben, in der Rostow unter Denissows Kommando stand, wieder zur Brücke zurückzukehren.

»Es ist schon richtig«, dachte Rostow, »er will mich auf die Probe stellen.« Sein Herz krampfte sich zusammen, und das Blut schoß ihm ins Gesicht. »Nun soll er mal sehen, ob ich ein Feigling bin«, dachte er.

Wieder zeigte sich auf all den fröhlichen Gesichtern dieser ernste Zug, der in jenem Augenblick zu bemerken gewesen war, als die Schwadron im Kugelregen gestanden hatte. Rostow sah unverwandt seinen Feind, den Regimentskommandeur, an, um auf dessen Gesicht die Bestätigung seiner Vermutung zu finden. Aber der Oberst blickte Rostow nicht ein einziges Mal an, sondern sah, wie immer vor der Front, ernst und feierlich aus. Ein Kommando ertönte.

»Schnell, schnell«, riefen einige Stimmen in Rostows Nähe.

Sporenklirrend und mit den Säbeln an den Zügeln hängenbleibend, stiegen die Husaren eilig ab, ohne zu wissen, was sie jetzt tun sollten. Sie bekreuzigten sich. Rostow sah nun nicht mehr nach dem Regimentskommandeur hin. Dazu hatte er jetzt keine Zeit mehr. Er fürchtete, fürchtete klopfenden Herzens nur das eine: er könne hinter den Husaren zurückbleiben und nicht mit ihnen mitkommen. Seine Hand zitterte, als er sein Pferd dem Pferdebursten übergab, und er fühlte, wie mit jedem Pulsschlag das Blut nach seinem Herzen strömte. Denissow ritt, sich nach rückwärts werfend, an ihm vorüber und rief irgend etwas mit lauter Stimme. Dann sah Rostow nichts mehr als Husaren, die sporenklirrend und mit den Säbeln rasselnd an ihm vorüberliefen.

»Tragbahren!« rief eine Stimme hinter ihm.

Rostow dachte gar nicht darüber nach, was das zu bedeuten hatte, wenn Tragbahren verlangt wurden. Er lief, was er konnte, immer nur bemüht, allen voran zu sein; doch vor der Brücke geriet er, weil er nicht auf seine Füße geschaut hatte, in den morastigen, zertrampelten Schmutz, stolperte und fiel auf die Hände. Die andern rannten an ihm vorüber.

»An beiden Seiten, Rittmeister«, hörte er die Stimme des Regimentskommandeurs rufen, der vorausgeritten war und nun mit feierlichem und fröhlichem Gesicht nicht weit von der Brücke haltgemacht hatte.

Rostow rieb sich seine schmutzigen Hände an den Reithosen ab, sah sich nach seinem Feind um und wollte weiterlaufen, da er meinte, je weiter er vorwärts lief, desto besser würde es sein. Aber Bogdanjtsch, der ihn gar nicht gesehen und auch nicht erkannt hatte, rief ihm zu: »Wer läuft denn da mitten auf der Brücke. Nach rechts rüber, zurück, Junker!« schrie er ärgerlich und wandte sich dann an Denisow, der seine Tapferkeit zeigen wollte und auf die Brückenbohlen geritten war.

»Wozu Ihr Leben unnötig aufs Spiel setzen, Rittmeister! Sie sollten lieber absteigen.«

»Je nun! Wen's treffen soll, den trifft's«, antwortete Waska Denisow und drehte sich im Sattel um.

Inzwischen standen Neswizkij, Scherkow und der Offizier à la suite außer Schußweite beisammen und schauten bald nach diesem kleinen Häuflein Husaren, die mit ihren gelben Tschakos, ihren mit dunkelgrünen Schnüren besetzten Jacken und grünen Reithosen geschäftig unten an der Brücke hin und her liefen, und bald wieder nach der anderen Seite hinüber, wo in der Ferne blaue Mäntel und mit Pferden untermischte Gruppen auftauchten, die man leicht als Artillerie erkennen konnte.

Werden sie die Brücke noch anstecken können oder nicht? Wer wird eher zur Stelle sein? Ob sie wohl noch hinkommen und die Brücke anzünden, oder ob die Franzosen bis auf Kartätschenreichweite heranfahren und sie beschießen? Klopfenden Herzens legte sich diese Fragen unwillkürlich jeder einzelne Mann dieser großen Truppenmenge vor, die oberhalb am Berg stand und beim hellen

Abendlicht nach der Brücke und den Husaren und nach jener Seite hinüberschaute, wo die blauen Mäntel mit den Bajonetten und Geschützen herangerückt kamen.

»O je! Jetzt geht's den Husaren schlecht!« sagte Neswizkij. »Sie sind kaum noch einen Kartätschenschuß voneinander entfernt.«

»War ganz unnötig, daß er so viele Leute dahinunter geführt hat«, sagte der Offizier à la suite.

»Tatsächlich!« erwiderte Neswizkij. »Er hätte nur zwei tüchtige Kerls hinschicken brauchen, das hätte genügt.«

»Ach, Durchlaucht«, mischte sich, ohne einen Blick von den Husaren zu verwenden, in seiner naiven Manier, aus der man nie erraten konnte, ob das, was er sagte, ernst gemeint war oder nicht, Scherkow ins Gespräch, »ach, Durchlaucht! Wie können Sie nur so etwas sagen! Wenn er nur zwei Leute hingeschickt hätte, wer sollte ihm dann den Wladimirorden am Bande dafür geben? So aber, wenn auch immer ein paar Mann dabei niedergeschossen werden, kann er doch wenigstens lobend auf seine Schwadron hinweisen und bekommt dann selber ein Bändchen dafür. Ja, unser Bogdanytsch kennt sich darin schon aus!«

»Da«, sagte der Offizier à la suite, »da sind die Kartätschen.«

Er zeigte auf die französische Artillerie, die ihre Geschütze von den Protzen abhängte und dann wieder zurückfuhr.

Auf der Seite der Franzosen, dort aus jenen Gruppen, wo die Geschütze standen, stieg eine Rauchwolke auf. Dann eine zweite, eine dritte, alle fast zur gleichen Zeit, und im selben Augenblick, als der Donner des ersten Schusses herüberschallte, stieg eine vierte Rauchwolke auf. Darauf ertönten wieder zwei Knalle, kurz hintereinander, und dann ein dritter.

»Ach, ach!« stöhnte Neswizkij, als ob ihn ein brennender Schmerz quälte, und faßte den Offizier à la suite bei der Hand, »sehen Sie, einer ist gefallen, ist gefallen, gefallen.«

»Zwei, scheint es?«

»Wenn ich Kaiser wäre, ich würde nie Krieg führen«, fuhr Neswizkij, sich abwendend, fort.

Die französischen Geschütze wurden schnell wieder geladen. Französische Infanterie in blauen Mänteln eilte im Laufschrift zur Brücke. Wieder erschienen Rauchwölkchen, diesmal aber in verschie-

denen Abständen. Kartätschen prasselten und krachten auf die Brücke. Doch Neswizkij konnte jetzt nicht sehen, was dort vor sich ging. Eine dichte Rauchsäule stieg von jener Stelle auf. Es war den Husaren noch rechtzeitig gelungen, die Brücke in Brand zu stecken, und die französischen Batterien schossen nicht mehr mit der Absicht, sie daran zu hindern, sondern nur, weil die Geschütze nun einmal gerichtet waren und ja auch Feinde da waren, auf die man schießen konnte.

Die Franzosen konnten noch drei Schüsse abgeben, bevor die Husaren zu ihren Pferden zurückkehrten. Zwei Salven waren schlecht gezielt, und die ganze Kartätschenladung über sie hinweggeflogen, dafür traf aber der dritte und letzte Schuß mitten in das Häuflein Husaren hinein und streckte drei Mann zu Boden.

Rostow, der mit seinen Beziehungen zu Bogdanytsch ganz beschäftigt war, war auf der Brücke stehen geblieben und wußte nicht, was er anfangen sollte. Zum Drauflosschlagen – denn so hatte er sich eine Schlacht immer vorgestellt – war keiner da, und beim Anstecken der Brücke konnte er auch nicht mithelfen, da er keinen Strohbrand mitgebracht hatte wie die anderen Soldaten. Er stand da und sah sich um. Da plötzlich prasselte etwas auf die Brücke, wie wenn Nüsse ausgeschüttet würden, und einer der Husaren, der ihm am nächsten gestanden hatte, sank mit lautem Stöhnen auf das Gelände. Rostow lief mit ein paar anderen zu ihm hin. Wieder schrie jemand: »Tragbahren!« Vier Mann packten den Husaren und hoben ihn auf.

»Oh-oh-oh-oh! Laßt mich liegen, um Christi willen!« schrie der Verwundete; aber sie hoben ihn dennoch auf und legten ihn auf die Tragbahre.

Nikolaj Rostow wandte sich ab und blickte, als suche er irgend etwas, in die Ferne, auf das Wasser der Donau, nach dem Himmel, nach der Sonne. Wie schön war der Himmel, wie blau, wie ruhig, wie tief! ... Wie hell und feierlich die untergehende Sonne! Wie freundlich-glänzend schimmerte das Wasser der Donau in der Ferne. Und noch schöner waren die blauen Berge hinter der Donau, das Kloster, die geheimnisvollen Schluchten und die Wipfel der Fichtenwälder, die vom Nebel umhüllt waren, ... dort war es still, dort war das Glück ... Nichts, nichts würde ich mir wünschen, nichts, als nur dort zu sein, dachte Rostow. In mir selbst und in dieser Sonne ist so viel Glück, hier aber ist nur Stöhnen, Leid, Angst, Ungewißheit, Hast ... Da ... schon wieder ein Schrei, und wieder laufen alle irgendwohin zurück

und ich laufe mit ihnen: und da ist er, der Tod, über mir, um mich ... Noch einen Augenblick – und ich sehe vielleicht diese Sonne, dieses Wasser und diese Schluchten nie wieder.

In diesem Augenblick verschwand die Sonne hinter den Wolken. Rostow sah noch andere Tragbahren. Und alles, die Todesfurcht, die Tragbahren, die Liebe zur Sonne und zum Leben – alles das verschmolz in ihm zu einem schmerzlich beklemmenden Gefühl.

»Herr Gott, der du im Himmel bist, errette mich, vergib mir und beschütze mich«, flüsterte Rostow vor sich hin.

Die Husaren waren zu ihren Pferden zurückgekommen, die Stimmen wurden lauter und ruhiger, die Tragbahren verschwanden aus den Augen.

»Na, mein Lieber, hast du nun Pulver gerochen?« schrie Waska Denissows Stimme Rostow ins Ohr.

Es ist vorüber ... ich aber bin ein Feigling, ja ein Feigling, dachte Rostow und nahm, schwer Atem holend, aus den Händen des Pferdeburschen seinen »Raben« entgegen, der das eine Bein etwas seitwärts hielt, und stieg auf.

»Was war denn das, Kartätschen?« fragte er Denissow.

»Ja, und was für welche!« schrie Denissow. »Unsere Kerls haben ihre Sache famos gemacht! Aber das ist eine scheußliche Arbeit! Eine Attacke, ja das ist eine Sache, die Spaß macht, da kann man drauflos hauen! Hier aber ... weiß der Teufel, was das ist. Die schossen ja nach uns wie nach einer Scheibe!«

Denissow ritt zu der nicht weit von Rostow haltenden Gruppe hin, wo der Regimentskommandeur mit Neswizkij, Scherkow und dem Offizier à la suite sprach.

Niemand scheint etwas bemerkt zu haben, dachte Rostow. Und wirklich hatte ihm niemand etwas angemerkt, weil ein jeder das Gefühl kannte, das ein Junker, der noch nicht im Feuer gewesen ist, durchmachen muß.

»Das wird aber ein Bericht werden!« sagte Scherkow. »Passen Sie mal auf, ich werde zum Leutnant befördert.«

»Melden Sie dem Fürsten, daß ich die Brücke in Brand gesteckt habe«, sagte der Oberst in feierlicher Freude.

»Und wenn man nach den Verlusten fragt?«

»Nicht der Rede wert!« erwiderte der Oberst mit tiefster Baßstimme, »zwei Husaren sind verwundet und einer hat ins Gras gebissen!« sagte er mit sichtlicher Freude, wobei er ein glückliches Lächeln nicht unterdrücken konnte, als er die schöne Wendung »einer hat ins Gras gebissen« mit klangvoller Stimme aussprach.

Verfolgt von einer hunderttausend Mann starken Armee unter Bonapartes Oberbefehl, unfreundlich aufgenommen von einer feindlich gesinnten Bevölkerung, ohne Vertrauen auf ihre Bundesgenossen, ungenügend verproviantiert und gezwungen, unter Bedingungen zu kämpfen, die niemand vorausgesehen hatte, zog sich die russische Armee mit ihren fünfunddreißigtausend Mann unter Kutusows Oberkommando eilig donauabwärts zurück. Kutusow machte nur halt, wenn der Feind ihn einholte, und verteidigte sich in Nachhutgefechten nur, soweit dies notwendig war, um sich ohne Verlust der Bagage zurückziehen zu können. Es fanden Gefechte bei Lambach, Amstetten und Melk statt. Aber trotz der Tapferkeit und Standhaftigkeit, mit der, wie selbst der Feind anerkannte, die Russen kämpften, war die Folge dieser Gefechte ein nur noch schnellerer Rückzug. Die österreichischen Truppen, der Gefangennahme bei Ulm entgangen, hatten sich bei Braunau mit Kutusow vereinigt, trennten sich aber jetzt wieder von der russischen Armee, und Kutusow war nun auf seine eigenen schwachen und erschöpften Streitkräfte angewiesen. Man konnte gar nicht mehr daran denken, Wien zu verteidigen. Statt eines nach allen Gesetzen der neuen strategischen Wissenschaft tief durchdachten Vormarschkrieges – ein Plan, den Kutusow während seines Wiener Aufenthaltes vom österreichischen Hofkriegsrat erhalten hatte – bestand jetzt Kutusows einziges, fast unerreichbares Ziel nur darin, seine Armee nicht, wie die Macks bei Ulm, vernichten zu lassen, sondern sich mit den aus Rußland angekommenen neuen Streitkräften zu vereinigen.

Am 28. Oktober setzte Kutusow mit seiner Armee auf das linke Ufer der Donau über und machte hier zum ersten Male halt, da ihn der Fluß von den Hauptstreitkräften der Franzosen trennte. Am 30. Oktober griff er die auf dem linken Ufer der Donau stehende Division Mortier an und schlug sie. In diesem Gefecht wurden zum erstenmal Trophäen erbeutet: eine Fahne und mehrere Geschütze, außerdem wurden zwei feindliche Generäle gefangengenommen. Nach einem Rückzug von vierzehn Tagen hatten die russischen Truppen zum erstenmal haltgemacht und nicht nur das Schlachtfeld behauptet, sondern sogar die Franzosen in die Flucht geschlagen. Obgleich die

Truppen zerlumpt, erschöpft und durch den Verlust an Zurückgebliebenen, Verwundeten, Toten und Kranken auf ein Drittel zusammengeschmolzen waren; obwohl Kranke und Verwundete mit einem Brief Kutusows, der sie der Menschenliebe des Feindes anempfahl, auf der anderen Seite der Donau zurückgelassen werden mußten; wengleich auch die großen Krankenhäuser und Privatgebäude in Krems, die in Lazarette umgewandelt waren, alle die Kranken und Verwundeten schon nicht mehr zu fassen vermochten – trotz alledem hob dieses Haltmachen bei Krems und der Sieg über Mortier die Stimmung der Truppen doch ganz beträchtlich. In der ganzen Armee wie auch im Hauptquartier waren äußerst freudige, wenn auch falsche Gerüchte im Umlauf, über ein angebliches Heranmarschieren russischer Heereskolonnen, über irgendeinen Sieg, den die Österreicher errungen haben sollten, und über den Rückzug des erschrockenen Bonaparte.

Fürst Andrej befand sich während dieser Schlacht bei Krems an der Seite des österreichischen Generals Schmidt, der in diesem Gefecht fiel. Fürst Andrejs Pferd wurde verwundet, und er selbst erhielt einen leichten Streifschuß an der Hand. Zum Zeichen ganz besonderer Gnade wurde er darauf vom Oberkommandierenden mit der Nachricht von diesem Sieg an den österreichischen Hof geschickt, der sich schon nicht mehr in Wien, das ja von französischen Truppen bedroht wurde, sondern in Brünn befand.

Als Fürst Andrej am Abend nach der Schlacht, erregt, aber nicht ermüdet – trotz seiner äußerlich nicht sehr stark scheinenden Konstitution konnte Fürst Andrej physische Strapazen weit besser ertragen als die stärksten Leute –, mit dem Bericht Dochturows nach Krems zu Kutusow geritten kam, wurde er noch in derselben Nacht als Kurier nach Brünn abgeschickt. Als Kurier abgesandt zu werden, versprach neben einer augenblicklichen Auszeichnung auch noch eine weitere Beförderung.

Es war eine dunkle, aber sternklare Nacht. Schwarz zog sich der Weg durch den weißen Schnee, der am Abend vorher, am Tage der Schlacht, gefallen war. Während Fürst Andrej in seiner Postkutsche dahinjagte, überdachte er bald die verschiedenen Eindrücke der Schlacht, die nun vorüber war, bald malte er sich freudig aus, welchen Eindruck die Siegesnachricht hervorbringen werde, indem er sich daran erinnerte, wie freudig ihn der Oberkommandierende und seine

Kameraden beim Überbringen dieser Nachricht empfangen hatten. Er befand sich in dem Seelenzustand eines Menschen, der lange und sehnsüchtig auf ein Glück gewartet und es endlich errungen hat. Sobald er die Augen schloß, hörte er wieder das Knattern der Gewehre und Geschütze, das sich mit dem Räderrollen und der Vorstellung des Sieges verschmolz. Dann wieder bemächtigte sich seiner der Wahn, die Russen seien auf der Flucht und er selbst getötet, aber er erwachte sogleich wieder und erlebte nun mit einem Glücksgefühl gewissermaßen von neuem, daß nichts dergleichen geschehen war, sondern daß im Gegenteil er lebte und die Franzosen flohen. Wieder fielen ihm alle Einzelheiten des Sieges ein, seine besonnene Tapferkeit während der Schlacht, und beruhigt schlummerte er von neuem ein.

Auf die dunkle, sternklare Nacht folgte ein heller, heiterer Morgen. Der Schnee fing in der Sonne zu tauen an, die Pferde sprengten schnell dahin, und gleichförmig zogen rechts und links immer neue mannigfaltige Wälder, Felder und Dörfer vorbei. Auf einer der Stationen überholte Fürst Andrej eine Reihe von Wagen mit russischen Verwundeten. Der Offizier, der den Transport führte, hatte sich auf dem vordersten Wagen lang ausgestreckt und schrie einen Soldaten mit groben Schimpfworten an. In den langen, deutschen Wagen, die auf dem steinigen Wege holpernd aufstießen, lagen meist sechs oder auch noch mehr bleiche, verbundene, schmutzige, verwundete Soldaten. Einige von ihnen unterhielten sich – Fürst Andrej hörte die russischen Worte –, während andere ihr Brot aßen. Die Schwerverwundeten blickten mit sanfter und schmerzlicher Miene und kindlichem Interesse schweigend dem an ihnen vorbeijagenden Kurier nach.

Fürst Andrej ließ seinen Wagen halten und fragte einen der Soldaten, wann und in welchem Gefecht sie verwundet worden seien.

»Vorgestern, an der Donau«, antwortete der Soldat. Fürst Andrej zog seine Geldbörse hervor und gab dem Soldaten drei Goldstücke.

»Für alle«, fügte er, an den herantretenden Offizier gewandt, hinzu. »Laßt euch nur bald auskurieren«, wandte er sich wieder an die Soldaten, »es wird noch viele Gefechte geben.«

»Nun, Herr Adjutant, was gibt es Neues?« fragte der Offizier, der sich anscheinend gern unterhalten wollte.

»Nur Gutes! Vorwärts!« rief er dem Postillion zu und jagte weiter.

Es war schon ganz dunkel, als Fürst Andrej in Brünn einfuhr. Er sah sich plötzlich von hohen Häusern, von dem Lichtschein der Läden, Fenster und Laternen und von schönen Equipagen umgeben, die über das Pflaster rasselten, und die Atmosphäre einer großen, belebten Stadt umfing ihn, die nach dem Lagerleben auf einen Krieger immer eine so große Anziehungskraft ausübt. Trotz der eiligen Fahrt und der schlaflosen Nacht ließ sich Fürst Andrej sogleich zum Schlosse fahren, denn er fühlte sich jetzt frischer als am Abend vorher. Seine Augen leuchteten in einem fieberhaften Glanz, und die Gedanken, die ihm durch den Kopf gingen, lösten einander schnell und klar ab. Lebhaft stellte er sich alle Einzelheiten der Schlacht immer wieder vor, aber nicht mehr verschwommen wie erst, sondern in ganz deutlicher Form, in kurzer, knapper Darstellung, wie er sie dem Kaiser Franz vortragen wollte. Schnell überdachte er alle Fragen, die man zufällig an ihn richten könne, und alle Antworten, die er darauf geben müsse. Er vermutete, daß man ihn sofort dem Kaiser vorstellen werde. Aber an der großen Einfahrt des Palastes kam ein Beamter auf ihn zu und geleitete ihn, als er in ihm einen Kurier erkannte, zu einem anderen Portal.

»Vom Korridor nach rechts; dort werden Euer Hochwohlgeboren den diensttuenden Flügeladjutanten finden«, sagte der Beamte zu ihm, »der wird Sie zum Kriegsminister führen.«

Der diensttuende Flügeladjutant, der den Fürsten empfing, bat, einen Augenblick zu warten, und ging zum Kriegsminister hinein. Nach fünf Minuten kam er wieder, verbeugte sich besonders höflich und ließ Fürst Andrej vorausgehen. Er führte ihn durch den Korridor in ein Zimmer, wo der Kriegsminister arbeitete. Es schien fast, als wolle sich der Flügeladjutant durch seine ausgesuchte Höflichkeit gegen etwaige Versuche unliebsamer Familiarität von Seiten des russischen Abgesandten schützen.

Die freudige Stimmung des Fürsten Andrej verlor sich immer mehr, je näher er der Tür des Ministerzimmers kam. Er fühlte sich gekränkt, und dieses Gefühl der Kränkung ging im gleichen Augenblick, ohne daß er es selber merkte, in ein Gefühl grundloser Verachtung über. Doch sein findiger Verstand ließ ihn augenblicklich den Standpunkt erkennen, von dem aus er ein Recht hatte, sowohl den Adjutanten wie den Kriegsminister zu verachten: Denen muß das natürlich sehr leicht erscheinen, Siege zu erringen, da sie noch niemals

Pulver gerochen haben, dachte er und kniff seine Augen verächtlich zusammen. Absichtlich langsam trat er in das Arbeitszimmer des Kriegsministers ein. Seine Verstimmung verstärkte sich noch, als er den Kriegsminister erblickte, der vor einem großen Tisch saß und in den ersten zwei Minuten den Eintretenden überhaupt nicht beachtete. Der Kriegsminister hatte seinen kahlen, an den Schläfen schon ergrauten Kopf zwischen zwei Wachskerzen niedergebeugt und las einige Schriftstücke durch, wobei er sich mit Bleistift Notizen machte. Als sich die Tür öffnete und Schritte hörbar wurden, las er, ohne den Kopf zu heben, erst ruhig zu Ende.

»Nehmen Sie das, und geben Sie es weiter«, sagte er zu seinem Adjutanten und gab diesem die Schriftstücke; auch jetzt noch schenkte er dem Kurier keine Beachtung.

Entweder interessiert die Tätigkeit der Kutusowschen Armee den Kriegsminister weniger als all die andern Dinge, die ihn beschäftigten, oder er will es den russischen Kurier wenigstens fühlen lassen, dachte Fürst Andrej. Aber mir kann das ja ganz gleichgültig sein.

Endlich schob der Kriegsminister die übrigen Schriftstücke zurück, legte sie Rand auf Rand zusammen und blickte dann auf. Er hatte einen klugen Charakterkopf. Doch in dem Augenblick, als er sich an Fürst Andrej wandte, veränderte sich plötzlich der kluge und charakterfeste Ausdruck seines Gesichtes, und zwar anscheinend gewohnheitsmäßig und absichtlich: ein dummes, erheucheltes Lächeln blieb auf seinem Gesicht zurück, das seine Unechtheit gar nicht zu verbergen suchte, ein Lächeln, wie es einem Menschen eigen ist, der täglich viele Bittsteller hintereinander zu empfangen hat.

»Von Generalfeldmarschall Kutusow?« fragte er. »Hoffentlich gute Nachrichten? Ein Zusammenstoß mit Mortier hat stattgefunden? Ein Sieg? Na, es ist auch Zeit.«

Er nahm die Depesche, die an ihn gerichtet war, und las sie mir wehmütiger Miene.

»Ach mein Gott, ach mein Gott! Schmidt!« sagte er auf deutsch. »So ein Unglück! So ein Unglück!«

Nachdem er die Depesche durchflogen hatte, legte er sie auf den Tisch, sah den Fürsten Andrej an und überlegte sich anscheinend etwas.

»Ach, welch ein Unglück! Ein entscheidendes Treffen, sagen Sie? Monier ist aber doch nicht gefangengenommen.« Er dachte nach. »Ich freue mich, daß Sie gute Nachrichten gebracht haben, wenn auch der Sieg mit dem Tode Schmidts teuer bezahlt ist. Seine Majestät wird Sie wahrscheinlich zu sehen wünschen, heute jedoch nicht mehr. Ich danke Ihnen, gehen Sie, ruhen Sie sich aus. Kommen Sie morgen nach der Parade zum Empfang. Übrigens werde ich Ihnen noch Nachricht zukommen lassen.«

Das einfältige Lächeln, das während der Unterhaltung verschwunden war, stellte sich wieder auf dem Gesicht des Kriegsministers ein.

»Auf Wiedersehen. Ich danke Ihnen sehr. Seine Majestät der Kaiser wird Sie wahrscheinlich zu sehen wünschen«, wiederholte er und verneigte sich.

Als Fürst Andrej den Palast verließ, hatte er das Gefühl, als habe er das ganze Interesse und das ganze Glück, das dieser Sieg in ihm erweckt hatte, nun in die Hände dieser gleichgültigen Leute, in die Hände dieses Kriegsministers und seines höflichen Adjutanten gelegt. Seine ganze Denkweise hatte sich plötzlich verändert: die Schlacht kam ihm jetzt wie etwas längst Vergangenes und wie eine ferne Erinnerung vor.

Fürst Andrej stieg in Brünn bei seinem Bekannten, dem russischen Diplomaten Bilibin, ab.

»Ah, mein lieber Fürst, ein angenehmerer Gast konnte gar nicht kommen«, rief Bilibin, als er Fürst Andrej entgegenkam. »Franz, tragen Sie die Sachen des Fürsten in mein Schlafzimmer!« wandte er sich an den Diener, der Bolkonskij geleitete. »Was? Als Siegesbote? Herrlich! Und ich sitze hier und bin krank, wie Sie sehen.«

Nachdem sich Fürst Andrej gewaschen und umgekleidet hatte, ging er in das prunkvoll ausgestattete Arbeitszimmer des Diplomaten und setzte sich zu dem für ihn bereiteten Empfangsessen hin. Bilibin ließ sich in aller Ruhe am Kamin nieder.

Fürst Andrej, der nicht nur während seiner Reise, sondern schon den ganzen Feldzug hindurch jegliche Bequemlichkeiten des Lebens, Reinlichkeit und Behaglichkeit hatte entbehren müssen, empfand jetzt ein angenehmes Gefühl der Befriedigung inmitten dieser prunkvollen Lebenseinrichtungen, an die er von Kindheit an gewöhnt war. Außerdem war es ihm angenehm, nach diesem Empfang beim österreichischen Hofe, wenn auch nicht russisch zu sprechen – man unterhielt sich ja französisch –, so doch wenigstens mit einem Russen reden zu können, der, wie er annahm, die allgemeine und jetzt besonders lebhaft empfundene Abneigung der Russen gegen die Österreicher teilte.

Bilibin war ein Mann von fünfunddreißig Jahren, Junggeselle, und gehörte denselben Gesellschaftskreisen an wie Fürst Andrej. Sie waren schon in Petersburg bekannt gewesen, hatten einander aber bei dem letzten Aufenthalt des Fürsten Andrej mit Kutusow in Wien noch näher kennengelernt.

War Fürst Andrej ein junger Mann, der beim Militär eine glänzende Karriere zu machen versprach, so konnte man von Bilibin in der Diplomatie fast noch mehr erwarten. Er war zwar noch ein junger Mensch, aber kein junger Diplomat mehr, da er bereits mit sechzehn Jahren in den Dienst getreten war. Er hatte in Paris und in Kopenhagen Hervorragendes geleistet und nahm jetzt in Wien eine ziemlich bedeutende Stellung ein. Der Kanzler und der russische Gesandte in

Wien kannten ihn gut und schätzten ihn. Er war nicht einer aus der großen Zahl derjenigen Diplomaten, die, um gute Diplomaten zu sein, nur negative Eigenschaften zu haben, gewisse Dinge nicht zu tun und nur Französisch zu können brauchen, sondern einer von jenen, die ihre Arbeit verstehen und lieben. Trotz seiner Trägheit verbrachte er manche Nacht am Schreibtisch. Er arbeitete gleichmäßig gut, von welcher Art auch immer seine Arbeit sein mochte. Ihn interessierte nicht das Wozu, sondern das Wie. Es war ihm gleichgültig, worin seine diplomatische Arbeit bestand, aber ein Zirkular, ein Memorandum oder einen Bericht kunstvoll, genau und elegant abzufassen, darin fand er ein großes Vergnügen. Abgesehen von diesen schriftlichen Arbeiten schätzte man an Bilibin auch noch seine Kunst, sich in den höchsten Kreisen zu bewegen und mit den höchsten Persönlichkeiten zu verhandeln.

Gespräche liebte Bilibin, ebenso wie seine Arbeit, nur dann, wenn sie elegant und geistreich waren. In Gesellschaft wartete er immer nur auf eine Gelegenheit, irgend etwas Bemerkenswertes sagen zu können, und griff nur in solchen Fällen in das Gespräch ein. Die Rede Bilibins war ständig gespickt mit originell-geistreichen, formvollendeten Aussprüchen, die stets von allgemeinem Interesse waren. Diese Aussprüche stellte Bilibin im Laboratorium seines Geistes sorgfältig her und hielt sie absichtlich so, daß auch wenig begabte Menschen der Gesellschaft sie bequem behalten und leicht von einem Salon in den anderen tragen konnten. Und wirklich, les mots de Bilibine se colportaient dans les salons de Vienne, und hatten häufig auch Einfluß auf sogenannte wichtige Dinge.

Bilibins mageres, ausgemergeltes, gelbliches Gesicht war ganz von tiefen Falten durchfurcht, die stets so sauber und sorgfältig gewaschen aussahen wie die Fingerspitzen nach einem Bade. Die Bewegungen dieser Falten bildeten sein Mienenspiel. Bald runzelte sich seine Stirn, und die Augenbrauen zogen sich hoch, bald senkten sie sich wieder herab, und dann bildeten sich große Furchen auf den Backen. Seine tiefliegenden kleinen Augen blickten immer heiter und geradeaus.

»Also nun berichten Sie mal von Ihren Heldentaten!« fing er an.

Bolkonskij erzählte in bescheidener Weise, ohne sich selbst dabei zu erwähnen, von dem Gefecht und dem Empfang beim Kriegsminister.

»Ils m'ont reçu avec ma nouvelle comme un chien dans les quilles«, schloß er seinen Bericht.

Bilibin lächelte, und seine Hautfalten glätteten sich.

»Cependant, mon cher«, sagte er und betrachtete dabei von weitem seine Fingernägel, während er die Haut über dem linken Auge hochzog, »malgré la haute estime que je professe für das rechtgläubige russische Heer, j'avoue que votre victoire n'est pas des plus victorieuses.«

Er redete weiter französisch wie vorhin und sprach nur dann russisch, wenn er einem Wort einen verächtlichen Sinn geben wollte.

»Wie? Ihr stürzt euch mit eurer ganzen Masse auf den unglücklichen Monier, der nur eine Division unter sich hat, und dieser Monier entgleitet dann noch euren Händen? Das soll ein Sieg sein?«

»Na, Spaß beiseite«, erwiderte Fürst Andrej, »wir können immerhin ohne Prahlerei behaupten, daß dies doch ein wenig besser gewesen ist als Ulm ...«

»Warum habt ihr uns nicht wenigstens einen, nur einen einzigen Marschall gefangengenommen?«

»Weil nicht immer alles so kommt, wie man will, und sich eine Schlacht niemals so programmäßig abwickelt wie eine Parade. Wie ich Ihnen schon sagte, glaubten wir, dem Feind um sieben Uhr morgens in den Rücken fallen zu können, und um fünf Uhr abends waren wir dann noch nicht einmal soweit.«

»Ja, warum seid ihr denn nicht um sieben Uhr morgens hingekommen? Ihr hättet eben um sieben Uhr morgens hinkommen müssen«, sagte Bilibin lächelnd, »Ihr hättet um sieben Uhr morgens ankommen müssen.«

»Warum haben Sie nicht Bonaparte auf diplomatischem Wege beigebracht, daß es für ihn besser sei, Genua aufzugeben?« fragte Fürst Andrej in dem gleichen Ton.

»Ich weiß«, fiel ihm Bilibin ins Wort, »Sie denken, es ist leicht, Marschälle gefangen zu nehmen, wenn man neben dem Ofen auf dem Sofa sitzt. Das ist schon richtig ... aber immerhin, warum habt ihr ihn nicht gefangengenommen? Deshalb wundern Sie sich nicht, wenn nicht nur der Kriegsminister, sondern auch Seine Majestät Kaiser und König Franz über Ihren Sieg nicht sehr beglückt sein wird. Ja, auch

ich, der unglückliche Sekretär der russischen Gesandtschaft, fühle kein Bedürfnis, meinem Franz zum Zeichen der Freude einen Taler zu geben, damit er mit seinem Liebchen in den Prater gehen kann ... Ach so, hier gibt es ja gar keinen Prater.«

Er blickte dem Fürsten Andrej gerade in die Augen, und seine zusammengezogene Stirn glättete sich plötzlich.

»Jetzt bin ich an der Reihe, mein Lieber, einige Fragen zu stellen«, sagte Bolkonskij. »Ich muß gestehen, ich begreife das einfach nicht, aber vielleicht gehen diese diplomatischen Feinheiten über meinen schwachen Verstand. Aber das verstehe ich nicht: Mack verliert eine ganze Armee, der Erzherzog Ferdinand und der Erzherzog Karl geben kein Lebenszeichen von sich und machen Fehler auf Fehler. Schließlich ist es nur Kutusow, der einen wirklichen Sieg erringt und den Nimbus der Franzosen zerstört – und da interessiert sich der Kriegsminister nicht einmal so weit dafür, daß er Einzelheiten darüber erfahren möchte.«

»Eben deshalb, mein Lieber, voyez-vous, mon cher: Ein Hurra für den Zaren, für Rußland, für den Glauben. Tout ça est bel et bon, aber was gehen uns, das heißt, den österreichischen Hof, eure Siege an? Bringen Sie uns eine gute Nachricht von einem Sieg Erzherzog Karls oder Erzherzog Ferdinands – un archiduc vaut l'autre, wie Sie wissen – und wenn das auch nur ein Sieg über eine Feuerwehrrabteilung Bonapartes wäre – dann ist das eine andere Sache, dann werden wir das mit Kanonenschüssen in die Welt hinausdonnern. Aber was Sie uns da bringen, kann uns nur ärgern, als wäre es in böser Absicht geschehen. Der Erzherzog Karl tut gar nichts. Der Erzherzog Ferdinand bedeckt sich auch nicht gerade mit Lorbeeren. Wien habt ihr aufgegeben und verteidigt es nicht mehr, comme si vous nous disiez: Gott helfe uns und euch und eurer Hauptstadt! Und gerade den General, den wir alle liebten, Schmidt, führt ihr in den Kugelregen, daß er fällt, und beglückwünscht uns dann zu diesem Sieg. Sie müssen selber zugeben, daß man eine aufreizendere Nachricht als die, welche Sie bringen, schon gar nicht ausdenken kann. C'est comme un fait exprès, comme un fait exprès. Und dann, wenn ihr auch wirklich einen glänzenden Sieg errungen hättet, oder meinetwegen sogar der Erzherzog Karl, was könnte das noch an dem allgemeinen Gang der Dinge ändern? Jetzt, wo Wien von französischen Truppen besetzt ist, kommt das doch alles zu spät.«

»Was? Wien ist besetzt, ist besetzt?«

»Nicht nur besetzt, sondern Bonaparte ist sogar in Schönbrunn eingezogen, und der Graf, unser lieber Wrba, begibt sich zu ihm, um sich von ihm seine Befehle zu holen.«

Bolkonskij fühlte sich durch die Reiseeindrücke, den Empfang und besonders durch das Diner so ermüdet, daß er die ganze Tragweite dieser Nachricht, die er zwar hörte, nicht fassen konnte.

»Heute war Graf Lichtenfels hier«, fuhr Bilibin fort, »und zeigte mir einen Brief, in dem die Parade der französischen Truppen in Wien ausführlich beschrieben wird. Le prince Murat et tout le tremblement ... Sie sehen also, daß Ihr Sieg gar nicht so besonders erfreulich ist und Sie deshalb nicht als Retter empfangen werden können.«

»Mir ist das wirklich vollkommen gleichgültig«, erwiderte Fürst Andrej, der zu verstehen begann, daß seine Nachricht von einer Schlacht bei Krems angesichts solcher Ereignisse, wie die Besetzung der österreichischen Hauptstadt, wirklich wenig Bedeutung haben konnte. »Wie ist das denn aber gekommen, daß Wien besetzt ist? Und die Brücke, der berühmte Brückenkopf und Fürst Auersperg? Bei uns lief das Gerücht um, daß Fürst Auersperg Wien verteidige.«

»Fürst Auersperg steht hier auf dieser Seite der Donau und verteidigt uns. Ich glaube allerdings, sehr schlecht, aber immerhin, er verteidigt uns doch. Wien aber liegt auf der anderen Seite der Donau. Nein, die Brücke ist noch nicht genommen, und ich hoffe, sie wird auch nicht genommen werden, da sie unterminiert ist, und man befohlen hat, sie zu sprengen. Andernfalls wären wir schon längst in den böhmischen Bergen, und Sie mit Ihrer Armee würden jetzt eine schlimme Viertelstunde zwischen zwei Feuern durchzukosten haben.«

»Das bedeutet aber noch nicht, daß der Feldzug zu Ende ist?« fragte Fürst Andrej.

»Ich denke doch, daß er zu Ende ist. Und das glauben diese großen Schlafmützen hier auch, wenn sie es auch nicht zu sagen wagen. Es wird schon so kommen, wie ich Ihnen zu Beginn des Feldzuges gesagt habe: nicht Ihre Schießereien bei Dürrenstein entscheiden die Sache und überhaupt nicht das Pulver, sondern die Leute, die es erfunden haben«, sagte Bilibin und wiederholte damit eines seiner Witzworte, wobei er die Stirne glatt zog und einen Augenblick innehielt. »Die Frage ist jetzt nur die: Was wird die Berliner Zusammenkunft Kaiser

Alexanders mit dem König von Preußen bringen? Wenn Preußen in den Bund eintritt, on forcera la main a l'Autriche, und der Krieg geht weiter. Tritt es nicht ein, dann handelt es sich nur noch darum, zu verabreden, wo man die Präliminarien für ein neues Campo Formio⁶¹ aufstellen soll.«

»Was für eine außerordentliche Genialität!« rief plötzlich Fürst Andrej, preßte seine kleine Hand zusammen und schlug damit auf den Tisch. »Und was dieser Mensch für ein Glück hat!«

»Buonaparte?« sagte Bilibin in fragendem Ton; er runzelte die Stirn und gab damit zu verstehen, daß sogleich ein »mot« folgen werde.

»Buonaparte?« wiederholte er und betonte dabei besonders das u, »ich glaube, jetzt, wo er Österreich von Schönbrunn aus die Gesetze diktiert, il faut lui faire grâce de l'u. Ich werde eine entscheidende Neuerung einführen und ihn von nun an einfach Bonaparte nennen.«

»Nein, Spaß beiseite«, sagte Fürst Andrej, »glauben Sie wirklich, daß der Feldzug zu Ende ist?«

»Passen Sie auf, was ich glaube: Österreich ist diesmal der Dumme gewesen, daran ist es nicht gewöhnt. Nun muß es die Zeche bezahlen. Es ist deshalb der Dumme gewesen, weil erstens seine Provinzen verwüstet sind – on dit: der Rechtgläubige est terrible pour le pillage – und zweitens die Armee vernichtet und die Hauptstadt eingenommen ist; und das alles nur pour les beaux yeux Seiner sardinischen Majestät⁶². Unter uns gesagt, mein Lieber, ich habe so eine dunkle Ahnung, daß man uns betrügt. Ich wittere geheime Beziehungen zwischen Österreich und Frankreich, Projekte für einen Frieden, einen himmlischen Frieden, einen Sonderfrieden.«

»Das kann doch nicht möglich sein!« rief Fürst Andrej aus, »das wäre ja zu niederträchtig!«

»Qui vivra, verra«, erwiderte Bilibin und zog die Stirn wieder glatt, zum Zeichen, daß er das Gespräch hierüber für beendet hielt.

Als Fürst Andrej in das für ihn hergerichtete Zimmer kam und sich dann in reiner Wäsche in die Daunenbetten und die angewärmten parfümierten Kissen legte, da hatte er das Gefühl, als läge die Schlacht, über die zu berichten er hergekommen war, in weiter, weiter Ferne hinter ihm. Das Bündnis mit Preußen, der Verrat Österreichs, der neue Triumph Napoleons und morgen die Cour, die Parade und

der Empfang bei Kaiser Franz nahmen seine Gedanken ganz in Anspruch.

Er schloß die Augen, doch im selben Augenblick dröhnten ihm schon wieder die Kanonade, das Gewehrfeuer, das Rattern seines Reisewagens in den Ohren. Wieder kommen wie langgezogene Fäden die Musketiere vom Berge herab, die Franzosen schießen und er fühlt, wie sein Herz bebt. Mit Schmidt zusammen reitet er vorwärts, die Kugeln pfeifen lustig um ihn herum, und er empfindet ein Gefühl verzehnfachter Lebensfreude, wie er es seit seiner Kindheit noch nicht wieder empfunden hatte.

Er erwachte.

»Ja, dies alles ist geschehen ...«, murmelte er und lächelte kindlich glücklich über sich selber. Dann schlief er den tiefen, festen Schlaf der Jugend.

Am anderen Morgen erwachte er erst spät. Als er sich die Eindrücke des vergangenen Tages wieder ins Gedächtnis zurückrief, fiel ihm vor allem ein, daß er sich ja heute dem Kaiser vorstellen sollte. Dann dachte er an den Kriegsminister, an den höflichen österreichischen Adjutanten, an Bilibin und an das Gespräch von gestern abend. Er legte für die Fahrt ins Schloß seine volle Paradeuniform an, die er schon lange nicht mehr getragen hatte, und trat dann frisch, lebhaft und hübsch anzusehen, mit seiner verbundenen Hand in Bilibins Arbeitszimmer.

Im Zimmer befanden sich gerade vier Herren vom diplomatischen Korps. Den einen von ihnen, den Fürsten Hippolyt Kuragin, der Sekretär bei der Botschaft war, kannte Bolkonskij bereits. Mit den anderen machte ihn Bilibin bekannt.

Diese Herren, die bei Bilibin weilten, lauter reiche, lebenslustige junge Leute aus der ersten Gesellschaft, bildeten auch hier wie in Wien einen besonderen Kreis, den Bilibin, das Haupt dieses Kreises, »die Unsrigen«, »les nôtres«, nannte. Dieser Kreis, der fast ausschließlich aus Diplomaten bestand, hatte anscheinend seine eigenen Interessen, die mit Krieg und Politik nichts zu tun hatten, Interessen, die die höchsten Gesellschaftssphären oder Beziehungen zu gewissen Damen oder die Bureauangelegenheiten ihres Dienstes betrafen. Diese Herren nahmen den Fürsten Andrej allem Anschein nach gern in ihren Kreis auf, eine Ehre, die sie sonst nur wenigen erwiesen. Aus Höflichkeit und um das Gespräch in Gang zu bringen, richteten sie zuerst einige Fragen über die Armee und über die Schlacht an ihn, dann aber ging die Unterhaltung in Geplauder und fröhliche Scherze über, die sich ungezwungen und lose aneinanderreiheten.

»Es war einfach köstlich«, sagte einer, der von dem Mißerfolg eines Kollegen, eines Diplomaten, erzählte, »es war einfach köstlich, wie der Kanzler ihm noch ausdrücklich sagte, seine Versetzung nach London sei eine Beförderung, und er solle sie als eine solche betrachten. Sie können sich vorstellen, was der für ein Gesicht gemacht hat!«

»Aber was noch schlimmer ist, meine Herren, ich muß Kuragin vor Ihnen anklagen; da ist ein armer Mensch im Unglück, und dieser Don Juan, dieser fürchterliche Mensch, macht sich das zunutze.«

Fürst Hippolyt lag in einem Voltairesessel und hatte die Beine über die Lehne gelegt. Er lachte.

»Parlez-moi de ça«, sagte er.

»Oh, Sie Don Juan, Sie falsche Kreatur!« riefen die Herren von allen Seiten.

»Sie wissen nicht, Bolkonskij«, wandte sich Bilibin an den Fürsten Andrej, »daß alle Verheerungen der französischen Armee (beinahe hätte ich gesagt der russischen) nichts sind im Vergleich zu dem, was dieser Mensch hier unter den Frauen angerichtet hat.«

»La femme est la compagne de l'homme«, warf Fürst Hippolyt ein und betrachtete seine hochgezogenen Füße durch die Lorgnette.

Bilibin und die »Unsrigen« lachten laut auf, als sie Hippolyt ins Gesicht sahen, und Fürst Andrej merkte, daß dieser Hippolyt, auf den er, wie er sich eingestehen mußte, wegen seiner Frau beinahe eifersüchtig gewesen war, in dieser Gesellschaft die Zielscheibe des Witzes abgab.

»Nein, ich muß Ihnen Kuragin einmal vorführen, wenn er in seinem Fahrwasser ist«, sagte Bilibin leise zu Bolkonskij. »Er ist einfach kostbar, wenn er über Politik spricht. Diese Wichtigtuerei muß man gesehen haben.«

Er setzte sich neben Hippolyt, zog die Falten auf seiner Stirn zusammen und begann mit ihm ein Gespräch über Politik. Fürst Andrej und die anderen umringten die beiden.

»Le cabinet de Berlin ne peut pas exprimer un sentiment d'alliance«, begann Fürst Hippolyt und sah dabei alle vielsagend an, »sans exprimer ... comme dans sa dernière note ... vous comprenez ... vous comprenez ... et puis si Sa Majesté l'Empereur ne déroge pas au principe de notre alliance ...«

»Attendez, je n'ai pas fini ...« sagte er zu Fürst Andrej und faßte ihn am Arm, »je suppose que l'intervention sera plus forte que la non-intervention. Et ...« er schwieg. »On ne pourra pas imputer à la fin de non-recevoir notre dépêche du 28 octobre. Voilà comment tout cela finira.«

Er ließ den Arm Bolkonskij los und gab damit kund, daß er nun mit seiner Rede vollständig zu Ende sei.

»Demosthènes, je te reconnais au caillou⁶³ que tu as caché dans ta bouche d'or«, sagte Bilibin, dessen Haarschopf auf dem Kopf vor Vergnügen bebte.

Alle lachten, Hippolyt selber noch lauter als die anderen. Man sah, daß ihm beim Lachen alles weh tat und er kaum Atem holen konnte; aber trotzdem vermochte er dieses tolle Gelächter, das sein sonst so unbewegliches Gesicht ganz in die Länge zog, nicht zu unterdrücken.

»Nun passen Sie mal auf, meine Herren«, sagte Bilibin, »Bolkonskij ist als Gast hier in meinem Hause und auch als Gast in Brünn. Ich möchte ihn, soweit das in meinen Kräften steht, mit allen Genüssen, die das hiesige Leben bietet, traktieren. Wenn wir in Wien wären, dann wäre das nicht weiter schwer. Hier aber, dans ce vilain trou morave, ist das schon schwieriger, und ich muß Sie daher sehr bitten, mir zu helfen. Il faut lui faire les honneurs de Brunn. Sie übernehmen das Theater, ich das Gesellschaftsleben und Hippolyt natürlich die Frauen.«

»Man muß ihm Amélie zeigen, eine reizende Puppe!« sagte einer der »Unsrigen« und küßte dabei seine Fingerspitzen.

»Überhaupt müssen wir diesem blutdürstigen Kriegermann wieder menschlichere Ansichten beibringen«, versetzte Bilibin.

»Ich werde wohl kaum von Ihrer Gastfreundschaft Gebrauch machen können, meine Herren. Aber jetzt ist es Zeit, daß ich wegfahre«, sagte Bolkonskij mit einem Blick auf seine Uhr.

»Wohin wollen Sie denn?«

»Zum Kaiser.«

»Oh – oh, oh!«

»Nun dann auf Wiedersehen, Bolkonskij. Auf Wiedersehen, Fürst. Kommen Sie recht pünktlich zum Mittagessen«, ertönte es von allen Seiten, »wir erwarten Sie.«

»Wenn Sie mit dem Kaiser reden, dann achten Sie nur recht darauf, die gute Ordnung der Proviantlieferungen und der Marschrouten möglichst lobend hervorzuheben«, sagte Bilibin, als er Bolkonskij ins Vorzimmer hinausbegleitete.

»Ich möchte ja gerne loben, aber ich kann es nicht, da ich die Verhältnisse zu genau kenne«, antwortete Bolkonskij lächelnd.

»Nun reden Sie nur überhaupt so viel wie möglich. Audienzen sind nämlich des Kaisers Leidenschaft; aber er selber redet nicht gern und versteht es auch nicht, wie Sie ja sehen werden.«

Bei der Cour sah Kaiser Franz dem Fürsten Andrej, der an dem ihm angewiesenen Platz zwischen österreichischen Offizieren stand, nur aufmerksam ins Gesicht und winkte ihm dann mit seinem langen Kopf zu. Und nach der Cour teilte derselbe Flügeladjutant wie gestern dem Fürsten Bolkonskij sehr höflich mit, daß der Kaiser ihm eine Audienz gewähren wolle.

Kaiser Franz empfing ihn mitten im Zimmer stehend. Bevor das Gespräch begann, fiel es dem Fürsten Andrej auf, daß der Kaiser gewissermaßen verlegen war, rot wurde und nicht wußte, was er sagen sollte.

»Sagen Sie, wann hat die Schlacht begonnen?« fragte er dann schnell.

Fürst Andrej antwortete.

Auf diese Frage folgten noch andere, die ebenso einfach waren: ob Kutusow gesund sei? Wie lange er von Krems aus gefahren sei und so weiter. Der Kaiser sprach in einem Ton, als bestünde seine ganze Absicht nur darin, eine gewisse Anzahl von Fragen zu stellen. Die Antworten aber auf diese Fragen – das war ganz unverkennbar – interessierten ihn nicht im geringsten.

»Um wieviel Uhr begann die Schlacht?« fragte der Kaiser.

»Ich kann Euer Majestät nicht genau sagen, um wieviel Uhr die Schlacht in der Front begonnen hat, aber in Dürrenstein, wo ich mich befand, begannen unsere Truppen den Angriff um sechs Uhr abends«, erwiderte Bolkonskij und wurde lebhafter, denn er nahm bei dieser Frage an, daß es ihm jetzt gelingen werde, die in seinem Kopf schon fertig ausgearbeitete wahrheitsgetreue Schilderung von alledem, was er wußte und gesehen hatte, dem Kaiser zu unterbreiten.

Doch Kaiser Franz lächelte und fiel ihm ins Wort.

»Wieviel Meilen sind das?«

»Von wo bis wo, Majestät?«

»Von Dürrenstein bis Krems.«

»Dreieinhalb Meilen, Majestät.«

»Haben die Franzosen das linke Ufer verlassen?«

»Wie die Kundschafter meldeten, sind die letzten in der Nacht auf Flößen übergesetzt.«

»Ist genügend Fourage in Krems?«

»Fourage ist nicht in der Menge geliefert worden wie ...«

Der Kaiser fiel ihm ins Wort.

»Um wieviel Uhr fiel der General Schmidt?«

»Gegen sieben Uhr, glaube ich.«

»Gegen sieben Uhr. Sehr traurig! Sehr traurig!«

Dann sagte der Kaiser, er danke ihm, und verneigte sich. Fürst Andrej ging aus dem Zimmer und sah sich im selben Augenblick von Höflingen umringt. Von allen Seiten sahen ihn freundliche Augen an und klangen ihm freundliche Worte ins Ohr. Der Flügeladjutant von gestern machte ihm Vorwürfe, warum er nicht im Schlosse abgestiegen sei, und stellte ihm sein Haus zur Verfügung. Der Kriegsminister trat an ihn heran und gratulierte ihm zum Maria-Theresien-Orden dritter Klasse, den der Kaiser ihm verliehen hatte. Ein Kammerherr der Kaiserin lud ihn zu Ihrer Majestät ein; auch die Erzherzogin wünschte ihn zu sehen. Er wußte nicht, wem er zuerst antworten sollte, und mußte sich erst einige Augenblicke sammeln. Der russische Gesandte faßte ihn am Arm, führte ihn zu einem Fenster und begann mit ihm zu sprechen.

Bilibins Behauptungen trafen nicht zu. Die Nachricht, die Fürst Andrej gebracht hatte, wurde sehr freudig aufgenommen. Ein Dankgottesdienst wurde angesetzt, Kutusow mit dem Großkreuz des Maria-Theresien-Ordens belohnt, und die ganze Armee erhielt Auszeichnungen. Bolkonskij bekam Einladungen über Einladungen und mußte den ganzen Morgen den Hauptwürdenträgern Österreichs Visiten abstaten.

Nachdem er gegen fünf Uhr nachmittags seine Besuche beendet hatte, fuhr er nach Hause zu Bilibin und faßte unterwegs in Gedanken einen Brief über die Schlacht und die Reise nach Brünn an seinen Vater ab.

Vor der Tür des Hauses, das Bilibin bewohnte, stand ein halbbe-packter Reisewagen, und Franz, der Diener Bilibins, trat, mühsam einen Koffer schleppend, gerade aus der Tür.

Fürst Andrej war, ehe er zu Bilibin fuhr, noch in einer Buchhandlung gewesen, um sich für den Feldzug mit Büchern zu versehen, und hatte sich dort im Laden etwas länger aufgehalten.

»Was ist denn los?« fragte Bolkonskij.

»Ach, Durchlaucht«, erwiderte Franz und wälzte den Koffer mühsam auf den Wagen. »Wir ziehen noch weiter, der Bösewicht ist schon wieder hinter uns her.«

»Was sagst du? Was?« fragte Fürst Andrej.

Bilibin kam Bolkonskij entgegen. Auf seinem sonst immer ruhigen Gesicht prägte sich eine gewisse Erregung aus.

»Non, non, avouez que c'est charmant«, sagte er, »cette histoire du pont de Tabor« – eine Brücke in Wien –. »Ils l'ont passé sans coup férir.«

Fürst Andrej begriff von alledem nichts.

»Ja aber woher kommen Sie denn, daß Sie noch nicht wissen, was jeder Kutscher in der Stadt schon weiß?«

»Ich komme von der Erzherzogin. Dort habe ich nichts gehört.«

»Haben Sie denn nicht gesehen, daß überall gepackt wird?«

»Nein ... Aber was ist denn eigentlich los?« fragte Fürst Andrej ungeduldig.

»Was los ist? Die Franzosen haben die Brücke, die Auersperg verteidigen sollte, überschritten, man hat sie nicht gesprengt, so daß Murat jetzt schon auf der Landstraße nach Brünn marschiert und heute oder morgen hier sein wird.«

»Hier sein wird? Aber warum hat man denn die Brücke nicht gesprengt, wenn sie doch unterminiert war?«

»Das frage ich Sie. Niemand weiß das, auch Bonaparte nicht.«

Bolkonskij zuckte die Achseln.

»Wenn die Brücke überschritten ist, dann ist auch die Armee vernichtet: sie wird abgeschnitten werden«, sagte er.

»Das ist es ja gerade, was man bezweckt hat«, erwiderte Bilibin. »Hören Sie bloß: Die Franzosen rücken also in Wien ein, wie ich Ihnen schon sagte. Alles sehr schön. Am andern Tag, also gestern, setzten sich die Marschälle Murat, Lannes und Belliard aufs Pferd und reiten zur Brücke hin. Beachten Sie wohl, alle drei sind Gaskogner⁶⁴.

›Meine Herren‹, sagte der eine von ihnen, ›Sie wissen doch, daß die Taborbrücke unterminiert ist und daß am anderen Ende ein furchtbarer Brückenkopf steht mit fünfzehntausend Mann, die den Befehl haben, die Brücke zu sprengen und uns nicht durchzulassen. Unserm Kaiser Napoleon wäre es jedoch angenehm, wenn wir die Brücke hätten. Also wollen wir drei doch mal hinreiten und sie nehmen.‹ ›Gut, gut, reiten wir!‹ stimmen die andern bei; und so reiten sie zur Brücke, nehmen sie, marschieren darüber und gehen jetzt mit der ganzen Armee auf dieser Seite der Donau gegen uns vor, gegen uns und euch und eure Verbindungstruppen.«

»Lassen Sie doch die Scherze«, murmelte Fürst Andrej ernst und betrübt.

Diese Nachricht stimmte ihn traurig, aber gleichzeitig fühlte er dabei eine freudige Erregung.

Kaum hatte er gehört, daß sich die russische Armee in solch bedrängter Lage befand, da schoß ihm auch schon der Gedanke durch den Kopf, daß er dazu bestimmt sei, sie aus dieser Lage zu retten, daß dies für ihn das Toulon werden könne⁶⁵, das ihn aus den Reihen der unbekanntenen Offiziere emporheben und ihm den ersten Weg zum Ruhm eröffnen werde. Während er Bilibin zuhörte, stellte er sich schon in Gedanken vor, wie er zur Armee kommen, dort im Kriegsrat seine Meinung, die allein die Armee noch retten könne, abgeben werde, und wie er dann mit der Ausführung dieses Planes betraut werden würde.

»Lassen Sie doch die Scherze«, sagte er.

»Ich scherze durchaus nicht«, fuhr Bilibin fort, »nichts ist wahrer und trauriger als dies. Die Herren reiten also allein zur Brücke, schwenken weiße Tücher, versichern, daß Waffenstillstand sei und daß sie, die Marschälle, jetzt zum Fürsten Auersperg reiten müßten, um mit ihm die Verhandlungen zu beginnen. Der diensttuende Offizier läßt sie auf den Brückenkopf. Sie erzählen ihm tausend Gaskogner Schwindeleien vor, sagen, der Krieg sei zu Ende, Kaiser Franz habe eine Zusammenkunft mit Bonaparte anberaumat, und sie selber wünschten den Fürsten Auersperg zu sprechen, na, und was solcher Gaskonaden noch mehr waren. Der Offizier schickt zu Auersperg, um ihn holen zu lassen; die Franzosen umarmen die Offiziere, scherzen, setzen sich auf die Kanonen, und unterdessen rückt unbemerkt ein französisches Bataillon auf die Brücke, wirft die

Säcke mit den Sprengstoffen ins Wasser und marschiert dann auf den Brückenkopf los. Endlich erscheint der Generalleutnant selbst, unser lieber Fürst Auersperg von Mautern.

»Liebwertester Feind! Du Blüte der österreichischen Armee! Du Held der Türkenkriege! Unsere Feindschaft ist zu Ende, wir können einander die Hand reichen. Kaiser Napoleon brennt vor Verlangen, den Fürsten Auersperg kennenzulernen.« Nun, kurz und gut, diese Herren, die nicht umsonst Gaskogner sind, wickeln Auersperg mit schönen Worten dermaßen ein, und er ist so entzückt von dieser so schnell hergestellten Intimität mit den französischen Marschällen, so geblendet von dem Anblick des Mantels und der Straußenfedern Murats, qu'il n'y voit que du feu, et oublie celui qu'il devait faire, faire sur l'ennemi.« Trotz der Lebhaftigkeit seiner Rede vergaß Bilibin nicht, nach diesem mot eine kleine Pause zu machen, um Fürst Andrej Zeit zu lassen, es gehörig zu würdigen. »Das französische Bataillon läuft auf den Brückenkopf, nagelt die Kanonen zu, und die Brücke ist genommen. Und dann, was noch besser ist«, fuhr er fort, und seine Erregung legte sich allmählich bei dem Genuß, den er an seiner eigenen Schilderung fand, »jener Sergeant, der an der Kanone aufgestellt war, auf deren Signalschuß die Minen angebrannt und die Brücke gesprengt werden sollte, dieser Sergeant wollte schon losschießen, als er die Franzosen auf die Brücke zulaufen sah, aber Lannes hielt ihn am Arm zurück. Der Sergeant, anscheinend klüger als sein General, geht zu Auersperg und sagt: »Fürst, man betrügt Sie, da kommen die Franzosen.« Murat sieht das Spiel verloren, wenn er den Sergeanten weiterreden läßt. Mit heuchlerischer Verwunderung (ein echter Gaskogner!) wendet er sich an Auersperg: »Aber ich kenne ja die von aller Welt so gerühmte österreichische Disziplin gar nicht wieder«, sagt er, »Sie lassen es zu, daß ein Untergebener so mit Ihnen spricht?« C'est génial! Le prince d'Auersperg se pique d'honneur et fait mettre le sergent aux arrêts. Non, mais avouez que c'est charmant toute cette histoire du pont de Tabor. Ce n'est ni bêtise, ni lâcheté ...«

»C'est trahison peut-être«, erwiderte Fürst Andrej und stellte sich dabei schon lebhaft graue Mäntel, Wunden, Pulverdampf, Gewehrgeknatter und den Ruhm vor, der ihn erwartete.

»Non plus. Cela met la cour dans de trop mauvais draps«, fuhr Bilibin fort. »Ce n'est ni trahison, ni lâcheté, ni bêtise; c'est comme à

Ulm ...« – er dachte anscheinend nach, um nach einem Ausdruck zu suchen – »... c'est ... c'est du Mack. Nous sommes mackés«, schloß er und fühlte, daß er damit ein neues Wort geprägt hatte, ein Wort, das oft wiederholt werden würde.

Die Falten, die er bisher auf seiner Stirn zusammengezogen hatte, glätteten sich zum Zeichen seiner vergnügten Stimmung, und flüchtig lächelnd betrachtete er seine Fingernägel.

»Wohin gehen Sie?« fragte er plötzlich und wandte sich an Fürst Andrej, der aufgestanden war und sich in sein Zimmer begeben wollte.

»Ich reise ab.«

»Wohin denn?«

»Zur Armee.«

»Aber Sie wollten doch noch zwei Tage bleiben?«

»Jetzt muß ich sofort reisen.«

Fürst Andrej traf Anordnungen für seine Abreise und begab sich auf sein Zimmer.

»Wissen Sie was, mein Lieber«, sagte Bilibin, als er dann zu ihm ins Zimmer kam, »ich habe über Sie nachgedacht. Warum wollen Sie eigentlich abfahren?«

Und wie zum Beweise für die Unwiderlegbarkeit dessen, was er sagen wollte, zogen sich die Falten auf seiner Stirne glatt. Fürst Andrej sah sein Gegenüber fragend an und gab keine Antwort.

»Warum wollen Sie abreisen? Ich weiß, Sie halten es für Ihre Pflicht, jetzt zur Armee zu stoßen, weil sie in Gefahr ist. Ich verstehe das, mein Lieber, das ist Heroismus.«

»Durchaus nicht«, erwiderte Fürst Andrej.

»Aber Sie sind ein Philosoph, seien Sie es nun auch voll und ganz. Betrachten Sie die Dinge auch von der anderen Seite, und Sie werden sehen, daß es im Gegenteil Ihre Pflicht ist, sich zu erhalten. Überlassen Sie diesen Endkampf andern Leuten, die zu nichts weiter taugen ... Es ist Ihnen nicht befohlen worden, zurückzureisen, und von hier sind Sie noch nicht entlassen. Also können Sie hier bleiben und mit uns fahren, wohin ein unglückliches Geschick uns führt. Es heißt, es gehe nach Olmütz. Olmütz ist eine sehr nette Stadt. Und wir beide können dann zusammen ganz friedlich in meiner Kalesche fahren.«

»Lassen Sie doch diese Scherze, Bilibin«, sagte Bolkonskij.

»Ich sage Ihnen das in aller Aufrichtigkeit und Freundschaft. Überlegen Sie sich's. Wohin und wozu wollen Sie jetzt abfahren, wo Sie doch hier bleiben können? Zwei Möglichkeiten sind es nur, die Ihnen bevorstehen«, er zog die Haut über seiner linken Schläfe zusammen, »entweder kommen Sie gar nicht bis zur Armee hin, und der Friede wird schon vorher geschlossen, oder es kommt zur Schlacht, und Sie müssen die ganze Niederlage und Schmach der Kutusowschen Armee miterleben.«

Bilibin zog die Haut auseinander; er fühlte, daß sein Schluß, der nur zwischen diesen beiden Dingen die Wahl ließ, unwiderlegbar sei.

»Da gibt es nichts zu überlegen«, erwiderte Fürst Andrej kühl und dachte bei sich: Ich fahre ja deshalb, um die Armee zu retten.

»Mon cher, vous êtes un héros«, entgegnete Bilibin.

Nachdem sich Bolkonskij vom Kriegsminister verabschiedet hatte, fuhr er noch in derselben Nacht zur Armee. Er wußte selber nicht, wo er sie finden sollte, und fürchtete schon, auf dem Wege nach Krems von den Franzosen abgefangen zu werden.

In Brünn war der ganze Hof und alles, was dazugehörte, mit Paketen beschäftigt. Das schwere Gepäck hatte man schon nach Olmütz abgeschickt. Bei Etzelsdorf kam Fürst Andrej auf die große Landstraße, wo sich die russische Armee mit größter Eile und Unordnung fortbewegte. Die Straße war so von Wagen versperrt, daß es unmöglich war, in einer Equipage weiterzufahren. Fürst Andrej ließ sich von einem Kosakenoffizier ein Pferd und einen Kosaken geben und ritt, die Wagen überholend, hungrig und müde weiter, um den Oberkommandierenden und seinen eigenen Wagen zu suchen. Unterwegs kamen ihm die schlimmsten Hiobsbotschaften über die Lage der Armee zu Ohren, und der Anblick dieser unordentlich dahineilenden Truppen bestätigte diese Gerüchte nur zu sehr.

»Cette armée russe, que l'or de l'Angleterre a transportée des extrémités de l'univers, nous allons lui faire éprouver le même sort (le sort de l'armée d'Ulm).« An diese Worte Bonapartes, die er bei Beginn des Feldzuges in einem Befehl an seine Armee gerichtet hatte, mußte Fürst Andrej jetzt unwillkürlich denken. Sie erweckten in ihm Bewunderung für den genialen Helden, gleichzeitig aber auch ein Gefühl beleidigten Stolzes und die Hoffnung, sich Ruhm zu erwerben.

Doch wenn mir nun nichts weiter übrigbleibt als zu sterben? dachte er. Auch das, wenn es sein muß! Ich werde es nicht schlechter machen als andere.

Mit Geringschätzung blickte Fürst Andrej auf diese endlosen Truppenmassen, die wirr durcheinander marschierten, auf diese Fuhrwerke, Munitionskolonnen, Artillerie und Wagen, Wagen und Wagen von allen möglichen Sorten, die einander überholten und drei, vier Reihen breit den schmutzigen Weg versperrten. Von allen Seiten, von vorn und von hinten, soweit das Ohr nur reichen konnte, hörte man Rädergerassel, das Schüttern der Wagen, Fuhrwerke und Lafetten, Pferdegetrappel, Peitschenschläge, Anfeuerungsrufe und

Flüche von Soldaten, Burschen und Offizieren. Zu beiden Seiten des Weges sah man überall bald Pferdekadaver, die zum Teil schon abgehäutet waren, bald zerbrochene Wagen liegen, neben denen, auf irgend etwas wartend, vereinzelt Soldaten saßen, bald wieder Mannschaften, die von ihren Kompanien abgekommen waren und nun truppweise in die benachbarten Dörfer strömten oder aus den Ortschaften Hühner, Hammel, Heu oder gefüllte Säcke herausschleppten. Da, wo die Straße sich senkte oder anstieg, wurden diese Haufen dichter, und man hörte dort ein fortwährendes Schreien und Stöhnen. Soldaten, die bis zu den Knien im Schmutz versanken, packten die Wagen an, um sie weiterzuschieben, Peitschen knallten, Hufe glitten aus, Stränge rissen, und jeder schrie, was er schreien konnte. Die Offiziere, die den Marsch beaufsichtigten, ritten zwischen den Fuhrwerken hin und her. Ihre Stimmen waren inmitten dieses allgemeinen Getöses nur schwach zu hören, und ihren Gesichtern war anzusehen, daß sie an der Möglichkeit verzweifelten, dieser Unordnung Herr zu werden.

Das also ist unser liebes, rechtgläubiges Heer, dachte Bolkonskij und erinnerte sich an Bilibins Worte.

Er wollte irgendeinen von diesen Leuten fragen, wo sich der Oberkommandierende befinde, und ritt auf eine dieser Wagenkolonnen zu. Ihm entgegen kam ein sonderbarer Einspanner, der anscheinend von einem Soldaten mit einfachen Mitteln zusammengezimmert war und ein Mittelding zwischen einem Bauernwagen, einem Kabriolett und einer Kalesche bildete. In diesem Wagen saß ein Soldat, der die Pferde lenkte, und innen, hinter dem Schutzleder, unter dem Verdeck, eine ganz in Tücher gehüllte Frau. Fürst Andrej ritt heran und wollte sich schon mit seiner Frage an diesen Soldaten wenden, als plötzlich das verzweifelte Schreien der in dieser Kibitka sitzenden Frau seine Aufmerksamkeit ablenkte. Der Offizier, der die Fuhrparkkolonnen beaufsichtigte, hatte auf den Kutscher der Kalesche eingeschlagen, weil er an den anderen Wagen vorbeifahren wollte, und die Knutenschläge hatten das Schutzleder der Equipage getroffen. Die Frau schrie gellend auf. Als sie Fürst Andrej erblickte, bog sie sich über das Schutzleder hinaus, streckte ihre mageren Arme aus dem Schal hervor und winkte ihm zu.

»Adjutant, Herr Adjutant«, schrie sie, »... um Gottes willen, schützen Sie mich! ... Was soll aus mir werden? Ich bin die Frau des

Arztes vom siebenten Jägerregiment ... man läßt uns nicht durch! Wir sind zurückgeblieben und haben die Unsrigen verloren.«

»Ich schlag dich zu Brei, dreh um!« schrie der Offizier wütend den Soldaten an, »kehr um mit deiner Schlampe!«

»Herr Adjutant, schützen Sie mich! Was soll aus mir werden!« schrie die Frau des Arztes.

»Bitte, lassen Sie diesen Wagen durch. Sehen Sie nicht, daß eine Frau drinsitzt?« sagte Fürst Andrej und ritt auf den Offizier zu.

Der Offizier sah ihn an und wandte sich dann, ohne ihm eine Antwort zu geben, wieder an den Soldaten: »Ich werde dich lehren, hier vorbeizufahren! Zurück!«

»Lassen Sie den Wagen durch, sage ich Ihnen«, wiederholte Fürst Andrej und preßte die Lippen zusammen.

»Wer bist du denn?« wandte sich plötzlich der Offizier mit der Wut eines Trunkenen an ihn. »Wer bist du?« Er betonte das »Du«. »Du bist wohl ein Vorgesetzter? Ja? Hier bin ich der Vorgesetzte und nicht du! Zurück da!« schrie er noch einmal, »sonst schlag ich dich zu Brei.«

Offenbar hatte der Offizier gerade an diesem Ausdruck besonderes Wohlgefallen.

»Der hat aber jetzt dem Adjutanten eins ausgewischt!« rief eine Stimme von hinten.

Fürst Andrej sah, daß sich der Offizier in jenem trunkenen Zustand grundloser Wut befand, wo man nicht mehr weiß, was man spricht. Er sah, daß sein Eintreten für die Doktorsfrau in der Kibitka nur das zur Folge zu haben drohte, was er am meisten auf der Welt fürchtete, nämlich das, was man französisch mit *ridicule* bezeichnet. Aber ein instinktives Gefühl gab ihm etwas anderes ein. Kaum hatte der Offizier die letzten Worte gesprochen, als Fürst Andrej mit einem vor Wut entstellten Gesicht auf ihn zuritt, die Knute hob und schrie: »Lassen Sie ... den ... Wagen ... durch!«

Der Offizier machte eine Handbewegung, als ob er sagen wollte: »Na, meinetwegen«, und ritt dann eilig fort.

»Diese ganze Unordnung kommt bloß von diesen Staboffizieren«, knurrte er vor sich hin. »Macht meinetwegen, was ihr wollt!«

Ohne aufzusehen ritt Fürst Andrej von der Doktorsfrau, die ihn ihren Retter nannte, fort. Mit Widerwillen dachte er noch einmal an alle Einzelheiten dieser erniedrigenden Szene und sprengte dann auf jenes Dorf zu, wo sich, wie man ihm gesagt hatte, der Oberkommandierende befinden sollte.

Dort angekommen, stieg er vom Pferde und ging in das erste Haus, in der Absicht, sich dort wenigstens einen kurzen Augenblick auszuruhen, etwas zu essen und alle diese trüben, peinigenen Gedanken zur Klarheit zu zwingen.

»Das ist ja eine Bande von Wegelagerern, aber keine Armee mehr!« dachte er, während er am Fenster des ersten Hauses vorüberging. Da hörte er eine bekannte Stimme seinen Namen rufen.

Er drehte sich um. Aus dem kleinen Fenster sah ihm Neswizkij's schönes Gesicht entgegen. Dieser kaute mit vollen Backen, winkte ihm mit der Hand zu und rief:

»Bolkonskij, Bolkonskij! Na, hörst du denn nicht, komm schnell her!«

Als Fürst Andrej ins Haus trat, fand er Neswizkij und noch einen anderen Adjutanten, die gerade aßen. Rasch wandten sie sich an Bolkonskij mit der Frage, ob er nichts Neues wisse. Auf ihren Gesichtern, die dem Fürsten Andrej doch so gut bekannt waren, lag ein Ausdruck der Furcht und Unruhe. Bei Neswizkij's sonst stets lachendem Gesicht fiel dies besonders auf.

»Wo ist der Oberkommandierende?« fragte Bolkonskij.

»Dort in jenem Haus«, antwortete der Adjutant.

»Ist es denn wahr, daß Frieden geschlossen und kapituliert wird?« rief Neswizkij.

»Das frage ich euch! Ich weiß von gar nichts, weiß nur, daß ich mich mit Anstrengung bis zu euch durchgearbeitet habe.«

»Na, und bei uns, mein Lieber, da ist der Teufel los! Fürchterlich! Ich muß gestehen: über Mack haben wir gelacht, uns aber geht es jetzt noch schlimmer«, sagte Neswizkij. »Na, aber setz dich hin, iß etwas!«

»Ihren Wagen werden Sie nicht wiederfinden, Fürst, überhaupt nichts werden Sie finden, und Ihr Peter ist sicher Gott weiß wo!« meinte der andere Adjutant.

»Wo ist denn das Hauptquartier?«

»In Znaim übernachteten wir.«

»Ich habe alles, was ich brauche, auf zwei Pferde packen lassen«, sagte Neswizkij. »Die Leute haben das wirklich ausgezeichnet gemacht. Jetzt können wir meinetwegen durch die ganzen böhmischen Berge fliehen. Es steht schlimm, schlimm, mein Lieber. Aber was ist mit dir? Du bist wohl nicht ganz wohl, daß du so zitterst?« fragte Neswizkij, als er bemerkte, daß Fürst Andrej zusammenzuckte, als ob er eine Leidener Flasche⁶⁶ berührt hätte.

»Es ist nichts«, antwortete Fürst Andrej.

Er hatte in diesem Augenblick gerade an die Doktorsfrau gedacht und an den Zusammenstoß mit dem Offizier der Fuhrparkkolonnen.

»Was macht der Oberkommandierende denn hier?« fragte er.

»Ich weiß nicht«, erwiderte Neswizkij.

»Ich sehe nur, daß dies alles schauerhaft, schauerhaft, schauerhaft ist«, sagte Fürst Andrej und ging in das Haus, wo sich der Oberkommandierende befinden sollte.

Fürst Andrej kam an Kutusows Equipage, an den abgehetzten Reitpferden seines Gefolges und den Kosaken vorüber, die laut miteinander sprachen. Er trat in den Flur. Wie man Fürst Andrej gesagt hatte, befand sich Kutusow mit Fürst Bagration und Weyrother in der Stube. Weyrother war der österreichische General, der den gefallenen Schmidt ersetzen sollte. Im Flur hockte der kleine Koslowskij vor einem Schreiber, der auf einem umgestülpten Kübel saß, sich die Rockaufschläge umgekrempt hatte und hastig schrieb. Koslowskij's Gesicht sah abgesspannt aus, anscheinend hatte er die ganze Nacht nicht geschlafen. Er blickte den Fürsten Andrej an und nickte ihm nicht einmal zu.

»Zweite Linie ... hast du das?« fuhr er, dem Schreiber diktierend, fort, »das Kiewer Grenadierregiment, das Podolsker ...«

»Ich komme nicht nach, Euer Hochwohlgeboren«, sagte der Schreiber respektlos und ärgerlich und sah zu Koslowskij auf.

In diesem Augenblick hörte man hinter der Tür Kutusows Stimme erregt und unzufrieden etwas sagen. Eine andere, unbekanntere Stimme unterbrach ihn. Am Klange dieser Stimme, an dem achtlosen Blick, mit dem Koslowskij ihn angesehen hatte, an der Respektlosigkeit des abgesspannten Schreibers und daran, daß dieser und Koslowskij so

nahe beim Oberkommandierenden auf dem Fußboden neben einem Kübel saßen und die Kosaken, die die Pferde hielten, so laut vor den Fenstern lachten – aus alledem ersah Fürst Andrej, daß sich etwas Ernstes und Unheilvolles vorbereitete.

Fürst Andrej wandte sich mit einer Frage an Koslowskij.

»Gleich, Fürst«, erwiderte Koslowskij, »Disposition für Bagration.«

»Also doch Kapitulation?«

»Keineswegs; es sind Anordnungen zur Schlacht getroffen worden.«

Fürst Andrej ging auf die Tür zu, hinter der die Stimmen zu hören waren. Doch im selben Augenblick, als er die Tür aufmachen wollte, schwiegen die Stimmen im Zimmer still, die Tür wurde von innen geöffnet, und Kutusow mit seiner Adlernase in dem aufgedunsenen Gesicht erschien auf der Schwelle. Der Fürst stand Kutusow gerade gegenüber; aber an dem Ausdrücke des einen Auges, mit dem der Oberkommandierende nur noch sehen konnte, war zu erkennen, Gedanken und Sorgen beschäftigten ihn so stark, daß sie ihn geradezu der Sehkraft beraubten. Er blickte seinem Adjutanten direkt ins Gesicht und erkannte ihn nicht.

»Nun, wie steht's, bist du fertig?« wandte er sich an Koslowskij.

»Sofort, Euer Exzellenz.«

Bagration, ein kleiner, hagerer Mann in mittleren Jahren, mit zielbewußtem, unbeweglichem Gesicht von orientalischem Typ, trat hinter dem Oberkommandierenden aus dem Zimmer.

»Ich habe die Ehre, mich zurückzumelden«, wiederholte Fürst Andrej ziemlich laut und überreichte dem Oberkommandierenden einen Brief.

»Ah! Aus Wien zurück? Schön. Nachher, nachher!«

Kutusow trat mit Bagration vor die Tür.

»Nun, Fürst, lebe wohl«, sagte er zu Bagration. »Christus sei mit dir. Ich segne dich zu deiner großen Tat.«

Das Gesicht Kutusows zeigte plötzlich einen weichen Ausdruck, und Tränen traten ihm in die Augen. Er zog mit seiner linken Hand Bagration an sich und bekreuzigte ihn mit seiner rechten, an der er einen Ring trug, mit einer ihm anscheinend ganz geläufigen Gebärde.

Dann hielt er ihm seine dicke Wange hin, Bagration aber küßte ihn auf den Hals.

»Christus sei mit dir«, wiederholte Kutusow und trat auf seine Kalesche zu.

»Setze dich zu mir«, sagte er dann zu Bolkonskij.

»Exzellenz, ich möchte mich gern nützlich machen. Gestatten Sie mir, in der Abteilung des Fürsten Bagration zu bleiben?«

»Steig ein«, sagte Kutusow, und fügte, als er bemerkte, daß Bolkonskij zögerte, hinzu: »Ich brauche selber gute Offiziere, die brauche ich selber.«

Sie nahmen in der Kalesche Platz und fuhren einige Minuten schweigend dahin.

»Noch viel, viel, alles steht uns noch bevor«, sagte Kutusow mit dem durchdringenden Blick eines alten, erfahrenen Mannes, als wisse er alles, was in Bolkonskijs Seele vorging. »Wenn von seiner Abteilung morgen nur ein Zehntel wiederkommen wird, dann werde ich Gott danken«, fügte er hinzu, als spräche er mit sich selbst.

Fürst Andrej blickte Kutusow an, und unwillkürlich blieben seine Augen auf dem ihm jetzt aus nächster Nähe sichtbaren ausgelaufenen Auge Kutusows und auf den sauber gewaschenen Falten einer Narbe an seiner Schläfe haften, wo ihm bei Ismail eine Kugel durch den Kopf gedrunken war. Ja, er hat ein Recht, so ruhig von dem Untergang anderer zu sprechen, dachte Bolkonskij.

»Daher bat ich Sie auch, mich zu jener Abteilung zu entsenden«, sagte er.

Kutusow antwortete nicht. Er schien vergessen zu haben, daß man etwas zu ihm gesagt hatte, und saß in Gedanken versunken da. Nach etwa fünf Minuten wandte sich Kutusow, der gleichmäßig auf den weichen Polstern der Kalesche hin und her schaukelte, wieder an Fürst Andrej, Auf seinem Gesicht war nicht die Spur einer Erregung mehr zu sehen. Mit feinem Spott fragte er den Fürsten Andrej nach den Einzelheiten seiner Begegnung mit dem Kaiser, nach dem Widerhall, den die Schlacht bei Krems am Hofe gefunden habe, und nach einigen Damen, die ihnen beiden bekannt waren.

Kutusow hatte durch einen seiner Kundschafter am 1. November eine Nachricht erhalten, nach der sich die von ihm befehligte Armee in einer fast hoffnungslosen Lage befand.

Dieser Kundschafter berichtete, daß die Franzosen die Wiener Brücke überschritten hätten und nun mit riesigen Streitkräften gegen die Verbindungslinie vorrückten, wo sich Kutusow mit den aus Rußland kommenden Truppen vereinigen wollte. Entschloß sich dieser, in Krems zu bleiben, so schnitt Napoleons hundertfünfzigtausend Mann starke Armee ihn von allen Verbindungen ab, umzingelte seine erschöpften vierzigtausend Mann, und er befand sich dann in derselben Lage wie Mack bei Ulm. Entschied sich Kutusow aber dafür, den Weg zu verlassen, der zur Vereinigung mit den aus Rußland kommenden Truppen führte, so mußte er auf schlechten Wegen in die unbekanntenen Gegenden der böhmischen Berge marschieren, mußte sich gegen einen an Streitkräften weit überlegenen Feind verteidigen und jede Hoffnung auf eine Vereinigung mit Buxhöwden aufgeben. Wählte er aber den dritten Ausweg: auf der Straße von Krems nach Olmütz den Rückzug anzutreten, um sich mit den aus Rußland kommenden Truppen zu vereinigen, dann lief er Gefahr, daß die Franzosen nach Überschreitung der Wiener Brücke ihm auf diesem Wege zuvorkamen und ihn zwangen, eine Schlacht auf dem Marsche anzunehmen, also mit der ganzen Bagage und dem ganzen Train, und noch dazu mit einem Feind, der ihm dreifach überlegen war und ihn von zwei Seiten umzingelte.

Kutusow entschied sich für diesen letzten Ausweg.

Wie der Kundschafter berichtete, rückten die Franzosen, die die Brücke bei Wien überschritten hatten, in Gewaltmärschen gegen Znaim vor, das etwas über hundert Werst vor Kutusow auf der Rückzugslinie lag. Erreichte er Znaim vor den Franzosen, so waren die Aussichten, die Armee zu retten, größer. Mußte er aber geschehen lassen, daß die Franzosen ihm in Znaim zuvorkamen, so war es sicher, daß er das ganze Heer entweder einer Schmach, ähnlich der Ulmer Katastrophe, entgegenführte, oder es dem völligen Untergang preisgeben mußte. Doch den Franzosen mit der ganzen Armee

zuvorzukommen, war unmöglich: der Weg, den die Franzosen von Wien bis Znaim zurückzulegen hatten, war kürzer als der des russischen Heeres von Krems bis Znaim.

In jener Nacht, als Kutusow diese Nachricht erhielt, schickte er Bagrations viertausend Mann starke Vorhut rechts durch die Berge, von der Krems-Znaimer nach der Wien-Znaimer Straße, Bagration sollte diesen Marsch, ohne auch nur einmal zu rasten, zurücklegen, dann mit der Front nach Wien und dem Rücken nach Znaim zu haltmachen, und, wenn es ihm gelungen wäre, den Franzosen zuvorzukommen, diese solange wie möglich aufhalten. Kutusow selbst rückte inzwischen mit der ganzen Bagage nach Znaim vor.

Nachdem Bagration mit seinen erschöpften und zerlumpten Soldaten, ohne Weg und Steg, durch die Berge in stürmischer Nacht fünfundvierzig Werst zurückgelegt hatte, erreichte er bei Hollabrunn die Wien-Znaimer Straße einige Stunden früher als die Franzosen, die von Wien aus auf Hollabrunn vorrückten. Kutusow hatte, um Znaim zu erreichen, mit seiner gesamten Bagage noch einen ganzen Tag zu marschieren, und daher sollte Bagration, um die Armee zu retten, mit viertausend hungrigen und erschöpften Soldaten einen vollen Tag die ganze feindliche Armee, mit der er in Hollabrunn zusammentreffen mußte, aufhalten, was augenscheinlich ein Ding der Unmöglichkeit war. Doch ein seltsames Geschick machte das Unmögliche möglich. Der Erfolg jener List, die ohne Kampf die Wiener Brücke in die Hände der Franzosen gegeben hatte, reizte Murat, eine ähnliche List auch mit Kutusow zu versuchen. Als er mit Bagrations schwacher Abteilung auf der Znaimer Straße zusammenstieß, nahm er an, dies sei Kutusows ganze Armee. Um diese nun ganz sicher zermalmen zu können, wollte er erst noch auf die Truppen warten, die auf dem Weg von Wien zurückgeblieben waren, und schlug zu diesem Zweck einen dreitägigen Waffenstillstand vor, unter der Bedingung, daß beide Armeen ihre Stellungen nicht verändern und sich auch nicht vom Platz rühren sollten. Murat versicherte, es würden bereits Friedensverhandlungen geführt, und daher schlage er, um unnützes Blutvergießen zu vermeiden, diesen Waffenstillstand vor. Der österreichische General Graf Nostitz, der auf Vorposten stand, glaubte den Worten des Muratschen Parlamentärs und zog sich zurück, wodurch er Bagrations Abteilung ohne Schutz ließ. Ein zweiter Parlamentär Murats ritt an die russischen Vorpostenketten heran, um die Nachricht von den Frie-

densverhandlungen zu überbringen und den russischen Truppen einen dreitägigen Waffenstillstand anzubieten. Bagration erwiderte, er selber könne den Waffenstillstand weder annehmen noch abschlagen, und schickte seinen Adjutanten mit einem Bericht über das ihm gemachte Anerbieten zu Kutusow.

Für Kutusow war dieser Waffenstillstand das einzige Mittel, um Zeit zu gewinnen. Die erschöpfte Abteilung Bagrations konnte nun ausruhen, und der Train sowie die Bagage, deren Bewegungen den Franzosen verborgen blieben, wenigstens noch einen Tagemarsch bis Znaim vorwärtskommen. Dieser Vorschlag eines Waffenstillstands eröffnete ihm die einzige und zugleich unerwartete Möglichkeit, die Armee zu retten.

Nachdem Kutusow diese Nachricht erhalten hatte, schickte er sofort den in seinem Dienst stehenden Generaladjutanten Wintzingerode in das feindliche Lager. Wintzingerode sollte nicht nur den Waffenstillstand annehmen, sondern auch Vorschläge über die Bedingungen einer Kapitulation machen. Währenddessen schickte Kutusow seine Adjutanten zurück, um das Vorrücken des Trains und der ganzen Armee auf der Krems-Znaimer Straße möglichst zu beschleunigen. Nur Bagrations erschöpfte, hungrige Abteilung sollte die Bewegung der übrigen Armee gleichsam verdecken und regungslos vor dem achtmal stärkeren Feind stehen bleiben.

Kutusows Erwartungen sollten sich erfüllen, sowohl darin, daß die zu nichts verpflichtenden Vorschläge einer Kapitulation einem großen Teile des Trains Zeit gaben, vorbeizukommen, als auch darin, daß sich Murats Irrtum sehr bald als solcher herausstellen mußte. Als Bonaparte, der sich fünfundzwanzig Werst von Hollabrunn, in Schönbrunn, befand, den Bericht Murats mit dem Projekt des Waffenstillstands und der Kapitulation erhielt, erkannte er sofort die Täuschung und schrieb an Murat folgenden Brief:

»An den Prinzen Murat.

Schönbrunn, den 25. Brumaire 1805,

8 Uhr morgens

Ich kann kaum Worte finden, um Ihnen meine Unzufriedenheit auszudrücken. Sie sind nur Befehlshaber meiner Avantgarde und

haben nicht das Recht, ohne mein Geheiß einen Waffenstillstand abzuschließen. Ihre Schuld ist es, wenn ich jetzt um die Früchte eines ganzen Feldzuges komme. Brechen Sie den Waffenstillstand sofort, und marschieren Sie gegen den Feind los. Erklären Sie ihm, daß der General, der dieses Abkommen unterzeichnet hat, gar nicht das Recht dazu gehabt habe, weil das ein Recht ist, das nur mir und dem Kaiser von Rußland zusteht.

Sollte übrigens der Kaiser von Rußland die besagte Konvention ratifizieren, so ratifiziere ich sie ebenfalls. Aber das ist nur eine List. Marschieren Sie vor und vernichten Sie die russische Armee ... Sie sind in der Lage, ihr alle Bagage und Artillerie wegzunehmen.

Der Adjutant des Kaisers von Rußland ist ein ... Die Offiziere sind nichts, wenn sie keine Vollmachten haben, dieser aber hatte keine. Die Österreicher haben sich mit dem Übergang über die Wiener Brücke übertölpeln lassen, und Sie lassen sich von einem Adjutanten des Kaisers zum Narren halten.

Napoleon.

Ein Adjutant Bonapartes jagte mit diesem ungnädigen Brief im schnellsten Galopp zu Murat. Bonaparte selber, der zu seinen eigenen Generälen kein Vertrauen hatte, marschierte mit seiner ganzen Garde nach dem Kampfplatz hin, da er fürchtete, daß ihm das sichere Opfer entgehen könne. Die viertausend Mann starke Abteilung Bagrations aber zündete indessen fröhlich ihre Lagerfeuer an, trocknete und wärmte sich und kochte zum ersten Male nach drei Tagen wieder ab. Keiner wußte, was ihnen bevorstand, oder machte sich irgendwelche Gedanken darüber.

Gegen vier Uhr nachmittags kam Fürst Andrej, der bei Kutusow auf seiner Bitte bestanden hatte, in Grund an und meldete sich bei Bagration. Der Adjutant Bonapartes war noch nicht bei Murat angekommen, und die Schlacht hatte noch nicht begonnen. In Bagrations Abteilung wußte man nichts von der allgemeinen Sachlage, man sprach vom Frieden, glaubte aber nicht an die Möglichkeit eines solchen. Von einer Schlacht wurde ebenfalls geredet, niemand aber ahnte, daß sie so nahe bevorstand.

Bagration wußte, daß Bolkonskij der Lieblingsadjutant Kutusows war, dem dieser sein volles Vertrauen schenkte, und empfing ihn daher mit besonderer Auszeichnung, doch mit jener gewissen Herablassung, wie sie Vorgesetzte gegen ihre Untergebenen zu zeigen pflegen. Er eröffnete ihm, daß wahrscheinlich heute oder morgen eine Schlacht stattfinden werde, und ließ ihm vollständig freie Wahl, ob er während der Schlacht bei ihm bleiben oder in der Nachhut den ordnungsgemäßen Rückzug beaufsichtigen wolle, was auch äußerst wichtig sei.

»Übrigens wird die Schlacht heute wahrscheinlich noch nicht stattfinden«, sagte Bagration, gewissermaßen um Fürst Andrej zu beruhigen.

Wenn er einer von den gewöhnlichen Gecken aus dem Stabe ist, die man hierher schickt, damit sie sich einen Orden verdienen können, dann kann er diese Auszeichnung auch bei der Nachhut bekommen. Will er aber bei mir bleiben – meinetwegen. Ist er ein tapferer Offizier, dann wird er schon etwas taugen, dachte Bagration.

Fürst Andrej erwiderte nichts darauf und bat den Fürsten nur um die Erlaubnis, die Stellungen abreiten zu dürfen, um dadurch die Verteilung der Truppen kennenzulernen, damit er im Fall eines Auftrags wisse, wohin er reiten müsse. Der diensttuende Offizier der Abteilung, ein hübscher, etwas geckenhaft gekleideter Mensch, der einen Diamantring am Zeigefinger trug und schlecht, aber mit sichtlichem Behagen Französisch sprach, bat darum, den Fürsten Andrej begleiten zu dürfen.

Überall begegneten ihnen vom Regen durchnäßte, verstimmt aussehende Offiziere, die alle etwas zu suchen schienen, und Soldaten, die aus den Dörfern Türen, Bänke und Zäune herbeischleppten.

»Das ist den Leuten hier nicht abzugewöhnen, Fürst«, sagte der Stabsoffizier und zeigte auf die Soldaten. »Die Offiziere lassen aber auch die Zügel zu locker. Und sehen Sie nur«, er zeigte auf ein aufgeschlagenes Marketenderzelt, »hier läuft alles zusammen und sitzt dann fest. Heute morgen erst habe ich sie alle herausgejagt, und sehen Sie nur, jetzt ist schon wieder alles voll. Ich muß noch einmal hinreiten, Fürst, und sie aufscheuchen. Einen Augenblick, bitte.«

»Gut, reiten wir hin. Ich werde mir dabei gleich etwas Käse und eine Semmel kaufen«, sagte Fürst Andrej, der noch nicht dazu gekommen war, etwas zu essen.

»Aber warum haben Sie mir kein Wort davon gesagt, Fürst? Ich hätte Ihnen doch meinen Eßvorrat angeboten.«

Sie stiegen von ihren Pferden und traten in das Marketenderzelt ein. Einige Offiziere mit geröteten und abgespannten Gesichtern saßen am Tisch und aßen und tranken.

»Aber, meine Herren, was soll das bedeuten!« rief der Stabsoffizier in dem vorwurfsvollen Ton eines Menschen, der ein und dasselbe bereits wiederholt gesagt hat. »Sie dürfen sich doch nicht so weit von Ihren Posten entfernen. Der Fürst hat befohlen, daß sich niemand hier aufhalten soll. Und Sie, Herr Hauptmann«, wandte er sich an einen kleinen, mageren Artillerieoffizier, der, als die beiden eintraten, in schmutzigen Sachen, ohne Stiefel – er hatte sie dem Marketender zum Trocknen gegeben – nur in Strümpfen aufgestanden war und ein wenig gezwungen lächelte. »Und Sie, Herr Hauptmann Tuschin, schämen Sie sich denn nicht?« fuhr der Stabsoffizier fort. »Sie als Artillerist müßten doch meiner Ansicht nach den anderen ein Beispiel geben. Dabei laufen Sie hier ohne Stiefel herum. Wenn Alarm geschlagen wird, werden Sie in Strümpfen eine schöne Figur abgeben.« Der Stabsoffizier lächelte. »Also gehen Sie auf Ihre Posten, meine Herren, alle, alle!« fügte er im Ton eines Vorgesetzten hinzu.

Fürst Andrej mußte unwillkürlich lächeln, während er den Hauptmann Tuschin ansah, der schweigend und lächelnd von einem bloßen Fuß auf den anderen trat und mit seinen großen, klugen und guten Augen fragend bald den Fürsten Andrej, bald den Stabsoffizier ansah.

»Die Soldaten sagen: ›Ohne Stiefel läuft sich's bequemer‹«, meinte Hauptmann Tuschin und lächelte dabei schüchtern; anscheinend wollte er sich durch einen Scherz aus der Verlegenheit ziehen. Doch kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, so fühlte er schon, daß sein Scherz nicht als solcher aufgenommen wurde und auch nicht recht glücklich herausgekommen war, und wurde von neuem verlegen.

»Bitte, begeben Sie sich auf Ihre Posten, meine Herren!« wiederholte der Stabsoffizier und bemühte sich, ernst zu bleiben.

Fürst Andrej betrachtete noch einmal die Gestalt des Artillerieoffiziers, der etwas Besonderes, ganz Unmilitärisches, ein wenig Komisches, aber doch außerordentlich Anziehendes an sich hatte. Darauf bestiegen der Stabsoffizier und Fürst Andrej wieder ihre Pferde und ritten weiter.

Als sie das Dorf hinter sich hatten, trafen und überholten sie unaufhörlich Soldaten und Offiziere der verschiedensten Truppengattungen. Zur Linken sah man die im Bau begriffenen Befestigungen, die von dem frischen, eben erst ausgegrabenen Lehm einen rötlichen Schimmer hatten. Mehrere Bataillone Soldaten wimmelten – trotz des kalten Windes nur in Hemdsärmeln – wie weiße Ameisen auf diesen Schanzen herum, hinter deren Wall hervor von unsichtbaren Händen Schaufeln roter Lehmerde ausgeworfen wurden. Die beiden Offiziere ritten an die Befestigungen heran, besichtigten sie und ritten dann weiter. Dicht hinter den Schanzen stießen sie auf ungefähr zehn Soldaten, die auf den Befestigungen hin und her liefen und sich dabei dauernd ablösten. Die beiden Offiziere mußten sich die Nasen zuhalten und ihre Pferde in Trab bringen, um aus dieser verpesteten Luft herauszukommen.

»Voilà l'agrément des camps, monsieur le prince«, sagte der diensttuende Stabsoffizier.

Sie ritten nun nach der gegenüberliegenden Anhöhe. Von hier aus konnte man die Franzosen schon sehen. Fürst Andrej brachte sein Pferd zum Stehen und sah sich die Gegend an.

»Sehen Sie, da steht unsere Batterie«, sagte der Stabsoffizier und zeigte auf den höchsten Punkt der Anhöhe, »das ist die Batterie jenes komischen Kauzes, der vorhin ohne Stiefel dasaß. Von dort aus kann man alles übersehen; kommen Sie, wir wollen hinreiten, Fürst.«

»Ich danke Ihnen sehr, ich werde jetzt allein weiterreiten«, sagte Fürst Andrej, der den Stabsoffizier gern loswerden wollte. »Bitte, bemühen Sie sich nicht weiter.«

Der Stabsoffizier entfernte sich, und Fürst Andrej ritt nun allein seines Weges.

Je weiter er vorwärts und dem Feinde näher kam, desto ordentlicher und fröhlicher wurde das Aussehen der Truppen. Die größte Unordnung und Verzagtheit hatte in jener Trainkolonne vor Znaim, zehn Werst vom Feinde entfernt, geherrscht, die Fürst Andrej am Morgen überholt hatte. Auch in Grund war eine gewisse Unruhe und Angst bemerkbar gewesen. Doch je näher Fürst Andrej an die französische Vorpostenkette heranritt, um so zuversichtlicher wurde das Aussehen der Truppen. In Reihen aufgestellt, standen die Soldaten in ihren Mänteln da. Feldwebel und Hauptleute zählten ihre Mannschaften ab, indem sie immer dem letzten Mann in jedem Glied mit dem Finger auf die Brust tippten und ihm befahlen, die Hand hochzuheben. Andere Soldaten schwärmten über die ganze Gegend aus, schleppten Holz und Reisig herbei und bauten kleine Hütten, wobei sie lachten und sich unterhielten. Andere saßen bekleidet oder unbekleidet um die Feuer herum, um sich Hemden und Fußlappen zu trocknen oder Stiefel und Mäntel auszubessern. Wieder andere drängten sich um die Kessel und um die Köche. Bei der einen Kompanie war das Essen schon fertig, und die Soldaten blickten mit gierigen Gesichtern die rauchenden Kessel an und warteten, bis der Offizier, der auf einem Balken vor seinem Zelte saß, das Essen gekostet hatte, das ihm der Proviantmeister soeben in einem Holznapf reichte.

In einer anderen Kompanie, die sich in noch glücklicherer Lage befand, da nicht alle Kompanien Branntwein hatten, standen die Soldaten dicht gedrängt um einen pockennarbigen, breitschultrigen Feldwebel herum, der aus einem schräg gehaltenen Fäßchen der Reihe nach Branntwein in die ihm hingereichten Feldflaschenbecher goß. Die Soldaten führten die Becher mit andächtigen Mienen an ihre Lippen, kippten sie um, behielten den Branntwein noch eine Weile im Munde, wischten sich dann den Mund mit den Mantelärmeln ab und gingen mit befriedigten Gesichtern wieder vom Feldwebel fort. Alle sahen so ruhig aus als spiele sich dies alles nicht angesichts des Feindes und kurz vor einem Gefecht ab, wo die Hälfte der Abteilung

auf dem Platz bleiben mußte, sondern irgendwo in der Heimat, in Erwartung eines ruhigen Quartiers.

Nachdem Fürst Andrej an einem Jägerregiment vorbeigeritten war, gelangte er zu den Reihen der Kiewer Grenadiere, deren schmucke Mannschaften sich denselben friedlichen Beschäftigungen hingaben. Hier kam er nicht weit von der Baracke eines Regimentskommandeurs, die sich durch ihre Größe von den anderen abhob, zu der Front eines Grenadierbataillons, vor der ein Mann mit entblößtem Rücken auf der Erde lag. Zwei Soldaten hielten ihn, und zwei andere schwenkten gleichmäßig biegsame Ruten und schlugen damit auf seinen entblößten Rücken los. Der Gezüchtigte schrie, als ob er am Spieß steckte. Ein dicker Major ging vor der Front auf und ab und sagte, ohne auf das Geschrei zu achten, immer wieder: »Es ist eine Schande für einen Soldaten, zu stehlen. Ein Soldat muß ehrlich, brav und tapfer sein. Bestiehlt er seine Kameraden, so hat er keine Ehre im Leib und ist ein Lump. Immer feste, immer feste!«

Wieder hörte man die Schläge der biegsamen Ruten und das verzweifelte, aber übertriebene Geschrei des Übeltäters.

»Immer feste, immer feste!« wiederholte der Major.

Ein junger Offizier trat mit erstaunter, mitleidiger Miene von dem Bestraften weg und sah sich fragend nach dem vorbeireitenden Adjutanten um.

Als Fürst Andrej bis an die vorderste Linie gekommen war, ritt er an der Front entlang. Auf der rechten und linken Flanke standen unsere und des Feindes Vorpostenkette weit voneinander entfernt; in der Mitte aber, dort, wo am Morgen die Parlamentäre herangeritten waren, kamen sich die beiden Vorpostenketten so nahe, daß sie gegenseitig ihre Gesichter erkennen und miteinander sprechen konnten. Außer den Soldaten, die an dieser Stelle die Vorpostenkette bildeten, standen auf beiden Seiten noch viele Neugierige herum, die lachend die ihnen seltsam und fremdartig vorkommenden Feinde betrachteten.

Trotz des Verbots, an die Vorpostenkette heranzugehen, konnten sich die Offiziere schon vom frühen Morgen an kaum der Neugierigen erwehren. Die Soldaten dagegen, die auf Vorposten standen, sahen wie Leute, die etwas Seltenes zur Schau stellen, schon gar nicht mehr nach den Franzosen hin, sondern beobachteten statt dessen die

Herbeikommenden und warteten gelangweilt auf Ablösung. Auch Fürst Andrej hielt sein Pferd ein, um sich die Franzosen anzusehen.

»Guck mal, guck«, sagte ein Soldat zu seinem Kameraden und zeigte auf einen russischen Musketier, der mit einem Offizier an die Postenkette herantreten war und sich schnell und eifrig mit einem französischen Grenadier unterhielt.

»Hör nur, wie schnell der schnattert, da kommt sogar der Franzos nicht einmal mit! Na, leg los, Sidorow, red du doch auch mal mit ihm.«

»Wart, laß mich mal hören. Donnerwetter, geht das aber fix«, sagte Sidorow, der sich für einen Meister im Französischsprechen hielt.

Der Soldat, auf den die beiden Lacher zeigten, war Dolochow. Fürst Andrej erkannte ihn und hörte seine Unterhaltung mit an.

Dolochow war mit seinem Kompanieführer zusammen von der linken Flanke, wo sein Regiment stand, zur Vorpostenkette herübergekommen.

»Weiter, weiter«, spornete ihn der Kompanieführer an. Er hatte sich vorgebeugt und war bemüht, kein einziges der für ihn unverständlichen Worte zu verlieren. »Schneller, schneller! Was meint er?«

Dolochow gab dem Kompanieführer keine Antwort; er war mit dem französischen Grenadier in heißen Disput geraten. Wie es ja selbstverständlich war, sprachen sie vom Feldzug. Der Franzose, der die Österreicher mit den Russen verwechselte, wollte Dolochow beweisen, daß sich die Russen ergeben hätten und von Ulm geflohen seien; Dolochow dagegen erklärte, die Russen hätten sich nicht ergeben, sondern vielmehr die Franzosen geschlagen.

»Wir haben Befehl, euch fortzujagen, und wir werden euch auch fortjagen.«

»Nehmt euch nur in acht, daß man euch mit allen euren Kosaken nicht gefangennimmt«, sagte der französische Grenadier. Die französischen Zuschauer und Zuhörer lachten.

»Wir werden euch tanzen lehren, wie schon Suworow euch seinerzeit das Tanzen beigebracht hat«, rief Dolochow.

»Qu'est ce qu'il chante?« fragte einer der Franzosen.

»De l'histoire ancienne«, erwiderte der andere, der erriet, daß Dolochow die früheren Kriege meinte. »L'empereur va lui faire voir a votre Souvara, comme aux autres ...«

»Bonaparte ...«, wollte Dolochow gerade anfangen, aber der Franzose unterbrach ihn.

»Es gibt keinen Bonaparte; es gibt nur einen Kaiser. Sacré nom ...« schrie er ärgerlich.

»Der Teufel hol ihn, euren Kaiser!«

Dolochow schimpfte auf russisch nach grober Soldatenart, warf das Gewehr über die Schulter und ging fort.

»Kommen Sie, Iwan Lukitsch«, sagte er zu seinem Kompanieführer.

»Siehst, der kann Französisch«, sagten die Soldaten in der Vorpostenkette.

»Nun schieß du mal los, Sidorow!«

Sidorow kniff die Augen zusammen, wandte sich an die Franzosen und schnatterte schnell ganz unsinnige Worte herunter. »Kari, mala, tafa, safi, muter, kaska«, plapperte er los und bemühte sich, seiner Stimme einen ausdrucksvollen Ton zu geben.

»Ho, ho, ho! Ha, ha, ha, ha! Huch, huch!« ertönte unter den Soldaten ein schallendes, gesundes und fröhliches Lachen, das sich über die Vorpostenkette hinaus auch auf die Reihen der Franzosen fortpflanzte, ein solches Lachen, daß man hätte meinen sollen, nun könne nichts anderes kommen, als daß die Gewehre entladen, die Ladungen gesprengt und alle nach Hause gehen würden, ein jeder in seine Heimat.

Doch die Gewehre blieben geladen, die Schießscharten in den Häusern und in den Befestigungen blickten noch ebenso drohend nach vorn, und auch die von den Protzen abgehängten Kanonen blieben wie bisher gegeneinander gerichtet.

Nachdem Fürst Andrej die ganze Truppenlinie vom rechten bis zum linken Flügel abgeritten hatte, begab er sich zu jener Batterie hinauf, von der aus, wie der Stabsoffizier ihm gesagt hatte, die ganze Gegend zu übersehen war. Hier stieg er vom Pferde und blieb neben dem letzten der vier abgeprotzten Geschütze⁶⁷ stehen. Vor den Kanonen ging ein Artillerist als Posten auf und ab. Er wollte vor dem Fürsten Andrej Front machen, setzte aber, als dieser abgewinkt hatte, sein gleichmäßig langweiliges Auf- und Abgehen wieder fort. Hinter den Geschützen standen die Protzen, und noch weiter zurück die angebundenen Pferde. Im Hintergrunde brannten Feuer, an denen die Artilleristen saßen. Links, nicht weit vom letzten Geschütz, stand eine neue, aus Zweigen geflochtene Hütte, aus der man die lebhaften Stimmen der Offiziere hörte.

Wirklich eröffnete sich von der Batterie eine Aussicht über beinahe alle russischen und einen großen Teil der feindlichen Truppen. Der Anhöhe gerade gegenüber, am oberen Rande eines Nachbarhügels, sah man das Dorf Schöngrabern liegen; links und rechts davon waren zwischen dem Rauch der Wachtfeuer an drei Stellen französische Truppenmassen zu sehen, von denen sich ein großer Teil wohl noch im Dorf selber und hinter dem Berg befand. Links vom Dorfe stand noch etwas, das ganz von Rauch eingehüllt war und wie eine Batterie aussah, doch konnte man es mit bloßem Auge nicht gut erkennen.

Unser rechter Flügel lag auf einer ziemlich steilen Anhöhe, die die Stellung der Franzosen beherrschte. Über die Hänge war unsere Infanterie verteilt, und am äußersten Rande standen die Dragoner. Im Zentrum, da, wo sich Tuschins Batterie befand, von wo aus Fürst Andrej die Stellung betrachtete, war der abschüssigste und kürzeste Abstieg zum Bach hinunter, der uns von Schöngrabern trennte. Links reichten unsere Truppen bis an einen Wald, wo die Lagerfeuer unserer holzfällenden Infanterie rauchten. Die Front der Franzosen war breiter angelegt als die unsrige, und es war klar, daß sie uns auf beiden Seiten umgehen konnten. Hinter unserer Stellung befand sich eine steile, tiefe Schlucht, durch die sich die Artillerie und Kavallerie nur schwer hätten zurückziehen können.

Fürst Andrej lehnte sich auf eine Kanone und holte seine Brieftasche hervor, um sich einen Plan von der Verteilung der Truppen zu machen. An zwei Stellen schrieb er mit Bleistift ein paar Bemerkungen dazu, die er Bagration mitzuteilen beabsichtigte. Er wollte erstens vorschlagen, die Artillerie im Zentrum zu konzentrieren, und zweitens, die Kavallerie zurückzuziehen und jenseits der Schlucht zu postieren. Da Fürst Andrej während seines ständigen Aufenthalts beim Oberkommandierenden die Bewegungen der Massen und die allgemeinen Anordnungen immer hatte verfolgen können und sich fortwährend mit historischen Schlachtbeschreibungen beschäftigt hatte, so überdachte er unwillkürlich auch für die bevorstehende Schlacht den zukünftigen Gang der militärischen Operationen, wenn auch nur in allgemeinen Zügen. Dabei konnte er sich, im großen Rahmen betrachtet, nur folgende Möglichkeiten vorstellen: Eröffnet der Feind seinen Angriff gegen unseren linken Flügel, so sagte er sich, dann müssen das Kiewer Grenadierregiment und das Podolsker Jägerregiment ihre Stellung halten, bis die Reserven aus dem Zentrum zu ihnen stoßen. In diesem Fall können die Dragoner dem Feind in die Flanke fallen und ihn in die Flucht schlagen. Wird dagegen das Zentrum angegriffen, so stellen wir auf dieser Anhöhe noch mehr Artillerie auf, ziehen dann unter ihrer Deckung den linken Flügel zusammen und gehen in Echelons⁶⁸ bis zur Schlucht zurück. So überlegte er sich alles in Gedanken.

Während er bei der Batterie an dem Geschütz stand, hörte er zwar die ganze Zeit über unaufhörlich die Stimmen der in der Hütte sprechenden Offiziere, verstand aber, wie das oft vorkommt, kein einziges Wort von dem, was sie sprachen. Plötzlich fiel ihm eine dieser Stimmen aus der Hütte durch ihren zu Herzen gehenden Ton so auf, daß er unwillkürlich hinhörte.

»Nein, mein Lieber«, sagte eine angenehme Stimme, die Fürst Andrej bekannt vorkam, »ich behaupte, wenn man wissen könnte, was jenseits des Grabes ist, so würde sich von uns niemand mehr vor dem Tode fürchten. So ist es, mein Lieber.«

Eine andere, jüngere Stimme fiel ihm ins Wort: »Ob man sich nun fürchtet oder nicht, entgehen kann man dem Tod doch nicht.«

»Aber man fürchtet sich doch! Ach, ihr gelehrten Leute!« sagte eine dritte, mannhafte Stimme, die wieder die beiden anderen unterbrach. »Ihr Artilleristen seid nur deshalb so gescheit, weil ihr

alles bei euch haben könnt: Schnaps und Eßvorräte und was sonst noch alles.«

Und der Besitzer dieser mannhaften Stimme, anscheinend ein Infanterieoffizier, lachte laut auf.

»Man fürchtet sich doch, gewiß«, fuhr die erste, bekannte Stimme wieder fort, »aber man fürchtet sich vor dem Unbekannten, das ist es. Wenn man auch tausendmal sagt, daß die Seele in den Himmel kommt ... wir wissen doch, daß es keinen Himmel gibt, nur eine Atmosphäre ...«

Wieder unterbrach die mannhafte Stimme den Artilleristen. »Ach was, Tuschin, geben Sie uns lieber ein Gläschen von Ihrem Kräuterschnaps«, sagte er.

Aha, das ist derselbe Hauptmann, der vorhin ohne Stiefel beim Marketender stand, dachte Fürst Andrej und erkannte mit Vergnügen die angenehme Stimme wieder, die jetzt solch philosophische Reden führte.

»Können wir machen«, sagte Tuschin, »aber immerhin, wenn wir das künftige Leben kennten ...«

Er sprach nicht zu Ende. In diesem Augenblick hörte man in der Luft ein Pfeifen: näher und näher, schneller und lauter, lauter und schneller kam eine Kanonenkugel heran, brach dann ihr Sausen ab, wie wenn jemand eine angefangene Rede nicht zu Ende führt, und klatschte plötzlich nicht weit von der Hütte in die Erde, wobei sie mit fürchterlicher Gewalt Erdspritzer hoch in die Luft schleuderte. Es war, als seufzte die Erde unter diesem furchtbaren Schlag.

Im selben Augenblick sprang, allen voran, der kleine Tuschin, die Tabakspfeife im Mundwinkel, aus der Hütte. Sein gutmütiges, kluges Gesicht sah blaß aus. Ihm folgte der Besitzer der mannhaften Stimme, ein noch jugendlicher Infanterieoffizier. Auch er eilte zu seiner Kompanie, wobei er sich im Laufen den Rock zuknöpfte.

Fürst Andrej hielt zu Pferde bei der Batterie und blickte nach dem Rauch des Geschützes, aus dem die Kugel gekommen war. Seine Augen spähten über den weiten Raum. Er sah, daß die vorher unbeweglichen Massen der Franzosen in Bewegung gekommen waren, und daß links wirklich eine Batterie stand, obgleich sich der Rauch, der sie umgab, noch nicht zerteilt hatte. Zwei französische Reiter, wahrscheinlich Adjutanten, sprengten über die Höhe. Eine kleine feindliche Kolonne bewegte sich, offenbar um die Vorpostenkette zu verstärken, den Berg hinunter und war ganz deutlich zu erkennen.

Noch hatte sich der Rauch des ersten Schusses nicht zerteilt, als eine zweite Rauchwolke erschien und ein zweiter Knall folgte. Die Schlacht hatte begonnen. Fürst Andrej wandte sein Pferd um und sprengte zurück nach Grund, um den Fürsten Bagration aufzusuchen. Er hörte, wie hinter ihm die Kanonade schneller und lauter wurde. Anscheinend hatten die Unsrigen zu antworten angefangen. Von unten her, von jener Stelle, wo die Parlamentäre herangeritten waren, tönte Gewehrfeuer herauf.

Lemarrois war soeben nach schnellstem Ritt mit dem ungnädigen Brief Napoleons bei Murat angelangt, und dieser, der sich nun schämte und seinen Fehler wieder gutmachen wollte, ließ jetzt seine Truppen gegen das Zentrum vorrücken und auch beide Flügel des Feindes umgehen, in der Hoffnung, noch bis zum Abend und vor Eintreffen des Kaisers die vor ihm stehende winzige Abteilung aufreiben zu können.

Der Anfang ist da! Jetzt kommt es! dachte Fürst Andrej und fühlte, wie ihm das Blut schneller zum Herzen strömte. Aber wo und auf welche Art wird jetzt mein Toulon⁶⁹ sich zeigen? dachte er.

Als er zwischen jenen Kompanien hindurchritt, die noch vor einer Viertelstunde Grütze gegessen und Schnaps getrunken hatten, sah er überall dieselben schnellen Bewegungen der Soldaten, die sich aufstellten und ihre Gewehre zum Gefecht fertig machten, und auf allen Gesichtern las er dasselbe erregte Gefühl, das auch sein Herz erfüllte: Der Anfang ist da! Jetzt kommt es, fürchterlich und lustig

zugleich! stand auf dem Gesicht jedes Mannes und jedes Offiziers geschrieben.

Fürst Andrej war noch nicht wieder bis zu den im Bau befindlichen Schanzen zurückgekommen, als er im Abendlicht des trüben Herbsttages einige Reiter erblickte, die ihm entgegenkamen. Der vorderste von ihnen, in Filzmantel und Lammfellmütze, ritt auf einem Schimmel. Es war Bagration. Fürst Andrej machte halt, um ihn zu erwarten. Bagration hielt sein Pferd ebenfalls an und nickte dem Fürsten Andrej zu. Während dieser ihm mitteilte, was er gesehen hatte, blickte Bagration unverwandt nach vorn.

Die Worte: »Der Anfang ist da! Jetzt kommt es!« standen auch auf dem wetterharten, braunen Gesicht des Fürsten Bagration und in seinen halbgeschlossenen, trüben, verschlafenen Augen geschrieben. Mit unruhiger Neugier betrachtete Fürst Andrej dieses unbewegliche Gesicht, und er hätte gern gewußt, ob dieser Mann in diesem Augenblick wirklich etwas dachte und fühlte, und was für Gefühle und Gedanken das waren. Regt sich dort überhaupt etwas hinter diesem starren Gesicht? fragte sich Fürst Andrej, während er ihn unverwandt anblickte.

Bagration neigte seinen Kopf zum Zeichen, daß er mit dem, was Fürst Andrej ihm gesagt hatte, einverstanden sei, und sagte: »Gut, gut«, aber mit einer Miene, als ob alles, was sich abspielte oder ihm gemeldet wurde, gerade das sei, was er vorausgesehen und erwartet habe. Fürst Andrej, der von dem flotten Ritt ganz außer Atem gekommen war, hatte sehr schnell gesprochen. Bagration dagegen zog mit seiner orientalischen Aussprache seine Worte ganz besonders in die Länge, als ob er dadurch betonen wolle, daß gar kein Grund zur Eile vorhanden sei. Doch setzte er sein Pferd in Trab und ritt in der Richtung auf die Batterie Tuschins weiter. Fürst Andrej sprengte mit dem Gefolge hinter ihm her.

Zu diesem Gefolge des Fürsten Bagration gehörte ein Offizier à la suite, der persönliche Adjutant des Fürsten, Scherkow, eine Ordonnanz, der diensttuende Stabsoffizier auf einem hübschen englisierten Pferde und ein Zivilbeamter, ein Auditeur⁷⁰, der aus Neugier um die Erlaubnis gebeten hatte, mit in die Schlacht reiten zu dürfen. Dieser Auditeur, ein dicker Mann mit einem vollen Gesicht, sah mit kindlich frohem Lächeln schunsum, schwankte auf seinem Pferd hin und her und

bot in seinem Kamelottmantel auf einem Trainsattel inmitten all dieser Husaren, Kosaken und Adjutanten einen seltsamen Anblick.

»Der möchte gern mal eine Schlacht sehen«, sagte Scherkow zu Bolkonskij und zeigte auf den Auditeur. »Aber dabei ist ihm das Herz schon jetzt in die Hosen gefallen!«

»Aber ich bitte Sie!« erwiderte der Auditeur mit einem strahlend-naiven und gleichzeitig listigen Lächeln, als fühle er sich geschmeichelt, zur Zielscheibe für Scherkows Späße zu dienen, und als gäbe er sich absichtlich Mühe, dümmer zu scheinen, als er in Wirklichkeit war.

»Très drôle, mon monsieur prince«, sagte der diensttuende Stabsoffizier. Ihm fiel ein, daß man sich im Französischen bei der Anrede mit dem Titel »Fürst« einer besonderen Sprachform bedienen muß, konnte sich aber damit nicht zurechtfinden.

Indessen waren sie alle bereits bis zu Tuschins Batterie herangeritten. Da schlug gerade vor ihnen eine Kanonenkugel ein. »Was ist da hingefallen?« fragte naiv lächelnd der Auditeur. »Ein französischer Pfannkuchen«, entgegnete Scherkow. »Also damit wird geschossen?« fragte der Auditeur. »Ein merkwürdiges Vergnügen!«

Er schien sich vor Heiterkeit kaum halten zu können. Aber er hatte seine Worte kaum zu Ende gesprochen, als plötzlich wieder ein fürchterliches Pfeifen ertönte, das mit einem jähen Aufprall auf etwas Flüssiges abbrach, und klatsch – stürzte der Kosak, der weiter rechts hinter dem Auditeur ritt, mit seinem Pferde zu Boden. Scherkow und der Stabsoffizier bückten sich über ihre Sättel und wandten ihre Pferde weg. Der Auditeur hielt neben dem Kosaken an und betrachtete ihn mit gespannter Neugier. Der Mann war tot, das Pferd zuckte noch.

Fürst Bagration drehte sich mit zusammengekniffenen Augen um. Als er die Ursache der Störung sah, wandte er sich gleichgültig wieder ab, als wolle er sagen: Ist es jetzt etwa an der Zeit, sich mit solchen Dummheiten abzugeben? Dann hielt er sein Pferd nach Art eines guten Reiters an, beugte sich etwas herüber und brachte seinen Degen wieder in Ordnung, der sich in den Filzmantel verwickelt hatte. Es war ein altmodischer Degen, der nicht so war, wie man sie damals trug, und Fürst Andrej mußte dabei an die Geschichte denken, wie Suworow in Italien seinen Degen Bagration geschenkt hatte, und diese Erinnerung war ihm jetzt ganz besonders angenehm.

Sie kamen zu derselben Batterie, bei der Bolkonskij vorhin gewesen war, als er das Schlachtfeld betrachtet hatte.

»Wer kommandiert diese Batterie?« fragte Fürst Bagration einen Feuerwerker, der neben einem Munitionskasten stand. Er hatte gefragt: »Wer kommandiert die Batterie?« meinte aber in Wirklichkeit: »Ihr werdet hier doch keine Angst haben?« Und das verstand der Feuerwerker auch ganz richtig.

»Hauptmann Tuschin, Exzellenz!« rief, die Hacken zusammenschlagend, in fröhlichem Ton der rothaarige Feuerwerker, dessen Gesicht ganz mit Sommersprossen bedeckt war.

»Stimmt, stimmt«, sagte Bagration, als fiel es ihm wieder ein, und ritt dann an den Protzen vorbei bis zum letzten Geschütz.

Gerade als Bagration mit seinem Gefolge an die letzte Kanone heranritt, donnerte aus diesem Geschütz ein Schuß, der ihn und sein Gefolge ganz betäubte.

In der Rauchwolke, die das Geschütz einhüllte, sah man Artilleristen, die die Kanone packten und sie mit hastiger Anstrengung wieder auf ihren alten Platz zurückschoben.

Der riesige breitschultrige Soldat Nummer eins mit dem Wischer sprang breitbeinig zum Rad zurück. Nummer zwei schob mit zitternder Hand die Ladung in den Lauf. Ein kleiner Offizier in krummer Haltung, der Hauptmann Tuschin, lief, ohne den General zu bemerken, über die Lafette stolpernd, nach vorn und spähte unter seiner kleinen Hand hervor ins Weite.

»Gib noch zwei Strich zu, dann wird es gerade recht sein«, rief er mit seiner hohen Stimme und versuchte ihr einen kecken Klang zu geben, der aber gar nicht zu seiner Gestalt paßte.

»Zweites Geschütz!« krächte er. »Medwjedjew, Feuer!«

Bagration rief den Offizier heran, und Tuschin ging zu dem General hin und legte mit einer schüchternen, ungeschickten Bewegung drei Finger an den Mützenschirm. Dabei sah er ganz und gar nicht aus wie ein Soldat, der seinen Vorgesetzten grüßt, sondern eher wie ein Geistlicher, der den Segen erteilt. Obwohl Tuschins Geschütze dazu bestimmt waren, die Schlucht zu bestreichen, beschoß er mit Brandkugeln das gegenüberliegende Dorf Schöngrabern, aus welchem große Massen von Franzosen herausmarschierten.

Niemand hatte Tuschin befohlen, wohin und mit welcher Art von Geschossen er schießen sollte. Er hatte sich mit seinem Feldwebel Sachartschenko, den er sehr hoch schätzte, beraten und es dann für richtig befunden, das Dorf Schöngrabern in Brand zu schießen. »Schön!« sagte Bagration auf den Bericht des Hauptmanns und betrachtete dann wieder nachdenklich das ganze Schlachtfeld, das offen vor seinen Blicken dalag.

Auf der rechten Seite waren die Franzosen am nächsten herangekommen. Unterhalb der Höhe, auf der das Kiewer Regiment stand, in der Schlucht des Flübchens, knatterten unaufhörlich und ohrenbetäubend die Gewehre, und weiter rechts, hinter den Dragonern, zeigte der Offizier à la suite dem Fürsten eine Kolonne Franzosen, die unsern Flügel umging. Zur Linken wurde der Horizont von einem nahen Walde begrenzt. Fürst Bagration gab zwei Bataillonen aus dem Zentrum den Befehl, zur Verstärkung nach der rechten Flanke abzuschwenken, worauf der Offizier à la suite den Fürsten darauf hinzuweisen wagte, daß nach dem Abmarschieren dieser Bataillone die Geschütze ohne Deckung bleiben würden. Bagration drehte sich nach dem Offizier à la suite um und sah ihn mit seinen trüben Augen schweigend an. Fürst Andrej fand die Bemerkung des Offiziers à la suite ganz richtig, so daß man tatsächlich nichts dagegen einwenden könne. Aber in diesem Augenblick kam ein Adjutant von dem in der Schlucht stehenden Oberst angesprengt mit der Nachricht, daß gewaltige Massen von Franzosen ins Tal vorgerückt seien und das Regiment fast aufgerieben sei und sich zu den Kiewer Grenadiern zurückziehe. Fürst Bagration neigte zum Zeichen des Einverständnisses und der Billigung den Kopf. Dann ritt er im Schritt nach rechts und schickte einen Adjutanten zu den Dragonern mit dem Befehl, die Franzosen zu attackieren. Doch dieser Adjutant kam nach einer halben Stunde mit der Meldung zurück, der Dragonerobers sei schon hinter die Schlucht zurückgegangen, da der Feind ein heftiges Feuer gegen ihn eröffnet habe, durch das er nutzlos seine Leute verloren hätte, und daher habe er schleunigst im Walde Deckung suchen müssen.

»Schön«, sagte Bagration.

Als er gleich darauf von der Batterie fortreiten wollte, hörte man links im Wald ebenfalls Schüsse. Da es für ihn bis zur linken Flanke zu weit war, um selber noch rechtzeitig hinkommen zu können, schickte er Scherkow hin, um dem rangältesten General – demselben,

der in Braunau dem Oberkommandierenden sein. Regiment vorgeführt hatte – sagen zu lassen, er solle sich so schnell wie möglich hinter die Schlucht zurückziehen, weil der rechte Flügel wahrscheinlich nicht imstande sein werde, den Feind lange aufzuhalten. Tuschin und das Bataillon, das ihn decken sollte, waren vergessen.

Fürst Andrej hörte aufmerksam auf die Gespräche des Fürsten Bagration mit den Kommandeuren und auf die von ihm erteilten Befehle. Zu seiner Verwunderung mußte er die Beobachtung machen, daß Fürst Bagration überhaupt keine Befehle erteilte, sondern nur den Anschein zu erwecken suchte, als ob alles, was sich notwendig, zufällig oder nach dem Willen der einzelnen Kommandeure vollzog, wenn auch nicht auf seinen Befehl, so doch im Einklang mit seinen Absichten geschehen sei. Doch entging es dem Fürsten Andrej auch wiederum nicht, daß die Anwesenheit des Oberbefehlshabers trotz der Zufälligkeit der Ereignisse und ihrer Unabhängigkeit von seinem Willen dennoch dank dem Takt, den Fürst Bagration dabei bewies, eine außerordentliche Wirkung ausübte. Die Kommandeure, die mit verstörten Gesichtern zu Fürst Bagration herangeritten kamen, beruhigten sich, wenn sie vor ihm standen, die Soldaten und Offiziere, die ihn freudig begrüßten, wurden lebhafter und wetteiferten anscheinend darin, vor ihm ihre Tapferkeit zu zeigen.

Nachdem Fürst Bagration den höchsten Punkt unseres rechten Flügels in Augenschein genommen hatte, ritt er wieder bergab, wo unaufhörlich Gewehrfeuer knatterte und vor Pulverdampf nichts zu sehen war. Je tiefer sie in das Tal hinunterkamen, um so weniger war zu sehen, aber um so mehr machte sich die Nähe des wirklichen Schlachtfeldes bemerkbar. Scharen von Verwundeten kamen ihnen entgegen. Einen von ihnen, mit blutigem Kopf und ohne Mütze, hatten zwei andere Soldaten unter die Arme gefaßt und führten ihn so weiter. Er röchelte und spuckte Blut; anscheinend hatte ihn eine Kugel in den Mund oder in die Kehle getroffen. Ein anderer, der ihnen entgegenkam, ging standhaft allein, ohne Gewehr; er stöhnte laut und schwenkte in rasendem Schmerz den Arm, aus dem das Blut wie aus einer Flasche auf seinen Mantel floß. Sein Gesicht zeigte einen mehr erschrockenen als leidenden Ausdruck; er war erst vor wenigen Minuten verwundet worden.

Die Offiziere ritten über den Weg und dann einen steilen Abhang hinunter, auf dem sie an manchen Stellen zu Boden gestreckte Mannschaften liegen sahen. Ihnen entgegen kam ein Trupp Soldaten, unter denen sich abermals Verwundete befanden. Schwer keuchend kletterten die Soldaten den Berg hinauf; ohne sich um den General zu kümmern, unterhielten sie sich laut und schlenkerten dabei mit den Armen. Vorn, im Pulverrauch, sah man schon dichte Reihen grauer Mäntel. Ein Offizier lief, als er Bagration erblickte, schreiend jenen ungeordnet bergauf ziehenden Soldaten nach und forderte sie auf, umzukehren.

Bagration ritt an die Reihen heran, aus denen bald hier, bald dort Schüsse knallten, die jedes Gespräch und sogar die Kommandorufe übertönten. Die Luft war voller Pulverdampf. Die Soldaten hatten schwarze, erregte Gesichter. Die einen stopften mit den Ladestöcken die Kugeln in die Gewehre, andere schütteten Pulver auf ihre Pfannen oder holten Kugeln aus den Kugeltaschen, und wieder andere schossen. Aber wohin sie schossen, konnten sie wegen des Pulverdampfs, den kein Wind forttrieb, nicht sehen. Oft genug hörte man auch jene unerfreulichen, sausenden und pfeifenden Laute der großen

Geschosse. Was ist das hier? dachte Fürst Andrej und ritt an die Soldaten heran. Eine Vorpostenkette ist das nicht, denn sie stehen ja truppweise zusammen, eine Attacke kann es auch nicht sein, denn sie bewegen sich ja nicht von der Stelle; aber ein Karree ist es auch nicht, sonst müßten sie doch anders stehen.

Der Regimentskommandeur, ein anscheinend schwächerer, hagerer alter Herr mit freundlichem Lächeln und Augenlidern, die seine altersmüden Augen zur Hälfte verdeckten und ihm ein sanftes Aussehen gaben, ging auf Fürst Bagration zu und begrüßte ihn, wie ein Hausherr seinen lieben Gast. Er meldete ihm, die Franzosen hätten auf sein Regiment eine Kavallerieattacke gemacht, die zwar zurückgeschlagen sei, aber das Regiment dennoch über die Hälfte der Leute gekostet habe. Wenn er behauptete, die Attacke sei zurückgeschlagen, so ließ er sich diesen militärischen Ausdruck für das, was mit seinem Regiment vorgegangen war, ausschließlich von seiner Phantasie eingeben. In Wirklichkeit wußte er selber nicht, was sich in dieser halben Stunde bei den ihm anvertrauten Truppen abgespielt hatte, und konnte daher gar nicht mit Sicherheit behaupten, ob die Attacke wirklich zurückgeschlagen oder sein Regiment dadurch aufgerieben war. Er wußte nur, daß bei Beginn des Kampfes Kanonenkugeln und Granaten überall in seinem Regiment eingeschlagen und die Leute niedergestreckt hatten; dann war plötzlich von jemand »Kavallerie!« geschrien worden, und unsere Leute hatten zu schießen angefangen. Später hatten sie nicht mehr auf die Kavallerie geschossen, die verschwunden war, sondern auf französische Infanterie, die sich im Tal gezeigt und auf die Unsrigen das Feuer eröffnet hatte.

Fürst Bagration neigte den Kopf, um damit zu bekunden, daß alles genauso sei, wie er gewünscht und vermutet habe. Er wandte sich an seinen Adjutanten und befahl ihm, die zwei Bataillone des sechsten Jägerregiments, an denen sie eben vorbeigekommen waren, vom Berg herunter hierher zu führen. Fürst Andrej fiel auf, daß in diesem Augenblick in Bagrations Gesicht eine Veränderung vorgegangen war. Eine feste und fröhliche Entschlossenheit prägte sich in seinen Zügen aus wie bei einem Menschen, der an einem heißen Tag im Begriff ist, ins Wasser zu springen und gerade den letzten Anlauf dazu nimmt. Der verschlafene, trübe Ausdruck seiner Augen war verschwunden und ebenso seine künstlich nachdenkliche Miene. Die runden, klaren Habichtsaugen blickten lebhaft und etwas verächtlich

nach vorn und schienen auf keinem Gegenstand haften zu wollen. Nur seine Bewegungen waren noch genauso langsam und gleichmäßig wie früher.

Der Regimentskommandeur wandte sich an den Fürsten Bagration und bat ihn, zurückzureiten, da es hier zu gefährlich sei. »Ich bitte Sie flehentlich, Durchlaucht, ich bitte Sie dringend!« sagte er und sah, um seine Warnung bestätigen zu lassen, nach dem Offizier à la suite hinüber, der sich von ihm weggewandt hatte. »Da, bitte, sehen Sie!« Und er zeigte auf die Kugeln, die unaufhörlich um sie herum zischten, sausten und piffen. Er sagte das in einem so bittenden und vorwurfsvollen Ton, wie etwa ein Zimmermann zu seinem Bauherrn sagen würde, wenn dieser ein Beil in die Hand nehmen wollte: »Unsereiner ist daran gewöhnt, Sie aber bekommen nur Schwielen an die Hände.« Er tat, als ob ihn selber diese Kugeln nicht treffen könnten, und seine halbgeschlossenen Augen verliehen seinen Worten einen noch überzeugenderen Ausdruck. Der Stabsoffizier schloß sich den Mahnungen des Regimentskommandeurs an; aber Fürst Bagration antwortete ihnen nicht, sondern befahl nur, das Feuer einzustellen und sich so zu gruppieren, daß die beiden heranmarschierenden Bataillone Platz fänden.

Während er diese Befehle erteilte, wurden wie von unsichtbarer Hand die Rauchschwaden, die das Tal verhüllten, durch einen aufkommenden Wind nach rechts und links auseinandergezogen, und der gegenüberliegende Berg mit den Franzosen, die den Abhang herunterkamen, lag klar vor ihren Blicken.

Aller Augen waren unwillkürlich auf diese gegen uns vormarschierende französische Kolonne gerichtet, die wegen der Abschüssigkeit des Terrains nur in Windungen vorwärtskommen konnte. Schon sah man die zottigen Pelzmützen der Soldaten, schon konnte man Offiziere von Gemeinen unterscheiden und zusehen, wie ihre Fahne um die Stange flatterte.

»Prächtig marschieren sie!« sagte jemand in Bagrations Gefolge.

Die Spitze der Kolonne hatte das Tal schon erreicht. Der Zusammenstoß mußte auf dem diesseitigen Abhang erfolgen.

Die Reste unseres Regiments, das soeben noch im Feuer gewesen war, stellten sich eiligst auf und traten nach rechts. Hinter ihnen hervor kamen in guter Ordnung die beiden Jägerbataillone anmar-

schiert. Sie waren noch nicht bis zu Bagration gekommen, aber man hörte schon den schweren, wuchtigen Tritt der im gleichen Schritt marschierenden Masse. Am linken Flügel, dem Fürsten Bagration am nächsten, ging der Kompanieführer, ein stattlicher Mann mit einfältigem, glücklichem Ausdruck auf dem runden Gesicht. Es war derselbe Offizier, der kurz vorher aus Tuschins Hütte herausgelaufen war. Anscheinend dachte er in diesem Augenblick nur daran, recht schneidig an seinem Vorgesetzten vorbeizumarschieren.

Mit jener Selbstzufriedenheit, wie sie viele Offiziere an der Front zeigen, schritt er auf seinen muskulösen Beinen leicht und schwimmend dahin. Ohne jede Anstrengung hielt er sich hochaufgereckt und stach durch die Leichtigkeit, mit der er sich bewegte, von den schwer auftretenden Soldaten ab, die mit ihm gleichen Schritt hielten. Seinen blanken, dünnen, schmalen Degen – es war ein kleiner krummer Säbel, der gar nicht nach einer Waffe aussah – hielt er an den Fuß und schaute bald nach dem hohen Vorgesetzten, bald nach rückwärts zu seiner Kompanie, indem er, ohne dabei aus dem Tritt zu kommen, seine ganze kräftige Gestalt geschmeidig drehte. Seine ganzen Seelenkräfte schienen nur darauf gerichtet zu sein, in möglichst guter Haltung an seinem Vorgesetzten vorbeizukommen, und in dem Bewußtsein, diese Aufgabe gut erfüllt zu haben, war er vollkommen glücklich. »Links ... links ... links«, schien er sich innerlich bei jedem Schritt zu sagen; und nach diesem Takt bewegte sich auch mit gleichmäßig ernsten Gesichtern die Mauer der mit Tornister und Gewehr gepackten Soldatengestalten, als ob jeder von diesen Hunderten Soldaten bei jedem zweiten Schritt in Gedanken mitspräche: »Links ... links ... links!« Ein dicker Major machte keuchend und aus dem Tritt kommend einen Umweg um einen am Wege stehenden Busch, und ein Soldat, der zurückgeblieben war, holte, über seine Nachlässigkeit erschrocken, außer Atem seine Kompanie im Trab wieder ein. Da sauste eine Kanonenkugel dicht über Bagration und sein Gefolge hin und schlug im Takte des »Links ... links« prasselnd in die Kolonne ein.

»Schließt die Reihen!« ertönte die geckenhafte Stimme des Kompanieführers. Die Soldaten gingen im Bogen um jene Stelle herum, wo die Kanonenkugel eingeschlagen hatte. Ein alter, mit Orden geschmückter Flügelunteroffizier, der einen Augenblick bei den Gefallenen zurückgeblieben war, holte seine Gruppe wieder ein,

wechselte dabei mit einem Sprung den Tritt und sah sich, als er wieder in gleichen Schritt gekommen war, bärbeißig um. »Links ... links ... links!« schien es aus dem drohenden Schweigen und dem eintönigen Klang des gleichzeitigen Auftretens herauszutönen.

»Ihr seid tüchtige Kerls, Leute!« sagte Fürst Bagration.

»Morgen ... lenz ... lenz ... lenz!« klang es aus den Reihen. Ein finsterblickender Soldat, der auf dem linken Flügel marschierte, sah beim Schreien den Fürsten Bagration mit einer Miene an, als wolle er sagen: Das wissen wir selber! Ein anderer blickte nicht zu Bagration hin, als fürchte er, sich zu zerstreuen, schrie aber mit weit aufgerissemem Munde mit und marschierte vorüber.

Es wurde befohlen haltzumachen und die Tornister abzulegen.

Bagration überholte die Reihen, die an ihm vorbeimarschiert waren, und stieg vom Pferd. Er gab einem Kosaken die Zügel, nahm seinen Mantel ab, reichte ihn ebenfalls dem Kosaken, reckte sich und setzte die Mütze zurecht. Die Spitze der französischen Kolonne, voran die Offiziere, erschien auf der Talsohle.

»Gott mit uns!« sagte Bagration mit fester, lauter Stimme. Dann wandte er sich einen Augenblick nach der Front um und schritt, ein wenig mit den Armen schlenkernd, mit dem ungeschickten Gang eines Kavalleristen, dem das Laufen Mühe macht, auf dem unebenen Feld den andern voran. Fürst Andrej fühlte, wie eine unwiderstehliche Gewalt ihn vorwärts zog, und empfand dabei ein hohes Glücksgefühl.

*7172

Die Franzosen waren schon nahe herangekommen. Fürst Andrej, der neben Bagration ging, konnte bereits deutlich die Binden, die roten Achselstücke, ja sogar die Gesichter der Franzosen erkennen. Er sah deutlich, wie ein alter französischer Offizier mit auswärts gesetzten Füßen in Stiefeletten sich mühsam an den Sträuchern hochzog und so den Berg hinaufkletterte. Fürst Bagration gab keinen neuen Befehl und schritt immer noch schweigsam den Reihen voran.

* Hier erfolgte jene Attacke, von der Thiers sagte: »Die Russen hielten sich tapfer, und man sah hier, was im Krieg nur selten zu geschehen pflegt, zwei Massen Infanterie entschlossen aufeinander losmarschieren, ohne daß eine von beiden vor dem Zusammenstoß gewichen wäre«, und Napoleon sagte auf St. Helena: »Einige russische zeigten eine kühne Unerschrockenheit.« (Tolstoi)

Plötzlich krachte in den Linien der Franzosen ein Schuß, dann ein zweiter, ein dritter ... und nun knatterte das Gewehrfeuer aus allen in Unordnung geratenen Reihen, und ein dichter Pulverdampf breitete sich nach allen Seiten aus. Einige von den Unsrigen waren gefallen, unter ihnen auch der Offizier mit dem runden Gesicht, der vorhin so fröhlich und eifrig vorbeimarschiert war. Doch in dem Augenblick, als der erste Schuß ertönte, sah sich Bagration um und schrie: »Hurra!«

Ein langgezogenes »Hur-r-r-ra« verbreitete sich über unsere ganze Linie, und in wirren, aber fröhlich und lebhaft erregten Haufen stürmten die Jäger, einander überholend, an Bagration vorbei den Berg hinunter auf die Franzosen zu, deren geordnete Reihen sich lösten.

Der Angriff des sechsten Jägerregiments deckte den Rückzug des rechten Flügels. Im Zentrum hielt die Tätigkeit der vergessenen Batterie Tuschins, die Schöngrabern bereits in Brand geschossen hatte, den Vormarsch des Feindes auf. Die Franzosen mußten den Brand löschen, der durch den Wind noch weiter getragen wurde, und ließen dadurch den Russen Zeit, sich zurückzuziehen. Der Rückzug des Zentrums durch die Schlucht vollzog sich eilig und geräuschvoll; doch wurden die Truppen dabei nicht durch Kommandos in Verwirrung gebracht. Der linke Flügel jedoch – das Asower und Podolsker Infanterieregiment und die Pawlograder Husaren –, der zu gleicher Zeit von überlegenen feindlichen Kräften unter dem Oberbefehl Lannes' angegriffen und umgangen wurde, geriet vollständig in Verwirrung. Bagration schickte Scherkow zu dem kommandierenden General des linken Flügels mit dem Befehl, sofort den Rückzug anzutreten.

Schneidig setzte Scherkow, ohne die Hand von der Mütze zu nehmen, sein Pferd in Trab und sprengte davon. Doch kaum war er von Bagration fortgeritten, als ihn seine seelischen Kräfte verließen und eine so unwiderstehliche Angst über ihn kam, daß er es nicht über sich brachte, dorthin zu reiten, wo es gefährlich war.

Als er zu den Truppen des linken Flügels gekommen war, ritt er nicht nach vorn, wo das Gewehrfeuer knatterte, sondern suchte den General und die anderen Kommandeure an einer Stelle, wo sie unmöglich sein konnten, und übermittelte Jäher auch gar nicht den Befehl.

Das Kommando über den linken Flügel stand dem Alter nach dem Oberst jenes Regimentes zu, das Kutusow bei Braunau besichtigt hatte, jenes Regimentes, in dem Dolochow als Gemeiner diente. Über den äußersten linken Flügel jedoch war das Kommando dem Oberst des Pawlograder Husarenregiments übertragen, in dem Rostow stand. Infolgedessen kam es zwischen diesen beiden Kommandeuren zu Mißhelligkeiten. Beide befanden sich in sehr gereizter Stimmung, und zu einer Zeit, da auf dem rechten Flügel der Kampf schon lange im Gang war und die Franzosen bereits den Vormarsch begannen, waren

beide Kommandeure mit Verhandlungen beschäftigt, die nur den Zweck hatten einander zu beleidigen. Ihre Regimenter aber, sowohl die Kavallerie als auch die Infanterie, waren sehr wenig auf den bevorstehenden Kampf vorbereitet. Die Mannschaft vom Gemeinen bis zum höchsten Offizier erwartete keine Schlacht und gab sich ruhig friedlichen Beschäftigungen hin: bei der Kavallerie fütterte man die Pferde, bei der Infanterie suchte man sich Brennholz zusammen.

»Er steht allerdings im Rang über mir«, sagte der deutsche Husarenoberst mit einem vor Aufregung ganz roten Kopf zu dem Adjutanten, den der Infanteriegeneral zu ihm geschickt hatte; »mag er machen, was er will. Deshalb kann ich meine Husaren nicht aufopfern. Trompeter! Zum Rückzug blasen!«

Aber die Zeit drängte. Geschütz- und Gewehrfeuer von der rechten Flanke und vom Zentrum her donnerte und knatterte durcheinander, und Lannes' französische Schützen in ihren Kapottmänteln hatten schon den Mühlendamm überschritten und stellten sich, nur zwei Gewehrschußweiten von den Unsrigen entfernt, auf der anderen Seite auf. Der Infanterieoberst trat mit seinem zuckenden Gang auf sein Pferd zu, bestieg es, richtete sich gerade und steif auf und sprengte zu dem Pawlowgrader Kommandeur hin. Die beiden Befehlshaber ritten einander mit höflichen Verbeugungen, aber mit versteckter Wut im Herzen, entgegen.

»Ich kann Ihnen nur noch einmal sagen, Herr Oberst«, fing der General an, »daß ich nicht die Hälfte meiner Leute im Walde umkommen lassen möchte. Ich bitte Sie, bitte Sie dringend«, fügte er hinzu, »Ihre Stellung einzunehmen und sich zur Attacke bereitzumachen.«

»Und ich möchte Sie bitten, sich nicht in Dinge einzumischen, die Sie nicht verstehen«, antwortete hitzig der Oberst, »wenn Sie Kavallerist wären ...«

»Ich bin nicht Kavallerist, Herr Oberst, sondern russischer General, und wenn Ihnen das nicht bekannt ist ...«

»Das ist mir wohl bekannt, Exzellenz«, schrie plötzlich der Oberst, der dunkelrot geworden war und seinem Pferde die Sporen gab, »vielleicht haben Sie die Güte, sich in die Vorpostenkette zu bemühen, dann werden Sie sehen, daß diese Stellung ganz unmöglich ist. Ich will mein Regiment nicht zu Ihrem Vergnügen aufreiben lassen.«

»Sie vergessen sich, Herr Oberst! Ich habe dabei nicht mein Vergnügen im Auge und lasse mir so etwas nicht sagen!«

Der General nahm die Herausforderung des Obersten zu einer Tapferkeitskonkurrenz an, warf sich in die Brust, runzelte finster die Stirn und ritt mit ihm zusammen nach der Vorpostenkette hin, als ob ihr ganzer Streit dort in der Vorpostenkette im Kugelregen entschieden werden müßte. Als sie dort anlangten, flogen einige Kugeln lustig über sie hinweg. Schweigend hielten sie ihre Pferde an. Zu sehen war in der Vorpostenkette nichts; denn schon von der Stelle aus, wo sie vorher gestanden hatten, war es ganz klar gewesen, daß die Kavallerie in dem buschreichen Gelände und in den Schluchten nichts erreichen konnte, und daß die Franzosen den linken Flügel umgingen.

Der General und der Oberst sahen einander mit strengen und bedeutsamen Mienen an, wie zwei Hähne, die sich zum Kampf bereitmachen, und jeder lauerte vergeblich auf ein Zeichen von Feigheit beim anderen. Beide bestanden die Prüfung. Da sie sich nichts zu sagen hatten und keiner dem anderen zu der üblen Nachrede Anlaß geben wollte, er sei zuerst aus dem Kugelregen fortgeritten, so hätten sie noch lange dort gehalten und gegenseitig ihre Tapferkeit auf die Probe gestellt, wenn nicht in diesem Augenblick, fast unmittelbar hinter ihnen, im Walde Gewehrgeknatter und ein dumpfes Durcheinanderschreien zu hören gewesen wäre. Die Franzosen hatten die Soldaten, die im Wald Holz holten, angegriffen. Nun konnten sich die Husaren nicht mehr mit der Infanterie zusammen zurückziehen: die französische Vorpostenkette hatte sie auf der linken Seite von der Rückzugslinie abgeschnitten und so mußten sie jetzt, wie ungeeignet auch das Terrain sein mochte, doch eine Attacke machen, um sich einen neuen Weg zu bahnen.

Die Schwadron, bei der Rostow stand, saß auf und nahm mit der Front nach dem Gegner Aufstellung. Wie auf der Brücke von Enns befand sich auch hier wiederum niemand zwischen der Schwadron und dem Feind, und nur diese fürchterliche Grenze der Ungewißheit und Angst lag wie jene Scheide, die die Lebenden von den Toten trennt, zwischen ihnen. Alle fühlten diese Grenze, und die Frage, ob sie sie überschreiten würden oder nicht, und wie, ließ jedes Herz höher schlagen.

Der Regimentskommandeur ritt an die Front heran, antwortete ärgerlich auf die Fragen der Offiziere und gab wie ein Mensch, der

trotzig auf seinem Standpunkt beharrt, irgendeinen Befehl. Niemand hatte etwas Bestimmtes gesagt, aber bei der Schwadron redeten alle davon, daß eine Attacke erfolgen werde. Das Kommando »Richt't euch!« ertönte, die Säbel rasselten aus den Scheiden, aber immer noch rührte sich niemand. Die Truppen der linken Flanke, sowohl die Infanterie als auch die Husaren, fühlten, daß ihre Vorgesetzten selbst nicht wußten, was sie anfangen sollten, und diese Unentschlossenheit der Führer griff auch auf die Soldaten über.

Wenn es doch nur endlich, endlich losgehen wollte, dachte Rostow, der fühlte, daß nun die Zeit gekommen war, wo er den Genuß einer Attacke, von dem er schon so viel von seinen Kameraden gehört hatte, kennen lernen sollte.

»Mit Gott, Kinder!« ertönte Denissovs Stimme. »Trab! Marsch!«

In der vordersten Reihe fingen die Kruppen der Pferde an zu schaukeln. »Rabe« zog an den Zügeln und setzte sich von selbst in Trab.

Von rechts sah Rostow die ersten Reihen seiner Husaren, und noch weiter in der Ferne erblickte er einen dunkeln Streifen, den er nicht genau erkennen konnte, aber für den Feind hielt. Man hörte Schüsse, aber in weiter Entfernung.

»Galopp!« ertönte das Kommando, und Rostow fühlte, wie sein »Rabe« in Galopp überging und dabei das Hinterteil höher hob.

Er hatte nur auf diese Bewegung seines Pferdes gewartet und wurde immer fröhlicher und fröhlicher. Vorne sah er einen einzelnen Baum. Dieser Baum hatte zuerst auf der Mitte jener Grenzlinie, die ihm so furchtbar erschienen war, gestanden. Jetzt aber hatten sie diese Linie überschritten, und nichts Furchtbares war da, sondern alles war im Gegenteil nur noch fröhlicher und lebendiger geworden.

Oh, wie ich loshauen werde! dachte Rostow, und seine Hand faßte den Säbelgriff fester.

»Hu-r-r-r-r-a!« brausten die Stimmen.

Jetzt soll mir nur einer in die Quere kommen, wer es auch immer sei! sagte sich Rostow, der seinem »Raben« die Sporen gab und ihn, alle andern überholend, in schnellstem Galopp vorwärts schießen ließ.

Vorn war bereits der Feind zu sehen. Plötzlich schlug etwas, gleichsam wie mit einem breiten Reisigbesen, auf die Schwadron ein.

Rostow hob den Säbel, um sich zum Dreinschlagen fertigzumachen. Aber in diesem Augenblick wurde der Abstand zwischen ihm und dem vor ihm reitenden Husaren Nikitenko größer, und Rostow fühlte wie im Traum, daß er mit unnatürlicher Schnelligkeit weiter vorwärts getragen wurde und doch zugleich auf derselben Stelle zurückblieb. Von hinten ritt ihn der Husar Bondartschuk an und warf ihm einen ärgerlichen Blick zu. Bondartschuks Pferd scheute und raste dann an ihm vorbei.

Warum komme ich nicht vorwärts? – Ich bin gefallen, getötet! fragte und antwortete sich Rostow im selben Augenblick. Er war bereits allein mitten auf dem Feld. Statt der vorwärtsstürmenden Pferde und Husarenrücken sah er rings um sich nur die starre, mit Stoppeln bedeckte Erde. Unter sich fühlte er warmes Blut. Nein, ich bin verwundet, und nur mein Pferd ist getötet. »Rabe« wollte sich auf die Vorderfüße aufrichten, fiel aber gleich wieder zurück und quetschte dabei seinem Reiter das Bein. Aus dem Kopf des Pferdes floß Blut. Es schlug aus und konnte nicht aufstehen. Rostow wollte sich aufrichten, fiel aber ebenfalls zurück: seine Säbeltasche hatte sich am Sattel festgehakt. Wo die Unsrigen und wo die Franzosen waren, das wußte er nicht. Rings um ihn war keine Seele.

Nachdem er sein Bein losgemacht hatte, erhob er sich. Wo und auf welcher Seite war jene Grenze, die beide Heere so scharf voneinander getrennt hatte? fragte er sich und konnte keine Antwort darauf geben. Ist mir etwas Schlimmes zugestoßen? Kommt so etwas oft vor, und was muß man nun tun? fragte er sich, während er aufstand. In diesem Augenblick fühlte er, daß etwas Überflüssiges an seinem linken, fühllos gewordenen Arm herunterhing. Seine Hand kam ihm ganz fremd vor. Er besah den Arm und suchte vergeblich nach Blut. Ach, da kommen ja Leute, dachte er erfreut, als er ein paar Menschen sah, die auf ihn zuliefen. Sie werden mir gewiß helfen!

Allen voran lief ein Mann in blauem Mantel mit einem seltsamen Tschako, schwarzem, sonnenverbranntem Gesicht und einer gebogenen Nase. Zwei andere oder noch mehr liefen hinter ihm. Der eine von ihnen schrie etwas in einer fremden, nicht russischen Sprache. Zwischen den Leuten, die weiter hinten waren und ebensolche Tschakos trugen, stand ein russischer Husar. Sie hatten ihn an der Hand gepackt und führten sein Pferd.

Wahrscheinlich einer der Unsrigen, den sie gefangengenommen haben ... Ja. Wollen sie mich etwa auch gefangen nehmen? Was sind das für Leute? dachte Rostow weiter, der kaum seinen Augen traute. Sind das wirklich Franzosen? Er sah die näherkommenden Feinde an, und obwohl er noch vor einigen Augenblicken nur deshalb losgeritten war, um sie niederzuhauen, kam ihm ihre Nähe jetzt so fürchterlich vor, daß er es kaum glauben wollte. Wer ist das? Warum laufen sie so? Wirklich zu mir? Und warum? Um mich zu töten? Mich, den alle so gern haben? Er dachte daran, wie seine Mutter, seine Familie, seine Freunde ihn alle so lieb hatten, und es schien ihm ganz unmöglich, daß diese Leute die Absicht haben sollten, ihn zu töten. – Aber vielleicht werden sie mich doch töten. Über zehn Sekunden stand er da ohne seine Lage zu begreifen und rührte sich nicht vom Fleck. Der vorderste der Franzosen, der mit der gebogenen Nase, war so nahe herangekommen, daß sein Gesichtsausdruck bereits zu erkennen war. Das wilde, fremdartige Gesicht dieses Menschen, der mit gefällttem Bajonett, den Atem anhaltend, leichtfüßig auf ihn zugelaufen kam, erfüllte Rostow mit Entsetzen. Er griff nach seiner Pistole, warf sie aber, statt zu schießen, nach dem Franzosen hin und lief dann, so schnell er nur laufen konnte, auf die Büsche zu. Er empfand dabei nicht jenes Gefühl des Zweifels und inneren Kampfes wie auf der Ennsbrücke, sondern einfach das Gefühl eines Hasen, der vor den Hunden davonläuft. Einzig das reine Angstgefühl um sein junges, glückliches Leben beherrschte ihn. Schnell über die Raine springend, flog er mit jenem Eifer, mit dem er als Kind gerannt war, wenn sie Haschen spielten, über das Feld dahin. Ab und zu wandte er sein blasses, gutes, junges Gesicht nach den Feinden um, und eine kalte Angst rieselte ihm über den Rücken. Nein, lieber nicht umsehen! dachte er, drehte sich aber, als er bis an die Büsche herangekommen war, doch noch einmal um.

Die Franzosen waren zurückgeblieben. Gerade in dem Augenblick, als Rostow sich umblickte, hörte der vorderste zu laufen auf, ging im Schritt weiter und rief, sich umdrehend, seinem Hintermann laut etwas zu. Rostow blieb stehen. Ich habe mich geirrt, dachte er, es ist doch nicht möglich, daß sie mich töten wollen. Inzwischen war sein linker Arm so schwer geworden, als hinge ein Zweipudgewicht daran. Er konnte nicht weiterlaufen. Der Franzose war ebenfalls stehen geblieben und zielte.

Rostow kniff die Augen zusammen und duckte sich. Eine Kugel flog zischend an ihm vorbei, gleich darauf eine zweite. Rostow raffte seine letzten Kräfte zusammen, hielt den linken Arm mit der rechten Hand fest und stürzte in die Büsche hinein. Hier standen russische Schützen.

Die im Walde überfallenen Infanterieregimenter ergriffen die Flucht, und die einzelnen Kompanien zogen sich, bunt durcheinandergewürfelt, in wirren Haufen zurück. Einer der Soldaten brachte in seiner Angst jene im Krieg so schrecklichen, hier aber ganz sinnlosen Worte auf: »Wir sind abgeschnitten«, und diese Worte teilten sich, ebenso wie das Angstgefühl, der ganzen Menge mit.

»Wir sind umzingelt, abgeschnitten, verloren!« schrien die Stimmen der Fliehenden durcheinander.

Als der Regimentskommandeur hinter sich das Schießen und Schreien hörte, wußte er sofort, daß seinem Regiment etwas Furchtbares zugestoßen war. Der Gedanke, daß er, der musterhafte Offizier, der viele Jahre gedient und niemals etwas versäumt oder versehen hatte, von seinen Vorgesetzten einer Fahrlässigkeit oder mangelhafter Anordnungen bezichtigt werden könnte, regte ihn so auf, daß er im Augenblick den widerspenstigen Kavallerieoberst, seinen eigenen Generalsrang, und vor allem die Gefahr und den Selbsterhaltungstrieb vergaß, seinem Pferde die Sporen gab und, sich am Sattelbogen festhaltend, unter dem Hagel der Kugeln, die ihn überschütteten, aber glücklicherweise nicht trafen, zu seinem Regiment hinsprengte. Er hatte nur einen Wunsch: zu erfahren, was geschehen war, helfend einzugreifen, den Fehler, wenn ein solcher seinerseits wirklich vorlag, wieder gutzumachen und sich nichts zuschulden kommen zu lassen, nachdem er zweiundzwanzig Jahre lang musterhaft gedient hatte und niemals irgendwie gerügt worden war.

Glücklich kam er an den Franzosen vorbei und erreichte ein hinter dem Wald liegendes Feld, über das die Unsrigen flohen und, ohne auf ein Kommando zu hören, den Berg hinabeilten. Jener Augenblick inneren Schwankens war eingetreten, der das Schicksal der Schlachten entscheidet, und es fragte sich nun, ob diese in Unordnung geratenen Soldatenhaufen auf die Stimme ihres Regimentskommandeurs hören oder sich nur nach ihm umsehen und dann weiterlaufen würden? Doch obgleich der Regimentskommandeur mit seiner von den Soldaten früher so gefürchteten Stimme seine Leute verzweifelt anschrte, obgleich sein vor Wut ganz entstelltes Gesicht blaurot geworden war

und er mit dem Degen wie toll in der Luft herumfuchtelte, liefen die Soldaten dennoch weiter, redeten miteinander, schossen in die Luft und hörten nicht auf sein Kommando; das innere Schwanken, das der Schlachten Schicksal entscheidet, war augenscheinlich zugunsten der Furcht ausgeschlagen.

Der General begann infolge seines Schreiens und des ihn umgebenden Pulverdampfes zu husten und hielt verzweifelt sein Pferd an. Alles schien verloren. Doch in diesem Augenblick wichen die Franzosen, die hinter den Unsrigen her waren, ohne jeden erkennbaren Grund zurück, verschwanden aus dem Wald, und an ihrer Stelle erschienen russische Schützen. Es war die Kompanie Timochins, die in guter Ordnung im Wald zurückgeblieben war, sich am Rand in einen Graben gelegt und nun auf die Franzosen einen unerwarteten Angriff gemacht hatte. Timochin stürzte sich mit einem wütenden Geschrei auf die Franzosen und stürmte mit solch rasender, trunkener Entschlossenheit, nur den Degen in der Hand, auf den Feind los, daß die Franzosen gar nicht zur Besinnung kommen konnten, ihre Gewehre fortwarfen und flüchteten. Dolochow, der an Timochins Seite gewesen war, hatte einen Franzosen getötet und als erster einen französischen Offizier am Kragen gepackt, der sich dann gefangen geben mußte. Die flüchtenden Russen machten jetzt kehrt, die Bataillone sammelten sich, und die Franzosen, die die Truppen des linken Flügels beinahe in zwei Teile getrennt hatten, wurden für einen Augenblick zurückgeworfen. Die Reserve hatte nun Zeit heranzukommen.

Der Regimentskommandeur stand gerade mit dem Major Ekonomow an einer Brücke und ließ die zurückmarschierenden Kompanien an sich vorüberziehen, als ein Soldat zu ihm trat, seinen Steigbügel faßte und sich fast an sein Pferd lehnte. Der Soldat trug einen bläulichen Mantel aus feinem Tuch, Tornister und Tschako hatte er verloren; sein Kopf war verbunden, und über die Schulter hing ihm eine Patronentasche, die er dem Feind abgenommen hatte. In der Hand hielt er einen französischen Offiziersdegen. Der Soldat sah blaß aus, seine hellblauen Augen blickten dem Regimentskommandeur dreist ins Gesicht, während sein Mund lächelte. Obwohl der Kommandeur gerade damit beschäftigt war, dem Major Ekonomow einen Befehl zu erteilen, sah er sich doch gezwungen, diesem Soldaten seine Aufmerksamkeit zu schenken.

»Eure Exzellenz, hier sind zwei Trophäen«, sagte Dolochow und zeigte auf den französischen Degen und die Patronentasche, »von einem Offizier, den ich gefangen habe ... Ich habe die Kompanie zum Stehen gebracht ...« Dolochow konnte vor Ermüdung kaum Atem holen und mußte immer wieder Pausen machen. »Die ganze Kompanie ... kann es bezeugen. Ich bitte, sich dessen erinnern zu wollen ..., Exzellenz.«

»Gut, gut«, sagte der Regimentskommandeur und wandte sich wieder an Major Ekonomow.

Aber Dolochow ging nicht fort; er knüpfte den Verband auf, nahm ihn ab und zeigte auf das geronnene Blut in seinem Haar.

»Von einem Bajonettstich! Bin aber trotzdem in der Front geblieben. Erinnern Sie sich dessen, bitte, Exzellenz.«

Tuschins Batterie war vergessen worden; erst ganz gegen Ende des Gefechts schickte Fürst Bagration, als er noch immer die Kanonade im Zentrum hörte, den diensttuenden Stabsoffizier und dann den Fürsten Andrej hin, um der Batterie den Befehl zu geben, sich so schnell wie möglich zurückzuziehen. Die Bedeckungsmannschaft, die neben Tuschins Geschützen gestanden hatte, war mitten im Gefecht auf irgend jemens Befehl hin abmarschiert. Aber die Batterie schoß weiter und blieb nur deshalb von den Franzosen verschont, weil der Feind nicht vermuten konnte, daß vier völlig ungeschützte Kanonen sich die Dreistigkeit herausnehmen könnten, ihn zu beschießen. Im Gegenteil, infolge der energischen Tätigkeit dieser Batterie nahm er an, hier im Zentrum seien die Hauptkräfte der Russen konzentriert. Zweimal versuchte er, diesen Punkt anzugreifen, und beidemale wurde er durch die Kartätschenschüsse der vier einsam auf jener Anhöhe stehenden Geschütze zurückgetrieben.

Fürst Bagration war kaum fortgeritten, als es Tuschin gelungen war, das Dorf Schöngrabern in Brand zu schießen.

»Guck, wie sie da rennen! Es brennt! Sieh mal bloß den Rauch dort! Das war fein geschossen! Tadellos! Sieh nur den Rauch, sieh nur den Rauch!« riefen die Kanoniere in lebhafter Erregung durcheinander.

Alle Geschütze schossen ohne Befehl dorthin, wo es brannte. Als wenn sie sich gegenseitig anfeuern wollten, riefen die Soldaten bei

jedem Schuß einander zu: »Das war fein gezielt, so ist's richtig, so ist's richtig! Siehst du, das war gut!« Die Feuersbrunst, die vom Wind weitergetragen wurde, breitete sich rasch aus. Französische Kolonnen, die schon über das Dorf hinausmarschiert waren, wichen wieder zurück. Aber gleichsam als Rache für diesen Mißerfolg stellte der Feind rechts vom Dorf zehn Geschütze auf und fing nun an, Tuschin zu beschießen.

In ihrer kindlichen Freude über die Feuersbrunst und in ihrem Übereifer, die Franzosen recht erfolgreich zu beschießen, bemerkten unsere Artilleristen diese Batterie erst dann, als zwei, und gleich darauf noch vier weitere Kugeln zwischen den Geschützen einschlugen, die ein paar Pferde niederstreckten und einem Munitionsfahrer das Bein wegrißen. Wenn auch der lebhafteste Eifer, der nun einmal aufgekommen war, dadurch keine Einbuße erlitt, so wurde die Stimmung doch gleich eine andere. Die beiden gefallenen Pferde wurden durch andere von der Reservelafette ersetzt, die Verwundeten fortgeschafft und die vier Geschütze gegen die aus zehn Kanonen bestehende Batterie der Franzosen gerichtet. Der zweite Offizier, Tuschins Kamerad, war gleich am Anfang der Schlacht gefallen, und nach Verlauf einer Stunde waren von den vierzig Mann der Bedienung siebzehn tot oder verwundet. Trotz alledem blieben die Soldaten heiter und munter. Zweimal bemerkten sie, daß unten, nicht weit von ihnen, Franzosen anstürmten, und beschossen sie dann mit Kartätschen.

Der kleine Hauptmann mit den kraftlosen, linkischen Bewegungen ließ sich fortwährend von seinem Burschen »noch ein Pfeifchen dafür anzünden«, wie er sich ausdrückte, und lief dann, in der Eile das Feuer wieder aus der Pfeife verschüttend, abermals nach vorn und schaute unter seiner kleinen Hand hervor nach den Franzosen hin.

»Schießt sie zusammen, Kinder!« rief er, packte selber die Räder der Geschütze mit an und drehte die Schrauben auf.

Mitten im Pulverrauch, ganz betäubt von den unaufhörlichen Schüssen, die ihn jedesmal zusammenzucken ließen, lief Tuschin von einem Geschütz zum anderen, ohne dabei sein kurzes Pfeifchen aus dem Mund zu nehmen. Bald zielte er, bald zählte er die Ladungen; dann wieder gab er Befehl zum Fortschaffen und Umschirren der getöteten und verwundeten Pferde und schrie dabei fortwährend mit seiner schwachen, hohen und gar nicht militärisch klingenden Stimme. Sein Gesicht belebte sich immer mehr und mehr. Nur wenn einer von

seiner Mannschaft getötet oder verwundet wurde, runzelte er die Stirn, wandte sich von dem Gefallenen ab und schrie ärgerlich seine Leute an, die wie immer zögerten, einen Verwundeten oder Gefallenen aufzuheben. Die Soldaten, zum größten Teil hübsche, stramme Leute, wie das ja immer bei der Artillerie der Fall ist, die zwei Köpfe größer und noch einmal so breit als ihr Hauptmann waren, sahen wie Kinder, die nicht ein und aus wissen, ihren Kommandeur an, und derselbe Ausdruck, der auf seinem Gesicht erschien, spiegelte sich auch in ihren Mienen wider.

Infolge dieses fürchterlichen Getöses, dieses Lärms und der Notwendigkeit, scharf aufzupassen und tätig zu sein, empfand Tuschin nicht das geringste unangenehme Angstgefühl, und der Gedanke, daß er getötet oder schwer verwundet werden könnte, kam ihm gar nicht in den Sinn. Im Gegenteil, ihm wurde immer fröhlicher und fröhlicher zumute. Er hatte das Gefühl, als läge jener Augenblick, wo er den Feind zuerst gesehen und den ersten Schuß auf ihn abgefeuert hatte, schon weit zurück, beinahe als sei es schon gestern gewesen, und dieses Stückchen Feld, auf dem er stand, war ihm ein schon längst bekannter, heimischer Platz geworden. Wenn er auch an alles dachte, alles überlegte und alles tat, was auch der beste Offizier in seiner Lage nicht anders hätte tun können, befand er sich doch in einem Zustand, der dem eines Fieberkranken oder Trunkenen ähnelte. Der betäubende Donner der Geschütze, der von allen Seiten erscholl, das Pfeifen und Einschlagen der feindlichen Geschosse, der Anblick der schwitzenden, eifrig zwischen den Geschützen umherlaufenden Kanoniere mit ihren roten Gesichtern, das Blut der Menschen und Pferde und jene Rauchwölkchen drüben beim Feind, nach deren Erscheinen jedesmal eine Kugel geflogen kam und in Erde, Menschen, Geschütze oder Pferde einschlug – alle diese Eindrücke hatten sich in seinem Kopf zu einer eigenen phantastischen Welt verdichtet, die in diesem Augenblick für ihn einen Genuß bedeutete. Die feindlichen Geschütze waren in seiner Phantasie keine Kanonen, sondern Tabakspfeifen, aus denen ein unsichtbarer Raucher kleine Rauchwölkchen in die Luft blies.

»Sieh einer an, wie der wieder pafft«, flüsterte Tuschin vor sich hin, als gerade vom jenseitigen Berg eine Rauchwolke aufstieg und vom Wind in Streifen fortgetragen wurde, »jetzt haben wir ein Bällchen zu erwarten und müssen auch eines hinüberwerfen.«

»Was befehlen Euer Wohlgeboren?« fragte der Feuerwerker, der dicht neben ihm stand und gehört hatte, daß er etwas vor sich hin murmelte.

»Ach nichts, nimm eine Granate ...«, antwortete Tuschin.

»Also jetzt kommt unsere Matwejewa dran«, sagte er wieder vor sich hin. Matwejewa hieß in seiner Phantasie die große, altmodische, gußeiserne Kanone, die ganz hinten stand. Die Franzosen an ihren Geschützen erschienen ihm als Ameisen. Der Kanonier Nummer Eins, ein hübscher Mensch und berühmter Trunkenbold, hieß in seiner Phantasiewelt »der Onkel«. Tuschin schaute häufiger nach ihm als nach den andern und freute sich über jede seiner Bewegungen. Die Töne des bald ersterbenden, bald wieder stärker werdenden Gewehrfeuers unten am Berge waren für ihn das Atmen eines Menschen, und er horchte, wie diese Töne bald leiser, bald lauter wurden.

»Horch, jetzt hat er wieder stärker zu atmen angefangen«, sagte er vor sich hin. Er selber kam sich wie ein ungeheurer Riese vor, der mit beiden Händen Kanonenkugeln nach den Franzosen hinschleudert.

»Na Matwejewa, Mütterchen, laß dich nicht unterkriegen!« sagte er, von dem Geschütz zurücktretend, als plötzlich über seinem Kopf eine fremde, unbekannte Stimme erscholl.

»Hauptmann Tuschin, Hauptmann!«

Tuschin sah sich erschrocken um. Es war derselbe Stabsoffizier, der ihn im Dorf Grund aus dem Marketenderzelt herausgejagt hatte. Er schrie ihn ganz außer Atem an: »Was machen Sie denn. Sind Sie verrückt? Zweimal ist Ihnen befohlen worden, den Rückzug anzutreten, und Sie ...«

Warum fährt der mich so an? dachte Tuschin und blickte ängstlich zu dem Vorgesetzten auf.

»Ich habe ... ich habe nichts ...«, stammelte er und legte zwei Finger an den Mützenschirm, »ich ...«

Aber der Stabsoffizier konnte nicht alles aussprechen, was er sagen wollte. Eine dicht vorüberfliegende Kanonenkugel veranlaßte ihn, sich zu ducken und auf sein Pferd zusammenzukrümern. Er schwieg, und als er dann noch etwas sagen wollte, zwang ihn wieder eine Kanonenkugel zum Einhalten. Er drehte sein Pferd um und sprengte davon.

»Zurückgehen! Alle zurückgehen!« schrie er von weitem.

Die Soldaten lachten. Einen Augenblick darauf kam ein Adjutant mit dem gleichen Befehl.

Es war Fürst Andrej. Das erste, was er erblickte, als er auf die Kuppe herausritt, auf der Tuschins Kanonen standen, war ein abgeschirrtes Pferd mit durchschossenem Bein, das neben den angespannten Pferden stand und wieherte. Aus seinem Bein floß das Blut wie aus einer Quelle. Zwischen den Protzen lagen einige Tote. Eine Kanonenkugel nach der anderen sauste, während er heranritt, über ihn hinweg, und er fühlte, wie ein nervöses Zittern über seinen Rücken lief. Aber der bloße Gedanke, daß er Angst habe, ließ seinen Mut wieder aufleben. Ich darf mich nicht fürchten, dachte er und stieg zwischen den Geschützen langsam vom Pferde. Er überbrachte den Befehl, ritt dann aber nicht von der Batterie fort, sondern beschloß dazubleiben und zu helfen, die Stellung zu räumen und die Geschütze fortzuführen. Zusammen mit Tuschin schritt er zwischen den Leichen hin und ließ unter dem furchtbaren Feuer der Franzosen die Geschütze zum Abrücken fertigmachen.

»Eben ist ein anderer Offizier hier gewesen, der ist aber gleich wieder ausgerissen«, sagte der Feuerwerker zu Fürst Andrej, »nicht so wie Euer Wohlgeboren.«

Fürst Andrej sprach nicht mit Tuschin. Beide waren so beschäftigt, daß sie anscheinend einander gar nicht sahen. Erst als die beiden Geschütze, die von den vieren noch heil geblieben waren, an die Protzen angehängt waren – eine Kanone und eine Haubitze wurden zerschossen zurückgelassen – und die Batterie bergab fuhr, ritt Fürst Andrej zu Tuschin heran.

»Also auf Wiedersehen!« sagte er und reichte Tuschin die Hand.

»Auf Wiedersehen, auf Wiedersehen!« entgegnete Tuschin, »Sie liebe Seele! Leben Sie wohl, leben Sie wohl!« Tränen traten ihm plötzlich in die Augen, er wußte selber nicht warum.

Der Wind hatte sich gelegt, schwarze Wolken hingen tief auf das Schlachtfeld herab und gingen am Horizont in den Pulverdampf über. Es dunkelte bereits, aber um so deutlicher hob sich an zwei Stellen ein roter Feuerschein ab. Die Kanonade war schwächer geworden, aber die Gewehre knatterten hinten und rechts noch häufiger und näher.

Kaum war Tuschin mit seinen Geschützen, die, wenn sie auch vorsichtig um die am Boden Liegenden herumfuhren, bisweilen dennoch einen Verwundeten streiften, aus der Schußlinie herausgekommen und in die Schlucht hinabgefahren, als ihm einige höhere Offiziere und Adjutanten entgegenkamen. Unter ihnen befanden sich auch der Stabsoffizier und Scherkow, der zweimal zu Tuschins Batterie abgeschickt worden, aber nie bis zu ihr hingekommen war. Alle diese Offiziere, von denen immer einer dem anderen ins Wort fiel, überbrachten Tuschin Befehle, wie und wohin er fahren solle, machten ihm Vorwürfe und erteilten ihm Verweise. Tuschin ordnete gar nichts an und ritt schweigend auf seinem Artilleristengaul hinter der Batterie her. Er traute sich nicht zu sprechen, da er nahe daran war, bei jedem Wort loszuweinen; warum, wußte er selber nicht. Obgleich befohlen worden war, die Verwundeten liegenzulassen, schleppten sich dennoch viele von ihnen hinter den Truppen her und baten, auf den Geschützen mitfahren zu dürfen. Jener schneidige Infanterieoffizier, der vor der Schlacht aus Tuschins Zelt herausgestürzt war, lag jetzt mit einer Kugel im Leib auf der Lafette der Matwejewna. Unten am Berge kam ein blasser Husarenjunker, der den einen Arm mit dem andern festhielt, zu Tuschin heran und bat ihn um die Erlaubnis, sich auf das Geschütz setzen zu dürfen.

»Herr Hauptmann, ich bitte Sie um Gottes willen, mir ist der Arm ganz abgequetscht«, sagte er schüchtern. »Um Gottes willen, ich kann nicht mehr weitergehen, um Gottes willen!«

Man merkte, daß dieser Junker schon mehrmals darum gebeten hatte, irgendwo mitfahren zu dürfen, aber überall eine abschlägige Antwort erhalten hatte. Er fragte mit unsicherer und kläglicher Stimme.

»Lassen Sie mich doch aufsteigen, um Gottes willen!«

»Laßt ihn aufsitzen, laßt ihn aufsitzen«, sagte Tuschin. »Leg einen Mantel unter, Onkel«, wandte er sich an seinen Lieblingsoldaten. »Aber wo ist denn der verwundete Offizier?«

»Den haben wir abgeladen; er war gestorben«, antwortete jemand.

»Laßt ihn aufsteigen! Setzen Sie sich hin, mein Lieber, setzen Sie sich hin. Breite ihm einen Mantel unter, Antonow.«

Der Junker war Rostow. Er hielt seinen Arm mit dem andern fest, war blaß, und sein Unterkiefer zitterte vor Schüttelfrost. Die Soldaten machten ihm auf der Matwejewa Platz, auf demselben Geschütz, von dem man den toten Offizier heruntergenommen hatte. An dem untergelegten Mantel war Blut, das Rostows Reithosen und Hände befleckte.

»Was ist mit Ihnen? Sind Sie verwundet, mein Lieber?« fragte Tuschin und ritt an das Geschütz heran, auf dem Rostow saß.

»Nein, ich habe eine Quetschung.«

»Wo kommt denn das Blut her, da auf der Lafette?« fragte Tuschin.

»Das ist von dem Offizier, Euer Wohlgeboren«, antwortete ein Artillerist, als müsse er sich wegen des unsauberen Zustandes, in dem sich sein Geschütz befand, entschuldigen, und rieb das Blut mit dem Mantelärmel ab.

Mit Hilfe der Infanterie brachten die Artilleristen ihre Geschütze mühsam den Berg hinauf und machten, als sie Guntersdorf erreicht hatten, dort halt. Es war schon so dunkel geworden, daß man auf zehn Schritt Entfernung die Uniformen der Soldaten nicht mehr unterscheiden konnte. Das Gewehrfeuer flaute allmählich ab. Plötzlich ertönte aus nächster Nähe, von rechts her, wieder Geschrei und Schießen. Schüsse blitzten in der Dunkelheit auf. Es war der letzte Angriff der Franzosen, auf den die im Dorf liegenden Soldaten antworteten. Alles stürzte aus den Häusern heraus, aber Tuschins Geschütze konnten nicht weiter vorwärtskommen, und die Artilleristen, Tuschin und der Junker sahen sich in Erwartung ihres Schicksals schweigend an. Bald verstummte jedoch das Schießen wieder, und aus einer Seitengasse strömten Soldaten, die lebhaft miteinander sprachen.

»Bist du noch heil, Petrow?« fragte einer.

»Denen haben wir aber tüchtig eingeheizt, jetzt werden sie ihre Nase nicht wieder hier hereinstecken wollen«, sagte ein zweiter.

»Nichts war mehr zu sehen. Wie die auf ihre eigenen Leute losgepfeffert haben! Rein gar nichts war zu sehen. Alles war dunkel. Du, hast du nicht was zu trinken?«

Die Franzosen waren zum letztenmal zurückgeschlagen. Und wieder bewegten sich Tuschins Geschütze in vollkommener Dunkelheit vorwärts, von der lärmenden Infanterie wie von einem Rahmen umgeben.

Es war, als fließe in der Dunkelheit ein unsichtbarer, finsterner Strom immer in der gleichen Richtung dahin, der von flüsternden und lauten Stimmen, klappernden Hufen und rollenden Rädern erbrauste. Aus dem allgemeinen, mit allen diesen Lauten untermischten Tosen hörte man in der dunkeln Nacht am deutlichsten das Stöhnen und Schreien der Verwundeten heraus. Ihr Wehklagen schien die ganze Finsternis, die das Heer umgab, zu erfüllen und sich mit der Dunkelheit der Nacht zu einem grauenvollen Ganzen zu verbinden. Plötzlich entstand in der dahinströmenden Masse eine gewisse Aufregung. Jemand ritt, von einem Gefolge begleitet, auf einem Schimmel vorüber und sagte im Vorbeireiten ein paar Worte.

»Was hat er gesagt? ... Wohin gehen wir? ... Machen wir halt, ja? ... Hat er uns gedankt, ja?« fragten die Soldaten eifrig von allen Seiten. Diese ganze vorwärtsströmende Menschenmasse drängte sich zusammen – anscheinend waren die Vordersten stehen geblieben –, und es verbreitete sich das Gerücht, es sei befohlen worden, haltzumachen. Alle machten halt, wo sie gerade standen, mitten auf der schmutzigen Straße.

Man zündete Feuer an und unterhielt sich lauter. Tuschin traf in seiner Batterie die nötigen Anordnungen, schickte einen seiner Leute aus, um für den Junker einen Verbandsplatz oder einen Arzt zu suchen, und setzte sich dann an ein Feuer, das seine Soldaten am Wege angezündet hatten. Auch Rostow schleppte sich zu dem Feuer hin. Vor Schmerz, Kälte und Nässe zitterte sein ganzer Körper wie im Fieber. Ein unüberwindliches Müdigkeitsgefühl überkam ihn, aber er konnte infolge der peinigenden Schmerzen in seinem kranken Arm, der keine richtige Lage fand, nicht einschlafen. Bald schloß er die Augen, bald blickte er ins Feuer, das ihm glühend rot erschien, bald sah er die zusammengekrümmte, schwächliche Gestalt Tuschins an,

der mit gekreuzten Beinen neben ihm saß. Tuschins große, gutmütige, kluge Augen waren voller Teilnahme und Mitleid auf ihn gerichtet. Rostow sah, daß Tuschin zwar von ganzem Herzen den Wunsch hatte, ihm zu helfen, doch daß ihm dies in keiner Weise möglich war.

Von allen Seiten hörte man Schritte und Stimmen vorbeimarschierender und vorbeifahrender Soldaten und der sich ringsum lagernden Infanterie. Das Geräusch der Stimmen, Schritte und der durch den Schmutz stampfenden Pferdehufe, das ferne und nahe Knistern der Feuer, dies alles verschmolz in ein einziges wogendes Getöse. Es war nicht mehr jener, in der Dunkelheit sich vorwärtswälzende, unsichtbare Strom wie vorhin, sondern ein finsternes Meer, das nach dem Sturm zwar noch zitterte, sich aber langsam wieder glättete. Rostow sah und hörte gedankenlos, was um ihn herum vorging. Ein Infanterist trat an das Feuer heran, hockte nieder, streckte die Hände nach der Glut hin und wandte das Gesicht ab.

»Darf ich, Euer Wohlgeboren?« fragte er, indem er sich fragend an Tuschin wandte. »Ich bin von meiner Kompanie abgekommen und weiß nicht, wo sie ist. Eine schlimme Sache.«

Gleich darauf trat ein Infanterieoffizier mit verbundener Backe an das Feuer heran und bat Tuschin, die Geschütze etwas beiseite rücken zu lassen, damit ein Trainwagen vorbeifahren könne. Nach diesem kamen zwei Soldaten zum Feuer gelaufen, die sich wütend beschimpften und prügelten, wobei einer dem andern einen Stiefel wegzunehmen versuchte.

»Na klar, du hast ihn aufgehoben. Du bist schlau!« schrie der eine mit heiserer Stimme.

Dann trat ein magerer, blasser Soldat heran, den Hals mit einem blutigen Fußlappen umwickelt, und verlangte in gereiztem Ton von den Artilleristen Wasser.

»Na, was bildet ihr euch ein! Soll ich etwa verrecken wie ein Hund?« brummte er.

Tuschin befahl, ihm Wasser zu geben. Dann kam ein lustiger Soldat herbeigelaufen und bat um Feuer für die Infanterie.

»Bitte um recht heißes Feuer für die Infanterie! Laßt es euch gut gehen, Landsleute! Wir danken schön für das Feuer und werden es euch mit Zinsen wiedergeben«, sagte er und trug das rotglühende Scheit irgendwohin in die Dunkelheit.

Nach diesem Soldaten kamen vier andere an dem Feuer vorbei; sie trugen etwas Schweres in einem Mantel. Einer von ihnen stolperte.

»Verfluchtes Gesindel! Da haben sie mitten auf dem Weg Holz liegen lassen«, brummte einer von ihnen.

»Wozu ihn noch weitertragen, er ist ja tot ...« sagte ein anderer.

»Ich werde euch helfen!«

Sie verschwanden mit ihrer Last in der Finsternis.

»Nun? Haben Sie noch Schmerzen?« fragte Tuschin flüsternd den Junker Rostow.

»Ja.«

»Euer Wohlgeboren zum General! Seine Exzellenz hat hier in diesem Bauernhause Quartier genommen«, sagte, auf Tuschin zutretend, der Feuerwerker.

»Sofort, mein Lieber!«

Tuschin stand auf, knöpfte den Mantel zu, zog ihn gerade und ging vom Feuer weg.

Nicht weit von dem Feuer der Artilleristen saß in einer für ihn zurechtgemachten Bauernstube Fürst Bagration beim Essen und unterhielt sich mit einigen höheren Offizieren, die sich bei ihm versammelt hatten. Da war jener alte General mit den halbgeschlossenen Augen, der gierig einen Hammelknochen benagte, da war jener Kommandeur, der zweiundzwanzig Jahre lang tadellos gedient hatte – er war von einem Glas Schnaps und dem Essen ganz rot geworden –, da war der Stabsoffizier mit dem Siegelring und Scherkow, dessen Augen unruhig von einem zum andern wanderten, und endlich Fürst Andrej, blaß, mit zusammengepreßten Lippen und fieberhaft glänzenden Augen.

In der Stube stand, in eine Ecke gelehnt, eine eroberte französische Fahne. Der Auditeur mit dem naiven Gesicht betastete das Gewebe der Fahne und schüttelte verwundert den Kopf. Vielleicht interessierte ihn die Fahne wirklich, vielleicht tat er es auch nur, weil es ihm schwer fiel, mit hungrigem Magen einem Essen zuzusehen, bei welchem für ihn kein Gedeck aufgelegt war. In der Stube nebenan befand sich ein von den Dragonern gefangengenommener französischer Oberst. Russische Offiziere drängten sich um ihn und betrachteten ihn.

Fürst Bagration dankte den einzelnen Befehlshabern und fragte nach den Einzelheiten der Schlacht und nach den Verlusten. Jener Kommandeur, dessen Regiment bei Braunau besichtigt worden war, meldete dem Fürsten, er habe sich gleich nach Beginn der Schlacht aus dem Walde zurückgezogen, die Holzfäller gesammelt und an sich vorbeigelassen, und dann mit zwei Bataillonen die Franzosen mit dem Bajonett angegriffen und sie in die Flucht geschlagen.

»Als ich dann sah, Durchlaucht, daß das erste Bataillon aufgerieben war, blieb ich auf dem Weg stehen und dachte: Ich will die jetzt vorbeilassen und den Feind dann mit einem heftigen Feuer begrüßen. Und so habe ich es auch gemacht.«

Der Regimentskommandeur wünschte so sehr, dies getan zu haben, und bedauerte es so aufrichtig, dazu nicht imstande gewesen zu sein, daß es ihm wirklich vorkam, als wäre alles genauso vor sich gegangen. Ja, vielleicht war es auch wirklich so gewesen? Konnte man denn etwa in diesem Wirrwarr unterscheiden, was wirklich geschehen und was nicht geschehen war?

»Und dann möchte ich noch bemerken, Durchlaucht«, fuhr er fort, weil er an Kutusows Gespräch mit Dolochow und an sein letztes Zusammentreffen mit dem Degradierten dachte, »daß der zum Gemeinen degradierte Dolochow vor meinen Augen einen französischen Offizier zum Gefangenen gemacht und sich ganz besonders ausgezeichnet hat.«

»Dort habe auch ich die Attacke der Pawlograder mitangesehen, Durchlaucht«, mischte sich, unruhig um sich blickend, Scherkow ein, der den ganzen Tag überhaupt keinen Husaren zu Gesicht bekommen, sondern nur von einem Infanterieoffizier von ihnen gehört hatte. »Zwei Karrees haben sie über den Haufen geritten, Durchlaucht.«

Einige lächelten bei Scherkows Worten, da sie, wie gewöhnlich, irgendeinen Scherz von ihm erwarteten. Als sie aber merkten, daß das, was er sagte, ebenfalls auf den Ruhm unserer Waffen am heutigen Tag hinauswollte, machten sie wieder ernsthafte Gesichter, obgleich die meisten sehr wohl wußten, daß das, was Scherkow sagte, Schwindel und völlig aus der Luft gegriffen war. Fürst Bagration wandte sich an den alten General.

»Ich danke Ihnen allen, meine Herren, sämtliche Truppen haben sich wie Helden geschlagen: die Infanterie wie auch die Kavallerie

und Artillerie. Wie kam es aber, daß im Zentrum zwei Geschütze im Stich gelassen werden mußten?« fragte er und suchte jemand mit den Augen. Nach den Geschützen der linken Flanke fragte Bagration nicht; er wußte, daß dort schon ganz zu Anfang des Kampfes sämtliche Kanonen zurückgelassen worden waren. »Ich fragte Sie wohl schon einmal danach«, wandte er sich an den diensttuenden Stabsoffizier.

»Die eine wurde zerschossen«, erwiderte dieser, »und die andere ... das kann ich gar nicht begreifen. Ich war selber die ganze Zeit dort, habe Anordnungen getroffen und bin soeben erst zurückgekommen. Es ging dort wirklich recht heiß her«, fügte er bescheiden hinzu.

Irgend jemand bemerkte, daß der Hauptmann Tuschin sich hier in diesem Dorf befinde und man schon nach ihm geschickt habe.

»Sie sind ja wohl auch dort gewesen«, sagte Bagration zum Fürsten Andrej. »Natürlich, wir waren ja eine Zeitlang zusammen dort«, sagte der diensttuende Stabsoffizier und lächelte den Fürsten Andrej liebenswürdig an.

»Ich habe nicht das Vergnügen gehabt, Sie zu sehen«, erwiderte Fürst Andrej kurz und kalt.

Alle schwiegen. Da zeigte sich Tuschin auf der Schwelle, der schüchtern hinter den Rücken der Generäle hervorkam. Während er sich in der engen Hütte durch die hohen Offiziere durcharbeitete, bemerkte er in seiner Verlegenheit, die er immer in Gegenwart von Vorgesetzten empfand, die Fahnenstange nicht und stolperte darüber. Einige der Herren lachten.

»Wie kam es, daß die Geschütze zurückgelassen wurden?« fragte Bagration und runzelte weniger wegen des Hauptmanns als vielmehr der Lacher wegen, unter denen Scherkow am meisten zu hören war, die Stirn.

Erst jetzt, vor diesem grimmigen Vorgesetzten, wurde sich Tuschin voller Entsetzen seiner Schuld und Schande bewußt, daß er zwei Geschütze verloren hatte, während er selber am Leben geblieben war. Er war so aufgeregt gewesen, daß er bis zu diesem Augenblick gar nicht darüber nachgedacht hatte. Das Lachen der Offiziere brachte ihn noch mehr aus der Fassung. Mit zitterndem Unterkiefer stand er vor Bagration und konnte kaum die Worte hervorbringen: »Ich weiß nicht ... Durchlaucht ... es war nicht genug Mannschaft da, Durchlaucht.«

»Dann hätten Sie die Bedeckung heranziehen müssen.«

Daß er keine Bedeckung gehabt hatte, sagte Tuschin nicht, obgleich es die reine Wahrheit war. Er hatte Angst, dadurch irgendeinen anderen hohen Offizier bloßzustellen, deshalb schwieg er und sah Bagration nur starr und unverwandt ins Gesicht, wie ein steckenbleibender Schüler dem examinierenden Lehrer ins Auge sieht.

Das Schweigen dauerte ziemlich lang. Fürst Bagration, der sichtlich nicht streng sein wollte, wußte nicht, was er sagen sollte, und die übrigen Anwesenden wagten nicht, sich in das Gespräch einzumischen. Fürst Andrej sah Tuschin mit krauser Stirn an, und seine Finger begannen nervös zu zucken.

»Durchlaucht«, brach endlich Fürst Andrej mit seiner scharfen Stimme das Schweigen, »geruhten, mich nach der Batterie des Hauptmanns Tuschin zu entsenden. Ich war dort und fand zwei Drittel der Leute und Pferde gefallen, zwei Geschütze waren zerschossen und Bedeckung gab es nicht.«

Bagration und Tuschin blickten jetzt beide gleich starr Bolkonskij an, der mit zurückgehaltener Erregung sprach.

»Und wenn Durchlaucht gestatten, daß ich meine Meinung ausspreche«, fuhr Fürst Andrej fort, »so muß ich sagen, daß wir den Erfolg dieses Tages vor allem der Tätigkeit dieser Batterie und der heldenmütigen Ausdauer des Hauptmanns Tuschin und seiner Mannschaft verdanken.« Darauf stand er auf und trat, ohne eine Antwort abzuwarten, vom Tische fort.

Fürst Bagration sah Tuschin an, und da er offenbar Bolkonskij's kühnes Urteil nicht anzweifeln wollte, sich dabei aber doch außerstande fühlte, ihm völligen Glauben zu schenken, senkte er nur den Kopf und entließ Tuschin. Fürst Andrej folgte ihm.

»Ich danke Ihnen, Sie haben mich rausgehauen, vielen, vielen Dank«, sagte Tuschin zu ihm.

Fürst Andrej sah Tuschin an, sagte nichts und ging an ihm vorbei. Ihm war schwer und traurig zumute. Dies alles war so sonderbar und gar nicht so, wie er gehofft hatte.

Wer ist das? Warum sind die hier? Was wollen die? Wann wird das alles ein Ende nehmen? dachte Rostow, während er auf die Schatten blickte, die vor seinen Augen vorüberhuschten. Der Schmerz in seinem Arm wurde immer quälender. Eine unwiderstehliche Müdig-

keit überkam ihn, rote Flecken tanzten ihm vor den Augen, und das Beunruhigende dieser Stimmen und Gestalten vereinigte sich mit einem Gefühl grenzenloser Einsamkeit und rasender Schmerzen. Die waren es, diese Soldaten, Verwundete und Gesunde, die ihn würgten und quälten, die Sehnen ausrissen und das Fleisch seiner zerquetschten Hand und Schulter brietten. Um sie loszuwerden, schloß er die Augen.

Für einen Augenblick verlor er die Besinnung, aber in dieser kurzen Spanne Zeit erblickte er im Traum unzählige Dinge: er sah seine Mutter mit ihren großen, weißen Händen, Sonjas schmale Schultern, Nataschas lachende Augen und Denissow im Schnurrbart mit seiner derben Stimme und Teljanin und die ganze Geschichte, die er mit ihm und Bogdanytsch erlebt hatte. Und diese ganze Geschichte und der Soldat mit der scharfen Stimme waren ein und dasselbe, und sie waren es, die ihn so qualvoll und hartnäckig festhielten und peinigten und seinen Arm immer nach einer Seite zerrten. Er versuchte, sich von ihnen loszumachen, aber sie ließen nicht um ein Haar locker, gaben nicht für einen Augenblick seine Schulter frei. Sie hätte nicht weh getan, wäre ganz gesund gewesen, wenn die beiden nicht immer an ihr gezerrt hätten. Aber es war unmöglich, von ihnen loszukommen.

Er schlug die Augen auf und sah nach oben. Der schwarze Schleier der Nacht senkte sich dicht über den Lichtschein der Kohlen. In diesem Lichtschein tanzten die fallenden Schneeflocken. Tuschin kehrte nicht zurück; der Arzt kam auch nicht. Er war ganz verlassen, nur ein nackter Soldat saß auf der anderen Seite des Feuers und wärmte sich seinen mageren gelben Körper. Niemand fragt nach mir, dachte Rostow. Niemand hat mit mir Mitleid, niemand hilft mir. Und doch hatte auch ich einmal eine Heimat, war stark und froh, und alle hatten mich gern. Er seufzte, und unwillkürlich ging sein Seufzen in Stöhnen über.

»Es tut Ihnen wohl recht weh?« fragte der Soldat, schwenkte sein Hemd über dem Feuer, räusperte sich und fuhr dann, ohne eine Antwort abzuwarten, fort: »Heute wird wohl mancher auf den Hund gekommen sein, so ein Elend!«

Rostow hörte nicht, was der Soldat sagte. Er sah den über dem Feuer tanzenden Schneeflöckchen zu und dachte an den russischen Winter, an sein warmes, helles Haus, seinen molligen Pelz, seine flinken Schlitten, seinen gesunden Körper und an all die Liebe und

Fürsorge der Seinen. Warum bin ich mitgegangen? dachte er. Am folgenden Tag griffen die Franzosen nicht noch einmal an, und die Überreste von Bagrations Abteilung konnten sich wieder mit Kutusows Armee vereinigen.

DRITTER TEIL

Fürst Wassilij pflegte nicht groß über seine Pläne nachzudenken. Noch weniger lag es in seiner Art, irgend jemandem etwas Böses zuzufügen, nur um für sich einen Vorteil herauszuschlagen. Er war eben nur Weltmann, ein Mann, der es verstanden hatte, in der großen Welt vorwärtszukommen, und dem nun diese Art vorwärtszukommen zur Gewohnheit geworden war. Ununterbrochen entwarf er Pläne und Berechnungen, je nach den Umständen und je nach den Menschen, mit denen er zusammentraf, und obwohl er sich darüber nie genaue Rechenschaft ablegte, bildeten diese Kombinationen doch das Hauptinteresse seines Lebens. Und zwar waren immer nicht nur ein oder zwei solcher Pläne und Berechnungen bei ihm im Gang, sondern mindestens ein Dutzend, von denen die einen gerade erst in ihm aufgekeimt, andere schon in Erfüllung gegangen und wieder andere bereits zunichte geworden waren. Er überlegte sich zum Beispiel nicht im voraus: Dieser Mensch hat jetzt die Macht, ich muß mir sein Vertrauen und seine Freundschaft erwerben, um durch ihn die Auszahlung einer einmaligen Unterstützung zu erlangen, oder etwa: Pierre ist jetzt reich, ich muß ihn dazu bringen, meine Tochter zu heiraten und mir vierzigtausend Rubel zu leihen, sondern sein Instinkt sagte ihm ganz einfach in dem Augenblick, wo er mit solch einem einflußreichen Menschen zusammentraf, daß dieser ihm nützlich sein könne, und so näherte er sich ihm bei der ersten besten Gelegenheit ganz instinktmäßig und ohne jede Vorbereitung, schmeichelte ihm, schlich sich in sein Vertrauen ein und sprach dann von dem, was er gerade brauchte.

Pierre war ihm in Moskau unter die Hände geraten. Fürst Wassilij hatte sogleich Pierres Ernennung zum Kammerjunker erwirkt, was damals dem Rang eines Staatsrates gleichkam, und darauf bestanden, daß der junge Mann mit ihm zusammen nach Petersburg fuhr und in seinem Haus abstieg. Gewissermaßen absichtslos, dabei aber mit einer zweifellosen Zuversicht, daß dies alles eben so geschehen müsse, tat Fürst Wassilij einfach alles, um Pierre mit seiner Tochter zu verheiraten. Hätte er seine Pläne vorher immer sorgsam überlegt, so wäre er nicht imstande gewesen, so harmlos, einfach und natürlich mit allen Leuten zu verkehren, mochten sie nun über oder unter ihm stehen. Ein

unwiderstehliches Etwas zog ihn beständig zu Leuten hin, die reicher und mächtiger waren als er, und er besaß die seltene Gabe, gerade immer den richtigen und möglichen Augenblick zu erhaschen, sich dieser Leute dann auch zu bedienen.

Als Pierre, der soeben noch unbekannt und einsam gelebt hatte, nun so plötzlich und unerwarteterweise ein reicher Mann und Graf Besuchow geworden war, fühlte er sich dermaßen belagert und in Anspruch genommen, daß er nur noch im Bett allein und für sich sein konnte. Ständig mußte er Papiere unterzeichnen, mit den verschiedensten Behörden verhandeln, von deren Bedeutung er noch nicht einmal eine klare Vorstellung hatte, mußte den Oberverwalter befragen, auf das bei Moskau gelegene Gut fahren und eine Unmenge von Leuten empfangen, die vorher nicht einmal von seiner Existenz etwas hatten wissen wollen, jetzt aber gekränkt und beleidigt gewesen wären, wenn er sie nicht empfangen hätte. Alle diese verschiedenartigen Persönlichkeiten: Geschäftsleute, Verwandte, Bekannte waren sämtlich dem jungen Erben gut und freundlich gesinnt. Sie alle schienen von den hohen Eigenschaften Pierres zweifellos überzeugt zu sein. Ständig hörte er die Worte: »Bei Ihrer ungewöhnlichen Herzensgüte« oder: »Bei Ihrem ausgezeichneten Herzen« oder: »Da Sie ja selber so herzensrein sind, Graf ...« oder: »Wenn der so klug wäre wie Sie« und so weiter, und so weiter, so daß er innerlich schon selber an seine außergewöhnliche Herzensgüte und an seinen außergewöhnlichen Verstand zu glauben anfang, um so mehr, da es ihm schon immer im Grunde seiner Seele so vorgekommen war, als ob er tatsächlich ein sehr guter und sehr kluger Mensch wäre. Sogar Leute, die ihm früher gehässig und offenkundig feindselig begegnet waren, behandelten ihn jetzt sanft und liebenswürdig. Die älteste der Prinzessinnen, die mit der langen Taille und den, wie bei einer Puppe, glatt angeklebten Haaren, die früher immer gehässig gegen Pierre gewesen war, kam nach der Beerdigung auf sein Zimmer. Sie schlug die Augen nieder, wurde einmal über das andere Mal rot und sagte zu ihm, sie bedauere außerordentlich die früher zwischen ihnen vorgefallenen Mißverständnisse, und wenn sie sich auch nicht mehr berechtigt fühle, irgend etwas zu verlangen, so bitte sie doch noch um die Erlaubnis, nach dem schweren Schlag, der sie betroffen habe, noch einige Wochen in diesem Hause bleiben zu dürfen, das sie so sehr geliebt, und dem sie so viele Opfer gebracht habe. Sie konnte nicht mehr an sich halten und brach bei diesen Worten in Tränen aus. Pierre ergriff, ganz gerührt

darüber, daß sich diese bildsäulenhafte Prinzessin so hatte verändern können, ihre Hand und bat sie um Verzeihung, obgleich er selber nicht wußte, wofür. Von diesem Tag an stckte die Prinzessin eine gestreifte Schärpe für Pierre und benahm sich gegen ihn wie umgewandelt.

»Tu es meinetwegen, mon cher, immerhin hat sie von dem Verstorbenen viel auszustehen gehabt«, sagte Fürst Wassilij zu Pierre und legte ihm ein Schriftstück zugunsten der Prinzessin zum Unterzeichnen vor.

Fürst Wassilij hatte sich entschlossen, der armen Prinzessin doch diesen Knochen, einen Wechsel von dreißigtausend Rubel, hinzuwerfen, damit es ihr nicht etwa in den Sinn käme, über seine Beteiligung an der Sache mit dem Mosaikportefeuille etwas auszuschwatzen. Pierre unterschrieb den Wechsel, und von diesem Augenblick an wurde die Prinzessin noch liebevoller. Auch die jüngeren Schwestern waren sehr freundlich gegen ihn, und besonders die jüngste, die hübsche mit dem Leberfleck, brachte Pierre durch ihr Lächeln und ihre Verlegenheit, wenn sie ihn sah, oft in Verwirrung.

Pierre kam das so natürlich vor, daß alle ihn liebten, wie es ihm unnatürlich erschienen wäre, wenn jemand ihn gehaßt hätte, so daß ihm gar kein Zweifel an der Aufrichtigkeit der Leute, die ihn umgaben, kommen konnte. Zudem hätte er auch gar nicht die Zeit dazu gehabt, sich zu fragen, ob diese Leute nun aufrichtig waren oder nicht. Er war dauernd in Anspruch genommen und befand sich ständig im Zustand eines milden, heiteren Rausches. Er fühlte sich immer als Mittelpunkt einer allgemeinen, wichtigen Bewegung, fühlte, daß man ständig irgend etwas von ihm erwartete, und daß, wenn er dies nicht täte, er viele kränken und einer Hoffnung berauben würde, täte er es hingegen, dann würde alles gut und schön sein – und so tat er denn alles, was man von ihm verlangte, aber das Gute und das Schöne blieb dennoch der Zukunft vorbehalten.

Der erste, der sich nicht nur aller Angelegenheiten Pierres, sondern auch seiner Person selber bemächtigt hatte, war Fürst Wassilij gewesen. Seit dem Tode des alten Grafen Besuchow hatte er Pierre nicht aus den Händen gelassen. Er gab sich den Anschein eines von Geschäften überhäuftten, müden und gequälten Mannes, der es aber aus lauter Mitgefühl doch nicht übers Herz bringe, diesen hilflosen jungen Mann, der apres tout doch der Sohn seines Freundes war, mit einem solch gewaltigen Vermögen den Launen des Schicksals und

Ausbeutereien von Spitzbuben zu überlassen. Während der wenigen Tage, die er nach dem Tode des Grafen Besuchow noch in Moskau zubrachte, ließ er Pierre häufig zu sich rufen oder ging auch selber zu ihm hinein und schrieb ihm alles vor, was er tun mußte, und zwar in einem so müden und überzeugten Ton, als wolle er jedesmal sagen: Du weißt, ich bin mit Geschäften überhäuft, und es geschieht nur aus Mitleid, daß ich mich mit dir abgebe, und du siehst wohl auch ein, daß diese Sache nur so, wie ich sie dir eben vorschlage, zu machen ist.

»Na, mein Freund, morgen reisen wir endlich ab«, sagte er eines Tages zu ihm, kniff die Augen zusammen und faßte ihn am Ellenbogen, und zwar sagte er das in einem Ton, als wäre das schon lange eine abgemachte Sache zwischen ihnen gewesen, die gar nicht anders hätte entschieden werden können. »Morgen reisen wir, und ich gebe dir einen Platz in meinem Reisewagen. Ich bin sehr froh. Alles Wichtige ist nun hier für uns erledigt. Und für mich wäre es schon lange Zeit gewesen. Dies hier habe ich soeben vom Kanzler bekommen. Ich hatte ihn deinetwegen gebeten ... du bist nun in das diplomatische Korps eingereiht und zum Kammerjunker ernannt worden. Die Diplomatenlaufbahn steht dir nun offen.«

Trotz des durch seine Müdigkeit und Bestimmtheit überzeugenden Tones, in dem diese Worte gesprochen worden waren, wollte Pierre, der so lange über seine künftige Laufbahn nachgegrübelt hatte, doch etwas darauf erwidern. Aber Fürst Wassilij unterbrach ihn mit jenem tiefen, brummenden Ton, der jede Möglichkeit einer Unterbrechung seiner Rede einfach ausschloß, und dessen er sich nur in den Fällen bediente, wo er unbedingt jemanden überzeugen wollte.

»Mais, mon cher, das habe ich ja nur meinetwegen getan, um mein Gewissen zu beruhigen, du brauchst mir deshalb nicht zu danken. Noch nie hat sich jemand darüber beschwert, daß nun ihm zu viel Liebe entgegengebracht hätte, und dann bist du ja ganz frei; wenn du willst, kannst du morgen das alles schon wieder aufgeben. Aber das wirst du in Petersburg ja schon« selber sehen. Es ist die höchste Zeit für dich, daß du dich von diesen traurigen Erinnerungen losmachst.« Fürst Wassilij seufzte. »Ja, ja, so ist es, mein Guter. Mein Kammerdiener kann ja in deinem Wagen fahren. Ach ja, das habe ich ganz vergessen«, fügte er noch hinzu, »du weißt, mon cher, daß ich mit dem Verstorbenen Geldgeschäfte hatte; da ist mir nun jetzt aus dem Rjasaner Gut etwas ausgezahlt worden, und das möchte ich behalten:

du brauchst es ja nicht. Wir rechnen dann später einmal miteinander ab.«

Dieses »Etwas aus dem Rjasaner Gut«, das Fürst Wassilij für sich behalten wollte, war das Pachtgeld von mehreren tausend Rubeln.

Wie in Moskau, so sah sich Pierre auch in Petersburg augenblicklich von einem Kreis zärtlicher und liebevoller Menschen umringt. Er hatte gar nicht Zeit, auf das Amt, das ihm Fürst Wassilij verschafft hatte, oder richtiger gesagt auf den Titel – denn er hatte ja dabei gar nichts zu tun – zu verzichten, denn die Bekanntschaften, Einladungen und gesellschaftlichen Verpflichtungen häuften sich so sehr, daß Pierre hier mehr noch als in Moskau das Gefühl eines Rausches, einer Unstetheit und eines Glückes empfand, das ihm immer vor Augen schwebte, aber niemals zur Wirklichkeit wurde.

Aus seinem früheren Junggesellenkreis waren jetzt viele nicht mehr in Petersburg. Die Garde war ins Feld gerückt, Dolochow degradiert, Anatol in der Provinz bei der Armee, Fürst Andrej im Ausland, und so konnte Pierre weder seine Nächte so verleben, wie er sie früher gern verlebt hatte, noch ab und zu in freundschaftlichem Gespräch einem alten, vertrauten Freund das Herz ausschütten. Er verbrachte seine ganze Zeit mit Dinern und Bällen, vorzugsweise beim Fürsten Wassilij, in Gesellschaft der dicken Fürstin, der Frau des Fürsten Wassilij, und der schönen Helene.

Selbst Anna Pawlowna Scherer tat, wie alle übrigen auch, durch ihr Benehmen Pierre gegenüber kund, mit welcher anderen Augen er jetzt in der Gesellschaft angesehen wurde.

Früher hatte Pierre in Anwesenheit Anna Pawlownas immer das Gefühl gehabt, daß das, was er sagte, ungehörig, taktlos und überflüssig war, und daß alle seine Worte, die ihm doch, solange er sie im Geiste vorbereitete, ganz vernünftig erschienen waren, sogleich dumm wurden, sobald er sie nur laut aussprach, während die stumpfsinnigsten Reden Hippolyts immer klug und liebenswürdig erschienen. Jetzt aber erwies sich alles, was er nur sagte, als charmant. Und wenn auch Anna Pawlowna das nicht aussprach, so merkte er doch, daß sie die größte Lust hatte, es zu sagen, und nur aus Achtung vor seiner Bescheidenheit davon Abstand nahm.

Zu Anfang des Winters von 1805 auf 1806 erhielt Pierre von Anna Pawlowna die obligate rosa Einladungskarte, auf der sie noch

hinzugefügt hatte: »Sie werden bei mir die schöne Helene treffen, die man ja nie müde wird, anzuschauen.«

Als Pierre diese Stelle las, fühlte er zum erstenmal, daß zwischen ihm und Helene eine gewisse Verbindung bestand, die bereits von anderen Leuten anerkannt wurde, und dieser Gedanke erschreckte ihn einerseits, als lege er ihm eine Verpflichtung auf, der er nicht nachkommen könne, andererseits fand er aber auch wieder Gefallen daran wie an einer Vorahnung von etwas recht Ergötzlichem.

Die Abendgesellschaft bei Anna Pawlowna verlief genauso wie die erste, nur war diesmal das neue Gericht, das sie ihren Gästen vorsetzte, nicht mehr Mortemart, sondern ein Diplomat, der soeben erst aus Berlin gekommen war und die allerneuesten Einzelheiten über den Aufenthalt Kaiser Alexanders in Potsdam mitbrachte. Er erzählte, wie diese zwei allerhöchsten Freunde sich dort geschworen hatten, in unzertrennlichem Bund für die gerechte Sache gegen den Feind der Menschheit einzustehen. Anna Pawlowna empfing Pierre mit einem leisen Anflug von Wehmut, die sich offenbar auf den frischen Verlust, den der junge Mann durch den Tod des Grafen Besuchow erlitten hatte, beziehen sollte – es hielten nämlich alle dauernd für ihre Pflicht, Pierre davon zu überzeugen, daß er über den Tod seines Vaters, den er doch fast nicht gekannt hatte, trostlos war –, und diese Wehmut Anna Pawlownas war eben die selbe wie jene allerhöchste Wehmut, die sich immer auf ihren Zügen ausprägte, sobald nur die erhabene Kaiserin Maria Fjodorowna erwähnt wurde. Pierre fühlte sich dadurch sehr geschmeichelt. Mit ihrer gewohnten Kunstfertigkeit brachte Anna Pawlowna in ihrem Salon die richtigen Kreise zusammen. Der größte Kreis, in dem sich Fürst Wassilij und die Generäle befanden, scharte sich um den Diplomaten. Ein zweiter Kreis hatte sich um den Teetisch gebildet. Pierre wollte sich dem ersten zugesellen, aber Anna Pawlowna, die sich in der Aufregung eines Feldherrn befand, dem auf dem Schlachtfeld tausend neue glänzende Gedanken kommen, die er kaum alle zur Ausführung bringen kann, faßte Pierre, als sie ihn nur gesehen hatte, sogleich am Arm.

»Attendez, ich habe heute bestimmte Absichten mit Ihnen.«

Sie warf einen Blick auf Helene und lächelte ihr zu. »Ma bonne Hélène, haben Sie Mitleid mit meiner armen Tante, die so sehr für Sie schwärmt. Gehen Sie zu ihr und leisten Sie ihr zehn Minuten Gesellschaft. Und damit es Ihnen nicht zu langweilig wird, nehmen Sie hier

unseren lieben Grafen mit, der Ihnen seine Begleitung gewiß nicht versagen wird.«

Die schöne Helene begab sich zu der Tante, aber Anna Pawlowna hielt Pierre noch einen Augenblick zurück und gab sich den Anschein, als müsse sie noch einige letzte, unumgängliche Anordnungen treffen.

»Ist sie nicht wirklich bezaubernd?« sagte sie zu Pierre und deutete auf die leicht dahingleitende, majestätisch schöne Gestalt. »Et quelle tenue! Dieses Taktgefühl bei einem solch jungen Mädchen, und wie meisterhaft sie sich zu benehmen versteht! Aber das kommt nur von ihrem ausgezeichneten Herzen. Glücklicher Mann, der sie einmal sein eigen nennen darf! An ihrer Seite wird auch der gesellschaftlich unbedeutendste Mann die glänzendste Rolle in der großen Welt spielen. Habe ich nicht recht? Ich wollte nur Ihre Meinung darüber hören«, und Anna Pawlowna gab Pierre frei.

Dieser beantwortete Anna Pawlownas Frage über Helenes vollendete Haltung in seiner Aufrichtigkeit nur zustimmend. Wenn sich seine Gedanken manchmal mit Helene beschäftigten, so dachte er vor allem an ihre Schönheit und ihr ungewöhnliches Verständnis, in Gesellschaft eine ruhige, schweigendwürdige Haltung anzunehmen.

Die Tante empfing die beiden jungen Leute in ihrer Ecke, bemühte sich aber anscheinend, ihre Vergötterung für Helene zu verbergen und dafür mehr ihre Furcht vor Anna Pawlowna zum Ausdruck zu bringen. Sie warf ihrer Nichte einen Blick zu, als wolle sie sie fragen, was sie mit diesen jungen Leuten anfangen solle. Als Anna Pawlowna von ihnen fortging, berührte sie Pierre noch einmal mit dem Finger und flüsterte ihm zu: »Ich hoffe, Sie werden nicht mehr sagen, daß man sich bei mir langweilt.« Dabei warf sie einen Blick auf Helene.

Helene lächelte mit einem Ausdruck, als wolle sie sagen: sie ließe überhaupt die Möglichkeit gar nicht zu, daß jemand sie sähe und nicht von ihr entzückt wäre. Die Tante hustete, schluckte den Speichel hinunter und sagte auf französisch, daß sie sich außerordentlich freue, Helene zu sehen. Dann wandte sie sich an Pierre mit eben den selben Begrüßungsworten und eben der selben Miene. Mitten in der langweiligen, träge dahinfließenden Unterhaltung sah Helene Pierre an und lächelte ihm mit jenem klaren, schönen Lächeln zu, mit dem sie alle anzulächeln pflegte. Pierre war an dieses Lächeln so sehr gewöhnt, es drückte so wenig Persönliches für ihn aus, daß er ihm überhaupt keine Beachtung mehr schenkte. In diesem Augenblick erzählte die Tante

von einer Tabaksdosensammlung, die Pierres verstorbener Vater, der Graf Besuchow, gehabt habe, und zeigte dabei ihre eigene Tabaksdose. Prinzessin Helene bat, das Porträt ihres Mannes, das auf dem Deckel der Dose gemalt war, betrachten zu dürfen.

»Das ist sicher von Vien gemalt«, bemerkte Pierre. »Von Vien gemalt.« Er beugte sich hinüber, um die Dose in die Hand zu nehmen, horchte dabei aber auf das Gespräch am anderen Tisch. Er erhob sich und wollte zur Tante hingehen, diese aber reichte ihm die Tabaksdose gerade über Helene, die vor ihr stand, hinweg. Helene neigte sich ein wenig nach vorn, um Platz zu machen, lächelte und sah sich um. Sie trug, wie immer zu solchen Abendgesellschaften, ein Kleid, das nach der damaligen Mode vorn und hinten tief ausgeschnitten war. Ihre Brust, die auf Pierre immer den Eindruck einer Marmorbüste gemacht hatte, befand sich jetzt in so geringer Entfernung von ihm, daß er mit seinen kurzsichtigen Augen unwillkürlich den lebendigen Reiz ihrer Schultern und ihres Nackens erkennen mußte, und zwar so nahe an seinen Lippen, daß er sich nur ein wenig hätte herabzuneigen brauchen, um sie zu berühren. Er empfand die Wärme ihres Körpers, den Duft ihres Parfüms und hörte das Knirschen des Korsetts bei ihren Bewegungen. Er sah nicht mehr ihre marmorne Schönheit, die mit ihrem Gewande zu einem vollendeten Ganzen zusammenfloß, sondern sah und fühlte nur noch den ganzen Reiz ihres von dem Gewand verhüllten Körpers. Und nachdem er dies einmal empfunden hatte, konnte er sie gar nicht mehr anders sehen, so wie man nicht mehr an eine Täuschung glauben kann, die einem einmal offenbar geworden ist. Es war, als ob Helene zu ihm sage: Hast du denn bis zu diesem Augenblick gar nicht gesehen, wie schön ich bin? Hast du gar nicht bemerkt, daß ich ein Weib bin? Ja, ich bin ein Weib, das jedem angehören kann, auch dir! sprachen ihre Blicke. Und in diesem Augenblick fühlte Pierre, daß Helene nicht nur seine Frau werden könne, sondern es werden müsse, daß es gar nicht mehr anders kommen könne.

Das war für ihn in diesem Augenblick so sicher, als stünde er schon mit ihr vor dem Traualtar. Wie es geschehen werde und wann, das wußte er freilich nicht, nicht einmal, ob es zu seinem Besten wäre, er hatte sogar das Gefühl, daß es nicht gut ablaufen würde, aber er war sicher, daß es so kommen mußte.

Pierre schlug die Augen nieder, hob sie wieder auf und wollte in ihr wieder die ferne, ihm fremde Schönheit sehen, die er bisher alle Tage erblickt hatte, aber dazu war er nicht mehr imstande. Er konnte das ebenso wenig, wie ein Mensch, der im Nebel einen Grashalm für einen Baum gehalten und dann seinen Irrtum erkannt hat, nun in diesem Grashalm wieder einen Baum sehen kann. Sie war ihm entsetzlich nah und hatte bereits Gewalt über ihn erlangt. Und zwischen ihnen gab es sonst keine anderen Schranken mehr als die, die sein eigener Wille ihm setzte.

»Bon, je vous laisse dans votre petit coin. Je vois, que vous y êtes très bien«, hörte er plötzlich Anna Pawlownas Stimme.

Pierre besann sich ängstlich, ob er nicht vielleicht etwas Unpassendes getan hatte, wurde rot und sah sich um. Ihm war, als müßten alle anderen, ebenso wie er selber, jetzt wissen, was mit ihm geschehen war.

Als er nach einiger Zeit an den großen Kreis herantrat, sagte Anna Pawlowna zu ihm: »On dit que vous embellissez votre maison de Pétersbourg?« Und das war wahr: ein Architekt hatte zu Pierre gesagt, daß dies nötig sei, und so ließ er denn, ohne selber zu wissen warum, sein riesiges Haus in Petersburg neu herrichten.

»C'est bien, aber ziehen Sie nicht vom Fürsten Wassilij weg. Es ist angenehm, einen solchen Freund zu haben wie ihn«, fügte sie hinzu und sah den Fürsten Wassilij lächelnd an. »J'en sais quelque chose. N'est-ce pas? Und Sie sind noch so jung. Sie brauchen einen Ratgeber. Nehmen Sie es mir nicht übel, daß ich von den Rechten alter Frauen Ihnen gegenüber Gebrauch mache!« Sie schwieg, wie Frauen immer schweigen und auf irgend etwas warten, wenn sie über ihr Alter gesprochen haben. »Wenn Sie sich einmal verheiraten, dann ist das etwas anderes.« Sie umfaßte beide mit einem Blick. Pierre sah Helene nicht an, und sie ihn ebenfalls nicht. Immer noch war sie ihm beängstigend nah. Er murmelte etwas vor sich hin und wurde rot.

Nach Hause zurückgekehrt, konnte er lange nicht einschlafen und mußte immer nur daran denken, was mit ihm geschehen war. Aber was war eigentlich geschehen? Nichts. Er war sich nur bewußt geworden, daß ein Weib, das er als Kind gekannt und von dem er, wenn jemand ihm die Schönheit Helenes anpries, zerstreut gesagt hatte: »Ja, sie ist schön« – er war sich nur bewußt geworden, daß dieses Weib ihm angehören könne.

Aber sie ist dumm, und ich habe selber gesagt, daß sie dumm ist, dachte er. Es liegt etwas Garstiges in dem Gefühl, das sie in mir erweckt, etwas Verbotenes. Man hat mir erzählt, daß ihr Bruder Anatol in sie verliebt gewesen sei und sie in ihn, das ist eine ganze Geschichte gewesen, und deshalb hat man Anatol dann fortgeschickt. Hippolyt ist ihr Bruder ... Und ihr Vater – der Fürst Wassilij ... Das ist nicht schön, dachte er, aber im selben Augenblick, als er sich das überlegte – und er war mit diesen Überlegungen noch nicht einmal bis zu Ende gekommen –, ertappte er sich bei einem Lächeln und merkte, daß eine andere Reihe von Erwägungen sich durch die erste hindurchdrängte, und daß er im selben Augenblick, wo er an ihre Minderwertigkeit gedacht hatte, doch auch bereits davon träumte, wie sie seine Frau sein und ihn lieben werde, vielleicht dann eine ganz andere würde, und daß das alles, was er über sie gedacht und gehört habe, doch noch lange nicht wahr zu sein brauchte. Und er sah sie wieder vor sich, nicht als die Tochter des Fürsten Wassilij, sondern nur ihren Körper, von einem grauen Kleide verhüllt.

Aber nein, warum ist mir früher nie ein solcher Gedanke durch den Kopf gegangen? Und wieder sagte er sich, daß es unmöglich wäre und diese Ehe etwas Garstiges, Unnatürliches und, wie ihm schien, Unreines sein würde. Er erinnerte sich an alle früheren Worte und Blicke und an die Augen und Aussprüche derer, die ihn und Helene zusammen gesehen hatten. Er dachte an Anna Pawlownas Reden und Augen, als sie ihm von seinem neuen Hause gesprochen hatte, erinnerte sich an tausend ähnliche Anspielungen von seiten des Fürsten Wassilij und anderer, und ein Schrecken überkam ihn: hatte er sich nicht etwa bereits durch irgend etwas gebunden, ein Werk zu vollenden, das anscheinend nicht gut war und das er nicht tun durfte? Aber im selben Augenblick, da er dies in Erwägung zog, tauchte wieder ihr Bild in seiner Seele auf, mit allen Reizen ihrer weiblichen Schönheit.

2

Im November des Jahres 1805 mußte Fürst Wassilij in vier Gouvernements Revisionen vornehmen. Er hatte sich diesen Auftrag erwirkt, um erstens einmal bei dieser Gelegenheit seine ziemlich heruntergewirtschafteten Güter besuchen zu können! und zweitens, um seinen Sohn Anatol aus der Garnison abzuholen und mit ihm zusammen zum Fürsten Nikolaj Andrejewitsch Bolkonskij zu fahren, weil er seinen Sohn mit der Tochter dieses reichen alten Herrn verheiraten wollte. Doch bevor Fürst Wassilij abreisen und sich mit diesen neuen Plänen beschäftigen konnte, mußte er unbedingt noch die Sache mit Pierre ins reine bringen, der allerdings in letzter Zeit ganze Tage zu Hause, das heißt beim Fürsten Wassilij, bei dem er wohnte, zubrachte, sich in Anwesenheit Helenes lächerlich, verlegen und dumm – wie es sich eben für einen Verliebten gehört – benahm, aber immer noch keinen Antrag gemacht hatte.

»Tout ça est bel et bon, mais il faut, que ça finisse«, sagte Fürst Wassilij eines Morgens mit einem schwermütigen Seufzer zu sich selbst in der Erkenntnis, daß Pierre, der ihm so viel Dank schuldig war, in dieser Sache doch nicht ganz korrekt vorgehe. Die Jugend ... der Leichtsinns ... na, Gott mit ihm! dachte Fürst Wassilij, indem er dabei ein gewisses Vergnügen über seine eigne Herzengüte empfand, mais il faut, que ça finisse. Übermorgen ist Helenes Namenstag, da werde ich ein paar Gäste einladen, und wenn er dann noch nicht weiß, was er zu tun hat, werde ich die Sache ins reine bringen. Ja, ich selbst. Ich bin doch der Vater. Pierre war in der schlaflosen, erregten Nacht, die der Abendgesellschaft bei Anna Pawlowna folgte, zu der Ansicht gekommen, daß eine Heirat mit Helene ihm kein Glück bringen werde, und hatte daher den Entschluß gefaßt, sie zu meiden und wegzureisen. Dennoch waren seit jener Nacht anderthalb Monate vergangen und immer noch war er nicht vom Fürsten Wassilij weggezogen. Mit Schrecken fühlte er, daß er sich vor aller Leute Augen von Tag zu Tag fester und fester an Helene binde, daß es ihm unmöglich war, sie wieder mit den früheren Augen anzusehen, unmöglich, sich von ihr loszureißen, und daß, wie furchtbar es ihm auch sein mochte, er dennoch sein Schicksal mit dem ihrigen verknüpfen müsse. Vielleicht hätte er noch entrinnen können, aber es verging

kein Tag, ohne daß beim Fürsten Wassilij, der sonst nur selten Gäste empfangen hatte, nicht eine Abendgesellschaft stattgefunden hätte, zu der Pierre unbedingt kommen mußte, wenn er nicht das allgemeine Vergnügen stören und die Erwartungen aller enttäuschen wollte. Während der wenigen Augenblicke, wo Fürst Wassilij zu Hause war, ging er wohl zufällig bei Pierre vorüber, faßte ihn an der Hand, hielt ihm zerstreut seine glattrasierte, faltige Wange zum Kusse hin und sagte zu ihm: »Also auf morgen«, oder: »Komm zu Tisch, sonst sehe ich dich heute gar nicht«, oder: »Ich werde deinetwegen zu Hause bleiben« und so weiter. Und obgleich Fürst Wassilij, wenn er auch, wie er sagte, nur Pierres wegen zu Hause blieb, dann kaum zwei Worte mit ihm sprach, so brachte es Pierre doch nicht übers Herz, seine Erwartungen zu täuschen. Jeden Tag sagte er sich immer wieder dasselbe: Ich müßte Helene doch nun endlich kennen und mir darüber Rechenschaft ablegen können, wie sie eigentlich ist. Habe ich mich früher in ihr geirrt, oder irre ich mich jetzt in ihr? Nein, sie ist nicht dumm, sie ist ein prächtiges Mädchen! sagte er manchmal zu sich selber. Niemals täuscht sie sich in etwas, niemals sagt sie etwas Dummes. Sie spricht wenig, aber das, was sie sagt, ist immer einfach und klar. Folglich ist sie nicht dumm. Sie ist noch niemals verlegen geworden und wird auch niemals verlegen. Folglich ist sie nicht schlecht. Oft geschah es, daß er sich mit ihr in ein ernstes Gespräch einlassen wollte, sozusagen laut dachte, doch jedesmal antwortete sie ihm entweder mit einer kurzen, aber passenden Bemerkung, indem sie darauf hinwies, daß sie das nicht interessiere, oder mit einem stummen Lächeln und einem Blick, der Pierre noch fühlbarer ihre Überlegenheit zeigte. Und sie hatte recht, wenn sie alle Erörterungen für Unsinn hielt im Vergleich zu diesem Lächeln.

Sie wandte sich an ihn immer mit einem freudigen, zutraulichen, ihm allein geltenden Lächeln, in dem etwas Bedeutsameres lag als in dem allgemeinen Lächeln, das immer ihr Gesicht verschönte. Pierre wußte, alle erwarteten von ihm, daß er endlich das eine Wort ausspreche, endlich den Rubikon überschreite, wußte, daß er ihn früher oder später doch überschreiten müsse, aber eine unerklärliche Furcht überfiel ihn bei dem bloßen Gedanken an diesen schrecklichen Schritt. Hunderte von Malen im Verlauf dieser anderthalb Monate, während welcher Zeit er sich immer mehr und mehr zu diesem für ihn verhängnisvollen Abgrund hingezogen fühlte, hatte sich Pierre gesagt: Aber

was ist das nur? Hier ist Entschlossenheit vonnöten. Geht mir diese denn gänzlich ab?

Er wollte einen Entschluß fassen, fühlte aber mit Schrecken, daß ihm jene Entschlossenheit, die er an sich sonst kannte und die ihm tatsächlich zu eigen war, in diesem Fall vollständig abging. Pierre gehörte zu jenen Menschen, die nur dann stark sind, wenn sie sich vollkommen rein fühlen. Aber von jenem Tag an, als sich ein Gefühl des Begehrens seiner bemächtigt hatte, das zuerst beim Betrachten der Tabakdose bei Anna Pawlowna in ihm aufgestiegen war, hatte dieser im Unterbewußtsein liegende, ihm sündhaft erscheinende Trieb seine Entschlossenheit gelähmt.

Fürst Wassilij hatte zu Helenes Namenstag eine kleine Gesellschaft von Freunden und Verwandten – nur die allerallernächsten, wie sich die Fürstin ausdrückte – zum Abendessen eingeladen. Allen diesen Freunden und Verwandten hatte man zu verstehen gegeben, daß sich an diesem Tag das Schicksal Helenes entscheiden werde. Die Gäste saßen bei Tisch. Die Fürstin Kuragina, eine ziemlich beleibte, früher einmal schön gewesene, stattliche Dame, nahm den Platz der Hausfrau ein. Rechts und links von ihr saßen die vornehmsten Gäste: ein alter General mit seiner Gattin und Anna Pawlowna Scherer, unten am Tisch kamen dann die jüngeren und weniger vornehmen Gäste, dann die Familienangehörigen, zuletzt Pierre und Helene nebeneinander. Fürst Wassilij nahm nicht am Abendessen teil, er wanderte um den Tisch herum und setzte sich in der heitersten Stimmung bald zum einen, bald zum anderen Gast hin, zu jedem sagte er ein paar liebenswürdige Worte, nur nicht zu Pierre und Helene, deren Anwesenheit er gar nicht zu bemerken schien. Fürst Wassilij war für alle das belebende Element. Hell leuchteten die Wachskerzen, das Silber und Kristall auf der Tafel blitzte, ebenso der Schmuck der Damen und das Gold und Silber der Epauletten. Um den Tisch herum kreisten die Diener in roten Kaftanen, man hörte das Geklapper der Messer, das Klirren der Gläser und Teller und das Stimmengewirr einer lebhaften Unterhaltung. An einem Ende des Tisches suchte ein alter Kammerherr eine alte Baronin von seiner glühenden Liebe zu ihr zu überzeugen, was diese mit lustigem Gelächter beantwortete, am anderen Ende wurde von den Mißerfolgen irgendeiner Marja Viktorowna erzählt. In der Mitte der Tafel hatte Fürst Wassilij die Aufmerksamkeit der Gäste auf sich gezogen. Er erzählte den Damen mit schalkhaftem Lächeln auf

den Lippen von der letzten Reichsratssitzung am Mittwoch, in der der neue Petersburger Kriegsgeneralgouverneur, Sergej Kusmitsch Wjasmitinow, das damals berühmte Reskript Kaiser Alexander Pawlowitschs aus dem Felde erhalten und verlesen hatte. In diesem Reskript wandte sich Kaiser Alexander an Sergej Kusmitsch und teilte ihm mit, er habe von allen Seiten Ergebenheitsadressen seines Volkes erhalten und sich ganz besonders über die Adresse der Stadt Petersburg gefreut. Er sei stolz, das Haupt einer solchen Nation zu sein, und werde danach streben, sich dieser Ehre würdig zu erweisen. Dieses Reskript fing mit den Worten an »Sergej Kusmitsch! Von allen Seiten gehen mir Mitteilungen zu ...« und so weiter.

»So kam er also nicht weiter als bis zu ›Sergej Kusmitsch?‹« fragte eine Dame.

»Ja, ja, nicht um ein Haar«, erwiderte lachend Fürst Wassilij »›Sergej Kusmitsch ... von allen Seiten ... von allen Seiten ... Sergej Kusmitsch ...‹ Der arme Wjasmitinow kam einfach nicht weiter. Ein paarmal fing er den Brief immer wieder von vorne an, aber kaum hatte er ›Sergej‹ gesagt, da schluchzte er schon ›Kusmitsch‹, da kamen ihm die Tränen, und ›von allen Seiten‹ wurde schon ganz von Schluchzen erstickt, und weiter kam er einfach nicht. Dann zog er das Taschentuch, fing noch einmal an: ›Sergej Kusmitsch, von allen Seiten‹, und wieder brach er in Tränen aus, so daß endlich ein anderer das Reskript vorlesen mußte.«

»Kusmitsch ... von allen Seiten ... und dann wieder Tränen ...« wiederholte einer der Gäste lachend.

»Seien Sie nicht so boshaft!« rief Anna Pawlowna vom anderen Ende der Tafel und drohte ihm mit dem Finger. »C'est un si brave et excellent homme, notre bon Viasmitinoff ...«

Alle lachten. Auch oben, auf den Ehrenplätzen, waren alle heiter und schienen unter dem Einfluß der verschiedenartigsten belebenden Eindrücke zu stehen. Nur Pierre und Helene, fast am unteren Ende des Tisches, saßen schweigend nebeneinander, aber auf den Gesichtern beider lag ein verhaltenes, strahlendes Lächeln, das nichts mit Sergej Kusmitsch zu tun hatte, ein scheues, verschämtes Lächeln über ihre eignen Gefühle. Und was die anderen auch sprechen, wie sie auch lachen und scherzen mochten, mit welch großem Appetit sie auch den Rheinwein schlürfen und das Sauté und das Gefrorene verspeisen mochten, und wenn sie auch das Paar mit ihren Blicken mieden und

ihm gegenüber gleichgültig schienen, so fühlte man doch aus irgendeinem Grund und aus den Blicken, die ab und zu die beiden streiften, daß sowohl die Anekdote von Sergej Kusmitsch als auch das Lachen und das Schmausen alles nur Verstellung war, und daß die Aufmerksamkeit aller mit ihrer ganzen Kraft nur diesem Paar, nur Pierre und Helene, galt. Und während Fürst Wassilij mimisch darstellte, wie Sergej Kusmitsch geschluchzt hatte, streifte er mit einem Blick seine Tochter, und hinter seinem Lachen war auf seinem Gesicht zu lesen: Schön, schön; alles geht gut; heute wird es sich entscheiden. Anna Pawlowna drohte ihm mit dem Finger wegen notre bon Viasmitinoff, doch Fürst Wassilij las in ihren Augen, die blitzschnell über Pierre hingehuscht waren, einen Glückwunsch zu dem künftigen Schwiegersohn und zum Glück seiner Tochter. Und während die alte Fürstin ihrer Nachbarin seufzend Wein anbot und dabei ihrer Tochter einen ärgerlichen Blick zuwarf, schien sie mit diesem Seufzer sagen zu wollen: Ja, ja, meine Liebe, uns bleibt nun nichts anderes mehr übrig, als süßen Wein zu trinken, jetzt ist für die Jugend da die Zeit gekommen, so dreist herausfordernd glücklich zu sein. Und ein Diplomat dachte, als er auf die glücklichen Gesichter der Liebenden sah: Wie dumm ist doch das alles, was ich hier erzähle, und dabei muß ich tun, als ob es mich lebhaft interessierte. Das allein ist das Glück!

Mitten zwischen den nichtigen, kleinlichen, künstlichen Interessen, die diese Gesellschaft zusammenhielten, war plötzlich das schlichte Gefühl des Begehrens von Mann und Weib bei zwei schönen, gesunden Menschen aufgetaucht. Und dieses natürlichste aller Gefühle erdrückte alles andere und schwebte siegreich über dem künstlichen Geplapper der übrigen. Die Scherze erschienen fade, die Neuigkeiten uninteressant, die lebhaftere Unterhaltung sichtlich erkünstelt. Aber nicht nur die Gäste, auch die Lakaien, die bei Tische bedienten, schienen das zu fühlen und machten ab und zu einen Fehler beim Servieren, wenn sie das strahlende Gesicht der schönen Helene oder den dicken, glücklichverwirrten Pierre ansahen. Selbst das Licht der Kerzen schien sich nur auf diese beiden glücklichen Gesichter zu konzentrieren.

Pierre fühlte, daß er Mittelpunkt der ganzen Gesellschaft war, und diese Empfindung freute und peinigte ihn zugleich. Er befand sich im Zustand eines Menschen, der in irgend etwas ganz vertieft ist. Nichts

hörte, sah und verstand er deutlich. Nur ab und zu tauchten plötzlich abgerissene Gedanken und Eindrücke aus der Wirklichkeit vor seiner Seele auf.

So ist also nun alles im reinen! dachte er. Wie hat das alles nur so kommen können? So schnell! Jetzt weiß ich, daß weder ihretwegen noch meinetwegen, sondern um aller willen dies unwiderruflich so geschehen muß. Sie warten alle dermaßen darauf, sind alle so davon überzeugt, daß es so kommen wird, daß ich sie unmöglich, unmöglich enttäuschen kann. Aber wie wird es geschehen? Ich weiß es nicht, doch geschehen wird es unbedingt, unbedingt! dachte Pierre und warf einen Blick auf ihre Schultern, die dicht vor seinen Augen glänzten.

Plötzlich fing er an, sich aus irgendeinem Grund zu schämen. Es war ihm peinlich, daß er allein die Aufmerksamkeit aller erregte, in ihren Augen ein Glückspilz und mit seinem wenig hübschen Gesicht eine Art Paris war, der eine Helena errang⁷³.

Aber gewiß pflegt das immer so zu sein und muß vielleicht auch so sein, tröstete er sich. Und übrigens, was habe ich denn dazu getan? Wann hat das angefangen? Ich bin mit dem Fürsten Wassilij zusammen aus Moskau hierhergefahren. Damals war noch nichts los. Und dann, warum sollte ich nicht bei ihm wohnen bleiben? Später habe ich mit ihr Karten gespielt und ihr das Ridikül aufgehoben, bin auch mit ihr ausgeritten. Wann hat das nur angefangen, wann hat das alles nur geschehen können? Nun saß er als Bräutigam neben ihr, hörte, sah und fühlte ihre Nähe, ihren Atem, ihre Bewegungen, ihre Schönheit. Plötzlich schien es ihm, daß nicht sie, sondern er so außerordentlich schön sei, und daß ihn deshalb alle ansähen, und glücklich über die allgemeine Bewunderung, warf er sich in die Brust, reckte den Kopf hoch und freute sich über sein Glück. Da ertönte eine Stimme, eine ihm bekannte Stimme, und sagte ihm etwas schon zum zweitenmal. Doch Pierre war so beschäftigt, daß er gar nicht verstand, was man zu ihm sagte.

»Ich frage dich, wann du den Brief von Bolkonskij erhalten hast«, wiederholte Fürst Wassilij nun zum drittenmal. »Wie zerstreut du bist, mein Lieber!«

Fürst Wassilij lächelte, und Pierre sah, daß alle, alle ihm und Helene zulächelten. Nun, was ist dabei, wenn ihr es alle schon wißt? sagte Pierre zu sich selber. Was ist dabei, es ist ja doch wahr, und er lächelte selber mit seinem sanften Kinderlächeln, und auch Helene lächelte.

»Wann hast du ihn erhalten? Aus Olmütz?« wiederholte Fürst Wassilij, der das wissen wollte, um eine Streitfrage zu entscheiden.

Wie kann man nur an solche Nichtigkeiten denken und davon reden! dachte Pierre. »Ja, aus Olmütz«, erwiderte er dann mit einem Seufzer.

Nach dem Abendessen führte Pierre seine Tischdame hinter den anderen Paaren her in den Salon. Die Gäste fingen an aufzubrechen, manche fuhren ab, ohne sich von Helene zu verabschieden. Andere wiederum traten, als wünschten sie nicht, sie in ihrer ernsthaften Unterhaltung zu stören, nur auf einen Augenblick zu ihr heran, entfernten sich sogleich wieder und baten Helene, sie nicht etwa hinauszubegleiten. Der Diplomat schwieg melancholisch und ging aus dem Salon. Die ganze Eitelkeit seiner diplomatischen Laufbahn trat ihm plötzlich klar vor die Seele im Vergleich zu Pierres Glück. Der alte General brummte grimmig seine Frau an, als sie sich nach dem Befinden seiner Beine erkundigte. Ach, die alte Schachtel! dachte er. Wenn man diese Helene dagegen sieht, die wird noch mit fünfzig Jahren eine Schönheit sein!

»Ich glaube, man kann Ihnen gratulieren«, flüsterte Anna Pawlowna der Fürstin zu und küßte sie herzlich. »Wenn ich nicht diese Migräne hätte, würde ich noch hier bleiben.«

Die Fürstin gab keine Antwort; sie quälte der Neid auf das Glück ihrer Tochter.

Während man die Gäste hinausbegleitete, blieb Pierre lange mit Helene in dem kleinen Salon, wo sie Platz genommen hatten, allein zurück. Er war im Verlauf dieser anderthalb Monate auch früher schon oft mit Helene allein geblieben, niemals aber hatte er zu ihr von Liebe gesprochen. Jetzt fühlte er, daß dies seine unvermeidliche Pflicht sei, aber er konnte sich durchaus nicht zu diesem letzten Schritt entschließen. Er schämte sich und ihm schien, daß er hier neben Helene den Platz eines anderen einnehme. Nicht für dich ist dieses Glück, sagte ihm eine innere Stimme. Dies Glück ist für solche, die das nicht haben, was du hast.

Aber er mußte irgend etwas sagen, und so fing er zu reden an. Er fragte sie, ob sie von dem heutigen Abend befriedigt sei. Sie antwortete so klar und schlicht wie immer, daß der heutige Namenstag für sie einer der angenehmsten gewesen sei, den sie je erlebt habe.

Einige der nächsten Verwandten blieben noch da. Sie nahmen im großen Salon Platz. Fürst Wassilij trat mit gemächlichen Schritten auf Pierre zu. Pierre erhob sich mit dem Bemerkten, daß es schon spät sei. Fürst Wassilij sah ihn streng und fragend an, als wäre das, was er da gesagt hatte, so sonderbar, daß man es gar nicht hören dürfe. Aber gleich darauf änderte er seinen strengen Gesichtsausdruck, zog Pierre an der Hand wieder auf seinen Sessel zurück und lächelte ihm freundlich zu.

»Nun Lola?« wandte er sich an seine Tochter in dem lässigen Ton gewohnter Zärtlichkeit, der Eltern, die von klein auf ihre Kinder verhätscheln, zur zweiten Natur wird. Doch Fürst Wassilij hatte sich diesen Ton nur durch Nachahmung anderer Eltern angeeignet.

Schon wandte er sich wieder an Pierre.

»Sergej Kusmitsch, von allen Seiten ...« wiederholte er und knöpfte sich den obersten Westenknopf auf.

Pierre lächelte, aber aus diesem Lächeln war zu sehen, daß er verstanden hatte, daß es nicht die Anekdote von Sergej Kusmitsch war, die augenblicklich Fürst Wassilij interessierte, und Fürst Wassilij merkte wiederum seinerseits, daß Pierre dies durchschaut hatte. Fürst Wassilij brummte etwas vor sich hin und ging hinaus. Pierre hatte den Eindruck, daß sogar der Fürst verlegen geworden war. Diesen alten Weltmann verlegen zu sehen, rührte Pierre, und er blickte Helene an. Auch sie schien verlegen zu sein, und ihr Blick sagte deutlich: Was wollen Sie, an alledem sind nur Sie allein schuld.

Ich muß unbedingt, unbedingt den Schritt tun, aber ich kann nicht, ich kann nicht, dachte Pierre und sprach wieder von etwas Nebensächlichem, von Sergej Kusmitsch, und fragte, worin eigentlich diese Anekdote bestehe, er habe das vorhin nicht gehört. Helene antwortete ihm lächelnd, sie wisse das ebenfalls nicht.

Als Fürst Wassilij in den großen Salon zurückkehrte, unterhielt sich die Fürstin gerade mit einer älteren Dame über Pierre.

»Natürlich, c'est un parti très brillant, mais le bonheur, ma chère ...«

»Les mariages se font dans les cieux«, erwiderte die ältere Dame.

Fürst Wassilij ging vorüber, als hätte er das Gespräch der beiden Damen nicht gehört, und setzte sich in einer entfernten Ecke auf ein

Sofa. Er schloß die Augen, als wolle er ein wenig schlummern. Da fiel sein Kopf nach vorn über, und er schlug die Augen wieder auf.

»Aline«, sagte er zu seiner Frau, »sieh, was sie treiben.«

Die Fürstin ging nach der Tür, schritt mit vielsagend gleichgültiger Miene an ihr vorüber und warf einen Blick in den kleinen Salon. Pierre und Helene saßen noch ebenso da und unterhielten sich.

»Noch immer dasselbe«, antwortete sie ihrem Mann.

Fürst Wassilij wurde finster, zog den Mund schief, und über sein Gesicht huschte der ihm eigne, unangenehm rohe Ausdruck. Er gab sich einen Ruck, stand auf, warf den Kopf zurück und ging entschlossen an den Damen vorüber in den kleinen Salon. Mit kleinen, schnellen Schritten eilte er erfreut auf Pierre zu. Sein Gesicht zeigte einen so außerordentlich feierlichen Ausdruck, daß Pierre, als er ihn sah, betroffen aufsprang.

»Gott sei Dank!« sagte er. »Meine Frau hat mir alles gesagt.« Er nahm Pierre in den Arm und in den andern seine Tochter. »Meine liebe Lola! Ich freue mich außerordentlich, außerordentlich.« Seine Stimme fing an zu zittern. »Ich habe schon deinen Vater geliebt, Pierre ... sie wird dir eine gute Frau sein ... Der Herr segne euch!«

Er umarmte seine Tochter und dann wieder Pierre und küßte ihn mit seinem übelriechenden Mund. Tatsächlich rannen Tränen über seine Backen.

»Fürstin, komm doch mal hierher!« rief er.

Die Fürstin kam herbei und fing ebenfalls an zu weinen. Auch die ältere Dame fuhr sich mit dem Taschentuch über die Augen. Pierre ließ sich küssen und küßte der schönen Helene mehrmals die Hand. Bald darauf ließ man sie wieder allein.

Wahrscheinlich muß das alles so sein und hätte gar nicht anders kommen können, dachte Pierre. Deshalb hat es auch keinen Sinn, sich zu fragen, ob es gut so ist oder nicht. Schön, daß es endlich entschieden ist und die früheren quälenden Zweifel aus der Welt geschafft sind. Pierre hielt schweigend die Hand seiner Braut in der seinen und blickte auf ihren schönen Busen, der sich hob und senkte.

»Helene!« sagte er dann laut, aber schon stockte er wieder.

Bei einer solchen Gelegenheit muß man doch etwas ganz Besonderes sagen, dachte er, konnte aber keineswegs darauf kommen, was

man nun gerade in einem solchen Fall sagen müsse. Er sah ihr ins Gesicht. Sie kam näher an ihn heran. Ihr Gesicht war mit einer feinen Röte übergossen.

»Ach, nehmen Sie doch dieses ... dieses Ding da ... ab«, sie zeigte auf seine Brille.

Pierre nahm die Brille ab, und seine Augen zeigten einen erschrocken fragenden Ausdruck, ganz abgesehen von dem sonderbaren Aussehen, das Leuten, die ihre Brille abnehmen, allgemein zu eigen ist. Er wollte sich zu ihrer Hand hinabbeugen und sie küssen, sie aber fing mit einer raschen, derben Bewegung ihres Kopfes seine Lippen auf und vereinte sie mit den ihren im Kusse. Ihr Gesicht hatte sich ganz verändert, und der unangenehm lüsterne Ausdruck ihrer Züge setzte Pierre in Erstaunen.

Nun ist es zu spät, alles ist abgemacht, und ich liebe sie ja auch, dachte Pierre. »Je vous aime!« sagte er, sich daran erinnernd, was man bei solchen Gelegenheiten zu sagen hat, aber diese Worte klangen so armselig, daß er sich selber ihrer schämte.

Nach anderthalb Monaten war er getraut und siedelte nun als glücklicher Besitzer einer bildschönen jungen Frau und vieler Millionen, wie die Leute sagten, in das große, neuhergerichtete Petersburger Haus des Grafen Besuchow über.

3

Im November des Jahres 1805 erhielt der alte Fürst Nikolaj Andrejewitsch Bolkonskij einen Brief vom Fürsten Wassilij, worin ihm dieser seine und seines Sohnes Ankunft mitteilte. »Ich fahre zur Revision und werde selbstverständlich diesen Umweg von hundert Werst nicht scheuen, um Sie, meinen hochverehrten Wohltäter, einmal zu besuchen«, schrieb er. »Mein Anatol begleitet mich. Er zieht ins Feld, und ich hoffe, Sie werden ihm erlauben, daß er Ihnen persönlich die tiefe Ehrfurcht bezeugt, die er ganz wie sein Vater für Sie hegt.«

»Marie braucht gar nicht ausgeführt zu werden, die Freier kommen ganz von selber ins Haus«, sagte die kleine Fürstin vorwitzig, als sie es gehört hatte. Fürst Nikolaj Andrejewitsch runzelte die Brauen, sagte aber kein Wort darauf.

Vierzehn Tage nach Ankunft dieses Briefes langte gegen Abend die Dienerschaft des Fürsten Wassilij an. Am anderen Tag kam er dann selber mit seinem Sohn.

Der alte Bolkonskij hatte vom Charakter des Fürsten Wassilij niemals eine allzu hohe Meinung gehabt, um so weniger, als dieser es in letzter Zeit unter der neuen Regierung Kaiser Pauls und Kaiser Alexanders zu hohen Ehren und Würden gebracht hatte. Jetzt, als ihm aus den Anspielungen des Briefes und der kleinen Fürstin klar geworden war, worum es sich handelte, steigerte sich diese an und für sich schon nicht allzu hohe Meinung vom Fürsten Wassilij in seiner Seele bis zu einem Gefühl feindseliger Verachtung, so daß er immer anfang zu fauchen, wenn er von ihm sprach.

An jenem Tag nun, als Fürst Wassilij kommen sollte, war Fürst Nikolaj Andrejewitsch besonders brummig und schlechter Laune. War er nun schlechter Laune, weil Fürst Wassilij kommen sollte, oder ärgerte er sich nur besonders über Fürst Wassilij's Ankunft, weil er sowieso verstimmt war – das eine stand fest: er war eben schlechter Laune, und Tichon hatte bereits am Morgen dem Architekten abgeraten, dem Fürsten heute mit einem Bericht zu kommen.

»Hören Sie nur, wie er geht«, sagte Tichon und machte den Baumeister auf den Klang der Schritte des Fürsten aufmerksam. »Mit der ganzen Ferse stampft er auf ..., da wissen wir schon ...«

Gegen neun Uhr kam der Fürst in seinem Samtpelz mit dem Zobelkragen und einer ebensolchen Mütze heraus, um wie gewöhnlich spazierenzugehen. Es hatte die ganze Nacht geschneit.

Der schmale Weg, auf dem Fürst Nikolaj Andrejewitsch nach seiner Orangerie zu gehen pflegte, war sauber gefegt, man sah noch die Spuren des Besens auf dem beiseitegekehrten Schnee, und eine Schaufel steckte in dem Schneewall, der den Fußpfad auf beiden Seiten einfaßte. Der Fürst ging durch die Orangerie, durch das Gesindehaus, durch den Neubau, immer in finsternes Schweigen gehüllt.

»Kann man schon Schlitten fahren?« fragte er den Verwalter Alpatytsch, der ihn ehrerbietig bis zum Hause geleitete und seinem Herrn im Äußeren und seiner ganzen Art ziemlich ähnlich war.

»Der Schnee liegt schon hoch, Durchlaucht. Ich habe bereits die Allee fegen lassen.«

Der Fürst senkte den Kopf und trat auf die Freitreppe. Gott sei Dank, dachte der Verwalter. Nun ist das Gewitter vorübergezogen.

»Sonst hätte man schwer einfahren können, Durchlaucht«, setzte der Verwalter hinzu. »Wie ich gehört habe, soll doch heute der Herr Minister ruhen, zu Euer Durchlaucht ...«

Der Fürst wandte sich jäh nach dem Verwalter um und heftete seinen finsternen Blick fest auf ihn.

»Was? Ein Minister? Was für ein Minister denn? Wer hat das befohlen?« schrie er mit seiner rauhen, schneidenden Stimme. »Für die Prinzessin, meine Tochter, wird nicht gefegt, aber für diesen Minister natürlich! Ich habe mit Ministern nichts zu tun!«

»Durchlaucht, ich dachte nur ...«

»Du dachtest«, schrie der Fürst und stieß die Worte immer hastiger und unzusammenhängender hervor. »Du dachtest ... Ihr Gauner! Ihr Halunken! Ich werde dich denken lehren!« Und er hob seinen Stock auf, schwang ihn über den Verwalter und hätte ihn sicherlich geschlagen, wenn dieser nicht unwillkürlich ausgewichen wäre. »Gedacht hat er ... der Spitzbube!« schrie er wütend. Obwohl der Verwalter, selber über seine Kühnheit, dem Schlag auszuweichen, erschrocken, sich dem Fürsten wieder näherte und ergeben sein kahles Haupt vor ihm neigte, oder vielleicht eben gerade deswegen, hob der Fürst den Stock

nicht noch einmal auf, sondern lief in sein Zimmer und schrie nur immer: »Halunken! ... den Weg zuschütten ... zuschütten!«

Vor dem Mittagessen standen die Prinzessin und Mademoiselle Bourienne, die wußten, daß der Fürst schlechte Laune hatte, zusammen im Zimmer und warteten auf ihn: Mademoiselle Bourienne mit strahlendem Gesicht, auf dem geschrieben stand: Ich weiß von nichts, ich bin so, wie ich immer bin, Prinzessin Marja bleich und erschrocken, mit niedergeschlagenen Augen. Das Bedrückendste für Prinzessin Marja war, daß sie wohl wußte: man mußte sich in solchen Fällen so benehmen wie Mademoiselle Bourienne; das aber brachte sie niemals fertig. Sie dachte: Stelle ich mich so, als ob ich es nicht bemerkte, dann denkt er, ich hätte kein Mitgefühl mit ihm; zeige ich mich aber ärgerlich und schlechter Laune, wird er wie immer sagen, ich ließe ja stets gleich den Kopf hängen.

Der Fürst blickte in das erschrockene Gesicht seiner Tochter und fauchte sie an.

»Dumme Gans!« brummte er.

Und die andere ist gar nicht da. Die haben sie auch schon aufgehetzt, dachte er in bezug auf die kleine Fürstin, die nicht im Speisezimmer anwesend war.

»Wo ist die Fürstin?« fragte er. »Versteckt sie sich?«

»Sie fühlt sich nicht ganz wohl«, erwiderte Mademoiselle Bourienne mit einem heiteren Lächeln. »Sie möchte deshalb ihr Zimmer nicht verlassen. Das ist doch sehr begreiflich in ihrer Lage.«

»Hm! Hm! Kch! Kch!« knurrte der Fürst und setzte sich an den Tisch.

Der Teller kam ihm nicht ganz sauber vor; er zeigte auf den Fleck und schleuderte den Teller beiseite. Tichon fing ihn auf und reichte ihn dem Büfettidiener.

Die kleine Fürstin fühlte sich durchaus nicht unwohl, aber sie hatte eine so unüberwindliche Furcht vor dem Fürsten, daß sie, als sie gehört hatte, er sei schlechter Laune, zu dem Entschluß gekommen war, auf ihrem Zimmer zu bleiben.

»Ich habe nur Angst um das Kind«, hatte sie zu Mademoiselle Bourienne gesagt. »Weiß der liebe Gott, was durch Schreck alles geschehen kann.«

Überhaupt lebte die Fürstin in Lysyja-Gory ständig unter dem Druck einer ängstlichen Abneigung gegen den alten Fürsten, die ihr aber nicht zum Bewußtsein kam, weil sie ganz von Furcht überwuchert wurde, so daß sie sich über dieses Gefühl nicht recht klar werden konnte. Der Fürst empfand ebenfalls eine Abneigung gegen sie, die aber gänzlich durch Verachtung erstickt wurde. Die Fürstin hatte, nachdem sie in Lysyja-Gory etwas heimisch geworden war, ganz besonders Mademoiselle Bourienne in ihr Herz geschlossen, verbrachte ganze Tage mit ihr, bat sie, in ihrem Zimmer zu schlafen, und sprach oft mit ihr über den Schwiegervater, ohne mit ihrem Urteil hinter dem Berge zu halten.

»Il vous arrive du monde, mon prince«, sagte Mademoiselle Bourienne, indem sie ihre weiße Serviette auseinanderfaltete. »Son Excellence le prince Kouraguine avec son fils, à ce que j'ai entendu dire?« fügte sie fragend hinzu.

»Hm ... diese Exzellenz ist ein dummer Junge ... ich habe ihn schon auf die Schule gebracht«, erwiderte der Fürst gereizt. »Und warum er seinen Sohn mitbringt, ist mir unverständlich. Die Fürstin Lisaweta Karlowna und Prinzessin Marja wissen das vielleicht, ich aber verstehe nicht, warum er ihn mit hierherbringt. Ich brauche ihn nicht.« Und er sah auf seine errötende Tochter. »Bist wohl krank? Hast wohl auch Angst vor diesem Minister, wie ihn dieser Schwätzer, der Alpatytsch, nennt?«

»Nein, mon père.«

Ogleich Mademoiselle Bourienne mit ihrem ersten Gesprächsthema arg danebengetappt war, schwieg sie doch nicht still, sondern schwatzte lustig weiter über die Orangerie und über die Schönheit irgendeiner soeben aufgeblühten Blume, so daß der Fürst nach der Suppe schon ganz besänftigt war.

Nach dem Mittagessen besuchte er seine Schwiegertochter. Die Fürstin saß an einem kleinen Tischchen und schwatzte mit ihrer Zofe Mascha. Als sie den Schwiegervater eintreten sah, wurde sie ganz blaß.

Sie hatte sich sehr verändert. Man konnte sie jetzt eher häßlich als hübsch nennen. Ihre Wangen waren eingefallen, die Lippen hatten sich nach oben gezogen, und ihre Augen lagen in tiefen Höhlen.

»Mir ist zu schwer zumute«, erwiderte sie auf die Frage des Fürsten nach ihrem Befinden.

»Willst du etwas?«

»Nein, merci, mon père.«

»Nun schön, schön.«

Er ging hinaus und trat in das Geschäftszimmer. Hier stand mit gesenktem Kopf der Verwalter Alpatytsch.

»Ist der Weg zugeschüttet?«

»Zu Befehl, Durchlaucht, verzeihen Sie um Gottes willen ... es war nur aus Dummheit ...«

Der Fürst unterbrach ihn und lachte in seiner unnatürlichen Weise.

»Schon gut, schon gut.«

Er reichte Alpatytsch die Hand, die dieser küßte, und ging in sein Arbeitszimmer.

Gegen Abend kam Fürst Wassilij an. Auf dem »Preschpekt« – so nannte die Dienerschaft den Prospekt oder die Allee – kamen ihm die Kutscher und Lohndiener entgegen und schafften mit viel Geschrei seine Schlitten und Wagen über den absichtlich mit Schnee verschütteten Weg nach dem Flügel hin.

Dem Fürsten Wassilij und Anatol waren getrennte Zimmer angewiesen worden. Anatol hatte den Rock ausgezogen, die Arme in die Seiten gestemmt und saß an einem Tisch, die großen, schönen Augen mit einem Lächeln starr und zerstreut auf eine Ecke dieses Tisches geheftet. Er betrachtete sein ganzes Leben als eine ununterbrochene Kette von Zerstreuungen, die irgend jemand aus irgendeinem Grund immer eigens für ihn in Szene zu setzen habe. In diesem Licht betrachtete er auch jetzt seine Reise zu dem bösen alten Herrn und der reichen häßlichen Erbin. Seiner Ansicht nach konnte diese Sache sehr gut und vergnüglich ausgehen. Warum soll ich sie denn nicht heiraten, wenn sie doch so reich ist? Das stört ja weiter nicht, dachte Anatol.

Er rasierte und parfümierte sich in der eleganten, stutzerhaften Art, die ihm zur Gewohnheit geworden war, und trat, den schönen Kopf hoch aufgerichtet, mit der ihm angeborenen gutmütigen und siegesbewußten Miene in das Zimmer seines Vaters. Zwei Kammerdiener waren eifrig damit beschäftigt, den Fürsten Wassilij anzukleiden, er

selber sah sich lebhaft um und nickte dem eintretenden Sohn vergnügt zu, als wollte er zu ihm sagen: Recht so! So will ich dich haben!

»Hör mal, Vater, Scherz beiseite, ist sie wirklich so häßlich? Was?« fragte er wie in Fortsetzung eines Gespräches, das sie unterwegs oft geführt hatten.

»Sei still! Das sind ja nur Dummheiten! Die Hauptsache ist: bemühe dich, dem alten Fürsten gegenüber ehrerbietig und vernünftig zu sein.«

»Wenn er anfängt zu schimpfen, laufe ich fort«, sagte Anatol. »Ich kann diese alten Rauheine nicht ausstehen.«

»Denke daran, daß davon dein Schicksal abhängt.«

Indessen war im Mädchenzimmer nicht nur die Ankunft des Ministers mit seinem Sohn bekannt geworden, sondern es war auch bereits das Äußere der beiden bis in alle Einzelheiten beschrieben worden. Prinzessin Marja saß allein in ihrem Zimmer und versuchte vergeblich, ihrer inneren Erregung Herr zu werden. Warum hat man mir das geschrieben, warum hat Lisa mit mir darüber gesprochen? Das kann doch nicht sein! sagte sie zu sich selber und betrachtete sich im Spiegel. Wie soll ich nur in den Salon hineingehen? Selbst wenn er mir gefiele, könnte ich jetzt ihm gegenüber doch nicht so sein, wie ich wirklich bin. Und schon der Gedanke an den Blick ihres Vaters jagte ihr Schrecken ein.

Die kleine Fürstin und Mademoiselle Bourienne hatten von ihrer Zofe Mascha schon alle nötigen Einzelheiten erfahren: was für ein frischer, hübscher junger Mann mit dunklen Augenbrauen der Ministersohn sei, wie sein Papa nur mühsam die Treppe heraufgekommen sei, während er leichtfüßig, immer drei Stufen auf einmal nehmend, nur so heraufgeflogen sei. Nachdem sie diese Kunde erhalten hatten, begaben sich die kleine Fürstin und Mademoiselle Bourienne ins Zimmer der Prinzessin, und ihre lebhaft erregten Stimmen waren schon vom Korridor aus zu hören.

»Ils sont arrivés, Marie, wissen Sie es schon?« rief die kleine Fürstin, eilte mit ihrem schwankenden Gang herbei und ließ sich schwerfällig auf einen Sessel nieder. Sie war nicht mehr in der Bluse wie am Morgen, sondern hatte ihr bestes Kleid angezogen. Ihr Haar war sorgfältig frisiert und ihr Gesicht heiter und lebhaft, was jedoch über ihre eingesunkenen und welk gewordenen Züge nicht hinwegtäu-

schen konnte. In dieser gewählten Toilette, in der sie sich gewöhnlich in Petersburger Gesellschaften gezeigt hatte, trat noch deutlicher zutage, wie häßlich sie geworden war. Auch an Mademoiselle Bourienne bemerkte man eine gewisse Vervollkommnung ihres Anzuges, die ihr hübsches, frisches Gesicht noch anziehender erscheinen ließ.

»Eh bien, et vous restez comme vous êtes, chère princesse?« fing sie an. »Gleich wird man melden, daß die Herren im Salon sind, wir werden hinuntergehen müssen, und Sie haben noch nicht ein bißchen Toilette gemacht!«

Die kleine Fürstin stand vom Sessel auf, klingelte nach der Zofe und fing eilig und vergnügt an, Vorschläge zu machen, was Prinzessin Marja wohl anziehen könne, und half ihr, diese zur Ausführung zu bringen. Prinzessin Marja fühlte sich im Bewußtsein ihrer eignen Würde gekränkt, weil das Kommen des ihr angekündigten Bewerbers sie so sehr in Erregung versetzte, und noch mehr darüber, daß ihre beiden Freundinnen dies für etwas ganz Selbstverständliches ansahen. Hätte sie ihnen aber gesagt, wie sehr sie sich selbst und auch ihretwegen schämte, so hätte sie dadurch ihre Erregung verraten; hätte sie sich gegen den Putz, den man ihr vorschlug, gesträubt, so hätte sie damit nur ein weiteres Necken heraufbeschworen. Sie wurde über und über rot, ihre schönen Augen trübten sich und ihr Gesicht bekam Flecken und jenen unschönen Ausdruck eines Opfertiers, den es häufig zu tragen pflegte. Widerstandslos überließ sie sich Mademoiselle Bouriennes und Lisas Händen. Diese beiden Frauen mühten sich ganz ernsthaft damit ab, sie so hübsch wie nur möglich zu machen. Da Prinzessin Marja so häßlich war, daß keiner der beiden anderen der Gedanke auch nur in den Kopf kam, sie könne eine von ihnen ausstechen, so bemühten sie sich vollkommen aufrichtig um ihre Toilette mit jener naiven, festen, weiblichen Überzeugung, daß der Anzug ein Gesicht schön machen könne.

»Nein wirklich, ma bonne amie, das Kleid ist nicht hübsch«, sagte Lisa und musterte die Prinzessin von weitem von der Seite. »Du hast doch ein zimtfarbenes, laß dir das doch bringen. Wirklich! Was willst du denn, vielleicht entscheidet das dein ganzes Schicksal. Aber dieses Kleid hier ist zu hell, das ist nicht hübsch, nein.«

Aber es war nicht das Kleid, was nicht hübsch war, sondern das Gesicht und die ganze Gestalt der Prinzessin, doch das fühlte weder

Mademoiselle Bourienne noch die kleine Fürstin: sie glaubten beide, daß alles gut und schön sein würde, wenn sie nur ein blaues Band in das hochgekämmte Haar flöchten, eine blaue Schärpe um das zimtfarbene Kleid schlängen und so weiter, und so weiter. Sie dachten nicht daran, daß sie dadurch das erschrockene Gesicht und die ganze Gestalt der Prinzessin doch nicht ummodelln konnten, und wenn sie auch den Rahmen und Schmuck dieses Gesichtes noch so sehr veränderten, das Gesicht selber blieb doch immer kläglich und häßlich. Nach zwei- oder dreimaligem Umziehen, dem sich Prinzessin Marja ergeben unterwarf, stand sie endlich mit hochgekämmtem Haar – einer Frisur, die ihr Gesicht völlig veränderte und sie ganz entstellte – und der blauen Schärpe in dem zimtfarbenen Kleid vor der kleinen Fürstin da. Diese ging ein paarmal um sie herum, zupfte mit ihren kleinen Händen hier und da eine Falte zurecht, legte die Schärpe gerade und betrachtete sie mit vorgeneigtem Kopf bald von der einen, bald von der anderen Seite.

»Nein, so geht das nicht«, sagte sie endlich in aller Entschiedenheit und klappte die Hände zusammen. »Non, Marie, décidément ça ne vous va pas. Ich sehe dich viel lieber in deinem einfachen grauen Alltagskleid. Non, de grâce, faites cela pour moi. Katja«, rief sie der Zofe zu, »bring das graue Kleid. Sie werden sehen, Mademoiselle Bourienne, was ich daraus machen werde«, sagte sie lächelnd im Vorgesmack ihrer Künstlerfreude.

Aber als Katja das gewünschte Kleid brachte, saß Prinzessin Marja starr vor dem Spiegel, blickte in ihr Gesicht, und Katja sah, daß in ihren Augen Tränen standen und ihr Mund zitterte, als wolle sie anfangen zu schluchzen.

»Voyons, chère princesse«, sagte Mademoiselle Bourienne, »nur noch einen letzten Anlauf.«

Die kleine Fürstin nahm der Zofe das Kleid ab und trat auf Prinzessin Marja zu.

»Nein, jetzt halten wir das ganz schlicht und lieb«, sagte sie.

Die Stimmen von ihr, Mademoiselle Bourienne und Katja, die über alles lachte, flossen zu einem lustigen Einklang zusammen, ähnlich einem Vogelgezwitscher.

»Non, laissez-moi!« bat Prinzessin Marja.

Und aus ihrer Stimme tönte so viel Ernst und Qual, daß das Vogelgezwitzcher augenblicklich verstummte. Sie sahen, wie ihre großen, schönen Augen, gedankenschwer und voll Tränen, sie klar und bittend anblickten, und verstanden, daß alles weitere Zureden zwecklos und sogar grausam wäre.

»So ändere wenigstens die Frisur«, sagte die kleine Fürstin. »Ich habe es Ihnen gleich gesagt«, fügte sie mit einem Vorwurf zu Mademoiselle Bourienne gewandt hinzu. »Marie hat ein Gesicht, zu dem diese Art von Frisur durchaus nicht paßt. Mais du tout, du tout! Changez de grâce!«

»Laissez-moi, laissez-moi, das ist mir ja alles ganz gleichgültig«, erwiderte Prinzessin Marja mit einer Stimme, der man die verhaltenen Tränen anhörte.

Mademoiselle Bourienne und die kleine Fürstin mußten sich selber eingestehen, daß Prinzessin Marja in diesem Aufzug sehr häßlich aussah, häßlicher als gewöhnlich, aber es war bereits zu spät. Sie sah sie mit jenem Ausdruck an, den sie so wohl an ihr kannten, mit dieser gedankenschweren, wehmütigen Miene. Doch dieser Ausdruck erweckte in ihnen keine Furcht vor Prinzessin Marja – ein solches Gefühl flöbte sie niemandem ein –, aber sie wußten, daß, wenn sich dies auf ihrem Gesicht zeigte, sie stumm und unerschütterlich auf ihren Entschlüssen beharrte.

»Du wirst sie ändern, nicht wahr?« sagte Lisa und verließ, als Prinzessin Marja keine Antwort gab, das Zimmer.

Prinzessin Marja blieb allein. Sie erfüllte Lisas Wunsch nicht und ließ nicht nur ihre Frisur so, wie sie war, sondern sah nicht einmal mehr in den Spiegel. Erschöpft schlug sie die Augen nieder und ließ die Hände sinken, setzte sich still hin und dachte nach. Sie träumte von dem Mann, einem starken, alles überwindenden Mann, der sie auf ganz unbegreifliche Weise anzog und plötzlich in seine eigne, ihr ganz fremde, glückliche Welt hinübertragen sollte. Und sie stellte sich vor, wie ein solches Kindchen, wie sie es gestern bei der Tochter ihrer Amme gesehen hatte, als ihr eigenes an ihrer eigenen Brust liegen würde. Und der Mann stand neben ihr und blickte zärtlich bald auf sie, bald auf das Kindchen. Nein, nein, das ist unmöglich; ich bin zu häßlich, dachte sie.

»Der Teetisch ist fertig. Seine Durchlaucht werden sogleich erscheinen«, meldete an der Tür das Stubenmädchen.

Die Prinzessin kam zu sich und erschrak über das, woran sie soeben gedacht hatte. Sie erhob sich, trat aber, ehe sie hinunterging, noch einmal vor den Schrein, heftete den Blick auf das von einem Lämpchen erleuchtete, rauchgeschwärzte Gesicht des großen Erlöserbildes und blieb mit gefalteten Händen ein paar Augenblicke vor ihm stehen. Prinzessin Marjas Seele erfüllten quälende Zweifel. Waren für sie die Freuden der Liebe, der irdischen Liebe zu einem Mann, überhaupt möglich? Wenn sie an eine Ehe dachte, träumte sie wohl auch von Familienglück und von Kindern, aber das, was sie hauptsächlich und am stärksten und geheimsten beschäftigte, war doch der Gedanke an die Liebe eines Mannes. Und je mehr sie sich bemühte, diese Gedanken vor allen anderen, ja sogar vor sich selber zu verbergen, um so häufiger kamen sie ihr. Mein Gott, betete sie, wie kann ich nur in meinem Herzen diese Eingebungen des Teufels ersticken? Wie kann ich nur auf immer diese sündhaften Gedanken loswerden, um in Frieden deinen Willen zu erfüllen? Aber kaum hatte sie diese Frage gestellt, als ihr Gott schon die Antwort in ihrem eigenen Herzen eingab: Wünsche nichts für dich selbst, suche nicht, errege dich nicht und sei nicht neidisch. Die Zukunft der Menschen und dein eignes Schicksal sollen dir unbekannt bleiben, aber lebe so, daß du immer zu allem bereit bist. Wenn es Gott gefallen sollte, dir die Pflichten einer Ehe aufzuerlegen, so sei bereit, seinen Willen zu erfüllen. Bei diesem beruhigenden Gedanken – aber immerhin in der Hoffnung auf Erfüllung ihrer unerlaubten irdischen Träume – seufzte Prinzessin Marja tief auf, bekreuzigte sich und ging dann hinunter, ohne an ihr Kleid oder ihre Frisur oder daran zu denken, wie sie eintreten und was sie sagen sollte. Wie nichtig war doch das alles im Vergleich mit der Vorsehung Gottes, ohne dessen Willen kein Haar vom Kopf eines Menschen fällt.

4

Als Prinzessin Marja eintrat, saß Fürst Wassilij mit seinem Sohn bereits im Salon und unterhielt sich mit der kleinen Fürstin und Mademoiselle Bourienne. Mit ihrem schweren Gang, den ganzen Fuß mit der Ferse aufsetzend, ging Prinzessin Marja durchs Zimmer. Die Herren und Mademoiselle Bourienne standen auf, und die kleine Fürstin wies mit der Hand auf ihre Schwägerin und sagte zu den Gästen: »Da ist Marie.«

Prinzessin Marja sah alle an und beobachtete alles genau. Sie betrachtete das Gesicht des Fürsten Wassilij, das bei ihrem Anblick einen Augenblick ernsthaft geworden war, dann aber gleich wieder lächelte, beobachtete, wie die kleine Fürstin neugierig auf den Gesichtern der Gäste den Eindruck festzustellen suchte, den Marie hervorbrachte. Sie sah Mademoiselle Bourienne mit ihrem Band und dem hübschen Gesicht, den Blick so angeregt wie noch nie auf ihn gerichtet, ihn aber konnte sie nicht sehen: sie sah nur etwas Großes, Helles und Schönes, das auf sie zukam, als sie ins Zimmer trat. Zuerst kam Fürst Wassilij zu ihr heran, und sie küßte seinen kahlen Kopf, der sich über ihre Hand beugte, und antwortete ihm auf seine Frage, daß sie sich ganz im Gegenteil noch sehr gut auf ihn besinnen könne. Dann trat Anatol auf sie zu. Sie sah ihn noch immer nicht, fühlte nur eine weiche Hand, die fest die ihrige ergriff, und berührte kaum seine weiße Stirn unter dem prachtvollen, blonden, pomadisierten Haar. Als sie ihn dann endlich ansah, setzte seine Schönheit sie in Erstaunen. Anatol hatte den Daumen der rechten Hand hinter einen Knopf seines geschlossenen Uniformrockes gesteckt, die Brust herausgereckt und den Rücken geradegerichtet, wiegte sich, den Kopf leicht zur Seite geneigt, auf dem einen nach hinten gestellten Bein und sah die Prinzessin schweigend und heiter an, anscheinend ohne überhaupt an sie zu denken. Anatol war nicht gerade gewandt und schnell in der Unterhaltung, aber er besaß die in der großen Welt kostbare Gabe eines ruhigen, unerschütterlichen Selbstvertrauens. Wenn ein Mensch mit mangelndem Selbstvertrauen bei einem ersten Bekanntwerden schweigt und das Bewußtsein der Ungeschicklichkeit dieses Schweigens und den Wunsch, irgendein Gesprächsthema zu finden, verrät, so gibt er sich dadurch eine Blöße. Anatol aber schwieg, wiegte sich

leicht hin und her und betrachtete belustigt die Frisur der Prinzessin. Man sah deutlich, daß er noch lange mit derselben Ruhe hätte schweigen können. Wenn jemand dieses Schweigen peinlich ist, so kann er ja reden, ich habe keine Lust dazu, schien seine Miene zu sagen. Außerdem pflegte Anatol mit Frauen immer in einer Art umzugehen, die jenen stets Neugier, Furcht und sogar Liebe einflößte: er behandelte sie geringschätzig aus dem Bewußtsein seiner eignen Überlegenheit heraus. Es war, als wollte seine Miene sagen: Ich kenne euch, kenne euch, wozu sich da mit euch abgeben? Euch würde es natürlich freuen, wenn ich es täte! Möglicherweise dachte er das gar nicht, wenn er mit Frauen zusammenkam – und das war sogar anzunehmen, weil er überhaupt wenig dachte –, aber er sah nun einmal so aus und benahm sich so. Die Prinzessin merkte das gleich, und da sie ihm zeigen wollte, daß sie gar nicht daran zu denken wagte, ihn in Anspruch zu nehmen, wandte sie sich wieder dem alten Fürsten zu.

Die Unterhaltung wurde allgemein und sehr angeregt, dank dem frischen Stimmchen der kleinen Fürstin und ihrer Oberlippe mit dem Schnurrbärtchen, die beim Heraufziehen die weißen Zähne sehen ließ. Sie empfing Fürst Wassilij in jenem scherzhaften Ton, dessen sich plauderlustige Leute oft zu bedienen pflegen, deren ganzer Trick nur darin besteht, daß sie zwischen dem Menschen, an den sie sich so wenden, und sich selber irgendwelche schon lange bestehenden Neckereien und lustige, zum Teil nicht allen bekannte, drollige Erinnerungen vermuten lassen, während solche in Wirklichkeit keineswegs vorhanden sind. Obwohl es nun auch zwischen dem Fürsten Wassilij und der kleinen Fürstin keinerlei solche Erinnerungen gab, stimmte Fürst Wassilij doch gern in diesen Ton ein, und die kleine Fürstin verknüpfte diese Erinnerungen mit spaßigen Geschehnissen, die sich niemals ereignet hatten, und zog selbst Anatol mit in diese Plaudereien hinein, den sie doch kaum kannte. Auch Mademoiselle Bourienne nahm an diesen allgemeinen Erinnerungen teil, und sogar Prinzessin Marja fühlte sich mit Vergnügen in dieses lustige Erinnern mit hineingezogen.

»Wenigstens können wir Sie hier einmal völlig genießen, lieber Fürst«, sagte die kleine Fürstin zu Fürst Wassilij, natürlich auf französisch. »Hier ist es nicht so wie bei den Abendgesellschaften

Annettes, wo Sie sich immer so rar machten. Wissen Sie noch, cette chère Annette?«

»Ja, Sie quälen mich aber auch nicht so mit Politik wie Annette!«

»Und wissen Sie noch, unser Teetisch?«

»O ja!«

»Warum waren Sie niemals bei Annette?« fragte die kleine Fürstin Anatol. »Doch ich weiß ja, ich weiß«, fügte sie, sich plötzlich erinnernd, hinzu. »Ihr Bruder Hippolyt hat mir ja von Ihnen erzählt. Oh!« Und sie drohte ihm mit dem Finger. »Schon in Paris! Ich weiß, weiß von Ihren Streichen.«

»Aber er, Hippolyt, hat dir das wohl nicht erzählt?« sagte Fürst Wassilij, zu seinem Sohn gewandt, und faßte die kleine Fürstin dabei an der Hand, als könne sie ihm entweichen und er sie nur mit Mühe festhalten. »Das hat er dir wohl nicht erzählt, wie er selber, der Hippolyt, zu Füßen unserer lieben Fürstin hier geschmachtet hat und wie sie le mettait à la porte? Oh, c'est la perle des femmes, princesses!« wandte er sich an Prinzessin Marja.

Als das Wort Paris fiel, versäumte wiederum Mademoiselle Bourienne nicht die Gelegenheit, sich ebenfalls in das allgemeine Erinnerungsgespräch einzumischen.

Sie erlaubte sich die Frage, ob es schon lange her sei, daß Anatol in Paris gewesen sei, und wie ihm diese Stadt gefallen habe. Anatol antwortete der kleinen Französin sehr bereitwillig, sah sie lächelnd an und unterhielt sich mit ihr über ihr Vaterland. Nachdem er die hübsche Bourienne gesehen hatte, war er ganz entschieden zu der Ansicht gekommen, daß es hier in Lysyja-Gory gar nicht so langweilig werden würde. Nicht übel, dachte er, indem er sie betrachtete, diese demoiselle de compagnie ist wirklich gar nicht übel. Hoffentlich nimmt sie die mit, wenn wir heiraten, la petite est gentille.

Der alte Fürst nahm sich in seinem Zimmer lange Zeit zum Anziehen, machte ein finsternes Gesicht und überlegte, was er tun solle. Die Ankunft dieser Gäste ärgerte ihn. »Was geht mich dieser Fürst Wassilij und sein Früchtchen von Sohn an? Der Alte ist ein Prahlhans, ein ganz hohler Mensch, na, und der Junge wird wohl auch nicht viel besser sein«, brummte er vor sich hin. Es ärgerte ihn, daß die Ankunft dieser Gäste in seiner Seele eine noch unentschiedene, immer wieder unterdrückte Frage aufleben ließ, eine Frage, über die sich der alte

Fürst bisher immer noch hinweggetäuscht hatte. Es war die Frage, ob er sich jemals dazu entschließen könne, sich von Prinzessin Marja zu trennen und sie zu verheiraten. Der Fürst hatte sich niemals dazu aufrufen können, sich offen diese Frage vorzulegen, da er im voraus wußte, daß er sie nur gerecht beantworten würde, aber gerade eben diese gerechte Antwort stand in Widerspruch zu seinem Gefühl und mehr noch zu allen seinen Lebensgewohnheiten. Nikolaj Andrejewitsch konnte sich ein Leben ohne Prinzessin Marja, obwohl er sie scheinbar nur wenig schätzte, überhaupt nicht vorstellen. Und wozu soll sie heiraten? dachte er. Sie wird ja doch nur unglücklich werden. Lisa und Andrej zum Beispiel – und einen besseren Mann kann man doch wohl schwerlich finden –, sind die etwa mit ihrem Schicksal zufrieden? Und wer soll sie denn aus Liebe nehmen? So häßlich und ungeschickt, wie sie ist? Die wird doch nur der Verbindungen, nur des Geldes wegen geheiratet. Leben denn andre nicht auch als alte Jungfern? Und noch glücklicher dazu? So dachte Nikolaj Andrejewitsch, während er sich anzog, und dabei verlangte doch die immer wieder hinausgeschobene Frage eine augenblickliche Entscheidung. Fürst Wassilij hatte doch offenbar seinen Sohn in der Absicht mit hierhergebracht, daß dieser einen Antrag machen sollte, und verlangte nun aller Wahrscheinlichkeit nach schon heute oder morgen eine offene Antwort. Sein Name und seine Stellung in der Welt waren allerdings angemessen. Ach was, ich bin nicht dagegen, sagte der Fürst zu sich selber. Aber er muß ihrer auch wert sein. Und das wollen wir erst einmal sehen. »Das wollen wir doch erst einmal sehen!« sagte er laut. »Das wollen wir erst einmal sehen.«

Und mit rüstigen Schritten, wie immer, ging er in den Salon, streifte alle mit einem schnellen Blick, bemerkte das neue Kleid der jungen Fürstin und das Band bei Mademoiselle Bourienne, sah Prinzessin Marjas unvorteilhafte Frisur, beobachtete, wie die Bourienne und Anatol sich anlächelten und daß Prinzessin Marja inmitten des allgemeinen Gesprächs ganz einsam dasaß. Angeafft hat sie sich wie eine Verrückte! dachte er und warf seiner Tochter einen feindseligen Blick zu. Ob sie sich nicht schämt, und er will gar nichts von ihr wissen!

Er trat auf den Fürsten Wassilij zu.

»Nun willkommen, willkommen. Freue mich, dich zu sehen.«

»Um eines lieben Freundes willen ist ein Umweg von sieben Werst nicht zu weit«, erwiderte Fürst Wassilij in seiner schnellen, selbstbewußten und vertraulichen Art wie immer. »Hier ist mein zweiter Sohn, ich bitte dich, ihn wohlwollend in dein Herz zu schließen.«

Fürst Nikolaj Andrejewitsch sah Anatol an.

»Ein forscher Junge, ein forscher Junge!« sagte er. »Na, komm her und gib mir einen Kuß.« Und er hielt ihm die Backe hin.

Anatol küßte den Alten und sah ihn neugierig, aber vollkommen ruhig an, als warte er darauf, daß nun bald die Wunderlichkeiten zutage treten sollten, auf die ihn der Vater vorbereitet hatte.

Fürst Nikolaj Andrejewitsch setzte sich auf seinen gewohnten platz in der Sofaecke, zog einen Sessel für den Fürsten Wassilij herbei, lud diesen durch eine Handbewegung ein, neben ihm Platz zu nehmen, und fing an, sich mit ihm über Politik und die neuesten Neuigkeiten zu unterhalten. Er tat, als höre er den Worten des Fürsten Wassilij mit größter Aufmerksamkeit zu, beobachtete dabei aber unausgesetzt Prinzessin Marja.

»So hat man also bereits aus Potsdam geschrieben?« wiederholte er die letzten Worte des Fürsten Wassilij, stand aber plötzlich auf und ging auf seine Tochter zu. »Du hast dich wohl für die Gäste so herausgeputzt, was?« fragte er. »Entzückend, wirklich entzückend! Der Gäste wegen hast du dich wohl auch neumodisch frisiert? Ich aber sage dir hier vor allen Gästen, daß du in Zukunft dich nie wieder unterstehen sollst, dich anders anzuziehen, ohne mich vorher zu fragen!«

»Das ist meine Schuld, mon père«, nahm sie die kleine Fürstin errötend in Schutz.

»Sie haben Ihren freien Willen«, sagte Fürst Nikolaj Andrejewitsch und machte vor seiner Schwiegertochter einen Kratzfuß, »sie aber darf sich nicht noch mehr entstellen, sie ist schon so häßlich genug.«

Und er setzte sich wieder auf seinen alten Platz, ohne seine Tochter, die er bis zu Tränen gebracht hatte, nun noch weiter zu beachten.

»Ganz im Gegenteil, diese Frisur steht Prinzessin Marja ausgezeichnet«, bemerkte Fürst Wassilij.

»Na, mein lieber junger Fürst, wie heißt du doch?« sagte Fürst Nikolaj Andrejewitsch und wandte sich zu Anatol. »Komm doch einmal her, wir wollen zusammen plaudern, um uns kennenzulernen.«

Jetzt geht die Komödie los, dachte Anatol und setzte sich mit einem Lächeln neben den alten Herrn.

»Na also, mein Lieber, du bist, wie ich höre, im Ausland erzogen worden? Hast also nicht, wie dein Vater und ich, beim Küster Lesen und Schreiben gelernt? Sag mal, mein Freund, und jetzt stehst du bei der Gardekavallerie?« fragte der Alte und sah Anatol näher und aufmerksamer an.

»Nein, ich bin zur Armee übergetreten«, erwiderte Anatol, der sich kaum das Lachen verbeißen konnte.

»Schön, ausgezeichnet! Du willst also, mein Lieber, dem Zaren und dem Vaterland dienen? Wir haben ja Krieg. Da muß so ein junger, strammer Bursche schon ran, muß dienen. Willst wohl gar zur Front?«

»Nein, Fürst, unser Regiment ist ausgerückt. Ich bin jetzt abkommandiert ... Wem bin ich eigentlich zugezählt worden, Papa?« wandte sich Anatol lachend an seinen Vater.

»Das nenne ich Dienst! Großartig! ›Wem bin ich zugezählt worden?‹ Hahaha!« lachte Fürst Nikolaj Andrejewitsch. Anatol stimmte noch lauter in dieses Gelächter ein. Plötzlich wurde Fürst Nikolaj Andrejewitsch wieder finster.

»Na, kannst nun wieder gehen, es ist gut«, sagte er zu Anatol. Anatol gesellte sich lächelnd wieder zu den Damen.

»Du hast deine Kinder also im Ausland erziehen lassen, nicht wahr?« wandte sich der alte Fürst wieder an Fürst Wassilij.

»Ich habe getan, was ich konnte, und ich sage dir, die dortige Erziehung ist allerdings weit besser als die unsrige.«

»Ja, heutzutage ist alles anders, alles neumodisch. Ein forscher Junge, dein Jüngster, ein forscher Junge! Na, komm mit in mein Zimmer.«

Er nahm Fürst Wassilij's Arm und führte ihn in sein Zimmer.

Als dieser sich mit dem alten Fürsten unter vier Augen sah, weihte er ihn sogleich in seine Wünsche und Hoffnungen ein.

»Du denkst wohl«, fuhr ihn der alte Fürst ärgerlich an, »daß ich sie halte, mich nicht von ihr trennen kann? Bilde dir das nur nicht ein«,

wiederholte er gereizt. »Meinetwegen morgen schon! Nur das eine sage ich dir: ich will meinen Schwiegersohn erst besser kennen lernen. Du kennst meinen Grundsatz: Immer offen und ehrlich. Ich werde sie morgen in deiner Gegenwart fragen; will sie, dann mag er meinerwegen noch eine Weile hier bleiben. Mag er hier bleiben, dann werde ich ja sehen.« Der Fürst fauchte. »Meinetwegen kann sie ihn heiraten, mir ist das einerlei«, schrie er ebenso scharf und schneidend, wie er beim Abschied von seinem Sohn geschrien hatte.

»Ich sage dir ganz offen«, erwiderte Fürst Wassilij in dem pffiffigen Ton eines Menschen, der von der Zwecklosigkeit, einen scharfsinnigen Gegner überlisten zu wollen, überzeugt ist, »denn du durchschaust ja doch alle Leute, Anatol ist nicht gerade ein Genie, aber ein ehrlicher, guter Junge, ein prächtiger Sohn und Verwandter.«

»Na, schon gut, schon gut. Wir werden ja sehen.«

Wie alle alleinstehenden Frauen, die lange die Gesellschaft eines Mannes entbehrt haben, so fühlten auch die Damen im Hause des Fürsten Nikolaj Andrejewitsch bei Anatols Erscheinen alle drei, daß ihr Leben bisher kein Leben gewesen war. Die Kraft zu denken, zu fühlen und zu beobachten hatte sich augenblicklich bei ihnen allen verzehnfacht. Als hätten sie bisher in tiefer Finsternis zugebracht, so fühlten sie auf einmal ihr ganzes Leben von einem neuen, bedeutungsvollen Licht übergossen.

Prinzessin Marja dachte überhaupt nicht mehr an ihr Gesicht und ihre Frisur. Die hübschen offenen Züge des jungen Menschen, der möglicherweise ihr Gatte werden würde, verschlangen ihre ganze Aufmerksamkeit. Er erschien ihr gutmütig, tapfer, fest, männlich und hochherzig. Davon war sie überzeugt. Tausend Träume von ihrem künftigen Familienleben umgaukelten ständig ihre Sinne. Aber sie verscheuchte sie und bemühte sich, das nicht zu zeigen.

Bin ich auch nicht zu kalt gegen ihn? dachte Prinzessin Marja. Ich bemühe mich, zurückhaltend gegen ihn zu sein, weil ich mich ihm in tiefster Seele schon allzu nah fühle, er aber weiß doch nicht, was ich von ihm denke, und könnte womöglich annehmen, daß ich ihn nicht mag.

Prinzessin Marja bemühte sich, liebenswürdig gegen den neuen Gast zu sein, brachte es aber nicht fertig. La pauvre fille! Sie ist verteufelt häßlich, dachte Anatol von ihr.

Mademoiselle Bourienne jedoch, die ebenfalls durch die Ankunft Anatols in höchste Erregung versetzt war, dachte anders. Als hübsches junges Mädchen ohne feste Stellung in der Welt, ohne Freunde und Verwandte, ja selbst ohne Heimat, hatte sie natürlich nicht die Absicht, ihr ganzes Leben dem Dienst beim Fürsten Nikolaj Andrejewitsch zu weihen, ihm Bücher vorzulesen und der Prinzessin Marja eine Freundin zu sein. Sie lauerte schon lange auf einen russischen Fürsten, der auf den ersten Blick ihre Vorzüge vor den häßlichen, geschmacklos angezogenen und unbeholfenen russischen Fürstinnen zu würdigen verstünde, sich in sie verlieben und sie entführen würde – und nun war dieser russische Fürst auf einmal da. Mademoiselle Bourienne ging immer eine Geschichte im Kopf herum, die sie einmal von einer Tante gehört und zu der sie sich dann selber den Schluß ausgedacht hatte, und diese Geschichte rief sie sich immer wieder mit Vorliebe ins Gedächtnis zurück. Sie handelte davon, wie eine arme Mutter, *une pauvre mère*, vor ihre verführte Tochter hintrat und ihr darüber Vorwürfe machte, daß sie sich ohne Ehe einem Mann hingegeben habe. Mademoiselle Bourienne wurde oft bis zu Tränen gerührt, wenn sie sich vorstellte, wie sie dann ihm, dem Verführer, diese Geschichte erzählen würde. Und nun war dieser er, ein echt russischer Fürst, auf der Bildfläche erschienen. Er würde sie entführen, dann würde *la pauvre mère* erscheinen, und dann würde er sie heiraten. So entrollte sich in Mademoiselle Bouriennes Kopf ihre ganze künftige Lebensgeschichte, schon während sie sich mit Anatol über Paris unterhielt. Dabei ließ sie sich nicht etwa durch irgend welche Berechnungen leiten – sie dachte nicht einen Augenblick darüber nach, was sie zu tun habe –, sondern dies alles lag schon lange in ihr bereit und fand jetzt nur auf den soeben erschienenen Anatol Anwendung, und sie hatte den eifrigen Wunsch und das Streben, ihm so gut wie nur möglich zu gefallen.

Die kleine Fürstin aber hatte, ganz wie ein altes Soldatenpferd, wenn es die Trompete hört, ganz unbewußt zum Gewohnheitsgalopp der Koketterie angesetzt, ohne dabei an ihre Lage zu denken und ohne jeden Hintergedanken an eine Nebenbuhlerschaft, nur aus naivem, leichtsinnigem Vergnügen.

Obleich sich Anatol in Damengesellschaft immer den Anschein gab, als langweilten ihn alle diese ihm nachlaufenden Frauenzimmer, so fühlte er sich doch in seiner Eitelkeit gekitzelt, als er den Eindruck,

den er auf diese drei Frauen machte, wahrnahm. Außerdem begann er für die hübsche und herausfordernde Bourienne jenes leidenschaftliche, wilde Gefühl zu empfinden, das oft mit außerordentlicher Schnelligkeit über ihn kam und ihn zu den rohesten und kühnsten Handlungen trieb.

Nach dem Tee begab sich die Gesellschaft in das Diwanzimmer, und man bat die Prinzessin, etwas auf dem Klavier vorzutragen. Anatol stand, die Ellbogen auf den Flügel gestützt, neben Mademoiselle Bourienne, und seine Augen strahlten lachend und heiter Prinzessin Marja an. Diese fühlte in quälender, freudiger Erregung seinen Blick auf sich ruhen. Trug schon ihre Liebessonate sie in eine poetische Welt des Empfindens, so steigerte dieser Blick, den sie auf sich ruhen fühlte, dieses poetische Empfinden nur noch mehr. Doch obgleich Anatols Blick auf sie gerichtet war, so bezog er sich doch nicht auf sie, sondern auf Mademoiselle Bourienne, deren Füßchen er gleichzeitig unter dem Flügel mit seinem Fuß berührte. Auch Mademoiselle Bourienne sah Prinzessin Marja an, und in ihren schönen Augen zeigte sich ein der Prinzessin ebenfalls neuer Ausdruck ängstlicher Freude und Hoffnung.

Wie lieb sie mich hat, dachte Prinzessin Marja. Wie glücklich bin ich jetzt, und wie glücklich werde ich sein mit einem solchen Mann und solchen Freunden! Könnte er wirklich mein Mann werden? Und sie wagte nicht ihn anzusehen, fühlte aber immer diesen Blick, der auf sie gerichtet war.

Als man dann abends nach dem Nachtessen auseinanderging, küßte Anatol der Prinzessin die Hand. Sie wußte selber nicht, woher ihr der Mut dazu kam, aber sie schaute ihm gerade in das schöne Gesicht, das ihren kurzsichtigen Augen so nahe war. Dann trat er auf Mademoiselle Bourienne zu und küßte ihr ebenfalls die Hand. Das war zwar nicht ganz passend, aber er tat es vollkommen sicher und einfach. Mademoiselle Bourienne wurde feuerrot und sah erschrocken die Prinzessin an.

Quelle délicatesse, dachte die Prinzessin. Denkt Amélie – so hieß Mademoiselle Bourienne – vielleicht, ich könne auf sie eifersüchtig sein und ihre reine Liebe und Ergebenheit mir gegenüber nicht zu schätzen wissen?

Sie ging auf Mademoiselle Bourienne zu und küßte sie herzlich. Anatol wollte auch der kleinen Fürstin die Hand küssen.

»Non, non, non! Wenn Ihr Vater mir schreibt, daß Sie sich gut geführt haben, dann werde ich Ihnen meine Hand zum Küssen geben. Pas avant.« Und sie drohte ihm lachend mit dem Finger und ging hinaus.

5

Alle gingen auseinander, und alle konnten in dieser Nacht lange nicht einschlafen, außer Anatol, der, wie er sich nur ins Bett gelegt hatte, auch gleich schon eingeschlafen war.

Soll er wirklich mein Mann werden, ausgerechnet dieser fremde, schöne, gute, junge Mensch? Ja, gut ist er, das ist die Hauptsache, dachte Prinzessin Marja, und eine Angst, die sie sonst niemals empfunden hatte, kam über sie. Sie fürchtete sich, sich umzuschauen: ihr war, als stünde dort jemand hinter dem Schirm in der dunklen Ecke. Und dieser Jemand war der Teufel oder er – der junge Mann mit der weißen Stirn, den schwarzen Augenbrauen und dem roten Mund. Sie klingelte nach der Zofe und bat sie, bei ihr im Zimmer zu schlafen.

Mademoiselle Bourienne ging an diesem Abend noch lange im Wintergarten auf und ab und wartete vergeblich auf jemanden. Bald lächelte sie vor sich hin, bald war sie zu Tränen gerührt, wenn sie an die Worte der pauvre mère dachte, die der Tochter über ihren Fall Vorwürfe machte.

Die kleine Fürstin haderte mit ihrer Zofe darüber, daß das Bett schlecht gemacht sei. Sie konnte sich weder auf die Seite noch nach vorn legen. Alles war ihr lästig und schwer. Ihr Leib war ihr un bequem. Sie fühlte das gerade heute mehr denn je, weil die Gegenwart Anatols sie so lebhaft in jene Zeit zurückversetzt hatte, da dies noch nicht gewesen war und sie sich noch leicht und froh gefühlt hatte. Sie saß in ihrer Nachtjacke und Nachthaube im Lehnstuhl. Schon zum drittenmal schüttelte und wendete die schlaftrunkene Katja mit halbaufgelösten Zöpfen brummend das schwere Federbett um.

»Ich habe dir schon einmal gesagt, es ist alles wie Berg und Tal«, behauptete die kleine Fürstin. »Ich wäre doch selber froh, wenn ich einschlafen könnte; ich bin doch nicht schuld daran.« Und ihre Stimme fing an zu zittern wie die eines kleinen Kindes, das zu weinen anfangen will.

Der alte Fürst schlief ebenfalls nicht. Tichon hörte halb im Schlaf, wie er grimmig im Zimmer auf und ab ging und schnaufte. Fürst Nikolaj

Andrejewitsch hatte den Eindruck, als wäre er in der Person seiner Tochter beleidigt worden. Und diese Beleidigung war um so größer, weil sie nicht ihn betraf, sondern einen anderen: seine Tochter, die er mehr liebte als sich selbst. Er sagte sich, er werde schon die ganze Sache überlegen und das herausfinden, was gerecht sei und getan werden müsse, statt dessen regte er sich aber nur immer mehr und mehr auf.

»Da erscheint nun der erste beste auf der Bildfläche – und gleich ist der Vater und alles andere vergessen. Sie läuft nach oben, frisiert sich, wedelt mit dem Schwanz und ist nicht wiederzuerkennen. Freut sich, den alten Vater zu verlassen. Und dabei wußte sie doch, daß ich es bemerken würde. Frr... frr... frr...« fauchte er. »Als ob ich nicht sähe, daß dieser Strohkopf nur für die kleine Bourienne Augen hat. Fortjagen müßte man sie! Daß Marja nicht so viel Stolz hat, um das zu verstehen. Und wenn schon nicht um ihretwillen – wenn sie nun einmal keinen Stolz hat –, so dann wenigstens um meinetwillen. Man muß ihr klarmachen, daß dieser Windbeutel gar nicht an sie denkt, sondern immer nur die Bourienne angafft. Sie hat wirklich keinen Stolz, aber ich werde es ihr schon zeigen ...«

Der alte Fürst wußte, daß, wenn er Prinzessin Marja sagen würde, daß sie sich täusche und Anatol nur darauf ausgehe, der Bourienne den Hof zu machen, er ihre Eigenliebe reizen und somit gewonnenes Spiel haben würde, das heißt: sein Wunsch, sich nicht von seiner Tochter zu trennen, würde dann in Erfüllung gehen. Deshalb beruhigte er sich ein wenig, rief Tichon und fing an sich auszukleiden.

Die hat der Teufel hierhergeführt! dachte er, während Tichon seinen hageren Greisenkörper, der an der Brust mit grauen Haaren bedeckt war, mit dem Nachthemd bekleidete. Ich habe sie nicht hergerufen. Sie sind nur gekommen, um mir mein Leben zu zerstören. Es ist zwar sowieso nicht mehr viel davon übrig.

Und während man ihm das Nachthemd über den Kopf zog, murmelte er noch: »Der Teufel soll sie holen!«

Tichon kannte diese Gewohnheit des Fürsten, seinen Gedanken manchmal laut Ausdruck zu verleihen, und begegnete deshalb dem ärgerlich fragenden Blick seines nun wieder aus dem Hemd zum Vorschein gekommenen Herrn mit unverändertem Gesichtsausdruck.

»Haben sie sich schlafen gelegt?« fragte der Fürst.

Wie alle guten Diener erriet Tichon instinktmäßig die Gedankenrichtung seines Herrn. Er wußte gleich, daß er nach Fürst Wassilij und dessen Sohn gefragt worden war.

»Die Herrschaften haben sich schlafen gelegt und das Licht ausgelöscht, Durchlaucht.«

»Brauchten gar nicht erst zu kommen«, murmelte der Fürst hastig, fuhr mit den Füßen in die Pantoffel und mit den Armen in den Schlafrock und legte sich dann auf den Diwan, auf dem er schlief.

Obgleich zwischen Anatol und Mademoiselle Bourienne noch kein Wort gefallen war, so hatten sie doch, was den ersten Teil ihres Romans bis zum Erscheinen der pauvre mère anbetrifft, einander vollkommen verstanden, waren sich darüber klargeworden, daß sie sich im geheimen viel zu sagen hatten, und suchten daher gleich früh am Morgen nach einer Gelegenheit, sich unter vier Augen zu sehen. Als nun Prinzessin Marja zur gewohnten Stunde zu ihrem Vater ging, hatten sich Mademoiselle Bourienne und Anatol gerade im Wintergarten getroffen.

An diesem Tag trat Prinzessin Marja mit ganz besonders starkem Herzklopfen in ihres Vaters Zimmer. Es kam ihr vor, als wüßten nicht nur alle bereits, daß sich heute ihr Schicksal entscheiden sollte, sondern auch, wie sie darüber dachte. Das hatte sie aus dem Gesichtsausdruck Tichons gelesen und auch aus dem des Kammerdieners des Fürsten Wassilij, der ihr mit heißem Wasser auf dem Korridor begegnet war und sich tief vor ihr verneigt hatte.

Der Fürst zeigte sich an diesem Morgen in seinem Benehmen der Tochter gegenüber außerordentlich freundlich und zuvorkommend. Diesen Ausdruck des liebevollen Bemühens kannte Prinzessin Marja an ihm nur zu gut. Es war derselbe Ausdruck, der sich auf seinem Gesicht zu zeigen pflegte, wenn sich aus Ärger darüber, daß sie eine arithmetische Aufgabe nicht verstand, seine knochigen Hände zu Fäusten ballten und er aufsprang, von ihr wegging und dann mit sanfter Stimme ein paarmal immer dieselben Worte sprach.

Er steuerte geradewegs auf das Ziel los und eröffnete das Gespräch, indem er seine Tochter mit »Sie« anredete.

»Man hat mir da einen Vorschlag gemacht in bezug auf Sie«, sagte er mit einem unnatürlichen Lächeln. »Ich nehme an, daß Sie bereits erraten haben«, fuhr er fort, »daß Fürst Wassilij mit seinem Zögling«

– warum er Anatol einen Zögling nannte, war nicht recht verständlich
– »nicht etwa nur meiner schönen Augen wegen hier hergekommen ist. Er hat mir gestern einen Vorschlag gemacht. Aber Sie kennen ja meine Grundsätze: ich lege die Entscheidung in Ihre Hand.«

»Wie soll ich das verstehen, mon père?« erwiderte die Prinzessin und wurde abwechselnd blaß und rot.

»Wie du das verstehen sollst!« schrie der Vater ärgerlich. »Fürst Wassilij will dich zur Schwiegertochter haben und hat für seinen Zögling um deine Hand angehalten. So sollst du das verstehen. Und da fragst du noch: ›Wie soll ich das verstehen?!‹ Ich bin's, der dich jetzt fragt.«

»Ich weiß nicht, wie Sie darüber denken, mon père«, stammelte die Prinzessin flüsternd.

»Ich? Ich? Was habe ich damit zu tun? Mich lasse man gefälligst beiseite! Ich heirate doch nicht. Aber Sie – es wäre wünschenswert, das zu erfahren.«

Die Prinzessin merkte, daß ihr Vater der Sache nicht wohlwollend gegenüberstand, gleichzeitig kam ihr aber auch der Gedanke, daß sich jetzt oder nie ihr Schicksal entscheiden werde. Sie senkte die Augen, um seinen Blicken nicht zu begegnen, unter deren Einfluß ihr jedes Nachdenken unmöglich war und sie eben nur gewohnheitsgemäß gehorchen konnte, und sagte dann: »Ich habe nur das eine Verlangen: Ihren Willen zu erfüllen. Wenn es aber nötig ist, meine eigenen Wünsche zu äußern ...«

Sie sprach nicht zu Ende. Der Fürst unterbrach sie.

»Das ist ja ausgezeichnet«, rief er. »Er nimmt dich samt der Mitgift und erwischt bei der Gelegenheit gleich noch die Bourienne dazu. Die wird dann seine Frau und du ...«

Der Fürst hielt inne. Er sah wohl den Eindruck, den diese Worte auf seine Tochter machten. Sie ließ den Kopf hängen und fing beinahe an zu weinen.

»Na, na, ich mache ja nur Spaß«, sagte er. »Denke nur an das eine, Prinzessin: ich halte an dem Grundsatz fest, daß ein Mädchen das volle Recht besitzt, selbst seine Wahl zu treffen. Ich gebe dir volle Freiheit. Aber vergiß nicht: Von deiner Entscheidung hängt das Glück deines Lebens ab. Von mir ist dabei gar nicht die Rede.«

»Aber ich weiß nicht ... mon père ...«

»Da ist nichts weiter zu sagen. Er heiratet auf Befehl, entweder dich oder jede beliebige andere; du aber hast freie Wahl ... Gehe auf dein Zimmer, denke darüber nach, komme in einer Stunde wieder zu mir und erkläre dann in seiner Gegenwart: Ja oder nein. Ich weiß, du wirst beten. Na, meinetwegen, bete. Aber es wäre besser, gründlich darüber nachzudenken. Nun geh! Ja oder nein, ja oder nein, ja oder nein!« rief er ihr noch nach, während sie wie umnebelt schon taumelnden Schrittes das Zimmer verlassen hatte.

Ihr Schicksal hatte sich entschieden, hatte sich glücklich entschieden. Aber die Anspielung, die ihr Vater auf Mademoiselle Bourienne gemacht hatte, war entsetzlich. Wenn man auch annehmen konnte, daß es nicht wahr war, entsetzlich blieb es doch, und sie mußte immer wieder daran denken. Ohne etwas zu hören und zu sehen, ging sie, den Blick vor sich hin gerichtet, geradewegs durch den Wintergarten, als plötzlich das bekannte Flüstern Mademoiselle Bouriennes sie aus ihren Träumen weckte. Sie hob die Augen auf und sah zwei Schritte von sich entfernt Anatol stehen, der die Französin in den Armen hielt und ihr etwas zuflüsterte. Mit einem wütenden Ausdruck auf seinem schönen Gesicht blickte sich Anatol nach der Prinzessin um und ließ im ersten Augenblick Mademoiselle Bourienne nicht einmal los, die die Prinzessin noch gar nicht gesehen hatte.

Wer ist da? Was wollen Sie? Hüten Sie sich! schien Anatols Gesicht zu sagen. Prinzessin Marja sah beide schweigend an. Sie konnte das nicht begreifen. Endlich kreischte Mademoiselle Bourienne auf und lief davon. Anatol verbeugte sich mit einem verschmitzten Lächeln vor Prinzessin Marja, als fordere er sie auf, über diesen sonderbaren Zufall mitzulachen, zuckte dann mit den Achseln und wandte sich der Tür zu, die nach seinen Gemächern führte.

Eine Stunde später erschien Tichon, um Prinzessin Marja zu ihrem Vater zu rufen. Er fügte hinzu, daß Fürst Wassilij Sergejewitsch bereits dort sei. Als Tichon ins Zimmer trat, saß Prinzessin Marja gerade auf dem Sofa und hielt die weinende Mademoiselle Bourienne in ihren Armen. Sanft strich sie ihr über den Kopf. Die schönen Augen der Prinzessin leuchteten ganz wie früher in ruhigem Glanz und blickten mitleidsvoll und mit zärtlicher Liebe in das hübsche Gesichtchen der Bourienne.

»Non, princesse, je suis perdue pour toujours dans votre cœur«, schluchzte Mademoiselle Bourienne.

»Pourquoi? Je vous aime plus que jamais«, erwiderte Prinzessin Marja, »und ich werde alles, was in meiner Macht steht, versuchen, um Ihnen zu Ihrem Glück zu verhelfen.«

»Mais vous me méprisez, vous si pure. Sie werden niemals eine solche Verirrung der Leidenschaft verstehen können. Ah, ce n'est que ma pauvre mère ...«

»Je comprends tout«, entgegnete Prinzessin Marja und lächelte schwermütig. »Beruhigen Sie sich, meine Liebe. Ich gehe jetzt zu meinem Vater«, fügte sie hinzu und ging hinaus.

Als Prinzessin Marja ins Zimmer ihres Vaters eintrat, saß Fürst Wassilij, die Beine hoch übereinander geschlagen, mit der Tabaksdose in der Hand und einem gerührten Lächeln auf den Lippen da und machte ein Gesicht, als könne er kaum seiner Gefühle Herr werden, bedaure aber und verspottete sich gleichzeitig wegen dieser Rührseligkeit. Hastig nahm er schnell noch eine Prise.

»Ah, ma bonne, ma bonne«, sagte er, sprang auf und ergriff ihre beiden Hände. Dann fügte er seufzend hinzu: »Das Schicksal meines Sohnes liegt in Ihren Händen. Entscheiden Sie, ma bonne, ma chère, ma douce Marie, die ich immer wie eine eigne Tochter geliebt habe.«

Er trat zurück. Eine wirkliche Träne schimmerte in seinen Augen.

»Frr ... frr ...« fauchte Fürst Nikolaj Andrejewitsch. »Im Namen seines Zöglings ... seines Sohnes hat der Fürst um deine Hand angehalten. Willst du die Frau des Fürsten Anatol Kuragin werden? Antworte mit Ja oder Nein!« schrie der Fürst seine Tochter an. »Und dann werde ich mir noch das Recht vorbehalten, auch meine Meinung zu sagen. Ja, meine Meinung, nur meine eigne Meinung«, fügte Fürst Nikolaj Andrejewitsch, zum Fürsten Wassilij gewandt, hinzu, als Antwort auf dessen bittende Miene. »Ja oder nein?«

»Es ist mein Wunsch, mon père, Sie niemals zu verlassen und mein Leben niemals von dem Ihrigen zu trennen. Ich möchte mich nicht verheiraten«, sagte sie in entschiedenem Ton und sah Fürst Wassilij und ihren Vater mit ihren schönen Augen an.

»Unsinn, dummes Zeug! Unsinn, Unsinn, Unsinn!« schrie Fürst Nikolaj Andrejewitsch und zog die Brauen finster zusammen. Dann nahm er seine Tochter bei der Hand, zog sie zu sich heran, küßte sie

aber nicht, sondern berührte nur mit seiner Stirn die ihrige und drückte ihr so fest die Hand, die er in der seinen behielt, daß sie die Stirn runzelte und aufschrie.

Fürst Wassilij erhob sich.

»Ma chère, ich sage Ihnen: Dies ist ein Augenblick, den ich niemals vergessen werde, niemals. Mais, ma bonne, wollen Sie uns nicht einen kleinen Hoffnungsschimmer lassen, daß wir doch noch einmal dieses so gute, so edelmütige Herz rühren werden? Dites que peut-être ... L'avenir est si grand. Dites: peut-être.«

»Fürst, was ich Ihnen soeben gesagt habe, ist alles, was mein Herz fühlt. Ich danke Ihnen für die Ehre, aber ich werde niemals die Frau Ihres Sohnes werden.«

»Nun, die Sache ist also erledigt, mein Lieber. Habe mich sehr gefreut, dich zu sehen, sehr gefreut, dich zu sehen. Geh auf dein Zimmer, Prinzessin«, sagte der alte Fürst. »Sehr, sehr gefreut habe ich mich, dich zu sehen«, wiederholte er und umarmte den Fürsten Wassilij.

Meine Bestimmung ist eine andere, dachte Prinzessin Marja bei sich. Meine Bestimmung ist, mich an dem Glück anderer zu freuen in Nächstenliebe und Selbstaufopferung. Und was es mich auch kosten sollte, ich werde das Glück der armen Amélie begründen. Sie liebt ihn so leidenschaftlich. Und ihre Reue ist so tief. Ich werde alles tun, um ihre Ehe mit ihm zustande zu bringen. Wenn er nicht reich ist, werde ich ihr die Mittel geben, ich werde den Vater bitten, werde Andrej bitten. Das wäre ein so großes Glück für mich, wenn sie seine Frau würde. Sie ist so unglücklich, so heimatlos, so einsam, so hilflos! Großer Gott, wie leidenschaftlich muß sie ihn lieben, wenn sie sich so vergessen kann! Vielleicht hätte ich es ebenso gemacht, dachte Prinzessin Marja.

6

Lange hatten die Rostows keine Nachrichten von Nikoluschka erhalten. Da wurde auf einmal mitten im Winter beim Grafen ein Brief abgegeben, auf dessen Adresse er die Handschrift seines Sohnes erkannte. Hastig und erschrocken eilte der Graf mit dem Brief, bemüht, nicht bemerkt zu werden, auf den Fußspitzen in sein Arbeitszimmer, machte die Tür zu und fing an zu lesen. Da Anna Michailowna gehört hatte, daß ein Brief gekommen war – sie erfuhr ja alles, was im Hause vor sich ging –, trat sie mit leisen Schritten beim Grafen ein und fand ihn, den Brief in der Hand, halb schluchzend, halb lachend.

Anna Michailowna lebte, obwohl sich ihre Verhältnisse gebessert hatten, immer noch bei den Rostows im Hause.

»Mon bon ami?« fing sie in traurig fragendem Tone an, der bekundete, daß sie zu jeder Art der Teilnahme bereit war.

Der Graf schluchzte nur noch lauter.

»Nikoluschka ... einen Brief ... verwundet ... gewesen ... ma chère ... verwundet ... mein Liebling ... die liebe, gute Gräfin ... er ist Offizier geworden ... Gott sei Dank ... Wie sollen wir das nur der lieben, guten Gräfin sagen!«

Anna Michailowna setzte sich neben ihn und wischte mit ihrem Taschentuch erst ihm die Tränen ab, dann den Brief, auf den einige Tropfen gefallen waren, und endlich die Tränen aus ihren eignen Augen. Dann las sie den Brief durch, beruhigte den Grafen und beschloß, die Gräfin bis zum Mittagessen und bis zum Tee vorzubereiten, um ihr dann mit Gottes Hilfe alles zu erzählen.

Während des Mittagessens sprach Anna Michailowna die ganze Zeit über von allerlei Gerüchten vom Kriegsschauplatz, von Nikoluschka, fragte zweimal, wann der letzte Brief von ihm eingegangen sei, obgleich sie das sehr wohl wußte, und ließ die Bemerkung fallen, es sei sehr leicht möglich, daß noch heute ein Brief von ihm komme. Und jedesmal, wenn bei diesen Andeutungen die Gräfin anfang unruhig zu werden und erregt bald den Grafen, bald Anna Michailowna anblickte, lenkte Anna Michailowna das Gespräch unbemerkt auf

etwas ganz Nebensächliches. Natascha, die mehr als alle anderen in der Familie die Fähigkeit besaß, die feinsten Abstufungen im Tonfall, im Blick und im Gesichtsausdruck anderer herauszufühlen, hatte schon von Anfang an die Ohren gespitzt und gemerkt, daß zwischen ihrem Vater und Anna Michailowna ein geheimes Einverständnis herrschte über irgend etwas, was ihren Bruder betraf, und daß Anna Michailowna ihre Mutter auf etwas vorbereitete. Trotz ihrer Beherztheit – Natascha wußte, wie empfindlich ihre Mutter allen Nachrichten gegenüber war, die Nikoluschka betrafen – konnte sie sich während des Mittagessens doch nicht dazu entschließen, eine Frage zu stellen, aß aber vor Aufregung überhaupt nichts und rückte nur unruhig auf ihrem Stuhl hin und her, ohne auf die Ermahnungen ihrer Gouvernante zu hören. Nach dem Mittagessen aber stürzte sie atemlos hinter Anna Michailowna her, holte sie im Diwanzimmer ein und warf sich ihr im Flug um den Hals.

»Tantchen, liebstes, bestes Tantchen, sagen Sie mir doch, was los ist!«

»Nichts, mein Liebling.«

»Nein, mein liebstes, süßestes Herzenstantchen, ich lasse Sie nicht. Ich weiß, daß Sie etwas wissen.«

Anna Michailowna wiegte bedenklich den Kopf.

»Vous êtes une fine mouche, mon enfant«, sagte sie.

»Ein Brief von Nikolenka? Wirklich?« rief Natascha aus und las die bejahende Antwort auf Anna Michailownas Gesicht.

»Aber um Gottes willen, laß dir nichts merken: du weißt, wie sehr maman darüber erschrecken könnte.«

»Aber ich werde doch nicht! Doch erzählen Sie. Sie wollen es mir nicht erzählen? Nun, dann laufe ich gleich hin und sage es ihr.«

In kurzen Worten teilte Anna Michailowna Natascha den Inhalt des Briefes unter der Bedingung mit, daß sie niemandem ein Wort davon verraten dürfe.

»Mein heiliges Ehrenwort«, erwiderte Natascha und bekreuzigte sich. »Ich werde keinem ein Sterbenswörtchen sagen.« Und sie rannte sogleich zu Sonja.

»Nikolenka ... verwundet ... ein Brief ...« rief sie triumphierend und froh.

»Nicolas!« stieß Sonja nur hervor und wurde augenblicklich leichenblaß.

Als Natascha den Eindruck sah, den die Kunde von der Verwundung ihres Bruders auf Sonja machte, wurde sie sich zum ersten Male der ernsten Seite dieser Nachricht bewußt. Sie stürzte auf Sonja zu, umschlang sie und fing an zu weinen.

»Er ist ja nur leicht verwundet, aber er ist doch Offizier geworden. Und jetzt ist er doch wieder gesund, er schreibt ja selber«, wiederholte sie unter Tränen.

»Da sieht man gleich wieder mal, was ihr Frauenzimmer alle für Heulsusen seid«, sagte der kleine Petja und ging mit großen, energischen Schritten im Zimmer auf und ab. »Ich freue mich, freue mich kolossal, daß sich mein Bruder so ausgezeichnet hat. Ihr aber müßt gleich wieder flennen. Ihr versteht eben von so etwas nichts.«

Natascha lächelte unter Tränen.

»Hast du den Brief gelesen?« fragte Sonja.

»Nein, aber sie hat mir erzählt, daß nun alles vorüber und er Offizier geworden ist.«

»Gott sei Dank«, seufzte Sonja und bekreuzigte sich. »Aber vielleicht hat sie das nur so gesagt. Komm, wir wollen zu maman gehen.«

Petja war schweigend auf und ab gegangen, dann sagte er: »Wenn ich an Nikoluschkas Stelle gewesen wäre, hätte ich noch viel mehr Franzosen umgebracht. So eine Schwefelbände! So viele hätte ich totgemacht, so viele, daß man einen ganzen Haufen davon hätte auftürmen können.«

»Sei still, Petja, du bist dumm!«

»Ich bin gar nicht dumm, sondern ihr seid dumm, weil ihr bei jeder Kleinigkeit zu heulen anfangt«, entgegnete Petja.

»Denkst du noch an ihn?« fragte plötzlich Natascha nach minutenlangem Schweigen.

Sonja lächelte: »Ob ich noch an Nicolas denke?«

»Nein, Sonja, ich meine, ob du ganz genau an ihn denkst, an alles ...« fragte Natascha mit eindringlicher Miene, bemüht, ihren Worten die allerernsthafte Bedeutung beizulegen. »Ich denke auch an Nikolenka, erinnere mich ... aber an Boris denke ich nicht ... ganz und gar nicht.«

»Wie? Du denkst nicht an Boris?« fragte Sonja erstaunt.

»Nicht, daß ich gar nicht an ihn dächte, ich weiß, wie er war, aber ich denke an ihn nicht so wie an Nikolenka. Wenn ich die Augen zumache und denke an Nikolenka – so sehe ich ihn vor mir. Aber Boris nicht.« Sie machte die Augen zu. »Siehst du, ich sehe ihn nicht.«

»Ach, Natascha«, sagte Sonja und blickte dabei ihre Freundin ernst und schwärmerisch an, als ob sie sie nicht für würdig erachtete, das zu hören, was sie zu sagen beabsichtigte, oder als ob sie das zu irgend jemand anderem, mit dem man nicht scherzen dürfe, sagen wollte. »Ich habe nun einmal deinen Bruder lieb, und was auch immer mit ihm und mir geschehen möge, nie in meinem ganzen Leben werde ich aufhören, ihn zu lieben.«

Natascha sah Sonja mit erstaunten Augen neugierig an und schwieg. Sie fühlte, daß das, was Sonja sagte, wahr war, daß es eine solche Liebe, von der Sonja sprach, gab, aber sie selber hatte so etwas noch nicht empfunden. Sie glaubte, daß es eine solche Liebe wohl geben könne, begriff es aber nicht.

»Wirst du ihm schreiben?« fragte sie.

Sonja wurde nachdenklich. Ob und wie und was sie an Nicolas schreiben mußte, das war für sie eine quälende Frage. War es recht von ihr, ihn jetzt, wo er bereits Offizier und ein verwundeter Held war, an ihre Person und gewissermaßen an die Verpflichtung, die er ihr gegenüber übernommen hatte, zu erinnern?

»Ich weiß nicht; ich denke, wenn er mir schreibt, werde ich ihm wiederschreiben«, entgegnete sie errötend.

»Schämst du dich nicht, an ihn zu schreiben?«

Sonja lächelte.

»Nein.«

»Ich würde mich schämen, an Boris zu schreiben; ich werde ihm nicht schreiben.«

»Aber warum denn schämen?«

»Nur so, ich weiß nicht. Es wäre mir peinlich, ich würde mich schämen.«

»Ich weiß, warum sie sich schämen würde«, rief Petja, der noch durch Nataschas Bemerkung von vorhin beleidigt war: »Darum, weil

sie erst in den dicken Mops mit der Brille« – so nannte Petja seinen Namensvetter, den neuen Grafen Besuchow – »verliebt gewesen ist und sich jetzt in den Singfritzen verschossen hat.« Petja meinte Nataschas Gesanglehrer, den Italiener. »Deshalb schämt sie sich.«

»Du bist dumm, Petja!«

»Auch nicht dümmer als du, Kleine«, sagte der neunjährige Knirps, als wäre er ein alter Feldwebel.

Die Gräfin war durch Anna Michailownas Anspielungen bei Tische genügend vorbereitet worden. Sie ging in ihr Zimmer, ließ sich auf einen Sessel nieder und verwandte kein Auge von dem Miniaturbild ihres Sohnes, das in ihre Tabakdose eingelassen war. Tränen traten ihr in die Augen. Anna Michailowna schlich sich mit dem Brief in der Hand auf den Zehen bis zum Zimmer der Gräfin und blieb vor der Tür stehen.

»Kommen Sie nicht mit hinein«, sagte sie zu dem alten Grafen, der ihr folgte. »Später.« Und sie machte die Tür hinter sich zu. Der Graf legte das Ohr ans Schlüsselloch und horchte.

Anfangs hörte er die gleichgültigen Laute irgendeines Gesprächs, dann nur den Ton der Stimme Anna Michailownas allein, die eine lange Rede hielt, dann einen Aufschrei, dann ein Schweigen, dann wieder beide Stimmen zusammen in freudigem Tonfall, dann Schritte, und – Anna Michailowna öffnete ihm die Tür. Ihr Gesicht zeigte den stolzen Ausdruck eines Operateurs, der eine schwere Amputation beendet hat und nun das Publikum einläßt, damit es seine Kunst bewundern kann.

»C'est fait«, sagte sie zum Grafen und zeigte mit triumphierender Geste auf die Gräfin, die in der einen Hand die Tabakdose mit dem Bild, in der anderen den Brief hielt und ihre Lippen bald auf diesen, bald auf jenes drückte.

Als sie den Grafen sah, streckte sie ihm beide Arme entgegen, umschlang seinen kahlen Kopf, blickte über diesen hinweg auf den Brief und das Bild und schob, um beides von neuem küssen zu können, leicht den kahlen Kopf wieder beiseite.

Wera, Natascha, Sonja und Petja wurden herbeigerufen und der Brief vorgelesen. Nikoluschka schilderte darin kurz den Feldzug und die zwei Gefechte, an denen er teilgenommen hatte, seine Beförderung zum Offizier, schrieb, daß er maman und Papa die Hand küsse,

um ihren Segen bitte und Wera, Natascha und Petja einen herzlichen Kuß sende. Dann ließ er noch Herrn Schelling, Frau Schoß und die Kinderfrau grüßen, und bat noch besonders, die teure Sonja, die er noch ebenso liebe, und an die er immer denke, zu küssen. Als Sonja das hörte, wurde sie purpurrot, und ihre Augen füllten sich mit Tränen. Und da sie nicht imstande war, alle die Blicke, die auf sie gerichtet waren, zu ertragen, stürmte sie in den Saal, rannte und drehte sich ungestüm im Kreise herum, daß sich ihr Kleid wie ein Ballon aufblähte, und setzte sich dann hochrot und lächelnd auf den Boden nieder. Die Gräfin weinte.

»Worüber weinen Sie denn, maman?« fragte Wera. »Nach alledem, was er schreibt, muß man sich doch eher freuen und nicht weinen.«

Das war vollkommen richtig, doch alle, der Graf, die Gräfin und auch Natascha, sahen sie vorwurfsvoll an. Von wem muß sie das nur haben! dachte die Gräfin.

Nikoluschkas Brief wurde wohl hundertmal vorgelesen, und die, welche ihn zu hören für würdig erachtet wurden, mußten zur Gräfin hereinkommen, da sie ihn nicht aus den Händen ließ. Es erschienen die Hauslehrer, die Kinderfrau, Mitenka, verschiedene Bekannte, und immer wieder las die Gräfin den Brief mit neuem Hochgenuß durch und entdeckte dabei jedesmal neue Tugenden an ihrem Nikoluschka. Wie seltsam, wie feiertäglich, wie glücklich war ihr zumute, wenn sie daran dachte, daß ihr Sohn – jenes Kind, das sich mit seinen winzigen Gliedern vor zwanzig Jahren kaum merklich in ihrem Leibe gerührt hatte, um dessentwillen sie mit dem ihn verhätschelnden Grafen so manches liebe Mal in Streit geraten war, jenes Kind, das zuerst das Wort »Birne« sagen konnte, und dann erst das Wort »Baba« –, daß dieser ihr Sohn jetzt dort in fremdem Land, in fremdem Kreise, ganz allein und ohne eine Hand, die ihm half und ihn leitete, als Mann und Krieger seine Pflicht tat. Die jahrhundertalte Erfahrung der Welt, die lehrt, wie aus den Kindern in der Wiege auf kaum merklichem Weg Männer werden, existierte nicht für die Gräfin. Das Heranreifen ihres Sohnes zum Mann kam ihr auf jeder Stufe der Entwicklung als etwas so Außergewöhnliches vor, als ob es nicht Millionen und aber Millionen von Menschen gegeben hätte, die ebenso zu Männern geworden waren. Ebenso wie sie es vor zwanzig Jahren nicht für möglich gehalten hatte, daß jenes kleine Wesen, das da irgendwo

unter ihrem Herzen lebte, einmal schreien, an ihrer Brust saugen und sprechen werde, konnte sie auch jetzt kaum glauben, daß dieses winzige Wesen ein so starker, tapferer Mann geworden war, ein Vorbild für alle anderen Söhne und Leute, was er ja, nach diesem Brief zu urteilen, jetzt sein mußte.

»Was für ein Stil, wie allerliebste er alles beschreibt!« sagte sie und las den beschreibenden Teil des Briefes noch einmal. »Und was für ein Gemüt! Von sich selber – kein Wort, kein Wort! Von einem gewissen Denissow schreibt er, und er selber ist doch sicherlich der Tapferste von allen gewesen. Und von seinen Leiden schreibt er kein Wort. Ein goldenes Herz! Ich kenne ihn doch! Und wie er sich an alle erinnert! Keinen hat er vergessen. Ich habe immer, immer gesagt, schon als er noch so klein war, habe ich gesagt ...«

Acht Tage lang schrieb nun das ganze Haus Briefe an Nikoluschka, erst im Konzept und dann ins reine. Dann wurden unter Oberaufsicht der Gräfin und geschäftiger Mithilfe des Grafen die nötigsten Dinge und vor allem Geld für die Ausstattung und Einrichtung des neugebackenen Offiziers gesammelt. Anna Michailowna hatte als praktische Frau sich und ihrem Sohne Protektion im Felde zu verschaffen gewußt, was ihr auch beim Briefwechsel zustatten kam. Sie hatte Gelegenheit, ihre Briefe an den Großfürsten Konstantin Pawlowitsch, der die Garde befehligte, zu senden. Die Rostows nahmen an, daß »An die russische Garde im Ausland« eine genügende Adresse sei und kein Grund vorliege, daß ihr Brief das Pawlograder Regiment nicht erreiche, das doch ganz in der Nähe der Garde liegen mußte, wenn er erst einmal den die Garde kommandierenden Großfürsten erreicht hatte. Deshalb beschloß man, den Brief und das Geld durch einen Kurier über den Großfürsten an Boris zu senden, und Boris sollte die Sendung dann an Nikoluschka weitergeben. Es waren Briefe vom alten Grafen, von der Gräfin, von Petja, von Wera, von Natascha, von Sonja und endlich sechstausend Rubel zur Ausstattung und noch verschiedene Kleinigkeiten, die der Graf seinem Sohn schickte.

7

Am 12. November bereitete sich Kutusows Armee, die bei Olmütz ihr Lager aufgeschlagen hatte, zu einer Besichtigung vor, die beide Kaiser, der russische und der österreichische, zusammen abhalten wollten. Die Garde, die soeben erst aus Rußland eingetroffen war, hatte fünfzehn Werst von Olmütz entfernt Nachtquartier bezogen und sollte am anderen Morgen um zehn Uhr zur Besichtigung von dort aus auf das Olmützer Feld rücken.

An diesem Tag erhielt Nikolaj Rostow von Boris ein Schreiben, worin ihm dieser mitteilte, daß das Ismailer Regiment fünfzehn Werst entfernt Nachtquartier bezogen habe und nicht nach Olmütz einrücke, und daß Boris ihn dort erwarte, um ihm Briefe und Geld zu übergeben. Geld brauchte Rostow jetzt gerade ganz besonders nötig, da die Truppen aus dem Feld zurückgekehrt und bei Olmütz in Ruhestand lagen, wo das Lager mit reichlich ausgestatteten Marketendern und österreichischen Juden angefüllt war, die verführerische Dinge aller Art feilhielten. Bei den Pawlograder Husaren jagte ein Festschmaus den anderen, bald wurde eine im Feld erhaltene Auszeichnung gefeiert, bald ritten sie nach Olmütz zu der Ungarin Karoline, die dort neuerdings ein Restaurant mit weiblicher Bedienung aufgemacht hatte. Rostow hatte erst kürzlich seine Beförderung zum Kornett gefeiert, hatte Denissows Pferd, den »Beduinen«, gekauft, und war nun bei allen Kameraden und Marketendern in tüchtige Schulden geraten.

Nachdem Rostow das Schreiben von Boris erhalten hatte, begab er sich mit einem Kameraden nach Olmütz, aß dort zu Mittag, trank eine Flasche Wein und ritt dann allein nach dem Lager der Garde, um seinen Jugendfreund aufzusuchen. Bisher hatte sich Rostow noch nicht equipieren können. Er trug eine abgetragene Junkerjacke mit dem Soldatenkreuz, ebenso abgescheuerte, mit Leder besetzte Reithosen und nur den Offizierssäbel mit der Quaste. Er ritt auf einem Donpferdchen, das er im Feld von einem Kosaken erstanden habe, die verbeulte Husarenmütze hatte er keck seitwärts nach hinten geschoben. Als er sich dem Lager des Ismailer Regiments näherte, malte er sich aus, wie er Boris und alle seine Kameraden von der Garde durch

seine Erscheinung als feldmäßiger, an den Donner der Schlacht gewöhnter Husar in Erstaunen versetzen werde.

Die Garde hatte den Feldzug bisher als einen Spaziergang betrachtet und bildete sich nicht wenig auf ihre Sauberkeit und Disziplin ein. Die Märsche waren klein gewesen, die Tornister hatte man auf Wagen mitgeführt, und nach allen Märschen hatten die österreichischen Behörden für die Offiziere ein glänzendes Essen bereitgehalten. Mit Musik waren die Regimenter in die Städte ein- und ausgerückt, und auf einen Befehl des Großfürsten waren die Soldaten auf allen Märschen – und darauf war die Garde ganz besonders stolz – immer im Tritt gegangen und die Offiziere ebenfalls zu Fuß an der Spitze ihrer Kompanien. Boris war während des ganzen Marsches immer mit Berg zusammengewesen, der bereits Kompanieführer war. Er hatte diese Kompanie erst während des Marsches erhalten, sich durch seine Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit das Vertrauen seiner Vorgesetzten erworben und seine finanziellen Angelegenheiten zur Zufriedenheit geordnet. Boris hatte während des Marsches die Bekanntschaft vieler Leute gemacht, die ihm nützlich sein konnten, war durch einen Empfehlungsbrief, den Pierre ihm gesandt hatte, mit dem Fürsten Andrej Bolkonskij bekannt geworden, durch den er einen Posten beim Stabe des Oberkommandierenden zu erhalten hoffte.

Berg und Boris hatten sich gerade von dem letzten Tagesmarsch ausgeruht, saßen nun, sauber und adrett gekleidet, in dem ihnen angewiesenen, blitzblanken Quartier vor einem runden Tisch und spielten Schach. Berg hielt eine lange, brennende Pfeife zwischen den Knien. Boris baute mit seinen feinen weißen Händen und mit der ihm eignen Sorgfalt eine Pyramide aus den sich nicht mehr im Spiel befindenden Schachfiguren, wartete auf Bergs Zug und blickte seinem Partner ins Gesicht. Anscheinend waren seine Gedanken nur beim Spiel, wie er überhaupt immer nur an das dachte, was ihn gerade beschäftigte.

»Bin gespannt, wie Sie sich da aus der Schlinge ziehen«, sagte er.

»Werden uns schon alle Mühe geben«, entgegnete Berg, faßte einen Stein an, zog aber gleich wieder die Hand zurück.

In diesem Augenblick tat sich die Tür auf.

»Endlich habe ich ihn erwischt!« rief Rostow. »Und Berg ist auch da! Ach du, ›petits enfants, allez coucher dormir«, rief er und

wiederholte die Worte ihrer alten Kinderfrau, über die sie zusammen immer so gelacht hatten. »Mein Gott, wie du dich verändert hast!«

Boris ging Rostow entgegen, wobei er beim Aufstehen nicht versäumte, die Schachfiguren zu halten und die umgefallenen wieder aufzustellen. Er wollte seinen Freund umarmen, aber Nikolaj schob ihn beiseite. In dem der Jugend eignen Drang, der die althergebrachten Wege und jede Nachahmung scheut und seine Gefühle auf seine Art und in einer neuen Weise und nicht so, wie dies oft heuchlerisch die alte Generation tut, zum Ausdruck bringen möchte, wollte Nikolaj bei diesem Wiedersehen mit seinem Freund etwas ganz Besonderes tun: er verspürte die größte Lust, ihn zu kneipen oder zu puffen, nur nicht, sich mit ihm zu küssen, wie das alle anderen taten. Boris dagegen umarmte Rostow ruhig und freundschaftlich und küßte ihn dreimal.

Sie hatten sich fast ein halbes Jahr lang nicht gesehen, und da das gerade in einer Zeit war, wo die jungen Leute die ersten Schritte ins Leben hinein getan hatten, fanden sie, daß sie sich beide mächtig verändert hatten, und daß jene Gesellschaft, die zum Schauplatz ihres ersten Auftretens geworden war, schon tüchtig auf sie abgefärbt hatte. Seitdem sie das letztmal zusammengewesen waren, waren sie beide ganz anders geworden und wollten sich nun so bald wie möglich gegenseitig über die in ihnen vorgegangene Umwandlung aussprechen.

»Ach, ihr verfluchten Fatzken! Geschniegelt und gebügelt wie zu einem Stadtbummel! Und wir dagegen, wir armen Frontsoldaten!« rief Rostow mit einer Baritonstimme, die Boris noch gar nicht an ihm kannte, und wies mit der Gebärde eines alten, feuererprobten Soldaten auf seine mit Kot bespritzte Reithose.

Durch Rostows laute Stimme herbeigelockt, steckte die deutsche Quartierwirtin ihren Kopf zur Tür herein.

»Ist sie hübsch?« fragte Rostow und zwinkerte mit den Augen.

»Schrei doch nicht so! Du jagst ihnen ja nur einen Schrecken ein«, erwiderte Boris. »Ich hatte dich heute noch gar nicht erwartet«, fügte er hinzu. »Erst gestern habe ich den Brief durch Bolkonskij, einen Bekannten von mir, der bei Kutusow Adjutant ist, an dich abgeschickt. Ich dachte nicht, daß du ihn so schnell erhalten würdest ... Na, was machst du denn? Schon im Feuer gewesen?« fragte Boris.

Rostow gab keine Antwort, schüttelte nur das Georgskreuz, das an den Schnüren seines Uniformrockes hing, wies auf seinen verbundenen Arm und sah Berg lächelnd an.

»Wie du siehst«, sagte er.

»Schau, Schau! Ja, ja«, erwiderte Boris lächelnd. »Wir haben aber auch einen tüchtigen Marsch hinter uns. Doch weißt du, Seine Hoheit ist beständig mit unserem Regiment geritten, und dadurch hatten wir alle Vorteile und Bequemlichkeiten. Wie wir in Polen empfangen worden sind, was für Dinners und Bälle wir dort mitgemacht haben, das kann ich dir gar nicht beschreiben. Und Seine Hoheit war gegen uns Offiziere immer äußerst gnädig.«

Und so erzählten die beiden Freunde einander, der eine vom Zechen und Schmausen der Husaren und dem Leben im Feld, der andere von den Vorteilen und Annehmlichkeiten im Dienst unter dem Kommando hochstehender Persönlichkeiten.

»O diese Garde!« sagte Rostow. »Aber weißt du, du könntest eigentlich Wein kommen lassen.«

Boris wurde finster.

»Wenn du es durchaus willst«, sagte er.

Und er ging ans Bett, zog unter dem sauberen Kopfkissen seinen Geldbeutel hervor und befahl, Wein zu bringen.

»Und nun will ich dir den Brief und das Geld geben«, fügte er hinzu.

Rostow nahm den Brief, warf das Geld aufs Sofa, stützte beide Ellbogen auf den Tisch und fing an zu lesen. Er las ein paar Zeilen und sah dann Berg ärgerlich an. Ihre Blicke trafen sich, und Rostow versteckte sein Gesicht hinter dem Brief.

»Man hat Ihnen wenigstens eine anständige Summe Geld geschickt«, sagte Berg und warf einen Blick auf den schweren Geldbeutel, der das Sofa ganz niedergedrückt hatte. »Wir müssen uns mit unserem Gehalt durchschlagen, Graf. Ich, zum Beispiel, sage ich Ihnen ...«

»Sehen Sie, mein lieber Berg«, sagte Rostow, »wenn Sie einen Brief von zu Hause bekämen und mit einem Menschen zusammenträfen, den sie über mancherlei ausfragen möchten, und ich wäre dabei, so würde ich augenblicklich fortgehen, um nicht zu stören. Hören Sie,

gehen Sie, gehen Sie, ich bitte darum, irgendwohin, wohin Sie wollen ... zum Teufel meinetwegen!« rief er, fügte aber sogleich, indem er ihn an der Schulter packte und ihm freundlich ins Gesicht sah, hinzu, sichtlich bemüht, die Grobheit seiner Worte zu mildern: »Seien Sie mir nicht böse, Liebster, Bester, Sie wissen ja, daß ich Ihnen als altem Bekannten gegenüber frei von der Leber weg rede.«

»Aber ich bitte Sie, Graf, das verstehe ich sehr wohl«, sagte Berg mit seiner schnarrenden Stimme und stand auf.

»Gehen Sie zu den Wirtsleuten, sie haben gerufen«, fügte Boris hinzu.

Berg zog seinen tadellosen Rock, an dem weder ein Flecken noch ein Stäubchen zu sehen war, über, strich sich vor dem Spiegel die Haare an den Schläfen nach oben, wie Kaiser Alexander Pawlowitsch sie trug, entnahm aus Rostows Blicken, daß dieser seinem Anzug genügend Beachtung geschenkt hatte, und verließ mit liebenswürdigem Lächeln das Zimmer.

»Ach, was bin ich doch für ein Rindvieh!« murmelte Rostow, während er den Brief las.

»Was?«

»Ach, ein Lump bin ich gewesen, daß ich nicht ein einziges Mal an sie geschrieben und ihnen einen solchen Schrecken eingejagt habe. Gott, was bin ich für ein Lump!« wiederholte er und wurde plötzlich ganz rot dabei. »Aber wie ist's, hast du Gawrila nach Wein geschickt? Na schön, dann kippen wir mal eine!«

Unter den Briefen von zu Hause befand sich noch ein Empfehlungsschreiben an den Fürsten Bagration, das sich die alte Gräfin auf den Rat Anna Michailownas durch Bekannte zu verschaffen gewußt und ihrem Sohn geschickt hatte, mit der Bitte, es an seine Adresse weiterzugeben und davon Gebrauch zu machen.

»So ein Quatsch! Als ob ich das nötig hätte!« sagte Rostow und warf den Brief unter den Tisch.

»Warum hast du das fortgeworfen?« fragte Boris.

»Ach, so ein Empfehlungsbrief. Hol ihn der Teufel!«

»Warum wünschst du diesen Brief zum Teufel?« sagte Boris, hob ihn auf und las die Adresse. »Der kann dir noch mal sehr nützlich sein.«

»Mir kann gar nichts nützlich sein, denn ich will gar nicht Adjutant werden.«

»Warum nicht?« fragte Boris.

»Lakaiendienst!«

»Du bist noch ganz und gar der alte Schwärmer, wie ich sehe«, sagte Boris und schüttelte den Kopf.

»Und du noch ganz derselbe Diplomat. Na, aber das ist ja Nebensache ... Wie geht dir's eigentlich?« fragte Rostow.

»Na so, wie du eben siehst. Bis jetzt ist noch alles gut gegangen, aber ich muß gestehen, ich möchte viel lieber Adjutant werden und nicht an der Front bleiben.«

»Warum?«

»Darum, weil man sich, wenn man nun einmal die militärische Laufbahn gewählt hat, auch bemühen muß, eine so glänzende Karriere zu machen, wie nur irgend möglich.«

»So, so«, erwiderte Rostow, der sichtlich an etwas anderes dachte.

Er sah seinem Freund aufmerksam und fragend ins Auge und suchte darin offenbar vergeblich die Antwort auf irgendeine Frage zu lesen.

Der alte Gawrila brachte den Wein.

»Wollen wir jetzt nicht Alfons Karlowitsch wieder hereinrufen?« fragte Boris. »Er kann mit dir trinken, ich habe keine Lust dazu.«

»Meinetwegen, meinerwegen. Was ist denn dieser deutsche Fritze eigentlich für ein Bruder?« fragte Rostow mit geringschätzigem Lächeln.

»Ein sehr, sehr guter, anständiger und liebenswürdiger Mensch«, erwiderte Boris.

Rostow sah Boris noch einmal forschend ins Auge und seufzte. Berg kam wieder herein, und bei der Flasche Wein wurde die Unterhaltung zwischen den drei Offizieren immer lebhafter und lebhafter. Die Gardeoffiziere erzählten Rostow von ihrem Marsch, wie man sie in Rußland, in Polen und im Ausland gefeiert habe, erzählten von den Worten und Taten ihres Kommandeurs, des Großfürsten, und gaben Anekdoten von seiner Herzengüte und seinem aufbrausenden Wesen zum besten. Berg, der wie gewöhnlich, wenn eine Sache nicht ihn persönlich anging, geschwiegen hatte, fing, als die Rede auf das

leicht aufbrausende Wesen des Großfürsten kam, mit Wonne zu erzählen an, wie es ihm in Galizien einmal geglückt sei, mit dem Großfürsten zu sprechen, als dieser die Front des Regiments abgeritten und sich über die Unregelmäßigkeit des Vorrückens geärgert habe. Mit liebenswürdigem Lächeln erzählte er, wie der Großfürst in höchstem Zorn auf ihn losgeritten sei und ihn angeschrien habe: »Ihr Arnauten⁷⁴!« – Arnauten war das Lieblingswort Seiner Hoheit, wenn er sich in höchster Wut befand – und den Kompanieführer verlangt habe.

»Glauben Sie mir, Graf, ich fürchtete mich ganz und gar nicht, weil ich wußte, daß ich im Recht war. Wissen Sie, Graf, ich kann wohl, ohne mich zu loben, sagen, daß ich die Regimentsbefehle immer auswendig weiß und das Reglement ebenso gut kenne wie das Vaterunser. Deshalb wird auch in meiner Kompanie nie etwas versäumt, Graf. Also war mein Gewissen auch vollkommen ruhig. Ich trat vor.« Berg stand auf und stellte mimisch dar, wie er vorgetreten war und salutiert hatte, und wirklich hätte wohl kaum jemand mehr Ehrerbietung und Selbstvertrauen auf seinem Gesicht zeigen können. »Da hat er mich nun angeschnauzt und mir den Kopf gewaschen und mich auf Tod und Teufel heruntergeputzt, wie man zu sagen pflegt, und mir ›Arnauten‹, ›Teufelspack‹ und ›nach Sibirien‹ an den Kopf geworfen«, sagte Berg mit bedeutsamem Lächeln, »ich aber schwieg, denn ich wußte ja, daß ich im Recht war, nicht wahr, Graf? ›Du bist wohl taub? Was?‹ brüllte er mich an. Ich schwieg immer noch. Und was glauben Sie wohl, Graf? Am nächsten Tag kein Wort davon im Befehl, da sieht man, was es heißt, nicht den Kopf zu verlieren! Ja, ja, das ist Tatsache, Graf«, schloß Berg, zog an seiner Pfeife und blies Ringe in die Luft.

»Das haben Sie ja großartig gemacht«, meinte Rostow lachend.

Doch Boris merkte, daß Rostow nahe daran war, sich über Berg lustig zu machen, und er lenkte geschickt das Gespräch auf etwas anderes über. Er bat Rostow, doch zu erzählen, wann und wo er verwundet worden sei. Rostow war gleich dabei, fing an zu erzählen und wurde, je weiter er in seinem Bericht kam, immer lebhafter und lebhafter. Er erzählte ihnen sein Schöngraberner Abenteuer ganz so, wie gewöhnlich Schlachtenteilnehmer ein Treffen zu schildern pflegen, das heißt so, wie sie gewünscht hätten, daß es gewesen wäre, so, wie sie es von anderen gehört haben, so wie es sich netter erzählen

läßt, aber ganz und gar nicht so, wie es in Wirklichkeit gewesen ist. Rostow war ein ehrlicher junger Mensch, er hätte nicht um alles in der Welt bewußt eine Unwahrheit gesagt. Er fing seine Erzählung mit der Absicht an, alles so darzustellen, wie es in Wirklichkeit gewesen war, geriet aber allmählich unwillkürlich und unaufhaltsam ins Fabulieren. Wenn er diesen Zuhörern, die, ganz wie er selber auch, schon eine solche Menge Schilderungen von Reiterattacken gehört und sich in ihrem Kopf eine ganz bestimmte Vorstellung davon zurecht gemacht hatten, was eben das Wesentliche bei solch einer Attacke war, und eben auch genauso eine Schilderung erwarteten – wenn er diesen Zuhörern den ganzen Hergang der Wahrheit gemäß erzählt hätte, so hätten sie ihm entweder keinen Glauben geschenkt oder, was noch schlimmer gewesen wäre, gedacht, daß es Rostows eigne Schuld sei, wenn er nicht das, was sonst immer bei einer Kavallerieattacke zu geschehen pflegt, erlebt hätte. Er konnte ihnen doch nicht einfach erzählen, daß sie alle im Trabe dahingeritten, er vom Pferde gefallen, sich dabei den Arm verrenkt und dann Hals über Kopf vor den Franzosen ausgerissen sei, in einen Wald hinein. Außerdem hätte er, wenn er wirklich alles der Wahrheit gemäß hätte berichten wollen, sich einen wahren Zwang antun müssen, um alles so zu erzählen, wie es tatsächlich gewesen war. Die reine Wahrheit zu erzählen ist sehr schwer, und junge Leute bringen das nur selten fertig. Seine Gefährten erwarteten zu hören, wie er, sich selber vergessend, vom heiligen Feuer entbrannt, wie der Sturmwind auf den Feind losgesprengt sei, seine Reihen durchbrochen, nach rechts und links um sich geschlagen und seinen Säbel in Menschenblut getaucht habe und dann plötzlich erschöpft umgesunken sei und dergleichen mehr. Und so erzählte er ihnen denn auch sein Abenteuer in dieser Art.

Mitten in seinem Bericht, gerade als er sagte: »Du kannst dir nicht vorstellen, was für ein sonderbares Gefühl der Raserei man bei solch einem Angriff empfindet«, trat Fürst Andrej Bolkonskij ins Zimmer, der von Boris erwartet wurde. Fürst Andrej, der sich gegen junge Leute gern gönnerhaft zeigte, und sich geschmeichelt fühlte, wenn jemand ihn um Protektion anging, wollte den Wunsch des jungen Mannes erfüllen, da er Boris wohlgeneigt war und ihm der junge Mann gestern gut gefallen hatte. Er war heute von Kutusow mit Papieren zum Großfürsten gesandt worden und hatte bei dieser Gelegenheit Boris mit aufsuchen wollen in der Hoffnung, ihn allein anzutreffen. Als er nun ins Zimmer trat und dort einen Husaren von

der Linie sitzen sah, der Kriegsabenteurer erzählte – eine Sorte von Menschen, die Fürst Andrej nicht ausstehen konnte –, lächelte er Boris freundlich zu, sah Rostow finster und mit zusammengekniffenen Augen an, verbeugte sich leicht und ließ sich dann müde und lässig auf den Diwan nieder. Es war ihm unangenehm, daß er in eine solche Gesellschaft geraten war. Rostow fühlte das und bekam einen roten Kopf. Es war ihm zwar vollkommen gleichgültig, denn das war ja ein ganz fremder Mensch, aber er warf einen Blick auf Boris und sah, daß auch er sich der Gegenwart dieses Husaren von der Linie zu schämen schien. Trotz des widerlich spöttischen Tones des Fürsten Andrej, trotz der allgemeinen Nichtachtung, die Rostow von seinem Standpunkt als Linienoffizier allen diesen Adjutanten vom Stabe entgegenbrachte, denen offenbar dieser Ankömmling ebenfalls beizuzählen war, wurde Rostow doch verlegen, errötete und schwieg. Boris fragte, was es Neues beim Stab gebe, und was man, ohne indiskret zu sein, über unsere künftigen Pläne erfahren könne.

»Höchstwahrscheinlich rücken wir vor«, erwiderte Bolkonskij mit dem unverkennbaren Wunsch, vor Fremden nicht mehr zu sagen.

Berg benutzte die Gelegenheit, um mit der ihm eigenen Höflichkeit zu fragen, ob das Gerücht, daß die Kompanieführer bei der Linie jetzt doppelte Fouragegelder beziehen sollten, wahr sei. Fürst Andrej erwiderte darauf lächelnd, daß er über so wichtige Staatserlasse nicht orientiert sei, worauf Berg in ein fröhliches Lachen ausbrach.

»Was Ihre Angelegenheit anbetrifft«, wandte sich Fürst Andrej wieder an Boris, »so wollen wir später davon reden.« Er warf einen Blick auf Rostow. »Kommen Sie nach der Besichtigung zu mir, ich werde alles tun, was in meiner Macht steht.«

Er sah sich im Zimmer um, wandte sich dann an Rostow, dessen kindliche, unüberwindliche Verlegenheit, die in Wut übergang, er nicht einmal zu beachten der Mühe für wert hielt, und sagte: »Sie erzählen anscheinend soeben von Schöngrabern. Sind Sie dabei gewesen?«

»Ja, ich bin dabei gewesen«, entgegnete Rostow erbost, wie um den Adjutanten dadurch zu kränken.

Bolkonskij bemerkte die Gemütsverfassung des Husaren und schien sich daran zu ergötzen. Ein etwas geringschätziges Lächeln umspielte seine Lippen.

»Ja, darüber werden jetzt viele Histörchen erzählt!«

»Ja, Histörchen«, wiederholte Rostow laut und richtete seine zornfunkelnden Augen bald auf Boris, bald auf Bolkonskij, »jawohl, Histörchen! Aber was wir erzählen, wir, die wir selber im feindlichen Feuer gestanden haben, das hat etwas zu bedeuten und ist nicht so wie das, was solche Grünschnäbel vom Stabe da zusammenschwatzen, die Auszeichnungen erhalten, ohne etwas geleistet zu haben.«

»Und zu denen, wie Sie wahrscheinlich annehmen, wohl auch ich gehöre«, fügte Fürst Andrej ruhig hinzu und lächelte dabei ganz besonders liebenswürdig.

Ein sonderbares Gefühl der Wut, gemischt mit einer gewissen Achtung vor der Ruhe dieses Menschen, regte sich plötzlich in Rostows Brust.

»Ich spreche nicht von Ihnen«, sagte er. »Ich kenne Sie nicht und muß gestehen, daß ich auch gar kein Verlangen danach habe, Sie kennen zu lernen. Ich spreche vom Stab im allgemeinen ...«

»Ich will Ihnen mal was sagen«, unterbrach ihn Fürst Andrej in ruhig überlegenem Ton. »Sie wollen mich beleidigen, und ich gebe Ihnen gern zu, daß das etwas sehr Einfaches ist, wenn Sie nicht genügend Achtung vor sich selber besitzen. Aber Sie müssen doch einsehen, daß sowohl der Augenblick als auch der Ort nicht ganz passend dazu gewählt ist. Uns allen steht in diesen Tagen ein großes, ernsthaftes Duell bevor, und außerdem kann doch Drubezkoj, der behauptet, daß Sie ein alter Freund von ihm seien, wirklich nichts dafür, daß mein Gesicht das Pech hat, Ihnen zu mißfallen. Übrigens«, sagte er und stand auf, »kennen Sie ja meinen Namen und wissen, wo Sie mich finden können. Vergessen Sie aber nicht«, fügte er hinzu, »daß ich weder mich noch Sie für beleidigt halte und Ihnen als der Ältere den Rat gebe, die Sache auf sich beruhen zu lassen. Also ich erwarte Sie am Freitag nach der Besichtigung, Drubezkoj, auf Wiedersehen!« rief Fürst Andrej und ging hinaus, nachdem er sich vor den beiden anderen verbeugt hatte.

Erst als Bolkonskij schon draußen war, fiel Rostow ein, was er ihm hätte antworten müssen. Und nun ärgerte er sich um so mehr, daß er nicht früher darauf gekommen war. Er ließ sich sogleich sein Pferd bringen, nahm trocken von Boris Abschied und ritt nach seinem Quartier. Sollte er morgen ins Hauptquartier reiten und diesen

großschnäuzigen Adjutanten fordern oder die Sache wirklich auf sich beruhen lassen? Diese Frage quälte ihn während des ganzen Weges. Bald dachte er voller Wut daran, mit welchem Genuß er die Angst dieses kleinen, schwächlichen und stolzen Menschen vor seiner Pistole auskosten wollte, bald fühlte er zu seinem Erstaunen, daß von allen Leuten, die er kannte, er sich keinen so sehr zum Freund gewünscht hätte wie diesen verhaßten Adjutanten.

Am Tag nach dem Wiedersehen zwischen Boris und Rostow fand die Besichtigung der österreichischen und russischen Armee statt, an der nicht nur die frischen, soeben aus Rußland eingetroffenen Truppen, sondern auch die unter Kutusows Kommando aus dem Felde zurückgekehrten teilnahmen. Die beiden Kaiser, der russische, gefolgt vom Thronfolger, und der österreichische, gefolgt vom Erzherzog, besichtigten die achtzigtausend Mann starke verbündete Armee.

Am frühen Morgen fingen die tadellos gesäuberten und geputzten Truppen an, aufzumarschieren und sich auf dem Feld vor der Festung in Reih und Glied aufzustellen. Tausende von Beinen, Bajonetten und wehenden Fahnen waren in Bewegung, machten auf das Kommando der Offiziere halt, gingen um ähnliche Infanteriemassen in anderen Uniformen herum, machten kehrt und stellten sich in regelmäßigen Abständen auf. Dort sprengte unter gleichmäßigem Getrappel und Gestampfe die schicke Kavallerie in blauen, roten und grünen Uniformen mit ihrer Musik in buntgestickten Röcken auf Rappen, Füchsen und Schimmeln vor. Dort kroch die Artillerie in langem Zug unter dem dumpfen Dröhnen des Metalls ihrer blankgeputzten, glänzenden, auf den Lafetten hin und her gerüttelten Kanonen und ihrem Luntegeruch zwischen Infanterie und Kavallerie durch und nahm auf dem ihr angewiesenen Platz Aufstellung. Nicht nur die Generäle in voller Paradeuniform, die dicken oder dünnen Taillen so eng wie möglich zusammengeschnürt, die roten Häuse in hohe Kragen eingezwängt, mit Schärpen und zahlreichen Orden, nicht nur die pomadisierten, eleganten Offiziere, nein, auch jeder Soldat mit seinem frischgewaschenen, sauber rasierten Gesicht und seiner bis zum letzten Grad der Möglichkeit blankgewischsten Montur und sogar jedes Pferd, so sorgsam geputzt, daß das Fell wie Atlas glänzte und in der mit Wasser gekämmten Mähne ein Haar neben dem anderen lag – sie alle fühlten, daß etwas Ernstes, Bedeutsames und Feierliches bevorstand. Ob General oder Soldat, jeder war sich in diesem Augenblick seiner Wichtigkeit bewußt, wenn er daran dachte, daß er in diesem Menschenmeere nichts weiter als ein Sandkörnchen sei; jeder fühlte aber auch gleichzeitig seine Macht bei dem Gedanken, daß auch er ein Teil dieses gewaltigen Ganzen war.

Vom frühen Morgen an hatte dieses geschäftige Leben und Treiben begonnen, und um zehn Uhr war die gewünschte Ordnung hergestellt. Alles stand in Reih und Glied auf dem gewaltigen Platze. Die ganze Streitmacht war in drei Gruppen geteilt: vorn die Kavallerie, dahinter die Artillerie und ganz hinten die Infanterie. Zwischen den Truppengattungen waren breite Durchgangsstraßen freigelassen.

Drei Gruppen dieser großen gemeinsamen Armee unterschieden sich scharf voneinander: die Armee Kutusows – dort standen am rechten Flügel in der ersten Reihe die Pawlograder –, dann die soeben aus Rußland eingetroffenen Linien- und Garderegimenter und schließlich das österreichische Heer. Aber sie standen alle in einer Linie, unter einem Oberkommando, zusammen in Reih und Glied.

Plötzlich ging ein erregtes Flüstern durch alle Reihen, wie der Wind durch die Blätter der Bäume: »Sie kommen, sie kommen!« Hier und da hörte man noch einen erschrockenen Zuruf, und eine Welle der Unruhe und der letzten Vorbereitungen wogte durch das Heer.

Man sah, wie sich vorn, von Olmütz her, eine Reitergruppe näherte. In diesem Augenblick strich, obgleich es ein windstillter Tag war, ein sanfter Luftzug über das ganze Heer und bewegte die Lanzenfähnchen und die entrollten Fahnen leicht hin und her, so daß sie gegen ihre Stangen schlugen. Es schien, als wolle die Armee selbst durch diese leise Bewegung ihre Freude über die Ankunft der beiden Herrscher ausdrücken. Eine Stimme ertönte: »Stillgestanden!« Darauf wiederholte sich dieses Kommando an allen Ecken und Enden wie das Krähen der Hähne bei Sonnenaufgang. Dann wurde alles still.

In dieser Totenstille hörte man nur das herannahende Getrappel von Pferdehufen. Es waren die beiden Kaiser mit ihrem Gefolge. Sie begaben sich nach dem einen Flügel, und schon ertönten die Trompeten des ersten Kavallerieregimentes, die den Generalmarsch bliesen. Es schien, als wären es nicht die Trompeten, sondern das ganze Heer, das seine Freude über die Ankunft der beiden Herrscher durch diese Töne zum Ausdruck brächte. Doch alle diese Laute übertönte deutlich und klar die junge, freundliche Stimme Kaiser Alexanders. Er sprach ein paar Worte der Begrüßung, und das erste Regiment brüllte: »Hurra!« Das dröhnte so ohrenbetäubend, so unendlich und froh, daß die Leute selber über die zahllose und gewaltige Masse, die sie bildeten, erschrakten.

Rostow stand in den vordersten Reihen der Kutusowschen Armee, die der Kaiser zuerst abritt, und empfand das gleiche Gefühl, das jeder einzelne Mann dieser Truppe empfand – das Gefühl der Selbstvergessenheit, des stolzen Bewußtseins eigener Kraft und der leidenschaftlichen Hingabe für denjenigen, dem die heutige Feier galt.

Er war sich bewußt, daß es nur eines Wortes dieses Mannes bedurfte, um diese ganze gewaltige Masse – der auch er selber als nichtiges Sandkörnchen angehörte – ins Feuer, ins Wasser, zum Verbrechen, in den Tod oder zu erhabensten Heldentaten zu führen, und konnte deshalb gar nicht anders, als in Erwartung dieses herannahenden Wortes erzittern und fast vergehen.

»Hurra! Hurra! Hurra!« dröhnte es von allen Seiten, und ein Regiment nach dem anderen empfing den Herrscher mit den Klängen des Generalmarsches. Dann »Hurra!« und wieder Generalmarsch und abermals »Hurra!« und »Hurra!«, und all das verschmolz, immer stärker und stärker werdend, zu einem ohrenbetäubenden Getöse.

Solange der Kaiser noch nicht herangeritten war, glich jedes Regiment in seiner Stille und Starrheit einem leblosen Körper, langte aber der Herrscher dort an, so belebte es sich sogleich und stimmte donnernd in das Hurrarufen jener Reihen ein, die der Kaiser soeben abgeritten hatte. In dem furchtbaren, ohrenbetäubenden Brausen dieser Stimmen, mitten durch diese unbeweglichen, in ihren Vierecken wie zu Stein erstarrten Truppenmassen bewegte sich lässig, aber gleichmäßig und frei die Suite von einigen hundert Reitern. Ihnen voran ritten die zwei Hauptpersonen, die beiden Kaiser. Auf sie konzentrierte sich rückhaltlos die leidenschaftliche, aber verhaltene Aufmerksamkeit dieser ganzen Menschenmasse.

Der junge, hübsche Kaiser Alexander in der Uniform der Gardereiter, mit dem Dreispitz auf dem Kopf, mit seinem sympathischen Gesicht und seiner wohltonenden, nicht überlauten Stimme zog mit Macht alle Aufmerksamkeit auf sich.

Rostow stand nicht weit von den Trompetern und hatte mit seinen scharfen Augen schon von weitem den Herrscher erkannt und sein Herannahen verfolgt. Als der Kaiser bis auf eine Entfernung von zwanzig Schritten zu ihm herangekommen war, und Nikolaj sein schönes, junges und glückliches Gesicht ganz klar und in allen Einzelheiten erkennen konnte, empfand er ein solches Gefühl der Begeisterung und Liebe, wie er es bisher noch nie empfunden hatte.

Alles – jeder Zug und jede Geste – erschien ihm herrlich an seinem Kaiser.

Der Kaiser machte vor dem Pawlograder Regiment halt, sagte zu dem Kaiser von Österreich ein paar Worte auf französisch und lächelte.

Als Rostow dieses Lächeln sah, mußte er unwillkürlich selber mitlächeln, und der Strom der Liebe, die er für seinen Kaiser empfand, überflutete ihn immer stärker. Wie gern hätte er dem Herrscher seine Liebe irgendwie bekundet! Und weil er wußte, daß dies unmöglich war, kamen ihm beinahe die Tränen. Der Kaiser rief den Regimentskommandeur vor und sprach ein paar Worte mit ihm.

Großer Gott, wie würde mir werden, wenn der Kaiser sich an mich gewandt hätte! dachte Rostow. Ich würde sterben vor Glück.

Da wandte sich Kaiser Alexander an die Offiziere: »Ihnen allen, meine Herren« – Rostow hörte jedes seiner Worte und sie deuchten ihm wie Töne des Himmels –, »danke ich von ganzem Herzen.«

Wie selig wäre Rostow gewesen, hätte er in diesem Augenblick für seinen Kaiser sterben dürfen.

»Sie haben sich die Georgsfahnen verdient und werden sich ihrer auch künftig würdig erweisen.«

Nur sterben, sterben für ihn! dachte Rostow.

Der Kaiser fügte noch ein paar Worte hinzu, die Rostow nicht verstand, und die Soldaten brüllten aus voller Kehle: »Hurra!«

Rostow schrie ebenfalls, so laut er nur konnte, mit, indem er sich bis zum Sattel niederbeugte, und hätte sich gern durch dieses Schreien Schaden getan, wenn er nur dadurch die Begeisterung für seinen Kaiser hätte bekunden können.

Der Kaiser blieb noch ein paar Augenblicke vor den Husaren stehen, als wäre er sich über etwas nicht ganz schlüssig.

Wie kann ein Kaiser unschlüssig sein? dachte Rostow, dann aber erschien ihm auch diese Unschlüssigkeit erhaben und begeisternd wie eben alles, was der Kaiser tat.

Aber diese Unentschiedenheit des Kaisers dauerte nur einen Augenblick. Sein einer Fuß mit der nach damaliger Mode langen und schmalen Stiefelspitze berührte die Flanke der englisierten Fuchsstute, die er ritt, seine weißbehandschuhte Rechte straffte die Zügel und er

sprengte davon, gefolgt von dem wirr durcheinander wogenden Heere der Adjutanten. Weiter und weiter entfernte er sich, machte vor anderen Regimentern halt, und schließlich konnte Rostow über das Gefolge hinweg, das die beiden Kaiser umgab, nur noch seinen weißen Federbusch wehen sehen.

Unter den Offizieren der Suite hatte Rostow auch Bolkonskij bemerkt, der lässig und leicht auf seinem Pferd saß. Rostow erinnerte sich an seinen gestrigen Streit mit ihm und legte sich abermals die Frage vor, ob er ihn fordern müsse oder nicht. Natürlich brauche ich ihn nicht zu fordern, dachte Rostow. Ist es überhaupt der Mühe wert, in einem solchen Augenblick wie jetzt an so etwas zu denken und davon zu sprechen? Was haben all unsere Streitereien und Beleidigungen zu bedeuten in einem Augenblick, wo man eine solche Liebe, Begeisterung und Selbstvergessenheit empfindet? Ich liebe alle, alle und verzeihe jetzt allen, dachte Rostow.

Als der Kaiser fast alle Regimenter abgeritten hatte, fingen die Truppen an, noch einmal im Parademarsch an ihm vorüberzuziehen, und Rostow mußte am Schluß seiner Eskadron auf seinem erst kürzlich von Denissow gekauften »Beduinen« vorbeireiten, das heißt ganz allein und unmittelbar vor den Augen Seiner Majestät.

Kurz bevor er beim Kaiser vorbeikam, gab Rostow, der ein glänzender Reiter war, seinem »Beduinen« zweimal die Sporen und brachte ihn so glücklich bis zu jener tollen Art des Trabens, die der »Beduine«, wenn er angefeuert wurde, immer anzuschlagen pflegte. Die mit Schaum bedeckten Nüstern tief auf die Brust niedergebeugt, den Schweif lang ausgestreckt, schien er, fast ohne die Erde zu berühren, durch die Luft zu schießen, indem er hoch und graziös mit den Beinen ausholte, und kam so ausgezeichnet vor dem Kaiser vorbei, als fühle er ebenfalls den Blick des Herrschers auf sich ruhen.

Rostow selber warf die Beine zurück, zog den Bauch ein, fühlte, wie er mit seinem Pferd gleichsam zu einem Ganzen verschmolz und ritt mit finsternem, aber glückseligem Gesicht, »wie der Deibel«, wie Denissow zu sagen pflegte, vor dem Kaiser vorbei.

»Forsche Jungen, meine Pawlograder!« murmelte der Kaiser.

Großer Gott, wie selig wäre ich, wenn er mir jetzt befehlen würde, mich sogleich ins Schlachtenfeuer zu stürzen! dachte Rostow.

Als die Besichtigung vorüber war, traten die Offiziere, sowohl die neuangekommenen als auch die der Kutusowschen Armee, zu Gruppen zusammen und unterhielten sich über Auszeichnungen, über die Österreicher, ihre Uniformen und ihre Front, über Bonaparte und darüber, wie schlecht es ihm nun ergehen werde, hauptsächlich, wenn noch das Korps von Essen ankomme und Preußen auf unsere Seite trete.

Vor allen Dingen aber sprach man überall von Kaiser Alexander, wiederholte jedes seiner Worte und jede seiner Gesten und war von ihm entzückt.

Und alle beseelte nur der eine Wunsch: unter dem Oberbefehl des Kaisers so bald wie möglich gegen den Feind loszuziehen. Unter dem persönlichen Kommando eines solchen Kaisers war ja gar nichts anderes möglich als zu siegen, gegen wen sie auch immer zu Felde ziehen mochten. So dachten Rostow und der größte Teil der Offiziere.

Nach dieser Besichtigung waren alle von einem künftigen Sieg mehr überzeugt, als sie es nach zwei gewonnenen Schlachten hätten sein können.

Am Tag nach der Besichtigung zog Boris seine beste Uniform an, ließ sich von seinem Kameraden Berg guten Erfolg auf den Weg wünschen und ritt nach Olmütz zu Bolkonskij, um von seiner Liebenswürdigkeit Gebrauch zu machen und sich einen besseren Posten zu verschaffen, am liebsten die Stellung eines Adjutanten bei irgendeiner wichtigen Persönlichkeit, denn das erschien ihm als das Verlockendste in der ganzen Armee. Rostow hat gut reden, dachte er, daß er vor keinem dienern und keines Menschen Lakai sein will, wenn ihm sein Vater immer gleich zehntausend Rubel schickt. Ich aber, der ich nichts weiter habe als meinen Kopf, darf, wenn ich Karriere machen will, keine Hilfe ausschlagen und muß jede Gelegenheit beim Schopfe packen.

In Olmütz traf er Fürst Andrej an diesem Tag nicht an. Doch allein der Anblick der Stadt, wo das Hauptquartier war, das diplomatische Korps sich befand und die beiden Kaiser mit ihrem Gefolge, dem Hofstaat und Hoftröb einquartiert lagen, bestärkte nur noch mehr seinen Wunsch, zu dieser höheren Welt zu gehören.

Er kannte hier keinen Menschen, und trotz seiner schmucken Gardeuniform schienen alle diese hochstehenden Persönlichkeiten, teils Zivilpersonen, teils Offiziere, die mit Federbüschen, Bändern und Orden in ihren eleganten Equipagen durch die Straßen hasteten, doch so unermeßlich hoch über ihm, dem armen, kleinen Gardeoffizier, zu stehen, daß sie von seiner Existenz nicht nur keine Notiz nehmen wollten, sondern es auch gar nicht konnten. In dem Quartier des Oberkommandierenden Kutusow, wo er nach Bolkonskij fragte, sahen ihn alle diese Adjutanten und sogar die Burschen so an, als wollten sie ihm klarmachen, daß solch kleine Offiziere wie er hier in Unmassen herumschlenderten und ihnen bereits zum Halse heraushingen. Nichtsdestoweniger, oder vielmehr infolgedessen, ritt er am nächsten Tag, also am 15. November, nach dem Mittagessen abermals nach Olmütz, suchte das Haus, das Kutusow innehatte, auf und fragte nach Bolkonskij. Fürst Andrej war zu Hause, und Boris wurde in einen großen Saal geführt, in dem früher wahrscheinlich getanzt worden war, wo jetzt aber fünf Betten und verschiedene andere Möbelstücke

standen: ein Tisch, ein paar Stühle und ein Klavier. Der eine der Adjutanten, der der Tür am nächsten war, saß in einem persischen Schlafrock am Tisch und schrieb. Ein anderer, der dicke, rotbäckige Neswizkij, lag auf dem Bett, hatte die Arme unter dem Kopf verschränkt und unterhielt sich lachend mit einem Offizier, der neben ihm saß. Ein dritter spielte auf dem Pianoforte einen Wiener Walzer, und ein vierter lag oben auf dem Klavier und sang dazu. Bolkonskij war nicht im Zimmer. Obgleich alle diese Herren Boris bemerkt hatten, änderte doch keiner von ihnen seine augenblickliche Stellung. Der, welcher schrieb, an den sich Boris gewandt hatte, drehte sich unwirsch nach ihm um und erwiderte, Bolkonskij habe Dienst, und er müsse durch die Türe links, ins Empfangszimmer gehen, wenn er ihn sehen wolle. Boris dankte und begab sich ins Empfangszimmer. Dort befanden sich etwa zehn Offiziere und Generäle.

Als Boris eintrat, hörte Fürst Andrej gerade mit geringschätzig zusammengekniffenen Augen – mit jenem ganz besonderen Ausdruck artiger Höflichkeit, der deutlich sagt: Wenn es nicht meine Pflicht wäre, würde ich mich keinen Augenblick länger mit Ihnen unterhalten – einen alten russischen General mit vielen Orden an, der in strammer Haltung, fast auf den Zehen stehend, mit dem unterwürfigen Ausdruck eines gewöhnlichen Soldaten auf dem blauroten Gesicht ihm irgend etwas meldete.

»Sehr wohl. Wollen Sie, bitte, etwas warten«, sagte Fürst Andrej zu dem General auf russisch, aber mit jener französischen Aussprache, deren er sich zu bedienen pflegte, wenn er seine Verachtung zum Ausdruck bringen wollte. Als er Boris bemerkte, schenkte er dem General, der hinter ihm herlief und ihn bat, ihn noch weiter anzuhören, überhaupt keine Beachtung mehr und ging Boris lächelnd und mit freundlichem Kopfnicken entgegen.

In diesem Augenblick wurde es Boris klar, daß es im Heer, wie er schon früher vermutet hatte, außer jener Subordination und Disziplin, die im Reglement vorgeschrieben und im Regiment und auch ihm selber bekannt war, noch eine andere, wesentlichere Subordination gab, jene, die diesen General mit der geschnürten Taille und dem blauroten Gesicht veranlaßte, ehrerbietigst so lange zu warten, wie es dem Hauptmann und Fürsten Andrej Vergnügen machte, sich mit dem Fähnrich Drubezkoj zu unterhalten. Und fester als jemals wurde in Boris der Entschluß, nicht nach jener im Reglement vorgeschriebenen

Subordination, sondern nach dieser ungeschriebenen zu dienen. Er fühlte jetzt, daß er nur deshalb, weil er dem Fürsten Andrej empfohlen worden war, mit einem Schlag höher stand als dieser General, der bei anderen Gelegenheiten, an der Front, ihn, den kleinen Gardefähnrich, in Grund und Boden schmettern konnte.

Fürst Andrej schritt auf ihn zu und reichte ihm die Hand.

»Tut mir riesig leid, daß Sie mich gestern nicht angetroffen haben. Ich habe mich den ganzen Tag mit diesen Deutschen rumgeplagt. Bin mit Weyrother zur Dispositionsprüfung geritten. Wenn die Deutschen erst einmal mit ihrer Gründlichkeit kommen, dann ist kein Ende abzusehen.«

Boris lächelte, als verstünde er, worauf Fürst Andrej als auf etwas allgemein Bekanntes anspielte. Aber er hörte sowohl den Namen Weyrother wie das Wort Disposition zum erstenmal.

»Nun, mein Lieber, Sie möchten also immer noch gern Adjutant werden? Ich habe mir seit der Zeit Ihre Angelegenheit durch den Kopf gehen lassen.«

»Ja, ich dachte«, sagte Boris und wurde aus irgendeinem Grund unwillkürlich rot dabei, »den Oberkommandierenden darum zu bitten. Ich habe ein Empfehlungsschreiben vom Grafen Kuragin an ihn. Ich möchte ihn nur deshalb darum bitten«, fügte er wie zur Entschuldigung hinzu, »weil ich fürchte, die Garde wird nicht ins Gefecht kommen.«

»Schön, schön, wir reden noch darüber«, erwiderte Fürst Andrej. »Lassen Sie mich nur erst jenen Herrn da melden, dann gehöre ich Ihnen ganz.«

Während Fürst Andrej den General mit dem blauroten Gesicht anmeldete, heftete dieser, der sichtlich Boris' Auffassung von den Vorteilen der ungeschriebenen Subordination nicht teilte, seine Augen hartnäckig auf den kecken Fähnrich, der ihn daran gehindert hatte, sein Gespräch mit dem Adjutanten zu beenden, daß es Boris unbehaglich zumute wurde. Er wandte sich ab und wartete voller Ungeduld darauf, daß Fürst Andrej aus dem Arbeitszimmer des Oberkommandierenden wieder herauskomme.

»Sehen Sie, mein Lieber, ich habe über Sie nachgedacht«, sagte Fürst Andrej, als sie sich dann zusammen in den großen Saal, wo das Klavier stand, begaben. »Sie brauchen gar nicht zum Oberkomman-

dierenden zu gehen; er würde Ihnen nur eine Menge Liebenswürdigkeiten sagen, würde Sie zum Mittagessen einladen« – das wäre gar nicht so übel für den Dienst nach jener Subordination, dachte Boris –, »doch das alles führt zu nichts; wir Adjutanten und Ordonnanzen werden bald ein ganzes Bataillon sein. Aber wissen Sie, was wir machen? Ich habe einen guten Freund, den Fürsten Dolgorukow, der Generaladjutant und überdies ein prächtiger Mensch ist. Sie können das nicht so wissen, aber die Sache ist die, daß jetzt Kutusow und sein Stab und wir alle überhaupt nichts mehr bedeuten: alles konzentriert sich jetzt um den Kaiser. Wir gehen also zu Dolgorukow, ich muß sowieso zu ihm hin und habe ihm auch bereits von Ihnen erzählt. Und dort werden wir ja sehen, ob es ihm nicht möglich sein wird, Sie irgendwo bei sich unterzubringen oder sonst wo in der Nähe der Sonne.«

Fürst Andrej wurde immer ganz besonders lebhaft, wenn er einen jungen Menschen auf den rechten Weg bringen und ihm zum Erfolg in der großen Welt verhelfen konnte. Unter dem Vorwand, Hilfe für andere zu erheischen, die er für sich selber aus Stolz niemals angenommen hätte, befand er sich immer in der Nähe jenes Zentrums, das allen Erfolg verbürgte und ihn selber im höchsten Grad anzog. Deshalb nahm er sich auch Boris' gern an und ging mit ihm zum Fürsten Dolgorukow.

Es war schon spät am Abend, als sie das Olmützer Schloß, wo die beiden Kaiser mit ihrem Gefolge wohnten, erreichten.

An diesem Tag hatte gerade ein Kriegsrat stattgefunden, an dem alle Mitglieder des Hofkriegsrates sowie beide Kaiser teilgenommen hatten. In dieser Beratung war, ganz gegen die Überzeugung zweier bejahrter Feldherren, Kutusows und des Fürsten Schwarzenberg, der Entschluß angenommen worden, unverzüglich die Offensive zu ergreifen und Bonaparte eine Entscheidungsschlacht zu liefern. Dieser Kriegsrat war gerade beendet, als Fürst Andrej, von Boris begleitet, ins Schloß kam, um den Fürsten Dolgorukow aufzusuchen. Noch war jedermann im Hauptquartier von dem heutigen Kriegsrat, der mit einem so glänzenden Sieg der Jugend geendet hatte, vollkommen berauscht.

Die Stimmen der Bedächtigen, die geraten hatten, mit dem Angriff noch etwas zu warten, waren so einmütig erstickt und ihre Gründe durch so sonnenklare Beweise der Vorteile einer Offensive widerlegt

worden, daß das, worüber man in der Sitzung beraten hatte, also die künftigen Schlachten und zweifellosen Siege, schon nicht mehr als etwas Zukünftiges, sondern als etwas bereits Geschehenes erschien. Alle Vorteile waren auf unserer Seite: gewaltige Streitkräfte, zweifellos denen Napoleons weit überlegen, waren auf einen Punkt zusammengezogen; die Truppen befanden sich durch die Gegenwart der beiden Kaiser in Begeisterung und brannten geradezu darauf, loszuschlagen; der strategische Punkt, von wo aus die Offensive unternommen werden sollte, war dem österreichischen General Weyrother, der die Truppen kommandierte, bis in die kleinsten Einzelheiten bekannt: es hatte sich wie ein glücklicher Zufall gerade so getroffen, daß die österreichischen Truppen im Vorjahr ihre Manöver auf jenem Gelände abgehalten hatten, wo jetzt die Offensive gegen die Franzosen erfolgen sollte; die geringfügigsten Einzelheiten dieses Geländes waren also auf den Karten verzeichnet, und Bonaparte, sichtlich schwach, wagte nichts zu unternehmen.

Dolgorukow, einer der glühendsten Anhänger der Offensive, kehrte soeben erst müde und abgespant, aber begeistert und stolz auf den errungenen Sieg, aus dem Kriegsrat zurück. Fürst Andrej stellte ihm seinen Schützling vor. Fürst Dolgorukow drückte ihm zwar höflich und fest die Hand, sagte aber kein Wort zu Boris. Da er augenscheinlich außerstande war, die Gedanken, die ihn in diesem Augenblick stärker als alles andere beschäftigten, nicht auszusprechen, wandte er sich auf französisch an Fürst Andrej: »Ich sage Ihnen, mein Lieber, was für einen Kampf haben wir bestehen müssen! Gebe Gott nur, daß das, was die Folge davon sein wird, mit einem ebensolchen Sieg ende. Übrigens, Fürst«, fügte er in seiner lebhaften, plötzlichen Art hinzu, »ich muß gestehen, ich bin ein Waisenknabe gegen diese Österreicher, ganz besonders gegen Weyrother. Diese Genauigkeit, diese Gründlichkeit, diese Ortskenntnis, dieses Voraussehen aller Möglichkeiten, aller Umstände, der kleinsten Kleinigkeiten! Nein, mein Lieber, etwas Vorteilhafteres als die Umstände, in denen wir uns jetzt befinden, könnte man sich gar nicht ausdenken, österreichische Präzision mit russischer Tapferkeit vereint – was wollen Sie noch mehr?«

»So ist die Offensive also endgültig beschlossen?« fragte Bolkonskij.

»Und wissen Sie, mein Lieber, mir kommt es vor, als wäre Bonaparte tatsächlich mit seinem Latein zu Ende. Sie wissen doch wohl,

daß heute ein Brief von ihm beim Kaiser eingelaufen ist?« Dolgorukow lächelte vielsagend.

»Schau, schau! Was schreibt er denn?« fragte Bolkonskij.

»Was kann er groß schreiben? Papperlapapp und so weiter. Das ist alles nur, um Zeit zu gewinnen. Ich sage Ihnen, wir haben ihn vollständig in Händen, das ist mal sicher. Aber was das Ulkigste dabei war«, fuhr er fort und lachte plötzlich gutmütig auf, »niemand war sich darüber klar, wie man die Antwort an ihn adressieren solle. Doch nicht an den Konsul Bonaparte und selbstverständlich auch nicht an den Kaiser, mich dünkte, einfach an den General Bonaparte.«

»Ihn nicht als Kaiser anzuerkennen und ihn schlechtweg nur General zu nennen, ist aber nicht dasselbe«, sagte Bolkonskij.

»Das ist es ja eben«, unterbrach ihn lachend Dolgorukow in seiner lustigen Art. »Sie kennen doch Bilibin, ein sehr kluger Kopf, der schlug folgende Adresse vor: ›An den Usurpator und Feind des Menschengeschlechtes.« Dolgorukow lachte belustigt auf.

»Weiter nichts?« bemerkte Bolkonskij.

»Doch im Ernst, Bilibin fand die richtige Anrede für die Adresse. Er ist ein scharfsinniger und kluger Mensch.«

»Nun, und die war?«

»An das Haupt der französischen Regierung, au chef du gouvernement français«, wiederholte Fürst Dolgorukow ernst und mit Genuß. »Nicht wahr, das ist gut?«

»Ausgezeichnet, aber ihm wird es wohl nicht allzu sehr gefallen«, bemerkte Bolkonskij.

»Oh, ganz und gar nicht! Mein Bruder kennt ihn, er hat in Paris mehr als einmal bei ihm, dem jetzigen Kaiser, zu Mittag gegessen und mir erzählt, er habe nie einen feineren und schlauerer Diplomaten gesehen als Bonaparte. Französische Gewandtheit, gepaart mit italienischer Verstellungskunst. Sie kennen doch die nette Geschichte mit dem Grafen Markow? Dieser Graf Markow ist tatsächlich der einzige, der mit ihm umzugehen versteht. Kennen Sie die Geschichte mit dem Taschentuch? Die ist einzig!«

Und der redselige Dolgorukow erzählte bald an Boris, bald an den Fürsten Andrej gewandt, wie Napoleon unserem Gesandten, dem Grafen Markow, habe eine Falle stellen wollen: er habe vor ihm

eigens sein Taschentuch zu Boden fallen lassen, sei stehen geblieben und habe ihn angesehen, wahrscheinlich in der Erwartung, daß Markow ihm das Tuch aufheben werde. Markow aber habe unverzüglich sein Taschentuch daneben fallen lassen, habe sich gebückt, um das seinige aufzuheben und das Bonapartes liegen gelassen.

»Charmant«, sagte Bolkonskij. »Aber hören Sie, Graf, ich bin eigentlich als Bittsteller zu Ihnen gekommen, wegen dieses jungen Menschen hier. Sehen Sie ...«

Fürst Andrej konnte nicht zu Ende sprechen: ins Zimmer trat plötzlich ein Adjutant, der den Fürsten Dolgorukow zum Kaiser rief.

»Ach, wie ärgerlich!« sagte Dolgorukow, sprang hastig auf und drückte Fürst Andrej und Boris die Hand. »Aber Sie wissen ja, ich bin mit dem größten Vergnügen bereit, alles, was in meiner Macht steht, für Sie und auch für diesen lieben jungen Mann zu tun.« Er drückte Boris noch einmal mit dem Ausdruck lebhafter, herzlicher, etwas oberflächlicher Gutmütigkeit die Hand. »Aber Sie sehen ... Auf ein andermal!«

Boris regte der Gedanke nicht wenig auf, daß er sich in diesem Augenblick in nächster Nähe der höchsten Machtkreise befand. Er fühlte, daß er hier mit den Triebfedern in Berührung kam, die die Masse zu allen jenen gewaltigen Bewegungen leitete, an denen er bei seinem Regiment als kleiner, bescheidener und nichtiger Soldat teilgenommen hatte. Sie traten kurz nach dem Fürsten Dolgorukow auf den Korridor hinaus und stießen hier auf einen jüngeren Herrn, der soeben aus der Tür, durch die Fürst Dolgorukow verschwand, heraustrat. Er war nicht sehr groß, trug Zivil, hatte ein kluges Gesicht, das zwar durch den ziemlich vorstehenden Unterkiefer einen etwas strengen Ausdruck zeigte, doch das entstellte ihn keineswegs, sondern verlieh ihm vielmehr ein besonders lebhaftes und gewandtes Aussehen. Dieser kleine Herr nickte Dolgorukow wie einem alten Bekannten zu, warf einen kalten, starren Blick auf den Fürsten Andrej und ging direkt auf ihn zu, augenscheinlich in der Erwartung, daß Fürst Andrej sich vor ihm verbeugen und ihm Platz machen werde. Aber Fürst Andrej tat weder das eine noch das andere, sein Gesicht nahm einen feindseligen Ausdruck an, und der junge Mann wandte sich ab und ging etwas seitlich den Korridor entlang.

»Wer ist das?« fragte Boris.

»Das ist einer der bedeutendsten Menschen, mir persönlich aber einer der unangenehmsten. Der Minister des Auswärtigen, Fürst Adam Czartoryski. Und solche Leute«, fügte Bolkonskij mit einem Seufzer, den er, als sie aus dem Schlosse traten, nicht unterdrücken konnte, hinzu, »und solche Leute entscheiden nun das Schicksal der Völker.«

Am anderen Tag setzten sich die Truppen in Marsch, und da es Boris vor der Schlacht bei Austerlitz nicht gelang, noch einmal mit Bolkonskij oder Dolgorukow zusammenzukommen, so blieb er vorläufig noch beim Ismailer Regiment.

Am frühen Morgen des 16. November rückte die Eskadron Denisows, bei der Nikolaj Rostow stand und die zum Korps des Fürsten Bagration gehörte, aus ihrem Quartier aus und, wie es hieß, gegen den Feind vor. Aber sie waren, hinter anderen Kolonnen herziehend, noch keine Werst vorwärtsgekommen, als der Befehl kam, auf der großen Landstraße haltzumachen. Rostow sah, wie die anderen an ihm vorüberzogen: zuerst die Kosaken, dann die erste und zweite Eskadron seines Husarenregiments, dann Infanteriebataillone und Artillerie und zuletzt die Generäle Bagration und Dolgorukow mit ihren Adjutanten. Die ganze Furcht, die er auch jetzt wieder, wie schon früher, vor dieser Schlacht empfunden hatte, der ganze innere Kampf, mit dem er diese Furcht zu überwinden suchte, all seine Träume davon, wie er sich nach Husarenart bei dieser Schlacht hatte auszeichnen wollen – das alles war nun umsonst gewesen. Seine Schwadron war zur Reserve bestimmt, und so verbrachte Nikolaj Rostow gelangweilt und verdrießlich den Tag.

Gegen neun Uhr morgens hörte er vorn Schießen und Hurrarufen, beobachtete, wie die Verwundeten zurückgebracht wurden – es waren zwar nicht viele –, und sah endlich, wie eine Kosakeneskadron eine ganze Abteilung französischer Kavallerie in ihrer Mitte gefangen vorbeiführte. Offenbar war das Treffen bereits zu Ende, es war anscheinend nicht groß, aber glücklich gewesen. Die zurückkommenen und vorübermarschierenden Soldaten und Offiziere erzählten von einem glänzenden Sieg, von der Einnahme der Stadt Wischau und der Gefangennahme einer ganzen Eskadron Franzosen.

Auf den starken Nachtfrost war ein klarer, sonniger Tag gefolgt, und der heitere Glanz dieses Herbsttages stimmte so recht zu der Siegesnachricht, die nicht nur durch die Erzählungen der Teilnehmer, sondern auch durch die strahlenden Gesichter der Soldaten, Offiziere, Generäle und Adjutanten verkündet wurde, die nach allen Richtungen hin an Rostow vorbeisprenkten. Um so schmerzlicher krampfte sich Rostows Herz zusammen, hatte er doch all die der Schlacht vorausgehende Furcht nun umsonst erlitten und dabei den ganzen Tag in Untätigkeit verbracht.

»Rostow, komm, wir wollen unsern Kummer vertrinken!« rief Denissow, der es sich am Wegrand mit einer Flasche und seinem Frühstück bequem gemacht hatte.

Die Offiziere bildeten einen Kreis um Denissow, unterhielten sich und ließen es sich aus Denissows Frühstücksvorrat vorzüglich schmecken.

»Da bringen sie noch einen!« sagte einer der Offiziere und zeigte auf einen gefangenen französischen Dragoner, den zwei Kosaken zu Fuß vorbeiführten.

Der eine von ihnen führte ein stämmiges, schönes Franzosenpferd, das sie dem Gefangenen abgenommen hatten, am Zügel.

»Verkauf mir dein Pferd!« schrie Denissow dem Kosaken zu.

»Meinetwegen, Euer Wohlgeboren ...«

Die Offiziere sprangen auf und umringten die Kosaken und den gefangenen Franzosen. Der französische Dragoner war ein junger Bursche, ein Elsässer, der Französisch mit deutscher Klangfarbe sprach. Er war vor Aufregung noch ganz außer Atem, sein Gesicht war feuerrot, und als er die Offiziere Französisch sprechen hörte, redete er hastig auf sie ein, indem er sich bald an den einen, bald an den anderen wandte. Er sagte, er habe sich selber nicht gefangen nehmen lassen, er sei nicht schuld daran, daß man ihn erwischt habe, sondern »le caporal«, der ihn noch nach Pferddecke geschickt habe, obwohl er es ihm gleich gesagt habe, daß die Russen schon da wären. Und nach jedem zweiten Wort sagte er: »Mais qu'on ne fasse pas de mal à mon petit cheval«, und streichelte den Hals seines Pferdes. Es war offensichtlich, daß er noch gar nicht begriffen hatte, wo er sich befand. Bald entschuldigte er sich, daß er gefangenengenommen worden war, bald beteuerte er seine militärische Pünktlichkeit und Dienstbeflissenheit, wobei er sich anscheinend einbildete, seine eigenen Vorgesetzten vor sich zu haben. Er brachte dadurch gewissermaßen den französischen Truppengeist, der uns Russen so fremd ist, in seiner ganzen Frische in unsere Nachhut hinein.

Die Kosaken verkauften das Pferd für zwei Dukaten, und da Rostow soeben Geld bekommen hatte und somit augenblicklich der reichste von allen Offizieren war, kaufte er es.

»Mais qu'on ne fasse pas de mal à mon petit cheval«, sagte der Elsässer gutmütig zu Rostow, als das Pferd dem Husaren übergeben wurde.

»Allöh, allöh!« rief der Kosak und zog den Gefangenen am Ärmel, damit er weitergehe.

»Der Kaiser! Der Kaiser!« ertönte es plötzlich unter den Husaren.

Alles stürzte voller Hast herbei, und Rostow sah auf dem Weg von rückwärts ein paar Reiter mit weißen Federbüschen herannahen. Im Nu waren alle auf ihrem Posten und warteten.

Rostow wußte und fühlte nicht mehr, wie er auf seinen Platz gekommen war und sich auf sein Pferd geschwungen hatte. Augenblicklich war der Gram über seine Untätigkeit und seine Alltagsstimmung im Kreis dieser ihm zur Genüge bekannten Gesichter verflogen, im Nu erstarb jeder Gedanke an das eigene Ich: war ganz überwältigt von dem Gefühl des Glücks, das die Nähe seines Kaisers in ihm hervorrief. Schon allein diese Nähe empfand er als Belohnung für den ganzen verlorenen heutigen Tag. Glückselig wie ein Liebhaber, der nach langem Warten vor dem ersehnten Wiedersehen steht, wagte er zwar nicht, den Kopf zu drehen und sich umzusehen, da er ja in Reih und Glied stand, aber er fühlte mit instinktiver Begeisterung das Herannahen seines Kaisers. Das kam ihm nicht allein durch das Getrappel der Pferdehufe der immer näher kommenden Reitergruppe zum Bewußtsein, nein, er fühlte es auch insofern, weil es, je näher sie kamen, um so heller, freudiger, bedeutender und feiertäglicher um ihn herum wurde. Immer näher und näher kam ihm diese Sonne, die einen solchen Strahlenkranz sanften und majestätischen Lichtes aussandte, und plötzlich fühlte er sich von diesen Strahlen erfaßt, hörte seine Stimme, diese freundliche, ruhige, majestätische und dabei doch so schlichte Stimme. Wie es nach Rostows Gefühlen auch gar nicht anders sein konnte, trat augenblicklich eine Totenstille ein, und durch diese Totenstille klang die Stimme des Kaisers.

»Les hussards de Pavlograd?« fragte er.

»La réserve, Sire!« antwortete eine nach jenen wie vom Himmel kommenden Lauten, in denen gefragt worden war: »Les hussards de Pavlograd« mehr menschenähnlich klingende Stimme.

Der Kaiser war bis dicht vor Rostow herangekommen und hielt an. Das Gesicht Alexanders erschien heute noch schöner als bei der Besichtigung vor drei Tagen. Es erstrahlte in Frohsinn und Jugendlichkeit, einer solch unschuldigen Jugendlichkeit, die an die Ausgelassenheit eines vierzehnjährigen Knaben erinnerte, und doch war es dabei gleichzeitig das Gesicht eines erhabenen Herrschers. Während der Kaiser die Eskadron musterte, begegneten seine Augen zufällig den Augen Rostows und blieben ein paar Sekunden auf ihnen ruhen. Fühlte der Kaiser, was in Rostows Seele vorging – Rostow wollte es scheinen, als müsse er alles verstehen –, jedenfalls sah er wohl zwei Sekunden lang mit seinen blauen Augen Rostow gerade ins Gesicht. Ein sanftes, weiches Licht strömte aus diesem Blick. Dann zog er plötzlich die Brauen hoch, stieß mit seinem linken Fuß jäh das Pferd an und sprengte im Galopp nach vorn.

Der junge Kaiser hatte sich des Wunsches, an der Schlacht teilzunehmen, nicht enthalten können, sich trotz aller Gegenvorstellungen seines Gefolges gegen zwölf Uhr von der dritten Kolonne, der er bis dahin gefolgt war, getrennt und war der Avantgarde nachgesprengt. Doch hatte er die Husaren noch nicht erreicht, als er auf mehrere Adjutanten stieß, die ihm die Nachricht von dem glücklichen Ausgang des Treffens überbrachten.

Ogleich die Schlacht nur darin bestanden hatte, daß eine Eskadron Franzosen gefangengenommen worden war, wurde das Ganze doch als glänzender Sieg über die Franzosen dargestellt, und deshalb glaubte auch der Kaiser und das ganze Heer, besonders solange der Pulverdampf noch nicht vom Schlachtfeld abgezogen war, daß die Franzosen besiegt seien und sich gegen ihren Willen zurückziehen müßten.

Kurz nachdem der Kaiser vorbeigeritten war, wurde auch Rostows Schwadron nach vorn beordert. In Wischau, dem kleinen deutschen Städtchen, sah Rostow den Kaiser noch einmal. Auf dem Marktplatz der Stadt, wo bis kurz vor der Ankunft des Kaisers eine ziemlich heftige Schießerei stattgefunden hatte, lagen noch einige Verwundete und Gefallene, die man noch nicht hatte fortschaffen können. Der Kaiser, von einem Gefolge von Zivil- und Militärpersonen umringt, ritt wieder eine englisierte Fuchsstute, jedoch eine andere als zur Besichtigung, beugte sich etwas zur Seite, hielt mit anmutiger Gebärde seine goldene Lorgnette vor die Augen und besah durch diese

einen Soldaten, der mit dem Gesicht auf der Erde, ohne Tschako, mit blutüberströmtem Kopf am Boden lag. Der verwundete Soldat war so schmutzig, häßlich und garstig, daß Rostow seine Nähe beim Kaiser wie eine Kränkung empfand. Er sah, wie die gekrümmten Schultern des Kaisers zusammenzuckten, als liefe ein kalter Schauer über sie hin, sah, wie er mit dem linken Fuß krampfhaft seinem Pferde die Sporen gab, aber das wohldressierte Tier sah sich nur gleichmütig um und rührte sich nicht von der Stelle. Einer der Adjutanten sprang vom Pferd, faßte den Verwundeten unter den Arm und machte sich daran, ihn auf eine soeben herbeigeschaffte Tragbahre zu legen. Der Soldat stöhnte.

»Vorsichtiger, vorsichtiger! Geht es denn nicht vorsichtiger?« sagte der Kaiser, der dabei anscheinend mehr litt als der sterbende Soldat, und ritt weiter.

Rostow bemerkte Tränen, die die Augen des Herrschers füllten, und hörte, wie er beim Weiterreiten zu Czartoryski auf französisch sagte: »Wie entsetzlich ist doch der Krieg, wie entsetzlich! Quelle terrible chose que la guerre!«

Die Truppen der Avantgarde nahmen vor Wischau gerade gegenüber der feindlichen Vorpostenkette Aufstellung, die im Verlauf des ganzen Tages selbst bei der geringsten Beschießung immer vor ihnen zurückgewichen war.

Der Kaiser hatte den Truppen der Avantgarde seinen Dank aussprechen lassen, Auszeichnungen waren ihnen versprochen worden, und den Soldaten wurde die doppelte Ration Branntwein verabreicht. Und nun prasselten die Biwakfeuer noch lustiger als in der vergangenen Nacht, und die Lieder der Soldaten ertönten noch fröhlicher. Denissow feierte an diesem Abend seine Beförderung zum Major, und Rostow, der schon reichlich betrunken war, brachte am Ende des Zechgelages einen Toast auf den Kaiser aus, aber »nicht auf Seine Majestät den Kaiser, wie es bei allen offiziellen Essen heißt«, sagte er, »sondern auf die Gesundheit unseres guten Kaisers, des bezaubernden und großen Menschen, auf sein Wohl und auf einen sicheren Sieg über die Franzosen! Haben wir schon früher tapfer dreingeschlagen und den Franzosen keinen Pardon gegeben, wie bei Schöngrabern«, fuhr er fort, »wie wird es da jetzt erst werden, wenn er uns führt? Wir alle werden sterben, werden mit Begeisterung für ihn sterben. Ist es nicht so, meine Herren? Vielleicht sage ich das nicht so, wie man es sagen

müßte, ich habe viel getrunken, aber ich fühle es so und Sie sicherlich ebenfalls. Auf die Gesundheit Alexanders des Ersten! Hurra!«

»Hurra!« fielen die begeisterten Stimmen der Offiziere ein.

Und der alte Rittmeister Kirsten schrie begeistert und nicht weniger aufrichtig mit als der zwanzigjährige Rostow.

Als die Offiziere ausgetrunken und ihre Gläser zerschlagen hatten, schenkte Kirsten neue Gläser ein, ging, nur mit Reithose und Hemd bekleidet, mit einem Glas in der Hand zu den Wachtfeuern der Soldaten hin und blieb in großartiger Pose, die rechte Hand hoch erhoben, mit seinem langen grauen Schnurrbart und der weißen Brust, die aus dem offenstehenden Hemd herausschaute, im Feuerschein stehen.

»Kinder, auf die Gesundheit unseres Herrn, des Kaisers, auf den Sieg über alle unsere Feinde! Hurra!« rief er mit seinem greisen, heldenhaft klingenden Husarenbariton.

Die Husaren umringten ihn und antworteten einstimmig mit lautem Gebrüll.

Als dann spät nachts alle schon auseinandergegangen waren, klopfte Denissow mit seiner kurzen breiten Hand seinem Liebling Rostow auf die Schulter und sagte zu ihm: »Sieh einer an! Weil es im Feld niemanden zum Verliebten gibt, hat er sich in unseren Zaren verschossen.«

»Denissow, darüber darfst du nicht scherzen«, rief Rostow. »Das ist ein so hohes, so herrliches Gefühl ...«

»Glaub schon, glaub schon, Freundchen, geht mir ebenso, versichere dir ...«

»Nein, das verstehst du nicht.«

Und Rostow stand auf, schlenderte zwischen den Wachtfeuern herum und träumte davon, was für ein Glück es wäre, zu sterben, nicht etwa als Retter des Zaren – davon wagte er nicht einmal zu träumen –, sondern nur einfach vor seinen Augen. Er war tatsächlich in seinen Kaiser, in den Ruhm der russischen Waffen und in die Hoffnung auf den künftigen Sieg verliebt. Und nicht er allein empfand jenes Gefühl in diesen denkwürdigen Tagen vor der Schlacht bei Austerlitz, nein, neun Zehntel des ganzen russischen Heeres waren damals, wenn auch

nicht mit der gleichen Begeisterung, in den Zaren und den Ruhm der russischen Waffen verliebt.

Den nächsten Tag blieb der Kaiser noch in Wischau. Sein Leibarzt Villiers wurde mehrmals zu ihm befohlen. Im Hauptquartier und bei den zunächstliegenden Truppenteilen verbreitete sich das Gerücht, der Kaiser sei nicht wohl. Er habe nichts gegessen und die letzte Nacht schlecht geschlafen, hieß es in seiner nächsten Umgebung. Der Grund dieses Unwohlseins war in der starken Erschütterung zu suchen, die der Anblick der Verwundeten und Gefallenen auf die empfindsame Seele des Kaisers gemacht hatte.

In der Morgendämmerung des 17. November geleiteten Vorposten einen französischen Offizier nach Wischau herein, der mit der Parlamentärflagge angeritten gekommen war und um eine Audienz beim Kaiser von Rußland gebeten hatte. Dieser Offizier war Savary. Der Kaiser war soeben erst eingeschlafen, und deshalb ließ man Savary warten. Erst gegen Mittag wurde er vom Kaiser empfangen, und eine Stunde später ritt er zusammen mit dem Fürsten Dolgorukow der französischen Vorpostenkette wieder zu.

Wie verlautete, war Savary aus dem Grund abgesandt worden, um Kaiser Alexander eine Zusammenkunft mit Napoleon vorzuschlagen. Zur Freude und Genugtuung des ganzen Heeres hatte aber Kaiser Alexander seine persönliche Teilnahme an dieser Unterredung verweigert und an seiner Statt den Fürsten Dolgorukow, den Sieger von Wischau, mit Savary zusammen abgesandt, um mit Napoleon zu verhandeln, wenn wider Vermuten wirklich der Wunsch, Frieden zu schließen, der Zweck dieser Unterredung sein sollte.

Gegen Abend kehrte Dolgorukow zurück, begab sich geradewegs zum Kaiser und blieb lange mit ihm allein.

Am 18. und 19. November rückten dann die Truppen noch um zwei Tagemärsche vor, und die feindlichen Vorposten wichen nach kurzem Geplänkel immer weiter zurück. In den höheren Sphären der Armee setzte am 19. November mittags eine sehr geschäftige, erregte Bewegung ein, die bis zum Morgen des nächsten Tages, also bis zum 20. November, anhielt, an welchem Tag die so denkwürdige Schlacht bei Austerlitz geliefert wurde.

Bis zum Mittag des 19. November beschränkte sich diese Bewegung, die erregten Verhandlungen, das Hin- und Herrennen, das Botschaftenbringen der Adjutanten, nur auf das Hauptquartier des Kaisers, am Nachmittag pflanzte sich dieselbe Bewegung auf Kutusows Hauptquartier und die Stäbe bei den Kolonnen fort, um dann am Abend von den Adjutanten bis in alle Ecken und Enden des Heeres hinausgetragen zu werden, und in der Nacht vom 19. zum 20. November brach die achtzigtausend Mann starke verbündete Armee aus ihren Nachtquartieren auf und setzte sich, mit dumpfem Getöse auf und nieder wogend, wie ein gewaltiges, neun Werst langes Band, in Bewegung.

Die auf einen Punkt konzentrierte Bewegung, die am Morgen im Innern des Hauptquartiers der beiden Kaiser angefangen und den Anstoß zu allen weiteren Bewegungen gegeben hatte, glich dem ersten Umdrehen des Mittelrades einer großen Turmuhr. Langsam fängt dieses eine Rad an sich zu drehen, setzt dabei ein zweites, dann ein drittes in Bewegung, immer schneller und schneller drehen sich die Räder, Spulen und Walzen; das Glockenspiel ertönt; die Figuren springen heraus, und gemessen fangen die Zeiger an vorzurücken, um das Ergebnis der Bewegung anzuzeigen.

Wie bei dem Räderwerk der Uhr, so setzt sich auch bei dem Gertriebe des Krieges die einmal in Schwung gekommene Bewegung unaufhaltsam bis zu den letzten Ergebnissen fort, und auch hier stehen diejenigen Teile des Mechanismus, bis zu denen die allgemeine Bewegung noch nicht gelangt ist, bis zu dem Augenblick, wo ihnen die Bewegung mitgeteilt wird, ebenso teilnahmslos still. Pfeifend drehen sich die Räder um ihre Achsen, die Zähne greifen ineinander, vom schnellen Drehen fangen die Walzen an zu kreischen, aber das Rad nebenan bleibt ruhig und starr stehen, als wollte es noch jahrhundertlang so unbeweglich verharren, bis der Augenblick kommt, wo auch hier der Hebel eingreift, das Rad sich dem Anstoß fügt, sich ächzend zu drehen anfängt und so in die allgemeine Bewegung mit hineingezogen wird, deren Ergebnis und Ziel ihm unbekannt sind.

Wie bei der Uhr das Endergebnis der ganzen komplizierten Bewegung dieser unzähligen verschiedenen Räder und Walzen einzig und allein die langsame, gleichmäßige Vorwärtsbewegung der Zeiger ist, um die Zeit zu bestimmen, so war hier das Endergebnis der ganzen komplizierten Menschenbewegung dieser hundertsechzigtausend

Russen und Franzosen mit all ihrem Räderwerk an Leidenschaften, Wünschen, Reuebezeugungen, Demütigungen, Leiden, Ausbrüchen von Stolz, Furcht und Begeisterung – einzig und allein der Verlust der Schlacht bei Austerlitz, der sogenannten Dreikaiserschlacht, das heißt das langsame Vorrücken des weltgeschichtlichen Zeigers auf dem Zifferblatt der Geschichte der Menschheit.

Fürst Andrej hatte an diesem Tag Dienst und befand sich ständig beim Oberkommandierenden.

Gegen sechs Uhr abends langte Kutusow im Hauptquartier der beiden Kaiser an, verweilte kurze Zeit bei Kaiser Alexander und begab sich dann zum Oberhofmarschall Grafen Tolstoi.

Bolkonskij benutzte diese Zeit und suchte Dolgorukow auf, um Näheres über die Schlacht zu erfahren. Fürst Andrej fühlte, daß Kutusow über irgend etwas verstimmt und verdrießlich war, und daß auch er im Hauptquartier Unzufriedenheit erregt hatte. Auch schien es ihm, als schlugen alle Leute im Hauptquartier ihm gegenüber einen Ton an, als wüßten sie etwas, was anderen noch nicht bekannt sei, und deshalb wollte er mit Dolgorukow sprechen.

»Nun, guten Abend, mon cher«, sagte Dolgorukow, der mit Bilibin beim Tee saß. »Morgen ist ein großer Tag. Was hat denn Ihr Alter? Wohl schlechte Laune?«

»Ich will nicht sagen, daß er gerade schlechte Laune hat, aber er möchte anscheinend gern, daß man auf ihn hörte.«

»Man hat ja im Kriegsrat auf ihn gehört und man wird auch immer auf ihn hören, wenn er sachlich redet; aber jetzt zu zaudern und noch auf irgend etwas zu warten, wo Bonaparte nichts mehr fürchtet als eine Entscheidungsschlacht – das ist doch wirklich ein Ding der Unmöglichkeit.«

»Sie haben ihn ja doch gesehen?« sagte Fürst Andrej. »Nun, wie ist dieser Bonaparte? Was für einen Eindruck hat er auf Sie gemacht?«

»Ja, ich habe ihn gesehen und mich davon überzeugt, daß er eine Entscheidungsschlacht mehr als alles in der Welt fürchtet«, wiederholte Dolgorukow, indem er sichtlich auf diese Schlußfolgerung, die er aus seiner Zusammenkunft mit Napoleon gezogen hatte, großen Wert legte. »Wenn er nicht Angst vor einer Schlacht hätte, warum hätte er dann diese Zusammenkunft gefordert, Unterhandlungen geführt und, was die Hauptsache ist, warum wäre er da zurückgewichen, wo doch

ein Zurückweichen der ganzen Methode seiner Kriegführung so zuwiderläuft? Glauben Sie mir, er hat Angst, hat Angst vor einer Entscheidungsschlacht. Seine Stunde hat geschlagen – das sage ich Ihnen.«

»Aber erzählen Sie doch, wie ist er denn!« fragte Fürst Andrej noch einmal.

»Ein Mann in grauem Überrock, der es furchtbar gern gesehen hätte, wenn ich ihn mit ›Euer Majestät‹ angeredet hätte. Aber zu seinem großen Kummer habe ich ihn mit keinerlei Titel beehrt. Solch ein Mensch ist das und weiter nichts«, erwiderte Dolgorukow und sah Bilibin dabei lächelnd an.

»Trotz meiner Hochachtung vor dem alten Kutusow«, fuhr er fort, »bin ich doch der Ansicht, daß wir schön dumm wären, wenn wir jetzt noch auf irgend etwas warten wollten und ihm dadurch Gelegenheit gäben, den Rückzug anzutreten oder uns zu täuschen, wo wir ihn jetzt so sicher in der Hand haben. Nein, wir dürfen Suworow und seinen Grundsatz niemals vergessen:

Man soll sich nie einer Offensive aussetzen, sondern selber die Offensive ergreifen. Glauben Sie mir, im Krieg bringt uns die Tatkraft der jungen Leute oft sicherer auf den richtigen Weg als alle Erfahrungen der alten Kunktatoren⁷⁵.«

»In welcher Stellung wollen wir ihn denn angreifen? Ich war heute bei den Vorposten, es ist unmöglich, daraus klug zu werden, wo eigentlich seine Hauptstreitkräfte stehen«, sagte Fürst Andrej. Er wollte Dolgorukow seinen eigenen, selbst entworfenen Angriffsplan entwickeln.

»Ach, das ist ja ganz einerlei«, fiel Dolgorukow schnell ein, stand auf und breitete seine Karte auf dem Tisch aus. »Alle Möglichkeiten sind vorausgesehen, wenn er bei Brünn steht ...« Und Fürst Dolgorukow erklärte hastig und unklar den Plan der Weyrotherschen Flankenbewegung.

Fürst Andrej fing an, dagegen zu reden und seinen eignen Plan zu entwickeln, der vielleicht ebenso gut gewesen wäre wie der Weyrothers, wenn er nicht den einen Fehler gehabt hätte, daß er zu spät kam und Weyrothers Plan nun schon angenommen war. Aber als Fürst Andrej nur anfang, die Nachteile jenes und die Vorteile seines eignen Plans darzulegen, hörte Dolgorukow schon auf zuzuhören und sah

bereits nicht mehr auf die Karte, sondern zerstreut in Fürst Andrejs Gesicht.

»Übrigens wird ja heute noch ein Kriegsrat bei Kutusow stattfinden, da können Sie ja das alles vorbringen«, sagte Dolgorukow.

»Das werde ich auch tun«, erwiderte Fürst Andrej und trat von der Karte zurück.

»Worüber beunruhigen Sie sich eigentlich, meine Herren?« mischte sich Bilibin ein, der bisher mit vergnügtem Lächeln ihrem Streit gefolgt war und sich jetzt offenbar zu einem Scherz anschickte. »Ob wir nun morgen einen Sieg oder eine Niederlage erleben – der Ruhm der russischen Waffen wird nicht gefährdet: außer unserem Kutusow ist nicht ein einziger russischer Kommandeur dabei. Die Truppen werden geführt von General Wimpffen, le comte de Langeron, le prince de Liechtenstein, le prince de Hohenlohe et enfin Prschprsch⁷⁶ ... et ainsi de suite comme tous les noms polonais.«

»Taisez-vous, mauvaise langue«, sagte Dolgorukow. »Das ist gar nicht wahr, wir haben jetzt schon zwei russische Heerführer, Miloradowitsch und Dochturow, und wir hätten noch einen dritten, den Grafen Araktschejew⁷⁷, wenn der nicht so schwache Nerven hätte.«

»Jetzt ist Michail Ilarionowitsch, glaube ich, wiedergekommen«, sagte Fürst Andrej. »Ich wünsche Ihnen viel Glück und guten Erfolg, meine Herren«, fügte er hinzu und ging hinaus, nachdem er Dolgorukow und Bilibin die Hand gedrückt hatte.

Nach Hause zurückgekehrt, konnte Fürst Andrej nicht umhin, den schweigend neben ihm sitzenden Kutusow darüber zu befragen, wie er über die morgige Schlacht denke.

Kutusow sah den Adjutanten streng an, schwieg und sagte dann endlich: »Ich denke, daß wir die Schlacht morgen verlieren werden, und das habe ich auch dem Grafen Tolstoi gesagt mit der Bitte, diese meine Ansicht dem Kaiser zu übermitteln. Und was, glaubst du, daß er mir zur Antwort gegeben hat? ›Eh, mon cher général, je me mêle du riz et des côtelettes, mêlez-vous des affaires de la guerre.‹ Ja, das hat er mir zur Antwort gegeben!«

Punkt zehn Uhr abends kam Weyrother mit seinen Plänen in Kutusows Quartier, wo der Kriegsrat abgehalten werden sollte. Alle oberen Befehlshaber waren zum Oberkommandierenden befohlen worden, und mit Ausnahme des Fürsten Bagration, der sich geweigert hatte, zu kommen, erschienen alle zur festgesetzten Stunde.

Weyrother, der der eigentliche Urheber und Leiter der bevorstehenden Schlacht war, bildete in seiner lebhaften, raschen Art einen schroffen Gegensatz zu dem unzufriedenen und schläfrigen Kutusow, der nur widerwillig die Rolle eines Vorsitzenden in diesem Kriegsrat spielte. Sichtlich fühlte sich Weyrother als Haupt der ganzen Bewegung, die schon unaufhaltsam ins Rollen gekommen war. Er glich einem angeschirrten Pferde, das mit seiner Fuhre den Berg hinunterrast. Ob er selber zog oder angetrieben wurde – das wußte er nicht, er raste nur mit größtmöglicher Schnelligkeit voran, ohne auch nur die Zeit zu haben, sich zu überlegen, wohin die Bewegung führen werde. Weyrother hatte an diesem Abend bereits zweimal persönlich die feindlichen Vorpostenketten besichtigt, war zweimal bei den beiden Kaisern, dem russischen und dem österreichischen, gewesen, um seinen Plan darzulegen und Erklärungen abzugeben, und hatte dann in seiner Kanzlei die Disposition in deutscher Sprache diktiert. Ziemlich abgespannt kam er bei Kutusow an.

Er war so beschäftigt, daß er es dem Oberkommandierenden gegenüber sogar an Ehrerbietung fehlen ließ: er unterbrach ihn, redete überstürzt und unklar, sah ihm nicht ins Gesicht, wenn er mit ihm sprach, und antwortete nicht auf seine Fragen. Er war ganz mit Schmutz bespritzt, sah elend, müde und zerstreut, dabei aber selbstbewußt und stolz aus.

Kutusow bewohnte ein kleines, einem österreichischen Adligen gehöriges Schloß bei Ostralitz. In dem großen Empfangsraum, der jetzt dem Oberkommandierenden als Arbeitszimmer diente, versammelten sich Kutusow, Weyrother und die Mitglieder des Kriegsrates. Sie tranken Tee. Man wartete nur noch auf den Fürsten Bagration, um zur Beratung zusammenzutreten. Aber es kam nur ein Ordonnanzoffizier von Bagration mit der Nachricht, daß der Fürst nicht kommen

könne. Fürst Andrej ging zum Oberkommandierenden hinein, um dies zu melden, und blieb dann im Zimmer, indem er von der ihm von Kutusow im voraus erteilten Erlaubnis, an dem Kriegsrat teilzunehmen, Gebrauch machte.

»Da Fürst Bagration nicht kommen wird, können wir anfangen«, sagte Weyrother, sprang hastig von seinem Stuhl auf und trat an den Tisch, auf dem eine riesige Karte von Brünn und Umgebung ausgebreitet lag.

Kutusow saß mit aufgeknöpfter Uniform, aus deren Kragen, wie nach Freiheit strebend, sein fetter Hals herausquoll, in einem Armsessel, hatte seine fleischigen alten Hände symmetrisch auf beide Armlehnen gelegt und schief beinahe. Bei dem Klang von Weyrothers Stimme machte er mühsam sein einziges Auge auf.

»Ja, ja, bitte, es wird sonst so spät«, sagte er, nickte, ließ dann den Kopf wieder hängen und machte das Auge wieder zu.

Wenn die Mitglieder des Kriegsrates zuerst geglaubt hatten, daß Kutusow sich nur schlafend stelle, so bekundeten doch die Töne, die er im Verlauf der nun folgenden Verlesung der Disposition durch die Nase von sich gab, daß es sich für den Oberkommandierenden in diesem Augenblick um etwas bedeutend Wichtigeres handelte als um den Wunsch, der Disposition oder irgend etwas anderem seine Verachtung zu bezeigen: es handelte sich für ihn um die unaufhaltsame Befriedigung eines menschlichen Bedürfnisses – des Schlafes. Er schlief tatsächlich. Mit der Geste eines Menschen, der viel zu beschäftigt ist, um auch nur einen Augenblick Zeit zu verlieren, warf Weyrother einen Blick auf Kutusow, nahm, nachdem er sich überzeugt hatte, daß dieser schlief, ein Blatt Papier zur Hand und fing an, mit lauter, eintöniger Stimme die Disposition der bevorstehenden Schlacht vorzulesen, unter der Überschrift, die er ebenfalls mitlas: »Disposition für die Offensive auf die feindliche Stellung hinter Kobelnitz und Sokolnitz am 20. November 1805.«

Die Disposition war sehr kompliziert und umständlich. Darin hieß es in der deutschen Originalfassung folgendermaßen:

»Da sich der Feind mit seinem linken Flügel an die mit Wald bedeckten Berge lehnt und sich mit seinem rechten Flügel längs Kobelnitz und Sokolnitz hinter die dort befindlichen Teiche zieht, wir im Gegenteil mit unserem linken Flügel seinen rechten sehr debordie-

ren, so ist es vorteilhaft, letzteren Flügel des Feindes zu attackieren, besonders wenn wir die Dörfer Kobelnitz und Sokolnitz im Besitz haben, wodurch wir dem Feind zugleich in die Flanke fallen und ihn auf der Fläche zwischen Schlapanitz und dem Turaser Wald verfolgen können, indem wir den Defileen von Schlapanitz und Bellwitz ausweichen, welche die feindliche Front decken. Zu diesem Endzweck ist nötig: Die erste Kolonne marschiert ... die zweite Kolonne marschiert ... die dritte Kolonne marschiert ... und so weiter, und so weiter«, las Weyrother vor.

Es machte den Eindruck, als ob die Generäle nur widerwillig diese schwerverständliche Disposition mitanhörten. Der große blonde Buxhöwden, der mit dem Rücken an die Wand gelehnt seine Augen auf die brennende Kerze gerichtet hielt, hörte anscheinend überhaupt nicht zu und schien sich nicht einmal den Anschein geben zu wollen, als ob er zuhörte. Weyrother gerade gegenüber, die glänzenden, weitgeöffneten Augen starr auf ihn gerichtet, saß in kriegerischer Pose, beide Arme mit nach außen gekehrten Ellbogen auf die Knie gestützt, Miloradowitsch mit seinem frischen Gesicht, dem nach oben gedrehten Schnurrbart und den hochgezogenen Schultern. Er schwieg hartnäckig, sah Weyrother ins Gesicht und wandte nur die Augen von ihm ab, wenn der österreichische Generalstabschef eine Pause machte. Dann sah Miloradowitsch die anderen Generäle bedeutsam an. Aber die Bedeutung dieses vielsagenden Blickes war nicht zu erkennen: war er einverstanden oder nicht einverstanden, zufrieden oder nicht zufrieden mit dieser Disposition? Dicht neben Weyrother saß Graf Langeron und betrachtete mit einem feinen Lächeln auf seinem südfranzösischen Gesicht, das während der ganzen Zeit der Vorlesung der Disposition nicht von seinen Lippen wich, seine schmalen Finger, die emsig eine goldene Tabaksdose mit einem Bildnis um und um drehten. Mitten in einer dieser weitläufigen Perioden hielt er plötzlich mit dem Drehen der Tabaksdose inne, hob den Kopf, unterbrach Weyrother mit einem unangenehm höflichen Ausdruck in den äußersten Ecken seiner schmalen Lippen und wollte irgend etwas sagen, aber der österreichische General zog finster die Brauen zusammen und machte, ohne seine Vorlesung abubrechen, nur eine Bewegung mit dem Ellenbogen, als wolle er sagen: Später, später können Sie mir Ihre Ansichten mitteilen, jetzt wollen Sie bitte auf die Karte sehen und zuhören. Langeron hob mit einem Ausdruck des Staunens die Augen auf und sah Miloradowitsch an, als suche er bei

ihm eine Erklärung. Als er aber dessen bedeutsamem und doch nichts bedeutendem Blick begegnete, senkte er traurig die Augen und drehte weiter an seiner Tabaksdose. »Une leçon de géographie«, murmelte er wie zu sich selber, aber doch laut genug, daß alle es hören konnten.

Przebyszewski hörte, die Hand hinters Ohr gelegt, Weyrother mit ehrerbietiger, würdiger Höflichkeit an und machte den Eindruck eines Menschen, der ganz Auge und Ohr ist. Der kleine Dochturow saß mit diensteifriger, bescheidener Miene Weyrother gerade gegenüber, beugte sich über die ausgebreitete Karte vor und studierte gewissenhaft die Disposition und das ihm unbekannte Gelände. Mehrmals bat er Weyrother, ein paar Worte, die er nicht recht verstanden hatte, sowie die schwierigen Namen der Ortschaften zu wiederholen. Weyrother kam diesem Wunsche nach, und Dochturow notierte sich diese Namen.

Als die Verlesung der Disposition, die länger als eine Stunde gedauert hatte, zu Ende war, hielt Langeron abermals mit dem Drehen seiner Tabaksdose inne und fing, ohne Weyrother oder irgendeinen anderen dabei anzusehen, darüber zu reden an, wie schwierig es doch sei, eine solche Disposition zu erfüllen, in der die Stellung des Feindes als bekannt angenommen sei, während dies doch gar nicht der Fall sein könne, da sich der Feind ja in Bewegung befinde. Die Entgegnungen Langerons waren begründet, aber es war klar ersichtlich, daß der Zweck dieser Entgegnungen vornehmlich der Wunsch war, den General Weyrother, der seine Disposition den anderen so selbstbewußt wie Schuljungen gegenüber vorgelesen hatte, fühlen zu lassen, daß er es hier nicht nur mit Dummköpfen, sondern mit Leuten zu tun hatte, von denen selbst er in strategischer Beziehung noch etwas lernen könne.

Als Weyrothers eintönige Stimme verstummt war, hatte Kutusow die Augen aufgeschlagen wie ein Müller, der aufwacht, wenn das einschläfernde Geräusch der Mühlräder einmal aussetzt. Als er aber hörte, was Langeron sagte, ließ er den Kopf wieder sinken und machte schnell das Auge wieder zu, als wolle er sagen: Ach, ihr seid immer noch bei diesem dummen Zeug!

Bemüht, Weyrother als Urheber des Schlachtenplanes in seiner Eigenliebe so tief wie möglich zu verletzen, fing Langeron an zu beweisen, daß Bonaparte, statt sich angreifen zu lassen, sehr leicht selber die Offensive ergreifen und infolgedessen diese ganze Disposi-

tion hinfällig machen könne. Weyrother antwortete auf alle diese Einwände mit einem unerschütterlichen verächtlichen Lächeln, mit dem er sich offenbar schon im voraus gegen jeden Einwand gewappnet hatte, ganz gleich, was man ihm sagen würde.

»Wenn er uns angreifen könnte, so hätte er es heute getan«, sagte er.

»Sie sind also der Ansicht, daß seine Kräfte nicht bedeutend sind?« fragte Langeron.

»Wenn er viel hat, so sind es vierzigtausend Mann«, erwiderte Weyrother mit dem Lächeln eines Arztes, den ein Kurpfuscher auf ein Heilmittel hinweist.

»Dann wird er also seinem Verderben entgegengehen, wenn er auf unseren Angriff wartet«, sagte Langeron mit fein ironischem Lächeln und blickte, Zustimmung heischend, wieder den neben ihm sitzenden Miloradowitsch an.

Aber Miloradowitsch dachte in diesem Augenblick anscheinend an etwas ganz anderes als an das, worüber sich die Generäle stritten,

»Ma foi«, sagte er, »das werden wir ja morgen auf dem Schlachtfeld sehen.«

Weyrother lächelte wieder jenes geringschätziges Lächeln, das besagte, wie lächerlich und merkwürdig es ihm vorkomme, daß er solchen Einwänden von seiten russischer Generäle begegne und ihnen etwas erst noch beweisen müsse, wovon er nicht nur selber felsenfest überzeugt sei, sondern auch beide Kaiser bereits überzeugt habe.

»Der Feind hat seine Feuer ausgelöscht und man hört ein ununterbrochenes Getöse aus seinem Lager herüber«, sagte er. »Was bedeutet das? Entweder zieht er sich zurück – und das wäre das einzige, was wir zu fürchten hätten – oder er wechselt seine Stellung.« Er lächelte. »Aber selbst wenn er bei Turas Aufstellung nähme, würde er uns nur eine große Mühe ersparen, und alle Anordnungen würden, bis in die kleinsten Einzelheiten hinein, genau dieselben bleiben ...«

»Wie ist das möglich?« fragte Fürst Andrej, der schon lange auf eine Gelegenheit gewartet hatte, seine Bedenken auszusprechen.

Doch da wachte Kutusow auf, hustete vernehmlich und sah die Generäle der Reihe nach an.

»Meine Herren, an der Disposition für morgen, oder vielmehr für heute, denn es ist ja schon bald ein Uhr, kann nichts mehr geändert werden«, sagte er. »Sie haben sie gehört, und wir alle werden unsere Pflicht tun. Vor einer Schlacht aber ist nichts wichtiger«, er machte eine Pause, »... als ordentlich auszuschlafen.«

Er traf Anstalten, sich zu erheben. Die Generäle verbeugten sich und zogen sich zurück. Es war schon nach Mitternacht. Auch Fürst Andrej verließ das Zimmer.

Der Kriegsrat, bei dem es Fürst Andrej nicht gelungen war, seine Meinung, wie er gehofft hatte, auszusprechen, hatte in ihm einen Eindruck der Unklarheit und Unruhe hinterlassen. Wer hatte recht: Dolgorukow und Weyrother oder Kutusow und Langeron und alle die anderen, die nicht mit der Offensive einverstanden waren? Er wußte es nicht. Hatte Kutusow dem Kaiser wirklich nicht seine Ansicht persönlich darlegen dürfen? War es wirklich nicht anders zu machen gewesen? Dürfen sie aus höfischen und persönlichen Interessen das Leben so vieler Tausende und auch mein eignes Leben aufs Spiel setzen? fragte er sich.

Ja, es ist sehr leicht möglich, daß ich morgen falle, dachte er. Und bei diesem Gedanken an den Tod stieg plötzlich eine ganze Kette von Erinnerungen, fernster, liebster Erinnerungen, vor seinem Geiste auf: er dachte an seinen letzten Abschied von seinem Vater und von seiner Frau, dachte an die erste Zeit seiner Liebe zu ihr, dachte an ihre Schwangerschaft, und es war ihm leid um sie und um sich. Und in einem nervös erregten Zustand der Rührung verließ er das Quartier, in dem er mit Neswizkij zusammen lag, und ging vor dem Hause auf und ab.

Die Nacht war neblig, aber durch den Nebel brach geheimnisvoll das Licht des Mondes. Ja, morgen, morgen, dachte er. Morgen wird vielleicht alles für mich ein Ende haben, alle diese Erinnerungen werden nicht mehr sein, werden für mich keinen Sinn mehr haben. Morgen vielleicht, nein, morgen ganz sicherlich – das fühle ich im voraus – werde ich endlich zum erstenmal in meinem Leben das zeigen können, was ich zu leisten vermag. Und er sah im Geiste die Schlacht, sah, wie sie verloren wurde, wie sich alles auf den einen Punkt konzentrierte und die Anführer die Köpfe verloren. Und da ist für ihn endlich der glückliche Augenblick gekommen, jenes Toulon,

auf das er so lange gewartet hat. Fest und klar setzt er Kutusow seine Meinung auseinander und dann auch Weyrother und dem Kaiser. Alle sind von der Richtigkeit seiner Berechnungen überrascht, aber keiner wagt es, die Ausführung zu übernehmen. Und da tritt er vor, nimmt ein Regiment, eine Division, unter der Bedingung, daß ihm niemand in seine Anordnungen hineinredet, führt seine Division an die entscheidende Stelle und erringt den Sieg, er ganz allein. Aber der Tod und die Leichen? mahnt eine andere Stimme in ihm. Doch Fürst Andrej antwortet nicht auf diese Stimme und spinnt seine Träumereien von Sieg und Erfolg weiter. Die Disposition für die nächste Schlacht entwirft er ganz allein. Obgleich er noch Dienstadjutant bei Kutusow ist, liegt doch alles in seiner Hand. Er gewinnt auch die folgende Schlacht. Kutusow wird abgesetzt, er an seiner Statt ernannt ... Nun, und dann? fragt wieder die andere Stimme. Was dann, wenn du nicht vorher zehnmal verwundet wirst, fällst oder betrogen wirst, nun, was dann? – Dann, gibt sich Fürst Andrej selber zur Antwort, was dann sein wird, das will und kann ich nicht wissen. Aber wenn ich danach strebe, strebe ich nach Ruhm, will von den Menschen gekannt und geliebt werden, und das ist doch kein Unrecht, wenn ich danach strebe, wenn ich nur das allein will, nur darum allein lebe. Ja, einzig und allein nur darum. Ich werde das niemals einem Menschen sagen, aber, mein Gott, was soll ich nur tun, wenn ich nun einmal nichts so sehr liebe wie den Ruhm und die Anerkennung der Menschen? Tod, Verwundung, Verlust meiner Angehörigen, nichts fürchte ich. Und wie lieb und wert mir auch viele Menschen sind, mein Vater, meine Schwester, meine Frau und alle, die mir am nächsten stehen, sie alle gäbe ich hin – und wenn es auch noch so entsetzlich und unnatürlich klingen mag – für einen Augenblick des Ruhmes, des Triumphes und der Liebe von Menschen, die ich nicht kenne und nie kennen werde, für die Liebe von Menschen wie jenen da, dachte er und horchte nach den Soldatenstimmen hin, die draußen auf dem Hof vor Kutusows Haus laut wurden.

Es waren Kutusows Diener und Burschen, die die Sachen packten. Der eine, wahrscheinlich ein Kutscher, neckte Kutusows alten Koch, Tit genannt, den Fürst Andrej kannte, und rief: »Tit, he, Tit!«

»Was willst du?« antwortete der Alte.

»Tit, Tit, Tit, komm drisch dich mit!« rief der Spaßvogel.

»Pfui, scher dich zum Teufel!« klang es zurück, übertönt vom Gelächter der Burschen und Diener.

Und doch liebe und schätze ich nichts mehr als die Herrschaft über diese Leute und strebe nach dem Ruhm und der geheimnisvollen Kraft, die jetzt wie dieser Nebel über meinem Haupt schwebt.

Rostow befand sich in dieser Nacht mit seiner Schwadron bei der Vorpostenkette vor dem Korps Bagrations. Seine Husaren waren paarweise auf diese Kettenlinie verteilt, er selber aber ritt diese Linie entlang, bemüht, den Schlaf zu verscheuchen, der ihn unwiderstehlich überkam. Hinter sich erblickte er die weit ausgedehnten, schwach durch den Nebel schimmernden Lagerfeuer unserer Armee, vor ihm lag dichter Nebel. So angestrengt auch Rostow in diese neblige Ferne spähte, er konnte nichts erkennen: bald schien etwas Graues, bald etwas Schwarzes aufzutauchen, bald blitzte anscheinend dort, wo der Feind stehen mußte, ein Licht auf, und bald kam es ihm wieder vor, als sei das soeben nur ein Flimmern vor seinen Augen gewesen. Die Augen fielen ihm zu. Vor seinem Geiste erschienen bald der Kaiser, bald Denissow, bald Moskauer Erinnerungen, hastig riß er dann die Augen wieder auf und sah nun wieder vor sich den Kopf und die Ohren des Pferdes, auf dem er saß, und ab und zu die schwarze Gestalt eines Husaren, wenn er bis auf sechs Schritt an ihn herangeritten war. In der Ferne aber zeigte sich immer nur der finstere Nebel.

Warum nicht? Es wäre doch sehr leicht möglich, dachte Rostow, daß der Kaiser, wenn er mich zufällig träfe, mir wie jedem anderen Offizier auch einen Befehl erteilen und zum Beispiel sagen würde: Reit mal dorthin und sieh nach, was dort ist! Wie oft ist schon erzählt worden, daß er auf diese Weise irgendeinen Offizier kennen gelernt und dann in seine Nähe gezogen hat. Wenn er nun auch mich in seine Nähe zöge! Oh, wie würde ich ihn schützen, ihm immer die Wahrheit sagen, ihn von allen Schmeichlern befreien! Und um sich seine Liebe und Ergebenheit für den Kaiser recht lebhaft auszumalen, stellte sich Rostow einen Feind oder deutschen Betrüger vor, den er nicht nur mit Hochgenuß tötete, sondern auch vor den Augen des Kaisers ohrfeigte. Plötzlich weckte ihn ein fernes Schreien aus seinen Träumen. Er fuhr zusammen und riß die Augen auf.

Wo bin ich? Ach, auf Vorposten. Losung und Parole: Deichsel und Olmütz. Wie ärgerlich, daß unsere Schwadron morgen in Reserve bleibt ... dachte er. Aber ich werde darum bitten, doch an dem Gefecht teilnehmen zu dürfen. Das ist vielleicht die einzige Möglich-

keit, den Kaiser zu sehen. Jetzt werden wir ja bald abgelöst werden. Ich werde noch einmal die Runde machen und, wenn ich zurückkomme, zum General gehen und darum bitten. Und er setzte sich im Sattel zurecht und trieb das Pferd an, um bei seinen Husaren noch einmal die Runde zu machen. Es kam ihm vor, als sei der Nebel durchsichtiger geworden. Zur Linken war eine mondbeschienene sanfte Berglehne zu sehen und ihr gegenüber ein dunkler Hügel, der senkrecht wie eine Wand abfiel. An diesem Hügel war ein weißer Fleck, über den sich Rostow nicht recht klar werden konnte: war das eine vom Mond beschienene Waldblöße oder ein bißchen Schnee, der noch nicht geschmolzen war, oder ein weißes Haus? Es wollte ihm sogar scheinen, als ob sich in diesem weißen Fleck irgend etwas bewege. Muß doch wohl Schnee sein, dieser Fleck; ein Fleck ... une tache ... tasche ... Natascha ... Natascha, Schwesterlein mit den schwarzen Augen. Nataschka! Die wird gucken, wenn ich ihr erzähle, wie ich den Kaiser gesehen habe! Nataschka ... nimm die Tasche ...

»Mehr nach rechts, Euer Wohlgeboren, dort sind Büsche«, rief die Stimme eines Husaren, an dem Rostow, der am Einschlafen war, vorbeiritt.

Rostow riß den Kopf, der ihm schon bis auf die Mähne des Pferdes herabgesunken war, hoch und machte neben dem Husaren halt. Aber der gesunde Schlaf der Jugend überwältigte ihn immer mehr.

Ja, halt, an was dachte ich doch eben? Das darf ich nicht vergessen. Was ich zum Kaiser sagen werde? ... Nein, das war es nicht ... das ist morgen. Ach ja, ja: über die Taschen ... überraschen? ... Wen? ... Die Husaren ... Husaren mit Schnurrbärten ... In Moskau, in der Twerskaja, ritt einmal ein Husar mit einem solchen Schnurrbart, ich dachte neulich an ihn, gerade gegenüber von Gurjews Haus ... der alte Gurjew ... ach, ein prächtiger Mensch ... und Denissow ... Aber das sind ja alles Nebensachen ... die Hauptsache ist ... der Kaiser ist hier. Wie er mich anschaute, als wollte er etwas zu mir sagen, wagte es aber nicht ... Nein, das war ich, der das nicht wagte. Aber das ist ja dummes Zeug, die Hauptsache ist – nicht vergessen, daß ich an etwas Wichtiges gedacht habe, ja. Une tache ... Natascha ... die Taschen ... uns überraschen? ... Schön, schön! Und wieder sank sein Kopf auf den Pferdehals hinunter. Plötzlich schien es ihm, als schösse man auf ihn. »Was ist? Was ist? Schlag los! Was ist?« rief Rostow und riß die Augen auf. Doch in dem Augenblick, als er die Augen aufschlug,

hörte er vor sich, dort, wo der Feind stehen mußte, ein langgezogenes Geschrei von Tausenden von Stimmen. Sein Pferd und auch das des Husaren, der neben ihm stand, spitzten bei diesem Schreien die Ohren. An der Stelle, von wo das Geschrei gekommen war, flammte plötzlich ein Feuerschein auf und erlosch gleich wieder, dann ein zweiter, und die ganze Linie der französischen Truppen auf dem Berg entlang pflanzte sich dieser Feuerschein fort, und das Geschrei wurde immer stärker und stärker. Rostow hörte den Klang französischer Worte, konnte sie aber nicht verstehen. Zu viele Stimmen brausten durcheinander. Man hörte nur immer: aaa und rrr!

»Was bedeutet das? Was denkst du?« wandte sich Rostow an den Husaren, der neben ihm stand. »Das ist doch wohl beim Feind?«

Der Husar gab keine Antwort.

»Was, das hörst du wohl gar nicht?« fragte Rostow noch einmal, nachdem er ziemlich lang auf eine Antwort gewartet hatte.

»Wer kann das wissen, Euer Wohlgeboren«, entgegnete der Husar widerwillig.

»Der Lage nach zu urteilen, müßte es wohl der Feind sein?« sagte Rostow noch einmal.

»Kann sein, kann auch nicht sein«, brummte der Husar. »Bei Nacht läßt sich das schwer beurteilen. Holla, halt still!« rief er seinem Pferde zu, das nicht mehr still stehen wollte.

Auch Rostows Pferd wurde unruhig, schlug mit den Hufen auf die gefrorene Erde, spitzte die Ohren bei dem Geschrei und sah nach dem aufflammenden Feuerschein. Der Klang der Stimmen wurde immer stärker und stärker und wuchs schließlich zu einem solch allgemeinen Brausen an, wie es nur eine Armee von vielen tausend Mann hervorbringen konnte. Auch das Feuer pflanzte sich immer weiter und weiter fort, wahrscheinlich die ganze Linie des französischen Lagers entlang. Rostow war die Lust zum Schlafen vergangen. Das begeisterte, jubelnde Geschrei des feindlichen Heeres hatte ihn wachgerüttelt. »Vive l'empereur, l'empereur!« unterschied er jetzt ganz deutlich die Stimmen.

»Aber die sind ja gar nicht weit, die müssen ja gleich jenseits des Baches sein«, sagte er zu dem neben ihm stehenden Husaren.

Der Husar gab wieder keine Antwort, seufzte nur und räusperte sich ärgerlich. An der Linie der Husaren entlang hörte man den

Hufschlag eines herantrabenden Reiters, und aus dem Nebel tauchte plötzlich, riesengroß, wie ein Elefant erscheinend, die Gestalt eines Husarenunteroffiziers auf.

»Euer Wohlgeboren, die Generäle!« meldete der Unteroffizier, auf Rostow zureitend.

Rostow ritt, immer noch nach dem Feuer und dem Geschrei hinübersehend, mit dem Unteroffizier zusammen einem Trupp Reiter entgegen, die die Linie entlanggeritten kamen. Der eine von ihnen ritt auf einem Schimmel. Es war Fürst Bagration mit dem Fürsten Dolgorukow und seinen Adjutanten, der gekommen war, sich die merkwürdige Erscheinung von Feuer und Geschrei beim feindlichen Heer anzusehen. Rostow ritt auf Bagration zu, stattete seinen Rapport ab, zog sich dann zu den Adjutanten zurück und hörte zu, was die Generäle sagten.

»Glauben Sie mir«, fing Fürst Dolgorukow zu Bagration gewandt an, »das ist weiter nichts als eine List: er zieht sich zurück und hat seiner Nachhut befohlen, Feuer anzuzünden und Lärm zu machen, um uns irrezuführen.«

»Wohl kaum«, entgegnete Bagration, »am Abend noch habe ich sie auf dem Hügel dort drüben gesehen. Wenn sie sich zurückgezogen hätten, so wären sie auch von dort verschwunden. Herr Offizier«, wandte sich Fürst Bagration an Rostow, »stehen dort noch feindliche Vorposten?«

»Abends standen sie noch dort, jetzt kann ich es freilich nicht mit Sicherheit sagen, Durchlaucht. Wenn Sie aber befehlen, reite ich mit ein paar Husaren hin«, erwiderte Rostow.

Bagration hielt an und suchte, ohne eine Antwort zu geben, Rostows Gesicht im Nebel zu erforschen.

»Gut, sehen Sie einmal nach«, sagte er dann, nachdem er eine Weile geschwiegen hatte.

»Zu Befehl.«

Rostow gab seinem Pferd die Sporen, rief den Unteroffizier Fedtschenko und noch zwei andere Husaren heran, befahl ihnen, ihm zu folgen, und ritt im Trabe den Berg hinunter in der Richtung, woher das immer noch fortdauernde Geschrei kam. Er empfand ein banges und zugleich freudiges Gefühl, so allein mit seinen drei Husaren dahinzureiten, in jene geheimnisvolle und gefährliche neblige Ferne,

wo niemand vor ihm noch gewesen war. Bagration rief ihm noch von oben nach, er solle nicht weiter reiten als bis an den Fluß, aber Rostow hielt, als hätte er diese Worte nicht mehr gehört, nicht an und ritt immer weiter und weiter. Dabei irrte er sich beständig, hielt bald einen Busch für einen Baum, bald eine Wassergrube für lagernde Menschen, wurde sich aber dann immer wieder gleich seines Irrtums bewußt.

Als er den Berg im Trabe hinuntergeritten war, sah er überhaupt keine Feuer mehr, weder die unsrigen noch die feindlichen, hörte aber das Schreien der Franzosen immer lauter und deutlicher. Vor sich im Tal erblickte er etwas, das wie ein Fluß aussah, als er aber bis dicht herangeritten war, erkannte er, daß er die Landstraße vor sich hatte. Auf der Straße angelangt, hielt er sein Pferd unschlüssig an: sollte er den Weg entlang oder, über die Straße hinweg, das schwarze Feld den Berg hinaufreiten? Auf dieser hell aus dem Nebel hervortretenden Straße entlang zu reiten, wäre gefahrloser gewesen, weil man da den Feind eher hätte erkennen können. »Mir nach!« rief er, kreuzte den Weg und sprengte im Galopp den Berg hinauf, gerade auf die Stelle zu, wo am Abend die französischen Vorposten gestanden hatten.

»Euer Wohlgeboren, da sind sie«, sagte hinter ihm einer der Husaren. Und Rostow konnte gerade noch etwas Schwarzes, das plötzlich im Nebel vor ihm stand, erkennen, als auch schon ein Feuerschein aufblitzte, ein Schuß knallte und eine Kugel mit klagendem Pfeifen hoch in den Nebel hineinschwirrte und sich in weite Fernen verlor. Bei einem zweiten Gewehr ging der Schuß nicht los, sondern es blitzte nur das Pulver in der Pfanne auf. Rostow riß sein Pferd herum und sprengte im Galopp zurück. Noch vier Schüsse flogen in kurzen Abständen hinter ihm her, und die Kugeln piffen in den verschiedensten Tonarten irgendwohin in den Nebel. Rostow hielt sein Pferd zurück, das, wie er selber auch, durch die Schüsse munter und aufgeregter geworden war, und ritt im Schritt weiter.

Na, immer zu! Schießt nur! Immer zu! rief eine fröhliche Stimme in ihm. Aber die Schüsse verstummten.

Erst als er in Bagrations Nähe kam, setzte Rostow sein Pferd wieder in Galopp und ritt, die Hand an die Mütze gelegt, auf den General zu.

Dolgorukow hatte immer noch auf seiner Ansicht bestanden, daß die Franzosen sich zurückgezogen und nur, um uns irrezuführen, die Feuer angezündet hätten.

»Was beweist das?« sagte er, gerade als Rostow angeritten kam. »Sie können abgezogen sein und doch ein paar Vorposten zurückgelassen haben.«

»Anscheinend sind sie aber doch noch nicht alle fort, Fürst«, erwiderte Bagration. »Morgen, morgen früh werden wir alles erfahren.«

»Die feindlichen Vorposten stehen noch auf dem Berg, Euer Durchlaucht, genau an derselben Stelle, wo sie am Abend gestanden haben«, meldete Rostow in ehrerbietig vorgebeugter Haltung, die Hand am Mützenschirm, und konnte das fröhliche Lächeln, das dieser Erkundungsritt und hauptsächlich das Pfeifen der Kugeln bei ihm hervorgerufen hatte, nicht unterdrücken.

»Schön, schön«, erwiderte Bagration. »Ich danke Ihnen, Herr Offizier.«

»Euer Durchlaucht«, sagte Rostow, »darf ich mir eine Bitte erlauben?«

»Was wünschen Sie?«

»Unsere Schwadron ist morgen für die Reserve bestimmt; darf ich um Abkommandierung zur ersten Schwadron bitten?«

»Wie heißen Sie?«

»Graf Rostow.«

»Schön. Bleiben Sie als Ordonnanz bei mir.«

»Sind Sie ein Sohn von Ilja Andrejewitsch?« fragte Dolgorukow.

Aber Rostow antwortete ihm nicht.

»So darf ich hoffen, Euer Durchlaucht?«

»Ich werde Befehl geben.«

Vielleicht werde ich dann morgen mit irgendeiner Meldung zum Kaiser geschickt. Gott sei Dank! dachte Rostow.

Das Geschrei und die Feuer im feindlichen Lager rührten aber daher, daß Napoleon selber durch die Biwaks hindurchritt, gerade zu einer Zeit, als sein Tagesbefehl den Truppen verlesen wurde. Als die Soldaten den Kaiser sahen, zündeten sie Strohwische an und liefen mit dem Ruf: »Vive l'empereur!« hinter ihm her. Napoleons Tagesbefehl lautete:

»Soldaten! Die russische Armee rückt gegen uns vor, um die Niederlage des österreichischen Heeres bei Ulm zu rächen. Das sind dieselben Bataillone, die ihr bei Hollabrunn geschlagen und ohne Unterlaß bis hierher verfolgt habt. Die Stellungen, die wir innehaben, sind gut, und wenn sie kommen sollten, um uns von rechts zu umgehen, so werden sie mir ihre Flanke zum Angreifen darbieten. Soldaten! Ich selbst werde eure Bataillone führen. Ich werde mich vom Feuer fernhalten, wenn ihr mit eurer gewohnten Tapferkeit Unordnung und Verwirrung in die feindlichen Reihen hineintragen werdet; wenn aber der Sieg auch nur einen Augenblick zweifelhaft werden sollte, so werdet ihr sehen, daß euer Kaiser der erste sein wird, der sich den Hieben des Feindes aussetzt, denn unser Sieg muß ein zweifelloser sein, zumal an einem Tag, wo es sich um die Ehre der französischen Infanterie handelt, die für den Ruhm der gesamten Nation so unentbehrlich ist.

Keiner darf seinen Platz verlassen, auch nicht unter dem Vorwand, Verwundete abzutransportieren. Jeder einzelne soll von dem Gedanken durchdrungen sein, daß wir siegen müssen, siegen über diese Mietlinge Englands, die von einem solchen Haß gegen unsere Nation beseelt sind. Dieser Sieg wird unseren Feldzug beenden, und wir können dann in die Winterquartiere zurückkehren, wo die neue französische Armee, die ich jetzt in Frankreich zusammenstellen lasse, zu uns stoßen wird. Und der Friede, den ich dann schließen werde, wird meiner Völker, euer und meiner würdig sein.

Napoleon«

Um fünf Uhr morgens war es noch vollständig finster. Die Truppen des Zentrums, die Reserven und Bagrations rechter Flügel lagen noch still. Aber auf dem linken Flügel fingen die Infanterie-, Kavallerie- und Artilleriekolonnen schon an, sich zu regen und von ihrem Nachtlager aufzubrechen, weil sie als die ersten von der Höhe hinabzusteigen, den rechten Flügel der Franzosen anzugreifen und ihn der Disposition gemäß in die böhmischen Berge zurückzuwerfen hatten. Der Rauch der Lagerfeuer, in das man alles, was man nicht mehr brauchen konnte, hineingeworfen hatte, brannte in den Augen. Es war kalt und finster. Die Offiziere tranken in aller Eile Tee und frühstückten, die Soldaten kauten ihren Zwieback, trampelten mit den Beinen, um warm zu werden, und drängten sich um die Feuer, in die sie Zeltreste, Tische, Stühle, Räder, Fässer, kurz alles das hineingeworfen hatten, was sie nicht mitnehmen konnten, österreichische Kolonnenführer tauchten als Vorboten des Aufbruchs zwischen den russischen Truppen auf. Sowie ein solcher österreichischer Offizier sich nur vor dem Standquartier eines Regimentskommandeurs gezeigt hatte, setzte sogleich ein reges Leben im ganzen Regiment ein: die Soldaten rannten von den Feuern weg, steckten die Tabakspfeifen in die Stiefelschäfte, luden ihre Brotbeutel auf die Fuhrwerke, sahen die Flinten noch einmal nach und stellten sich auf. Die Offiziere knöpften die Uniformröcke zu, legten den Degen und den Feldranzen um und gingen, hier und da einen ihrer Leute anschnauzend, die Reihen ab. Die Fuhrleute und Burschen spannten an, luden die Bagage auf und banden sie fest. Die Adjutanten, Bataillons- und Regimentskommandeure bestiegen ihre Pferde, bekreuzigten sich, erteilten den zurückbleibenden Fuhrleuten die letzten Befehle und Aufträge, und dann hörte man nur noch das eintönige Stampfen von Tausenden von Füßen. Die Kolonnen setzten sich in Bewegung, ohne zu wissen wohin, und sahen vor Menschen, vor Rauch und vor Nebel, der immer stärker und stärker wurde, weder den Ort, den sie verließen, noch den, auf den sie losmarschierten.

Ein Soldat auf dem Marsche wird von seinem Regiment ebenso umgeben, umgrenzt und weitergetragen wie der Seemann von dem Schiff, auf dem er fährt. Wie weit er auch ausrücken, in welch fremde,

unerforschte und gefährliche Breiten er auch vordringen mag, immer nur sieht er um sich herum – wie der Seemann stets und überall nur immer das gleiche Verdeck, die gleichen Masten und Taue seines Schiffes sieht – dieselben Kameraden, die gleichen Reihen, denselben Feldwebel Iwan Mitritsch, denselben Kompaniehund Schutschka, die gleichen Vorgesetzten. Ein Soldat empfindet selten das Bedürfnis, die Breiten, in denen das ganze Schiff segelt, kennenzulernen. Doch am Tage der Schlacht schwingt, Gott mag wissen wie und woher, ein gemeinsamer, ernster Ton durch die Sinneswelt der Truppen, der das Herannahen von etwas Entscheidendem und Feierlichem ankündigt, und ruft in ihnen eine Wißbegierde hervor, die ihnen sonst niemals zu eigen ist. Am Tage einer Schlacht sucht der Soldat erregt aus der Interessensphäre seines Regimentes herauszukommen, er horcht auf, sieht sich um und fragt begierig danach, was um ihn herum vorgeht.

Der Nebel war so dicht, daß man, obgleich es nach und nach heller wurde, keine zehn Schritt vor sich etwas sehen konnte. Die Büsche sahen aus wie gewaltige Bäume, ebene Flächen wie Abhänge und Schluchten. Überall, auf allen Seiten, konnte man auf den Feind stoßen, der auf zehn Schritt Entfernung nicht sichtbar war. Doch lange bewegten sich die Kolonnen immer im gleichen Nebel vorwärts, marschierten bergauf und bergab, an Gärten und Feldern vorbei, durch neue, unbekannte Gegenden, stießen aber nirgends auf den Feind. Im Gegenteil, vorn, hinten und auf allen Seiten erkannten die Soldaten, daß nur russische Kolonnen in dieser Richtung marschierten. Und jeder Soldat empfand ein angenehmes Gefühl bei dem Bewußtsein, daß dorthin, wohin er ging, das heißt in die unbekannte Ferne, noch viele, viele der Unsrigen ebenfalls zogen.

»Siehst du, die Kursker sind auch schon vorüber«, hieß es in den Reihen.

»Was für eine Unmasse von Truppen hier zusammengezogen sind, Bruder! Ich habe das gestern abend gemerkt, als die Feuer brannten: es war kein Ende abzusehen. Ganz Moskau scheint hier zu sein.«

Obgleich keiner der Kommandeure an die Reihen heranritt und mit den Soldaten sprach – die obersten Truppenführer waren, wie bereits beim Kriegsrat zu sehen war, mißgelaunt und mit dem geplanten Angriff nicht einverstanden und führten deshalb nur ihre Befehle aus, ohne es sich angelegen sein zu lassen, die Soldaten aufzumuntern –, so marschierten sie doch frisch drauflos, wie sie es immer taten, wenn

es zum Treffen kam, und besonders wenn es sich um einen Angriff handelte. Aber nachdem sie ungefähr eine Stunde immer in dichtem Nebel vorgerückt waren, mußte ein großer Teil der Truppen plötzlich haltmachen. Die Reihen beschlich das unangenehme Gefühl, daß irgend etwas nicht in Ordnung war und nicht klappte. Auf welche Weise sich ein solches Gefühl von Reihe zu Reihe fortpflanzt, ist schwer mit Bestimmtheit zu sagen, aber es besteht kein Zweifel, daß es mit ungewöhnlicher Sicherheit und Schnelligkeit unbemerkt und unaufhaltsam weiterrinnt, wie das Wasser den Berg hinunter. Wären die russischen Truppen allein gewesen, ohne Verbündete, so hätte es möglicherweise noch lange gedauert, bis das Gefühl einer Unordnung zur allgemeinen Überzeugung geworden wäre, so aber hielt man mit besonderem Vergnügen und großer Selbstverständlichkeit die verrückten Deutschen für den Grund dieses ganzen Wirrwarrs, und alle waren davon überzeugt, daß eine unheilvolle Konfusion entstanden sei, die sie nur den »Wurstfressern« zu verdanken hätten.

»Warum geht's nicht weiter? Wohl gesperrt? Oder sind wir schon auf die Franzosen gestoßen?«

»Nein, nichts zu hören. Dann müßte doch geschossen werden.«

»Da mußten wir nun in aller Eile losmarschieren und losmarschieren, und nun stehen wir hier wie die Blödsinnigen mitten auf freiem Feld. Diese verfluchten Deutschen richten doch immer nur Konfusion an! Diese verwünschte Teufelsbrut!«

»Die würde ich aber alle an die Front schicken. Doch da brauchst du keine Angst zu haben, die drücken sich sämtlich nach hinten! Da steht man nun hier, ohne einen Bissen gegessen zu haben.«

»Was soll denn das? Dauert das noch lange? Die Kavallerie soll uns den Weg versperrt haben«, sagte ein Offizier zu einem anderen.

»Ach, diese verdammten Deutschen, kennen ihr eignes Land nicht einmal«, erwiderte der andere.

»Heda, was für eine Division seid ihr?« schrie ein heransprengender Adjutant.

»Die achtzehnte.«

»Warum seid ihr denn immer noch hier? Ihr müßtet doch schon lange vorn sein. Jetzt kommt ihr vor Abend nicht mehr durch.«

»Das kommt von diesen törichten Anordnungen. Die wissen ja selber nicht, was sie wollen«, sagte der eine Offizier und ritt weg.

Da kam ein General herangesprengt und schrie ärgerlich irgend etwas auf deutsch.

»Tafa-lafa, was schimpft der da? Da versteht man doch kein Wort«, sagte ein Soldat und äffte den fortreitenden General nach. »Erschießen müßte man sie alle, diese Hunde!«

»Um neun Uhr sollen wir laut Befehl an Ort und Stelle sein, und jetzt haben wir noch nicht einmal die Hälfte. Schöne Anordnungen das!« wurde von verschiedenen Seiten laut.

Und das Gefühl der Kraft, mit dem die Truppen in den Kampf ausgezogen waren, fing an, sich in Ärger zu verwandeln und in Wut gegen diese sinnlosen Anordnungen und die »verrückten Deutschen« überzugehen.

Die Ursache des Wirrwarrs aber bestand darin, daß das Oberkommando, als die österreichische Kavallerie auf der äußersten Linken bereits vorgerückt war, gefunden hatte, unser Zentrum sei vom rechten Flügel doch zu weit entfernt, und deshalb der ganzen Kavallerie befohlen hatte, auf die rechte Seite hinüberzuschwenken. Und so zogen nun Tausende von Kavalleristen vor der Infanterie vorbei, und diese mußte inzwischen warten.

An der Spitze der Truppen war es zu einem unliebsamen Zusammenstoß zwischen einem österreichischen Offizier und einen russischen General gekommen. Der russische General schrie und verlangte, die Reiterei solle augenblicklich anhalten, aber der Österreicher machte ihm klar, daß nicht er, sondern das Oberkommando schuld sei. Inzwischen standen die Truppen gelangweilt da und verloren den Mut. Endlich, nach stundenlangem Aufenthalt, setzten sie sich wieder in Marsch und zogen bergabwärts weiter. Der Nebel, der sich auf dem Berge schon fast verteilt hatte, ballte sich im Tal, wohin die Truppen marschierten, nur noch fester zusammen. Vor sich im Nebel hörten sie ab und zu Schüsse, anfänglich vereinzelt und in verschiedenen Zwischenräumen: »Tratta ... tat«, dann aber immer regelmäßiger und öfter: das Gefecht am Goldbach setzte ein.

Man hatte nicht erwartet, unten am Fluß den Feind zu treffen, und war im Nebel ganz unvermutet auf ihn gestoßen. Ohne ein Wort der Aufmunterung von den höchsten Vorgesetzten, in dem Bewußtsein,

bereits zu spät gekommen zu sein, und, was die Hauptsache war, durch den dichten Nebel behindert, der sie weder vor sich noch im Umkreis irgend etwas erkennen ließ, beschossen die russischen Truppen langsam und träge den Feind, rückten dann wieder ein Stück vor und machten dann von neuem halt, da sie nicht rechtzeitig die Befehle von den Kommandeuren durch die Adjutanten erhielten, die im Nebel durch das unbekannte Gelände irrten und ihre Truppenteile nicht fanden. So fing der Kampf für die erste, zweite und dritte Kolonne an, die bereits ins Tal hinabgestiegen waren. Die vierte Kolonne, bei der sich Kutusow selber befand, stand noch auf den Höhen von Prätzen.

Unten, wo das Gefecht einsetzte, lag immer noch dichter Nebel, während es sich oben etwas aufgeklärt hatte, doch konnte man auch hier nichts von dem sehen, was weiter vorn vor sich ging. Waren die Hauptstreitkräfte des Feindes, wie wir annahmen, zehn Werst von uns entfernt oder stand der Feind dort in jenem Nebelstreifen? Das wußte bis jetzt kein Mensch.

Es war neun Uhr morgens. Wie ein dichtes Meer breitete sich der Nebel in den Tälern aus, aber oben auf der Höhe unweit des Dorfes Schlapanitz, wo Napoleon mit seinen Marschällen stand, war es ganz hell. Über ihm wölbte sich ein klarer blauer Himmel, und der riesige Sonnenball schaukelte wie ein gewaltiger, hohler, purpurner Schwimmkork auf dem milchweißen Nebelmeer. Nicht nur das ganze französische Heer, sondern auch Napoleon selber mit seinem Stabe befand sich nicht jenseits der Bäche und Niederungen der Dörfer Sokolnitz und Schlapanitz, wo wir sie aus den Stellungen vertreiben und die Schlacht zu eröffnen beabsichtigten, sondern diesseits, und zwar in so nächster Nähe unserer Truppen, daß Napoleon mit bloßem Auge unsere Kavallerie von der Infanterie unterscheiden konnte. Napoleon hielt auf seinem kleinen Araberschimmel ein paar Schritte vor seinen Marschällen; er war mit demselben blauen Mantel bekleidet, den er schon während seines Feldzuges durch Italien getragen hatte. Schweigend blickte er nach den Hügeln hinüber, die hier und dort aus dem Nebelmeer auftauchten und auf denen sich in der Ferne russische Truppen bewegten, und lauschte auf das Geknatter der Schüsse im Tal. In seinem damals noch hageren Gesicht rührte sich nicht ein Muskel, seine leuchtenden Augen waren starr auf eine bestimmte Stelle gerichtet. Seine Annahmen erwiesen sich als richtig.

Die russischen Truppen waren teils schon ins Tal zu den Seen und Teichen hinabgestiegen, teils hatten sie die Pratzener Höhen geräumt, die er anzugreifen beabsichtigte, weil er sie für den Schlüssel der ganzen Stellung hielt. Er sah durch den Nebel, wie in einem Einschnitt zwischen zwei Bergen in der Nähe des Dorfes Prätzen die russischen Kolonnen mit blitzenden Bajonetten immer in derselben Richtung ins Tal hinabzogen und wie eine Kolonne nach der anderen dann wieder im Nebelmeer verschwand. Aus Nachrichten, die er am Abend erhalten hatte, aus dem Geräusch der Räder und Schritte, das seine Vorposten in der Nacht vernahmen, aus dem wirren Vormarsch der russischen Kolonnen, aus alledem hatte er klar und deutlich erkannt, daß die Verbündeten ihn viel weiter entfernt glaubten, daß die Kolonnen, die jetzt bei Prätzen in Bewegung waren, das Zentrum der russischen Armee bildeten, und daß dieses Zentrum bereits genügend geschwächt war, um es mit Erfolg angreifen zu können. Aber trotzdem eröffnete er die Schlacht nicht.

Es war heute ein Festtag für ihn: der Jahrestag seiner Krönung. Gegen Morgen hatte er ein paar Stunden geschlafen und sich dann in jener glücklichen Gemütsverfassung, in der alles möglich scheint und alles glückt, gesund, frisch und heiter aufs Pferd geschwungen und war ins Feld geritten. Jetzt blickte er starr auf die aus dem Nebel hervortretenden Höhen, und auf seinem kalten Gesicht lag jener besondere Ausdruck von Selbstvertrauen und wohlverdientem Glück, wie er sich auf dem Antlitz eines glücklich verliebten Burschen zu zeigen pflegt. Die Marschälle hielten etwas hinter ihm und wagten nicht, seine Aufmerksamkeit abzulenken. So schaute er sinnend bald auf die Höhen von Prätzen, bald auf die aus dem Nebelmeer auftauchende Sonne.

Als die Sonne gänzlich aus dem Nebel herausgetreten war und die Felder und nebligen Täler mit blendendem Glanz überflutete, zog Napoleon – als hätte er nur darauf gewartet, um die Schlacht zu beginnen – den Handschuh von seiner schönen weißen Hand, gab dadurch seinen Marschällen das Zeichen und erteilte ihnen den Befehl, den Kampf zu eröffnen. Von ihren Adjutanten begleitet, sprengten die Marschälle nach allen Seiten auseinander, und kurze Zeit darauf bewegte sich die Hauptstreitkraft des französischen Heeres in großer Eile auf jene Pratzener Höhen zu, welche von den russischen

Truppen, die nach links ins Tal hinabzogen, immer mehr und mehr entblößt wurden.

Um acht Uhr begab sich Kutusow zu Pferd nach Pratzen, an der Spitze von Miloradowitschs vierter Kolonne, welche die Stellung der Kolonnen Przebyszewskis und Langerons, die schon weiter ins Tal gezogen waren, einnehmen sollte. Er begrüßte die Mannschaften des Vorderregimentes, erteilte den Befehl, zu marschieren, und zeigte damit, daß er diese Kolonne selber zu führen beabsichtigte. Beim Dorf Pratzen angelangt, hielt er an. Fürst Andrej, der zu der gewaltigen Schar gehörte, die das Gefolge des Oberkommandierenden bildete, hielt dicht hinter ihm. Er fühlte sich erregt und nervös, gleichzeitig aber auch gelassen und ruhig, wie einem Menschen gewöhnlich zumute ist, wenn ein langersehnter Augenblick endlich herannaht. Er war fest davon überzeugt, daß heute der Tag für sein Toulon oder seine Brücke von Arcole angebrochen war. Wie sich das ereignen werde, wußte er nicht, aber er glaubte fest daran, daß es kommen müsse. Das Gelände und die Stellungen unserer Truppen waren ihm so gut bekannt, wie sie nur irgendeinem aus der ganzen Armee bekannt sein konnten. Seinen eignen strategischen Plan, an dessen Ausführung offenbar augenblicklich nicht mehr zu denken war, hatte er ganz vergessen. Jetzt war er ganz von Weyrothers Plan durchdrungen, dachte sich alle nur möglichen Zwischenfälle, die sich ereignen konnten, aus, stellte neue Kombinationen auf und in der Hauptsache solche, bei denen seine schnelle Auffassungsgabe und seine Entschlossenheit von Nutzen sein konnten.

Links unten, im Nebel, hörte man das Schießen der unsichtbaren Truppen. Dort, so schien es dem Fürsten Andrej, mußte sich die ganze Schlacht konzentrieren. Dort mußte man auf Schwierigkeiten stoßen. Da wird man mich hinschicken, dachte er, mit einer Brigade oder einer Division, und dort werde ich mit der Fahne in der Hand allen voranstürmen und alles kurz und klein schlagen, was sich mir in den Weg stellt. Und Fürst Andrej konnte nicht mehr gleichmütig auf die Fahnen der vorüberziehenden Bataillone blicken, da er bei jeder von ihnen denken mußte: Vielleicht ist es gerade diese Fahne, mit der ich den Truppen voranstürmen werde.

Auf den Höhen hatte der nächtliche Nebel am Morgen nur Reif zurückgelassen, der sich nach und nach in Tau verwandelte, in den Tiefen aber war er wie ein milchweißes Meer stehen geblieben. Nichts war in jenem Tal zu sehen, wohin unsere Truppen abgezogen waren und woher jetzt das Geknatter des Gewehrfeuers kam. Über den Höhen wölbte sich ein tiefblauer, klarer Himmel, zur Rechten erhob sich gigantisch der Sonnenball. Vorn, in weiter Ferne, am jenseitigen Ufer des Nebelmeeres, sah man einige bewaldete Hügel hervortreten, auf denen sich die feindlichen Truppen befinden mußten, und wirklich konnte man auch etwas von ihnen erkennen. Rechts rückte die Garde in den Bereich des Nebels ein, man hörte Pferdegetrappel und das Rollen der Räder, hie und da blitzte ein Bajonett auf; links hinter den Dörfern wälzte sich eine ebenso große Masse Kavallerie vorbei und verschwand ebenfalls in den Nebelschwaden. Vorn und hinten marschierte die Infanterie.

Der Oberkommandierende hatte am Ausgang des Dorfes haltgemacht und ließ die Truppen an sich vorüberziehen. Kutusow schien an diesem Morgen abgespant und gereizt zu sein. Die an ihm vorbeiziehende Infanterie machte, ohne daß es ihr befohlen war, halt, offenbar weil sie durch irgend etwas aufgehalten wurde.

»So lassen Sie doch endlich Bataillonskolonnen bilden und einen Umweg um das Dorf machen!« rief Kutusow ärgerlich einem heranreitenden General zu. »Begreifen Sie denn nicht, meine verehrte Exzellenz, daß man, wenn man gegen den Feind vorgeht, nicht in einer solchen Breite durch die langen Dorfstraßen ziehen kann.«

»Ich wollte die Aufstellung hinter dem Dorf vornehmen lassen, Exzellenz«, erwiderte der General.

Kutusow lachte bitter.

»Das kann ja gut werden, wenn Sie die Front erst angesichts des Feindes formieren! Sehr gut kann das werden!«

»Der Feind ist noch weit, Exzellenz. Nach der Disposition ...«

»Zum Teufel die Disposition!« schrie Kutusow gallig. »Wer sagt Ihnen denn das? Tun Sie gefälligst, was ich Ihnen befehle!«

»Zu Befehl.«

»Mon cher«, flüsterte Neswizkij dem Fürsten Andrej zu, »le vieux est d'une humeur de chien.«

Da sprengte ein österreichischer Offizier in weißer Uniform und grünem Federbusch auf Kutusow zu und fragte im Namen des Kaisers, ob die vierte Kolonne schon in den Kampf gezogen sei.

Kutusow gab keine Antwort, wandte sich um, und sein Blick fiel zufällig auf den Fürsten Andrej, der gleich hinter ihm stand. Als Kutusow Bolkonskij sah, milderte sich der böse, scharfe Ausdruck seiner Augen, als käme es ihm zum Bewußtsein, daß sein Adjutant doch an dem, was da vorging, nicht schuld sei. Und ohne dem österreichischen Adjutanten eine Antwort zu geben, wandte er sich an Bolkonskij und sagte auf französisch zu ihm: »Sehen Sie zu, mein Lieber, ob die dritte Division schon durch das Dorf marschiert ist, und sagen Sie ihr, sie solle haltmachen und meine Befehle abwarten.«

Fürst Andrej wollte gerade abreiten, als er ihn noch einmal zurückhielt: »Und fragen Sie, ob die Schützen aufgestellt sind«, fügte er hinzu.

»Was die nur machen, was die nur machen!« murmelte er dann vor sich hin, noch immer ohne dem Österreicher eine Antwort gegeben zu haben.

Fürst Andrej sprengte hinweg, um seinen Auftrag auszuführen.

Nachdem er alle schon vorübergezogenen Bataillone überholt hatte, hielt er bei der dritten Division an und überzeugte sich, daß tatsächlich keine Schützenkette vor unseren Kolonnen aufgestellt war. Der Kommandeur des vordersten Regiments war höchst verwundert, als ihm vom Oberkommandierenden der Befehl, Schützen auschwärmen zu lassen, überbracht wurde. Er war der festen Überzeugung gewesen, daß vor ihm noch andere von unseren Truppen marschierten, und daß der Feind noch gegen zehn Werst entfernt sein müsse. Und tatsächlich war vorn nichts weiter zu sehen als ein ödes Gelände, das stark abfiel und von dichtem Nebel bedeckt war. Nachdem Fürst Andrej im Namen des Oberkommandierenden den Befehl erteilt hatte, das Versäumte nachzuholen, sprengte er eilig wieder zurück. Kutusow befand sich noch an derselben Stelle, sein vierschrötiger Körper war greisenhaft im Sattel zusammengesunken; er gähnte schwer und machte die Augen zu. Die Truppen waren nicht mehr in Bewegung, sie standen Gewehr bei Fuß.

»Schön, schön«, sagte er zum Fürsten Andrej und wandte sich dann an einen General, der mit der Uhr in der Hand bemerkte, es sei

Zeit abzumarschieren, da alle Kolonnen des linken Flügels bereits talabwärts gezogen wären.

»Wir kommen schon noch hin, Exzellenz«, brummte Kutusow unter Gähnen. »Wir kommen schon noch hin«, wiederholte er.

In diesem Augenblick hörte man die Regimenter hinter Kutusow in der Ferne Hurra schreien, und dieses Geschrei, das sich über die ganze Linie der vorrückenden russischen Kolonnen ausbreitete, kam rasch immer näher und näher. Es war deutlich zu merken, daß der, dem dieser Gruß galt, sehr schnell ritt. Als nun auch die Soldaten jenes Regiments, vor dem Kutusow hielt, zu schreien anfangen, ritt dieser ein wenig zur Seite und sah sich stirnrunzelnd um. Auf dem Weg von Pratzen kam eine buntfarbige Kavalkade daher, als wäre es eine ganze Schwadron. Allen voran sprengten in scharfem Galopp zwei Reiter. Der eine, in schwarzer Uniform und weißem Federbusch, ritt eine englisierte Fuchsstute, der andere, in weißer Uniform, einen Rappen. Es waren die beiden Kaiser mit ihrem Gefolge. Als alter Soldat, der schon oft an der Front gewesen ist, kommandierte Kutusow dem neben ihm stehenden Regiment: »Stillgestanden!« und ritt salutierend auf den Kaiser zu. Seine ganze Gestalt und sein ganzes Wesen schienen mit einem Schlag verändert. Er nahm die Miene eines Untergebenen an, der sich jedes Urteils enthält. Mit erkünstelter Ehrerbietung, die Kaiser Alexander offenbar unangenehm berührte, ritt er auf ihn zu und salutierte.

Doch dieser unangenehme Eindruck huschte schnell, wie ein letztes Nebelfetzchen am klaren Himmel, über das junge, glückliche Gesicht des Kaisers und verschwand sogleich wieder. Nach seinem Unwohlsein erschien er heute etwas magerer als auf dem Felde bei Olmütz, wo ihn Bolkonskij zum erstenmal im Ausland gesehen hatte, aber in seinen schönen blaugrauen Augen lag dieselbe bezaubernde Verschmelzung majestätischer Größe und sanfter Güte, und seine feinen Lippen zeigten dieselbe vielgestaltige Ausdruckskunst, wobei allerdings meist der Ausdruck jugendlich harmloser Gutherzigkeit vorherrschte.

Bei der Besichtigung in Olmütz war er majestätisch würdevoller gewesen, heute war er heiterer und energischer. Durch diesen Galopp von beinahe drei Werst hatte sich sein Gesicht etwas gerötet, und er hielt ausruhend an, schöpfte tief Atem und sah sich nach seiner Suite um, deren Gesichter ebenso jung und belebt waren wie das seine.

Czartoryski und Nowosilzew, Fürst Wolkonskij, Stroganow und andere, lauter reich gekleidete, heitere junge Leute auf prächtigen, sorgfältig gepflegten, frischen Pferden, die nur wenig in Schweiß geraten waren, machten hinter dem Kaiser halt und unterhielten sich lächelnd. Kaiser Franz, ein frischer junger Mann mit länglichem Gesicht, saß ungewöhnlich steif auf seinem schönen schwarzen Hengst und sah sich besorgt und gemessen um. Er rief einen seiner Adjutanten in weißer Uniform zu sich heran und fragte ihn etwas. Sicherlich will er wissen, um welche Zeit sie weggeritten sind, dachte Fürst Andrej und betrachtete den Kaiser wie einen alten Bekannten, konnte aber ein Lächeln nicht unterdrücken, als er an seine Audienz bei ihm dachte. Im Gefolge der Kaiser befanden sich auserlesene, reckenhafte junge Ordonnanzoffiziere aus österreichischen und russischen Garde- und Linienregimentern. Dazwischen waren auch einige Bereiter, die prächtige kaiserliche Reservepferde mit gestickten Decken mit sich führten.

Wie durch ein geöffnetes Fenster der frische Wind aus Wald und Feld in die dumpfe Stube hineinbläst, so fühlte sich der verdrossene Kutusowsche Stab durch die Heiterkeit, Energie und Siegesgewißheit dieser heransprengenden glänzenden Jugend frisch angeweht.

»Warum fangen Sie denn nicht an, Michail Ilarionowitsch?« wandte sich Kaiser Alexander eilig an Kutusow, warf aber gleichzeitig einen höflichen Seitenblick auf Kaiser Franz.

»Ich warte noch, Majestät«, erwiderte Kutusow in ehrerbietig vornübergeneigter Haltung.

Der Kaiser hielt ihm das Ohr hin, runzelte leicht die Stirn und tat, als habe er ihn nicht verstanden.

»Ich warte noch, Majestät«, wiederholte Kutusow. Fürst Andrej bemerkte, daß Kutusows Oberlippe unnatürlich zitterte, während er dieses »Ich warte noch« aussprach. »Es sind noch nicht alle Kolonnen zusammengezogen, Majestät.«

Der Kaiser hatte es jetzt gehört, aber diese Antwort schien ihm sichtlich nicht zu gefallen. Er zuckte die etwas krummen Schultern und sah Nowosilzew an, der neben ihm hielt, als wolle er sich mit diesem Blick über Kutusow beklagen.

»Wir sind doch hier nicht auf der Zarizynwiese, Michail Ilarionowitsch, wo die Parade nicht eher anfangen darf, als bis alle

Regimenter aufmarschiert sind«, sagte der Kaiser und sah dabei wieder Kaiser Franz ins Gesicht, als fordere er ihn auf, zuzuhören, was er sage, wenn er sich nun schon an dem Gespräch nicht beteiligen wolle. Aber Kaiser Franz fuhr fort, sich umzuschauen, und hörte nicht hin.

»Eben deswegen fange ich nicht an, Majestät«, erwiderte Kutusow mit lauter Stimme, um jeder Möglichkeit, abermals nicht verstanden zu werden, vorzubeugen, und wieder zuckte es über sein Gesicht. »Eben deshalb fange ich nicht an, Majestät, weil wir hier nicht zur Parade auf der Zarizynwiese sind.« Klar und deutlich sprach er jedes Wort aus.

Im Gefolge des Kaisers sah einer den anderen an, und auf allen Gesichtern war Mißbilligung und Tadel zu lesen. Wenn er auch ein alter Mann ist, so darf er doch, darf er doch unter keinen Umständen so mit dem Kaiser reden, drückten alle Mienen aus.

Der Kaiser sah Kutusow starr und gespannt ins Auge und wartete, ob er noch etwas sagen würde. Aber der Oberkommandierende senkte nur ehrerbietig den Kopf und schien ebenfalls zu warten. Das Schweigen dauerte etwa eine Minute lang.

»Übrigens, wenn Majestät befehlen«, sagte dann Kutusow, hob den Kopf und verfiel wieder in den Ton eines abgestumpften, sich unterordnenden Generals, der sich kein eignes Urteil erlauben darf. Er wandte sein Pferd um, rief den Gruppenkommandeur Miloradowitsch heran und erteilte ihm den Befehl zum Angriff.

Wieder setzten sich die Truppen in Bewegung. Zwei Bataillone des Nowgoroder Regimentes und ein Bataillon des Apscheroner Regimentes rückten vor und zogen am Kaiser vorüber.

Während dieses Apscheroner Regiment vorbeizog, sprengte Miloradowitsch mit seinem roten Gesicht, ohne Mantel, im bloßen Uniformrock mit vielen Orden, den Hut mit der aufgeschlagenen Krempe und gewaltigen Feder seitlich auf den Kopf gedrückt, in vollem Galopp vor, salutierte schneidig und brachte sein Pferd vor dem Kaiser zum Stehen.

»Mit Gott, General!« sagte der Kaiser zu ihm.

»Ma foi, Sire, nous ferons ce que sera dans notre possibilité, Sire«, erwiderte er heiter, rief aber trotzdem durch seine schlechte Ausspra-

che des Französischen ein spöttisches Lächeln auf den Lippen der Herren des kaiserlichen Gefolges hervor.

Miloradowitsch wandte sein Pferd kurz um und nahm etwas hinter dem Kaiser Aufstellung. Durch die Gegenwart des Zaren aufgemuntert, marschierten die Apscheroner mit festen, kräftigen Schritten an den beiden Kaisern und ihrem Gefolge vorbei.

»Kinder!« rief Miloradowitsch mit lauter, munterer und selbstbewußter Stimme. Er war sichtlich durch das Geknatter der Schüsse, durch die Nähe des Kampfes und durch den Anblick der tapferen Apscheroner, die schon unter Suworow seine Kameraden gewesen waren und jetzt so stramm an den Kaisern vorbeimarschierten, so in Begeisterung geraten, daß er sogar die Anwesenheit des Zaren vergaß. »Kinder, das ist doch nicht das erste Dorf, das ihr stürmt!« schrie er ihnen zu.

»Hurra! Hurra! Hurra!« riefen die Soldaten zurück.

Das Pferd des Zaren scheute bei dem plötzlichen Geschrei. Dieses Pferd, das den Kaiser schon bei seinen Besichtigungen in Rußland getragen hatte, trug ihn auch heute auf dem Schlachtfeld bei Austerlitz. Ruhig duldete es, wenn sein Reiter es mit dem linken Fuß zerstreut in die Seite stieß, und spitzte bei dem Geknatter der Schüsse die Ohren, ganz so, wie es dies schon auf der Zarizynwiese⁷⁸ getan hatte, ohne zu wissen, was diese Schüsse zu bedeuten hatten, und warum der schwarze Hengst von Kaiser Franz neben ihm stand, und ohne zu verstehen, was der, welcher auf ihm ritt, an diesem Tag fühlte, dachte und sprach.

Lächelnd wandte sich der Kaiser an einen, der neben ihm stand, zeigte auf die strammen Apscheroner und sagte irgend etwas zu ihm.

Begleitet von seinen Adjutanten ritt Kutusow im Schritt hinter der Reiterei her.

Nachdem er so gegen eine halbe Werst am Schluß der Kolonne geritten war, hielt er bei einem einsamen, auffälligen Hause, wahrscheinlich einer früheren Schenke, an, weil sich der Weg hier teilte. Beide Wege führten bergab und auf beiden zogen Truppen dahin.

Der Nebel fing an sich zu lichten, und auf den gegenüberliegenden Anhöhen sah man schon in einer Entfernung von etwa zwei Werst verschwommen die feindlichen Truppen. Von links unten wurde das Schießen vernehmbar.

Kutusow machte halt und sprach ein paar Worte mit einem österreichischen General. Fürst Andrej hielt dicht hinter ihm und beobachtete die beiden, dann wandte er sich an einen Adjutanten, um sich dessen Fernrohr auszubitten.

»Sehen Sie bloß, sehen Sie bloß«, sagte dieser Adjutant und blickte nicht auf die Truppen in der Ferne, sondern vor sich den Berg hinunter. »Das sind die Franzosen!«

Die beiden Generäle und die anderen Adjutanten griffen nach dem Glase und entrissen es einer dem anderen. Ihre Gesichter hatten sich plötzlich verfärbt und drückten Entsetzen aus. Sie hatten die Franzosen in zwei Werst Entfernung geglaubt, und jetzt standen sie plötzlich unerwartet vor ihnen.

»Ist das der Feind? ... Nein! ... Aber sehen Sie doch, das ist er ... ganz sicher ... Was ist das?« schwirrte es durcheinander.

Fürst Andrej erkannte mit bloßem Auge rechts unten eine dichte Kolonne Franzosen, die den Apscheronern bergaufwärts entgegendrängte und nicht weiter als fünfhundert Schritt von der Stelle entfernt war, wo Kutusow hielt.

Jetzt ist er da, der entscheidende Augenblick. Jetzt ist's an mir! dachte Fürst Andrej, riß sein Pferd herum und ritt an Kutusow heran.

»Die Apscheroner müssen angehalten werden, Exzellenz«, rief er.

Doch in diesem Augenblick hüllte sich alles in Rauch, man hörte das Schießen in nächster Nähe, und zwei Schritte von Fürst Andrej entfernt schrie plötzlich eine Stimme in naivem Entsetzen: »Zurück, Brüder, zurück!« Und als wäre dies ein Kommando gewesen, fing plötzlich alles an zu fliehen.

Wirre, immer größer werdende Scharen flohen bis zu der Stelle zurück, wo noch vor fünf Minuten die Truppen an den beiden Kaisern vorübergezogen waren. Es war nicht nur schwierig, diese Menschenmassen aufzuhalten, sondern einfach unmöglich, selber stehenzubleiben und nicht von der Menge mit fortgerissen zu werden. Bolkonskij bemühte sich nur, nicht abgetrieben zu werden, sah sich um, traute seinen Augen kaum und war nicht imstande zu begreifen, was sich da vor ihm abspielte. Neswizkij war kaum wiederzuerkennen und rief mit hochrotem, wütendem Gesicht Kutusow zu, wenn er nicht augenblicklich von hier wegritte, würde er unwiderruflich gefangen-genommen werden. Doch Kutusow gab keine Antwort, blieb auf demselben Fleck stehen und zog sein Taschentuch hervor. Aus seiner Backe floß Blut. Fürst Andrej drängte sich zu ihm heran.

»Sie sind verwundet?« fragte er, kaum imstande, das Zittern seines Unterkiefers zu verbergen.

»Nicht hier bin ich verwundet, sondern dort!« erwiderte Kutusow, drückte das Taschentuch gegen die verwundete Backe und zeigte auf die Fliehenden.

»Haltet sie auf!« schrie er, gab aber, wahrscheinlich in der Überzeugung, daß dieses Aufhalten ein Ding der Unmöglichkeit sei, seinem Pferde die Sporen und sprengte nach rechts hinüber.

Aber eine neu heranströmende Schar Fliehender erfaßte ihn und riß ihn mit zurück.

Die Truppen hatten sich zu einem so dicken Knäuel zusammengeballt, daß es, wenn man einmal in ihre Mitte geraten war, schwerfiel, sich wieder herauszufitzen. Da schrie einer: »Marsch vorwärts! Was stehst du im Wege?« Ein anderer drehte sich um und schoß in die Luft. Ein dritter versetzte dem Pferde, auf dem Kutusow saß, einen Hieb. Nur mit größter Mühe arbeitete sich Kutusow mit seinem Gefolge, das bis auf die Hälfte zusammenschmolzen war, durch die Flut der zurückdrängenden Truppen nach links hindurch und ritt dem Donnern eines nahen Geschützfeuers entgegen. Während sich Fürst

Andrej, bemüht, nicht von Kutusow getrennt zu werden, ebenfalls durch die Menge der Fliehenden durcharbeitete, sah er, wie am Fuße des Berges in dichten Rauch gehüllt eine russische Batterie noch Feuer gab und von den Franzosen bestürmt wurde. Etwas weiter oben stand russische Infanterie und ging weder vorwärts, um der Batterie zu Hilfe zu kommen, noch rückwärts, auf die Fliehenden zu. Ein General zu Pferde trennte sich von dieser Infanterie und ritt zu dem Oberkommandierenden hin. Von Kutusows Gefolge waren nur noch vier Mann übriggeblieben. Mit bleichen Gesichtern sahen sie einander an.

»Halten Sie doch diese elenden Kerle auf!« schrie Kutusow, vor Wut fast erstickend, den Regimentskommandeur an und zeigte auf die Fliehenden. Aber in diesem Augenblick schwirrten pfeifend wie zur Strafe für diese Worte eine Unmenge Kugeln wie ein Vogelschwarm auf das Regiment und Kutusows Gefolge zu.

Die Franzosen hatten beim Ansturm gegen die Batterie Kutusow gesehen und schossen nun auf ihn. Durch diese Salve wurde der Regimentskommandeur am Fuß verwundet, einige Soldaten fielen, und der Fähnrich, der die Fahne hielt, ließ diese aus den Händen gleiten, die Fahne schwankte, fiel und verfang sich in den Flinten der zunächststehenden Soldaten. Die Mannschaften fingen ohne Kommando an zu schießen.

»Oooh!« stieß Kutusow mit verzweifelmtem Ausdruck hervor und sah sich um.

»Bolkonskij«, flüsterte er und seine Stimme zitterte im Bewußtsein seiner durch das Alter bedingten Schwäche, »Bolkonskij«, flüsterte er und zeigte auf das aufgelöste Bataillon und auf den Feind, »was ist das?«

Aber ehe er noch diese Worte zu Ende gesprochen hatte, war Fürst Andrej, Tränen der Scham und des Zornes, die ihm die Kehle zuzuschnüren drohten, in den Augen, vom Pferde gesprungen und auf die Fahne zugestürzt.

»Vorwärts, Kinder!« schrie er mit kindlich heller Stimme.

Der Augenblick ist da! dachte Fürst Andrej, ergriff die Fahnenstange und lauschte mit Wonne dem Pfeifen der Kugeln, die alle nur auf ihn gerichtet zu sein schienen. Einige Soldaten fielen.

»Hurra!« schrie Fürst Andrej, der kaum die schwere Fahne in der Hand halten konnte, aber er stürmte vorwärts in der festen Zuversicht, daß das ganze Bataillon ihm folgen werde.

Tatsächlich stürmte er nur wenige Schritte allein voran. Dann folgte ihm einer nach, dann ein anderer, und schließlich stürzte das ganze Bataillon mit Hurrarufen hinter ihm her und holte ihn ein.

Ein Unteroffizier des Bataillons eilte herbei und ergriff die Fahne, die infolge ihres Gewichtes in Fürst Andrejs Händen zu schwanken anfang, aber er wurde sogleich von einer Kugel getroffen. Da faßte Fürst Andrej wieder die Fahne, ließ die schwere Stange hinten nachschleifen und stürmte dem Bataillon nach. Vor sich sah er unsere Artilleristen, von denen die einen kämpften, die anderen ihre Kanonen im Stich ließen und ihm entgegenliefen, und die französischen Infanteristen, die die Artilleriepferde ergriffen und die Kanonen umdrehten. Fürst Andrej war mit seinem Bataillon nur noch zwanzig Schritte von den Geschützen entfernt. Er hörte über sich das ununterbrochene Pfeifen der Kugeln und fortwährend sanken rechts und links von ihm stöhnend Soldaten zu Boden. Aber er sah nicht nach ihnen hin, er sah nur auf das, was sich vorn bei der Batterie abspielte. Ganz deutlich unterschied er die Gestalt eines rothaarigen Artilleristen, der mit zur Seite gerutschtem Tschako an der einen Seite eines Wischers zog, während ein französischer Soldat den Wischer von der anderen Seite an sich heranzuziehen suchte. Fürst Andrej erkannte ganz genau den wirren und gleichzeitig wütenden Gesichtsausdruck dieser beiden Menschen, die anscheinend nicht wußten, was sie taten.

Was machen die? dachte Fürst Andrej und sah nach ihnen hin. Warum reißt der rothaarige Artillerist nicht aus, wenn er keine Waffe hat? Warum sticht ihn der Franzose nicht einfach tot? Wenn es dem einfällt, daß er eine Waffe bei sich hat, wird der andere keine Zeit mehr haben zu fliehen, dann wird ihn der Franzose niederstrecken.

Wirklich stürzte ein anderer Franzose mit gefällttem Bajonett auf die Ringenden zu, und das Schicksal des rothaarigen Artilleristen, der immer noch nicht begriffen hatte, was ihm bevorstand, und triumphierend den Wischer in der Hand hielt, mußte sich jetzt entscheiden. Aber Fürst Andrej sah nicht mehr, wie es endete. Ihm war, als schlug ihn ein Soldat mit aller Gewalt mit einem dicken Knüttel auf den Kopf. Das tat nicht allzu weh, aber es war doch unangenehm, weil ihn

dieser Schmerz ablenkte und ihn hinderte, das weiterzuverfolgen, was er gerade beobachtete.

Was ist das? Ich falle? Die Beine knicken mir ein? dachte er und fiel rücklings auf den Boden. Er riß wieder die Augen auf, in der Hoffnung, noch sehen zu können, wie der Kampf des Franzosen mit dem Artilleristen ausginge, und noch zu erfahren, ob der rothaarige Artillerist erstochen worden sei oder nicht, und ob die Kanonen genommen oder gerettet wären. Aber er sah nichts. Über ihm war nichts als der Himmel, der hohe Himmel, der zwar nicht klar, aber trotzdem unermesslich hoch schien. Graue Wolken glitten ruhig dahin. Wie still, wie ruhig, wie feierlich, dachte Fürst Andrej, gar nicht so, wie ich eben dahergestürzt bin, gar nicht so, wie wir rennen und schreien und kämpfen, und wie sich der Franzose und der Artillerist mit wütenden, entsetzten Gesichtern den Wischer zu entwinden suchten – ganz anders ziehen die Wolken über diesen hohen, unendlichen Himmel dahin. Wie kommt es, daß ich früher niemals diesen Himmel gesehen habe? Wie glücklich bin ich, daß ich ihn endlich sehe. Ja! Alles ist eitel, alles ist Lug und Trug, außer diesem unendlichen Himmel. Es gibt nichts, nichts außer ihm ... Und auch er ist wohl nicht ... nichts ist ... außer der Stille ... der Ruhe ... Gott sei Dank!

Am rechten Flügel, den Bagration führte, hatte die Schlacht um neun Uhr noch nicht begonnen. Da Bagration dem Drängen Dolgorukows, in Aktion zu treten, nicht nachgeben, aber auch alle Verantwortung von sich abwälzen wollte, schlug er Dolgorukow vor, einen Boten zum Oberkommandierenden zu schicken und anfragen zu lassen. Bagration wußte, daß bei einer Entfernung von nahezu zehn Werst der beiden Flügel voneinander dieser Bote, wenn er nicht unterwegs erschossen wurde, was sehr wahrscheinlich war, und wenn er auch wirklich den Oberkommandierenden fand, was äußerst schwierig schien, dann wohl kaum vor Abend zurückkommen könne.

Bagration sah sich mit seinen großen, ausdruckslosen, halbverschlafenen Augen in seinem Gefolge um und unwillkürlich fiel ihm Rostows vor Aufregung und Hoffnung fast vergehendes Kindergesicht zuerst in die Augen. Er schickte ihn.

»Wenn ich nun Seine Majestät früher als den Oberkommandierenden treffen sollte?« fragte Rostow, die Hand am Mützenschirm.

»Dann können Sie auch Seiner Majestät den Rapport abstaten«, sagte Dolgorukow, indem er Bagration hastig unterbrach.

Nachdem Rostow von seinem Vorpostendienste abgelöst worden war, hatte er gegen Morgen ein paar Stunden schlafen können und fühlte sich jetzt munter, frisch und entschlossen, mit jener Spannkraft der Glieder, jenem Vertrauen auf das eigne Glück und in jener Gemütsverfassung, in der alles leicht, lustig und möglich erscheint.

Alle seine Wünsche waren an diesem Morgen in Erfüllung gegangen: es kam zu einer Entscheidungsschlacht, er durfte daran teilnehmen, außerdem war er als Ordonnanzoffizier zu dem tapfersten General abkommandiert, und überdies ritt er nun mit einem Auftrag zu Kutusow und möglicherweise gar zum Kaiser selber. Der Morgen war klar, er ritt ein gutes Pferd. Glück und Freude erfüllten sein Herz. Nachdem er den Befehl erhalten hatte, spornte er sein Pferd an und sprengte die Front entlang. Anfänglich ritt er an Bagrations Truppen entlang, die noch nicht in Aktion getreten waren und noch in Ruhe lagen, dann kam er auf die weite Fläche, die Uwarows Kavallerie besetzt hatte, und bemerkte hier schon Verschiebungen, Anzeichen

und Vorbereitungen zum Kampf, und als er Uwarows Kavallerie hinter sich hatte, hörte er den Donner der Kanonen und das Gewehrfeuer schon ganz deutlich vor sich. Das Schießen wurde immer stärker.

Man hörte in der frischen Morgenluft nicht mehr als erst nur ein, zwei Schüsse in ungleichen Abständen und dann den Donner von ein oder zwei Kanonenschüssen: von den Hängen bei Pratzen ertönte ein fortwährendes Knattern der Gewehre, unterbrochen von so häufigen Kanonenschüssen, daß man die Schüsse der einzelnen Geschütze gar nicht mehr auseinanderhalten konnte und alles in ein allgemeines Dröhnen zusammenfloß.

Man sah, wie die Rauchwölkchen der Gewehre an den Hängen entlangliefen und einander zu jagen schienen, und wie die Rauchschwaden der Geschütze aufwirbelten, sich ausbreiteten und ineinanderflossen. An dem Blinken der Bajonette durch den Rauch erkannte man, wie sich die Infanterie in Massen vorwärts wälzte und die Artillerie mit ihren grünen Munitionswagen in schmalen Streifen dahinzog.

Auf einem Höhenvorsprung hielt Rostow sein Pferd einen Augenblick an, um zu beobachten, was dort vor sich ging. Aber wie sehr er auch seine Aufmerksamkeit anspannte, er konnte weder erkennen noch verstehen, was sich da abspielte: es bewegten sich dort im Rauch gewaltige Menschenmassen, irgendwelche Truppenkörper schoben sich vorwärts und rückwärts, aber wer, warum und wohin – daraus konnte er nicht klug werden. Doch dieser Anblick und das Getöse weckten in ihm keineswegs Bangen und Zagen, sondern flößten ihm im Gegenteil Energie und Entschlossenheit ein.

Nur immer feste, immer feste! sagte er in Gedanken zu diesem Getöse und sprengte weiter die Front entlang, immer mehr und mehr in jene Truppenteile eindringend, die schon in den Kampf verwickelt waren.

Wie es kommen wird, weiß ich nicht, aber es wird schon alles gut werden! sagte sich Rostow.

Nachdem er an verschiedenen österreichischen Truppen vorbeigekommen war, bemerkte er, daß der nun folgende Teil der Front – es war die Garde – bereits mitten im Kampf stand.

Um so besser, dann werde ich alles aus nächster Nähe sehen, dachte Rostow.

Er ritt fast an der Vorderlinie entlang. Einige Reiter sprengten in der Richtung auf ihn zu. Es waren unsere Leibulane, die in aufgelösten Reihen von einem Angriff zurückkamen. Rostow ritt dicht an ihnen vorbei, bemerkte, daß einer blutüberströmte war, und jagte weiter.

Das schert mich nicht! dachte er.

Er war noch keine hundert Schritte weitergeritten, als links, über die ganze weite Ausdehnung des Feldes, eine Unmasse Kavallerie in glänzenden weißen Uniformen auf schwarzen Rossen sichtbar wurde, die, ihm den Weg abschneidend, gerade auf ihn zutrabte. Rostow trieb sein Pferd an, so sehr er konnte, um den Reitern die Bahn freizugeben, und es wäre ihm auch gerade noch gelungen, wenn diese ihr anfängliches Tempo beibehalten hätten. Aber sie ritten immer schneller und schneller, so daß sie teilweise bereits galoppierten. Rostow hörte immer deutlicher das Stampfen der Hufe und Klirren der Waffen und erkannte immer greifbarer die Pferde, die Gestalten und sogar die Gesichter. Es war unsere Gardekavallerie, die zu einer Attacke gegen französische Kavallerie voring, welche gegen sie anrückte.

Die Gardekavalleristen sprengten im Galopp heran, hielten aber die Pferde noch etwas zurück. Rostow erkannte schon genau die Gesichter und hörte das Kommando: »Marsch, Marsch!« eines Offiziers, der sein Vollblut in vollem Galopp dahinsausen ließ. Rostow, der in Gefahr schwebte, überritten oder in die Attacke auf die Franzosen mit hineingezogen zu werden, jagte, was sein Pferd nur laufen konnte, vor der Front her. Dennoch gelang es ihm nicht, vollständig vorbeizukommen.

Der Flügelmann der Gardekavallerie, ein riesiger Mensch mit pockennarbigem Gesicht, runzelte finster die Stirn, als er Rostow, mit dem er unfehlbar zusammenstoßen mußte, vor sich sah. Zweifellos hätte er ihn mitsamt seinem »Beduinen« in Grund und Boden gestampft – Rostow kam sich im Vergleich mit diesen riesigen Leuten und Pferden selber so winzig und schwach vor –, wenn Rostow nicht auf den Einfall gekommen wäre, dem Pferde des Kavalleristen mit der Peitsche in die Augen zu schlagen. Der schwere, lange Rappe legte die Ohren zurück und bäumte sich, aber der pockennarbige Gardekavallerist stieß ihm mit aller Wucht die gewaltigen Sporen in die

Flanken, und das Pferd schlug mit dem Schweif, streckte den Hals vor und jagte noch toller weiter. Kaum war die Gardekavallerie an Rostow vorbei, da hörte er auch schon ihr Hurraschreien, und als er sich umblickte, sah er, wie die ersten Reihen sich bereits mit fremden Kavalleristen, wahrscheinlich Franzosen, mit roten Achselstücken vermischt hatten. Weiter konnte er nichts sehen, denn gleich darauf wurde von irgendwoher geschossen, und alles hüllte sich wieder in Rauch.

In dem Augenblick, als die Gardekavallerie an ihm vorbei und im Rauch verschwunden war, fing Rostow an zu schwanken, ob er ihnen nachsprengen oder dorthin reiten sollte, wohin es ihm befohlen war. Es war jene glänzende Attacke der Gardekavallerie, die selbst bei den Franzosen Bewunderung hervorgerufen hat. Mit Grauen hörte Rostow dann später, daß von dieser gewaltigen Masse schöner Menschen, von all den reichen jungen Leuten, Offizieren und Junkern, die auf ihren prächtigen Pferden für tausend Rubel an ihm vorbeisprengten, nach der Attacke nur noch achtzehn Mann übriggeblieben waren.

Warum beneide ich sie? Der Kampf wird mir nicht davonlaufen, und vielleicht sehe ich doch noch den Kaiser, dachte Rostow und jagte weiter.

Als er bis zur Gardeinfanterie vorgedrungen war, bemerkte er, daß hier und ringsherum Kanonenkugeln einschlugen, und zwar merkte er das nicht nur an dem Sausen der Kugeln, sondern an den unruhigen Gesichtern der Soldaten und den unnatürlich kriegerischfeierlichen Mienen der Offiziere.

Er ritt hinter der einen Linie dieser Gardeinfanterie entlang. Da hörte er plötzlich seinen Namen rufen.

»Rostow!«

»Was ist?« rief er zurück, ohne Boris erkannt zu haben.

»Denk mal, wir sind ganz an die Front gekommen! Unser Regiment ist zum Angriff vorgegangen!« rief Boris mit jenem glückseligen Lächeln, wie man es oft bei jungen Leuten sieht, die zum erstenmal im Feuer gewesen sind. Rostow hielt sein Pferd an.

»Sieh mal an!« sagte er. »Nun und?«

»Wir haben sie geschlagen!« sagte Boris erregt und wurde gesprächig.

»Denke dir nur ...«

Und nun fing Boris an zu erzählen, wie die Garde in Ruhe gelegen und vor sich Truppen gesehen habe und immer in dem Glauben gewesen sei, es seien Österreicher. Plötzlich hätten sie durch Kanonenkugeln, die von jenen Truppenteilen zu ihnen herübergeflogen seien, erkannt, daß sie in der ersten Linie standen, und seien ganz unerwartet in den Kampf verwickelt worden. Aber Rostow ließ Boris nicht zu Ende erzählen, sondern trieb sein Pferd wieder an.

»Wohin reitest du?« fragte Boris.

»Zu Seiner Majestät, mit einem Auftrag.«

»Da ist er ja«, sagte Boris, der verstanden hatte, daß Rostow Seine Hoheit und nicht Seine Majestät suche.

Und er zeigte auf den Großfürsten, der im Helm und Koller der Gardekavallerie mit seinen hochgezogenen Schultern stirnrunzelnd etwa hundert Schritte von ihnen entfernt stand und einem bleichen österreichischen Offizier in weißer Uniform etwas zuschrie.

»Aber das ist doch der Großfürst, ich muß doch zum Oberkommandierenden oder zum Kaiser«, rief Rostow und wollte davonsprengen.

»Graf, Graf!« rief Berg, der ebenso aufgereggt wie Boris von der anderen Seite herbeigelaufen kam, »Graf, ich bin an der rechten Hand verwundet worden«, rief er und zeigte seine blutende Hand, die mit einem Taschentuch umwunden war, »bin aber trotzdem an der Front geblieben. Ich führe jetzt den Degen mit der linken Hand, Graf, in unserem Geschlecht, im Geschlecht derer von Berg, sind alle stets Helden gewesen!«

Berg fügte noch etwas hinzu, aber Rostow hörte nicht auf ihn und sprengte weiter.

Nachdem er die Garde und einen darauf folgenden leeren Zwischenraum hinter sich hatte, hielt sich Rostow, um nicht wieder in die vorderste Linie wie bei der Attacke der Gardekavallerie hineinzugeraten, mehr nach den Reserven zu und weit von der Richtung entfernt, von wo aus das lauteste Flinten- und Geschützfeuer zu hören war. Plötzlich vernahm er vor sich, also hinter unseren Truppen, an einer Stelle, wo keineswegs der Feind zu vermuten war, in nächster Nähe Gewehrfeuer.

Was kann das sein? Der Feind im Rücken unserer Truppen? Das ist unmöglich, dachte Rostow, und eine entsetzliche Furcht für sich und den Ausgang der ganzen Schlacht kam plötzlich über ihn. Was es auch immer sein mag, dachte er dann weiter, ich kann jetzt nicht mehr ausweichen. Ich muß den Oberkommandierenden hier suchen, und wenn alles verloren ist, so ist es meine Pflicht, hier mit allen anderen zu fallen.

Das böse Vorgefühl, das Rostow überschlichen hatte, bestätigte sich immer mehr und mehr, je weiter er in die Gegend um das Dorf Pratzen vordrang, die von wirren, aufgelösten Truppenteilen besetzt war.

»Was ist das? Was bedeutet das? Auf wen wird geschossen? Wer schießt da?« fragte Rostow die russischen und die österreichischen Soldaten, die in wirren Haufen quer über seinen Weg liefen.

»Der Teufel mag's wissen! Alle geschlagen! Alles verloren!« antwortete man ihm auf russisch, auf deutsch und auf tschechisch aus der Schar der Fliehenden, die nicht mehr als er selber von alledem verstanden, was hier vorging.

»Haut sie tot, die Deutschen!« schrie einer.

»Der Teufel hole diese Verräter!«

»Zum Henker diese Russen ...« brüllte ein Deutscher.

Auch Verwundete kamen den Weg entlang. Das Schreien, Schimpfen und Stöhnen verschmolz zu einem allgemeinen Getöse. Das Schießen verstummte, Russen und Österreicher hatten sich gegenseitig beschossen, wie Rostow später erfuhr.

Mein Gott, wie ist das nur möglich? dachte Rostow. Hier, wo sie jeden Augenblick der Kaiser sehen kann ... Aber nein, das kann nicht sein, das sind nur ein paar feige Hunde. Das geht vorüber, das kann, kann nicht sein! dachte er. Nur schnell, schnell an ihnen vorbei.

Der Gedanke an eine Niederlage und Flucht wollte nicht in Rostows Kopf. Obgleich er die französischen Truppen und Geschütze bereits auf den Höhen von Pratzen erblickte, auf denselben Höhen, wo er den Oberkommandierenden suchen sollte, konnte und wollte er es nicht glauben.

Rostow war befohlen worden, Kutusow oder den Kaiser in der Nähe des Dorfes Pratzten zu suchen. Aber er fand hier nicht nur keinen von beiden, sondern überhaupt keinen Kommandeur, nur bunte Haufen aufgelöster Truppenteile. Er spornte sein schon müde werdendes Pferd an, um schneller an diesem Chaos vorbeizukommen, aber je weiter er vorwärts drang, desto wirrer wurden die Haufen. Auf der Landstraße, auf die er jetzt stieß, drängten sich Wagen und Fuhrwerke aller Art, russische und österreichische Soldaten aller Truppengattungen, Verwundete und Unverwundete. All das wogte und flutete wirr zurück unter dem unheimlichen Pfeifen heransausender Kanonenkugeln der französischen Batterien, die auf den Höhen von Pratzten standen.

»Wo ist der Kaiser? Wo ist Kutusow?« fragte Rostow alle, die er anhalten konnte, aber von keinem konnte er eine Antwort bekommen. Endlich packte er einen Soldaten am Kragen und zwang ihn so, Rede zu stehen.

»Ach, Bruder, die sind schon lange dort vorn, die haben sich zuerst aus dem Staube gemacht!« sagte der Soldat lachend zu Rostow und riß sich los.

Rostow ließ den Soldaten, der augenscheinlich betrunken war, laufen und hielt das Pferd eines anderen an, der Bursche oder Bereiter eines höheren Offiziers zu sein schien, und fragte ihn aus. Der Bursche versicherte Rostow, man habe den Kaiser vor etwa einer Stunde in einer Kutsche in schnellstem Tempo diese Landstraße hier zurückgefahren, er sei schwer verwundet.

»Das kann nicht sein«, erwiderte Rostow, »das ist sicherlich ein anderer gewesen.«

»Ich habe ihn selber gesehen«, sagte der Bursche selbstbewußt und spöttisch, »wäre auch Zeit für mich, den Kaiser zu kennen, sollte ich meinen, wo ich ihn so oft in Petersburg in nächster Nähe gesehen habe. Ganz blaß wie eine Leiche hat er in der Kutsche gesessen. Und wie die vier Rappen an uns vorbeisausten, das donnerte nur so! Ich werde doch wohl die kaiserlichen Pferde kennen, sollte ich meinen, und Ilja Iwanytsch! Und einen anderen als den Kaiser selber fährt der Kutscher Ilja überhaupt nicht!«

Rostow ließ das Pferd des Burschen los und wollte weiterreiten. Ein vorübergehender verwundeter Offizier wandte sich nach ihm um.

»Wen suchen Sie?« fragte der Offizier. »Den Oberkommandierenden? Der ist von einer Kugel getötet worden, mitten durch die Brust geschossen, angesichts unseres Regiments.«

»Nicht getötet, nur verwundet«, verbesserte ein anderer Offizier.

»Wer denn? Kutusow?« fragte Rostow.

»Nein, Kutusow nicht, wie heißt er doch gleich ... na, einerlei, am Leben sind nur wenige geblieben. Aber reiten Sie dorthin, in jenes Dorf, dort haben sich alle Kommandeure versammelt«, fügte der Offizier hinzu, zeigte auf das Dorf Hosteradek und ging vorüber.

Rostow ritt im Schritt weiter, ohne zu wissen, an wen er sich wenden sollte und wozu noch. Der Kaiser war verwundet, die Schlacht verloren. Ein Zweifel war jetzt nicht mehr möglich. Er ritt in der Richtung weiter, die man ihm angegeben hatte, wo er in der Ferne den Turm einer Kirche sah. Wohin sollte er jetzt noch eilen? Wozu sollte er nun noch mit dem Kaiser oder mit Kutusow sprechen, wenn sie auch wirklich noch am Leben und nicht verwundet waren?

»Reiten Sie jenen Weg dort, Euer Wohlgeboren, auf diesem hier werden Sie glatt totgeschossen«, rief ihm ein Soldat zu. »Ja, glatt totgeschossen.«

»Was sagst du da?« mischte sich ein anderer ein. »Wo reitet er denn hin? Hier ist es doch näher.«

Rostow schwankte einen Augenblick und ritt dann gerade in der Richtung weiter, wo man ihm gesagt hatte, daß er totgeschossen würde.

Jetzt ist mir alles gleich, dachte er, wenn sogar der Kaiser verwundet worden ist, warum soll ich mich da in acht nehmen? Er kam jetzt auf eine Stelle des Schlachtfeldes, wo die meisten der aus Prätzen Geflohenen umgekommen waren. Die Franzosen hatten diesen Platz noch nicht eingenommen, und diejenigen Russen, die am Leben geblieben oder nur verwundet gewesen waren, ihn schon lange geräumt. Die Toten und Verwundeten lagen zu Dutzenden auf der Erde. Die Verwundeten waren zu zweien und dreien zusammengekrochen, und man hörte ihr unheimliches und, wie es Rostow schien, manchmal übertriebenes Schreien und Stöhnen. Rostow setzte sein Pferd in Trab, um nicht alle diese leidenden Menschen sehen zu

müssen, ihm war entsetzlich zumute. Er fürchtete nicht für sein Leben, aber für sein Herz, das den Anblick dieser Unglücklichen, das wußte er, nicht ertragen hätte.

Die Franzosen hatten aufgehört, dieses mit Verwundeten und Toten besäte Feld zu beschießen, da ja kein lebendes Wesen mehr dort war. Als sie aber den Adjutanten daherreiten sahen, richteten sie ihre Geschütze auf ihn und sandten ihm ein paar Kugeln hinüber. Diese fürchterlich pfeifenden Töne und der Eindruck der ihn umgebenden Toten flossen in Rostow zu einem Gefühl des Entsetzens und des Mitleids mit sich selber zusammen. Er dachte an den letzten Brief seiner Mutter. Was würde sie empfinden, dachte er, wenn sie mich hier sähe, auf diesem Feld, vor den auf mich gerichteten Geschützen!

Die russischen Truppen, die sich nach dem Dorf Hosteradek zurückgezogen hatten, befanden sich zwar auch in Verwirrung, waren aber doch in besserer Ordnung vom Schlachtfeld abgezogen. Bis hierher waren die französischen Kugeln noch nicht gekommen, und das Dröhnen der einschlagenden Geschosse erschien entfernt. Hier sahen alle bereits klar und sprachen es offen aus, daß die Schlacht verloren war. An wen sich Rostow auch wandte, keiner konnte ihm sagen, wo der Kaiser oder wo Kutusow war. Die einen sagten, das Gerücht von der Verwundung des Kaisers sei wahr, andere wieder behaupteten das Gegenteil und erklärten dieses falsch verbreitete Gerücht damit, daß tatsächlich der Oberhofmarschall Graf Tolstoi, der sich zusammen mit anderen Herren aus dem Gefolge des Kaisers nach dem Schlachtfeld begeben habe, bleich und erschrocken im Wagen des Kaisers zurückgejagt sei. Ein Offizier sagte Rostow, er habe links auf dem Felde jemanden vom Oberkommando gesehen, und Rostow ritt hin, zwar nicht mehr in der Hoffnung, dort irgend jemanden zu finden, sondern nur, um vor sich selber mit reinem Gewissen dazustehen.

Nachdem er etwa drei Werst weit geritten war und die letzten russischen Truppen hinter sich hatte, sah er an einem Obstgarten, der mit einem Graben umgeben war, zwei Reiter, die dem Graben gegenüber standen. Der eine mit der weißen Feder auf dem Hute kam Rostow irgendwie bekannt vor, der andere unbekannte Reiter, der einen prächtigen Fuchs ritt – Rostow schien es, als habe er das Pferd schon irgendwo gesehen –, sprengte bis an den Graben, gab seinem Pferd die Sporen, ließ die Zügel locker und setzte leicht hinüber. Nur

etwas Erde wirbelten die Hinterhufe des edlen Tieres auf. Dann drehte er das Pferd um, sprang wieder über den Graben zurück, wandte sich ehrerbietig an den Reiter mit der weißen Feder und schlug ihm anscheinend vor, dasselbe zu tun. Der erste Reiter, dessen Gestalt Rostow bekannt schien, und der auch aus irgendeinem Grunde immer wieder unwillkürlich seine Aufmerksamkeit auf sich lenkte, machte eine verneinende Gebärde mit dem Kopf und mit der Hand, und an dieser Gebärde erkannte Rostow augenblicklich seinen betrauten, vergötterten Kaiser.

Aber das kann er doch nicht sein, so allein, mitten auf diesem öden Feld, dachte Rostow. In diesem Augenblick wandte Alexander den Kopf, und Rostow erkannte die geliebten Züge, die sich so lebhaft seinem Gedächtnis eingepägt hatten. Der Kaiser war bleich, seine Wangen eingefallen, seine Augen hohl, aber um so anziehender erschien der sanfte Ausdruck seiner Züge. Rostow war froh, sich überzeugen zu können, daß das Gerücht von der Verwundung des Kaisers falsch war. Er war glücklich, ihn zu sehen. Er wußte, er konnte, ja er mußte sich jetzt direkt an ihn wenden und ihm das melden, was ihm von Dolgorukow befohlen worden war.

Aber wie ein verliebter Jüngling zittert und zagt und das nicht auszusprechen wagt, wovon er nächtelang geträumt hat, und sich, wenn der ersehnte Augenblick gekommen ist und »sie« endlich allein vor ihm steht, ängstlich umsieht und Hilfe sucht oder die Möglichkeit, es noch aufzuschieben oder gar zu fliehen, so wußte auch Rostow jetzt, da das erreicht war, was er sich mehr als alles andere auf der Welt gewünscht hatte, nicht, wie er sich dem Kaiser nähern sollte, und tausend Bedenken kamen ihm, daß dies störend, unpassend, ja unmöglich wäre.

Wie! Das sähe ja aus, als wäre ich froh, die Gelegenheit zu benutzen, wo er allein und niedergeschlagen ist. Ihm wäre ein fremdes Gesicht unangenehm und schwer zu ertragen in diesem Augenblick des Kummers, und dann, was könnte ich denn jetzt herausbringen, wo mir schon bei seinem bloßen Anblick das Herz stillzustehen droht und der Mund verstummt? Nicht eines jener zahlreichen Worte, die er sich auf dem Weg zum Kaiser im Geiste zurechtgelegt hatte, kam ihm jetzt in den Sinn. Alle diese Reden hatten größtenteils unter ganz anderen Bedingungen gehalten werden sollen, in einem Augenblick des Sieges und Triumphes, oder wenn er, Rostow, tödlich verwundet auf dem

Sterbebett läge und der Kaiser ihm für sein heldenhaftes Vorgehen und seine durch die Tat bewiesene Liebe seinen Dank aussprechen würde.

Und dann, wie kann ich denn jetzt den Kaiser um Befehle für den rechten Flügel befragen, wo es bereits vier Uhr nachmittags und die Schlacht verloren ist? Nein, ganz entschieden darf ich nicht an ihn heranreiten. Ich darf ihn nicht aus seinen Gedanken aufschrecken. Lieber tausendmal sterben, als einen unzufriedenen Blick, eine schlechte Meinung von ihm zu verdienen, entschied Rostow und ritt, Trauer und Verzweiflung im Herzen, fort, schaute sich aber fortwährend nach dem immer noch unentschlossen auf derselben Stelle stehenden Kaiser um.

Und gerade, als Rostow diese Erwägungen anstellte und traurig vom Kaiser fortritt, kam zufällig Hauptmann von Toll dort vorbeigekritten, sah den Kaiser, ritt geradewegs auf ihn zu, bot ihm seine Dienste an und half ihm, zu Fuß über den Graben zu gelangen. Der Kaiser, der sich nicht ganz wohl fühlte und sich ausruhen wollte, setzte sich unter einen Apfelbaum und Toll blieb neben ihm stehen. Rostow beobachtete voller Neid und Reue von weitem, wie von Toll lange und eifrig mit dem Kaiser sprach und wie dann der Kaiser die Hand auf die Augen legte, offenbar weinte und Toll die Hand drückte.

Und ich hätte an seiner Stelle sein können! dachte Rostow bei sich, konnte kaum die Tränen des Mitleids mit dem Geschick des Kaisers zurückhalten und ritt voller Verzweiflung fort, ohne zu wissen wohin, und warum er jetzt noch weiterritt. Und seine Verzweiflung war deshalb so groß, weil er wußte, daß seine eigne Schwäche der Grund seines Kummers war.

Er hätte an den Kaiser heranreiten können, hätte es nicht nur gekonnt, es wäre sogar seine Pflicht gewesen. Eine nie wiederkehrende Gelegenheit hatte sich ihm geboten, dem Kaiser seine Ergebenheit zu zeigen. Und er hatte sie ungenutzt vorübergehen lassen ... Was habe ich getan? dachte er. Er warf sein Pferd herum und sprengte an die Stelle zurück, wo er den Kaiser gesehen hatte, aber am Graben war niemand mehr zu sehen. Und Wagen und Fuhrwerke rollten vorüber. Rostow erfuhr von einem Kutscher, daß Kutusows Stab sich ganz in der Nähe in einem Dorf befand und daß die Bagagewagen dorthin fuhren. Rostow ritt hinter ihnen her.

Vor ihm ging Kutusows Bereiter, der ein paar Pferde mit Decken am Zügel führte. Hinter ihm kam ein Fuhrwerk und hinter dem Wagen ging ein alter Leibeigner mit krummen Beinen, in Halbpelz und Mütze.

»Tit, he, Tit!« rief der Bereiter.

»Was ist?« erwiderte der Alte zerstreut.

»Tit, Tit, Tit, komm, drisch dich mit!«

»Ach, du Schafskopf, pfui Teufel!« sagte der Alte ärgerlich und spuckte aus. Eine Zeitlang bewegte sich der Zug schweigend weiter, dann wiederholte sich derselbe Scherz.

Um fünf Uhr nachmittags war die Schlacht auf allen Punkten verloren. Mehr als hundert Geschütze befanden sich bereits in den Händen der Franzosen.

Przebyszewski mit seinem Korps streckte die Waffen. Andere Kolonnen zogen sich, nachdem sie die Hälfte ihrer Leute verloren hatten, in wirren, bunten Haufen zurück.

Die Überreste der Truppen Langerons und Dochturows drängten wirt an den Teichen und Uferdämmen bei dem Dorf Ägest zurück. Gegen sechs Uhr hörte man dort nur noch ein heißes Geschützfeuer, das die Franzosen aus den zahlreichen auf den Abhängen der Pratzener Höhen aufgestellten Batterien unseren fliehenden Truppen nachsandten.

Die Nachhut Dochturows und anderer sammelte ihre Bataillone und schoß auf die französische Kavallerie, die unsere Truppen verfolgte. Es fing an zu dämmern. Auf dem schmalen Teichdamme von Ägest, wo so viele Jahre lang der alte Müller mit der Zipfelmütze friedlich mit seiner Angelrute gesessen, während sein Enkelkind mit aufgestreiften Ärmelchen die silbernen, zappelnden Fische in der Gießkanne zu haschen versucht hatte, auf diesem Teichdamme, auf dem so viele Jahre lang friedlich mährische Bauern in blauen Jacken und Pudelmützen ihre zweispännigen Fuhren mit Weizen zur Mühle gefahren und dann, von Mehl bestäubt, mit ihren weißen Säcken aus der Mühle wieder heimgekehrt waren – auf diesem schmalen Teichdamme drängten sich jetzt zwischen Wagen und Kanonen, zwischen Pferden und Rädern von Todesangst entstellte Menschen, quetschten und stießen sich, fielen tot um, schritten über Sterbende hinweg und

erdrückten andere, um dann selber getötet zu werden, wenn sie ein paar Schritte weitergekommen waren.

Alle zehn Sekunden machte sich ein Luftdruck bemerkbar, und eine Kanonenkugel oder Granate platzte mitten in die engzusammengedrückte Menschenmasse hinein, forderte ihre Todesopfer und bespritzte alle in der Nähe Stehenden mit Blut. Dolochow, der an der Hand verwundet war und mit zehn Soldaten seiner Kompanie zu Fuß ging – er war bereits wieder Offizier geworden – und sein Regimentskommandeur zu Pferde waren die einzigen, die von ihrem Regiment übriggeblieben waren. Von der Menge mit fortgerissen, waren sie in den Eingang des Teichdammes hineingedrängt worden und blieben nun, von allen Seiten eingepreßt, stehen, weil vorn ein Pferd unter eine Kanone geraten war und die Menge es hochzuziehen versuchte. Hinter ihnen wurde ein Soldat von einer Kanonenkugel getötet, eine andere Kugel schlug vor ihnen ein und bespritzte Dolochow mit Blut. Die Menge drängte verzweifelt nach vorn, preßte sich zusammen, schob sich ein paar Schritte vor, mußte aber dann wieder stehen bleiben.

Nur noch hundert Schritte vor, dann bin ich gerettet, aber wenn ich hier noch zwei Minuten stehen bleibe, bin ich todsicher verloren, dachte ein jeder.

Dolochow stand mitten im Gedränge, stieß zwei Soldaten mit dem Fuß beiseite und arbeitete sich bis zum Rande des Dammes durch.

»Weicht hierhin aus!« schrie er und sprang auf das Eis, das unter ihm krachte.

»Weicht hierhin aus!« schrie er den Geschützen zu. »Es trägt.«

Das Eis trug ihn, aber es knisterte und krachte, und es war klar, daß es nicht nur unter den Geschützen und der Menschenmasse, sondern schon unter ihm allein jeden Augenblick einbrechen mußte. Alle sahen auf ihn und drängten sich an das Ufer, aber keiner konnte sich entschließen, das Eis zu betreten. Der Regimentskommandeur, der zu Pferde am Eingang des Dammes hielt, erhob die Hand, machte den Mund auf und wollte Dolochow etwas zurufen. Plötzlich aber pfiß eine Kanonenkugel so dicht über die Menge, daß sich alle erschrocken niederduckten. Man hörte ein feuchtes Klatschen, und der General sank mit seinem Pferde in einer Blutlache zusammen. Niemand sah sich nach ihm um oder dachte daran, ihn aufzuheben.

»Vorwärts aufs Eis, aufs Eis! Marsch! Lenk um! Hörst du denn nicht? Vorwärts!« schrien plötzlich, nachdem die Kugel den General zerrissen hatte, zahllose Stimmen, ohne selber zu wissen, was und warum sie schrien.

Eines der letzten Geschütze, das auf den Damm heraufgefahren war, lenkte nach dem Eis um. Eine Schar Soldaten sprang auf den zugefrorenen Teich hinunter. Aber schon unter einem der ersten brach das Eis. Er sank mit dem einen Fuß ins Wasser, wollte sich wieder hochrichten, brach aber bis zum Gürtel ein. Die nachdrängenden Soldaten schrakten zurück. Der Fahrer auf dem Geschütz hielt sein Pferd an, aber hinter ihnen hörte man immer heftiger schreien: »Vorwärts aufs Eis! Was steht ihr still? Vorwärts! Vorwärts!« Rufe des Entsetzens drangen aus der Menge. Die Soldaten, die das Geschütz umdrängten, hieben und schlugen auf die Pferde ein, damit sie auswichen und von der Stelle kamen. Die Pferde traten vom Ufer hinunter. Das Eis, das die Fußgänger gerade noch getragen hatte, brach in einer gewaltigen Scholle ein, und von den vierzig Mann, die darauf standen, stürzten die einen vor, die anderen zurück, zogen sich gegenseitig ins Wasser und ertranken.

Immer toller pfffen die Kugeln in regelmäßigen Abständen herbei und klatschten auf das Eis und ins Wasser, am häufigsten aber in die Menschenmenge, die sich auf dem Damm, am Teich und am Ufer vorwärtsdrängte.

Auf der Höhe von Pratzen lag Fürst Andrej blutüberströmt an derselben Stelle, wo er mit der Fahne in der Hand gefallen war, und stieß halb bewußtlos ein leises, jämmerliches Stöhnen aus, das wie das Weinen eines kleinen Kindes klang.

Gegen Abend hörte er auf zu stöhnen und wurde ganz still. Er wußte nicht, wie lange er so bewußtlos gelegen hatte, aber plötzlich fühlte er sich ins Leben zurückgekehrt und empfand einen brennenden Schmerz, als wolle ihm der Kopf zerspringen.

Wo ist er, dieser hohe Himmel, den ich bisher noch nicht gekannt und erst heute gesehen habe? war sein erster Gedanke. Und auch den Schmerz kannte ich bis heute noch nicht, dachte er. Ja, nichts, nichts habe ich gekannt bis jetzt. Aber wo bin ich?

Er horchte auf und hörte das Gestampfe von Pferdehufen, das immer näher kam, und den Klang französisch sprechender Stimmen. Er schlug die Augen auf. Über sich sah er wieder den selben hohen Himmel, höher noch hatten sich die leise dahinschwimmenden Wolken erhoben, durch die man die blaue Unendlichkeit hindurchsah. Er wandte den Kopf nicht zur Seite und sah nicht jene, die, nach dem Lärm der Hufe und Stimmen zu urteilen, ganz nahe an ihn herangekommen sein und haltgemacht haben mußten.

Die herangekommenen Reiter waren Napoleon und zwei ihn begleitende Adjutanten. Bonaparte ritt das Schlachtfeld ab und erteilte die letzten Befehle zur Verstärkung der Batterien, die den Damm von Ägest beschossen, und besichtigte die Verwundeten und Gefallenen, die auf dem Schlachtfeld zurückgeblieben waren.

»De beaux hommes!« sagte Napoleon und betrachtete einen gefallenen russischen Grenadier, der, das Gesicht in die Erde gewühlt, mit gebräuntem Nacken auf dem Bauch lag, den einen, schon erstarrten Arm weit von sich gestreckt.

»Les munitions des pièces de position sont épuisées, Sire«, meldete in diesem Augenblick ein Adjutant, der von den Batterien, die auf Ägest schossen, herübergeritten kam.

»Faites avancer celles de la réserve«, erwiderte Napoleon, ritt ein paar Schritte weiter und machte neben Fürst Andrej halt, der auf dem Rücken lag, neben sich die umgesunkene Fahnenstange – die Fahne selbst hatten die Franzosen als Trophäe mitgenommen.

»Voilà une belle mort«, sagte Napoleon und zeigte auf Bolkonskij.

Fürst Andrej verstand, daß man dies von ihm sagte und daß es Napoleon war, der sprach. Er hatte gehört, daß man den Sprecher mit Sire anredete. Aber diese Worte klangen in sein Ohr wie das Summen einer Fliege. Sie interessierten ihn nicht, er gab nicht auf sie acht und hatte gleich wieder alles vergessen. Ihm brannte der Kopf, er fühlte, daß sein Blut floß, und er sah nichts als den fernen, hohen, ewigen Himmel. Er wußte, daß dies Napoleon war, sein Held, aber in diesem Augenblick erschien ihm selbst Napoleon so klein, so unbedeutend im Vergleich zu dem, was sich jetzt zwischen seiner Seele und jenem hohen, unendlichen Himmel mit den still über ihn hingleitenden Wolken hin und her spann. Ihm war in diesem Augenblick alles vollkommen gleichgültig, wer auch neben ihm stehen, was man auch von ihm sagen mochte, er freute sich nur darüber, daß Menschen bei ihm haltmachten, und hatte nur den einen Wunsch, daß ihm diese Menschen helfen und ihn ins Leben zurückrufen möchten, das ihm jetzt so herrlich erschien, weil er es nun so ganz anders verstand.

Er raffte alle seine Kräfte zusammen, um sich zu rühren und einen Laut von sich zu geben. Matt zuckte er mit dem Fuße und stieß ein so schwaches, schmerzliches Stöhnen aus, daß er sich dabei selber leid tat.

»Ach, er lebt noch!« sagte Napoleon. »Nehmt diesen jungen Mann auf und tragt ihn an einen Verbandplatz!«

Nachdem er das gesagt hatte, ritt Napoleon weiter, dem Marschall Lannes entgegen, der mit dem Hut in der Hand auf den Kaiser zugeritten kam, um ihm zum Siege Glück zu wünschen.

An das, was weiter geschah, konnte sich Fürst Andrej später nicht mehr erinnern: er verlor infolge der furchtbaren Schmerzen, die ihm das Aufladen auf die Tragbahre, die Stöße während des Transportes und das Sondieren der Wunde auf dem Verbandplatz verursachten, das Bewußtsein. Erst gegen Abend schlug er die Augen wieder auf, als er zusammen mit anderen verwundeten und gefangenen russischen Offizieren ins Hospital geschafft wurde. Bei dieser Überführung

fühlte er sich etwas besser und konnte sich schon ein wenig umschauchen und sogar sprechen.

Das erste, was er vernahm, als er die Augen aufschlug, waren die Worte des französischen Begleitoffiziers, der hastig sagte: »Wir müssen hier haltmachen. Der Kaiser wird sogleich vorbeikommen. Es wird ihm Vergnügen machen, diese gefangenen Offiziere zu sehen.«

»Wir haben doch heute so viele Gefangene gemacht, beinahe die ganze russische Armee, daß ihm das möglicherweise schon langweilig sein wird«, erwiderte ein anderer Offizier.

»Na, einerlei! Dies soll der Kommandeur der Garde Kaiser Alexanders sein«, sagte wieder der erste und zeigte auf einen verwundeten russischen Offizier in der weißen Uniform der Gardekavalleristen.

Bolkonskij erkannte den Fürsten Repnin, den er in Petersburg oft auf Gesellschaften getroffen hatte. Neben ihm stand ein anderer verwundeter Offizier von der Gardekavallerie, ein junger Mann von neunzehn Jahren.

Bonaparte sprengte im Galopp herbei und hielt sein Pferd an.

»Welcher von ihnen ist der Rangälteste?« fragte er, als er die Gefangenen sah.

Man nannte ihm den Fürsten Repnin.

»Sie sind der Kommandeur des Gardekavallerieregimentes Kaiser Alexanders?« fragte Napoleon.

»Ich habe eine Eskadron kommandiert«, erwiderte Repnin.

»Ihr Regiment hat wacker seine Pflicht getan«, sagte Napoleon.

»Das Lob eines großen Feldherrn ist der schönste Lohn für einen Soldaten«, entgegnete Repnin.

»Mit Freuden spreche ich es Ihnen zu«, sagte Napoleon. »Wer ist der junge Mann neben Ihnen?«

Fürst Repnin nannte den Leutnant Suchtelen.

Napoleon musterte ihn und sagte dann lächelnd: »Il est venu bien jeune se froter à nous.«

»Jugend hindert nicht daran, tapfer zu sein«, erwiderte Suchtelen mit stockender Stimme.

»Eine treffliche Antwort!« sagte Napoleon. »Junger Mann, Sie werden es noch weit bringen.«

Fürst Andrej, der, um die Trophäen an Gefangenen voll zu machen, ebenfalls vorn, vor den Augen des Kaisers, zur Schau gestellt war, mußte unwillkürlich dessen Aufmerksamkeit auf sich lenken. Napoleon erinnerte sich anscheinend daran, ihn schon auf dem Schlachtfeld gesehen zu haben, und wandte sich jetzt mit derselben Anrede, junger Mann, an ihn, mit welcher er ihn schon bei ihrer ersten Begegnung bezeichnet hatte.

»Et vous, jeune homme?« redete er ihn an. »Wie fühlen Sie sich, mon brave?«

Obgleich Fürst Andrej noch vor fünf Minuten ein paar Worte mit den Soldaten, die ihn trugen, hatte sprechen können, schwieg er doch jetzt, die Augen voll auf Napoleon gerichtet ... So nichtig erschienen ihm in diesem Augenblick alle Interessen, die den Kaiser beschäftigten, so unbedeutend kam ihm sein Held in seiner kleinlichen Eitelkeit und Siegesfreude jetzt selber vor, im Vergleich zu jenem hohen, gerechten und gütigen Himmel, den er gesehen und verstanden hatte. – Er gab ihm keine Antwort.

Auch alles andere erschien ihm jetzt so zwecklos und nichtig im Vergleich mit jener ernsten und erhabenen Gedankenrichtung, die die Abnahme der Kräfte infolge des Blutverlustes, die Leiden und die Erwartung eines nahen Todes in ihm wachgerufen hatten. Während Fürst Andrej Napoleon ins Auge sah, dachte er an die Nichtigkeit aller Größe und Herrlichkeit, an die Nichtigkeit des Lebens, dessen Bedeutung niemand verstehen kann, und an die noch größere Nichtigkeit des Todes, dessen Sinn keiner, der noch am Leben ist, zu begreifen und zu erklären vermag.

Der Kaiser wandte sich, ohne eine Antwort abzuwarten, um, ritt weiter und sagte zu einem der Kommandeure: »Man nehme sich dieser Herren an und bringe sie in mein Biwak. Mein Leibarzt Larrey soll ihre Wunden untersuchen. Auf Wiedersehen, Fürst Repnin!« und er gab seinem Pferd die Sporen und sprengte davon.

Sein Gesicht strahlte von Selbstzufriedenheit und Glück.

Den Soldaten, die den Fürsten Andrej hier hergetragen hatten, war das silberne Heiligenbild, das Prinzessin Marja ihrem Bruder umgehängt hatte, in die Augen gefallen, und sie hatten es ihm weggenommen. Als sie nun aber sahen, mit welchem Wohlwollen der

Kaiser die Gefangenen behandelte, gaben sie ihm schleunigst das Bildchen zurück.

Fürst Andrej sah nicht, wer und wie man es ihm wieder umgehängt hatte, aber er gewahrte plötzlich auf seiner Brust über der Uniform das winzige Heiligenbild an dem feinen silbernen Kettchen.

Das wäre schön, dachte Fürst Andrej, als er das Bildchen sah, das ihm seine Schwester mit so viel Liebe und Andacht übergeben hatte, ja, das wäre schön, wenn alles so klar und einfach wäre, wie Prinzessin Marja sich das vorstellt. Wie schön wäre es, wenn man wüßte, wo man hier in diesem Leben Hilfe suchen kann, und was man dann dort, nach dem Tode, zu erwarten hat. Wie ruhig und glücklich wäre ich, wenn ich jetzt sagen könnte: Herr Gott, erbarme dich meiner! ... Aber zu wem soll ich das sagen? Ist jene unbestimmbare, unergründliche Kraft, an die ich mich nicht nur nicht wenden, sondern die ich nicht einmal in Worte fassen kann, das große Alles oder Nichts? Oder ist es jener Gott, den Prinzessin Marja hier auf dieses Amulett aufgenäht hat? Nichts, nichts ist gewiß als nur das eine: alles, was wir verstehen, ist wichtig, und groß und bedeutungsvoll ist nur das, was wir nicht begreifen.

Die Tragbahren setzten sich in Bewegung. Bei jedem Stoß fühlte er wieder einen unerträglichen Schmerz. Sein Fieberzustand verschlimmerte sich, er fing an zu phantasieren. Jene Träume von seinem Vater, seiner Frau und Schwester und seinem erhofften Sohn, die ganze Zärtlichkeit, die er in der Nacht vor der Schlacht für sie empfunden hatte, die kleine, unbedeutende Gestalt Napoleons und über ihnen allen der hohe, lichte Himmel – dies alles kehrte nun in seinen glühenden Fieberphantasien wieder.

Das stille Leben und ruhige Familienglück in Lysyja-Gory stieg vor seinem Geist auf. Schon wollte er sich diesem Glück hingeben, als plötzlich der kleine Napoleon mit seinem teilnahmslosen, kalten, sich am Unglück anderer labenden Blick wieder vor ihm auftauchte und abermals die Zweifel und Qualen einsetzten, denen nur der hohe Himmel Beruhigung versprach. Gegen Morgen verwirrten sich alle diese Träume zu einem Chaos und versanken in der Finsternis der Bewußtlosigkeit, die, wie Napoleons Arzt Larrey meinte, weitaus wahrscheinlicher den Tod als die Genesung zur Folge haben würde.

»C'est un sujet nerveux et bilieux«, sagte Larrey, »il n'en réchappera pas.«

So wurde Fürst Andrej mit anderen hoffnungslos Verwundeten der Pflege der Einwohner überlassen.

VIERTER TEIL

1

Zu Anfang des Jahres 1806 fuhr Rostow auf Urlaub nach Hause. Denissow reiste ebenfalls in seine Heimat, nach Woronesch, und Rostow überredete ihn, mit nach Moskau zu fahren und im Hause seiner Eltern Quartier zu nehmen. Auf der vorletzten Station hatte Denissow einen Kameraden getroffen und drei Flaschen Wein mit ihm getrunken, und so lag er denn nun, als sie sich Moskau näherten, neben Rostow auf dem Boden des Postschlittens und schlief trotz des holperigen Weges fest, während Rostow, je näher sie Moskau kamen, immer ungeduldiger und ungeduldiger wurde.

Sind wir denn noch nicht bald da? Diese endlosen Straßen, Läden, Kalatschen⁷⁹, Laternen und Fuhrleute! dachte Rostow, als sie bereits in Moskau eingefahren und am Schlagbaum ihren Urlaubspaß vorgezeigt hatten.

»Denissow! Wir sind da! Er schläft«, rief er und beugte sich mit dem ganzen Körper vor, als hoffe er, durch diese Haltung die Fahrt des Schlittens zu beschleunigen.

Denissow rührte sich nicht.

»Da ist die Straßenecke, wo immer Sachar, der Droschkenkutscher, hielt. Und da ist er wirklich auch selber, der Sachar, und hat auch noch dasselbe Pferd ... Und da ist das Büdchen« wo wir uns immer Pfefferkuchen kauften. Schneller! Schneller!«

»Nach welchem Hause denn?« fragte der Kutscher.

»Zu dem großen dort, an der Ecke, siehst du das nicht? Da ist unser Haus«, rief Rostow. »Endlich, endlich unser Haus! Denissow, Denissow! Wir sind gleich da!«

Denissow hob den Kopf, räusperte sich und gab keine Antwort.

»Dimitrij«, wandte sich Rostow an den Diener, der auf den Bock saß, »ist dort bei uns nicht noch Licht?«

»Jawohl, gewiß, auch der Herr Papa hat im Arbeitszimmer noch Licht.«

»Ob sie sich schon schlafen gelegt haben? Wie? Was denkst du? Hör mal, vergiß nicht, mir gleich meine neue Husarenjacke herauszugeben«, fügte Rostow hinzu und strich über sein neues Bärtchen.

»Vorwärts, vorwärts, fahr zu!« rief er den Kutscher an. »Aber so wach doch auf, Waska!« wandte er sich an Denissow, der wieder den Kopf hingelegt hatte. »Vorwärts, vorwärts! Drei Rubel Trinkgeld bekommst du, schnell, schnell!« schrie er dem Kutscher zu, als der Schlitten nur noch drei Häuser von der Einfahrt entfernt war.

Ihm kam es vor, als kämen die Pferde nicht von der Stelle. Endlich bog der Schlitten nach rechts zur Einfahrt hinüber, und Rostow sah über seinem Haupt das bekannte Gesims mit dem abgebröckelten Stuck, erblickte vor sich den Prellstein, den Treppenaufgang. Er sprang noch im Fahren aus dem Schlitten heraus und stürmte in den Vorsaal. Das Haus stand stumm und teilnahmslos, als kümmere es sich nicht darum, wer seine Hallen betrat. Im Flur war niemand.

Mein Gott, sie werden doch alle wohlauf sein? dachte Rostow und hielt bangen Herzens einen Augenblick an, stürmte dann aber sogleich weiter den Flur entlang und die wohlbekanntesten, schiefgetretenen Stufen hinauf. Dieselbe altertümliche Türklinke, über die sich die Gräfin immer so ärgerte, wenn sie nicht blank geputzt war, ließ sich noch ebenso leicht und reibungslos aufklinken. Im Vorzimmer brannte nur ein Talglicht.

Der alte Michail schlief auf der Truhe. Prokofij, der Fahrdiener, der so stark war, daß er einen Wagen am Hintergestell in die Höhe heben konnte, saß in einer Ecke und flocht Schuhe aus Tuchkanten. Als die Tür aufging, sah er sich um, und der gleichgültige, verschlafene Ausdruck seines Gesichtes verwandelte sich plötzlich in Schrecken und Begeisterung.

»Gott und alle Heiligen! Der junge Graf!« rief er aus, als er den jungen Herrn erkannte. »Ist es möglich? Unser lieber, guter junger Herr!« Und Prokofij stürzte, vor Aufregung zitternd, nach der Tür des Salons, wahrscheinlich, um ihn anzumelden, überlegte sich das dann aber anders, kehrte wieder um und küßte seinem jungen Gebieter Hand und Schulter.

»Sind alle wohlauf?« fragte Rostow und entzog ihm seine Hand.

»Gott sei Dank, ja, alle, Gott sei Dank. Sie haben eben erst zu Abend gegessen. So lassen Sie sich doch anschauen, Euer Erlaucht.«

»Und steht sonst alles gut?«

»Gott sei Dank, Gott sei Dank!«

Rostow, der gar nicht an Denissow dachte, wollte sich nicht anmelden lassen, warf seinen Pelz ab und eilte auf den Zehen durch den großen dunklen Saal. Alles war hier wie immer: dieselben Lombertische, derselbe verhängte Kronleuchter. Doch jemand hatte den jungen Herrn schon gesehen, und so kam er denn nicht bis zum Salon, eine Seitentür flog auf, und wie der Sturmwind brauste etwas heran, umarmte und küßte ihn. Noch ein zweites, ein drittes Wesen sprang aus dieser und aus jener Tür, wieder folgten Umarmungen, Küsse, Freudenschreie, Freudentränen. Er konnte gar nicht unterscheiden, wo und welcher der Papa, wer Natascha und wer Petja war. Alle schrien, sprachen und küßten ihn zu gleicher Zeit. Nur die Mutter war nicht dabei – das merkte er gleich.

»Und ich habe gar nicht gewußt ... Nikoluschka ... mein Lieber!«

»Da ist er ... unser Junge ... mein lieber Kolja. Hast du dich verändert! Macht doch Licht! Man soll gleich Tee bringen!«

»Aber so küß mich doch!«

»Mich auch ... Liebling!«

Sonja, Natascha, Petja, Anna Michailowna, Wera und der alte Graf umarmten ihn, dann kamen auch die Diener und die Stubenmädchen herein, füllten das ganze Zimmer und begrüßten ihn mit lautem Freudengeschrei.

Petja klammerte sich an seine Beine.

»Mich auch, mich auch!« schrie er.

Natascha, die ihn zu sich herabgezogen und sein Gesicht ganz mit Küssen bedeckt hatte, ließ nun von ihm ab, hielt sich am Saum seiner Husarenjacke fest und hüpfte wie ein Ziegenböckchen immer auf derselben Stelle auf und nieder, wobei sie ein durchdringendes Freudegeheul ausstieß.

In aller Augen strahlte Liebe, schimmerten Freudentränen und von allen Seiten drängten sich ihm Lippen zum Kuß entgegen.

Sonja, rot wie ein Mohnröschen, hielt ebenfalls seine Hand fest und suchte in strahlender Glückseligkeit seine Augen, nach denen sie sich so gesehnt hatte. Sie war nun schon sechzehn Jahre alt und bildhübsch, besonders in diesem Augenblick glücklichen, erregten Entzückens. Sie sah ihn an und verwandte kein Auge von ihm, lächelte und hielt den Atem an. Dankbar erwiderte er ihren Blick,

suchte und wartete aber immer noch auf jemanden. Die alte Gräfin war noch nicht da. Da hörte man Schritte vor der Tür. Doch diese Schritte kamen so schnell näher, daß es unmöglich die Schritte seiner Mutter sein konnten.

Doch sie war es in einem neuen Kleide, das während seiner Abwesenheit gemacht worden war, so daß er es noch nicht kannte. Alle ließen von ihm ab, und er eilte auf sie zu. Als sie einander erreicht hatten, sank sie schluchzend an seine Brust. Sie konnte ihr Gesicht nicht aufheben und preßte es nur gegen die kalten Schnüre seiner Husarenjacke. Da trat Denissow, der von keinem bemerkt worden war, ins Zimmer, blieb an der Tür stehen, sah alle an und rieb sich die Augen.

»Wassilij Denissow, ein Freund Ihres Sohnes«, sagte er, sich dem alten Grafen vorstellend, der ihn fragend ansah.

»Herzlich willkommen! Ich weiß, ich weiß«, sagte der Graf und umarmte und küßte Denissow. »Nikoluschka hat es mir geschrieben ... Natascha, Wera, hier ist Denissow!«

Und dieselben glücklichen, aufgeregten Gesichter wandten sich nun der struppigen Gestalt Denissows zu und umringten ihn.

»Mein herzallerliebster Denissow!« schrie Natascha, sprang außer sich vor Freude auf ihn zu und umarmte und küßte ihn. Alle gerieten über dieses Benehmen Nataschas etwas in Verlegenheit. Auch Denissow wurde rot, aber er ergriff lachend Nataschas Hand und küßte sie.

Denissow wurde in das für ihn bereitgehaltene Zimmer geführt, während sich die Rostows alle im Diwanzimmer um Nikoluschka versammelten.

Die alte Gräfin ließ die Hand ihres Sohnes, die sie immer wieder und wieder küßte, nicht los und setzte sich neben ihn. Die übrigen drängten sich rings um die beiden, haschten nach seinen Worten, Gesten und Blicken und wandten die verliebt entzückten Augen nicht von ihm ab. Bruder und Schwester stritten miteinander, wer neben ihm sitzen durfte, schnappten sich diesen bevorzugten Platz gegenseitig vor der Nase weg und prügelten sich sogar, weil jeder ihm den Tee, das Taschentuch und seine Pfeife herbeiholen wollte.

Rostow war sehr glücklich über diese Liebe, die man ihm erwies, aber der erste Augenblick des Wiedersehens war so glücklich

gewesen, daß ihm das jetzige Glück fast klein dagegen erschien und er immer noch mehr, immer noch mehr erwartete.

Am nächsten Morgen schliefen die Angekommenen von der Reise aus und standen erst gegen zehn Uhr auf.

Im Vorzimmer lagen Säbel, Säcke, Taschen, geöffnete Koffer und schmutzige Stiefel bunt durcheinander. Zwei Paar geputzte Reitstiefel mit Sporen hatte man soeben an die Wand gestellt. Die Diener brachten Waschbecken, heißes Wasser zum Rasieren und die ausgebürsteten Uniformen. Es roch nach Tabak und Männern.

»He! Grischka! Meine Pfeife!« rief Waska Denissows heisere Baßstimme.

»Rostow, steh auf!«

Rostow rieb sich die verschlafenen Augen und hob den zerzausten Kopf aus den warmen Kissen.

»Was ist? Schon so spät?«

»Und ob, es ist zehn Uhr«, erwidert Nataschas Stimme. Aus dem Nebenzimmer hörte man das Rascheln frischgestärkter Kleider, flüsternde und lachende Mädchenstimmen, und durch die kaum merklich offenstehende Tür schimmerten blaue Bänder, schwarzes Haar und lustige Gesichter. Es war Natascha mit Sonja und Petja, die gekommen waren, um nachzusehen, ob er noch nicht aufgestanden sei.

»Nikolenka, steh auf!« hörte man wieder Nataschas Stimme an der Tür.

»Gleich, gleich!«

In diesem Augenblick riß Petja, der im Vorzimmer die Säbel erblickte und einen davon ergriffen hatte, in jener Begeisterung, die Jungen beim Anblick eines großen Bruders, der beim Militär steht, zu empfinden pflegen, die Tür auf, ohne daran zu denken, daß für Schwester und Base der Anblick unbekleideter Männer unpassend war.

»Ist das dein Säbel?« rief er.

Die Mädchen prallten zurück. Denissow versteckte mit erschrockenen Augen seine behaarten Beine unter der Decke und sah sich hilfesuchend nach dem Kameraden um. Petja rannte durch die

Tür und warf sie hinter sich zu. Aus dem Vorzimmer hörte man Gekicher.

»Nikolenka, komm doch im Schlafrock heraus!« ertönte wieder Nataschas Stimme.

»Ist das dein Säbel?« fragte Petja. »Oder gehört er Ihnen?« wandte er sich in ehrerbietigem Ton an den schwarzen, bärtigen Denissow.

Rostow schlüpfte rasch in die Schuhe, zog den Schlafrock über und kam heraus. Natascha hatte den einen Reitstiefel angezogen und stieg soeben in den anderen hinein. Sonja wirbelte wie ein Kreisel um sie herum und wollte sich eben mit aufgeblähtem Kleid auf die Erde setzen, als Nikoluschka hereinkam.

Sie hatten beide gleiche neue blaue Kleider an und sahen frisch, rosig und heiter aus. Sonja lief davon, Natascha aber henkelte sich beim Bruder ein und führte ihn ins Diwanzimmer. Hier fingen sie an zu schwatzen. Kaum daß sie einander über die tausenderlei Kleinigkeiten, die nur sie allein interessieren konnten, Rede und Antwort stehen konnten. Natascha lachte bei jedem Wort, das er oder sie sagte, nicht etwa, weil das, was sie sich zu erzählen hatten, komisch gewesen wäre, sondern weil sie einfach nicht imstande war, ihre Freude, die sich durch Lachen äußern mußte, zurückzuhalten.

»Ach, das ist herrlich, famos!« sagte sie zu allem.

Rostow fühlte, wie unter den Strahlen dieser warmen Liebe zum erstenmal wieder nach einem halben Jahr in seinem Herzen und auf seinem Gesicht jenes Kinderlächeln aufstieg, das nicht ein einziges Mal, seit er von zu Hause fort war, über ihn gekommen war.

»Hör mal«, sagte sie, »bist du jetzt ein richtiger Mann? Ich freue mich schrecklich, daß du mein Bruder bist.« Sie strich über seinen Schnurrbart. »Ich möchte zu gern wissen, wie ihr seid, ihr Männer. So wie wir? Nein?«

»Warum ist Sonja weggelaufen?« fragte Rostow.

»Ja, das ist eine ganze Geschichte. Wie wirst du Sonja nennen? ›Du‹ oder ›Sie‹?«

»Wie es gerade kommt«, erwiderte Rostow.

»Sage ›Sie‹ zu ihr, bitte, ich erzähle dir nachher warum. Nein, ich will es dir lieber gleich sagen. Du weißt doch, daß Sonja mein Freund ist, ein Freund, für den ich den Arm ins Feuer lege. Da sieh her!«

Sie streifte den Ärmel ihres Musselinkleidchens auf und zeigte an ihrem langen, dünnen, zarten Arme weit oberhalb des Ellbogens fast unter der Schulter, an einer Stelle, die selbst in Balltoilette bedeckt bleibt, auf ein rotes Mal.

»Das habe ich mir eingebrannt, um ihr meine Liebe zu beweisen. Habe einfach ein Lineal im Feuer heiß gemacht und es dann daraufgedrückt.«

Wie Rostow so auf dem alten Sofa mit den gepolsterten Armlehnen in seinem früheren Schulzimmer saß und in Nataschas wilde, lebhaftige Augen sah, fühlte er sich wieder in jene Kinderwelt seiner Familie zurückversetzt, die nur für ihn allein Sinn und Bedeutung hatte und ihm einer der schönsten Genüsse des Lebens gewesen war. Deshalb erschien ihm auch das Verbrennen des Armes mit einem Lineal zum Zeichen der Freundschaft nicht unsinnig: er hatte Verständnis dafür und es befremdete ihn nicht im geringsten.

»Nun und dann? Ist das alles?« fragte er.

»Also solche Freunde sind wir, solche Freunde! Das mit dem Lineal ist ja nur Unsinn, aber wir sind eben Freunde fürs ganze Leben. Wenn sie einmal jemanden lieb hat, dann ist es bei ihr auch auf ewig. Das verstehe ich eigentlich nicht, ich vergesse so etwas immer gleich wieder.«

»Na, und was nun weiter?«

»Ja, so liebt sie mich eben und – auch dich.«

Natascha wurde auf einmal rot.

»Weißt du noch, bevor du abreistest ... nun will sie, du solltest es vergessen ... Sie hat zu mir gesagt: ›Ich werde ihn ewig lieben, er aber soll frei sein.‹ Nicht wahr, das ist doch wundervoll, das ist doch edel! Nicht wahr? Nicht wahr? Riesig edel! Nicht?« fragte Natascha so ernsthaft und aufgereggt, daß man deutlich merkte, daß sie das, was sie jetzt sagte, vorher unter Tränen besprochen hatte.

Rostow wurde nachdenklich.

»Ich nehme niemals ein gegebenes Wort zurück«, sagte er. »Und dann ist Sonja so entzückend, daß der ein Narr wäre, der auf ein solches Glück verzichten wollte.«

»Nein, nein, nein!« rief Natascha. »Darüber haben wir schon gesprochen. Das wußten wir ja, daß du dies sagen würdest. Das geht

aber nicht, weißt du, wenn du das sagst, dann hältst du dich doch für gebunden, und es sähe dann so aus, als habe sie es mit Absicht gesagt. Dann würdest du sie doch nur gezwungen heiraten, und es käme etwas ganz anderes dabei heraus.«

Rostow merkte, daß die beiden sich das alles genau überlegt hatten. Sonja hatte schon gestern durch ihre Anmut einen großen Eindruck auf ihn gemacht. Heute war sie ihm noch reizender vorgekommen, obgleich er sie nur ganz flüchtig gesehen hatte. Sie war ein entzückendes, sechzehnjähriges Mädchen, das offenbar leidenschaftlich in ihn verliebt war, daran zweifelte er nicht einen Augenblick. Warum sollte er sie also nicht lieben und später einmal heiraten? dachte Rostow. Aber jetzt hatte er ja noch so viele andere Freuden und Beschäftigungen. Ja, das ist ein guter Gedanke von ihnen, dachte er, man muß frei bleiben.

»Na, auch schön«, sagte er. »Wir reden später noch mal darüber. Ach, wie freue ich mich, daß ich dich wiederhabe«, fügte er hinzu. »Na, aber wie steht's mit dir? Bist du Boris auch nicht untreu geworden?« fragte der Bruder.

»Ach, das waren ja nur Kindereien!« rief Natascha lachend. »Weder an ihn noch an irgendeinen anderen denke ich jetzt, will gar nichts von ihnen allen wissen.«

»So, so. An was denkst du denn?«

»Ich?« fragte Natascha zurück, und ein glückliches Lächeln überstrahlte ihr Gesicht. »Hast du Duport gesehen?«

»Nein.«

»Den berühmten Tänzer Duport⁸⁰ hast du nicht gesehen? Nun, dann kannst du das auch nicht verstehen. Nun paß mal auf!«

Natascha bog die Arme rund, faßte ihr Röckchen wie beim Ballett, lief ein paar Schritte zurück, drehte sich um, machte einen Kreuzsprung, schlug die Füßchen aneinander, erhob sich auf die äußersten Fußspitzen und trippelte ein paar Schritte nach vorn.

»Siehst du, wie ich stehe? Siehst du das?« rief sie, aber schon konnte sie sich nicht mehr auf den Zehen halten. »Das ist es, woran ich denke! Keinen werde ich zum Mann nehmen, ich will Tänzerin werden. Aber du darfst keinem Menschen etwas davon sagen!«

Rostow fing so laut und lustig an zu lachen, daß Denissov in seinem Zimmer ganz neidisch wurde. Auch Natascha konnte sich nicht mehr halten und stimmte fröhlich in sein Gelächter ein.

»Nicht, das ist doch fein?« fragte sie immer dazwischen.

»Schön, also den Boris willst du nicht mehr heiraten?«

Natascha fuhr auf.

»Ich will überhaupt nicht heiraten, auch keinen anderen. Das werde ich ihm selber sagen, wenn ich ihn sehe.«

»So, so«, sagte Rostow.

»Aber das ist ja alles dummes Zeug«, fuhr Natascha zu schwatzen fort. »Hör mal, ist Denissov ein guter Mensch?« fragte sie.

»Ja.«

»Na, also leb wohl, zieh dich an! Braucht man keine Bange vor ihm zu haben, vor Denissov?«

»Warum denn Bange?« fragte Nicolas. »Nein, Waska ist ein sehr netter Kerl.«

»Du nennst ihn Waska? ... Merkwürdig. Also ist er wirklich ein guter Mensch?«

»Ein sehr guter Kerl.«

»Na, komm nur schnell, wir wollen Tee trinken. Es sind schon alle versammelt.«

Und Natascha hob sich wieder auf die Zehen und ging so aus dem Zimmer ab, wie es Tänzerinnen zu tun pflegen, aber ihr Lächeln dabei war so, wie nur glückliche fünfzehnjährige Mädchen lächeln können.

Als Rostow im Salon mit Sonja zusammentraf, wurde er rot. Er wußte nicht recht, wie er ihr begegnen sollte. Gestern in der ersten Freude des Wiedersehens hatten sie sich geküßt, aber heute fühlten sie, daß sie es nicht mehr tun durften. Er merkte deutlich, daß alle, sowohl die Mutter als auch die Schwestern, ihn fragend ansahen und darauf gespannt waren, wie er sich gegen sie benehmen werde. Er küßte ihr die Hand und nannte sie »Sie« und Sonja. Aber ihre Augen sagten, wenn sie sich trafen, »du« zueinander und küßten sich zärtlich. Sie bat ihn durch einen Blick um Verzeihung, daß sie gewagt hatte, ihn durch ihre Abgesandte, Natascha, an sein Versprechen zu erinnern, und sagte ihm Dank für seine Liebe. Er dankte ihr mit einem Blick dafür, daß sie ihm die Freiheit angeboten hatte, und sagte ihr,

daß er, so oder so, doch niemals aufhören werde, sie gern zu haben, weil es eben einfach unmöglich sei, sie nicht zu lieben.

»Das ist aber doch merkwürdig«, sagte Wera in einem Augenblick, als alle schwiegen, »daß Sonja und Nikolenka jetzt ›Sie‹ zueinander sagen und sich wie Fremde begegnen.«

Weras Worte waren ganz zutreffend wie alle ihre Bemerkungen, aber die ganze Familie empfand wie bei allem, was Wera sagte, ein peinliches Gefühl, und nicht nur Sonja, Nikolaj und Natascha, sondern auch die alte Gräfin wurde rot wie ein junges Mädchen, weil sie immer fürchtete, diese Liebe ihres Sohnes zu Sonja könne ihn einmal um eine glänzende Partie bringen.

Da erschien Denissow im Salon, zu Rostows Verwunderung in einer nagelneuen Uniform, pomadisiert und parfümiert, genauso, wie er sich vor einer Schlacht gezeigt hatte, und erwies sich den Damen gegenüber als ein so liebenswürdiger Kavalier, wie es Rostow niemals von ihm erwartet hätte.

2

Als Rostow aus dem Feld auf Urlaub nach Moskau zurückgekehrt war, hatte man ihn im Elternhaus als Helden, als besten Sohn und Herzens-Nikoluschka aufgenommen. Die übrigen Verwandten empfingen ihn als lieben, neuen, achtbaren jungen Mann und seine Bekannten als hübschen Husarenleutnant, flotten Tänzer und als eine der besten Partien von ganz Moskau.

Die Rostows waren mit der ganzen Stadt bekannt. Der alte Graf hatte in diesem Jahr genügend Geld, weil er alle seine Güter neu mit Hypotheken belastet hatte, und Nikoluschka, der sich ein eignes Pferd hielt und die allermodernsten Reithosen von ganz besonderem Schnitt, wie sie in Moskau noch kein Mensch kannte, und dazu die allerelegantesten Stiefel mit ganz schmalen Spitzen und kleinen silbernen Sporen trug, verbrachte deshalb seine Zeit auf höchst vergnügte Weise. Vom Feld zurückgekehrt, empfand er es als ein angenehmes Gefühl, nach längerer Unterbrechung wieder die alten Gewohnheiten aufzunehmen. Er kam sich sehr männlich und erwachsen vor. An seine frühere Verzweiflung über ein nicht bestandenes Religionsexamen, an das Anpumpen Gawrilas um Geld für Droschkenfahrten, an seine heimlichen Küsse mit Sonja – an all das erinnerte er sich jetzt nur noch als an Kindereien, die weit, weit hinter ihm lagen. Jetzt war er Husarenleutnant, trug den silberverschnürten Dolman und das Georgskreuz auf der Brust und fuhr seinen Traber mit bekannten, vornehmen, älteren Sportsleuten zusammen zum Rennen ein. Abends besuchte er eine Dame, die am Boulevard wohnte. Er tanzte auf dem Ball bei den Archarows die Masurka vor, unterhielt sich mit dem Feldmarschall Kamenskij über den Krieg, besuchte den englischen Klub und nannte sich mit einem vierzigjährigen Obersten »du«, den er durch Denissov kennen gelernt hatte.

Seine leidenschaftliche Liebe für den Zaren verblaßte etwas in Moskau. Da er ihn nicht mehr sah und ihn zu sehen auch keine Gelegenheit hatte, sprach er oft von ihm und von seiner Zarenverehrung, ließ aber durchfühlen, daß er nicht alles aussprach, und daß da in seinem Gefühl für den Kaiser noch etwas war, was nicht alle verstehen konnten. Von ganzem Herzen teilte er das allgemeine Gefühl der

Vergötterung, das die ganze Hauptstadt für den Kaiser Alexander Pawlowitsch empfand, dem man damals in Moskau den Beinamen »der verkörperte Engel« gegeben hatte.

Während seiner kurzen Urlaubszeit in Moskau kam Rostow Sonja nicht nur nicht näher, sondern wurde ihr im Gegenteil weit fremder. Sie war sehr hübsch und reizend und sichtlich leidenschaftlich in ihn verliebt, aber er befand sich jetzt in den Jahren, wo so viel auf einen jungen Mann einströmt, daß er anscheinend gar nicht die Zeit hat, sich mit so etwas zu beschäftigen, weil er fürchtet, sich dadurch zu binden und seine Freiheit zu verlieren, die er doch über alles schätzt und für so vieles andere noch nötig hat. Wenn er während seines jetzigen Aufenthaltes in Moskau an Sonja dachte, so sagte er sich: Ach was, es gibt doch so viele, so viele, die ebenso sind und nicht nur hier, auch anderswo, die ich noch nicht kenne. Dazu werde ich immer Gelegenheit haben, mich mit der Liebe abzugeben, wenn ich einmal Lust dazu verspüre. Jetzt habe ich zu so etwas keine Zeit. Außerdem fand er weibliche Gesellschaft für seine Männerwürde erniedrigend. Zwar besuchte er Bälle und bewegte sich in Damengesellschaft, aber er gab sich den Anschein, als täte er es nur widerwillig. Die Rennen, der englische Klub, Zechereien mit Denissow, seine Besuche bei der Dame am Boulevard – das war etwas anderes, das stand einem schneidigen Husaren wohl an.

Anfang März war der alte Graf Ilja Andrejewitsch Rostow damit beauftragt worden, im englischen Klub ein Festessen zum Empfang Bagrations zu veranstalten.

Der Graf ging im Schlafrock im Saal auf und ab und erteilte dem Ökonomen und dem Koch des Englischen Klubs, dem berühmten Feoktist, Aufträge auf Spargel, frische Gurken, Erdbeeren, Kalbfleisch und Fische zum Festessen für den Fürsten Bagration. Der Graf war seit Gründung des Klubs dessen Mitglied und Vorstand. Ihm waren vom Klub die Vorbereitungen dieses Diners für Bagration übertragen worden, weil sonst wohl kaum jemand zu finden gewesen wäre, der ein Festessen so großzügig und gastlich auszurichten verstanden hätte, und hauptsächlich auch deshalb, weil sich selten jemand fand, der so von seinen eignen Mitteln zuschießen konnte und auch wollte, wenn die für das Essen angesetzte Summe einmal nicht ausreichte. Der Koch und der Ökonom hörten die Befehle des Grafen mit schmunzelnden Gesichtern an, weil sie wußten, daß bei einem solchen Diner,

das mehrere tausend Rubel kostete, sie unter keiner anderen Leitung ihr Schäfchen so ins trockne bringen konnten wie unter der seinen.

»Und hörst du, Hahnenkämme, Hahnenkämme in die soupe en tortue, du weißt doch!«

»Also drei kalte Platten?« fragte der Koch.

Der Graf dachte nach.

»Ja, weniger ist nicht gut möglich, drei ... erstens die Mayonnaise ...« sagte er und bog einen Finger dazu ein.

»Befehlen Sie dazu die ganz großen Sterlets?« fragte der Ökonom.

»Je nun ... Nimm sie nur, auch wenn die Händler nicht mit den Preisen heruntergehen. Aber, mein Gott, das hätte ich ja beinahe vergessen: wir brauchen ja noch eine andere Vorspeise. Und dann, ihr Heiligen!« Er griff sich verzweifelt an den Kopf. »Wer soll mir denn die Blumen besorgen? Mitenka! He, Mitenka! Reite mal schleunigst aufs Gut hinaus«, wandte er sich an den auf seinen Ruf herbeigeeilten Verwalter, »und sage dem Gärtner Maxim, er solle gleich alle Leute zur Fronarbeit antreten lassen. Sage ihm, er soll mir die ganze Orangerie hereinschaffen, soll aber alles gut in warme Decken einpacken. Daß ich bis zum Freitag wenigstens zweihundert Töpfe hier habe!«

Nachdem er noch diesen und jenen Befehl erteilt hatte, wollte er gerade zur Gräfin hinübergehen, um sich ein wenig zu erholen, als ihm noch etwas Wichtiges einfiel und er noch einmal umkehrte, den Koch und den Ökonomen zurückrief und abermals Befehle zu erteilen begann. Da hörte man flüchtige Männerschritte und Sporenklirren an der Tür, und herein trat der junge Graf mit seinem schwarzen Schnurrbärtchen, hübsch, frisch und gesund, er hatte sich bei dem ruhigen Leben in Moskau sichtlich erholt.

»Ach du bist es, mein Junge! Mir schwirrt der Kopf nur so«, sagte der Alte mit einem Lächeln, als schäme er sich vor seinem Sohn. »Du könntest mir auch ein bißchen helfen! Ich muß doch noch Sänger haben. Musik ist ja da, aber soll ich nicht lieber Zigeuner bestellen? Ihr Soldaten habt ja so etwas gern.«

»Wirklich, Papachen, ich glaube, die Schlacht bei Schöngrabern hat dem Fürsten Bagration weniger Kopfzerbrechen gemacht als Ihnen jetzt die Vorbereitung für dieses Diner«, versetzte der Sohn lachend.

Der alte Graf stellte sich erzürnt.

»Ja, du hast gut reden, mach du's nur mal.«

Und der Graf wandte sich an den Koch, der mit ehrerbietig verschmitztem Gesicht daneben stand und Vater und Sohn aufmerksam und wohlgefällig beobachtete.

»So ist die Jugend von heutzutage, nicht war, Feoktist?« sagte der alte Graf. »Lacht uns alte Leute einfach aus!«

»Ja, ja, Durchlaucht, sie wollen nur immer gut essen, wie aber alles vorbereitet und serviert werden muß, darum kümmern sie sich nicht.«

»So ist es«, fiel der Graf ein, faßte seinen Sohn vergnügt an beiden Händen und rief: »Siehst du, du kommst mir gerade wie gerufen! Du kannst mal gleich mit dem zweispännigen Schlitten zum Grafen Besuchow fahren und ihm sagen, Graf Ilja Andrejewitsch liebe ihn um Erdbeeren und frische Ananas bitten. Die gibt es nämlich außer bei ihm nirgendwo. Er selber ist nicht da, du kannst es aber, wenn du hinkommst, den Prinzessinnen sagen. Und von dort aus fährst du dann gleich mal auf den Rasguljai-Platz – der Kutscher Ipatka weiß schon Bescheid – und machst dort den Zigeuner Iljuschka ausfindig, du weißt, der damals beim Grafen Orlow im weißen Kosakenrock tanzte, und den bringst du mir hierher.«

»Soll ich die Zigeunerinnen auch gleich mitbringen?« fragte Nikolaj lachend. »Na, na!«

In diesem Augenblick trat Anna Michailowna mit ihrer ewig besorgten, geschäftigen und dabei christlich sanften Miene mit kaum hörbaren Schritten ins Zimmer. Obgleich Anna Michailowna den Grafen jeden Morgen im Schlafrock antraf, wurde er doch jedesmal, wenn sie kam, wieder verlegen und bat wegen dieses Anzugs um Entschuldigung.

»Aber ich bitte Sie, mein lieber Graf«, sagte sie und schlug bescheiden die Augen nieder. »Zu Besuchow möchte ich selber einmal hinfahren«, fuhr sie fort. »Pierre ist zurückgekommen, Graf, wir können deshalb aus seinen Gewächshäusern alles bekommen. Ich muß sowieso einmal zu ihm hin. Er hat mir einen Brief von Boris geschickt. Gott sei Dank ist Boris jetzt beim Stabe.«

Der Graf war sehr erfreut, daß Anna Michailowna einen Teil seiner Aufträge übernahm, und ließ ihr sogleich den kleinen Schlitten anspannen.

»Sagen Sie Besuchow, daß er auch kommen soll. Ich werde seinen Namen auf die Liste setzen. Was hat er eigentlich mit seiner Frau?« fragte er.

Anna Michailowna machte einen bedeutsamen Augenaufschlag, und ein tiefer Kummer prägte sich auf ihrem Gesicht aus.

»Ach, mein Freund, er ist sehr unglücklich«, erwiderte sie. »Wenn das alles wahr ist, was man gehört hat, ist es einfach entsetzlich. Hätte man das gedacht, als man sich so über sein Glück freute! Und dieses edle, himmlische Gemüt dieses jungen Besuchow! Ja, ich bedaure ihn von ganzem Herzen und werde mich bemühen, ihm Trost zu spenden, soweit es in meiner Macht steht.«

»Ja, was ist denn geschehen?« fragten beide Rostows, der alte und der junge, zugleich.

Anna Michailowna seufzte tief auf.

»Es heißt, dieser Dolochow, der Sohn der Maria Iwanowna«, sagte sie in geheimnisvollem Flüsterton, »habe seine Frau gänzlich kompromittiert. Pierre hatte ihm vorwärts geholfen, ihn in sein Haus nach Petersburg eingeladen und da ... Sie ist dann hierher abgereist und dieser Tollkopf ihr nach ...« fuhr Anna Michailowna fort in der Absicht, ihr Mitgefühl für Pierre zum Ausdruck zu bringen, bekundete aber durch ihren Tonfall und ein halbes Lächeln unwillkürlich mehr Mitgefühl für den Tollkopf, wie sie Dolochow nannte.

»Pierre soll durch diesen Kummer ganz niedergeschmettert sein.«

»Na, sagen Sie ihm nur auf jeden Fall, daß er in den Klub kommen soll. Das wird schon alles wieder vorübergehen. Sagen Sie ihm, daß es ein Götterschmaus werden wird.«

Am nächsten Tag, dem dritten März, erwarteten die zweihundertfünfzig Mitglieder des Englischen Klubs nebst fünfzig geladenen Gästen ihren Ehrengast und Helden des österreichischen Feldzuges, den Fürsten Bagration, um zwei Uhr zum Festessen.

In der ersten Zeit nach dem Eintreffen der Nachricht von der Schlacht bei Austerlitz war ganz Moskau im Zweifel gewesen. Man war damals in Rußland so sehr an Siege gewöhnt, daß, als die Meldung von dieser Niederlage kam, die einen es einfach nicht glaubten, während andere die Erklärung eines so merkwürdigen Ereignisses in irgendwelchen außergewöhnlichen Umständen suchten. Im Englischen Klub, wo alles das zusammenkam, was von Bedeutung

war und die sichersten Nachrichten erhielt, sprach man im Monat Dezember überhaupt nicht über den Krieg und die letzte Schlacht, als seien alle stillschweigend übereingekommen, darüber kein Wort zu verlieren. Alle die, welche sonst den Ton anzugeben pflegten, wie Graf Rastoptschin⁸¹, Fürst Jurij Wladimirowitsch Dolgorukow, Walujew, Graf Markow, Fürst Wjasemskij, ließen sich im Klub nicht sehen und kamen nur in ihren eignen Häusern im intimen Kreis zusammen, und so standen denn die übrigen Moskauer, die immer nur nachsagten, was ihnen die anderen vorredeten – zu ihnen gehörte auch Ilja Andrejewitsch Rostow –, den Kriegsangelegenheiten eine kurze Zeit lang ziemlich urteilslos gegenüber, da sie ohne Führer waren. Sie fühlten, daß hier irgend etwas nicht stimmte, daß diese schlimmen Nachrichten schwer zu beurteilen waren, und es deshalb das beste sei, zu schweigen. Doch nach einiger Zeit erschienen, wie die Geschworenen aus dem Beratungszimmer, auch die im Klub tonangebenden Matadore wieder auf der Bildfläche, und alles wurde klar und deutlich besprochen. Man hatte für die unglaubliche, unerhörte und unmögliche Tatsache, daß die Russen geschlagen worden waren, nun die Gründe gefunden, alles wurde mit einemmal klar, und in allen Ecken und Enden Moskaus sagte man ein und dasselbe. Diese Gründe aber waren: der Verrat der Österreicher, die schlechte Verproviantierung der Truppen, die Treulosigkeit des Polen Przebyszewski und des Franzosen Langeron, die Unfähigkeit Kutusows und, was nur heimlich hinzugefügt wurde, die Jugend und Unerfahrenheit des Kaisers, der schlechten und unbedeutenden Männern sein Vertrauen geschenkt hatte. Aber die Truppen, die russischen Truppen waren gewesen wie noch nie, das sagten alle, und hatten Wunder der Tapferkeit vollbracht. Die Soldaten, die Offiziere, die Generäle waren Helden. Und der Held aller Helden war Fürst Bagration, der durch das Gefecht bei Schöngrabern und seinen Rückzug von Austerlitz Berühmtheit erlangt hatte, wo seine Kolonne die einzige gewesen war, die unaufgelöst zurückgewichen war, nachdem sie einen ganzen Tag einem doppelt so starken Feind standgehalten hatte. Auch daß Bagration nirgends Verbindungen hatte und ganz fremd war, wirkte noch mit, um ihn zum Helden von ganz Moskau zu machen. Man erwies in seiner Person dem einfachen Krieger, dem russischen Soldaten, der keine Begünstigungen und Intrigen zu seinem Vorwärtskommen brauchte, die schuldige Ehre. Zudem war sein Name noch durch Erinnerungen an den italienischen Feldzug mit dem Namen Suworows verknüpft.

Außerdem konnte man dadurch, daß man ihm soviel Ehre erwies, am besten seine Mißbilligung und Abneigung gegen Kutusow zum Ausdruck bringen.

»Wenn es keinen Bagration gäbe, il faudrait l'inventer«, hatte der witzige Schinschin, das bekannte Wort Voltaires variierend, gesagt. Von Kutusow sprach kein Mensch, einige schimpften im stillen auf ihn und nannten ihn eine Hofschranze, die den Mantel nach dem Wind hänge, oder einen alten Satyr.

Ganz Moskau wiederholte die Worte des Fürsten Dolorukow: »Wer immer nur leimt und immer nur leimt, muß schließlich auch einmal der Geleimte sein.« Und so tröstete man sich mit der Erinnerung an frühere Siege über diese Niederlage hinweg, und überall hörte man den Ausspruch Rastoptschins, der französische Soldat müsse vor der Schlacht mit hochtrabenden Phrasen angefeuert werden, dem deutschen müsse man vorher logisch auseinandersetzen, daß zu fliehen für ihn gefährlicher sein würde als vorzugehen, den russischen Soldaten aber müsse man nur immer zurückhalten und bitten: »Nicht so stürmisch, nicht so stürmisch!« Von allen Seiten hörte man immer neue und neue Geschichten über einzelne Beispiele der Tapferkeit, die unsere Soldaten und Offiziere bei Austerlitz bewiesen hatten. Bald hatte einer eine Fahne gerettet, bald ein anderer fünf Franzosen erschlagen, bald ein einziger Mann fünf Kanonen auf einmal bedient. Auch von Berg wurde erzählt, von Leuten, die ihn gar nicht kannten, daß er, an der rechten Hand verwundet, den Degen in die linke genommen habe und so vorgegangen sei. Von Bolkonskij sprach kein Mensch; nur die ihn näher kannten, bedauerten, daß er so jung hatte sterben müssen und seine junge Frau so kurz vor ihrer Niederkunft nun allein bei seinem Vater, diesem Sonderling, zurückgeblieben war.

3

Am 3. März schwirren wie Bienenschwärme im Frühling durch alle Räume des Englischen Klubs lustige Stimmen, und die Mitglieder und Gäste, in Uniform oder Frack, zum Teil auch noch im Kaftan und mit gepudertem Haar, promenierte auf und ab, saßen und standen herum oder traten zu Gruppen zusammen und auseinander. Gepuderte Diener in Livree mit Halbschuhen und langen Strümpfen standen an jeder Tür und warteten gespannt auf einen Wink der Gäste und Klubmitglieder, um gleich zu Diensten sein zu können. Die Mehrzahl der Anwesenden waren alte, ehrwürdige Herren mit breiten, selbstbewußten Gesichtern, dicken Fingern, sicheren Bewegungen und stahlharten Stimmen. Sie saßen auf ihren gewohnten Stammplätzen oder hatten sich zu den üblichen Gruppen zusammengefunden. Die andere, kleinere Hälfte der Anwesenden bestand aus zufälligen Gästen, hauptsächlich aus jungen Leuten, unter denen sich auch Denissow, Rostow und Dolochow befanden, der nun wieder Offizier im Semjonower Regiment geworden war. Auf den Gesichtern der jungen Leute, hauptsächlich der Offiziere, lag jener Ausdruck geringschätziger Ehrerbietung gegen das Alter, die der alten Generation zu sagen scheint: »Wir sind ja bereit, euch zu achten und zu ehren, aber vergeßt nicht, daß wir es sind, denen die Zukunft gehört.«

Neswizkij war, als altes Mitglied des Klubs, ebenfalls da. Pierre, der auf Verlangen seiner Frau sich die Haare wachsen ließ, die Brille abgenommen hatte und nach der letzten Mode gekleidet ging, schritt traurig und mit niedergeschlagener Miene durch den Saal. Ihn umringte hier wie überall dieselbe Schar Menschen, die sich alle vor seinem Reichtum beugten, er aber, gewohnt zu herrschen, behandelte sie mit zerstreuter Geringschätzung.

Seinem Alter nach hätte er sich zur Jugend halten müssen, seinem Reichtum aber und seinen Verbindungen nach gehörte er zu dem Kreis der älteren, ehrwürdigen Mitglieder und Gäste, und deshalb ging er von einer Gruppe zur anderen. Die vornehmsten älteren Herren bildeten immer den Mittelpunkt eines Kreises, zu dem dann ehrerbietig auch Unbekannte hinzutraten, um diese bekannten Größen reden zu hören. Ein großer Kreis hatte sich um den Grafen Rastopschin, um

Walujew und Naryschkin gebildet. Rastoptschin erzählte, wie russische Soldaten durch fliehende Österreicher so eingekeilt gewesen seien, daß sie sich mit dem Bajonett einen Weg durch die Fliehenden hätten bahnen müssen.

Walujew teilte ganz im Vertrauen mit, daß Uwarow aus Petersburg hierher gesandt sei, um das Urteil der Moskauer über Austerlitz in Erfahrung zu bringen.

In einem dritten Kreise erzählte Naryschkin von einer Sitzung des österreichischen Kriegsrats, wo Suworow als Antwort auf die Dummheiten der österreichischen Generäle wie ein Hahn gekräht habe. Schinschin, der daneben stand, wollte einen Witz machen und sagte, daß Kutusow anscheinend nicht einmal diese unschwere Kunst, wie ein Hahn zu krähen, von Suworow gelernt habe, aber die alten Herren sahen den Witzbold nur streng an und gaben ihm dadurch zu verstehen, daß es bei einer solchen Gelegenheit und an einem solchen Tage höchst unpassend sei, so über Kutusow zu sprechen.

Graf Ilja Andrejewitsch Rostow eilte geschäftig in seinen weichen Stiefeln aus dem Speisesaal in den Salon und wieder zurück, begrüßte hastig und immer in derselben Weise sowohl die bedeutenden als auch die unbedeutenden Persönlichkeiten, die er alle kannte, suchte ab und zu seinen schlanken, schneidigen Sohn mit den Augen, ließ seine Blicke stolz auf ihm ruhen und nickte ihm zu. Der junge Rostow stand mit Dolochow am Fenster, den er erst kürzlich kennengelernt hatte, und dessen Bekanntschaft er sehr schätzte. Der alte Graf trat auf die beiden zu und drückte Dolochow die Hand.

»Besuche uns doch einmal! Du bist ja mit meinem Recken hier bekannt ... ihr habt ja doch zusammen ... zusammen heldenhaft gekämpft ... Ah, Wassilij Ignatitsch! Wie geht's, alter Freund?« wandte er sich an einen vorübergehenden alten Herrn, aber er hatte seine Begrüßung noch nicht zu Ende gesprochen, als alles in Bewegung geriet, da ein Diener hereingelaufen war und mit erschrockenem Gesicht gemeldet hatte: »Die Herrschaften ruhen zu kommen!«

Man hörte Klingelzeichen, die Vorstandsmitglieder stürzten nach vorn. Die in den verschiedenen Zimmern zerstreuten Gäste drängten sich wie Roggenkörner, die man auf einen Haufen zusammengeschaufelt hat, an einer Stelle zusammen und nahmen im großen Salon an der Saaltür Aufstellung.

Bagration erschien in der Tür des Vorzimmers, ohne Hut und Degen, die er, wie es im Klub Sitte war, beim Portier abgegeben hatte. Er trug diesmal keine Lammfellmütze und keine Nagaika über der Schulter, wie ihn Rostow in der Nacht vor der Schlacht bei Austerlitz gesehen hatte, sondern eine neue, enganliegende Uniform mit vielen russischen und ausländischen Orden und dem Georgenstern auf der linken Brustseite. Er hatte sich sichtlich noch soeben vor dem Festessen das Haar und den Bart schneiden lassen, wodurch sein Gesicht unvorteilhaft verändert schien. Der naiv feierliche Ausdruck, den es jetzt zeigte, wirkte auf seinen männlichen, wetterharten Zügen sogar etwas komisch. Bekleschow und Fjodor Petrowitsch Uwarow, die mit ihm zusammen gekommen waren, blieben an der Tür stehen in der Absicht, ihn, als den Ehrengast, zuerst eintreten zu lassen. Bagration wurde verwirrt und wollte diese Höflichkeit nicht annehmen, es entstand eine Verzögerung an der Tür, und endlich trat Bagration doch als erster ein. Verlegen und unfrei, ohne zu wissen, was er mit seinen Händen anfangen sollte, schritt er über das Parkett des Empfangszimmers: gewohnter und freier wäre es ihm gewesen, inmitten eines Kugelregens über einen frischgepflügten Acker zu laufen, wie er bei Schöngrabern dem Kursker Regiment vorangegangen war. Die Herren vom Vorstand waren ihm bis zur ersten Tür entgegengegangen, sprachen hier ein paar Worte, daß sie sich freuten, einen so teuren Gast bei sich zu sehen, umringten ihn dann, ohne eine Antwort abzuwarten, als wollten sie sich seiner ganz bemächtigen, und führten ihn in den Salon. Es war aber gar nicht möglich, durch die Tür zum Salon hindurchzukommen, weil sich hier alle Gäste und Mitglieder zusammengeschart hatten, einander drängten und stießen und einer dem anderen über die Schulter zu sehen versuchte, um Bagration wie ein seltenes Tier anzustauen. Graf Ilja Andrejewitsch lachte und rief energischer als alle anderen: »Machen Sie Platz, mon cher, machen Sie Platz!« Er drängte die Menge zurück, geleitete so die Gäste in den Salon und ließ sie auf einem Sofa in der Mitte Platz nehmen. Die Matadore, die vornehmsten Mitglieder des Klubs, scharten sich von neuem um die Ehrengäste, Graf Ilja Andrejewitsch brach sich noch einmal Bahn durch die Menge und verließ den Salon, um gleich darauf mit einem anderen Vorstandsmitglied wieder zu erscheinen, der eine große silberne Schale in der Hand trug, die er dem Fürsten Bagration präsentierte. Auf der Schale lag ein gedrucktes Gedicht, das zu Ehren des Helden verfaßt war. Bagration sah die

Schale an und blickte sich erschrocken und hilflos um. In allen Augen las er die Forderung, daß er dies annehmen solle. Da er sich ganz in der Gewalt der anderen fühlte, ergriff er mit beiden Händen entschlossen die Schale und sah den Grafen, der sie ihm gereicht hatte, grimmig und vorwurfsvoll an. Doch einer der Umstehenden nahm Bagration dienstfertig die Schale wieder ab – sonst hätte er sie wahrscheinlich den ganzen Abend so in den Händen gehalten und wäre auch mit ihr zu Tisch gegangen – und lenkte seine Aufmerksamkeit auf das Gedicht. Meinetwegen, auch das werde ich lesen, schien Bagrations Miene zu sagen. Er heftete seine müden Augen auf das Papier und schickte sich an, mit aufmerksamer, ernster Miene zu lesen. Doch der Dichter selber griff nach dem Blatt und las die Verse vor. Fürst Bagration senkte das Haupt und hörte zu.

»Heil dir und Ruhm!⁸²« ruft Alexanders Reich,
Hältst vor dem Throne unsres Zaren Wacht,
Dem Feind ein Graus und edler Mensch zugleich,
Ein Fels dem Vaterland, ein Cäsar in der Schlacht.
Selbst der sonst siegreiche Napoleon
Verspürt' die wucht'gen Hiebe von Bagration,
Nun wagt er nicht mehr, Rußlands tapfre Söhne ...

Aber er hatte das Gedicht noch nicht zu Ende gelesen, als der Haushofmeister mit lauter Stimme meldete: »Es ist angerichtet!« Die Türen zum Speisesaal taten sich auf, und dröhnend spielte die Musik als Polonäse:

Donner des Sieges,
weithin ertöne,
Freuet euch,
Rußlands tapfere Söhne!

Graf Ilja Andrejewitsch warf dem Dichter, der gar nicht auf hören wollte, seine Verse vorzulesen, einen wütenden Blick zu und verbeugte sich vor Bagration. Alle erhoben sich in dem Gefühl, daß das Essen wichtiger sei als die Verse, und wieder schritt Bagration allen voran zu Tisch. Er saß obenan, zwischen Bekleschow und Naryschkin, die

beide den Vornamen Alexander führten. Diesem Zufall wurde im Hinblick auf den Namen des Kaisers eine sinnige Bedeutung beigemessen. Dann verteilten sich die übrigen Gäste nach Rang und Würden an der Tafel, so daß die Vornehmsten den Ehrengästen am nächsten saßen, und das in so natürlicher Weise, wie das Wasser abzufließen pfllegt, je mehr sich die Landschaft nach unten senkt.

Kurz vor dem Essen stellte Graf Ilja Andrejewitsch dem Fürsten noch seinen Sohn vor. Bagration, der ihn wiedererkannte, wechselte ein paar Worte mit ihm, die genau so unbedeutend und gezwungen waren wie alles andere auch, was er an diesem Tag sagte. Während Bagration mit Nikolaj sprach, sah sich Graf Ilja Andrejewitsch froh und stolz im Kreise um.

Nikolaj Rostow, Denisow und ihr neuer Bekannter Dolochow saßen zusammen fast in der Mitte der Tafel. Ihnen gegenüber saß Pierre neben dem Fürsten Neswizkij. Graf Ilja Andrejewitsch hatte mit anderen Vorstandsmitgliedern Bagration gerade gegenüber Platz genommen und versorgte, gewissermaßen als verkörperte Moskauer Gastfreundlichkeit, den Fürsten mit Speise und Trank.

Seine Mühe war nicht vergeblich gewesen. Alle Gänge, sowohl die Fastenspeisen als auch die Fleischgerichte, waren hervorragend, und doch konnte er sich, ehe nicht die letzte Platte herumgereicht war, einer gewissen Unruhe nicht erwehren. Er winkte dem Büfettmeister zu, erteilte flüsternd den Dienern Befehle und erwartete mit Herzklopfen jedes der ihm wohlbekannten Gerichte. Alles war ausgezeichnet. Beim zweiten Gang, den Riesensterlets, bei deren Anblick Ilja Andrejewitsch vor Freude und Verlegenheit ganz rot wurde, ließen die Diener bereits die Pfropfen knallen und fingen an, den Champagner einzugießen. Nach dem Fisch, der allgemeines Staunen hervorgerufen hatte, wechselte Graf Ilja Andrejewitsch mit den anderen Vorstandsmitgliedern rasche Blicke. »Es wird viele Toaste geben, also muß ein Anfang gemacht werden!« flüsterte er, nahm das Glas in die Hand und stand auf. Alles verstummte und wartete, was er sagen werde.

»Auf das Wohl unseres Herrn und Kaisers!« rief er, und seine gutmütigen Augen füllten sich mit Tränen der Freude und der Begeisterung. Im selben Augenblick setzte die Musik wieder ein mit: »Donner des Sieges, weithin ertöne ...« Alle standen von ihren Plätzen auf und schrien: »Hurra!« Auch Bagration schrie: »Hurra!« mit derselben Stimme, mit der er es auf dem Feld bei Schöngrabern

gerufen hatte. Doch aus all den dreihundert Stimmen hörte man die des jungen Rostow am meisten heraus. Er weinte beinahe. »Auf das Wohl unseres Herrn und Kaisers!« schrie er, »Hurra!« Und in einem Zuge trank er sein Kelchglas aus und schleuderte es zu Boden. Viele folgten seinem Beispiel, und lange noch hallten die lauten Rufe wider. Als alle endlich verstummt waren, sammelten die Lakaien die Scherben auf, man nahm wieder Platz und fuhr, lächelnd über das Geschrei, in der Unterhaltung fort. Da erhob sich Graf Ilja Andrejewitsch abermals, warf noch einen schnellen Blick auf ein Zettelchen, das neben seinem Teller lag, und brachte, wobei sich seine blauen Augen wiederum mit Tränen füllten, einen Toast auf das Wohl des Helden unseres letzten Feldzuges, auf den Fürsten Pjotr Iwanowitsch Bagration, aus. »Hurra!« schrien wieder alle dreihundert Gäste, und statt der Musik setzte jetzt ein Sängerkhor; ein, der eine von Pawel Iwanowitsch Kutusow⁸³ verfaßte Kantate vortrug:

Und bietet uns die ganze Welt den Krieg,
Der Russen Tapferkeit erringt den Sieg.
Wenn ein Bagration uns führt zum Streit,
Ist jeder Feind dem sichern Tod geweiht.

Kaum hatten die Sänger zu Ende gesungen, als immer wieder neue und neue Toaste ausgebracht wurden, bei denen Graf Ilja Andrejewitsch immer mehr in Rührung geriet, immer mehr Gläser zerschlagen wurden und immer lauter geschrien wurde. Man trank auf das Wohl Bekleschows, Narysdikins, Uwarows, Dolgorukows, Apraxins, Walujews, auf das Wohl des Vorstandes und Festausschusses, auf das Wohl aller Klubmitglieder und ihrer Gäste und endlich ganz besonders auf das Wohl des Veranstalters des heutigen Essens, auf das Wohl des Grafen Ilja Andrejewitsch. Als dieser Toast ausgebracht wurde, zog der Graf sein Taschentuch hervor, bedeckte sein Gesicht damit und weinte nun wirklich.

4

Pierre saß Dolochow und Nikolaj Rostow gegenüber. Er aß viel und mit großem Appetit und trank dazu eine ganze Menge wie immer. Aber alle, die ihn näher kannten, sahen, daß seit dem heutigen Tag eine große Veränderung mit ihm vorgegangen war. Er sagte während des ganzen Essens kein Wort, sah sich mit zusammengekniffenen Augen und finsterner Stirn rings um oder starrte mit vollkommen zerstreuter Miene auf irgend etwas hin und fuhr sich dabei mit dem Finger an die Nase. Er sah niedergeschlagen und finster aus. Nichts von alledem, was rings um ihn her vorging, schien er zu sehen und zu hören und nur immer über etwas Schweres, Unlösbares nachzugrübeln.

Diese unlösbare, quälende Frage war heraufbeschworen worden durch eine Anspielung der bei ihm in Moskau wohnenden Prinzessin auf die nahen Beziehungen Dolochows zu seiner Frau und durch einen anonymen Brief, den er heute morgen erhalten hatte, und in dem in jenem gemeinen, spöttischen Ton, der allen anonymen Briefen eigen ist, gesagt wurde, daß er doch trotz seiner Brille noch recht kurzsichtig sei, denn die Beziehungen seiner Frau zu Dolochow seien niemandem ein Geheimnis außer ihm allein. Obgleich Pierre ganz entschieden weder den Anspielungen der Prinzessin noch dem anonymen Brief glaubte, so war es ihm doch jetzt fürchterlich, diesen Dolochow anzusehen, der da vor ihm saß. Jedesmal, wenn sein Blick zufällig den hübschen frohen Augen Dolochows begegnete, hatte Pierre das Gefühl, als ob etwas Entsetzliches, Scheußliches in seiner Seele aufstünde, und er wandte sich hastig ab. Während unwillkürlich das ganze frühere Leben seiner Frau und ihre Beziehungen zu Dolochow an seiner Seele vorüberzogen, erkannte Pierre deutlich, daß alles, was in dem Brief gesagt wurde, wahr sei, zum mindesten wahr sein konnte, wenn es sich hierbei nicht um seine Frau gehandelt hätte. Unwillkürlich dachte Pierre daran, wie Dolochow, der nach dem Feldzug wieder in alle seine Rechte eingesetzt worden war, nach Petersburg zurückgekehrt und gleich zu ihm gekommen war. Sich auf seine Freundschaft zu Pierre aus jener früheren tollen Zeit berufend, war er geradewegs zu ihm ins Haus gekommen; Pierre hatte ihn aufgenommen und ihm Geld geliehen. Jetzt fiel es Pierre ein, wie

Helene lächelnd ihre Unzufriedenheit darüber, daß Dolochow bei ihnen im Hause lebe, geäußert und Dolochow ihm zynisch die Reize seiner Frau angepriesen und sich bis zu ihrer Abreise nach Moskau nicht einen Augenblick von ihnen getrennt hatte.

Ja, so ein Mensch ist das, dachte Pierre, ich kenne ihn. Es hätte für ihn einen besonderen Reiz, meinen Namen zu schänden und sich über mich lustig zu machen, gerade deshalb, weil ich mich um ihn bemüht, ihn aufgenommen und ihm geholfen habe. Ich kenne ihn, verstehe, wie gerade das in seinen Augen den Betrug würzen würde, wenn es wirklich wahr wäre. Ja, wenn es wahr wäre, aber ich glaube es nicht, habe kein Recht, es zu glauben, und kann es auch nicht glauben. Er dachte an den Ausdruck, den Dolochows Gesicht manchmal anzunehmen pflegte, wenn er irgendeine Grausamkeit beging, wie zum Beispiel damals, als er den Revieraufseher mit dem Bären zusammengekoppelt und ins Wasser geworfen hatte, oder jemanden ohne jeden Grund zum Duell herausgefordert oder das Pferd eines Fuhrmanns mit der Pistole niedergeschossen hatte. Dieser Ausdruck hatte sich jetzt wieder häufig auf Dolochows Gesicht gezeigt, wenn er Pierre angesehen hatte. Ja, er ist ein Raufbold, dachte Pierre, es macht ihm nichts aus, einen Menschen umzubringen; er muß denken, alle Leute fürchten ihn, und das ist ihm anscheinend angenehm. Vielleicht glaubt er auch, daß ich ihn fürchte. Und tatsächlich fürchte ich ihn ja auch, dachte Pierre und fühlte bei diesem Gedanken wieder, daß etwas Entsetzliches, Scheußliches in seiner Seele aufstieg.

Dolochow, Denissov und Rostow saßen Pierre gegenüber und schienen sehr vergnügt zu sein. Rostow unterhielt sich lustig mit seinen zwei Freunden, von denen der eine ein flotter Husar, der andere ein bekannter Raufbold und Tunichtgut war, und schielte ab und zu spöttisch zu Pierre hinüber, der bei diesem Essen durch seine Versunkenheit und Zerstretheit sowie durch seine massige Gestalt auffiel. Rostow stand Pierre wenig wohlwollend gegenüber, erstens, weil dieser nach seiner Ansicht als Husar weiter nichts als ein reicher Zivilist, der Mann einer schönen Frau und überhaupt weibisch und eine Memme war, und zweitens weil Pierre vorhin in seiner grüblerischen und zerstreuten Gemütsverfassung Rostow nicht sogleich erkannt und seinen Gruß nicht erwidert hatte. Als auf das Wohl des Kaisers getrunken wurde, war Pierre in Gedanken versunken sitzengeblieben und hatte nicht zum Glase gegriffen.

»Was ist mit Ihnen?« rief Rostow ihm zu und sah ihn mit begeisterten und entrüsteten Augen an. »Hören Sie denn nicht, daß auf das Wohl des Kaisers getrunken wird?«

Pierre seufzte, stand ruhig auf, trank sein Glas aus, wartete, bis sich die anderen wieder hinsetzten, und wandte sich dann mit seinem gutmütigen Lächeln an Rostow.

»Ich hatte Sie gar nicht erkannt«, sagte er. Aber Rostow hörte jetzt nicht auf ihn, er schrie weiter: »Hurra!«

»Warum erneuerst du denn deine Bekanntschaft mit ihm nicht?« fragte Dolochow Rostow.

»Ach, hol ihn der Teufel, er ist ein närrischer Kerl«, erwiderte Rostow.

»Mit den Männern schöner Frauen darf man es nicht verderben«, warf Denissow ein.

Pierre verstand nicht, was sie sagten, aber er wußte, daß sie über ihn sprachen. Er wurde rot und wandte sich ab.

»Jetzt auf das Wohl aller schönen Frauen«, rief Dolochow mit ernsthafter Miene, aber mit einem Lächeln in den Mundwinkeln, und wandte sich mit seinem Glase an Pierre.

»Auf das Wohl aller schönen Frauen und ihrer Liebhaber, Petruscha!« sagte er.

Pierre hob die Augen nicht auf und trank, ohne Dolochow anzusehen oder ihm eine Antwort zu geben, aus seinem Glas. Ein Diener, der die gedruckten Blätter der Kutusowschen Kantate verteilte, legte auch Pierre, als einem der vornehmsten Gäste, ein Exemplar hin. Gerade wollte er es aufnehmen, als sich Dolochow über den Tisch beugte, ihm das Blatt aus der Hand nahm und anfang zu lesen. Pierre sah Dolochow an, seine Augen bohrten sich ganz in ihn hinein, und das Entsetzliche, Widerliche, das ihn während des ganzen Mahles gequält hatte, stieg wieder in ihm auf und bemächtigte sich seiner ganz.

»Unterstehen Sie sich nicht, das Blatt wegzunehmen!« schrie er ihm zu.

Neswizkij und Pierres Nachbar zur Rechten wandten sich hastig und erschrocken an Besuchow, als sie die lauten Worte hörten und sahen, an wen sie gerichtet waren.

»Hören Sie auf! Seien Sie still! Was haben Sie denn?« flüsterten erschrockene Stimmen ringsum.

Dolochow sah Pierre mit lustig blitzenden, grausamen Augen und einem Lächeln an, als wollte er sagen: Das macht mir gerade Spaß!

»Ich gebe es nicht wieder her«, sagte er klar und deutlich.

Da riß ihm Pierre bleich und mit zitternden Lippen das Blatt aus der Hand.

»Sie ... Sie sind ... ein ganz gemeiner Mensch!... Ich fordere Sie!« schrie Pierre, stieß seinen Stuhl zurück und stand vom Tisch auf.

Im selben Augenblick, als Pierre dies tat und diese Worte aussprach, fühlte er, daß die Frage über die Schuld seiner Frau, die ihn in den letzten vierundzwanzig Stunden so sehr gequält hatte, nun endgültig, einwandfrei und entschieden mit Ja beantwortet war. Er haßte sie und war für immer von ihr geschieden.

Obgleich Denissow Rostow bat, sich nicht in diese Angelegenheit zu mischen, willigte dieser doch ein, Dolochows Sekundant zu sein, und besprach nach der Tafel mit Neswizkij, dem Sekundanten Besuchows, die Bedingungen zum Duell. Pierre war nach Hause gefahren, aber Rostow, Dolochow und Denissow saßen noch bis zum späten Abend im Klub und hörten sich die Zigeuner und Sänger an.

»Also morgen auf Wiedersehen in Sokolniki«, sagte Dolochow, als er sich auf der Freitrepppe des Klubs von Rostow verabschiedete.

»Du bist so ruhig?« fragte Rostow.

Dolochow blieb stehen.

»Siehst du, in zwei Worten kann ich dir das ganze Geheimnis eines Duells offenbaren. Wenn man vor einem Duell sein Testament macht und zärtliche Briefe an seine Eltern schreibt, wenn man überhaupt nur daran denkt, daß man getötet werden könnte, so ist man ein Narr und wird sicherlich dran glauben müssen. Geht man aber mit der festen Absicht hin, seinen Gegner so schnell und so sicher wie möglich um die Ecke zu bringen, dann wird alles gut gehen. Wie mir unser Bärenjäger in Kostroma immer sagte: ›Natürlich muß man sich vor einem Bären fürchten, steht man ihm aber Aug in Auge gegenüber, ist die Furcht auch schon vorbei. Dann hat man nur noch die eine Angst, daß er entweichen könnte.< Siehst du, so geht es mir beim Duell. A demain, mon cher!«

Am nächsten Morgen war Pierre mit Neswizkij pünktlich um acht Uhr im Sokolnikiwäldchen zur Stelle und fand Dolochow, Denissow und Rostow bereits dort vor. Pierre machte den Eindruck eines Menschen, der mit Gedanken beschäftigt ist, die mit dem vorliegenden Fall nicht das mindeste zu tun haben. Sein eingefallenes Gesicht sah gelblich aus. Offenbar hatte er die ganze Nacht nicht geschlafen. Er sah sich zerstreut um und blinzelte mit den Augen wie bei grellem Sonnenlicht. Zwei Gedanken beschäftigten ihn ausschließlich: die Schuld seiner Frau, über die ihm nach dieser schlaflosen Nacht nicht der geringste Zweifel mehr verblieben war, und die Schuldlosigkeit Dolodiows, der doch keinerlei Grund gehabt hatte, die Ehre eines ihm fremden Menschen zu schonen. Vielleicht hätte ich an seiner Stelle auch nicht anders gehandelt, dachte Pierre. Ich hätte es sogar ganz sicherlich so gemacht. Warum also dieses Duell, dieser Mord? Entweder strecke ich ihn nieder oder er schießt mir eine Kugel durch den Kopf, durch den Ellbogen, durchs Knie. Man sollte von hier fortgehen, weglaufen, sich irgendwohin verstecken, schoß es ihm durch den Sinn. Doch im selben Augenblick, als ihm diese Gedanken durch den Kopf gingen, fragte er mit ruhiger, zerstreuter Miene, die jedem, der ihn ansah, Achtung einflößen mußte: »Geht es bald los? Sind Sie bereit?«

Als alles fertig war, die Säbel im Schnee steckten, die die Grenze bezeichnen sollten, bis zu welcher vorgegangen werden mußte, und die Pistolen geladen waren, trat Neswizkij auf Pierre zu.

»Ich würde meine Pflicht nicht erfüllen, Graf«, fing er mit zaghafter Stimme an, »und das Vertrauen und die Ehre, die Sie mir erwiesen, indem Sie mich zu Ihrem Sekundanten auserwählt haben, nicht rechtfertigen, wenn ich Ihnen in diesem ernstesten, sehr ernstesten Augenblick nicht die volle Wahrheit sagen würde. Ich bin der Ansicht, daß kein genügender Grund vorliegt, und die Sache gar nicht wert ist, daß ihretwegen Blut vergossen wird ... Sie sind im Unrecht oder wenigstens nicht ganz im Recht, Sie waren erregt ...«

»Ach ja, es war furchtbar dumm ...« sagte Pierre.

»So gestatten Sie wohl, daß ich dem Gegner Ihr Bedauern übermittle; ich bin überzeugt, daß er bereit sein wird, Ihre Entschuldigungen entgegenzunehmen«, sagt Neswizkij, der wie auch die übrigen Teilnehmer und überhaupt alle, die sich in ähnlicher Lage befinden, noch nicht daran glaubte, daß es wirklich zu einem Duell

käme. »Sie wissen, Graf, daß es bei weitem edler ist, einen Fehler einzugestehen, als eine Sache so weit zu treiben, daß sie nicht wiedergutzumachen ist. Eine Beleidigung liegt auf keiner Seite vor. Wenn Sie gestatten, werde ich noch einmal verhandeln ...«

»Nein, was ist da noch zu verhandeln!« sagte Pierre. »Das ist ja alles ganz gleich ... Also fertig?« fuhr er fort. »Sagen Sie mir nur noch, wohin ich gehen und wohin ich schießen muß«, fügte er mit einem unnatürlich sanften Lächeln hinzu.

Er nahm die Pistole in die Hand, fragte, wo man sie abdrücken müsse, da er bis auf den heutigen Tag noch nie eine Pistole in der Hand gehabt hatte, was er sich aber nicht merken lassen wollte.

»Ach ja, so war es, ich weiß, ich hatte es nur vergessen«, sagte er.

»Was da Entschuldigungen? Auf keinen Fall!« sagte Dolochow zu Denissow, der seinerseits auch einen Versöhnungsversuch gemacht hatte, und trat ebenfalls auf den ihm bezeichneten Platz.

Man hatte für das Duell eine kleine Lichtung im Fichtenwald ausgewählt, die etwa achtzig Schritt vom Wege, auf dem die Schlitten zurückgeblieben waren, entfernt lag und mit einer durch das Tauwetter der letzten Tage etwas zusammengeschmolzenen Schneedecke bedeckt war. Die Gegner standen, etwa vierzig Schritt voneinander entfernt, an den Rändern der Lichtung. Von dort, wo sie standen, bis an die Stelle, wo Neswizkijs und Denissows Säbel, die die Barriere bedeuten sollten, in den Schnee gesteckt waren, hatten die Sekundanten durch das Abmessen der Schritte in dem tiefen, weichen Schnee einen kleinen Weg gebahnt. Die Entfernung zwischen den Säbeln betrug zehn Schritt. Es taute immer noch und war neblig, so daß man auf vierzig Schritte nichts sehen konnte. Nach drei Minuten war alles fertig, aber man zögerte immer noch anzufangen. Alle schwiegen.

5

»Na los!« rief Dolochow.

»Auf was warten wir noch?« sagte Pierre, immer noch mit demselben Lächeln.

Allen war fürchterlich zumute. Es war klar, daß die Sache, die so leichthin angefangen hatte, jetzt nicht mehr aufzuhalten war, daß sie wie von selber, unabhängig von jedes Menschen Willen, ihren Lauf nahm und nun zu Ende geführt werden mußte. Denissow trat als erster bis an die Barriere vor und rief: »Da die Gegner eine Versöhnung abgelehnt haben, so wolle man bitte nun beginnen. Nehmen Sie die Pistolen und gehen Sie auf das Kommando ›Drei‹ aufeinander zu.«

»Eins ... zwei ... drei!« kommandierte Denissow zornig und trat beiseite.

Die beiden Gegner schritten in den vorgetretenen Wegen aufeinander zu und erkannten sich bald im Nebel. Sie hatten, während sie auf die Barriere zingingen, das Recht, zu schießen, wenn es ihnen beliebte. Dolochow ging langsam vor, hielt die Pistole gesenkt und sah dem Gegner mit seinen hellen, blitzenden blauen Augen fest ins Gesicht. Um seinen Mund spielte wie immer etwas wie ein Lächeln.

Pierre war bei dem Wort »Drei« mit hastigen Schritten vorwärts geeilt, war von dem gebahnten Weg abgekommen und im tiefen Schnee weitergegangen. Er hielt die Pistole vor sich in der ausgestreckten rechten Hand und hatte offenbar Angst, daß er sich selber damit verletzen könne. Die linke Hand hielt er sorgsam nach hinten, weil er immer in Versuchung war, die Rechte mit ihr zu unterstützen, und doch wußte, daß das nicht anging. Nachdem er sechs Schritte nach vorn und etwas abseits vom Weg in den Schnee gegangen war, sah er zuerst zu Boden, hob dann rasch seinen Blick zu Dolochow auf, streckte, wie man ihm gezeigt hatte, den Finger vor und schoß. Da er einen so starken Knall nicht erwartet hatte, fuhr er bei dem Schusse zusammen, lächelte aber dann selber über seinen Schreck und blieb stehen. Der Rauch, der infolge des Nebels besonders stark war, verhinderte ihn im ersten Augenblick, irgend etwas zu sehen, aber der Gegenschuß, auf den er wartete, erfolgte nicht. Er hörte nur die hastigen Schritte Dolochows und sah aus dem Rauch seine Gestalt

auftauchen. Die eine Hand hatte er gegen die linke Seite gepreßt, die andere hing herunter und umklammerte krampfhaft die Pistole. Sein Gesicht war bleich. Rostow sprang auf ihn zu und sagte etwas zu ihm.

»Nei-ein«, stieß Dolochow zwischen den Zähnen hervor, »nein, nicht zu Ende.« Er machte noch ein paar unsichere, schwankende Schritte auf den Säbel zu und sank neben ihm in den Schnee. Seine linke Hand war voller Blut, er wischte sie an seinem Rock ab und stützte sich darauf. Er sah bleich und finster aus und zitterte.

»Wollen ...« fing Dolochow an, konnte aber nicht zu Ende sprechen. »Wollen Sie bitte ...« fügte er dann mit Anstrengung hinzu.

Pierre, der kaum ein Schluchzen unterdrücken konnte, lief auf Dolochow zu und wollte schon den Zwischenraum, der die Barrieren trennte, überschreiten, als Dolochow ihm zurief: »An die Barriere!« Da begriff Pierre, was er wollte, und blieb neben dem Säbel stehen. Sie waren nur noch zehn Schritte voneinander entfernt. Dolochow ließ den Kopf in den Schnee sinken, nahm lechzend etwas davon in den Mund, hob den Kopf wieder hoch, richtete sich auf, zog die Beine ein und setzte sich, um dadurch für die Last seines Körpers einen festen Halt zu bekommen. Er sog an dem kalten Schnee und schluckte ihn hinunter, seine Lippen zitterten, aber trotzdem lächelte er immer noch, und seine Augen blitzten vor Anstrengung und Feindseligkeit, während er seine letzten Kräfte sammelte. Er hob die Pistole auf und fing an zu zielen.

»Seitlich stellen! Sich mit der Pistole decken!« rief Neswizkij.

»Decken Sie sich doch!« schrie sogar Denissow, der sich nicht mehr halten konnte, seinem Gegner zu.

Pierre stand mit einem sanften Lächeln des Bedauerns und der Reue breitbeinig und die Arme auseinandergespreizt hilflos vor Dolochow da, bot ihm offen seine breite Brust und sah ihn traurig an. Denissow, Rostow und Neswizkij schlossen die Augen. Da hörten sie auch schon den Schuß Dolochows und gleichzeitig einen wütenden Schrei.

»Gefehlt!« schrie Dolochow und sank ohnmächtig mit dem Gesicht nach unten in den Schnee.

Pierre griff sich an den Kopf, wandte sich um, stampfte durch den hohen Schnee in den Wald hinein und stieß laut unzusammenhängende Worte aus.

»Dumm ... dumm! Tod ... Lüge ...« wiederholte er immer wieder und runzelte die Stirn.

Neswizkij holte ihn ein und brachte ihn nach Hause.

Rostow und Denissow führten den verwundeten Dolochow zurück.

Dolochow lag schweigend und mit geschlossenen Augen im Schlitten und antwortete kein Wort auf die Fragen, die man ihm stellte. Als sie aber in Moskau einfuhren, kam er plötzlich zu sich, hob mit Mühe den Kopf hoch und ergriff Rostows Hand, der neben ihm saß. Rostow fiel der völlig veränderte, unerwartet zärtliche und erregte Ausdruck seines Gesichtes auf.

»Nun, wie steht's? Wie fühlst du dich?« fragte Rostow.

»Schlecht. Aber das ist es nicht, mein Freund«, sagte Dolochow mit stockender Stimme. »Wo sind wir? In der Stadt, ich weiß. Mit mir hat das nichts auf sich, aber sie ... sie habe ich getötet ... Sie wird es nicht ertragen ... sie wird es nicht ertragen ...«

»Wer denn?« fragte Rostow.

»Meine Mutter. Meine engels gute, angebetete Mutter.« Und Dolochow fing an zu weinen und drückte Rostows Hand.

Nachdem er etwas ruhiger geworden war, erzählte er Rostow, daß er mit seiner Mutter zusammen lebe und daß diese es niemals überleben würde, wenn sie ihn sterben sähe. Er flehte Rostow an, zu ihr hinzufahren und sie vorzubereiten.

Rostow fuhr voraus, um diesen Auftrag auszuführen, und erfuhr zu seinem größten Erstaunen, daß Dolochow, dieser Durchgänger und Raufbold, in Moskau mit einer alten Mutter und einer buckligen Schwester zusammen wohnte und der zärtlichste Sohn und Bruder war.

6

Pierre hatte seine Frau in letzter Zeit selten unter vier Augen gesehen. Sowohl in Petersburg als auch in Moskau hatten sie das Haus stets voller Gäste gehabt. In der auf das Duell folgenden Nacht ging er, wie er das oft zu tun pflegte, nicht in das Schlafzimmer, sondern blieb in dem großen Zimmer seines Vaters, in demselben, wo der alte Graf Besuchow gestorben war.

Er legte sich auf den Diwan und wollte schlafen, um alles zu vergessen, was mit ihm geschehen war, aber er konnte nicht. Ein solcher Sturm von Gedanken, Gefühlen und Erinnerungen erhob sich plötzlich in seiner Seele, daß er keinen Schlaf finden, ja nicht einmal ruhig liegen bleiben konnte, sondern aufspringen und mit schnellen Schritten im Zimmer auf und ab gehen mußte. Und er sah sie vor sich, wie er sie in der ersten Zeit nach der Hochzeit gesehen hatte, mit nackten Brüsten und müdem, leidenschaftlichem Blick, aber sogleich tauchte neben ihr das hübsche, freche, spöttische Gesicht Dolochows auf, wie er es bei dem Festessen gesehen hatte, und dann wieder das bleiche, zuckende, leidende Gesicht jenes Dolochow, der sich umgewandt hatte und in den Schnee gesunken war.

Was ist geschehen? fragte er sich. Ich habe einen Liebhaber getötet, den Liebhaber meiner Frau getötet. Ja, das war es. Aber warum? Wie bin ich so weit gekommen?

Weil du sie geheiratet hast, antwortete eine Stimme in ihm.

Aber worin besteht denn meine Schuld? fragte er sich. Darin, daß du sie geheiratet hast, ohne sie zu lieben, darin, daß du sie und dich selber getäuscht hast. Und deutlich trat jener Augenblick nach dem Abendessen beim Fürsten Wassilij wieder vor seine Seele, wo er die Worte, die so lange nicht über seine Lippen gewollt hatten, endlich ausgesprochen hatte: »Je vous aime.« Und davon dies alles! Ich fühlte schon damals, dachte er, ich fühlte schon damals, daß es nicht so war, wie es sein sollte, und daß ich kein Recht dazu hatte. Und so ist nun auch alles gekommen.

Er dachte an seine Flitterwochen und errötete bei dieser Erinnerung. Besonders lebendig, verletzend und beschämend war für ihn die Erinnerung an einen Augenblick, wo er einmal kurz nach der Hochzeit

mittags um zwölf Uhr im seidenen Schlafrock aus dem Schlafzimmer in sein Arbeitszimmer gegangen war und dort den Oberverwalter vorgefunden hatte, der sich ehrerbietig verbeugte und mit einem Blick auf Pierres Gesicht und seinen Schlafrock leicht gelächelt hatte, als wolle er durch dieses Lächeln seine ehrerbietige Teilnahme an dem Glück seines Herrn zum Ausdruck bringen.

Wie oft bin ich stolz auf sie gewesen, stolz auf ihre majestätische Schönheit, stolz auf ihr gesellschaftliches Taktgefühl, dachte Pierre, stolz auf mein Haus, in dem sie ganz Petersburg empfing, stolz auf ihre Unnahbarkeit und Schönheit. Und nun sehe ich, auf was ich stolz gewesen bin! Damals dachte ich, ich verstünde sie nicht. Wie oft habe ich mir gesagt, wenn ich mich in ihren Charakter hineinzudenken versuchte, daß es an mir liege, wenn ich sie nicht begriffe, wenn ich diese stete Ruhe und Befriedigung, dieses Fehlen aller Wünsche und Interessen nicht verstünde, und dabei war die ganze Lösung dieses Rätsels nur das eine furchtbare Wort, daß sie ein gemeines Weib ist. Nun ich dieses furchtbare Wort ausgesprochen habe, ist mir alles klar geworden!

Anatol kam zu ihr, um sich Geld von ihr zu borgen, und küßte sie auf die nackten Schultern. Das Geld gab sie ihm nicht, aber sie erlaubte ihm, sie zu küssen. Ihr Vater wollte sie einmal aus Scherz eifersüchtig machen, aber sie erwiderte lächelnd und in aller Ruhe, so dumm, eifersüchtig zu sein, sei sie nicht; »mag er machen, was er will«, sagte sie von mir. Einmal fragte ich sie, ob sie noch keine Anzeichen von Schwangerschaft fühle. Da lachte sie verächtlich und sagte, eine solche Gans sei sie nicht, sich Kinder zu wünschen, und von mir werde sie niemals welche haben.

Dann dachte er an ihre rohen und frechen Gedanken und an die gemeine Ausdrucksweise, die ihr eigen war, obgleich sie in den höchsten aristokratischen Kreisen erzogen worden war. »Ich bin doch nicht die erste beste Straßengans ... lauf doch und versuch dein Glück ... allez vous promener«, pflegte sie zu sagen. Oft, wenn er ihre Erfolge bei alten und jungen Männern und auch bei Frauen gesehen hatte, hatte er sich nicht erklären können, warum nur er allein sie nicht liebte. Ja, ich habe sie niemals geliebt sagte sich Pierre. Ich wußte, daß sie ein gemeines Weib ist, sagte er sich noch einmal, aber ich wagte nicht, es mir einzugestehen. Und nun Dolochow! Er liegt im Schnee,

lächelt gezwungen und stirbt vielleicht, trotz aber dennoch meiner Reue mit einem erkünstelten Heldentum.

Pierre war einer von denjenigen Menschen, die trotz ihrer äußeren sogenannten Charakterschwäche niemals einen Vertrauten für ihren Kummer suchen. Er verarbeitete sein Leid in sich allein.

Und an allem, an allem ist nur sie allein schuld, sagte er sich, aber was folgt daraus? Warum habe ich mich an sie gekettet und ihr dieses: »Je vous aime« gesagt, das eine Lüge, ja vielleicht noch schlimmer als eine Lüge war? Ich bin schuldig und muß es nun tragen ... Aber was? Die Schande meines Namens, das Unglück meines Lebens? Ach was, das ist ja alles Unsinn, dachte er. Sowohl die Schande des Namens als auch die Ehre sind ja nur konventionelle Begriffe, das alles hängt doch ganz allein von mir selber ab. Ludwig der Sechzehnte wurde hingerichtet, ging es Pierre durch den Kopf, weil man sagte, er sei ein Ehrloser und ein Verbrecher, und die das sagten, hatten sicher von ihrem Standpunkt aus recht. Aber ebenso recht hatten auch diejenigen, die dann für ihn den Märtyrertod starben und ihn zu den Heiligen erhoben. Und später richteten sie auch einen Robespierre⁸⁴ hin, weil er ein Despot sein sollte. Wer war im Recht? Wer trug die Schuld? Niemand. Solange man lebt, soll man sich dieses Lebens freuen: morgen schon kann man sterben, wie mich vor einer Stunde der Tod hätte ereilen können. Lohnt es sich da nun, sich noch so zu quälen, wenn unser Leben im Vergleich zur Ewigkeit sowieso nur einen Augenblick währt?

Aber gerade, als er sich durch derartige Erwägungen etwas beruhigt fühlte, stieg sie wieder vor ihm auf in den Augenblicken, als er ihr am stärksten seine unaufrichtige Liebe gezeigt hatte, und er fühlte, wie ihm das Blut zum Herzen schoß, so daß er wieder aufstehen, sich bewegen und alles, was ihm unter die Hände geriet, zerbrechen und zerreißen mußte. Warum habe ich zu ihr gesagt: »Je vous aime?« wiederholte er immer und immer wieder. Doch als er sich diese Frage ein dutzendmal vorgelegt hatte, fiel ihm ein Satz aus einem Molièreschen Lustspiel ein: »Mais que diable allait-il faire dans cette galère?« und er mußte über sich selber lachen.

Mitten in der Nacht rief er seinen Kammerdiener und befahl ihm zu packen, er wolle morgen nach Petersburg fahren. Er konnte sich nicht vorstellen, wie er jetzt mit ihr sprechen sollte.

So beschloß er, am Morgen abzureisen und ihr einen Brief zu hinterlassen, in dem er ihr seine Absicht, sich auf immer von ihr zu trennen, mitteilen wollte.

Als am Morgen der Kammerdiener ins Zimmer trat und den Kaffee brachte, lag Pierre mit geschlossenen Augen, ein Buch in der Hand, auf dem Diwan und schlief.

Er kam zu sich, sah sich erschrocken um und konnte lange nicht begreifen, wo er sich befand.

»Die Frau Gräfin haben fragen lassen, ob Euer Erlaucht zu Hause seien«, meldete der Diener.

Aber Pierre hatte noch nicht Zeit gehabt, die Antwort zu finden, die er ihr geben wollte, als die Gräfin selber in einem Morgengewand von weißem, mit Silber besticktem Atlas und einfacher Frisur – sie hatte das Haar nur in zwei prächtigen Zöpfen wie ein Diadem zweimal um den Kopf geschlungen – ruhig und majestätisch ins Zimmer trat. Nur auf ihrer marmornen, etwas gewölbten Stirn lag eine Zornesfalte. In ihrer unerschütterlichen Ruhe sagte sie kein Wort, weil der Kammerdiener anwesend war. Sie wußte von dem Duell und wollte mit Pierre darüber sprechen. Aber sie wartete, bis der Kammerdiener den Kaffee serviert hatte und hinausgegangen war. Pierre sah sie durch seine Brille schüchtern an und versuchte, liegenzubleiben und weiterzulesen, wie ein Hase, der, von Hunden umringt, die Ohren zurücklegt und geduckt angesichts seiner Feinde liegenbleibt. Aber er fühlte, daß dies unsinnig und unmöglich war, und warf wieder einen schüchternen Blick auf sie. Sie sah ihn mit einem verächtlichen Lächeln an und wartete, ohne sich hinzusetzen, bis der Kammerdiener hinausgegangen sein würde.

»Was soll denn das nun wieder heißen? Was haben Sie da angestellt, frage ich Sie?« fing sie in strengem Ton an.

»Ich? Was ist denn mit mir?« erwiderte Pierre.

»Sie haben sich ja auf einmal als Held entpuppt! Aber so geben Sie mir doch eine Antwort, was war das für ein Duell? Was hat das zu bedeuten? Was, frage ich Sie!«

Pierre drehte sich schwerfällig auf dem Diwan um, machte den Mund auf, konnte aber kein Wort herausbringen.

»Wenn Sie mir keine Antwort geben, werde ich selber es Ihnen sagen«, fuhr Helene fort. »Sie haben all dem, was man Ihnen hinter-

bracht hat, Glauben geschenkt. Man hat Ihnen gesagt« – Helene fing an zu lachen –, »daß Dolochow mein Geliebter sei.« Sie sagte das auf französisch in der ihr eignen groben, unverblühten Redeweise, wobei sie das Wort »Geliebter« ebenso ungeniert aussprach wie alles übrige. »Und das haben Sie geglaubt! Aber was haben Sie nun dadurch bewiesen? Was haben Sie durch dieses Duell bewiesen? Nur das eine, daß Sie ein Dummkopf sind, que vous êtes un sot, was doch alle bereits wußten! Und was kommt bei alledem heraus? Weiter nichts, als daß sich ganz Moskau über mich lustig machen und jedermann sagen wird, daß Sie in sinnlos betrunkenem Zustand einen Menschen zum Duell herausgefordert haben, auf den Sie ohne jeden Grund eifersüchtig gewesen sind« – Helene hob ihre Stimme immer mehr und mehr und wurde immer lebhafter –, »einen Menschen, der in jeder Beziehung viel besser ist als Sie ...«

»Hm ... hm ...« brummte Pierre mit finsterner Stirn, sah sie nicht an und rührte kein Glied.

»Und wie konnten Sie nur glauben, daß er mein Geliebter sei? ... Warum? Weil ich seine Gesellschaft liebe? Wenn Sie klüger und angenehmer wären, zöge ich die Ihrige vor.«

»Sprechen Sie nicht mehr zu mir ... ich bitte Sie ...« stieß Pierre heiser hervor.

»Warum soll ich nicht reden? Ich habe das Recht dazu und kann wohl kühn behaupten, daß selten eine Frau zu finden sein wird, die sich bei einem solchen Mann, wie Sie sind, keine Liebhaber hielt. Ich aber habe es nicht getan!« setzte sie hinzu.

Pierre wollte etwas erwidern, sah sie mit sonderbaren Augen an, deren Ausdruck sie nicht verstand, legte sich aber wieder hin. Er litt in diesem Augenblicke physisch: seine Brust war ihm wie zusammengepreßt, er konnte kaum Atem holen. Er wußte, daß er etwas tun mußte, um diesem Leiden ein Ende zu machen, aber das, was er versucht war zu tun, war zu entsetzlich.

»Es ist das beste ... wenn wir uns trennen«, stieß er abgerissen hervor.

»Uns trennen, meinerwegen, aber nur, wenn Sie für meinen Unterhalt aufkommen«, sagte Helene. »Uns trennen! Also damit wollen Sie mich ins Bockshorn jagen!«

Pierre sprang vom Diwan auf und stürzte taumelnd auf sie zu.

»Ich schlage dich tot!« schrie er, riß mit einer ihm bisher unbekanntes Kraft die Marmorplatte vom Tisch, trat einen Schritt auf sie zu und holte gegen sie aus.

Helenes Gesicht verzerrte sich vor Entsetzen, sie kreischte auf und sprang beiseite. Die Natur seines Vaters trat bei ihm zutage. Pierre ließ sich von seiner rasenden Wut hinreißen und empfand ihren Reiz. Er schleuderte die Marmorplatte zu Boden, daß sie zerbrach, stürzte mit vorgestreckten Armen auf seine Frau zu und schrie: »Hinaus!« mit einer so furchtbaren Stimme, daß alle im Hause voller Entsetzen sein Schreien hörten. Gott mag wissen, was Pierre in diesem Augenblick noch getan hätte, wenn Helene nicht aus dem Zimmer geflohen wäre.

Acht Tage später erteilte Pierre seiner Frau eine Vollmacht für die Nutzung aller seiner Güter in Großrußland, welche die größere Hälfte seines Vermögens ausmachten, und reiste allein nach Petersburg ab.

7

Zwei Monate waren vergangen, seit man in Lysyja-Gory die Nachricht erhalten hatte, daß die Schlacht bei Austerlitz verloren und Fürst Andrej vermißt war, doch trotz aller Erkundigungsbriefe durch die Gesandtschaft und trotz aller Nachforschungen war es weder gelungen, seinen Leichnam aufzufinden, noch seinen Namen in den Gefangenenlisten zu ermitteln. Diese Ungewißheit war für die Angehörigen schlimmer als alles, denn es blieb ihnen doch nur noch die einzige Hoffnung, daß Fürst Andrej von Einwohnern auf dem Schlachtfeld aufgelesen worden war und nun genesend oder sterbend irgendwo allein, mitten unter Fremden, lag und nicht instande war, ihnen Nachricht zu geben.

In den Zeitungen, aus denen der alte Fürst zuerst etwas über die Niederlage bei Austerlitz erfahren hatte, war nur, wie immer, kurz und unbestimmt mitgeteilt worden, daß die Russen nach einer glänzenden Schlacht gezwungen gewesen seien, sich zurückzuziehen, und sich dieser Rückzug völlig ordnungsgemäß vollzogen habe. Dieser offiziellen Nachricht entnahm der alte Fürst, daß unsere Truppen geschlagen waren. Acht Tage später als die Zeitung, die ihm die Nachricht von der Schlacht bei Austerlitz gebracht hatte, kam ein Brief von Kutusow, der dem Fürsten über das Schicksal, das seinen Sohn betroffen hatte, Mitteilung machte.

»Ihr Sohn ist vor meinen Augen«, schrieb Kutusow, »an der Spitze des Regiments mit der Fahne in der Hand wie ein Held zu Boden gesunken, würdig seines Vaters und seines Heimatlandes. Zu meinem Leidwesen und zum Bedauern des ganzen Heeres ist bis auf den heutigen Tag nicht in Erfahrung zu bringen gewesen, ob er noch am Leben ist oder nicht. Dennoch möchte ich, Ihnen und mir zur Hoffnung, an dem Glauben festhalten, daß Ihr Sohn noch lebt, denn im anderen Fall müßte er doch in der Liste der auf dem Schlachtfeld gefundenen Offiziere, die mir durch Parlamentäre überreicht worden ist, genannt sein.«

Diese Nachricht erhielt der alte Fürst spät abends, als er in seinem Arbeitszimmer saß. Am nächsten Tag machte er früh wie gewöhnlich seinen Morgenspaziergang, aber er verhielt sich dem Verwalter, dem

Gärtner und dem Architekten gegenüber schweigsam und sagte, abgesehen er grimmig aussah, keinem ein Wort.

Als Prinzessin Marja zur gewohnten Stunde zu ihm kam, stand er an der Drehbank und drechselte, sah aber wie gewöhnlich nicht zu ihr auf.

»Ah, Prinzessin Marja!« sagte er plötzlich in gezwungenem Ton und warf den Meißel fort. Das Rad drehte sich im Schwung noch eine Weile weiter. Prinzessin Marja behielt dieses immer schwächer werdende Ächzen des Rades noch lang im Gedächtnis, weil es in ihr mit dem, was nun folgte, zu einem Eindruck zusammenfloß.

Sie trat auf den Vater zu, sah ihm ins Gesicht und hatte plötzlich das Gefühl, als ob etwas Schweres auf sie herniedersänke. Es legte sich wie ein Schleier über ihre Augen. An seinem Gesicht, das nicht traurig und niedergeschlagen, sondern grimmig, unnatürlich und gewaltsam beherrscht erschien, merkte sie, daß in diesem Augenblick ein entsetzliches Unglück über ihrem Haupt schwebte und sie zu erdrücken drohte, ein Unglück, wie es kein schlimmeres im Leben gibt und wie sie es noch nie erfahren hatte, ein unfaßbares Unglück, das nie wieder gutzumachen ist: der Tod eines Menschen, den man lieb hat.

»Mon père! André!« stammelte die Prinzessin in ihrer unbeholfenen, linkischen Art, aber ihr unaussprechlicher Kummer und ihre Selbstvergessenheit verliehen ihr einen so rührenden Reiz, daß der Vater ihren Blick nicht ertragen konnte, aufschluchzte und sich abwandte.

»Ich habe Nachricht erhalten. Er ist nicht unter den Gefangenen und auch nicht unter den Toten. Kutusow schreibt: ›zu Boden gesunken!« Er schrie diese Worte so durchdringend, als wolle er Prinzessin Marja damit verjagen.

Die Prinzessin sank nicht um und wurde auch nicht ohnmächtig. Bleich war sie schon vorher gewesen, aber als sie diese Worte hörte, ging eine Veränderung auf ihrem Gesicht vor, und aus ihren schönen, glänzenden Augen strahlte ein leuchtendes Licht. Es war, als wenn ein Glück, ein überirdisches Glück, unabhängig von den Freuden und Leiden dieser Welt, all den tiefen Kummer, der in ihr war, überflutete. Sie vergaß ihre Furcht vor dem Vater, trat auf ihn zu, ergriff seine

Hand, zog ihn zu sich heran und umschlang seinen dünnen, sehnigen Hals.

»Mon père«, sagte sie, »wenden Sie sich nicht von mir. Wir wollen zusammen weinen.«

»Diese Hunde! Diese Schufte!« schrie der Alte und wandte sein Gesicht von ihr ab. »Richten eine ganze Armee zugrunde, Tausende von Menschen! Und warum? Wozu? Geh, geh, und sage es Lisa!«

Die Prinzessin ließ sich kraftlos auf einen Sessel neben ihrem Vater sinken und fing an zu weinen. Sie sah den Bruder vor sich, wie er mit zärtlichem und zugleich hochmütigem Gesicht von ihr und Lisa Abschied genommen hatte, sah ihn vor sich, wie er gerührt und spöttisch zugleich das Heiligenbildchen umgehängt hatte. War er gläubig geworden? Hatte er seinen Unglauben bereut? Ist er jetzt dort, dort in den Gefilden des ewigen Friedens, der ewigen Seligkeit? dachte sie.

»Mon père, sagen Sie mir, wie es gewesen ist«, bat sie unter Tränen.

»Geh, geh! Er ist in jener Schlacht gefallen, in der man Rußlands beste Söhne und Rußlands Ruhm zum Opfer gebracht hat. Gehen Sie, Prinzessin Marja. Geh, und sage es Lisa. Ich komme nach.«

Als die Prinzessin von ihrem Vater zu der kleinen Fürstin zurückkehrte, saß diese mit einer Handarbeit in ihrem Zimmer und sah sie mit einem so innigen, stillglücklichen Blick an, wie er nur schwangeren Frauen eigen ist. Ihre Augen nahmen sichtlich Prinzessin Marja gar nicht wahr, sondern schauten tief in ihr eignes Sein hinein, in das glückliche und geheimnisvolle Wunder, das sich in ihrem Inneren vollzog.

»Marie«, sagte sie, indem sie vom Stickrahmen beiseiterückte und sich zurücklehnte, »gib mir mal deine Hand.«

Sie ergriff Prinzessin Marjas Hand und legte sie auf ihren Leib. Ihre Augen lächelten in der Erwartung, die Oberlippe mit dem Bärtchen hatte sich ganz in die Höhe gezogen und senkte sich nicht wieder herab, was ihr einen kindlich glücklichen Ausdruck verlieh.

Prinzessin Marja kniete vor ihr nieder und verbarg ihr Gesicht in den Falten des Kleides ihrer Schwägerin.

»Da! da! Fühlst du es? Das kommt mir so merkwürdig vor.

Weißt du, Marja, ich werde es sehr, sehr liebhaben«, sagte Lisa und sah die Schwägerin mit glücklich strahlenden Augen an.

Prinzessin Marja konnte den Kopf nicht aufheben: sie weinte.

»Was hast du, Mascha?«

»Nichts ... mir ist nur so schwer ums Herz ... wegen Andrej«, sagte sie und trocknete sich auf dem Schöße der Schwägerin die Tränen ab.

Noch einige Male versuchte Prinzessin Marja an diesem Morgen, ihre Schwägerin vorzubereiten, aber jedesmal brach sie in Tränen aus. Obgleich die kleine Fürstin nichts argwöhnte, so wurde sie doch durch diese Tränen, deren Grund sie nicht verstand, in Aufregung und Unruhe versetzt. Sie sagte nichts, sah sich aber immer erregt um, als suche sie etwas. Vor dem Mittagessen kam der alte Fürst, vor dem sie sich stets fürchtete, mit ganz besonders erregtem, bösem Gesicht zu ihr aufs Zimmer, sagte aber kein Wort und ging gleich wieder hinaus. Sie sah Prinzessin Marja an, schaute dann mit jenem Ausdruck nach innen gelenkter Aufmerksamkeit, wie er schwangeren Frauen eigen ist, sinnend vor sich hin und fing plötzlich an zu weinen.

»Habt ihr von Andrej Nachricht erhalten?« fragte sie.

»Nein, du weißt, daß noch gar keine Nachricht da sein kann. Aber mon père ist sehr in Sorge und auch ich ängstige mich.«

»Also noch nichts da?«

»Nichts«, sagte Prinzessin Marja und sah mit ihren glänzenden Augen die Schwägerin fest an.

Sie war zu dem Entschluß gekommen, ihr nichts zu sagen und auch den Vater zu überreden, daß er die furchtbare Nachricht bis nach ihrer Entbindung, die in den nächsten Tagen bevorstand, vor ihr geheimhielt. Und so trugen denn beide, Prinzessin Marja und der alte Fürst, ihren Kummer im geheimen, jedes nach seiner Art. Der alte Fürst wollte keine Hoffnung aufkommen lassen, er glaubte entschieden, Fürst Andrej sei tot, und wenn er auch einen Beauftragten nach Österreich schickte, um nach Spuren von seinem Sohn suchen zu lassen, so bestellte er doch gleichzeitig für ihn in Moskau ein Denkmal, das er ihm in seinem Park zu errichten gedachte, und sagte zu allen, sein Sohn sei gefallen. Er gab sich alle Mühe, derselbe zu bleiben, führte sein früheres Leben ebenso weiter, aber seine Kräfte waren nicht mehr dieselben: er konnte weniger laufen, weniger essen,

weniger schlafen und wurde mit jedem Tag schwächer. Prinzessin Marja aber hoffte. Sie betete für ihren Bruder wie für einen Lebenden und erwartete jeden Augenblick die Nachricht von seiner Heimkehr.

»Ma bonne amie«, sagte die kleine Fürstin am Morgen des neunzehnten März nach dem Frühstück zu Prinzessin Marja, und ihre Oberlippe mit dem Bärtchen hob sich wieder nach alter Gewohnheit; aber wie jedes Lächeln, jeder Tonfall, ja sogar jeder Schritt in diesem Hause seit dem Eintreffen der furchtbaren Nachricht Kummer ausdrückte, so paßte sich auch jetzt dieses Lächeln der kleinen Fürstin der allgemeinen Stimmung, deren Ursache sie nicht kannte, an und war somit eher danach angetan, an den allgemeinen Kummer zu erinnern. »Ma bonne amie, ich fürchte, daß das ›Fruhschtik‹ von heute morgen, wie euer Koch Foka es nennt, mir nicht gut bekommen ist.«

»Was hast du denn, mein Seelchen? Du bist blaß. Ach, du siehst ja ganz weiß aus«, rief Prinzessin Marja erschrocken und eilte mit ihren schweren Schritten auf die Schwägerin zu.

»Euer Durchlaucht, soll nicht nach Marja Bogdanowna geschickt werden?« fragte eine der gerade anwesenden Zofen. Marja Bogdanowna war die Hebamme aus der Kreisstadt, die sich schon seit vierzehn Tagen in Lysyja-Gory aufhielt.

»Wirklich, du hast recht«, stimmte Prinzessin Marja bei. »Vielleicht ist das das Richtige. Ich werde selber zu ihr gehen. Courage, mon ange!« Sie küßte Lisa und wollte hinausgehen.

»Ach, nein, nein!« Auf dem Gesicht der kleinen Fürstin zeigte sich außer der durch den physischen Schmerz hervorgerufenen Blässe noch eine kindliche Furcht vor den Leiden, denen sie nicht entinnen konnte. »Non, c'est l'estomac ... Nicht wahr, es ist doch der Magen, Marie, sag doch, daß es der Magen ist, sag doch ...« und die kleine Fürstin brach, eigensinnig und etwas übertrieben jammernd wie ein kleines Kind, in Tränen aus und rang die kleinen Hände.

Prinzessin Marja verließ eilig das Zimmer und lief zu Marja Bogdanowna.

»Mon Dieu! Mon Dieu! Oh!« hörte sie hinter sich.

Sich die derben, kleinen, weißen Hände reibend, kam ihr die Hebamme schon mit vielsagend ruhigem Gesichtsausdruck entgegen.

»Marja Bogdanowna! Ich glaube, es geht los«, sagte Prinzessin Marja und sah die alte Frau mit großen, erschrockenen Augen an.

»Na, Gott sei Dank, Prinzessin«, erwiderte Marja Bogdanowna, ohne ihre Schritte zu beschleunigen. »Aber Sie als junges Mädchen dürfen doch davon gar nichts wissen.«

»Ist denn der Arzt aus Moskau noch nicht gekommen?« fragte die Prinzessin.

Auf Lisas und Andrejs Wunsch hatte man für den angenommenen Termin einen Geburtshelfer aus Moskau bestellt, der jeden Augenblick erwartet wurde.

»Machen Sie sich keine Sorge, Prinzessin«, entgegnete Marja Bogdanowna. »Es wird auch ohne Doktor alles gut gehen.«

Fünf Minuten später hörte Prinzessin Marja in ihrem Zimmer, wie etwas Schweres über den Korridor getragen wurde. Sie sah hinaus: ein paar Diener trugen das Ledersofa, das sonst immer in Fürst Andrejs Arbeitszimmer gestanden hatte, in das Schlafzimmer der kleinen Fürstin. Die Gesichter der Träger sahen ernst und feierlich aus.

Prinzessin Marja saß allein in ihrem Zimmer, horchte auf jedes Geräusch im Hause, machte ab und zu die Tür auf, wenn jemand vorbeiging, und beobachtete, was auf dem Korridor vor sich ging. Ein paar Frauen aus der Dienerschaft huschten mit leisen Schritten hin und her, sahen Prinzessin Marja an und wandten sich ab. Sie wagte es nicht, sie zu fragen, machte die Tür wieder zu und kehrte in ihr Zimmer zurück. Sie setzte sich in den Lehnstuhl, nahm ein Gebetbuch zur Hand und kniete dann vor dem Heiligenschrein nieder. Aber zu ihrem Kummer und ihrer Verwunderung fühlte sie, daß das Gebet ihrem erregten Herzen diesmal keine Ruhe brachte. Plötzlich ging die Tür ihres Zimmers leise auf und auf der Schwelle erschien ihre alte Kindermuhme Praskowja Sawischna, ein Tuch um den Kopf, die, nachdem es der Fürst einmal verboten hatte, fast nie mehr zu ihr aufs Zimmer zu kommen wagte.

»Ich wollte mich ein bißchen zu dir setzen, Maschenka«, sagte die Kindermuhme, »und hier habe ich die Trauerkerzen von Fürst Andrej und Fürstin Lisa mitgebracht, die wollen wir vor ihrem Schutzheiligen anzünden, mein Engelchen«, fügte sie seufzend hinzu.

»Ach, wie freue ich mich, daß du gekommen bist, Muhme.«

»Gott ist gnädig, mein Täubchen.«

Die Alte zündete die goldumspinnenen Kerzen vor dem Heiligenschein an und setzte sich mit ihrem Strickstrumpf neben die Tür. Prinzessin Marja nahm ein Buch zur Hand und fing an zu lesen. Und nur wenn sie Stimmen oder Schritte hörten, sahen sie einander an, die Prinzessin ängstlich und fragend, die Alte still und beruhigend.

Dasselbe Gefühl, das Prinzessin Marja empfand, während sie in ihrem Zimmer saß, hatte sich über das ganze Haus verbreitet und aller bemächtigt. Dem alten Aberglauben gemäß, daß eine Gebärende um so weniger zu erdulden habe, je weniger Leute von ihren Leiden wüßten, gaben sich alle die größte Mühe, zu tun, als wüßten sie von nichts, und kein Mensch sprach davon. Und doch merkte man bei all der gewohnten Zurückhaltung und Ehrfurcht und den guten Manieren, die immer im Hause des Fürsten herrschten, der gesamten Dienerschaft an, daß eine gemeinsame, sie besonders weich stimmende Sorge sie bedrückte und sie sich bewußt waren, daß etwas Großes, Unbegreifliches in diesem Augenblick vor sich ging.

Aus dem geräumigen Zimmer der Zofen war kein Lachen zu hören. In der Gesindestube saßen alle schweigend da und hielten sich bereit. In den Wirtschaftsgebäuden brannten Kerzen und Kienspäne. Niemand schlief. Der alte Fürst ging, mit den Hacken aufstampfend, in seinem Zimmer auf und ab und schickte Tichon zu Marja Bogdanowna, um fragen zu lassen, wie es gehe.

»Sage nur, der Fürst lasse fragen, wie es gehe, und berichte mir dann, was sie gesagt hat.«

»Melde dem Fürsten, daß die Wehen begonnen haben«, sagte Marja Bogdanowna und sah den Boten bedeutsam an.

Tichon ging und meldete es dem Fürsten.

»Gut«, sagte der Fürst und machte die Tür hinter sich zu. Und Tichon hörte aus seinem Zimmer nicht den geringsten Laut mehr.

Tichon wartete eine Weile und ging dann in das Zimmer seines Herrn hinein, wie wenn er nach den Kerzen sehen wollte. Als er den Fürsten auf dem Sofa liegen sah, betrachtete er dessen verstörtes Gesicht, schüttelte den Kopf, näherte sich ihm stumm, küßte ihm die Schulter und ging dann wieder hinaus, ohne nach den Kerzen gesehen oder gesagt zu haben, warum er gekommen sei.

Das feierliche Geheimnis der Natur ging indessen seiner Vollendung immer weiter entgegen. Der Abend kam, die Nacht sank hernieder. Und das Gefühl der Erwartung und Rührung vor dem Unbegreiflichen verminderte sich nicht, sondern wurde immer stärker und stärker. Niemand tat ein Auge zu.

Es war eine jener Nächte im März, in denen der Winter noch einmal die Gewalt an sich zu reißen versucht und in grimmiger Verzweiflung seine letzten Schneestürme aussendet. Dem deutschen Arzt aus Moskau, der jeden Augenblick erwartet wurde, hatte man frische Pferde und Reiter mit Laternen bis an die große Landstraße entgegengeschickt, um ihn den ausgefahrenen Feldweg an den Wassergräben vorbeizuleiten.

Prinzessin Marja hatte das Buch schon lange beiseite gelegt. Stumm saß sie da und heftete die leuchtenden Augen starr auf das runzlige, ihr bis auf den kleinsten Zug bekannte Gesicht der Kindermuhme, auf die graue Haarsträhne, die unter dem Tuch hervorlugte, und auf den unter ihrem Kinn herabhängenden Kropf.

Die Muhme Sawischna erzählte ihr, den Strickstrumpf in der Hand, mit leiser Stimme, ohne selber ihre Worte zu hören und zu verstehen, zum hundertstenmal, wie die verstorbene Fürstin in Kischinew Prinzessin Marja zur Welt gebracht habe, ohne eine Hebamme, nur mit Hilfe einer Moldauer Bäuerin.

»Gott ist gnädig, da braucht's keinen Doktor«, sagte sie.

Plötzlich fuhr ein Windstoß gegen das eine Fenster des Zimmers, aus dem man den Doppelrahmen herausgenommen hatte – immer wenn die Lerchen kamen, wurde auf Befehl des Fürsten in jedem Zimmer ein Doppelfenster herausgenommen –, riß den schlecht geschlossenen Riegel auf, blähte die Stoffgardine weit auf und fuhr mit einem Schauer von Kälte und Schnee durchs ganze Zimmer. Die Trankerze erlosch. Prinzessin Marja erschrak. Die Alte legte den Strumpf beiseite, ging ans Fenster, beugte sich hinaus und haschte nach dem aufgerissenen Flügel. Der eisige Wind ließ die Enden ihres Kopftuches und die darunter hervorschauenden grauen Haarsträhnen flattern.

»Prinzessin, mein Goldkindchen, da kommt jemand die Allee heraufgefahren«, rief sie, hielt den Fensterflügel in der Hand, machte

ihn aber nicht zu. »Mit Laternen kommen sie, das muß der Doktor sein ...«

»Ach, ihr Heiligen! Gott sei Dank!« sagte Prinzessin Marja. »Ich muß ihm entgegen gehen. Er kann nicht Russisch.«

Prinzessin Marja warf einen Schal um und lief dem Ankommenden entgegen. Als sie durchs Vorzimmer eilte, sah sie durch das Fenster einen Wagen und Laternen vor der Einfahrt stehen. Sie lief auf die Treppe hinaus. Auf dem Geländerpfeiler stand ein Talglicht und tropfte im Wind. Etwas tiefer, auf dem ersten Treppenabsatz, stand der Diener Philipp mit einem anderen Licht in der Hand. Er sah ganz erschrocken aus. Von ganz unten, unterhalb der Biegung, hörte man Schritte in weichen Stiefeln die Treppe heraufschallen. Und eine Stimme, die Prinzessin Marja merkwürdig bekannt vorkam, sagte etwas.

»Gott sei Dank!« sagte die Stimme. »Und der Vater?«

»Haben sich schlafen gelegt«, erwiderte die Stimme des Hausmeisters Demian, der schon unten war.

Dann sagte die Stimme noch irgend etwas, worauf Demian wieder eine Antwort gab, und die Schritte in den weichen Stiefeln näherten sich nun auf der unteren Hälfte der Treppe, die man der Biegung wegen nicht übersehen konnte, immer eiliger.

Das ist Andrej, dachte Prinzessin Marja. Nein, das kann nicht sein, das wäre zu wunderbar.

Aber im selben Augenblick, als ihr dieser Gedanke durch den Kopf schoß, erschien auf dem Treppenabsatz, wo der Diener mit dem Licht stand, das Gesicht und die Gestalt des Fürsten Andrej im Pelzmantel mit dicht beschneitem Kragen. Ja, er war es, aber sein Gesicht war bleich und abgezehrt und zeigte einen ganz veränderten, merkwürdig weichen und erregten Ausdruck. Er eilte die Treppe hinauf und schloß die Schwester in seine Arme.

»Habt ihr meinen Brief nicht erhalten?« fragte er und lief, ohne eine Antwort abzuwarten, die er auch gar nicht hätte erhalten können, da Prinzessin Marja außerstande war, ein Wort hervorzubringen, wieder hinunter und stieg gleich darauf mit dem Geburtshelfer, der ihm auf dem Fuße folgte – sie waren von der letzten Station an zusammen gefahren –, hastigen Schrittes die Treppe wieder hinauf und umarmte abermals die Schwester.

»Welch eine Fügung des Schicksals!« stieß er hervor. »Mascha, meine liebe Mascha!« Und er warf Pelz und Stiefel ab und eilte nach den Gemächern der Fürstin.

Die kleine Fürstin lag, ein weißes Häubchen auf dem Kopf, still in den Kissen. Die Wehen hatten soeben etwas nachgelassen. Ein paar losgelöste Strähnen ihres schwarzen Haares ringelten sich auf ihren erhitzten, schweißbedeckten Wangen, das reizende rote Mündchen mit der Oberlippe und dem schwarzen Schnurrbärtchen war halb geöffnet, sie lächelte glücklich. Fürst Andrej trat ins Zimmer und blieb zu Füßen des Sofas, auf dem sie lag, vor ihr stehen. Ihre glänzenden Augen mit dem erschrockenen, erregten Kinderblick blieben, ohne ihren Ausdruck zu verändern, auf ihm ruhen. Ich habe euch alle liebgehabt und keinem etwas Böses getan, warum muß ich nun so leiden? So helft mir doch! sagte ihr Blick. Sie sah ihren Mann an, verstand aber die Bedeutung seines Kommens nicht. Fürst Andrej trat auf das Sofa zu und küßte sie auf die Stirn.

»Mein Liebling«, sagte er, wie er sie früher nie genannt hatte, »Gott ist gnädig ...«

Sie sah ihn mit fragenden, kindlich vorwurfsvollen Blicken an.

Ich habe von dir Hilfe erwartet, und auch du, auch du hilfst mir nicht, sagte ihr Blick.

Sie wunderte sich nicht, daß er da war, begriff nicht, daß er gekommen war. Sein Kommen stand zu ihren Leiden und deren Linderung in keiner Beziehung.

Da setzten die Qualen von neuem ein, und Marja Bogdanowna riet dem Fürsten Andrej, das Zimmer zu verlassen.

Der Geburtshelfer trat ein. Fürst Andrej ging hinaus, traf im Korridor Prinzessin Marja und eilte auf sie zu. Sie sprachen flüsternd miteinander, doch ihr Gespräch verstummte alle Augenblicke. Sie warteten und horchten.

»Allez, mon ami«, sagte Prinzessin Marja.

Fürst Andrej ging wieder zu seiner Frau hinein, setzte sich ins Nebenzimmer und wartete. Eine Frau kam mit verängstigtem Gesicht aus dem Zimmer der Fürstin herübergelaufen und wurde verlegen, als sie den Fürsten Andrej erblickte. Er bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und blieb so eine Zeitlang sitzen. Durch die Tür drang ein

klägliches, hilfloses, tierisches Stöhnen. Fürst Andrej sprang auf, trat an die Tür und wollte sie aufreißen. Aber jemand hielt die Tür zu.

»Es geht jetzt nicht, es ist unmöglich«, flüsterte eine ängstliche Stimme.

Er fing an, im Zimmer auf und ab zu gehen. Das Stöhnen verstummte. Wieder vergingen einige Sekunden. Da plötzlich ertönte ein entsetzlicher Schrei aus dem Nebenzimmer. Das war nicht ihre Stimme, so konnte sie unmöglich schreien. Fürst Andrej stürzte nach der Tür. Alles war wieder still. Man hörte nur das Weinen eines kleinen Kindes.

Wozu hat man denn ein Kind zu ihr gebracht? dachte Fürst Andrej im ersten Augenblick. Ein Kind? Was denn für ein Kind? Was soll denn das Kind dort? Oder ist das etwa das neugeborene Kind?

Da endlich begriff er die glückliche Bedeutung dieses Weinens, und Tränen schnürten ihm die Kehle zu. Aufschluchzend stützte er sich mit beiden Armen auf das Fensterbrett und weinte. Da ging die Tür auf. Der Arzt, ohne Überrock, mit aufgestreiften Hemdärmeln, trat bleich und mit zuckendem Gesicht aus dem Zimmer. Fürst Andrej wandte sich nach ihm um, aber der Arzt warf nur einen verstörten Blick auf ihn und ging, ohne ein Wort zu sagen, an ihm vorüber. Eine Frau wollte herauslaufen, blieb aber, als sie Fürst Andrej sah, zögernd auf der Schwelle stehen. Da ging er in das Zimmer seiner Frau hinüber. Sie lag genauso da, wie er sie vor fünf Minuten gesehen hatte, aber sie war tot. Obgleich ihre Wangen bleich und ihre Augen starr geworden waren, lag noch derselbe Ausdruck auf ihrem reizenden Kindergesichtchen mit der kurzen Oberlippe und dem Bärtchen.

Ich habe euch alle liebgehabt und niemandem etwas Böses zugefügt, was aber habt ihr mir angetan? fragte ihr liebes, rührendes, totes Gesicht.

In der Ecke des Zimmers aber gluckste und wimmerte etwas Winziges und Rotes in Marja Bogdanownas weißen, zitternden Händen.

Zwei Stunden später trat Fürst Andrej mit leisen Schritten in das Zimmer seines Vaters. Der Alte wußte bereits alles. Er stand dicht an der Tür, und als sie sich nur öffnete, schlang er stumm seine hageren, greisen Arme um den Hals seines Sohnes und schluchzte wie ein Kind.

Nach drei Tagen wurde für die kleine Fürstin die Totenmesse gelesen, und Fürst Andrej stieg die Stufen zu ihrem Sarg hinauf, um von ihr Abschied zu nehmen. Auch im Sarg zeigte ihr Gesicht noch denselben Ausdruck, obgleich ihre Augen nun geschlossen waren. Ach, was habt ihr mir angetan? schien ihr Gesicht noch immer zu fragen, und Fürst Andrej fühlte, daß in seiner Seele ein Riß entstanden war, daß er eine Schuld auf dem Gewissen hatte, die er nie wieder gutmachen und vergessen konnte. Aber er konnte nicht weinen. Auch der Alte trat an den Sarg und küßte das wachsfarbene Händchen der Toten, das hoch über der Brust gekreuzt starr dalag, und auch zu ihm schien ihr Gesicht zu sagen: Ach, was habt ihr mir angetan, und warum? Und der Alte wandte sich grimmig weg, nachdem er ihr ins Gesicht gesehen hatte.

Nach weiteren fünf Tagen wurde der kleine Fürst Nikolaj Andrejewitsch getauft. Die Amme hielt mit dem Kinn die Windeln fest, während der Priester mit einer Gänsefeder die runzligen roten Handflächen und Fußsohlen des Täuflings salbte.

Der Großvater als Taufpate trug den Kleinen zitternd vor Angst, ihn hinfallen zu lassen, um das verbeulte blecherne Taufbecken herum und übergab ihn dann der anderen Pate, Prinzessin Marja. Fürst Andrej, halbtot vor Angst, daß man das Kind ertrinken lassen könne, saß im Nebenzimmer und wartete auf die Beendigung des heiligen Sakramentes. Als ihm die Amme endlich den Kleinen brachte, sah er das Kindchen glücklich an und nickte beifällig, als sie ihm mitteilte, daß das Wachsklumpchen mit den Härchen des Kleinen, das man ins Taufbecken geworfen habe, dort nicht untergesunken, sondern obenauf gekommen sei.

Rostows Teilnahme an dem Duell zwischen Dolochow und Besuchow war durch Bemühungen des alten Grafen vertuscht worden, und Nikoluschka wurde, statt degradiert zu werden, wie er erwartet hatte, zum Adjutanten des Generalgouverneurs von Moskau ernannt. Infolgedessen konnte er im Frühjahr nicht mit der ganzen Familie aufs Land übersiedeln, sondern mußte seines neuen Kommandos wegen den ganzen Sommer in Moskau bleiben. Dolochow erholte sich langsam wieder, und Rostow freundete sich während der Zeit seiner Genesung ganz besonders mit ihm an. Er lag während seiner Krankheit bei seiner Mutter, die ihn zärtlich und leidenschaftlich liebte. Die alte Marja Iwanowna gewann auch Rostow lieb, weil er ihrem Fedja so viel Freundschaft entgegenbrachte, und sprach mit ihm oft über ihren Sohn.

»Ja, Graf«, pflegte sie zu sagen, »er hat ein zu edles und reines Herz für unsere heutige, verderbte Welt. Die Tugend liebt niemand, sie ist jedem ein Dorn im Auge. Das müssen Sie doch auch sagen, Graf, war das etwa richtig, war das ehrenhaft von Besuchow gehandelt? Mein Fedja mit seinem edlen Charakter hat ihn immer so gern gehabt, und auch jetzt sagt er nichts Schlechtes von ihm. Haben sie in Petersburg ihre tollen Streiche, diesen Scherz da mit dem Revieraufseher, nicht immer zusammen ausgeführt? Und was war das Ende davon? Besuchow hat man laufen lassen, mein Fedja aber hat alles auf seine Schultern genommen. Und was hat er erdulden müssen! Gewiß, er ist rehabilitiert worden; wie hätte es auch anders kommen können? Ich glaube, solcher tapferen Söhne, wie er einer ist, hat das Vaterland im Felde nicht allzu viele gehabt. Und jetzt nun – dieses Duell. Haben denn diese Leute nicht einen Funken Gefühl und Ehre im Leib? Zu wissen, daß er der einzige Sohn ist, und ihn zum Duell herauszufordern und direkt auf ihn zu schießen! Nur ein Glück, daß Gott uns gnädig gewesen ist. Und warum das alles? Wer hat denn heutzutage keine Liebeshändel? Was kann Fedja dafür, wenn dieser Mensch so eifersüchtig ist? Ich meine, das hätte er ihm schon eher zu verstehen geben können, und dabei spielt die Geschichte doch schon über Jahr und Tag. Wahrscheinlich hat er ihn in der Annahme gefordert, Fedja werde sich nicht mit ihm schlagen, weil er ihm Geld schuldig ist. Wie

gemein! Wie ekelhaft! Sie verstehen meinen Fedja, mein lieber Graf, das weiß ich, und darum habe ich Sie auch von ganzem Herzen lieb. Glauben Sie mir, es gibt nicht viele, die ihn verstehen. Er hat ein so edles, ein so himmlisches Gemüt!«

Auch Dolochow tat während der Zeit seiner Genesung oft Aussprüche, die man nie von ihm erwartet hätte.

»Man hält mich für einen schlechten Menschen, das weiß ich«, pflegte er zu sagen, »aber mögen sie das ruhig von mir denken. Ich will von niemandem etwas wissen, außer von denen, die ich gern habe. Wen ich aber einmal liebe, den liebe ich so, daß ich mein Leben für ihn hinzugeben bereit bin; die übrigen aber dränge ich beiseite, wenn sie mir im Weg stehen. Ich habe meine unvergleichliche, vergötterte Mutter und zwei, drei Freunde, zu denen auch du zählst, alle übrigen interessieren mich nur, insofern sie mir nützlich oder schädlich sind. Und schädlich sind sie fast alle, ganz besonders die Frauen. Ja, mein Lieber«, fuhr er fort, »Männer habe ich getroffen, die hilfreich, edel und hochgesinnt waren, aber Frauen außer dieser feilen Ware noch niemals – ob das nun Gräfinnen oder Köchinnen sind, ist ganz gleich. Jene himmlische Reinheit und Hingebung, die ich im Weibe suche, habe ich noch niemals gefunden. Fände ich eine solche Frau, so würde ich mein Leben für sie hingeben. Aber diese da ...!« Er machte eine wegwerfende Handbewegung. »Und weißt du, wenn ich das Leben noch liebe, so tue ich es nur deshalb, weil ich noch immer die Hoffnung habe, einmal solch ein himmlisches Wesen zu finden, das mich zu neuem Leben erwecken, rein und heilig machen kann und zu sich emporziehen würde. Aber vielleicht kannst du das nicht verstehen.«

»Doch, ich verstehe dich sehr gut«, erwiderte Rostow, der ganz unter dem Einfluß seines neuen Freundes stand.

Im Herbst kehrte die Familie Rostow nach Moskau zurück. Anfang des Winters kam auch Denissow und wohnte wieder bei ihnen. Diese ersten Wintermonate des Jahres 1806, die Nikolaj Rostow in Moskau verlebte, waren für ihn und die ganze Familie eine besonders glückliche und heitere Zeit. Nikolaj führte eine Menge junger Leute ins Elternhaus ein. Wera war jetzt eine zwanzigjährige Schönheit, Sonja ein sechzehnjähriges Mädchen mit all den Reizen einer sich eben

erschließenden Knospe, und Natascha ein Backfisch, halb Kind, halb junge Dame, bald kindlich komisch, bald mädchenhaft bezaubernd.

Während dieser Zeit war das Rostowsche Haus in einen ganz besonderen Dunstkreis von Verliebtheit gehüllt, wie das immer zu sein pflegt, wenn viele hübsche junge Mädchen beieinander sind. Jeder junge Mann, der ins Rostowsche Haus kam und diese jungen frischen, immer über irgend etwas – wahrscheinlich über das eigne Glück – lächelnden kindlichen Gesichter und das lustige Leben und Treiben sah, der das nicht gerade tiefsinnige, aber gegen jedermann freundliche, zu allem bereite und hoffnungsfrohe Schwatzen der jungen Mädchen mit anhörte und bald ihrem schlichten Gesang, bald ihrem anspruchslosen Klavierspiel lauschte, fühlte sich sogleich von demselben Gefühl der Liebesbereitschaft und Erwartung irgendeines Glückes angesteckt, das alle jungen Leute im Rostowschen Hause selber empfanden.

Unter den jungen Männern, die Rostow ins Elternhaus einführte, befand sich als erster auch Dolochow, der allen im Hause sehr gut gefiel, nur Natascha nicht. Seinetwegen hatte sie sich beinahe mit dem Bruder gezankt. Sie behauptete steif und fest, er habe einen schlechten Charakter, in der Duellangelegenheit sei Pierre im Recht und er im Unrecht gewesen, und außerdem sei er ein unangenehmer, affektierter Mensch.

»Ich kann dich einfach nicht begreifen«, rief Natascha in starrem Eigensinn, »er ist schlecht und gefühllos. Ja, deinen Denissow, den mag ich gern, er ist zwar auch ein Zechbruder und so weiter, aber das kann ich verstehen, habe ihn trotzdem gern. Ich weiß nur nicht, wie ich dir das erklären soll ... Bei Dolochow ist alles Berechnung, und das kann ich nicht ausstehen, während bei Denissow ...«

»Na, mit Denissow ist das doch etwas ganz anderes«, erwiderte Nikolaj, und ließ durchfühlen, daß selbst Denissow einen Vergleich mit Dolochow nicht aushalte. »Man darf nicht vergessen, was für einen Charakter Dolochow hat, du solltest nur sehen, wie er sich gegen seine Mutter benimmt, was er für ein gutes Herz hat!«

»Das weiß ich nicht, aber ich fühle mich in seiner Gegenwart nicht wohl. Weißt du auch, daß er in Sonja verliebt ist?«

»Dummes Zeug!«

»Ich glaube es ganz sicher. Du wirst schon sehen.«

Nataschas Voraussage sollte zur Wahrheit werden. Dolochow, der sich sonst nichts aus Damengesellschaft machte, kam jetzt immer häufiger ins Haus, und die Frage, wem zuliebe er dies tat, war bald dahin gelöst, daß er Sonjas wegen kam, obgleich kein Mensch darüber sprach. Und auch Sonja selbst wußte dies, obgleich sie niemals gewagt hätte, es sich einzugestehen, und wurde jedesmal, wenn Dolochow kam, rot wie ein Mohnröschen.

Dolochow speiste oft bei den Rostows zu Mittag, versäumte keine Theatervorstellung, der sie beiwohnten, und kam sogar zu den Jugendbällen bei Jogel, die die Rostows regelmäßig besuchten. Er bewies Sonja so vorzugsweise seine Aufmerksamkeit und sah sie mit solchen Augen an, daß nicht nur sie selber unter diesem Blick errötete, sondern sogar die Gräfin und auch Natascha rot wurden, wenn sie diese Blicke bemerkten.

Man sah, wie sich dieser sonderbare, starke Mann ganz unter dem unwiderstehlichen Einfluß befand, den dieses schwarze, anmutige Mädchen, das einen anderen liebte, auf ihn ausübte.

Rostow merkte wohl, daß etwas Neues zwischen Dolochow und Sonja vorging, machte sich aber weiter keine bestimmten Vorstellungen darüber, welcher Art diese neuen Beziehungen waren. In irgendeinen müssen die immer verliebt sein, dachte er in bezug auf Sonja und Natascha. Aber er fühlte sich in Anwesenheit Sonjas und Dolochows nicht mehr so wohl wie früher und blieb seltener zu Hause.

Im Herbst des Jahres 1806 fingen alle an, mit noch größerem Eifer vom Krieg mit Napoleon zu reden als im vergangenen Jahr. Nach einem Erlaß mußten nicht nur zehn Rekruten, sondern überdies noch neun Landwehrleute von jedem Tausend gestellt werden. Überall verfluchte man Bonaparte, und ganz Moskau sprach von nichts anderem als von dem bevorstehenden Krieg. Für die Rostows hatten diese Kriegsvorbereitungen nur deshalb Interesse, weil Nikoluschka erklärt hatte, unter diesen Umständen keinesfalls in Moskau zu bleiben und nur noch das Ende von Denissows Urlaub abzuwarten, um sich dann nach den Feiertagen mit ihm zusammen wieder zu seinem Regiment zu begeben. Seine bevorstehende Abreise hinderte ihn jedoch nicht daran, sich zu amüsieren, sondern trieb ihn im Gegenteil noch dazu an. So war er meist nicht zu Hause und besuchte Diners, Abendgesellschaften und Bälle.

Am dritten Weihnachtsfeiertag aß Nikolaj mittags zu Hause, was in der letzten Zeit selten vorgekommen war. Es war dies ein offizielles Abschiedsessen, da er sich ja mit Denissow gleich nach dem Dreikönigsfest wieder zum Regiment begeben wollte. Ungefähr zwanzig Personen waren geladen, unter ihnen auch Dolochow und Denissow.

Noch nie hatte sich im Rostowschen Hause die Liebesluft und der Dunstkreis der Verliebtheit so fühlbar gemacht wie in diesen Feiertagen. Ergreife das Glück beim Schopf, mach andere in dich verliebt und verlief dich selber! Das ist das einzig Wahre in der Welt, alles andere ist – Unsinn. Und damit beschäftigen wir uns hier auch nur, schien dieser Dunstkreis sagen zu wollen.

Nikolaj hatte wie immer zwei Paar Pferde müde gejagt, ohne daß es ihm gelungen wäre, überallhin zu fahren, wo er hätte Besuch machen müssen und eingeladen war, und kam so erst kurz vor dem Essen nach Hause. Gleich als er eintrat, merkte und fühlte er eine gewisse Spannung in diesem Dunstkreis der Verliebtheit im Hause und beobachtete außerdem noch eine gewisse Verlegenheit, die sich einiger Mitglieder der Gesellschaft bemächtigt hatte. Besonders erregt schienen Sonja, Dolochow und die alte Gräfin zu sein, auch Natascha merkte man etwas an. Nikolaj begriff sofort, daß zwischen Sonja und Dolochow vor dem Mittagessen etwas vorgefallen sein mußte, und behandelte sie in der Feinfühligkeit seines Herzens beide während des Essens besonders liebevoll und vorsichtig. Am Abend dieses dritten Weihnachtsfeiertages sollte bei dem Tanzlehrer Jogel wieder einer jener Jugendbälle stattfinden, die er immer an den Feiertagen für seine Schüler und Schülerinnen veranstaltete.

»Nikolenka, kommst du heute mit zu Jogel? Bitte, bitte, komm doch bitte mit«, bettelte Natascha. »Er läßt dich ganz besonders einladen. Wassilij Dimitritsch« – das war Denissow – »kommt auch mit.«

»Wohin gehe ich nicht, wenn die Komtesse es befiehlt!« sagte Denissow, der im Rostowschen Hause aus Spaß die Rolle von Nataschas Ritter spielte, »bin sogar bereit, einen Pas de châte zu tanzen.«

»Wenn ich irgend kann, komme ich. Ich habe zwar bei den Archarows zugesagt, die geben heute eine Abendgesellschaft«, erwiderte Nikolaj. »Und du?« wandte er sich an Dolochow.

Aber kaum hatte er es ausgesprochen, als er auch schon merkte, daß er diese Frage nicht hätte stellen dürfen.

»Ja, vielleicht ...«, gab Dolochow kalt und ungehalten zur Antwort und warf Sonja einen Blick zu. Dann zog er finster die Brauen zusammen und blickte Rostow ebenso an, wie er bei dem Festessen im Klub Pierre angesehen hatte.

Da ist irgend etwas geschehen, dachte Nikolaj und wurde in dieser Annahme noch bestärkt, als sich Dolochow gleich nach dem Mittagessen empfahl. Er rief Natascha und fragte sie, was los sei.

»Ich suchte dich schon«, sagte Natascha und lief auf ihn zu. »Ich habe es dir doch immer gesagt, du aber wolltest es nicht glauben«, fügte sie triumphierend hinzu. »Er hat Sonja einen Antrag gemacht.«

Obgleich sich Nikolaj in letzter Zeit nur wenig mit Sonja beschäftigt hatte, so war es doch, als risse in seinem Innern etwas entzwei, als er dies hörte. Für Sonja als mittellose Waise war Dolochow eine anständige, in mancher Hinsicht sogar glänzende Partie. Wenn man die Sache mit den Augen der alten Gräfin und der ganzen Gesellschaft ansah, so war es unmöglich, ihn abzuweisen. Deshalb war auch das erste, was Nikolaj empfand, als er dies hörte, ein gewisses Gefühl der Erbitterung gegen Sonja. Er wollte eben sagen: Nun, das ist ja herrlich! Selbstverständlich muß sie ihr kindliches Versprechen vergessen und den Antrag annehmen, aber er kam nicht dazu, es auszusprechen ...

»Und kannst du dir vorstellen?« fuhr Natascha fort. »Sie hat ihn abgewiesen, kurzweg abgewiesen. Sie hat ihm gesagt, sie liebe einen anderen ...«, fügte sie nach einer kleinen Pause hinzu.

Ja, anders konnte meine Sonja auch nicht handeln! dachte Nikolaj.

»Und wie sehr Mama sie auch bestürmt hat, sie hat ihn abgewiesen, und ich weiß auch, daß sie ihren Sinn nicht ändern wird, wenn sie einmal etwas gesagt hat ...«

»Also Mama hat sie bestürmt?« fragte Nikolaj vorwurfsvoll.

»Ja«, sagte Natascha. »Weißt du, Nikolenka, sei nicht böse, aber ich weiß, du wirst sie ja doch niemals heiraten. Ich weiß – Gott mag wissen woher –, weiß ganz gewiß, daß du sie nicht heiraten wirst.«

»Das kannst du gar nicht wissen«, entgegnete Nikolaj. »Aber ich muß mit ihr reden. Was für ein reizender Kerl doch diese Sonja ist!« fügte er lächelnd hinzu.

»Ja, sie ist reizend! Ich werde sie dir gleich schicken.«

Natascha gab dem Bruder einen Kuß und lief davon.

Gleich darauf erschien Sonja mit ängstlicher, verwirrter und schuldbewußter Miene. Nikolaj trat auf sie zu und küßte ihr die Hand. Das war das erstmal, seit er wieder in Moskau war, daß sie unter vier Augen von ihrer Liebe miteinander sprachen.

»Sonja«, sagte er anfänglich schüchtern, wurde aber dann immer kühner und kühner, »wenn Sie diese vorteilhafte, diese glänzende Partie ausschlagen wollen, er ist ein prächtiger, ein edler Mensch, er ist mein Freund, so ...«

Sonja unterbrach ihn.

»Ich habe ihm bereits eine abschlägige Antwort gegeben«, sagte sie hastig.

»Wenn Sie ihn meinetwegen abgewiesen haben, so fürchte ich, daß Sie auf mich ...«

Wieder unterbrach ihn Sonja. Sie sah ihn mit einem flehenden, erschrockenen Blick an.

»Nicolas, sprechen Sie nicht davon!« bat sie.

»Doch es ist meine Pflicht. Vielleicht ist es Eigendünkel meinerseits, aber es ist besser, alles auszusprechen. Wenn Sie ihn meinetwegen abgewiesen haben, muß ich Ihnen die ganze Wahrheit sagen. Ich liebe Sie, glaube ich, mehr als alle anderen ...«

»Das ist mir genug«, sagte Sonja und wurde rot.

»Nein, ich habe mich schon tausendmal verliebt und werde mich auch immer wieder verlieben, obschon ich für niemanden ein solches Gefühl der Freundschaft, des Vertrauens und der Zuneigung empfinde wie für Sie. Und dann bin ich noch jung. Und maman will es nicht. Nun, kurz und gut, ich kann mich durch kein Versprechen binden. Deshalb bitte ich Sie, den Antrag Dolochows in Erwägung zu ziehen«,

sagte er; es kostete ihn Mühe, den Namen seines Freundes auszusprechen.

»Sprechen Sie nicht so zu mir! Ich verlange nichts. Ich liebe Sie wie einen Bruder und werde Sie immer lieben, und weiter brauche ich nichts.«

»Sie sind ein Engel, und ich bin Ihrer nicht wert, ich fürchte nur, Sie zu enttäuschen.«

Nikolaj küßte ihr noch einmal die Hand.

Die Bälle bei Jogel waren die lustigsten in ganz Moskau. Das sagten nicht nur die Mütter, die zuzusehen kamen, wie ihre Jüngsten die eben erst erlernten Pas in Anwendung brachten, das sagten auch die Backfische und die sehr jungen Herren selber, die bis zum Umfallen tanzten, ja, das sagten sogar die der Tanzstunde bereits entwachsenen jungen Damen und Herrn, die mit etwas herablassender Miene auf diesen Bällen erschienen, sich aber immer glänzend auf ihnen amüsierten. In diesem Jahr waren auf diesen Bällen zwei Verlobungen zustande gekommen. Die beiden hübschen Prinzessinnen Gortschakow hatten dort ihre Männer kennen gelernt und sich jetzt verheiratet, was den Ruhm dieser Bälle noch erhöhte. Das Besondere bei diesen Bällen bestand eben darin, daß weder ein Hausherr noch eine Hausfrau da war, sondern nur der gutmütige Herr Jogel, der wie eine Feder durch den Saal flog, nach allen Regeln der Kunst seine Kratzfüße machte und das Geld für die Tanzstunden und Bälle bei allen seinen Gästen einsammelte, und ferner darin, daß nur diejenigen hierher kamen, die wirklich tanzen und sich amüsieren wollten, wie das eben dreizehn- und vierzehnjährige Mädchen, die zum erstenmal lange Kleider tragen, verlangen.

Alle, mit wenigen Ausnahmen, schienen hübsch zu sein: so begeistert lächelten sie und so glänzend strahlten ihre Augen. Manchmal wurde sogar von den besten Schülerinnen, zu denen Natascha gehörte, die sich besonders durch ihre Anmut auszeichnete, ein pas de châte getanzt. Auf diesem letzten Ball aber heute kamen nur Ekossaisen, Anglaisen und die eben erst Mode gewordene Masurka an die Reihe. Der Saal war Jogel im Hause des Grafen Besuchow zur Verfügung gestellt worden, und der Ball war, wie alle behaupteten, vorzüglich gelungen. Es waren eine Menge hübscher junger Mädchen da, unter denen die Rostows die reizendsten waren. Sie waren auch beide ganz besonders glücklich und heiter. Sonja, stolz auf den Antrag Dolochows, ihre Absage und ihre Auseinandersetzung mit Nikolaj, war schon zu Hause den ganzen Abend wie ein Kreisel herumgewirbelt, so daß die Zofe ihr nur mit Mühe hatte die Zöpfe zu Ende flechten können; jetzt strahlte ihr Gesicht in überfließendem Glück.

Natascha, nicht weniger stolz darauf, daß sie zum ersten Male ein langes Kleid anhatte und sich auf einem richtigen Ball befand, war noch glückseliger. Sie trugen beide die gleichen weißen Mullkleider mit rosa Bändern.

Natascha verliebte sich im selben Augenblick, als sie den Saal betrat. Und zwar verliebte sie sich nicht in einen einzelnen, sondern in alle miteinander. Und wen sie gerade ansah, in den war sie auch schon verliebt, sobald sie ihn nur angesehen hatte.

»Ach, wie herrlich!« rief sie immer wieder und lief zu Sonja hin.

Nikolaj und Denissow gingen im Saale auf und ab und sahen freundlich und gönnerhaft den Tanzenden zu.

»Wie reizend sie ist, sie wird einmal eine Schönheit werden«, sagte Denissow.

»Wer?«

»Komtesse Natascha«, erwiderte Denissow.

»Und wie sie tanzt! Wie graziös!« fügte er, nachdem er eine Weile geschwiegen hatte, hinzu.

»Ja, von wem redest du denn eigentlich?«

»Von deiner Schwester«, brüllte Denissow ärgerlich.

Rostow lachte.

»mon cher comte, Sie sind einer meiner besten Schüler, Sie müssen unbedingt tanzen«, sagte der zierliche Herr Jogel und trat auf Rostow zu. »Voyez combien de jolies demoiselles!«

Dann wandte er sich mit derselben Bitte an Denissow, der ebenfalls ein früherer Schüler von ihm war.

»Non, mon cher, je ferai tapisserie«, erwiderte Denissow. »Wissen Sie denn nicht, wie wenig mir Ihre Stunden genützt haben?«

»O nein, nein!« beeilte sich Jogel, ihn zu trösten. »Sie haben nur nicht immer achtgegeben, aber Sie haben Anlagen, ja, sehr gute Anlagen.«

Man spielte die neu aufgekommene Masurka. Nikolaj wollte Jogel keine abschlägige Antwort geben und forderte Sonja auf. Denissow setzte sich zu den älteren Herrschaften, stützte sich mit der Hand auf den Säbel, trat mit dem Fuß den Takt, erzählte den alten Damen lustige Geschichten und brachte sie zum Lachen, wobei er immer die

tanzende Jugend beobachtete. Jogel tanzte mit Natascha, die seine beste Schülerin und sein Stolz war, als erstes Paar. Weich und zart mit seinen in zierlichen Schuhen steckenden Füßchen auftretend, flog Jogel mit der etwas schüchternen, aber eifrig ihre Pas ausführenden Natascha durch den Saal. Denissow verwandte kein Auge von ihr, klopfte mit dem Säbel den Takt und machte ein Gesicht, das deutlich besagte, er tanze nicht, weil er nicht wolle, und nicht etwa, weil er nicht könne. Mitten in einer Figur rief er den vorübergehenden Rostow zu sich heran.

»Das ist doch nicht richtig«, sagte er. »Soll das etwa eine polnische Masurka sein? Aber sie tanzt ausgezeichnet.«

Da Nikolaj wußte, daß Denissow sogar in Polen als Meister im Tanzen der polnischen Masurka berühmt war, lief er auf Natascha zu.

»Geh und fordere Denissow auf. Der kann Masurka tanzen! Einfach wunderbar!« sagte er.

Als die Reihe wieder an Natascha kam, stand sie auf und eilte mit ihren bandgeschmückten Schuhen schüchtern und ganz allein quer durch den Saal auf die Ecke zu, wo Denissow saß. Sie merkte, daß alle Blicke erwartungsvoll auf ihr ruhten. Nikolaj sah, daß Denissow und Natascha lachend miteinander stritten, daß Denissow zwar Ausflüchte machte, aber doch glücklich lächelte. Er lief hinzu.

»Ach bitte, Wassilij Dimitritsch«, sagte Natascha, »bitte kommen Sie doch!«

»Aber verehrteste Komtesse, erlassen Sie es mir doch in Gnaden«, erwiderte Denissow.

»Aber, Waska, zieh dich doch nicht so!« rief Nikolaj.

»Gerade wie ein Kater wird man hier mit ›Waska*‹ gelockt« scherzte Denissow.

»Einen ganzen Abend werde ich Ihnen dafür vorsingen«, bettelte Natascha.

»Diese kleine Fee macht doch mit mir, was sie will«, brummt Denissow und schnallte den Säbel ab.

* In Rußland werden die Katzen mit dem Kosenamen Waska angelockt. (Anm. d. Übers.)

Er trat aus den Stuhlreihen heraus, nahm seine Dame fest bei der Hand, hob den Kopf hoch, setzte das Bein vor und wartete so auf den Takt. Nur wenn er zu Pferde saß oder, wie eben jetzt, Masurka tanzte, sah man nicht, wie klein eigentlich Denissow war, dann erschien er als der forsche junge Mann, als der er sich selber auch fühlte. Während er auf den Takt wartete, blickte er seine Dame scherzend und siegesgewiß von der Seite an, stampfte dann plötzlich mit dem einen Fuß, sprang leicht wie ein Ball vom Boden auf und flog den Kreis entlang, indem er seine Dame nach sich zog. So chassierte er lautlos auf einem Bein durch die Hälfte des Saales, schien die vor ihm stehende Stuhlreihe gar nicht zu sehen und schoß geradewegs auf sie los, hielt aber plötzlich, die Beine spreizend und mit den Sporen einhakend, auf den Absätzen an, blieb einen Augenblick stehen, stampfte dann sporenklirrend mit beiden Füßen an einem Fleck auf, drehte sich ein paarmal wirbelnd im Kreis herum und flog dann, mit dem linken Bein gegen das rechte schlagend, abermals durch den Saal. Natascha erriet immer, was er gerade tun wollte, und folgte ihm, selber nicht wissend wie, indem sie sich ihm ganz überließ. Bald schwenkte er sie mit der rechten, bald mit der linken Hand im Kreise, bald fiel er vor ihr auf die Knie und führte sie um sich herum, sprang dann wieder auf und stürmte mit solch wildem Eifer vorwärts, als wolle er, ohne Atem zu schöpfen, durch alle Zimmer jagen, bald machte er jäh wieder halt und fing eine neue, unerwartete Tour an. Als er dann seine Dame mit einer letzten, schneidigen Schwenkung wieder auf ihren Platz gebracht und sich sporenklirrend vor ihr verbeugt hatte, war Natascha so verwirrt, daß sie ihm nicht einmal mit einem Knicks dankte. Sie sah ihn nur voller Verwunderung starr an und lächelte, als kenne sie ihn gar nicht wieder.

»Was war denn das?« stammelte sie.

Obgleich Jogel diese Masurka nicht als vorschriftsmäßig gelten lassen wollte, waren doch alle von Denissows Meisterschaft entzückt; die Jüngeren forderten ihn immer wieder auf, und die Älteren fingen an, sich lächelnd über Polen und die gute alte Zeit zu unterhalten. Denissow, ganz rot von der Masurka, wischte sich mit dem Taschentuch den Schweiß von der Stirn, setzte sich neben Natascha und wick den ganzen Abend nicht mehr von ihrer Seite.

Während der nächsten zwei Tage sah Rostow Dolochow weder bei den Seinen noch traf er ihn zu Hause an. Am dritten Tage erhielt er folgenden Brief:

»Da ich aus Dir bekannten Gründen Euer Haus nicht mehr zu betreten beabsichtige und wieder zur Armee zurückkehre, gebe ich heute abend meinen Freunden ein Abschiedsessen und bitte auch dich, in den Englischen Hof zu kommen.«

So fuhr Rostow um zehn Uhr abends vom Theater aus, wo er mit den Seinen und Denissow gewesen war, in den Englischen Hof. Er wurde sogleich in den vornehmsten Raum dieses Hotels geführt, den Dolochow für diesen Abend gemietet hatte. Gegen zwanzig Herren drängten sich um einen Tisch, an dem Dolochow zwischen zwei Kerzen saß. Auf dem Tisch lagen Goldstücke und Banknoten: Dolochow hielt die Bank. Nach seinem Antrag und Sonjas abschlägiger Antwort hatte ihn Nikolaj noch nicht wiedergesehen und empfand bei dem Gedanken, wie sich dieses Wiedersehen zwischen ihnen gestalten würde, ein etwas peinliches Gefühl.

Dolochows klarer, kalter Blick traf Rostow schon an der Tür, als hätte er ihn bereits lange erwartet.

»Lange nicht gesehen«, sagte er zu ihm. »Schön, daß du gekommen bist. Wir haben inzwischen ein kleines Spielchen gemacht, gleich wird der Zigeuner Iljuscha mit seinen Sängern kommen.«

»Ich war einmal bei dir«, sagte Rostow und wurde rot.

Dolochow gab keine Antwort.

»Du kannst setzen«, sagte er dann.

Rostow fiel in diesem Augenblick das eigenartige Gespräch ein, das er einmal mit Dolochow geführt hatte. »Sich auf Glücksspiele einlassen können nur Dummköpfe«, hatte Dolochow damals gesagt.

»Oder hast du vielleicht Angst, mit mir zu spielen?« fuhr Dolochow fort, als hätte er Rostows Gedanken erraten, und lächelte.

Aus diesem Lächeln ersah Rostow, daß sich Dolochow in derselben Gemütsverfassung befand wie bei dem Festessen im Klub und

überhaupt immer zu den Zeiten, in denen er, als würde ihm das Alltagsleben zu langweilig, das unwiderstehliche Bedürfnis empfand, durch eine sonderbare, meist grausame Tat dieser Langenweile ein Ende zu machen.

Rostow empfand ein Gefühl des Unbehagens. Er suchte nach einem Scherz, mit dem er die Worte Dolochows hätte beantworten können, fand aber keinen. Doch ehe er noch irgend etwas sagen konnte, sah ihm Dolochow gerade ins Gesicht und sagte langsam und gedehnt, so daß es alle hören konnten, zu ihm: »Weißt du noch, wir sprachen einmal zusammen vom Spiel ... Ein Dummkopf, wer auf gut Glück Karten spielt; man muß sichergehen. Aber ich will es doch einmal versuchen.«

Das Glücksspiel oder das Sichergehen? dachte Rostow.

»Besser ist schon, man spielt nicht«, fügte Dolochow hinzu, schlug ein neu aufgerissenes Spiel Karten auseinander und rief: »Bank, meine Herren.«

Dolochow schob das Geld vor und fing an, die Karten abzuziehen. Rostow saß neben ihm und spielte anfänglich nicht mit. Dolochow sah ihn an.

»Warum spielst du nicht?« fragte Dolochow.

Und merkwürdig, Nikolaj fühlte den unwiderstehlichen Drang, eine Karte zu nehmen, eine unbedeutende Summe darauf zu setzen und sich am Spiel zu beteiligen.

»Ich habe kein Geld bei mir«, sagte Rostow.

»Ich borge dir.«

Rostow setzte fünf Rubel auf die Karte und verlor, setzte noch einmal und verlor wieder.

Dolochow schlug, das heißt, gewann zehn Karten hintereinander von Rostow.

»Meine Herren«, sagte Dolochow, nachdem sie eine Weile gespielt hatten, »ich bitte, das Geld auf die Karten zu legen, sonst kann ich mich beim Auszahlen irren.«

Einer der Spieler bemerkte scherzhaft, daß er doch hoffe, ihm trauen zu können.

»Trauen schon, aber ich fürchte, mich zu irren. Ich bitte also, das Geld auf die Karten zu legen«, erwiderte Dolochow. »Du aber geniere

dich nicht, wir rechnen dann zusammen ab«, fügte er zu Rostow gewandt hinzu.

Das Spiel ging weiter; indessen reichte ein Diener ununterbrochen Champagner herum.

Alle Karten Rostows wurden geschlagen, und es waren ihm schon achthundert Rubel angekreidet worden. Eben hatte er die ganzen achthundert Rubel als Einsatz auf eine Karte notiert, als ihm der Diener Champagner präsentierte, und während er das Glas nahm, überlegte er es sich noch anders und änderte die Zahl in seinen gewöhnlichen Einsatz von zwanzig Rubeln um.

»Laß es doch so«, sagte Dolochow, obgleich er anscheinend gar nicht nach Rostow hingesehen hatte, »um so schneller gewinnst du deinen Verlust zurück. Zwar schlage ich dich immer, während ich anderen auszahlen muß. Oder hast du vielleicht Angst vor mir?« wiederholte er.

Rostow gehorchte, ließ die achthundert Rubel stehen und setzte auf eine Herz-Sieben mit abgerissener Ecke, die er von der Erde aufgehoben hatte. An all das erinnerte er sich später ganz genau. Er legte die Herz-Sieben auf den Tisch, schrieb mit einem Stück Kreide eine Achthundert in runden, steilen Zahlen darauf, trank das ihm gereichte Glas Champagner, der inzwischen schon abgestanden war, auf einen Zug aus, lächelte zu Dolochows Worten und sah mit Herzklopfen auf dessen Hände, die die Karten hielten, in der Erwartung, daß er eine Sieben abziehen möge. Ob ihm die Herz-Sieben Gewinn oder Verlust brachte, war für Rostow von größter Bedeutung. Am Sonntag voriger Woche hatte der Graf Ilja Andrejewitsch seinem Sohn zweitausend Rubel gegeben und ihm gesagt, obgleich er nie gern davon sprach, wenn er in Geldverlegenheit war, daß dies die letzte Summe sei, die er ihm vor Mai geben könne, und daß er deshalb seinen Sohn bitte, diesmal etwas sparsamer zu sein. Nikolaj hatte erwidert, das sei mehr als genug und er gebe sein Ehrenwort, bis zum Frühjahr kein Geld weiter zu verlangen. Von diesem Geld hatte er jetzt noch zwölfhundert Rubel übrig. Verlor die Herz-Sieben, so bedeutete das für ihn nicht nur einen Verlust von sechzehnhundert Rubel, sondern auch die Notwendigkeit, sein Wort zu brechen. Bangen Herzens sah er auf Dolochows Hände und dachte: Schnell, schnell, laß mich nur auf diese eine Karte gewinnen. Dann nehme ich meine Mütze, fahre nach Hause und esse mit Denissow, Natascha und Sonja zu Abend und rühre

niemals wieder eine Karte an. In diesem Augenblick stieg die Erinnerung an sein Leben zu Hause, das Scherzen mit Petja, die Gespräche mit Sonja, die Duette mit Natascha, das Pikett mit dem Vater, ja, sogar sein friedliches Bett in dem Haus in der Powarskaja mit solcher Macht und so klar und verführerisch vor seiner Seele auf, als wäre es ein vergangenes, unschätzbares Glück, das er schon lange verloren habe. Er konnte es nicht für möglich halten, daß solch ein dummer Zufall, ob eine Sieben mehr nach rechts als nach links zu liegen kam, ihn eines Glückes, das er soeben in neuem Licht gesehen und neu verstanden hatte, berauben und ihn in die Tiefen eines Unglücks versenken konnte, das er noch nie erfahren und ergründet hatte. Das konnte nicht sein, und doch wartete er mit Herzklopfen auf jede Handbewegung Dolochows. Diese derbknochigen, roten, stark behaarten Hände, die aus den Hemdärmeln herausahen, legten jetzt das Kartenspiel hin und griffen nach einem dargebotenen Glas und einer Pfeife.

»Also du hast keine Angst, mit mir zu spielen?« wiederholte Dolochow, legte, als wenn er eine lustige Geschichte erzählen wollte, die Karten hin, lehnte sich in seinem Stuhl zurück und fing langsam und lächelnd an: »Ja, meine Herren, man hat mir erzählt, in Moskau sei das Gerücht verbreitet, daß ich ein Falschspieler sei, deshalb rate ich Ihnen, mir gegenüber vorsichtiger zu sein.«

»Na, so zieh doch die Karten ab!« rief Rostow.

»Ach, diese Moskauer Klatschbasen!« fuhr Dolochow fort und nahm lächelnd die Karten wieder auf.

»Oooh«, rief Rostow ziemlich laut und fuhr sich mit beiden Händen in die Haare. Die Sieben, die er brauchte, war schon heraus, als erste Karte in dem neuen Spiel. Er hatte mehr verloren, als er bezahlen konnte.

»Na, deshalb brauchst du dir nicht den Kopf abzureißen«, sagte Dolochow, warf einen flüchtigen Blick auf Rostow und spielte weiter.

Nach anderthalb Stunden betrachteten die meisten Herren ihr eigenes Spiel nur noch als einen Scherz, Rostow war es allein, der spielte. Statt der sechzehnhundert Rubel war ihm eine lange Reihe Zahlen angekreidet worden, die er bis zehntausend mitgerechnet hatte, die aber jetzt, wie ihm dunkel vorschwebte, bereits auf fünfzehntausend gestiegen sein mochte. In Wirklichkeit aber betrug seine Schuld bereits über zwanzigtausend Rubel. Dolochow hörte nicht mehr auf die Gespräche der anderen und erzählte auch selber keine Geschichten mehr, er verfolgte jede Handbewegung Rostows und warf ab und zu einen flüchtigen Blick auf die vor ihm angeschriebene Zahlenreihe. Er hatte sich vorgenommen, so lange weiterzuspielen, bis dessen Schuld auf dreiundvierzigtausend Rubel gestiegen sein würde. Diese Zahl hatte er deshalb gewählt, weil dreiundvierzig die Summe war, die herauskam, wenn er seine und Sonjas Lebensjahre zusammenzählte. Rostow saß, den Kopf auf beide Hände gestützt, vor dem vollgeschriebenen, mit Karten bedeckten Tisch, der ganz mit Wein begossen war. Die eine qualvolle Empfindung wurde er nicht los: diese derbknochigen, roten, behaarten Hände, die aus den Hemdärmeln hervorguckten, diese Hände, die er gleichzeitig liebte und haßte, hatten ihn ganz in ihrer Gewalt.

Sechshundert Rubel, As, Paroli, Neun ... unmöglich, etwas wiederzugewinnen! ... und wie lustig wäre es jetzt zu Hause ... nun der Bube vor ... aber das kann doch nicht sein ... Warum tut er mir das nur an? dachte Rostow und versuchte sich zu erinnern. Manchmal belegte er eine Karte mit einem Rieseneinsatz, aber Dolochow nahm das nicht an und setzte selber die Summe fest. Nikolaj fügte sich ihm und betete bald zu Gott, wie er es in der Schlacht an der Ennsbrücke getan hatte, bald wahr sagte er sich selber, daß diejenige Karte, die ihm aus einem Haufen verbogener, unter den Tisch geworfener Karten als erste in die Hände geraten werde, ihn retten würde, bald zählte er die Schnüre an seinem Uniformrock und suchte dann auf eine Karte, welche die so gewonnene Augenzahl hatte, seinen ganzen Verlust zu setzen, bald sah er sich hilfesuchend nach den anderen Spielern um, bald blickte er in das jetzt kalte Gesicht Dolochows und suchte zu ergründen, was in ihm vorging.

Aber er weiß doch, was dieser Verlust für mich zu bedeuten hat. Er kann doch nicht mein Verderben wollen? Er war doch mein Freund. Ich habe ihn liebgehabt ... Aber er ist doch nicht schuld, was kann er denn dafür, wenn das Glück ihm hold ist? Doch auch ich bin nicht schuld, sagte er zu sich selber. Ich habe nichts Unrechtes getan. Habe ich etwa jemanden erschlagen, beleidigt oder auch nur Böses gewünscht? Warum nun dieses furchtbare Unglück? Und wann hat es eigentlich angefangen? Eben noch trat ich an diesen Tisch in der Absicht, hundert Rubel zu gewinnen, um Mama zum Namenstag jene Schatulle zu kaufen, und dann nach Hause zu fahren. Ich war so glücklich, so frei und so froh! Und wußte es gar nicht, wie glücklich ich war. Wann war das zu Ende, und wann fing dieser neue, furchtbare Zustand an? Woran kann man den Umschwung erkennen? Ich habe ebenso auf diesem Platz, an diesem Tisch hier gesessen und ebenso Karten gezogen und ausgewählt und ebenso diesen derbknochigen, geschickten Händen zugesehen. Wann ist das geschehen? Und was ist eigentlich geschehen? Ich bin noch stark und gesund und immer noch derselbe auf demselben Platz. Nein, das kann nicht sein. Sicherlich verläuft sich das alles im Sande.

Er sah rot aus und war ganz in Schweiß gebadet, obgleich es im Zimmer nicht allzu heiß war. Sein Gesicht zeigte, besonders durch das ohnmächtige Bestreben, ruhig zu scheinen, einen furchtbaren, jämmerlichen Ausdruck.

Seine Schuld war jetzt bis auf die verhängnisvolle Zahl von Drei- undvierzigtausend gestiegen. Rostow hielt schon eine Karte bereit, auf die er noch einmal die soeben gewonnenen dreitausend Rubel setzen wollte, als Dolochow mit den Karten auf den Tisch klopfte, sie beiseite legte, die Kreide zur Hand nahm und flink mit seiner klaren, festen Handschrift die Schuldsomme zu addieren begann, daß die Kreide bröckelte.

»Bitte zum Souper! Es ist Zeit. Da sind auch schon die Zigeuner.«

Wirklich traten jetzt Männer und Frauen mit dunklen Gesichtern aus der Kälte herein und sagten etwas mit zigeunerhafter Betonung. Rostow begriff, daß alles zu Ende war, und sagte in gleichmütigem Ton: »Was, du willst nicht weiterspielen? Und ich hatte gerade eine so famose Karte in Bereitschaft.« Er gab sich den Anschein, als dächte er nur an die Lust des Spielens.

Alles zu Ende, ich bin verloren. Eine Kugel durch den Kopf – das ist das einzige, was mir noch bleibt, dachte er, sagte dabei aber mit lustiger Stimme: »Na, nur noch eine einzige Karte, eine ganz kleine!«

»Schön«, sagte Dolochow, der seine Aufrechnung beendet hatte, »schön! Um diese einundzwanzig Rubel.« Und er zeigte auf die Zahl einundzwanzig, die er über die runde Summe von dreiundvierzigtausend hinaus gewonnen hatte, nahm ein Spiel Karten in die Hand und schickte sich an, sie abzuziehen. Rostow bog bereitwillig die Ecke um und schrieb statt der Sechstausend, die er erst in Absicht gehabt hatte, sorgsam eine Einundzwanzig hin.

»Das ist mir ganz einerlei«, sagte er, »mich interessiert nur, ob diese Zehn gewinnt oder verliert.«

Dolochow zog ernsthaft die Karten ab. Oh, wie haßte Rostow in diesem Augenblick jene roten, behaarten Hände mit den kurzen Fingern, die unter den Hemdärmeln hervorguckten und ihn doch so ganz in ihrer Gewalt hatten ...

Die Zehn gewann.

»Sie schulden mir dreiundvierzigtausend Rubel, Graf«, sagte Dolochow, dehnte sich und stand vom Tisch auf. »Man wird müde, wenn man so lange sitzt«, fügte er hinzu.

»Ja, ich bin auch ganz müde geworden«, stimmte Rostow bei.

Aber Dolochow, wie um ihn daran zu erinnern, daß es ihm jetzt nicht anstehe, Scherze zu machen, unterbrach ihn: »Wann befehlen Sie, Graf, daß ich das Geld in Empfang nehme?«

Rostow wurde über und über rot und rief Dolochow auf einen Augenblick ins Nebenzimmer.

»Ich kann dir nicht alles auf einmal zahlen«, sagte er, »du nimmst doch einen Wechsel an.«

»Hör mal, Rostow« sagte Dolochow, lächelte unverblümt und sah Nikolaj gerade ins Gesicht, »du kennst doch das Sprichwort: Wer Glück in der Liebe hat, hat kein Glück im Spiel. Deine Cousine ist in dich verliebt. Das weiß ich.«

Oh, wie entsetzlich ist es, sich in der Gewalt dieses Menschen zu wissen, dachte Rostow. Er wußte, was für ein Schlag das für seinen Vater und seine Mutter sein werde, wenn er ihnen diesen Verlust eingestand, wußte, was für ein Glück es wäre, alldem enthoben zu

sein, wußte, daß sich Dolochow darüber klar war, wie er ihm diese Schande und diesen Kummer ersparen könne, und daß er jetzt mit ihm spielen wollte wie die Katze mit der Maus.

»Deine Cousine ...« wollte Dolochow fortfahren, aber Rostow unterbrach ihn.

»Meine Cousine hat hiermit nichts zu tun, ich verbitte mir, von ihr zu reden!« schrie er Dolochow wütend an.

»Wann kann ich also das Geld haben?« fragte dieser.

»Morgen«, erwiderte Rostow und ging aus dem Zimmer.

Zu sagen: »Morgen« und den schicklichen Ton zu wahren, das war nicht weiter schwer gewesen, aber nun allein nach Hause zu fahren, Schwester, Bruder, Mutter, Vater ins Gesicht zu sehen, es einzugestehen und um Geld zu bitten, das er nach dem gegebenen Ehrenwort nicht verlangen durfte, das war entsetzlich.

Zu Hause waren noch alle auf. Die Jugend des Hauses Rostow hatte sich, nachdem sie aus dem Theater gekommen war und zu Abend gegessen hatte, um das Klavier versammelt. Kaum war Nikolaj in den Salon eingetreten, so umging ihn schon jene poetische, verliebte Luft, die den ganzen Winter über dem Hause lagerte und sich jetzt, nach Dolochow's Antrag und dem Ball bei Jogel, wie vor einem Gewitter noch dichter um Sonja und Natascha zusammenzuziehen schien. Sonja und Natascha sahen in ihren blauen Kleidern, in denen sie im Theater gewesen waren, allerliebste aus und wußten das auch. Glückselig lächelnd standen sie beide am Klavier. Wera spielte mit Schinschin im Nebenzimmer Schach. Dort saß auch die alte Gräfin, die auf ihren Sohn und ihren Mann wartete, und legte Patiencen, zusammen mit einer alten adligen Dame, die bei ihnen im Hause wohnte. Denissow saß mit leuchtenden Augen und wirrem Haar am Klavier, hatte das eine Bein nach hinten gestreckt, griff mit seinen kurzen Fingern in die Tasten, schlug ein paar Akkorde an und sang unter stetem Verdrehen der Augen mit seiner kleinen, heiseren, aber sicheren Stimme ein von ihm selbst verfaßtes Lied: »Die Fee«, zu dem er eine Melodie zu finden suchte.

Du holde Fee, o sag mir, welche Macht
Drückt die vergeßne Leier in die Hand mir wieder?
Was für ein Feuer hast im Herzen mir entfacht,
Daß die Begeist' rung strömt in meine Lieder?

sang er mit leidenschaftlicher Stimme und blitzte die verwirrte, aber glückselige Natascha mit seinen schwarzen Achataugen an.

»Herrlich! Ausgezeichnet!« rief Natascha. »Nun noch die andere Strophe!« sagte sie, ohne Nikolaj zu bemerken.

Bei ihnen ist alles beim alten, dachte Nikolaj und warf einen Blick ins Nebenzimmer, wo er Wera und seine Mutter mit der alten Dame sitzen sah.

»Ah, da ist ja auch Nikolenka!«

Natascha lief auf ihn zu.

»Ist Papa zu Hause?« fragte er.

»Wie freue ich mich, daß du kommst!« rief Natascha, ohne auf seine Frage zu antworten. »Wir sind so lustig. Wassilij Dimitritsch bleibt meinetwegen noch einen Tag länger, weißt du schon?«

»Nein, Papa ist noch nicht zurückgekommen«, antwortete ihm Sonja.

»Koko, du bist da? Komm doch zu mir, mein Junge!« hörte man die Stimme der Gräfin aus dem Nebenzimmer.

Nikolaj ging zu seiner Mutter hinüber, küßte ihr die Hand, setzte sich zu ihr an den Tisch und sah auf ihre Hände, die die Karten legten. Aus dem Salon hörte man immer noch Lachen und lustige Stimmen, die auf Natascha einredeten.

»Na schön, schön!« rief Denissow. »Jetzt haben Sie aber keine Ausrede mehr. Sie sind uns noch die Barkarole schuldig. Ich bitte Sie flehentlich darum.«

Die alte Gräfin sah ihren schweigsamen Sohn an.

»Was hast du denn?« fragte sie Nikolaj.

»Ach, nichts«, sagte er, als wäre es ihm bereits langweilig, daß man ihn immer wieder dasselbe fragte. »Kommt Papa noch nicht bald?«

»Ich denke doch.«

Bei ihnen ist alles beim alten. Sie wissen es noch nicht. Wo soll ich nur hingehen? dachte Nikolaj und ging wieder in den Salon hinüber, wo das Klavier stand.

Sonja saß am Klavier und wollte eben die Einleitung zu jener Barkarole spielen, die Denissow so besonders liebte. Natascha schickte sich an zu singen. Denissow sah sie mit entzückten Augen an.

Nikolaj fing an, im Zimmer auf und ab zu gehen.

Was er nur davon hat, sie zum Singen zu nötigen! Was kann sie denn groß? Und warum sie dabei nur so lustig sind? dachte er.

Sonja schlug die ersten Akkorde der Einleitung an.

Großer Gott, ich bin verloren, ein ehrloser Mensch! Eine Kugel in den Kopf, das ist das einzige, was mir noch bleibt. Ich kann sie nicht singen hören, dachte Rostow. Soll ich fortgehen? Aber wohin? Es ist ja alles gleich, mögen sie nur singen.

Er fuhr fort, im Zimmer auf und ab zu gehen, und sah Denissov und die Mädchen finster an, wick aber ihren Blicken aus.

Nikolenka, was fehlt Ihnen? fragte Sonjas Blick, der auf ihn gerichtet war. Sie hatte sogleich gesehen, daß etwas mit ihm geschehen war.

Nikolaj wandte sich von ihr ab. Natascha in ihrer Feinfühligkeit hatte ebenfalls sofort den Seelenzustand ihres Bruders erkannt. Sie fühlte es, aber sie war in diesem Augenblick selber so lustig, so fern von Kummer, Gram und Not, daß sie sich absichtlich darüber hinwegtäuschte, wie das junge Leute häufig zu tun pflegen. Nein, ich bin jetzt zu froh, um mir mein Glück durch die Teilnahme an fremdem Kummer zu trüben, sagte ihr ein inneres Gefühl, und sie redete sich ein: Nein, ich täusche mich ganz sicher, er muß ja ebenso vergnügt sein wie ich.

»Na los, Sonja!« sagte sie und trat bis in die Mitte des Salons, wo ihrer Meinung nach die Schallwirkung am besten war.

Sie hob den Kopf hoch, ließ beide Arme leblos herabsinken, wie es Tänzerinnen tun, hob sich mit einem energischen Ruck von den Hacken auf die Zehenspitzen, trippelte so ein paar Schritte vor und zurück und blieb dann stehen.

Schau, was ich für ein Kerl bin! schien sie als Antwort auf den entzückten Blick Denissovs, der sie nicht aus den Augen ließ, sagen zu wollen.

Worüber ist sie nur so glücklich? dachte Nikolaj und sah die Schwester an. Ob ihr das nicht einmal langweilig wird, ob sie sich dessen nicht schämt?

Natascha setzte mit der ersten Note ein, ihre Kehle dehnte sich aus, ihre Brust straffte sich, ihr Gesicht nahm einen ernsthaften Ausdruck an. Sie dachte in diesem Augenblick an niemanden und an nichts, und

aus ihrem auf ein Lächeln eingestellten Munde drangen Töne, wie sie in den gleichen Abständen und Folgen jeder hervorzubringen vermag, Töne, die einen tausendundeinmal kalt lassen, aber das tausendundzweitemal erbeben machen und Tränen entlocken.

Natascha hatte in diesem Winter erstmalig ernstlich mit Singen angefangen, und hauptsächlich deshalb, weil Denissow so von ihrer Stimme entzückt war. Sie sang jetzt nicht mehr auf jene kindliche Weise, in ihrem Ausdruck lag nicht mehr dieses komische, schulmädchenhafte Sichmühegeben, aber sie sang auch noch nicht gut, wie alle Kenner und Kritiker, die sie gehört hatten, sagten. »Eine schöne Stimme, aber noch ungeschult, sie muß erst ausgebildet werden«, sagten alle. Doch diesen Ausspruch taten sie gewöhnlich erst lange, nachdem ihre Stimme verklungen war. Denn während diese ungeschulte Stimme mit dem unvorschriftsmäßigen Atemholen und den gewaltsamen Übergängen ertönte, waren auch die Kenner und Kritiker ganz still, gaben sich nur dem Genuß dieser ungeschulten Stimme hin und wünschten weiter nichts, als sie noch weiterzuhören. In ihrer Stimme lag jene mädchenhafte Unberührtheit, jene unbewußte Kraft, jener noch durch keine Schulung beeinflusste Schmelz, und das alles war so eng mit den Mängeln ihrer Sangeskunst verschmolzen, daß es unmöglich schien, an dieser Stimme etwas zu ändern, ohne sie zu schädigen.

Was ist das? dachte Nikolaj, hörte auf ihre Stimme und sah sie mit großen Augen an. Was ist mit ihr geschehen? Wie singt sie denn heute? dachte er. Und plötzlich versank alles um ihn her, und sein ganzes Interesse, seine ganze Erwartung galt nur noch den folgenden Noten, den folgenden Worten, und die ganze Welt zerfiel für ihn nur in die drei Takteile: Oh, mio crudele affetto ... Eins, zwei, drei ... eins, zwei ... drei ... eins ... Oh, mio crudele affetto ... Eins, zwei, drei ... eins. Ach, was ist unser Leben doch für ein Possenspiel! dachte Nikolaj. Alles das: Unglück, Geld, Dolochow, Bosheit, Ehre – das ist ja alles nur Unsinn ... Nur dies allein ist das Wahre ... Gut, Natascha, gut, mein Täubchen, mein Liebling! ... Wie wird sie das H herausbringen? Sie hat es getroffen! Gott sei Dank! und um dieses H zu verstärken, hatte er selber diese hohe Note eine Terz tiefer in zweiter Stimme mitgesungen, ohne es selber zu merken. Gott, wie schön! Habe ich wirklich richtig eingesetzt? Welch ein Glück! dachte er.

Bebend verhallte diese Terz, aber etwas, das noch besser war, sang und klang in Rostows Seele. Und dieses Etwas war unabhängig von der ganzen Welt und höher als die ganze Welt. Was ist ein Spielverlust, ein Dolochow, ein Ehrenwort! ... Nichtigkeiten! Man kann morden und stehlen und dennoch glücklich sein ...!

Es war seit langer Zeit das erstmal, daß Rostow die Musik wieder als Hochgenuß empfand. Aber kaum hatte Natascha ihre Barkarole zu Ende gesungen, als ihm die Wirklichkeit wieder schwer auf die Seele fiel. Er ging, ohne ein Wort zu sagen, hinaus und begab sich nach unten, auf sein Zimmer. Eine Viertelstunde später kam der alte Graf, lustig und zufrieden, aus seinem Klub nach Hause. Nikolaj, der ihn hatte kommen hören, ging zu ihm hinein.

»Na, gut amüsiert?« fragte Ilja Andrejewitsch und sah seinen Sohn mit frohem, stolzem Lächeln an,

Nikolaj wollte ja sagen, brachte es aber nicht heraus, da ihm ein Schluchzen in der Kehle aufstieg. Der Graf steckte sich eine Pfeife an und bemerkte deshalb den Zustand seines Sohnes nicht.

Ach, es hilft doch alles nichts! dachte Nikolaj zum ersten- und letztenmal. Und plötzlich sagte er zu seinem Vater, so daß er sich selber ekelhaft vorkam, in höchst nachlässigem Ton, als bäte er ihn um einen Wagen, um in die Stadt zu fahren: »Papa, ich komme in geschäftlichen Angelegenheiten zu dir. Beinahe hätte ich's vergessen. Ich brauche Geld.«

»Siehst du«, sagte der Vater, der bei besonders guter Laune war, »das habe ich dir doch gleich gesagt, daß du nicht auskommen würdest. Ist es viel?«

»Sehr viel«, erwiderte Nikolaj errötend und mit einem dummen, nachlässigen Lächeln, das er sich lange nachher nicht verzeihen konnte. »Ich habe ein bißchen verspielt, das heißt viel, sehr viel sogar, dreiundvierzigtausend Rubel.«

»Was? An wen? ... Das ist doch nicht dein Ernst?« schrie der Graf, und sein Hals und sein Nacken wurden plötzlich wie bei einem Schlaganfall ganz rot, wie das bei alten Leuten vorzukommen pflegt.

»Ich habe versprochen, es morgen zu bezahlen«, fuhr Nikolaj fort.

»Auch das noch«, stöhnte der Graf, spreizte die Arme auseinander und sank kraftlos auf das Sofa nieder.

»Was soll man da machen? Das passiert doch jedem einmal!« sagte der Sohn in ungeniertem, dreistem Ton, während er sich innerlich für

einen Taugenichts, einen Schurken hielt, der niemals im Leben sein Verbrechen wiedergutmachen könne. Er hätte seinem Vater die Hand küssen, ihn kniefällig um Verzeihung bitten mögen, und dabei sagte er in lässigem, ja sogar unhöflichem Ton, daß das jedem einmal passieren könne.

Graf Ilja Andrejewitsch schlug die Augen nieder, als er diese Worte seines Sohnes hörte, und geriet in eine nervöse Unruhe, als suche er etwas.

»Ja, ja«, murmelte er, »aber es wird schwer sein, fürchte ich, sehr schwer sein, das Geld zu beschaffen ... Das passiert ja jedem einmal! Ja, gewiß, jedem einmal ...«

Und der Graf warf einen kurzen Blick auf das Gesicht seines Sohnes und ging aus dem Zimmer. Nikolaj war auf einen harten Kampf gefaßt gewesen, dies aber hatte er keinesfalls erwartet.

»Papa, lieber, guter Papa!« rief er ihm nach und brach in Schluchzen aus. »Verzeihen Sie mir!«

Und er ergriff die Hand seines Vaters, drückte sie an seine Lippen und weinte laut auf.

Zur selben Zeit, als Vater und Sohn diese Auseinandersetzung hatten, fand eine nicht minder ernste Aussprache zwischen Mutter und Tochter statt. Natascha kam ganz außer sich zur Mutter hereingelaufen.

»Mama ... Mama! ... Er hat mir ...«

»Was hat er dir denn?«

»Einen Heiratsantrag gemacht, Mama! Einen Heiratsantrag!« rief Natascha atemlos.

Die Gräfin traute ihren Ohren kaum. Denissow hatte einen Antrag gemacht? Und wem? Diesem kleinen Gör Natascha, das vor kurzem noch mit der Puppe gespielt hatte und jetzt noch in die Tanzstunde ging.

»Hör doch auf, Natascha, mit diesen Dummheiten!« sagte sie, immer noch in der Hoffnung, daß es nur ein Scherz sei.

»Aber ich bitte Sie, Dummheiten! Was ich sage, ist Tatsache!« erwiderte Natascha ärgerlich. »Ich komme, um zu fragen, was ich tun soll, und Sie nennen das ›Dummheiten‹ ...«

Die Gräfin zuckte mit den Achseln.

»Nun, wenn das wahr ist, daß Monsieur Denissow dir einen Antrag gemacht hat, so sage ihm nur, daß er ein Narr ist, und damit Schluß!«

»Nein, er ist gar kein Narr«, erwiderte Natascha ernst und gekränkt.

»Na, was willst du denn sonst? Ihr seid ja ewig verliebt. Wenn du ihn also liebst, so heirate ihn doch!« sagte die Gräfin, ärgerlich lachend. »In Gottes Namen!«

»Nein, Mama, ich bin nicht verliebt in ihn, das kann doch wohl nicht die Liebe sein.«

»Nun, so geh doch hin und sage ihm das.«

»Mama, sind Sie mir böse? Seien Sie mir nicht böse, liebste, beste Mama! Habe ich denn etwas Unrechtes getan?«

»Nein, aber was willst du denn, mein Liebling? Willst du, daß ich zu ihm gehen und es ihm sagen soll?« fragte die Gräfin lächelnd.

»Nein, ich will es ihm selber sagen, Mama, sagen Sie mir nur, wie. Sie nehmen das alles so leicht«, fügte sie als Entgegnung auf das Lächeln ihrer Mutter hinzu. »Wenn Sie ihn nur gesehen hätten, wie er es mir sagte! Ich weiß doch, daß er es mir nicht sagen wollte, und nun hat er es doch plötzlich ausgesprochen.«

»Nun ja, aber trotzdem mußt du ihn abweisen.«

»Nein, das muß ich doch nicht. Er tut mir ja so furchtbar leid. Er ist ein so lieber Mensch.«

»Na, dann mußt du eben seinen Antrag annehmen. Es wird ja auch Zeit, daß du endlich einen Mann bekommst«, sagte die Mutter ärgerlich spottend.

»Nein, Mama, er tut mir ja so furchtbar leid! Ich weiß nicht, wie ich es ihm sagen soll.«

»Du brauchst ihm auch gar nichts zu sagen, ich werde selber mit ihm reden«, sagte die Gräfin, empört darüber, daß jemand sich unterstanden hatte, dieses Kind Natascha wie eine erwachsene junge Dame zu behandeln.

»Nein, nicht um alles in der Welt! Ich werde es ihm selber sagen. Aber hören Sie bitte an der Tür zu«, und Natascha lief durch das Zimmer in den Salon hinüber, wo Denissow immer noch auf demsel-

ben Platz vor dem Klavier saß und das Gesicht in beide Hände vergraben hatte.

Bei dem Geräusch ihrer leichten Schritte sprang er vom Stuhle auf.

»Natalie«, sagte er und ging mit schnellen Schritten auf sie zu.
»Entscheiden Sie mein Schicksal! Es liegt in Ihren Händen.«

»Wassilij Dimitritsch, Sie tun mir so leid! ... Sie sind ein so famoser Mensch ... aber es geht nicht ... das, was Sie wollen ... doch ich werde Sie ewig lieben!«

Denissow neigte sich über ihre Hand, und sie hörte sonderbare, ihr unverständliche Töne.

Sie küßte ihn auf das schwarze, wirre, krause Haar, aber schon hörte man das Kleid der Gräfin eilig rauschen. Sie trat auf die beiden zu.

»Wassilij Dimitritsch, ich danke Ihnen für die Ehre«, sagte sie mit etwas verlegener Stimme, die Denissow streng erschien, »aber meine Tochter ist noch zu jung. Auch hätte ich gedacht, daß Sie als Freund meines Sohnes sich zuerst an mich wenden würden, dann hätten Sie mir die Notwendigkeit einer offiziellen Absage erspart.«

»Gräfin«, erwiderte Denissow mit niedergeschlagenen Augen und schuldbewußter Miene. Er wollte noch etwas hinzufügen, kam aber ins Stocken.

Natascha konnte seine klägliche Miene nicht ruhig mit ansehen. Sie schluchzte laut auf.

»Gräfin, ich bin schuldig in Ihren Augen«, fuhr Denissow mit stockender Stimme fort, »aber wenn Sie wüßten, wie ich Ihre Tochter und Ihre ganze Familie vergöttere, wie ich zweimal mein Leben für sie hingeben würde ...« Er blickte auf und sah in das strenge Gesicht der Gräfin ... »Leben Sie wohl, Gräfin«, sagte er dann, küßte ihr die Hand und ging, ohne Natascha noch einmal anzusehen, mit schnellen, entschlossenen Schritten aus dem Zimmer.

Am nächsten Tag nahmen Rostow und Denissow, der nicht einen Tag länger in Moskau bleiben wollte, voneinander Abschied. Denissows sämtliche Moskauer Freunde hatten für ihn eine Abschiedsfeier bei den Zigeunern veranstaltet, und er wußte später nicht mehr, wie man

ihn in den Schlitten gebracht und er die ersten drei Stationen zurückgelegt hatte.

Nach Denissows Abreise blieb Rostow noch vierzehn Tage in Moskau, weil er auf das Geld warten mußte, das der alte Graf nicht so schnell zusammenbringen konnte. Er ging während dieser Zeit kaum aus dem Hause und verbrachte diese Tage vorzugsweise im Zimmer der jungen Mädchen.

Sonja war zärtlicher und hingebender gegen ihn als früher. Sie schien ihm dadurch zeigen zu wollen, daß sein Spielverlust in ihren Augen eine Heldentat war, für die sie ihn jetzt noch mehr lieben müsse, aber Nikolaj hielt sich nun ihrer nicht mehr für wert.

Er schrieb Verse über Verse und Noten in die Poesiealbums der jungen Mädchen und reiste dann Ende November, nachdem er endlich die ganzen dreiundvierzigtausend Rubel an Dolochow abgeschickt und dessen Quittung erhalten hatte, ohne sich von irgendeinem seiner Bekannten zu verabschieden, von Moskau ab, um sein Regiment einzuholen, das schon in Polen lag.

FÜNFTER TEIL

1

Nach der Aussprache mit seiner Frau reiste Pierre nach Petersburg. Auf der Station Torschok fand er keine Pferde vor, oder der Stationsaufseher wollte ihm keine geben. Also mußte er warten. Pierre kleidete sich nicht aus, legte sich auf das Ledersofa hinter dem runden Tisch, streckte seine großen Füße in den warmen Schuhen über diesen Tisch und fing an nachzudenken.

»Befehlen der Herr, daß ich die Koffer heraufbringe? Soll ich das Bett und den Tee bereiten?« fragte der Kammerdiener.

Pierre gab keine Antwort, weil er weder etwas gehört noch gesehen hatte. Schon auf der letzten Station war er in tiefe Gedanken versunken und dachte nun immerfort nur an das eine, was ihm am wichtigsten erschien, so daß er allem, was um ihn herum vorging, nicht die geringste Aufmerksamkeit schenkte. Er hatte nicht nur nicht das geringste Interesse dafür, ob er früher oder später nach Petersburg kommen und auf dieser Station einen Platz finden würde, wo er sein müdes Haupt hinlegen konnte, sondern es war ihm im Vergleich mit jenen Gedanken, die ihn jetzt beschäftigten, sogar vollständig gleichgültig, ob er an diesem Ort nur ein paar Stunden oder sein ganzes künftiges Leben werde zubringen müssen.

Der Stationsaufseher, dessen Frau, der Kammerdiener und eine Frau, die Torschoker Stickereien feilbot, gingen im Zimmer aus und ein und boten ihm ihre Dienste an. Ohne seine Lage mit den nach oben ausgestreckten Füßen zu verändern, sah Pierre sie durch seine Brille an und begriff nicht, was sie wollten und wie all diese Menschen überhaupt leben konnten, ohne das, was ihn jetzt beschäftigte, gelöst zu haben. Was ihn so in Anspruch nahm, waren immer noch ein und dieselben Fragen, die ihn seit jenem Tage niemals verlassen hatten, wo er vom Duell aus dem Sokolniki-Wäldchen zurückgekehrt war und die erste qualvoll schlaflose Nacht verbracht hatte. Jetzt, in den einsamen Stunden der Reise, stürmten sie mit ganz besonderer Gewalt auf ihn ein. Von wo auch seine Gedanken ausgingen, immer wieder kehrten sie zu denselben Fragen zurück, über die er sich nicht klarwerden konnte, die er sich aber unaufhörlich immer wieder und wieder vorlegen mußte. Es war, als ob sich die Hauptschraube in

seinem Kopf, die seinem ganzen Leben eine Stütze gewesen war, gelockert hätte. Diese Schraube ging weder heraus noch hinein, aber sie drehte sich, ohne zu greifen, immer in demselben Gewinde herum, und er konnte gar nicht anders, als immer wieder an ihr drehen.

Der Stationsaufseher trat ins Zimmer und bat untertänig, Seine Erlaucht möchte sich nur noch ein paar Stündchen gedulden, dann werde er – komme, was wolle – Seiner Erlaucht Kurierpferde geben. Offenbar log er und wollte nur von dem Reisenden mehr Geld herausschinden.

Ist das nun gut oder böse? fragte sich Pierre. Für mich ist es gut, für einen anderen Reisenden schlecht, er selber aber kann wohl nicht anders, weil er sonst nichts zu essen hätte. Wie er mir erzählte, hat ihn ein Offizier einmal deshalb geschlagen. Und der Offizier schlug ihn wiederum, weil es seine Pflicht war, schneller zu reisen. Ich habe auf Dolochow geschossen, weil ich mich für beleidigt hielt, und Ludwig der Sechzehnte wurde zum Tode verurteilt, weil man ihn für einen Verbrecher hielt, doch ein Jahr darauf wurden die, welche ihn hingerichtet hatten, ebenfalls aus irgendeinem Grunde getötet. Was ist böse? Was ist gut? Was muß man lieben? Was muß man hassen? Wozu lebt man und was bin ich? Was ist das Leben? Was ist der Tod? Was für eine Kraft lenkt das alles? fragte er sich.

Und auf alle diese Fragen konnte Pierre keine Antwort finden, außer der einen, die gegen jede Logik verstieß und gar nicht auf diese Fragen paßte. Diese eine Antwort war: Wenn du stirbst, wird alles zu Ende sein. Wenn du stirbst, wirst du entweder alles erfahren oder zu fragen aufhören. – Aber selbst zu sterben war furchtbar.

Die Handelsfrau bot ihm in winselndem Ton ihre Ware an, besonders die mit bunten Kanten verzierten Torschoker Saffianpantoffeln. Ich habe Hunderte von Rubeln und weiß nicht, was ich damit anfangen soll, sie aber steht in zerrissenem Pelz vor mir und sieht mich schüchtern an, dachte Pierre. Und wozu braucht sie Geld? Kann dieses Geld sie auch nur um ein Haar glücklicher machen, nur um ein Haar zu ihrem Seelenfrieden beitragen? Kann irgend etwas in der Welt darauf hinwirken, daß sie, wie auch ich, weniger dem Übel, weniger dem Tode ausgesetzt ist? Der Tod, der allem ein Ende macht, kann heute oder morgen kommen, und ist dann nicht durch diesen einen Augenblick dies alles gleichgültig im Vergleich mit der Ewigkeit? Und er preßte abermals gegen die nicht mehr fassende

Schraube, aber diese drehte sich immer nur in dem ausgeleierte Gewinde, ohne zu greifen.

Der Diener überreichte ihm ein zur Hälfte aufgeschnittenes Buch, einen Roman in Briefen von Madame Souza⁸⁵. Er fing an, von den Leiden und tugendhaften Kämpfen irgendeiner Amélie de Mansfeldt zu lesen. Warum kämpft sie denn gegen ihren Verführer, wenn sie ihn doch liebt? dachte er. Kann Gott einen Trieb in ihre Seele legen, der seinem Willen zuwiderläuft? Meine frühere Frau kämpfte nicht dagegen an und hatte vielleicht recht. Nichts hat man herausgefunden, nichts hat man durch Gedankenarbeit erreicht, sagte sich Pierre wieder. Das einzige, was wir wissen, ist, daß wir nichts wissen. Das ist die höchste Stufe der menschlichen Weisheit.

Alles in ihm selber und um ihn herum erschien ihm verworren, sinnlos und abstoßend. Aber gerade das Gefühl, daß ihn alles um ihn herum anwiderte, empfand Pierre als eine Art aufreizenden Genusses.

»Darf ich Euer Erlaucht bitten, ein ganz klein wenig Platz für diesen Herrn hier zu machen«, sagte der Stationsaufseher, der ins Zimmer getreten war und einen anderen Reisenden, der ebenfalls wegen des Mangels an Pferden nicht weiterfahren konnte, mitbrachte.

Dieser Reisende war ein untersetzter, derbknochiger alter Mann mit gelbem runzligem Gesicht und leuchtenden Augen von einer unbestimmten grauen Farbe unter buschigen grauen Augenbrauen.

Pierre nahm die Beine vom Tisch, stand auf und legte sich auf das für ihn aufgestellte Bett. Er warf ab und zu einen Blick auf den Fremden, der sich mit müdem, finsterem Gesicht, ohne sich nach Pierre umzusehen, mit Hilfe seines Dieners schwerfällig auskleidete. Nachdem er in einen abgetragenen, mit Nanking überzogenen Schafpelz gekrochen war und Filzstiefel über seine dünnen, knöchigen Beine gezogen hatte, setzte er sich auf das Sofa, lehnte seinen großen, an den Schläfen sehr breiten, kurzgeschorenen Kopf gegen die Rücklehne und sah sich nun Besuchow an. Der ernste, kluge, sprechende Ausdruck dieses Blickes setzte Pierre in Erstaunen. Er bekam Lust, sich mit ihm zu unterhalten, aber als er sich gerade mit einer Frage über seine Reise an ihn wenden wollte, hatte der Reisende bereits die Augen geschlossen und saß, die runzlichen alten Hände gefaltet, an deren einem Finger er einen großen gußeisernen Ring mit einem Adamskopf trug, still und unbeweglich da, entweder um auszuruhen oder, wie es Pierre schien, über irgend etwas ruhig und

tief nachzudenken. Der Diener des Reisenden war ebenfalls ein alter Mann mit gelbem, runzligem Gesicht; er trug weder einen Schnurrbart noch einen Backenbart, und zwar hatte er sich den nicht etwa abrasiert, sondern es war ihm nie einer gewachsen. Geschäftig packte dieser Alte jetzt den Proviantstasche aus, machte den Teetisch zurecht und brachte einen siedenden Samowar herein. Als alles bereit war, schlug der Reisende die Augen auf, rückte an den Tisch heran, goß sich ein Glas Tee ein, füllte dann noch ein zweites für den bartlosen Diener und reichte es ihm. Pierre wurde unruhig, er fühlte, daß es notwendig, ja unumgänglich war, mit diesem Reisenden ein Gespräch anzuknüpfen.

Der Diener brachte das ausgetrunkene Glas umgestülpt zurück, sowie den Zucker, den er nicht aufgegessen hatte, und fragte, ob der Herr noch etwas wünsche.

»Nein. Gib mir nur noch das Buch«, sagte der Reisende.

Der Diener brachte das Buch, das Pierre für ein religiöses hielt, und der Reisende vertiefte sich in die Lektüre. Pierre beobachtete ihn. Plötzlich legte der Fremde ein Zeichen ins Buch, klappte es zu und legte es beiseite, lehnte sich abermals an die Lehne zurück, schloß die Augen und blieb so wieder in derselben Stellung wie vorhin sitzen. Pierre betrachtete ihn und hatte sich noch nicht wieder abwenden können, als der Alte plötzlich die Augen aufschlug und Pierre mit seinem ernsten, strengen Blick gerade ins Gesicht sah.

Pierre fühlte sich verwirrt und wollte diesem Blick ausweichen, aber die leuchtenden Augen des alten Mannes zogen ihn unwiderstehlich an.

2

»Ich habe das Vergnügen, den Grafen Besuchow vor mir zu sehen, wenn ich nicht irre«, sagte der Fremde laut und gemessen.

Pierre schwieg und sah den Sprechenden fragend durch seine Brille an.

»Ich habe von Ihnen gehört«, fuhr der Fremde fort, »und von dem Unglück, das Ihnen zugestoßen ist, mein Herr.« – Es war, als unterstriche er das Wort »Unglück« ganz besonders, als wolle er damit sagen: Ja, ein Unglück ist es, wie Sie es auch bezeichnen mögen; ich weiß, daß das, was Ihnen in Moskau zugestoßen ist, ein Unglück gewesen ist. – »Das tut mir von Herzen leid, mein Herr.«

Pierre wurde rot, zog hastig die Beine vom Bett herunter, beugte sich zu dem Alten hinüber und lächelte schüchtern und gezwungen.

»Ich fange nicht etwa aus Neugierde davon an, mein Herr, sondern aus viel ernsteren Gründen.«

Er schwieg, ohne seinen Blick von Pierre abzuwenden, rückte dann auf dem Sofa etwas zur Seite, wodurch er Besuchow aufforderte, sich neben ihn zu setzen. Pierre war es peinlich, mit diesem Alten ein solches Gespräch zu führen, aber er fügte sich ihm willenlos, ging zu ihm hin und setzte sich neben ihn.

»Sie sind unglücklich, mein Herr«, fuhr der Fremde fort. »Sie sind noch jung, ich aber bin ein alter Mann. Ich möchte Ihnen helfen, soweit es in meinen Kräften steht.«

»Ach, ja«, erwiderte Pierre mit gezwungenem Lächeln. »Ich danke Ihnen sehr ... Woher kommen Sie denn jetzt?«

Das Gesicht des Fremden war unfreundlich, ja sogar kalt und streng, und trotzdem übten sowohl die Worte als auch dieses Gesicht eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf Pierre aus.

»Wenn Ihnen aber aus irgendeinem Grund dieses Gespräch mit mir unangenehm sein sollte«, sagte der Alte, »so sagen Sie es mir nur, mein Herr.«

Und plötzlich verklärte ein väterlich liebevolles Lächeln seine Züge.

»Ach nein, durchaus nicht, im Gegenteil, ich freue mich sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen«, sagte Pierre und betrachtete, als er wieder einen Blick auf die Hände seines neuen Bekannten warf, dessen Ring in der Nähe. Er sah darauf den Adamskopf, das Kennzeichen der Freimaurerei⁸⁶.

»Erlauben Sie mir eine Frage«, sagte er. »Sie sind Freimaurer?«

»Ja, ich gehöre zur Brüderschaft der Freimaurer«, erwiderte der Fremde und schaute Pierre immer tiefer und tiefer in die Augen, »und strecke Ihnen in meinem und auch in ihrem Namen die brüderliche Hand entgegen.«

»Ich fürchte nur«, sagte Pierre lächelnd und schwankte zwischen dem Vertrauen, das ihm die Persönlichkeit des Fremden einflößte, und der alten Gewohnheit, über die Ansichten der Freimaurer zu spotten, »ich fürchte nur, daß ich dem Verständnis Ihrer Ideen zu fern stehe, oder wie soll ich sagen, ich fürchte, daß meine Denkweise, was Weltanschauung anbetrifft, der Ihrigen so zuwiderläuft, daß wir einander kaum verstehen werden.«

»Ihre Denkweise ist mir wohlbekannt«, sagte der Freimaurer, »denn diese Ihre Denkweise, von der Sie sagen und annehmen, daß sie die Frucht Ihrer Geistesarbeit sei, ist den meisten Menschen zu eigen; sie ist das bei allen gleiche Ergebnis der Hoffart, der Trägheit und der Unbildung. Verzeihen Sie mir, mein Herr, aber wenn ich das nicht gewußt hätte, hätte ich dieses Gespräch gar nicht angefangen. Ihre Denkweise ist eine trostlose Verirrung.«

»Mit demselben Recht könnte ich annehmen, daß Sie sich in einer Verirrung befinden«, erwiderte Pierre mit schwachem Lächeln.

»Ich würde niemals zu behaupten wagen, daß ich die Wahrheit kenne«, sagte der Freimaurer, der durch seine bestimmte und feste Redeweise Pierre immer mehr und mehr in Erstaunen setzte. »Kein Mensch kann allein bis zur Wahrheit vordringen. Nur Stein auf Stein, unter Mitwirkung eines jeden aus den Millionen von Geschlechtern vom Stammvater Adam bis auf unsere Zeit, kann jener Tempel errichtet werden, der dem großen Gott eine würdige Stätte sein soll«, sagte der Freimaurer und schloß die Augen.

»Ich muß Ihnen gestehen, ich glaube nicht ... glaube nicht an Gott«, entgegnete Pierre wie bedauernd, und als ob es ihn Mühe koste,

dies auszusprechen. Aber er fühlte, daß er die volle Wahrheit sagen mußte.

Der Freimaurer sah Pierre aufmerksam an und lächelte, wie ein Reicher, der Millionen in Händen hat, über einen armen Schlucker lächelt, der ihm eingesteht, daß er armer Kerl nicht fünf Rubel besitze, die zu seinem Glück hinreichen würden.

»Ja, Sie kennen Ihn nicht, mein Herr«, sagte der Freimaurer. »Sie können Ihn gar nicht kennen, und deshalb sind Sie auch unglücklich, weil Sie Ihn nicht kennen.«

»Ja, ja, unglücklich bin ich«, bestätigte Pierre, »aber was soll ich tun?«

»Sie kennen Ihn nicht, mein Herr, und deshalb sind Sie so unglücklich. Sie kennen Ihn nicht, und doch ist Er hier, Er ist in mir, Er ist in meinen Reden, Er ist in dir und sogar in jenen lästerlichen Worten, die du soeben aussprachst«, sagte der Freimaurer ernst und mit zitternder Stimme. Er schwieg eine Weile und seufzte, sichtlich bemüht, ruhiger zu werden.

»Wenn Er nicht existierte«, fuhr er dann leise fort, »hätten wir nicht über Ihn sprechen können, mein Herr. Und von was, von wem haben wir gesprochen? Wen hast du geleugnet?« sagte er plötzlich, und seine Stimme klang begeistert, streng und eindringlich. »Wer hat Ihn sich erdacht, wenn Er nicht ist? Warum ist in dir die Vermutung aufgestiegen, daß es solch ein unbegreifliches Wesen gibt? Warum schlummert in dir und aller Welt eine Ahnung von dem Vorhandensein eines solch unfaßbaren, allmächtigen Wesens, das von Ewigkeit zu Ewigkeit und in allen seinen Eigenschaften unendlich ist?«

Er hielt inne und schwieg lange. Pierre konnte und wollte dieses Schweigen nicht brechen.

»Er ist, aber es ist schwer, Ihn mit dem Verstande zu fassen«, fing der Freimaurer wieder an. Er sah Pierre nicht mehr ins Gesicht, sondern blickte vor sich hin und blätterte mit seinen welken Händen, die er vor innerer Erregung nicht ruhig halten konnte, in den Seiten des Buches. »Wenn das ein Mensch wäre, an dessen Existenz du zweifeltest, so würde ich ihn zu dir hinführen, ihn an die Hand nehmen und ihn dir zeigen. Aber wie kann ich armer Sterblicher Seine ganze Allmacht, Seine ganze Unendlichkeit, Seine ganze Allgüte einem Menschen zeigen, der blind ist, oder einem, der absichtlich die

Augen schließt, damit er Ihn nicht sieht, Ihn nicht begreift, um seine eigne Abscheulichkeit und Verderbtheit nicht zu sehen und sich ihrer nicht bewußt zu werden.« Er schwieg. »Wer bist du? Was bist du? Du bildest dir ein, ein Weiser zu sein, weil du diese lasterhaften Worte aussprechen kannst«, sagte er mit finsterem, verächtlichem Lächeln, »und doch bist du törichter und unvernünftiger als ein kleines Kind, das mit den Teilen einer kunstvoll zusammengesetzten Uhr spielt und zu sagen wagt, da es die Bedeutung dieser Uhr nicht verstehe, könne es auch nicht an den Meister glauben, der sie zusammengesetzt hat. Ihn zu begreifen ist schwer ... Seit Jahrtausenden, vom Urvater Adam bis auf unsere Zeit, arbeiten wir an dieser Erkenntnis und sind noch eine Ewigkeit vom Ziel entfernt. Daß es aber so schwer ist, ihn zu begreifen, ist nur ein Beweis für unsere eigne Schwäche und Seine Größe.«

Pierre hatte mit klopfendem Herzen dem Freimaurer zugehört und sah ihm mit leuchtenden Augen gerade ins Gesicht. Er hatte ihn nicht unterbrochen, nichts gefragt und glaubte von ganzem Herzen alles, was ihm dieser fremde Mensch da sagte.

Glaubte er den klugen Beweisen in der Rede des Freimaurers? Oder glaubte er, wie es Kinder zu tun pflegen, an den Tonfall, an die Überzeugtheit, an die Herzlichkeit seiner Worte? Glaubte er an das Beben seiner Stimme, das ihn mitunter fast zum Stocken brachte? Oder an die leuchtenden Greisenaugen, die nur in dieser einen Überzeugung alt geworden waren? Oder an die Ruhe und Festigkeit im Bewußtsein der eignen Bestimmung, welche die ganze Persönlichkeit des Freimaurers verklärten und die auf Pierre im Vergleich zu seiner eignen niedergedrückten und hoffnungslosen Stimmung einen ganz besonders starken Eindruck machten? Mit ganzer Seele gab er sich dem Wunsch hin zu glauben, und er glaubte. Und gleichzeitig empfand er das Glücksgefühl der Beruhigung, der Wiedergeburt, der Rückkehr ins Leben.

»Man kommt nicht durch den Verstand zu ihm hin, sondern nur durch das Leben«, sagte der Freimaurer.

»Aber ich verstehe nicht«, warf Pierre ein, der voll Angst einen Zweifel in sich aufsteigen fühlte und fürchtete, daß er durch schwache und unklare Beweise des Freimaurers seinen Glauben wieder verlieren könne, »ich verstehe nicht«, sagte er, »warum der menschliche

Verstand nicht bis zu jener Erkenntnis gelangen kann, von der Sie sprechen.«

Der Freimaurer lächelte in seiner sanften, väterlichen Art.

»Die höchste Weisheit und Wahrheit ist wie ein ungetrübter Quell, den wir in uns aufzunehmen streben«, erwiderte er. »Kann ich diesen ungetrübten Quell in einer unsaubereren Schale auffangen und dann über seine Klarheit urteilen? Nur nach einer inneren Reinigung meiner eignen Person kann ich den aufgenommenen Quell in seiner natürlichen Klarheit erhalten.«

»Ja, ja, so ist es«, rief Pierre froh aus.

»Die höchste Weisheit fußt nicht nur auf dem Verstand, auf jenen weltlichen Wissenschaften wie Physik, Geschichte, Chemie und so weiter, aus denen sich unser Verstandeswissen zusammensetzt. Die höchste Weisheit ist nur ein einziges Ganzes. Die höchste Weisheit umfaßt nur eine einzige Wissenschaft, die Erkenntnis des Alls, die für den ganzen Bau der Welt und die Stellung, die der Mensch darin einnimmt, eine Erklärung bietet. Um aber diese Erkenntnis in sich aufzunehmen, muß man sich selber erst reinigen und seinen inneren Menschen erneuern, man muß also erst glauben und vollkommen werden, ehe man zur Erkenntnis gelangt. Und damit wir dieses Ziel erreichen können, ist uns ein Strahl göttlichen Lichtes in die Seele gelegt worden, den wir Gewissen nennen.«

»Ja, ja«, stimmte Pierre bei.

»Betrachte mit geistigen Augen deinen inneren Menschen und frage dich selber: bist du zufrieden mit dir? Was hast du erreicht, während du dich nur vom Verstand allein lenken ließest? Was bist du? Sie sind jung, Sie sind reich, Sie sind klug und gebildet, mein Herr. Was haben Sie gemacht mit allen diesen Gaben, die Ihnen geschenkt wurden? Sind Sie mit sich und Ihrem Leben zufrieden?«

»Nein, ich hasse mein Leben«, stieß Pierre stirnrunzelnd hervor.

»Du hassest es? So ändere es doch, reinige dich, und je lauterer du wirst, um so mehr wirst du in die Erkenntnis eindringen. Sehen Sie sich Ihr Leben an, mein Herr! Wie haben Sie es verbracht? In wilden Orgien und Ausschweifungen. Sie haben alles von der Gesellschaft erhalten und ihr nichts wiedergegeben. Ihnen wurde Reichtum zuteil. Wie haben Sie ihn angewandt? Was haben Sie für Ihren Nächsten getan? Haben Sie an die Tausende Ihrer Sklaven gedacht, haben Sie

sie körperlich und sittlich gefördert? Nein. Sie haben ihre Arbeit ausgebeutet, um ein ausschweifendes Leben zu führen. Das ist es, was Sie getan haben. Haben Sie sich ein Arbeitsfeld im Staate gewählt, wo Sie Ihrem Nächsten hätten Nutzen bringen können? Nein. Sie haben Ihr Leben im Müßiggang verbracht. Dann haben Sie sich verheiratet, mein Herr, haben die Verantwortung übernommen, einer jungen Frau ein Lenker und Berater zu sein, und was haben Sie getan? Sie haben ihr nicht geholfen, mein Herr, den Weg zur Wahrheit zu finden, sondern haben Sie in einen Abgrund von Lüge und Unglück hineingestoßen. Ein Mensch hat Sie beleidigt, Sie haben ihn fast totgeschlagen. Und nun sagen Sie, daß Sie Gott nicht kennen und Ihr Leben hassen. Das ist nicht zu verwundern, mein Herr!«

Nach diesen Worten ließ sich der Freimaurer, als wäre er müde vom ununterbrochenen Reden, an die Lehne des Sofas zurückfallen und schloß wieder die Augen. Pierre sah in sein strenges, starres, fast lebloses Greisengesicht und bewegte lautlos die Lippen. Er wollte sagen: Ja, ich habe ein schändliches, träges, ausschweifendes Leben geführt, wagte aber nicht, das Schweigen zu brechen.

Plötzlich hustete der Freimaurer heiser, wie es alte Leute zu tun pflegen, und rief seinen Diener.

»Wie steht's mit den Pferden?« fragte er, ohne Pierre anzusehen.

»Es sind Ersatzpferde beschafft worden«, erwiderte der Diener.
»Aber wollen Sie sich nicht noch etwas ausruhen?«

»Nein, laß anspannen!«

Kann er wirklich so fortgehen und mich allein lassen, ohne mir alles gesagt und mir Hilfe versprochen zu haben? dachte Pierre, stand auf, fing an mit gesenktem Kopf, ab und zu einen Blick auf den Freimaurer werfend, im Zimmer auf und ab zu gehen. Ja, das habe ich nie bedacht, daß ich ein so nichtswürdiges, ausschweifendes Leben geführt habe, aber ich habe dieses Leben nie geliebt, nie gewollt, dachte Pierre. Und dieser Mensch kennt nun die Wahrheit und könnte sie mir offenbaren, wenn er wollte.

Pierre wollte das dem Freimaurer sagen, hatte aber nicht den Mut dazu. Der Reisende packte mit seinen greisen Händen, die an solche Arbeit gewöhnt zu sein schienen, seine Sachen zusammen und knöpfte den Schafpelz zu. Als er damit fertig war, wandte er sich an Besuchow

und fragte in gleichmütigem, höflichem Ton: »Wohin reisen Sie nun, mein Herr?«

»Ich? ... nach Petersburg«, erwiderte Pierre mit kindlich unentschlossener Stimme. »Ich möchte Ihnen noch meinen Dank aussprechen. Ich bin in allem mit Ihnen einverstanden. Glauben Sie nicht, daß ich so schlecht bin. Ich wünschte von Herzen, so zu sein, wie Sie mich haben wollen, aber noch nie hat mir ein Mensch seine hilfreiche Hand dazu geboten ... Übrigens bin ich ja vor allem selber daran schuld. Helfen Sie mir, lehren Sie mich, und vielleicht werde ich dann ...«

Pierre konnte nicht weitersprechen, er schnaufte durch die Nase und wandte sich ab.

Der Freimaurer schwieg lange, offenbar dachte er über etwas nach.

»Alle Hilfe kommt von Gott«, sagte er dann. »Aber jenes Maß von Beistand, das unser Orden gewähren kann, soll Ihnen zuteil werden, mein Herr. Sie reisen nach Petersburg, überbringen Sie das dem Grafen Willarski.« Er zog ein Notizbuch hervor und schrieb ein paar Worte auf ein großes, vierfach zusammengefaltetes Blatt. »Und noch einen Rat darf ich Ihnen wohl geben, mein Herr. Wenn Sie in die Residenz kommen, so widmen Sie die erste Zeit nur der Einsamkeit und Selbstbetrachtung und geraten Sie nicht wieder auf Ihre früheren Lebenspfade. Und nun wünsche ich Ihnen Glück auf den Weg, mein Herr«, sagte er, als er bemerkte, daß der Diener ins Zimmer getreten war, »und guten Erfolg ...«

Der Fremde war Osip Alexejewitsch Basdjejew⁸⁷ gewesen, wie Pierre dann aus dem Fremdenbuch des Stationsaufsehers ersah. Basdjejew war einer der berühmtesten Freimaurer und Martinisten⁸⁸ noch aus Nowikows Zeiten⁸⁹. Noch lange nach seiner Abfahrt legte sich Pierre nicht schlafen, fragte auch nicht nach Pferden, sondern ging im Stationszimmer auf und ab, überdachte seine schändliche Vergangenheit und malte sich, von seiner Wiedergeburt begeistert, ein seliges, makellooses, sittenreines künftiges Leben aus, das ihm so leicht schien. Er glaubte nur deshalb lasterhaft gewesen zu sein, weil seine Seele gewissermaßen nur zufällig das Bewußtsein verloren habe, wie schön es war, ein sittenreines Leben zu führen. In seinem Herzen war nicht eine Spur der früheren Zweifel zurückgeblieben. Er glaubte fest an die Möglichkeit einer brüderlichen Vereinigung aller Menschen, um sich gegenseitig auf dem Weg der Tugend zu unterstützen, und als

eine solche brüderliche Vereinigung erschien ihm der Freimaurerbund.

3

In Petersburg angelangt, ließ Pierre niemanden etwas von seiner Ankunft wissen, fuhr nirgendshin und verbrachte ganze Tage über der Lektüre des Thomas a Kempis⁹⁰, dessen Buch ihm durch unbekannte Hand zugegangen war. Während er dieses Buch las, wurde ihm immer wieder das eine klar, und er empfand es als einen noch nie gekosteten Genuß, an die Möglichkeit glauben zu können, daß die Vollkommenheit erreichbar war und es eine brüderlich tätige Liebe unter den Menschen gab, wie ihm Osip Alexejewitsch verkündet hatte.

Ungefähr acht Tage nach seiner Ankunft kam der junge polnische Graf Willarski, den Pierre aus der Petersburger Gesellschaft flüchtig kannte, eines Abends zu ihm und trat mit derselben offiziellen, feierlichen Miene in sein Zimmer, mit der seinerzeit Dolochows Sekundant bei ihm eingetreten war. Nachdem er die Tür fest hinter sich geschlossen und sich überzeugt hatte, daß außer Pierre niemand im Zimmer war, wandte er sich zu ihm.

»Ich komme mit einem Auftrag und einem Vorschlag zu Ihnen, Graf«, sagte er, ohne Platz zu nehmen. »Eine in unserer Brüderschaft sehr hochstehende Persönlichkeit hat sich dafür verwandt, Sie vor Ablauf der gesetzten Frist in unseren Bund aufzunehmen, und mich gebeten, Ihr Bürge zu sein. Ich erachte es für eine heilige Pflicht, den Willen dieser Persönlichkeit zu erfüllen. Wollen Sie unter meiner Bürgschaft in den Bund der Freimaurer eintreten?«

Der kalte, ernste Ton dieses Menschen, den Pierre bisher fast immer nur mit dem lebenswürdigsten Lächeln auf Bällen und in Gesellschaft schöner Damen gesehen hatte, setzte Pierre in Erstaunen.

»Ja, das ist mein Wunsch«, sagte Pierre.

Willarski senkte den Kopf.

»Noch eine Frage, Graf«, sagte er dann, »und ich bitte Sie, mir diese Frage nicht als künftiger Freimaurer, sondern als Ehrenmann in aller Aufrichtigkeit zu beantworten: Haben Sie sich von Ihren früheren Überzeugungen losgemacht, glauben Sie an Gott?«

Pierre dachte nach.

»Ja ... ja, ich glaube an Gott«, sagte er.

»Dann ...« wollte Willarski fortfahren, aber Pierre unterbrach ihn: »Ja, ich glaube an Gott«, sagte er noch einmal.

»Dann können wir fahren«, erwiderte Willarski. »Mein Wagen steht zu Ihren Diensten.«

Während des ganzen Weges sprach Willarski kein Wort. Auf Pierres Frage, was er zu tun und zu antworten habe, erwiderte er nur, daß Brüder, die würdiger seien als er, ihn prüfen würden, und er weiter nichts zu tun habe, als die Wahrheit zu sagen.

Nachdem sie in den Torweg des großen Hauses, wo sich die Loge befand, eingefahren und eine dunkle Treppe hinaufgestiegen waren, traten sie in ein kleines, erleuchtetes Vorzimmer, wo sie ihre Pelze ablegten, ohne daß irgendwelche Diener ihnen dabei behilflich waren. Aus diesem Vorraum schritten sie in ein anderes Zimmer. Ein Mensch in ganz eigentümlicher Kleidung erschien an der Tür. Willarski ging auf ihn zu, sagte ein paar französische Worte zu ihm und trat dann an einen kleinen Schrank, in dem Pierre noch mehr solcher Kleidungsstücke, wie er sie bisher noch nie gesehen hatte, hängen sah. Dann nahm Willarski ein Tuch aus dem Schrank, legte es Pierre über die Augen und band die Enden hinten zu einem Knoten zusammen, wobei er Pierres Haare mit zu fassen bekam, was diesem ziemlich weh tat. Darauf zog er ihn an sich, küßte ihn, nahm ihn bei der Hand und führte ihn irgendwohin. Pierre fühlte noch immer das Ziepen der mit in den Knoten gebundenen Haare, und dieser Schmerz zog ihm die Stirne kraus, aber er lächelte, als schäme er sich dessen. So ging er mit seiner riesigen Gestalt, den herabhängenden Armen, der finsternen Stirn und der lächelnden Miene mit unsicheren, zaghaften Schritten hinter Willarski her.

Nachdem Willarski Pierre etwa zehn Schritte weit geführt hatte, blieb er stehen.

»Was auch mit Ihnen geschehen mag«, sagte er, »Sie müssen wie ein Mann alles ertragen, wenn Sie wirklich fest entschlossen sind, in unsere Brüderschaft einzutreten.« Pierre antwortete ihm mit einem zustimmenden Kopfnicken. »Wenn Sie ein Klopfen an der Tür hören, nehmen Sie die Binde von Ihren Augen«, fuhr Willarski fort. »Ich wünsche Ihnen Mut und Erfolg.« Willarski drückte Pierre die Hand und ging hinaus.

Pierre stand nun allein im Zimmer und lächelte immer noch in derselben Weise. Ein paarmal hob er die Schultern, führte seine Hand bis an das Tuch, als wolle er es abnehmen, ließ sie aber sogleich wieder sinken. Die fünf Minuten, die er so mit verbundenen Augen dagestanden hatte, kamen ihm wie eine Stunde vor. Seine Hände wurden ganz starr, seine Beine knickten ein, er hatte das Gefühl, als wäre er todmüde. Er empfand die verschiedenartigsten, verworrensten Gefühle. Vor dem, was mit ihm geschehen werde, hatte er ein wenig Angst, aber noch mehr fürchtete er, sich diese Angst merken zu lassen. Er war neugierig auf das, was man mit ihm anfangen, ihm enthüllen werde, aber vor allem war er doch glücklich darüber, daß nun endlich der Augenblick gekommen war, wo er den Weg zur Wiedergeburt und einem sittenreinen Leben und Wirken betreten durfte, von dem er seit seiner Begegnung mit Osip Alexejewitsch immer geträumt hatte.

Da ertönten starke Schläge gegen die Tür. Pierre nahm die Binde ab und sah sich um. Im Zimmer war es schwarz und finster, nur in einer Ecke brannte ein Lämpchen in etwas Weißem. Pierre trat näher hinzu und sah, daß das Lämpchen auf einem schwarzen Tische stand, auf dem weiter nichts als ein aufgeschlagenes Buch lag. Das Buch war die Heilige Schrift, und das Weiße, worin das Lämpchen brannte, war ein Totenschädel mit seinen tiefen Augenhöhlen und weißen Zähnen. Pierre las die ersten Worte des Evangeliums: »Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott«, ging dann um den Tisch herum und erblickte eine große, offene Truhe, die mit etwas angefüllt schien. Es war ein Sarg mit menschlichen Gebeinen. Doch all das, was er hier sah, setzte ihn keineswegs in Erstaunen. Er hatte in der Hoffnung, ein ganz neues Leben anfangen zu können, das von seinem früheren himmelweit verschieden war, etwas ganz Außergewöhnliches erwartet, etwas noch Ungewöhnlicheres, als er hier sah. Den Totenschädel, den Sarg, das Evangelium – dies alles schien er erwartet zu haben, ja, fast noch mehr. Er sah sich um, bemüht, eine weiche Stimmung in sich hervorzurufen. »Gott, Tod, Liebe, Brüderschaft unter den Menschen«, murmelte er vor sich hin und verband mit diesen Worten dunkle, aber freudige Vorstellungen. Da ging die Tür auf und jemand trat herein.

Bei dem schwachen Licht, bei dem sich Pierre aber trotzdem hatte umschauen können, erkannte er in dem Eintretenden einen Menschen

von kleinem Wuchs. Da dieser Mensch sichtlich aus dem Hellen in diese Finsternis trat, blieb er einen Augenblick unsicher stehen, ging dann mit vorsichtigen Schritten auf den Tisch zu und legte seine kleinen, mit Lederhandschuhen bekleideten Hände darauf.

Dieser kleine Mann war mit einem weißen Lederschurz bekleidet, der seine Brust und einen Teil der Beine bedeckte. Um den Hals trug er eine Art Halsband, und unter diesem Halsband hervor trat eine hohe weiße Faltenkrause, die sein ovales Gesicht umrahmte, auf das von unten her ein matter Lichtschein fiel.

»Wozu sind Sie hierher gekommen?« fragte der Eingetretene Pierre und wandte sich auf ein Geräusch, das Pierre verursacht hatte, nach diesem um. »Wozu sind Sie, der Sie nicht an die Wahrheit des Lichtes glauben und das Licht nicht sehen, hierher gekommen, und was wollen Sie von uns? Weisheit, Tugend, Aufklärung?«

In dem Augenblick, als die Tür aufgegangen und ein ganz fremder Mensch eingetreten war, hatte Pierre ein ähnliches Gefühl der Furcht und der Andacht empfunden, wie er es als Kind vor der Beichte gehabt hatte: er befand sich Aug in Auge mit einem den äußeren Lebensbedingungen nach ihm völlig fremden Menschen, der ihm als Mitmensch und Bruder doch auch wieder ganz nahestand. Mit einem Herzklopfen, das ihm fast den Atem raubte, trat Pierre ein paar Schritte auf den Rhetor zu – so nannte man im Freimaurerorden den Bruder, der den »Suchenden« zum Eintritt in den Bund vorbereitete. Doch als er näher herankam, sah er, daß der Rhetor ein Bekannter von ihm, namens Smoljaninow, war. Dieser Gedanke störte ihn: er hätte in dem Eingetretenen lieber nur einen Bruder und Lehrer der Tugend gesehen.

Lange konnte Pierre kein Wort hervorbringen, so daß der Rhetor seine Frage wiederholen mußte.

»Ja, ich ... ich ... will die Wiedergeburt«, stieß Pierre mit Mühe hervor.

»Gut«, sagte Smoljaninow und fuhr sogleich fort: »Haben Sie eine Vorstellung von den Mitteln, mit denen unser Orden Ihnen zur Erreichung Ihrer Ziele behilflich sein kann? ...« Dies sagte der Rhetor schnell, aber ruhig.

»Ja ... ich hoffe ... auf Führung ... auf Beistand ... zur Wiedergeburt«, erwiderte Pierre mit zitternder Stimme und suchte mühsam

nach Worten, was sowohl durch die Aufregung als auch durch die ungewohnte Notwendigkeit bedingt war, sich bei abstrakten Gegenständen der russischen Sprache zu bedienen.

»Was für eine Vorstellung haben Sie von der Freimaurerei?«

»Ich stelle mir vor, daß die Freimaurerei eine fraternité und Gleichheit aller Menschen ist, welche die Tugend als Ziel hat«, sagte Pierre, aber je länger er sprach, desto mehr schämte er sich, daß seine Worte so wenig mit der Feierlichkeit des Augenblicks übereinstimmten. »Ich stelle mir vor ...«

»Gut«, sagte der Rhetor hastig und schien mit dieser Antwort durchaus zufrieden zu sein.

»Haben Sie die Mittel und Wege zur Erreichung Ihres Zieles in der Religion gesucht?«

»Nein, ich habe die Religion nicht für die Wahrheit gehalten und mich nicht nach ihr gerichtet«, erwiderte Pierre so leise, daß der Rhetor ihn nicht verstand und noch einmal fragte, was er gesagt habe.

»Ich war Atheist«, antwortete Pierre.

»Sie suchen die Wahrheit aus dem Grunde, um im Leben ihre Gesetze zu befolgen, folglich suchen Sie Erkenntnis und Tugend, nicht wahr?« fragte der Rhetor nach kurzem Schweigen.

»Ja, gewiß«, bestätigte Pierre.

Der Rhetor räusperte sich, kreuzte die Hände über der Brust und fing dann an: »Nun ist es an mir, Ihnen die Hauptziele unseres Ordens zu enthüllen, und wenn diese Ziele mit den Ihrigen übereinstimmen, so wird es Ihnen zum Segen gereichen, wenn Sie in unseren Bund eintreten. Unser erstes, heiligstes Ziel und zugleich die Grundlage unseres Ordens, auf der er so sicher ruht, daß keine menschliche Gewalt ihn je wieder stürzen kann, besteht darin, ein heiliges Geheimnis zu bewahren und der Nachwelt zu übermitteln, das uns aus längst vergangenen Jahrhunderten, ja sogar aus der ersten Zeit der Menschheit, überliefert worden ist, ein Geheimnis, von dem vielleicht das ganze künftige Schicksal des Menschengeschlechts abhängen wird. Da aber jenes Geheimnis von der Art ist, daß niemand es begreifen und sich zunutze machen kann, der sich nicht durch jahrelange, emsige Läuterung seiner selbst darauf vorbereitet hat, so darf nicht jeder hoffen, alsobald in den Besitz dieses Geheimnisses zu gelangen. Daraus ergibt sich unser zweites Ziel, das darin besteht, unsere

Mitglieder so gut wie nur möglich vorzubereiten, ihre Herzen zu bessern, sie zu läutern und ihren Geist mit jenen Mitteln zu erleuchten, die uns durch Überlieferung von Männern, die sich um das heilige Geheimnis suchend bemüht haben, offenbar geworden sind, um so unsere Brüder zur Empfängnis des Mysteriums geeignet zu machen. Indem wir so unsere Mitglieder läutern und bessern, bemühen wir uns drittens, die ganze Menschheit zu veredeln dadurch, daß wir ihnen in unseren Brüdern ein Muster an Gottesfurcht und Tugend vor Augen stellen, und suchen mit allen unseren Kräften dem Bösen zu steuern, das in der Welt herrscht. Denken Sie über meine Worte nach, ich werde dann wieder zu Ihnen hereinkommen«, sagte er und verließ das Zimmer.

»Dem Bösen zu steuern, das in der Welt herrscht ...« wiederholte Pierre und stellte sich vor, wie er künftighin in dieser Weise wirken werde. Er dachte an solche Menschen, wie er selber noch vor vierzehn Tagen einer gewesen war, und wandte sich in Gedanken an sie mit belehrend ermahnenden Worten. Er stellte sich lasterhafte und unglückliche Menschen vor, denen er mit Wort und Tat helfen konnte, stellte sich Bedrücker vor, deren Opfer er errettete. Von den drei Zielen, die der Rhetor ihm genannt hatte, stand dieses letzte, die Besserung der ganzen Menschheit, Pierre ganz besonders nahe. Jenes heilige Geheimnis, das der Rhetor erwähnt hatte, erregte zwar seine Wißbegierde, erschien ihm aber doch nicht so wesentlich, und das zweite Ziel, die Läuterung und Besserung seiner selbst, beschäftigte ihn wenig, weil er sich in diesem Augenblick mit Wonne bewußt war, daß er von seinen früheren Lastern schon gänzlich befreit und nur noch zum Guten bereit war.

Nach einer halben Stunde kehrte der Rhetor zurück, um dem Suchenden die sieben Tugenden zu offenbaren, die den sieben Stufen des Salomonischen Tempels entsprechen, und zu denen sich jeder Freimaurer erziehen muß. Diese sieben Tugenden sind:

1. Bescheidenheit und Beachtung der Ordensgesetze,
2. Gehorsam gegen die Oberhäupter des Ordens,
3. Sittenstrenge,
4. Liebe zur Menschheit,
5. Tapferkeit,
6. Opferfreudigkeit und

7. Liebe zum Tod.

»Was die siebente Tugend anbetrifft«, sagte der Rhetor, »so streben Sie danach, durch häufiges Denken an den Tod so weit zu kommen, daß er Ihnen nicht mehr als furchtbarer Feind, sondern als Freund erscheint, der die im Kampf um die Tugend ermattete Seele von ihrem elenden Erdendasein befreit und sie dahin führt, wo ihr Ruhe und Belohnung zuteil wird.«

Ja, so muß es sein, dachte Pierre, als der Rhetor nach diesen Worten wieder hinausgegangen war und ihn der einsamen Betrachtung überlassen hatte. So muß es sein, aber ich bin noch so schwach, daß ich mein Leben noch liebe, dessen Sinn mir erst jetzt allmählich offenbar wird. Die übrigen fünf Tugenden, die sich Pierre, sie an den Fingern aufzählend, wieder ins Gedächtnis zurückrief, fühlte er bereits in sich: sowohl die Tapferkeit als auch die Opferfreudigkeit, die Sittenstrenge, die Liebe zur Menschheit und ganz besonders den Gehorsam, der ihm nicht einmal als Tugend erschien, sondern vielmehr als Wohltat. So glücklich war er jetzt darüber, von seinem eignen Willen erlöst zu sein und sich demjenigen und denen unterordnen zu dürfen, welche die über jeden Zweifel erhabene Wahrheit erkannt hatten. Die siebente Tugend hatte Pierre vergessen und konnte sich keineswegs mehr darauf besinnen.

Das dritte Mal kam der Rhetor etwas eher zurück und fragte Pierre, ob seine Absicht immer noch feststehe und er entschlossen sei, sich all dem zu unterwerfen, was man von ihm fordern werde.

»Ich bin zu allem bereit«, erwiderte Pierre.

»Ich muß Ihnen noch zur Kenntnis geben«, sagte der Rhetor, »daß unser Orden seine Lehren nicht nur durch Worte erteilt, sondern auch noch durch andere Mittel, die auf einen, der aufrichtig nach Wahrheit und Tugend strebt, vielleicht noch stärker wirken als eine Erklärung durch Worte allein. Diese geweihte Halle, die Sie hier sehen, mit allem, was sie enthält, muß Ihrem Herzen, wenn es ehrlich sucht, mehr enthüllen können, als Worte es vermögen. Bei Ihrer weiteren Aufnahme werden Sie vielleicht noch mehr solcher bildlichen Erklärungen wahrnehmen. Unser Orden folgt hierin dem Vorbild uralter Bünde, die ihre Lehre durch Hieroglyphen offenbarten. Eine Hieroglyphe«, sagte der Rhetor, »ist die konkrete Bezeichnung für einen abstrakten Gegenstand, der Eigenschaften in sich birgt, die mit dem bildlich dargestellten Vorgang Ähnlichkeit haben.«

Pierre wußte sehr gut, was eine Hieroglyphe war, wagte aber nicht, etwas zu sagen. Er hörte schweigend dem Rhetor zu und fühlte aus allem heraus, daß seine Prüfungen sogleich beginnen würden.

»Wenn Sie also fest entschlossen sind, so habe ich nunmehr zu Ihrer Einführung zu schreiten«, sagte der Rhetor und trat näher auf Pierre zu. »Als einen Beweis Ihrer Opferfreudigkeit bitte ich Sie, mir alle Ihre Kostbarkeiten zu übergeben.«

»Aber ich habe ja gar nichts bei mir«, erwiderte Pierre, der annahm, daß man von ihm die Herausgabe alles dessen fordere, was er besitze.

»Nur das, was Sie bei sich haben: die Uhr, das Geld, den Ring ...«

Pierre zog den Geldbeutel heraus, nahm die Uhr ab, nur der Trauring wollte sich lange nicht von seinem feisten Finger abziehen lassen. Als er endlich damit fertig war, sagte der Freimaurer: »Zum Zeichen des Gehorsams bitte ich Sie, sich zu entkleiden.«

Pierre zog den Frack und die Weste aus, und auf Befehl des Rhetors auch den linken Stiefel. Der Freimaurer öffnete ihm das Hemd über der linken Brust, beugte sich dann nieder und streifte ihm das linke Hosenbein bis über das Knie hinauf. Pierre wollte hastig auch den rechten Stiefel ausziehen und das rechte Hosenbein aufstreifen, um dem fremden Mann diese Mühe zu ersparen, aber der Freimaurer sagte ihm, dies sei nicht nötig, und reichte ihm einen Pantoffel für den linken Fuß. Mit einem kindlichen Lächeln der Scham, des Zweifels und des Spottes über sich selber, das sich ohne sein Wollen auf seinem Gesicht ausprägte, stand Pierre mit herabhängenden Armen und gespreizten Beinen vor dem Bruder Rhetor da und wartete auf dessen neue Befehle.

»Und endlich, zum Zeichen der Offenherzigkeit, bitte ich Sie, mir Ihre Hauptleidenschaft zu nennen«, sagte der Freimaurer.

»Meine Hauptleidenschaft? Ich hatte deren so viele ...« stammelte Pierre.

»Ich meine diejenige Leidenschaft, die Sie mehr als alle anderen auf dem Pfad der Tugend zum Straucheln gebracht hat«, sagte der Freimaurer.

Pierre schwieg und dachte nach. War es der Wein? Die Völlerei? Der Müßiggang? Die Faulheit? Der Jähzorn? Die Bosheit? Die Weiber? ging er in Gedanken seine Laster durch, wog sie gegeneinan-

der ab und wußte nicht, welches die meiste Gewalt über ihn gehabt hatte.

»Die Weiber«, sagte er dann endlich mit leiser, kaum hörbarer Stimme.

Der Freimaurer rührte sich nicht und sagte nach dieser Antwort lange kein Wort. Endlich trat er wieder auf Pierre zu, nahm das Tuch, das auf dem Tisch lag, und verband ihm wieder die Augen.

»Zum letztenmal sage ich Ihnen, wenden Sie Ihre ganze Aufmerksamkeit sich selber zu, legen Sie Ihre Gefühle in Fesseln und suchen Sie das Heil nicht in den Leidenschaften, sondern in Ihrem Herzen. Die Quelle des Glücks ist nicht außerhalb, sondern in unserm Innern ...«

Aber Pierre fühlte diese erfrischende Quelle des Glücks, die jetzt seine Seele mit Freude und Rührung erfüllte, schon in sich.

4

Bald darauf trat, um Pierre zu holen, nicht der frühere Rhetor in den dunkeln Raum ein, sondern sein Bürge Willarski, den Pierre an der Stimme erkannte. Auf die abermaligen Fragen nach der Festigkeit seines Entschlusses erwiderte Pierre: »Ja, gewiß, ich bin bereit!« und ging mit strahlendem Kinderlächeln, die feiste Brust entblößt, mit dem einen beschuhten und dem andern unbeschuheten Fuß zaghaft und ungleichmäßig auftretend, auf Willarski zu, obgleich dieser ihm einen Degen auf die nackte Brust setzte.

Aus dem Zimmer führte man ihn durch Korridore hindurch, die bald eine Biegung nach vorn, bald nach rückwärts machten, um ihn endlich bis an die Pforten der Loge zu geleiten. Willarski hustete, freimaurerische Hammerschläge antworteten ihm, und die Tür tat sich vor ihnen auf. Eine Baßstimme – Pierres Augen waren immer noch verbunden – stellte ihm verschiedene Fragen: Wer er sei? Woher er komme? Wann er geboren sei? und so weiter.

Dann wurde er wieder, ohne daß man ihm die Binde von den Augen nahm, weitergeführt und während des Gehens allegorisch auf die Mühseligkeiten seines Wandels, auf die Heiligkeit der Freundschaft, auf den allewigen Erbauer der Welt hingewiesen und auf die Tapferkeit, mit der er all diese Mühseligkeiten und Gefahren ertragen müsse. Bei diesem Rundgang bemerkte Pierre, daß man ihn bald einen »Suchenden«, bald einen »Duldenden«, bald einen »Verlangenden« nannte und daß dabei alle in verschiedener Weise mit ihren Hämmern und Degen klopfen. Als man ihn zu irgend etwas heranzuführen wollte, bemerkte Pierre, daß unter seinen Leuten eine Unruhe und Verwirrung entstand. Er hörte, wie die Brüder um ihn herum flüsternd miteinander stritten und der eine darauf bestand, daß er auf einen Teppich geführt werde. Darauf nahmen sie seine rechte Hand, legten sie auf irgend etwas, ließen ihn mit der linken einen Zirkel auf seine linke Brust halten und befahlen ihm, die Worte nachzusprechen, die ein anderer ihm vorlas, um den Gesetzen des Ordens den Eid der Treue zu schwören. Dann löschten sie die Lichter, zündeten Spiritus an, was Pierre am Geruch merkte, und sagten ihm, er werde nun gleich das kleine Licht sehen. Man nahm ihm die Binde ab, und Pierre sah bei

einem schwachen Spirituslicht wie im Traum, daß einige Männer mit ebensolchen Schürzen wie der Rhetor ihm gegenüberstanden und ihre Degen gegen seine Brust gerichtet hielten. Mitten unter ihnen stand ein Mann in einem weißen, blutbefleckten Hemd. Als Pierre dies sah, reckte er seine Brust vor und bot sie den Degen dar in dem Wunsch, von ihnen durchbohrt zu werden. Aber die Degen wichen vor ihm zurück, und sogleich band man ihm die Augen wieder zu.

»Jetzt hast du das kleine Licht gesehen«, sagte eine Stimme zu ihm. Dann wurden die Kerzen wieder angezündet und man sagte ihm, nun müsse er auch das große Licht sehen. Wieder nahm man ihm die Binde ab, und mehr als zehn Stimmen riefen zu gleicher Zeit: »Sic transit gloria mundi.«

Pierre kam allmählich zu sich und sah sich das Zimmer, wo er sich befand, und die Leute, die darin waren, an. An einem langen Tisch, der ganz schwarz verhangen war, saßen zwölf Männer, alle in derselben Kleidung, wie er sie vorhin gesehen hatte. Einige von ihnen waren Pierre von der Petersburger Gesellschaft her bekannt. Auf dem Platz des Präsidenten saß ein junger Mann, den er nicht kannte. Er trug ein besonderes Kreuz um den Hals. Rechts von ihm saß der italienische Abbé, den Pierre vor zwei Jahren bei Anna Pawlowna gesehen hatte. Außerdem erkannte er auch einen sehr hohen Beamten und einen Schweizer, der bei den Kuragins Hauslehrer gewesen war. Alle saßen in feierlichem Schweigen da in Erwartung der Worte des Präsidenten, der einen Hammer in der Hand hielt. In die Wand war ein leuchtender Stern eingelassen. Auf der einen Seite des Tisches lag ein kleiner Teppich mit verschiedenen Sinnbildern, auf der anderen befand sich eine Art Altar mit einer Bibel und einem Totenschädel. Rings um den Tisch herum standen sieben große Armleuchter, wie man sie in den Kirchen hat. Zwei der Brüder führten Pierre an den Altar, setzten ihm die Füße rechtwinklig auseinander und befahlen ihm, sich hinzulegen: das bedeute das Niederwerfen vor den Pforten des Tempels, wie sie sagten.

»Erst muß er doch eine Kelle bekommen«, flüsterte einer von den Brüdern.

»Ach, lassen Sie nur, ich bitte Sie«, erwiderte ein anderer.

Pierre sah sich mit seinen kurzsichtigen Augen zerstreut um und gehorchte nicht sogleich: plötzlich stieg ein Zweifel in ihm auf: Wo bin ich? Was tue ich? Macht man sich nicht über mich lustig? Werde

ich mich nicht schämen, wenn ich später daran zurückdenke? Aber dieser Zweifel dauerte nur einen Augenblick. Pierre schaute auf die ernsthaften Gesichter der ihn umgebenden Männer, dachte an alles, was er hier schon durchgemacht hatte, und es wurde ihm klar, daß er unmöglich auf halbem Weg stehen bleiben konnte. Er erschrak über sein Zweifeln, gab sich Mühe, die frühere weiche Stimmung wieder in sich hervorzurufen, und warf sich vor den Pforten des Tempels nieder. Und wirklich kehrte auch die weiche Stimmung noch stärker als vorher in seine Seele zurück. Als er eine Zeitlang so gelegen hatte, befahl man ihm aufzustehen, bekleidete ihn mit einem ebensolchen Schurz, wie ihn die anderen trugen, gab ihm eine Kelle und drei Paar Handschuhe in die Hand, und nun wandte sich der Meister vom Stuhl zu ihm. Er sagte ihm, er solle sich stets bemühen, diesen weißen Lederschurz, der die Charakterstärke und Sittenreinheit versinnbildliche, unbefleckt zu erhalten. Die Bedeutung der Kelle erklärte er nicht, sagte nur, er solle damit aus seinem Herzen die Laster auskratzen, hingegen über die Herzen seines Nächsten nachsichtig glättend hinfahren. Von dem ersten Paar Handschuhe, die Männerhandschuhe waren, sagte er, ihre Bedeutung könne Pierre jetzt noch nicht fassen, er solle sie aber aufbewahren; das zweite Paar, ebenfalls Männerhandschuhe, solle er in den Versammlungen tragen, und über das dritte Paar endlich, das Frauenhandschuhe waren, sagte er: »Geliebter Bruder, die Frauenhandschuhe sind ebenfalls für Sie bestimmt. Geben Sie sie derjenigen Frau, die Sie mehr als alle anderen achten. Durch dieses Geschenk werden Sie derjenigen Ihre Herzensreinheit beweisen können, die Sie als würdige Freimaurerin selbst auserwählt haben.« Er schwieg eine Weile und fügte dann hinzu: »Aber hüten Sie sich, geliebter Bruder, daß diese Handschuhe nicht unreine Hände schmücken.« Als der Meister vom Stuhl diese letzten Worte sagte, hatte Pierre den Eindruck, als werde der Meister verlegen. Pierre geriet in noch größere Verlegenheit, wurde so rot, daß ihm die Tränen kamen, wie das oft bei Kindern geschieht, und sah sich unruhig um. Es entstand ein peinliches Schweigen.

Doch einer der Brüder brach dieses Schweigen, führte Pierre an den Teppich und fing an, ihm aus einem Heft die Erklärungen aller darauf befindlichen Sinnbilder vorzulesen: der Sonne, des Mondes, des Hammers, der Richtschnur, der Kelle, des rohen und des zum Würfel behauenen Steines, des Pfeilers, der drei Fenster und so weiter. Dann wies man Pierre einen Platz an, erklärte ihm das Zeichen der

Loge, gab ihm das Losungswort zum Eintritt und erlaubte ihm endlich, sich zu setzen. Der Meister vom Stuhl fing an, die Satzungen zu verlesen. Diese Satzungen waren sehr lang, und Pierre war vor Freude, vor Aufregung und vor scheuer Andacht gar nicht imstande, das in sich aufzunehmen, was man ihm vorlas. Er verstand nur die letzten Worte der Satzungen, die er sich merkte.

»In unseren heiligen Hallen«, las der Meister vom Stuhl, »gibt es keine Abstufungen, außer denen, die die Tugend vom Laster trennen. Hüte dich, irgendeinen Unterschied zu machen, der unsere Gleichheit stören könnte. Eile deinem Nächsten zu Hilfe, wer immer es auch sei, leite den Irrenden auf den rechten Weg, richte den Gefallenen auf, und hege niemals Groll oder Feindschaft gegen einen deiner Mitmenschen. Sei freundlich und höflich. Fache in allen Herzen das Feuer der Tugend an. Teile das Glück deines Nächsten, ohne daß jemals der Neid dir diesen reinen Genuß trübe. Vergib deinem Feind und räche dich nicht an ihm, höchstens dadurch, daß du ihm Gutes tust. Und wenn du so das höchste Gesetz erfüllst, wirst du zu den Spuren der Urgröße zurückkehren, die du verloren hattest.«

Nachdem der Meister vom Stuhl zu Ende gelesen hatte, erhob er sich und umarmte und küßte Pierre. Mit Freudentränen in den Augen sah sich Pierre rings um, und wußte nicht, was er auf die Glückwünsche aller, die ihn umringten und die Bekanntschaft mit ihm erneuerten, antworten sollte. Er beachtete seine früheren Bekannten nicht, sondern sah in allen diesen Männern nur seine Brüder und brannte voller Ungeduld darauf, mit ihnen zu Werke zu gehen.

Der Meister vom Stuhl klopfte mit dem Hammer auf den Tisch, und alle nahmen ihre Plätze wieder ein. Einer von ihnen verlas eine belehrende Abhandlung über die Notwendigkeit der Demut.

Darauf forderte der Meister vom Stuhl auf, die letzte Pflicht zu erfüllen, und der hohe Beamte, der mit dem Namen »Almosensammler« bezeichnet wurde, fing an, bei den Brüdern die Runde zu machen. Pierre wollte auf der Almosenliste alles Geld zeichnen, das er hatte, aber er fürchtete, hochmütig zu scheinen, und zeichnete nur soviel wie die anderen auch.

Die Sitzung war zu Ende. Als er wieder zu Hause war, hatte Pierre das Gefühl, als wäre er von einer langen Reise, die Jahrzehnte gedauert hätte, heimgekehrt, auf der er sich völlig verändert habe und

seiner bisherigen Ordnung und den früheren Lebensgewohnheiten ganz fremd geworden sei.

5

Am Tag nach der Aufnahme in die Loge saß Pierre zu Hause, las in einem Buch und bemühte sich, in den Sinn jenes Quadrates einzudringen, dessen eine Seite Gott, die zweite den geistigen Menschen, die dritte den physischen Menschen und die vierte die Verschmelzung dieser beiden versinnbildlicht. Zuweilen riß er sich von dem Buch und dem Quadrat los und legte sich seinen neuen Lebensplan im Kopf zurecht. Man hatte ihm gestern in der Loge gesagt, daß dem Kaiser die Kunde von seinem Duell zu Ohren gekommen sei und er besser täte, sich aus Petersburg zu entfernen. So nahm sich Pierre vor, auf seine Güter im Süden zu reisen und sich dort mit seinen Bauern zu beschäftigen. Freudig malte er sich dieses neue Leben aus, als unerwartet Fürst Wassilij ins Zimmer trat.

»Aber mein Liebster, Bester, was hast du denn in Moskau angestellt? Warum hast du dich denn mit Lola gezankt, mon cher? Du bist im Irrtum«, sagte Fürst Wassilij, indem er ins Zimmer trat. »Ich habe alles erfahren und kann dir mit aller Bestimmtheit sagen, daß Helene dir gegenüber so unschuldig ist wie Christus vor den Juden.«

Pierre wollte etwas entgegnen, aber Fürst Wassilij unterbrach ihn.

»Und warum hast du dich nicht offen und ehrlich an mich gewandt wie an deinen Freund? Ich weiß doch alles, kann doch alles verstehen«, sagte er. »Du hast dich korrekt benommen wie ein Mensch, der auf Ehre hält. Vielleicht hast du ein bißchen übereilt gehandelt, doch das wollen wir dahingestellt sein lassen. Aber bedenke nur das eine, in was für eine Lage du dadurch sie und mich vor den Augen der Gesellschaft und sogar des Hofes gebracht hast«, fügte er hinzu und senkte etwas die Stimme. »Sie lebt nun in Moskau und du hier. So komm doch nur zur Besinnung, mein Lieber!« Er zog Pierre an der Hand herab. »Hier liegt doch nur ein Mißverständnis vor, das muß du doch selber fühlen, sollte ich meinen. Wir wollen ihr gleich zusammen einen Brief schreiben, und dann wird sie herkommen, und alles wird sich aufklären. Andernfalls wirst du selber den Schaden davon haben, das kann ich dir sagen, mein Lieber.« Fürst Wassilij sah Pierre bedeutsam an. »Mir ist aus sicherer Quelle bekannt, daß die Kaiserin-

witwe ein lebhaftes Interesse an dieser Angelegenheit nimmt. Du weißt, daß sie sich immer sehr gnädig gegen Helene gezeigt hat.«

Ein paarmal hatte Pierre einen Anlauf genommen, etwas zu erwidern, aber einerseits ließ ihn Fürst Wassilij gar nicht zu Wort kommen, und andererseits scheute sich Pierre selber davor, jenen Ton der entschiedenen Ablehnung und Mißbilligung anzuschlagen, in dem er seinem Schwiegervater zu antworten fest entschlossen war. Außerdem rief er sich das Wort aus den Satzungen der Freimaurer: »Sei freundlich und höflich«, ins Gedächtnis zurück. Er zog die Stirn finster zusammen, wurde rot, stand auf, setzte sich wieder hin und rang innerlich um das, was ihm am schwersten fiel im Leben: einem Menschen, wer es auch immer war, etwas Unangenehmes ins Gesicht zu sagen und nicht das, was jener erwartete. Er war so daran gewöhnt, sich diesem lässigen, selbstbewußten Ton des Fürsten Wassilij unterzuordnen, daß er auch jetzt das Gefühl hatte, er werde nicht imstande sein, ihm zu widerstehen. Gleichzeitig war er sich aber auch bewußt, daß von dem, was er jetzt sagen würde, sein ganzes künftiges Schicksal abhing: ob er den alten Weg von früher weitergehen oder jenen neuen einschlagen werde, den ihm die Freimaurer so lockend gezeigt hatten, und von dem er fest glaubte, daß er auf ihm die Wiedergeburt zu neuem Leben finden werde.

»Komm, mein Lieber«, sagte Fürst Wassilij in scherzendem Ton, »sage mir nur das eine Wörtchen ›ja‹, und ich werde ganz allein an sie schreiben, und wir schlachten dann ein gemästetes Kalb ...«

Aber Fürst Wassilij hatte seinen Scherz noch nicht beendet, als Pierre mit einer rasenden Wut im Gesicht, die an seinen Vater erinnerte, ohne den Fürsten anzusehen, flüsternd hervorstieß:

»Fürst, ich habe Sie nicht zu mir rufen lassen, gehen Sie, ich bitte Sie darum, gehen Sie!« Und er sprang auf und öffnete ihm die Tür. »Gehen Sie!« wiederholte er und glaubte sich selber kaum und freute sich über den Ausdruck der Verlegenheit und Furcht, der sich auf Fürst Wassilij's Antlitz zeigte.

»Was hast du? Bist du krank?«

»Gehen Sie!« wiederholte Pierre noch einmal mit zitternder Stimme. Und Fürst Wassilij mußte hinausgehen, ohne auch nur eine Erklärung erhalten zu haben.

Nach acht Tagen reiste Pierre, nachdem er sich von seinen neuen Freunden, den Freimaurern, verabschiedet und ihnen eine große Summe als Almosen zurückgelassen hatte, auf seine Güter ab. Seine neuen Brüder gaben ihm Briefe nach Kiew und Odessa mit, an die dortigen Freimaurer, und versprachen, ihm zu schreiben und ihm für seinen neuen Wirkungskreis Anleitungen zu geben.

6

Pierres Duell mit Dolochow war totgeschwiegen worden, und trotz der damaligen Strenge des Kaisers in solchen Dingen ließ man sowohl die beiden Gegner als auch ihre Sekundanten völlig unbehelligt. Aber der Skandal, den das Duell hervorgerufen hatte und der nun durch Pierres Bruch mit seiner Frau noch bestätigt wurde, sprach sich doch in der Gesellschaft herum. Pierre, den man zuerst als unehelichen Sohn nur gönnerhaft über die Achsel angesehen und dann, als er die beste Partie des ganzen russischen Kaiserreichs geworden war, verwöhnt und in den Himmel gehoben hatte, war nach seiner Hochzeit, als die heiratsfähigen Damen und Mütter nichts mehr von ihm zu hoffen hatten, in der Wertschätzung der Gesellschaft stark gesunken, um so mehr, als er sich selber die Gunst der Gesellschaft nicht zu erwerben verstand und dies auch gar nicht wollte. Jetzt schob man ihm allein alle Schuld an dem Vorgefallenen zu, es hieß, er sei ohne jeden Sinn und Verstand eifersüchtig und denselben Anfällen blutdürstiger Raserei unterworfen wie sein Vater. Und als Helene nach Pierres Abreise nach Petersburg zurückkehrte, wurde sie nicht nur von allen ihren Bekannten freudig aufgenommen, sondern man brachte ihr sogar etwas wie Ehrerbietung, die ihrem Unglück gelten sollte, entgegen. Wenn die Rede auf ihren Mann kam, nahm Helene, ohne selber zu wissen warum, eine würdige Haltung an, die sie sich dank dem ihr eignen Taktgefühl angeeignet hatte. Durch diese Miene brachte sie zum Ausdruck, daß sie entschlossen sei, ihr Unglück, ohne zu klagen, auf sich zu nehmen, und daß ihr Mann das Kreuz sei, das zu tragen ihr Gott auferlegt habe. Fürst Wassilij brachte seine Meinung schon unverhohlener zum Ausdruck. Er zuckte mit den Schultern, wenn das Gespräch auf Pierre kam, tippte auf die Stirn und sagte: »Nicht ganz richtig im Kopfe, je le disais toujours.«

»Das habe ich doch vorausgesagt«, meinte Anna Pawlowna von Pierre, »ich habe das damals gleich gesagt, noch früher als alle anderen« – sie wollte sich darin von niemand den Rang ablaufen lassen –, »daß er ein törichter junger Mann ist, der durch die zügellosen Ideen unseres Jahrhunderts ganz verdorben worden ist. Das habe ich schon damals gesagt, als noch alle von ihm entzückt waren, als er eben erst aus dem Ausland zurückgekommen war und einmal auf

einer Abendgesellschaft bei mir, wissen Sie noch, aus sich einen reinen Moralisten machte. Und wohin hat das alles geführt? Ich war von jeher gegen diese Heirat und habe das alles vorausgesagt, was nun auch eingetroffen ist.«

Anna Pawlowna gab in ihrem Hause in zwangloser Folge noch dieselben Abendgesellschaften wie früher, wie solche zu veranstalten eben nur sie die Gabe hatte, Abendgesellschaften, bei denen sich alles versammelte, la crème de la véritable bonne société, la fine fleur de l'essence intellectuelle de la société de Pétersbourg, wie Anna Pawlowna selber sagte. Außer dieser feingewählten Gesellschaft zeichneten sich die Abende bei Anna Pawlowna immer noch dadurch aus, daß Anna Pawlowna zu jedem ihrer Abende ihren Gästen immer irgendeine neue, interessante Persönlichkeit aufstichtete, und daß sich nirgends klarer und deutlicher als bei diesen Abendgesellschaften erkennen ließ, wie der Stand des politischen Thermometers, die Stimmung der ihrem Kaiserhaus treuergebenen Hofgesellschaft gerade war.

Ende des Jahres 1806, als schon die traurigen Einzelheiten von der Vernichtung der preußischen Armee durch Napoleon bei Jena und Auerstedt und von der Übergabe eines großen Teiles der preußischen Festungen bei uns bekanntgeworden waren, als unsere Truppen bereits in Preußen einrückten und man sich zu einem zweiten Feldzug gegen Napoleon rüstete, gab Anna Pawlowna bei sich wieder einmal eine Abendgesellschaft. La crème de la véritable bonne société bestand diesmal aus der liebrenden, unglücklichen, von ihrem Mann verlassenen Helene, aus Mortemart, aus dem bezaubernden Fürsten Hippolyt, der soeben erst aus Wien zurückgekehrt war, aus zwei Diplomaten, der Tante, einem jungen Mann, den man einfach unter der Bezeichnung d'un homme de beaucoup de mérite im Salon eingeführt hatte, einer neuernannten Hofdame mit ihrer Mutter und aus noch anderen Personen, die weniger von Bedeutung waren.

Die Persönlichkeit, die Anna Pawlowna ihren Gästen an diesem Abend als neues Gericht vorsetzte, war Boris Drubezkoj, der soeben als Kurier von der preußischen Armee nach Petersburg gekommen war, da er bei einer sehr hochstehenden Persönlichkeit den Posten eines Adjutanten bekleidete.

Der Stand des politischen Thermometers, wie er an diesem Abend der Gesellschaft angezeigt wurde, war wie folgt: Wie sehr sich auch

alle europäischen Herrscher und Feldherren bemühen mögen, Napoleon in Schutz zu nehmen, um mir und uns allen diese Unannehmlichkeiten und diesen Kummer zu bereiten – unsere Ansicht über Napoleon steht fest. Wir werden niemals aufhören, unsere ehrliche Überzeugung über diesen Punkt offen zum Ausdruck zu bringen, und können dem preußischen König und anderen Herrschern nur sagen: »Um so schlimmer für euch! Tu l'as voulu, George Dandin⁹¹!« Das ist alles, was wir sagen können. So zeigte das politische Thermometer in der Abendgesellschaft bei Anna Pawlowna an.

Als Boris, der heute den Gästen vorgesetzt werden sollte, in den Salon trat, war schon fast die ganze Gesellschaft versammelt. Das Gespräch, von Anna Pawlowna geleitet, war eben auf unsere diplomatischen Beziehungen zu Österreich hinübergeglitten, und man sprach die Hoffnung aus, daß es zu einem Bündnis mit Österreich kommen werde.

Boris, der viel männlicher geworden war und frisch und gesund aussah, trat in seiner feschen Adjutantenuniform ungezwungen in den Salon und wurde, wie es sich gehörte, zuerst zur Tante geleitet, um diese zu begrüßen, und dann erst in den allgemeinen Kreis eingeführt.

Anna Pawlowna reichte ihm ihre vertrocknete Hand zum Kuß, stellte ihn einigen Herren, die ihn noch nicht kannten, vor, wobei sie jeden flüsternd irgendwie charakterisierte.

»Le prince Hippolyte Couraguine – charmant jeune homme. Monsieur Crouq – chargé d'affaires de Copenhague, un esprit profond«, und dann sagte sie einfach nur: »Monsieur Shitoff – un homme de beaucoup de mérite«, indem sie jenen jungen Mann vorstellte, den sie unter dieser Bezeichnung im Salon eingeführt hatte.

Boris war es während der kurzen Zeit, die er beim Militär diente, dank den Bemühungen Anna Michailownas und seinem eignen Taktgefühl und seinen gemessenen Charaktereigenschaften bereits gelungen, sich eine höchst vorteilhafte dienstliche Stellung zu erringen. Er war Adjutant bei einer sehr hochgestellten Persönlichkeit, war jetzt mit einem höchst wichtigen Auftrag in Preußen gewesen und soeben erst als Kurier von dort zurückgekehrt. Er hatte sich jenes ungeschriebene Subordinationsreglement, das ihm in Olmütz so gefallen hatte, jetzt ganz zu eigen gemacht, demzufolge ein Fähnrich ungleich höher stehen kann als ein General und man zum Vorwärtkommen im Dienst weder dienstliche Anstrengungen noch Mühe,

Tapferkeit oder Ausdauer vonnöten hat, sondern nur mit denen umzugehen verstehen muß, die dienstliche Beförderungen zu bestimmen haben. Oft wunderte er sich selbst über sein schnelles Vorwärtskommen, aber noch mehr staunte er darüber, daß andere dies nicht ebenso verstanden. Seine ganze Lebensanschauung, all seine Beziehungen zu den früheren Bekannten, seine sämtlichen Zukunftspläne hatten sich infolge dieser Entdeckung von Grund aus geändert. Er war nicht reich, gab aber sein letztes Geld dafür aus, sich besser als alle anderen anzuziehen, und konnte sich eher ein Vergnügen versagen, als es über sich gewinnen, in einem Wagen zweiter Güte oder in einer alten Uniform durch die Straßen Petersburgs zu fahren. Nur solche Bekannte wählte er sich aus und mit solchen Leuten freundete er sich an, die höher standen als er, und die ihm infolgedessen irgendwann einmal nützlich sein konnten. Er liebte Petersburg und haßte Moskau. Die Erinnerung an die Rostowsche Familie und seine Jugendliebe zu Natascha war ihm unangenehm, und er hatte die Rostows, seit er ins Feld gezogen war, noch nicht einmal wieder aufgesucht. In Anna Pawlownas Salon empfangen zu werden, hielt er für wichtig und dienstfördernd, fand sich auch gleich in seine Rolle, und während er Anna Pawlowna alles Interessante, was an ihm war, für ihre Zwecke auszunutzen überließ, betrachtete er aufmerksam alle Anwesenden, prüfte die Möglichkeit, sich diesem oder jenem zu nähern, und wog die Vorteile ab, die jeder ihm bringen konnte. Er nahm den ihm angewiesenen Platz neben der schönen Helene ein und hörte dem allgemeinen Gespräch zu.

»Wien findet die Grundlagen dieses vorgeschlagenen Vertrages so unerreichbar, daß man sie selbst durch eine Reihe der glänzendsten Erfolge nicht zu erreichen imstande wäre, und zweifelt an unseren Mitteln, solche Erfolge zu erzielen. C'est la phrase authentique du cabinet de Vienne«, sagte der Däne, chargé d'affaires. Und als Mann à l'esprit profond fügte er mit feinem Lächeln hinzu: »C'est le doute, qui est flatteur.«

»Man muß einen Unterschied machen zwischen dem Wiener Kabinett und dem Kaiser von Österreich«, warf Mortemart ein. »Der Kaiser von Österreich dächte nie an so etwas, das ist nur das Wiener Kabinett, qui le dit.«

»Eh, mon cher vicomte«, mischte sich Anna Pawlowna ein, »l'Urope« – sie sprach aus irgendeinem Grund das eu wie u aus, als

wäre das eine besondere Feinheit der französischen Sprache, die sie sich einem Franzosen gegenüber erlauben könne –, »l'Urope ne sera jamais notre alliée sincère.«

Darauf lenkte Anna Pawlowna die Unterhaltung auf den Mut und die Charakterfestigkeit des Königs von Preußen, um Boris ins Gespräch zu ziehen.

Boris hörte aufmerksam auf jeden, der sprach, und wartete, bis die Reihe an ihn kommen würde, versäumte dabei aber nicht, ab und zu seine Nachbarin, die schöne Helene, anzusehen, die lächelnd ein paarmal die Blicke des hübschen jungen Adjutanten auffing.

Es machte sich ganz natürlich, daß Anna Pawlowna, während sie über die Lage Preußens sprach, Boris bat, etwas von seiner Reise nach Glogau zu erzählen, und von dem Zustand, in dem er die preußischen Truppen dort angetroffen habe. Ohne sich zu beeilen, erzählte nun Boris in reinem fehlerfreiem Französisch viele interessante Einzelheiten von den preußischen Truppen und vom preußischen Hofe, bemühte sich aber während seiner ganzen Erzählung, seine eigenen Ansichten über die Tatsachen, die er berichtete, zu verbergen. So nahm Boris eine Zeitlang die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch, und Anna Pawlowna fühlte, daß ihr neues Gericht von allen Gästen mit Vergnügen aufgenommen wurde. Mehr Interesse als alle übrigen zeigte die schöne Helene für Boris' Erzählung. Sie fragte wiederholt nach verschiedenen Einzelheiten seiner Reise, als interessierte sie die Lage der preußischen Armee im höchsten Grad. Kaum war er mit seiner Erzählung zu Ende gekommen, als sie sich mit ihrem gewohnten Lächeln zu ihm wandte: »Sie müssen unbedingt einmal zu mir kommen«, sagte sie zu ihm in einem Ton, als wäre dies aus irgendwelchen Gründen, die er nicht wissen könne, unumgänglich notwendig. »Dienstag zwischen acht und neun Uhr. Sie würden mir ein großes Vergnügen bereiten.«

Boris versprach, ihren Wunsch zu erfüllen, und wollte sich eben mit ihr in ein Gespräch einlassen, als ihn Anna Pawlowna unter dem Vorwand, die Tante wolle ebenfalls seine Schilderungen hören, herausrief.

»Sie kennen doch wohl ihren Mann?« fragte Anna Pawlowna, klappte die Augen zu und wies mit bekümmertem Gebärde auf Helene. »Ach, diese arme, entzückende Frau! Erwähnen Sie ihr gegenüber

ihren Mann niemals, ich bitte Sie darum, sprechen Sie nicht von ihm!
Das würde ihr zu weh tun.«

7

Als Boris und Anna Pawlowna dann zum allgemeinen Kreis zurückkehrten, hatte Fürst Hippolyt das Gespräch an sich gerissen.

Er hatte sich in seinem Sessel nach vorn gebeugt und sagte gerade: »Le roi de Prusse«, brach aber sogleich in Gelächter aus. Alle wandten sich nach ihm um. »Le roi de Prusse?« fragte Hippolyt, fing nochmals an zu lachen und setzte sich dann wieder ernsthaft in seinen Sessel zurück. Anna Pawlowna wartete eine Weile, da aber Hippolyt anscheinend wirklich nichts mehr sagen wollte, fing sie an, davon zu sprechen, wie sich der gottlose Bonaparte in Potsdam den Degen Friedrichs des Großen angeeignet habe.

»C'est l'épée de Frederic le Grand, que je ...« fing sie an, aber Hippolyt unterbrach sie mit den Worten: »Le roi de Prusse ...« doch wieder. Als alle sich ihm zuwandten, entschuldigte er sich durch eine Geste und schwieg.

Anna Pawlowna zog die Stirn kraus. Da wandte sich Mortemart, Hippolyts Freund, kurz entschlossen an ihn mit der Frage: »Voyons, à qui en avez-vous avec votre roi de Prusse?«

Hippolyt fing an zu lachen, schämte sich aber gleichsam über sein Lachen.

»Non, ce n'est rien, je voulais dire seulement ...« Er hatte die Absicht, ein Wortspiel zu erzählen, das er in Wien gehört und schon den ganzen Abend anzubringen versucht hatte. »Je voulais dire seulement, que nous avons tort de faire la guerre pour le roi de Prusse.«

Boris lächelte vorsichtig, so daß man sein Lächeln ebenso als Spott wie auch als Beifallsäußerung für diesen Scherz auffassen konnte, je nachdem es die andern aufnehmen würden. Alles lachte.

»Das ist ein schlimmes Wortspiel, sehr geistreich, aber ungerecht«, sagte Anna Pawlowna und drohte ihm mit ihrem runzligen Finger. »Wir führen den Krieg nicht pour le roi de Prusse«, sondern der guten Prinzipien wegen. Ah, il est méchant, ce prince Hippolyte!« sagte sie.

Die Unterhaltung kam den ganzen Abend nicht einmal ins Stocken und drehte sich vorzugsweise um politische Neuigkeiten. Ganz zum

Schluß wurde man besonders lebhaft, als man auf die vom Kaiser verliehenen Auszeichnungen zu sprechen kam.

»Da hat doch im vorigen Jahr dieser N.N. eine Tabaksdose mit dem Bild des Kaisers bekommen«, sagte l'homme à l'esprit profond, »warum sollte nun dem S.S. nicht eine ebensolche Auszeichnung zuteil werden?«

»Je vous demande pardon«, sagte der Diplomat, »eine Tabaksdose mit dem Bildnis Seiner Majestät ist eine Belohnung, aber keine Auszeichnung. Man könnte es vielmehr ein Geschenk nennen.«

»Es hat früher ähnliche Fälle gegeben, ich erinnere nur an Schwarzenberg.«

»C'est impossible«, rief ein anderer.

»Wetten? Le grand cordon, c'est différent ...«

Als alle sich erhoben, um aufzubrechen, wandte sich Helene, die den ganzen Abend nur wenig gesprochen hatte, noch einmal mit ihrer Bitte an Boris und wiederholte ihre freundliche und bedeutsame Aufforderung, sie am Dienstag zu besuchen.

»Mir liegt sehr viel daran«, sagte sie lächelnd mit einem Blick auf Anna Pawlowna, und jene bestätigte diesen Wunsch Helenes mit demselben schwermütigen Lächeln, das ihre Worte zu begleiten pflegte, wenn sie von ihrer hohen Gönnerin sprach.

Es erweckte den Anschein, als hätte sich aus irgendwelchen Äußerungen, die Boris über das preußische Heer hatte fallen lassen, für Helene die unumgängliche Notwendigkeit ergeben, Boris bei sich zu sehen, und in ihrem Lächeln lag anscheinend das Versprechen, ihm diese Notwendigkeit zu erklären, wenn er am Dienstag zu ihr kommen werde.

Doch als Boris am Dienstagabend den prächtigen Salon Helenes betrat, erhielt er keinerlei deutliche Erklärungen darüber, warum er unbedingt hatte kommen müssen. Es waren noch andere Gäste da, die Gräfin sprach nur wenig mit ihm, und nur als er ihr beim Abschied die Hand küßte, flüsterte sie ihm, sonderbarerweise ohne wie immer zu lächeln, plötzlich zu: »Kommen Sie morgen zum Essen ... abends. Sie müssen unbedingt kommen ... Venez!«

So wurde Boris während seines Aufenthalts in Petersburg der Hausfreund der Gräfin Besuchowa.

Der Krieg war entfacht, und sein Schauplatz näherte sich immer mehr den russischen Grenzen. Überall hörte man Bonaparte als den Feind des Menschengeschlechtes verfluchen. In den Dörfern sammelte man Rekruten und Landwehrleute, und vom Kriegsschauplatz drangen allerlei Nachrichten herüber, die einander widersprachen und meistens erlogen waren und denn auch die verschiedenartigsten Auslegungen erfuhren.

Das Leben des alten Fürsten Bolkonskij, des Fürsten Andrej und der Prinzessin Marja hatte sich seit dem Jahre 1805 in vieler Beziehung geändert.

Im Jahre 1806 war der alte Fürst zum Oberkommandierenden der Landwehr ernannt worden, ein Posten, wie es deren in ganz Rußland nur acht gab. Trotz seiner Altersschwäche, die sich besonders während jener Zeit bemerkbar gemacht hatte, als er seinen Sohn für gefallen hielt, glaubte er doch, nicht das Recht zu haben, ein Amt auszuschlagen, das ihm der Kaiser selber übertragen hatte, ja, dieser sich ihm neu eröffnende Wirkungskreis rüttelte ihn auf und verlieh ihm neue Kräfte. Er reiste beständig durch die drei Gouvernements, die ihm anvertraut waren, erfüllte alle seine Pflichten mit pedantischer Genauigkeit, war gegen seine Untergebenen bis zur Grausamkeit streng und ging selber allen Dingen bis auf den Grund. Prinzessin Marja hatte nun aufgehört, Mathematikstunden bei ihrem Vater zu nehmen, und kam nur, wenn er zu Hause war, morgens einmal zu ihm aufs Zimmer, in Begleitung der Amme und des kleinen Fürsten Nikolaj, wie ihn der Großvater nannte. Der kleine Fürst Nikolaj bewohnte mit seiner Amme und der alten Kindermuhme Sawischna die Gemächer der verstorbenen kleinen Fürstin, und Prinzessin Marja verbrachte den größten Teil des Tages im Kinderzimmer, um ihrem kleinen Neffen, so gut sie konnte, die Mutter zu ersetzen. Auch Mademoiselle Bourienne schien den Kleinen abgöttisch liebzuhaben, und so leistete Prinzessin Marja oft selber Verzicht und überließ der Freundin den Genuß, den kleinen Engel, wie sie ihren Neffen nannte, zu warten und mit ihm zu spielen.

Neben dem Altar der Kirche in Lysyja-Gory war über dem Grab der kleinen Fürstin eine Kapelle errichtet worden. Man hatte ein Marmordenkmal aus Italien kommen lassen und in dieser Kapelle aufgestellt, das einen Engel mit ausgebreiteten Flügeln darstellte, der sich anschickt, gen Himmel zu fliegen.

Der Engel hielt die Oberlippe ein wenig nach oben gezogen, als wolle er lächeln, und Fürst Andrej und Prinzessin Marja hatten einmal, als sie aus der Kapelle traten, einander eingestanden, daß sie das Gesicht dieses Engels sonderbarerweise immer an das Gesicht der Verstorbenen erinnere. Was aber noch merkwürdiger schien und Fürst Andrej seiner Schwester nicht eingestand, war, daß er aus dem Ausdruck, den der Künstler zufällig dem Gesicht dieses Engels verliehen hatte, dieselben sanft vorwurfsvollen Worte herauslas, wie er sie damals auf dem Antlitz seiner toten Frau gelesen hatte: »Ach, warum habt ihr mir das angetan?«

Bald nach Fürst Andrejs Rückkehr hatte der alte Fürst seinen Besitz mit dem Sohn geteilt und ihm das große Gut Bogutscharowo abgetreten, das vierzig Werst von Lysyja-Gory entfernt lag. Zum Teil aus dem Grund, weil sich für den Fürsten Andrej an Lysyja-Gory so traurige Erinnerungen knüpften, zum Teil auch, weil er nicht die Kraft in sich fühlte, den Charakter seines Vaters immer zu ertragen, und endlich teilweise auch deshalb, weil er Einsamkeit brauchte, siedelte Fürst Andrej nach Bogutscharowo über, baute sich dort an und verbrachte den größten Teil seiner Zeit auf diesem Gut.

Er hatte nach der Schlacht bei Austerlitz den festen Entschluß gefaßt, nie wieder in den Kriegsdienst zu treten, und als dann der Krieg von neuem begann und alle wieder einrücken mußten, nahm er, um sich vom aktiven Dienst zu befreien, einen Posten im Kommando seines Vaters zur Aushebung der Landwehr an. Es schien, als hätten seit dem Feldzug von 1805 Vater und Sohn die Rollen getauscht. Der alte Fürst, durch seine Tätigkeit angeregt, erwartete alles Gute von dem jetzigen Feldzug, Fürst Andrej dagegen, der nicht am Krieg teilnahm, was ihm im Grunde der Seele doch leid tat, sah immer nur schwarz.

Am 26. Februar 1807 war der alte Graf dienstlich in seinen Bezirk abgereist. Fürst Andrej blieb, wie immer, wenn sein Vater abwesend war, auch diesmal in Lysyja-Gory. Der kleine Nikoluschka war schon den vierten Tag nicht recht wohl. Die Kutscher, die den alten Fürsten

in die Stadt gefahren hatten, waren eben von dort zurückgekehrt und hatten für den Fürsten Andrej Briefe und Zeitungen mitgebracht.

Der Kammerdiener ging mit den Briefen auf das Zimmer des jungen Fürsten, fand ihn aber dort nicht vor und begab sich deshalb nach den Gemächern der Prinzessin Marja, aber auch dort war er nicht. Doch hier sagte man ihm, der Fürst wäre ins Kinderzimmer gegangen.

»Durchlaucht, soeben ist Petruscha mit Briefen gekommen«, meldete eines der Stubenmädchen dem Fürsten Andrej, der auf einem kleinen Kinderstuhl saß und mit zitternden Händen und finsterner Stirn aus einer Flasche etwas Medizin in ein halb mit Wasser gefülltes Glas tropfen ließ.

»Was ist los?« fragte er ärgerlich, zuckte unvorsichtig mit der Hand und goß dadurch zuviel Tropfen aus der Flasche in das Glas. Er schüttete die zu starke Arznei aus dem Glas auf den Fußboden und ließ sich frisches Wasser bringen. Das Mädchen brachte es ihm.

Im Zimmer standen ein Kinderbettchen, zwei Truhen, zwei Sessel, ein Tisch, ein Kindertischchen und ein Stühlchen, eben das, auf dem jetzt Fürst Andrej saß. Die Fenster waren verhängt, und auf dem Tisch brannte nur eine Kerze, vor der ein gebundenes Notenheft stand, damit das Licht nicht auf das Bettchen fallen sollte.

»Lieber Bruder«, wandte sich Prinzessin Marja, die neben dem Bettchen stand, an den Fürsten Andrej, »wir wollen lieber noch ein Weilchen warten ... später ...«

»Tu mir den einzigen Gefallen und schwatze nicht so dummes Zeug zusammen. Da hast du nun immer gewartet und gewartet, und nun siehst du es, wozu dein Warten führt«, sagte Fürst Andrej ärgerlich flüsternd, sichtlich bemüht, der Schwester eine Stichelei zu sagen.

»Aber lieber Andrej, es ist doch wirklich besser, ihn nicht zu wecken, er ist doch soeben eingeschlafen«, erwiderte die Prinzessin mit flehender Stimme.

Fürst Andrej stand auf und schlich mit dem Glas in der Hand auf den Zehen an das Bettchen hin.

»Soll man ihn wirklich nicht wecken?« meinte er unentschieden.

»Wie du willst, allerdings ... ich meine ... aber wie du willst«, sagte Prinzessin Marja schüchtern und schämte sich sichtlich darüber, daß sie mit ihrer Ansicht recht haben sollte. Sie wies den Bruder auf das Stubenmädchen hin, das ihn flüsternd herausrief.

Es war schon die zweite Nacht, die sie beide nicht geschlafen und mit der Pflege des fiebernden Kindes zugebracht hatten. Da sie zu ihrem Hausarzt kein rechtes Vertrauen hatten, und der aus der Stadt erwartete Arzt noch nicht eingetroffen war, hatten sie es während der beiden Tage und Nächte bald mit diesem, bald mit jenem Mittel versucht. Durch die schlaflosen Nächte abgespannt und gequält, hatte einer dem anderen die Schuld an all diesem Kummer zugeschoben, sie hatten sich gegenseitig Vorwürfe gemacht und gezankt.

»Petruscha ist mit Briefen da vom Herrn Papa«, meldete die Zofe flüsternd.

Fürst Andrej ging hinaus.

»Hol sie der Teufel!« brummte er, aber er hörte doch die mündlichen Aufträge an, nahm die ihm überreichten Papiere samt einem Brief seines Vaters dem Diener ab und kehrte ins Kinderzimmer zurück.

»Nun, wie steht's?« fragte Fürst Andrej.

»Immer noch so. Warte nur, um Gottes willen. Karl Iwanowitsch sagt auch immer, daß Schlaf das beste Mittel ist«, erwiderte Prinzessin Marja flüsternd und seufzte.

Fürst Andrej ging zu dem Kinde hin und fühlte es an. Es glühte.

»Verschont mich mit eurem Karl Iwanowitsch!« Er nahm das Glas, in das er die Tropfen hineingegossen hatte, und trat wieder an das Bett heran.

»Andrej, tu's nicht!« sagte Prinzessin Marja.

Aber er sah sie mit einem bösen und zugleich leidenden Ausdruck an und beugte sich mit dem Glas über das Kind.

»Doch, ich will es«, sagte er. »Ich bitte dich, gib es ihm ein.«

Prinzessin Marja zuckte die Achseln, nahm aber gehorsam das Glas, rief die Kindermuhme und fing an, dem Kind die Medizin einzuflößen. Der Kleine schrie und keuchte. Fürst Andrej zog die Stirne kraus, griff sich an den Kopf, ging aus der Kinderstube hinaus und setzte sich im Nebenzimmer aufs Sofa.

Die Briefe hatte er immer noch in der Hand. Er machte sie mechanisch auf und fing an, sie zu lesen. Der alte Fürst schrieb auf blauem Papier mit seinen großen, langen Schriftzügen, wobei er sich stets irgendwelcher Abkürzungen bediente, folgendes:

»Habe soeben durch einen Kurier recht freudige Nachrichten erhalten, wenn's nicht wieder nur erlogenes Zeug ist. Bennigsen soll bei Eylau einen vollen Sieg über Bonaparte errungen haben. In Petersburg soll alles jubeln und frohlocken, und in der Armee soll es Auszeichnungen nur so gerechnet haben. Ist zwar ein Deutscher, dieser Bennigsen – doch gratuliere ich, Was dieser Chandrikow, der Kommandeur von Kortschewa, eigentlich treibt, ist mir unverständlich. Bis jetzt hat er weder Ersatzleute noch Proviant geliefert. Fahre sogleich zu ihm hin und sage ihm, daß es ihn den Kopf kostet, wenn binnen acht Tagen nicht alles zur Stelle ist. Über die Schlacht bei Preußisch-Eylau schreibt mir übrigens auch Peter, der dabei gewesen ist, es ist also doch alles wahr. Wenn nicht Leute, denen es nicht zukommt, ihre Nase in alles stecken, so schlägt diesen Bonaparte sogar ein Deutscher. Es wird erzählt, daß sie in voller Auflösung die Flucht ergriffen haben. Also sieh zu, fahre unverzüglich nach Kortschewa und führe meinen Auftrag aus.«

Fürst Andrej seufzte und riß einen andern Briefumschlag auf. Es war ein Brief von Bilibin, zwei engbeschriebene Seiten. Er faltete ihn, ohne ihn gelesen zu haben, wieder zusammen und las noch einmal den Brief seines Vaters bis zu dem letzten Satz durch: »Fahre unverzüglich nach Kortschewa und führe meinen Auftrag aus.«

Nein, da müßt ihr mich schon entschuldigen, jetzt fahre ich nicht, solange es meinem Kind nicht besser geht, dachte er, ging an die Tür und warf einen Blick ins Kinderzimmer.

Prinzessin Marja stand noch immer neben dem Bettchen und schaukelte leise das Kind.

Ja, was war es doch? Schrieb er nicht auch etwas Unangenehmes? dachte Fürst Andrej und rief sich den Inhalt des Briefes noch einmal ins Gedächtnis zurück. Ach so, der Sieg der Unsrigen über Napoleon, gerade jetzt, wo ich nicht dabei bin. Ja, ja, als wenn mich alles narrete ... Na meinetwegen, wohl bekomm's ... und er fing an, Bilibins französischen Brief zu lesen. Er begriff nicht die Hälfte davon, trotzdem las er ihn, und zwar deshalb, um nur einen kurzen Augen-

blick nicht an das denken zu müssen, was ihn so ausschließlich und quälend beschäftigte.

Bilibin befand sich, jetzt als diplomatischer Beamter im Hauptquartier des Heeres und beschrieb den ganzen Feldzug zwar in französischer Sprache und mit französischen Geistesblitzen und Redewendungen, aber doch mit einem ausschließlich russischen Nichtzurückschrecken vor Selbstbeurteilung und Selbstverspottung. Er schrieb, die diplomatische Schweigepflicht drücke ihm das Herz ab, und er sei glücklich darüber, in Fürst Andrej einen zuverlässigen Gesinnungsgenossen gefunden zu haben, vor dem er die ganze Galle ausschütten könne, die sich beim Anblick dessen, was in der Armee vorgehe, in ihm angesammelt habe. Der Brief war älteren Datums, er war noch vor der Schlacht bei Preußisch-Eylau geschrieben.

»Sie wissen, mon cher prince«, schrieb Bilibin, »daß ich seit unseren großen Erfolgen bei Austerlitz das Hauptquartier nicht mehr verlasse. Ich habe dem Krieg entschieden Geschmack abgewonnen und bin gut gefahren dabei. Was ich während dieser drei Monate gesehen habe, ist unglaublich.

Ich fange ab *Sovo an*. L'ennemi du genre humain hatte, wie Sie wissen, die Preußen angegriffen. Die Preußen sind unsere treuen Verbündeten, die uns in den letzten drei Jahren nur dreimal betrogen haben, also schlagen wir uns auf ihre Seite. Aber es stellt sich heraus, daß l'ennemi du genre humain unseren schönen Reden keinerlei Beachtung schenkt, sich in seiner ungehobelten und verwilderten Art auf die Preußen stürzt, ohne ihnen Zeit zu lassen, ihre begonnene Parade zu Ende zu führen, sie in zwei Handstreichungen kurz und klein schlägt und sich im Potsdamer Schloß häuslich niederläßt.

»Es ist mein lebhafter Wunsch«, schreibt der König von Preußen an Bonaparte, »daß Euer Majestät in meinem Schlosse so aufgenommen und bewirtet werden, wie es Ihnen angenehm ist, und ich habe mich beeilt, zu diesem Zweck alle Maßnahmen zu treffen, soweit mir die Umstände dies erlaubten. Möge es mir gelungen sein!« Die preußischen Generäle erschöpfen sich in Höflichkeiten gegen die Franzosen und strecken bei der ersten Aufforderung die Waffen.

Der Kommandant von Glogau fragt bei einer Stärke von zehntausend Mann beim König von Preußen an, was er tun soll, wenn man ihn auffordere, sich zu ergeben ... Das sind alles Tatsachen.

Kurz, während wir gehofft hatten, dem Feind nur durch unsere kriegerische Haltung Respekt einzuflößen, hat es sich so gemacht, daß wir nun wohl oder übel doch in den Krieg verwickelt worden sind, und, was noch schlimmer ist, in einen Krieg an unseren Grenzen avec et pour le roi de Prusse. Alles ist zum Losschlagen bereit, es fehlt uns nur noch eine ganze Kleinigkeit: ein Oberbefehlshaber. Da es sich herausgestellt hat, daß der Erfolg bei Austerlitz etwas ausgesprochener hätte sein können, wenn der Oberbefehlshaber minder jung gewesen wäre, so hat man jetzt die Achtzigjährigen einer genaueren Prüfung unterzogen, zwischen Prosorowkij und Kamenskij geschwankt und endlich letzterem den Vorzug gegeben. Der General kommt auf Suworowsche Manier in einer Kibitka bei uns an und wird mit Freuden- und Triumphgeschrei empfangen.

Am 4. langt der erste Kurier aus Petersburg im Hauptquartier an. Man bringt die Postsäcke in das Arbeitszimmer des Feldmarschalls, der am liebsten immer alles selber macht. Ich werde gerufen, um ihm beim Sortieren der Briefe zu helfen und diejenigen auszusuchen, die für uns bestimmt sind. Der Feldmarschall sieht uns zu und wartet auf Stöße an ihn gerichteter Briefe. Wir suchen und suchen – kein einziger ist dabei. Der Feldmarschall verliert die Geduld, macht sich selber ans Werk und findet Briefe vom Kaiser an den Grafen T. an den Prinzen W. und an mehrere andere. Da erfolgt einer seiner bekannten Wutausbrüche. Er speit Feuer und Flamme gegen jedermann, nimmt die Briefe, reißt sie auf und liest, was der Kaiser an andere schreibt! ›So behandelt man mich! Man hat kein Vertrauen zu mir! Ah, es wird befohlen, ein Auge auf mich zu haben, schön, ausgezeichnet! Hinaus mit euch allen!‹ Und er schreibt an den General Bennigsen den denkwürdigen Tagesbefehl:

›Ich bin verwundet und kann nicht reiten, infolgedessen auch keine Armee kommandieren. Sie haben Ihr Armeekorps, nachdem es geschlagen wurde, nach Putulsk geführt: dort liegt es ohne jede Deckung, hat weder Holz noch Fourage. Dem muß abgeholfen werden. Da Sie sich gestern schon selbst an den Grafen Buxhöwden gewandt haben, müssen Sie auf den Rückzug gegen unsere Grenzen bedacht sein, den Sie heute noch auszuführen haben.‹

Und an den Kaiser schreibt er: ›Vom vielen Sitzen zu Pferde habe ich mich im Sattel ganz wund geritten, was zusammen mit meinen früheren Leiden mich gänzlich daran hindert, zu reiten und eine so große Armee zu kommandieren. Deshalb habe ich den Oberbefehl über diese dem Grafen Buxhöwden übertragen, der nach mir der rangälteste General ist, habe die Sachen vom Tage und alles übrige ihm geschickt und ihm geraten, wenn er kein Brot mehr haben wird, sich mehr ins Innere Preußens zurückzuziehen, denn das Brot reicht nur noch für einen Tag, manche Regimenter haben schon überhaupt keines mehr, wie die Divisionskommandeure Ostermann und Sedmorjezkij gemeldet haben, und auch bei den Bauern ist alles aufgeessen. Ich selber aber bleibe, bis ich gesund sein werde, im Hospital von Ostrolenka, von welchem Hospital ich eine Krankenliste mir untertänigst beizufügen gestatte, indem ich melde, daß, wenn die Armee nur noch vierzehn Tage in dem jetzigen Biwak bleibt, bis zum Frühjahr auch nicht ein Mann mehr gesund sein wird.

Erlauben Sie einem Greise auf seinen Landsitz zurückzukehren, einem Greise, der seinen Namen auch so nicht mit Ruhm bedecken würde, da er die hohe Aufgabe, zu der er auserwählt wurde, nicht zu erfüllen vermag. Ihre allergnädigste Erlaubnis dazu werde ich hier im Hospital erwarten, um nicht bei der Truppe die Rolle eines Schreibers statt der eines Oberkommandierenden zu spielen. Mein Austritt aus dem Heer wird nicht das geringste Aufsehen erregen, weil ja nur ein Erblindeter aus der Armee ausscheidet. Solche Männer, wie ich einer bin, gibt es in Rußland zu Tausenden.‹

Der Feldmarschall ist wütend auf den Kaiser und verhängt über uns alle Strafen. Das ist doch vollkommen logisch, nicht wahr?

Dieses war also der erste Akt. Bei den folgenden erhöht sich naturgemäß die Spannung und der Einschlag ins Komische. Nachdem uns der Feldmarschall verlassen hat, stellt sich heraus, daß der Feind in Sicht ist und wir ihm eine Schlacht liefern müssen. Buxhöwden als Rangältester ist Oberkommandierender, aber General Bennigsen ist anderer Meinung, um so mehr, als er selber und sein eigenes Armeekorps es ist, die vor dem Feind stehen, und er die Gelegenheit nicht verpassen will, ›auf eigene Faust‹, wie der Deutsche sagt, eine Schlacht zu gewinnen. Er liefert also die Schlacht. Es ist dies das Treffen bei Pultusk, das überall für einen großen Sieg gehalten wird, was es aber meiner Ansicht nach durchaus nicht war. Wir traurigen

Zivilisten haben, wie Sie wissen, sehr häßliche Gepflogenheiten bei der Beurteilung, ob eine Schlacht gewonnen oder verloren ist. Derjenige, der sich nach einer Schlacht zurückziehen muß, hat sie, unserer Ansicht nach wenigstens, verloren. Demnach hätten also wir die Schlacht bei Pultusk verloren. Kurz und gut, wir ziehen uns also nach der Schlacht zurück, schicken aber einen Kurier nach Petersburg, der unseren Sieg verkündet, und Bennigsen tritt das Kommando nicht an Buxhöwden ab in der Hoffnung, als Belohnung für seinen Sieg von Petersburg aus zum Oberkommandierenden ernannt zu werden. Während dieses Interregnums beginnt man bei uns ein ebenso interessantes wie originelles Manöver. All unser Sinnen und Trachten ist nicht mehr darauf gerichtet, den Feind zu umgehen oder anzugreifen, wie es hätte sein sollen, sondern einzig und allein darauf, dem General Buxhöwden auszuweichen, der dem Dienstalder nach unser Kommandeur hätte sein müssen. Und zwar verfolgen wir dieses Ziel mit solcher Energie, daß wir sogar nach Überschreitung eines Flusses, der nicht passierbar ist, die Brücken hinter uns verbrennen, um von unserem Feind, der augenblicklich Buxhöwden und nicht Bonaparte heißt, getrennt zu sein. Doch während uns diese ergötzlichen Manöver vor Buxhöwden retten, wird dieser dadurch beinahe von überlegenen feindlichen Streitkräften angegriffen und gefangengenommen. Doch Buxhöwden setzt uns unentwegt nach – wir fliehen. Kaum ist er auf unserer Seite des Flusses angekommen, setzen wir auf die andere Seite über. Endlich sitzt uns unser Feind Buxhöwden auf den Fersen und geht zur Attacke über. Die beiden Generäle fahren sich in die Haare. Es kommt sogar zu einer Duellforderung von seiten Buxhöwdens und zu einem epileptischen Anfall auf Seiten Bennigsens. Doch im Augenblick der höchsten Spannung kommt der Kurier, den wir mit der Nachricht von unserem Sieg bei Pultusk nach Petersburg geschickt hatten, von dort zurück und bringt uns die Ernennung zum Oberkommandierenden der ganzen Armee. Unser erster Feind, Buxhöwden, ist somit geschlagen, und wir können nun auch einmal an den anderen denken, an Bonaparte. Doch in diesem Augenblick erhebt sich gegen uns ein dritter Feind, unsere eigenen ›rechtgläubigen‹ Soldaten, die unter großem Geschrei Brot, Fleisch, Zwieback, Heu und was weiß ich alles, von uns fordern. Die Speicher sind leer, die Wege nicht zum Durchkommen. Unsere Rechtgläubigen fangen an zu plündern, aber in einer Weise, wie man sich, wenn man an den vorigen Feldzug denkt, davon überhaupt keine Vorstellung machen kann. Die Hälfte der

Regimenter löst sich in wilde Scharen auf, die plündernd die Gegend durchstreifen und überall morden und brennen. Die Einwohner sind in Grund und Boden ruiniert, die Hospitäler können die Kranken nicht mehr fassen, und überall wütet die Hungersnot. Zweimal ist auch das Hauptquartier von marodierenden Truppen angegriffen worden, und der Oberkommandierende selbst hat sich gezwungen gesehen, ein Bataillon zu verlangen, um sie zu verjagen. Bei einem dieser Überfälle hat man mir einen leeren Koffer und meinen Schlafrock entwendet. Der Kaiser will den Divisionskommandeuren das Recht erteilen, jeden Marodeur erschießen zu lassen, aber ich fürchte stark, daß dann die eine Hälfte der Armee gezwungen sein wird, die andere zu erschießen.«

Anfänglich hatte Fürst Andrej nur mit den Augen gelesen, dann aber hatte unwillkürlich das, was er las, obgleich er wußte, inwieweit er Bilibin Glauben schenken durfte, mehr und mehr angefangen, seine Aufmerksamkeit zu fesseln. Als er den Brief bis an diese Stelle gelesen hatte, knüllte er ihn zusammen und warf ihn fort. Ihn ärgerte nicht das, was er aus dem Brief herausgelesen hatte, ihn ärgerte nur das eine, daß jenes fremde Leben dort ihn so erregen konnte. Er schloß die Augen, strich sich mit der Hand über die Stirn, als wollte er damit jeden Gedanken der Teilnahme an dem, was er soeben gelesen hatte, verscheuchen, und horchte auf das, was im Kinderzimmer vorging. Plötzlich kam es ihm vor, als höre er hinter der Tür einen sonderbaren Laut. Eine Angst überkam ihn, er fürchtete, es könnte während der Zeit, in der er den Brief gelesen hatte, dem Kind etwas zugestoßen sein. Er schlich auf den Zehen bis an die Tür des Kinderzimmers und öffnete sie.

In dem Augenblick, als er eintrat, sah er, wie die Kindermuhme ganz erschrocken etwas vor ihm versteckte, und daß Prinzessin Marja nicht mehr neben dem Bettchen stand.

»Lieber Andrej«, hörte er hinter sich Prinzessin Marja, wie ihm schien, ganz verzweifelt flüstern.

Wie das nach langen schlaflosen Nächten und großen Aufregungen oft zu geschehen pflegt, überkam ihn auf einmal eine ganz grundlose Angst: es schoß ihm der Gedanke durch den Kopf, das Kind sei tot. Alles, was er hörte und sah, schien diese Furcht zu bestätigen.

Es ist alles zu Ende, dachte er, und kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn. Ganz verstört trat er auf das Bettchen zu in dem Glauben, es leer

zu finden, da die Kindermuhme das tote Kind vor ihm versteckt habe. Er schlug die Vorhänge auseinander, und lange konnten seine erschrockenen, irrenden Augen das Kindchen nicht entdecken. Endlich sah er es: der Junge hatte sich herumgewälzt, das Köpfchen war ganz vom Kissen heruntergerutscht, und so lag er nun mit roten Bäckchen quer im Bett, schmatzte, bewegte die Lippen im Schlaf und atmete gleichmäßig.

Fürst Andrej empfand ein Gefühl seliger Freude, als er den Knaben, den er schon verloren geglaubt hatte, so sah. Er beugte sich zu dem Kindchen hinab und fühlte mit den Lippen, ob es noch Fieber habe, wie seine Schwester es ihm gezeigt hatte. Die zarte Stirn war feucht, er strich mit der Hand über das Köpfchen, auch die Härchen waren feucht: so stark schwitzte das Kind. Es war nicht nur dem Tod entronnen, sondern man sah deutlich, daß es die Krisis überwunden hatte und der Genesung entgegenging. Er hätte das kleine hilflose Wesen am liebsten an sich gerissen, geliebkost und an seine Brust gedrückt, aber das wagte er nicht. Über das Kindchen gebeugt, blieb er regungslos stehen und betrachtete sein Köpfchen, seine Händchen, seine Beinchen, die sich unter der Decke abzeichneten. Da hörte er ein Geräusch neben sich, und ein Schatten schien über die Bettvorhänge zu huschen. Aber er sah sich nicht um, verwandte kein Auge von dem Kindergesichtchen und lauschte den gleichmäßigen Atemzügen. Der dunkle Schatten rührte von Prinzessin Marja her, die mit ihren lautlosen Schritten an das Bettchen herangegangen war, den Vorhang aufgehoben und wieder fallengelassen hatte. Obgleich Fürst Andrej sich nicht umschaute, hatte er sie doch erkannt und streckte ihr die Hand hin. Sie drückte sie ihm herzlich.

»Er hat geschwitzt«, sagte Fürst Andrej.

»Ich suchte dich, um dir das zu sagen.«

Das Kindchen machte im Schlaf eine leise Bewegung, lächelte und rieb sich den Kopf am Kissen.

Fürst Andrej blickte seine Schwester an. Prinzessin Marjas leuchtende Augen erschienen durch die Freudentränen, die in ihnen standen, in dem matten Halbdunkel hinter den Vorhängen noch strahlender als gewöhnlich. Sie beugte sich zu ihrem Bruder herab und küßte ihn, wobei sich der Vorhang etwas verding. Sie drohten einer dem anderen, blieben aber trotzdem in dem matten Licht unter dem Vorhang stehen, als wünschten sie, sich niemals von dieser Welt

trennen zu müssen, in der sie so zu dritt fern von allem Getriebe vereint waren. Fürst Andrej war der erste, der von dem Bettchen fortging, wobei er mit den Haaren in dem Musselinvorhang hängenblieb.

»Ja, das ist das einzige, was mir noch geblieben ist«, sagte er und seufzte.

Bald nach seiner Aufnahme in den Freimaurerbund reiste Pierre mit einem vollgeschriebenen Anleitungsheft über all das, was auf seinen Gütern vorgenommen werden mußte, nach dem Gouvernement Kiew, wo er die meisten Bauern besaß. In Kiew angelangt, rief er alle seine Verwalter im Hauptkontor zusammen und klärte sie über seine Absichten und Wünsche auf. Er sagte ihnen, daß unverzüglich Maßnahmen zu treffen seien, die Bauern vollkommen frei und der Leibeigenschaft ledig zu machen, und bis es so weit sei, dürfe man sie nicht mit Arbeit überhäufen. Frauen mit kleinen Kindern solle man überhaupt nicht auf Arbeit schicken, den Bauern müsse man Unterstützungen gewähren, und bestrafen dürfe man sie nicht mehr körperlich, sondern nur durch Ermahnungen. Auf allen Gütern müßten Krankenhäuser, Heime und Schulen errichtet werden. Einige der Verwalter – es waren ziemlich ungebildete Landwirte darunter – hörten ganz erschrocken zu, da sie sich den Sinn von Pierres Worten dahin deuteten, daß der junge Graf mit ihrer Verwaltung nicht zufrieden und der Ansicht sei, sie hätten Geld unterschlagen. Andere wieder fanden, nachdem sie sich vom ersten Schrecken erholt hatten, Pierres vornehmes Lispeln und die ihnen neuen, noch nie gehörten Worte ganz ergötzlich, wieder anderen machte es einfach Spaß, den jungen Herrn reden zu hören, und die übrigen endlich, die pfiffigsten, zu denen auch der Oberverwalter gehörte, entnahmen aus seinen Worten, wie sie mit dem Herrn umzugehen hatten, wenn sie ihre Ziele erreichen wollten.

Der Oberverwalter legte für Pierres Absichten das größte Interesse an den Tag, bemerkte aber, daß man außer auf diese Neuerungen auch auf die anderen geschäftlichen Angelegenheiten der Güter eingehen müsse, die sich nicht gerade im besten Zustand befänden.

Trotz seines gewaltigen Reichtums fühlte sich Pierre von dem Tag an, da er als Erbe des Grafen Besuchow, wie es hieß, fünfhunderttausend Rubel jährliches Einkommen bezog, doch weit weniger reich als früher, als er von seinem verstorbenen Vater nur seine zehntausend Rubel im Jahr erhalten hatte. Er hatte von den Hauptkonten seines Budgets, die ihm nur unklar vorschwebten, etwa folgende Vorstel-

lung: An den Rat hatte er für alle seine Güter zusammen etwa achtzigtausend Rubel zu zahlen, gegen dreißigtausend Rubel kostete ihn der Unterhalt seiner beiden Häuser in und bei Moskau sowie der Unterhalt der Prinzessinnen, etwa fünfzehntausend gingen für Pensionen und ebensoviel für wohltätige Zwecke drauf, der Gräfin wurden für ihren Unterhalt hundertfünfzigtausend Rubel gesandt, gegen siebzigtausend Rubel mußten für Hypothekenzinsen gezahlt werden, der soeben begonnene Bau einer Kirche kostete ihn in den nächsten zwei Jahren ebenfalls gegen zehntausend Rubel, und das, was ihm dann noch übrigblieb, an die hunderttausend Rubel, ging für dieses und für jenes drauf, ohne daß er selber wußte wie, so daß er fast in jedem Jahr sich gezwungen sah, neue Hypotheken aufzunehmen. Zudem schrieb ihm der Oberverwalter jedes Jahr über Feuersbrünste, Mißernten oder über die Notwendigkeit, an einer Fabrik oder einem Hüttenwerk einen Umbau vorzunehmen. Also war die erste Beschäftigung, die Pierre erwartete, gerade das, wozu er die wenigste Fähigkeit und Neigung besaß: die Regelung der geschäftlichen Angelegenheiten.

So setzte sich denn Pierre mit dem Oberverwalter alle Tage über die Bücher. Aber er fühlte, daß durch diese Mühe die Sache nicht um einen Schritt vorwärtskam. Er hatte die Empfindung, als ginge seine Arbeit ohne rechte Fühlung neben den Dingen her, als bekämen sie beide die Sache nicht richtig zu fassen, so daß sie nicht von der Stelle kam. Auf der einen Seite malte der Oberverwalter die Dinge in den schwärzesten Farben und wies Pierre auf die unumgängliche Notwendigkeit hin, die Schulden zu bezahlen und durch Frondienste der leibeigenen Bauern neue Arbeiten zu unternehmen, womit Pierre sich nicht einverstanden erklären konnte, auf der anderen Seite forderte Pierre, daß die ersten Schritte zur Befreiung der Bauern unternommen werden sollten, worauf der Verwalter erklärte, erst müßten die Hypothekenzinsen bezahlt werden und deshalb sei eine so schnelle Ausführung seiner Absichten unmöglich.

Der Oberverwalter sagte nicht, daß eine Ausführung seiner Pläne überhaupt unmöglich sei, aber um schneller zu diesen Zielen zu gelangen, schlug er vor, einige Wälder im Gouvernement Kostroma sowie ein paar Ländereien an der Flußmündung und ein in der Krim gelegenes Gut zu verkaufen. Aber alle diese Operationen waren, den Reden des Oberverwalters nach, mit so verwickelten Vorgängen wie

Liquidationen, Requisitionen, Permissionen und so weiter verknüpft, daß Pierre ganz wirr im Kopf wurde und nur zu ihm sagte: »Ja, ja, machen Sie das nur so!«

Pierre besaß nicht genug praktische Anpassungsfähigkeit, die ihm ermöglicht hätte, die Dinge unmittelbar anzufassen, und deshalb liebte er auch diese Arbeiten nicht und bemühte sich nur, dem Verwalter vorzutäuschen, daß er sich mit diesen Geschäften abgebe. Der Verwalter hinwiederum gab sich alle Mühe, dem Grafen vorzutäuschen, daß er es für höchst nutzbringend erachte, wenn sich der Herr einmal mit solchen Arbeiten befasse, obgleich es für ihn lästig sei.

In der großen Stadt fand Pierre verschiedene Bekannte, andere drängten sich herbei, um ihn kennenzulernen, und alle nahmen den neuangekommenen Krösus, der der reichste Großgrundbesitzer des Gouvernements war, mit offenen Armen auf. Auch in seiner Hauptschwäche, die Pierre damals beim Eintritt in die Loge eingestanden hatte, war er so starken Versuchungen ausgesetzt, daß er nicht mehr widerstehen konnte. Wieder verlebte er ganze Tage, Wochen, Monate in derselben sorglosen Art, verbrachte seine Tage mit Abendgesellschaften, Mittagessen, Frühstückseinladungen und Bällen, die ihm gar nicht die Zeit ließen, zur Besinnung zu kommen, genau so, wie er es in Petersburg getrieben hatte. Statt eines neuen Lebens, wie es Pierre zu führen gehofft hatte, lebte er ganz in der früheren Art weiter, nur in einer anderen Umgebung.

Es kam Pierre zum Bewußtsein, daß er von den drei Aufgaben der Freimaurerei diejenige nicht erfüllte, die jedem Mitglied vorschrieb, durch sittenreines Leben anderen ein Vorbild zu sein, und daß ihm von den sieben Tugenden zwei vollständig fehlten: die Sittenstrenge und die Liebe zum Tode. Er tröstete sich damit, daß er dafür die andere Aufgabe: zu der Besserung der ganzen Menschheit beizutragen, zu erfüllen bestrebt sei und die anderen Tugenden besitze wie Nächstenliebe und ganz besonders Opferfreudigkeit.

Im Frühling des Jahres 1807 faßte Pierre den Entschluß, nach Petersburg zurückzukehren. Auf der Rückreise beabsichtigte er, alle seine Güter zu besuchen und sich persönlich davon zu überzeugen, was von seinen Anordnungen befolgt worden war, und in was für einer Lage sich jetzt die Menschen befanden, die ihm von Gott anvertraut worden waren, und deren Glück zu begründen er bestrebt war.

Der Oberverwalter, der alle Pläne des jungen Grafen, wenn nicht für Wahnwitz, so doch im höchsten Grad für unvorteilhaft hielt, sowohl für den Herrn als auch für ihn als Verwalter, ja selbst für die Bauern, hatte ihm doch einige Zugeständnisse gemacht. Zwar hielt er die Befreiung der Bauern aus der Leibeigenschaft immer noch für ein Ding der Unmöglichkeit, hatte aber trotzdem angeordnet, daß für den Tag der Ankunft des Herrn auf allen Gütern der Bau großer Schulgebäude, Krankenhäuser und Heime in Szene gesetzt und überall Empfänge vorbereitet werden sollten, nicht etwa üppige, feierliche, die, wie er wußte, Pierre nicht gefallen hätten, sondern dankbare, schlichtreligiöse, mit Heiligenbildern und Salz und Brot zum Willkommen, kurz, Empfänge, die, wie er seinen Herrn verstanden hatte, Eindruck auf ihn machen und ihn täuschen mußten.

Der südliche Frühling, die angenehme, schnelle Fahrt in seinem Wiener Reisewagen und das Alleinsein unterwegs hatten Pierre in eine freudige Stimmung versetzt. Von den Gütern, die er noch niemals besucht hatte, war eines immer malerischer als das andere; die Leute schienen alle glücklich und zufrieden und für die ihnen erwiesenen Wohltaten rührend dankbar zu sein. Überall fanden Empfänge statt, die, wenn sie auch Pierre etwas in Verlegenheit brachten, im Grunde seines Herzens doch ein Gefühl der Freude in ihm hervorriefen. In einem Dorf brachten ihm die Bauern Brot und Salz als Willkommensgruß entgegen sowie die Bilder der Heiligen Petrus und Paulus und baten um die Erlaubnis, zum Zeichen ihrer Liebe und Dankbarkeit für die ihnen erwiesenen Wohltaten zu Ehren seiner Schutzpatrone Petrus und Paulus auf ihre Kosten in der Kirche einen neuen Altar errichten zu dürfen. An einem anderen Ort kamen ihm Frauen mit Säuglingen an der Brust entgegen und dankten ihm, daß sie nun nicht mehr zu schweren Arbeiten herangezogen würden. Auf einem dritten Gut empfing ihn ein Priester mit dem Kreuz, umringt von einer Kinderschar, die er, dank der Güte des Grafen, nun in Grammatik und Religion unterweisen konnte. Auf allen Gütern sah Pierre mit eignen Augen nach einem einheitlichen Plan zu errichtende und schon errichtete steinerne Gebäude für Spitäler, Schulen und Armenhäuser, die in kurzer Zeit eröffnet werden konnten. Überall ersah Pierre aus den Büchern der Verwalter, daß die Fronarbeiten gegen früher stark vermindert worden waren, und hörte die rührenden Dankbezeugungen darüber von den Bauern selber, die in ihren blauen Kaftanen zu ihm kamen. Aber das wußte Pierre nicht, daß dort, wo man ihm Salz und

Brot entgegengebracht und einen Altar für Petrus und Paulus hatte errichten wollen, am Peter-Pauls-Tag Handel getrieben und Jahrmarkt abgehalten wurde, daß dieser Altar von ebenjenen reichen Bauern, die Pierre empfangen hatten, schon vor Jahren erbaut worden war und daß neun Zehntel aller Einwohner dieses Ortes halb verlumpt und verlottert waren. Er wußte nicht, daß sein Befehl, Mütter von kleinen Kindern nicht mehr zur Fronarbeit heranzuziehen, zur Folge hatte, daß dieselben Mütter jener kleinen Kinder nun eine noch viel schwerere Arbeit für eigne Rechnung annahmen. Er wußte nicht, daß der Priester, der ihn mit dem Kreuz empfangen hatte, die Bauern mit seinen Gebührenforderungen bedrückte und daß die ihn umringenden Kinder von ihren Eltern nur unter Tränen zu ihm geschickt und dann mit beträchtlichen Geldopfern wieder von der Schule losgekauft worden waren. Er wußte nicht, daß die planmäßig ausgeführten steinernen Gebäude durch die Fronarbeit der Bauern errichtet wurden, wodurch diese nur noch vermehrt worden war, während ihre Abnahme nur auf dem Papier stand. Er wußte nicht, daß dort, wo der Verwalter, wie er ihm in den Büchern zeigte, seinem Willen gemäß jedem Bauern ein Drittel des Zinses erlassen hatte, die Fronarbeit um die Hälfte vermehrt worden war. Und deshalb war Pierre von der Fahrt durch seine Güter entzückt, kehrte ganz in derselben philanthropischen Stimmung wieder nach Petersburg heim, in der er abgefahren war, und schrieb einen begeisterten Brief an seinen Bruder Lehrmeister, wie er den Meister vom Stuhl nannte.

Wie leicht ist es doch und wie wenig Anstrengung kostet es, so viel Gutes zu tun, dachte Pierre, aber wie selten denken wir daran.

Er war glücklich über die Dankbarkeit, die man ihm zeigte, schämte sich aber, sie entgegenzunehmen. Sie mahnte ihn daran, daß er ja doch imstande war, noch viel, viel mehr für diese guten, schlichten Leute zu tun.

Der Oberverwalter hatte, obgleich er ein ganz dummer, hinterlistiger Mensch war, den klugen und arglosen Grafen dennoch gänzlich durchschaut und spielte mit ihm wie mit einer Puppe. Als er den Eindruck sah, den seine gemachten Empfänge auf Pierre hervorbrachten, wandte er sich mit noch größerer Entschiedenheit an ihn und bewies ihm, daß es unmöglich, ja hauptsächlich völlig zwecklos wäre, die Bauern zu befreien, die ja! auch ohnedies vollkommen glücklich seien.

Obgleich Pierre im Grunde seines Herzens dem Verwalter darin rechtgeben mußte, daß man sich kaum glücklichere Menschen vorstellen könne und daß nur der Himmel allein wisse, was für ein Los sie nach der Befreiung erwarte, bestand er doch, wenn auch mit Widerstreben, auf dem, was er für recht und billig hielt. Der Verwalter versprach, zu tun, was in seinen Kräften stehe, um den Willen des Grafen zu erfüllen, wußte aber zu gleicher Zeit ganz genau, daß der Graf niemals imstande sein werde nachzuprüfen, ob wirklich alle Maßnahmen zum Verkauf der Wälder und des Gutes sowie zur Deckung der Hypothekenzinsen getroffen worden waren, ja, daß er sogar aller Wahrscheinlichkeit nach niemals danach fragen und auch nicht erfahren werde, daß die neuerrichteten Gebäude leer standen und die Bauern an Frondiensten und Abgaben noch dasselbe zu entrichten hatten wie bei anderen Gutsbesitzern auch, das heißt eben alles, was sie zu entrichten vermochten.

Auf der Rückkehr von seiner Reise nach dem Süden kam Pierre in seiner glücklichen Gemütsstimmung auf den Gedanken, einen Vorsatz, den er schon lange gehegt hatte, auszuführen: seinen Freund Bolkonskij zu besuchen, den er zwei Jahre nicht gesehen hatte.

Bogutscharowo lag in einer wenig reizvollen, flachen Gegend. Ringsum sah man nichts als Felder, Birkenhaine und Tannenwälder, die zum Teil abgeholzt waren. Das Herrenhaus lag ganz am Ende eines an der großen Landstraße geradlinig angelegten Dorfes, hinter einem neugegrabenen Teich, der sehr hoch mit Wasser gefüllt und an den Ufern noch nicht mit Gras bewachsen war, inmitten eines neuangepflanzten Wäldchens, in dem sich auch ein paar Fichten befanden.

Der Herrenhof bestand aus einem Dreschspeicher, den Wirtschaftsgebäuden und Ställen, einem Badehaus, einem Seitenflügel und einem großen steinernen Wohnhaus mit halbkreisförmiger Front, an dem noch gebaut wurde. Rings um das Haus war ein neuer Garten angepflanzt. Die Zäune und Eingangstüren waren ebenfalls neu und fest gefügt. Unter einem Schutzdach standen zwei Feuerspritzen und ein Wasserfaß, das mit grüner Farbe angestrichen war. Die Wege waren gerade, die Brücken stabil und mit Geländern versehen. Alles trug den Stempel einer sorgsamten Bewirtschaftung. Pierre fragte ein paar Leute vom Gutsesinde, die ihm über den Weg liefen, wo der Fürst wohne, und sie zeigten auf ein kleines neues Seitengebäude, das dicht am Teich stand. Der alte Anton, der den Fürsten Andrej schon als Kind gehütet hatte, half Pierre aus dem Wagen, sagte ihm, daß der Fürst zu Hause sei, und führte ihn in ein kleines, sauberes Vorzimmer.

Pierre wunderte sich im stillen über die Schlichtheit dieses kleinen, allerdings blitzsauberen Häuschens, wenn er an die prächtige Umwelt dachte, in der er seinen Freund das letztmal in Petersburg gesehen hatte. Hastig trat er in den kleinen Salon, wo der Stuck noch fehlte und alles noch nach Fichtenholz roch, und wollte noch weitergehen, aber Anton lief auf den Zehenspitzen voran und klopfte an die Tür.

»Nun, was gibt's?« hörte man eine Stimme scharf und unfreundlich fragen.

»Es ist Besuch da«, erwiderte Anton.

»Bitte ihn, einen Augenblick zu warten.« Man hörte das Rücken eines Stuhles.

Pierre ging mit schnellen Schritten auf die Tür zu und stieß beinahe mit dem Gesicht auf den mit finsterner Miene eintretenden Fürsten Andrej, der recht alt aussah. Pierre umarmte ihn, nahm die Brille ab, küßte ihn auf die Wangen und betrachtete ihn aus allernächster Nähe.

»Das hätte ich nicht erwartet! Wie freue ich mich!« rief Fürst Andrej.

Pierre erwiderte nichts, er sah seinen Freund nur verwundert an, ohne die Augen von ihm abwenden zu können. Er staunte darüber, wie Fürst Andrej sich verändert hatte. Seine Worte waren freundlich, auch lächelten seine Lippen und sein Gesicht, aber sein Blick war tot und erloschen, obwohl es sichtlich sein Wunsch war, ihm einen frohen, freudigen Ausdruck zu verleihen. Nicht daß sein Freund magerer, blasser und reifer geworden war, setzte Pierre in Erstaunen, sondern dieser Blick und jene Falte auf der Stirn, die von einem Sinnen und Grübeln immer über denselben Gegenstand Zeugnis ablegten, waren es, die Pierre befremdeten, solange er noch nicht daran gewöhnt war.

Wie das bei einem Wiedersehen nach langer Trennung immer der Fall ist, wollte auch bei ihnen das Gespräch anfänglich lange nicht in Gang kommen. Sie fragten und antworteten sich nur in aller Kürze über Dinge, von denen sie selber wußten, daß sie ausführlicher darüber sprechen mußten. Doch endlich faßte das Gespräch auf den anfänglich nur abgerissen behandelten Themen etwas festeren Fuß, auf den Fragen nach vergangenen Erlebnissen, nach Zukunftsplänen, nach Pierres Reise und seiner Beschäftigung, nach dem Krieg und so weiter. Jene innere Sammlung und Niedergeschlagenheit, die Pierre in den Blicken des Fürsten Andrej wahrgenommen hatte, prägte sich jetzt noch stärker in dem Lächeln aus, mit dem er seinem Freund zuhörte, besonders dann, wenn Pierre mit freudiger Begeisterung von Vergangenen und Zukünftigem sprach. Es war, als könne Fürst Andrej an dem, wovon Pierre sprach, nicht teilnehmen, obgleich es sein sehnlichster Wunsch war. Pierre fing an zu merken, daß seine Begeisterung, seine Träume, seine Hoffnungen auf alles Gute und ein künftiges Glück dem Fürsten Andrej gegenüber nicht recht am Platz waren. Er schämte sich, alle seine neuen freimaurerischen Gedanken

auszusprechen, die er auf seiner letzten Reise wieder ganz besonders aufgefrischt und in sich wachgerufen hatte. Er hielt sich zurück, um nicht naiv zu erscheinen, dabei wollte er aber doch unbedingt so bald wie möglich seinem Freunde zeigen, daß er jetzt ein ganz anderer geworden sei, ein besserer Pierre als der, den Fürst Andrej in Petersburg gekannt hatte.

»Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wieviel ich in dieser Zeit durchlebt habe. Ich kenne mich selber gar nicht mehr wieder.«

»Ja, wir haben uns beide sehr, sehr geändert seit jenen Tagen«, erwiderte Fürst Andrej.

»Sie auch?« fragte Pierre. »Was sind nun Ihre Pläne?«

»Pläne?« wiederholte Fürst Andrej ironisch. »Meine Pläne?« sagte er noch einmal, als wundere er sich über die Bedeutung dieses Wortes. »Du siehst ja, ich baue. Im nächsten Jahr will ich ganz hierher übersiedeln ...«

Pierre sah schweigend und aufmerksam in das altgewordene Gesicht des Fürsten Andrej.

»Nein«, sagte Pierre, »ich meine ...«

Aber Fürst Andrej unterbrach ihn.

»Wozu von mir reden? Erzähle mir lieber etwas von deiner Reise und von dem, was du dort auf deinen Gütern getan hast.«

Pierre fing an zu erzählen, was er auf seinen Gütern angefangen hatte, bemüht, so viel wie möglich seinen Anteil an den von ihm getroffenen Verbesserungen zu verschweigen. Fürst Andrej griff Pierre ein paarmal in dem, was er erzählen wollte, vor, als wäre all das, was Pierre getan hatte, eine längst bekannte Geschichte, und hörte nicht nur ohne jedes Interesse zu, sondern schien sich sogar dessen zu schämen, was Pierre ihm erzählte.

Pierre empfand das Zusammensein mit dem Freunde als peinlich und drückend und schwieg.

»Weißt du was, mein Lieber?« sagte Fürst Andrej, der sich sichtlich durch den Gast ebenso in Verlegenheit gesetzt und bedrückt fühlte. »Ich habe hier nur mein Biwak aufgeschlagen und bin bloß hergekommen, um nach dem Rechten zu sehen. Ich fahre heute wieder zu meiner Schwester hinüber. Ich werde dich mit ihr bekannt machen. Aber du kennst sie ja schon, glaube ich«, sagte er, sichtlich um den

Gast bemüht, mit dem er keinerlei gemeinsame Interessen mehr hatte. »Gleich nach Tisch fahren wir. Aber willst du dir jetzt nicht einmal mein Gut ansehen?«

Sie gingen hinaus und machten bis zum Mittagessen einen Rundgang durch das ganze Gut, wobei sie sich über politische Neuigkeiten und gemeinsame Bekannte unterhielten wie Leute, die sich nur oberflächlich kennen. Etwas lebhafter und angeregter wurde Fürst Andrej nur, wenn er auf die von ihm angelegten Gutseinrichtungen oder auf den Neubau seines Hauses zu sprechen kam, aber auch hier hielt er, während er vom Gerüst aus Pierre die künftige Einrichtung seines Hauses erklärte, plötzlich mitten im Gespräch inne und sagte: »Übrigens ist das ja weiter nicht interessant, wir wollen lieber zum Essen gehen und dann fortfahren.«

Nach dem Essen kam das Gespräch auf Pierres Heirat.

»Ich war sehr erstaunt, als ich es hörte«, sagte Fürst Andrej.

Pierre wurde rot, wie er immer bei der Erwähnung seiner Ehe zu erröten pflegte, und sagte hastig: »Ich erzähle es Ihnen ein andermal, wie das alles gekommen ist. Sie wissen doch, daß jetzt alles auf immer zu Ende ist.«

»Auf immer?« sagte Fürst Andrej. »Nichts in der Welt ist auf immer.«

»Sie wissen doch, wie es zu diesem Ende gekommen ist? Haben Sie von dem Duell gehört?«

»Ja, auch das hast du durchgemacht.«

»Das einzige, wofür ich dabei Gott danke, ist, daß ich diesen Menschen nicht getötet habe«, sagte Pierre.

»Warum?« erwiderte Fürst Andrej. »Einen bösen Hund totzuschlagen ist doch nur gut.«

»Nein, einen Menschen zu töten, ist nicht gut, ist unrecht ...«

»Warum denn unrecht?« wiederholte Fürst Andrej. »Über recht und unrecht zu urteilen, ist den Menschen nicht gegeben. Ewig haben sie sich geirrt und werden sich auch künftig irren, und in nichts mehr als darin, was sie für recht und unrecht halten.«

»Unrecht ist das, was einem anderen Menschen schadet«, sagte Pierre, der mit Freuden fühlte, daß Fürst Andrej zum erstenmal nach seiner Ankunft etwas lebhafter wurde, zu reden anfang und sich über

das auszusprechen versuchte, was ihn zu einem solchen Menschen, wie er jetzt war, gemacht hatte.

»Wer aber sagt dir denn, daß das dem anderen schadet, also etwas Böses ist?«

»Etwas Böses?« sagte Pierre. »Aber wir wissen doch alle, was für uns etwas Böses ist.«

»Ja, das wissen wir allerdings, aber das, was wir für uns als böse und schädlich empfinden, können wir ja einem anderen Menschen gar nicht antun«, sagte Fürst Andrej, der immer lebhafter und lebhafter wurde und sichtlich den Wunsch hegte, Pierre seinen neuen Gesichtspunkt allen Dingen gegenüber zu zeigen. In seinem Eifer fing er bereits an französisch zu sprechen: »Ich kenne nur zwei wirkliche Übel in der Welt: das böse Gewissen und die Krankheit. Nur da kann es ein Glück geben, wo diese beiden Übel nicht sind. Für mich allein zu leben und diesen beiden Übeln aus dem Weg zu gehen, das ist jetzt meine ganze Lebensweisheit.«

»Aber die Nächstenliebe, die Selbstaufopferung?« fragte Pierre. »Nein, da kann ich Ihnen nicht beistimmen! Nur zu leben, um nichts Böses zu tun, damit man es nicht zu bereuen braucht: das ist zu wenig. Das habe ich getan, habe nur für mich gelebt und mir dadurch mein Leben verdorben. Und erst jetzt, wo ich für andere lebe, oder wenigstens zu leben versuche«, verbesserte sich Pierre bescheiden, »erst jetzt verstehe ich das ganze Glück des Lebens. Nein, da bin ich nicht mit Ihnen einverstanden, und auch Sie glauben nicht an das, was Sie sagen.«

Fürst Andrej blickte Pierre stumm an und lächelte spöttisch.

»Du wirst ja heute meine Schwester sehen, Prinzessin Marja. Mit der wirst du dich verstehen«, sagte er dann. »Vielleicht hast du, was dich anbetrifft, recht«, fügte er, nachdem er eine Weile geschwiegen hatte, hinzu, »aber jeder lebt das Leben auf seine Weise: du hast nur an dich gedacht und sagst, du hättest dir damit beinahe das Leben verdorben und habest das Glück erst erkannt, als du angefangen habest, für andere zu leben. Ich aber habe das Gegenteil erfahren. Ich habe nur an den Ruhm gedacht. – Und was ist der Ruhm denn anderes? Doch auch nur eine Liebe zu anderen, das Bestreben, etwas für sie zu tun, der Wunsch, von ihnen gelobt zu werden. – So lebte ich für andere und habe mir damit das Leben nicht beinahe, sondern

gänzlich verdorben. Und ich bin erst von dem Augenblick an ruhiger geworden, wo ich nur für mich allein lebe.«

»Aber können Sie denn überhaupt nur für sich allein leben?« fragte Pierre, sich ereifernd. »Sie haben doch einen Sohn, eine Schwester, einen Vater?«

»Das sind doch nur Teile meines Ichs, das sind doch nicht die anderen«, erwiderte Fürst Andrej. »Doch die anderen, die Nächsten, les prochains, wie Prinzessin Marja sie nennt, das ist der Hauptquell alles Irrtums und Übels. Les prochains, das sind solche, wie deine Bauern in Kiew, denen du Gutes tun willst.«

Und er sah Pierre spöttisch und herausfordernd an. Er wollte ihn sichtlich zum Widerspruch reizen.

»Das ist doch nicht Ihr Ernst«, entgegnete Pierre, der immer mehr in Eifer geriet. »Was für ein Irrtum und Übel kann denn darin liegen, wenn ich denen etwas Gutes zu tun gewünscht habe, das ich zwar nur unvollkommen und schlecht ausgeführt, aber doch aufrichtig gewollt und auch zum Teil zustande gebracht habe? Kann das ein Übel sein, wenn jenen armen Leuten, unseren Bauern, die ebensolche Menschen sind wie wir und bisher nur in jener Vorstellung von Gott groß geworden und gestorben sind, die sie aus Heiligenbildern und unverständlichen Gebeten gewonnen haben – wenn jenen Leuten der tröstliche Glaube an ein künftiges Leben, eine Vergeltung nach dem Tode, eine Belohnung im Jenseits und ein Abwischen der Tränen gelehrt wird? Was für ein Übel und Irrtum ist es, wenn ich diesen Menschen, die sonst hilflos an ihren Krankheiten zugrunde gehen, jetzt, wo es so leicht ist, ihnen materielle Hilfe zu leisten, Krankenhäuser und Altersheime bauen lasse und sie mit Ärzten versorge? Und ist es nicht eine fühlbare, zweifellose Wohltat, wenn ich dem Bauer, der Mutter von kleinen Kindern, die Tag und Nacht keine Ruhe haben, ein paar Muße- und Erholungsstunden gönne?« sagte Pierre hastig und lispelnd. »Und das habe ich getan, wenn auch nur schlecht und unvollkommen, aber ich habe doch etwas in diesem Sinn getan, und Sie können mir weder die Überzeugung rauben, daß das, was ich getan habe, gut ist, noch mich glauben machen, daß Sie es selber für schlecht halten. Was aber die Hauptsache ist«, fuhr Pierre fort, »ich habe erkannt und weiß ganz gewiß, daß die Befriedigung, die solche guten Taten gewähren, das einzig wahre Glück im Leben ist.«

»Ja, wenn du die Fragen so stellst, so ist das etwas anderes«, sagte Fürst Andrej. »Ich baue ein Haus, lege einen Garten an, und du – Krankenhäuser. Sowohl das eine wie das andere kann zum Zeitvertreib dienen. Was aber recht und was gut ist, das zu beurteilen überlasse ich dem, der alles weiß, nicht aber uns. Doch ich sehe, du möchtest noch weiter darüber reden«, fügte er hinzu. »Nun, meinetwegen.«

Sie standen vom Tisch auf und setzten sich auf die Freitreppe, die als Balkon diente.

»Nun kann die Diskussion beginnen«, fing Fürst Andrej an. »Du sagst: Schulen«, fuhr er fort und bog als Nummer eins einen Finger um, »Unterricht und so weiter, das heißt, du willst einen solchen Menschen wie den da«, er zeigte auf einen Bauern, der, die Mütze ziehend, an ihnen vorüberging, »aus seinem tierischen Zustand reißen und ihn zu geistigen Bedürfnissen erziehen. Mich aber dünkt, daß das einzig mögliche Glück für ihn das tierische Glück ist, gerade das, was du ihm rauben willst. Ich beneide ihn darum und du willst ihn so machen wie mich, ohne ihm meine Mittel zu geben. Zweitens sagst du, du willst ihm die Arbeit erleichtern. Meiner Ansicht nach ist aber die körperliche Arbeit für ihn ebenso notwendig, bildet für ihn eine ebensolche Daseinsbedingung wie für dich und mich die geistige Arbeit. Du kannst gar nicht anders als denken. Ich gehe um drei Uhr zu Bett, da kommen mir die Gedanken, und ich kann nicht einschlafen, wälze mich herum und tue bis zum Morgen kein Auge zu, nur aus dem Grunde, weil ich denke und denken muß, ebenso wie er gar nicht anders kann als ackern und mähen, weil er sonst in die Schenke laufen oder krank werden würde. Ebenso wie ich seine furchtbaren körperlichen Anstrengungen nicht ertragen könnte und binnen acht Tagen sterben würde, so könnte er mein körperliches Nichtstun nicht aushalten, würde unmenschlich dick werden und zugrunde gehen. Drittens ... ja, was sagtest du denn noch?« Fürst Andrej bog den dritten Finger um. »Ach ja, die Krankenhäuser, Arzneien. Nehmen wir an, es rührt einen der Schlag, und er würde sterben, du aber läßt ihn durch einen Aderlaß wieder auf die Beine bringen. Da wird er nun noch zehn Jahre als Invalid herumlaufen und allen zur Last fallen. Viel einfacher und friedlicher wäre es für ihn gewesen, wenn er gleich gestorben wäre. Andere werden geboren, es gibt ihrer ja sowieso so viele. Wenn es dir noch leid täte, daß du dadurch einen Arbeiter

einbüßen müßtest – so sehe ich wenigstens die Sache an –, aber du willst ihn nur aus Liebe um seiner selbst willen gesund machen. Doch damit ist ihm nicht gedient. Und dann, was für eine Wahnvorstellung, daß die Kunst irgendeines Arztes jemals imstande gewesen wäre, einen gesund zu machen! Den Tod herbeiführen – das können sie!« sagte er, machte ein finsternes, feindseliges Gesicht und wandte sich von Pierre ab.

Fürst Andrej hatte seine Gedanken so klar und deutlich ausgesprochen, daß man merkte, er hatte schon oft darüber nachgedacht. Er sprach gern und schnell wie Menschen, die sich lange nicht ausgesprochen haben, und sein Blick belebte sich mehr und mehr, je hoffnungsloser seine Ansichten wurden.

»Aber das ist ja furchtbar, ganz furchtbar!« rief Pierre. »Ich verstehe einfach nicht, wie man mit solchen Ansichten leben kann. Ich habe ebensolche Augenblicke gehabt, es ist noch gar nicht lange her, in Moskau, auf der Reise. Das drückt mich aber immer in solchem Grad nieder, daß ich gar kein Leben mehr in mir fühle und mir alles zum Ekel wird ... am meisten aber ich mir selbst. Dann esse ich nicht, wasche mich nicht ... Geht Ihnen das auch so?«

»Warum sich nicht waschen? Das wäre doch unreinlich«, entgegnete Fürst Andrej. »Im Gegenteil, man muß bemüht sein, sich das Leben so angenehm wie nur möglich zu gestalten. Ich lebe, doch dafür kann ich nichts, folglich muß ich, ohne jemandem im Weg zu sein, mein Leben so angenehm wie möglich bis zum Tode verbringen.«

»Aber was regt Sie denn an zu einem Leben mit solchen Ansichten? Da wird man doch schließlich nur noch sitsitzen und nichts mehr unternehmen wollen ...«

»So ganz in Frieden läßt einen das Leben ja doch nicht. Ich wäre heilfroh, wenn ich nichts zu tun brauchte, aber siehst du, gleich ein Beispiel: Da hat mir der hiesige Adel die Ehre angetan, mich zum Adelsmarschall zu wählen, es hat mich Mühe gekostet, mich davon freizumachen. Sie können nicht begreifen, daß ich zu so etwas nicht das Zeug habe, daß ich dieses übliche harmlose, läppische Draufflosleben, das dazu nötig ist, einfach nicht mitmachen kann. Und dann dieses Haus hier, das ich mir bauen muß, um ein Eckchen zu haben, wo ich in Frieden leben kann. Und jetzt die Landwehr.«

»Warum dienen Sie nicht im Heer?«

»Nach Austerlitz?« entgegnete finster Fürst Andrej. »Nein, danke ergebenst. Ich habe mir das Wort gegeben, nicht wieder in der russischen aktiven Armee zu dienen. Niemals, und wenn Bonaparte hier bei Smolensk stünde und selbst Lysyja-Gory bedrohte, auch dann würde ich nicht in die russische Armee eintreten. Soviel kann ich dir sagen. Und dann«, fuhr Fürst Andrej ruhiger fort, »habe ich doch jetzt die Aushebungen zur Landwehr. Mein Vater ist Oberkommandierender des dritten Bezirks, und das einzige Mittel, dem aktiven Dienst zu entgehen, war, bei ihm einzutreten.«

»Folglich dienen Sie also doch?«

»Ja.«

Er schwieg eine Weile.

»Aber warum tun Sie das dann?«

»Aus folgendem Grund. Mein Vater ist einer der hervorragendsten Männer seines Jahrhunderts. Aber er wird alt, und wenn er auch nicht gerade das ist, was man grausam nennt, so hat er doch einen etwas zu tatkräftigen Charakter. Man muß ihn fürchten, weil er an uneingeschränkte Macht gewöhnt ist und jetzt um so mehr, da ihm der Kaiser als Oberkommandierendem über die Landwehr diese Macht selber gegeben hat. Wenn ich vor vierzehn Tagen zwei Stunden später gekommen wäre, hätte er den Schriftführer in Jusdmow an den Galgen knüpfen lassen«, fügte Fürst Andrej lächelnd hinzu. »Ich bin nur deshalb in den Dienst eingetreten, weil außer mir kein Mensch Einfluß auf meinen Vater hat und ich ihn dadurch doch hier und da von einem Schritt zurückhalten kann, der ihm nachher nur zur Qual werden würde.«

»Ah, nun, da sehen Sie es ja.«

»Ja, mais ce n'est pas, comme vous l'entendez«, fuhr Fürst Andrej fort. »Ich wünschte diesem Halunken, dem Schriftführer, der ein paar Landwehrleuten irgendwelche Stiefel geklaut hatte, nicht das geringste Gute und wünsche es ihm auch heute noch nicht, hätte mich sogar gefreut, ihn hängen zu sehen, aber mir tat der Vater leid, das heißt also wieder nur: ich mir selber.«

Fürst Andrej wurde immer lebhafter und lebhafter. Seine Augen strahlten in fieberhaftem Glanz, während er sich bemühte, Pierre zu beweisen, daß seinen Handlungen nie der Wunsch, seinen Nächsten Gutes zu tun, zugrunde gelegen habe.

»Da willst du nun die Bauern befreien«, fuhr er fort, »das ist ja sehr schön, aber nicht für dich – du hast, glaube ich, niemals einen auspeitschen oder nach Sibirien schicken lassen –, noch weniger aber für die Bauern selber. Wenn man sie schlägt, auspeitscht, nach Sibirien verschickt, so fühlen sie sich, glaube ich, deshalb noch um kein Haar schlechter. Der Bauer führt in Sibirien dasselbe viehische Leben wie hier, die Schwielen an seinem Körper vergehen, und er ist dort genauso glücklich, wie er es hier gewesen ist. Nötig wäre die Bauernbefreiung nur für diejenigen Herren, die sittlich dabei zugrunde gehen, Reue empfinden, aber diese Reue mit Füßen treten und hart werden, weil sie es ganz in der Hand haben, gerechte oder ungerechte Strafen auszuteilen. Die sind es, die mir leid tun, und denen würde ich die Bauernbefreiung wünschen. Du hast es vielleicht nie mit angesehen, aber ich habe beobachtet, wie gute Menschen, die in den überlieferten Anschauungen einer uneingeschränkten Macht erzogen worden sind, dann später mit den Jahren, wenn ihre Reizbarkeit zunimmt, hart und grausam werden, und das zwar selber wissen, sich aber nicht beherrschen können und immer unglücklicher und unglücklicher darüber werden.«

Fürst Andrej hatte sich von seinen letzten Worten so fortreißen lassen, daß Pierre unwillkürlich auf den Gedanken kam, der Fürst müsse durch seinen Vater zu dieser Ansicht gekommen sein.

Er antwortete ihm nichts darauf.

»Die sind es, die mir leid tun, ihre Menschenwürde, ihr Gewissensfriede, ihre Seelenreinheit, nicht aber die Buckel und Schädel der Bauern, die, soviel du sie auch verprügeln, soviel du sie auch glattrasieren läßt, doch immer dieselben Buckel und Schädel bleiben.«

»Nein, nein, nein und tausendmal nein! Niemals werde ich mich darin mit Ihnen einverstanden erklären«, erwiderte Pierre.

Gegen Abend setzten sich Andrej und Pierre in den Wagen und fuhren nach Lysyja-Gory. Fürst Andrej sah Pierre ab und zu an, und die Worte, mit denen er hier und da das Schweigen unterbrach, bewiesen, daß er sich in der besten Stimmung befand. Er zeigte auf die Felder und erklärte Pierre, was er in seiner Wirtschaft verbessert und vervollkommnet hatte.

Pierre schwieg finster oder antwortete nur einsilbig und schien ganz in seine Gedanken versunken zu sein. Er überlegte sich, daß Fürst Andrej unglücklich sei, irreging, das wahre Licht nicht kenne, und daß er ihm helfen, ihn erleuchten und emporziehen müsse. Aber wie sehr er auch sann und grübelte, was er ihm zuerst sagen sollte: immer fühlte er im voraus, daß Fürst Andrej mit irgendeinem Wort, irgendeinem Gegengrund seine Lehre zunichte machen würde, und deshalb scheute er sich, davon anzufangen, scheute sich, das, was ihm lieb und heilig war, der Verspottung auszusetzen.

»Nein, wie kommt es nur, daß Sie so denken«, fing Pierre auf einmal an und senkte den Kopf wie ein Ochse, der zustoßen will.
»Warum denken Sie so? Sie dürfen nicht so denken.«

»Wie denke ich denn und über was?« fragte Fürst Andrej verwundert.

»Über das Leben, über die Bestimmung des Menschen. Das ist unmöglich. Ich habe früher ebenso gedacht und bin gerettet worden, und wissen Sie wodurch? Durch die Freimaurerei. Nein, lächeln Sie nicht. Die Freimaurer sind keine religiöse, Zeremonien liebende Sekte, wie auch ich früher glaubte. Nein, die Freimaurerei ist der beste und einzige Ausdruck aller guten und ewigen Seiten der Menschlichkeit.«

Und er erklärte dem Fürsten Andrej das Wesen der Freimaurerei, so wie er es verstanden hatte. Er sagte, die Freimaurerei sei eine christliche Lehre, die sich von staatlichen und religiösen Fesseln freigemacht habe, eine Lehre der Gleichheit, Brüderlichkeit und Liebe.

»Nur durch unsern heiligen Bund kann man im wahren Sinne leben, alles übrige ist bloß ein Traum«, sagte Pierre. »Sie wissen doch, lieber Freund, außerhalb dieses Bundes ist alles voller Lügen und Ungerechtigkeit, und ich kann Ihnen darin nur recht geben, daß dann einem guten und klugen Menschen gar nichts anderes übrigbleibt, als so, wie Sie sagten, sein Leben herunterzuleben in dem einzigen Bestreben, anderen nicht im Weg zu sein. Aber eignen Sie sich unsere grundlegenden Überzeugungen an, treten Sie in unsere Brüderschaft ein, geben Sie sich uns hin, lassen Sie sich lenken und leiten, und sogleich werden Sie sich, wie auch ich es empfunden habe, als ein Glied jener gewaltigen, unsichtbaren Kette fühlen, deren Uranfänge im Himmel verborgen liegen.«

Fürst Andrej sah schweigend vor sich hin und hörte Pierre zu. Ab und zu fragte er Pierre nach ein paar Worten, die er beim Rattern der Räder nicht verstanden hatte. Und Pierre ersah aus Fürst Andrejs Schweigen und aus dem besonderen Glanz, der aus seinen Augen strahlte, daß seine Rede nicht umsonst war, und daß Fürst Andrej ihn nicht unterbrechen und sich nicht über ihn lustig machen werde.

So gelangten sie bis zu einem aus seinen Ufern getretenen Fluß, über den sie sich mittels einer Fähre übersetzen lassen mußten. Während man Wagen und Pferde auf der Fähre verstaute, gingen sie selber zu Fuß nach dieser hin.

Auf das Geländer gestützt, betrachtete Fürst Andrej schweigend die in den Strahlen der untergehenden Sonne glitzernde, weit ausgetretene Flut.

»Nun, wie denken Sie darüber?« fragte Pierre. »Warum schweigen Sie?«

»Was ich denke? Ich höre dir zu«, sagte Fürst Andrej. »Das mag ja alles so sein. Aber du sagst: ›Tritt in unsere Brüderschaft ein, dann werden wir dir das Ziel und die Bestimmung der Menschheit und die Gesetze, die die Welt regieren, zeigen.« Aber wer sind diese ›wir?‹ Doch auch nur Menschen. Woher wißt ihr denn das alles? Warum sehe ich allein das nicht, was ihr alle seht? Ihr seht auf Erden ein Reich des Guten und Wahren, ich aber sehe es nicht.«

Pierre unterbrach ihn.

»Glauben Sie an ein künftiges Leben?« fragte er.

»An ein künftiges Leben?« wiederholte Fürst Andrej, aber Pierre ließ ihm gar nicht die Zeit zu antworten. Er hielt diese Wiederholung seiner Worte für eine Verneinung, um so mehr, als er die früheren atheistischen Überzeugungen des Fürsten Andrej kannte.

»Sie sagen, Sie können das Reich des Guten und Wahren auf Erden nicht sehen. Auch ich sah es nicht, ja, es ist ganz unmöglich, es zu sehen, wenn man des Glaubens ist, daß mit dem Leben alles zu Ende sei. Auf der Erde, hier auf dieser Erde«, Pierre zeigte auf die Felder, »gibt es keine Wahrheit, hier ist alles böse und verlogen, aber im All, im großen, ewigen All regiert die Wahrheit. Und wenn wir auch jetzt Kinder der Erde sind, so sind wir doch gleichzeitig auf ewig Kinder des großen Alls. Fühle ich es nicht im Innersten meines Herzens, daß ich ein Teil dieses großen, harmonischen Ganzen bin? Fühle ich nicht, daß in dieser gewaltigen, zahllosen Menge von Wesen, in denen sich die Gottheit oder die höchste Kraft – nennen Sie es, wie Sie wollen – offenbart, auch ich ein Glied, eine Stufe bin, die von einem niederen zu einem höheren Wesen hinaufleitet? Wenn ich sehe, mit aller Deutlichkeit sehe, wie diese Stufenleiter von der Pflanze bis zum Menschen heraufführt, warum soll ich da annehmen, daß dieses Aufwärtssteigen bei mir, dem Menschen, abbricht und nicht noch weiter und weiter geht. Ich fühle nicht nur, daß ich nicht vergehen kann, wie nichts in der Welt vergeht, ich fühle auch, daß ich ewig sein werde und ewig gewesen bin. Ich fühle, daß außer und über mir noch Geister wohnen, und daß in ihrer Welt die Wahrheit herrscht.«

»Ja, das ist Herders Lehre⁹²«, sagte Fürst Andrej. »Aber nicht das ist es, lieber Freund, was mich überzeugt, sondern das Leben und der Tod selber. Das überzeugt, wenn du siehst, wie ein dir teures, engverbundenes Wesen, demgegenüber du dich schuldig fühlst und diese Schuld wiedergutzumachen hoffst«, Fürst Andrejs Stimme zitterte, und er wandte sich ab, »plötzlich anfängt zu leiden, sich quält und nicht mehr ist ... Warum? Es kann nicht sein, daß es darauf keine Antwort gibt. Und so glaube ich, daß es eine gibt ... Siehst du, das ist es, was überzeugt, und das hat auch mich überzeugt«, schloß Fürst Andrej.

»Nun ja, ja«, erwiderte Pierre, »das ist doch dasselbe, was ich sage.«

»Nein. Ich sage nur, daß man von der Notwendigkeit eines künftigen Lebens nicht etwa durch Lehren oder Beweise überzeugt werden

kann, sondern nur dann, wenn man im Leben Hand in Hand mit einem Menschen gegangen ist und dieser Mensch plötzlich in jenes Nichts hinübergeht und man allein vor diesem Abgrund zurückbleibt und hinabschaut. Auch ich habe hinabgeschaut ...«

»Nun, da sehen Sie es ja! Sie wissen, daß es ein Jenseits gibt und daß dort jemand ist. Das Jenseits ist das künftige Leben, und dieser Jemand ist Gott.«

Fürst Andrej gab keine Antwort. Die Pferde hatte man mit dem Wagen schon lange auf das andere Ufer hinaufgeführt und wieder eingespannt. Die Sonne war bereits zur Hälfte untergegangen, und der Abendfrost hatte schon die sumpfigen Stellen beim Flußübergang mit Reifsternchen überzogen, doch Pierre und Andrej standen zur Verwunderung der Diener, Kutscher und Schiffer immer noch auf der Fähre und unterhielten sich.

»Wenn es einen Gott und ein künftiges Leben gibt, dann gibt es auch Wahrheit und Tugend, und das höchste Glück des Menschen liegt in dem Streben, diese zu erreichen. Man muß leben und lieben«, sagte Pierre, »und glauben, daß wir nicht nur jetzt auf dieser Erdscholle leben, sondern schon immer gelebt haben und ewig leben werden, dort, im All.« Und er zeigte gen Himmel.

Immer noch stand Fürst Andrej an das Geländer der Fähre gelehnt, hörte Pierre zu und sah starr in den rötlichen Widerschein der Sonne auf der blauen Flut. Pierre schwieg. Ringsum war alles still. Die Fähre hatte längst am Ufer angelegt, und nur die Wellen der Flut brachen sich mit leisem Plätschern an dem Boden der Fähre. Dem Fürsten Andrej schien es, als ob dieses Plätschern der Wellen die Worte Pierres bestätigte: Ja, es ist wahr, glaube ihm nur!

Fürst Andrej seufzte und sah mit einem leuchtenden, zärtlichen, kindlichen Blick auf den vor Begeisterung ganz rot gewordenen Pierre, der dem überlegenen Freunde gegenüber doch sonst immer etwas schüchtern war.

»Ja, wenn es doch so wäre«, sagte Fürst Andrej. »Doch komm, wir wollen einsteigen.« Aber während er aus der Fähre stieg, warf er einen Blick zum Himmel, auf den ihn Pierre hingewiesen hatte, und sah zum erstenmal nach Austerlitz wieder jenen hohen, ewigen Himmel über sich, den er gesehen hatte, als er auf dem Schlachtfeld lag, und ein Gefühl, das beste, das in ihm war und das lange in ihm geschlafen

hatte, regte sich plötzlich freudig und mit junger Kraft in seinem Herzen. Dieses Gefühl war vergangen, als Fürst Andrej wieder in seine gewohnten Lebensbedingungen eingetreten war, aber er wußte, daß diese Empfindungen, die er nicht zur Entfaltung bringen konnte, noch in ihm lebten. So wurde das Wiedersehen mit Pierre für den Fürsten Andrej der große Einschnitt, an dem für ihn ein Leben begann, das zwar äußerlich seinem alten ganz ähnlich, innerlich aber ein ganz neues war.

Es dunkelte bereits, als Fürst Andrej und Pierre vor dem Haupteingang des Herrenhauses in Lysyja-Gory vorfuhren. Während sie anfuhrten, machte Fürst Andrej Pierre lächelnd auf eine wirre Szene aufmerksam, die an der Hintertür vor sich ging. Eine gebückte Alte mit einem Sack auf dem Rücken und ein kleiner schwarzgekleideter Mann mit langen Haaren liefen, als sie den Wagen vorfahren sahen, spornstreichs wieder nach dem Tor zurück. Zwei Frauen stürzten aus der Haustür auf sie zu, und dann rannten alle vier zusammen ganz erschrocken wieder nach der Hintertür, wobei sie sich immer ängstlich nach dem Wagen umschaute.

»Das sind Maschas Gottesleute«, sagte Andrej. »Sie haben uns für meinen Vater gehalten. Das ist der einzige Punkt, in dem Mascha meinem Vater nicht gehorcht: er hat befohlen, dieses fahrende Betvolk wegzujagen, sie aber nimmt sie auf.«

»Was sind denn das: Gottesleute?« fragte Pierre.

Aber Fürst Andrej kam nicht mehr dazu, ihm eine Antwort zu geben. Ein paar Diener eilten zu ihrem Empfang herbei, und Fürst Andrej erkundigte sich, wo sein Vater sei, und ob man ihn bald zurückerwarte.

Der alte Fürst war noch in der Stadt und wurde jeden Augenblick erwartet. Fürst Andrej führte Pierre in den Flügel, der im Hause seines Vaters immer in aller Sorgfalt für ihn bereitstand, und ging selbst in das Kinderzimmer.

»Komm mit zu meiner Schwester«, sagte Fürst Andrej, als er zu Pierre zurückkehrte. »Ich habe sie noch nicht gesehen. Sie hat sich jetzt unsichtbar gemacht und sitzt sicher bei ihren Gottesleuten. Geschieht ihr schon recht, wenn sie verlegen wird. Da kannst du gleich Gottesleute kennen lernen. C'est curieux, ma parole.«

»Was sind denn das: Gottesleute?« fragte Pierre noch einmal.

»Das wirst du gleich sehen.«

Prinzessin Marja wurde wirklich verlegen, und auf ihrem Gesicht zeichneten sich rote Flecke ab, als die beiden zu ihr ins Zimmer traten. In ihrem gemütlichen Zimmer, wo die Lämpchen vor den Heiligen-

schreinen brannten, saß neben ihr auf dem Sofa hinter dem Samowar ein junger Bursche im Mönchsgewand mit langer Nase und langen Haaren.

Auf einem Sessel daneben saß eine hagere, runzlige Alte mit einem sanften Ausdruck auf dem kindlichen Gesicht.

»Andre, warum hast du dich nicht vorher bei mir anmelden lassen?« sagte Prinzessin Marja mit sanftem Vorwurf auf französisch zu ihm und stellte sich vor ihre Betfahrer wie eine Glucke vor ihre Küchlein.

»Charmée de vous voir. Je suis très contente de vous voir«, sagte sie zu Pierre, als dieser ihr die Hand küßte. Sie hatte ihn schon als Kind gekannt, jetzt aber fühlte sie sich wegen seiner Freundschaft zu Andrej, wegen seines Unglücks mit seiner Frau, hauptsächlich aber seines guten, einfachen Gesichtes wegen zu ihm hingezogen. Sie sah ihn mit ihren schönen, leuchtenden Augen an und schien sagen zu wollen: Ich sehe Sie sehr gern, aber machen Sie sich bitte nicht über meine Gottesleute lustig. Nachdem sie die ersten begrüßenden Worte gewechselt hatten, setzten sich alle hin.

»Und Iwanuschka ist auch da«, sagte Fürst Andrej und wies mit einem Lächeln auf den jungen Pilgersmann.

»Andre!« flehte Prinzessin Marja.

»Sie müssen nämlich wissen, daß dieser Mönch eine Frau ist«, sagte Fürst Andrej auf französisch zu Pierre.

»André au nom de Dieu«, wiederholte Prinzessin Marja.

Man merkte, daß Fürst Andrejs spöttische Behandlung der Betfahrer und Prinzessin Marjas vergebliches Inschutznehmen zur steten, anhaltenden Gewohnheit zwischen den beiden Geschwistern geworden war.

»Mais, ma bonne amie«, sagte Fürst Andrej, »Sie sollten mir im Gegenteil dankbar sein, daß ich Pierre Ihre Vertrautheit mit diesem jungen Mann erkläre.

»Vraiment?« sagte Pierre und musterte diesen Iwanuschka neugierig und ernst, wofür ihm Prinzessin Marja besonders dankbar war, durch seine Brille. Der Betfahrer, der verstanden hatte, daß man von ihm sprach, sah alle mit verschmitzten Augen an.

Prinzessin Marja war ganz umsonst für ihre Gottesleute verlegen geworden. Sie zeigten sich nicht im geringsten schüchtern.

Die Alte hatte zwar die Augen niedergeschlagen, schielte aber doch von unten her auf die Eingetretenen hin, hatte die Obertasse auf die Untertasse gestülpt, ihr angebissenes Stück Zucker danebengelegt und saß nun ruhig in ihrem Lehnstuhl und wartete, bis man ihr noch mehr Tee anbieten werde. Iwanuschka schlürfte seinen Tee aus der Untertasse und betrachtete dabei verstohlen mit seinen verschlagenen Weiberaugen die jungen Leute.

»Woher des Wegs? Wohl aus Kiew?« fragte Fürst Andrej die Alte.

»Ja, Väterchen«, erwiderte die Alte, die sichtlich gern erzählte. »Gerade zum heiligen Christfest wurde mir die Gnade zuteil, bei den gottgefälligen Brüdern das heilige, himmlische Sakrament zu empfangen. Jetzt aber komme ich aus Koljasin, Väterchen, dort ist ein großes Wunder entdeckt worden ...«

»Und Iwanuschka war mit dir zusammen?«

»Ich gehe für mich allein, mein Wohltäter«, erwiderte Iwanuschka, bemüht, mit einer Baßstimme zu reden. »Erst in Juschnow bin ich mit Pelagea zusammengetroffen.«

Aber Pelagea unterbrach ihren Gefährten, sie wollte sichtlich gern davon erzählen, was sie gesehen hatte.

»In Koljasin, Väterchen, ist ein großes Wunder entdeckt worden.«

»Was denn? Wohl wieder eine neue Reliquie?« fragte Fürst Andrej.

»Laß doch das, Andrej«, flehte Prinzessin Marja. »Erzähle nicht weiter, Pelagea.«

»Aber ... aber warum denn, Mütterchen, warum soll ich denn nicht erzählen? Ich habe ihn doch so gern. Er ist doch so gut, von Gott auserwählt, hat mir einmal zehn Rubel geschenkt, mein Wohltäter, das weiß ich noch ganz genau. Als ich also in Kiew war, da sagte der fromme Kirjuscha, der gottgefällige Narr, der Sommer und Winter barfuß geht, zu mir: ›Warum gehst du nicht‹, sagte er, ›in deine Heimat? Geh nach Koljasin, dort hat man ein wundertätiges Bild unserer heiligen Mutter Gottes entdeckt.‹ Und als er mir das gesagt hatte, nahm ich gleich von den heiligen Brüdern Abschied und machte mich auf den Weg.«

Alle schwiegen, nur die Betfahrerin sprach mit gemessener Stimme, wobei sie den Atem in sich hineinzog.

»Ich kam also hin, Väterchen, und da sagen die Leute zu mir: Ein großes Wunder ist offenbar geworden, unserer heiligen Mutter Gottes tropft der Balsam aus dem Bäckchen ...«

»Schön, schön, erzähle das lieber nachher«, unterbrach sie Prinzessin Marja errötend.

»Darf ich noch eine Frage an sie richten?« sagte Pierre. »Hast du das selber gesehen?« fragte er.

»Wie sollte ich nicht, Väterchen, wurde mir diese Gnade doch zuteil! Ein solcher Glanz lag auf dem heiligen Gesichtchen, es war wie ein himmlisches Licht, und aus dem Bäckchen der heiligen Mutter Gottes tropfte und tropfte es ...«

»Aber das ist ja Betrug«, sagte Pierre arglos und sah die Betfahrerin aufmerksam an.

»Aber Väterchen, was sagst du da?« rief Pelagea entsetzt aus und sah sich schutzsuchend nach Prinzessin Marja um.

»So wird das Volk nun betrogen«, wiederholte Pierre.

»Herr Jesus Christus!« rief die Betfahrerin und bekreuzigte sich. »Ach, rede nicht so, Väterchen! Da war auch ein General, der glaubte es auch nicht und sagte: ›Die Mönche betrügen uns.‹ Aber kaum hatte er das gesagt, da wurde er blind. Und ihm träumte, die heilige Mutter Gottes aus dem Höhlenkloster komme zu ihm und sage: ›Glaube an mich, so werde ich dich heilen.‹ Da fing er an zu bitten und zu betteln: ›Führt mich hin, führt mich hin zu ihr!‹ Ich erzähle dir das alles der Wahrheit gemäß, wie ich es selber gesehen habe. Und man führte den Blinden geradewegs zu ihr, und er kam hin, fiel vor ihr nieder und sagte: ›Heile mich,‹ sagte er, ›und ich werde dir alles geben, was mir der Zar verliehen hat.‹ Und ich habe selber gesehen, Väterchen, wie da der Ordensstern plötzlich an ihrer Brust war. Und auf einmal konnte er wieder sehen. Es ist eine Sünde, so zu reden, die Gott straft«, schloß sie belehrend zu Pierre gewandt.

»Wie kam denn der Ordensstern plötzlich auf das Heiligenbild?« fragte Pierre.

»Da ist eben die Gottesmutter auch einmal General geworden«, sagte Fürst Andrej und lachte.

Pelagea wurde plötzlich ganz blaß und schlug die Hände zusammen.

»Väterchen, Väterchen, versündige dich nicht, du hast doch einen Sohn!« rief sie, und ihre Blässe ging plötzlich in dunkle Röte über. »Möge dir Gott verzeihen, Väterchen, was du gesagt hast!« Sie bekreuzigte sich: »Herrgott, verzeihe ihm! Mütterchen, wie ist das möglich ...« wandte sie sich an Prinzessin Marja. Sie stand auf und machte sich fast weinend daran, ihre Siebensachen zusammenzusuchen. Man sah, es war ihr ebenso furchtbar wie beschämend, daß sie in einem Hause Wohltaten genossen hatte, wo man solche Worte aussprechen konnte, und doch tat es ihr wiederum auch leid, daß sie nun auf die Wohltaten in diesem Hause verzichten mußte.

»Sagt, was habt ihr nun davon?« sagte Prinzessin Marja. »Seid ihr deshalb zu mir gekommen?«

»Nein, nein, das war doch nur ein Scherz, Pelagea«, ereiferte sich Pierre. »Princesse, ma parole, je n'ai pas voulu l'offenser. Ich habe das nur so gesagt. Du darfst das nicht so ernst nehmen, das war doch nur Spaß«, sagte er wieder zu der Alten und lächelte schüchtern in dem Wunsch, seine Schuld wieder gutzumachen. »Siehst du, das habe ich nur so gesagt, und er auch, er hat nur einen Spaß machen wollen.«

Pelagea blieb noch eine Weile mißtrauisch stehen, aber Pierres Gesicht drückte eine so aufrichtige Reue aus, und Fürst Andrej blickte so sanftmütig bald auf Pelagea, bald auf Pierre, daß sie allmählich etwas ruhiger wurde.

Nachdem sich die Betfahrerin beruhigt hatte und wieder zum Reden veranlaßt worden war, erzählte sie lange vom Vater Amphilochius, der ein so heiliges Leben geführt hatte, daß seinen Händen ein Weihrauchduft entströmte, erzählte, wie ihr Mönche, die sie kannte, auf ihrer letzten Wallfahrt nach Kiew die Schlüssel zu den Höhlen gegeben hätten und sie etwas Zwieback zu sich gesteckt und dann zwei Tage und zwei Nächte in den Höhlen bei den gottgefälligen Brüdern zugebracht habe.

»Ich bete mit dem einen und bezeige ihm meine Ehrerbietung, und dann gehe ich zu einem anderen. Dann schlafe ich ein Weilchen, und dann gehe ich wieder hin, um das Kreuz zu küssen. Und eine solche Stille herrscht da, Mütterchen, ein solch seliger Friede, daß man gar nicht wieder auf die Gotteswelt hinaufsteigen möchte.«

Pierre hörte ihr aufmerksam und ernsthaft zu. Fürst Andrej ging aus dem Zimmer. Prinzessin Marja folgte ihm, ließ ihre Gottesleute den Tee allein austrinken und führte Pierre in den Salon.

»Sie sind ein sehr guter Mensch«, sagte sie zu ihm.

»Ach, es war wirklich nicht meine Absicht, der Frau weh zu tun, ich verstehe diese Gefühle sehr wohl und weiß sie zu schätzen.«

Prinzessin Marja sah ihn schweigend an und lächelte sanft.

»Ich kenne Sie ja schon so lange und habe Sie immer wie einen Bruder geliebt«, sagte sie. »Wie haben Sie Andrej gefunden?« fragte sie dann hastig, ohne ihm Zeit zu lassen, etwas auf ihre freundlichen Worte zu erwidern. »Er macht uns rechte Sorge. Im Winter fühlte er sich gesunder und wohler, aber im vergangenen Frühjahr brach dann die Wunde wieder auf, und der Arzt sagte, er solle verreisen und eine Kur gebrauchen. Und auch in seelischer Hinsicht fürchte ich für ihn. Er hat einen anderen Charakter als wir Frauen, er kann seinen Kummer nicht so ausweinen und ausklagen. Er trägt ihn in seinem Innern mit sich herum. Heute ist er heiter und angeregt, aber das ist nur Ihre Ankunft, die ihn so beeinflußt hat, sonst ist er selten so. Wenn Sie ihn doch überreden könnten, ins Ausland zu reisen! Er muß einen

Wirkungskreis haben. Dieses eintönige, stille Leben bringt ihn noch ganz um. Andere bemerken das nicht so, aber ich sehe es.«

Um zehn Uhr eilte die Dienerschaft auf die Freitreppe hinaus, da sie das Schellengeläut des heimkehrenden Wagens des alten Fürsten gehört hatten. Fürst Andrej und Pierre traten ebenfalls vor das Haus.

»Wer ist das?« fragte der alte Fürst, als er aus dem Wagen stieg und Pierre erblickte. »Ah! Freue mich sehr! Küsse mich!« sagte er dann, als er erfahren hatte, wer der unbekannte junge Mann war.

Der alte Fürst war bei guter Laune und zeigte sich gegen Pierre sehr freundlich.

Als Fürst Andrej dann kurz vor dem Abendessen wieder in das Zimmer seines Vaters hineinkam, fand er den alten Fürsten in heißem Disput mit Pierre vor. Pierre legte dar, daß eine Zeit kommen werde, wo es keinen Krieg mehr gebe. Der alte Fürst stritt dagegen und machte sich über Pierres Ansichten lustig, jedoch ohne sich dabei zu ärgern.

»Wenn man den Menschen das Blut aus den Adern abzapft und dafür Wasser hineingießt, dann wird es vielleicht keinen Krieg mehr geben. Alles nur Weibergewäsch, nur Weibergewäsch«, wiederholte er, klopfte aber dabei Pierre wohlwollend auf die Schulter und trat an den Tisch, an dem Fürst Andrej stand und in den Papieren blätterte, die der alte Fürst aus der Stadt mitgebracht hatte. Fürst Andrej hatte sichtlich keine Lust, sich an ihrem Gespräch zu beteiligen. Der alte Fürst trat auf ihn zu und fing an, von geschäftlichen Dingen mit ihm zu reden.

»Der Adelsmarschall Graf Rostow hat nur die Hälfte Mannschaften gestellt. Kommt in die Stadt und läßt sich einfallen, mich zum Essen einzuladen – na, dem habe ich ein schönes Essen eingebracht ... Aber das hier, das mußst du dir mal ansehen ... Na, mein Junge«, wandte sich Fürst Nikolaj Andrejewitsch an seinen Sohn und klopfte Pierre auf die Schulter, »ein Prachtkerl, dein Freund, habe ihn ordentlich liebgewonnen. Hat mir tüchtig eingeheizt. Andere führen kluge Reden, und doch hat man keine Lust, ihnen zuzuhören. Er aber lügt drauflos und hat mich alten Knaben doch ganz warm gemacht. Na geht nur, geht«, sagte er. »Vielleicht komme ich nach dem Abendessen hinüber und setze mich noch ein bißchen zu euch. Dann können

wir wieder disputieren. Daß du mir auch mein Schäfchen, die Prinzessin Marja, liebgewinnst!« rief er Pierre noch in der Tür nach.

Erst jetzt, seit seiner Ankunft in Lysyja-Gory, erkannte Pierre seine Freundschaft für den Fürsten Andrej in ihrer ganzen Stärke und ihrem ganzen Reiz. Dieser Reiz kam nicht nur in seinem Verkehr mit dem Fürsten Andrej selber, sondern auch im Umgang mit allen seinen Angehörigen und Hausgenossen zum Ausdruck. Pierre fühlte, daß sowohl der alte, mürrische Fürst als auch die sanfte, schüchterne Prinzessin Marja mit einemmal seine alten, lieben Freunde geworden waren, obgleich er sie doch fast gar nicht kannte. Und auch sie alle liebten ihn bereits. Nicht nur Prinzessin Marja, deren Herz er durch seine sanfte Behandlung ihrer Gottesleute gewonnen hatte, sah ihn mit leuchtenden Augen an, auch der kleine Fürst Nikolaj, der Einjährige, wie ihn der Großvater nannte, lachte Pierre an und ließ sich von ihm auf den Arm nehmen. Und auch Michail Iwanowitsch und Mademoiselle Bourienne hörten freundlich lächelnd zu, wenn er sich mit dem alten Fürsten unterhielt.

Der alte Fürst kam wirklich zum Abendessen, offensichtlich nur wegen Pierres. Während der beiden Tage, die Pierre in Lysyja-Gory blieb, behandelte er ihn außerordentlich freundlich und forderte ihn wiederholt auf, ihn zu besuchen.

Als nach Pierres Abreise alle Familienglieder zusammensaßen und ein Urteil über ihn abgaben, wie sie es zu tun pflegten, wenn ein neuer Bekannter abgefahren war, sprach man einstimmig nur Gutes von ihm, was sonst selten der Fall war.

Als Rostow dieses Mal vom Urlaub zurückkehrte, empfand und erkannte er zum erstenmal, wie eng er mit Denissow und seinem ganzen Regiment verbunden war.

Während er auf das Lager zuritt, hatte er ein ähnliches Gefühl, wie er es damals empfunden hatte, als er seinen ersten Urlaub antrat und in sein Vaterhaus in der Powarskaja heimkehrte. Als er den ersten Husaren mit aufgeknöpftem Rock in der Uniform seines Regiments erblickte, als er den rothaarigen Dementjew erkannte, die zusammengekoppelten Füchse sah, als Lawruschka seinem Herrn freudig zurief: »Der Graf ist gekommen«, und als Denissow zerrauft vom Bett, wo er geschlafen hatte, aufsprang, aus der Erdhütte herauseilte und ihn umarmte, als alle Offiziere herbeiliefen und den Ankommenden umringten: da empfand Rostow dasselbe Gefühl wie damals, als Vater, Mutter und Schwestern ihn umarmt hatten, und Tränen der Freude stiegen ihm im Halse auf und hinderten ihn zu sprechen. Auch das Regiment war ein Heim, ein stetes, liebes und gutes Heim, gerade wie das Elternhaus.

Nachdem er sich beim Regimentskommandeur gemeldet hatte und seiner fünften Eskadron wieder zugeteilt worden war, den Tages- und Fouragedienst wieder ausgekostet hatte und in all die kleinen Regimentsinteressen eingedrungen war, nachdem er sich an das Gefühl gewöhnt hatte, seiner Freiheit beraubt und in einen engen, starren Rahmen hineingeschmiedet zu sein, empfand Rostow dasselbe Gefühl der Beruhigung, dasselbe Bewußtsein, einen Halt zu haben und hier zu Hause und an seinem Platz zu sein, wie er es unter dem Dach seines Elternhauses empfunden hatte. Hier war nicht dieses Kunterbunt des freien Lebens, wo er für sich selber nie den richtigen Platz gefunden und sich immer am Kreuzweg geirrt hatte, hier gab es keine Sonja, mit der man sich einmal auseinandersetzen mußte, ein anderes Mal aber auch wieder nicht. Hier war die Möglichkeit einer Wahl, ob man hinfahren solle oder nicht, ausgeschlossen, hier hatte der Tag nicht vierundzwanzig freie Stunden, die man auf alle nur mögliche Weise ausfüllen konnte, hier gab es nicht eine solche Unmasse von Menschen, die einem alle gleich nah und gleich fern standen, hier gab es

nicht jene unklaren und verworrenen Geldgeschichten mit dem Vater, und vor allem mußte er hier nicht immer an den furchtbaren Spielverlust bei Dolochow denken! Hier im Regiment war alles klar und einfach. Die ganze Welt war in zwei ungleiche Hälften geteilt: auf der einen Seite – unser Pawlograder Regiment, auf der anderen Seite – alles übrige. Und um dieses übrige kümmerte man sich nicht im geringsten. Im Regiment war einem alles bekannt: wer den Rang eines Leutnants, den eines Rittmeisters hatte, wer ein netter, wer ein schlechter Kerl war, und hauptsächlich, wer ein guter Kamerad sein konnte. Der Marketender borgte, wenn man kein Geld hatte, das Gehalt bekam man dreimal im Jahr, es gab nichts zu grübeln und nichts zu wählen, wenn man nur das nicht tat, was im Pawlograder Regiment als unfair galt. Und wenn man nur alle Befehle, die einem kurz, klar und bündig gegeben wurden, ausführte, dann war alles gut.

Nachdem Rostow sich wieder an die bestimmte Ordnung dieses Lebens gewöhnt hatte, empfand er ein ähnliches Gefühl der Freude und Beruhigung wie ein Mensch, der todmüde ist und sich nun langlegt, um auszuruhen. Das Regimentsleben im Felde wirkte auf Rostow um so erquickender, als er sich nach seinem Spielverlust bei Dolochow, einem Fehltritt, den er sich trotz aller tröstenden Worte seiner Angehörigen nicht verzeihen konnte, fest entschlossen hatte, seinen Dienst nicht mehr so zu versehen wie früher, sondern, um seine Schuld wiedergutzumachen, sich noch mehr Mühe im Dienst zu geben, mit Leib und Seele Kamerad und Offizier, das heißt also, ein ausgezeichnete Mensch zu sein, was ihm in der Welt draußen schwer erschienen, aber beim Regiment doch möglich war.

Rostow hatte nach dem Spielverlust den Entschluß gefaßt, diese Schuld seinen Eltern in fünf Jahren wieder zurückzuzahlen. Er hatte bisher zehntausend Rubel jährlichen Zuschuß von ihnen erhalten, von nun an wollte er nur zweitausend Rubel annehmen und das übrige seinen Eltern zur Tilgung der Schuld überlassen.

Nach mancherlei Vormärschen und Rückzügen und den Schlachten bei Pultusk und Preußisch-Eylau hatte sich unsere Armee bei Bartenstein zusammengezogen. Man wartete auf die Ankunft des Kaisers im Feld und den Beginn eines neuen Feldzuges.

Da das Pawlograder Regiment zu jenen Teilen der Armee gehörte, die den Feldzug von 1805 bereits mitgemacht hatten, mußte es in

Rußland erst ergänzt werden und war deshalb zu den ersten Operationen zu spät gekommen. Es war weder bei Pultusk noch bei Preußisch-Eylau dabeigewesen und wurde nun, nachdem es mit der aktiven Armee wieder vereinigt war, für die zweite Hälfte des Feldzuges der Abteilung Platows zugezählt.

Dieses Platowsche Armeekorps operierte ganz unabhängig von dem übrigen Heer. Die Pawlograder wurden ab und zu einmal in ein Feuergefecht mit dem Feinde verwickelt, machten Gefangene und erbeuteten einmal sogar das Gepäck des Marschalls Oudinot. Im April lagen die Pawlograder ein paar Wochen lang bei einem bis in Grund und Boden zerstörten, verlassenen deutschen Dorf, ohne sich von der Stelle zu rühren.

Es taute und war schmutzig und naßkalt, die Flüsse waren aufgebrochen, die Wege unpassierbar, und so gab es tagelang weder Futter für die Pferde noch Proviant für die Mannschaften. Da jede Zufuhr unmöglich geworden war, zogen die Leute nach allen Richtungen in die verlassenen, öden Dörfer, um Kartoffeln zu suchen, aber auch davon fanden sie wenig.

Alles war aufgeessen, alle Bewohner geflüchtet, und die, welche zurückgeblieben waren, waren elender als Bettler, so daß man ihnen gar nichts hätte wegnehmen können, ja, die sonst wenig mitleidigen Soldaten gaben ihnen sogar oft noch ihr Letztes, statt von ihnen Nutzen zu ziehen.

In den Gefechten hatte das Pawlograder Regiment nur einen Verlust von zwei Verwundeten gehabt, durch Hunger und Krankheit aber fast die Hälfte seiner Leute eingebüßt. Alle, die in ein Hospital eingeliefert wurden, starben mit so verbriefteter Sicherheit, daß die Soldaten, die infolge der schlechten Ernährung an Fieber und geschwollenen Gliedern litten, lieber den Dienst ertrugen und sich mühselig an der Front weiterschleppten, als sich ins Lazarett begaben. Zu Beginn des Frühlings hatten die Soldaten eine aus der Erde hervorschießende, spargelähnliche Pflanze entdeckt, die sie aus irgendeinem Grund Maschasüßwurzel nannten, und nun schwärmten sie über die Wiesen und Felder aus, suchten nach dieser Maschasüßwurzel, die übrigens ganz bitter schmeckte, gruben sie mit ihren Säbeln aus und aßen sie, obwohl ein Befehl erlassen worden war, dieses schädliche Gewächs nicht zu essen. Zur selben Zeit trat bei den Soldaten eine neue Krankheit auf, ein Anschwellen der Arme, der

Beine und des Gesichtes, deren Ursache, wie die Ärzte vermuteten, der Genuß dieser Wurzeln war. Doch trotz des Verbotes aßen die Pawlograder von Denissows Schwadron diese Maschasüßwurzel mit Vorliebe, denn die letzten Zwiebackrationen wurden bereits seit über acht Tagen gestreckt, so daß pro Mann nur noch ein halbes Pfund ausgegeben wurde, und die Kartoffeln der letzten Proviantsendung waren zum Teil erfroren, zum Teil durch Keime verdorben.

Die Pferde, die schon die zweite Woche nichts anderes als das Stroh von Strohdächern zu fressen bekommen hatten, waren furchtbar abgemagert und trugen noch das Winterfell, das stellenweise ganz verfilzt war.

Trotz all dieser Not lebten Soldaten und Offiziere doch ganz so wie immer. Auch jetzt traten sie zur Löhnung an, wenngleich mit blassen, geschwollenen Gesichtern und zerlumpte Uniformen, auch jetzt gingen sie zum Appell, putzten die Pferde und Monturen, raufte Stroh statt Futter von den Dächern, setzten sich zum Mittagessen um die Kessel, von denen sie hungrig wieder aufstanden; ja, sie machten über ihr elendes Essen und ihren Hunger noch Witze. Ganz wie immer zündeten sie in ihrer dienstfreien Zeit Lagerfeuer an, um dann nackt in nächster Nähe der Glut Dampfbäder zu nehmen, ganz wie immer rauchten sie, lasen die keimenden und fauligen Kartoffeln aus, brieten diejenigen, die noch gut waren, und erzählten sich Geschichten von Potemkins und Suworows Feldzügen oder Märchen vom pffiffigen Aljoscha oder vom Popenknecht Mikolka.

Auch die Offiziere hausten wie gewöhnlich zu zweit oder zu dritt in halbzerstörten Häusern ohne Dächer. Die älteren waren emsig besorgt, Stroh, Kartoffeln und überhaupt Lebensmittel für die Leute zu beschaffen, die jüngeren beschäftigten sich wie immer teils mit Kartenspiel – denn Geld hatten sie viel, obgleich es an Proviant mangelte –, teils mit unschuldigerem Zeitvertreib wie Ringspiel und Scheibenwerfen. Über den Verlauf des Feldzuges im allgemeinen sprach man nicht viel, einesteils, weil man nichts Genaues wußte, andernteils aber auch, weil man die dunkle Ahnung hatte, daß es um den allgemeinen Fortgang des Krieges schlecht bestellt war.

Rostow wohnte wie früher mit Denissow zusammen, und das Band der Freundschaft, das sie seit ihrer Urlaubszeit verknüpft hatte, war noch fester geworden. Denissow sprach nie von Rostows Familienangehörigen, aber Rostow fühlte aus der zärtlichen Freundschaft, die der

Vorgesetzte seinem jungen Kameraden entgegenbrachte, daß die unglückliche Liebe des alten Husaren zu Natascha an dieser starken Zuneigung teilhatte. Denissov bemühte sich sichtlich, Rostow so selten wie möglich einer Gefahr auszusetzen, hütete ihn und war nach einem Treffen immer ganz besonders froh, ihn heil und unversehrt zu sehen.

Als Rostow einmal dazu kommandiert war, in einem verlassenen, zerstörten Dorf nach Proviant zu suchen, fand er dort einen alten Polen mit seiner Tochter, die einen Säugling an der Brust trug. Sie waren nackt und hungrig, konnten nicht mehr laufen und hatten keine Mittel gehabt, fortzufahren. Rostow nahm sie mit ins Lager, brachte sie in seinem Quartier unter und sorgte ein paar Wochen lang für sie, bis der Alte sich wieder etwas erholt hatte. Ein Kamerad Rostows machte sich, als die Rede einmal auf die Frauen kam, über Rostow lustig und sagte, er sei gewiefter als alle anderen, es wäre aber kein Fehler, wenn er auch die Kameraden einmal mit der von ihm geretteten Polin bekannt machen wollte. Rostow faßte diesen Scherz als Beleidigung auf, wurde dunkelrot und sagte dem Offizier so unangenehme Sachen, daß Denissov die beiden nur mit Mühe von einem Duell zurückhalten konnte. Als der Offizier hinausgegangen war und Denissov, der ja von Beziehungen Rostows zu der Polin nichts wußte, diesem wegen seines auffahrenden Benehmens Vorwürfe machte, sagte Rostow zu ihm: »Sage, was du willst ... Sie ist mir wie eine Schwester, und ich kann dir gar nicht beschreiben, wie beleidigend es für mich war ... weil ... nun, eben deshalb ...«

Denissov klopfte ihm auf die Schulter und fing an, hastig im Zimmer auf und ab zu gehen, ohne Rostow dabei anzusehen, wie er zu tun pflegte, wenn er sich in seelischer Aufregung befand.

»Närrische Käuze seid ihr Rostows doch«, brummte er, und Rostow bemerkte, daß in Denissovs Augen Tränen standen.

Im April brachte die Nachricht von der Ankunft des Kaisers bei der Armee neues Leben in die Truppen. Leider glückte es Rostow nicht, zu der Besichtigung, die der Kaiser abhielt, nach Bartenstein zu kommen, weil die Pawlograder auf Vorposten weit vor Bartenstein standen.

Sie hatten dort ein Biwak aufgeschlagen. Denissow und Rostow wohnten in einer mit Reisig und Rasen gedeckten Erdhütte, die die Soldaten für sie gegraben hatten. Diese Erdhütten wurden damals, wie es eben Mode geworden war, folgendermaßen gebaut: man grub einen Graben von etwa einem Meter Breite, anderthalb Meter Tiefe und zweieinhalb Meter Länge. An dem einen Ende des Grabens wurden Stufen angebracht, das war der Eingang, die Freitreppe, der Graben selber bildete das Zimmer, wo bei den vom Schicksal Begünstigten, wie beim Eskadronchef zum Beispiel, in der äußersten, den Stufen entgegengesetzten Ecke auf Pfosten ein Brett lag, das den Tisch vorstellte. Zu beiden Seiten des Grabens war die Erde noch etwa zwei Drittel Meter breit ausgehoben, wodurch zwei Betten oder Sofas entstanden. Das Dach war in der Art darübergedeckt, daß man in der Mitte stehen und auf den Betten sogar sitzen konnte, wenn man ganz an den Tisch heranrückte. Denissow, der die üppigste Wohnung hatte, weil er bei den Soldaten seiner Schwadron allgemein beliebt war, hatte vorn am Dach noch ein Holzbrett, in das eine zerbrochene, aber wieder zusammengekittete Fensterscheibe eingefügt war. Wenn es sehr kalt war, holte man auf einer umgebogenen Eisenplatte etwas Glut aus den Lagerfeuern der Soldaten herbei und legte sie unten neben die Stufen – in das Empfangszimmer, wie Denissow diesen Teil des Unterstandes nannte –, und dann wurde es so warm, daß die Offiziere, von denen immer eine Menge bei Denissow und Rostow zu Besuch waren, in Hemdsärmeln dasitzen konnten.

Im April war Rostow eines Tages Offizier vom Dienst gewesen. Nachdem er die ganze Nacht nicht zum Schlafen gekommen war, kehrte er gegen acht Uhr morgens nach Hause zurück, ließ sich glühende Kohlen bringen, wechselte seine vom Regen völlig durchnäßte Wäsche, betete, trank Tee, erwärmte sich, brachte seine Sachen

in seiner Ecke auf dem Tisch in Ordnung, legte sich mit seinem vom Wind und der frischen Luft brennenden Gesicht in Hemdsärmeln auf den Rücken und schob die Arme unter den Kopf. Er dachte mit Vergnügen daran, daß er für seinen letzten Erkundungsritt wohl in den nächsten Tagen befördert werden würde, und wartete nun auf Denissow, der irgendwohin gegangen war. Rostow hätte gern mit ihm gesprochen.

Da hörte man hinter der Baracke die polternde Stimme Denissows, der anscheinend sehr aufgebracht war. Rostow beugte sich nach dem Fenster hinüber, um zu sehen, mit wem er verhandele, und erblickte den Wachtmeister Toptschejenko.

»Ich habe dir doch befohlen, nicht zuzulassen, daß sie diese Wurzeln, dieses Maschazeug fressen!« schrie Denissow. »Und nun sehe ich selber, wie Lasartschuk sie vom Feld hereinschleppt.«

»Ich habe es ihnen verboten, Euer Hochwohlgeboren, aber sie hören ja nicht«, erwiderte der Wachtmeister.

Rostow legte sich wieder auf sein Bett zurück und dachte mit großer Befriedigung: Mag er sich nur jetzt schinden und plagen, ich habe meinen Dienst hinter mir und kann mich nun langlegen. Tadellos! Durch die Wand hindurch hörte er, daß außer dem Wachtmeister noch Lawruschka, der fixe und geriebene Bursche Denissows, sprach. Er erzählte etwas von irgendwelchen Fuhren mit Zwiebäcken und Ochsen, die er gesehen hatte, als er nach Proviant ausgeritten war.

Wieder hörte man hinter der Baracke, diesmal schon etwas weiter weg, Denissows Stimme und das Kommando: »Pferde satteln! Der zweite Zug!«

Wohin geht denn das? dachte Rostow.

Fünf Minuten später trat Denissow in die Hütte, warf sich mit seinen schmutzigen Stiefeln aufs Bett, rauchte grimmig seine Pfeife, kramte alle seine Sachen aus, hängte die Kosakenpeitsche und den Säbel um und wollte wieder hinausgehen. Auf Rostows Frage, wohin er wolle, erwiderte er ärgerlich und unbestimmt, er habe zu tun.

»Gott und der große Zar mögen meine Richter sein«, sagte Denissow beim Hinausgehen, und Rostow körte, wie hinter der Hütte ein paar Pferde durch den schmutzigen Boden stampften. Aber er kümmerte sich weiter nicht darum, in Erfahrung zu bringen, wohin Denissow reite. Nachdem er sich in seiner Ecke ein bißchen erwärmt

hatte, schlief er sogleich ein, und kam erst am Abend wieder aus der Hütte heraus. Denissow war noch nicht zurückgekehrt. Das Wetter hatte sich aufgeklärt, vor einer benachbarten Erdhütte spielten zwei Offiziere mit einem Junker Ringwerfen und pflanzten unter Gelächter »Rettiche« in die lockere, sumpfige Erde. Rostow gesellte sich zu ihnen. Mitten im Spiel sahen die Offiziere plötzlich ein paar Fuhrer ankommen, die von etwa fünfzehn Husaren auf mageren Pferden begleitet wurden. Diese von Husaren geleiteten Fuhrwerke fuhrten nach den Koppelweiden zu, wo sie sogleich von einer Menge Husaren umringt wurden.

»Na, da hat sich Denissow immer gegrämt«, sagte Rostow, »und nun ist doch Proviant da.«

»Schau, schau«, sagten die Offiziere, »da werden sich aber die Soldaten freuen.«

Etwas hinter den Husaren ritt Denissow, begleitet von zwei Infanterieoffizieren, mit denen er über etwas verhandelte.

Rostow ging ihm entgegen.

»Ich warne Sie, Herr Rittmeister«, sagte der eine von den Offizieren, ein magerer, kleiner Mensch, der sichtlich sehr erzürnt war.

»Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich nichts wieder hergebe«, erwiderte Denissow.

»Das werden Sie zu verantworten haben, Herr Rittmeister, das ist ein Gewaltakt, den eignen Landsleuten die Transporte wegzunehmen! Unsere Soldaten haben seit zwei Tagen nichts gegessen.«

»Meine Husaren schon seit vierzehn Tagen nichts«, antwortete Denissow.

»Das ist Räuberei, Sie werden sich zu verantworten haben, mein Herr!« wiederholte der Infanterieoffizier mit erhobener Stimme.

»Was belästigen Sie mich denn noch? Wie?« schrie Denissow, der plötzlich in Zorn geriet. »Die Verantwortung übernehme ich und nicht Sie, und damit Maul gehalten, wenn Ihnen Ihre Knochen lieb sind! Machen Sie, daß Sie weiterkommen!« schrie er den Offizieren zu.

»Das ist gut!« schrie der kleine Offizier, ohne sich einschüchtern zu lassen oder wegzureiten. »Zu rauben und zu plündern, das werde ich Ihnen ...«

»Scheren Sie sich zum Teufel, aber mit Eilmarschgeschwindigkeit, wenn Ihnen Ihre Knochen lieb sind!« Und Denissow riß sein Pferd nach den Offizieren herum.

»Auch gut«, brummte der Offizier drohend, wandte sein Pferd um und ritt im Trabe davon, wobei er etwas im Sattel schwankte.

»Wie der Hund auf dem Gartenzaun, wie der leibhaftige Hund auf dem Gartenzaun!« schrie ihm Denissow noch den ärgsten Spott eines Kavalleristen über einen reitenden Infanteristen nach. Dann ritt er auf Rostow zu und brach in lautes Gelächter aus.

»Das habe ich der Infanterie aus den Zähnen gezogen, habe ihr den Transport mit Gewalt weggenommen«, sagte er. »Soll ich etwa meine Leute vor Hunger verrecken lassen?«

Die Fuhren, die soeben bei den Husaren anlangten, waren für ein Infanterieregiment bestimmt gewesen, aber Denissow hatte mit ein paar Husaren den Transport mit Gewalt weggenommen, nachdem er durch Lawruschka erfahren hatte, daß der Transport ohne Deckung war. Nun wurde Zwieback in Hülle und Fülle an die Soldaten verteilt und auch den anderen Schwadronen davon abgegeben.

Am nächsten Tag ließ der Regimentskommandeur Denissow rufen und sagte zu ihm, indem er die auseinandergespreizten Finger vor die Augen hielt: »Ich werde die Sache so ansehen: ich weiß von nichts und werde nicht davon anfangen, aber ich rate Ihnen, zum Stabe zu reiten und dort beim Proviantamt die Sache zu regeln und womöglich gleich eine Quittung auszuschreiben, daß Sie soundsoviel Proviant erhalten haben, sonst wird diese Anforderung dem Infanterieregiment angeschrieben, der Sache kann nachgegangen werden, und die Geschichte könnte übel ablaufen.«

Denissow ritt vom Regimentskommandeur geradewegs zum Stabe, von dem aufrichtigen Wunsch beseelt, seinen Rat zu befolgen. Gegen Abend kehrte er in einer Verfassung in seine Erdhöhle zurück, wie Rostow seinen Freund noch nie gesehen hatte. Denissow konnte kein Wort hervorbringen und atmete schwer. Als Rostow ihn fragte, was er denn habe, stieß er mit matter, heiserer Stimme nur ein paar unverständliche Schimpfworte und Drohungen aus.

Rostow war über diesen Zustand Denissows nicht wenig erschrocken, schlug ihm vor, sich auszukleiden und ein Glas Wasser zu trinken, und schickte nach dem Arzt.

»Mich wegen Raubes verurteilen zu wollen – oh! Gib mir noch Wasser! Mögen sie mich richten, ich werde immer, immer zuhauen, wenn ich einen Halunken sehe, und das werde ich auch dem Kaiser sagen. Gebt mir Eis, Eis!« stieß er hervor.

Der Regimentsarzt kam und meinte, man müsse einen Aderlaß vornehmen. Ein tiefer Teller voll schwarzen Blutes kam aus Denisows behaartem Arm, und erst dann war er imstande, alles zu erzählen, was mit ihm geschehen war.

»Ich komme also hin«, erzählte Denisow, »und frage: ›Na, wo ist denn hier euer Chef?‹ Man wies mich hin. Ich möchte gefälligst warten. ›Ich habe Dienst, komme dreißig Werst weit hergeritten, habe keine Zeit zum Warten, melde mich.‹ Schön, da kommt dieser Oberspitzbube herein und nimmt sich ebenfalls heraus, mich zu belehren: ›Das ist Raub‹ – ›Nicht der begeht einen Raub‹, sage ich, ›der Proviant wegnimmt, um seine Soldaten zu verpflegen, sondern der, der ihn wegnimmt, um das Geld in seine eigne Tasche zu stecken.‹ Ich möchte doch gefälligst schweigen. ›Schön.‹ – ›Quittieren Sie‹, sagt er, ›beim Intendanten, und dann werden wir Ihre Sache vorschriftsmäßig weitergeben.‹ Ich gehe also zum Intendanten. Ich trete ein – und wer sitzt am Tisch? Nein, denke dir nur! Der, der uns alle verhungern läßt!« schrie Denisow und schlug mit der Faust des verbundenen Armes so derb auf den Tisch, daß dieser beinahe zusammengebrochen wäre und die Gläser darauf nur so tanzten. »Teljanin!! ›Was, du bist es also, der uns verhungern läßt?!‹ Und klatsch, klatsch haue ich ihm eins in die Fresse, mir juckte nur so die Hand ... ›Du gottverdammter Lumpenhund du‹, und ich mache mich daran, ihn gründlichst zu verhauen. Das tat mir gut, kann ich dir sagen«, schrie Denisow und fletschte schadenfroh und grimmig unter seinem schwarzen Schnurrbart die Zähne. »Kalt hätte ich ihn gemacht, wenn sie ihn mir nicht entrissen hätten.«

»Aber was schreist du denn so, beruhige dich doch«, sagte Rostow. »Dein Arm blutet ja wieder. Warte, wir müssen das noch einmal verbinden.«

Denisow wurde nochmals verbunden und aufs Bett gelegt, damit er schlafe. Am nächsten Morgen wachte er ruhig und heiter wieder auf.

Aber gegen Mittag kam der Regimentsadjutant mit ernstem, bekümmertem Gesicht in Denisows und Rostows gemeinsame Hütte

und wies mit bedauernder Miene ein dienstliches Schreiben vom Regimentskommandeur an den Major Denissow vor, das Fragen über den gestrigen Vorfall enthielt. Der Adjutant teilte mit, die Sache werde wohl eine recht üble Wendung nehmen, es sei eine kriegsgerichtliche Kommission zusammenberufen worden, und bei der jetzt gehandhabten Strenge, was Marodieren und unbotmäßiges Verhalten betreffe, könne die Angelegenheit im günstigsten Fall mit einer Degradation enden.

Die Sache war von seiten der Beleidigten folgendermaßen dargestellt worden: Major Denissow sei, nachdem er den Transport weggenommen habe, ohne jede Aufforderung in betrunkenem Zustand beim Oberproviantmeister erschienen, habe ihn einen Spitzbuben genannt und ihm mit Schlägen gedroht, und als man ihn hinausgeführt habe, sei er in die Kanzlei gestürzt, habe dort zwei Beamte verprügelt und dem einen den Arm ausgerenkt.

Auf Rostows wiederholte Fragen sagte Denissow lachend, es könne schon sein, daß ihm da wirklich noch ein zweiter unter die Hände geraten sei, aber das sei ja alles nur dummes Zeug und nicht der Rede wert, er denke gar nicht daran, sich vor irgendwelchen Kriegsgerichtsverhandlungen zu fürchten, und wenn diese Wichte wirklich die Stirn haben sollten, Krach zu machen, werde er ihnen schon eine Antwort geben, die sie nicht so bald vergessen würden.

Denissow sprach von der ganzen Sache nur verächtlich, aber Rostow kannte ihn zu gut, um nicht zu bemerken, daß er sich im Grund seiner Seele, obgleich er es vor anderen verbarg, doch vor dem Kriegsgericht fürchtete und quälende Gedanken über diese Sache machte, die allem Anschein nach für ihn doch üble Folgen haben sollte. Alle Tage kamen Fragebogen und Vorladungen zu Gerichtssitzungen, und am ersten Mai erhielt Denissow den Befehl, seine Eskadron dem dienstältesten Offizier zu übergeben und sich selbst beim Divisionsstab zu stellen, damit die Verhandlungen über sein unbotmäßiges Verhalten beim Proviantamt zum Abschluß gebracht werden könnten. Am Tag vorher unternahm Platow mit zwei Kosakenregimentern und zwei Schwadronen Husaren einen Erkundungsvorstoß gegen den Feind. Denissow ritt, wie immer seine Tapferkeit stolz zur Schau stellend, über die Vorpostenlinie hinaus. Da traf ihn die Kugel eines französischen Schützen in die Weichteile seines Oberschenkels. Zu anderer Zeit hätte Denissow wahrscheinlich

wegen einer so leichten Verwundung sein Regiment nicht im Stich gelassen, jetzt aber benutzte er diese Gelegenheit und begab sich ins Lazarett, um seinem Stellungsbefehl zu entgehen.

Im Juni wurde die Schlacht bei Friedland geschlagen, an der die Pawlograder jedoch nicht teilnahmen, und gleich darauf der Waffenstillstand erklärt. Rostow lag die Abwesenheit seines Freundes schwer auf der Seele, und da er seit Denissows Fortgehen keinerlei Nachricht von ihm erhalten hatte, fühlte er sich einigermaßen über den Gang seiner Angelegenheit und den Stand seiner Verwundung beunruhigt. Deshalb benutzte er den Waffenstillstand, erbat sich Urlaub und begab sich ins Lazarett, um Denissow zu besuchen.

Das Lazarett befand sich in einer kleinen preußischen Ortschaft, die zweimal von russischen und französischen Truppen zerstört worden war. Gerade weil es jetzt Sommer und draußen im Feld so schön war, bot dieser kleine Flecken mit seinen durchschossenen Dächern und Zäunen, seinen schmutzigen Straßen, den zerlumpten Bewohnern und betrunkenen und kranken Soldaten, die hier herum-schlenderten, ein besonders düsteres Bild.

Das Lazarett befand sich in einem steinernen Haus, dessen Fenster-rahmen und Fensterscheiben zum Teil herausgeschlagen waren. Der Hof war von den Überresten eines zerbrochenen Zaunes umfriedet. Ein paar blasse Soldaten mit geschwollenen Gesichtern und verbundenen Gliedern saßen dort in der Sonne oder gingen auf und ab.

Kaum war Rostow durch die Tür eingetreten, so umging ihn sogleich der Fäulnisgeruch eines Krankenhauses. Auf der Treppe traf er einen russischen Militärarzt mit der Zigarre im Mund. Hinter ihm ging ein Sanitätsunteroffizier.

»Ich kann mich doch nicht zerreißen«, sagte der Arzt. »Komm heute abend zu Makar Alexejewitsch, ich werde dort sein.«

Der Sanitätsunteroffizier fragte ihn noch etwas.

»Ach was. Tu das nur, wie du schon weißt. Ist das etwa nicht ganz gleich?« Der Arzt gewahrte Rostow, der die Treppe hinaufstieg. »Was wünschen Sie, Euer Wohlgeboren? Was wünschen Sie?« fragte der Arzt. »Da die Kugeln Sie verschont haben, wollen Sie sich wohl hier den Typhus holen. Dies ist ein Haus der Aussätzigen, mein Herr.«

»Inwiefern?« fragte Rostow.

»Wir haben Typhus hier, mein Herr. Wer da hineingeht, kommt lebend nicht wieder heraus. Nur wir beide, Makjew und ich«, er zeigte auf den Sanitätsunteroffizier, »haben noch standgehalten. Von uns Ärzten sind hier schon fünf Mann gestorben. Kaum kommt ein neuer an, in acht Tagen ist er schon wieder erledigt«, erzählte der Arzt mit sichtlichem Behagen. »Man hat jetzt preußische Ärzte angefordert, aber unsere Verbündeten scheinen so etwas nicht zu schätzen.«

Rostow setzte ihm auseinander, daß er einen Major von den Husaren namens Denissow zu sehen wünsche, der hier liegen solle.

»Kenne ich nicht, weiß nichts von ihm, mein Herr. Sie müssen bedenken, daß ich als einziger Arzt drei Lazarette mit über vierhundert Kranken habe. Nur gut, daß uns wohltätige Damen aus Preußen jeden Monat zwei Pfund Kaffee und Scharpie schicken, sonst wären wir ganz verloren.« Er lachte. »Vierhundert Kranke, mein Herr, und dabei schickt man mir immer noch neue. Vierhundert waren es doch wohl, nicht wahr?« wandte er sich an den Sanitätsunteroffizier.

Der Sanitätsunteroffizier sah sehr abgespannt aus. Er war sichtlich ärgerlich und wartete, daß der geschwätzige Doktor bald fortgehen solle.

»Major Denissow«, wiederholte Rostow. »Er ist bei Molitten verwundet worden.

»Der ist, glaube ich, gestorben. Nicht wahr, Makjew?« fragte der Arzt gleichmütig den Sanitätsunteroffizier.

Doch der Sanitätsunteroffizier bestätigte die Worte des Arztes nicht.

»War das so ein Langer, Rothaariger?« fragte der Arzt.

Rostow beschrieb Denissows Aussehen.

»Der war da, ja, so einer war da«, rief der Doktor, als freue er sich. »Doch der muß gestorben sein. Übrigens kann ich ja mal nachsehen, wir hatten doch Listen darüber. Hast du die bei dir, Makjew?«

»Die Listen liegen bei Makar Alexejewitsch«, sagte der Sanitätsunteroffizier. »Aber bitte gehen Sie doch nach der Offiziersabteilung, dort können Sie ja selber sehen«, fügte er, an Rostow gewandt, hinzu.

»Ach, gehen Sie lieber nicht hin, mein Bester«, sagte der Arzt, »sonst müssen wir Sie am Ende auch noch hierbehalten.«

Rostow verabschiedete sich durch eine Verbeugung von dem Arzt und bat den Sanitätsunteroffizier, ihn hinzuführen.

»Aber hören Sie, daß Sie mir dann keine Vorwürfe machen!« rief ihm der Doktor noch von der Treppe aus nach.

Rostow ging mit dem Sanitätsunteroffizier in den Korridor hinein. Der Krankenhausgeruch war in diesem dunklen Gang so stark, daß sich Rostow die Nase zuhalten und stehen bleiben mußte, um alle seine Kräfte zum Weitergehen zusammenzunehmen. Rechts ging eine Tür auf, und ein abgezehrter, gelb aussehender Mensch schleppte sich auf Krücken heraus, barfuß und nur mit Unterwäsche bekleidet. An den Türpfosten gelehnt, starrte er die Vorübergehenden mit fiebernden, neidischen Augen an. Rostow warf einen Blick durch die Tür und sah, daß die Kranken und Verwundeten dort auf Stroh und Mänteln auf dem Fußboden lagen.

»Darf man einmal hineingehen, um sich das anzusehen?« fragte Rostow.

»Was gibt es da zu sehen?« sagte der Sanitätsunteroffizier.

Aber gerade deshalb, weil der Sanitätsunteroffizier ihn offenbar nicht gern hineinlassen wollte, trat Rostow in das Soldatenkrankezimmer ein. Der Geruch, an den sich zu gewöhnen er auf dem Korridor schon genügend Zeit gehabt hatte, war hier noch ärger. Er war hier etwas anders und noch bedeutend schärfer, und man merkte, daß gerade hier die Stelle war, von wo er ausging.

In dem langen Zimmer, durch dessen große Fenster die Sonne grell hereinschien, lagen, mit den Köpfen an der Wand, die Kranken und Verwundeten in zwei Reihen, so daß in der Mitte ein Gang frei blieb. Die meisten von ihnen waren teilnahmslos und schenkten den Eintretenden keine Beachtung. Diejenigen, die bei Bewußtsein waren, richteten sich auf oder hoben nur ihre abgezehrten, gelben Gesichter, und sahen alle mit demselben Ausdruck der Hoffnung auf Hilfe, des Vorwurfs und Neides auf die Gesundheit anderer den Besucher unverwandt an. Rostow ging bis in die Mitte des Zimmers, warf durch die offenstehenden Türen einen Blick in die Nebenzimmer rechts und links und sah auf beiden Seiten dasselbe. Er blieb stehen und sah sich schweigend um. So etwas zu sehen, hätte er niemals erwartet. Dicht vor ihm lag fast quer über dem Mittelgang auf dem blanken Fußboden ein Kranker, wahrscheinlich ein Kosak, da sein Haar rund abgescho-

ren war. Dieser Kosak lag rücklings da, die mächtigen Arme und Beine von sich gestreckt. Sein Gesicht war blaurot, seine Augen ganz verdreht, so daß man nur noch das Weiße sah, und an seinen bloßen Füßen und roten Händen traten die Adern wie Stricke hervor. Er schlug mit dem Hinterkopf auf den Boden, murmelte mit heiserer Stimme etwas vor sich hin und schien immer wieder nur ein Wort zu wiederholen. Rostow horchte auf das, was er sagte, und verstand das Wort, das er immer wiederholte. Es hieß: »Trinken, trinken, trinken!« Rostow sah sich um und suchte jemand, der diesen Kranken wieder auf seinen Platz legen und ihm Wasser geben könnte.

»Wer pflegt hier die Kranken?« fragte er den Sanitätsunteroffizier.

In diesem Augenblick trat aus dem Nebenzimmer der Krankenwärter, ein Trainsoldat, ging militärisch auf Rostow zu und stand vor ihm stramm. »Wünsche Gesundheit, Euer Hochwohlgeboren!« brüllte der Soldat und starrte Rostow mit weit aufgerissenen Augen an, da er ihn offenbar für einen vorgesetzten Lazarettinspektor hielt.

»Trage den dort fort und gib ihm Wasser!« sagte Rostow und zeigte auf den Kosaken.

»Zu Befehl, Euer Hochwohlgeboren«, erwiderte der Soldat bereitwillig, gab sich noch mehr Mühe, die Augen herauszudrehen und stramm zu stehen, rührte sich aber nicht von der Stelle.

Nein, hier kann man nichts ausrichten, dachte Rostow, schlug die Augen nieder und wollte schon hinausgehen, als er von der rechten Seite einen bedeutsamen Blick auf sich gerichtet fühlte und nach dieser Seite hinsah. Fast ganz in der Ecke saß auf einem Mantel ein alter Soldat mit gelbem, wie zum Skelett abgekehrtem, ernstem Gesicht und einem unrasierten grauen Bart und starrte Rostow unverwandt an. Sein Nachbar auf der einen Seite flüsterte ihm irgend etwas zu, indem er auf Rostow zeigte. Rostow verstand, daß der Alte ihn um etwas bitten wollte. Er ging näher heran und sah, daß dieser Soldat nur das eine Bein angezogen hielt, da ihm das andere bis über das Knie hinauf fehlte. Der andere Nachbar des Alten, der mit zurückgesunkenem Kopf starr und unbeweglich etwas weiter von ihm entfernt lag, war ein noch junger Soldat mit wachsbleichem, sommersprossigem Gesicht, einer Stumpfnase und ganz verdrehten Augen unter den Lidern. Rostow sah den stumpfnasigen Soldaten genauer an, und ein Schauer lief ihm über den Rücken. »Aber es scheint doch, daß dieser ...« wandte er sich an den Sanitätsunteroffizier.

»Und wie haben wir schon gebeten, Euer Wohlgeboren«, sagte der alte Soldat mit zitterndem Unterkiefer. »Schon heute morgen ist er gestorben. Wir sind doch Menschen und keine Hunde ...«

»Sogleich schicke ich jemand, er wird fortgeschafft, er wird fortgeschafft«, sagte der Sanitätsunteroffizier hastig. »Darf ich bitten, Euer Wohlgeboren?«

»Gehen wir, gehen wir«, erwiderte Rostow eilig, senkte die Augen und bückte sich, bemüht, möglichst unbemerkt durch die Reihen der vorwurfsvoll und neidisch blickenden Augen, die auf ihn gerichtet waren, hindurchzukommen, und verließ das Zimmer.

Nachdem sie den Korridor durchschritten hatten, führte der Sanitätsunteroffizier Rostow in die Offiziersabteilung, die aus drei durch offene Türen verbundenen Zimmern bestand. Diese Zimmer waren mit Betten ausgestattet, auf denen die kranken und verwundeten Offiziere lagen oder saßen. Einige gingen in Lazarett-schlafröcken im Zimmer auf und ab. Der erste, den Rostow in der Offiziersabteilung traf, war ein kleiner magerer Mensch mit nur einem Arm, der in Krankenhausschlafröck und Zipfelmütze, ein Pfeifchen rauchend, durch das erste Zimmer ging. Rostow sah ihn an und suchte sich zu erinnern, wo er ihn schon einmal gesehen hatte.

»Sieh da, wo Gott uns wieder zusammenführt!« sagte der kleine Mann. »Tuschin, Tuschin, erinnern Sie sich nicht? Ich ließ Sie bei Schöngrabern auf meinem Geschütz fahren. Indessen hat man mir ein Stückchen abtranchiert«, und er zeigte lachend auf seinen leeren Rockärmel. »Sie suchen Wassilij Dimitrijewitsch Denissow? Der ist mein Stubenkamerad«, sagte er, nachdem er erfahren hatte, was Rostow wollte. »Hier, hier.« Tuschin führte ihn ins Nebenzimmer, aus dem das Gelächter mehrerer Stimmen herüberdrang.

Wie können sie hier nur lachen, ja, überhaupt leben? dachte Rostow, der den Leichengeruch, mit dem er sich in der Soldatenabteilung vollgesogen hatte, noch immer nicht wieder losgeworden war, und der immer noch um sich herum die neidischen Blicke, die ihn von beiden Seiten begleitet hatten, und das Gesicht des jungen Soldaten mit den verdrehten Augen sah.

Denissow lag im Bett, hatte die Decke über den Kopf gezogen und schlief, obgleich es schon zwölf Uhr mittags war.

»Ah, Rostow! Servus! Servus!« rief er mit derselben dröhnenden Stimme, wie er beim Regiment zu sprechen pflegte, aber Rostow bemerkte zu seinem Leidwesen, wie durch seine gewohnte Ungezwungenheit und Lebhaftigkeit ein neues Gefühl heimlichen Kummers hindurchblickte, das in Denissows Gesicht und im Tonfall seiner Worte zum Ausdruck kam.

Obleich es mit seiner Wunde nicht viel auf sich hatte, war sie doch immer noch nicht zugeheilt, obwohl es nun schon sechs Wochen

her war, daß er die Verwundung erhalten hatte. Sein Gesicht sah ebenso bleich und geschwollen aus wie das aller Lazarettinsassen. Aber das war es nicht, was Rostow auffiel. Ihn befremdete hauptsächlich das eine, daß sich Denissov kaum über seinen Besuch zu freuen schien und ihm nur gezwungen zulächelte. Auch fragte er weder nach dem Regiment noch nach dem allgemeinen Fortgang des Krieges. Sobald Rostow davon anfang, hörte ihm Denissov kaum zu.

Ferner bemerkte Rostow, daß es Denissov unangenehm war, wenn er ihn an das Regiment und überhaupt an das freie Leben außerhalb des Lazarettes erinnerte. Er schien sich Mühe zu geben, nicht mehr an jenes frühere Leben zu denken, und interessierte sich nur noch für seine Angelegenheit mit den Beamten der Proviantstation. Auf Rostows Frage, wie denn die Sache stehe, zog er sogleich unter seinem Kopfkissen ein Schreiben hervor, das er von der Kommission erhalten hatte, und seine Antwort darauf, die er im Konzept entworfen hatte. Sobald er anfang, diese Schreiben vorzulesen, wurde er ganz lebhaft und machte Rostow ganz besonders auf all die Spitzen aufmerksam, die er darin gegen seine Feinde angebracht hatte. Denissovs Lazarettgenossen, die Rostow als einen neu von draußen Angekommenen sogleich umringt hatten, fingen wieder an, auseinanderzugehen, sobald Denissov seine Papiere vorzulesen begann. Aus ihren Gesichtern erkannte Rostow, daß diese Herren sämtlich dies alles schon mehr als einmal gehört hatten und ihnen die ganze Geschichte nachgerade langweilig geworden war. Nur sein Bett Nachbar, ein dicker Ulan, blieb bei ihm auf der Matratze sitzen und rauchte mit finster zusammengezogener Stirn seine Pfeife. Auch der kleine einarmige Tuschin blieb stehen und hörte zu, wobei er mißbilligend den Kopf hin und her wiegte. Mitten im Vorlesen unterbrach der Ulan Denissov.

»Meiner Ansicht nach«, sagte er, an Rostow gewandt, »brauchte man bloß den Kaiser um Begnadigung zu bitten. Es sollen ja jetzt, wie es heißt, so viele Auszeichnungen verteilt werden, da würde er ein solches Gesuch doch sicherlich gewähren ...«

»Ich soll den Kaiser um Gnade bitten!« rief Denissov in einem Ton, dem er die frühere Energie und Hitze verleihen wollte, aus dem man aber nur eine zwecklose Gereiztheit heraushörte. »Wofür denn? Wenn ich ein Räuber wäre, dann könnte ich den Kaiser um Gnade bitten, so aber werde ich vor Gericht gestellt, weil ich ein paar Räuber

ans Tageslicht gebracht habe. Mögen sie mich nur richten, ich fürchte mich vor niemand: ich habe meinem Kaiser und dem Vaterland ehrlich gedient und nicht gestohlen. Und mich wollen sie degradieren und ... Hör mal, ich werde ihnen geradeheraus schreiben; paß mal auf, was ich schreiben werde: Wenn ich ein solcher Staatsräuber wäre, wie ...«

»Geschickt ausgedrückt, dagegen läßt sich gar nichts sagen«, versetzte Tuschin. »Aber das ändert nichts an der Sache, Wassilij Dimitritsch«, fuhr er, ebenfalls an Rostow gewandt, fort. »Man muß sich fügen, und das ist es, was Wassilij Dimitritsch nicht will. Der Auditor hat es Ihnen doch gesagt, daß Ihre Angelegenheit noch übel ablaufen wird.«

»Meinetwegen, mag sie übel ablaufen«, sagte Denissow.

»Der Auditor hat Ihnen doch eine Bittschrift aufgesetzt«, fuhr Tuschin fort. »Die brauchen Sie bloß zu unterschreiben, und da haben Sie gleich jemanden, durch den Sie sie übersenden können. Ihr Freund«, er wies auf Rostow, »hat sicherlich irgendwelche Beziehungen zum Stabe. Eine bessere Gelegenheit könnte sich gar nicht finden ...«

»Ich habe Ihnen aber gesagt, daß ich eine so entwürdigende Handlung niemals begehen werde«, unterbrach ihn Denissow und fuhr im Vorlesen seiner Schriftstücke fort.

Rostow wagte nicht, Denissow zuzureden. Obgleich er instinktiv fühlte, daß der Weg, den Tuschin und die anderen Offiziere vorgeschlagen hatten, der allerrichtigste war, und obgleich er sich glücklich geschätzt hätte, Denissow diesen Freundschaftsdienst erweisen zu können, kannte er doch den unbeugsamen Willen und den heftigen Wahrheitsdrang Denissows nur zu gut.

Als Denissow mit dem Vorlesen seines giftigen Schreibens, das über eine Stunde gedauert hatte, zu Ende war, sagte Rostow kein Wort und verbrachte den Rest des Tages in der gedrücktesten Stimmung im Kreis von Denissows Lazarettgenossen, die sich wieder um ihn geschart hatten, erzählte, was er wußte, und hörte den Geschichten anderer zu. Denissow hüllte sich im Verlauf des ganzen Abends in ein düsteres Schweigen.

Spät am Abend machte sich Rostow auf, um fortzugehen, und fragte Denissow, ob er irgendwelche Aufträge habe.

»Ja, warte«, sagte Denissow, sah sich nach den anderen Offizieren um, zog unter seinem Kopfkissen ein Schreiben hervor, trat ans Fenster, auf dem ein Tintenfaß stand, und setzte sich hin, um zu schreiben.

»Ich sehe ein, mit der Peitsche schlägt man keinen Klotz entzwei«, sagte er, kam vom Fenster zurück und überreichte Rostow einen großen Brief. Es war jene Bittschrift an den Kaiser, die der Auditor ihm aufgesetzt hatte, in der Denissow, ohne die Vorfälle auf dem Proviantamt zu erwähnen, den Kaiser um Gnade bat.

»Überbringe es, ich sehe ein ...«

Er sprach nicht zu Ende und lächelte schmerzlich und gezwungen.

Zum Regiment zurückgekehrt, meldete Rostow dem Kommandeur, wie Denissows Angelegenheit stehe, und ritt mit dem Brief an den Kaiser nach Tilsit.

Am 13. Juni hatte der Zar von Rußland mit dem Kaiser von Frankreich eine Zusammenkunft in Tilsit. Boris Drubezkoj hatte die hochgestellte Persönlichkeit, deren Adjutant er war, darum gebeten, dem Gefolge beigezählt zu werden, das sich nach Tilsit begeben sollte.

»Je voudrais voir le grand homme«, sagte er von Napoleon, den er bisher, wie alle anderen auch, immer nur Bonaparte genannt hatte.

»Vous parlez de Buonaparte?« fragte ihn lächelnd sein General.

Boris sah den General fragend an, begriff aber sogleich, daß dieser ihn nur scherzend prüfen wollte.

»Mon prince, je parle de l'empereur Napoléon«, erwiderte er.

Der General klopfte ihm lächelnd auf die Schulter.

»Du wirst es noch einmal weit bringen«, sagte er und nahm ihn mit.

Boris befand sich unter den wenigen, die am Tag der Zusammenkunft der beiden Kaiser mit auf der Memel fuhren. Er sah das Floß mit den Anfangsbuchstaben der beiden Kaisernamen, sah Napoleon am anderen Ufer an der französischen Garde entlang reiten, sah das versonnene Gesicht Kaiser Alexanders, als er schweigend in einer Schenke am Ufer der Memel saß und auf Napoleons Ankunft wartete, sah, wie die beiden Kaiser in die Boote stiegen, und wie Napoleon, der zuerst auf dem Floß angekommen war, mit schnellen Schritten nach vorn ging, Alexander entgegenkam, ihm die Hand reichte, und wie dann beide im Pavillon verschwanden. Seit Boris in den höchsten Kreisen Zutritt erlangt hatte, war es ihm zur Gewohnheit geworden, alles aufmerksam zu beobachten, was um ihn vorging, und sich darüber Notizen zu machen. Während der Zusammenkunft in Tilsit fragte er nach den Namen aller Persönlichkeiten, die mit Napoleon zusammen angekommen waren, ließ sich die Uniformen erklären, die sie trugen, und horchte aufmerksam auf jedes Wort, das über irgend-

eine hochgestellte Persönlichkeit verlautete. Als die beiden Kaiser in den Pavillon traten, sah er nach der Uhr und vergaß auch nicht, dann noch einmal nachzusehen, als Alexander wieder aus dem Pavillon trat. Die Zusammenkunft hatte eine Stunde und dreiundfünfzig Minuten gedauert, das notierte er sich zusammen mit anderen Tatsachen, von denen er fühlte, daß sie historische Bedeutung hatten, gleich am selben Abend noch. Da das Gefolge des Kaisers nur sehr klein war, so war es für einen Menschen, der für sein Vorwärtskommen im Dienst zitterte, von äußerster Wichtigkeit, bei der Zusammenkunft der beiden Kaiser in Tilsit zugegen sein zu dürfen, und Boris fühlte, daß jetzt, wo er nun einmal mit nach Tilsit gekommen war, seine künftige Karriere vollkommen gesichert sei. Man kannte ihn nicht nur, sondern schenkte ihm sogar Beachtung und hatte sich an ihn gewöhnt. Zweimal hatte er dem Kaiser selber eine Meldung überbringen dürfen, so daß auch dieser ihn von Ansehen kannte, und alle, die dem Zaren nahestanden, übersahen Boris als neu aufgetauchten jungen Mann nicht mehr wie früher, sondern hätten sich sogar gewundert, wenn er nicht dabei gewesen wäre.

Boris lag mit einem anderen Adjutanten, dem polnischen Grafen Szilinski, zusammen in einem Quartier. Szilinski, ein reicher Pole, war in Frankreich erzogen worden und liebte die Franzosen leidenschaftlich. Deshalb versammelten sich bei Szilinski und Boris während ihres Aufenthaltes in Tilsit fast alle Tage französische Garde- und Generalstabsoffiziere zum Frühstück oder zum Mittagessen.

Am 22. Juni gab Boris' Quartiergenosse, Graf Szilinski, seinen französischen Bekannten ein Essen. Der Ehrengast dieses Abends war ein Adjutant Napoleons, dann sollten noch ein paar Gardeoffiziere kommen und ein ganz junger Abkömmling einer alten französischen Aristokratenfamilie, ein Page Napoleons. Gerade an diesem Abend kam auch Rostow in Zivilkleidung in Tilsit an und begab sich, die Dunkelheit benutzend, um nicht erkannt zu werden, sogleich nach Boris' und Szilinskis Quartier.

Rostow sowie die ganze Armee, aus der er kam, hatte den Standpunkt Napoleon und den Franzosen gegenüber noch nicht geändert und konnte in den Feinden nicht plötzlich Freunde sehen, ein Umschwung, der sich im Hauptquartier und in Boris' Seele bereits vollzogen hatte. In der Armee fuhr man fort, Napoleon und den Franzosen wie früher jenes aus Feindseligkeit, Verachtung und Furcht

gemischte Gefühl entgegenzubringen. Erst kürzlich noch hatte sich Rostow im Gespräch mit einem Platowschen Kosakenoffizier darüber gestritten, ob man Napoleon, wenn er in Gefangenschaft geriete, wie einen Kaiser oder wie einen Verbrecher behandeln müsse. Und eben noch, unterwegs, hatte Rostow einem verwundeten französischen Oberst, mit dem er zusammen gekommen war, mit großem Eifer zu beweisen versucht, daß zwischen einem rechtmäßigen Kaiser und diesem Verbrecher Bonaparte ein Friede gar nicht geschlossen werden könne. Deshalb berührte es Rostow sonderbar, als er in Boris' Wohnung die französischen Offiziere in jenen selben Uniformen sah, die er gewöhnt war, von der Vorpostenkette aus mit ganz anderen Augen anzusehen. Als er einen dieser französischen Offiziere bei Boris aus der Tür herauskommen sah, kam plötzlich das kriegerisch feindselige Gefühl, das er immer beim Anblick eines Feindes empfand, mit aller Gewalt über ihn. Er blieb auf der Schwelle stehen und fragte auf russisch, ob hier Drubezkoj wohne. Boris hatte die fremde Stimme im Vorzimmer gehört und kam heraus und auf ihn zu. Im ersten Augenblick, als er Rostow erkannte, zeigte sein Gesicht einen ärgerlichen Ausdruck.

»Ach, du bist es, freue mich sehr, freue mich sehr, dich zu sehen«, sagte er aber trotzdem, lächelte und trat auf ihn zu. Doch Rostow hatte seinen ersten Ausdruck bemerkt.

»Ich komme dir wohl ungelegen«, sagte er. »Ich wäre nicht gekommen, wenn ich nicht eine wichtige Sache mit dir zu besprechen hätte«, fügte er kalt hinzu.

»Nein, ich wundere mich nur, wie du von deinem Regiment hierherkommst. Dans un moment je suis à vous«, rief er einer Stimme, die ihn gerufen hatte, zu.

»Ich sehe, ich komme ungelegen«, wiederholte Rostow. Der Ausdruck des Ärgers war auf Boris' Gesicht schon wieder verflogen; er hatte sichtlich nachgedacht und sich entschlossen, was er tun wolle. Mit außerordentlicher Ruhe nahm er Rostows beide Hände und führte ihn in ein Nebenzimmer. Es schien, als ob Boris' Augen, die ruhig und fest auf Rostow gerichtet waren, wie mit einem Filter oder der blauen Brille des gesellschaftlichen Lebens bedeckt wären. So kam es Rostow wenigstens vor.

»Aber ich bitte dich, hör doch auf! Kannst du mir denn je ungelegen kommen?« sagte Boris.

Er führte ihn in das Zimmer, wo die Abendtafel gedeckt war, machte ihn mit seinen Gästen bekannt, nannte seinen Namen und erklärte, daß er kein Zivilist, sondern ein Husarenoffizier und alter Freund von ihm sei.

»Graf Szilinski, le comte N.N. le capitaine S.S.«, stellte er seine Gäste vor. Rostow sah die Franzosen finster an, verbeugte sich unwillig und schwieg.

Szilinski schien sich nicht allzu sehr zu freuen, noch einen Russen in seinen Kreis aufzunehmen, er sagte kein Wort zu Rostow. Boris schien die durch den neuen Gast verursachte Gezwungenheit gar nicht zu bemerken und bemühte sich mit derselben liebenswürdigen Ruhe und derselben Schutzbrille vor den Augen, mit der er Rostow empfangen hatte, das Gespräch wieder in Gang zu bringen. Einer der französischen Offiziere wandte sich mit der gewohnten französischen Höflichkeit an den hartnäckig schweigenden Rostow und sagte zu ihm, er wäre mutmaßlich aus dem Grund nach Tilsit gekommen, um den Kaiser zu sehen.

»Nein, ich habe hier zu tun«, erwiderte Rostow kurz. Rostow hatte sogleich, als er die Verstimmung auf Boris' Gesicht gesehen hatte, seine gute Laune verloren, und es schien ihm, wie das allen Leuten, die schlechter Laune sind, so geht, als ob ihn alle mißgünstig ansähen und er allen nur störend sei. Und wirklich störte er auch alle und blieb allein an der wieder sich belebenden allgemeinen Unterhaltung unbeteiligt. Warum sitzt er eigentlich hier? fragten die Blicke, die die Gäste auf ihn warfen. Er stand auf und trat auf Boris zu.

»Ich störe hier doch nur«, sagte er leise zu ihm. »Komm, wir wollen über meine Sache reden, und dann werde ich fortgehen.«

»Aber nein, durchaus nicht«, sagte Boris. »Wenn du aber müde bist, wollen wir auf mein Zimmer gehen, da kannst du dich hinlegen und ausruhen.«

»Das wäre in der Tat ...«

Sie gingen in das kleine Zimmer, wo Boris schlief. Ohne sich hinzusetzen, begann Rostow sogleich gereizt, als hätte Boris gegen ihn eine Schuld begangen, ihm Denissows Geschichte zu erzählen, und fragte ihn, ob er durch seinen General für Denissow beim Kaiser Fürbitte einlegen wolle und könne und den Brief durch irgend jemanden überreichen lassen wolle. Während sie so allein miteinander

sprachen, kam Rostow zum erstenmal zu der Überzeugung, daß es ihm unangenehm war, Boris in die Augen zu sehen. Boris hörte, das eine Bein über das andere geschlagen und mit der linken Hand leicht über die Finger seiner Rechten streichend, Rostow an, wie ein General die Meldung eines Untergebenen anhört, wobei er bald zur Seite, bald mit seiner Schutzbrille vor den Augen Rostow gerade ins Gesicht sah. Rostow empfand dabei jedesmal ein unangenehmes Gefühl und senkte die Augen.

»Ich habe von derartigen Geschichten schon gehört und weiß, daß der Kaiser in solchen Fällen sehr streng ist. Ich meine, man dürfte das nicht bis zu Seiner Majestät vorbringen. Meiner Ansicht nach müßte man die Bittschrift dem Kommandeur des betreffenden Korps unterbreiten ... Überhaupt denke ich ...«

»Du willst also nichts tun, so sage es doch gleich!« schrie Rostow fast heraus, ohne Boris anzusehen.

Boris lächelte.

»Im Gegenteil, ich werde tun, was ich kann, nur denke ich ...«

In diesem Augenblick ertönte hinter der Tür Szilinskis Stimme, der Boris rief.

»Geh nur, geh ...«, sagte Rostow, verzichtete auf das Abendessen und blieb allein in dem kleinen Zimmer. Lange ging er hier auf und ab und hörte aus dem Nebenzimmer das lustige französische Geplauder.

Rostow war zu einer Zeit nach Tilsit gekommen, die zu einer Fürsprache für Denissow so ungeeignet wie möglich war. Für ihn selber war es, da er im Frack und ohne Wissen seines Kommandeurs nach Tilsit geritten war, ganz unmöglich, zum diensthabenden General zu gehen, und selbst Boris konnte, wenn er auch gewollt hätte, es am Tag nach Rostows Ankunft gar nicht tun. Denn gerade an diesem Tag, dem 23. Juni, wurden die ersten vorläufigen Friedensbedingungen unterzeichnet. Die Kaiser tauschten Orden aus: Kaiser Alexander erhielt die Ehrenlegion, Napoleon den Andreasorden erster Klasse, und am selben Tag fand ein Festessen statt, das ein Bataillon französischer Garde für ein Bataillon des Preobraschenskij-Regimentes veranstaltet hatte. Bei diesem Bankett sollten auch die beiden Kaiser zugegen sein.

Rostow fühlte sich bei Boris so unbehaglich und so unangenehm berührt, daß er sich schlafend stellte, als dieser nach dem Abendessen noch einmal zu ihm hereinschaute. Am nächsten Morgen ging er ganz früh aus dem Hause, um ein Wiedersehen mit ihm zu vermeiden. Im Frack und Zylinder schlenderte Nikolaj durch die Stadt, betrachtete die Franzosen und ihre Uniformen und sah sich die Straßen und die Häuser an, wo der russische und der französische Kaiser wohnten. Auf dem Marktplatz sah er aufgeschlagene Tische und die Vorbereitungen zum Bankett, quer über die Straßen Girlanden mit Fahnen in russischen und französischen Farben und die riesigen Anfangsbuchstaben \$à und N. Auch aus den Fenstern der Häuser hingen Fahnen heraus und grüßten Initialen.

Boris will mir nicht helfen, und ich möchte mich auch nicht noch einmal an ihn wenden, dachte Nikolaj. Aber so viel weiß ich, zwischen uns ist alles aus. Doch ich werde nicht von hier fortgehen, ehe ich nicht für Denissow alles, was ich kann, getan und hauptsächlich, ehe ich nicht den Brief an den Kaiser abgegeben habe. An den Kaiser? ... Aber er ist doch hier! dachte Rostow und ging unwillkürlich näher an das Haus heran, das von Alexander bewohnt wurde.

Vor diesem Haus standen ein paar Reitpferde und einige Herren vom Gefolge des Zaren; anscheinend machte man alles zu einem Ausritt für den Kaiser bereit.

Jeden Augenblick kann ich ihn sehen, dachte Rostow. Wenn ich ihm den Brief nur persönlich übergeben und ihm alles sagen könnte. Ob man mich wohl meines Frackes wegen mit Arrest bestrafen würde? Das kann doch nicht sein. Er würde Verständnis dafür haben, auf welcher Seite das Recht ist. Er versteht ja alles, weiß ja alles. Wer könnte gerechter und edler sein als er? Und wenn man mich auch wirklich dafür, daß ich ohne Urlaub hier bin, in Arrest stecken würde, was wäre das weiter für ein Unglück? dachte er und beobachtete einen Offizier, der in das Haus hineinging, das der Kaiser bewohnte. Die gehen doch auch hinein. Ach was, das ist doch alles Unsinn! Ich werde selber hineingehen und dem Kaiser den Brief überreichen, um so schlimmer für Drubezkoj, der mich so weit gebracht hat. Und mit einer Entschlossenheit, die sich Rostow selber gar nicht zugetraut hätte, schritt er geradeswegs auf das Haus zu, das der Kaiser innehatte, und fühlte mit der Hand nach dem Brief in der Tasche.

Nein, jetzt lasse ich mir die Gelegenheit nicht wieder entschlüpfen wie damals nach der Schlacht bei Austerlitz, dachte er in der Erwartung, jeden Augenblick auf den Kaiser zu stoßen, und fühlte, wie ihm bei diesem Gedanken das Blut zum Herzen strömte. Ich werde ihm zu Füßen fallen und meine Bitte anbringen. Er wird mich aufstehen lassen, mich anhören und es mir noch danken. Und Rostow stellte sich im Geiste sogar die Worte vor, die der Kaiser zu ihm sagen würde: Ich bin glücklich, etwas Gutes tun zu können, denn eine Ungerechtigkeit wieder gutzumachen ist das größte Glück. Er ging an den Leuten, die vor dem Hause standen und ihn neugierig ansahen, vorüber und trat in das Portal ein.

Vom Portal führte eine breite Treppe gerade nach oben, zur Rechten sah man eine geschlossene Tür. Unter der Treppe war eine Tür für das untere Stockwerk.

»Wen wünschen Sie zu sprechen?« fragte jemand.

»Ich möchte einen Brief abgeben, eine Bittschrift an Seine Majestät«, sagte Nikolaj mit bebender Stimme.

»Eine Bittschrift? Also an den diensthabenden Offizier. Bitte hier!« Man wies ihn nach der unteren Tür. »Sie werden jetzt kaum angenommen werden.«

Als Rostow diese gleichgültige Stimme hörte, erschrak er über sein eignes Vorhaben. Der Gedanke, jeden Augenblick mit dem Kaiser zusammentreffen zu können, war so verführerisch und daher so furchtbar für ihn, daß er am liebsten wieder fortgelaufen wäre, aber der Kammerfourier, der ihn empfangen hatte, öffnete ihm die Tür zum Dienstzimmer, und Rostow trat ein.

In diesem Zimmer stand ein kleiner, beleibter, etwa dreißigjähriger Mann in weißen Beinkleidern, Reitstiefeln und einem sichtlich soeben erst frisch angezogenen Batisthemd. Ein Kammerdiener knöpfte ihm hinten ein Paar ganz neue, prächtig gestickte, seidne Hosenträger an, die aus irgendeinem Grund Rostows Aufmerksamkeit auf sich lenkten. Dieser Mann unterhielt sich mit jemand, der im Nebenzimmer war.

»Bien faite et la beauté du diable«, sagte dieser Mann. Als er aber Rostow erblickte, brach er ab und machte ein finsternes Gesicht.

»Sie wünschen? Eine Bittschrift? ...«

»Qu'est-ce que c'est?« fragte eine Stimme aus dem Nebenzimmer.

»Encore un pétitionnaire«, erwiderte der Mann mit den Hosenträgern.

»Sagen Sie ihm, später. Der Kaiser wird gleich kommen, wir müssen ausreiten.«

»Später, später, morgen. Heute ist keine Zeit mehr.«

Rostow wandte sich um und wollte hinausgehen, aber der Mann mit den Hosenträgern hielt ihn zurück.

»Von wem ist das Schreiben? Wer sind Sie?«

»Von Major Denissow«, erwiderte Rostow.

»Und Sie? Sind Sie Offizier?«

»Leutnant Graf Rostow.«

»Welch eine Keckheit! Überreichen Sie das Schreiben doch Ihrem Kommando. Aber gehen Sie, gehen Sie ...« und er zog den Uniformrock an, den der Kammerdiener ihm reichte.

Rostow trat wieder in den Flur hinaus und bemerkte, daß vor dem Hause jetzt viele Offiziere und Generäle in voller Paradeuniform standen, an denen er nun vorübergehen mußte.

Rostow verfluchte seine Dreistigkeit und kam bei dem Gedanken fast um, daß er jeden Augenblick den Kaiser treffen und vor seinen Augen heruntergeputzt und in Arrest geschickt werden konnte. Er sah die Ungehörigkeit seines Vorgehens voll und ganz ein, bereute es und schlich sich mit niedergeschlagenen Augen aus dem Hause, das jetzt von einer Menge glänzender Persönlichkeiten aus dem Gefolge des Kaisers umringt war. Plötzlich rief eine bekannte Stimme seinen Namen, und eine Hand hielt ihn auf.

»Halt, mein Lieber, was machen Sie denn hier im Frack?« fragte ihn eine Baßstimme. Es war ein General der Kavallerie, der sich in diesem Feldzug die besondere Gnade des Kaisers erworben hatte und früher Kommandeur der Division gewesen war, bei der Rostow stand.

Rostow fing ganz erschrocken an, sich zu entschuldigen, als er aber das gutmütig scherzende Gesicht des Generals sah, trat er etwas zur Seite, erzählte ihm mit erregter Stimme die ganze Geschichte und bat ihn, sich für Denissow, den er kannte, zu verwenden. Der General hörte Rostow an und wiegte ernst das Haupt.

»Schade, schade um den tüchtigen Kerl. Geben Sie den Brief her.«

Kaum hatte Rostow den Brief übergeben und Denissows ganze Geschichte erzählt, als man auf der Treppe eilige Schritte und Sporengeklirr hörte. Der General ließ ihn stehen und eilte ans Portal. Die Herren vom Gefolge des Kaisers kamen die Treppe herunter und gingen zu ihren Pferden. Der Stallmeister Ainé, derselbe, der bei Austerlitz dabei gewesen war, führte das Pferd des Kaisers vor, und auf der Treppe hörte man das leichte Geräusch von Schritten, die Rostow sofort erkannte. Er dachte nicht mehr an die Gefahr, erkannt zu werden, drängte sich mit ein paar neugierigen Einwohnern bis dicht an das Portal heran und sah nun nach zwei Jahren diese von ihm vergötterten Züge wieder. Es war dasselbe Gesicht, derselbe Blick, derselbe Gang, dieselbe Vereinigung von Sanftmut und Majestät. Und das Gefühl der Begeisterung und Liebe zu seinem Kaiser stand mit der alten Kraft wieder in Rostows Seele auf. Der Kaiser in der Uniform des Preobraschenskij-Regimentes, mit weißen Wildlederhosen und hohen Reitstiefeln, einen Orden, den Rostow nicht kannte, auf der Brust – es war die Legion d'honneur –, trat aus dem Portal heraus, den

Hut unter den Arm geklemmt, und zog sich den einen Handschuh an. Er blieb stehen, sah sich um, und von seinen Blicken schien alles ringsum licht und hell zu werden. Er wechselte mit einem der Generäle ein paar Worte, erkannte dann Rostows früheren Divisionskommandeur, lächelte ihm zu und rief ihn zu sich heran. Das übrige Gefolge trat etwas zurück, und Rostow sah, wie der General ziemlich lange mit dem Kaiser sprach.

Der Kaiser erwiderte ein paar Worte und trat einen Schritt vor, um zu seinem Pferde zu kommen. Wieder drängte das Gefolge des Kaisers und die Menge der Neugierigen auf der Straße, unter denen sich Rostow befand, dem Kaiser nach. Dieser blieb bei seinem Pferd stehen, legte die Hand auf den Sattel, wandte sich noch einmal nach dem Kavalleriegeneral um und sprach absichtlich laut und augenscheinlich in dem Wunsch, von allen gehört zu werden.

»Ich kann es nicht, General, kann es deshalb nicht, weil das Gesetz stärker ist als ich«, sagte der Kaiser und setzte den Fuß in den Steigbügel.

Der General senkte ehrerbietig das Haupt, der Kaiser schwang sich in den Sattel und ritt im Galopp die Straße hinunter. Rostow, ganz außer sich vor Begeisterung, lief mit der Menge zusammen hinter ihm her.

Auf dem Marktplatz, wohin sich der Kaiser begab, standen sich die beiden Bataillone Gesicht zu Gesicht gegenüber, und zwar rechts die Preobraschenzen und links die französische Garde in ihren Bärenfellmützen.

Im selben Augenblick, als der Kaiser an den einen Flügel der Bataillone, die das Gewehr präsentierten, heranritt, sprengte eine andere Reiterschar an den zweiten Flügel heran, an deren Spitze Rostow Napoleon erkannte. Es konnte gar niemand anderes sein. Er ritt im Galopp, trug einen kleinen Hut und das Band des Andreassordens über der Schulter, einen blauen Uniformrock, der offenstand und die weiße Weste sehen ließ, und ritt einen außerordentlich edlen, arabischen Grauschimmel mit karmesinroter, goldbestickter Schabracke. Als er bis zu Alexander herangeritten war, lüftete er den Hut, und bei dieser Bewegung fiel es Rostows Kavalleristenauge sofort auf, daß Napoleon schlecht und unsicher zu Pferde saß. Die Soldaten schrien »Hurra!« und »Vive l'empereur!« Napoleon sagte etwas zu Alexander. Beide Kaiser stiegen vom Pferde und reichten einander die Hand. Auf Napoleons Gesicht lag ein unangenehmes, widerliches Lächeln. Alexander sprach mit freundlichem Gesichtsausdruck ein paar Worte mit ihm.

Rostow verfolgte, obgleich die Pferde der französischen Gendarmen, die die Menge zurückdrängten, dicht vor ihm stampften, jede Bewegung der beiden Kaiser, ohne ein Auge von ihnen zu wenden. Es fiel ihm wie etwas ganz Unerwartetes auf, daß Alexander Bonaparte wie einen Ebenbürtigen behandelte, und daß Bonaparte völlig ungezwungen wie ein Gleichgestellter mit Alexander verkehrte, als wäre die Nähe des russischen Zaren für ihn etwas Natürliches und Gewohntes.

Alexander und Napoleon begaben sich mit dem langen Schweif ihres Gefolges nach dem rechten Flügel des Preobraschenskij-Bataillons, gerade auf die Menge zu, die dort stand. Dieser Zuschauerhaufen sah sich plötzlich den beiden Kaisern so nahe gegenüber, daß Rostow, der in den vordersten Reihen stand, Angst hatte, erkannt zu werden.

»Sire, je vous demande la permission de donner la Légion d'honneur au plus brave de vos soldats«, sagte eine scharfe, präzise Stimme, jeden Buchstaben genau aussprechend.

Dies hatte der kleine Bonaparte gesagt, wobei er von unten Kaiser Alexander gerade in die Augen sah. Alexander hörte aufmerksam zu, was man zu ihm sagte, neigte den Kopf und lächelte liebenswürdig.

»A celui qui s'est le plus vaillamment conduit dans cette dernière guerre«, fügte Napoleon hinzu, jedes Wort deutlich prägend, und musterte mit einer Ruhe und Selbstsicherheit, die Rostow als quälend empfand, die Reihen der russischen Soldaten, die stramm vor ihm dastanden, immer noch das Gewehr präsentierten und starr ihrem Kaiser ins Gesicht sahen.

»Votre Majesté me permettra-t-elle de demander l'avis du colonel?« sagte Alexander und trat mit ein paar hastigen Schritten auf den Bataillonskommandeur, den Fürsten Koslowskij, zu.

Bonaparte fing inzwischen an, den Handschuh von seiner kleinen weißen Hand abzuziehen, zerriß ihn dabei und warf ihn auf die Erde. Sein Adjutant stürzte eilig vor und hob ihn auf.

»Wem soll er es geben?« fragte Kaiser Alexander Koslowskij leise auf russisch.

»Wen befehlen Euer Majestät?«

Der Kaiser zog mißmutig die Brauen zusammen, wandte sich um und sagte: »Man muß doch seinem Wunsch entsprechen.«

Koslowskij sah sich mit entschlossener Miene in den Reihen um, und sein Blick fiel auch auf Rostow.

Er wird doch nicht etwa mich wählen? dachte Rostow.

»Lasarew«, kommandierte mit finsterem Gesicht der Oberst, und der Flügelmann der ersten Reihe, Lasarew, trat stramm vor.

»Wo willst du denn hin? Bleib doch dort stehen!« flüsterten ein paar Stimmen Lasarew zu, der nicht wußte, wo er hingehen sollte. Lasarew blieb stehen und schielte erschrocken nach dem Oberst hin; sein Gesicht zuckte, wie das bei Soldaten, die vor die Front gerufen werden, häufig der Fall ist.

Napoleon wandte kaum merklich den Kopf um und streckte seine kleine mollige Hand nach hinten, als wolle er etwas entgegennehmen. Die Offiziere seines Gefolges, die im Nu erraten hatten, worum es

sich handelte, gerieten in geschäftige Bewegung, flüsterten untereinander und reichten einer dem anderen etwas weiter, und ein Page, derselbe, den Rostow am Abend vorher bei Boris gesehen hatte, sprang vor, beugte sich ehrerbietig über die ausgestreckte Hand und legte einen Orden an einem roten Band hinein, ohne sie auch nur eine Sekunde warten zu lassen. Napoleon drückte, ohne sich umzusehen, nur zwei Finger zusammen, und der Orden befand sich zwischen ihnen. Dann trat er auf Lasarew zu, der unentwegt fortfuhr, mit weit aufgerissenen Augen nur seinen Kaiser anzusehen, und warf einen Blick auf Kaiser Alexander, durch den er ihm zu verstehen gab, daß das, was er jetzt zu tun im Begriff war, allein seinem Verbündeten galt. Die kleine weiße Hand mit dem Orden berührte einen Knopf des Soldaten Lasarew. Es schien, als sei Napoleon davon überzeugt, daß er nur mit seiner Hand die Brust des Soldaten zu berühren brauchte, um ihn für immer glücklich zu machen, zu belohnen und vor aller Welt auszuzeichnen. Napoleon legte das Kreuz Lasarew nur an die Brust, ließ die Hand gleich wieder sinken und wandte sich an Alexander, als wüßte er ganz genau, daß das Kreuz an Lasarews Brust haften bleiben mußte. Und das Kreuz blieb auch wirklich haften.

Russische und französische dienstbeflissene Hände hatten es im Nu erfaßt und an der Uniform befestigt. Lasarew warf einen finsternen Blick auf den kleinen Mann mit den weißen Händen, der sich da an ihm zu schaffen machte, fuhr fort, starr und unbeweglich das Gewehr zu präsentieren, und sah dann wieder Kaiser Alexander gerade ins Gesicht, als frage er ihn, ob er immer noch stehen bleiben, auf und ab marschieren oder vielleicht sonst noch irgend etwas anderes tun solle. Aber es wurde ihm nichts befohlen, und so blieb er in dieser starren Haltung noch eine ganze Weile stehen.

Die Kaiser stiegen wieder zu Pferde und ritten davon. Die Preobraschenzen traten aus Reih und Glied, vermischten sich mit der französischen Garde und setzten sich an die Tische, die man für sie aufgeschlagen hatte.

Lasarew erhielt den Ehrenplatz. Man umarmte und beglückwünschte ihn, und russische und französische Offiziere drückten ihm die Hand. Offiziere und Volk in Mengen strömten herbei, nur um Lasarew zu sehen. Ein wahres Chaos russischer und französischer Worte erfüllte den Marktplatz rund um die Tische herum. Zwei

Offiziere mit geröteten, heiteren und glücklichen Gesichtern gingen an Rostow vorüber.

»Das nenne ich eine Bewirtung, Bruder! Alles auf Silber«, sagte der eine. »Hast du Lasarew gesehen?«

»Gewiß.«

»Es heißt, daß die Preobraschenzen morgen den Franzosen ein Essen geben werden.«

»Nein, dieser Lasarew, so ein Dusel! Zwölfhundert Franken jährliche Pension!«

»Seht mal, das ist aber ein Ding, Kinder!« rief ein Preobraschenze und stülpte sich die zottige Fellmütze eines Franzosen über den Kopf.

»Wunderbar schön! Prachtvoll!«

»Hast du auf die Parole geachtet?« fragte ein Gardeoffizier einen anderen. »Vorgestern: ›Napoléon, France, bravour‹, gestern: ›Alexandre, Russie, grandeur‹.«

»Den einen Tag gibt unser Kaiser die Parole, den anderen Tag gibt sie Napoleon. Morgen wird der Kaiser dem Tapfersten aus der französischen Garde das Georgskreuz senden. Das geht ja nicht anders. Er muß doch diese Aufmerksamkeit in derselben Art erwidern.«

Auch Boris kam mit seinem Freund Szilinski, um sich das Bankett der Preobraschenzen anzusehen. Auf dem Rückweg bemerkte Boris Rostow, der an einer Hausecke stand.

»Guten Morgen, Rostow! Wir haben uns ja noch gar nicht gesehen«, sagte er zu ihm und konnte sich nicht enthalten, ihn zu fragen, was er habe – so furchtbar finster und verstimmt sah Rostow aus.

»Nichts, nichts«, erwiderte Rostow.

»Du kommst doch dann zu mir?«

»Ja, ich komme.«

Rostow stand lange an der Ecke und sah von ferne den Schmausenden zu. In seiner Seele arbeiteten quälende Gedanken, die er durchaus zu keinem Ende führen konnte. Furchtbare Zweifel stiegen in ihm auf. Bald mußte er an Denissow mit dem veränderten Ausdruck im Gesicht und seiner plötzlichen Ergebenheit denken, bald an das ganze Lazarett mit den abgenommenen Armen und Beinen, mit seinem Schmutz und seinen Krankheiten. Und die Vorstellung, daß er

diesen Krankenhaus- und Leichengeruch auch jetzt noch spüre, kam mit solcher Lebendigkeit über ihn, daß er sich umschaute, um festzustellen, woher denn dieser Geruch kommen könne. Dann wieder mußte er an den selbstzufriedenen Bonaparte mit seiner kleinen weißen Hand denken, der jetzt Kaiser war und nun auf einmal vom Zaren Alexander geliebt und geachtet wurde. Was für einen Zweck hatten da nun diese abgenommenen Arme und Beine und all die Gefallenen? Und dann fiel ihm wieder Lasarew mit seiner Auszeichnung ein und Denissow, der bestraft und nicht begnadigt werden sollte. Und er ertappte sich bei so sonderbaren Gedanken, daß er selber darüber erschrak.

Die Düfte vom Festessen der Preobraschenzen und sein eigener Hunger rissen ihn aus diesen Betrachtungen: er mußte irgend etwas essen, ehe er wieder abritt. So trat er in ein Gasthaus ein, das er am Morgen gesehen hatte. Dort hatten sich so viele Menschen und eine solche Masse Offiziere eingefunden, die, ebenso wie auch er, in Zivil hierher gekommen waren, daß er nur mit Mühe und Not ein Mittagessen erhalten konnte. Zwei Offiziere von seiner Division gesellten sich zu ihm. Natürlicherweise sprach man nur vom Frieden. Die beiden Offiziere, Rostows Kameraden, waren, wie ein großer Teil des Heeres überhaupt, mit diesem Frieden, der nach der Schlacht bei Friedland geschlossen worden war, nicht einverstanden. Sie meinten, wenn man sich noch gehalten hätte, wäre Napoleon verloren gewesen, da seine Truppen weder Zwieback noch Munition mehr gehabt hätten. Nikolaj nahm schweigend seine Mahlzeit ein und trank vor allen Dingen. Er leerte für sich allein zwei Flaschen Wein. Die Gedanken, die in ihm aufgestiegen waren und arbeiteten, ohne zu einer Lösung zu gelangen, quälten ihn immer noch. Er fürchtete sich davor, sich diesen Gedanken hinzugeben, und konnte sich doch nicht von ihnen losreißen. Plötzlich aber, als eben ein Offizier gesagt hatte, er empfinde den Anblick der Franzosen wie eine Beleidigung, schrie Rostow mit einer durch nichts zu rechtfertigenden Heftigkeit los, die die Offiziere in höchstes Erstaunen versetzte.

»Wie können Sie ein Urteil darüber fällen, was besser gewesen wäre!« schrie er mit hochrotem Gesicht, da ihm alles Blut zu Kopf gestiegen war. »Wie können Sie sich über die Schritte unseres Kaisers ein Urteil erlauben? Was für ein Recht haben Sie dazu? Wir können weder den Zweck noch die Schritte unseres Kaisers verstehen.«

»Aber ich habe doch kein Wort über den Kaiser gesagt«, rechtfertigte sich der Offizier, der sich Rostows auffahrende Worte nicht anders erklären konnte als damit, daß dieser betrunken war.

Doch Rostow hörte nicht auf ihn.

»Wir sind keine Diplomaten, wir sind Soldaten und weiter nichts«, fuhr er fort. »Wird uns befohlen zu sterben, so sterben wir, werden wir bestraft, so bedeutet das eben, daß wir schuldig sind, ein Urteil steht uns nicht zu. Gefällt es dem Zaren, Bonaparte als Kaiser anzuerkennen und mit ihm ein Bündnis zu schließen, so heißt das für uns, daß dies nötig gewesen ist. Wenn wir aber anfangen wollen, selber über alles zu urteilen, und alles bekritteln, dann wird bald nichts Heiliges mehr übrigbleiben. Dann werden wir auch sagen, daß es keinen Gott mehr gibt und überhaupt nichts mehr!« schrie Nikolaj und schlug mit der Faust auf den Tisch. Seine Worte schienen den Kameraden ganz unangebracht, seinem eignen Gedankengang nach waren sie aber ganz folgerichtig. »Unsere Pflicht zu erfüllen, das ist unsere Sache, dreinzuschlagen und nicht zu grübeln, und weiter nichts!« schloß er.

»Und zu trinken!« warf einer der Offiziere ein, der keinen Streit aufkommen lassen wollte.

»Ja, und zu trinken«, pflichtete Nikolaj bei. »Heda! Noch eine Flasche!« schrie er.

SECHSTER TEIL

1

Im Jahre 1808 war Kaiser Alexander nach Erfurt gefahren zu einer neuen Zusammenkunft mit Kaiser Napoleon, und in der höchsten Petersburger Gesellschaft sprach man viel davon, wie großartig diese feierliche Zusammenkunft gewesen war.

Im Jahre 1809 war das Bündnis zwischen den beiden Weltherrschern, wie man Napoleon und Alexander nannte, so eng geworden, daß, als Napoleon Österreich in diesem Jahr den Krieg erklärte, ein russisches Armeekorps bis an die Grenze vorrückte, um seinem früheren Feind Bonaparte gegen seinen ehemaligen Verbündeten, den Kaiser von Österreich, zu Hilfe zu kommen. Ja, in den höchsten Kreisen sprach man sogar von der Möglichkeit einer Heirat zwischen Napoleon und einer Schwester Kaiser Alexanders. Doch neben all diesen Wendungen der äußeren Politik lenkten während dieser Zeit innere Umwälzungen, die damals in allen Teilen der Staatsverwaltung vorgenommen wurden, besonders lebhaft die Aufmerksamkeit der russischen Gesellschaft auf sich.

Indessen ging das Leben der Menschen, das echte, wirkliche Leben mit seinen fühlbaren körperlichen Interessen an Gesundheit und Krankheit, Arbeit und Erholung, und mit seinen geistigen Interessen an Wissenschaft, Dichtung, Musik, Liebe, Freundschaft, Haß und Leidenschaft, wie immer seinen gewöhnlichen Gang, unabhängig von jeder politischen Freundschaft oder Feindschaft mit Napoleon Bonaparte und unberührt von allen nur möglichen inneren Umgestaltungen.

Fürst Andrej hatte zwei Jahre lang auf dem Lande gelebt, ohne aus seinen vier Pfählen herauszukommen.

Alle jene Verbesserungen, die Pierre auf seinen Gütern im Sinne gehabt, aber nicht zur Ausführung gebracht hatte, weil er fortgesetzt von einer Sache auf die andere übersprang, hatte nun Fürst Andrej ohne sonderliche Mühe eingeführt, und ohne sich darüber gegen irgend jemanden groß zu äußern.

Er besaß in hohem Grad jene praktische Ausdauer, die Pierre fehlte, um ohne Mühe und Anstrengung eine Sache in Schwung zu bringen.

Auf dem einen seiner Güter hatte er seine Leibeignen, an die dreihundert Seelen, zu freien Bauern gemacht – eins der ersten Beispiele in ganz Rußland –, auf einem anderen hatte er die Fronarbeit in Pachtzins umgewandelt. Nach Bogutscharowo hatte er auf seine Kosten eine ausgebildete Hebamme kommen lassen und angestellt, die den Wöchnerinnen beistehen mußte, und der Geistliche unterrichtete gegen Besoldung die Kinder der Bauern und des Hofgesindes im Lesen und Schreiben.

Die eine Hälfte seiner Zeit verbrachte Fürst Andrej in Lysyja-Gory zusammen mit dem Vater und dem Sohn, der sich noch in den Händen der Kinderfrauen befand, die andere Hälfte in seiner Klausur in Bogutscharowo, wie der Vater seinen Landsitz nannte. Obgleich sich Fürst Andrej vor Pierre allen, Ereignissen gegenüber, die draußen in der Welt vor sich gingen, höchst gleichgültig gezeigt hatte, verfolgte er doch alles mit großem Eifer, ließ sich viele Bücher kommen und merkte zu seiner Verwunderung, daß sich Bekannte, auch wenn sie frisch aus Petersburg, also direkt von der Quelle alles Lebens, zu ihm oder seinem Vater auf Besuch kamen, über alles, was in der inneren und äußeren Politik vorgegangen war, weit weniger orientiert zeigten als er, der, ohne seine vier Pfähle zu verlassen, immer auf dem Lande gesessen hatte.

Außer mit den Unternehmungen auf seinen Gütern und mit dem Lesen der mannigfaltigsten Bücher beschäftigte sich Fürst Andrej während dieser Zeit noch mit einer kritischen Untersuchung unserer beiden letzten unglücklichen Feldzüge und mit der Aufstellung eines Entwurfs zur Abänderung unserer militärischen Reglements und Verordnungen.

Im Frühjahr des Jahres 1809 besuchte Fürst Andrej als Vormund seines Sohnes dessen Güter in Rjasan.

Von der wärmenden Frühlingssonne beschienen, saß er in seinem Wagen und betrachtete die ersten Grashälmschen, die ersten jungen Blättchen der Birken und die ersten, dichten, weißen Frühlingswölkchen, die am klaren, blauen Himmel dahinzogen. Er dachte an nichts, sondern schaute sich nur fröhlich und sorglos nach allen Seiten um.

Er mußte mit derselben Fährer übersetzen, auf der er im vorigen Jahr mit Pierre jenes Gespräch geführt hatte. Dann ging es durch ein schmutziges Dorf, an Scheunen und grün werdenden Feldern vorbei, den Berghang hinab zu einer Brücke, wo unten noch Schnee lag, dann

auf ausgewaschenem Lehm Boden wieder aufwärts, an endlosen Stoppelfeldern und hie und da schon grün werdendem Gesträuch vorbei in ein Birkenwäldchen hinein, das den Weg an beiden Seiten umsäumte. Im Wald war es fast heiß, vom Wind war hier nichts mehr zu spüren. Die Birken, ganz übersät mit grünen, klebrigen Blättchen, rührten und regten sich nicht. Zu ihren Füßen sproß leise und vorsichtig, die alten Blätter in die Höhe hebend, unter dem vorjährigen Laub das erste grüne Gras, mit lila Blümchen untermischt, hervor. Die zwischen all diesen Birken verstreut stehenden kleinen Tannen erinnerten mit ihrem satten, immergrünen Kleid unliebsam an den Winter. Die Pferde fingen an zu schnaufen, als sie in den Wald kamen, und gerieten sichtlich in Schweiß.

Der Diener Pjotr sagte etwas zum Kutscher, worauf der Kutscher eine bejahende Antwort gab. Anscheinend war aber Pjotr die Zustimmung des Kutschers noch zu wenig: er wandte sich auf dem Bock nach seinem Herrn um.

»Euer Durchlaucht, wie leicht einem wird!« sagte er und lächelte ehrerbietig.

»Was meinst du?«

»Es wird einem so leicht, Euer Durchlaucht.«

Was sagt er? dachte Fürst Andrej. Ach so, wahrscheinlich meint er den Frühling, dachte er und schaute sich um. Wirklich, es ist schon alles grün ... wie schnell das gegangen ist! Birken, Faulbaum und auch die Erlen fangen schon an ... Eichen gibt es anscheinend hier nicht. Oder doch, da ist ja eine Eiche.

Am Rande des Weges stand eine Eiche. Sie mochte wohl zehnmal so alt sein wie alle die Birken, die den Wald bildeten, und war auch zehnmal so dick und zweimal so hoch wie diese. Es war ein riesiger Baum, den zwei Männer kaum hätten umspannen können, mit Ästen, die offenbar schon vor langer Zeit abgebrochen waren, und mit brüchiger Rinde, die schon vor Jahren gebrochen und dann wieder zusammengewachsen war. Mit ihren riesigen, plumpen, unsymmetrisch verzweigten, knorrigen Armen und Fingern stand sie wie ein altes, grimmiges Ungeheuer mitten unter den jungen, lachenden Birken und sah geringschätzig auf sie herab. Und sie und noch ein paar leblose, immergrüne, kleine Tannen, die hie und da im Walde

zerstreut standen, wollten sich dem Frühlingszauber nicht hingeben und weder Lenz noch Sonne sehen.

Frühling, Liebe und Glück! schien die Eiche zu sagen. Wird euch das nicht langweilig, an diesen immer wiederkehrenden, dummen und sinnlosen Betrug zu glauben? Es ist doch immer wieder dasselbe und alles immer nur Betrug. Es gibt keinen Frühling, keine Sonne und kein Glück. Seht diese niedergedrückten, toten Tannen dort, einsam hocken sie da! Und auch ich treibe meine gebrochenen, geknickten Zweige, woher sie gerade kommen: aus dem Rücken, aus den Seiten, und so, wie ich einmal gewachsen bin, stehe ich da und glaube nicht an eure Hoffnungen und an euren Betrug.

Fürst Andrej schaute sich, während er weiter durch den Wald fuhr, noch ein paarmal nach dieser Eiche um, als erwarte er noch etwas von ihr. Blumen und Gras wuchsen auch zu ihren Füßen, und doch stand sie immer unverändert, finster, starr, mißgestaltet und trotzig mitten unter den anderen.

Ja, sie hat recht, diese Eiche, tausendmal recht, dachte Fürst Andrej. Mögen sich andere, jüngere, immer wieder diesem Betrug hingeben, wir aber kennen das Leben, unsere Zeit ist vorbei. Eine ganze Reihe hoffnungsloser, aber wehmütig wohlthuender Gedanken keimte im Zusammenhang mit dieser Eiche in Fürst Andrejs Seele auf. Während dieser Reise ließ er sein ganzes Leben noch einmal an seiner Seele vorüberziehen und kam zu demselben beruhigenden, aber hoffnungslosen Schluß wie früher, daß er nichts Neues mehr anfangen dürfe, sondern nur sein Leben zu Ende leben müsse, ohne etwas Böses zu tun, ohne Aufregungen und ohne Wünsche.

2

Auf seinen Gütern in Rjasan mußte Fürst Andrej in Vormundschaftsangelegenheiten den Adelsmarschall des Kreises aufsuchen. Dieser Adelsmarschall war Graf Ilja Andrejewitsch Rostow, und Fürst Andrej begab sich Mitte Mai zu ihm hin.

Es war schon eine recht heiße Zeit im Frühling. Der Wald hatte bereits sein Sommerkleid angezogen, der Staub lag auf den Straßen, und es war so heiß, daß, wenn man an einem Wasser vorüberfuhr, einen die Lust anwandelte, ein Bad zu nehmen.

Verstimmt und in Gedanken an die geschäftlichen Angelegenheiten versunken, die er mit dem Adelsmarschall zu besprechen hatte, fuhr Fürst Andrej durch die Gartenallee auf das Landhaus der Rostows in Otradnoje zu. Rechts hinter den Bäumen hörte er lustige weibliche Stimmen und sah, wie ein Schwarm junger Mädchen auf seinen Wagen zugelaufen kam. Allen voran eilte ein schwarzhaariges, sehr schlankes, auffallend zierliches, schwarzäugiges Mädchen in einem gelben Kattunkleid, ein weißes Taschentuch um den Kopf gebunden, unter dem ein paar lose Haarbüschel hervorquollen. Das junge Mädchen schrie ihm etwas entgegen, als sie aber einen Fremden im Wagen sitzen sah, lief sie, ohne ihn anzusehen, laut lachend wieder zurück.

Fürst Andrej empfand aus irgendeinem Grund ein schmerzliches Gefühl. Der Tag war so schön, die Sonne strahlte so hell, ringsum war alles so heiter, und dieses hübsche schlanke Mädchen wußte nichts von ihm und wollte auch gar nichts von ihm wissen, sie war glücklich und zufrieden für sich allein in ihrem wahrscheinlich törichtem, aber heiteren und glücklichen Leben. Worüber ist sie so froh? Woran denkt sie? Sicher nicht an militärische Verordnungen und an die Regelung des Bauernzinses in Rjasan. Woran mag sie wohl denken? Wie kommt es, daß sie so glücklich ist? fragte sich Fürst Andrej mit unwillkürlicher Neugier.

Graf Ilja Andrejewitsch lebte im Jahr 1809 in Otradnoje genauso, wie er früher dort gelebt hatte, das heißt: er empfing fast das ganze Gouvernement bei seinen Jagden, Theaterabenden, Dinern und musikalischen Veranstaltungen. Wie über jeden neuen Gast, der zu

ihm kam, freute er sich auch über Fürst Andrejs Besuch sehr und nötigte ihn fast gewaltsam, über Nacht zu bleiben.

Der Tag verlief sehr langweilig, Fürst Andrej wurde von den älteren Herrschaften und vornehmen Gästen ganz in Anspruch genommen, von denen das Haus des alten Grafen ganz voll war, da in den nächsten Tagen ein Namenstag gefeiert werden sollte. Ab und zu sah Bolkonskij zu Natascha hinüber, die immer etwas zu lachen hatte und sich mit der anderen Hälfte der Gesellschaft, mit den jungen Leuten, vergnügte, und immer wieder mußte er sich die Frage vorlegen: Woran mag sie denken? Worüber ist sie nur so froh?

Am Abend, als er sich in dem fremden Haus allein auf seinem Zimmer befand, konnte er lange nicht einschlafen. Er las eine Weile, löschte dann die Kerze aus und zündete sie wieder an. In seinem Zimmer mit den von innen geschlossenen Fensterläden war es heiß und schwül. Er ärgerte sich über den alten Dummkopf, wie er Rostow nannte, der ihn mit der Versicherung, die nötigen Papiere seien in der Stadt und noch nicht zu beschaffen gewesen, zurückgehalten hatte, ärgerte sich über sich selber, weil er geblieben war.

Fürst Andrej stand auf und trat ans Fenster, um es aufzumachen. Kaum hatte er die Läden geöffnet, so überflutete das Mondlicht, als hätte es vor dem Fenster Wache gestanden und schon lange darauf gewartet, mit einem Schlag das ganze Zimmer. Er stieß das Fenster auf. Die Nacht war frisch, windstill und klar. Gerade vor dem Fenster stand eine Reihe stark eingeschnittener Bäume, die auf der einen Seite tief dunkel, auf der anderen wie mit silbernem Licht übergossen waren. Unter den Bäumen sproßten saftige, feuchte, krause Pflanzen und Gewächse mit silberschimmernden Blättern und Stielen. Etwas hinter den dunklen Bäumen blinkte ein von Tau glitzerndes Dach, zur Rechten stand ein großer krauser Baum mit grellweißem Stamm und Ästen und darüber der volle Mond an dem hellen, fast sternenlosen Frühlingshimmel. Fürst Andrej lehnte sich mit den Ellenbogen ans Fenster, und seine Augen blieben an diesem Himmel haften.

Sein Zimmer befand sich im mittleren Stockwerk. Über ihm war ebenfalls Leben, auch dort schlief man noch nicht. Von oben her hörte er weibliche Stimmen.

»Nur noch ein einziges Mal«, sagte oben eine weibliche Stimme, die Fürst Andrej sofort erkannte.

»Aber wann wirst du nun endlich schlafen?« erwiderte eine andere Stimme.

»Ich werde nicht schlafen, ich kann nicht schlafen, was soll ich machen? Also zum letztenmal ...«

Und zwei Mädchenstimmen sangen ein Bruchstück aus einem Lied, das das Ende von irgend etwas bildete.

»Ach, wie wunderbar! Aber jetzt wollen wir schlafen, nun ist Schluß.«

»So schlaf doch, ich kann nicht«, erwiderte die erste Stimme, die sich jetzt dem Fenster näherte. Das junge Mädchen schien sich ganz aus dem Fenster herausgelehnt zu haben, denn man hörte das Knistern ihres Kleides und sogar ihre Atemzüge. Alles war still und wie versteinert, wie auch der Mond und sein Licht und die Schatten. Fürst Andrej war ebenfalls ängstlich darauf bedacht, sich nicht zu regen, um sich nicht als unfreiwilliger Zeuge zu verraten.

»Sonja! Sonja!« hörte man wieder die erste Stimme. »Wie kannst du nur schlafen! Sieh doch nur, wie entzückend! Ach, wie wonnig! So wach doch nur auf, Sonja«, sagte sie fast mit Tränen. »Eine so entzückende Nacht ist noch nie, niemals gewesen.«

Sonja gab widerwillig irgendeine Antwort.

»Nein, das mußt du sehen, dieser Mond! ... Ach, wie bezaubernd! Komm doch nur her! Mein Seelchen, mein Täubchen, komm her. Nun, siehst du es? Jetzt müßte man sich niederducken, siehst du, so, sich fest unter den Knien zusammennehmen, aber fest, so fest wie nur möglich, und sich dann einen Ruck geben und losfliegen. Siehst du: so!«

»Laß doch, du wirst noch fallen ...« Man hörte einen Kampf und Sonjas unwillige Stimme: »Nun ist es bald zwei Uhr.«

»Ach, du verdirbst einem auch alles. Geh nur schlafen, geh!«

Wieder war alles still, aber Fürst Andrej wußte, daß sie immer noch dasaß, und hörte zuweilen ein leises Rascheln, manchmal auch einen Seufzer.

»Ach, mein Gott, mein Gott! Was ist nur mit mir!« rief sie plötzlich aus. »Aber nun schlafen gehen, wirklich schlafen gehen!« Und sie schlug das Fenster zu.

Sie kümmert sich nicht darum, ob ich da bin oder nicht, dachte Fürst Andrej, während er ihrer Unterhaltung gelauscht und immer, er wußte selbst nicht warum, gewartet und gefürchtet hatte, daß sie etwas über ihn sagen werde. Und immer wieder sie! Wie absichtlich! dachte er.

In seiner Seele erhob sich plötzlich ein solcher Wirbelsturm junger Gedanken und Hoffnungen, die seinem ganzen Leben so zuwiderliefen, daß er nicht imstande war, sich über seinen Zustand klar zu werden, und sogleich einschlief.

3

Am nächsten Morgen verabschiedete sich Fürst Andrej, ohne das Kommen der Damen abzuwarten, nur vom alten Grafen und fuhr wieder nach Hause.

Es war schon Anfang Juni, als Fürst Andrej auf der Heimfahrt wieder durch jenes Birkenwäldchen fuhr, wo die alte, knorrige Eiche einen so seltsamen, nachhaltigen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Noch tauber als vor anderthalb Monaten tönte das Schellengeklingel der Pferde, alles war belaubt, schattig und dicht, und auch die im Walde zerstreuten jungen Tannen störten nicht mehr die Schönheit ringsum, hatten sich dem allgemeinen Charakter des Waldes angepaßt, und zart schimmerten ihre grünen, wolligen jungen Triebe.

Es war den ganzen Tag über heiß gewesen. Irgendwo hatte sich ein Gewitter zusammengezogen, aber nur eine kleine Wolke hatte die staubige Straße gesprengt und die saftigen Blätter bespritzt. Die linke Seite des Waldes lag ganz im Dunkel, im Schatten, zur Rechten glänzte und glitzerte das feuchte Laub, von einem leichten Wind geschaukelt, im hellen Sonnenschein. Alles grünte und blühte; die Nachtigallen jubilierten und schmetterten ihr Lied bald nah, bald fern.

Ja, hier in diesem Wald war jene Eiche, die so viele gleichartige Gefühle in mir weckte, dachte Fürst Andrej. Aber wo ist sie nur? dachte er weiter, sah sich nach links um und bewunderte, ohne es selber zu wissen und ihn zu erkennen, eben jenen Baum, den er suchte. Wie verzaubert stand diese alte Eiche, das saftige, dunkle Grün wie ein Zelt weit ausbreitend, wohligh und fast ohne sich zu rühren, in den Strahlen der Abendsonne da. Nichts sah man mehr von ihren alten knorrigen Ästen, ihren Wunden und Rissen, ihrem alten Mißtrauen und Leid. Aus der rauhen, hundertjährigen Rinde drangen ohne Äste saftige junge Blätter, so daß man es kaum glauben mochte, daß dieser alte Baum sie hervorgebracht habe. Wirklich, es ist dieselbe Eiche, dachte Fürst Andrej, und plötzlich überkam ihn ohne jeden Grund ein Frühlingsgefühl der Freude und Wiedergeburt. Die schönsten, höchsten Augenblicke seines Lebens fielen ihm plötzlich zur gleichen Zeit ein: er dachte an Austerlitz und an den hohen Himmel, dachte an das vorwurfsvolle Gesicht seiner Frau auf ihrem

Totenbett, an Pierre auf der Fähre, an das junge Mädchen, das von der Schönheit einer Nacht so erregt war, an diese Nacht selbst, an diesen Mond ... und all das stieg plötzlich vor seinem Gedächtnis auf.

Nein, das Leben ist noch nicht zu Ende mit einunddreißig Jahren, dachte Fürst Andrej mit endgültiger, unwiderruflicher Entschlossenheit. Es genügt nicht, daß nur ich das weiß, was in mir lebt und wirkt, alle, alle sollen es wissen, sowohl Pierre als auch das junge Mädchen, das in den Himmel fliegen wollte. Sie alle, alle sollen mich kennen lernen, damit mein Leben nicht nur für mich allein verrinnt, und sie nicht abseits von mir stehen. Auf sie alle soll es einen Widerschein werfen, damit wir alle gemeinsam leben.

Von seiner Reise nach Hause zurückgekehrt, entschloß sich Fürst Andrej, im Herbst nach Petersburg zu fahren, und suchte in Gedanken nach Gründen für diesen Entschluß. Eine ganze Reihe vernünftiger und logischer Beweise, warum er unbedingt nach Petersburg fahren und sogar wieder in den Dienst treten müsse, stand ihm jederzeit bereitwillig zu Gebote. Ja, er begriff jetzt sogar nicht einmal, wie er jemals an der Notwendigkeit, am Leben tatkräftigen Anteil zu nehmen, hatte zweifeln können, ebenso wie er vier Wochen früher nicht begriffen hätte, wie ihm der Gedanke kommen könne, jemals vom Lande fortzugehen. Es schien ihm klar, daß alle seine Lebenserfahrungen umsonst und sinnlos vergehen und verwehen würden, wenn er sie nicht in die Tat umsetzte und nicht wieder praktischen Anteil am Leben nähme. Er begriff jetzt nicht einmal mehr, wie er sich früher auf Grund ebenso armseliger Vernunftbeweise hatte klarmachen können, daß es für ihn erniedrigend wäre, wenn er jetzt, nach dieser Schule des Lebens, noch an die Möglichkeit, Nutzen zu stiften oder Glück und Liebe zu finden, geglaubt hätte. Jetzt bewies ihm seine Vernunft etwas ganz anderes. Nach dieser Reise fing Fürst Andrej an, sich auf dem Lande zu langweilen, seine frühere Beschäftigung ließ ihn jetzt kalt, und oft, wenn er allein in seinem Zimmer saß, stand er auf, trat vor den Spiegel und betrachtete lange sein Gesicht. Dann wandte er sich um und blickte das Bild der verstorbenen Lisa an, die mit ihren à la grecque gewickelten Locken zärtlich und heiter aus dem goldenen Rahmen auf ihn niederschaute. Sie sagte schon nicht mehr die früheren, schrecklichen Worte zu ihrem Mann, sondern sah ihn nur einfach und heiter und ein klein wenig neugierig an. Fürst Andrej legte die Hände auf den Rücken, ging lange im Zimmer auf und ab

und dachte und überdachte, bald lächelnd, bald finster werdend, immer und immer wieder jene wenig vernünftigen, mit Worten nicht auszudrückenden und wie ein Verbrechen geheimen Gedanken, die bald mit Pierre, bald mit dem Ruhm, bald mit dem Mädchen am Fenster, bald mit der Eiche, bald mit Frauenschönheit und Liebe zusammenhingen und seinem Leben eine so andere Richtung gegeben hatten. Und wenn dann in solchen Augenblicken jemand zu ihm hereinkam, pflegte er ganz besonders trocken, streng entschieden und unangenehm logisch zu sein.

»Mon cher«, sagte Prinzessin Marja dann wohl einmal, als sie gerade in solchem Augenblick ins Zimmer trat, »Nikoluschka kann heute nicht Spazieren gehen, es ist zu kalt.«

»Wenn es warm wäre«, pflegte Fürst Andrej dann seiner Schwester besonders trocken zu erwidern, »so würde man ihn im bloßen Hemdchen an die frische Luft schicken, da es aber kalt ist, muß man ihm warme Kleider anziehen, die zu diesem Zweck erfunden sind. Das ist die Schlußfolgerung aus der Kälte, nicht aber, daß er zu Hause bleiben muß. Ein Kind muß unbedingt frische Luft haben«, führte er ganz besonders logisch aus, als wolle er dadurch jemanden für die ganze geheime, unlogische Gedankenarbeit, die in ihm vorging, bestrafen.

Prinzessin Marja dachte dann immer, wie trocken doch die Männer durch die viele geistige Arbeit werden.

4

Es war im August des Jahres 1809, als Fürst Andrej nach Petersburg kam. Gerade zu dieser Zeit hatte der Ruhm des jungen Speranskij⁹³ seinen Höhepunkt erreicht, und voller Energie wurden seine Reformen überall vollzogen. Im selben Monat erlitt auch der Kaiser bei einer Wagenfahrt einen kleinen Unfall, verletzte sich den Fuß und mußte drei Wochen in Peterhof bleiben, wo er alle Tage ausschließlich Speranskij empfing. Es waren damals nicht nur zwei recht bedeutsame, die Gesellschaft in Aufregung versetzende Erlasse über die Aufhebung einiger Rangstufen bei Hofe und über die Examina der Kollegienassessoren und Staatsräte in Vorbereitung, sondern auch eine ganze Reichsverfassung, nach der das gesamte gegenwärtige Gerichts-, Verwaltungs- und Finanzwesen in ganz Rußland, vom Staatsrat bis zur kleinsten Gemeindeverwaltung, eine Änderung erfahren sollte. Jene unklaren liberalen Träume, mit denen Kaiser Alexander den Thron bestiegen hatte, und die er mit Hilfe seiner Räte Czartoryski, Nowosilzew, Kotschubej und Stroganow, die er im Scherz als comité du salut publique⁹⁴ bezeichnet hatte, zu verwirklichen bestrebt gewesen war, fingen nun an, zur Tatsache zu werden. Alle diese Minister wurden jetzt durch Speranskij und Araktschejew ersetzt, von denen der erste die Zivilangelegenheiten, der zweite das Militärwesen verwaltete.

Kurz nach seiner Ankunft in Petersburg war Fürst Andrej in seiner Eigenschaft als Kammerherr bei Hofe und zur Audienz erschienen. Der Kaiser, dem er zweimal begegnet war, hatte ihn nicht eines Wortes gewürdigt. Fürst Andrej hatte schon früher immer den Eindruck gehabt, daß der Kaiser irgendwelche Abneigung gegen ihn haben müsse, daß ihm sein Gesicht und sein ganzes Wesen unangenehm sei. Aus dem trockenem, abweisenden Blick, den der Kaiser auf ihn richtete, erkannte er die Bestätigung dieser Vermutung noch mehr als früher. Die Herren bei Hof erklärten ihm die Nichtachtung des Kaisers damit, daß Seine Majestät unzufrieden sei, weil Bolkonskij seit 1805 nicht mehr im aktiven Dienst stehe.

Ich weiß ja selber, dachte Fürst Andrej, daß wir nicht Herren unserer Sympathien und Antipathien sind. Deshalb ist auch gar nicht daran

zu denken, daß ich dem Kaiser meine Schrift über das Militärreglement persönlich überreiche, aber die Sache wird schon für sich selber sprechen.

Er schrieb einem alten Feldmarschall, der ein Freund seines Vaters war, von seiner Arbeit. Der Feldmarschall bestimmte ihm Tag und Stunde, empfing ihn sehr freundlich und versprach, dem Kaiser davon Mitteilung zu machen. Ein paar Tage später erhielt Fürst Andrej die Nachricht, daß er zum Kriegsminister Grafen Araktschejew befohlen sei.

Am festgesetzten Tag fand sich Fürst Andrej morgens um neun Uhr im Empfangszimmer des Grafen Araktschejew ein.

Fürst Andrej kannte Araktschejew nicht persönlich und hatte ihn noch nie gesehen, aber alles, was er von ihm gehört hatte, flößte ihm wenig Achtung für diesen Menschen ein. Er ist Kriegsminister, die Vertrauensperson des Kaisers, seine persönlichen Eigenschaften gehen keinen etwas an. Ihm ist befohlen worden, meine Schrift durchzusehen, folglich ist er auch der einzige, der meinen Ideen vorwärtshelfen kann, dachte Fürst Andrej, während er zusammen mit anderen mehr oder weniger wichtigen Persönlichkeiten im Empfangszimmer des Grafen Araktschejew wartete.

Während seiner Dienstzeit, die Fürst Andrej größtenteils als Adjutant verbracht hatte, waren ihm solche Empfangszimmer wichtiger Persönlichkeiten in Menge vor Augen gekommen, und er kannte die mannigfaltigen typischen Eigenschaften dieser Räumlichkeiten recht genau. Das Empfangszimmer beim Grafen Araktschejew jedoch hatte einen ganz besonderen Charakter. Auf den Gesichtern der weniger wichtigen Persönlichkeiten, die hier warteten, bis die Reihe einer Audienz beim Grafen Araktschejew an sie käme, war ein Gefühl der Beschämung und Unterwürfigkeit zu lesen, während die Gesichter der höher im Rang stehenden Personen ein allen gemeinsames Gefühl des Unbehagens ausdrückten, das sie hinter einem ungezwungenen persönlichen Auftreten und Spott über sich selbst, die Situation, in der sie sich befanden, und den hohen Herrn, auf den sie warteten, zu verbergen suchten. Einige gingen in Gedanken versunken auf und ab, andere flüsterten und lachten, und Fürst Andrej hörte, wie sie den

Grafen Araktschejew bei seinem Spitznamen Sila Andreitsch\$* nannten, und wie einer zu einem andern sagte: »Der Onkel wird es ihnen schon stecken!« Ein General, eine hochangesehene Persönlichkeit, fühlte sich sichtlich dadurch beleidigt, daß er so lange warten mußte, schlug die Beine bald so, bald so übereinander und lächelte verächtlich in sich hinein.

Doch sobald sich nur die Tür auftat, spiegelte sich auf allen Gesichtern ein und derselbe Ausdruck wider: die Furcht. Fürst Andrej hatte den Offizier vom Dienst schon zum zweitenmal darum gebeten, ihn doch zu melden, aber man sah ihn nur spöttisch an und sagte ihm, daß er warten müsse, bis die Reihe an ihn komme. Nachdem verschiedene Personen vom Adjutanten in das Zimmer des Ministers hineingeführt und wieder herausgeleitet worden waren, wurde durch die schreckliche Tür ein Offizier eingelassen, der durch seinen bedrückten und verängstigten Gesichtsausdruck dem Fürsten Andrej aufgefallen war. Die Audienz dieses Offiziers dauerte ziemlich lang. Plötzlich hörte man hinter der Tür das Grollen einer unangenehmen Stimme, und der Offizier trat bleich und mit zitternden Lippen heraus, griff sich an den Kopf und eilte quer durch das Empfangszimmer.

Nach ihm wurde Fürst Andrej hineingeführt, und der Offizier vom Dienst flüsterte ihm zu: »Nach rechts, ans Fenster.«

Fürst Andrej trat in das nicht gerade reich ausgestattete, aber saubere Arbeitszimmer und erblickte am Tisch einen Mann von etwa vierzig Jahren, mit langem Oberkörper, länglichem, kurzgeschorenem Kopf, mit dicken Falten auf der Stirn und finster zusammengezogenen Augenbrauen, braungrünlichen, ausdruckslosen Augen und nach unten ragender, rötlicher Nase. Araktschejew wandte den Kopf nach ihm um, ohne ihn anzusehen.

»Um was bitten Sie?« fragte Araktschejew.

»Ich bitte um nichts, Euer Erlaucht«, erwiderte Fürst Andrej ruhig.

Araktschejew wandte seine Augen zu ihm hin.

»Setzen Sie sich«, sagte er. »Fürst Bolkonskij?«

* Ungehobelte, ausländerfeindliche Persönlichkeit aus einer 1807 von Rastopschin veröffentlichten satirischen Broschüre. (Anm. d. Übers.)

»Ich bitte um nichts, aber Seine Majestät der Kaiser haben geruht, Euer Erlaucht einen Entwurf zu überreichen, der von mir eingereicht wurde ...«

»Sehen Sie, mein Wertester, ich habe Ihren Entwurf gelesen«, unterbrach ihn Araktschejew, wobei er nur die ersten Worte in liebenswürdiger Weise sagte und dann mehr und mehr, ohne ihm ins Gesicht zu sehen, in einen brummigen, geringschätzigen Ton verfiel. »Sie schlagen neue Militärgesetze vor? Verordnungen haben wir so viele, daß wir die alten nicht einmal alle befolgen können. Jedermann schreibt heute Gesetze. Schreiben ist leichter als ausführen.«

»Ich bin auf Weisung Seiner Majestät des Kaisers gekommen, um mich bei Euer Erlaucht zu erkundigen, was nach Euer Erlaucht Wünschen mit meiner Denkschrift geschehen soll«, sagte Fürst Andrej höflich.

»Ich habe einen Beschluß über Ihren Entwurf gefaßt und diesen dem Komitee übersandt. Ich kann Ihren Entwurf nicht gutheißen«, fuhr Araktschejew fort, stand auf und nahm ein Papier vom Schreibtisch, das er dem Fürsten Andrej überreichte.

»Da, sehen Sie.«

Auf dem Papier war quer mit Bleistift ohne große Anfangsbuchstaben und Interpunktionszeichen unorthographisch folgendes geschrieben: »Ungründlich zusammengestellt, da als Abklatsch von französischen Militärverordnungen abgeschrieben, von unserem Militärreglement ohne Notwendigkeit abweichend.«

»Welchem Komitee haben Sie den Entwurf überwiesen?« fragte Fürst Andrej.

»Dem Militärgesetzkomitee, und ich habe vorgeschlagen, Euer Wohlgeboren als Mitglied in dieses Komitee aufzunehmen. Aber ohne Gehalt.«

Fürst Andrej lächelte.

»Gehalt verlange ich auch nicht.«

»Also unbesoldetes Mitglied«, wiederholte Araktschejew. »Habe die Ehre. Heda, rufe den nächsten! Wer kommt noch?« rief er und verbeugte sich vor dem Fürsten Andrej.

Während Fürst Andrej auf die offizielle Bestätigung seiner Ernennung zum Mitglied dieses Komitees wartete, erneuerte er einige alte Bekanntschaften, besonders mit Personen, von denen er wußte, daß sie mächtig waren und ihm nützlich sein konnten. Er empfand jetzt hier in Petersburg ein ähnliches Gefühl, wie er es am Vorabend der Schlacht empfunden hatte, als ihn eine ruhelose Neugier gequält und unwiderstehlich zu jenen höchsten Kreisen hingezogen hatte, wo alles Zukünftige, von dem das Schicksal von Millionen Menschen abhing, vorbereitet wurde. Aus dem Ingrimm der alten Herren, aus der Neugier der Unwissenden und der Zurückhaltung der Eingeweihten, aus dem hastigen, geschäftigen Treiben aller, aus der unzähligen Menge der Komitees und Kommissionen, von denen er alle Tage neue entdeckte – aus alledem fühlte Fürst Andrej heraus, daß sich jetzt hier in Petersburg im Jahre 1809 eine gewaltige innere Schlacht vorbereitete, deren Oberkommandierender eine geheimnisvolle, ihm unbekannte, aber genial erscheinende Persönlichkeit war – Speranskij. Und sowohl die ihm dunkel bekannte Reorganisation selber als auch ihr Hauptleiter Speranskij erregten in ihm ein so leidenschaftliches Interesse, daß die Angelegenheit der Militärverordnungen in seinem Kopf bald die zweite Stelle einnahm.

Fürst Andrej befand sich in der höchst günstigen Lage, in den allerverschiedensten und höchsten Kreisen der damaligen Petersburger Gesellschaft mit offenen Armen empfangen zu werden. Die Partei der Neuerer begrüßte ihn freudig und suchte ihn an sich zu locken, weil er erstens in dem Ruf eines klugen, sehr belesenen Mannes stand und zweitens durch die Freilassung seiner Bauern bereits als Liberaler von sich reden gemacht hatte. Die Partei der unzufriedenen alten Generation wandte sich ihm zu, weil sie in ihm einfach den Sohn seines Vaters sah und folglich bei ihm Verständnis voraussetzte, wenn sie alle Neuerungen verurteilte. Die Gesellschaft der Damen, die große Welt, nahm ihn mit Freuden auf, weil er ein reicher und hochangesehener Heiratskandidat und eine fast neue Persönlichkeit war, umstrahlt vom Heiligenschein der romantischen Geschichte von seinem vermeintlichen Tod und dem tragischen Ende seiner Frau. Außerdem waren alle, die ihn früher gekannt hatten, einstimmig der Ansicht, daß er sich in

diesen fünf Jahren sehr zu seinem Vorteil verändert habe, milder und männlicher geworden sei, das frühere gemachte, stolze und spöttische Wesen abgelegt und sich jene Ruhe angeeignet habe, die die Jahre mit sich bringen. Man sprach von ihm, interessierte sich für ihn, und alle wünschten ihn zu sehen.

Am Tag nach seiner Audienz beim Grafen Araktschejew war Fürst Andrej beim Grafen Kotschubej zu einer Abendgesellschaft eingeladen und erzählte dem Grafen die Szene bei »Sila Andrejewitsch«. Auch Kotschubej nannte Araktschejew mit diesem Spitznamen und sprach von ihm in demselben Ton des Spottes, von dem man nicht recht wußte, worauf er sich bezog, und den Fürst Andrej schon im Empfangszimmer des Ministers gehört hatte.

»Mon cher, auch in dieser Angelegenheit kommen Sie nicht um Michail Michailowitsch herum. C'est le grand faiseur. Ich werde es ihm erzählen. Er hat mir versprochen, heute abend zu kommen ...«

»Was hat denn Speranskij mit Militärverordnungen zu tun?« fragte Fürst Andrej.

Kotschubej lächelte und wiegte den Kopf hin und her, als staune er über Bolkonskijs harmlose Unbefangenheit.

»Ich habe dieser Tage mit ihm über Sie gesprochen«, fuhr Kotschubej fort, »über Ihre freigelassenen Bauern ...«

»Also Sie waren das, Fürst, der seine Bauern freigelassen hat?« mischte sich ein alter Herr, aus der Zeit Katharinas, ein und wandte sich geringschätzig an Bolkonskij.

»Es war nur ein kleines Gut, das nichts einbrachte«, erwiderte Bolkonskij, bemüht, sein Vorgehen vor ihm abzuschwächen, um den alten Herrn nicht zwecklos zu reizen.

»Vous craignez d'être en retard«, sagte der alte Herr und sah Kotschubej an. »Aber eins kann ich nicht begreifen«, fuhr er fort, »wer soll denn dann das Land pflügen, wenn man die Bauern freiläßt? Gesetze zu schreiben, ist leicht, aber sie anzuwenden, ist schwer. Das ist ebenso wie bei der anderen Sache jetzt: ich frage Sie, Graf, wer kann denn überhaupt noch Vorsitzender einer Behörde werden, wenn alle erst ein Examen machen müssen?«

»Die, welche das Examen bestehen, denke ich«, erwiderte Kotschubej, schlug die Beine übereinander und sah sich um.

»Da steht bei mir im Dienst dieser Priaritschnikow, ein Prachtmensch, nicht mit Gold aufzuwiegen, er ist sechzig Jahre alt. Soll der vielleicht auch noch ein Examen machen?«

»Ja, Mühe wird es kosten, weil die Bildung noch so wenig verbreitet ist, aber ...«

Graf Kotschubej sprach nicht zu Ende, stand auf, nahm Fürst Andrejs Arm und ging mit ihm einem soeben eintretenden blonden Herrn von etwa vierzig Jahren entgegen, der sehr groß war, ein auffallend blasses Gesicht mit offener Stirn und eine Glatze hatte. Er trug einen blauen Frack, ein Ordenskreuz um den Hals und einen Stern an der linken Brust. Es war Speranskij. Fürst Andrej hatte ihn sogleich erkannt und fühlte innerlich ein leises Beben, wie das in wichtigen Augenblicken des Lebens immer der Fall zu sein pflegt. War es Ehrfurcht, Neid, Erwartung – er wußte es nicht. Speranskij's ganze Erscheinung hatte etwas Typisches, woran man ihn sofort erkennen mußte. Bei keinem Menschen jener Gesellschaftskreise, in denen Fürst Andrej verkehrte, hatte er bisher solche Ruhe und Selbstsicherheit trotz unbeholfener, stumpfer Bewegungen gesehen, niemand hatte einen so festen und zugleich milden Blick aus solch halbgeschlossenen, feuchtschimmernden Augen, eine so klare, gemessene, ruhige Stimme und vor allen Dingen eine so zarte, blasser Färbung des Gesichts und besonders auch der etwas breiten, aber außerordentlich vollen, zarten und weißen Hände. Solch eine blasser und zarte Gesichtsfarbe hatte Fürst Andrej bisher nur bei Soldaten gesehen, die lange im Lazarett gelegen hatten. Dies also war Speranskij, der Staatssekretär und vortragende Rat des Kaisers, der ihn auch nach Erfurt begleitet hatte, wo er mehr als einmal Napoleon gesehen und mit ihm gesprochen hatte.

Speranskij ließ nicht die Augen von einem Gesicht zum anderen schweifen, wie man es beim Eintritt in eine große Gesellschaft unwillkürlich tut, und hatte es mit dem Reden nicht eilig. Er sprach leise, überzeugt, daß man ihm zuhören werde, und sah nur den an, mit dem er sprach.

Fürst Andrej folgte jedem Wort und jeder Bewegung Speranskij's mit ganz besonderer Aufmerksamkeit. Wie es allen Leuten geht, und besonders denen, die ihren Nächsten streng beurteilen, so erwartete auch Fürst Andrej bei jeder neuen Bekanntschaft, besonders mit Leuten wie Speranskij, die er schon dem Ruf nach kannte, immer in

diesen neuen Persönlichkeiten die ganze Vollkommenheit menschlicher Würde zu finden.

Speranskij sagte zu Kotschubej, er bedauere, daß er nicht früher habe kommen können, doch sei er im Palais noch aufgehalten worden. Daß es der Kaiser gewesen war, der ihn zurückgehalten hatte, erwähnte er nicht. Auch diese erkünstelte Bescheidenheit entging dem Fürsten Andrej nicht. Als ihn Kotschubej vorstellte, wandte Speranskij langsam seine Augen Bolkonskij zu und musterte ihn lächelnd, ohne etwas zu sagen.

»Ich freue mich sehr, Sie kennenzulernen; ich habe, wie wir alle, bereits von Ihnen gehört«, sagte er dann.

Kotschubej ließ ein paar Worte über den Empfang, den Bolkonskij bei Arakschejew gefunden hatte, fallen. Speranskij lachte.

»Der Vorstand der Militärgesetzkommission, Herr Magnizkij, ist ein guter Freund von mir«, sagte er, jede Silbe und jedes Wort deutlich aussprechend. »Wenn Sie wollen, kann ich Sie bei ihm einführen.« Er hielt genau die durch den Punkt bedingte Pause ein. »Ich hoffe, Sie werden bei ihm für alles Vernünftige Verständnis und Unterstützung finden.«

Sogleich hatte sich um Speranskij ein Kreis gebildet, und jener alte Herr, der von seinem Beamten Priantschnikow gesprochen hatte, wandte sich nun auch mit einer Frage an Speranskij.

Fürst Andrej beteiligte sich nicht am allgemeinen Gespräch, beobachtete aber jede Bewegung Speranskij's, dieses Mannes, der noch vor kurzem ein unbedeutender Seminarist gewesen war und jetzt das Schicksal ganz Rußlands in seinen weißen, vollen Händen hielt. Die außerordentlich geringschätzig Ruhe, mit der Speranskij dem alten Herrn antwortete, machte auf Fürst Andrej tiefen Eindruck. Es war, als ob er von einer unermeßlichen Höhe ein paar herablassende Worte an ihn richtete. Als sich der alte Herr noch mehr zu ereifern anfang, lächelte Speranskij und sagte, er könne wohl nicht darüber urteilen, ob das, was dem Kaiser beliebt, vorteilhaft oder unvorteilhaft sei.

Nachdem sich Speranskij eine Zeitlang im allgemeinen Kreise unterhalten hatte, stand er auf, trat auf den Fürsten Andrej zu und ging mit ihm in die andere Ecke des Zimmers. Er hielt es sichtlich für notwendig, sich mit Bolkonskij zu beschäftigen.

»Ich bin infolge jenes lebhaften Gespräches, in das mich dieser ehrbare alte Herr hineingezogen hat, gar nicht dazu gekommen, mich mit Ihnen zu unterhalten, Fürst«, sagte er und lächelte kurz und geringschätzig, als wolle er durch dieses Lächeln zu erkennen geben, daß Fürst Andrej und er über die Nichtigkeit dieser Menschen, mit denen er soeben gesprochen hatte, doch wohl einig seien. Bolkonskij fühlte sich dadurch geschmeichelt. »Ich kenne Sie schon lange, erstens einmal durch diese Sache mit Ihren Bauern, die ein erstes Beispiel in dieser Art darstellt, dem Nachahmer nur zu wünschen wären, und zweitens daher, weil Sie einer jener Kammerherren sind, die sich durch den neuen Erlaß über die Rangstufen bei Hofe, der soviel Rederei und abfalliges Urteil heraufbeschworen hat, nicht beleidigt gefühlt haben.«

»Ja«, erwiderte Fürst Andrej, »mein Vater wollte nicht, daß ich von jenem Recht Gebrauch machte; ich habe von unten herauf gedient.«

»Ihr Herr Vater ist ein Mann des vorigen Jahrhunderts, steht aber offenbar weit über unseren Zeitgenossen, die diese Maßnahmen, die doch nur die natürliche Gerechtigkeit wiederherstellen, so verurteilen.«

»Dennoch bin ich der Ansicht, daß auch jenes absprechende Urteil nicht ganz des Grundes entbehrt«, sagte Fürst Andrej, bemüht, gegen den Einfluß Speranskij's, der sich bei ihm fühlbar zu machen begann, anzukämpfen.

Es war ihm unangenehm, ihm immer rechtgeben zu müssen; er wollte ihm einmal widersprechen. Obwohl Fürst Andrej sonst immer fließend und gewandt zu reden verstand, wurde es ihm jetzt, wo er mit Speranskij sprach, doch schwer, sich auszudrücken. So sehr nahm ihn die Beobachtung der Persönlichkeit des berühmten Mannes in Anspruch.

»Vielleicht ist dieser Grund nur persönlicher Ehrgeiz«, warf Speranskij ruhig ein.

»Es sprechen da wohl zum Teil auch staatliche Interessen mit«, erwiderte Fürst Andrej.

»Wie meinen Sie das?« fragte Speranskij und schlug ruhig die Augen nieder.

»Ich bin ein Verehrer Montesquieus⁹⁵«, erwiderte Fürst Andrej und fuhr dann auf französisch fort: »Sein Grundsatz: ›Le principe des monarchies est l'honneur‹ scheint mir unanfechtbar. Und mich dünkt, gewisse Rechte und Privilegien des Adels sind weiter nichts als die Mittel, dieses Gefühl zu stützen.«

Aus Speranskijs blassem Gesicht schwand das Lächeln, und seine Züge gewannen dadurch sehr. Fürst Andrejs Gedanke interessierte ihn offenbar.

»Sie betrachten also das Problem von diesem Gesichtspunkt aus«, fing er an. Es wurde ihm offenbar schwer, Französisch zu sprechen, und er sprach es noch langsamer als das Russische, aber mit vollkommener Ruhe.

Er erwiderte, die Ehre einer Monarchie könne nicht durch Vorrechte aufrechterhalten werden, die der Abwicklung des Dienstes schädlich seien. Die Ehre sei entweder ein verneinender Begriff, der sich in Unterlassung mißbilligenswerter Handlungen äußere, oder jene bekannte Quelle des Wetteifers zum Erlangen von Auszeichnungen und Belohnungen, die eben dann eine positive Ehre bedeuteten. Seine Beweise waren kurz, einfach und klar.

»Eine Einrichtung, die diese Ehre, diese Quelle des Wetteifers aufrechterhält, ist zum Beispiel die Légion d'honneur des großen Kaisers Napoleon, die dem Staatsdienst nicht nur nicht schadet, sondern sogar noch zu seinem Erfolg beiträgt. Mit höfischen oder irgendwelchen anderen Standesvorrechten aber ist das etwas anderes.«

»Das will ich nicht bestreiten, doch läßt sich nicht leugnen, daß die Vorrechte bei Hofe dasselbe Ziel erreicht haben«, sagte Fürst Andrej. »Jeder bei Hofe hält es für seine Pflicht, sich seines Ranges und seiner Vorrechte würdig zu zeigen.«

»Und doch haben Sie von den Ihrigen keinen Gebrauch gemacht, Fürst«, erwiderte Speranskij und zeigte durch ein Lächeln, daß er diesem für seinen Partner unangenehmen Streit durch eine Liebenswürdigkeit ein Ende machen wolle. »Wenn Sie mir die Ehre erweisen wollen, nächsten Mittwoch zu mir zu kommen«, fügte er noch hinzu, »so werde ich, nachdem ich mit Magnizkij Rücksprache gehalten habe, Ihnen mitteilen können, was für Sie von Interesse sein wird, und außerdem wird es mir ein Vergnügen sein, mich noch eingehender mit Ihnen unterhalten zu können.«

Er schloß die Augen, verbeugte sich und verließ, bemüht, nicht bemerkt zu werden, auf französische Art, ohne sich zu verabschieden, den Saal.

6

In der ersten Zeit seines Aufenthaltes in Petersburg fühlte Fürst Andrej, daß der ganze Gedankenschatz, den er während seines einsamen Landlebens in sich ausgearbeitet hatte, durch die kleinlichen Sorgen, die ihn hier in Petersburg beschäftigten, vollkommen in den Hintergrund trat.

Wenn er abends nach Hause kam, schrieb er in sein Notizbuch vier oder fünf unumgänglich notwendige Besuche oder Zusammenkünfte zu festgesetzten Stunden ein. Das Getriebe des Lebens, die genaue Einteilung des Tages, damit er auch überall zur rechten Zeit hinkam, nahm einen großen Teil seiner eigentlichen Lebensenergie in Anspruch. Er tat nichts, dachte an nichts, hatte auch gar nicht die Zeit zu denken, sondern sprach nur, sprach mit Erfolg über das, worüber er erst so lange Zeit auf dem Lande nachgedacht hatte.

Mit Mißvergnügen bemerkte er bisweilen, daß er an ein und demselben Tag in verschiedenen Gesellschaften ein und dasselbe wiederholte. Aber er war ganze Tage so beschäftigt, daß er gar nicht einmal die Zeit hatte, daran zu denken, daß er eigentlich an nichts dachte.

Wie bei dem ersten Zusammentreffen bei Kotschubej, so machte Speranskij dann auch am Mittwoch in seinem Hause, wo er Bolkonskij allein empfing und sich lange und vertraulich mit ihm unterhielt, großen Eindruck auf den Fürsten Andrej.

Fürst Andrej hielt eine so große Menge Menschen für verachtungswürdige, unbedeutende Kreaturen und wünschte so sehr, in einem anderen das leibhafte Ideal jener Vollkommenheit zu finden, nach der er selber strebte, daß er nur zu gern glaubte, in Speranskij dieses Ideal eines durch und durch klugen, tugendhaften Menschen gefunden zu haben. Wäre Speranskij aus denselben Gesellschaftskreisen gewesen, denen Fürst Andrej entstammte, hätte er dieselbe Erziehung, dieselben moralischen Gewohnheiten gehabt, so hätte Bolkonskij wohl bald schwache menschliche, wenig heldenhafte Seiten an ihm herausgefunden; so aber flößte ihm dieser Reichtum an logischem Verstand um so mehr Achtung ein, weil er ihn nicht ganz begriff. Dazu kam noch, daß Speranskij, vielleicht weil er die

Fähigkeiten Bolkonskijs zu schätzen wußte, oder nur deshalb, weil er es für nötig hielt, ihn für sich zu gewinnen, dem Fürsten Andrej gegenüber mit seinem unparteiischen, ruhigen Verstand kokettierte und ihn mit jener feinen, mit Selbstbewußtsein gepaarten Schmeichelei umwarb, die den anderen stillschweigend als den einzigen Menschen neben sich anerkennt, der fähig ist, die ganze Beschränktheit aller übrigen und die ganze Folgerichtigkeit und Tiefe der eignen Gedanken zu begreifen.

Während ihres langen Gespräches am Mittwoch abend sagte Speranskij mehr als einmal: »Bei uns sieht man auf alles, was über das Gleichmaß alteingewurzelter Gewohnheiten hinausgeht ...« oder mit einem Lächeln: »Wir aber wollen, daß sowohl die Wölfe satt werden, als auch die Schafe unversehrt bleiben ...« oder: »Das können die freilich nicht begreifen ...« und immer mit einem Ausdruck, der besagte: Wir, das sind Sie und ich, wir wissen, was wir von denen zu halten haben, und wer wir sind.

Diese erste lange Unterhaltung mit Speranskij bestärkte in dem Fürsten jenes Gefühl, das er bereits empfunden hatte, als er ihn zum erstenmal gesehen hatte. Er sah in ihm einen klugen, streng denkenden Menschen von gewaltigem Verstand, der sich durch Energie und Hartnäckigkeit Macht errungen hatte und diese ausschließlich zum Heile Rußlands benutzte. Speranskij war in Fürst Andrejs Augen ein Mensch, der sich alle Lebenserscheinungen durch den Verstand zu erklären vermochte, der nur das als bedeutsam anerkannte, was wirklich vernünftig schien, der alles mit dem Maßstab der Vernunft zu messen imstande war, kurz, eben solch ein Mensch, wie er selber gern zu sein wünschte. Alles erschien durch Speranskijs Auslegung so einfach und klar, daß Fürst Andrej ihm unwillkürlich in allem beistimmen mußte. Wenn er Einwände erhob und dagegen stritt, so tat er das nur aus dem Grund, weil er absichtlich selbständig bleiben und sich nicht in allem Speranskijs Meinung unterwerfen wollte. Alles war gut und schön an ihm, nur eines störte den Fürsten Andrej: das war Speranskijs kalter Spiegelblick, der kein Eindringen in sein Inneres zuließ, und seine weiße, zarte Hand, die Fürst Andrej unwillkürlich immer wieder betrachtete, wie man die Hände von Machthabern zu betrachten pflegt. Dieser Spiegelblick und diese zarte Hand ärgerten Fürst Andrej aus irgendeinem Grund. Einen unangenehmen Eindruck machte auf ihn ferner noch die allzu große Verachtung anderer Leute,

die er an Speranskij wahrnahm, sowie die mannigfaltigen Kunstgriffe bei der Beweisführung, deren er sich zur Bestätigung seiner Ansichten bediente. Er gebrauchte alle nur möglichen Geisteswaffen, mit Ausnahme des Vergleiches, und ging, wie es Bolkonskij wenigstens schien, bisweilen allzu kühn von der einen zur anderen über. Bald stellte er sich auf den Standpunkt eines Mannes der Tat und verurteilte alle Träumer, bald kehrte er den Satiriker heraus und machte sich mit scharfer Ironie über seine Gegner lustig, bald zeigte er sich als streng logischer Denker, bald stieg er zu den Höhen der Metaphysik empor. Diese letzte Waffe wandte er bei seiner Beweisführung ganz besonders oft an. Er hob dann die Streitfrage bis zu den Höhen der Metaphysik hinauf, ging auf die Begriffsbestimmung von Raum, Zeit und Gedanken ein, und wenn er sich dort genügend mit Gegengründen gewappnet hatte, ließ er sich wieder auf den Boden des umstrittenen Punktes herab.

Vor allem fiel dem Fürsten Andrej der Hauptzug in Speranskij's Geist auf: das war sein zweifelsfreier, unerschütterlicher Glaube an die Kraft und Gesetzmäßigkeit des Verstandes. Es war klar, daß jener für Bolkonskij alltägliche Gedanke, daß man unmöglich alles in Worte fassen könne, was man denke, einem Speranskij nie in den Sinn gekommen wäre, und daß diesen niemals der Zweifel befallen würde, ob nicht all das, was er denke und glaube, Unsinn sei. Und gerade diese Geschlossenheit des Geistes bei Speranskij war es, die den Fürsten Andrej mehr als alles andere anzog.

In der ersten Zeit seiner Bekanntschaft mit Speranskij empfand Fürst Andrej ein leidenschaftliches Gefühl der Begeisterung für ihn, ähnlich dem, das er einstmals für Bonaparte empfunden hatte. Der Umstand, daß Speranskij ein Priestersohn war, was dummen Leuten tatsächlich Anlaß gab, ihn als Kirchner- und Popensohn zu verachten, veranlaßte den Fürsten Andrej, ganz besonders behutsam mit seinen Gefühlen für Speranskij umzugehen und sie dadurch in sich selber unbewußt noch zu festigen.

An jenem ersten Abend, den Bolkonskij bei ihm verbrachte, erzählte Speranskij, als sie auf die Gesetzkommision zu sprechen kamen, dem Fürsten Andrej mit bitterer Ironie, daß diese Kommission nun schon hundertundfünfzig Jahre bestehe, Millionen gekostet und bisher nichts geleistet habe, als daß Rosenkampf alle Akten der vergleichenden Gesetzgebung mit Schildchen beklebt habe.

»Das ist alles, dafür hat der Staat Millionen bezahlt«, sagte er. »Wir wollen dem Senat eine neue richterliche Gewalt geben und haben keine Gesetze. Darum wäre es auch eine Sünde, wenn solche Leute wie Sie, Fürst, jetzt nicht in den Staatsdienst träten.«

Fürst Andrej warf ein, daß man dazu doch eine juristische Vorbildung brauche, die er nicht besitze.

»Aber die hat ja niemand, was wollen Sie also? Es ist dies ein circulus vitiosus, aus dem wir mit Gewalt herauskommen müssen.«

Acht Tage später war Fürst Andrej Mitglied der Kommission zur Ausarbeitung der Militärverordnungen und, was er keineswegs erwartet hatte, Vorsitzender einer Abteilung der allgemeinen Gesetzkommision. Auf Bitten Speranskijs übernahm er den ersten Teil des in Angriff genommenen Bürgerlichen Gesetzbuches und machte sich mit Hilfe des Code Napoleon⁹⁶ und Justinians Corpus juris civilis⁹⁷ an die Ausarbeitung des Kapitels Personenrecht.

7

Als Pierre vor zwei Jahren, 1808, von der Reise durch seine Güter nach Petersburg zurückgekehrt war, hatte man ihn, ziemlich gegen seinen Willen, zum Oberhaupt der Petersburger Freimaurer gewählt. Er veranstaltete Tafellogen und Grablogen, warb neue Mitglieder, kümmerte sich um die Vereinigung verschiedener Logen und um die Erwerbung von Originalurkunden. Er ließ für sein Geld die Logenhallen ausstatten und bereicherte nach Kräften die Sammlung von Almosen, der gegenüber sich die meisten Mitglieder geizig und wenig gewissenhaft zeigten. Das Armenhaus, das der Orden in Petersburg errichtet hatte, erhielt er fast allein aus seinen eignen Mitteln.

Indessen ging sein Leben seinen alten Gang, mit denselben Neigungen und Ausschweifungen. Ganz wie früher aß er gern gut und trank auch viel, und obgleich er es für unsittlich und erniedrigend erachtete, so konnte er doch den Vergnügungen der Junggesellen, die seine Gesellschaft bildeten, nicht entsagen.

Im Dunstkreis dieser Beschäftigungen und Liebhabereien keimte aber doch nach Verlauf eines Jahres in Pierre das Gefühl auf, daß jener Boden der Freimaurerei, auf dem er stand, ihm immer mehr unter den Füßen wegglied, je fester er auf ihm zu stehen bemüht war. Gleichzeitig hatte er das Empfinden: je tiefer dieser Boden, auf dem er stand, unter seinen Füßen sinke, um so willensloser sei er an ihn gekettet. Als er bei den Freimaurern eintrat, hatte er das Gefühl eines Menschen gehabt, der vertrauensvoll seinen Fuß auf die glatte Oberfläche eines Sumpfes setzt. Er hatte seinen Fuß darauf gesetzt und war eingesunken. Um sich aber völlig von der Festigkeit des Bodens, auf dem er stand, zu überzeugen, hatte er dann auch den anderen Fuß aufgesetzt, war noch tiefer eingesunken, konnte nicht wieder heraus und watete nun gegen seinen Willen bis an die Knie in diesem Sumpf.

Osip Alexejewitsch war nicht in Petersburg. Er hatte sich in letzter Zeit von den Geschäften der Petersburger Logen ganz zurückgezogen und lebte ständig in Moskau. Alle Brüder und Logenmitglieder waren Pierre auch im öffentlichen Leben bekannt, und es fiel Pierre schwer, in ihnen nur Freimaurerbrüder zu sehen, nicht aber einen Fürsten B.

oder einen Iwan Wassiljewitsch D. die er im Leben meistens als schwache, unbedeutende Leute kannte. Durch den Freimaurerschurz und seine Abzeichen hindurch sah er ihre Uniformen und Orden, die sie sich im Leben errungen hatten. Oft, wenn er Almosen sammelte und dann von einem Dutzend Mitglieder, von denen die Hälfte ebenso reich war wie er, nur eine Einnahme von zwanzig bis dreißig Rubeln zusammenzählte, von denen noch ein großer Teil schuldig geblieben war und nur auf der Liste stand, mußte Pierre an den Freimaurerschwur denken, durch den jeder Bruder versprach, all sein Hab und Gut dem Nächsten hinzugeben, und in seiner Seele stiegen Zweifel auf, die er jedoch zu bannen bemüht war.

Alle Brüder, die er kannte, teilte er in vier Gruppen ein. Zur ersten zählte er jene Brüder, die weder an den Geschäften noch an den sozialen Bestrebungen der Loge tätigen Anteil nahmen, sondern sich ausschließlich mit den geheimen Wissenschaften des Ordens beschäftigten, mit den Fragen über den dreifachen Namen Gottes oder über die drei Urelemente aller Dinge: Schwefel, Quecksilber und Salz, oder über die Bedeutung des Quadrates und aller Figuren des Salomonischen Tempels. Dieser Gruppe von Freimaurern, zu denen vorwiegend die älteren Brüder und Pierres Ansicht nach auch Osip Alexejewitsch selber gehörten, brachte Pierre große Achtung entgegen, aber er teilte ihre Interessen nicht. Sein Herz zog ihn nicht zu der mystischen Seite der Freimaurerei.

Zur zweiten Gruppe zählte Pierre sich selber und alle ihm ähnlichen Brüder, die suchten und strauchelten, den geraden, im Geist bereits erfaßten Weg der Freimaurerei noch nicht gefunden hatten, aber ihn noch zu finden hofften.

Zur dritten Gruppe rechnete er diejenigen Brüder – und ihrer war die größte Zahl –, die in der Freimaurerei nichts weiter sahen als äußere Formen und Feierlichkeiten und sich eine strenge Erfüllung dieser äußeren Formen angelegen sein ließen, ohne sich um ihren Inhalt und ihre Bedeutung zu kümmern. Zu diesen gehörte Willarski und sogar auch der Meister vom Stuhl der Hauptloge.

Zur vierten Gruppe endlich rechnete er ebenfalls eine große Menge von Brüdern, besonders diejenigen, die erst in letzter Zeit in die Bruderschaft eingetreten waren. Das waren Leute, die, wie Pierre beobachtet hatte, weder an irgend etwas glaubten noch nach irgend etwas strebten und nur in den Freimaurerorden eingetreten waren, um

sich jungen, reichen, einflußreichen und berühmten Brüdern nähern zu können, deren es in der Loge eine große Anzahl gab.

Pierre fing an, sich durch seine Tätigkeit unbefriedigt zu fühlen. Die Freimaurerei, wenigstens diejenige, die er hier kennen gelernt hatte, erschien ihm manchmal nur auf bloßen Äußerlichkeiten aufgebaut. Es kam ihm nicht in den Sinn, an der Freimaurerei selbst zu zweifeln, aber er argwöhnte, daß die russische Freimaurerei auf einen falschen Weg geraten sei und sich von ihren Urquellen entfernt habe. Aus diesem Grund fuhr er denn Ende des Jahres ins Ausland, um sich in die höheren Geheimnisse des Ordens einweihen zu lassen.

Noch im Sommer 1809 kehrte Pierre nach Petersburg zurück. Aus dem Briefwechsel unserer Freimaurer mit ihren ausländischen Brüdern war bekannt geworden, daß es Besuchow im Ausland gelungen war, das Vertrauen vieler hochgestellter Persönlichkeiten zu erwerben, daß er in viele Geheimnisse eingedrungen und zu den höchsten Würden erhoben sei, und daß er vieles mitbringe, was dem gesamten Freimaurertum in Rußland zum Segen gereichen werde. So kamen denn alle Petersburger Freimaurer zu ihm und suchten sich bei ihm einzuschmeicheln, aber alle hatten den Eindruck, als ob er etwas verheimliche und vorbereite.

Es wurde eine feierliche Logensitzung zweiten Grades angesetzt, da Pierre versprochen hatte, in dieser Sitzung alles das mitzuteilen, was er den Petersburger Brüdern von den höchsten Leitern des Ordens zu überbringen hatte. Der Raum war gefüllt bis auf den letzten Platz. Nach den üblichen Feierlichkeiten stand Pierre auf und begann seine Rede.

»Geliebte Brüder«, fing er an, errötend und stotternd, die Niederschrift seiner Rede in der Hand haltend. »Es genügt nicht, daß wir in der Stille der Loge unsere Geheimnisse wahren, wir müssen wirken ... handeln. Wir fangen an zu stagnieren, darum müssen wir handeln ...«

Pierre nahm sein Heft in die Hand und fing an vorzulesen.

»Um die lautere Wahrheit zu verbreiten und den Triumph der Tugend herbeizuführen«, las er, »müssen wir die Menschen von Vorurteilen freimachen, Gesetze verbreiten, die dem Geist der Zeit entsprechen, die Erziehung der Jugend auf uns nehmen, die klügsten Menschen mit unlösbaren Banden an uns knüpfen, kühn, aber doch

einsichtsvoll Aberglauben, Unglauben und Dummheit aus dem Feld schlagen und aus der Zahl der uns ergebenden Menschen Leute aussuchen, die, verbunden durch ein gemeinsames Ziel, zu Macht und Kraft gelangen.

Um dieses Ziel zu erreichen, müssen wir der Tugend zum Sieg über das Laster verhelfen und danach streben, daß jedem ehrbaren Menschen schon in dieser Welt der ewige Lohn für seine guten Taten zuteil werde. Aber diesen unseren edlen Absichten stellen sich unendlich viele äußere, politische Einrichtungen entgegen. Was sollen wir tun bei einer solchen Lage der Dinge? Sollen wir Revolutionen befürworten, das Oberste zuunterst kehren, Gewalt durch Gewalt vertreiben? ... Nein, das sei fern von uns. Jede gewaltsame Reform ist tadelnswert, weil man das Böse niemals gut machen kann, solange die Menschen selber so bleiben, wie sie sind, und weil die Weisheit keiner Gewalt bedarf.

Die ganze Anlage des Ordens muß darauf fußen, charakterstarke, tugendhafte Menschen heranzubilden, die sich durch das Band einer gemeinsamen Überzeugung verbunden fühlen, einer Überzeugung, die darin zum Ausdruck kommt, überall und mit allen Kräften Laster und Torheit zu verfolgen, Talente und Tugenden zu beschützen und würdige Menschen aus dem Staub emporzuziehen und sie unserer Brüderschaft einzuverleiben. Erst dann wird unser Orden die Macht haben, denen, die den Wirrwarr begünstigen, unmerklich die Hände zu binden und sie so zu lenken und zu leiten, daß sie es nicht einmal merken. Mit einem Wort, es muß eine allumfassende Regierungsform ins Leben gerufen werden, die über die ganze Welt verbreitet werden muß, ohne die bürgerlichen Bande zu zerreißen, unter der alle übrigen Regierungen in ihrer gewohnten Ordnung weiterbestehen und alles anordnen können, nur das nicht, was dem hohen Ziel unseres Ordens, das heißt dem Sieg der Tugend über das Laster, zuwiderläuft. Dieses selbe Ziel hat sich auch das Christentum schon gesteckt. Es hat den Menschen gelehrt, weise und gut zu sein und zu seinem eignen Nutz und Frommen dem Beispiel und den Lehren der besten und weisesten Menschen zu folgen.

Damals, als alles noch in Nacht und Tod begraben lag, genügte natürlich die Predigt allein: das Neue dieser Wahrheit verlieh ihr eine ganz besondere Kraft. Heutzutage aber brauchen wir stärkere Mittel. Der Mensch von heute, der sich nur noch von seinen Gefühlen leiten

läßt, muß bei einer tugendhaften Handlung einen fühlbaren Reiz empfinden. Die Leidenschaften auszurotten ist unmöglich, man kann sich nur bemühen, sie auf edle Ziele zu richten, und deshalb ist es erforderlich, daß unser Orden jedem die Mittel in die Hand gibt, seine Leidenschaften innerhalb der Grenzen der Tugend zu befriedigen.

Sobald wir nur erst in jedem Staat eine gewisse Anzahl würdiger Männer haben, von denen jeder wieder ein paar weitere erzieht, und sobald alle unter sich eng verbunden sein werden, wird für unseren Orden, der im geheimen schon viel zum Segen der Menschheit beitragen konnte, alles, alles möglich sein.«

Diese Rede machte nicht nur starken Eindruck, sie hatte auch heftige Erregung in der Loge zur Folge. Die meisten Brüder, die in dieser Rede gefährliche, aufklärerische Absichten⁹⁸ witterten, nahmen Pierres Worte mit einer Kälte auf, die ihn in Erstaunen setzte. Der Großmeister fing an, Einwendungen zu machen. Pierre entwickelte seine Ideen mit immer größerem Eifer. Lange hatte es keine so stürmische Sitzung gegeben. Es bildeten sich zwei Parteien: die einen verurteilten Pierre und beschuldigten ihn westlicher Aufklärungssucht, die anderen stimmten ihm bei und unterstützten ihn. In dieser Versammlung bestaute Pierre zum erstenmal die unendliche Mannigfaltigkeit des menschlichen Auffassungsvermögens, die bewirkt, daß sich eine Wahrheit nicht in zwei Menschenköpfen auf ein und dieselbe Weise offenbart. Selbst diejenigen Mitglieder der Versammlung, die auf seiner Seite zu stehen schienen, verstanden ihn auf ihre Art, das heißt mit Einschränkungen und Abänderungen, mit denen sich wiederum Pierre nicht einverstanden erklären konnte, da es ihm gerade ein Herzensbedürfnis war, seine Ideen den anderen genau so, wie er sie selber verstand, weiterzugeben.

Zum Schluß der Sitzung machte der Meister vom Stuhl Pierre gegenüber die mißgünstige und ironische Bemerkung, daß er zu heftig geworden sei und sich bei der Diskussion nicht von der Liebe zur Tugend allein, sondern auch von seiner Streitsucht habe leiten lassen. Pierre gab ihm darauf keine Antwort, sondern fragte nur kurz, ob sein Vorschlag angenommen werde. Man sagte ihm, daß dies nicht der Fall sei, und Pierre verließ, ohne die üblichen Formalitäten abgewartet zu haben, die Loge und fuhr nach Hause.

Wieder kam nun jene Schwermut über Pierre, die er so sehr fürchtete. Nachdem er diese Rede in der Loge gehalten hatte, lag er drei Tage lang zu Hause auf seinem Diwan, empfing keinen Menschen und ging nirgends hin.

In diesen Tagen erhielt er einen Brief von seiner Frau, die ihn um ein Wiedersehen anflehte und ihm schrieb, wie sehr sie sich nach ihm sehne und wünsche, ihm ihr ganzes Leben zu weihen.

Am Schluß des Briefes teilte sie ihm mit, daß sie in diesen Tagen aus dem Ausland zurückkehren und nach Petersburg kommen werde.

Bald nach diesem Brief drang noch ein Freimaurerbruder in Pierres Einsamkeit ein, den er weniger als alle anderen schätzte, brachte die Rede auf Pierres Ehe und sprach in Form eines brüderlichen Rates den Gedanken aus, Pierres Strenge gegen seine Frau sei ungerecht und verstoße gegen die ersten Grundsätze der Freimaurerei, weil er einer Reuigen nicht verzeihe.

Gleichzeitig schickte auch seine Schwiegermutter, die Frau des Fürsten Wassilij, zu ihm und ließ ihn inständig bitten, sie doch nur auf ein paar Augenblicke zu besuchen, da sie eine äußerst wichtige Angelegenheit mit ihm zu besprechen habe. Pierre merkte, daß man sich verabredet hatte, ihn wieder mit seiner Frau zusammenzubringen, und das war ihm in dem Zustand, in dem er sich jetzt befand, nicht einmal unangenehm. Ihm war alles gleichgültig: nichts im Leben schien ihm von Wichtigkeit, und unter dem Einfluß der Schwermut, die sich ganz seiner bemächtigt hatte, legte er weder Wert auf seine Freiheit noch auf ein hartnäckiges Beharren auf der Bestrafung seiner Frau.

Niemand hat recht, niemand ist schuld, folglich ist auch sie nicht schuldig, dachte er.

Wenn Pierre nicht sogleich seine Zustimmung zu einer Wiedervereinigung mit seiner Frau gab, so geschah das nur aus dem Grund, weil er in dem Zustand der Schwermut, in dem er sich befand, gar nicht die Kraft hatte, irgend etwas zu unternehmen. Wäre seine Frau jetzt zu ihm gekommen, er hätte sie nicht weggejagt. War es nicht im

Vergleich zu dem, was ihn jetzt beschäftigte, völlig gleichgültig, ob er mit seiner Frau zusammenlebte oder nicht?

Er gab weder seiner Frau noch der Schwiegermutter eine Antwort, machte sich eines späten Abends auf und fuhr nach Moskau, um Osip Alexejewitsch wiederzusehen. In dieser Zeit trug er folgendes in sein Tagebuch ein:

»Moskau, den 17. November.

Soeben komme ich von meinem Wohltäter zurück und beeile mich, alles niederzuschreiben, was ich bei ihm erfahren und empfunden habe. Osip Alexejewitsch lebt in großer Armut und leidet nun schon das dritte Jahr an einer schmerzhaften Blasenkrankheit. Aber niemand hat je einen Seufzer noch ein Wort der Klage von ihm gehört. Vom frühen Morgen bis spät in die Nacht hinein ist er, mit Ausnahme der Stunden, da er seine höchst frugalen Mahlzeiten einnimmt, mit seinen wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt. Er empfing mich gütig und forderte mich auf, mich auf das Bett zu setzen, in dem er lag. Ich machte ihm das Zeichen der Ritter aus dem Morgenland und aus Jerusalem, er antwortete mir auf dieselbe Art und fragte mich mit sanftem Lächeln, was ich in den preußischen und schottischen Logen erfahren und mir zu eigen gemacht habe. Ich erzählte ihm alles, so gut ich konnte, teilte ihm jene grundlegenden Ideen mit, die ich in der Petersburger Loge vorgeschlagen, erwähnte die üble Aufnahme, die ich gefunden, und den Bruch, der sich zwischen den Brüdern und mir vollzogen hatte. Osip Alexejewitsch schwieg ziemlich lange, dachte nach und legte mir dann seine Ansicht dar, die mir augenblicklich alles Vergangene und den ganzen künftigen Weg erhellte, der vor mir lag. Er setzte mich durch die Frage in Erstaunen, ob ich mich noch darauf besänne, was das dreifache Ziel des Ordens sei: 1. die Hütung und Erforschung des heiligen Geheimnisses, 2. die Läuterung und Besserung des eignen Ichs, um dieses Geheimnis aufnehmen zu können, und 3. die Veredlung des ganzen Menschengeschlechtes durch dieses Streben nach eigner Läuterung. Welches von diesen dreien sei nun das hauptsächlichste und erste Ziel? Natürlich das der eignen Besserung und Läuterung. Nur nach diesem einen Ziel könnten wir immer unabhängig von allen äußeren Umständen streben. Und dabei koste uns dieses Ziel weit mehr Mühe und Arbeit, und deshalb ließen wir uns vom Stolz irreführen, gingen diesem Ziel aus dem Weg

und gäben uns lieber mit dem Geheimnis ab, das in uns aufzunehmen wir unserer Unreinheit wegen gar nicht würdig seien, oder mit der Veredlung des Menschengeschlechtes, während wir selber noch ein Beispiel der Verderbtheit und Ausschweifung böten. Der westliche Aufklärungsorden sei deshalb keine reine Lehre, weil er zum Eingreifen in die Staatsgeschäfte neige und von Hoffart erfüllt sei. Von diesem Standpunkt aus verurteilte Osip Alexejewitsch meine Rede und meine ganze Wirksamkeit. Ich mußte ihm im innersten Herzen recht geben. Als dann die Rede auf meine Familienangelegenheiten kam, sagte er zu mir: ›Die erste Pflicht eines wahren Mannes besteht, wie ich Ihnen schon sagte, in der Vervollkommnung seiner selbst. Oft glauben wir dieses Ziel eher zu erreichen, wenn wir alle Schwierigkeiten aus unserem Leben wegräumen. Im Gegenteil, mein Lieber‹, sagte er zu mir, ›nur mitten im Trubel der Welt können wir die drei Hauptziele erreichen: 1. Selbsterkenntnis, denn der Mensch kann nur durch den Vergleich zur Selbsterkenntnis gelangen, 2. Vervollkommnung, die nur durch Kampf zu erreichen ist, und 3. das Erwerben der Haupttugend: der Liebe zum Tod, denn nur die Wandelbarkeit des Lebens kann uns von seiner Nichtigkeit überzeugen und dazu beitragen, die uns angeborene Liebe zum Tod und Auferstehen zu einem neuen Leben in uns zu festigen.‹

Diese Worte schienen mir um so merkwürdiger, weil Osip Alexejewitsch trotz seines schweren physischen Leidens das Leben niemals als schwer empfunden hat und doch den Tod liebt, für den er sich jedoch noch nicht genügend vorbereitet glaubt, obgleich er ein so reiner Mensch ist und geistig so hoch steht. Dann erklärte mir mein Wohltäter noch völlig die Bedeutung des großen Schöpfungsquadrates und wies mich darauf hin, daß die Drei- und die Siebenzahl die Grundlage aller Dinge bilden. Er riet mir, mich von der Gemeinschaft mit den Petersburger Brüdern nicht fernzuhalten und mich zu bemühen, da ich in der Loge nur die Pflichten des zweiten Grades zu erfüllen habe, die Brüder vor den Verführungen des Hochmuts zu bewahren und sie dem wahren Pfad der Selbsterkenntnis und Vervollkommnung zuzuführen. Außerdem riet er mir noch persönlich, vor allen Dingen auf mich selber zu achten, und gab mir zu diesem Zweck ein Heft, eben das selbe, in das ich jetzt schreibe und künftig alle meine Handlungen eintragen werde.«

»Petersburg, den 23. November.

Ich lebe wieder mit meiner Frau zusammen. Meine Schwiegermutter kam, in Tränen aufgelöst, zu mir und erzählte, Helene sei hier und flehe mich an, ihr Gehör zu schenken, sie sei unschuldig und unglücklich darüber, daß ich nichts von ihr wissen wolle, und noch vieles andere mehr. Ich wußte, daß, wenn ich nur meine Einwilligung zu einem Wiedersehen gab, ich nicht mehr die Kraft haben würde, ihre Wünsche abzuschlagen. In meiner Ratlosigkeit wußte ich nicht, bei wem ich mir Hilfe und Rat holen sollte. Wenn mein Wohltäter hier gewesen wäre, so hätte er mir schon einen Rat gegeben. Ich zog mich zurück, las Osip Alexejewitschs Briefe noch einmal durch, erinnerte mich an das, was er mir gesagt hatte, und zog aus alledem den Schluß, daß ich einen Bittenden nicht zurückweisen durfte und meine helfende Hand jedem entgegenstrecken mußte, um so mehr einem Menschen, der so eng mit mir verbunden war, und daß es meine Pflicht sei, mein Kreuz auf mich zu nehmen. Wenn ich ihr aber nur um der Tugend willen verzeihen habe, so mag und wird auch meine Wiedervereinigung mit ihr nur einen geistigen Zweck haben. In diesem Sinn entschloß ich mich und schrieb auch an Osip Alexejewitsch. Ich sagte meiner Frau, ich bäte sie, alles Vergangene zu vergessen und mir das zu verzeihen, worin ich gegen sie gefehlt haben mochte, ich selber hätte ihr nichts zu vergeben. Es war mir eine Freude, ihr das zu schreiben. Sie soll nicht wissen, wie schwer es mir wird, sie wiederzusehen. Ich habe mich in den oberen Räumen meines großen Hauses einquartiert und empfinde das glückliche Gefühl einer Wiedergeburt.«

Wie immer, teilte sich auch damals die erste Gesellschaft, die sich bei Hofe und auf den großen Bällen traf, in verschiedene Kreise, von denen jeder seine eigne Färbung hatte. Der größte dieser Kreise war der französische, der, mit Graf Rumjanzew und Caulaincourt an der Spitze, gewissermaßen das Bündnis mit Napoleon versinnbildlichte. In diesem Kreis spielte Helene, sobald sie sich nur in Petersburg wieder mit ihrem Mann vereinigt hatte, eine der ersten Rollen. In ihrem Hause verkehrten die Herren der französischen Gesandtschaft sowie eine Menge Leute, die durch Geist und Liebenswürdigkeit bekannt waren und zu dieser Richtung gehörten.

Während der Zeit der berühmten Zusammenkunft der beiden Kaiser war Helene mit in Erfurt gewesen und hatte von dort diese Beziehungen zu allen napoleonischen Größen Europas mitgebracht. In Erfurt hatte sie einen glänzenden Erfolg gehabt. Napoleon selber hatte, als sie ihm einmal im Theater auffiel, von ihr gesagt: »C'est un superbe animal.« Über ihre Erfolge als schöne und elegante Frau wunderte sich Pierre keineswegs, da sie in diesen Jahren noch schöner geworden war als früher. Was ihn aber in Erstaunen setzte, war, daß es ihr in den zwei Jahren gelungen war, sich den Ruf »einer ebenso geistreichen wie reizenden Frau« zu verschaffen. Der berühmte Fürst de Ligne schrieb ihr acht Seiten lange Briefe, und Bilibin sparte seine Geistesblitze auf, um sie zum erstenmal in Anwesenheit Helenes zum besten geben zu können. Im Salon der Gräfin Besuchowa empfangen zu werden, galt gewissermaßen für ein Zeugnis geistiger Reife, die jungen Leute lasen vor den Abendgesellschaften bei Helene Bücher durch, um in ihrem Salon über etwas sprechen zu können, die Gesandtschaftssekretäre und sogar die Gesandten selber vertrauten ihr diplomatische Geheimnisse an, so daß Helene gewissermaßen zu einer Macht geworden war. Pierre, der wußte, daß sie sehr dumm war, empfand immer ein sonderbares Gefühl von Zweifel und Angst, wenn er manchmal ihren Abendgesellschaften und Dinern, wo von Politik, Dichtkunst und Philosophie gesprochen wurde, beiwohnte. Bei diesen Gesellschaften fühlte er sich immer in die Lage versetzt, in der sich ein Taschenspieler befinden muß, der jeden Augenblick erwartet, daß man hinter seine Schliche kommt. War es vielleicht aus dem Grund,

weil zur Führung eines solchen Salons tatsächlich etwas Dummheit vonnöten ist, oder deshalb, weil den davon Betroffenen diese Täuschung selber Spaß machte – jedenfalls kam dieser Betrug nicht an den Tag, und Helenes Ruf einer »ebenso geistreichen wie reizenden Frau« stand so unerschütterlich fest, daß sie die fadeiten, dümmsten Dinge sagen konnte und dennoch alle von jedem ihrer Worte entzückt waren und einen tiefen Sinn darin suchten, den sie sich selber niemals hätte träumen lassen.

Pierre war nun gerade der rechte Gatte, den eine so glänzende Dame von Welt brauchte. Er war jener zerstreute Sonderling und als Ehemann der Grandseigneur, der keinem im Weg war, und störte darum nicht nur den Gesamteindruck des vornehmen Tones in ihrem Salon durchaus nicht, sondern bot sogar durch seine entgegengesetzte Veranlagung für die Eleganz und den Takt seiner Frau einen für sie selber nur vorteilhaften Hintergrund. Infolge der steten inneren Sammlung, der ausschließlichen Beschäftigung mit nur geistigen Dingen und der aufrichtigen Nichtachtung alles übrigen während dieser zwei Jahre hatte sich Pierre in den Gesellschaften seiner Frau, die ihn so wenig interessierten, allen gegenüber jenen gleichgültigen, lässigen und gönnerhaften Ton angewöhnt, den man sich nicht künstlich zu eigen machen kann und der eben aus diesem Grund immer unwillkürlich Achtung einflößt.

Er ging in den Salon seiner Frau wie ins Theater, kannte alle, bekundete allen die gleiche Freude über ihr Erscheinen und zeigte sich gegen den einen ebenso gleichgültig wie gegen den andern. Manchmal mischte er sich in eine Unterhaltung, die ihn interessierte, und sprach, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, ob Herren von der Gesandtschaft da waren oder nicht, offen seine Ansichten aus, die mitunter durchaus nicht mit der gerade zur Zeit herrschenden Stimmung im Einklang standen. Doch sein Ruf als sonderbarer Gatte de la femme la plus distinguée de Pétersbourg hatte schon so festen Fuß gefaßt, daß niemand seine Entgleisungen ernst nahm.

Unter der Zahl der vielen jungen Leute, die täglich im Hause Helenes verkehrten, war Boris Drubezkoj, der im Dienst schon mit Erfolg vorwärtsgekommen war, nach Helenes Rückkehr aus Erfurt einer von denen, die dem Haus Besuchow am nächsten standen. Helene nannte ihn ihren Pagen und behandelte ihn wie ein Kind. Sie lächelte ihm zu wie jedem andern auch, und doch hatte Pierre manchmal ein unange-

nehmes Gefühl, wenn er dieses Lächeln sah. Boris legte Pierre gegenüber eine besondere Ehrerbietung an den Tag, in der sich Würde und Schwermut paarten. Eine so gefärbte Achtungsbezeigung war gleichfalls dazu angetan, Pierre zu beunruhigen. Er hatte vor drei Jahren unter jener Beleidigung, die ihm seine Frau zugefügt hatte, so sehr gelitten, daß er sich jetzt vor der Möglichkeit einer ähnlichen Kränkung nur dadurch zu retten suchte, daß er erstens einmal nicht der Gatte seiner Frau war, und zweitens einen Verdacht gar nicht in sich aufkommen ließ.

Nein, jetzt, wo sie ein Blaustrumpf geworden ist, wird sie wohl ihren Neigungen von früher gänzlich entsagt haben, sagte er sich im stillen. Es ist noch nie dagewesen, daß ein Blaustrumpf Herzensgelüste gehabt hätte, sprach er einen als Regel geltenden Satz nach, ohne selber zu wissen, woher er ihn genommen hatte, an den er aber zweifellos glaubte. Trotzdem wirkte Boris' Anwesenheit im Salon seiner Frau – und er war fast beständig dort – sonderbarerweise physisch auf Pierre ein, lähmte ihm die Glieder und nahm allen seinen Bewegungen das Freie und Unbewußte.

Welch merkwürdige Antipathie! dachte Pierre. Und früher gefiel er mir doch ganz gut.

In den Augen der Welt war Pierre der große Herr, der etwas blinde und lächerliche Gatte einer berühmten Frau, ein kluger, komischer Kauz, der weder Nutzen noch Schaden stiftete, alles in allem aber ein anständiger, guter Kerl. In Pierres Seele aber ging in all dieser Zeit eine komplizierte, schwierige Entwicklung vor sich, die ihm manches offenbarte und ihn zu vielen Zweifeln und vielen Seelenfreuden führte.

Er fuhr fort, sein Tagebuch zu führen, und trug in dieser Zeit folgendes ein:

»Den 24. November.

Ich stand um acht Uhr auf, las in der Heiligen Schrift, ging dann meinen Geschäften nach« – auf den Rat seines Wohltäters war Pierre in den Dienst getreten und gehörte einem der Komitees an –, »kam zum Mittagessen nach Hause, speiste allein – bei der Gräfin waren eine Menge Gäste, die mir unangenehm sind –, aß und trank mäßig und schrieb nach dem Mittagessen etwas für die Brüder ab. Abends ging ich zur Gräfin und erzählte eine komische Geschichte von B. Daß ich dies nicht hätte tun dürfen, fiel mir erst in dem Augenblick ein, als alle bereits laut lachten.

Ich lege mich mit ruhigem und zufriedenen Herzen schlafen. Großer Gott, hilf mir, daß ich auf Deinen Wegen wandle und 1. den Zorn durch Sanftmut und Vorsicht, 2. die Lüsterheit durch Enthaltbarkeit und Abscheu überwinde und 3. mich von allem eitlen Treiben fernhalte, ohne mich jedoch von folgendem auszuschließen: à) vom Staatsdienst, b) von Familiensorgen, c) vom Umgang mit meinen Freunden und d) von Wirtschaftsgeschäften.«

»Den 27. November.

Ich stand spät auf, da ich mich, nachdem ich aufgewacht war, noch der Faulheit hingegeben und im Bett liegengelassen war. Mein Gott, hilf mir und stärke mich, damit ich auf Deinen Wegen wandle! Ich las in der Heiligen Schrift, aber ohne die gebührende Sammlung. Dann kam der Bruder Urusow, und wir unterhielten uns über die Eitelkeiten dieser Welt. Er erzählte von den neuen Plänen des Kaisers. Ich wollte schon ein absprechendes Urteil darüber fällen, aber es fielen mir noch rechtzeitig unsere Grundsätze und die Worte meines Wohltäters ein, daß der wahre Freimaurer, wenn seine Teilnahme verlangt wird, ein eifriger Diener des Staates, sonst aber ein stiller Beschauer dessen, wozu er nicht berufen ist, sein soll. Die Zunge ist mein Feind.

Dann besuchten mich noch die Brüder G. W. und O. und wir hatten eine Vorbesprechung über die Aufnahme eines neuen Bruders. Sie wollten mir dabei das Amt des Rhetors übertragen. Aber ich fühlte mich dazu zu schwach und unwürdig. Dann kam die Rede auf die Erklärung der sieben Säulen und Stufen des Tempels: die sieben Wissenschaften, die sieben Tugenden, die sieben Laster, die sieben Gaben des Heiligen Geistes. Bruder O. sprach sehr schön. Am Abend vollzog sich die Aufnahme. Die neue Ausstattung der Räumlichkeiten trug viel zum prächtigen Gelingen des zeremoniellen Auftritts bei. Aufgenommen wurde Boris Drubezkoj. Ich hatte ihn vorgeschlagen und habe auch als Rhetor amtiert. Ein sonderbares Gefühl erregte mich die ganze Zeit über, während ich mit ihm allein in der dunklen Halle stand. Ich ertappte mich auf einem Gefühl des Hasses gegen ihn, das ich vergeblich zu überwinden suchte. Und deshalb hätte ich auch so aufrichtig gewünscht, ihn vom Bösen zu erretten und auf den Weg der Wahrheit zu führen, aber die üblen Gedanken über ihn wichen nicht von mir. Ich hatte den Eindruck, als hätte er beim Eintritt in unsere Bruderschaft nur das Ziel und den Wunsch vor Augen gehabt, sich wichtigen Persönlichkeiten, die sich in unserer Loge befinden, zu nähern und ihre Gunst zu erlangen. Er hat mich zwar ein paarmal gefragt, ob N. oder S. zu unserer Loge gehörten – worauf ich ihm keine Antwort geben konnte –, ist auch meiner Beobachtung nach gar nicht fähig, für unseren heiligen Orden die gebührende Achtung zu empfinden, weil er zu sehr mit seinem äußeren Menschen beschäftigt und von ihm eingenommen ist, um eine Veredlung seiner Seele zu wünschen, doch habe ich sonst keine Gründe, an ihm zu zweifeln. Dennoch scheint er mir unaufrichtig, und während der ganzen Zeit, die ich allein mit ihm in der dunklen Halle stand, kam es mir vor, als lächle er geringschätzig zu meinen Worten, so daß mich tatsächlich die Lust anwandelte, seine nackte Brust mit dem Degen, den ich auf sie gezückt hielt, zu durchbohren. Ich konnte keine schöne Rede halten und auch den Brüdern und dem Meister vom Stuhl gegenüber meine Zweifel nicht offen aussprechen. O du erhabener Baumeister der Natur, hilf mir, den Weg der Wahrheit zu finden, der aus diesem Labyrinth führt!«

Nach dieser Niederschrift waren im Tagebuch drei Seiten freigelassen und dann stand folgendes geschrieben:

»Ich hatte ein langes und belehrendes Zwiegespräch mit Bruder W. der mir riet, mich an Bruder Š. zu halten. Vieles wurde mir dadurch klar, obgleich ich nur ein Unwürdiger bin. Adonai ist der Name des Welterschöpfers, Elohim der Name des Lenkers und Leiters aller Dinge. Der dritte Name, der unaussprechlich ist, bedeutet das All. Die Gespräche mit Bruder W. stärken, erfrischen und festigen mich auf dem Weg der Tugend. In seiner Gegenwart kann kein Zweifel aufkommen. Deutlich sehe ich jetzt den Unterschied zwischen der armseligen Lehre weltlicher Wissenschaften und unserer heiligen, allumfassenden Kenntnis.

Die menschlichen Wissenschaften zergliedern alles, um es zu verstehen, sie schlagen alles tot, um es zu untersuchen. In unserem heiligen Orden ist alles ein großes Ganzes, jedes Ding wird in seiner Gesamtheit und in seinen Lebensfunktionen erkannt. Die Dreifaltigkeit – drei Urelemente aller Dinge: Schwefel, Quecksilber und Salz. Schwefel ist ölig und feurig, verbunden mit Salz erweckt er durch seinen Feuergehalt in diesem die Sucht, das Quecksilber anzuziehen, zu erfassen, festzuhalten und sich mit ihm zu neuen Körpern zu verbinden. Das Quecksilber ist eine dünne, flüchtige, geistige Substanz – Christus, der Heilige Geist, Er.«

»Den 3. Dezember.

Ich wachte spät auf, las in der Heiligen Schrift, war aber nicht recht mit meinem Herzen dabei. Dann ging ich aus dem Zimmer und schritt durch den Saal. Ich wollte nachdenken, statt dessen aber trat mir ein Vorfall wieder vor die Seele, der sich schon vor vier Jahren ereignet hat. Ich war in Moskau nach meinem Duell einmal mit Dolochow zusammengetroffen, und dieser hatte zu mir gesagt, er hoffe, daß ich mich nun trotz der Abwesenheit meiner Frau eines vollen Seelenfriedens erfreue. Ich hatte ihm damals nichts darauf geantwortet. Jetzt fielen mir alle Einzelheiten dieses Zusammentreffens wieder ein, ich sagte ihm im Geiste die gehässigsten Worte und gab ihm die spitze- sten Antworten. Erst als ich mich in heißem Zorn sah, kam ich wieder zu mir und warf diese Gedanken beiseite, empfand aber nicht hinreichend Reue darüber. Dann kam Boris Drubezkoj und fing an, von verschiedenen Ereignissen zu erzählen. Ich war von allem Anfang an über seinen Besuch verstimmt gewesen und sagte etwas zu ihm,

das seinen Worten zuwiderlief. Er entgegnete etwas darauf. Ich brauste auf und sagte ihm eine Menge unangenehmer und sogar grober Sachen. Er schwieg. Das alles kam mir erst ganz zufällig zum Bewußtsein, als es bereits zu spät war. Mein Gott, ich verstehe so gar nicht mit ihm umzugehen. Der Grund ist meine Eigenliebe. Ich schätze mich höher ein als ihn, mache mich dadurch aber nur bedeutend schlechter, als er ist, denn er übt Nachsicht gegen meine Grobheiten, ich aber, im Gegensatz zu ihm, empfinde gegen ihn nur Verachtung. Mein Gott, gib, daß ich in seiner Gegenwart deutlicher meine Schlechtigkeit erkenne und so handle, daß es auch ihm Nutzen bringt. Nach dem Mittagessen schlief ich ein Weilchen, und in dem Augenblick, als ich einschlief, hörte ich eine Stimme, die mir deutlich ins linke Ohr flüsterte: »Dein Tag.«

Mir träumte, ich wandelte in der Finsternis und fühlte mich plötzlich von Hunden umringt, aber ich ging ohne Furcht weiter. Da packte einer der kleineren Hunde mit den Zähnen mein linkes Bein und ließ es nicht wieder los. Ich würgte ihn mit den Händen, kaum aber hatte ich ihn losgerissen, als mich schon ein anderer packte, ein noch größerer. Ich fing an, ihn hochzuziehen, aber je höher ich ihn zog, um so größer und schwerer wurde er. Da trat plötzlich Bruder Šà. auf mich zu, nahm mich an der Hand und führte mich zu einem Gebäude, zu dessen Eingang ein schmales Brett hinüberführte. Ich betrat es, aber das Brett bog sich und brach, und ich fing an, einen Zaun zu erklettern, zu dem ich kaum mit den Händen hinauflangen konnte. Nach großen Anstrengungen hatte ich meinen Körper so hinübergezogen, daß die Beine nach der einen Seite hingen und der Oberkörper nach der anderen. Ich schaute mich um und sah, daß Bruder Šà. auf dem Zaun stand und mir eine große Allee und einen Garten zeigte. In diesem Garten stand ein großes, prächtiges Gebäude. Da wachte ich auf. Herr Gott, erhabener Baumeister der Natur! Hilf mir, diese Hunde, meine Leidenschaften, von mir loszureißen, von denen die letzte die Kräfte aller übrigen in sich vereint, und laß mich in jenen Tempel der Tugenden eintreten, den ich im Traum von Angesicht zu Angesicht schauen durfte.«

»Den 7. Dezember.

Ich träumte, Osip Alexejewitsch sitze in meinem Haus, und ich freute mich und wollte ihn aufs beste bewirten. Ich unterhielt mich

fortwährend mit fremden Leuten, und auf einmal kam mir erst zum Bewußtsein, daß ihm das mißfallen könne. Ich wollte mich ihm nähern und ihn in meine Arme schließen, aber ich war ihm kaum näher getreten, so sah ich, daß sich sein Gesicht verwandelte und ganz jung wurde. Er flüsterte mir etwas aus der Lehre unseres Ordens zu, aber so leise, daß ich es nicht verstehen konnte. Dann gingen wir plötzlich alle aus dem Zimmer, und nun ereignete sich etwas Wunderbares. Wir saßen oder lagen alle am Fußboden. Er sagte etwas zu mir. Aber als wollte ich ihm alle meine Empfindungen zeigen, fing ich an, ohne auf seine Worte zu hören, mir vorzustellen, wie mein innerer Mensch beschaffen war und wie mich die Gnade Gottes beschattete. Dabei traten mir die Tränen in die Augen, und es war mir ganz lieb, daß er dies bemerkte. Aber er sah mich ärgerlich an, sprang auf und unterbrach seine Rede. Ich wurde verlegen und fragte ihn, ob das, was er gesagt habe, sich auf mich beziehe. Doch er gab mir keine Antwort, zeigte mir aber wieder ein freundliches Gesicht, und gleich darauf befanden wir uns in meinem Schlafzimmer, wo das zweischläfrige Bett steht. Er legte sich darauf, ganz an den Rand, und in mir entbrannte der Wunsch, ihn zu liebkosen und mich ebenfalls dorthin zu legen. Da war es mir, als fragte er mich: ›Sage mir die Wahrheit, welches ist deine Hauptleidenschaft? Hast du sie erkannt? Ich glaube, daß du sie bereits erkannt hast.‹ Ich wurde über diese Frage verwirrt und antwortete, meine Hauptleidenschaft sei die Trägheit. Er schüttelte mißtrauisch den Kopf. Da sagte ich ihm, noch verlegener werdend, ich lebte ja jetzt, seinem Rat gemäß, wieder mit meiner Frau zusammen, aber nicht wie Mann und Frau. Er erwiderte darauf, daß ich meiner Frau meine Liebe nicht entziehen dürfe, und gab mir zu verstehen, daß dies meine Pflicht sei. Ich gab ihm zur Antwort, daß ich mich dessen schäme, und plötzlich war alles verschwunden. Ich wachte auf, und die Worte aus der Heiligen Schrift kamen mir in den Sinn: ›Das Leben war das Licht der Menschen, und das Licht scheinete in der Finsternis, und die Finsternis hat es nicht begriffen.‹ Das Gesicht Osip Alexejewitschs aber war jung und licht gewesen. An diesem Tag erhielt ich einen Brief von meinem Wohltäter, in dem er mir über die Pflichten der Ehe schrieb.«

»Den 9. Dezember.

Ich hatte einen Traum, aus dem ich unter Herzklopfen erwachte. Mir träumte, ich wäre in Moskau, in meinem Hause, im großen Diwanzimmer, und aus dem Salon träte Osip Alexejewitsch. Ich erkannte sofort, daß sich bei ihm der Prozeß der Wiedergeburt bereits vollzogen hatte, und stürzte ihm entgegen. Ich küßte ihm die Hände, er aber sagte: ›Hast du bemerkt, daß ich ein anderes Gesicht habe?‹ Ich betrachtete ihn, wobei ich ihn nicht aus meinen Armen ließ, und sah, daß er ein ganz junges Gesicht, aber keine Haare auf dem Kopf hatte, und daß seine Züge ganz andere waren. Da sagte ich zu ihm: ›Ich hätte Sie erkannt, auch wenn ich Sie zufällig getroffen hätte.‹ Bei mir aber dachte ich: Ist das auch wahr, was ich da sage? Da sah ich ihn plötzlich wie einen Toten daliegen. Dann kam er wieder etwas zu sich, ging mit mir in das große Arbeitszimmer, ein großes, geschriebenes Buch in Folioformat in der Hand. Ich sagte zu ihm: ›Das habe ich geschrieben.‹ Er antwortete mir mit einem Neigen des Kopfes. Ich schlug das Buch auf. In diesem Buch waren alle Seiten schön bemalt. Ich wußte, daß diese Bilder die Liebesabenteuer der Seele mit ihrem Geliebten darstellten. Auf einer dieser Seiten erblickte ich das wunderbare Bild eines Mädchens, das in durchsichtigem Gewand und mit durchscheinendem Körper zu den Wolken emporflog. Ich wußte ganz genau, daß dieses Mädchen nichts anderes war als eine Darstellung des Hohenliedes. Und obgleich ich fühlte, daß ich etwas Böses tat, wenn ich dieses Bild betrachtete, konnte ich mich doch nicht von ihm losreißen. Herr Gott, hilf mir! Mein Gott, wenn es Dein Ratschluß ist, daß Du mich verlassen hast, so geschehe Dein Wille! Habe ich es aber selber verursacht, so lehre mich, was ich tun soll. Ich gehe in meiner Verderbtheit zugrunde, wenn Du mich ganz verläßt.«

Die Geldverhältnisse der Rostows waren in den zwei Jahren, die sie auf dem Lande verlebt hatten, keineswegs besser geworden. Obgleich Nikolaj Rostow unerschütterlich an seinem Vorhaben festhielt, bescheiden bei seinem abgelegenen Regiment weiterdiente und verhältnismäßig nur wenig Geld ausgab, so war doch die ganze Lebensweise in Otradnoje und besonders auch die Geschäftsführung Mitenkas so, daß die Schuldenlast von Jahr zu Jahr unaufhaltsam stieg. Die einzige Rettung, die sich dem alten Grafen noch bot, war offenbar der Staatsdienst, und so fuhr er denn nach Petersburg, um sich ein Pöstchen zu suchen und dabei gleichzeitig, wie er sich ausdrückte, seinen Mädclchen zum letztenmal ein paar lustige Tage zu verschaffen.

Kurz nach der Ankunft der Rostows in Petersburg hielt Berg um Weras Hand an, und sein Antrag wurde angenommen.

Obgleich die Rostows in Moskau zu den ersten Gesellschaftskreisen gehört hatten, wenn sie auch selber nicht wußten und sich weiter keine Gedanken darüber machten, zu welchen Kreisen sie eigentlich gehörten, so war die Gesellschaft, in der sie sich in Petersburg bewegten, doch gemischter und nicht so streng abgeschlossen. In Petersburg waren sie Provinzler, und dieselben Leute, die sich in Moskau bei den Rostows, ohne danach zu fragen, zu welcher Gesellschaft sie gehörten, sattgeessen hatten, ließen sich hier nicht zu ihnen herab.

Die Rostows führten in Petersburg ein ebenso offenes Haus wie in Moskau, und zu ihren Abendgesellschaften kamen die verschiedenartigsten Leute zusammen: Nachbarn aus Otradnoje, alte, wenig bemittelte Gutsbesitzer mit ihren Töchtern, eine Hofdame, Fräulein Peronskaja, Pierre Besuchow und der Sohn eines Postmeisters vom Land, der in Petersburg diente. Einige junge Herren verkehrten sehr bald als Hausfreunde bei den Rostows, wie Boris und Pierre, den der alte Graf einmal zufällig auf der Straße getroffen und gleich mit nach Hause geschleppt hatte, ferner Berg, der ganze Tage bei den Rostows verlebte und für die älteste Komtesse Wera alle Aufmerksamkeiten

hatte, die ein junger Mann einer Dame nur erweisen kann, der er einen Antrag zu machen beabsichtigt.

Berg hatte nicht umsonst allen seine in der Schlacht bei Austerlitz verwundete Hand gezeigt und ganz überflüssigerweise mit der linken den Degen geführt. Er hatte diesem Vorfall solche Wichtigkeit beigemessen und ihn so unentwegt allen Leuten erzählt, daß auch wirklich alle von dem Nutzen und der Tüchtigkeit dieser Tat überzeugt waren und Berg für Austerlitz zwei Auszeichnungen erhielt.

Auch im Finnischen Krieg war es ihm gelungen, sich hervorzutun. Er hatte einen Granatsplitter aufgehoben, durch den ein Adjutant neben dem Oberkommandierenden getötet worden war, und ihn seinem Chef überreicht. Und auch diesen Vorfall erzählte er, ganz wie den bei Austerlitz, unentwegt und beharrlich allen Leuten, daß abermals alle glaubten, so solle und müsse ein tapferer Offizier handeln, und Berg auch im Finnischen Krieg mit zwei Auszeichnungen bedacht wurde. Im Jahre 1809 war er bereits Hauptmann bei der Garde, Ritter mehrerer Orden und zu einem besonders vorteilhaften Posten nach Petersburg abkommandiert.

Ogleich einige Spötter lächelten, wenn man ihnen von Bergs Verdiensten sprach, so konnte doch niemand bestreiten, daß er ein gewissenhafter, tüchtiger Offizier und bei seinen Vorgesetzten ausgezeichnet angeschrieben war, und überdies ein sittlich gefestigter junger Mann, der eine glänzende Karriere vor sich hatte und sich schon jetzt einer gesicherten Stellung in der Gesellschaft erfreute.

Vor vier Jahren hatte Berg einmal im Parkett eines Moskauer Theaters einen deutschen Kameraden getroffen, hatte ihm Wera Rostow gezeigt und auf deutsch zu ihm gesagt: »Die wird meine Frau werden«, und war von diesem Augenblick an entschlossen gewesen, sie zu heiraten. Jetzt in Petersburg zog er die Lage der Rostows und seine eigne in Erwägung und kam zu dem Schluß, daß es an der Zeit sei, einen Antrag zu machen.

Bergs Antrag wurde anfänglich mit mancherlei Bedenken aufgenommen, die für ihn nicht gerade schmeichelhaft waren.

Zuerst schien es sonderbar, daß der Sohn eines unbekanntes livländischen Edelmanns einer Komtesse Rostowa einen Heiratsantrag machte, aber Bergs Hauptcharaktereigenschaft war eben jenes naive, gutmütige Selbstbewußtsein, so daß die Rostows schließlich dachten,

es müsse doch wohl in der Ordnung sein, wenn er selber so fest überzeugt sei, daß es so gut und richtig sei. Außerdem waren die Vermögensverhältnisse der Rostows arg zerrüttet, was dem Bewerber doch nicht entgangen sein konnte, die Hauptsache aber war: Wera zählte bereits vierundzwanzig Jahre, war überall ausgegangen und hatte, obgleich sie zweifellos hübsch und klug war, bisher noch keinen Antrag erhalten. Also willigte man ein.

»Sehen Sie«, sagte Berg zu einem Kameraden, den er seinen Freund nannte, aber nur deshalb, weil er wußte, daß jedermann einen Freund zu haben pflegt, »sehen Sie, ich habe alles wohl erwogen und würde nicht heiraten, wenn ich mir in Gedanken nicht alles klargelegt und wenn sich eine Unstimmigkeit ergeben hätte. Aber im Gegenteil, Papa und Mama sind jetzt versorgt, ich habe ihnen das kleine Pachtgut in den Ostseeprovinzen verschafft, und ich selber kann bei meiner Sparsamkeit mit meinem Gehalt und ihrem Vermögen in Petersburg gut auskommen. Wir werden zu leben haben. Ich heirate nicht des Geldes wegen, das halte ich für unfair, aber natürlich muß die Frau eine Mitgift haben, wie auch der Mann das Seine beiträgt: ich mein Gehalt und sie ihre Verbindungen und etwas Vermögen. Das hat in einer Zeit wie der unsrigen schon einigen Wert, nicht wahr? Die Hauptsache aber ist: sie ist ein schönes, ehrbares Mädchen und liebt mich ...«

Berg wurde rot und lächelte.

»Und auch ich liebe sie, denn sie hat einen guten, vernünftigen Charakter. Da ist noch eine andere Tochter im Haus, ihre Schwester ... das ist nun ein und dieselbe Familie, und doch ist sie so ganz anders. Ein unangenehmer Charakter, und von Geist keine Spur, sie ist so ... Sie wissen schon ... mit einem Wort: unangenehm ... Meine Braut dagegen ... Aber Sie werden ja zu uns kommen ...« fuhr Berg fort; er wollte sagen: »zum Mittagessen«, überlegte es sich aber noch einmal und sagte: »zum Tee«, wobei er, rasch mit der Zunge durchstoßend, einen kleinen runden Rauchring aus seinem Munde blies, als wollte er dadurch die Träume von seinem künftigen Glück greifbar zum Ausdruck bringen.

Nachdem die ersten Bedenken überwunden waren, die Bergs Antrag bei den Eltern hervorgerufen hatte, machte sich in der Familie die bei solchen Anlässen übliche freudige Feststimmung geltend, aber die Freude war keine echte, sondern nur eine äußerliche. Den Verwandten

merkte man anlässlich dieser Verlobung eine gewisse Verlegenheit und Beschämung an, als wäre es ihnen peinlich, daß sie Wera so wenig lieb hatten und sie jetzt so bereitwillig hergaben. Verlegener als alle war der alte Graf. Wahrscheinlich hätte er selber gar nicht sagen können, was eigentlich die Ursache dieser Verlegenheit war, aber der Grund lag nur in seinen finanziellen Verhältnissen. Er hatte keine Ahnung, was er eigentlich noch besaß, wieviel Schulden er hatte, und was für eine Mitgift er an Wera auszuzahlen imstande war. Als seine Töchter geboren wurden, hatte er jeder dreihundert Seelen als Mitgift bestimmt, aber eines dieser Dörfer war bereits verkauft, das andere verpfändet und die Frist abgelaufen, so daß es ebenfalls verkauft werden mußte und deshalb als Mitgift auch nicht in Frage kam. Bares Geld aber war erst recht nicht da.

Berg war schon über vier Wochen Bräutigam, und in acht Tagen sollte bereits die Hochzeit stattfinden, und noch immer hatte der Graf die Frage der Mitgift nicht entschieden und auch mit seiner Frau noch nicht darüber gesprochen. Bald wollte er das Rjasansche Gut für Wera teilen, bald für sie einen Wald verkaufen, bald sich durch einen Wechsel Geld verschaffen. Einige Tage vor der Hochzeit trat Berg eines Morgens sehr zeitig in das Arbeitszimmer des Grafen und bat mit liebenswürdigem Lächeln ehrerbietig seinen künftigen Schwiegervater, ihm doch mitzuteilen, was Komtesse Wera als Mitgift bekommen werde. Der Graf wurde über diese lang vorausgesehene Frage so verlegen, daß er ihm ohne zu überlegen, das erste beste zur Antwort gab, was ihm in den Sinn kam: »Das gefällt mir, daß du dich auch darum kümmerst, das gefällt mir, du wirst schon zufrieden sein ...«

Und er klopfte Berg auf die Schulter und stand auf, um dem Gespräch so bald wie möglich ein Ende zu machen. Aber Berg erklärte, immer mit demselben liebenswürdigen Lächeln: wenn er nicht sicher wisse, was für eine Mitgift Wera erhalte, und nicht wenigstens einen Teil von dem, was ihr zugedacht sei, im voraus bekomme, sehe er sich gezwungen, zurückzutreten.

»Denn das müssen Sie doch selber einsehen, Graf, wenn ich mir jetzt zu heiraten erlaubte, ohne die sicheren Mittel zum Unterhalte meiner Frau zu haben, so wäre das von mir doch leichtsinnig gehandelt ...«

Das Ende der Unterredung war, daß der Graf, der sich großmütig zeigen und weiteren Forderungen entgehen wollte, versprach, für Wera einen Wechsel über achtzigtausend Rubel auszustellen. Berg lächelte sanft, küßte den Grafen auf die Schulter und sagte, er sei ihm sehr dankbar, könne sich aber jetzt, wo er ein neues Leben anfangen wolle, nicht einrichten, wenn er nicht dreißigtausend Rubel in bar bekäme.

»Wenn es nur wenigstens zwanzigtausend sind, Graf«, fügte er hinzu, »und den Wechsel dann nur auf sechzigtausend.«

»Ja, ja, schön«, fiel der Graf hastig ein. »Nur nimmst du mir's wohl nicht übel, mein Junge, wenn ich dir die zwanzigtausend in bar gebe und dann den Wechsel außerdem noch auf achtzigtausend ausstelle. Recht so? Na, komm, gib mir einen Kuß!«

Natascha war jetzt sechzehn Jahre alt und das Jahr 1809 angebrochen, dasselbe, das sie vor vier Jahren mit Boris zusammen an den Fingern abgezählt hatte, nachdem sie sich geküßt hatten. Seit jener Zeit hatte sie Boris nicht ein einziges Mal wiedergesehen. Vor Sonja und der Mutter hatte sie sich, wenn die Rede auf Boris gekommen war, ganz ungezwungen, als wäre das eine längst beschlossene Sache, dahin geäußert, daß dies früher nur eine Kinderei gewesen sei, über die zu reden gar nicht der Mühe wert und die schon längst vergessen sei. Im aller geheimsten Grund ihres Herzens quälte sie aber doch die Frage, ob ihr Versprechen Boris gegenüber ein Scherz oder eine wichtige, heilige Verpflichtung sei.

Seit dem Jahr 1805, als Boris von Moskau aus zur Armee gefahren war, hatte er die Rostows nicht wiedergesehen. Er war zwar einige Male in Moskau gewesen, war auch nahe an Otradnoje vorbeigefahren, hatte sie aber nie besucht.

Natascha war manchmal der Gedanke gekommen, daß er sie absichtlich nicht sehen wollte, und diese ihre Vermutungen wurden noch bestärkt durch den kalten Ton, mit dem die Eltern von ihm sprachen.

»Heutzutage erinnert man sich nicht mehr an seine alten Freunde«, sagte die Gräfin einmal, als man von Boris gesprochen hatte.

Auch Anna Michailowna war in letzter Zeit seltener bei den Rostows, legte dann immer besondere Würde an den Tag und sprach jedesmal begeistert und dankbar von den Verdiensten ihres Sohnes und von der glänzenden Karriere, die er machte.

Als nun die Rostows nach Petersburg kamen, machte Boris bei ihnen Besuch.

Er ging nicht ohne innere Erregung zu ihnen. Die Erinnerung an Natascha war das poetischste Kapitel aus seinem Leben. Dennoch ging er mit der festen Absicht hin, sowohl ihr wie auch ihren Eltern deutlich zu verstehen zu geben, daß die kindlichen Beziehungen zwischen ihm und Natascha weder für sie noch für ihn bindend sein könnten. Er hatte dank seinem engen Verhältnis zur Gräfin Besuchowa eine glänzende Stellung in der Gesellschaft, und dank einer

hochstehenden Persönlichkeit, deren volles Vertrauen er genoß, eine ebenso glänzende Stellung im Dienst. Im Grund seines Herzens keimte bereits der Plan, sich mit einer der reichsten jungen Damen in Petersburg zu verheiraten, ein Plan, der sehr leicht zur Wirklichkeit werden konnte.

Als Boris bei den Rostows in den Salon trat, war Natascha auf ihrem Zimmer. Wie sie hörte, daß er gekommen war, lief sie errötend und fast im Sturmschritt in den Salon hinunter, das Gesicht verklärt von einem mehr als freundlichen Lächeln.

Boris hatte nur jene Natascha im kurzen Kleidchen mit den unter den Locken hervorblitzenden schwarzen Augen und dem mutwilligen Kinderlachen im Gedächtnis, die er vor vier Jahren gekannt hatte, und geriet nun, als jetzt eine ganz andere Natascha ins Zimmer trat, in Verlegenheit. Auf seinem Gesicht prägte sich ein entzücktes Staunen aus. Dieser Ausdruck machte Natascha Spaß.

»Du erkennst wohl deine kleine Freundin, unseren Wildfang, gar nicht wieder?« sagte die Gräfin.

Boris küßte Natascha die Hand und antwortete, er sei erstaunt, wie sehr sie sich verändert habe. »Wie hübsch Sie geworden sind!« rief er aus.

Das will ich meinen! erwiderten Nataschas lachende Augen.

»Und nicht wahr, Papa ist älter geworden?« fragte sie.

Natascha setzte sich hin, beteiligte sich nicht an der Unterhaltung, die Boris und die Gräfin führten, und musterte schweigend ihren Kinderbräutigam bis auf die kleinsten Einzelheiten. Er fühlte diesen beharrlichen, freundlichen Blick schwer auf sich ruhen und schaute ab und zu nach ihr hin.

Die Uniform, die Sporen, die Halsbinde, der Scheitel – alles war bei Boris nach der neuesten Mode und *comme il faut*. Das bemerkte Natascha gleich. Er saß mit einer leichten Wendung zur Seite in einem Sessel neben der Gräfin, strich mit der rechten Hand den blendend weißen, wie angegossen sitzenden Handschuh der Linken glatt, erzählte mit besonders fein zusammengezogenen Lippen von dem lustigen Leben und Treiben der ersten Petersburger Gesellschaftskreise und erinnerte sich mit sanftem Spott an die früheren Zeiten in Moskau und an die Moskauer Bekannten. Nicht ohne Absicht, wie Natascha sofort herausfühlte, erzählte er, als man über den ältesten

Adel sprach, vom Ball des Gesandten, auf dem er gewesen war, und erwähnte seine Einladungen zu N.N. und S.S.

Natascha saß die ganze Zeit schweigend da und sah ihn von unten her an. Dieser Blick beunruhigte und verwirrte Boris immer mehr. Oft sah er zu Natascha hinüber und brach seine Rede ab. Er blieb nicht länger als zehn Minuten sitzen, dann stand er auf und verbeugte sich. Immer noch sahen die neugierigen, herausfordernden und etwas spöttischen Augen ihn an.

Nach seinem ersten Besuch bei den Rostows sagte sich Boris, daß Natascha auf ihn noch dieselbe Anziehungskraft ausübe wie früher, daß er sich aber diesem Gefühl nicht hingeben dürfe, denn sie, ein Mädchen ohne alles Vermögen, zu heiraten, wäre der Ruin für seine Karriere, die früheren Beziehungen aber ohne Heiratsabsicht wieder anzuknüpfen – eine unehrenhafte Handlung. So beschloß Boris bei sich, allen Begegnungen mit Natascha aus dem Wege zu gehen, suchte sie aber trotz dieses Beschlusses nach einigen Tagen doch wieder auf, kam dann häufiger zu den Rostows und verbrachte schließlich ganze Tage bei ihnen. Ihm schwebte immer die Absicht vor, daß er sich unbedingt mit Natascha auseinandersetzen und ihr sagen wolle, man müsse alles Frühere vergessen, denn trotz allem ... könne sie nicht seine Frau werden, da er kein Vermögen besitze und man sie ihm deshalb niemals geben würde. Aber er kam nicht dazu, und es war ihm auch peinlich, eine solche Erklärung abzugeben. Mit jedem Tag verstrickte er sich mehr.

Auch Natascha schien, wie ihre Mutter und Sonja beobachtet hatten, ganz wie früher in Boris verliebt zu sein. Sie sang ihm seine Lieblingslieder vor, zeigte ihm ihr Album und bat ihn, etwas hineinzuschreiben, erlaubte ihm aber nicht, sie an Früheres zu erinnern, sondern gab ihm zu verstehen, daß es jetzt doch viel schöner sei. Und so ging er jeden Tag wie umnebelt fort, hatte das nicht gesagt, was er zu sagen beabsichtigte, und wußte selber nicht, was er tat, warum er hinging und was für ein Ende das alles nehmen werde. Während dieser Zeit stellte Boris seine Besuche bei Helene ein, obgleich er täglich ein vorwurfsvolles Billett von ihr erhielt, und verlebte dafür seine Tage bei den Rostows.

Eines Abends, als die alte Gräfin in Nachthaube und Nachtjacke, ohne ihre falschen Locken, nur mit ihrem spärlichen eignen Haar, das unter dem weißen Kattunhäubchen hervorlugte, seufzend und stöhnend unter tiefen Verbeugungen auf dem Teppich ihr Abendgebet verrichtete, knarrte die Tür ihres Zimmers, und Natascha kam hereingelaufen, ebenfalls im Nachtgewand, mit Lockenwickeln und mit Pantoffeln an den bloßen Füßen. Die Gräfin sah sich um und runzelte die Stirn. Sie war soeben bei dem letzten Gebet angelangt: »Soll dieses Lager heut zum Totenbett für mich werden?« Aber ihre Gebetsstimmung war nun dahin.

Als Natascha, die mit gerötetem, lebhaftem Gesicht hereingelaufen war, ihre Mutter beten sah, blieb sie plötzlich stehen, kauerte sich auf der Stelle, wo sie stand, nieder und streckte unwillkürlich die Zunge heraus, als wolle sie sich selber zur Ruhe ermahnen. Als sie aber sah, daß ihre Mutter im Beten fortfuhr, schlich sie auf den Zehen ans Bett, streifte leicht die Pantoffeln ab, wobei sie mit dem einen kleinen Fuß schnell über den anderen glitt, und sprang auf jenes Lager, von dem die Gräfin gefürchtet hatte, daß es ihr Totenbett werden könne. Dieses Lager war ein hohes Federbett mit fünf immer kleiner werdenden Kissen. Natascha sprang hinein, versank in den Daunepfühlern, kollerte sich nach der Wand hinüber und fing nun an, unter der Bettdecke Schabernacks zu treiben: bald legte sie sich lang, bald zog sie die Knie bis ans Kinn herauf, bald strampelte sie mit den Beinen, wobei sie kaum hörbar kicherte und bald den Kopf unter die Decke steckte, bald zu ihrer Mutter hinüberschielte.

Nachdem die Gräfin ihr Gebet beendet hatte, trat sie mit strenger Miene ans Bett, als sie aber sah, daß Natascha ihren Kopf unter der Decke versteckt hatte, flog ein gutmütiges, schwaches Lächeln über ihr Gesicht.

»Na, na, na!« sagte die Mutter.

»Mama, darf ich ein bißchen mit Ihnen schwatzen, ja?« fragte Natascha. »Also ein Küßchen aufs Herzgrübchen, und noch eins, und dann genug.«

Und sie umarmte die Mutter und küßte sie unters Kinn. In ihrem Benehmen gegen die Mutter legte Natascha immer eine äußerliche Derbheit an den Tag, war aber dabei so gewandt und zart, daß es der Mutter, wenn sie sie mit ihren Armen umschlang, nie weh tat noch unangenehm oder unbequem war.

»Na, was willst du mir denn heute erzählen?« fragte die Mutter, sich auf den Kissen zurechtlegend, nachdem sie gewartet hatte, bis Natascha, die sich zweimal um sicher selber herumgewälzt hatte, wieder neben ihr unter der Decke lag, die Arme herausgelegt hatte und ein ernsthaftes Gesicht machte. Diese nächtlichen Besuche Nataschas, die immer während der Zeit stattfanden, da der alte Graf im Klub war, waren für Mutter und Tochter ein Lieblingsvergnügen.

»Also, was kommt heute dran? Ich muß mit dir reden ...«

Natascha hielt der Mutter die Hand vor den Mund.

»Von Boris ... Ich weiß«, sagte sie ernsthaft. »Deshalb bin ich ja gekommen. Reden Sie nicht darüber, ich weiß. Doch nein, sagen Sie« – sie zog die Hand zurück – »sagen Sie, ist er nicht lieb?«

»Natascha, du bist jetzt sechzehn Jahre, wie ich so alt war wie du, war ich bereits verheiratet. Du sagst, Boris sei ein lieber Mensch. Das ist er, und ich liebe ihn wie einen eignen Sohn, aber was willst du eigentlich? Was denkst du dir dabei? Du hast ihm vollständig den Kopf verdreht, das sehe ich doch ...«

Während die Gräfin das sagte, sah sie ihre Tochter an. Natascha lag da und blickte gerade und unbeweglich vor sich hin auf eine der aus Mahagoniholz geschnitzten Sphinxe, die die Ecken des Bettes zierte, so daß die Gräfin vom Gesicht ihrer Tochter nur das Profil sah. Der außerordentlich ernste und gesammelte Ausdruck dieses Gesichtes fiel der Gräfin auf.

Natascha hörte sie an und dachte nach.

»Nun, und was weiter?« fragte sie.

»Du hast ihm vollständig den Kopf verdreht, warum? Was willst du von ihm? Du weißt, daß du ihn niemals heiraten kannst.«

»Warum denn nicht?« fragte Natascha, ohne ihre Lage zu verändern.

»Weil er zu jung ist, weil er arm ist, weil er ein Verwandter ist und weil ... weil du selber ihn gar nicht liebst.«

»Woher wissen Sie das?«

»Ich weiß es. Das ist nicht schön von dir, mein Liebling.«

»Wenn ich nun aber will ...«, sagte Natascha.

»Schwatz doch kein dummes Zeug«, entgegnete die Gräfin.

»Wenn ich nun aber will ...«, sagte Natascha.

»Natascha, in allem Ernst ...«

Natascha ließ sie nicht zu Ende reden, zog die große Hand der Gräfin an sich, küßte sie erst oben, dann auf die Handfläche, drehte sie dann wieder herum und küßte sie auf den Knöchel des obersten Fingergelenkes, dann auf den Raum dazwischen, dann wieder auf den nächsten Knöchel und flüsterte dabei: »Januar, Februar, März, April, Mai.

Sagen Sie, Mama, warum schweigen Sie? So reden Sie doch«, fuhr sie fort und sah die Mutter an, die sie mit zärtlichen Blicken umfaßte und bei dieser Betrachtung alles vergessen zu haben schien, was sie noch hatte sagen wollen.

»Das taugt zu nichts, mein Herzblatt. Nicht jeder wird für eure kindlichen Freundschaftsbande Verständnis haben. Wenn man ihn in so vertrautem Verkehr mit dir sieht, so schadet das dir in den Augen der anderen jungen Leute, die bei uns aus und ein gehen, und, was die Hauptsache ist, ihn selber quälst du nur ganz zwecklos damit. Vielleicht hatte er für sich schon eine reiche Partie gefunden, und nun verliert er ganz den Kopf.«

»Hat er ihn wirklich verloren?« fragte Natascha.

»Ich werde dir etwas von mir selbst erzählen. Auch ich hatte einen Vetter ...«

»Ich weiß, Kyrill Matwejtsch, aber das ist doch ein alter Mann?«

»Das war er nicht immer. Aber hör mal, Natascha, ich werde mit Boris reden. Er darf nicht mehr so oft zu uns kommen ...«

»Warum darf er das nicht, wenn es ihm Spaß macht?«

»Darum, weil ich weiß, daß es doch zu nichts führt ...«

»Woher wissen Sie das? Nein, Mama, reden Sie nicht mit ihm. Das ist doch dummes Zeug!« sagte Natascha in einem Ton, als wolle man ihr ihr Eigentum entreißen. »Wenn wir uns auch nicht heiraten

werden, so mag er doch kommen, wenn es ihm und mir Vergnügen macht.«

Natascha sah die Mutter lächelnd an.

»Ich will ihn gar nicht heiraten, nur so«, wiederholte sie.

»Wie meinst du das, mein Liebling?«

»Nun eben: nur so! Es ist ja gar nicht nötig, daß ich ihn heirate, nur so.«

»Nur so«, wiederholte die Gräfin und brach plötzlich in ein gutmütiges Gelächter aus, wie alte Frauen lachen, wobei ihr ganzer Leib erschüttert wurde.

»Hören Sie doch auf zu lachen, hören Sie doch auf!« rief Natascha. »Das ganze Bett wackelt ja. Wie schrecklich ähnlich Sie mir sind, Sie lachen ebenso gern wie ich ... Aber hören Sie doch auf!« Sie ergriff die beiden Hände der Gräfin, küßte sie neben den Knöchel des kleinen Fingers: »Juni, Juli«, und küßte dann den »August« auf der anderen Hand weiter. »Mama, ist er sehr in mich verliebt? Wie kommt es Ihnen vor? Waren die jungen Leute in Sie auch so verliebt? Er ist ein sehr, sehr lieber Mensch. Nur nicht ganz nach meinem Geschmack. Er ist so eng und schmal wie eine Wanduhr ... Verstehen Sie mich nicht? ... Eng und schmal und, wissen Sie, hellgrau ...«

»Was schwatzest du da für Unsinn zusammen!« sagte die Gräfin.

Natascha ließ sich aber nicht irremachen: »Verstehen Sie das wirklich nicht? Nikolenka würde es verstehen ... Besuchow, der ist blau, dunkelblau mit rot und viereckig.«

»Richtig, mit dem kokettierst du ja auch«, sagte die Gräfin lachend.

»Nein, er ist Freimaurer, das habe ich jetzt herausgekriegt. Ein famoser Mensch, dunkelblau mit rot ... Wie soll ich Ihnen das nur erklären ...«

»Mein liebes Frauchen«, hörte man die Stimme des Grafen hinter der Tür. »Schläfst du schon?«

Natascha sprang aus dem Bett, raffte hastig ihre Pantoffeln mit der Hand auf und lief barfuß aus dem Zimmer.

Sie konnte lange nicht schlafen. Immer wieder mußte sie daran denken, daß niemand das alles verstand, was sie fühlte und was in ihr war.

Sonja vielleicht? dachte sie und betrachtete das schlafende, zusammengerollte Kätzchen mit dem riesigen Zopf. Nein, wie sollte sie! Die ist zu tugendsam. Liebt ihren Nikolenka und will von nichts weiter wissen. Und auch Mama versteht mich nicht. Merkwürdig, wie klug ich bin und ... wie lieb sie ist, fuhr sie fort, indem sie von sich in der dritten Person sprach, und stellte sich vor, daß dies irgendein sehr kluger, ja der allerklügste und allerbeste Mann von ihr sage. Sie ist die Vollkommenheit selber, fuhr dieser Mann fort, klug, außergewöhnlich nett und dann hübsch, auffallend hübsch und gewandt: schwimmt und reitet tadellos, und dann die Stimme! Das muß man sagen, eine wunderbare Stimme!

Und sie sumgte ihre Lieblingsmelodie aus einer Oper von Cherubini⁹⁹ vor sich hin, warf sich aufs Bett, lachte bei dem frohen Gedanken, daß sie nun gleich einschlafen werde, rief Dunjascha, damit sie das Licht auslösche, und wirklich war Dunjascha noch nicht aus dem Zimmer, als Natascha auch schon in jene andere, noch glücklichere Welt der Träume hinübergeglitten war, wo alles ebenso leicht und schön schien wie in der Wirklichkeit, nur vielleicht noch etwas schöner, weil es eben anders war.

Am folgenden Tag ließ die Gräfin Boris zu sich bitten und sprach mit ihm, und von diesem Tag an kam Boris nicht mehr zu den Rostows.

Am 31. Dezember, dem Silvesterabend, der dem Jahr 1810 voranging, fand bei einem hohen Würdenträger, der schon unter Katharina II. eine bedeutende Rolle gespielt hatte, ein Ball statt. Zu diesem Ball sollte nicht nur das ganze diplomatische Korps, sondern auch der Kaiser erscheinen.

Das Haus des berühmten Würdenträgers am Englischen Ufer erstrahlte im Glanz zahlloser Lichter, Vor der mit rotem Tuch ausgelegten, hellerleuchteten Einfahrt standen Polizeibeamte, und zwar nicht nur Gendarmen, sondern gerade vor der Einfahrt der Polizeimeister selber und noch ein Dutzend Polizeioffiziere. Equipagen rollten heraus, und immer wieder kamen neue angefahren mit Lakaien in roten Livreen oder mit Federhüten, Aus dem Wagen stiegen Herren in Uniform mit Ordenssternen und Bändern, Damen in Atlas und Hermelin schwebten vorsichtig über die mit Gepolter herabgeschlagenen Wagentritte und stiegen hastig und lautlos die mit Tuch belegte Freitreppe empor.

Fast jedesmal, wenn ein neuer Wagen vorfuhr, lief ein Flüstern durch die Menge, und man nahm die Hüte ab.

»Der Kaiser? ... Nein, ein Minister ... ein Fürst ... der Gesandte ... Hast du wohl den Federbusch gesehen? ...« raunte man sich in der Menge zu. Einer von den Zuschauern, der besser gekleidet war als die anderen, schien alle zu kennen und nannte die berühmten Größen seiner Zeit mit Namen.

Während ein Drittel aller Gäste sich bereits auf dem Ball eingefunden hatte, waren die Rostows, die ebenfalls geladen waren, noch eifrig mit Vorbereitungen und Ankleiden beschäftigt. Was war über diesen Ball in der Familie Rostow geredet und was für endlose Vorbereitungen waren getroffen worden! Zuerst die Angst, ob sie überhaupt eingeladen würden, und dann die Sorge, ob auch die Kleider zur rechten Zeit fertig würden und ob auch alles so, wie es sein sollte, ausfallen werde.

Mit den Rostows zusammen sollte Marja Ignatjewna Peronskaja auf den Ball fahren, die eine Freundin und Verwandte der Gräfin war, hager, von gelblicher Gesichtsfarbe, eine Hofdame noch aus der alten

Zeit, die den aus der Provinz kommenden Rostows in den höchsten Petersburger Kreisen als Führerin diente.

Um zehn Uhr abends hatten die Rostows die Hofdame vom Taurischen Garten abholen wollen, aber es war bereits fünf Minuten vor zehn Uhr, und die jungen Mädchen waren noch nicht angezogen.

Für Natascha war es der erste große Ball in ihrem Leben. Sie war um acht Uhr morgens aufgestanden und hatte sich den ganzen Tag in fieberhafter Aufregung und Geschäftigkeit befunden. Vom frühen Morgen an war all ihr Bemühen nur darauf gerichtet gewesen, daß sie alle drei: Mama, Sonja und sie selbst, so schön wie nur möglich gekleidet seien. Sonja und die Gräfin hatten sie in allem gewähren lassen. Die Gräfin sollte ein zimtfarbenedes Samtkleid tragen und die beiden jungen Mädchen weiße, duftige Gewänder mit rosa Unterkleidern und Rosen am Mieder. Die Haare sollten à la grecque frisiert werden.

Alles Wesentliche war schon getan: Füße, Arme, Hals und Ohren waren besonders sorgfältig und ballmäßig gewaschen, parfümiert und gepudert worden, die durchbrochenen seidenen Strümpfe und die weißen Atlasschuhe mit den Bändern waren angezogen und die Frisuren beinahe beendet. Sonja war fast fertig mit dem Anziehen, die Gräfin ebenfalls, nur Natascha, die sich um alle abgemüht hatte, war dadurch etwas zurückgeblieben. Sie saß noch vor dem Spiegel, den Frisiermantel über die mageren Schultern geworfen. Sonja stand schon fertig mitten im Zimmer und steckte mit einer Nadel das letzte Band fest, wobei sie mit ihrem kleinen Finger so aufdrückte, daß es ihr weh tat und das Band unter der Stecknadel knirschte.

»So nicht, Sonja, so nicht«, rief Natascha, drehte sich während des Frisierens rasch um, fuhr aber gleich mit den Händen nach dem Kopf, weil die Zofe ihr Haar festhielt und es nicht so schnell hatte loslassen können. »So darfst du das Band nicht stecken. Komm mal her.«

Sonja kauerte neben Natascha hin, und diese steckte das Band anders.

»Aber gnädiges Fräulein, so kann ich unmöglich, frisieren«, sagte die Zofe, die Natasches Haar in der Hand hielt.

»Ach, mein Gott, so warte doch nur! Siehst du, so, Sonja!«

»Seid ihr bald fertig?« ertönte die Stimme der Gräfin. »Es ist gleich zehn Uhr.«

»Gleich, gleich. Sind Sie denn fertig, Mama?«

»Ich will mir nur noch die Toque¹⁰⁰ anstecken.«

»Machen Sie das nicht ohne mich«, rief Natascha. »Sie können das nicht so.«

»Ja, aber es ist doch schon zehn Uhr.«

Man hatte um halb elf auf dem Ball sein wollen, und nun war Natascha noch nicht angezogen, und man mußte noch nach dem Taurischen Garten fahren.

Nachdem die Frisur fertig war, lief Natascha im kurzen Unterröckchen, unter dem die Ballschuhe hervorguckten, und in einer Nachtjacke ihrer Mutter auf Sonja zu, musterte sie von oben bis unten und lief dann zur Mutter hinüber. Sie drehte und wendete ihr den Kopf nach allen Seiten, steckte dann die Toque fest, nahm sich kaum so viel Zeit, noch einen Kuß auf das graue Haar zu drücken, und lief dann wieder zu den Zofen hinüber, die noch den Rock ihres Ballkleides kürzer nähten.

Die ganze Sache hing nur noch an Nataschas Rock, der zu lang war; zwei Mädchen nähten ihn bereits kürzer, wobei sie in ihrer Hast, wenn sie zu Ende waren, die Fäden immer gleich abbissen. Eine dritte lief mit Stecknadeln zwischen den Lippen und Zähnen von der Gräfin zu Sonja und wieder zurück, und eine vierte hielt das ganze duftige Kleid in der hochgehobenen Hand.

»Mawruscha, mach doch schnell, mein Engel!«

»Geben Sie mir doch den Fingerhut herüber, gnädiges Fräulein.«

»Seid ihr denn nun endlich bald fertig?« fragte der Graf, von außen an die Tür herantretend. »Ein Parfüm habt ihr. Die Peronskaja wird schön warten!«

»Fertig, gnädiges Fräulein«, rief die Zofe und hob mit zwei Fingern das kürzer genähte Kleid in die Höhe, blies ein paar Fädchen aber und schüttelte es, als wolle sie durch diese Geste zeigen, daß sie sich der Duftigkeit und schneeweißen Reinheit dessen, was sie in den Händen hielt, bewußt war.

Natascha fing an, das Kleid überzuziehen.

»Gleich, gleich, komm jetzt nicht herein, Papa«, rief sie dem Vater, der die Tür aufmachen wollte, noch unter dem Rock ihres duftigen Kleides zu, der ihr ganzes Gesicht verhüllte.

Sonja klappte die Tür zu. Gleich darauf wurde der Graf hereingelassen. Er trug einen blauen Frack, lange Strümpfe und ausgeschnittene Schuhe und hatte reichlich Parfüm und Pomade verwendet.

»Ach Papa, wie fein du aussiehst, reizend!« rief Natascha, die mitten im Zimmer stand und die Falten ihres Kleides glattstrich.

»Halt, gnädiges Fräulein, halt!« rief das Mädchen, die neben Natascha niedergekniet war, das Kleid zurechtzupfte und die Stecknadeln mit der Zunge von einer Ecke des Mundes in die andere schob.

»Heiliger Strohsack!« rief Sonja in Verzweiflung aus, nachdem sie einen Blick auf Nataschas Kleid geworfen hatte, »heiliger Strohsack! Es ist immer noch zu lang!«

Natascha ging ein paar Schritte weiter zurück, um sich in dem großen Pfeilerspiegel sehen zu können. Das Kleid war tatsächlich noch zu lang.

»Bei Gott, gnädiges Fräulein, es ist nicht zu lang«, sagte Mawruscha, die auf dem Fußboden hinter Natascha her gerutscht war.

»Na, wenn's eben zu lang ist, dann nähen wir's halt kürzer. Das ist in einer Minute geschehen«, sagte die resolute Dunjascha, zog ihre Nähadel aus dem Brusttuch und machte sich auf dem Fußboden gleich wieder an die Arbeit.

In diesem Augenblick trat die Gräfin im Samtkleid und mit ihrer Toque mit leisen Schritten, wie verlegen, ins Zimmer.

»Hui, meine schöne Frau!« rief der Graf aus. »Sie ist doch die Schönste von euch allen!«

Er wollte sie umarmen, aber sie wehrte ihn errötend ab, um nicht zerdrückt zu werden.

»Mama, die Toque muß noch ein wenig zur Seite«, rief Natascha. »Ich werde Sie Ihnen zurechtrücken.« Und sie sprang schnell auf ihre Mutter zu, die Mädchen aber, die kniend an ihrem Kleide nähten, konnten ihr nicht so schnell folgen und rissen ein Stück vom Kleid ab.

»Mein Gott, was ist los? Ich kann wahrhaftig nichts dafür ...«

»Macht nichts. Ich nähe es wieder an. Das sieht kein Mensch!« sagte Dunjascha.

»Wie schön mein Goldkind ist, wie eine Prinzessin!« rief die Kindermuhme beim Eintreten schon in der Tür. »Und auch Sonjuschka! Schön wie die Engelchen!«

Endlich, ein Viertel vor elf, saß die ganze Familie in den beiden Wagen und fuhr ab. Aber sie mußten ja noch nach dem Taurischen Garten.

Fräulein Peronskaja war schon fertig. Trotz ihres Alters und ihrer Häßlichkeit hatten bei ihr doch genau dieselben Vorbereitungen stattgefunden wie bei den Rostows, nur nicht mit solcher Aufregung, da dies ja für sie eine gewohnte Beschäftigung war. Aber sie hatte ihren alten, häßlichen Leib ebenso gewaschen, parfümiert und gepudert, hatte sich ebenso sorgfältig hinter den Ohren gereinigt, und ebenso wie bei den Rostows hatte ihre alte Zofe entzückt den Feststaat ihrer Herrin bewundert, als diese in einer gelben Robe mit ihrem Abzeichen als Hofdame in den Salon getreten war.

Fräulein Peronskaja sprach sich lobend über die Toiletten der Rostowschen Damen aus. Die Rostowschen Damen wiederum bewunderten die Toilette und den Geschmack Fräulein Peronskajas, und ängstlich bemüht, die Frisuren nicht einzureißen und die Kleider nicht zu zerdrücken, nahmen sie gegen elf Uhr alle wieder in den Wagen Platz und fuhren ab.

Natascha hatte an diesem Tag vom frühen Morgen an nicht eine freie Minute gehabt und war deshalb nicht ein einziges Mal dazu gekommen, über das nachzudenken, was ihr bevorstand.

In der feuchten, kalten Luft, in dem engen, halbdunklen, schaukelnden Wagen malte sie sich zum erstenmal lebhaft aus, was dort auf dem Ball, in den hellerleuchteten Sälen, ihrer harrte: Musik, Blumen, Tänze, der Kaiser und die ganze glänzende Jugend Petersburgs. Aber das, was sie dort erwartete, war so herrlich, daß sie fast nicht daran glaubte, es könne sich verwirklichen, so wenig stimmte es mit ihren augenblicklichen Eindrücken von Kälte und Enge und Dunkelheit im Wagen überein. Einen wahren Begriff von dem, was ihr bevorstand, hatte sie erst in dem Augenblick, als sie das rote Tuch der Einfahrt überschritten hatte, in den Hausflur eingetreten war, den Pelz abgenommen hatte und nun neben Sonja vor der Mutter die blumengeschmückte, hellerleuchtete Treppe hinaufstieg. Da erst rief sie sich ins Gedächtnis zurück, wie sie sich auf dem Ball benehmen müsse, und bemühte sich, jene erhabene Würde anzunehmen, die sie für ein junges Mädchen auf einem Ball für unerläßlich hielt. Glücklicherweise aber fühlte sie, wie ihr dennoch die Augen durchgingen und durch den ganzen Saal flogen. Sie sah nichts deutlich, ihr Puls schlug wohl hundertmal in der Minute, und ihr Herz fing an mächtig zu klopfen. So war sie außerstande, jene erhabene Würde, durch die sie sich nur lächerlich gemacht hätte, anzunehmen, ging, vor Aufregung fast vergehend, weiter und bemühte sich nur mit allen Kräften, diese Aufregung zu verbergen. Und so gab sie sich gerade in einer Art und Weise, wie sie ihr am besten stand. Vor und hinter ihnen stiegen Gäste die Treppe hinauf, die ebenso leise zusammen flüsterten und ebenso ballmäßig gekleidet waren. Die Spiegel auf der Treppe spiegelten Damen in weißen, hellblauen und rosa Ballkleidern mit Perlen und Brillanten auf den bloßen Armen und Nacken wider.

Natascha sah in den Spiegel, konnte aber unter den vielen anderen ihr eignes Bild nicht herausfinden. Alles floß zu einem glänzenden Festzug zusammen. Nach Eintritt in den ersten Saal fühlte sich Natascha durch das gleichmäßige Durcheinanderbrausen von

Stimmen, Schritten und Begrüßungen fast betäubt, das grelle Licht und der Glanz blendeten sie noch mehr. Der Herr und die Dame des Hauses, die schon seit einer halben Stunde an der Eingangstür standen und jedem neuen Gast in ein und demselben Ton immer wieder dieselben Worte sagten: »Charmé de vous voir«, begrüßten auch die Rostows und Fräulein Peronskaja in dieser Art.

Die beiden jungen Mädchen in ihren weißen Kleidern mit den gleichen Rosen in den schwarzen Haaren knicksten beide in gleicher Weise, aber unwillkürlich blieb der Blick der Dame des Hauses länger auf der schlanken Natascha haften. Sie betrachtete sie und lächelte ihr allein noch besonders zu, wie als Sonderzugabe zu dem Lächeln, das sie als Wirtin für alle hatte. Vielleicht dachte sie bei ihrem Anblick an ihre eigne goldene, unwiederbringlich verlorene Jugendzeit und an ihren ersten Ball. Auch der Herr des Hauses folgte Natascha mit den Blicken und fragte den Grafen, welche von beiden seine Tochter sei.

»Charmante«, sagte er und küßte sich die Fingerspitzen.

Die Gäste im Saal hatten sich in Erwartung des Kaisers an der Eingangstür zusammengedrängt. Die Gräfin stellte sich gleich vorn in die erste Reihe dieser Menge. Natascha hörte und fühlte, daß einige nach ihr fragten und zu ihr hinsahen. Sie begriff, daß sie denen, die ihr diese Aufmerksamkeit schenkten, gefiel, und diese Beobachtung beruhigte sie etwas.

Einige sind hier, die sind wie wir; es sind aber auch welche da, die nicht so gut aussehen, dachte sie.

Fräulein Peronskaja nannte der Gräfin alle berühmten Persönlichkeiten, die auf dem Ball anwesend waren.

»Dies dort ist der holländische Gesandte, sehen Sie, der alte Herr dort mit dem grauen Haar«, sagte Fräulein Peronskaja und zeigte auf einen alten Herrn mit reichem, lockigem, silbergrauem Haar, der von Damen umringt war, die er durch irgend etwas zum Lachen brachte.

»Und jetzt kommt Petersburgs Königin, die Gräfin Besuchowa«, fuhr sie fort und wies auf die eintretende Helene. »Wie schön sie ist! Sie steht Marja Antonowna nicht nach. Sehen Sie nur, wie sowohl die Jungen als auch die Alten gleich hinter ihr her sind. Und dabei ist sie ebenso klug wie schön ... Man sagt, Prinz X. soll ihretwegen fast den Verstand verloren haben. Und sehen Sie, diese beiden Damen dort sind zwar nichts weniger als schön und doch noch mehr umringt.«

Sie zeigte auf eine ältere Dame mit einer sehr häßlichen Tochter, die durch den Saal gingen.

»Das ist eine Millionenbraut«, erklärte Fräulein Peronskaja. »Und da sind auch schon ihre Bewerber.«

»Der eine ist ein Bruder der Gräfin Besuchowa, Anatol Kuragin«, fuhr sie fort und wies auf einen hübschen Gardekavallerieoffizier, der an ihnen vorüberging und mit hoherhobenem Kopf über die Damen hinweg nach etwas ausspähte. »Ein hübscher Kerl! Nicht wahr? Man sagt, daß er dieses reiche junge Mädchen heiraten wird. Und da ist ja auch Ihr Vetter, Drubezkoj, der soll ihr auch den Hof machen. Man munkelt von vielen Millionen. Aber nein, das ist doch der französische Gesandte selber«, erwiderte sie der Gräfin, die nach Caulaincourt gefragt hatte. »Wie ein König schreitet er einher. Und dabei sind sie so liebenswürdig, diese Franzosen, so überaus liebenswürdig. In Gesellschaft kann man sich gar nichts Liebenswürdigeres vorstellen. Aber da ist sie ja. Nein, unsere Marja Antonowna ist doch die Schönste von allen! Und wie einfach sie angezogen ist! Entzückend! Und dieser Dicke mit der Brille ist ein internationaler Freimaurer«, fuhr Fräulein Peronskaja fort und zeigte auf Pierre. »Wenn Sie den neben seine Frau stellen, der reine Hanswurst!«

Pierre wälzte sich mit seinem dicken Körper vorwärts, brach sich Bahn durch die Menge und grüßte bald rechts, bald links ebenso nachlässig und gutmütig, als ob er durch ein Gedränge auf dem Markt ginge. Er schob sich durch die Menge und schien jemanden zu suchen.

Natascha freute sich, Pierres bekanntes Gesicht zu sehen, das Gesicht dieses Hanswurstes, wie ihn Fräulein Peronskaja genannt hatte. Sie wußte, daß Pierre die Rostows und ganz besonders sie selbst in der Menge suchte. Er hatte ihr versprochen, auf den Ball zu kommen und ihr Tänzer vorzustellen.

Aber Besuchow war noch nicht bis zu ihnen vorgedrungen, als er neben einem kleinen, sehr hübschen, brünetten Herrn in weißer Uniform stehenblieb, der sich am Fenster mit einem großen Herrn mit Orden und Ordensbändern unterhielt. Natascha erkannte den kleinen jungen Offizier in der weißen Uniform sofort: es war Bolkonskij, der ihr heute viel jünger, hübscher und lustiger vorkam.

»Da ist noch ein Bekannter, Bolkonskij, sehen Sie, Mama?« sagte Natascha und wies auf den Fürsten Andrej. »Wissen Sie noch, er blieb einmal in Otradnoje über Nacht bei uns.«

»Ach, den kennen Sie?« sagte Fräulein Peronskaja. »Ich kann ihn nicht ausstehen. Il fait à présent la pluie et le beau temps. Und eingebildet ist er, daß es keine Grenzen hat! Ganz nach seinem Vater geraten. Er ist mit Speranskij liiert, sie arbeiten irgendwelche Entwürfe aus. Sehen Sie nur, wie er sich wieder gegen diese Damen benimmt. Sie reden mit ihm, und er dreht sich um«, sagte sie und zeigte auf ihn. »Ich würde es ihm aber stecken, wenn er sich gegen mich so benähme wie gegen diese Damen eben.«

Plötzlich kam Leben in die Menge, ein Flüstern lief durch den Saal, man drängte zusammen und trat wieder auseinander. Zwischen den zwei Reihen, die sich augenblicklich bildeten, trat bei den Klängen der neu einsetzenden Musik der Kaiser in den Saal. Ihm folgten der Herr und die Dame des Hauses. Eilig nach rechts und links grüßend schritt der Kaiser durch die Menge, als läge ihm daran, diese ersten Begrüßungsaugenblicke so schnell wie möglich hinter sich zu haben. Die Musik spielte eine Polonäse, die damals durch ihren Text allen bekannt war. Dieser Text fing mit den Worten an: »Alexander und Elisabeth, voll Begeisterung schaun wir zu euch empor ...« Der Kaiser trat in den Salon, die Menge drängte bis in die Türen nach, einige hohe Persönlichkeiten eilten hastig mit ganz verändertem Gesichtsausdruck ebenfalls hinein und kamen dann wieder heraus. Dann strömte die Menge wieder etwas von den Türen des Salons zurück, weil der Kaiser im Gespräch mit der Dame des Hauses sich wieder der Tür genähert hatte. Ein junger Mann kam mit verlegener Miene auf die Damen zu und bat sie, etwas beiseite zu treten. Trotzdem drängten einige mit einem Gesichtsausdruck, als hätten sie alle Anstandsregeln der Welt vergessen, immer weiter nach vorn, obgleich das Gedränge für ihre Toiletten nicht gerade vorteilhaft war. Die Herren traten auf ihre Damen zu, und die Paare stellten sich zur Polonäse auf.

Alle machten Platz, und der Kaiser trat, die Dame des Hauses am Arm führend, lächelnd und ohne auf den Tusch der Musik zu achten, aus der Tür des Salons. Hinter ihm ging der Herr des Hauses mit Marja Antonowna Naryschkina¹⁰¹, dann schlossen sich die Gesandten an, die Minister und verschiedene Generäle, die Fräulein Peronskaja den Rostows unermüdlich nannte.

Über die Hälfte der Damen war bereits engagiert und hatte sich der Polonäse angeschlossen oder war eben dabei, sich einzureihen. Natascha fühlte, daß sie mit der Mutter und Sonja zu der kleineren Anzahl der Damen gehören würde, die an die Wand gedrängt und nicht zur Polonäse aufgefordert wurden. Sie stand da, ließ die dünnen Arme herunterhängen, hielt den Atem an, so daß sich ihre kindliche

Brust nur kaum merklich hob und senkte, und sah mit glänzenden, erschrockenen Augen vor sich hin mit einem Ausdruck, als erwarte sie das höchste Glück oder das tiefste Herzeleid. Sie sah nicht auf den Kaiser noch auf alle die hochgestellten Persönlichkeiten, die Fräulein Peronskaja ihnen zeigte, sie hatte nur den einen Gedanken: Kommt denn wirklich keiner zu mir? Soll ich wirklich diesen ersten Tanz nicht mittanzen? Bemerkt mich wirklich keiner von all diesen Männern, die mich jetzt gar nicht zu sehen scheinen, und wenn sie auch nach mir hinschauen, mich mit einem Ausdruck ansehen, als wollten sie sagen: Ach, das ist sie nicht, da brauche ich gar nicht weiter hinzuschauen! Nein, das kann doch nicht sein! dachte sie. Sie müssen doch wissen, wie gern ich tanzen möchte, wie ausgezeichnet ich tanze, und was es für ein Vergnügen für sie sein würde, mit mir zu tanzen!

Die Klänge der Polonäse, die gar kein Ende zu nehmen schienen, fingen in Nataschas Ohren schon an, wehmütig zu klingen, als erinnerten sie sie an etwas. Sie war dem Weinen nahe. Fräulein Peronskaja war von ihnen gegangen, der Graf befand sich am anderen Ende des Saales, und so standen denn die Gräfin, Sonja und sie in diesem Schwarm unbekannter Menschen, von denen keiner ihnen Aufmerksamkeit schenkte oder sie brauchte, so einsam und allein wie in einem Wald. Fürst Andrej ging mit einer Dame an ihnen vorüber und erkannte sie augenscheinlich nicht. Der hübsche Anatol schlenderte ebenfalls vorbei, unterhielt sich lächelnd mit der Dame, die er führte, und sah Natascha mit einem Blick ins Gesicht, als schaue er auf die kahle Wand. Boris ging zweimal an ihnen vorbei, wandte sich aber jedesmal ab. Da trat Berg mit seiner Frau, die nicht tanzten, auf sie zu.

Natascha berührte dieses Zusammenhocken der ganzen Familie hier auf dem Ball peinlich, als ob es keinen anderen Ort gäbe, wo man sich mit seiner Familie unterhalten könne, als ausgerechnet hier. Sie hörte nicht zu und sah Wera nicht an, die ihr etwas von einem grünen Kleid erzählte.

Endlich blieb der Kaiser mit seiner letzten Dame – er hatte mit dreien getanzt – stehen und die Musik verstummte. Ein besorgter Adjutant lief auf die Rostows zu und bat sie, noch etwas beiseite zu treten, obgleich sie schon ganz an der Wand waren. Da ertönte von der Galerie noch vorsichtig, aber streng im Takt eine lockend langsame

Walzermelodie. Der Kaiser sah sich lächelnd im Saal um. Wohl eine Minute verging – keiner wollte den Anfang machen. Ein Adjutant, der Vortänzer war, trat auf die Gräfin Besuchowa zu und forderte sie auf. Sie hob lächelnd den Arm und legte ihn, ohne ihren Tänzer anzusehen, auf des Adjutanten Schulter. Der Adjutant und Vortänzer, ein Meister in seinem Fach, legte gemessen und ohne sich zu beeilen, aber selbstbewußt, den Arm fest um seine Dame, führte sie anfänglich in einer Glissade am äußersten Rande des Kreises hin, ergriff am Ende des Saales ihre linke Hand, schwenkte seine Dame herum, und nun hörte man durch die Klänge der immer schneller werdenden Musik nur noch, wie die Sporen an den flinken und gewandten Füßen des Adjutanten im Takte klrirten, und wie sich bei jedem Dreivierteltakt das Samtkleid seiner Tänzerin wie auflodernd blähte. Natascha sah ihnen zu und kämpfte mit den Tränen, weil sie diesen ersten Walzer nicht mittanzen durfte.

Fürst Andrej, in der weißen Uniform eines Kavallerieobersten, in Strümpfen und Schuhen, stand in den vordersten Reihen des Kreises, nicht weit von den Rostows entfernt. Baron Vierhof unterhielt sich gerade mit ihm über die erste Sitzung des Reichsrates¹⁰², die morgen stattfinden sollte. Als Vertrauter Speranskijs und Mitarbeiter bei der Gesetzkommission konnte Fürst Andrej eine zuverlässige Auskunft über die morgige Sitzung geben, über die allerlei Gerüchte im Umlauf waren. Aber er hörte nicht auf das, was Vierhof zu ihm sagte, sondern blickte bald zum Kaiser hinüber, bald auf ein paar junge Herren, die tanzen wollten, sich aber nicht entschließen konnten, in den Kreis zu treten. Er beobachtete die Herren, die sich durch die Anwesenheit des Kaisers so einschüchtern ließen, und die Damen, die vor Verlangen, zum Tanz aufgefordert zu werden, fast vergingen.

Da trat Pierre auf den Fürsten Andrej zu und ergriff seine Hand.

»Sie tanzen doch sonst immer. Ich habe einen Schützling hier, die kleine Rostowa, fordern Sie die doch einmal auf«, sagte er.

»Wo ist sie?« fragte Bolkonskij. »Entschuldigen Sie«, wandte er sich an den Baron, »diese Unterhaltung wollen wir lieber anderswo zu Ende führen, auf einem Ball muß man doch tanzen.« Und er ging in der Richtung vor, die Pierre ihm angegeben hatte. Nataschas verzweifeltes, todunglückliches Gesicht sprang ihm gleich in die Augen. Er erkannte sie, erriet ihre Gefühle, begriff, daß sie zum erstenmal auf

einem Ball war, dachte an ihr Gespräch am Fenster und trat mit heiterem Gesichtsausdruck auf die Gräfin Rostowa zu.

»Erlauben Sie, daß ich Sie mit meiner Tochter bekannt mache«, sagte die Gräfin errötend.

»Ich hatte bereits das Vergnügen, die Bekanntschaft Ihrer Fräulein Tochter zu machen, wenn sich die Komtesse noch meiner erinnert«, sagte Fürst Andrej mit einer artigen und tiefen Verbeugung, die mit den Bemerkungen Fräulein Peronskajas über seine Unhöflichkeit gänzlich in Widerspruch stand. Dann trat er auf Natascha zu, bat sie um einen Walzer und hob, ehe er diese Aufforderung noch zu Ende gesprochen hatte, schon den Arm, um ihre Taille zu umfassen. Nataschas todunglückliches Gesichtchen, auf dem die Erwartung tiefster Verzweiflung und höchster Wonne lag, überstrahlte plötzlich ein glückliches, dankbares, kindliches Lächeln.

Wie lang habe ich schon auf dich gewartet! schien dieses erschreckte und beglückte Mädchen zu sagen, während ein Lächeln über ihr Gesicht flog, das noch soeben den Tränen nahe gewesen war, und sie legte ihre Hand auf Fürst Andrejs Schulter. Sie waren das zweite Paar, das in den Kreis trat. Fürst Andrej war einer der besten Tänzer seiner Zeit, und auch Natascha tanzte ausgezeichnet. Ihre Füßchen in den weißen Atlasschuhen taten leicht, flink und fast wie von selbst ihre Pflicht, und ihr Gesicht strahlte in eitel Wonne. Ihr bloßer Hals und ihre bloßen Arme waren mager und häßlich im Vergleich mit Helenes vollen Formen. Ihre Schultern waren eckig, ihre Brust noch unentwickelt und ihre Arme dünn. Aber Helenes Körper hatten alle die tausend Blicke, die schon über ihn hingestreift waren, bereits gewissermaßen wie mit einem Lack überzogen, während Natascha dagegen als das junge Mädchen erschien, das, zum erstenmal entblößt, sich dessen sehr geschämt haben würde, wenn man ihr nicht versichert hätte, daß dies nicht anders gehe.

Fürst Andrej tanzte sehr gern, war jetzt zum Tanzen vorgetreten in dem Wunsch, möglichst bald den klugen, politischen Gesprächen, mit denen sich alle an ihn wandten, zu entgehen und den Dunstkreis von Verlegenheit, der sich in Gegenwart des Kaisers immer bildete, zu durchdringen, und hatte Natascha deshalb gewählt, weil Pierre sie ihm gezeigt hatte und sie das erste hübsche weibliche Wesen war, das ihm unter die Augen kam. Doch kaum hatte er diesen schlanken, biegsamen Körper umfaßt, der sich so dicht neben ihm bewegte und ihm aus

so nächster Nähe zulächelte, als ihm ihre Reize wie feuriger Wein zu Kopf stiegen, und als er sie losließ, um Atem zu schöpfen, und stehenblieb und den Tanzenden zuschaute, fühlte er sich verjüngt und wie neugeboren.

Nach dem Fürsten Andrej trat Boris auf Natascha zu und forderte sie zum Tanz auf, dann kam der Vortänzer, der den Ball eröffnet hatte, und noch andere junge Leute, und Natascha hörte mit glühenden Wangen und glückstrahlendem Gesicht den ganzen Abend nicht wieder auf zu tanzen, wobei sie ihre überzähligen Kavaliere noch an Sonja abgab. Sie sah und hörte nichts von alledem, was die Aufmerksamkeit aller anderen auf diesem Ball so sehr in Anspruch nahm. Sie bemerkte nicht, daß sich der Kaiser lange mit dem französischen Gesandten unterhielt, sah nicht, daß er besonders gnädig mit der und der Dame sprach, merkte nicht, daß die Fürsten Soundso und Sowieso dies oder jenes taten und sagten, daß Helene großen Erfolg hatte und die besondere Aufmerksamkeit des Prinzen X. erregte, ja sie sah nicht einmal den Kaiser; und daß er fortgegangen war, merkte sie erst daran, daß nach seinem Weggang der Ball viel animierter wurde.

Eine der lustigen Kotillontouren vor dem Abendessen tanzte Fürst Andrej wieder mit Natascha. Er erinnerte sie an ihren ersten Zusammenstoß in der Allee von Otradnoje und an die Mondnacht, in der sie nicht hatte einschlafen können und er sie unfreiwillig belauscht hatte. Natascha wurde rot bei dieser Erinnerung und versuchte sich zu rechtfertigen, als schäme sie sich der Gefühle, deren unfreiwilliger Zeuge Fürst Andrej geworden war.

Wie alle Leute, die in der großen Welt aufgewachsen sind, freute sich Fürst Andrej jedesmal, wenn er in Gesellschaft mit einem Menschen zusammentraf, der nicht den Allerweltsstempel dieser Kreise trug. Und ein solcher Mensch war Natascha mit ihrem Staunen, ihrem Glück, ihrer Schüchternheit und ihren Fehlern beim Französischsprechen. Er verkehrte und unterhielt sich mit ihr ganz besonders zart und behutsam. Wenn er neben ihr saß und von den einfachsten, harmlosesten Dingen mit ihr plauderte, ergötzte er sich an dem glücklichen Leuchten ihrer Augen und an ihrem Lächeln, das nicht aus dem, was sie sagte, sondern aus einer allgemeinen inneren Glückseligkeit entsprang. Und wenn dann Natascha aufgefordert wurde, sich lächelnd erhob und durch den Saal tanzte, freute sich Fürst Andrej besonders über ihre schüchterne Anmut. Mitten im

Kotillon kehrte Natascha, nachdem die eine Figur zu Ende war, atemlos auf ihren Platz zurück. Wieder trat ein Kavalier auf sie zu und wollte sie von neuem auffordern. Sie war müde und heiß und dachte sichtlich daran, zu danken, doch legte sie gleich wieder heiter die Hand auf die Schulter des neuen Tänzers und lächelte dem Fürsten Andrej nur zu.

Wie gern würde ich mich ausruhen und neben Ihnen sitzen, denn ich bin müde, aber Sie sehen ja, wie ich immer wieder aufgefordert werde, und ich freue mich darüber und bin glücklich und liebe sie alle. Wir beide, Sie und ich, verstehen das alles, sagte dieses Lächeln und noch vieles mehr. Als der Tänzer sie freiließ, lief Natascha durch den Saal, um noch zwei Damen zu ihrem Karree aufzufordern.

Wenn sie jetzt zuerst zu ihrer Cousine geht und dann erst zu einer anderen Dame, so soll sie meine Frau werden, sagte sich Fürst Andrej plötzlich ganz unvermittelt im stillen, während er nach ihr hinsah. Und wirklich ging Natascha erst zu ihrer Cousine.

Was für dummes Zeug einem manchmal durch den Kopf fährt, dachte Fürst Andrej, aber Tatsache ist jedenfalls, daß dieses junge Mädchen so reizend und eigenartig ist, daß sie keine vier Wochen hier tanzen wird, ohne einen Mann zu finden ... Sie ist für Petersburg eine Seltenheit, dachte er, als Natascha, die Rose wieder an ihr Mieder steckend, sich neben ihn setzte.

Zum Schluß des Kotillons kam der alte Graf in seinem blauen Frack zu den Tanzenden hin. Er lud den Fürsten Andrej ein, ihn doch auch hier in Petersburg einmal zu besuchen, und fragte seine Tochter, ob sie sich gut amüsiere. Natascha gab erst keine Antwort und lächelte nur in einer Weise, aus der man den Vorwurf herauslesen konnte: Wie kann man da nur noch fragen! »So schön ist es wie noch nie im ganzen Leben!« rief sie dann, und Fürst Andrej sah, wie sie schnell ihre mageren Arme aufhob, um den Vater zu umarmen, sie aber gleich wieder sinken ließ. Und wirklich war Natascha so glücklich wie noch nie in ihrem Leben. Sie befand sich auf jener höchsten Stufe des Glücks, wo der Mensch eitel Liebe und Güte wird und alles Böse, alles Unglück und allen Kummer in der Welt gar nicht für möglich hält.

Pierre fühlte sich auf diesem Ball durch die Stellung, die seine Frau in den höchsten Kreisen einnahm, zum erstenmal verletzt und beleidigt. Er war finster und zerstreut. Er stand am Fenster, blickte

durch seine Brille, ohne irgend jemanden zu sehen, und quer über seine Stirn zog sich eine breite Falte.

Natascha, die zu Tisch ging, kam an ihm vorüber.

Das finstere, traurige Gesicht Pierres fiel ihr auf. Sie blieb vor ihm stehen. Wie gern hätte sie ihm geholfen, ihm von der Fülle ihres Glückes etwas abzugeben.

»Es ist doch herrlich heute, Graf«, sagte sie, »nicht wahr?«

Pierre lächelte zerstreut, offenbar verstand er gar nicht, was sie sagte.

»Ja, ich freue mich sehr«, erwiderte er.

Wie kann nur jemand heute mißmutig sein, dachte Natascha, und noch dazu so ein guter Mensch wie dieser Besuchow. In ihren Augen waren alle, die auf dem Ball anwesend waren, gleich gute, liebe und herrliche Menschen, die sich lieb hatten und einander gar nicht beleidigen konnten. Deshalb hatten aber auch alle die Pflicht, glücklich zu sein.

Am folgenden Tag dachte Fürst Andrej an den gestrigen Ball zurück, hielt sich aber nicht lange bei diesen Gedanken auf. Ja, ein recht glänzendes Fest. Und was war denn gleich noch ... ach ja, die kleine Rostowa, ein reizender Kerl. Sie hat so etwas Frisches, Ungezwungenes, was sie von den andern Petersburger Damen unterscheidet. Das war aber auch alles, was er über den gestrigen Ball dachte, und dann ging er gleich, nachdem er Tee getrunken hatte, an seine Arbeit.

War es, weil er noch müde war und nur wenig geschlafen hatte, jedenfalls war der Tag für die Arbeit nicht günstig, und Fürst Andrej konnte nichts Rechtes schaffen. Er kam ins Kritisieren seiner eignen Arbeit hinein, wie das oft bei ihm zu geschehen pflegte, und er war deshalb froh, als er jemanden kommen hörte.

Der Eintretende war Bizkij, ein Herr, der verschiedenen Kommissionen angehörte, in allen Kreisen Petersburgs verkehrte, ein leidenschaftlicher Anhänger Speranskijs und aller neuen Ideen war, als eifrigster Neuigkeitskrämer von Petersburg galt und zu jenen Leuten gehörte, die sich ihre Gesinnungsrichtung wie etwa ein neues Kleid nach der Mode auswählen und deshalb immer den Eindruck machen, als wären sie die glühendsten Anhänger der jeweilig erwählten Richtung. Er war so in Geschäften, daß er kaum Zeit gehabt hatte, den Hut abzunehmen, rasch auf den Fürsten Andrej zulief und gleich zu reden anfang. Er hatte soeben alle Einzelheiten über die Sitzung des Reichsrates von heute morgen, der vom Kaiser eröffnet worden war, in Erfahrung gebracht, und schickte sich nun mit einem wahren Hochgenuß an, sie zum besten zu geben. Die Rede des Kaisers hatte Aufsehen erregt. Es war eine von jenen Reden gewesen, wie sie nur konstitutionelle Monarchen halten können.

»Der Kaiser hat geradezu gesagt, der Rat und der Senat seien Reichskörperschaften, er hat gesagt, die Grundlage einer Regierung dürfe nicht die Willkür sein, sondern feststehende Formen, er hat ferner gesagt, das Finanzwesen müsse umgestaltet und Berichte darüber müssen veröffentlicht werden«, erzählte Bizkij, wobei er die wichtigen Worte stark betonte und bedeutsam die Augen aufriß.

»Ja, das heutige Ereignis leitet eine neue Ära ein, eine bedeutende Ära in unserer Geschichte«, schloß er.

Fürst Andrej hörte seine Erzählung von der Eröffnung des Reichsrates, die er mit solcher Ungeduld erwartet und der er eine so weittragende Bedeutung zugeschrieben hatte, und wunderte sich, daß dieses Ereignis jetzt, wo es sich vollzogen hatte, ihn nicht nur wenig berührte, sondern ihm fast nichtig erschien. Mit leisem Lächeln hörte er den begeisterten Bericht Bizkijs an. Ein ganz einfacher Gedanke schoß ihm durch den Kopf: Was gehen mich und Bizkij die Worte des Kaisers im Reichsrat an? Kann auch nur eines davon mich glücklicher oder besser machen?

Und diese einfache Erwägung machte plötzlich im Fürsten Andrej all sein früheres Interesse für die im Werden begriffenen Umwälzungen zunichte.

An diesem Tag sollte Fürst Andrej bei Speranskij speisen, »en petit comité«, wie sich dieser bei der Einladung ausgedrückt hatte. Diesem Mittagessen im Familien- und Freundeskreis eines Menschen, den er so sehr verehrte, hatte Fürst Andrej erst mit großer Spannung entgegengesehen, um so mehr, da er bisher Speranskij noch nie im häuslichen Kreise gesehen hatte. Heute aber hatte er keine rechte Lust mehr hinzugehen.

Dennoch erschien er zur festgesetzten Stunde zum Mittagessen in dem kleinen, eignen Haus Speranskijs am Taurischen Garten. In dem parkettierten Eßzimmer des kleinen Häuschens, das sich durch auffallende Sauberkeit auszeichnete, die etwas an klösterliche Reinlichkeit erinnerte, fand Fürst Andrej, der sich ein wenig verspätet hatte, um fünf Uhr bereits die ganze Tafelrunde dieses petit comité versammelt, das aus Speranskijs intimsten Freunden bestand. Außer der kleinen Tochter Speranskijs, die mit ihrem länglichen Gesicht große Ähnlichkeit mit ihrem Vater hatte, und ihrer Erzieherin waren keine Damen anwesend. Geladen waren Gervais, Magnizkij und Stolypin. Schon im Vorzimmer hörte Fürst Andrej laute Stimmen und ein helles, klares Lachen, ähnlich dem, wie man auf der Bühne zu lachen pfl egt. Irgendeine Stimme, die wie Speranskijs Stimme klang, stieß deutlich hervor: »Ha ... ha ... ha ...« Fürst Andrej hatte Speranskij noch nie lachen hören, aber dieses klangvolle, helle Lachen des Staatsmanns berührte ihn eigentümlich.

Fürst Andrej trat ins Speisezimmer ein. Die ganze Gesellschaft stand bereits um einen kleinen Tisch mit Gabelbissen zwischen den beiden Fenstern. Speranskij, im grauen Frack mit Ordensstern und augenscheinlich auch in derselben weißen Weste und hohen weißen Halsbinde, in denen er der berühmten Sitzung des Reichsrates beigewohnt hatte, stand mit vergnügtem Gesicht am Tisch. Die Gäste umringten ihn. Magnizkij erzählte, an Michail Michailowitsch gewandt, eine Anekdote. Speranskij hörte zu und lachte immer schon im voraus über das, was Magnizkij sagen wollte. In dem Augenblick, als Fürst Andrej ins Zimmer trat, wurden Magnizkij's Worte durch ein lautes Gelächter übertönt. Stolypin lachte laut und im tiefsten Baß, während er ein Stück Brot mit Käse kaute, Gervais lachte leise und zischend und Speranskij hell und klar.

Immer noch lachend reichte Speranskij dem Fürsten Andrej seine weiße gepflegte Hand.

»Freue mich sehr, Sie zu sehen, Fürst«, sagte er. »Einen Augenblick ...« wandte er sich an Magnizkij, seine Erzählung unterbrechend. »Wir haben uns nämlich heute verabredet, beim Mittagessen recht vergnügt zu sein und kein Wort von geschäftlichen Dingen zu reden.« Und er wandte sich wieder an den Erzähler und fing von neuem an zu lachen.

Fürst Andrej sah mit Staunen und wehmütiger Enttäuschung auf den lachenden Speranskij, und hörte ihm zu. Das war nicht Speranskij, das war ein anderer Mensch, den Fürst Andrej gar nicht kannte. Alles, was ihm sonst an Speranskij geheimnisvoll und anziehend vorgekommen war, erschien ihm jetzt klar und abstoßend.

Bei Tisch verstummte die Unterhaltung nicht ein einziges Mal, und es war, als setze sie sich nur aus einer Sammlung witziger Anekdoten zusammen.

Magnizkij hatte seine lustige Geschichte noch nicht zu Ende erzählt, als auch schon ein anderer seine Bereitwilligkeit bekundete, etwas zu erzählen, was noch komischer war. Diese Anekdoten betrafen zum Teil, wenn auch nicht die Dienstverwaltung selber, so doch die im Dienste stehenden Persönlichkeiten. Es schien, als wäre man in dieser Gesellschaft so endgültig über die Nichtigkeit dieser Persönlichkeiten einig, daß man sie nur noch von der gutmütig komischen Seite nehmen könne. Speranskij erzählte, wie ein fast tauber hoher Beamter in der Sitzung von heute morgen, als er nach

seiner Meinung gefragt worden sei, geantwortet habe, er sei ganz derselben Ansicht. Gervais gab eine ganze Revisionsgeschichte zum besten, bei der die Beschränktheit aller mitwirkenden Beamten geradezu phänomenal gewesen sei. Stotternd mischte sich nun auch Stolypin ins Gespräch und fing an, hitzig über die Mißstände der früheren Einrichtungen herzufallen, was dem Gespräch eine ernste Wendung zu geben drohte. Aber Magnizkij fing an, Stolypin wegen seiner Heftigkeit zu hänseln, Gervais unterstützte ihn hierbei, und so nahm die Unterhaltung wieder ihren früheren lustigen Charakter an.

Offenbar liebte es Speranskij, sich nach der Arbeit im Freundeskreis auszuruhen und lustig zu sein, und seine Gäste hatten Verständnis für diesen Wunsch und begnügten sich damit, ihn und sich selber aufzuheitern. Aber diese Fröhlichkeit schien dem Fürsten Andrej schwerfällig und nicht echt. Der helle Klang von Speranskij's Stimme berührte ihn unangenehm, und sein stetes Lachen, das einen falschen Unterton hatte, verletzte aus irgendeinem Grund seine Gefühle. Fürst Andrej lachte nicht mit und fürchtete, in dieser lustigen Gesellschaft aufzufallen. Aber niemand bemerkte, daß er die allgemeine Stimmung nicht teilte. Alle schienen äußerst vergnügt zu sein.

Er versuchte ein paarmal, sich in die Unterhaltung einzumischen, doch jedesmal wurden seine Worte wie Korkstücke aus dem Wasser wieder herausgespült, und es gelang ihm nicht, in den allgemeinen scherzhaften Ton mit einzustimmen.

Es war nichts Schlechtes und Unpassendes in dem, was sie sagten, alles war geistreich und hätte auch witzig sein können, aber irgend etwas und gerade das, was eine lustige Unterhaltung würzt, fehlte bei ihnen ganz, ja sie schienen nicht einmal zu wissen, daß es so etwas gibt.

Nach dem Essen standen Speranskij's Töchterchen und ihre Erzieherin auf. Speranskij streichelte das Kind mit seiner weißen Hand und küßte es. Aber auch diese Gebärde kam dem Fürsten Andrej unnatürlich vor.

Nach englischer Sitte blieben die Herren noch beim Portwein am Tische sitzen. Mitten in einem soeben neu begonnenen Gespräch über Napoleons Operationen in Spanien¹⁰³, die alle einstimmig bewunderten, konnte sich Fürst Andrej nicht enthalten, ihnen zu widersprechen. Speranskij lächelte, wünschte offenbar das Gespräch von der Richtung, die es einzuschlagen drohte, abzuwenden, und erzählte eine

Anekdote, die zu dem, worüber man sprach, in gar keiner Beziehung stand. Einige Augenblicke waren alle still.

Man saß noch eine Weile bei Tisch, dann korkte Speranskij die Weinflasche zu und sagte: »Ein guter Wein ist heutzutage kaum mit Gold aufzuwiegen«, gab dann dem Diener die Flasche und stand auf. Alle anderen erhoben sich ebenfalls und gingen, in derselben lauten Unterhaltung begriffen, in den Salon. Man überreichte Speranskij zwei Briefe, die ein Kurier gebracht hatte. Er nahm sie und ging damit in sein Arbeitszimmer. Kaum war er hinausgegangen, so verstummte das allgemeine lustige Gespräch, und die Gäste fingen an, sich leise und vernünftig miteinander zu unterhalten.

»Nun, jetzt noch einen kleinen Vortrag«, sagte Speranskij, als er wieder aus seinem Arbeitszimmer heraustrat. »Dieser Magnizkij hat ein erstaunliches Talent!« fuhr er, zum Fürsten Andrej gewandt, fort.

Magnizkij stellte sich sogleich in Positur und fing an, ein paar französische Couplets vorzutragen, die er auf die verschiedensten bekannten Persönlichkeiten Petersburgs selber verfaßt hatte. Mehrmals wurde er dabei von lauten Beifallsäußerungen unterbrochen. Als er geendet hatte, trat Fürst Andrej auf Speranskij zu, um sich von ihm zu verabschieden.

»Wohin wollen Sie denn so früh?« fragte Speranskij.

»Ich habe mich für den Abend verabredet ...«

Beide schwiegen. Fürst Andrej sah aus allernächster Nähe in Speranskij's Spiegelaugen, die keinen Einblick in sein Innerstes gewährten, und es kam ihm lächerlich vor, wie er irgend etwas von Speranskij und all der Arbeit, die mit ihm zusammenhing, hatte erwarten und all das, was Speranskij tat, hatte ernst nehmen können. Dieses abgemessene, künstlich heitere Lachen hallte noch lange in seinen Ohren nach, auch nachdem er schon von Speranskij fortgefahren war.

Nach Hause zurückgekehrt, ließ Fürst Andrej sein ganzes Leben in diesen drei Monaten in Petersburg noch einmal an seiner Seele vorüberziehen, und es erschien ihm in einem ganz neuen Licht. Er erinnerte sich an sein geschäftiges Hasten und Treiben, sein Suchen und Tasten, an die Geschichte seines Militärreglement-Entwurfs, den man zur Prüfung angenommen und nur deshalb mit Stillschweigen übergangen hatte, weil eine andere, viel schlechtere Arbeit bereits

eingeliefert und dem Kaiser vorgelegt worden war. Er dachte an die Sitzungen seines Komitees, dem auch Berg als Mitglied angehörte, erinnerte sich, wie gesucht ausführlich in diesen Sitzungen all das behandelt wurde, was die äußeren Formen und den Gang der Sitzungen betraf, und wie gesucht kurz man über alles hinwegging, was den Kern der Angelegenheiten berührte. Er dachte an seine Gesetzgebungsarbeiten, wie er sorgfältig die Paragraphen der römischen und französischen Gesetzbücher ins Russische übertrug, und schämte sich dessen. Dann trat das Bild von Bogutscharowo lebhaft vor seine Seele, er dachte an seine Tätigkeit auf dem Lande, an seine Reise nach Rjasan, dachte an seine Bauern, an den Dorfältesten Dron, brachte auf sie das Personenrecht in Anwendung, das er hier auf dem Papier in Paragraphen einteilte, und wunderte sich, wie er sich so lange mit einer so unnützen Arbeit hatte beschäftigen können.

Am nächsten Tag machte Fürst Andrej in einigen Häusern, wo er noch nicht gewesen war, Besuch, so auch bei Rostows, deren Bekanntschaft er auf dem letzten Ball erneuert hatte. Er tat das nicht nur, um den Gesetzen der Höflichkeit zu genügen, nach denen er unbedingt zu den Rostows hinfahren mußte, sondern er hatte auch den Wunsch, dieses eigenartige, lebhaft junge Mädchen, an das zurückzudenken ihm so angenehm war, einmal im häuslichen Kreis zu sehen.

Natascha war eine der ersten, die ihm entgegenkamen. Sie trug ein blaues Hauskleid, in dem sie dem Fürsten Andrej noch besser gefiel als auf dem Ball. Sie und alle Rostows nahmen ihn einfach und herzlich und wie einen alten Freund auf. Die ganze Familie, die Fürst Andrej früher so hart beurteilt hatte, schien ihm jetzt aus lauter herrlichen, einfachen und guten Menschen zu bestehen. Ihre Gastfreundschaft und die gutmütige Art des alten Grafen, die in Petersburg besonders liebenswürdig anmutete, waren so herzlich, daß Fürst Andrej es nicht abschlagen konnte, zum Mittagessen zu bleiben. Ja, das sind gute, brave Menschen, dachte Bolkonskij. Freilich haben sie keine Spur von Verständnis dafür, was für ein Kleinod sie in Natascha besitzen, aber es sind gute Menschen, die einen prächtigen Hintergrund abgeben, von dem sich dieses eigenartig poetische, lebensvolle, reizende Mädchen vorzüglich abhebt.

Bolkonskij fühlte, daß Natascha in einer ihm ganz fremden, eigenartigen Welt lebte, die voll von Freuden war, die er nicht kannte, in eben jener fremden Welt, die schon damals in Otradnoje in der Allee und in der Mondnacht am Fenster solchen Reiz auf ihn ausgeübt hatte. Jetzt beunruhigte ihn diese Welt nicht mehr, er stand ihr nicht mehr fremd gegenüber, sondern empfand, nachdem er in sie eingetreten war, einen ihm bisher unbekanntem Genuß.

Nach dem Mittagessen ging Natascha auf Fürst Andrejs Bitten ans Klavier und fing an zu singen. Fürst Andrej stand am Fenster, unterhielt sich mit den Damen und hörte ihr zu. Aber mitten in einem Satz brach er plötzlich ab und schwieg, weil er fühlte, wie ihm die Tränen in der Kehle aufstiegen, was er bei sich selbst niemals für möglich gehalten hätte. Er sah auf die singende Natascha, und etwas

Neues, Beglückendes vollzog sich in seiner Seele. Er war glücklich, und doch war ihm dabei auch weh ums Herz. Er hatte ganz sicher keinen Grund zum Weinen, und doch kamen ihm die Tränen. Worüber? Über seine frühere Liebe? Über die kleine Fürstin? Über seine Enttäuschungen? ... Über seine Hoffnungen auf die Zukunft? ... Ja und nein. Der Hauptgrund, der ihm beinahe Tränen entlockt hätte, war der ihm plötzlich lebhaft zum Bewußtsein kommende furchtbare Gegensatz zwischen etwas unendlich Hohem und Grenzenlosem in ihm, und etwas Engem, Körperlichem, was er selber war und auch sie. Dieser Gegensatz quälte und beglückte ihn zugleich, während sie sang.

Kaum hatte Natascha geendet, so eilte sie auf ihn zu und fragte ihn, wie ihm ihre Stimme gefalle. Sie fragte ihn, wurde aber gleich, nachdem sie es gesagt hatte, verlegen, da ihr klar wurde, daß sie diese Frage nicht hätte stellen dürfen. Er sah sie lächelnd an und erwiderte, daß ihm ihr Gesang ebenso gefalle wie alles, was sie tue.

Erst spät abends fuhr Fürst Andrej von den Rostows nach Hause. Gewohnheitsgemäß legte er sich schlafen, aber er sah bald ein, daß an Schlaf nicht zu denken war. Bald zündete er das Licht an und richtete sich in seinem Bett auf, bald erhob er sich ganz, bald legte er sich wieder hin, ohne sich von seiner Schlaflosigkeit bedrückt zu fühlen, so froh und andersartig war ihm zumute, als wäre er aus einem dumpfigen Zimmer in die freie Gotteswelt hinausgetreten. Es kam ihm nicht einmal der Gedanke in den Sinn, daß er in Fräulein Rostowa verliebt sein könne, er dachte gar nicht ernstlich an sie, sondern träumte nur von ihr, und die Folge war, daß ihm sein ganzes Leben in neuem Licht erschien. Warum zermartete ich mich, warum mühe ich mich in diesem engen, geschlossenen Rahmen ab, wo doch das Leben, das ganze Leben mit all seinen Freuden und Herrlichkeiten offen vor mir liegt? sagte er sich. Und zum erstenmal nach langer Zeit fing er wieder an, glückliche Pläne für die Zukunft zu schmieden. Er beschloß, sich um die Erziehung seines Sohnes zu kümmern, einen Hauslehrer für ihn zu suchen und ihn mit seiner Heranbildung zu beauftragen. Dann wollte er Urlaub nehmen und ins Ausland reisen, nach England, in die Schweiz, nach Italien. Ich muß meine Freiheit genießen, solange ich mich noch so jung und kräftig fühle, sagte er sich; Pierre hatte recht, als er sagte, daß man an die Möglichkeit des Glückes glauben müsse, um glücklich zu sein, jetzt aber glaube ich

daran. Überlassen wir es den Toten, die Toten zu begraben; solange man am Leben ist, muß man leben und glücklich sein.

Eines Morgens kam der Oberst Adolf Berg, den Pierre wie alle Moskauer und Petersburger kannte, in einer tadellosen, nagelneuen Uniform, das Haar ebenso über die Schläfen vorgekämmt und pomadisiert, wie es Kaiser Alexander Pawlowitsch trug, zu Pierre aufs Zimmer.

»Ich war soeben bei Ihrer Gattin, der Gräfin, und bin so unglücklich, daß meine Bitte kein Gehör gefunden hat; doch hoffe ich, daß ich bei Ihnen mehr Glück haben werde, Graf«, fügte er lächelnd hinzu.

»Was ist Ihnen gefällig, Oberst? Ich stehe zu Ihren Diensten.«

»Ich habe mich jetzt in meiner neuen Wohnung vollkommen eingerichtet«, teilte Berg mit, augenscheinlich überzeugt, daß sich jeder darüber freuen müsse, »und deshalb möchte ich gern eine kleine Abendgesellschaft für meine und meiner Frau Freunde geben.« Dabei lächelte er noch liebenswürdiger. »So wollte ich denn die Gräfin und Sie bitten, uns die Ehre zu erweisen, zu einer Tasse Tee und zum Abendessen zu uns zu kommen.«

Nur eine Gräfin Besuchowa, die einen Verkehr mit diesen Bergs für unter ihrer Würde hielt, konnte die Grausamkeit haben, eine solche Einladung abzuschlagen. Berg setzte ihm so deutlich auseinander, warum er eine kleine, aber feine Gesellschaft bei sich versammeln wolle und warum ihm gerade diese angenehm sei und warum ihm für Kartenspiel und noch üblere Vergnügen das Geld leid tue, während er für eine gute Gesellschaft gern bereit sei, Ausgaben zu machen, daß Pierre es ihm nicht abschlagen konnte und zu kommen versprach.

»Aber nicht so spät, Graf, wenn ich bitten darf, um zehn Minuten vor acht Uhr, wenn ich bitten darf. Wir wollen ein Spielchen machen, unser General wird auch kommen. Er ist sehr gütig gegen mich. Und dann essen wir zu Abend, Graf. Also machen Sie mir das Vergnügen.«

Während Pierre sonst überall zu spät kam, erschien er an diesem Tag bei den Bergs statt zehn Minuten vor acht bereits um dreiviertel acht. Doch die Bergs hatten alle ihre Vorbereitungen schon beendet und waren zum Empfang ihrer Gäste bereit.

Berg saß mit seiner Frau in seinem neuen, sauberen, hellerleuchteten Arbeitszimmer, das mit Büsten und Bildern geschmückt und mit nagelneuen Möbeln ausgestattet war. In einer soeben vom Schneider gekommenen, bis oben zugeknöpften Uniform saß er neben seiner Frau und erklärte ihr, daß man nur den Verkehr mit solchen Leuten pflegen könne und müsse, die über einem stünden, denn nur dann könne man Annehmlichkeiten aus ihrer Bekanntschaft ziehen. »Man kann ihnen dies und jenes absehen, kann sie auch mal um etwas bitten. Siehst du, so habe ich es von den untersten Rangstufen an gehalten.« Berg berechnete sein Leben nicht nach Jahren, sondern nach seinen Rangerhöhungen. »Meine einstigen Kameraden haben es bis heute noch zu nichts gebracht, ich aber vertrete den Regimentskommandeur, wenn er seinen Urlaub hat, und habe das Glück, dein Gatte zu sein.« Er stand auf und küßte Wera die Hand, wobei er auf dem Weg zu ihr die eine Ecke des Teppichs wieder zurechtschob, die sich umgeschlagen hatte. »Und wodurch habe ich das alles erworben? In erster Linie durch die Kunst, mir meine Bekannten auszuwählen. Natürlich versteht es sich von selbst, daß man gleichzeitig auch tüchtig und gewissenhaft sein muß.«

Berg lächelte in dem Bewußtsein seiner Überlegenheit über dieses unfähige weibliche Wesen, schwieg und überlegte sich, daß sie, wenn sie auch ein liebes Geschöpf war, doch immerhin ein unfähiges Weib sei, das gar nicht begreifen könne, was die Würde eines Mannes ausmache und was es hieß, ein Mann zu sein. Gleichzeitig lächelte aber auch Wera im Bewußtsein ihrer Überlegenheit über ihren zwar ganz tüchtigen und guten Mann, der aber, wie nach Weras Ansicht alle Männer, doch so verkehrte Ansichten vom Leben hatte. Berg urteilte nur nach seiner Frau und hielt alle weiblichen Wesen für schwache und dumme Geschöpfe. Und auch Wera urteilte nur nach ihrem Mann allein, verallgemeinerte ihre Beobachtungen und nahm an, daß alle Männer glaubten, den Verstand gepachtet zu haben, während sie doch in Wirklichkeit gar nichts verstünden und nur eingebildete Egoisten seien.

Berg stand auf, umarmte seine Frau vorsichtig, um den Spitzenüberwurf, der ihn so teures Geld gekostet hatte, nicht zu zerdrücken, und küßte sie mitten auf den Mund.

»Nur das eine wünsche ich mir, daß wir nicht so bald Kinder bekommen«, sagte er aus einer Gedankenverbindung heraus, die ihm selber nicht ganz klar war.

»Ja«, erwiderte Wera, »das wünsche ich mir auch durchaus nicht. Man muß sich ganz der Geselligkeit hingeben.«

»Genau so einen hatte die Fürstin Jusupowa«, sagte Berg und zeigte mit glücklichem gutmütigem Lächeln auf Weras Spitzenüberwurf.

In diesem Augenblick wurde Graf Besuchow gemeldet. Beide Gatten sahen sich mit selbstgefälligem Lächeln an, wobei jeder die Ehre dieses Besuches auf sein Konto schrieb.

Da kann man sehen, was es heißt, die rechte Auswahl unter seinen Bekannten zu treffen, dachte Berg, da kann man sehen, was es heißt, etwas auf sich zu geben.

»Ich bitte dich nur um das eine«, sagte Wera, »unterbrich mich nicht immer, wenn ich mich mit den Gästen unterhalte. Ich weiß doch selber, wie ich mich mit jedem abgeben und worüber ich mit jedem reden muß.«

Berg lächelte nur.

»Aber das geht doch nicht immer, manchmal muß man doch mit Männern Männergespräche führen«, sagte er.

Pierre wurde in einem strahlend neuen Salon empfangen, wo man sich nirgends hinsetzen konnte, ohne Symmetrie, Sauberkeit und Ordnung zu stören, und deshalb war es keineswegs merkwürdig und nur verständlich, daß Berg, wenn er schon die großmütige Absicht hatte, die Symmetrie der Sessel und Sofas einem so teuren Gast zuliebe aufzuheben, sich in dieser Hinsicht offenbar doch in peinlicher Unentschlossenheit befand und die Lösung dieser Frage dem Geschmack des Gastes überließ. Und so zerstörte denn Pierre diese Symmetrie, indem er sich einen Stuhl heranrückte; und augenblicklich eröffneten Berg und Wera ihre Abendgesellschaft, indem sie ihren Gast unterhielten und sich dabei immer gegenseitig unterbrachen.

Wera, die sich in ihrem Kopf zurechtgelegt hatte, Pierre müsse unbedingt über die französische Gesandtschaft unterhalten werden, steuerte geradeswegs auf dieses Thema los. Berg aber, der zu der Ansicht gekommen war, daß hier ein Männergespräch eher am Platz sei, unterbrach die Rede seiner Frau und berührte die Frage eines

Krieges mit Österreich, sprang aber dann unwillkürlich von den allgemeinen auf persönliche Angelegenheiten über, indem er von den Vorschlägen erzählte, die ihm gemacht worden waren, falls er an einem Feldzug gegen Österreich teilnehmen wollte, und die Gründe erörterte, warum er diese Vorschläge nicht annehmen könne. Obgleich die Unterhaltung etwas an den Haaren herbeigezogen war und Wera sich über die Einmischung des männlichen Elements ärgerte, so fühlten doch beide Gatten mit Vergnügen, daß ihre Abendgesellschaft, obgleich vorläufig nur ein einziger Gast da war, einen recht guten Anfang genommen hatte und mit ihren Gesprächen, ihrem Tee und ihren angezündeten Kerzen so sehr jeder anderen Abendgesellschaft glich wie ein Wassertropfen dem anderen.

Bald kam auch Boris, Bergs früherer Regimentskamerad. Er behandelte Berg und Wera etwas gönnerhaft und von oben herab. Dann kam der Oberst mit seiner Frau, dann der General in eigener Person, dann die Rostows, und nun wurde die Abendgesellschaft wirklich wie alle anderen. Berg und Wera konnten beim Anblick dieses Lebens und Treibens in ihrem Salon, bei diesem ewigen Summen unzusammenhängender Gespräche, bei diesem Rascheln der Kleider und diesen endlosen Verbeugungen ein glückliches Lächeln nicht unterdrücken. Alles war bei ihnen wie bei den anderen auch. Auch sie hatten einen Ehrengast, den General, der sich lobend über ihre Wohnung aussprach, Berg auf die Schulter klopfte und mit väterlicher Eigenmächtigkeit die Aufstellung des Bostontisches anordnete. Der General setzte sich neben den Grafen Ilja Andrejewitsch, der nach ihm der vornehmste Gast war. Das Alter gesellte sich zum Alter, die Jugend zur Jugend, die Hausfrau präsierte am Teetisch, auf dem in einem silbernen Körbchen dasselbe feine Gebäck stand, das es auch auf der Abendgesellschaft bei den Panins gegeben hatte – kurz, es war alles ganz so wie bei anderen auch.

Pierre als einer der vornehmsten Gäste mußte sich mit Ilja Andrejewitsch, dem General und dem Obersten an den Bostontisch setzen. Auf diese Weise kam er Natascha gerade gegenüber zu sitzen, deren merkwürdige Veränderung seit jenem Ball ihm auffiel. Natascha war schweigsam und sah nicht nur nicht so hübsch aus wie auf dem Ball, sondern hätte heute eher für häßlich gelten können, wenn ihr Gesicht nicht einen so sanften, gegen alles gleichgültigen Ausdruck gezeigt hätte.

Was hat sie nur? dachte Pierre und sah sie an. Sie saß neben der Schwester am Teetisch und antwortete Boris, der sich neben sie gesetzt hatte, auf seine Fragen nur widerwillig und ohne ihn anzusehen. Pierre hatte soeben eine ganze Trumpfflöte heruntergespielt und zum Entzücken seines Partners fünf Stiche gemacht, als er begrüßende Worte und die Schritte eines neuen Gastes, der ins Zimmer trat, hörte, und warf nun, während er seine Stiche einnahm, wieder einen Blick auf Natascha.

Was ist nur mit ihr geschehen? fragte er sich noch erstaunter.

Fürst Andrej stand mit zart aufmerksamem Gesichtsausdruck da und sagte etwas zu ihr. Sie hob den Kopf hoch, wurde rot und sah ihn an, sichtlich bemüht, ihr erregtes Atmen zu verbergen. Und der helle Glanz des inneren Feuers, das vorhin wie erloschen geschienen hatte, loderte wieder in ihren Augen auf. Sie war wie umgewandelt: soeben hatte sie noch für häßlich gelten können, und plötzlich war sie wieder ebenso hübsch wie auf dem Ball.

Fürst Andrej trat auf Pierre zu, und Pierre bemerkte, daß das Gesicht seines Freundes ganz anders und viel jünger aussah.

Während des Spieles mußte Pierre verschiedene Male den Platz wechseln, kam so bald mit dem Rücken, bald mit dem Gesicht gegen Natascha zu sitzen, und so stellte er im Verlauf der ganzen sechs Robber¹⁰⁴ seine Beobachtungen über sie und seinen Freund an.

Zwischen ihnen geht etwas Wichtiges vor, dachte Pierre, und ein frohes und zugleich bitteres Gefühl erregte ihn und ließ ihn seinen Kummer vergessen.

Nach dem sechsten Robber stand der General auf und sagte, so könne man unmöglich weiterspielen, und Pierre wurde frei. Natascha unterhielt sich nach der einen Seite mit Sonja und Boris, während Wera auf der anderen Seite mit einem feinen Lächeln den Fürsten Andrej in irgendein Gespräch gezogen hatte. Pierre trat auf seinen Freund zu und setzte sich mit der Frage, ob es wohl ein Geheimnis sei, was sie da miteinander besprächen, neben die beiden. Wera war das Interesse des Fürsten Andrej für Natascha nicht entgangen, sie fand, daß es auf einer Abendgesellschaft, auf einer richtigen Abendgesellschaft, unbedingt auch feine Anspielungen auf Gefühle geben müsse, und so hatte sie denn, die Zeit benutzend, da Fürst Andrej nicht in das allgemeine Gespräch verwickelt war, mit ihm eine Unterhaltung über Gefühle im allgemeinen und ihre Schwester im besonderen angefangen. Sie hielt es für notwendig, einem so klugen Gast gegenüber – denn dafür hielt sie den Fürsten Andrej – alle ihre diplomatischen Künste spielen zu lassen.

Als Pierre zu den beiden herantrat, bemerkte er, daß Wera mit selbstzufriedener Hingabe ihr Gespräch führte, und daß Fürst Andrej, was selten der Fall war, verlegen schien.

»Was meinen Sie?« fragte Wera mit feinem Lächeln. »Sie sind doch so scharfsichtig, Fürst, und durchschauen den Charakter eines Menschen auf den ersten Blick. Was glauben Sie von Natascha: kann sie in ihren Neigungen beständig sein, kann sie so wie andere Frauen« – damit meinte Wera sich selbst – »auf den ersten Blick einen Menschen lieb gewinnen und ihm dann immer treu bleiben? Denn das halte ich doch für die wahre Liebe. Wie denken Sie darüber, Fürst?«

»Ich kenne Ihr Fräulein Schwester zu wenig«, erwiderte Fürst Andrej mit spöttischem Lächeln, unter dem er seine Verlegenheit verbergen wollte, »um eine so delikate Frage entscheiden zu können. Ferner habe ich die Beobachtung gemacht, daß eine Frau um so beständiger ist, je weniger sie gefällt«, fügte er hinzu und sah Pierre an, der sich in diesem Augenblick zu ihnen gesellte.

»Ja, da haben Sie recht, Fürst! In unserer Zeit«, fuhr Wera fort – sie sprach von »unserer Zeit«, wie das beschränkte Leute gern tun, als hätten sie an »unserer Zeit« besondere Eigentümlichkeiten herausgefunden und ihren Wert abzuschätzen verstanden, und als ob sich die Charaktereigenschaften der Menschen mit den Zeiten änderten –, »in unserer Zeit haben die jungen Mädchen so viele Freiheiten, daß le

plaisir d'être courtisée bei ihnen oft ein wahres Gefühl erstickt. Et Natalie, il faut l'avouer, y est très sensible.«

Ihr Zurückkommen auf Natascha rief bei dem Fürsten Andrej ein ärgerliches Stirnrunzeln hervor, er wollte aufstehen, aber Wera fuhr mit noch feinerem Lächeln fort: »Ich glaube, keinem jungen Mädchen ist so die Cour gemacht worden wie ihr, aber niemals, bis auf die allerletzte Zeit, hat ihr jemand ernstlich gefallen. Das wissen Sie doch auch, Graf«, wandte sie sich an Pierre, »nicht einmal unser lieber Vetter Boris, der, unter uns gesagt, doch bis über die Ohren in sie verliebt war.«

Fürst Andrej wurde noch finsterer und schwieg.

»Sie sind doch mit Boris befreundet?« fragte ihn Wera.

»Ja, ich kenne ihn ...«

»Sicher hat er Ihnen da auch von seiner Kinderliebe zu Natascha erzählt.«

»Hat denn eine solche Kinderliebe zwischen ihnen bestanden?« fragte Fürst Andrej, plötzlich rot werdend.

»Ja. Vous savez entre cousin et cousine cette intimité mène quelquefois à l'amour: le cousinage est un dangereux voisinage. N'est-ce pas?«

»Aber ganz sicher!« sagte Fürst Andrej, der mit einem Mal unnatürlich lebhaft wurde und Pierre zu necken anfang: er solle ja im Verkehr mit seinen fünfzigjährigen Cousinsen in Moskau recht vorsichtig sein. Plötzlich aber stand er mitten in seinen scherzenden Worten auf, nahm Pierres Arm und führte ihn etwas beiseite.

»Was gibt's?« fragte Pierre, der erstaunt in das merkwürdig belebte Gesicht seines Freundes sah und den Blick beobachtet hatte, den Fürst Andrej beim Aufstehen Natascha zuwarf.

»Ich muß unbedingt, unbedingt mit dir sprechen«, sagte Fürst Andrej. »Du kennst doch unsere Frauenhandschuhe bei den Freimaurern.« Er sprach von jenen Frauenhandschuhen, die jedem neu eintretenden Freimaurer überreicht wurden, damit er sie derjenigen Frau aushändige, die er liebe. »Ich ... aber nein, ich werde später noch einmal mit dir darüber sprechen ...«

Und mit einem seltsamen Leuchten in den Augen und einer merkwürdigen Unruhe in den Bewegungen trat Fürst Andrej auf Natascha

zu und setzte sich neben sie. Pierre sah, wie er sie irgend etwas fragte, und wie sie ihm errötend antwortete.

Aber in diesem Augenblick trat Berg an Pierre heran und bat ihn flehentlich, sich doch an einer Diskussion über die spanischen Operationen zu beteiligen, die zwischen dem General und dem Obersten entbrannt war.

Berg war glücklich und zufrieden. Das frohe Lächeln schwand nicht aus seinem Gesicht. Ihre Abendgesellschaft war vollkommen gelungen und ganz ebenso wie alle die anderen Abendgesellschaften auch, an denen er je teilgenommen hatte. Alles war wie immer: die feinen, gedämpften Unterhaltungen der Damen, das Kartenspiel, der General mit seiner herausfordernden Stimme am Kartentisch, der Samowar, das Gebäck, nur eines hatte noch gefehlt, etwas, das er auf allen Abendgesellschaften, deren Beispiel ihm vorschwebte, beobachtet hatte: ein lautes Gespräch zwischen den Herren und eine Debatte über irgendein wichtiges und kluges Thema. Der General hatte nun ein solches Gespräch angefangen, und deshalb holte Berg Pierre schleunigst dazu heran.

Am nächsten Tag kam Fürst Andrej zu den Rostows zum Mittagessen, da ihn Graf Ilja Andrejewitsch eingeladen hatte, und verlebte den ganzen Tag bei ihnen.

Alle im Hause fühlten, wem die Besuche des Fürsten Andrej galten, und er selber machte auch kein Hehl daraus und bemühte sich, den ganzen Tag mit Natascha zusammen zu sein. Aber nicht nur auf Nataschas Herzen, die glücklich und entzückt, gleichzeitig aber auch erschrocken war, sondern auch auf dem ganzen Haus lastete wie ein Alp die Erwartung von etwas Wichtigem, das sich vollziehen sollte. Die Gräfin sah den Fürsten Andrej mit traurigen oder doch ernsten Augen an, wenn er mit Natascha sprach, und zog ihn künstlich und verlegen in irgendein gleichgültiges Gespräch, sobald er nur zu ihr hinblickte. Sonja fürchtete, Natascha allein zu lassen, fürchtete aber ebenso, zu stören, wenn sie bei ihnen blieb. Natascha sah vor ängstlicher Erwartung ganz blaß aus, wenn sie einmal einen Augenblick mit ihm allein blieb. Fürst Andrejs Schüchternheit fiel ihr auf. Sie fühlte, daß er ihr etwas sagen wollte, sich aber nicht dazu entschließen konnte.

Abends, als Fürst Andrej weggefahren war, kam die Gräfin zu Natascha und fragte sie flüsternd: »Nun, wie steht's?«

»Um Gottes willen, fragen Sie mich jetzt nichts, Mama! Das kann man nicht mit Worten sagen«, erwiderte Natascha.

Trotzdem lag sie an diesem Abend lange, bald erregt, bald erschrocken, mit schweren Augen bei der Mutter im Bett. Sie erzählte ihr, daß er sie gelobt und ihr gesagt habe, er wolle bald ins Ausland reisen, daß er gefragt habe, wo sie den Sommer verleben würden, und auch Boris erwähnt habe.

»Aber so ... so ist mir noch niemals ums Herz gewesen«, sagte sie. »Nur habe ich immer solche Angst, wenn er da ist, immer habe ich Angst, wenn er da ist. Was bedeutet das? Bedeutet das, daß er der Richtige ist? Ja? Mama, Sie schlafen wohl schon?«

»Nein, mein Liebling, mir ist selber bang zumute«, erwiderte die Mutter. »Aber geh jetzt.«

»Ich kann ja doch nicht schlafen. Was für ein Unsinn, schlafen! Mamachen, Mamachen, so ist mir noch nie ums Herz gewesen!« sagte sie verwundert und erschrocken über das Gefühl, dessen sie sich bewußt wurde. »Wer hätte so etwas denken können?«

Natascha glaubte, sich schon damals in Otradnoje, als sie den Fürsten Andrej zum erstenmal gesehen hatte, in ihn verliebt zu haben. Sie erschrak gleichsam vor dem seltsamen, unerwarteten Glück, daß sie gerade den Menschen, den sie schon damals auserwählt hatte – und davon war sie fest überzeugt –, daß sie diesen selben Menschen hier wiedergetroffen hatte, und er anscheinend nicht gleichgültig gegen sie war.

Und ausgerechnet jetzt, wo wir hier sind, mußte er nach Petersburg kommen. Und dann mußten wir uns auf diesem Ball treffen! Das alles ist eine Fügung des Schicksals. Es ist ganz klar, daß dies eine Fügung des Schicksals ist, und daß dies alles dazu geführt hat. Schon damals, als ich ihn nur sah, empfand ich etwas Sonderbares.

»Was hat er denn noch zu dir gesagt? Was sind denn das für Verse? Sag sie doch einmal her ...«, sagte die Mutter nachdenklich und meinte die Verse, die Fürst Andrej Natascha ins Album geschrieben hatte.

»Mama, ist es nicht beschämend für mich, daß er Witwer ist?«

»Nun höre aber auf, Natascha! Bete zu Gott! Les mariages se font dans les cieux.«

»Mein liebes, bestes Mamachen, wie lieb habe ich Sie, und wie glücklich bin ich!« rief Natascha, weinte vor Glück und Erregung und umarmte die Mutter.

Zur selben Zeit saß Fürst Andrej bei Pierre und sprach mit ihm über seine Liebe zu Natascha und seine feste Absicht, sie zu seiner Frau zu machen.

An diesem Tag war bei der Gräfin Helene eine größere Gesellschaft versammelt: der französische Gesandte war da, der Prinz, der seit einiger Zeit ein häufiger Gast im Hause der Gräfin geworden war, und noch viele glänzende Damen und Herren. Pierre war unten gewesen, war durch die Säle gegangen und hatte alle durch seine starre, zerstreute und finstere Miene verblüfft.

Seit jenem Ball fühlte Pierre, wie ein neuer Anfall von Schwermut über ihn kam, und suchte verzweifelt dagegen anzukämpfen. Er war, als der Prinz anfang, häufiger bei seiner Frau zu verkehren, unerwarteterweise zum Kammerherrn ernannt worden und fühlte sich seit jener Zeit in der großen Gesellschaft bedrückt und beschämt. Immer häufiger kamen ihm seine früheren finsternen Gedanken von der Eitelkeit alles Menschlichen. Auch die zur gleichen Zeit von ihm gemachten Beobachtungen über die Gefühle seines Schützlings Natascha und des Fürsten Andrej trugen, wenn er seine Lage mit der seines Freundes verglich, dazu bei, seine finstere Gemütsstimmung noch mehr zu verdüstern. Dennoch gab er sich Mühe, nicht an seine Frau oder an Natascha und den Fürsten Andrej zu denken. Wieder erschien ihm alles nichtig im Vergleich mit der Ewigkeit, wieder drängte sich ihm die Frage auf: Wozu dies alles? Und so mühte er sich Tag und Nacht mit Freimaurerarbeiten ab, in der Hoffnung, dadurch seine böse Stimmung zu vertreiben.

Pierre hatte sich gegen zwölf aus den Gemächern seiner Frau zurückgezogen und saß nun in einem abgetragenen Schlafrock bei sich oben in seinem verräucherten, niedrigen Zimmer am Tisch und schrieb lange Akten aus Schottland für die Freimaurer ab, als jemand zu ihm ins Zimmer trat. Es war Fürst Andrej.

»Ach, Sie sind es«, sagte Pierre mit zerstreuter, nicht gerade erfreuter Miene. »Sehen Sie, ich arbeite«, fuhr er fort und wies mit einer Miene auf das Heft, als erwarte er von ihm, wie alle unglücklichen Menschen von ihrer Arbeit, Erlösung aus allen Lebensnöten.

Fürst Andrej blieb mit dem strahlenden, begeisterten Gesicht eines zu neuem Leben erwachten Menschen vor Pierre stehen, bemerkte dessen unglückliche Miene gar nicht und lächelte ihm im Egoismus seines Glückes zu.

»Ja, mein Lieber«, fing er an, »ich wollte es dir schon gestern sagen und bin nun heute eigens deshalb zu dir gekommen. Noch nie habe ich etwas Ähnliches empfunden. Ich bin verliebt, mein Freund.«

Pierre seufzte plötzlich auf und ließ sich mit der ganzen Last seines schweren Körpers neben Fürst Andrej auf dem Sofa nieder.

»In Natascha Rostowa, nicht wahr?« fragte er.

»Ja natürlich, in wen denn sonst? Ich hätte es nicht für möglich gehalten, aber dieses Gefühl ist stärker als ich. Gestern noch quälte ich

mich und litt, aber auch diese Qualen möchte ich nicht um alles in der Welt missen. Ich habe früher überhaupt nicht gelebt. Erst jetzt fange ich damit an, aber ich kann nicht mehr ohne sie leben. Doch kann sie mich überhaupt lieben? Bin ich nicht zu alt für sie? Warum sagst du denn gar nichts?«

»Ich? Ich? Ich habe es Ihnen schon gesagt«, erwiderte Pierre, stand plötzlich auf und fing an, im Zimmer auf und ab zu gehen. »Ich habe mir das schon immer gedacht ... Dieses Mädchen ist ein solches Kleinod, eine solche ... Es ist ein seltenes Mädchen ... Mein lieber Freund, tun Sie mir bloß den Gefallen und quälen Sie sich nicht mit Grübeleien und Zweifeln, sondern heiraten Sie, heiraten Sie, heiraten Sie ... Und ich bin überzeugt, daß Sie der glücklichste Mensch auf der ganzen Welt sein werden.«

»Aber sie?«

»Natascha liebt Sie.«

»Rede doch keinen Unsinn ...« sagte Fürst Andrej und sah Pierre lächelnd in die Augen.

»Sie liebt Sie, ich weiß es doch«, rief Pierre wütend.

»Nein, hör mal«, sagte Fürst Andrej und hielt ihn an der Hand fest. »Du begreifst doch wohl, in was für einer Lage ich mich befinde? Ich muß jemandem mein ganzes Herz ausschütten.«

»Na, so reden Sie doch, ich freue mich sehr«, erwiderte Pierre, und sein Gesicht nahm auch tatsächlich einen anderen Ausdruck an: die finsternen Falten glätteten sich, und er hörte dem Fürsten Andrej freundlich zu.

Bolkonskij schien ein ganz anderer, neuer Mensch geworden zu sein. Von seinem Weltschmerz, seiner Verachtung fürs Leben und seiner großen Enttäuschung war nichts mehr zu spüren. Pierre war der einzige Mensch, zu dem er sich offen aussprechen wollte, dafür schüttete er ihm aber auch sein ganzes Herz aus. Bald machte er leicht und kühn Pläne auf lange Zukunft hinaus oder sprach davon, daß er sein Glück nicht den Launen seines Vaters zum Opfer bringen dürfe und seinen Vater entweder zwingen müsse, seine Einwilligung zu dieser Ehe zu geben und Natascha zu lieben, oder sich ohne seine Zustimmung mit ihr vermählen müsse, bald wieder wunderte er sich wie über etwas Seltsames und Fremdes über jenes Gefühl, das sich so unabhängig von seinem eignen Willen seiner bemächtigt hatte.

»Ich hätte es nicht geglaubt, wenn es mir einer gesagt hätte, daß ich so lieben könnte«, sagte Fürst Andrej. »Es ist ein ganz anderes Gefühl als das, was ich früher empfunden habe. Die ganze Welt teilt sich für mich jetzt in zwei Hälften: auf der einen Seite – sie, und dort ist alles Glück, alle Hoffnung und alles Licht, auf der anderen – alles übrige, wo sie nicht ist, und dort ist aller Trübsinn und alle Finsternis ...«

»Trübsinn und Finsternis«, wiederholte Pierre. »Ja, ja, das verstehe ich.«

»Und ich kann doch gar nicht anders, als das Licht lieben, das ist doch nicht meine Schuld. Ich bin glücklich, sehr glücklich. Du wirst mich verstehen. Ich weiß, daß du dich für mich freust.«

»Ja, ja«, bestätigte Pierre und sah seinen Freund mit gerührten, traurigen Augen an. Und je glänzender ihm das Geschick des Fürsten Andrej erschien, um so düsterer kam ihm sein eignes vor.

Zu einer Heirat brauchte Fürst Andrej aber die Einwilligung seines Vaters, und deshalb fuhr er am nächsten Tag nach Hause.

Der Vater nahm die Eröffnungen seines Sohnes äußerlich ganz ruhig entgegen, innerlich aber war er höchst ergrimmt. Er konnte nicht verstehen, wie ein anderer sein Leben ändern und noch etwas Neues hineinbringen konnte, wo für ihn das Leben doch schon zu Ende war. Sie sollten mich doch wirklich noch die paar Jahre, so wie es mir paßt, zu Ende leben lassen, dann können sie ja machen, was sie wollen, dachte der Alte bei sich. Doch dem Sohn zeigte er jene Diplomatie, die er gegen ihn immer in den wichtigsten Augenblicken seines Lebens beobachtet hatte. In ruhigem Ton unterzog er die ganze Angelegenheit einer eingehenden Prüfung.

Erstens einmal sei es keine glänzende Partie, was Familie, Vermögen und Verbindungen betraf. Zweitens sei Fürst Andrej bereits über die ersten Jugendjahre hinaus und etwas kränklich, was der alte Fürst besonders betonte, sie dagegen sei noch sehr jung. Drittens habe er einen Sohn, den er einer so jungen Mutter wohl schwerlich überlassen könne. »Und viertens endlich«, sagte der Vater und sah seinen Sohn dabei spöttisch an, »bitte ich dich, schiebe die Angelegenheit noch ein Jahr auf, reise ins Ausland, werde erst einmal gesund, suche meinetwegen, wie du es ja wolltest, einen deutschen Erzieher für den kleinen Fürsten Nikolaj, und wenn dann nach einem Jahr deine Liebe, deine Leidenschaft oder deine Dickköpfigkeit – nenne es, wie du willst – noch ebenso groß sein sollte, dann heirate. Dies ist mein letztes Wort, versteh mich wohl, mein letztes ...« schloß der Fürst in einem Ton, der deutlich besagte, daß nichts in der Welt ihn dazu bringen werde, diesen seinen Beschluß zu ändern.

Fürst Andrej merkte deutlich, daß der Alte hoffte, seine oder seiner künftigen Braut Liebe werde die Prüfung von einem Jahr nicht aushalten oder er, der alte Fürst, werde während dieser Zeit sterben, und so beschloß Fürst Andrej, den Wunsch seines Vaters zu erfüllen, indem er um Nataschas Hand anhielt, die Hochzeit aber noch ein Jahr hinausschob.

Drei Wochen nach dem letzten Abend bei den Rostows kehrte Fürst Andrej nach Petersburg zurück.

Am Tage nach ihrer Aussprache mit der Mutter hatte Natascha den ganzen Tag auf Bolkonskij gewartet, er aber war nicht gekommen. Auch am nächsten und am übernächsten Tag erwartete sie ihn vergeblich. Auch Pierre kam nicht, und Natascha, die nicht wußte, daß Fürst Andrej zu seinem Vater aufs Land gefahren war, konnte sich sein Fernbleiben gar nicht erklären.

So vergingen drei Wochen. Natascha wollte nirgends hingehen, schlich matt und niedergeschlagen wie ein Schatten durch die Zimmer, weinte nachts im geheimen und zeigte sich abends nie bei ihrer Mutter. Sie war sehr gereizt und wurde bei jeder Gelegenheit rot. Ihr schien, als müßte jedermann von ihrer Enttäuschung wissen, sich über sie lustig machen oder sie bedauern.

Bei all ihrem inneren Leid trug diese verletzte Eigenliebe noch zu ihrem Kummer bei.

Einmal kam sie zur Gräfin, wollte etwas zu ihr sagen und brach plötzlich in Tränen aus. Sie weinte wie ein Kind, das sich gekränkt fühlt, weil es nicht weiß, warum es bestraft worden ist. Die Gräfin schickte sich an, sie zu trösten. Natascha hörte anfänglich den Worten ihrer Mutter zu, dann aber unterbrach sie sie plötzlich: »Hören Sie auf, Mama, ich mache mir keine Gedanken und will mir auch gar keine machen. Er ist zu uns gekommen, und nun kommt er eben nicht mehr und damit gut ...«

Ihre Stimme fing an zu beben, beinahe hätte sie wieder losgehult, aber sie beherrschte sich und fuhr ganz ruhig fort: »Ich will überhaupt nicht heiraten. Und dann fürchte ich mich auch vor ihm. Und jetzt bin ich wieder ganz, ganz ruhig ...«

Am Tag nach dieser Aussprache zog Natascha ihr altes Kleid wieder an, das ihr deshalb so lieb war, weil sie in ihm ihre Morgenstunden immer so lustig verbracht hatte, und von jenem Tag an begann sie wieder ihre alte Lebensweise, die nach dem Ball eine andere geworden war. Gleich nach dem Tee lief sie in den Saal, den sie seiner starken Resonanz wegen ganz besonders liebte, und fing an, hier ihre Solfeggien¹⁰⁵ zu singen. Nachdem sie mit der ersten Übung fertig war, stellte sie sich mitten in den Saal und wiederholte die eine

Stelle, die ihr besonders gefallen hatte. Voller Freude, als vernähme sie es heute zum erstenmal, hörte sie, wie herrlich diese Töne dahinschwebten, den ganzen leeren Saal erfüllten und dann langsam verklangen. Ihr wurde plötzlich wieder ganz heiter zumute. Warum so viel darüber nachgrübeln, es ist doch auch so sehr schön, sagte sie sich und fing an, im Saal auf und ab zu gehen, wobei sie nicht mit gewöhnlichen Schritten über den hallenden Parkettfußboden ging, sondern bei jedem Schritt mit dem Absatz aufklappte – sie trug ganz neue Schuhe, die ihr sehr gut gefielen –, um sich dann auf die Stiefelspitze zu erheben, und horchte nun ebenso froh, wie sie soeben dem Klang ihrer Stimme gelauscht hatte, auf das taktmäßige Klappen ihrer Hacken und das Knarren ihrer Stiefelspitzen. Als sie am Spiegel vorbeiging, warf sie einen Blick hinein. Ja, das bin ich, schien ihr Gesichtsausdruck zu sagen, als sie sich im Spiegel erblickte. Es ist ja auch so ganz gut. Ich brauche gar niemanden.

Ein Diener wollte eintreten, um im Saal etwas in Ordnung zu bringen, aber sie ließ ihn nicht herein, machte die Tür wieder hinter ihm zu und setzte ihren Spaziergang fort. Sie hatte sich an diesem Morgen wieder in ihren Lieblingszustand, in den der Eigenliebe und Selbstverhimmelung, zurückversetzt. Was für ein goldiger Kerl ist doch diese Natascha! sagte sie wieder von sich, als spräche irgendein alle Männer in sich vereinender Dritter von ihr. Sie ist jung und hübsch, hat eine prächtige Stimme und tut keinem etwas zuleide. Also laßt doch gefälligst auch sie in Ruhe! Aber wenn man sie auch noch so sehr in Ruhe gelassen hätte, ruhig hätte sie trotzdem nicht sein können, das fühlte sie doch.

Im Vorzimmer wurde die Tür zum Flur aufgemacht und jemand fragte: »Sind die Herrschaften zu Hause?« Dann hörte man Schritte. Natascha blickte in den Spiegel, sah aber nicht mehr ihr Bild darin. Sie horchte auf das Geräusch im Vorzimmer. Als sie wieder auf ihr Gesicht sah, bemerkte sie, daß es ganz bleich war. Das war er. Sie wußte es ganz genau, obgleich sie kaum den Klang seiner Stimme durch die geschlossenen Türen hatte hören können.

Bleich und erschrocken lief Natascha in den Salon.

»Mama, Bolkonskij ist soeben gekommen!« rief sie. »Mama, das ist furchtbar, das ist unerträglich! Ich will nicht ... diese Qual! Was soll ich nur machen? ...«

Die Gräfin hatte noch nicht Zeit gefunden, ihr eine Antwort zu geben, als Fürst Andrej mit ernstem und erregtem Gesicht in den Salon eintrat. Doch kaum hatte er Natascha erblickt, so flog ein Leuchten über sein Gesicht. Er küßte der Gräfin und Natascha die Hand und nahm neben dem Sofa Platz.

»Wir haben lange nicht das Vergnügen gehabt ...«, wollte die Gräfin anfangen, aber Fürst Andrej unterbrach sie, indem er gleich auf ihre Frage antwortete. Er hatte es sichtlich sehr eilig, das, was ihm am Herzen lag, auszusprechen.

»Ich habe Sie die ganze Zeit über nicht aufsuchen können, weil ich bei meinem Vater war: ich hatte eine äußerst wichtige Angelegenheit mit ihm zu besprechen. Erst gestern nacht bin ich zurückgekehrt«, sagte er mit einem Blick auf Natascha. »Ich muß mit Ihnen sprechen, Gräfin«, fuhr er dann fort, nachdem er einen Augenblick geschwiegen hatte.

Die Gräfin seufzte schwer und senkte die Augen.

»Bitte, ich bin bereit«, sagte sie.

Natascha begriff, daß sie hinausgehen sollte, aber sie konnte es nicht tun, irgend etwas schnürte ihr die Kehle zu, und sie starrte dem Fürsten Andrej mit weitgeöffneten Augen ziemlich ungesittet gerade ins Gesicht.

Jetzt gleich? ... In diesem Augenblick? ... Nein, das kann doch nicht sein ..., dachte sie.

Wieder sah er sie an, und dieser Blick gab ihr die Gewißheit, daß sie sich nicht getäuscht hatte. Ja, jetzt gleich, in diesem Augenblick sollte sich ihr Schicksal entscheiden.

»Geh hinaus, Natascha, ich rufe dich dann«, flüsterte ihr die Gräfin zu.

Natascha sah den Fürsten Andrej und ihre Mutter mit erschrockenen, flehenden Blicken an und ging hinaus.

»Ich bin gekommen, Gräfin, um Sie um die Hand Ihrer Tochter zu bitten«, sagte Fürst Andrej.

Über das Gesicht der Gräfin flog eine jähe Röte, aber sie antwortete nicht sogleich.

»Ihr Antrag ...«, fing sie dann gemessen an – er schwieg und sah ihr gerade in die Augen –, »Ihr Antrag ...«, sie geriet etwas in

Verlegenheit, »ist uns angenehm, und ... ich nehme Ihren Antrag an, ich freue mich darüber. Und auch mein Mann ... ich hoffe ... aber es wird ja von ihr selbst abhängen ...«

»Ich werde es ihr sagen, sobald ich Ihre Einwilligung dazu habe. Werden Sie mir diese geben?« fragte Fürst Andrej.

»Ja«, sagte die Gräfin und reichte ihm die Hand, und als er sich über diese Hand beugte, drückte sie in einem Gemisch von Zärtlichkeit und Fremdsein ihre Lippen auf seine Stirn. Sie wollte ihn lieben wie ihren Sohn, aber sie fühlte, daß er ein Fremder für sie war und sie Angst vor ihm hatte. »Ich bin überzeugt«, fuhr sie dann fort, »daß auch mein Mann seine Einwilligung geben wird. Aber Ihr Herr Vater ...«

»Mein Vater, den ich von meinen Plänen bereits in Kenntnis gesetzt habe, hat mir seine Einwilligung unter der unerläßlichen Bedingung gegeben, daß die Hochzeit nicht vor Ablauf eines Jahres stattfindet. Das wollte ich Ihnen noch mitteilen«, sagte Fürst Andrej.

»Freilich, Natascha ist ja noch sehr jung, aber ein Jahr ist doch eine recht lange Zeit.«

»Es geht nicht anders«, erwiderte Fürst Andrej seufzend.

»Ich werde sie Ihnen hereinschicken«, sagte die Gräfin und ging hinaus.

»Herr, erbarme dich unser!« betete sie, während sie nach der Tochter suchte.

Sonja sagte, Natascha sei im Schlafzimmer. Sie saß auch wirklich auf ihrem Bett, blaß und mit brennenden Augen, hielt den Blick auf das Heiligenbild gerichtet, bekreuzigte sich heftig und murmelte etwas vor sich hin. Als sie die Mutter sah, sprang sie auf und lief ihr entgegen.

»Was ist, Mama? Was ist?«

»Komm, geh hinunter zu ihm. Er hält um deine Hand an«, sagte die Gräfin, und Natascha schien es, als klänge ihre Stimme kalt. »Geh ... geh«, sagte die Mutter noch einmal wehmütig und vorwurfsvoll zu der hinwegeilenden Tochter und seufzte schwer.

Natascha wußte nicht, wie sie in den Salon gekommen war. Als sie durch die Tür trat und ihn erblickte, blieb sie plötzlich stehen. Soll dieser fremde Mensch jetzt wirklich alles für mich sein? fragte sie

sich, aber augenblicklich kam ihr auch schon die Antwort: Ja, alles: er allein ist mir jetzt teurer als alles auf der Welt.

Fürst Andrej trat mit niedergeschlagenen Augen auf sie zu.

»Ich habe Sie von dem Augenblick an geliebt, als ich Sie zum erstenmal gesehen habe. Darf ich hoffen?«

Sie sah ihn an, und der ernste, leidenschaftliche Ausdruck auf seinem Gesicht machte großen Eindruck auf sie. Ihre Züge schienen zu sagen: Wozu noch fragen? Warum an etwas zweifeln, dessen man sicher ist. Wozu sprechen, wenn man ja doch das, was man fühlt, nicht mit Worten ausdrücken kann?

Sie trat einen Schritt auf ihn zu und blieb wieder stehen. Er ergriff ihre Hand und küßte sie. »Lieben Sie mich?«

»Ja, ja«, stieß Natascha beinahe ärgerlich hervor und seufzte laut, dann noch einmal, und dann immer wieder und wieder und brach schließlich in Schluchzen aus.

»Aber was ist? Was haben Sie denn?«

»Ach, ich bin so glücklich«, erwiderte sie, unter Tränen lächelnd, beugte sich näher zu ihm hin, zögerte einen Augenblick, als ob sie sich fragte, ob sie das auch dürfe, und küßte ihn.

Fürst Andrej hielt ihre beiden Hände in den seinen, sah ihr in die Augen und fand in seinem Herzen die frühere Liebe zu ihr nicht wieder. Seine Gefühle hatten eine plötzliche Wandlung erfahren: der frühere poetische und geheimnisvolle Reiz des Verlangens war geschwunden, dafür fühlte er etwas wie Mitleid mit ihrer weiblichen und kindlichen Schwäche, fürchtete sich vor ihrer Hingabe und Gläubigkeit und war sich der schweren und zugleich frohen Pflicht bewußt, die ihn auf ewig an sie knüpfte. Und wenn auch das Gefühl, das er jetzt empfand, nicht mehr so licht und poetisch war wie das frühere, so war es dafür doch ernster und stärker.

»Hat Ihnen maman gesagt, daß unsere Hochzeit nicht vor einem Jahr sein kann?« fragte Fürst Andrej und sah ihr dabei immer noch in die Augen.

Bin ich das wirklich, ich, das Kind, wie sie mich immer nennen? dachte Natascha. Bin ich wirklich von diesem Augenblick an Frau und diesem fremden, lieben und klugen Mann, den sogar der Vater hochachtet, ebenbürtig? Träume ich nicht? Ist es wirklich wahr, daß

ich das Leben nun ernst nehmen muß und eine Erwachsene bin, daß von nun an die Verantwortung für jedes Wort, für jede Tat auf mir selber ruht? Aber was hat er mich doch eben gefragt?

»Nein«, erwiderte sie, ohne recht verstanden zu haben, was er sie gefragt hatte.

»Verzeihen Sie mir«, sagte Fürst Andrej, »aber Sie sind noch so jung, und ich habe schon soviel im Leben durchmachen müssen. Mir ist bang um Sie. Sie kennen sich selbst noch nicht.«

Natascha hörte ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zu, bemüht, den Sinn seiner Worte zu erfassen, verstand ihn aber nicht.

»Wie schwer mir dieses Jahr auch werden wird, das mich von meinem Glück trennt«, fuhr Fürst Andrej fort, »so können Sie doch während dieser Zeit sich selber prüfen. Ich bitte Sie jetzt nur, mich nach einem Jahr glücklich zu machen, aber Sie sind vollständig frei: unser Verlöbnis bleibt geheim, und wenn Sie zu der Überzeugung gelangen sollten, daß Sie mich nicht lieben oder einen anderen lieber hätten ...« fügte Fürst Andrej mit gezwungenem Lächeln hinzu.

»Warum reden Sie so?« unterbrach ihn Natascha. »Sie wissen es ja doch, daß ich Sie von jenem selben Tag an, als Sie zum erstenmal nach Otradnoje kamen, gleich liebgewonnen habe«, sagte sie, fest überzeugt, daß sie die Wahrheit sprach.

»In diesem einen Jahr werden Sie sich selber kennen lernen ...«

»Ein ganzes Jahr!« rief Natascha, und erst jetzt begriff sie, daß die Hochzeit ein Jahr hinausgeschoben werden sollte. »Aber warum denn ein Jahr? Warum ein ganzes Jahr?«

Fürst Andrej wollte ihr die Gründe dieses Aufschubs erklären, aber Natascha hörte nicht auf ihn.

»Und anders geht es nicht?« fragte sie.

Fürst Andrej gab keine Antwort, aber auf seinem Gesicht stand die Unabänderlichkeit dieses Entschlusses geschrieben.

»Das ist ja entsetzlich! Nein, das ist furchtbar, entsetzlich!« stieß plötzlich Natascha hervor und fing wieder an zu schluchzen. »Ich sterbe, wenn ich noch ein ganzes Jahr warten muß: das ist unmöglich, das ist furchtbar!«

Sie blickte ihrem Bräutigam ins Gesicht und sah einen Ausdruck des Mitleids und des Staunens in seinen Zügen.

»Nein, nein, ich werde es ertragen«, sagte sie und trocknete plötzlich ihre Tränen. »Ich bin ja so glücklich.«

Da traten Vater und Mutter ins Zimmer und segneten Bräutigam und Braut.

Von diesem Tag an kam Fürst Andrej als Bräutigam ins Rostowsche Haus.

Eine Verlobungsfeier fand nicht statt, und es wurde niemandem die Verlobung Bolkonskij's mit Natascha angezeigt, darauf bestand Fürst Andrej. Da er ja selber die Ursache des Aufschubs sei, sagte er, müsse auch er allein die ganzen schweren Folgen tragen, die sich daraus ergeben. Er sagte, er habe sich durch sein Wort auf ewig verpflichtet, Natascha aber solle nicht gebunden sein, er lasse ihr die volle Freiheit. Sollte sie nach einem halben Jahr fühlen, daß sie ihn nicht liebe, so stehe ihr voll und ganz das Recht zu, ihn abzuweisen. Natürlich wollten weder Natascha noch ihre Eltern etwas davon wissen, aber Fürst Andrej bestand auf seinem Willen.

Bolkonskij war nun jeden Tag bei den Rostows, aber er verkehrte nicht wie ein Bräutigam mit Natascha: er sagte »Sie« zu ihr und küßte ihr nur die Hand. Zwischen ihm und ihr hatten sich seit seinem Antrag enge, schlichte Beziehungen angeknüpft, die so ganz anders als ihre früheren waren. Es war, als hätten sie sich bisher überhaupt noch nicht gekannt. Beide erinnerten sich gern daran, mit was für Augen sie einander angesehen hatten, als noch nichts zwischen ihnen gewesen war; sie fühlten sich jetzt als ganz andere Wesen: damals war alles an ihnen verstellt gewesen, jetzt war alles einfach und aufrichtig.

Anfänglich fühlte sich die ganze Familie im Verkehr mit dem Fürsten Andrej etwas unbehaglich, er erschien ihnen wie ein Mensch aus einer ganz anderen Welt, und Natascha hatte Mühe, ihre Angehörigen an Bolkonskij zu gewöhnen, und versicherte allen mit Stolz, daß er zwar besonders scheine, im Grund aber ebenso ein Mensch sei wie sie alle, und daß sie gar keine Angst vor ihm habe und keiner sich vor ihm zu fürchten brauche. So gewöhnte sich die Familie nach einigen Tagen an ihn und führte, ohne sich Zwang anzulegen, ihr Leben in der Art wie früher weiter, und er selber nahm an diesem Leben teil. Mit dem Grafen unterhielt er sich über die Wirtschaft, mit der Gräfin und Natascha über Toilettenfragen und mit Sonja über ihre Albums und Handarbeiten.

Bisweilen sprachen die Rostowschen Familienmitglieder unter sich und auch in Gegenwart des Fürsten Andrej ihre Verwunderung darüber aus, wie doch das alles so gekommen sei und welche offen-

kundige Vorzeichen dem vorausgegangen seien: der Besuch des Fürsten Andrej in Otradnoje, ihre Übersiedlung nach Petersburg, die Ähnlichkeit zwischen Natascha und dem Fürsten Andrej, welche die Kindermuhme gleich beim ersten Besuch Bolkonskijs festgestellt hatte, das Zusammentreffen von Andrej und Nikolaj im Felde 1805. Und noch vieles andere mehr, was man als Vorzeichen für das, was sich ereignet hatte, deutete, wurde von den Familienmitgliedern in Erinnerung gebracht.

Im Hause herrschte jene poetische Stille und Langweile, welche die Gegenwart eines Bräutigams und einer Braut stets mit sich bringt. Oft, wenn sie alle zusammensaßen, sagte keiner ein Wort. Und wenn dann manchmal alle aufstanden und hinausgingen, blieb das Brautpaar allein im Zimmer sitzen und schwieg in derselben Weise weiter. Selten sprachen sie von ihrem künftigen Leben. Fürst Andrej empfand peinliche Angst, mit ihr darüber zu sprechen. Natascha teilte diese Empfindung wie alle seine Gefühle, die sie ständig erriet.

Einmal fragte ihn Natascha nach seinem Sohn. Fürst Andrej wurde rot, was in letzter Zeit häufig bei ihm der Fall war und Natascha ganz besonders gefiel, und erwiderte, sein Sohn werde nicht mit ihnen zusammenleben.

»Warum denn nicht?« fragte Natascha erschrocken.

»Ich möchte dem Großvater den Kleinen nicht wegnehmen und dann ...«

»Wie lieb ich ihn haben würde!« sagte Natascha, die sogleich seinen Gedanken erriet. »Aber ich verstehe, Sie wollen nicht, daß es irgendeinen Vorwand geben soll, Ihnen und mir Vorwürfe zu machen.«

Der alte Graf trat manchmal auf den Fürsten Andrej zu, küßte ihn und fragte ihn um Rat über Erziehungsfragen, die Petja betrafen, oder über Nikolajs dienstliche Angelegenheiten. Die alte Gräfin seufzte, wenn sie die beiden ansah. Sonja hatte fortwährend Angst, überflüssig zu sein, und bemühte sich ständig, einen Vorwand zu finden, sie allein zu lassen, obgleich sie gar kein Verlangen danach hatten. Wenn Fürst Andrej sprach – er konnte ausgezeichnet erzählen –, hörte ihm Natascha voll Stolz zu; wenn sie selber sprach, bemerkte sie voll Angst und Freude, daß er sie aufmerksam und prüfend ansah. Verwundert fragte sie sich im stillen: Was sucht er in mir? Was will er

mit seinem Blick erforschen? Wenn er nun das nicht findet, was er mit seinem Blick in mir sucht?

Manchmal geriet sie in die ihr eigene, lustige und tolle Laune hinein, und dann hatte sie es besonders gern, wenn sie hörte und sah, wie Fürst Andrej lachte. Er lachte sehr selten, wenn er aber einmal lachte, gab er sich dafür auch ganz seinem Lachen hin, und Natascha fühlte sich ihm nach einem solchen Lachen jedesmal wieder näher. Sie wäre vollkommen glücklich gewesen, wenn sie nicht der Gedanke an die bevorstehende, immer näher rückende Trennungszeit erschreckt hätte, wie auch er bei dem bloßen Gedanken an diese Zeit immer blaß wurde und ein Frösteln verspürte.

Am Tag vor seiner Abfahrt von Petersburg brachte Fürst Andrej Pierre mit zu den Rostows, der seit dem Ball nicht ein einziges Mal bei ihnen gewesen war. Pierre schien zerstreut und verlegen. Er unterhielt sich nur mit der Mutter. Natascha setzte sich mit Sonja an den Schachtisch, was dem Fürsten Andrej als Aufforderung diente, sich zu ihnen zu gesellen. Er trat an den Schachtisch heran.

»Kennen Sie Besuchow schon lange?« fragte er Natascha. »Mögen Sie ihn gern?«

»Ja, er ist ein prächtiger Mensch, aber spaßig, sehr spaßig.«

Und wie immer, wenn sie von Pierre sprach, fing sie an, Anekdoten von seiner Zerstretheit zu erzählen, die zum Teil erfunden waren und ihm nur zugeschrieben wurden.

»Sie wissen, ich habe ihm unser Geheimnis anvertraut«, sagte Fürst Andrej. »Ich kenne ihn von Kind auf. Er hat ein goldenes Herz. Ich bitte Sie um eines, Natalie«, sagte er plötzlich sehr ernst, »wenn ich fortgehe, kann Gott weiß was alles passieren. Sie können aufhören, mich zu lieben ... Nun, ich weiß, daß ich mit Ihnen darüber nicht sprechen darf. Mit einem Wort: was Ihnen auch zustoßen möge, wenn ich nicht da bin ...«

»Aber was soll mir denn zustoßen?...«

»Was für ein Kummer Sie auch immer bedrücken sollte«, fuhr Fürst Andrej fort, »und auch Sie bitte ich darum, Mademoiselle Sophie, was sich auch immer ereignen sollte, wenden Sie sich nur an ihn allein um Rat und Hilfe. Er ist ein zerstreuter und komischer Mensch, aber er hat ein goldenes Herz.«

Weder Vater und Mutter noch Sonja noch Fürst Andrej selber vermochten vorauszusehen, wie die Trennung von ihrem Bräutigam auf Natascha wirken werde. Rot und erregt und mit trockenen Augen ging sie an diesem Tag im Hause umher, beschäftigte sich mit den allernichtigsten Dingen, als begriffe sie gar nicht, was ihr bevorstand. Auch als er ihr beim Abschied zum letzten Male die Hand küßte, weinte sie nicht. »Gehen Sie nicht fort!« sagte sie nur zu ihm mit einer Stimme, die er lange nicht vergessen konnte und die ihn zwang, noch einmal darüber nachzudenken, ob er tatsächlich doch nicht lieber dableiben sollte. Auch als er fortgefahren war, weinte sie nicht und blieb nur, ohne eine Träne zu vergießen, ein paar Tage auf ihrem Zimmer, zeigte für nichts Interesse, sondern sagte nur immer: »Ach, warum, warum ist er nur fortgereist?«

Doch vierzehn Tage nach seiner Abreise genas sie, ganz unerwartet für ihre Angehörigen, von ihrer seelischen Krankheit und wurde wieder die alte, die sie früher gewesen war, nur mit einer anderen seelischen Physiognomie, so wie Kinder mit einem ganz anderen Gesicht wieder aus dem Bett aufstehen, wenn sie lang krank gelegen haben.

Fürst Nikolaj Andrejewitsch Bolkonskij war in diesem Jahr, in dem sein Sohn ins Ausland fuhr, körperlich und geistig bedeutend schwächer geworden. Er zeigte sich noch gereizter als früher, und die Ausbrüche eines grundlosen Zornes entluden sich zum größten Teil über Prinzessin Marjas Haupt. Wie absichtlich machte er alle ihre schwachen Seiten ausfindig, um sie innerlich um so grausamer zu quälen. Prinzessin Marja hatte zwei Leidenschaften und daher auch zwei Quellen des Glückes: die eine war ihr Neffe Nikoluschka und die andere ihre Religion, und diese beiden Punkte bildeten nun für den Spott des Fürsten die Lieblingsangriffspunkte. Von was auch immer man sprach, stets lenkte er das Gespräch auf die Frömmerei und Scheinheiligkeit der alten Jungfern oder auf das Verwöhnen und Verhätscheln kleiner Kinder. »Du willst wohl aus ihm« – er sprach von Nikolenka – »eine ebensolche alte Jungfer machen, wie du selber eine bist? Gib dir keine Mühe, Fürst Andrej braucht einen Sohn, aber kein Frauenzimmer!« sagte er. Oder er wandte sich an Mademoiselle Bourienne und fragte sie in Gegenwart Prinzessin Marjas, wie ihr die russischen Popen und Heiligenbilder gefielen, und zog dies alles ins Lächerliche.

So kränkte er Prinzessin Marja ununterbrochen aufs schwerste, aber seiner Tochter kostete es nicht einmal Anstrengung, ihm zu verzeihen. Konnte denn ihr Vater überhaupt ihr gegenüber eine Schuld haben, konnte er denn ungerecht gegen sie sein, da er sie doch, wie sie wußte, liebte? Und was war eigentlich Gerechtigkeit? Prinzessin Marja hatte nie über dieses stolze Wort »Gerechtigkeit« nachgedacht. All die verwickelten Gesetze der Menschen untereinander liefen bei ihr in dem einen schlichten und klaren Gebot zusammen, im Gebot der Nächstenliebe und Selbstaufopferung, das uns von Ihm gegeben worden war, der selber liebend für die Menschheit gelitten hatte, wo Er doch selber ein Gott war. Was kümmerte sie die Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit anderer? Sie mußte ja lieben und leiden, und das tat sie denn auch.

Im Winter war Fürst Andrej nach Lysyja-Gory gekommen. Er war heiter, sanft und zärtlich gewesen, wie ihn Prinzessin Marja lange

nicht gesehen hatte. Sie hatte geahnt, daß irgend etwas mit ihm geschehen sein müsse, aber er hatte ihr nichts von seiner Liebe erzählt. Vor seiner Abreise hatte er lange über irgend etwas mit dem Vater verhandelt, und Prinzessin Marja hatte bemerkt, wie sie vor dem Abschiednehmen beide unzufrieden miteinander gewesen waren.

Bald nach Fürst Andrejs Abreise schrieb Prinzessin Marja aus Lysyja-Gory einen Brief an ihre Freundin Julie Karagina nach Petersburg, die sie nach der Art junger Mädchen mit allerlei Träumen umwob und gern mit ihrem Bruder verheiratet hätte. Julia Karagina hatte soeben Trauer bekommen, da ihr Bruder in der Türkei gefallen war.

»Meine liebe, gute Freundin Julie, wieder sieht man, daß das Leid unser aller Los ist. Der Verlust, den Sie erlitten haben, ist so entsetzlich, daß ich ihn mir nicht anders erklären kann, als daß Gott aus besonderer Gnade und Liebe zu Ihnen Sie prüfen will, Sie und Ihre vortreffliche Frau Mutter. Dennoch, meine liebe Freundin, die Religion und nur die Religion allein kann uns, wenn ich auch nicht sagen möchte trösten, so doch vor der Verzweiflung retten. Nur die Religion allein kann uns das erklären, was der Mensch allein und ohne ihre Hilfe niemals begreifen würde: warum gute, hochherzige Menschen, die ihr Glück auf Erden finden würden und nicht nur niemandem schaden, sondern auch für das Glück anderer unentbehrlich sind, warum solche Menschen von Gott abberufen werden und solche, die böse, unnütz und schädlich sind und anderen und sich selber nur zur Last fallen, am Leben bleiben. Der erste Todesfall, den ich erlebt habe und niemals vergessen werde, der Tod meiner lieben Schwägerin, hat diese Gedanken in mir wachgerufen. Ebenso wie Sie jetzt das Schicksal fragen, warum Ihr herrlicher Bruder sterben mußte, ebenso fragte ich damals, warum gerade Lisa, dieser Engel, nicht weiterleben durfte, der nicht nur keinem Menschen je etwas Böses tat, sondern auch niemals etwas anderes als liebe, edle Gedanken in seinem Herzen hegte. Und nun sind schon fünf Jahre seit jener Zeit verflossen, liebe Freundin, und ich fange in meinem armseligen Verstande schon an, klar zu begreifen, warum sie sterben mußte und wie ihr Tod doch nur ein Ausdruck der unendlichen Gnade des Schöpfers ist, wie ja alle Seine Werke, wenn wir sie auch zum großen Teil nicht verstehen, nur eine Offenbarung Seiner unendlichen Liebe zu Seinen Geschöpfen sind. Oft denke ich, daß sie vielleicht zu

engelhaft unschuldig gewesen ist, um die Kraft zu haben, alle Pflichten einer Mutter auf sich zu nehmen. Als junge Frau war kein Vorwurf gegen sie zu erheben, vielleicht hätte sie aber als Mutter nicht ebenso sein können. Und so hat sie jetzt nicht nur in uns und insonderheit im Fürsten Andrej ein reines Mitleiden und eine reine Erinnerung zurückgelassen, sondern auch sicherlich dort oben einen Platz erhalten, auf den ich nicht zu hoffen wage. Um aber nicht nur von ihr allein zu reden, so hat dieser zeitige und furchtbare Tod, ganz abgesehen von all dem Kummer, doch einen äußerst segensreichen Einfluß auf mich und meinen Bruder ausgeübt. Damals, im Augenblick des Verlustes selber, konnten mir solche Gedanken natürlich nicht kommen, damals hätte ich sie mit Entsetzen von mir gejagt, jetzt aber steht das alles für mich klar und zweifelsfrei fest. Ich schreibe Ihnen das alles, liebe Freundin, nur um Sie von der Wahrheit des Wortes aus der Heiligen Schrift zu überzeugen, das ich mir zur Richtschnur im Leben erwählt habe: ›Es fällt kein Haar von Deinem Haupt ohne Seinen Willen.‹ Und da Sein Wille nur von Seiner unendlichen Liebe für uns geleitet wird, gereicht uns alles, was immer auch mit uns geschehen möge, nur zu unserem Segen.

Sie fragen, ob wir den nächsten Winter in Moskau verleben werden. Ich glaube nicht, und möchte es auch nicht, trotz des Wunsches, Sie wiederzusehen. Und Sie werden staunen, wenn Sie hören, daß der Grund hierfür – Bonaparte ist. Aber das hängt so zusammen: Mit der Gesundheit meines Vaters geht es merklich bergab, er kann keinen Widerspruch ertragen und wird von Tag zu Tag reizbarer. Diese Reizbarkeit macht sich, wie Sie wissen, vorzugsweise bei politischen Dingen geltend. Er kann den Gedanken nicht ertragen, daß Bonaparte mit allen Herrschern Europas wie ein Gleichgestellter verhandelt, und nun gar mit unserem Zaren, einem Enkel der großen Katharina! Wie Sie wissen, stehe ich selber allen politischen Dingen vollkommen gleichgültig gegenüber, aber aus den Worten meines Vaters und seinen Gesprächen mit Michail Iwanowitsch erfahre ich alles, was in der Welt draußen vorgeht, und in besonderheit auch, was für Ehrungen diesem Bonaparte bezeigt werden, und mich dünkt, Lysyja-Gory ist der einzige Ort auf dem ganzen Erdball, wo man ihn nicht als großen Menschen, ja, nicht einmal als französischen Kaiser anerkennt. Und diese Ehrungen Bonapartes sind es, die mein Vater nicht ertragen kann. Ich glaube, dies ist der Grund, warum er nicht gern von einer Übersiedlung nach Moskau redet, da er vornehmlich infolge seiner

politischen Überzeugung Zusammenstöße voraussieht, die bei seiner Art und Weise, niemandem gegenüber ein Blatt vor den Mund zu nehmen, sondern allen seine Meinung offen herauszusagen, sicherlich auch nicht ausbleiben würden. Alles, was er durch eine Kur dort gewinnen würde, würde er durch die unvermeidlichen Streitereien über Bonaparte sogleich wieder einbüßen. Auf jeden Fall wird sich das alles in Bälde entscheiden.

Unser Familienleben geht seinen alten Gang weiter, eine Ausnahme bildete nur der Besuch meines Bruders Andrej. Er hat sich, wie ich Ihnen schon schrieb, in letzter Zeit recht verändert. Erst jetzt, in diesem Jahr, ist er nach seinem Schmerz seelisch wieder vollkommen aufgelebt. Er war wieder so, wie ich ihn als Kind gekannt habe: gutmütig, zärtlich und von so goldenem Herzen, wie ich seinesgleichen gar nicht kenne. Mir schien, als habe er eingesehen, daß das Leben für ihn noch nicht zu Ende ist. Aber abgesehen von dieser seelischen Veränderung, kam er mir körperlich doch recht matt vor. Er war magerer und nervöser geworden. Ich ängstige mich recht um ihn und bin froh, daß er nun endlich diese Reise ins Ausland unternimmt, die ihm die Ärzte schon so lange verschrieben hatten. Ich hoffe, daß er dadurch ganz wiederhergestellt wird.

Sie schrieben mir, daß man in Petersburg von ihm als von einem äußerst tüchtigen, gebildeten und klugen jungen Mann spricht. Verzeihen Sie meiner Eigenliebe als Schwester – daran habe ich nie gezweifelt. Es ist ganz unmöglich, all das Gute aufzuzählen, was er hier an allen getan hat, von den Bauern angefangen bis hinauf zu den Edelleuten. Bei seiner Übersiedlung nach Petersburg sind ihm alle Ehrungen zuteil geworden, die ihm gebühren. Ich wundere mich nur, wie diese Gerüchte von Petersburg nach Moskau dringen können, und dazu noch so unwahre Gerüchte wie das von einer vermutlichen Heirat meines Bruders mit der kleinen Rostowa, das Sie mir ebenfalls schrieben. Ich glaube kaum, daß Andrej sich je wieder verheiraten wird, mit wem es auch immer sei, und ganz besonders nicht mit ihr. Und zwar aus folgenden Gründen: ich weiß erstens, daß der Kummer über den Verlust seiner Frau, wenn er auch selten davon spricht, doch zu tief in seinem Herzen Wurzel geschlagen hat, als daß er sich jemals entschließen könnte, ihr eine Nachfolgerin und unserem kleinen Engel eine Stiefmutter zu geben, und zweitens ist jenes junge Mädchen, soviel ich weiß, nicht eine Frau von der Art, die meinem Bruder

gefallen könnte. Ich glaube nicht, daß Fürst Andrej sie sich zur Gattin erwählen wird, und sage auch ganz offen: ich würde es nicht wünschen.

Aber ich bin ins Schwatzen gekommen, da habe ich nun schon zwei Blätter vollgeschrieben. Leben Sie wohl, meine liebe Freundin, Gott der Herr bewahre Sie in Seinem heiligen, allmächtigen Schutz. Meine kleine Freundin, Mademoiselle Bourienne, sendet Ihnen tausend Grüße.

Marie.«

Mitten im Sommer erhielt Prinzessin Marja plötzlich einen Brief vom Fürsten Andrej aus der Schweiz, in dem er ihr eine merkwürdige und unerwartete Neuigkeit mitteilte. Er setzte sie von seiner Verlobung mit Natascha Rostowa in Kenntnis. Sein ganzer Brief atmete liebende Begeisterung für seine Braut und zärtliche Freundschaft und Vertrauen zu seiner Schwester. Er schrieb, noch nie in seinem Leben habe er so geliebt wie jetzt, und erst jetzt verstehe er das Leben und habe es wahrhaft erkannt. Er bat die Schwester, ihm zu verzeihen, daß er ihr bei seinem Besuch in Lysyja-Gory nichts von diesem seinem Entschluß gesagt habe, obgleich er mit dem Vater schon darüber gesprochen habe. Er habe es ihr aus dem Grund nicht gesagt, weil Prinzessin Marja dann den Vater um seine Einwilligung gebeten und diesen dadurch, ohne etwas zu erreichen, nur gereizt und die ganze Last seines Unwillens auf sich geladen hätte.

»Übrigens«, schrieb er, »war ja auch die Sache damals noch nicht so endgültig beschlossen, wie sie es jetzt ist. Damals hat mir der Vater die Frist von einem Jahr gesetzt, und jetzt sind nun schon sechs Monate, also die Hälfte der bestimmten Wartezeit vergangen, und ich bestehe fester denn je auf meinem Entschluß. Wenn die Ärzte mich hier im Bad nicht zurückhielten, wäre ich selbst nach Rußland gekommen, so aber muß ich meine Rückkehr noch um drei Monate aufschieben. Du kennst mich und mein Verhältnis zum Vater. Ich brauche ihn nicht, ich war von ihm unabhängig und werde es auch immer sein, aber gegen seinen Willen zu handeln, seinen Zorn zu verdienen, wo er doch womöglich nur so kurze Zeit noch unter uns weilt, würde die Hälfte meines Glückes zunichte machen. Ich werde jetzt über dieselbe Angelegenheit einen Brief an ihn schreiben und bitte Dich, ihm diesen Brief in einem günstigen Augenblick zu überreichen und mir dann mitzuteilen, mit welchen Augen er dies alles ansieht, und ob für mich die Hoffnung besteht, daß er zu einer Verkürzung dieser Frist um vier Monate seine Einwilligung gibt.«

Nach langem Schwanken, nach vielen Bedenken und Gebeten gab Prinzessin Marja endlich ihrem Vater diesen Brief. Tags darauf sagte der alte Fürst in ruhigem Ton zu ihr:

»Sage deinem Bruder, er soll warten, bis ich tot bin ... Es wird nicht mehr lange dauern, er wird bald frei sein ...«

Prinzessin Marja wollte etwas entgegnen, aber der Vater ließ sie nicht zu Wort kommen und redete immer lauter und lauter drauflos: »Heirate, heirate nur, mein Herzenssöhnchen ... Eine schöne Verwandtschaft! ... Kluge Leute, nicht wahr? Reiche Leute, nicht wahr? Ja, gewiß! Eine schöne Stiefmutter für Nikoluschka wäre das! Schreibe ihm nur, meinetwegen kann er schon morgen heiraten. Sie wird Nikoluschkas Stiefmutter und ich heirate dann die kleine Bourienne! ... Ha ha ha! Damit auch er eine Stiefmutter bekommt! Aber das eine sage ich euch: in meinem Hause dulde ich nicht noch ein solches Frauenzimmer mehr. Mag er heiraten, meinetwegen, er lebt ja für sich. Und vielleicht ziehst auch du dann zu ihm«, wandte er sich an Prinzessin Marja, »meinen Segen hast du, immer fort mit Schaden, immer fort mit Schaden ...«

Nach diesem Zornausbruch redete der alte Fürst nicht ein einziges Mal wieder über die Sache. Aber der verhaltene Ärger über die Sinnesart seines Sohnes kam im Verkehr zwischen Vater und Tochter zum Ausdruck. Zu den früheren Anlässen für seine Spöttereien kam noch ein neuer: die Anspielungen auf die Stiefmutter und auf seine Liebenswürdigkeiten gegen Mademoiselle Bourienne.

»Warum soll ich sie denn nicht heiraten?« sagte er zu seiner Tochter. »Sie wird eine prächtige Fürstin abgeben.«

Und zu ihrem größten Befremden und Staunen fing Prinzessin Marja an zu bemerken, daß ihr Vater tatsächlich in letzter Zeit die Französin immer näher und näher zu sich heranzog. Prinzessin Marja schrieb dem Fürsten Andrej, wie der Vater seinen Brief aufgenommen habe, aber sie tröstete den Bruder, indem sie ihm die Hoffnung ließ, der Vater werde sich vielleicht doch noch mit dem Gedanken aussöhnen.

Nikoluschka und seine Erziehung, Andrej und die Religion waren der Trost und die Freude in Prinzessin Marjas Leben. Da aber jeder Mensch noch eigne, persönliche Hoffnungen braucht, so nährte sie überdies noch in der geheimsten Tiefe ihres Herzens verborgene Träume und Hoffnungen, die den Haupttrost ihres Lebens bildeten. Und diese tröstenden Träume und Hoffnungen verdankte sie ihren Gottesleuten, jenen verzückten Pilgern, die sie besuchten, ohne daß der alte Fürst etwas davon wußte. Je älter Prinzessin Marja wurde, je

mehr sie das Leben kennen und beobachten lernte, um so mehr wunderte sie sich über die Kurzsichtigkeit der Menschen, die auf dieser Erde Genuß und Glück suchten und sich abplagten und abmühten, kämpften und einander Böses zufügten, nur um dieses unmögliche, lasterhafte Glück, das nur in ihrer Einbildung bestand, zu erreichen. Fürst Andrej hatte seine Frau geliebt, sie war gestorben, aber trotzdem wollte er bei einer anderen Frau sein Glück von neuem suchen. Der Vater war dagegen, weil er für seinen Sohn eine angesehene, reichere Partie wünschte. Und sie alle kämpften und litten und quälten sich zum Schaden ihrer Seele, ihrer ewigen Seele, nur um ein Glück zu erreichen, das nicht länger als einen Augenblick dauert. Und nicht genug, daß man sich innerlich dessen bewußt ist: Christus, der Sohn Gottes, ist selber auf die Erde herabgestiegen und hat es allen geoffenbart, daß dieses Leben bloß eine kurze Frist währt und nur eine Prüfung ist. Trotzdem klammern sich aber alle an dieses Leben und glauben in ihm ihr Glück zu finden. Daß dies niemand begreift? dachte Prinzessin Marja. Niemand außer diesen verachteten Gottesleuten, die mit dem Bettelsack auf der Schulter durch die Hinterpforte zu mir schleichen, aus Angst, dem Fürsten unter die Augen zu kommen, und sich dabei nicht etwa vor eignen Leiden fürchten, sondern nur davor, ihn zu einer Sünde zu veranlassen. Seine Heimat und Familie zu verlassen, alle Sorge um irdisches Glück von sich zu werfen und aller Bande ledig unter fremdem Namen im groben Kittel von Ort zu Ort zu wandern, keinem etwas Böses zu tun, sondern für alle zu beten, und sowohl die zu segnen, die einen von ihrer Schwelle jagen, als auch die, die einen beschützen – das ist die höchste Wahrheit und das vollkommenste Leben.

Da war die Wallfahrerin Fedosjuschka, eine kleine, stille, pocken-narbige Frau von etwa fünfzig Jahren, die schon über dreißig Jahre lang barfuß und in Fesseln von Ort zu Ort pilgerte. Diese liebte Prinzessin Marja besonders. Als sie ihr eines Tages im dunkeln, nur vom Schein der Ewigen Lampe erhellten Zimmer aus ihrem Leben erzählt hatte, war der Gedanke, daß einzig diese Fedosjuschka den wahren Weg des Lebens gefunden habe, mit solcher Gewalt über Prinzessin Marja gekommen, daß sie den Entschluß gefaßt hatte, selber wallfahrten zu gehen. Als Fedosjuschka dann schlafen gegangen war, dachte Prinzessin Marja noch lange darüber nach, und der Entschluß, daß sie, so seltsam es auch scheinen möge, dennoch unbedingt wallfahrten gehen müsse, reifte endgültig in ihr. Sie

vertraute diese ihre Absicht nur einem Mönch, dem Vater Akinsij, an, der ihr Beichtvater war, und dieser billigte ihren Entschluß. Unter dem Vorwand, es einer Wallfahrerin zu schenken, verschaffte sich Prinzessin Marja ein neues Pilgergewand: einen härenen Kittel, Bastschuhe, einen Kaftan und ein schwarzes Tuch. Oft trat sie zu dem geweihten Spind, das diese Heiligtümer barg, blieb zögernd davor stehen und überlegte, ob nicht der Zeitpunkt schon gekommen sei, wo sie ihre Absicht zur Ausführung bringen müsse.

Oft, wenn sie den Erzählungen der Pilgerinnen lauschte, versetzten sie deren einfache Worte, die ihnen selber mechanisch waren, für Prinzessin Marja aber einen tiefen Sinn bargen, in eine solche Erregung, daß sie schon mehrmals bereit war, alles hinzuwerfen und aus dem Hause zu laufen. Sie sah sich im Geiste schon zusammen mit Fedosjuschka im groben Kittel, den Bettelsack auf dem Rücken, auf der staubigen Landstraße dahinpilgern, ohne Neid, ohne irdische Liebe und ohne jedes Verlangen von einem Heiligen zum andern wallfahrten und letzten Endes dort landen, wo es weder Kummer noch Herzeleid gibt, sondern nur ewige Freude und Seligkeit.

Wenn ich an einen Ort komme, werde ich dort beten; gewöhne ich mich da nicht ein und empfinde ich keine Liebe zu dieser Stätte, gehe ich weiter. Und so werde ich pilgern bis zu der Zeit, wo die Füße unter mir zusammenbrechen werden, und mich dann hinlegen und irgendwo sterben, und dann endlich in jenen ewigen, stillen Hafen eingehen, wo es weder Kummer noch Herzeleid gibt ... dachte Prinzessin Marja.

Dann aber, wenn sie ihren Vater und besonders auch den kleinen Koko sah, verlor sie wieder die Kraft zu ihrem Entschluß, weinte im geheimen und war sich bewußt, eine große Sünderin zu sein, denn sie liebte ihren Vater und den kleinen Neffen mehr als Gott.

SIEBENTER TEIL

Die biblische Überlieferung sagt, daß das Fehlen aller Arbeit, der Müßiggang, ein Grund zur Seligkeit für den ersten Menschen bis zu seinem Sündenfall gewesen ist. Aber auch nach dem Sündenfall hat sich der Mensch von dieser Liebe zum Nichtstun nicht freimachen können; doch der Fluch lastet schwer auf ihm, nicht nur, weil er sein Brot im Schweiß seines Angesichts erwerben muß, sondern weil auch seine Seele die Eigenschaft besitzt, keinen Frieden finden zu können, wenn er dem Müßiggang frönt. Eine innere Stimme sagt uns, daß wir uns schuldig machen, wenn wir die Hände in den Schoß legen. Wenn der Mensch einen Zustand ausfindig machen würde, in dem er dem Müßiggang huldigen und gleichzeitig das Bewußtsein haben könnte, sich dadurch nützlich zu machen und seine Pflicht zu erfüllen, so hätte er einen Teil seines ehemaligen paradiesischen Glückes wiedergefunden. Aber eines solchen Zustandes pflichtmäßigen und nicht zu tadelnden Müßigganges erfreut sich nur ein einziger Stand – der Militärstand. Und eben in diesem pflichtmäßigen und nicht zu tadelnden Müßiggang bestand und wird auch immer die Hauptanziehungskraft des Militärdienstes bestehen.

Auch Nikolaj Rostow genoß im vollen Maß diese Glückseligkeit, als er nach dem Jahre 1807 in seinem Pawlograder Regiment weiterdiente, wo er es nun bereits bis zum Eskadronchef gebracht hatte, nachdem er Denissows Schwadron übernommen hatte.

Rostow war ein tüchtiger Kerl mit etwas rauhen Manieren geworden, den seine Moskauer Bekannten vielleicht ein wenig mauvais genre gefunden hätten, der aber von allen seinen Kameraden, Untergebenen und Vorgesetzten geliebt und geachtet wurde und selber mit seinem Leben äußerst zufrieden war. In letzter Zeit, seit dem Jahre 1809, hatte er in den Briefen von zu Hause immer öfter Klagen seiner Mutter gefunden, daß sich ihre Vermögensverhältnisse immer schlechter und schlechter gestalteten und daß es für ihn an der Zeit sei, nach Hause zu kommen, um seinen alten Eltern Freude und Stütze zu sein.

Wenn Nikolaj diese Briefe las, empfand er immer große Angst, man könne ihn aus diesem Kreise herausreißen, wo er, vor allen

Wirren des Lebens geschützt, so still und friedlich dahinlebte. Er fühlte, daß er früher oder später wieder in diesen Abgrund des Lebens werde untertauchen müssen, wo es zerrüttete und in Ordnung zu bringende Geldangelegenheiten gab und Abrechnungen mit dem Verwalter und Streitereien und Intrigen und bindende Verpflichtungen und Gesellschaften und die Liebe zu einer Sonja und ein Versprechen, das er ihr gegeben hatte. All das war grauenvoll, mühsam und verworren, und so beantwortete er die Schreiben seiner Mutter nur mit kalten Musterbriefen mit der Überschrift »Ma chère maman« und dem Schluß »votre obéissant fils«, schwieg sich aber darüber, wann er zu kommen beabsichtigte, vollkommen aus. Im Jahre 1810 erhielt er einen Brief von seinen Eltern, in dem sie ihm Nataschas Verlobung mit Bolkonskij mitteilten und ihm schrieben, daß die Hochzeit erst in einem Jahr stattfinden könne, da der alte Fürst seine Einwilligung nicht gebe. Dieser Brief betrübte und beleidigte Nikolaj. Erstens tat es ihm leid, Natascha aus dem Elternhaus zu verlieren, die er mehr als alle anderen Familienmitglieder liebte, und zweitens bedauerte er von seinem Standpunkt als Husarenoffizier, nicht dabeigewesen zu sein: er hätte es diesem Bolkonskij schon gezeigt, daß eine Verwandtschaft mit ihm durchaus nicht eine so riesige Ehre sei, und daß er auch ohne die Zustimmung seines verrückten Vaters heiraten könne, wenn er Natascha wahrhaft liebe. Er schwankte einen Augenblick, ob er nicht gleich Urlaub nehmen solle, um Natascha als Braut zu sehen, aber es standen gerade die Manöver bevor, und dann kamen ihm auch Bedenken wegen Sonjas und wegen der unangenehmen Geldgeschichten, und so schob es Nikolaj abermals auf. Doch im Frühling desselben Jahres erhielt er einen Brief von seiner Mutter, den sie heimlich, ohne daß der Graf etwas davon wußte, an ihn geschrieben hatte, und dieser Brief bestimmte ihn nun doch, nach Hause zu fahren. Sie schrieb, wenn Nikolaj nicht augenblicklich nach Hause komme und sich der Sache annehme, müsse das Gut unter den Hammer kommen und müßten sie alle zu Bettlern werden. Der Graf sei so gut und schwach, vertraue diesem Mitenka so sehr, und alle betrügen ihn dermaßen, daß es immer schlimmer und schlimmer werde. »Ich flehe Dich um Gottes willen an, komm augenblicklich, wenn Du nicht mich und Deine ganze Familie unglücklich machen willst«, schrieb die Gräfin.

Dieser Brief machte auf Nikolaj großen Eindruck. Er besaß jenen gesunden Menschenverstand, der ihm immer sagte, was er zu tun hatte.

Jetzt mußte er unbedingt nach Hause fahren, er brauchte deshalb nicht gleich seinen Abschied zu nehmen, konnte vorläufig nur Urlaub einreichen. Weshalb er aber fahren mußte, das wußte er nicht. Er hielt nach dem Essen sein Mittagsschläfchen, ließ sich den grauen Mars satteln, einen sehr wilden Hengst, den er lange nicht geritten hatte, und als er dann auf dem schaumbedeckten Tier zurückkam, erklärte er Lawruschka – Denissows Burschen, der bei Rostow geblieben war – und seinen Kameraden, die am Abend zu ihm kamen, daß er Urlaub einreichen und nach Hause fahren werde. Wie schwer und befremdend ihm auch der Gedanke war, daß er fortfahren sollte, ohne vom Stab – was ihm besonders nachging – erfahren zu haben, ob er nach dem letzten Manöver zum Rittmeister befördert werde und den Annenorden erhalte, wie seltsam es ihm auch schien, daß er abreisen sollte, ohne dem Grafen Goluchowski das Rotschimmeldreigespann verkauft zu haben, dessentwegen der polnische Graf mit ihm in Unterhandlungen stand und dessentwegen Rostow selber gewettet hatte, daß er es für zweitausend Rubel verkaufen werde, wie unfassbar es ihn auch dünkte, daß er nun nicht an dem Ball teilnehmen sollte, den die Husaren für Panna Przewdeska gaben, weil die Ulanen für ihre Panna Brzozowska ebenfalls einen Ball gegeben hatten – er wußte, daß er aus dieser schönen, klaren Welt fort mußte, irgendwohin, wo es Widersinn und Verwirrung gab. Nach acht Tagen war sein Urlaub genehmigt. Seine Kameraden, nicht nur die Husaren seines Regiments, sondern die ganze Brigade, gaben Rostow ein Abschiedsessen, bei dem das Gedeck pro Kopf fünfzehn Rubel kostete, zwei Musikkapellen spielten und zwei Sängerschöre sangen. Rostow tanzte mit dem Major Bassow einen Trepak, die betrunkenen Offiziere umarmten ihn, hoben ihn hoch und ließen ihn dabei fallen, die Soldaten seiner Eskadron schwenkten ihn noch einmal durch die Luft und schrien Hurra. Dann legten sie Rostow in einen Schlitten und gaben ihm bis zur ersten Station das Geleit.

Bis zur Hälfte des Weges, von Kremenschug bis Kiew, waren, wie das ja immer der Fall zu sein pflegt, alle Gedanken Rostows noch beim Verlassenen, bei seiner Eskadron; als er aber über die Hälfte des Weges hinaus war, fing er schon langsam an, das Rotschimmeldreige-

spann und den Wachtmeister Doschojwejka zu vergessen und fragte sich voller Ungeduld, was ihn wohl in Otradnoje erwartete. Und je näher er kam, um so mächtiger stürmten die Gedanken an seine Heimat auf ihn ein, als wären diese inneren Gefühle demselben Gesetz der Schwerkraft unterworfen, das von allem Körperlichen gilt und mit dem Quadrat der Entfernung wächst. Auf der letzten Station vor Otradnoje gab er dem Postkutscher drei Rubel Trinkgeld und stürmte, zu Hause angelangt, wie ein Schuljunge atemlos die Freitreppe des Elternhauses empor.

Nach dem ersten Begrüßungstaukel und dem darauf folgenden merkwürdigen Gefühl der Enttäuschung im Vergleich zu dem, was er erwartet hatte – sie alle waren ja noch ebenso wie früher, wozu also diese Überstürzung? –, fing Nikolaj allmählich an, sich in die alte heimatliche Weh wieder einzuleben. Vater und Mutter waren unverändert, nur ein wenig älter geworden. Neu war an ihnen nur eine gewisse Nervosität und ein Mangel an Übereinstimmung, die Nikolaj früher nie an ihnen beobachtet hatte und deren Ursache, wie er bald erfuhr, nur in der schlechten Vermögenslage zu suchen war. Sonja war nun schon zwanzig Jahre alt. Sie war auf dem Höhepunkt ihrer äußeren Entwicklung angelangt und versprach für die Zukunft nicht mehr, als sie bereits erreicht hatte, aber das war auch schon mehr als genug. Von dem Tag an, da Nikolaj gekommen war, atmete sie eitel Glück und Liebe, und die wahre, unerschütterliche Treue dieses Mädchens machte ihn froh und glücklich. Aber mehr als alle anderen setzten ihn Petja und Natascha in Erstaunen. Petja war ein großer, hübscher, lustiger und klug durchtriebener dreizehnjähriger Junge geworden, dem man schon den Stimmwechsel anmerkte. Aber über Natascha wunderte sich Nikolaj am meisten, und er mußte immer lachen, wenn er sie ansah.

»Wie du dich verändert hast!« sagte er.

»Wieso? Bin ich häßlicher geworden?«

»Im Gegenteil. Aber diese Würde! Wie eine Fürstin«, flüsterte er ihr lächelnd zu.

»Ja, ja, ja«, gab Natascha lachend zu.

Sie erzählte ihm ihren Roman mit dem Fürsten Andrej und von seinem Besuch in Otradnoje und zeigte ihm Bolkonskijs letzten Brief.

»Nun, freust du dich eigentlich darüber?« fragte Natascha. »Ich bin so ruhig, so glücklich.«

»Ich freue mich sehr«, erwiderte Nikolaj. »Er ist ein ausgezeichnete Mensch. Du bist wohl sehr in ihn verliebt?«

»Wie soll ich dir das erklären?« erwiderte Natascha. »In Boris war ich verliebt, und in den Gesanglehrer und in Denissow auch, aber jetzt ist das etwas ganz anderes. Ich fühle mich jetzt so ruhig, so sicher. Ich weiß, daß es keinen besseren Menschen gibt als ihn, und deshalb bin ich jetzt so ruhig, deshalb ist mir so wohl zumute. Das ist ganz, ganz anders als früher ...«

Nikolaj sprach Natascha seine Unzufriedenheit darüber aus, daß die Hochzeit ein Jahr hinausgeschoben worden sei, aber Natascha redete aufgeregt auf den Bruder ein und bewies ihm, daß dies nicht anders sein könne, daß es unrecht wäre, in eine Familie gegen den Willen des Vaters einzutreten, und daß sie es selber gar nicht anders gewollt habe.

»Das verstehst du nicht, verstehst du ganz und gar nicht«, sagte sie.

Nikolaj schwieg und gab ihr recht.

Aber oft wunderte er sich im stillen, wenn er sie ansah. Sie war ganz und gar nicht wie eine verliebte Braut, die von ihrem Bräutigam getrennt ist. Sie zeigte sich ebenso gleichmäßig ruhig wie früher. Das setzte Nikolaj in Erstaunen und veranlaßte ihn dazu, ihr Verlöbniß mit Bolkonskij mit etwas mißtrauischen Augen anzusehen. Er glaubte nicht recht daran, daß ihr Schicksal bereits entschieden sein sollte, um so mehr, da er sie niemals mit Bolkonskij zusammen gesehen hatte. Er hatte immer den Eindruck, als ob bei dieser beabsichtigten Heirat irgend etwas nicht ganz richtig sei.

Wozu diese Verzögerung? Warum hat man es nicht bekanntgegeben? dachte er. Als er einmal mit der Mutter über seine Schwester sprach, entdeckte er zu seiner Verwunderung und teils auch zu seiner Genugtuung, daß die Mutter im Grunde ihres Herzens manchmal ganz ebenso mißtrauisch dieser Heirat entgegensah.

»Da schreibt er nun«, sagte sie und wies mit jenem geheimen Gefühl der Mißgunst, das eine Mutter stets gegen das künftige Eheglück ihrer Tochter empfindet, auf einen Brief vom Fürsten Andrej, »da schreibt er nun, daß er nicht vor Dezember zurückkommen kann. Was aber mag ihn wohl dort zurückhalten? Sicherlich ist er

krank. Seine Gesundheit ist eben doch recht schwach. Aber sage Natascha nichts davon. Wundere dich nicht, daß sie so lustig ist: sie will eben ihre letzte Mädchenzeit noch genießen, aber ich weiß doch, was jedesmal mit ihr geschieht, wenn sie einen Brief von ihm bekommt. Übrigens gebe Gott, daß alles gut geht«, schloß sie jedesmal, »er ist ja doch ein ausgezeichnete Mensch.«

2

Während der ersten Zeit seines Aufenthaltes in Otradnoje zeigte sich Nikolaj ernst, ja fast gelangweilt. Er litt unter dem bevorstehenden Zwang, sich in diese dummen Wirtschaftsangelegenheiten einmischen zu müssen, um derentwillen ihn die Mutter herbeigerufen hatte. Um sich diese Last so bald wie möglich von den Schultern zu wälzen, ging er drei Tage nach seiner Ankunft ingrimmig, ohne auf die Fragen, wo er hinwolle, eine Antwort zu geben, und mit finster zusammengezogenen Brauen in das Seitengebäude zu Mitenka und forderte von ihm »die Abrechnungen über alles«. Was Nikolaj eigentlich unter diesen »Abrechnungen über alles« verstand, wußte er selber noch weniger als der entsetzte und erstaunte Mitenka. Übrigens nahm die Unterhaltung über Mitenkas Abrechnungen nicht lange Zeit in Anspruch. Der Gemeindevorstand und zwei Landbeamte, die im Vorzimmer des Seitengebäudes warteten, hörten mit Schrecken und zugleich mit Genugtuung, wie anfangs die Stimme des jungen Grafen bebte und dröhnte, dann immer mehr und mehr anschwell, und wie schließlich ein entsetzliches Schimpfwort nach dem andern herausgepoltert kam.

»Du Räuber! Du undankbare Kreatur! ... Wie einen Hund sollte man dich verprügeln ... stecke dich nicht hinter Papa! Bestohlen hast du uns! ...« und so weiter.

Dann sahen diese Leute nicht minder erschrocken und schadenfroh, wie der junge Graf mit hochrotem Kopf und blutunterlaufenen Augen Mitenka am Kragen gepackt herauszerre, wobei er ihm mit großer Geschicklichkeit gelegentlich zwischen seinen Worten mit Knie oder Fuß ein paar kräftige Tritte gegen das Hinterteil versetzte und dazu schrie: »R-raus! Daß du deinen Fuß nicht wieder über unsere Schwelle setzt, du Schurke!«

Mitenka flog kopfüber die sechs Stufen des Seitengebäudes hinunter und flüchtete in ein Boskett. Dieses Boskett war als ein rettender Hafen für alle Verbrecher in Otradnoje bekannt. Mitenka selber hatte sich, wenn er betrunken aus der Stadt gekommen war, schon oft hier versteckt, und auch viele Bewohner von Otradnoje hatten, wenn sie sich vor Mitenka verstecken mußten, die rettende Macht dieses Bosketts kennen gelernt.

Mitenkas Frau und seine Schwägerinnen schauten mit erschrockenen Gesichtern aus den Türen auf den Flur hinaus, drinnen im Zimmer sah man einen blanken Samowar sieden und das hohe Bett des Verwalters zur Decke streben, das mit einer aus Würfeln zusammengesetzten Steppdecke bedeckt war.

Der junge Graf, noch ganz außer Atem, schenkte ihnen nicht die geringste Beachtung und ging mit festen Schritten an ihnen vorüber und wieder ins Herrenhaus zurück.

Die Gräfin, die durch die Mädchen sogleich erfahren hatte, was im Seitengebäude vorgegangen war, empfand einerseits in der Annahme, daß es nun mit den Vermögensverhältnissen besser werden müsse, eine gewisse Beruhigung, andererseits sorgte sie sich aber auch wieder, wie ihr Sohn dies überstehen werde. Sie schlich ein paarmal auf den Zehenspitzen an seine Tür und erspähte, daß er eine Pfeife nach der anderen rauchte.

Am nächsten Tag rief der alte Graf seinen Sohn beiseite und sagte mit schüchternem Lächeln zu ihm: »Weißt du, mein Junge, du hast dich da gestern ganz unnötig aufgeregt. Mitenka hat mir alles erzählt.«

Das wußte ich doch, dachte Nikolaj, daß ich hier in dieser närrischen Welt niemals etwas verstehen werde.

»Du hast dich ereifert, weil er diese siebenhundert Rubel nicht gebucht hätte. Aber die stehen ja als Transport auf der anderen Seite, und du hast nur die eine Seite angesehen.«

»Daß er ein Halunke und ein Dieb ist, das weiß ich nun mal sicher, Papa. Und was ich getan habe, das habe ich getan. Wenn Sie es aber nicht wollen, werde ich ihm nie wieder ein Wort sagen.«

»Nein, mein Junge« – der Graf wurde ebenfalls verlegen: er fühlte, daß er ein schlechter Verwalter des Gutes seiner Frau gewesen war und sich vor seinen Kindern schuldig gemacht hatte, wußte aber nicht, wie er es wieder gutmachen sollte –, »nein, ich bitte dich sogar, dich mit diesen Angelegenheiten zu befassen, ich werde alt und ich ...«

»Nein Papa, verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen Unannehmlichkeiten bereitet habe. Ich verstehe von Geschäften viel weniger als Sie.«

Mag sie alle der Teufel holen, diese Bauern, diese Geldgeschichten und diese Transporte auf der anderen Seite! dachte er. Wenn sich's noch um Kunstkniffe beim Kartenspiel handelte, da habe ich früher mal was davon verstanden, aber von Transporten auf der anderen

Seite – davon habe ich keinen Schimmer, sagte er bei sich und mischte sich von nun an nie wieder in geschäftliche Angelegenheiten.

Nur einmal rief die Gräfin ihren Sohn zu sich, teilte ihm mit, sie sei im Besitz eines Wechsels von Anna Michailowna über zweitausend Rubel, und fragte Nikolaj, was sie damit machen solle.

»Das will ich Ihnen sagen«, erwiderte Nikolaj. »Ich liebe zwar Ihre Anna Michailowna nicht und kann auch Boris nicht ausstehen, aber sie sind immerhin mit uns befreundet und arm. Da Sie nun soeben gesagt haben, daß Sie es mir ganz überlassen, wie ich damit verfahren will, so werde ich es so machen ...« und er zerriß den Wechsel in kleine Stücke, was die alte Gräfin veranlaßte, über diese edle Tat in Freudentränen auszubrechen.

Nach diesem Vorfall kümmerte sich der junge Rostow nie wieder um geschäftliche Dinge und gab sich mit Leidenschaft dem für ihn noch neuen Zeitvertreib der Hetzjagd hin, die bei dem alten Grafen jetzt in immer größerem Umfang abgehalten wurde.

3

Es ging schon auf den Winter zu; schon legten die Morgenfröste der vom Herbstregen durchweichten Erde eisige Fesseln an, schon sproßte buschig die Wintersaat und hob sich leuchtend grün von der braun gewordenen, vom Vieh zerstampften Winterstoppel, den bleichgelben Sommerfeldern und den rötlichen Buchweizenstreifen ab. Die Gipfel der Bäume und Wälder, die Ende August noch wie grüne Eilande zwischen den damals noch schwarzen Feldern der Wintersaat und den Stoppelfeldern erschienen waren, schwammen jetzt wie goldene, leuchtend rote Inseln zwischen der hellgrün aufkeimenden Saat. Die Hasen hatten schon halb und halb ihren Winterpelz bekommen, die Fuchsbrut fing an auszuschwärmen, und die jungen Wölfe waren bereits größer als die Hunde. Die schönste Zeit für die Jagd nahte heran. Die Jagdmeute des begeisterten jungen Jägers Rostow befand sich nicht nur in der besten Verfassung für eine Jagd, sondern war kaum noch zu halten, so daß man im allgemeinen Rat der Jäger beschloß, den Hunden noch drei Tage Ruhe zu lassen und am 16. September die erste Jagd zu veranstalten. Und zwar wollte man bei dem Eichenwäldchen anfangen, wo eine Wolfsfamilie noch ungestört hauste.

So lagen die Dinge am 14. September. Diesen ganzen Tag über blieben alle, die an der Jagd teilnehmen wollten, zu Hause. Es hatte gefroren und war bitter kalt, aber gegen Abend ließ der Frost nach, und es fing an zu tauen. Und als dann am 15. September der junge Rostow frühmorgens im Schlafrock den Kopf zum Fenster hinaussteckte, sah er einen Morgen, wie er ihn sich zur Jagd gar nicht besser hätte wünschen können: der ganze Himmel schien sich tauend zu lösen und auf die Erde herabzusenken, ohne daß sich ein Lüftchen rührte. Die einzige Bewegung, die sich in der Luft wahrnehmen ließ, war das leise Fallen mikroskopisch kleiner Tau- und Nebeltröpfchen. An den entlaubten Zweigen im Garten hingen winzige durchscheinende Tropfen und fielen auf die erst vor kurzem herabgefallenen Blätter nieder. Die Erde im Gemüsegarten glänzte schwarz und ölig wie Mohnsamenkörner und verschwamm in kurzer Entfernung mit den trüben, nassen Nebelschwaden. Nikolaj trat auf die feuchte Freitreppe hinaus, auf die man von unten her allen Schmutz mit hinaufgeschleppt

hatte; es roch nach modrigem Laub und nach Hunden. Die schwarzgefleckte, hinten sehr breit gebaute Hündin Milka mit ihren großen, hervorstehenden schwarzen Augen stand auf, als sie ihren Herrn kommen sah, streckte die Hinterbeine, legte sich wie ein Hase ganz flach auf den Boden, sprang dann unvermutet an ihrem Herrn hoch und leckte ihm die Nase und den Schnurrbart. Ein anderer Hund, ein Windspiel, der seinen Herrn von einem schmalen Pfad im Blumengarten aus erkannt hatte, kam mit krummem Rücken spornstreichs auf die Freitreppe zugelaufen und rieb sich mit erhobener Rute an Nikolajs Bein.

»O hoi!« hörte man in diesem Augenblick den unnachahmbaren Jagdruf, der den tiefsten Baß und höchsten Tenor in sich vereint. Um die Ecke kam der Hundeaufseher und Jägermeister Danila, das Haar auf ukrainische Weise rund geschoren, mit grauem Bart und runzlicher Haut, die Hetzpeitsche in der Hand, und mit jenem Ausdruck von Selbstvertrauen und Verachtung für alles übrige in der Welt, wie man es nur bei Jägern findet. Er nahm seine Tscherkessenmütze vor dem Herrn ab und blickte ihn etwas von oben herab an. Diese Geringschätzung hatte für seinen Herrn nichts Beleidigendes: Nikolaj wußte nur zu gut, daß dieser alles verachtende und sich über alles erhaben dünkende Danila ja doch nur sein Diener und Jäger war.

»Danila«, sagte Nikolaj schüchtern, weil er sich beim Anblick des Jagdwetters, der Hunde und des Jägers bereits von jener unbezähmbaren Jagdpassion ergriffen fühlte, die einen, wie einen Verliebten der Anblick seiner angebeteten Braut, alle früheren Pläne und Absichten vergessen macht.

»Was befehlen Euer Erlaucht?« fragte Danila mit der Baßstimme eines Kirchensängers, die vom Hetzrufen etwas heiser geworden war, und seine schwarzen, funkelnden Augen schielten von unten her auf den Herrn, der so plötzlich seine Rede abgebrochen hatte. Hältst es wohl nicht mehr aus, was? schienen diese Augen zu sagen.

»Ein Prachttag heute, nicht wahr? Das wird ein Jagen und ein Hetzen werden, was?« sagte Nikolaj und kraute Milka hinter den Ohren.

Danila gab keine Antwort und zwinkerte nur mit den Augen.

»Ich habe heute vor Tagesgrauen Uwarka hingeschickt, um nachsehen zu lassen«, erwiderte er dann mit seiner Baßstimme, nachdem er

einen Augenblick geschwiegen hatte, »er sagt, sie sei nach dem Verhau von Otradnoje gewechselt, dort hätte sie geheult.« Er wollte damit sagen, daß die Wölfin, von der sie beide wußten, in die kleine, freigelegene Waldparzelle hinübergewechselt war, die etwa zwei Werst vom Herrenhaus entfernt lag.

»So müssen wir uns wohl aufmachen?« sagte Nikolaj. »Komm dann mit Uwarka zu mir.«

»Wie Sie befehlen.«

»Also warte noch mit dem Füttern.«

»Zu Befehl.«

Nach fünf Minuten standen Danila und Uwarka in Nikolajs großem Zimmer. Obgleich dieser Danila nur klein von Gestalt war, so hatte man doch, wenn man ihn im Zimmer sah, den Eindruck, als sähe man da auf der Diele mitten unter den Möbeln und Einrichtungsgegenständen zum alltäglichen Leben plötzlich ein Pferd oder einen Bären. Danila fühlte das selber, blieb wie gewöhnlich ganz an der Tür stehen, bemühte sich leiser zu sprechen und sich nicht zu rühren, um in den herrschaftlichen Gemächern nicht irgend etwas entzweizuschlagen, und war nur darauf bedacht, alles so schnell wie möglich herauszusagen, um nur bald wieder aus dem Zimmer heraus unter den weiten Himmel und ins Freie zu kommen.

Nachdem Nikolaj alle Fragen gestellt und Danila zugegeben hatte, daß die Hunde alle in bester Verfassung seien – Danila hatte selber die größte Lust, heute zu reiten –, befahl Nikolaj, die Pferde zu satteln. Aber kaum wollte Danila hinausgehen, als Natascha noch unangekleidet und unfrisirt, nur in ein großes Tuch ihrer Kindermuhme gehüllt, mit schnellen Schritten ins Zimmer trat. Petja lief hinter ihr her.

»Reitest du heute?« fragte Natascha. »Das wußte ich doch. Sonja sagte, ihr würdet heute nicht reiten. Aber ich weiß doch, daß heute ein Tag ist, an dem man unbedingt reiten muß.«

»Ja, wir reiten«, gab Nikolaj widerwillig zur Antwort, der heute, wo er eine ernsthafte Jagd zu unternehmen beabsichtigte, Natascha und Petja nicht gern mitnehmen wollte. »Ja, wir reiten auf die Jagd, doch nur auf Wölfe, das wird dir langweilig werden.«

»Aber du weißt doch, daß mir das gerade ein Hauptvergnügen ist«, rief Natascha. »Das ist häßlich von dir, du selber willst reiten und gibst den Befehl zum Satteln, und uns sagst du kein Wort davon!«

»Ein echter Russe kennt kein Hindernis! Wir reiten mit, wir reiten mit!« schrie Petja.

»Aber du sollst ja nicht; Mama hat doch gesagt, daß du nicht mitreiten sollst«, wandte sich Nikolaj an Natascha.

»Nein, ich komme mit, ich komme unbedingt mit«, sagte Natascha entschlossen.

»Danila, laß für uns beide mitsatteln und sage Michaila, daß er meine Koppel vorführt«, wandte sie sich an den Jägermeister.

Danila kam sich im Zimmer schon an und für sich bedrückt und am unrechten Platz vor, nun aber gar noch mit dem gnädigen Fräulein zu tun zu haben – das schien ihm nahezu unmöglich. Er schlug die Augen nieder und machte, daß er hinauskam, wie wenn ihn die ganze Sache nichts anginge, schien sich aber auch dabei noch die größte Mühe zu geben, das gnädige Fräulein nicht etwa unversehens zu verletzen.

4

Der alte Graf, der immer große Jagden veranstaltet, jetzt aber die Leitung der ganzen Sache seinem Sohn überlassen hatte, traf an diesem Tag, dem 15. September, in höchst vergnügter Stimmung seine Vorbereitungen, um ebenfalls diese Jagd mitzureiten.

Eine Stunde später war die ganze Gesellschaft vor der Freitreppe versammelt. Nikolaj ging mit ernster und strenger Miene, die deutlich zu erkennen gab, daß es jetzt nicht an der Zeit sei, sich mit Kindereien abzugeben, an Natascha und Petja vorüber, die ihm irgend etwas erzählen wollten. Er musterte alle Teile der Jagdausrüstung, schickte ein paar Jäger mit Hunden voraus, die das Wäldchen umgehen sollten, schwang sich auf seinen Fuchs Donez, piffte die Hunde seiner Koppel heran und sprengte über die Tenne in das Feld hinaus, dem Verhau von Otradnoje zu. Das Pferd des alten Grafen, ein hellbrauner Wallach, das Wiflanka hieß, wurde von dem Oberstallmeister bis zu dem für den Grafen bestimmten Stand hinausgeführt, er selber fuhr in einem Wagen nach.

Von sechs Treibern und Hundewärtern wurden vierundfünfzig Hetzhunde ausgeführt. An Jägern ritten außer den Herrschaften noch acht Mann mit, die über vierzig Windhunde bei sich führten, so daß, die herrschaftlichen Koppeln miteingerechnet, eine Meute von etwa hundertunddreißig Hunden und zwanzig Reiter zur Jagd auszogen.

Jeder Hund kannte seinen Herrn und seinen Namen. Jeder Jäger kannte sein Handwerk, seinen Stand und seine Aufgabe. Kaum hatten sie die Einfriedigung hinter sich, als sich alle geräuschlos und ohne zu reden gleichmäßig und ruhig über das Feld und den Weg verteilten, der nach dem Wald von Otradnoje führte.

Wie über einen völligen Teppich liefen die Pferde über das Feld, nur ab und zu, wenn sie einen Weg überschreiten mußten, patschten sie durch Pfützen. Immer noch senkte sich der Nebel kaum merkbar und gleichmäßig auf die Erde nieder; die Luft war ruhig, lind und still. Dann und wann hörte man den Pfiff eines Jägers oder das Schnauben eines Pferdes oder das Sausen einer Hetzpeitsche oder das Winseln eines Hundes, der nicht an seinem Platz gelaufen war.

Nachdem man ungefähr eine Werst zurückgelegt hatte, tauchten im Nebel fünf Reiter mit Hunden auf, die gerade auf die Rostowsche Jagdgesellschaft zuritten. Allen voran ritt ein frischer, rotbäckiger alter Herr mit einem gewaltigen grauen Schnauzbart.

»Guten Tag, Onkelchen«, rief Nikolaj, als der Alte bis zu ihm herangeritten war.

»Klare Sache und damit hopp! ... Das wußte ich doch«, rief der Onkel – er war ein entfernter Verwandter und nicht sehr wohlhabender Nachbar der Rostows –, »das dachte ich mir doch, daß du es heute nicht zu Hause aushalten würdest. Schön, daß du zur Jagd ausgeritten bist! Klare Sache und damit hopp!« Das war die Lieblingsredensart des alten Herrn. »Nimm nur gleich den Verhau vor; mein Girtschik hat mir gemeldet, daß die Ilagins heute bei Korniki jagen, da könnten sie dir leicht die ganze Beute vor der Nase wegschnappen, klare Sache und damit hopp!«

»Da will ich ja auch hin. Aber wie ist's? Wollen wir unsere Koppeln nicht zusammentun?« fragte Nikolaj. »Nicht?«

Die Hunde wurden zu einer Meute vereinigt, und der Onkel ritt neben Nikolaj weiter. Natascha, ganz in einen Schal eingehüllt, so daß nur ihr frisches Gesicht und ihre glänzenden Augen zu sehen waren, sprengte auf ihn zu, gefolgt von ihrem unzertrennlichen Begleiter Petja und dem Jäger und Bereiter Michail, der ihr heute als Kinderwärterin beigegeben worden war. Petja lachte über irgend etwas, schlug auf sein Pferd ein und riß an den Zügeln. Natascha saß sicher und gewandt auf ihrem Rappen Arabtschik und leitete ihn ohne jede Anstrengung mit sicherer Hand.

Der Onkel warf Petja und Natascha einen mißbilligenden Blick zu. Er konnte es nicht leiden, wenn man eine so ernste Sache wie die Jagd mit Kindereien verknüpfte.

»Guten Tag, Onkelchen, wir reiten auch mit!« rief Petja ihm zu.

»Guten Tag, guten Tag! Aber drängt doch die Hunde nicht so zusammen!« erwiderte der Onkel streng.

»Nikolaj, was für ein wonniges Hundevieh doch mein Trunila ist; er hat mich gleich wiedererkannt!« rief Natascha und zeigte auf ihren Lieblingsjagdhund.

Erstens ist Trunila kein wonniges Hundevieh, sondern ein Hühnerhund, dachte Nikolaj und warf der Schwester einen strengen Blick zu,

bemüht, sie den Abstand fühlen zu lassen, der sie in diesem Augenblick trennen mußte. Natascha verstand dies.

»Glauben Sie nicht, Onkelchen, daß wir jemandem im Weg sein werden«, sagte Natascha. »Wir werden ganz ruhig auf unserem Fleck bleiben und uns nicht mucksen.«

»Schon gut, schon gut, Komteßchen«, entgegnete der Onkel. »Und fallen Sie mir nicht vom Pferd«, fügte er hinzu, »denn da ist nichts dran, woran man sich festhalten könnte – klare Sache und damit hopp!«

Plötzlich trat der Verhau von Otradnoje auf ein paar Meter Entfernung wie eine Insel aus dem Nebelmeer hervor, und die Treiber ritten darauf zu. Rostow beschloß nun mit dem Onkel endgültig, von welcher Seite man die Hunde lossetzen wollte, wies Natascha einen Stand an, den sie nicht verlassen durfte und wo sicher nichts vorbeikommen würde, und ritt dann auf einem Umweg um die Schlucht herum.

»Na, mein Junge, du wirst auf einen tüchtigen Kerl stoßen«, sagte der Onkel. »Laß ihn nur ja nicht durchwischen.«

»\$Wies's kommt, so kommt's«, erwiderte Rostow. »Karaj, fjuit!« rief er wie als Antwort auf die Worte des Onkels seinem Hunde zu. Dieser Karaj war ein alter, häßlicher, tolpatschiger Hund, berühmt dadurch, daß er es ganz allein mit einem starken Wolf aufnahm.

Alle hatten ihre Plätze eingenommen. Da der alte Graf den glühenden Jagdeifer seines Sohnes kannte, hatte er sich tüchtig dazugehalten, um nicht zu spät zu kommen, und die Treiber waren noch nicht an Ort und Stelle angelangt, als Ilja Andrejewitsch mit vergnügtem, rotem Gesicht und zitternden Backen mit seinem Rappengespann über die Wintersaat auf den ihm angewiesenen Platz zugefahren kam. Nachdem er seinen Pelz in Ordnung gebracht und das Jagdgerät übergeworfen hatte, bestieg er seinen glatten, feisten, guten und friedlichen Wiflanka, der auch schon anfing, grau zu werden, ganz wie er selber. Wagen und Pferde wurden nach Hause geschickt. Obgleich Graf Ilja Andrejewitsch nicht mit Leib und Seele Jäger war, so kannte er doch die Jagdgesetze sehr genau und ritt nun in den Saum des Gebüsches, wo er seinen Stand hatte, hinein, legte die Zügel zurecht, setzte sich im Sattel gerade und sah sich dann lächelnd um, weil er wußte, daß er nun zu allem bereit war.

Neben ihm hielt sein Kammerdiener Semjon Tschekmar, ein alter, guter, aber nun auch etwas schwerfällig gewordener Reiter. Tschekmar hatte drei grimmige Wolfshunde am Koppelriemen, die aber, ebenso wie ihr Herr und dessen Pferd, auch schon etwas feist geworden waren. Zwei andere alte, sehr gelehrige Hunde lagen ohne Koppel daneben. Etwa hundert Schritte weiter im Busch stand des Grafen zweiter Leibjäger Mitka, der als toller Reiter und leidenschaftlicher Jäger bekannt war. Nach alter Gewohnheit trank der Graf vor der Jagd aus einem silbernen Becher einen Jagdschnaps, aß ein paar Bissen und leerte dann noch eine halbe Flasche von seinem Lieblingsbordeaux.

Vom Wein und von der flotten Fahrt hatte Ilja Andrejewitsch ein ganz rotes Gesicht bekommen, seine Augen zeigten einen feuchten Schimmer und ganz besonderen Glanz, und wie er so in seinen Pelz eingehüllt im Sattel saß, sah er aus wie ein Kind, das man zum Spazieren gehen fertiggemacht hat.

Nachdem Tschekmar mit seinen mageren, eingefallenen Wangen alle seine Obliegenheiten erledigt hatte, sah er seinen Herrn an, mit dem er dreißig Jahre wie ein Herz und eine Seele zusammengelebt hatte, und da er dessen gute Laune herausfühlte, wartete er nun darauf, daß er ein angenehmes Gespräch anfangen werde.

Da kam noch eine dritte Gestalt vorsichtig – augenscheinlich hatte man ihr das so eingepägt – um die Waldecke herumgeritten und hielt hinter dem Grafen an. Es war dies der Narr Nastasja Iwanowna, ein alter Mann in grauem Bart, einem Frauenmantel und einer hohen Zipfelmütze.

»Na, Nastasja Iwanowna«, flüsterte ihm der Graf blinzelnd zu, »stampf nur recht mit deinem Pferd, damit uns der Wolf auf und davon geht, da wird dir's Danila aber stecken!«

»Hab selber Haare auf den Zähnen ...« erwiderte Nastasja Iwanowna.

»Pssst!« machte der Graf und wandte sich an Semjon.

»Hast du Natalja Iljinitchna gesehen?« fragte er ihn. »Wo ist sie?«

»Das gnädige Fräulein stehen mit Peter Iljitsch nach der Steppe von Scharowo zu«, erwiderte Semjon lächelnd. »Ist doch eine Dame und hat so großes Vergnügen an der Jagd!«

»Ja, da staunst du, Semjon, und wie sie reitet! Nicht wahr?« sagte der Graf. »Ganz wie ein Mann!«

»Ja, da muß man sich wirklich wundern! So kühn, so gewandt!«

»Und wo ist Nikolaj? Wohl auf der Anhöhe von Ljadowskij, nicht wahr?« fragte der Graf immer flüsternd weiter, »Gewiß, ebenda. Der weiß schon, wo er sich hinstellen muß. Und reiten kann er, daß Danila und ich manchmal Mund und Nase aufsperrn!« sagte Semjon, der genau wußte, womit er seinem Herrn am besten schmeicheln konnte.

»Er reitet gut, was? Und wie er aussieht zu Pferde, nicht?«

»Wie ein Bild zum Malen! Da hat er vor ein paar Tagen einen Fuchs aus der Sawarsinskij-Steppe losgelassen. Und er zu Pferde nach, von ganz hinten her, und kriegt ihn. Das war eine Jagd! Das Pferd ist tausend Rubel wert, der Reiter aber unbezahlbar! Ja, solch einen jungen Herrn kann man suchen.«

»Den kann man suchen«, wiederholte der Graf, offensichtlich tat es ihm leid, daß Semjons Redestrom schon so bald wieder versiegt war. »Den kann man suchen«, sagte er noch einmal, schlug die Schöße seines Pelzes zurück und zog seine Tabaksdose hervor.

»Und als neulich der junge Herr in vollem Staat aus der Messe kam, da meinte der Michail Sidorowitsch ...« Semjon sprach nicht zu Ende, er hörte, wie das Bellen und Heulen von nicht mehr als zwei oder drei Hunden deutlich durch die stille Luft drang. Er ließ den Kopf hängen und horchte und machte stumm seinem Herrn ein warnendes Zeichen. »Sie sind ihnen auf der Spur ...« flüsterte er, »gerade auf Ljadowskij treiben sie zu.«

Der Graf vergaß vor Aufregung sein lächelndes Gesicht zu glätten, spähte vor sich die Waldblöße entlang und hielt die Tabaksdose immer noch in der Hand, ohne eine Prise genommen zu haben. Gleich nach dem Hundegebell ertönte aus Danilas tiefem Horn das Jagdsignal, eine ganze Meute fiel in das Gebell der ersten drei Hunde mit ein, und man hörte, wie die Hetzhunde jenes besondere, gellende Geheul anstimmten, das stets als Zeichen dafür dient, daß sie die Verfolgung eines Wolfes aufgenommen haben. Die Treiber hetzten jetzt nicht nur, sondern brüllten immer toller »Uljulju!« und aus all dem Geschrei hörte man, bald im tiefsten Baß, bald scharf und gellend, Danilas Stimme. Es schien, als ob diese Stimme den ganzen

Wald erfüllte, noch über seine Grenzen hinausdrang und weit bis in die Felder hinein tönte.

Nachdem der Graf und sein Leibjäger ein paar Augenblicke stumm zugehört hatten, kamen sie zu der Überzeugung, daß sich die Hetzhunde in zwei Meuten geteilt haben mußten: die eine, größere, die ganz besonders leidenschaftlich heulte, entfernte sich mehr und mehr, während die andere, kleinere, im Gehölz entlang in der Nähe des Grafen vorbeijagte, und bei dieser Meute hörte man auch das Uljulju Danilas. Dann schienen sich beide Teile wieder vereinigt zu haben, das Geschrei und Gebell floß zusammen, aber alles klang schon ferner.

Semjon seufzte und beugte sich herab, um die Koppel in Ordnung zu bringen, in die sich ein junger Hund verwickelt hatte. Der Graf seufzte ebenfalls, und als er bemerkte, daß er die Tabaksdose immer noch in der Hand hielt, machte er sie auf und nahm eine Prise.

»Zurück!« schrie Semjon einem Hund zu, der über den Waldsaum hinauslaufen wollte. Der Graf fuhr zusammen und ließ die Dose fallen. Nastasja Iwanowna stieg vom Pferd und hob sie ihm auf. Der Graf und Semjon folgten ihm mit den Augen.

Plötzlich kam, wie das ja häufig zu geschehen pflegt, das Getöse der Jagd wieder so nah, als müßten jeden Augenblick die heulenden Mäuler der Hunde und der »Uljulju« brüllende Danila vor ihnen auftauchen.

Der Graf blickte sich um und sah rechts seinen Mitka, der ihn mit weitaufgerissenen Augen ansah, die Mütze zog und vor sich auf die andere Seite hinüberdeutete.

»Achtung!« brüllte er mit einer Stimme, der man es anmerkte, daß dieses Wort ihm schon lange quälend auf der Zunge gelegen hatte. Dann ließ er seine Hunde los und galoppierte in der Richtung auf den Grafen zu.

Der Graf und Semjon sprengten nun ebenfalls über den Saum des Waldes hinweg und sahen links von sich einen Wolf, der mit einem ruhigen, weichen und schwankenden Satz auf eben denselben Waldsaum heraussprang, wo sie selber hielten, nur etwas links von ihnen. Die Hunde heulten grimmig auf, rissen sich von der Koppel los und jagten, zwischen den Beinen der Pferde hindurch, auf den Wolf zu.

Der Wolf hielt im Lauf inne, drehte unbeholfen und steif, wie einer, der Halsschmerzen hat, seinen breitstirnigen Kopf nach den Hunden um, machte noch ein paar ebenso weiche und schwankende Sätze, ließ den Schwanz hin und her baumeln und suchte dann wieder im Walde Deckung. In diesem Augenblick stürzte mit einem Geheul, das an Weinen erinnerte, vom gegenüberliegenden Waldsaum, ohne zu hören und zu sehen, ein Hetzhund nach dem anderen hervor, und die ganze Meute stürmte an der Stelle, wo der Wolf herausgetreten war, auf das Feld hinaus. Hinter den Hunden teilten sich die Haselnußsträucher, und Danilas Brauner, der im Schweiß wie ein Rappe erschien, brach hervor. Auf seinem langen Rücken saß, ganz nach vorn gerutscht und wie ein Klumpen zusammengekrümmt, Danila, sein graues Haar hing ihm wirr über das hochrote, verschwitzte Gesicht.

»Uljuljuju, uljulju!« ... brüllte er, und als er den Grafen sah, schossen seine Augen Blitze.

»Teufel!« schrie er und drohte mit der erhobenen Hetzpeitsche zum Grafen hinüber. »So einen Wolf durchzulassen! Schöne Jäger das!« Und als wolle er den verlegenen Grafen keines Wortes weiter würdigen, schlug er mit aller Wut, die dem Grafen galt, auf die bebenden, feuchten Weichen seines Wallachs los und jagte den Hetzhunden nach. Der Graf stand wie ein begossener Pudel da und sah sich um, bemüht, durch ein Lächeln Semjons Mitleid mit seiner Lage hervorzurufen. Aber Semjon war bereits nicht mehr da: er sprengte in einem Bogen um die Büsche, um den Wolf vom Dickicht abzuschneiden. Von zwei anderen Seiten hetzten die Treiber mit den Hunden hinter dem Tier her. Aber der Wolf verschwand im Gestrüpp, und keiner der Jäger erwischte ihn.

5

Inzwischen stand Nikolaj Rostow auf seinem Platz und wartete auf den Wolf. Aus dem Herannahen und Wiederfernerwerden der Jagd, aus dem Gebell der Hunde, die er alle kannte, aus den Stimmen der Treiber, die bald näher, bald ferner, bald lauter und bald leiser ertönten, erfuhr er, was im Verhau vor sich ging. Er wußte, daß dort alte und junge Wölfe sein mußten, wußte, daß sich die Hetzhunde in zwei Meuten geteilt hatten, daß sie irgendwo hetzten, und daß etwas Unerfreuliches geschehen sein mußte. Jeden Augenblick erwartete er den Wolf auf seiner Seite. Er stellte tausenderlei verschiedene Mutmaßungen auf, wie und von welcher Seite der Wolf wohl kommen könne, und auf welche Weise er ihn dann hetzen müsse. Seine Hoffnung wandelte sich in Verzweiflung. Ein paarmal flehte er Gott an, er solle ihm doch einen Wolf schicken, und betete mit einem so heißen, verschämten Gefühl, wie Menschen in Augenblicken starker Erregung wegen einer nichtigen Sache zu beten pflegen. Was kostet es dich, flehte er Gott an, wenn du dies für mich tust? Ich weiß, daß du allmächtig bist und es eine Sünde ist, dich um so etwas zu bitten, aber tu mir doch um des Himmels willen den Gefallen, daß ein alter starker Wolf nach meiner Seite hergetrieben wird, und daß Karaj ihn vor den Augen des Onkels, der dort steht und immer hersieht, an der Kehle packt und zur Strecke bringt. Wohl tausendmal in dieser halben Stunde spähte Rostow mit hartnäckig gespannten, ruhelosen Blicken den Waldsaum entlang, wo zwei vereinzelte Eichen aus dem Espengebüsch herausragten, spähte nach der Schlucht mit ihren ausgespülten Rändern und nach der Mütze des Onkels, die rechts im Gehölz kaum zu sehen war.

Nein, dieses Glück wird mir nicht zuteil, dachte Rostow. Und was hätte es ausgemacht! Es kommt keiner. Überall, im Kartenspiel wie im Krieg, in allem habe ich Pech. Und die Erinnerung an Austerlitz und an Dolochow, eine schnell der anderen weichend, blitzte grell in seinem Gedächtnis auf. Nur ein einziges Mal in meinem Leben möchte ich einen starken Wolf hetzen, weiter habe ich keinen Wunsch! dachte er, strengte Gehör und Gesicht an, spähte nach rechts und dann wieder nach links und erlauschte die geringsten Abstufungen aus dem Geschrei und Gebell der Jagd.

Als er sich wieder nach rechts wandte, sah er, daß über das freie Feld etwas auf ihn zugelaufen kam. Nein, das kann doch nicht sein, dachte Rostow und atmete schwer wie jemand, der der Erfüllung von etwas Langersehntem gegenübersteht. Das größte Glück war für ihn zur Wirklichkeit geworden, und so einfach, ohne jeden Lärm und Prunk und ohne vorherige Ankündigung. Rostow traute seinen Augen kaum, aber sein Zweifel dauerte nur etwas über einen Augenblick. Der Wolf lief geradeaus und sprang schwerfällig über einen Wassergraben, der ihm im Wege war. Es war ein altes, am Rücken schon grau werdendes Tier mit feistem, rötlichem Bauch. Er rannte ohne große Eile vorwärts und war offenbar überzeugt, daß ihn niemand sah. Rostow stockte der Atem, er sah sich nach den Hunden um. Sie hatten den Wolf noch nicht gesehen und standen und lagen neben ihm, ohne etwas zu merken. Der alte Karaj hatte den Kopf nach hinten gedreht, suchte ingrimmig nach einem Floh und fletschte und knackte mit seinen gelben Zähnen an seinen Hinterschenkeln.

»Uljulju!«, flüsterte Rostow mit gespreizten Lippen. Die Hunde sprangen auf, daß die Metallteile an der Koppel klirrten, und spitzten die Ohren. Karaj flüchte sich noch zu Ende, sprang dann ebenfalls auf, spitzte die Ohren und wedelte leicht mit dem Schwanz, an dem das Haar verfilzt herabhing.

Soll ich sie loslassen oder nicht? fragte sich Nikolaj, als der Wolf, sich vom Wald entfernend, immer näher auf ihn zukam.

Auf einmal ging mit dem Wolfe eine plötzliche Veränderung vor: er fuhr zusammen, wahrscheinlich hatte er das menschliche Auge, das auf ihn gerichtet war und das er noch niemals in seinem Leben geschaut hatte, erspäht: leicht wandte er den Kopf nach dem Jäger um und blieb stehen. Vor oder zurück? Ach was, einerlei, vorwärts, vielleicht ... schien er bei sich zu sagen und rannte in weiten, gemessenen, ungezwungenen, aber entschlossenen Sätzen weiter.

»Uljulju!« schrie Nikolaj mit einer Stimme, die gar nicht seine eigne schien; sein braves Pferd jagte wie von selbst Hals über Kopf den Abhang hinab, setzte über ein Wasserloch quer auf den Wolf zu, aber die Hunde holten es ein und stürmten noch schneller als das Pferd dem Wolf entgegen. Nikolaj hörte weder sein eignes Schreien noch fühlte er, wie er dahinjagte, er sah weder die Hunde noch die Stelle, wo er hinritt, er sah nur den Wolf, der seinen Lauf beschleunigte und in derselben Richtung weiter in einen Hohlweg hineinlief. Die erste,

die in die Nähe des Wolfes kam, war die schwarzgefleckte, hinten breit gebaute Milka, sie stürmte wie der Wind voran. Immer näher und näher kam sie dem Wolf ... und jetzt hatte sie ihn eingeholt. Der Wolf schielte sie nur von der Seite an, doch statt sich auf ihn zu stürzen, wie sie es sonst immer tat, stemmte sich Milka plötzlich mit hochoberer Rute gegen die Vorderpfoten.

»Uljuljuljulju!« heulte Nikolaj.

Der fuchsrote Ljubim sprang hinter Milka vor, warf sich ungestüm auf den Wolf und packte ihn am Hinterschenkel. Im selben Augenblick aber sprang er erschrocken auf die andere Seite hinüber. Der Wolf hatte sich gesetzt und mit den Zähnen gefletscht, nun aber sprang er wieder auf und rannte weiter, gefolgt von allen Hunden, die in der Entfernung von etwa einer Elle hinter ihm herliefen und ihm nicht nahe zu kommen wagten.

Er entwischt! Nein, das ist doch nicht möglich, dachte Nikolaj und schrie mit heiserer Stimme immer weiter.

»Karaj, Uljulju!« ... brüllte er und suchte mit den Augen den alten Hund, seine einzige Hoffnung. Karaj streckte sich mit allen seinen alten Kräften, soviel er nur konnte, verwandte kein Auge von dem Wolf und jagte in schwerfälligem Trab von der Seite her auf ihn zu, um ihm den Weg abzuschneiden. Aber bei der Schnelligkeit der Sätze des Wolfes und den langsamen Sprüngen des Hundes war es klar, daß Karajs Berechnung sich als falsch herausstellen mußte. Schon sah Nikolaj jenen Teil des Waldes unweit vor sich, wo der Wolf sicherlich entkommen würde, wenn er ihn einmal erreicht hatte. Da tauchten vor ihm Hunde und ein Jäger auf, die aus gerade entgegengesetzter Richtung auf ihn zugaloppierten. Noch war die Hoffnung nicht verloren. Ein dunkelgestromter, langgebauter junger Hund aus einer fremden Koppel, den Nikolaj nicht kannte, stürzte mit so reißendem Ungestüm auf den Wolf los, daß er ihn beinahe überrannt hätte. Aber blitzschnell, wie man es ihm kaum zugetraut hätte, fuhr der Wolf auf, stürzte sich auf den Dunkelgestromten, klappte mit den Zähnen – und blutüberströmt und mit zerrissener Flanke stürzte der Hund unter gellendem Winseln mit dem Kopf zu Boden.

»Karajuschka, mein alter!« flehte Nikolaj fast unter Tränen.

Der alte Hund mit den baumelnden Filzklümpchen an den Schenkeln war dank dem durch diesen Zwischenfall entstandenen

Aufenthalt, und weil er dem Wolf den Weg abgeschnitten hatte, nun auf etwa fünf Schritte an ihn herangekommen. Der Wolf schielte Karaj an, als fühlte er die Gefahr herannahen, klemmte seinen Schwanz noch fester zwischen die Hinterbeine und jagte in gewaltigen Sätzen weiter. Plötzlich aber – Nikolaj hatte nur gesehen, daß irgend etwas mit Karaj vorging – sah er den Hund auf dem Rücken des Wolfes und im selben Augenblick rollten beide Hals über Kopf in eine Grube, die vor ihnen lag. Der Augenblick, wo Nikolaj die in der Grube mit dem Wolf sich herumbalgenden Hunde erblickte, zwischen denen hindurch man nur das graue Fell des Wolfes, sein ausgestrecktes Hinterbein und seinen erschrockenen, nach Atem ringenden Kopf – Karaj hatte ihn an der Gurgel gepackt – mit den zurückgelegten Ohren sah, – dieser Augenblick, in dem Nikolaj dies alles sah, war der glücklichste seines Lebens. Schon griff er nach dem Sattelbogen, um vom Pferde zu springen und dem Wolf den Fang zu versetzen, als sich plötzlich aus dem Knäuel der Hunde der Kopf des Wolfes nach oben rang und seine Vorderbeine auf dem Rand der Grube erschienen. Der Wolf fletschte mit den Zähnen – Karaj hielt ihn jetzt nicht mehr an der Gurgel gepackt –, sprang auch mit den Hinterbeinen aus der Grube heraus, klemmte den Schwanz ein und setzte, nachdem er alle Hunde wieder von sich abgeschüttelt hatte, seinen Lauf fort. Mit gesträubtem Fell, wahrscheinlich gequetscht oder gebissen, kroch nun auch Karaj mühselig aus dem Loch hervor.

»Großer Gott, warum nur das? ...« rief Nikolaj verzweifelt aus.

Aber ein Jäger des Onkels sprengte von der anderen Seite dem Wolf entgegen, und seine Hunde stellten ihn nochmals. Wieder war er umringt.

Nikolaj, sein Leibjäger, der Onkel und dessen Jäger kreisten um den Wolf, schrien Uljulju und hetzten, bereiteten sich jedesmal vor, abzusteigen, wenn sich der Wolf auf das Hinterteil setzte, und jagten jedesmal weiter, wenn er sich wieder losriß und nach dem Dickicht zustrebte, das seine Rettung sein mußte.

Noch zu Anfang dieser Hetzjagd war Danila, der das Uljulju-Schreien gehört hatte, an den Saum des Waldes herausgesprengt. Er sah, wie Karaj den Wolf packte, und hielt sein Pferd an, weil er glaubte, daß nun alles zu Ende sei. Als aber die Jäger nicht von ihren Pferden sprangen, der Wolf die Hunde abschüttelte und immer wieder seine Flucht fortsetzte, jagte Danila seinen Braunen nicht auf den

Wolf, sondern in gerader Linie auf das Dickicht zu, um, ebenso wie vorhin Karaj, dem Wolf den Weg abzuschneiden. Dank diesem Entschluß kam er gerade in dem Augenblick bei dem Wolf an, als ihn die Hunde des Onkels zum zweitenmal stellten.

Danila sprengte schweigend heran, hielt den blanken Dolch in der linken Hand und schlug mit seiner Hetzpeitsche wie mit einem Dreschflgel auf die stramm gespannten Seiten seines Braunen ein.

Nikolaj hatte von Danila weder etwas gehört noch gesehen, bis dessen Brauner schwer atmend dicht neben ihm vorüberkeuchte. Da hörte er auch schon das Fallen eines Körpers und sah, wie Danila mitten unter den Hunden auf dem Hinterteil des Wolfes lag und sich bemühte, ihn an den Ohren zu packen. Jetzt war es sowohl den Hunden und Jägern als auch dem Wolf selber klar, daß es zu Ende ging. Entsetzt drückte er die Ohren an und versuchte aufzustehen, aber die Hunde ließen nicht locker. Danila hob sich etwas auf und ließ sich dann mit seiner ganzen Schwere, als wolle er sich zur Ruhe legen, wieder auf den Wolf herabfallen und packte ihn an den Ohren. Nikolaj wollte zustoßen, aber Danila rief gepreßt: »Nicht nötig, wir knebeln ihn.« Darauf änderte er seine Stellung und setzte seinen Fuß auf den Hals des Wolfes. Man schob dem Wolf einen Knebel in den Rachen und schnürte diesen wie einen Zaum mit einem Koppelriemen fest, dann band man ihm die Beine zusammen, und Danila wälzte ihn ein paarmal von einer Seite auf die andere.

Mit glücklichen, ermatteten Gesichtern luden sie den lebendigen, starken Wolf auf ein sich bäumendes, schnaubendes Pferd und brachten ihn so, von den zu ihm aufheulenden Hunden begleitet bis an den Platz, wo sich alle versammeln sollten. Alle kamen herbei und wollten den Wolf sehen, der seinen breitstirnigen Kopf mit dem wie ein Zaum in seinem Rachen befestigten Knebel herabhängen ließ und mit seinen großen gläsernen Augen diese Menge von Hunden und Leuten anstarrte, die ihn umringte. Wenn jemand ihn berührte, zuckte er mit den zusammengeschnürten Beinen und sah alle wild an. Auch Graf Ilja Andrejewitsch kam herangeritten und faßte den Wolf an.

»Oh, das ist aber ein Staatskerl!« sagte er. »Nicht wahr?« wandte er sich an Danila, der neben ihm stand.

»Jawohl, Euer Erlaucht«, erwiderte Danila und riß eilig die Mütze vom Kopf.

Da fiel dem Grafen der Wolf, der ihm entwischt war, und sein Zusammenstoß mit Danila ein.

»Da hast du dich nun aufgeregt, Freundchen«, sagte der Graf. Danila erwiderte nichts und lächelte nur verlegen sein kindlich sanftes, freundliches Lächeln.

6

Der alte Graf fuhr nach Hause. Natascha und Petja versprachen, gleich nachzukommen. Die Jagd ging noch weiter, es war noch früh am Tag. Gegen Mittag schickte man die Hunde in eine mit dichtem Jungholz bewachsene Schlucht hinein. Nikolaj hielt auf dem Stoppelfeld, von wo aus er alle seine Jäger überblicken konnte.

Nikolaj gegenüber lag ein Feld mit Wintersaat, und dort hielt einer seiner Jäger ganz allein in einer Vertiefung hinter einem Haselnußstrauch. Kaum hatte man die Hunde losgelassen, so hörte Nikolaj auch schon einen einzelnen Hund, den er kannte, bellen, es war Woltorn. Bald fielen auch andere Hunde ein, dann war plötzlich alles still, dann wieder jagten sie mit lautem Gebell. Gleich darauf ertönte aus dem Walde das Fuchssignal, und die ganze Meute jagte bunt durcheinander den Hügel hinauf in der Richtung auf das Wintersaatfeld zu, von Nikolaj fort.

Er sah die Hundewärter mit ihren roten Mützen am Rande der dicht bewachsenen Schlucht entlang galoppieren, sah sogar die Hunde und wartete nun jeden Augenblick darauf, daß jenseits, auf der Wintersaat, nun auch der Fuchs auftauchen werde.

Der Jäger, der in der Vertiefung gehalten hatte, ließ seine Hunde los, setzte sich in Bewegung, und nun sah Nikolaj auch einen roten, merkwürdig niedrigen Fuchs, der mit gestäubtem Schwanz hastig über die Wintersaat rannte. Die Hunde jagten hinter ihm her. Jetzt waren sie ihm schon ganz nahe, da schlug der Fuchs plötzlich mitten unter ihnen einen Haken, dann wieder einen und wieder einen und fegte mit seinem buschigen Schwänze um sich. Ein weißer Hund, den Nikolaj nicht kannte, schoß auf ihn los, ihm folgte ein schwarzer, und alles floß zu einem Knäuel zusammen. Schließlich blieben die Hunde sternförmig, mit den Hinterteilen nach außen, stehen und schienen sich kaum mehr zu rühren. Da sprengten zwei Jäger zu den Hunden heran, der eine mit roter Mütze, der andere, ein fremder, in langem grünem Rock.

Was soll das? dachte Nikolaj. Wo kommt denn dieser Jäger her? Der gehört doch nicht dem Onkel.

Die Jäger gaben dem Fuchs den Fang, blieben aber noch lange zu Fuß dort stehen, ohne daß einer die Jagdbeute an seiner Schlinge befestigt hätte. Die Pferde mit ihren hohen Sätteln hielten sie an den Zügeln neben sich, die Hunde hatten sich hingelegt. Die Jäger gestikulierten heftig mit den Armen und nahmen etwas mit dem Fuchs vor. Da ertönte von dort ein Hornruf, das Signal, daß ein Streit aufgebrochen war.

»Da streitet sich ein Ilaginscher Jäger mit unserm Iwanow herum«, sagte Nikolajs Leibjäger.

Nikolaj schickte den Jäger aus, um seine Schwester und Petja herbeizurufen, und ritt dann im Schritt nach der Stelle zu, wo die Treiber die Hetzhunde sammelten. Ein paar Jäger waren an den Ort des Streites geritten.

Nikolaj stieg vom Pferd, blieb mit Natascha und Peter, die herbeigeeilt waren, bei den Hunden stehen und wartete auf Nachricht, wie die Sache enden werde. Da kam der Jäger, der sich mit dem Fremden geprügelt hatte, mit dem Fuchs am Sattelriemen hinter dem Waldsaum vorgeritten und sprengte auf den jungen Herrn zu. Schon von weitem riß er die Mütze ab und bemühte sich, ehrerbietig zu sprechen, aber er war bleich und atemlos und machte ein wütendes Gesicht. Das eine Auge war ihm ganz blutig geschlagen, aber er schien das gar nicht einmal bemerkt zu haben.

»Was habt ihr denn da gehabt?« fragte Nikolaj.

»So eine Art! Unsern Hunden will er den Fuchs aus den Zähnen reißen! Und gerade meine Hündin, die mausgraue, hatte ihn doch erwischt. Aber warte, dich werd ich schon Mores lehren! Will er den Fuchs einfach zu packen kriegen! Da hab ich ihn aber gleich mit dem Fuchs ordentlich durchgewalkt! Hier ist er, am Sattel. Den möchtest du wohl nicht zu spüren bekommen, he?« sagte der Jäger und zeigte auf seinen Dolch, anscheinend in dem Glauben, daß er immer noch mit seinem Widersacher spreche.

Nikolaj sagte nichts weiter zu ihm, bat seine Schwester und Petja, auf ihn zu warten, und ritt nach der Stelle hin, wo sich die feindliche, Ilaginsche Jagdgesellschaft versammelt hatte. Der siegreiche Streiter ritt in den Kreis der Jäger hinein und erzählte dort, von mitfühlenden Neugierigen umringt, seine Heldentat noch einmal.

Die Sache war die, daß Ilagin, mit dem Rostow ewig Streitereien und Prozesse hatte, oft auf Revieren jagte, die hergebrachtermaßen der Familie Rostow gehörten, und jetzt wie absichtlich ebenfalls nach dem Verhau, wo die Rostows jagten, hinzureiten befohlen und seinem Jäger erlaubt hatte, ein von fremden Hunden gehetztes Wild ebenfalls zu verfolgen.

Nikolaj hatte Ilagin noch nie gesehen, da er aber wie immer in seinem Urteil und seinen Gefühlen keine Mittelstraße kannte, haßte er ihn nach alledem, was er von dem Ungestüm und der Eigenmächtigkeit dieses Gutsbesitzers gehört hatte, von ganzer Seele und hielt ihn für seinen grimmigsten Feind. So ritt er jetzt zornig erregt auf ihn zu, preßte die Hetzpeitsche fest in die Hand und war entschlossen, mit aller Entschiedenheit und schonungslos gegen seinen Feind vorzugehen.

Kaum war er um die Waldecke herumgeritten, als er einen dicken Herrn mit einer Bibernütze auf einem prächtigen Rappen wahrte, der, von zwei Leibjägern begleitet, auf ihn zugeritten kam.

Statt eines grimmigen Feindes fand Nikolaj in Ilagin einen stattlichen, artigen Herrn, der schon lange den besonderen Wunsch gehegt hatte, den jungen Grafen kennenzulernen. Als er bis zu Rostow herangeritten war, nahm Ilagin seine Bibernütze ab und sagte, er bedauere den unliebsamen Vorfall ungemein und habe bereits Befehl gegeben, den Jäger zu bestrafen, der sich unterstanden habe, ein von fremden Hunden gehetztes Wild zu verfolgen, bat den Grafen um seine Bekanntschaft und bot ihm sein eigenes Revier zur Jagd an.

Natascha, die gefürchtet hatte, ihr Bruder werde etwas Entsetzliches tun, war in ihrer Aufregung nicht weit hinter ihm hergeritten. Als sie sah, daß sich die beiden Feinde freundschaftlich begrüßten, ritt sie zu ihnen hin. Ilagin zog vor Natascha seine Bibernütze noch tiefer und sagte mit einem liebenswürdigen Lächeln, daß die Komtesse sowohl durch ihre Jagdpassion als auch durch ihre Schönheit, von der er schon viel gehört habe, ganz einer Diana gleiche.

Um die Schuld seines Jägers wiedergutzumachen, bat Ilagin Rostow inständig, doch mit auf sein etwa eine Werst entferntes Revier zu kommen, das er nur für sich allein reserviert habe, und wo, seinen Worten nach, es vor Hasen nur so wimmeln sollte. Nikolaj willigte ein, und die Jagdgesellschaft, die nun noch einmal so groß geworden war, ritt weiter.

Um nach Ilagins Revier zu kommen, mußte man über Felder reiten. Die Jäger verteilten sich; die Herrschaft ritt zusammen. Der Onkel, Rostow und Ilagin schielten verstohlen nach den fremden Hunden, ängstlich bemüht, daß die anderen dies nicht merkten, und suchten aus ihnen voller Ungeduld diejenigen heraus, die wohl als Konkurrenten für ihre eigenen Hunde in Frage kämen.

Eine kleine, reinrassige, rotgescheckte Hündin aus Ilagins Koppel mit feiner Schnauze und vorstehenden schwarzen Augen, die zwar schmal und zierlich gebaut war, dabei aber doch Muskeln hatte wie Stahl, fiel durch ihre Schönheit Rostow ganz besonders auf. Er hatte schon von Ilagins Passion für Hunde gehört und erblickte nun in dieser schönen Hündin eine Konkurrentin für seine Milka.

Mitten in einem ehrbaren Gespräch über die heurige Ernte, das Ilagin angeregt hatte, zeigte Nikolaj auf dessen rotscheckige Hündin.

»Eine schöne Hündin haben Sie da«, sagte er in lässigem Ton. »Ist sie gut?«

»Die? Ja, das ist ein braver Kerl, macht ihre Sache«, erwiderte Ilagin in gleichgültigem Ton von seiner Jorsa, für die er im vorigen Jahr einem Nachbarn drei Familien Leibeigene gegeben hatte. »Also auch bei Ihnen ist der Ausdrusch nicht allzu rühmlich ausgefallen, Graf?« setzte er das angefangene Gespräch fort. Und da er es für artig hielt, dem jungen Grafen das Lob seiner Hündin mit gleicher Münze heimzuzahlen, musterte er die Rostowschen Hunde und wählte sich Milka aus, die ihm durch ihren breiten Bau auffiel.

»Die Schwarzgescheckte da von Ihnen ist auch nicht übel, ganz famos!« sagte er.

»Ja, ganz leidlich, läuft ganz gut«, erwiderte Rostow. Wenn jetzt bloß ein Hase übers Feld liefe, dann wollte ich dir schon zeigen, was das für ein Hund ist! dachte er im stillen, wandte sich heimlich an seinen Leibjäger und flüsterte ihm zu, daß er demjenigen einen Rubel verspreche, der ihm sogleich einen geduckten Hasen aufspüre.

»Ich begreife nicht«, fuhr Ilagin fort, »wie ein Jäger den anderen um seine Beute oder seine Hunde beneiden kann. Um von mir zu reden, Graf, kann ich Ihnen nur sagen: ich freue mich vor allem, wissen Sie, einen Spazierritt zu machen, da reitet man so hin in netter Gesellschaft ... Was kann es Schöneres geben?« Und wieder nahm er

seine Bibernütze vor Natascha ab. »Aber etwa die Bälge zählen, wie viele ich davon mit heimbringe – das ist mir ganz gleichgültig.«

»Nun, ja, gewiß.«

»Oder mich gar darüber ärgern, wenn ein fremder Hund das Wild einholt und nicht meiner? Mir ist es nur um die Hetzjagd zu tun, nur der Anblick allein ergötzt mich, habe ich nicht recht, Graf? Deshalb halte ich dafür ...«

»Faß ihn!« ertönte in diesem Augenblick der langgedehnte Ruf eines Treibers, der sein Pferd anhielt. Er stand auf der Stoppel auf halbem Hügel, hatte die Hetzpeitsche erhoben und wiederholte noch einmal langsam und gedehnt:

»Faß-ß-ß i-ihn!« Dieser Ruf und die erhobene Hetzpeitsche bedeuteten, daß er vor sich einen Hasen geduckt liegen sah.

»Ah, der scheint ja einen Hasen zu haben«, sagte Ilagin lässig. »Wie war's, wollen wir den hetzen, Graf?«

»Ja, da müssen wir schon hinreiten ... aber wie denn, zusammen?« erwiderte Nikolaj und warf einen Blick auf die beiden Konkurrenten seiner Milka, Jorsa und den fuchsroten Rugaj des Onkels, mit denen seine eignen Hunde zu messen er noch niemals Gelegenheit gehabt hatte. Aber wenn sie nun meine Milka ausstechen? dachte er, während er neben dem Onkel und Ilagin auf die Stelle, wo der Hase sein sollte, zuritt.

»Ist es ein großer?« fragte Ilagin, ritt auf den Jäger, der den Hasen entdeckt hatte, zu, sah sich nicht ohne Aufregung nach seiner Jorsa um und pfiß sie heran.

»Tun Sie auch mit, Michail Nikanorytsch?« wandte er sich an den Onkel.

Der Onkel ritt finster nebenher.

»Was soll ich mich da einmengen? Eure Hunde haben jeder ein ganzes Dorf gekostet, sind Tausende von Rubeln wert, klare Sache und damit hopp! Laßt eure beiden um die Wette rennen, ich werde zusehen.«

»Rugaj, he, Rugaj!« rief er aber doch. »Rugajuschka!« und verriet unwillkürlich durch diese Koseform seine Zärtlichkeit und die Hoffnung, die er auf seinen roten Hund setzte. Natascha aber sah und

fühlte die Erregung, welche diese zwei alten Herren und auch ihr Bruder zu verbergen suchten, und wurde selber ganz aufgeregt.

Der Treiber stand immer noch mit erhobener Hetzpeitsche auf halbem Hügel. Die Herren ritten im Schritt auf ihn zu. Die Hetzhunde liefen am äußersten Horizont in der Richtung vom Hasen fort, auch die übrigen Jäger entfernten sich. Alles bewegte sich langsam und gemessen.

»Wohin liegt er mit dem Kopf?« fragte Nikolaj, als er bis auf hundert Schritt an den Treiber herangekommen war.

Aber der Treiber hatte noch nicht Zeit gehabt, zu antworten, als der Hase, dem es etwas unbehaglich zumute wurde, seine liegende Stellung änderte und aufsprang. Die Meute der Hetzhunde, noch zusammengekoppelt, stürmte mit lautem Gekläff den Berg hinunter, dem Hasen nach, von allen Seiten liefen die Windhunde, die nicht angekoppelt waren, herbei und jagten mit den Hetzhunden zusammen hinter dem Hasen her. Und alle die Jäger, die bisher so gelassen dahingeritten waren, flogen nun in gestrecktem Galopp quer über das Feld, während die Treiber bald einen Hund, der in der falschen Richtung lief, durch den Ruf »halt!« auf die richtige Fährte brachten, bald einen anderen mit: »Faß ihn! Faß ihn!« zu doppeltem Eifer aufstachelten. Der gemessene Ilagin, Nikolaj, Natascha und der Onkel flogen nur so über das Feld, ohne selber zu wissen, wie und wohin, nur die Hunde und den Hasen im Auge und bloß von der einen Angst beseelt, den Verlauf der Hetzjagd, wenn auch nur für einen Augenblick, aus den Augen zu verlieren. Der Hase erwies sich als ein kräftiges, flinkes Tier. Nachdem er aufgesprungen war, hatte er nicht sogleich das Hasenpanier ergriffen, sondern die Ohren gespitzt und auf das Geschrei und den Lärm gelauscht, der plötzlich von allen Seiten auf ihn eindrang. Dann hatte er etwa ein Dutzend nicht allzu schneller Sätze gemacht, hatte die Hunde an sich herankommen lassen und erst dann, nachdem er endlich die Gefahr erkannt hatte, war er sich über eine Richtung schlüssig geworden, hatte die Ohren zurückgelegt und war auf und davon gerannt, was seine Beine nur laufen konnten. Er hatte auf der Stoppel gelegen, aber vor ihm lag ein Feld mit Wintersaat, wo die Erde etwas moorig war. Die zwei Hunde des Treibers, der dem Hasen auf die Spur gekommen war, hatten, da sie am nächsten waren, den Hasen auch zuerst gesehen und verfolgt, aber sie hatten ihn noch lange nicht erreicht, als Ilagins rotgescheckte Jorsa

von hinten wie ein Pfeil an ihnen vorbeischoß, sich dem Hasen bis auf Hundelänge näherte und in der furchtbaren Geschwindigkeit nach dem Schwanz des Hasen schnappte, wobei sie sich, wahrscheinlich in dem Glauben, ihn gehascht zu haben, köpflings überschlug. Der Hase zog den Rücken ein und jagte nur um so toller weiter. Da stürmte die schwarzgescheckte Milka mit ihrem breiten Hinterteil an Jorsa vorüber und kam dem Hasen in raschen Sätzen näher.

»Miluschka, Matuschka!« hörte man Nikolajs triumphierenden Aufschrei. Schon schien sie den Hasen fassen und packen zu können, aber als sie ihn erreicht hatte, schoß sie an ihm vorbei.

Der Hase hatte einen Haken geschlagen und sich geduckt. Wieder heftete sich ihm die schöne Jorsa an die Fersen. Sie schien fast über seinem Schwanz zu schweben, aber wie um nicht noch einmal fehlzuschlagen, schien sie die Absicht zu haben, ihn am Hinterlauf zu packen.

»Jorsanka, meine goldene!« hörte man Ilagins fast weinende Stimme, die nicht seine eigne schien. Jorsa hörte nicht auf sein Flehen. In dem Augenblick, in dem sie aller Erwartung nach den Hasen packen mußte, machte dieser einen Quersprung und galoppierte in der Grenzfurche zwischen dem Wintersaatfeld und der Stoppel dahin. Wieder waren sich Jorsa und Milka gleich und jagten wie ein Doppelgespann hinter dem Hasen her, aber in der Furche konnte der Hase leichter laufen, und die Hunde kamen ihm nicht so rasch näher.

»Rugaj! Rugajuschka! Klare Sache und damit hopp!« ertönte in diesem Augenblick eine neue Stimme, und Rugaj, der rote, krumme Hund des Onkels, streckte den Kopf vor, bog den Rücken krumm, holte die beiden ersten Hunde ein, kam ihnen zuvor, schoß mit furchtbarer Kräfteanspannung bis dicht an den Hasen vor, jagte ihn aus der Furche in die Wintersaat hinein, nahm in dem schmutzigen Wintersaatfeld, wo er bis an die Knie einsank, einen noch erbitterteren Anlauf, und schließlich war nur noch zu sehen, wie er sich, den Rücken ganz mit Kot beschmiert, mitsamt dem Hasen wie ein Knäuel auf dem Boden herumwälzte. Sternförmig umringten ihn die übrigen Hunde. Einen Augenblick später standen auch alle Jäger um den Kreis der Hunde herum. Der glückliche Onkel stieg als einziger ab und schnitt dem Hasen einen Lauf ab, schüttelte ihn, damit das Blut ausfließen sollte, sah sich dann mit suchenden Augen aufgeregt um,

wußte nicht, was er mit seinen Händen und Füßen anfangen sollte, und redete, ohne selber zu wissen, was und mit wem.

»Das war aber ein Kapitalstreich ... so ein Hund ... schlägt alle aus dem Feld, die für tausend Rubel wie die für einen Rubel ... Klare Sache, und damit hopp«, sagte er ganz atemlos und sah sich grimmig um, als ob er jemandem den Kopf waschen wolle, alle seine Feinde wären, ihn beleidigt hätten und es ihm erst jetzt gelungen wäre, sich zu rechtfertigen. »Da habt ihr nun tausend Rubel für eure Hunde bezahlt! Klare Sache, und damit hopp!«

»Rugaj, da nimm!« sagte er und warf dem Hund den abgeschnittenen Lauf mit der daranklebenden Erde zu. »Er hat es verdient. Klare Sache, und damit hopp!«

»Sie hat ihre ganze Kraft verpufft, dreimal allein hat sie Anlauf genommen«, sagte Nikolaj, der ebenfalls auf niemanden hörte und sich nicht darum kümmerte, ob ihm einer zuhörte oder nicht.

»Was ist das für ein Kunststück, wenn er den Hasen quer hetzt!« meinte ein Ilaginscher Jäger.

»Ja, wenn er schon halb zu Tode gehetzt ist, dann kann ihn jeder Hofhund mit einem kleinen Anlauf einholen«, sagte gleichzeitig Ilagin, der, ganz rot im Gesicht, vom schnellen Ritt und vor Aufregung nur schwer Luft bekam. Gleichzeitig stieß Natascha, ohne noch zu Atem gekommen zu sein, vor lauter Glück und Begeisterung einen so durchdringenden Juchzer aus, daß es allen in den Ohren gellte. Sie drückte durch diesen Juchzer alles das aus, was die anderen Jäger durch ihr gleichzeitiges Gerede zum Ausdruck brachten. Dies war so merkwürdig, daß sie sich selber dessen hätte schämen und alle anderen sich hätten wundern müssen, wenn es zu einer andern Zeit gewesen wäre. Der Onkel befestigte den Hasen am Sattel, warf ihn dann gewandt über das Hinterteil seines Pferdes, als wolle er durch dieses Hinüberwerfen allen seinen Sieg noch einmal unter die Nase reiben, setzte sich dann mit einer Miene, die besagte, daß er nun mit keinem mehr zu sprechen wünsche, auf seinen Hellbraunen und ritt weiter. Alle übrigen gingen mißmutig und beleidigt auseinander und konnten erst lange nachher ihren früheren, erheuchelten Gleichmut wiederfinden. Lange noch schielten sie verstohlen nach dem roten Rugaj hin, der, den krummen Rücken mit Schmutz besudelt, und mit den Metallteilen seiner Koppel klirrend, mit der ruhigen Miene eines Siegers dicht hinter den Beinen von des Onkels Pferd herlief.

Was wollt ihr denn? Ich bin ein Hund wie alle anderen auch, solange es nichts zu hetzen gibt. Dann aber rette sich, wer kann! schien seine Miene zu sagen, wenigstens kam es Nikolaj so vor.

Als dann lange nachher der Onkel auf Nikolaj zugeritten kam und ein Gespräch mit ihm anfang, fühlte sich Nikolaj geschmeichelt, daß der Onkel nach alledem, was sich ereignet hatte, ihn noch einer Unterhaltung würdigte.

7

Als sich Ilagin am Abend von Nikolaj verabschiedet hatte, stellte sich heraus, daß sie sich so weit von Otradnoje entfernt hatten, daß Nikolaj den Vorschlag des Onkels, die müden Jäger auf seinem Gut Michailowka übernachten zu lassen, annahm.

»Und wenn auch ihr mitkämt«, sagte der Onkel, »dann wäre das noch viel besser, klare Sache, und damit hopp! Ihr seht doch, wie feucht es ist«, fuhr er fort. »Bei mir könntet ihr euch ausruhen, und unsere kleine Komtesse könnte dann im Wagen nach Hause fahren.«

Der Vorschlag des Onkels wurde angenommen und einer der Jäger nach Otradnoje geschickt, um einen Wagen zu holen. Nikolaj, Natascha und Petja ritten mit zum Onkel.

Etwa fünf Mann, Erwachsene und Kinder, Leute vom Hofgesinde, kamen auf die Freitreppe herausgelaufen, um den Herrn zu empfangen. Von der Hintertreppe her drängten noch Dutzende von alten und jungen Weibern und Kindern herbei, um die einreitenden Jäger zu sehen. Beim Anblick Nataschas, einer jungen Dame zu Pferd, hatte die Neugier des Hofgesindes den Siedepunkt erreicht, so daß viele, ohne sich vor ihr irgendwelchen Zwang anzulegen, einfach auf sie zuliefen, ihr ins Gesicht glotzten und vor ihr laute Bemerkungen machten, als wäre sie ein zur Schau gestelltes Wundertier und kein Mensch, der hören und verstehen kann, was man von ihm redet.

»Arinka, guck mal, ganz seitwärts sitzt sie drauf! Die tut sich ja gar nicht festhalten! ... Sieh mal, wie das Kleid schlenkert! ... Guck bloß, das kleine Jagdhorn!«

»All ihr Heiligen, sogar ein Messer hat sie!«

»Wie eine Tatarin.«

»Wie machst du denn das, daß du da nicht herunterfällst?« fragte die Dreisteste, unmittelbar an Natascha gewandt.

Vor der Freitreppe seines kleinen Holzhäuschens, das von einem Garten umgeben war, stieg der Onkel vom Pferd. Als er das herumstehende Hausgesinde sah, schrie er ihm in befehlendem Ton zu, alle müßigen Gaffer sollten sich packen und lieber alle nötigen Vorbereitungen zum Empfang der Jagdgäste treffen.

Alles lief auseinander. Der Onkel hob Natascha vom Pferde und geleitete sie am Arm die wackeligen Holzstufen der Freitreppe hinauf. Die Innenwände des Hauses waren nicht mit Kalk beworfen, sondern von rohen Balken gezimmert. Drinnen war es nicht allzu reinlich, doch stach es nicht etwa gleich in die Augen, daß fleckenlose Sauberkeit nicht das Lebensziel der darin hausenden Menschen war, und das Ganze machte keinen vernachlässigten Eindruck. Auf dem Flur roch es nach frischen Äpfeln; Wolfs- und Fuchsfelle hingen an den Wänden.

Durch das Vorzimmer führte der Onkel seine Gäste in einen kleinen Saal mit einer Tafel zum Zusammenschlagen und roten Stühlen, dann in den Salon, wo ein runder Tisch aus Birkenholz und ein Diwan standen, und endlich in sein Arbeitszimmer mit einem zerrissenen Sofa, einem abgelaufenen Teppich und Bildern an den Wänden von Suworow, vom Vater und von der Mutter des Hausherrn und von ihm selber in Uniform. In diesem Arbeitszimmer roch es stark nach Tabak und nach Hunden. Hier forderte der Onkel seine Gäste auf, Platz zu nehmen und ganz zu tun, als ob sie zu Hause wären. Er selber ging hinaus. Rugaj, dem noch niemand den Rücken abgebürstet hatte, kam ins Zimmer gelaufen, legte sich auf das Sofa und nahm hier mit Zunge und Zähnen seine Reinigung vor. Vom Arbeitszimmer aus ging es in einen Korridor, wo man einen Wandschirm mit zerrissener Bespannung stehen sah. Hinter diesem Schirm hervor ertönte das Flüstern und Lachen weiblicher Stimmen. Natascha, Nikolaj und Petja teilten sich in den Platz auf dem Sofa und setzten sich. Petja stützte den Kopf auf die Hand und war sogleich eingeschlafen; Natascha und Nikolaj saßen schweigend da. Ihre Gesichter brannten, sie waren sehr hungrig und sehr vergnügt. Sie sahen einander an. Nachdem die Jagd vorüber war und sie wieder im Zimmer saßen, hielt es Nikolaj nicht mehr für nötig, seine männliche Überlegenheit der Schwester gegenüber zum Ausdruck zu bringen. Natascha blinzelte dem Bruder zu, beide konnten nicht lange an sich halten und brachen in lautes Gelächter aus, ohne sich die Zeit zu nehmen, einen Grund für ihr Lachen zu suchen.

Nach einer Weile kam der Onkel im Kosakenrock, blauen Hosen und leichten Stiefeln wieder. Natascha hatte das Gefühl, daß diese selbe Kleidung, in der sie den Onkel in Otradnoje so oft mit verwunderten und spöttischen Augen angesehen hatte, doch eine wahre, echte

Tracht war, keineswegs schlechter als Überrock und Frack. Auch der Onkel war in lustiger Stimmung, er fühlte sich durch das Lachen von Bruder und Schwester nicht nur nicht beleidigt – es kam ihm gar nicht in den Sinn, daß sie über ihn und seine Lebensweise hätten lachen können –, sondern er stimmte selbst in ihr grundloses Lachen mit ein.

»Da seht einmal unsere kleine Komtesse an, so etwas hat man doch noch gar nicht gesehen, klare Sache, und damit hopp!« sagte er. »Den ganzen Tag zu Pferde gesessen wie ein Mann, und nun tut sie, als wenn gar nichts gewesen wäre!« Und er reichte Nikolaj eine lange Pfeife und nahm selber eine kurzgeschnittene mit gewohntem Griff zwischen drei Finger.

Gleich nach dem Onkel tat sich die Tür noch einmal auf, und mit einem großen vollen Präsentierbrett in den Händen trat eine dicke, rote, hübsche Frauensperson von etwa vierzig Jahren mit einem Doppelkinn und vollen roten Lippen zur Tür herein, die dem Klang ihrer Schritte nach offenbar barfuß ging. Mit hausfraulicher Würde und gastfreundlichem Entgegenkommen in den Augen und in jeder ihrer Bewegungen musterte sie die Gäste und verbeugte sich vor ihnen ehrerbietig und mit freundlichem Lächeln. Trotz ihrer außergewöhnlichen Beibtheit, die sie zwang, Brust und Leib nach vorn und den Kopf nach hinten zu halten, hatte diese Frau – es war die Wirtschaftlerin des Onkels – doch einen ungemein leichten Gang. Sie trat an den Tisch, stellte das Brett ab, nahm mit ihren vollen, weißen Händen gewandt die Flaschen, den Imbiß und alles, was sie sonst noch zur Bewirtung herbeigebracht hatte, und verteilte alles rund auf den Tisch. Als sie damit fertig war, trat sie beiseite und blieb lächelnd an der Tür stehen.

Ich bin doch auch noch da! Verstehst du jetzt deinen Onkel? schien ihre ganze Erscheinung Rostow zu fragen. Wie sollte er nicht? Nicht nur Nikolaj, sondern auch Natascha verstand den Onkel und die Bedeutung seiner zusammengezogenen Brauen und des glücklichen, selbstzufriedenen Lächelns, das kaum merklich seine Lippen gekräuselt hatte, als Anisja Fjodorowna eingetreten war.

Auf dem Präsentierbrett standen Kräuterliköre, Schnaps, Pilze, Pfannkuchen aus grauem Mehl mit Buttermilch, Honigscheiben, schäumender Met, Äpfel, frische und getrocknete Nüsse und Nüsse in Honig. Dann brachte Anisja Fjodorowna noch Eingemachtes in Honig

und in Zucker, einen Schinken und ein Huhn, das sie eben erst gebraten hatte.

Dies alles waren Erzeugnisse von Anisja Fjodorownas Wirtschafts-, Auswahl- und Kochkunst. Alles sah gut aus, roch und schmeckte nach Anisja Fjodorowna. Alles strahlte ihre saftige Fülle, ihre Sauberkeit, ihre weiße Haut und ihr freundliches Lächeln wider.

»Aber so essen Sie doch nur, Fräulein Komteßchen«, sagte sie immer wieder und wieder und reichte Natascha bald dieses, bald jenes.

Natascha aß von allem, und ihr schien, als habe sie solche Pfannkuchen in Buttermilch mit so delikatem Eingemachten und Nüssen in Honig und ein solches gebratenes Huhn noch nie und nirgends gesehen und gegessen. Anisja Fjodorowna ging hinaus.

Rostow und der Onkel tranken nach dem Abendessen einen Kirschlikör und unterhielten sich über die heutige und die nächste Jagd, über Rugaj und die Ilaginschen Hunde. Natascha saß mit strahlenden Augen aufrecht auf dem Sofa und hörte ihnen zu. Ein paarmal machte sie den Versuch, Petja aufzuwecken, damit auch er etwas esse, aber er murmelte nur etwas Unverständliches vor sich hin, anscheinend ohne zu sich zu kommen. Natascha war so lustig zumute, sie fühlte sich in dieser für sie neuen Umgebung so wohl, daß sie nur immer Angst hatte, daß der Wagen schon zu bald kommen und sie holen werde. Nachdem einmal zufällig eine Pause in der Unterhaltung eingetreten war, wie das bei Leuten, die ihre Bekannten zum erstenmal im eigenen Haus empfangen, manchmal vorkommt, sagte der Onkel, gewissermaßen als Antwort auf die Gedanken, die seinen Gästen durch den Kopf gingen: »So lebe ich nun mein Leben hin ... Sterbe ich einmal, dann bleibt mir ja doch nichts von Geld und Gut, klare Sache, und damit hopp! Wozu also sündiges Geld zusammenscharren?«

Des Onkels Gesicht war sehr ausdrucksvoll und sogar schön, als er das sagte. Unwillkürlich mußte Nikolaj dabei an all das Gute denken, das er vom Vater und von den Nachbarn über den Onkel gehört hatte. Im ganzen Umkreis des Gouvernements stand dieser im Ruf des edelsten, uneigennützigsten Sonderlings. Man rief ihn herbei, um Familienstreitigkeiten zu schlichten, machte ihn zum Testamentsvollstrecker, vertraute ihm Geheimnisse an, wählte ihn als Richter und übertrug ihm andre Ehrenämter, aber ein festes Amt in der Gesell-

schaft anzunehmen, weigerte er sich hartnäckig: er streifte im Herbst und im Frühling auf seinem hellbraunen Wallach auf den Feldern umher, saß im Winter zu Hause und lag im Sommer in seinem verwachsenen Garten.

»Warum treten Sie nicht in den Staatsdienst ein, Onkel?«

»Ich habe einmal gedient, habe es aber dann aufgegeben. Ich taue nicht dazu, klare Sache, und damit hopp! Habe mich in all den Kram niemals hineinfinden können. Das ist eure Sache, bei mir langt's dazu nicht mit dem Verstand. Siehst du, mit der Jagd, da ist es etwas anderes, klare Sache, und damit hopp! Aber macht doch die Tür auf!« rief er. »Weshalb habt ihr sie zugemacht?«

Die Tür am Ende des Korridors, den der Onkel »Kolidor« nannte, führte in die »Jägerstube«, wie man den Gesinderraum für die Jäger nannte.

Nackte Füße patschten über die Dielen, und eine unsichtbare Hand öffnete die Tür zur Jägerstube. Vom Korridor her hörte man deutlich die Klänge einer Balalaika, auf der augenscheinlich ein Meister in dieser Kunst spielte. Natascha hatte schon lange nach diesen Klängen hingelauscht und trat jetzt auf den Korridor hinaus, um sie deutlicher hören zu können.

»Das ist mein Kutscher Mitka ... Ich habe ihm eine gute Balalaika gekauft, ich höre es gern«, sagte der Onkel.

Der Onkel hatte eingeführt, daß Mitka immer in der Jägerstube auf der Balalaika spielen mußte, wenn er von der Jagd nach Hause kam. Er hörte diese Musik sehr gern.

»Wie hübsch! Wirklich ganz nett!« sagte Nikolaj unwillkürlich etwas lässig, als schäme er sich einzugestehen, daß ihm diese Klänge gefielen.

»Ganz nett?« erwiderte Natascha vorwurfsvoll, die das Lässige aus dem Ton ihres Bruders herausgehört hatte. »Das ist gar nicht »ganz nett«, sondern einfach wunderbar!«

Und ebenso wie ihr die Pilze, der Honig und die Schnäpse des Onkels als das Leckerste auf der ganzen Welt vorgekommen waren, so erschien ihr auch dieses Lied in diesem Augenblick als Gipfel aller musikalischen Genüsse.

»Noch mehr, bitte, noch mehr!« rief Natascha in der Tür, als die Balalaika schwieg. Mitka stimmte die Saiten und spielte forsch und dröhnend »Die Frau vom Hause« mit klangvollen Akkorden und Übergängen. Der Onkel saß da und hörte zu; er hatte den Kopf ein wenig zur Seite geneigt und lächelte kaum merkbar. Die Melodie der »Frau vom Hause« wiederholte sich wohl an die hundertmal. Mitunter mußte die Balalaika dazwischen gestimmt werden, dann aber ertönten wieder dieselben Klänge, und das wurde den Zuhörern nicht etwa langweilig, sondern sie wünschten nur immer und immer wieder diese Klänge zu hören. Anisja Fjodorowna kam herein und lehnte sich mit ihrem wohlbeleibten Körper an den Türpfeiler.

»Sie sind so freundlich und hören zu?« sagte sie zu Natascha mit einem Lächeln, das außerordentlich an das Lächeln des Onkels erinnerte. »Ja, wir haben an ihm einen feinen Musikanten«, fügte sie hinzu.

»An dieser Stelle stimmt etwas nicht!« rief plötzlich der Onkel mit einer energischen Handbewegung. »Das muß auseinandergezogen werden, klare Sache, und damit hopp!«

»Können Sie denn auch spielen?« fragte Natascha.

Der Onkel lächelte und gab keine Antwort.

»Sieh doch mal nach, Anisjuschka, ob auf der Gitarre noch alle Saiten ganz sind. Habe sie lange nicht in der Hand gehabt, habe es ganz aufgegeben, klare Sache, und damit hopp!«

Anisja Fjodorowna lief mit ihrem leichten Gang bereitwillig fort, um den Befehl ihres Herrn auszuführen, und holte die Gitarre herbei.

Der Onkel blies, ohne jemanden anzusehen, den Staub von der Gitarre, beklopfte mit seinen knöchigen Fingern deren Decke, stimmte die Saiten und setzte sich auf seinem Stuhl zurecht. Mit etwas theatralischer Pose hielt er den linken Ellenbogen vom Körper ab, faßte die Gitarre oben am Halse, blinzelte Anisja Fjodorowna zu, griff einen klangvollen, reinen Akkord und spielte dann langsam und gemessen, aber sicher in ganz ruhigem Tempo nicht die »Frau vom Hause«, sondern das bekannte Lied: »Über die Straße, nach dem Quell, sprang ein Mädels nach Wasser schnell.«

Und in demselben Takt, mit derselben gemessenen Heiterkeit, die das ganze Wesen Anisja Fjodorownas ausstrahlte, klang die Melodie des Liedes in Nikolajs und Nataschas Herzen wider. Anisja Fjodo-

rowna wurde rot, barg das Gesicht in ihrem Tuch und lief lachend aus dem Zimmer. Der Onkel spielte mit reinen, sorgfältigen und energisch festen Griffen das Lied weiter und blickte nun mit ganz veränderten, begeisterten Augen nach der Stelle hin, wo Anisja Fjodorowna gestanden hatte. Kaum merklich lachte er auf der einen Seite seines Gesichts unter dem grauen Schnurrbart, lachte besonders dann, wenn die Melodie in Schwung kam, die Takte schneller wurden und nach Stellen des Überganges etwas Neues auftauchte.

»Himmlisch, himmlisch, Onkel! Weiter, weiter!« rief Natascha, als er eben geendet hatte. Sie sprang von ihrem Platz auf, umarmte den Onkel und küßte ihn. »Nikolenka, Nikolenka!« rief sie ihrem Bruder zu, als frage sie ihn, was er dazu sage.

Nikolaj hatte das Lied auch sehr gefallen. Der Onkel mußte es noch einmal spielen. Das lächelnde Gesicht Anisja Fjodorownas zeigte sich wieder in der Tür, und über ihre Schulter lugten noch andere Gesichter herein ...

Und er ruft am kalten Quell:

»Halt, mein Mädels, nicht so schnell!«

spielte der Onkel, wählte wieder einen geschickten Übergang, brach dann ab und machte mit den Schultern im selben Takt noch ein paar tanzende Bewegungen.

»Ja, komm, Onkelchen, Herzensonkelchen«, flehte Natascha mit einer Stimme, als hinge davon ihr ganzes Leben ab.

Der Onkel stand auf, und es schien, als steckten zwei Menschen in ihm: der eine lächelte ernsthaft über den lustigen Bruder, der lustige Bruder aber machte ganz unbewußt und akkurat ein paar einleitende Bewegungen zum Tanz.

»Na, mein Nichtchen!« rief der Onkel und schwenkte die Hand, mit der er soeben den Akkord abgerissen hatte, auf Natascha zu.

Natascha warf das Tuch ab, in das sie sich eingehüllt hatte, lief auf den Onkel zu, stemmte die Arme in die Seiten, wiegte die Schultern hin und her und blieb dann stehen.

Wie, wo und wann hatte diese kleine Komtesse, die von einer französischen Emigrantin erzogen worden war, aus der russischen

Luft, die sie einatmete, jenen Geist in sich aufgesogen? Woher nahm sie diese Art zu tanzen, die von dem pas de châte schon lange hätte verdrängt sein müssen? Denn dieser Geist und diese Art zu tanzen waren so unnachahmbar, so unerlernbar russisch und gerade eben so, wie sie der Onkel von ihr erwartet hatte. Kaum stand sie da mit ihrem feierlich stolzen und zugleich verschmitzt heiteren Lächeln, da war es auch schon mit der ersten Angst vorbei, die Nikolaj und alle Anwesenden empfunden hatten, mit der Angst, daß sie es nicht richtig machen könnte, und alle sahen sie voll Bewunderung an.

Aber sie machte es richtig und ganz aufs Haar so, wie es sein mußte, so daß Anisja Fjodorowna, die ihr sogleich das zu diesem Tanze unumgänglich notwendige Tuch gereicht hatte, mitten im Lachen die Tränen kamen, wenn sie diese schlanke, graziöse Komtesse ansah, die in einer ihr so fremden Welt in Samt und Seide erzogen worden war und doch dasselbe zu fühlen verstand wie sie, Anisja, selber, wie Anisjas Vater und Tante und Mutter und überhaupt jeder russische Mensch.

»Na, Komteßchen, klare Sache, und damit hopp!« sagte der Onkel lustig lachend, als der Tanz zu Ende war. »Sieh mir einer mein kleines Nichtchen an! Da muß man wohl nun bald einen tüchtigen Mann für dich suchen, klare Sache, und damit hopp!«

»Ist schon gefunden«, sagte Nikolaj lächelnd.

»Oh?« machte der Onkel verwundert und sah Natascha fragend an. Diese nickte bestätigend mit glücklichem Lächeln.

»Und was für einer noch dazu!« sagte sie. Aber kaum hatte sie das ausgesprochen, als sich in ihr schon ein neuer Gedanke und ein anderes Gefühl geltend machten: Was hat Nikolajs Lächeln zu bedeuten, als er sagte: Ist schon gefunden? Freut er sich darüber oder nicht? Es schien, als ob er dächte, Bolkonskij würde es nicht billigen und nicht verstehen, daß wir hier so vergnügt sind. Aber nein, er würde für alles Verständnis haben. Wo mag er jetzt sein? dachte Natascha, und ihr Gesicht wurde plötzlich ernst. Aber das dauerte nur einen Augenblick. Nicht daran denken, man darf nicht daran denken! sagte sie sich und lächelte, setzte sich wieder neben den Onkel und bat ihn, noch etwas zu spielen.

Der Onkel spielte noch ein Lied und einen Walzer, dann hörte er auf, räusperte sich und fing an, sein Lieblingsjagdlied anzustimmen:

Wenn über Nacht ein frischer Schnee
Deckt Wies' und Wald und Sumpf und See ...

Der Onkel sang so, wie das Volk singt, das heißt mit der festen naiven Überzeugung, daß bei einem Lied die Worte die Hauptsache sind und die Töne nur von selber dazukommen, daß es Töne ohne Worte überhaupt nicht gibt und sie nur zum Hineinlegen von Worten da sind. Deshalb klang auch dieses unbewußte Singen des Onkels wie der Gesang eines Vogels außerordentlich schön, und Natascha war von dem Lied ganz begeistert. Sie faßte den Entschluß, nun nicht länger Harfe spielen zu lernen, sondern nur noch Gitarre. Sie ließ sich vom Onkel das Instrument geben und suchte sich sogleich die Akkorde zu einem Lied zusammen.

Gegen zehn Uhr kamen ein Landauer, ein Gig¹⁰⁶ und drei auf die Suche ausgeschickte Reiter, um Natascha und Petja abzuholen. Der Bote erzählte, Graf und Gräfin hätten gar nicht gewußt, wo sie geblieben seien, und hätten sich sehr geängstigt.

Petja wurde aufgehoben und wie ein Toter in den Landauer gelegt. Natascha und Nikolaj setzten sich in den Gig. Der Onkel packte Natascha warm ein und verabschiedete sich von ihr mit einer ganz neuen Zärtlichkeit. Er ging noch zu Fuß bis zur Brücke mit, über die man nicht fahren durfte, so daß man eine Furt benutzen mußte, und gab den Befehl, daß Reiter mit Laternen vorausritten.

»Leb wohl, mein liebes Nichtchen«, rief ihnen eine Stimme noch in die dunkle Nacht nach, aber es war nicht die Stimme, die Natascha früher gekannt hatte, sondern jene, die gesungen hatte: »Wenn über Nacht ein frischer Schnee ...«

Im Dorf, durch das sie fahren mußten, brannten noch rote Lichter, und es roch angenehm nach Rauch.

»Was für ein Prachtmensch doch der Onkel ist!« sagte Natascha, als sie auf die große Landstraße hinausfuhren.

»Ja«, erwiderte Nikolaj. »Aber frierst du auch nicht?«

»Nein, ich bin ja so warm eingepackt. Mir ist so wohl«, sagte Natascha fast etwas erstaunt.

Lange schwiegen sie. Die Nacht war dunkel und feucht. Die Pferde konnte man nicht sehen, man hörte bloß, wie sie durch den unsichtbaren Schmutz patschten.

Was ging wohl in dieser kindlich empfänglichen Seele vor, die so gierig nach all den vielgestaltigen Eindrücken des Lebens haschte und sie in sich aufzog? Wie mochte Natascha mit alledem in ihrem Kopf zurechtkommen? Jedenfalls war sie sehr glücklich. Kurz bevor sie zu Hause anlangten, fing sie auf einmal die Melodie des Liedes: »Wenn über Nacht ein frischer Schnee ...« zu singen an, die Melodie, die sie den ganzen Weg über gesucht und nun endlich doch herausgebracht hatte.

»Hast du sie nun?« fragte Nikolaj.

»Woran denkst du jetzt, Nikolenka?« fragte Natascha zurück.

Dies fragten sie einander gern.

»Ich?« erwiderte Nikolaj und dachte nach. »Siehst du, ich dachte, daß dieser rote Hund, der Rugaj, doch große Ähnlichkeit mit dem Onkel hat. Wenn der ein Mensch wäre, behielte er den Onkel auch immer bei sich, nicht allein wegen der Hetzjagd, sondern wegen seines ganzen harmonischen Wesens. Er ist doch wie aus einem Stück gegossen, der Onkel. Nicht wahr? Nun, und du?«

»Ich? Warte mal, warte mal. Ja, ich dachte zuerst, daß wir jetzt so dahinfahren und denken, wir kommen nach Hause, und dabei landen wir in dieser Finsternis Gott weiß wo und kommen plötzlich an und sehen, daß wir nicht in Otradnoje sind, sondern in einem Zauberreich. Und dann dachte ich noch ... Nein, weiter nichts.«

»Ich weiß, sicherlich dachtest du noch an ihn«, sagte Nikolaj und lächelte, wie Natascha aus dem Klang seiner Stimme hörte.

»Nein«, erwiderte Natascha, obwohl sie tatsächlich gleichzeitig auch an Andrej gedacht hatte und daran, wie ihm der Onkel gefallen würde. »Aber ich habe mir immer wieder ins Gedächtnis zurückgerufen, den ganzen Weg lang, wie nett das war, als Anisja hereinkam, wie nett ...« sagte Natascha, und Nikolaj hörte ihr klangvolles, grundloses, glückliches Lachen. »Und weißt du«, fuhr sie plötzlich fort, »ich weiß, daß ich nie wieder in meinem Leben so glücklich und ruhig sein werde wie jetzt.«

»Das ist nun Blech und Quatsch!« sagte Nikolaj und dachte bei sich: Was für ein Prachtmädel meine Natascha doch ist! Solch einen

Freund wie sie habe ich keinen zweiten und werde ihn auch nie haben. Wozu braucht sie zu heiraten? Mit ihr möchte ich immerfort zur Jagd fahren.

Was für ein Prachtmensch dieser Nikolaj doch ist! dachte Nata-scha.

»Siehst du, im Salon ist noch Licht!« sagte sie und zeigte nach den Fenstern des Hauses, die durch die feuchte, samtene Finsternis der Nacht rötlich schimmerten.

Graf Ilja Andrejewitsch hatte sein Amt als Adelsmarschall niedergelegt, da mit dieser Würde auch Ausgaben verbunden waren. Trotzdem war es mit seinen Finanzen noch nicht besser geworden. Natascha und Nikolaj sahen oft, wie die Eltern geheime, erregte Auseinandersetzungen hatten, und vernahmen Gerüchte über den Verkauf des zweiten Rostowschen Stammhauses sowie einer anderen, bei Moskau gelegenen Besitzung. Wenn er nicht Adelsmarschall war, brauchte er kein so großes Haus zu führen, und so floß denn das Leben in Otradnoje stiller dahin als in den früheren Jahren. Aber das geräumige Haus mitsamt dem Flügel war trotzdem immer noch voller Menschen, und auch jetzt noch hatte man täglich über zwanzig Personen zu Tisch. Und das waren nicht etwa Gäste, sondern Leute, die von jeher bei ihnen gelebt hatten und fast zur Familie gehörten, oder solche, von denen es unumgänglich notwendig schien, daß sie im Haus des Grafen wohnten. Da war der Musikmeister Dümmler mit Frau, der Tanzlehrer Vogel mit Familie, ein altes Fräulein Bjelowa, die schon ewig im Haus lebte, und noch viele andere, wie Petjas Hauslehrer, eine ehemalige Gouvernante der jungen Damen, kurz, lauter Leute, die es besser und vorteilhafter fanden, beim Grafen zu leben als bei sich zu Hause. Und wenn auch nicht mehr so große Empfänge wie früher stattfanden, so wich doch die jetzige Lebensweise kaum von der früheren ab, denn weder der Graf noch die Gräfin konnten sich ein anderes Leben auch nur vorstellen. Für die Jagd wurden noch dieselben Jäger und Hunde gehalten, deren Zahl durch Nikolaj noch vergrößert worden war, dieselben fünfzig Pferde und fünfzehn Kutscher bevölkerten noch die Ställe, zu den Namenstagen wurden noch ebenso teure Geschenke gemacht und ebenso feierliche Festessen gegeben, an denen immer der ganze Kreis teilnehmen mußte. Graf Ilja Andrejewitsch spielte noch ebenso seinen Whist und sein Boston, wobei er, da er stets alle in seine Karten sehen ließ, immer Hunderte von Rubeln an seine Nachbarn verlor, die schon das Recht, mit Graf Ilja Andrejewitsch Karten zu spielen, für eine äußerst vorteilhafte Lebensrente anzusehen begannen.

Der Graf stak in seinen geschäftlichen Angelegenheiten wie in einem riesigen Vogelnetz, bemüht, nicht daran zu glauben, daß er

hineingeraten war, obgleich er sich bei jedem Schritt immer mehr darin verstrickte, aber nicht die Kraft in sich fühlte, das Netz, das ihn umgarnete, zu zerreißen oder vorsichtig und geduldig die Knoten zu lösen. Die Gräfin in ihrem liebenden Herzen fühlte, daß ihre Kinder dem Ruin entgegengingen, daß aber den Grafen keine Schuld treffe, da er ja gar nicht anders sein könne, als er eben war. Sie wußte, daß ihm die Erkenntnis, sein eignes Vermögen und das seiner Kinder durchgebracht zu haben, schwer auf der Seele lastete, obgleich er es sich nicht merken ließ, und suchte deshalb nach einem Mittel, dem Unglück abzuhelpfen. Von ihrem weiblichen Gesichtspunkt aus konnte es nur dies eine Mittel geben – Nikolajs Heirat mit einer reichen Braut. Sie fühlte, daß dies die letzte Hoffnung war, und daß, wenn Nikolaj die Partie, die sie für ihn gefunden hatte, ausschläge, man jeder Möglichkeit, wieder auf einen grünen Zweig zu kommen, für ewig Lebewohl sagen mußte. Und diese Partie war Julia Karagina, die Tochter vorzüglicher, tugendreicher Eltern, die von Kind auf mit den Rostows bekannt und jetzt durch den Tod ihres letzten Bruders schwerreich geworden war.

Die Gräfin schrieb an Frau Karagina nach Moskau, schlug ihr die Heirat ihrer beiden Kinder vor und erhielt eine entgegenkommende Antwort. Frau Karagina schrieb, sie sei mit diesem Vorschlag sehr einverstanden, es solle aber doch alles davon abhängen, ob ihre Tochter auch Neigung für Nikolaj empfinde. Gleichzeitig lud sie Nikolaj zu sich nach Moskau ein.

Darauf sagte die Gräfin mehrmals mit Tränen in den Augen zu ihrem Sohn, daß nun, wo ihre beiden Töchter versorgt seien, ihr einziger Wunsch nur noch der sei, auch ihn verheiratet zu sehen. Wenn das geschehe, könne sie sich beruhigt in den Sarg legen, meinte sie. Dann erwähnte sie beiläufig, daß sie zum Beispiel ein treffliches Mädchen wisse, und suchte zu erfahren, wie er über das Heiraten im allgemeinen dachte.

Bei anderer Gelegenheit wieder lobte sie Julie und riet Nikolaj, die Feiertage nach Moskau zu fahren, um sich zu amüsieren. Nikolaj erriet, wo seine Mutter mit solchen Reden hinauswollte, und bat sie, als sie wieder einmal davon sprachen, doch gegen ihn ganz aufrichtig zu sein. Da sagte sie ihm offen heraus, daß sie all ihre Hoffnung auf Besserung ihrer Vermögensverhältnisse jetzt nur noch auf seine Heirat mit Julia Karagina gesetzt habe.

»Wenn ich aber nun ein Mädchen ohne Vermögen liebte, würden Sie dann von mir verlangen, maman, daß ich des Geldes wegen meine Liebe, meine Ehre zum Opfer bringe?« fragte Nikolaj die Mutter, ohne sich der Grausamkeit, die in dieser Frage lag, bewußt zu sein, und nur aus dem Wunsch heraus, seiner vornehmen Gesinnung Ausdruck zu verleihen.

»Nein, du hast mich nicht verstanden«, erwiderte die Mutter, die nicht recht wußte, wie sie sich rechtfertigen sollte. »Nein, du hast mich nicht verstanden, Nikolenka. Ich will doch nur dein Glück«, fügte sie hinzu, fühlte aber, daß sie nicht die Wahrheit sagte und sich immer mehr verstrickte. Sie fing an zu weinen.

»Aber Mamachen, weinen Sie doch nicht, sagen Sie mir bloß, ob Sie dies wollen, und seien Sie versichert, daß ich mein Leben und alles für Sie hinzugeben bereit bin, nur damit Sie beruhigt sind«, sagte Nikolaj. »Alles opfere ich für Sie, sogar meine Liebe.«

Aber so wollte die Gräfin die Angelegenheit nicht hingestellt sehen, sie wünschte kein Opfer von ihrem Sohn, wollte sich vielmehr selbst ihm zum Opfer bringen.

»Nein, du hast mich nicht verstanden, wir wollen nicht mehr darüber sprechen«, sagte sie und wischte sich die Tränen ab.

Ja, vielleicht liebe ich wirklich ein armes Mädchen, sagte Nikolaj zu sich selber, soll ich da wahrhaftig meine Liebe und Ehre nur um des Geldes willen opfern? Ich wundere mich, daß Mama so etwas zu mir sagen kann. Sollte ich deshalb, weil Sonja arm ist, sie nicht lieben, ihre treue, hingebende Liebe nicht erwidern dürfen? dachte er weiter. Und doch würde ich sicherlich mit ihr glücklicher werden als mit solch einer Puppe, solch einer Julie. Zum Wohl meiner Familie meine Gefühle zum Opfer zu bringen, dazu werde ich immer imstande sein, sagte er zu sich selber, aber meinen Gefühlen befehlen, das kann ich nicht. Wenn ich Sonja wirklich liebe, so wird dieses Gefühl in mir stärker und höher sein als alles übrige.

Nikolaj fuhr nicht nach Moskau, die Gräfin fing nicht noch einmal an, mit ihm über diese Heirat zu reden, und beobachtete voll Kummer und manchmal auch voll Ingrimm die Anzeichen einer immer größer werdenden Annäherung zwischen ihrem Sohn und der mitgiftlosen Sonja. Sie machte sich selber darüber Vorwürfe, konnte aber doch nicht umhin, Sonja unfreundlich zu behandeln und Händel mit ihr zu

suchen; oft unterbrach sie sie ohne jeden Grund und sagte »Sie« und »meine Liebe« zu ihr. Am meisten aber ärgerte die gute Gräfin an Sonja, daß diese arme, schwarzäugige Nichte so gut und sanft und ihren Wohltätern so dankbar ergeben war und Nikolaj so treu und unwandelbar und aufopfernd liebte, daß man ihr über nichts einen Vorwurf machen konnte.

Auf diese Weise verbrachte Nikolaj seinen Urlaub im Elternhaus. Von Nataschas Bräutigam, dem Fürsten Andrej, kam ein vierter Brief aus Rom, in dem er schrieb, daß er schon lang auf dem Heimweg nach Rußland wäre, wenn nicht unerwartet in dem heißen Klima seine Wunde wieder aufgebrochen wäre, was ihn zwingt, seine Abreise bis Anfang nächsten Jahres aufzuschieben. Natascha war in ihren Bräutigam noch ebenso verliebt und ebenso ruhig in dieser Liebe und zeigte sich auch für die Freuden des Lebens noch ebenso empfänglich. Doch gegen Ende des vierten Trennungsmonats kamen manchmal Augenblicke der Schwermut über sie, gegen die sie nicht anzukämpfen vermochte. Sie hatte Mitleid mit sich selber, es tat ihr leid, daß sie nun all diese schöne Zeit, in der sie sich so befähigt fühlte, zu lieben und geliebt zu werden, ganz umsonst, keinem zulieb noch zuleide, verstreichen lassen mußte.

So war die Stimmung im Haus Rostow nicht allzu lustig.

9

Weihnachten kam heran¹⁰⁷, und außer dem prunkvollen Gottesdienst, außer der feierlichen und langweiligen Gratulationscour der Nachbarn und des Hofgesindes, außer den neuen Kleidern, die alle trugen, gab es nichts Besonderes, was dieses Fest ausgezeichnet hätte. Dennoch fühlte man an diesen windstillen, grellsonnigen Tagen von zwanzig Grad Kälte und in der Sternenpracht der Winternächte das Bedürfnis, diesen Festtagen ein ganz besonderes Gepräge zu verleihen.

Am dritten Weihnachtsfeiertag hatten sich alle Hausgenossen nach dem Mittagessen auf ihre Zimmer begeben. Das war die langweiligste Zeit am Tag. Nikolaj, der am Morgen zu Nachbarn auf Besuch geritten war, lag im Diwanzimmer und schlief. Der alte Graf hielt in seinem Zimmer Mittagsruhe. Sonja saß am runden Tisch im Salon und malte ein Stickmuster ab. Die Gräfin legte sich die Karten. Der Narr Nastasja Iwanowna saß mit zwei alten Frauen mit sauertöpfischer Miene am Fenster. Natascha trat ins Zimmer, ging auf Sonja zu, sah, was sie machte, trat dann an die Mutter heran und blieb schweigend stehen.

»Was läufst du so ruhe- und obdachlos herum?« fragte die Mutter.
»Was fehlt dir?«

»Er fehlt mir ... gleich, in diesem Augenblick noch muß ich ihn hier haben«, erwiderte Natascha ganz ernst und mit glänzenden Augen.

Die Gräfin hob den Kopf und sah ihre Tochter aufmerksam an.

»Sehen Sie mich nicht so an, Mama, sehen Sie mich nicht so an, sonst fange ich gleich an zu heulen.«

»Setz dich, komm, setz dich hierher zu mir«, sagte die Gräfin.

»Mama, er fehlt mir. Warum muß ich so vergehen und verwehen?«

Die Stimme stockte ihr, Tränen stürzten ihr aus den Augen, und um sie zu verbergen, wandte sie sich schnell um und rannte aus dem Zimmer.

Sie lief in das Diwanzimmer, blieb dort stehen, dachte nach und ging dann ins Mädchenzimmer. Dort schimpfte eine alte Zofe ein

junges Ding aus, das soeben vom Hof hereingelaufen kam und vor Kälte ganz außer Atem war.

»Dieses ewige Fortlaufen!« sagte die Alte. »Alles zu seiner Zeit.«

»Laß sie doch, Kondratjewna«, sagte Natascha. »Geh, Mawruscha, geh nur.«

Nachdem sie so Mawruscha zu einem Urlaub verhelfen hatte, ging sie durch den Saal in das Vorzimmer. Hier spielte ein alter Lakai mit zwei jüngeren Dienern Karten. Als Natascha eintrat, brachen sie ihr Spiel ab und standen auf. Was könnte ich nur mit denen anfangen? dachte Natascha.

»Ja, Nikita, geh doch mal bitte ...« – wohin könnte ich ihn nur schicken? – »ja, geh doch mal auf den Hof und hole mir einen Hahn¹⁰⁸; ja, und du, Mischa, bring mir doch ein bißchen Hafer.«

»Etwas Hafer befehlen Sie?« fragte Mischa bereitwillig und vergnügt.

»Ja, so geh doch, mach doch schnell«, bestätigte der alte Diener.

»Und du, Fjodor, könntest mir ein Stück Kreide besorgen.«

Als sie am Büfett vorbeikam, ordnete sie an, daß der Samowar hereingebracht werde, obgleich es noch gar nicht an der Zeit war.

Der Büfettdiener Foka war der grimmigste Mensch im ganzen Haus. Natascha liebte es, ihre Macht an ihm zu erproben. Er traute ihr nicht und ging erst fragen, ob das auch seine Richtigkeit habe.

»So ein Fräulein!« sagte Foka und machte ein verstellt böses Gesicht hinter Natascha her.

Niemand im ganzen Haus jagte die Leute so herum und machte ihnen soviel Arbeit wie Natascha. Sie konnte keinen dienstbaren Geist sehen, ohne ihn irgendwohin zu schicken. Es war, als wolle sie sie prüfen, ob nicht einer ungeduldig werden und gegen sie den Mund aufreißen werde, aber niemandes Befehle führten die Leute lieber aus als die Nataschas.

Was soll ich nun bloß anfangen? Wohin soll ich jetzt wohl gehen? dachte Natascha und schlenderte langsam über den Korridor.

»Nastasja Iwanowna, was für Kinder werde ich bekommen?« fragte sie den Narren, der ihr in seiner Kasawaika¹⁰⁹ entgegenkam.

»Du wirst Flöhe, Libellen und Grillen zur Welt bringen«, erwiderte der Narr.

Großer Gott, großer Gott, immer wieder dasselbe. Ach, wo könnte ich nun hingehen? Was soll ich nur mit mir anreihen? Und hastig lief sie, mit den Füßen aufstampfend, die Treppe hinauf zu Vogel, der dort oben mit seiner Frau wohnte.

Bei Vogel saßen die beiden Gouvernanten, auf dem Tisch standen Teller mit Rosinen, Walnüssen und Mandeln. Die Gouvernanten unterhielten sich darüber, wo man billiger lebe, in Moskau oder in Odessa. Natascha setzte sich zu ihnen, hörte ihren Worten mit ernstem, nachdenklichem Gesicht zu und stand dann wieder auf.

»Die Insel Madagaskar«, murmelte sie vor sich hin. »Ma-da-gas-kar«, wiederholte sie noch einmal, indem sie jede Silbe deutlich aussprach, und lief dann, ohne auf die Frage der Madame Schoß, was sie denn damit sagen wolle, eine Antwort zu geben, aus dem Zimmer.

Ihr Bruder Petja war auch oben, er stellte zusammen mit seinem Kinderwärter ein Feuerwerk her, das er am Abend abbrennen wollte.

»Petja, Petja!« rief sie ihm zu. »Komm, trag mich!«

Petja lief herbei und hielt ihr seinen Rücken hin. Sie sprang auf, umhalste ihn mit beiden Armen, und er rannte springend mit ihr davon.

»Nein, gut nun ... Die Insel Madagaskar«, wiederholte sie, sprang ab und lief hinunter.

Als hätte sie nun ihr ganzes Reich durchwandert, ihre Macht erprobt und sich überzeugt, daß alle ihr gehorchten, daß es aber trotzdem recht langweilig war, ging Natascha in den Saal, nahm die Gitarre zur Hand, setzte sich damit in eine dunkle Ecke hinter ein Schränkchen und fing an, ein paar Griffe auf den Baßsaiten zu machen, um eine Melodie herauszufinden, die ihr aus einer Oper, die sie in Petersburg mit dem Fürsten Andrej zusammen gehört hatte, noch in der Erinnerung geblieben war. Für den unbeteiligten Zuhörer kam dabei etwas heraus, das gar keinen Sinn und Verstand hatte, in ihrer eigenen Phantasie aber erwuchs aus diesen Tönen eine ganze Kette von Erinnerungen. Sie saß hinter dem Schränkchen, die Augen auf den Lichtstreif gerichtet, der aus der zum Büfett offenstehenden Tür fiel, lauschte auf ihre Töne und dachte an damals. Sie versenkte sich ganz in ihre Erinnerungen.

Sonja ging mit einem Gläschen in der Hand durch den Saal und auf das Büfett zu. Natascha sah nach ihr hin, blickte auf die Ritze an der

Büfettür, und es kam ihr vor, als ob auch dies eine Erinnerung sei, daß durch die Ritze der Büfettür das Licht hereingefallen und Sonja mit einem Glas durch den Saal gegangen sei. Ja, ganz aufs Haar war das damals ebenso wie jetzt, dachte Natascha.

»Sonja, was ist das?« rief Natascha und machte ein paar Griffe auf der dicksten Saite.

»Ach, du bist hier?« sagte Sonja zusammenfahrend, ging zu ihr hin und hörte zu. »Was das ist? Ich weiß es nicht. Vielleicht das Brausen des Sturmes?« sagte sie zaghaft, weil sie fürchtete, daneben zuschießen.

Ganz so ist sie auch damals zusammengefahren, ganz so kam sie auf mich zu und lächelte schüchtern, damals, als das zum erstenmal so war, dachte Natascha, und ganz ebenso ... dachte ich damals, daß in ihr irgend etwas unvollkommen ist.

»Nein, das ist der Chor aus dem ›Wasserträger‹¹¹⁰, hörst du das nicht?« Und Natascha sang den Chor zu Ende, damit Sonja die Melodie klar werde.

»Wohin gehst du?« fragte Natascha.

»Ich will mir in dem Glas anderes Wasser holen. Ich bin gleich mit dem Stickmuster fertig.«

»Immer weißt du dich zu beschäftigen, ich kann das nicht«, sagte Natascha. »Wo ist Nikolaj?«

»Ich glaube, er schläft.«

»Geh, Sonja, und wecke ihn«, sagte Natascha. »Sag ihm, ich ließe ihn zum Singen rufen.«

Sie blieb sitzen und dachte nach, was das wohl zu bedeuten habe, daß dies alles schon einmal gewesen war, konnte aber diese Frage nicht lösen. Doch sie machte sich darüber keine Gedanken weiter und versetzte sich im Geist wieder in jene Zeit, als sie mit ihm zusammen gewesen war und er sie mit verliebten Augen angesehen hatte.

Ach, wenn er doch nur bald, nur bald käme! Ich habe solche Angst, daß es nie geschehen wird. Und die Hauptsache: ich werde alt, das ist es. Dann wird das, was jetzt in mir glüht, nicht mehr in mir sein. Aber vielleicht kommt er heute noch, vielleicht jetzt gleich? Vielleicht ist er schon da und sitzt dort, im Salon? Vielleicht ist er auch gestern schon

gekommen, und ich habe es nur vergessen. Sie sprang auf, warf die Gitarre hin und lief in den Salon.

Alle Hausgenossen, die Lehrer, Gouvernanten und Gäste saßen bereits am Teetisch. Diener standen um den Tisch herum, aber Fürst Andrej war nicht da, und alles war wie immer.

»Da ist sie ja«, sagte Ilja Andrejewitsch, als er Natascha kommen sah. »Komm her, setz dich zu mir.«

Aber Natascha blieb neben der Mutter stehen und sah sich rings um, als suche sie etwas.

»Mama«, flüsterte sie. »Geben Sie mir ihn wieder, Mama, aber bald, bald!« Und wieder konnte sie nur mit Mühe ein Schluchzen unterdrücken.

Sie setzte sich an den Tisch und hörte der Unterhaltung der Älteren und Nikolajs zu, der ebenfalls zum Tee gekommen war.

Großer Gott, großer Gott, immer dieselben Gesichter, immer dieselben Gespräche! Ebenso wie alle Tage hält Papa seine Tasse und bläst ebenso wie immer seinen Tee kalt! dachte Natascha und fühlte mit Schrecken den Widerwillen, der sich gegen alle ihre Hausgenossen in ihrer Seele erhob, nur darum, weil sie immer dieselben waren.

Nach dem Tee gingen Nikolaj, Sonja und Natascha in ihr Lieblingseckchen ins Diwanzimmer, wo sie immer am vertrautesten miteinander plauderten.

»Geht dir das auch manchmal so?« fragte Natascha ihren Bruder, als sie im Diwanzimmer Platz genommen hatten, »geht dir das auch manchmal so, daß du den Eindruck hast, als werde nichts mehr geschehen, einfach nichts, und als sei alles Schöne auf immer vorbei, und daß dir dann alles nicht nur langweilig, sondern auch trostlos vorkommt?«

»Und ob!« erwiderte Nikolaj. »Einmal, als bei mir alles im besten Lot und um mich herum recht vergnügt war, schoß mir plötzlich durch den Kopf, daß einem dies alles doch schon recht überdrüssig sei und es das beste wäre, wenn alle stürben. Und einmal beim Regiment ging ich nicht mit auf die Promenade, wo die Musik spielte ... da war mir plötzlich so langweilig und trostlos zumute ...«

»Ach, das kenne ich, das kenne ich«, fiel Natascha ein. »Als ich noch ganz klein war, habe ich das schon empfunden. Weißt du noch, wie ich damals wegen der Pflaumen bestraft wurde? Und ihr tanztet alle, ich aber saß im Klassenzimmer und schluchzte. Das werde ich nie vergessen. Mir war so schwer ums Herz und alle jammerten mich, ich selbst tat mir am allermeisten leid und alle, alle Menschen taten mir leid. Und die Hauptsache war, ich konnte gar nichts dafür«, fuhr Natascha fort. »Weißt du das noch?«

»Ja gewiß«, entgegnete Nikolaj. »Und ich entsinne mich, daß ich dann zu dir hinging, ich wollte dich trösten, und weißt du, ich schämte mich auch ein bißchen. Schrecklich komisch waren wir damals. Ich hatte einen Kaspar zum Spielen, den wollte ich dir schenken. Erinnerst du dich noch daran?«

»Und weißt du noch«, fuhr Natascha mit nachdenklichem Lächeln fort, »ganz, ganz früher, als wir noch ganz klein waren, rief uns der Onkel einmal ins Zimmer – das war noch im alten Haus – und dort war es ganz finster. Wir gingen hinein, und plötzlich stand vor uns ...«

»Ein Mohr«, fiel Nikolaj mit glücklichem Lächeln ein. »Wie sollte ich das vergessen haben? Ich weiß heutigentags noch nicht, wer eigentlich dieser Mohr gewesen ist, ob wir ihn nur im Traum gesehen haben oder ob man es bloß erzählt hat.«

»Ganz grau war er, weißt du noch, er hatte weiße Zähne. So stand er da und sah uns an ...«

»Können Sie sich auch noch darauf besinnen, Sonja?« fragte Nikolaj.

»Ja, ja, an so etwas kann ich mich auch noch dunkel erinnern«, erwiderte Sonja schüchtern.

»Ich habe Papa und Mama so oft nach diesem Mohren gefragt«, sagte Natascha, »und sie sagen immer, daß niemals ein Mohr dagewesen sei. Aber du erinnerst dich doch auch noch daran.«

»Und wie deutlich! Mir ist, als sähe ich seine Zähne heute noch.«

»Wie sonderbar das ist! Ganz, als hätten wir es geträumt. So etwas habe ich gern.«

»Und weißt du noch, wie wir einmal im Saal Ostereier drehten und tanzen ließen und plötzlich – standen zwei alte Weiber da und fingen an, sich auf dem Teppich herumzudrehen? Waren die nun wirklich da oder nicht? Erinnerst du dich noch daran, wie hübsch das war?«

»Ja. Und weißt du noch, wie Papa in seinem blauen Pelz auf der Freitreppe immer aus der Flinte schoß?«

So blätterten sie lächelnd und mit Genuß in dem Buch ihrer Erinnerungen, die nicht greisenhaft schwermütig, sondern jugendlich poetisch waren, und tauschten jene Eindrücke aus der allerfernsten Vergangenheit aus, wo sich Erträumtes mit wirklich Geschehenem vermischt, lachten leise und freuten sich darüber.

Sonja blieb wie immer hinter ihnen zurück, obgleich ihre Erinnerungen gemeinsam waren. Sie wußte vieles von dem, woran sie sich erinnerten, nicht mehr, und das, worauf sie sich noch besann, weckte in ihr nicht jenes poetische Gefühl, das die beiden anderen empfanden. Sie genoß nur ihre Freude mit und bemühte sich, es ihnen nachzumachen.

Erst dann beteiligte sie sich lebhafter, als man sich an ihre erste Ankunft im Hause Rostow erinnerte. Sie erzählte, wie sie sich zuerst vor Nikolaj gefürchtet habe, weil er an seinem Jäckchen Schnüre gehabt und die Kindermuhme zu ihr gesagt habe, auch sie werde in Schnüre eingenäht werden.

»Und ich weiß noch, mir hatten sie gesagt, du seist unter einem Kohlkopf geboren«, sagte Natascha. »Und ich entsinne mich, daß ich

damals nicht wagte, daran zu zweifeln, aber doch wußte, daß es nicht wahr war, und deshalb war mir unbehaglich zumute.«

Während dieser Unterhaltung hatte durch die hintere Tür des Diwanzimmers ein Stubenmädchen seinen Kopf hereingesteckt.

»Gnädiges Fräulein, der Hahn ist gebracht worden«, meldete sie flüsternd.

»Ich brauche ihn nicht mehr, Polja; laß ihn wieder wegbringen«, erwiderte Natascha.

Mitten in diesen Gesprächen, die im Diwanzimmer lustig dahinplätscherten, kam Dümmler ins Zimmer und trat auf die Harfe zu, die in der Ecke stand. Er nahm das Tuch ab, und die Harfe gab einen Mißton von sich.

»Eduard Karlytsch, spielen Sie mir doch bitte mein Lieblingsnotturno von Field¹¹«, hörte man die Stimme der alten Gräfin aus dem Salon.

Dümmler griff einen Akkord und sagte, zu Natascha, Nikolaj und Sonja gewandt: »Die Jugend sitzt da so friedlich beieinander.«

»Ja, wir philosophieren«, erwiderte Natascha und sah einen Augenblick hin, fuhr aber dann gleich wieder in ihrer Unterhaltung fort. Sie sprachen jetzt von Träumen.

Dümmler fing an zu spielen. Natascha schlich unhörbar auf den Zehen an den Tisch heran, nahm das Licht, trug es hinaus, kehrte leise auf ihren Platz zurück und setzte sich wieder hin. Nun war es im ganzen Zimmer und besonders auf dem Sofa, wo sie saßen, ganz dunkel, und nur das silberne Licht des Vollmondes ergoß sich durch das große Fenster auf die Dielen.

»Weißt du, was ich glaube?« sagte Natascha flüsternd, indem sie näher an Nikolaj und Sonja heranrückte, als Dümmler schon mit seinem Spiel zu Ende war und immer noch dasaß und leise und sichtlich unentschieden, ob er aufhören oder noch etwas anderes spielen sollte, über die Saiten strich. »Ich glaube, wenn man sich so erinnert und erinnert und immer wieder erinnert, so kommt man schließlich in der Erinnerung so weit, daß einem auch das wieder einfällt, was geschehen ist, ehe man auf der Welt war ...«

»Das ist die Seelenwanderung«, sagte Sonja, die in der Schule immer gut aufgepaßt und sich das alles gemerkt hatte. »Die Ägypter

glaubten, daß unsere Seelen früher in Tieren gehaust hätten und auch wieder in Tiere zurückwandern würden.«

»Nein, das glaube ich nicht, daß wir in Tieren gelebt haben«, sagte Natascha, immer noch flüsternd, obgleich die Musik zu Ende war, »aber ich bin fest überzeugt, daß wir dort irgendwo Engel gewesen und herniedergestiegen sind und uns deshalb an alles erinnern ...«

»Darf ich mich zu Ihnen setzen?« fragte Dümmler, der leise herangetreten war, und nahm bei ihnen Platz.

»Wenn wir Engel gewesen wären, weshalb wären wir da so tief gefallen?« fragte Nikolaj. »Nein, das kann nicht sein.«

»Warum denn tief? Wer sagt dir denn, daß wir tief gefallen sind? ... Daß ich früher gewesen bin, weiß ich daher«, fuhr Natascha mit Überzeugung fort, »weil die Seele ja doch unsterblich ist ... folglich, wenn ich immer leben werde, muß ich auch schon immer, schon eine ganze Ewigkeit gelebt haben.«

»Gewiß, aber es fällt uns schwer, uns die Ewigkeit vorzustellen«, mischte sich Dümmler ein, der mit sanftem, etwas geringschätzigem Lächeln an die jungen Leute herangetreten war, jetzt aber ebenso leise und ernst sprach wie sie.

»Warum soll denn das schwer sein, sich die Ewigkeit vorzustellen?« fragte Natascha. »Der heutige Tag wird zu Ende gehen und der morgige kommen und immer so weiter, und gestern ist gewesen und vorgestern ...«

»Natascha, jetzt kommst du an die Reihe. Singe mir doch etwas vor«, hörte man die Stimme der Gräfin. »Was hockt ihr denn da zusammen? Gerade wie Verschwörer.«

»Mama, ich habe gar keine Lust dazu«, sagte Natascha, stand aber trotzdem auf.

Alle, selbst der alte Dümmler, hatten keine Lust, das Gespräch abzubrechen und aus ihrem Sofawinkel hervorzukommen, aber Natascha stand auf, und Nikolaj setzte sich ans Klavier. Wie immer wählte Natascha den für die Resonanz vorteilhaftesten Platz, stellte sich mitten in den Saal und stimmte das Lieblingslied ihrer Mutter an.

Sie hatte gesagt, sie habe keine Lust zum Singen, aber seit langer Zeit und auch noch lang nachher hatte sie nicht so gesungen, wie sie an diesem Abend sang. Graf Ilja Andrejewitsch, der in seinem

Arbeitszimmer mit Mitenka verhandelte, lauschte auf ihren Gesang und versprach sich wie ein Schuljunge, der das Ende der Stunde nicht abwarten kann, um zum Spielen zu eilen, bei jeder Anweisung, die er dem Verwalter gab, und schwieg schließlich ganz. Mitenka horchte ebenfalls auf und blieb stumm und lächelnd vor dem Grafen stehen. Nikolaj verwandte kein Auge von der Schwester und hielt mit ihr zusammen den Atem an. Sonja hörte zu und dachte, was für ein gewaltiger Unterschied doch zwischen ihr und ihrer Freundin sei, und daß es ihr einfach unmöglich wäre, nur annähernd so bezaubernd zu wirken wie ihre Cousine.

Die alte Gräfin saß mit wehmütig glücklichem Lächeln und Tränen in den Augen da und wiegte ab und zu den Kopf. Sie dachte an Natascha und an ihre eigene Jugend und daran, daß bei der bevorstehenden Heirat Nataschas mit dem Fürsten Andrej doch etwas Unnatürliches und Banges sei.

Dümmler hatte sich wieder neben die Gräfin gesetzt, bedeckte die Augen mit der Hand und war ganz Ohr.

»Nein, Gräfin«, sagte er endlich, »das ist ein universales Talent. Ihr kann man nichts mehr beibringen. Dieser Schmelz, diese Zartheit, diese Kraft ...«

»Ach, ich bin so um sie besorgt, so um sie besorgt«, sagte die Gräfin, ohne daran zu denken, mit wem sie sprach. Ihr mütterlicher Instinkt sagte ihr, daß in Natascha irgendein Zuviel vorhanden war und sie deshalb nicht glücklich werden würde.

Natascha hatte noch nicht zu Ende gesungen, als der vierzehnjährige Petja begeistert ins Zimmer gestürmt kam mit der Nachricht, es seien Maskierte gekommen¹¹².

Natascha brach plötzlich ab.

»Dummer Junge«, rief sie dem Bruder zu, lief zu einem Stuhl, ließ sich darauf fallen und fing so zu schluchzen an, daß sie lange nicht wieder aufhören konnte.

»Es ist nichts, Mamachen, wirklich nichts, nur so, Petja hat mich so erschreckt«, sagte sie und bemühte sich zu lächeln, aber die Tränen flossen immer weiter, und das Schluchzen schnürte ihr die Kehle zu.

Die als Bären, Türken, dicke Wirte und Damen verkleideten Gutsleute, die teils komisch, teils zum Fürchten aussahen und einen Strom von Kälte und Heiterkeit mit hereinbrachten, drückten sich anfänglich

schüchtern im Vorzimmer herum, drängten aber dann doch in den Saal hinein, wobei sich immer einer hinter dem andern versteckte, und begannen hier, anfänglich etwas verlegen, dann aber immer lustiger und ungezwungener, ihre Lieder, Tänze, Reigen und Weihnachtsspiele. Nachdem die Gräfin die einzelnen Leute erkannt und über ihren Mummenschanz gelacht hatte, begab sie sich wieder hinüber in den Salon. Graf Ilja Andrejewitsch blieb mit strahlendem Gesicht im Saal sitzen und rief den Spielenden aufmunternde Worte zu. Die jungen Leute waren plötzlich verschwunden.

Nach einer halben Stunde erschienen im Saal zwischen den sich dort tummelnden Masken noch ein paar neue: eine alte Dame im Reifrock – das war Nikolaj, eine Türkin – das war Petja, ein Bajazzo – das war Dümmler, ein Husar – Natascha, und ein Tscherkesse – Sonja, die sich mit einem Stöpsel einen schwarzen Schnurrbart und Augenbrauen gemalt hatte.

Nachdem die Zuschauer die Masken bereitwillig angestaunt, sie eine Zeitlang nicht erkannt und dann genügend gelobt hatten, fanden die jungen Leute ihre Kostüme selber so schön, daß sie das Bedürfnis empfanden, sich darin auch noch vor anderen zu zeigen.

Nikolaj, der bei der vorzüglichen Schlittenbahn die größte Lust hatte, alle in seiner Troika auszufahren, schlug vor, ein Dutzend der verkleideten Gutsleute mitzunehmen und zum Onkel zu fahren.

»Nein, was wollt ihr denn dem alten Manne solche Unruhe bereiten!« sagte die Gräfin. »Und dann könnt ihr euch ja bei ihm kaum herumdrehen. Wenn ihr nun einmal fahren wollt, so fahrt doch zu den Meljukows.«

Frau Meljukowa war eine Witwe, die Kinder in verschiedenem Alter und ebenfalls Erzieher und Gouvernanten im Hause hatte und etwa vier Werst von den Rostows entfernt wohnte.

»Siehst du, das ist mal ein gescheiter Gedanke von dir, ma chère«, lobte sie der alte Graf, der riesig aufgekratzt war. »Gleich werde ich mich auch anputzen und mit euch fahren. Ich werde schon Paschette zum Lachen bringen.«

Aber die Gräfin wollte Ilja Andrejewitsch nicht fortlassen: er hatte seit langem über Reißen in den Beinen geklagt. So wurde denn beschlossen, daß der alte Graf zu Hause bleiben, dafür aber Luisa Iwanowna – Madame Schoß – mitfahren sollte, damit die jungen

Mädchen mit zu den Meljukows fahren konnten. Sonja, die sonst immer schüchtern und verlegen war, bat Luisa Iwanowna, diesmal stürmischer als alle anderen, es ihnen doch nicht abzuschlagen.

Sonjas Kostüm war das schönste. Das schwarze Bärtchen und die dunklen Augenbrauen standen ihr ausnehmend gut. Alle sagten ihr, daß sie sehr hübsch aussehe, und sie befand sich in einer so lustigen, unternehmenden Stimmung, wie man sie sonst gar nicht an ihr kannte. Eine innere Stimme sagte ihr, daß sich ihr Schicksal heute oder niemals entscheiden werde, und sie fühlte sich, so als Mann verkleidet, als ein ganz anderer Mensch. Luisa Iwanowna willigte ein, und nach einer halben Stunde fuhren vier Troikas mit Glöckchen und Schellen vor der Freitreppe vor, daß die Kufen auf dem hartgefrorenen Schnee quietschten und kreischten.

Natascha hatte als erste einen lustigen, weihnachtlichen Ton angeschlagen, und diese Heiterkeit hatte einen nach dem andern angesteckt, war immer lauter und größer geworden und hatte ihren Gipfel erreicht, als alle in die kalte Winternacht hinaustraten, durcheinanderschwatzten und -riefen und sich unter Gelächter und Geschrei in die Schlitten verteilten.

Die ersten beiden Troikas waren mit Jagdpferden bespannt, die dritte gehörte dem alten Grafen und hatte einen Orlow-Traber als Deichselpferd, die vierte war Nikolajs Eigentum und mit einem kleinen, struppigen Rappen als Mittelpferd bespannt. Nikolaj, einen Husarenmantel mit Gürtel über seinem Altjungfernkostüm, stand mitten im Schlitten und hielt mit festem Griff die Zügel in der Hand.

Es war so hell, daß man die im Mondschein glitzernden Messingbeschläge am Geschirr und die Augen der Pferde sehen konnte, die sich ganz erschrocken nach den Fahrgästen umsahen, die dort unter dem dunklen Dach der Freitreppe so lärmten und schrien.

In Nikolajs Schlitten saßen Natascha, Sonja, Madame Schoß und zwei Mädchen vom Gute, im Schlitten des alten Grafen Dümmler mit seiner Frau und Petja, in den beiden anderen Schlitten die maskierten Gutsleute.

»Marsch, voran, Sachar!« rief Nikolaj dem Kutscher seines Vaters zu, um ihn unterwegs überholen zu können.

Die Troika des alten Grafen, in der Dümmler und noch andere Masken saßen, setzte sich unter dem Gekreisch der Kufen, die am

Schnee festgefroren zu sein schienen, und dumpfem Schellengebimmel in Bewegung. Die Seitenpferde drängten sich dicht an die Deichsel heran und sanken beim Umwenden tief in den Schnee ein, der fest und glitzernd wie Zucker war.

Nikolaj fuhr hinter der ersten Troika her, dann kamen mit Lärm und Gekreisch die beiden anderen Schlitten. Zuerst ging es in mäßigem Trabe den schmalen Weg entlang. Solang sie am Park vorbeifuhren, warfen die kahlen Bäume ihre Schatten quer über den Weg und verdunkelten das grelle Licht des Mondes. Kaum hatten sie aber die Einfriedung hinter sich, so dehnte sich in bläulichem Schimmer, wie von unzähligen Diamanten glitzernd, die starre, unendliche Schneefläche, ganz vom Mondlicht überflutet, nach allen Seiten vor ihnen aus. Ein paarmal rumpelte der erste Schlitten über ein ausgefahrenes Loch, genau an derselben Stelle rumpelte auch der nächste und dann die beiden anderen, und so fuhren die Schlitten einer nach dem andern in langem Zug dahin und stürten damit die zauberhafte Stille ringsum.

»Eine Hasenspur, eine ganze Masse Spuren!« tönte Nataschas Stimme durch die von der Kälte wie zusammengeschmiedete Luft.

»Wie deutlich man alles sieht, Nicolas!« sagte Sonjas Stimme.

Nikolaj sah Sonja an und beugte sich herab, um ihr besser ins Gesicht sehen zu können. Ein ganz neues, liebes Gesicht mit schwarzem Bärtchen, das im Mondlicht bald nah und bald fern schien, blickte ihm aus dem Zobelpelz entgegen.

Das war doch früher Sonja? dachte Nikolaj. Er sah sie genauer an und lächelte.

»Was haben Sie, Nicolas?«

»Nichts«, sagte er und wandte sich wieder zu den Pferden.

Als sie auf die große Landstraße hinaus kamen, die von Schlittenkufen ganz glatt gefahren war und wie gebahnt erschien und wo im Mondschein die Spuren vom Einhacken der Hufeisendorne zu sehen waren, zogen die Pferde von selber die Zügel straff und fingen an, schneller auszugreifen. Das linke Seitenpferd senkte den Kopf, machte ein paar Sprünge und riß an seinen Strängen. Das Mittelpferd sprang bald auf die eine, bald auf die andere Seite und legte die Ohren zurück, als wolle es fragen: Geht's jetzt los, oder ist es noch zu früh? Vorn, bereits in ziemlicher Entfernung, sah man deutlich auf dem

weißen Schnee Sachars schwarze Troika, deren Glöckchen, immer ferner werdend, dumpf tönend. Man hörte aus dem Schlitten die Stimmen der Vermummten, wie sie schrien und lachten.

»Na los, ihr Vagabunden!« rief Nikolaj, riß mit der einen Hand an den Zügeln und schwang mit der andern die Peitsche.

Und nur aus dem scheinbar stärker werdenden Gegenwind und dem Spannen und Zupfen und Nach-der-Mitte-Drängen der Seitenpferde war zu merken, wie flink die Troika dahinsauerte.

Nikolaj sah sich um. Mit Geschrei und Gekreisch, unter Peitschenknallen und Antreiben des Mittelpferdes suchten die beiden anderen Schlitten nachzukommen. Mit stoischer Ruhe wiegte sich Nikolajs Deichselferd unter dem Krummholz hin und her und dachte gar nicht daran, sich irremachen zu lassen, ließ aber durchblicken, daß es noch viel, viel schneller laufen könnte, wenn es wirklich darauf ankäme.

Nikolaj hatte die erste Troika eingeholt. Sie fuhren einen Hügel hinunter und kamen nun auf einen breit ausgefahrenen Wiesenweg, der am Fluß entlang führte.

Wo fahren wir nur? dachte Nikolaj. Das müßte doch die Schiefwiese sein. Aber nein, das ist eine ganz andere Gegend, die ich noch niemals gesehen habe. Das ist nicht die Schiefwiese und der Djomkinahügel, sondern Gott weiß was! Das ist etwas ganz Neues und Zauberhaftes. Nun, meinetwegen, nur zu! Und er rief seinen Pferden zu und schickte sich an, den ersten Schlitten zu überholen.

Sachar hielt die Pferde etwas an und wandte sein schon bis an die Brauen bereiftes Gesicht um.

Nikolaj ließ seine Pferde laufen, was sie nur rennen konnten, Sachar streckte die Arme vor, schnalzte mit der Zunge und ließ seinen Pferden ebenfalls die Zügel schießen.

»Nun aber die Ohren steif, gnädiger Herr«, sagte er.

Immer flinker und flinker sausten die beiden Schlitten nebeneinander her, und immer schneller stampften die Beine der dahingaloppierenden Pferde. Nikolaj kam etwas vor. Sachar hielt immer noch die Arme nach vorn gestreckt und hob die eine Hand mit den Zügeln jetzt hoch.

»Mir machst du nichts vor, gnädiger Herr«, rief er Nikolaj zu.

Nikolaj ließ alle seine Pferde im Galopp dahinsausen und überholte Sachar. Die Pferde überschütteten die Gesichter der im Schlitten Sitzenden mit feinem trockenem Schnee, wilder klingelten die Glöckchen und Schellen, und die schnell dahinjagenden Beine der Pferde und die Schatten flossen zu einem wirren Chaos zusammen. Von allen Seiten hörte man das Knirschen der Kufen auf dem Schnee und das Kreischen weiblicher Stimmen.

Nikolaj hielt die Pferde wieder etwas an und sah sich um. Ringsum dehnte sich dieselbe vom Mondlicht gesättigte, zauberhafte Schneefläche aus, die wie mit Sternen übersät glitzerte.

Sachar ruft mir zu, ich solle links fahren, warum denn aber links? dachte Nikolaj. Fahren wir denn wirklich zu Meljukows, und ist dies etwa schon Meljukowka? Wir fahren doch Gott weiß wo, und erleben Gott weiß was, aber das, was wir erleben, ist seltsam und wunderschön. Und er sah sich im Schlitten um.

»Sieh nur, einen ganz weißen Bart und ganz weiße Wimpern hat er!« sagte eine der dort sitzenden seltsamen, hübschen und fremden Gestalten mit einem feinen Bärtchen und dunklen Augenbrauen.

Das war doch, scheint's, Natascha? dachte Nikolaj. Und das ist doch Madame Schoß, oder vielleicht auch nicht? Doch was der Tscherkesse mit dem Schnurrbart dort ist, das weiß ich nicht, aber ich liebe diese Gestalt.

»Friert ihr auch nicht?« fragte er.

Sie antworteten nicht und lachten bloß. Dümmler rief ihnen aus dem hinteren Schlitten irgend etwas zu, wahrscheinlich etwas Komisches, aber man konnte nicht verstehen, was er sagte.

»Ja, ja«, riefen ein paar Stimmen lachend zurück.

Auf einmal war man in einem Zauberwald, wo schwarze Schatten und das Geglitzter von Diamanten ineinanderflossen, wo breite Marmorstufen und silberne Dächer von Märchenschlössern im Mondschein flimmerten und das gellende Kreischen wilder Tiere durch die Stille hallte.

Wenn das wirklich Meljukowka ist, so wäre das um so seltsamer, da wir ja Gott weiß wo gefahren und nun also doch noch nach Meljukowka gekommen sind, dachte Nikolaj.

Und es war wirklich Meljukowka, und Diener und Mägde kamen mit Lichtern und fröhlichen Gesichtern auf die Freitreppe hinausgelaufen.

»Wer ist das?« hörte man sie untereinander fragen.

»Das sind Maskierte vom Grafen, ich sehe es an den Pferden«, erwiderten ein paar Stimmen gleichzeitig.

Pelageja Danilowna Meljukowa, eine dicke, energische Dame, saß mit einer Brille und aufgeknöpfter Kapotte im Kreis ihrer Töchter im Salon, bemüht, ihren Kindern die Langweile zu vertreiben. Sie gossen schweigend Wachs und suchten aus dem Schatten der daraus entstandenen Figuren die Zukunft zu erraten, als unten die Schritte und Stimmen der Ankommenden laut wurden.

Die Husaren, Damen, Hexen, Harlekiner und Bären wischten sich im Vorzimmer die bereiften Gesichter ab, räusperten sich und gingen dann in den Saal hinein, wo man eiligst die Kerzen ansteckte. Dümmler als Bajazzo und Nikolaj als alte Jungfer eröffneten den Reigen. Von den jubelnden Kindern umringt, begrüßten die Kostümierten mit verdecktem Gesicht und verstellter Stimme die Hausfrau und verteilten sich dann im Zimmer.

»Ach, du großer Gott, keine Möglichkeit, jemanden zu erkennen! Aber das ist doch Natascha! Guckt nur, wem sieht sie doch bloß ähnlich? Sie erinnert tatsächlich an irgend jemanden. Und Eduard Karlytsch, wie schön! Den hätte ich nicht erkannt. Und wie er tanzt! Alle Heiligen, jetzt kommt gar noch ein Tscherkesse! Wirklich, das steht Sonja glänzend! Aber wer ist denn das noch? Gottlob, daß ihr gekommen seid! Nehmt doch die Tische weg, Nikita, Wanja! Wir saßen eben so stumpfsinnig da! Hahaha! Seht nur den Husaren, den Husaren! Ganz wie ein junger Mann! Und die Beine! Ich kann gar nichts sehen ...«, so tönte es durcheinander.

Natascha, der erklärte Liebling der Meljukowschen Töchter, verschwand mit ihnen in den hinteren Gemächern, wohin sie sich einen Stöpsel und verschiedentliche Schlafröcke und Männerkleidungsstücke kommen ließ, die nackte Mädchenarme von den Dienern durch die kaum geöffnete Tür entgegennahmen. Zehn Minuten später gesellte sich die ganze Meljukowsche Jugend ebenfalls kostümiert den Masken bei.

Pelageja Danilowna ordnete an, daß für die Gäste genügend Platz geschaffen und für die Bewirtung der Herrschaften und der Gutsleute gesorgt werde, dann ging sie, ohne die Brille abzulegen, mit verhaltenem Lächeln durch die Reihen der Verkleideten, sah jedem

ganz nah ins Gesicht und konnte doch niemanden erkennen. Sie erkannte weder die Rostows noch Dümmlers, ja nicht einmal ihre eigenen Töchter und die Schlafröcke und Uniformen, die sie anhatten.

»Aber wer ist denn das eigentlich?« sagte sie zu ihrer Gouvernante und sah dabei ihrer eignen Tochter gerade ins Gesicht, die einen kasanschen Tataren vorstellte. »Doch wohl irgendeiner von den Rostows. Und Sie, mein Herr Husar, bei welchem Regiment stehen Sie denn?« fragte sie Natascha.

»Dem Türken dort mußst du Plätzchen anbieten«, sagte sie zu dem servierenden Büfettdiener, »das darf er essen, das verbieten ihm seine Gesetze nicht.«

Während Pelageja Danilowna den tollen, ulkigen Pas zusah, die die Tanzenden lustig ungewollt und in dem beruhigenden Bewußtsein ausführten, daß sie verkleidet seien und kein Mensch sie erkennen könne, mußte sie sich ab und zu vor Lachen das Taschentuch vor den Mund halten, und ihr ganzer gewichtiger Körper wurde von einem gutmütigen, unaufhaltsamen Lachen erschüttert, wie eben alte Damen zu lachen pflegen.

»Seht nur dort meine Sascha, meine Sascha!« rief sie.

Nach den russischen Tänzen und Reigen führte Pelageja Danilowna alle Gutsleute und Herrschaften zu einem großen Kreis zusammen, ein Ring, eine Schnur und ein Rubel wurden herbeigeholt und gemeinsame Spiele unternommen.

Eine Stunde später waren alle Kostüme zerdrückt und in Unordnung geraten. Die mit Kork gemalten Schnurrbärte und Augenbrauen waren in den feucht glühenden, lustigen Gesichtern breitgeschmiert. Pelageja Danilowna fing nun an, die Verkleideten zu erkennen, ließ sich entzückt darüber aus, wie reizend ihre Kostüme gewählt waren und wie vortrefflich sie besonders den jungen Damen stünden, und dankte allen, daß sie ihr dieses Vergnügen gemacht hätten. Die Gäste wurden zum Abendessen in den Salon gebeten, während die Gutsleute im Saal bewirtet wurden.

»Nein, in der Badestube das Orakel zu befragen, ist doch zu schauerlich!« sagte bei Tisch ein altes Fräulein, das bei den Meljukows lebte.

»Warum denn?« fragte die älteste Tochter der Familie Meljukow.

»Ach, ihr geht ja doch nicht hin, da gehört Mut dazu ...«

»Dann werde ich hingehen«, sagte Sonja.

»Erzählen Sie doch einmal, was dem jungen Mädchen damals passiert ist«, sagte Fräulein Meljukowa Nummer zwei.

»Ja, das war damals so«, erzählte das alte Fräulein, »das junge Mädchen nahm einen Hahn und zwei Gedecke mit, ganz wie die Vorschrift lautet, und setzte sich hin. Und wie sie so dasitzt und lauscht ... da kommt plötzlich etwas angefahren, mit Glöckchen und Schellen – ein Schlitten. Sie horcht auf, schon nähern sich Schritte. Es tritt jemand herein, ganz wie ein Mensch, ganz wie ein Offizier, kommt näher und setzt sich neben sie an den gedeckten Tisch.«

»Aaah!« rief Natascha und riß vor Entsetzen die Augen ganz weit auf.

»Nun, und was machte er ... redete er?«

»Ja, ganz wie ein Mensch und ganz so, wie es sich gehört. Er fängt an, sie zu überreden. Sie aber hätte ihn mit ihrer Unterhaltung bis zum Hahnenschrei festhalten müssen. Aber sie wird schüchtern, und wie sie so schüchtern wird, verbirgt sie ihr Gesicht in beiden Händen. Da greift er auch schon nach ihr ... Ein Glück, daß in diesem Augenblick ein paar Mädchen herbeigelaufen kamen ...«

»Warum machen Sie ihnen solche Angst!« sagte Pelageja Danilowna.

»Aber Mama, Sie haben doch selber das Orakel befragt ...«, rief die eine Tochter zurück.

»Und wie ist das mit dem Horchen auf dem Speicher?« fragte Sonja.

»Ganz einfach: man geht so wie jetzt auf den Speicher und horcht. Pocht und hämmert es, so ist das ein schlechtes Zeichen, rieselt es aber, wie wenn Korn umgeschüttet würde, so bedeutet das etwas Gutes und trifft auch ein.«

»Mama, bitte, erzählen Sie doch einmal, wie es Ihnen auf dem Speicher ergangen ist!«

Pelageja Danilowna lächelte.

»Ja, wie war das doch, ich habe es schon wieder vergessen ...«, entgegnete sie. »Will denn niemand von euch hingehen?«

»Doch, ich gehe, Pelageja Danilowna. Erlauben Sie es mir, ich möchte gern gehen«, sagte Sonja.

»Nun, warum denn nicht, wenn du keine Angst hast?«

»Luisa Iwanowna, darf ich?« fragte Sonja.

Ob sie nun mit dem Ring, mit der Schnur oder mit dem Rubel gespielt oder sich nur unterhalten hatten wie eben jetzt, Nikolaj war nicht von Sonjas Seite gewichen und sah sie heute mit ganz anderen Augen an. Ihm schien, als lerne er sie heute dank diesem mit Kork angemalten Bärtchen erst ordentlich kennen. Und wirklich war Sonja an diesem Abend so heiter, lebendig und hübsch, wie auch Natascha sie noch niemals gesehen hatte.

Also so ist sie? Was bin ich doch für ein Schafskopf, daß ich das nicht eher gesehen habe! dachte er, wenn er in ihre leuchtenden Augen und auf ihr glückliches, entzücktes Lächeln sah, bei dem sich unter dem schwarzen Bärtchen in ihren Backen Grübchen bildeten, die er bisher noch niemals wahrgenommen hatte.

»Ich fürchte mich vor nichts«, sagte Sonja. »Kann ich jetzt gleich gehen?«

Sie stand auf. Man sagte Sonja, wo der Speicher sei, und daß sie ganz stillstehen und horchen müsse, und zog ihr einen Pelz an. Sie zog ihn bis über den Kopf und blickte dabei Nikolaj an.

Was für ein Prachtmädel ist das! dachte dieser. Wo habe ich nur die ganze Zeit über meine Augen gehabt?

Sonja rannte auf den Korridor hinaus, um auf den Speicher zu gehen. Nikolaj behauptete, es sei ihm im Zimmer zu heiß, und lief eilig auf die Freitreppe hinunter. Tatsächlich war drinnen die Luft von den sich zusammendrängenden Menschen drückend und schwül.

Draußen herrschte immer noch dieselbe starre Kälte, und derselbe klare Mond schien, nur noch strahlender. Das Licht war so hell, und auf dem Schnee funkelten so unzählige Sterne, daß man gar keine Lust hatte, nach dem Himmel zu schauen, und die wirklichen Sterne gar nicht zur Geltung kamen. Der Himmel schien düster und langweilig, aber auf der Erde glitzerte es lustig.

Ein Dummkopf bin ich, ein Dummkopf! Auf was habe ich die ganze Zeit über gewartet? dachte Nikolaj, lief die Freitreppe hinunter und auf dem Steg, der nach der Hintertreppe führte, um die Hausecke herum. Er wußte, daß Sonja hier herauskommen mußte. Auf halbem Weg zum Speicher lagen ein paar Klafter Holz aufgeschichtet, die ganz mit Schnee bedeckt waren und einen langen Schatten warfen.

Über sie hinweg und rechts und links von ihnen fielen die Schatten der alten, kahlen Linden wirr verflochten auf den Schnee und über den Weg. Der kleine Pfad führte nach dem Speicher. Die Holzwände und das Dach des Speichers waren ganz mit Schnee und Eis bedeckt und glitzerten im Mondschein, als wären sie aus Edelstein ausgehauen. Im Garten barst ächzend ein Baum, dann war wieder alles ganz still. Die Brust schien keine Luft, sondern ewig junge Kraft und Freude zu atmen.

Auf der Treppe vom Mädchenzimmer hörte man Schritte die Stufen herunterkommen, die unten auf der letzten, wo der Schnee hereingetragen war, laut knirschten, und die Stimme des alten Fräuleins sagte: »Geradeaus, immer geradeaus, diesen kleinen Weg entlang, gnädiges Fräulein. Aber ja nicht umsehen!«

»Ich habe gar keine Angst«, rief Sonjas Stimme zurück, und ihre kleinen Füße in den feinen Schuhchen knirschten und schnurpsten über den Schnee, den Weg in der Richtung auf Nikolaj entlang.

Warm in ihren Pelz eingehüllt lief Sonja dahin. Sie erblickte Nikolaj erst, als sie schon bis auf zwei Schritte herangekommen war, und sah ihn ebenfalls nicht so, wie sie ihn früher gekannt, wo sie sich immer ein wenig vor ihm gefürchtet hatte. Er trug jetzt Frauenkleider, das Haar hing ihm wirr um die Stirn, und auf seinem Gesicht lag ein glückliches Lächeln, das Sonja noch gar nicht an ihm kannte. Schnell lief sie auf ihn zu.

Ganz anders ist sie heute, gar nicht so wie immer, dachte Nikolaj und sah ihr ins Gesicht, das ganz vom Mondschein bestrahlt war. Er schob seine Hände unter den Pelz, der ihren Kopf bedeckte, umfaßte ihn, drückte ihn an sich und küßte sie unter das Bärtchen auf die Lippen, die nach verbranntem Kork rochen. Sonja machte ihre kleinen Hände aus dem Pelz frei, faßte seine beiden Backen und küßte ihn mitten auf den Mund.

»Sonja!« ... »Nicolas!« ... sagten sie nur. Dann liefen sie nach dem Speicher und kehrten endlich, jeder auf seinem Weg, wieder zu den andern zurück.

Als dann alle von Pelageja Danilowna nach Hause fuhren, richtete es Natascha, die immer alles sah und merkte, so ein, daß Luisa Iwanowna und sie mit Dümmlers zusammen in einem Schlitten saßen und Sonja mit Nikolaj und den Gutsmädchen allein fuhr.

Nikolaj ließ die Pferde nun nicht mehr jagen, sondern fuhr auf dem Rückweg gleichmäßig dahin, betrachtete in dem seltsamen Glanz des Mondes immer nur Sonja und suchte bei dem trügerischen Licht unter dem Schnurrbärtchen und den Augenbrauen die frühere und die jetzige Sonja herauszufinden, von der sich nie wieder zu trennen er nun entschlossen war. Er sah sie an, und als er sowohl die eine als auch die andere wiedererkannte, sich an alles erinnerte und sogar den Geruch des Korkes wieder zu spüren meinte, der sich mit der Erinnerung an ihre Küsse vermischte, sog er mit voller Brust die kalte Luft in sich ein, warf einen Blick auf den strahlenden Himmel und die Landschaft, die sie hinter sich ließen, und fühlte sich wieder wie in einem Zauberreich.

»Sonja, ist dir wohl zumute?« fragte er ab und zu.

»Ja«, erwiderte Sonja, »und dir?«

Auf halbem Weg gab Nikolaj seine Pferde für einen Augenblick dem Kutscher zum Halten, lief nach Nataschas Schlitten hinüber und stellte sich auf den Tritt.

»Natascha«, sagte er flüsternd auf französisch zu ihr, »weißt du, ich habe Sonjas wegen einen Entschluß gefaßt.«

»Du hast dich ihr erklärt?« fragte Natascha, plötzlich ganz strahlend vor Freude.

»Ach, wie sonderbar du mit dem Bart und den Augenbrauen ausiehst, Natascha! Freust du dich?«

»Furchtbar freue ich mich, ganz furchtbar! Ich war schon ganz böse auf dich. Ich habe es dir nicht gesagt, aber du hast nicht schön an ihr gehandelt. Sie hat so ein goldenes Herz, Nicolas. Wie freue ich mich! Ich war manchmal eklig, aber ich schämte mich, so allein glücklich zu sein, ohne Sonja«, fuhr Natascha fort. »Jetzt aber bin ich ganz glücklich. Doch nun lauf schnell wieder hin zu ihr.«

»Nein, warte ... ach, wie komisch du nur aussiehst!« sagte Nikolaj und schaute sie unverwandt an. Auch an der Schwester fand er etwas Neues, Außergewöhnliches, bezaubernd Liebes, was er früher noch nie an ihr gesehen hatte.

»Natascha, ist das nicht zauberhaft? Nicht?«

»Ja«, erwiderte sie. »Und das hast du fein gemacht.«

Wenn ich Natascha schon früher so gesehen hätte wie jetzt, dachte Nikolaj, so hätte ich sie schon lange gefragt, was ich tun solle, und alles getan, was sie mich geheißen hätte, und alles wäre gut gewesen.

»Also du freust dich, und ich habe es gut gemacht?«

»Ach, und wie gut! Erst kürzlich habe ich mit Mama darüber gestritten. Mama behauptete, Sonja wolle dich kapern. Wie kann man nur so etwas sagen! Beinahe hätte ich mich mit Mama deswegen entzweit. Ich werde nie einem erlauben, etwas Schlechtes von ihr zu sagen oder zu denken, denn sie ist ja die Güte selber.«

»Es ist also gut so?« sagte Nikolaj, betrachtete noch einmal den Gesichtsausdruck seiner Schwester, um festzustellen, ob er sich auch nicht getäuscht habe, sprang dann mit knirschenden Stiefeln vom Tritt und lief wieder auf seinen Schlitten zu. Dort saß immer noch derselbe glücklich lächelnde Tscherkesse mit dem Schnurrbärtchen und den leuchtenden Augen, die unter der Zobelkapotte hervorblitzten, und dieser Tscherkesse war Sonja, und diese Sonja wurde nun bestimmt seine glückliche und liebende Frau.

Zu Hause angelangt, erzählten die jungen Mädchen der Mutter, wie sie ihre Zeit bei den Meljukows verbracht hatten, und zogen sich dann auf ihr Zimmer zurück. Nachdem sie sich ausgezogen hatten, blieben sie noch lange mit ihren mit Kork gemalten Schnurrbärten beieinander sitzen und plauderten von ihrem Glück. Sie malten sich aus, wie sie als verheiratete Frauen leben würden, wie ihre beiden Männer Freunde werden müßten, und wie glücklich sie sein würden. Auf Nataschas Nachttisch standen noch die beiden Spiegel, die Dunjascha schon am Abend bereitgestellt hatte.

»Aber wann, wann wird das alles einmal sein? Ich fürchte, niemals ... Es wäre auch zu schön!« sagte Natascha, stand auf und trat an die Spiegel heran.

»Setz dich hin, Natascha, vielleicht siehst du ihn«, sagte Sonja.

Natascha zündete die Kerzen an und setzte sich.

»Ich sehe jemand mit einem Schnurrbart«, sagte sie, ihr eignes Gesicht betrachtend.

»Darüber darf man nicht lachen, gnädiges Fräulein«, mischte sich Dunjascha ein.

Mit Hilfe Sonjas und der Zofe fand Natascha endlich die richtige Lage für den Spiegel; ihr Gesicht nahm einen ernsthaften Ausdruck an, und sie wurde ganz still. Lange saß sie so da, blickte auf die Reihe der in den Spiegeln immer ferner werdenden Kerzen, rief sich alles das, was sie davon hatte erzählen hören, wieder ins Gedächtnis zurück und erwartete nun, in dem letzten, trüb verschwommenen Quadrat entweder einen Sarg oder ihn, den Fürsten Andrej, zu sehen. Aber obgleich sie bereit war, selbst den kleinsten Fleck für ein menschliches Bildnis oder für einen Sarg zu halten, sah sie doch nichts. Schließlich fing sie an zu blinzeln und ging von den Spiegeln fort.

»Warum sehen andere nur immer etwas, und ich nie?« sagte sie. »Nun setz du dich einmal hin, Sonja, heute mußt du es unbedingt tun«, fügte sie hinzu. »Nur mir zuliebe ... Mir ist heute so bang zumute!«

Sonja setzte sich an den Spiegel, brachte ihn in die richtige Lage und sah hinein.

»Sofia Alexandrowna wird sicherlich etwas sehen«, sagte Dunjascha flüsternd. »Sie lachen ja immer über alles.«

Sonja hörte diese Worte und vernahm auch, wie Natascha flüsternd erwiderte: »Auch ich bin überzeugt, daß sie etwas sehen wird, sie hat voriges Jahr auch etwas gesehen.«

Etwa drei Minuten lang waren alle still. »Unbedingt!« flüsterte dann Natascha, hatte aber ihren Satz noch nicht zu Ende gesprochen, als Sonja den Spiegel, den sie in der Hand hielt, von sich stieß und die Augen mit der Hand bedeckte.

»Ach, Natascha!« sagte sie.

»Hast du etwas gesehen? Ja? Was denn?« schrie Natascha auf, indem sie schnell den Spiegel hielt.

Sonja hatte nichts gesehen und gerade mit den Augen blinzeln und aufstehen wollen, als sie Nataschas Stimme vernommen hatte, die »unbedingt« sagte. Sie wollte weder Dunjascha noch Natascha

täuschen, und das lange Sitzen war ihr unbequem geworden. Sie wußte selbst nicht, wie und aus welchem Grund sie aufgeschrien hatte, als sie die Hand vor die Augen gelegt hatte.

»Hast du ihn gesehen?« fragte Natascha und faßte ihre Hand.

»Ja, warte mal ... ich ... habe ihn gesehen«, sagte Sonja, ohne es zu wollen, obgleich sie nicht einmal wußte, wen Natascha mit »ihn« meinte, Nikolaj oder Andrej.

Warum soll ich nicht sagen, daß ich ihn gesehen habe? Andere sehen doch auch etwas. Und wer kann mich dessen überführen, ob ich etwas gesehen habe oder nicht? schoß es Sonja durch den Kopf.

»Ja, ich habe ihn gesehen«, sagte sie.

»Aber wie? Wie denn? Stand er oder lag er?«

»Nein, ich sah ... Erst war lange nichts, dann sah ich plötzlich, daß er dalag.«

»Andrej lag da? So ist er krank?« fragte Natascha und sah die Freundin mit vor Schreck erstarrten Augen an.

»Nein, im Gegenteil, im Gegenteil! Er machte ein ganz vergnügtes Gesicht und wandte sich nach mir um«, und in dem Augenblick, als Sonja dies sagte, glaubte sie selber daran, daß sie es gesehen hatte.

»Nun und dann, Sonja?

»Dann konnte ich nichts Genaues mehr unterscheiden, ich sah nur etwas Blaues und Rotes ...«

»Sonja! Wann wird er zurückkehren? Wann werde ich ihn wiedersehen? Großer Gott, wie bang ist mir um ihn und um mich selber, und wie furchtbar ist mir dies alles ...«, sagte Natascha, gab auf Sonjas tröstende Worte keine Antwort, legte sich ins Bett und blieb noch lange, nachdem man das Licht ausgelöscht hatte, ohne sich zu rühren, so liegen und starrte mit offenen Augen durch das gefrorene Fenster in das kalte Mondlicht hinaus.

Bald nach Weihnachten setzte Nikolaj die Mutter von seiner Liebe zu Sonja und seinem festen Entschluß, sie zu heiraten, in Kenntnis. Die Gräfin, die schon lange bemerkt hatte, was zwischen Sonja und Nikolaj vorging, und auf eine solche Erklärung schon gefaßt war, hörte schweigend seine Worte an und sagte dann zu ihrem Sohn, daß er heiraten könne, wen er wolle, daß aber zu einer solchen Ehe weder sie noch der Vater ihren Segen geben würden. Zum erstenmal fühlte Nikolaj, daß die Mutter unzufrieden mit ihm war und daß sie, trotz all der Liebe, die sie für ihn empfand, in diesem Punkt nicht nachgeben werde. Kalt und ohne ihren Sohn eines Blickes zu würdigen, ließ sie ihren Mann rufen und wollte ihm, als er kam, in Nikolajs Gegenwart kurz und kühl mitteilen, wie die Sache stand, brachte es aber nicht fertig, brach in Tränen des Unwillens aus und verließ das Zimmer. Der alte Graf fing etwas unsicher an, Nikolaj zu beraten, und bat ihn, doch diese Absicht aufzugeben. Nikolaj gab zur Antwort, er könne sein Wort nicht brechen, und der Graf brach seufzend und sichtlich verwirrt seine Rede ab und ging zur Gräfin. Bei all den Auseinandersetzungen mit seinem Sohn konnte der Graf das Bewußtsein nicht loswerden, daß er wegen seiner mangelhaften Vermögensverwaltung selber schuldig vor ihm stand, und konnte ihm deshalb auch nicht zürnen, daß er sich weigerte, eine reiche Frau zu heiraten, daß er die mitgiftlose Sonja erwählt hatte. Er wurde sich bei dieser Gelegenheit nur um so deutlicher bewußt, daß man, wenn er nicht alles so heruntergewirtschaftet hätte, Nikolaj gar keine bessere Frau als Sonja hätte wünschen können, und daß an der Zerrüttung der Vermögensverhältnisse ja er allein schuld war mit seinem Mitenka und seinen Lebensgewohnheiten, von denen er nun einmal nicht lassen konnte.

Vater und Mutter sprachen nun mit dem Sohn nicht weiter über diese Angelegenheit, aber ein paar Tage darauf ließ die Gräfin Sonja zu sich rufen und warf mit einer Grausamkeit, die nicht nur für Sonja, sondern auch für sie selber unerwartet kam, ihrer Nichte vor, daß sie ihren Sohn verführt und all die Wohltaten, mit denen sie überschüttet worden sei, mit Undank vergolten habe. Sonja hörte die grausamen Worte der Gräfin schweigend und mit gesenkten Augen an und begriff nicht, was man von ihr verlangte. Sie war bereit, für ihre Wohltäter

alles zu opfern. Der Entschluß zu einer Selbstaufopferung war ihr Lieblingsgedanke, aber in diesem Fall konnte sie nicht begreifen, wem und was sie denn eigentlich opfern solle. Sie konnte gar nicht anders, als die Gräfin und die ganze Familie Rostow lieben, konnte gar nicht anders, als Nikolaj lieben und überzeugt sein, daß sie ihn durch ihre Liebe glücklich machen werde. So stand sie stumm und traurig da und gab keine Antwort.

Nikolaj dünkte es unerträglich, diese Lage der Dinge noch länger mit anzusehen, und er ging wieder zu seiner Mutter, um sich mit ihr auseinanderzusetzen. Zuerst bat er sie, ihm und Sonja zu verzeihen und ihre Einwilligung zu ihrer Ehe zu geben, sprach aber dabei gleichzeitig auch die Drohung aus, sich augenblicklich im geheimen mit Sonja trauen zu lassen, wenn man nicht aufhören werde, Sonja zuzusetzen.

Die Gräfin erwiderte ihm mit einer Kälte, die Nikolaj noch nie an ihr wahrgenommen hatte, er sei ja mündig, und Fürst Andrej heirate ja auch ohne die Einwilligung seines Vaters, also könne er es ja ebenso machen; niemals jedoch in ihrem Leben werde sie diese Intrigantin als Tochter anerkennen.

Über den Ausdruck »Intrigantin« entrüstet, sagte Nikolaj der Mutter mit erhobener Stimme, er habe es bisher nicht für möglich gehalten, daß sie ihn zwingen wolle, seine Liebe für Geld zu verkaufen, wenn das aber doch der Fall sei, so sei dies nun sein letztes Wort

...

Aber er kam nicht dazu, dieses entscheidende Wort auszusprechen, das die Mutter, nach seinem Gesichtsausdruck urteilend, mit Schrecken erwartete und das sich vielleicht als grausame Erinnerung auf ewig trennend zwischen sie geschoben hätte. Er kam nicht dazu, seinen Satz zu Ende zu sprechen, denn Natascha trat mit bleichem und ernstem Gesicht durch die Tür, an der sie gelauscht hatte, ins Zimmer.

»Nikolenka, was du jetzt sagen willst, ist dummes Zeug; hör auf, ich bitte dich! Ich will dir etwas sagen, sei bitte einmal still!« sagte sie fast schreiend, um seine Stimme zu übertönen.

»Mama, liebste, beste Mama, das ist doch nicht etwa, weil ... meine liebe, arme Herzensmama«, wandte sie sich an die Mutter, die das Äußerste, einen endgültigen Bruch, herannahen fühlte und ihren

Sohn mit entsetzten Augen ansah, aber aus Starrköpfigkeit und Kampfeifer nicht nachgeben konnte noch wollte.

»Nikolenka, ich erkläre es dir dann, geh jetzt hinaus, ich bitte dich! Und du, Herzensmamas, hören Sie mich an«, sagte sie zur Mutter.

Ihre Worte waren sinnlos, aber sie erreichte, was sie angestrebt hatte. Die Gräfin schluchzte bitter auf und verbarg ihr Gesicht an der Brust der Tochter, Nikolaj aber stand auf, griff sich an den Kopf und lief aus dem Zimmer.

Natascha nahm das Versöhnungswerk in die Hand und brachte es so weit, daß Nikolaj von der Mutter die Versicherung erhielt, Sonja solle unbehelligt bleiben, er selber aber versprach, nichts ohne Wissen seiner Eltern zu unternehmen.

Mit der festen Absicht, seine Angelegenheiten beim Regiment zu ordnen, dann nochmals Urlaub zu nehmen und wiederzukommen, um Sonja zu heiraten, begab sich Nikolaj, wegen der Zwistigkeiten mit seinen Angehörigen traurig und ernst gestimmt, aber seiner Ansicht nach leidenschaftlich verliebt, Anfang Januar wieder zu seinem Regiment.

Nach Nikolajs Abreise wurde es im Haus Rostow noch trübsinniger als je. Die Gräfin war infolge der seelischen Aufregungen krank geworden. Sonja war unglücklich über die Trennung von Nikolaj und noch mehr über den feindlichen Ton, von dem sich die Gräfin im Verkehr mit ihr niemals freimachen konnte. Der Graf war mehr denn je von dem üblen Stand seiner Finanzlage in Anspruch genommen, der jetzt entscheidende Maßnahmen forderte. Es blieb ihm nun nichts anderes übrig, als die beiden Häuser in und bei Moskau zu verkaufen, und zu diesem Zweck mußte er unbedingt nach Moskau fahren. Aber die Gesundheit der Gräfin zwang ihn, die Abreise von Tag zu Tag aufzuschieben.

Natascha, die zuerst die Trennung von ihrem Bräutigam leicht und fast heiter ertragen hatte, wurde nun mit jedem Tag erregter und ungeduldiger. Der Gedanke, daß sie so umsonst, keinem zuliebe noch zuleide, ihre beste Zeit verlieren mußte, in der sie ihm doch soviel Liebe hätte schenken können, quälte sie ohne Unterlaß. Über seine Briefe ärgerte sie sich größtenteils. Der Gedanke hatte für sie etwas Kränkendes, daß, während sie hier nur allein in der Erinnerung an ihn lebte, er dort ein Leben führte wie immer, neue Orte und neue

Menschen kennenlernte und sich dafür auch noch zu erwärmen schien. Je angeregter seine Briefe waren, um so mehr fühlte sie sich verstimmt. Ihre eignen Briefe an ihn spendeten ihr nicht nur keinen Trost, sondern erschienen ihr wie eine langweilige, zur Heuchelei zwingende Pflicht. Sie verstand sich nicht aufs Briefeschreiben, denn sie konnte sich nicht vorstellen, wie es möglich sei, in einem Brief der Wirklichkeit entsprechend auch nur den tausendsten Teil dessen wiederzugeben, was sie sonst durch ihre Stimme, durch ihr Lächeln und durch ihre Blicke auszudrücken gewohnt war.

Sie schrieb ihm klassisch einförmige, trockene Briefe, denen sie selber keinerlei Bedeutung beilegte und bei denen ihr die Gräfin im Entwurf die Rechtschreibfehler rot anstrich.

Der Gesundheitszustand der Gräfin schien sich gar nicht bessern zu wollen, und doch war es nun nicht länger möglich, die Reise nach Moskau aufzuschieben. Die Ausstattung mußte besorgt werden und das Haus verkauft werden. Zudem erwartete man, daß Fürst Andrej zuerst in Moskau eintreffen werde, wo Fürst Nikolaj Andrejewitsch diesen Winter verbracht hatte, ja Natascha war sogar überzeugt, daß er bereits dort angekommen war.

So blieb die Gräfin auf dem Lande zurück, der Graf aber reiste mit Sonja und Natascha Ende Januar nach Moskau.

ACHTER TEIL

1

Nach der Verlobung des Fürsten Andrej mit Natascha hatte Pierre plötzlich ohne sichtlichen Grund gefühlt, daß er sein bisheriges Leben unmöglich so weiterführen konnte. Wie fest er auch von den Wahrheiten überzeugt war, die ihm sein Wohltäter offenbart hatte, wie freudig er sich auch im Anfang der inneren Arbeit der Selbstvervollkommnung hingegeben hatte, die er mit solchem Eifer anstrebte, – nach der Verlobung des Fürsten Andrej mit Natascha und nach dem Tod Osip Alexejewitschs – zwei Nachrichten, die er fast zu gleicher Zeit erhielt – hatte sein ganzes Streben für ihn den Reiz verloren. Nun blieb ihm vom Leben nur noch das Gerippe: sein Haus mit seiner strahlend schönen Frau, die augenblicklich die Gunst einer sehr hochgestellten Persönlichkeit genoß, seine Bekanntschaft mit ganz Petersburg und sein Dienst mit den langweiligen Formalitäten. Und plötzlich und für ihn selber unerwartet erschien ihm dieses bisherige Leben ekelhaft. Er hörte auf, in sein Tagebuch zu schreiben, floh die Gesellschaft der Brüder, ging wieder in den Klub, fing wieder an, viel zu trinken, schloß sich wieder der Junggesellenbande an und begann ein solches Leben zu führen, daß es Gräfin Helene für notwendig hielt, ihm ernste Vorhaltungen zu machen. Pierre fühlte, daß sie recht hatte, und reiste, um seine Frau nicht zu kompromittieren, nach Moskau.

Kaum war er in Moskau in sein riesiges Haus mit den teils schon vertrockneten, teils noch im Vertrocknen begriffenen Prinzessinnen und dem gewaltigen Dienertroß eingezogen, kaum hatte er auf der Fahrt durch die Stadt die Iberische Kapelle¹¹³ mit ihren unzähligen brennenden Kerzen vor den goldenen Heiligenbildern gesehen und den Platz vor dem Kreml mit seiner jungfräulich unberührten Schneedecke, die Moskauer Droschkenkutscher und die elenden Buden von Siwzew-Wraschek¹¹⁴, kaum hatte er die Moskauer alten Herren wiedergetroffen, die immer Zeit hatten und keinen Wunsch weiter verspürten, als gemächlich ihren Lebensabend zu verbringen, kaum hatte er die alten Moskauer Damen wiedergesehen und die Moskauer Bälle und den Moskauer Englischen Klub – da fühlte er sich auch schon wie zu Hause, wie in einem stillen Hafen gelandet. Er hatte die Empfindung, als sei es hier friedlich, warm und gemütlich

wie in einem alten Schlafrock, in dem man sich nicht vor jedem Schmutzleck in acht zu nehmen braucht.

Die ganze Moskauer Gesellschaft, von den alten Damen angefangen bis hinunter zu den Kindern, nahm Pierre auf wie einen lieben, lang erwarteten Gast, dessen Platz immer freigehalten und nie besetzt wird. Für die Moskauer große Welt war Pierre ein äußerst lieber, guter, kluger, lustiger und hochherziger Sonderling, ein zwar etwas zerstreuter, aber doch herzenguter, vornehmer russischer Herr noch vom alten Schlag, dessen Säckel immer leer war, weil er eben für alle offen stand.

Benefizvorstellungen, minderwertige Gemälde, Statuen, Wohltätigkeitsgesellschaften, Zigeuner, Schulen, Subskriptionessen, Zechgelage, Freimaurer, Kirchen, Bücher – niemand und nichts wurde abgewiesen, und wenn nicht zwei seiner Freunde, die sich immer viel Geld von ihm liehen, ihn unter ihre Vormundschaft gestellt hätten, so hätte er alles hingegeben. Im Klub fand kein Essen, keine Abendgesellschaft ohne ihn statt. Kaum hatte er sich nach zwei Flaschen Margaux schwerfällig auf seinen gewöhnlichen Sofaplatz fallen lassen, so bildete sich sogleich ein Kreis um ihn, und das Plaudern, Streiten und Scherzen begann. Geriet man irgendwo ernstlich in Streit, so führte er durch sein gutmütiges Lachen allein oder durch ein rechtzeitig eingeworfenes Scherzwort immer wieder die Versöhnung herbei. Die freimaurerischen Tafellogen waren langweilig und ohne straffen Zug, wenn er nicht dabei war.

Wenn er nach einem Abendessen unter Junggesellen den Bitten der lustigen Gesellschaft nachgab und sich mit gutmütigem, mildem Lächeln erhob, um mit ihnen zu gehen, stimmten die jungen Leute ein triumphierendes Freudengeheul an. Auf den Bällen tanzte er, wenn es an Herren fehlte. Die jungen Mädchen und Frauen hatten ihn alle gern, weil er keiner den Hof machte und gegen alle gleich liebenswürdig war, hauptsächlich nach dem Abendessen. »Il est charmant, il n'a pas de sexe«, sagten sie von ihm.

Pierre war einer jener Kammerherren außer Dienst, die in Moskau harmlos ihr Leben verbringen, wie es deren dort Hunderte gab.

Wie wäre er erschrocken, wenn ihm vor sieben Jahren, als er gerade aus dem Ausland zurückgekehrt war, einer gesagt hätte, daß er gar nicht zu suchen und zu grübeln brauche, da sein Leben ja doch in dem von alters her ausgefahrenen, ihm genau vorausbestimmten Geleise

abrollen werde, und daß er, wie er sich auch drehen und wenden möge, doch auch nicht anders werden würde als alle, die in derselben Lage waren. Das hätte er einfach nicht geglaubt! Hatte er nicht mit ganzer Seele gewünscht, aus Rußland eine Republik zu machen, oder selber ein Napoleon zu werden, oder ein Philosoph, oder auch Napoleon durch seine kluge Taktik zu besiegen? Hatte er nicht die Möglichkeit vor Augen gesehen und den heißen Wunsch gehegt, die verderbte Menschheit zu einer Wiedergeburt zu führen und sich selbst auf den höchsten Gipfel der Vollkommenheit zu erheben? Hatte er nicht Schulen und Krankenhäuser gebaut und seinen Bauern die Freiheit geschenkt?

Und trotz alledem war er nichts anderes geworden als der reiche Mann einer treulosen Frau, als ein Kammerherr außer Dienst, der gern gut aß und gut trank, sich dann den Rock aufknöpfte und ein bißchen über die Regierung schimpfte, als ein Mitglied des Moskauer Englischen Klubs und als ein allgemein beliebtes Glied der Moskauer Gesellschaft. Lange konnte er sich nicht mit dem Gedanken aussöhnen, daß er nun doch solch ein Moskauer Kammerherr geworden war, ein Typ, den er noch vor sieben Jahren verachtet hatte.

Manchmal tröstete er sich mit dem Gedanken, daß er dieses Leben ja doch nur vorübergehend führe, dann aber schrak er wieder auf, wenn er daran dachte, wie viele Leute schon ebenso wie er in jungen Jahren nur »vorübergehend« in diesen Klub und in dieses Leben eingetreten und erst dann davon abgekommen waren, als sie keinen Zahn mehr im Mund und kein Haar mehr auf dem Kopf gehabt hatten.

Manchmal, wenn er seine Lage überdachte, schien es ihm in Augenblicken des Hochmuts, daß er dennoch ein ganz anderer sei, sich von jenen Kammerherren außer Dienst, die er früher verachtet hatte, doch unterscheide, daß jene dumme, fade Menschen und in ihrer Lage ganz ruhig und zufrieden seien. Ich aber bin auch jetzt noch unzufrieden und möchte immer noch etwas für die Menschheit tun, sagte er sich in diesen Augenblicken des Hochmuts. Vielleicht aber haben sich alle diese meine Leidensgefährten früher ebenso herumgeschlagen wie ich, haben nach einem neuen, eignen Weg im Leben gesucht und sind nun, ganz wie ich, durch Verhältnisse, Gesellschaft, Herkunft, durch alle jene elementaren Kräfte, gegen die der Mensch nicht ankommen kann, ebendahin geführt worden, wo auch ich angelangt bin, sagte er sich wiederum in Augenblicken der Bescheidenheit. Und nachdem er

einige Zeit in Moskau gelebt hatte, verachtete er seine Schicksalsgenossen bereits nicht mehr, sondern fing an, sie zu lieben, zu achten und Mitleid mit ihnen zu haben wie mit sich selber.

Jene Augenblicke der Verzweiflung, der Schwermut, der Abkehr vom Leben kamen jetzt nicht mehr wie früher über Pierre, aber diese Krankheit, die früher durch schroffe Anfälle zum Ausdruck gekommen war, war nur nach innen getrieben und niemals ganz von ihm gewichen. A quoi bon? Wozu? Was soll dies Treiben auf der Welt? fragte er sich zweifelnd wohl mehrmals am Tag und fing unwillkürlich wieder an, über den Sinn aller Lebenserscheinungen nachzugrübeln. Da er aber aus Erfahrung wußte, daß es auf diese Frage keine Antwort gab, suchte er schleunigst davon abzukommen, vertiefte sich in ein Buch oder eilte in den Klub oder zu Apollon Nikolajewitsch, um mit ihm über Stadtklatsch zu plaudern.

Helene, die nie etwas anderes geliebt hat als ihren eignen Körper und eines der dümmsten Frauenzimmer auf der ganzen Welt ist, dachte Pierre, erscheint allen Leuten als das Nonplusultra verfeinerter Geisteskultur, und alle Welt beugt sich vor ihr. Napoleon wurde damals, als er wirklich groß war, von allen verachtet, seit er aber zum jämmerlichen Komödianten geworden ist, bemüht sich Kaiser Franz, ihm seine Tochter als illegitime Gattin aufzudrängen. Die Spanier senden durch die katholische Geistlichkeit Dankgebete zu Gott empor, weil sie am 14. Juni die Franzosen geschlagen haben, und die Franzosen senden durch eben die selbe katholische Geistlichkeit ebenso Dankgebete empor, weil sie am 14. Juni die Spanier geschlagen haben. Meine Freimaurerbrüder schwören alle den heiligen Eid, für den Nächsten zu jedem Opfer bereit zu sein, geben aber dabei nicht einmal einen Rubel pro Kopf in die Armenkollekte, intrigieren untereinander und bemühen sich um einen echten schottischen Teppich oder um Akten, deren Sinn nicht einmal der verstand, der sie schrieb, und die keinem Nutzen bringen. Wir alle bekennen uns zu dem christlichen Gebot der Nächstenliebe und des Verzeihens, ein Gebot, auf dessen Grundlage Dutzende von Kirchen in Moskau gebaut worden sind, und gestern hat man mit der Knute einen Deserteur zu Tode gepeitscht, und ein Diener eben des selben Gebotes der Nächstenliebe und des Verzeihens, ein Geistlicher, hat dem Soldaten vor der Todesstrafe das Kreuz zum Küssen hingehalten. So dachte Pierre, und obgleich er doch daran gewöhnt war, staunte er immer wieder

über die große, allgemeine, von allen anerkannte Lüge, als ob das etwas Neues wäre.

Ich habe diese Lüge und Verirrung erkannt, dachte er, wie aber soll ich ihnen das alles, was ich erkannt habe, sagen? Ich habe es versucht und immer gefunden, daß sie im Grund ihrer Seele alles ebenso erkennen wie ich, aber sich Mühe geben, dies alles nicht zu sehen. Folglich muß das wohl so sein! Aber ich, was soll ich nur mit mir anfangen? dachte Pierre. Er kostete die unglückliche Veranlagung aus, die vielen Menschen, vornehmlich Russen, eigen ist, die Möglichkeit des Guten und Wahren vor Augen zu haben und daran zu glauben, aber zu deutlich das Böse und Lügenhafte im Leben zu erkennen, um an diesem Leben noch ernsthaften Anteil nehmen zu können. Jedes Arbeitsfeld war in seinen Augen mit Lug und Trug verbunden. Worin er sich auch versuchte, was er auch unternahm, überall stießen ihn Schlechtigkeit und Lüge ab und versperrten ihm jeden Weg zu einer Wirksamkeit. Und doch mußte er leben, mußte sich mit etwas beschäftigen. Zu furchtbar war es, unter der schweren Last dieser unlösbaren Probleme zu leben, und so gab er sich den ersten besten Zerstreuungen hin, nur um sie zu vergessen. Er besuchte alle nur möglichen Gesellschaften, trank viel, kaufte Gemälde, baute, und, was die Hauptsache war, er fing wieder an zu lesen.

Er las, las alles, was ihm unter die Hände kam, las mit solchem Eifer, daß, wenn er eben nach Hause gekommen war und die Diener ihn noch auskleideten, er schon nach einem Buch griff und las. Er las sich in den Schlaf, und vom Schlaf ging's dann zum Plaudern in die Salons oder in den Klub, und vom Plaudern zu den Zechgelagen und zu den Weibern, und von den Zechgelagen wieder zum Plaudern, zum Lesen und zum Wein. Wein zu trinken war ihm immer mehr zu einem physischen und dabei auch geistigen Bedürfnis geworden. Obgleich ihm die Ärzte gesagt hatten, daß ihm bei seiner Korpulenz das Weintrinken gefährlich werden könne, trank er trotzdem sehr viel. Erst dann wurde ihm vollkommen wohl zumute, wenn er, ohne es selber zu merken, ein paar Gläser Wein in seinen großen Mund hineingegossen hatte. Dann strömte eine wohlige Wärme durch seinen Körper, dann empfand er für alle, die ihn umgaben, große Zärtlichkeit, dann war sein Geist bereit, jeden Gedanken, ohne ihm bis auf den Grund zu gehen, oberflächlich abzutun. Nur wenn er eine oder zwei Flaschen Wein getrunken hatte, dämmerte ihm trübe das Bewußtsein

auf, daß jener wirre, furchtbare Knoten des Lebens, der ihm vorher solches Entsetzen bereitet hatte, gar nicht so furchtbar war, wie es ihm schien. Er sah zwar diesen Knoten von irgendeiner Seite immer vor sich, wenn er nach Tisch, einen leichten Rausch im Kopf, plauderte, zuhörte oder las, aber nur unter dem Einfluß des Weines brachte er es dann fertig, sich zu sagen: Das hat nichts auf sich. Das werde ich schon noch enträtseln. Dafür habe ich schon eine Erklärung bereit; nur habe ich jetzt keine Zeit, später werde ich mir das alles überlegen. Aber dieses »Später« kam niemals.

Frühmorgens, wenn er nüchtern war, kamen ihm all diese Fragen wieder ebenso unlösbar und fürchterlich vor, und er griff eilig nach einem Buch oder freute sich, wenn jemand zu ihm auf Besuch kam.

Mitunter dachte Pierre daran, wie er einmal gehört hatte, daß die Soldaten im Felde, wenn sie in einer Deckung vom Feind beschossen werden und nichts dagegen tun können, eifrigst nach einer Beschäftigung suchen, um die Gefahr leichter ertragen zu können. Und Pierre kam es vor, als machten es alle Menschen wie diese Soldaten, um sich vor den furchtbaren Fragen des Lebens zu retten: der eine durch Ehrgeiz, der andere durchs Spiel, einer durch Gesetzeschreiben, einer durch Weiber, einer durch Tändeleien, einer durch Pferde, einer durch die Politik, einer durch die Jagd, einer durch den Wein und einer durch den Staatsdienst. Nein, nichts ist nichtig und nichts wichtig, es ist alles ganz gleich. Die Hauptsache ist, sich vor diesen Fragen zu retten, dachte Pierre. Nur sie nicht sehen, die furchtbaren Fragen!

2

Zu Anfang des Winters war Fürst Nikolaj Andrejewitsch Bolkonskij mit seiner Tochter nach Moskau übersiedelt. Wegen seiner früheren Verdienste, seines Verstandes und seiner Originalität hatten ihn die Moskauer sogleich zum Gegenstand ihrer besonderen Hochachtung gemacht und in den Mittelpunkt der Moskauer Opposition gegen die Regierung gestellt, hauptsächlich wohl auch deshalb, weil in dieser Zeit die Begeisterung für die Regierung Kaiser Alexanders bereits im Abflauen begriffen war und damals eine antifranzösische und patriotische Richtung in Moskau herrschte.

Der Fürst war in diesem Jahr recht alt geworden. Deutliche Alterserscheinungen traten bei ihm zutage: er schlief mitunter plötzlich ein, vergaß die Ereignisse der Gegenwart, zeigte ein viel besseres Gedächtnis für Dinge, die weit zurücklagen, und übernahm die Rolle eines Hauptes der Moskauer Opposition mit einer schon kindischen Eitelkeit. Trotz alledem aber erweckte der alte Fürst, besonders wenn er in seinem Pelz und seiner gepuderten Perücke am Abendtee teilnahm und, von irgend jemand dazu angeregt, seine schroffen Erzählungen aus vergangenen Zeiten oder sein noch schrofferes und schärferes Urteil über die Gegenwart zum besten gab, bei allen seinen Gästen das einstimmige Gefühl von Ehrfurcht und Hochachtung. Das ganze alte Haus mit seinen riesigen Pfeilerspiegeln, seinen altertümlichen Möbeln, seinen gepuderten Lakaien und seinem Besitzer selbst, diesem straffen und klugen Greis, der aus dem vorigen Jahrhundert stammte, mit seiner sanften Tochter und der hübschen Französin, die ihm beide in Ehrfurcht ergeben waren – all dies bot den Besuchern ein majestätisch schönes Schauspiel. Aber diese Besucher dachten nicht daran, daß außer den zwei, drei Stunden, in denen sie mit den Hausbewohnern zusammensaßen, der Tag noch zweiundzwanzig Stunden hatte, in denen das innere Leben des Hauses vor aller Augen verborgen seinen Gang nahm.

Dieses innere Leben war in der letzten Zeit in Moskau für Prinzessin Marja recht schwer geworden. Sie fühlte sich hier in der Stadt ihrer liebsten Freuden beraubt – der Plauderstündchen mit den Gottesleuten und ihrer Einsamkeit –, Freuden, die sie in Lysyja-Gory

immer wieder erfrischt und aufgerichtet hatten, und so bot ihr das Leben in der Hauptstadt keinerlei Vorteile noch frohe Stunden. In Gesellschaften ging sie nicht: alle wußten, daß der Vater sie niemals von sich ließ und selbst aus Gesundheitsrücksichten nicht ausgehen konnte, und so lud man sie gar nicht erst zu Dinern oder Abendgesellschaften ein. Die Hoffnung, sich zu verheiraten, hatte Prinzessin Marja vollständig aufgegeben. Sie sah, wie kalt und ingrimmig Fürst Nikolaj Andrejewitsch die jungen Leute, die ab und zu ins Haus kamen und als Freier in Betracht kommen konnten, aufnahm und abfertigte. Freundinnen hatte Prinzessin Marja keine: während dieser Zeit in Moskau hatte sie an den beiden Menschen, die ihr am aller-nächsten gestanden hatten, tiefe Enttäuschungen erlebt. Mademoiselle Bourienne, zu der sie schon früher nicht ganz offen hatte sein können, war ihr jetzt geradezu unangenehm geworden, und sie hielt sich aus verschiedenen Gründen etwas von ihr fern. Julie, die jetzt in Moskau war und mit der die Prinzessin fünf Jahre hintereinander in regem Briefwechsel gestanden hatte, stellte sich als ganz wesensfremd heraus, als sie die persönliche Bekanntschaft mit ihr erneuerte. Sie war indessen durch den Tod ihrer Brüder zu einer der reichsten Partien von ganz Moskau geworden und befand sich nun mitten im Strudel weltlicher Vergnügungen. Sie war von jungen Leuten umschwärmt, die, wie sie sich einbildete, plötzlich zur Erkenntnis ihrer vorzüglichen Eigenschaften gekommen waren. Julie war bereits in die Periode einer alternden jungen Welt-dame eingetreten, wo diese fühlt, daß die letzte Gelegenheit, sich zu verheiraten, gekommen ist, und daß sich jetzt oder nie ihr Schicksal entscheiden muß. Mit traurigem Lächeln dachte Prinzessin Marja daran, daß sie nun donnerstags an niemanden mehr zu schreiben habe, da ja Julie hier war und sie sich jede Woche sahen, ohne daß ihr dieses Beisammensein Freude gemacht hätte. Wie jener Ehemann, der die Dame, bei der er dreißig Jahre seine Abende verlebt hatte, nach dem Tod seiner Frau nicht heiraten wollte, um sich nicht des Genusses dieser Abende zu berauben, so bedauerte auch Prinzessin Marja, daß Julie mit ihr zusammen an einem Ort lebte und sie nun an niemand mehr schreiben konnte.

In Moskau hatte Prinzessin Marja niemanden, mit dem sie sich aussprechen, niemanden, dem sie ihren Kummer anvertrauen konnte, und doch stürmte gerade in dieser Zeit manch neuer Kummer auf sie ein. Der Zeitpunkt, da Fürst Andrej zurückkehren und sich verheiraten wollte, rückte immer näher, und sie hatte seinen Auftrag, den Vater

vorzubereiten, nicht nur nicht ausführen können, sondern die Sache schien jetzt sogar ganz verfahren zu sein, da der alte Fürst, der sowieso größtenteils schlechter Laune war, bei der bloßen Erwähnung der Komtesse Rostowa außer sich geriet.

Eine neue Quelle des Kummers, die sich in letzter Zeit für Prinzessin Marja erschlossen hatte, waren die Unterrichtsstunden, die sie ihrem sechsjährigen Neffen geben mußte. Mit Entsetzen wurde sie sich bewußt, daß sie im Verkehr mit Nikoluschka dieselbe Reizbarkeit an den Tag legte, die ihrem Vater eigen war. Sooft sie sich auch sagte, daß sie sich in den Schulstunden ihres Neffen nicht ereifern dürfe, so geschah es doch fast jedesmal, wenn sie sich mit dem Lehrheft und der französischen Fibel zum Unterricht hinsetzte, daß sie dem Kind, das schon immer in Angst schwebte, die Tante könne gleich, gleich zornig werden, ihr Wissen so schnell und leicht einflößen wollte, daß sie bei der geringsten Unaufmerksamkeit des Knaben zusammenfuhr, sich überhastete und ereiferte, die Stimme erhob und den Kleinen manchmal am Ärmchen rüttelte und in die Ecke stellte. Hatte sie ihn aber in die Ecke gestellt, so fing sie dann über ihre böse, heftige Natur selber zu weinen an, und Nikoluschka, von ihrem Schluchzen angesteckt, kam dann ohne Erlaubnis aus seiner Ecke hervor, lief auf sie zu, zog ihr die nassen Hände vom Gesicht und tröstete sie.

Aber einen noch größeren, ja den allergrößten Kummer bereitete der Prinzessin Marja das gereizte Wesen ihres Vaters, dessen Opfer immer die Tochter war, und das sich in letzter Zeit fast bis zur Grausamkeit gesteigert hatte. Wenn er sie gezwungen hätte, ganze Nächte lang vor den Heiligenbildern zu knien, wenn er sie geschlagen hätte oder Holz und Wasser hätte schleppen lassen, wäre es ihr nie in den Sinn gekommen, daß sie es schwer habe. Aber dieser liebende Peiniger war deshalb so grausam, weil er sie eben liebte und nur deshalb sich und sie quälte. Er verstand es nicht nur, sie absichtlich zu beleidigen und zu erniedrigen, sondern ihr auch immer noch zu beweisen, daß an allem immer nur sie selber schuld sei. In letzter Zeit war dazu noch ein neuer Zug getreten, der Prinzessin Marja mehr als alles andere quälte – das war seine immer größere Annäherung an Mademoiselle Bourienne. Der Gedanke, wenn Andrej diese Ehe eingehe, selber die Bourienne zu heiraten, der ihm im ersten Augenblick, als er die Nachricht von der Absicht seines Sohnes erhalten hatte, nur im Scherz gekommen war, schien ihm sichtlich zu gefallen,

und mit einer Hartnäckigkeit, die, wie es Prinzessin Marja schien, nur den Zweck hatte, sie zu kränken, erwies er in letzter Zeit Mademoiselle Bourienne alle nur möglichen Liebenswürdigkeiten und brachte seine Unzufriedenheit mit der Tochter durch Liebesbezeugungen für die Bourienne zum Ausdruck.

Einmal, in Moskau, küßte der alte Fürst in Gegenwart Prinzessin Marjas – und wie ihr schien, tat er dies absichtlich vor ihr – Mademoiselle Bourienne die Hand, zog sie an sich heran und umarmte und liebte sie. Prinzessin Marja wurde feuerrot und lief aus dem Zimmer. Ein paar Minuten später kam Mademoiselle Bourienne zu Prinzessin Marja aufs Zimmer und erzählte ihr mit ihrer angenehmen Stimme lächelnd irgendeine lustige Geschichte. Prinzessin Marja wischte sich hastig die Tränen ab, ging mit entschiedenen Schritten auf Mademoiselle Bourienne zu und schrie ihr in zorniger Übereilung und mit erhobener Stimme, ohne anscheinend selber zu wissen, was sie tat, auf französisch zu: »Das ist gemein, niedrig, unmenschlich, eine Schwäche so auszunutzen ...« Weiter brachte sie nichts hervor. »Hinaus aus meinem Zimmer!« schrie sie ihr nach und fing an zu schluchzen.

Am nächsten Tag redete der Fürst kein Wort mit seiner Tochter, aber sie hörte, wie er nach dem Mittagessen anordnete, daß beim Herumreichen der Speisen bei Tisch von nun an bei Mademoiselle Bourienne angefangen werden solle. Und als der Büfettidiener Philipp nach Tisch den Kaffee herumreichte und nach alter Gewohnheit wieder bei der Prinzessin anfing, geriet der Fürst plötzlich in eine so rasende Wut, daß er seinen Krückstock nach Philipp schleuderte und augenblicklich den Befehl erteilte, ihn zu den Soldaten zu geben.

»Er gehorcht nicht! ... Zweimal habe ich es ihm gesagt, und er gehorcht nicht! Sie ist die Hauptperson hier im Hause! Sie ist mein bester Freund!« schrie der Fürst. »Und wenn du dich noch einmal unterstehst«, wandte er sich in seinem Zorn zum erstenmal wieder an Prinzessin Marja, »wenn du dich wie gestern noch einmal unterstehst, dich in ihrer Gegenwart zu vergessen, dann werde ich dir schon zeigen, wer hier Herr im Hause ist. Hinaus! Daß du mir nicht wieder unter die Augen kommst, ehe du sie um Verzeihung gebeten hast!«

Prinzessin Marja bat sowohl Mademoiselle Bourienne als auch ihren Vater um Verzeihung und legte auch für den Diener Philipp ein gutes Wort mit ein, der sie um Fürsprache gebeten hatte.

In solchen Augenblicken regte sich in Prinzessin Marjas Herzen ein Gefühl, das einem Stolz glich, dem Stolz auf ihren Opfermut. Doch wenn dann dieser Vater, den sie verurteilte, in solchen Augenblicken in ihrer Gegenwart etwa die Brille suchte und mit der Hand immer um sie herumfühlte, ohne sie zu sehen, oder irgend etwas vergaß, was sich soeben erst ereignet hatte, oder mit seinen schwachen Beinen einen unsicheren Schritt machte und sich umsah, ob auch keiner seine Schwäche bemerkt habe, oder, was am allerschlimmsten war, wenn er, sobald keine Gäste da waren, die ihn immer anregten, bei Tisch plötzlich einschlummerte, die Serviette fallen und seinen zitternden Kopf über den Teller sinken ließ, dann dachte Prinzessin Marja: Er ist alt und schwach, und ich wage es noch, ihn zu verurteilen! und verabscheute sich in solchen Augenblicken selber.

3

Im Jahre 1810 lebte in Moskau ein französischer Arzt, Métivier, der schnell in Mode gekommen war, ein großer, hübscher Mensch, liebenswürdig wie alle Franzosen und auch als Arzt von außergewöhnlicher Tüchtigkeit, wie es in ganz Moskau hieß. Er wurde in Häusern der ersten Gesellschaftskreise nicht wie ein Arzt, sondern wie ein Gleichgestellter empfangen.

Auch Fürst Nikolaj Andrejewitsch, der sich sonst immer nur über alle Ärzte lustig machte, hatte auf den Rat Mademoiselle Bouriennes in letzter Zeit Métivier herangezogen und sich an ihn gewöhnt. Métivier kam zweimal wöchentlich zum Fürsten.

Am Nikolaustag, dem Namensfest des Fürsten, fuhr ganz Moskau an der Freitreppe seines Hauses vor, aber er hatte befohlen, niemanden anzunehmen, und hatte nur wenige, deren Liste er Prinzessin Marja eingehändigt hatte, zum Diner einladen lassen.

Métivier, der frühmorgens zum Gratulieren gekommen war, fand es in seiner Eigenschaft als Hausarzt angemessen, de forcer la consigne, wie er sich Prinzessin Marja gegenüber ausdrückte, und ging zum Fürsten hinein. Nun traf es sich aber, daß der Fürst gerade an diesem Morgen seines Namenstages die allerschlechteste Laune hatte. Er war den ganzen Morgen im Haus herumgelaufen, hatte mit allen Händel gesucht und sich den Anschein gegeben, als verstünde er das nicht, was man zu ihm sagte, und als würde er selber auch nicht verstanden. Prinzessin Marja kannte diesen Zustand still drohender Brummigkeit, der gewöhnlich in einem Wutausbruch sein Ende fand, ganz genau, ging den ganzen Morgen wie vor einem geladenen Schießgewehr mit gespanntem Hahn umher und wartete auf den unvermeidlichen Schuß. Bis zur Ankunft des Arztes verlief der Morgen ganz glimpflich. Nachdem sie Métivier hineingeleitet hatte, setzte sich Prinzessin Marja mit einem Buch in die Nähe der Salontür, wo sie alles hören konnte, was im Arbeitszimmer ihres Vaters vor sich ging.

Anfänglich hörte sie nur die Stimme Métiviers, dann auch die Stimme ihres Vaters, dann sprachen beide Stimmen gleichzeitig, dann flog die Tür auf, und auf der Schwelle erschien ganz bestürzt die

schöne Gestalt Métiviers mit seinem schwarzen Haar und hinter ihm der Fürst in Schlafrock und Nachtmütze mit wutverzerrtem Gesicht und rollenden Augen.

»Das verstehst du nicht!« schrie der Fürst. »Aber ich, ich verstehe das. Du französischer Spion, du Sklave eines Bonaparte, du Auskundschafter! Hinaus aus meinem Hause! Raus, sage ich dir ...«, und er knallte die Tür zu.

Métivier zuckte die Achseln und ging auf Mademoiselle Bourienne zu, die bei dem Geschrei aus dem Nebenzimmer herbeigelaufen kam.

»Der Fürst ist nicht ganz wohl, la bile et le transport au cerveau. Beruhigen Sie sich, ich komme morgen wieder«, sagte Métivier, legte den Finger an die Lippen und eilte hinaus.

Hinter der Tür hörte man Schritte in Pantoffeln und zorniges Schimpfen: »Spione, Verräter, überall Verräter. Nicht einmal in seinem eignen Haus hat man einen Augenblick Ruhe!«

Nachdem Métivier fortgegangen war, ließ der Fürst seine Tochter zu sich rufen und fiel mit der ganzen Wucht seines Zornes über sie her. Sie sei schuld daran, daß man solche Spione zu ihm hereingelassen habe. Er habe doch ausdrücklich gesagt, ihr selber gesagt, sie solle sich nach der Liste richten, und diejenigen, die nicht auf der Liste stünden, nicht vorlassen. Warum hatte man diesen Schuft nicht abgewiesen! An alledem sei nur sie wieder schuld! Mit ihr habe er keinen Augenblick Ruhe, nicht einmal in Frieden sterben lasse sie ihn, donnerte er.

»Nein, meine Liebe, wir müssen uns trennen, müssen uns unbedingt trennen. Damit Sie es wissen! Ich kann das nicht länger ertragen«, sagte er und ging aus dem Zimmer. Und als fürchte er, daß sie sich irgendwie darüber hinwegsetzen könne, kehrte er noch einmal zu ihr zurück, bemühte sich, ruhig zu scheinen, und fügte hinzu: »Glauben Sie aber nicht, daß ich Ihnen dies jetzt nur in einem Augenblick des Zornes sage, ich bin ganz ruhig und habe mir das schon lang überlegt. Und so wird es geschehen: wir werden uns trennen. Suchen Sie sich einen anderen Aufenthaltsort ...« Aber er konnte nicht an sich halten und mit einer Bosheit, deren nur ein Mensch fähig ist, der seinen Feind zugleich liebt, ballte er, sichtlich selber unter seiner Wut leidend, beide Fäuste und schrie ihr zu: »Wenn Sie doch nur irgendein Esel heiraten wollte!« Darauf warf er

die Tür zu, rief Mademoiselle Bourienne zu sich, und dann wurde es still in seinem Zimmer.

Um zwei Uhr versammelten sich die auserlesenen sechs Personen zum Diner. Die Gäste: der bekannte Graf Rastoptschin, Fürst Lopuchin mit seinem Neffen, General Tschatrow, ein alter Kriegskamerad des Fürsten, und von jüngeren Leuten Pierre und Boris Drubezkoj erwarteten den Fürsten im Salon.

Boris war dieser Tage auf Urlaub nach Moskau gekommen, hatte den eifrigen Wunsch bekundet, dem Fürsten Nikolaj Andrejewitsch vorgestellt zu werden, und sich seine Sympathie in einem so hohen Grad zu erwerben verstanden, daß der Fürst mit ihm eine Ausnahme machte und er der einzige von den jüngeren Junggesellen war, den er bei sich empfing.

Das Haus des Fürsten gehörte zwar nicht gerade zur »großen Welt«, aber es war ein so kleiner, feiner Kreis, daß es, je weniger man in der Stadt von ihm hörte, nur desto schmeichelhafter war, dort empfangen zu werden. Das war Boris vor acht Tagen klar geworden, als Rastoptschin zufällig in seiner Gegenwart dem Oberkommandierenden, der ihn zum Nikolaustag zum Mittagessen gebeten hatte, die Einladung abgelehnt und erwidert hatte: »An diesem Tag wallfahrte ich immer zu den Gebeinen des Fürsten Nikolaj Andrejewitsch.«

»Ach ja, freilich«, hatte der Oberkommandierende geantwortet. »Was macht er denn?«

Die kleine Gesellschaft, die vor dem Mittagessen in dem altmodischen, hohen Salon mit den altertümlichen Möbeln zusammengekommen war, machte eher den Eindruck eines sich versammelnden feierlichen Gerichtsrates. Alle schwiegen, und wenn wirklich jemand einmal ein Wort sagte, so sprach er ganz leise. Auch Fürst Nikolaj Andrejewitsch trat ernst und schweigend ein. Prinzessin Marja schien heute noch stiller und schüchterner als gewöhnlich. Die Gäste wandten sich nur ungerne an sie, weil sie sahen, daß ihr an einer Unterhaltung nichts lag. Graf Rastoptschin war der einzige, der den Faden der Unterhaltung weiterspann: er erzählte von den letzten Neuigkeiten aus der Stadt und aus der Politik. Lopuchin und der alte General warfen ab und zu ein Wort ein.

Fürst Nikolaj Andrejewitsch hörte zu, wie der Vorsitzende eines Gerichtshofes einen Bericht, anhört, der ihm vorgetragen wird, und

gab nur ab und zu durch einen stummen Wink oder ein kurzes Wort kund, daß er das, was man ihm vortrug, zur Kenntnis nahm. Der Ton der Unterhaltung war so, daß man heraushören konnte, daß keiner das, was in der politischen Welt vor sich ging, billigte. Man erzählte von Ereignissen, die sichtlich bestätigten, daß alles immer schlechter und schlechter wurde, aber es war auffallend, daß der Erzähler bei jeder Erzählung und bei jedem Urteil stets an der Grenze innehielt oder von anderen angehalten wurde, wo sein Urteil die Person des Kaisers zu berühren begann.

Während des Essens kam das Gespräch auf die letzten politischen Neuigkeiten: daß Napoleon die Länder des Herzogs von Oldenburg eingezogen und daß die russische Regierung an alle Höfe Europas eine napoleonfeindliche Note gesandt habe.

»Dieser Bonaparte verfährt mit Europa wie ein Pirat mit einem gekaperten Schiff«, sagte Graf Rastoptschin und wiederholte damit eine Phrase, die er bei anderer Gelegenheit schon mehrmals angewendet hatte. »Man kann sich nur über die Geduld und die Verblendung der übrigen Herrscher wundern. Jetzt ist die Reihe schon an den Papst gekommen: ohne alle Umstände will dieser Bonaparte das Oberhaupt der katholischen Kirche stürzen¹¹⁵ – und alle schweigen dazu. Unser Kaiser ist der einzige gewesen, der gegen die Annexion der Ländereien des Herzogs von Oldenburg protestiert hat. Und das ...« Hier schwieg Graf Rastoptschin, da er fühlte, daß er an der Grenze angelangt war, über die hinaus zu urteilen verboten war.

»Man hat dem Herzog von Oldenburg andere Ländereien dafür angeboten«, sagte Fürst Nikolaj Andrejewitsch. »Wie ich meine Bauern von Lysyja-Gory nach Bogutscharowo und Rjasan verpflanzt habe, so macht er es mit den Herzögen.«

»Le duc d'Oldenbourg Supporte son malheur avec une force de caractère et une résignation admirable«, bemerkte Boris, sich ehrerbietig ins Gespräch mischend.

Er sagte das deshalb, weil er auf der Durchreise in Petersburg die Ehre gehabt hatte, dem Herzog vorgestellt zu werden. Fürst Nikolaj Andrejewitsch sah den jungen Mann an, als wolle er daraufhin etwas zu ihm sagen, überlegte es sich aber dann anders, weil er ihn für zu jung dafür hielt.

»Ich habe unsern Protest, die oldenburgische Angelegenheit betreffend, gelesen und war über die schlechte Abfassung dieser Note recht erstaunt«, sagte Graf Rastoptschin in dem lässigen Ton eines Menschen, der über eine Sache, die ihm wohlbekannt ist, ein Urteil fällt.

Pierre sah Rastoptschin mit naivem Erstaunen an, er konnte nicht begreifen, wie man sich an der schlechten Abfassung einer Note stoßen könne.

»Ist das denn nicht ganz gleich, Graf, wie eine Note abgefaßt ist«, sagte er, »wenn nur ihr Inhalt Hand und Fuß hat?«

»Mon cher, avec nos 500 mille hommes de troupes, il serait facile d'avoir un beau style«, erwiderte Graf Rastoptschin.

Da begriff Pierre, warum dem Grafen Rastoptschin die Abfassung der Note mißfallen hatte. »Die Gattung der Federfuchser scheint sich ja jetzt reichlich vermehrt zu haben«, bemerkte der alte Fürst. »Dort in Petersburg schreibt ja jetzt alles; und nicht nur Noten, auch neue Gesetze werden da zu Papier gebracht. Mein Andrjuscha hat da für Rußland einen ganzen Band Gesetze zusammengeschrieben. Heutzutage schreibt ja jedermann!« Und er lachte unnatürlich auf.

Die Unterhaltung verstummte einen Augenblick. Der alte General hüstelte und zog damit die Aufmerksamkeit auf sich.

»Haben Sie schon von den Zwischenfällen bei der letzten Parade in Petersburg gehört? Wie sich da der neue französische Gesandte benommen hat!«

»Was meinen Sie damit? Ja, ich hörte so etwas, daß er in Anwesenheit Seiner Majestät etwas Ungeschicktes gesagt haben soll.«

»Seine Majestät machte ihn auf eine Division Grenadiere und auf unseren Parademarsch aufmerksam«, fuhr der General fort, »und da soll der Gesandte das gar nicht weiter beachtet und geäußert haben: ›Wir in Frankreich haben für solche Spielereien gar keinen Sinn.‹ Der Kaiser hat ihn keines Wortes weiter gewürdigt. Auch auf der nächsten Parade soll er sich nicht ein einziges Mal an ihn gewandt haben.«

Alle schwiegen: über diese Tatsache, die sich wieder auf die Person des Kaisers bezog, durfte sich niemand ein Urteil erlauben.

»Impertinente Menschen!« sagte der Fürst. »Kennen Sie Métivier? Den habe ich heute zum Hause hinausgejagt. Er war hier, man hatte

ihn hereingelassen, obgleich ich darum gebeten hatte, alle abzuweisen«, sagte der Fürst mit einem ärgerlichen Blick auf seine Tochter.

Und er erzählte seine ganze Unterhaltung mit dem französischen Arzt und legte die Gründe dar, warum er zu der Überzeugung gekommen war, daß Métivier ein Spion sei. Obgleich diese Gründe nicht sehr stichhaltig und ziemlich unklar waren, wagte doch niemand, ihm zu widersprechen.

Nach dem Braten wurde Champagner gereicht. Die Gäste standen von ihren Plätzen auf und beglückwünschten den alten Fürsten. Prinzessin Marja ging ebenfalls zu ihm hin.

Er sah sie mit einem kalten, bösen Blick an und hielt ihr seine runzlige, glattrasierte Backe hin. Sein ganzer Gesichtsausdruck sagte ihr, daß er das Gespräch von heute morgen noch nicht vergessen habe, daß er seinen Entschluß mit der früheren Festigkeit aufrechterhalte, und daß er ihr das jetzt nur wegen der Anwesenheit der Gäste nicht sage.

Nachdem man zum Kaffee in den Salon hinübergegangen war, setzten sich die alten Herren zusammen.

Fürst Nikolaj Andrejewitsch wurde immer lebhafter und legte seine Ansicht über den bevorstehenden Krieg dar.

Er sagte, unsere Kriege mit Bonaparte würden so lange unglücklich verlaufen, wie wir mit den Deutschen Bündnisse suchten und uns in europäische Händel einließen, in die wir durch den Tilsiter Frieden hineingezogen worden seien. Wir hätten weder für Österreich noch gegen Österreich Krieg zu führen. Unsere Politik dürfe sich nur auf den Osten beschränken, und gegen Bonaparte brauchten wir bloß eine bewaffnete Grenzmacht und etwas Festigkeit in der Politik, und dann werde er nie wieder wagen, die russischen Grenzen zu überschreiten wie Anno 1807.

»Aber wie sollten wir denn gegen die Franzosen kämpfen, Fürst?« rief Graf Rastoptschin. »Können wir gegen unsere Lehrmeister, gegen unsere Götter Krieg führen? Sehen Sie nur unsere Jugend, sehen Sie nur unsere Damen an! Unsere Götter sind nun einmal die Franzosen, und unser Himmelreich – Paris.«

Er fing an, lauter zu sprechen, sichtlich aus dem Grund, damit ihn alle hören sollten: »Wir kleiden uns französisch, wir denken französisch, wir fühlen französisch. Da haben Sie heute diesen Métivier mit

einem Fußtritt aus dem Hause gejagt, weil er ein Franzose, ein Halunke ist, unsere Damen aber rutschen auf den Knien vor ihm herum. Gestern war ich auf einer Abendgesellschaft, da waren von fünf Damen drei katholisch und durften nach einer Entscheidung des Papstes sonntags auf Kanevas sticken. Dabei saßen sie aber fast nackt da wie – wenn ich mir diesen Vergleich erlauben darf – die Gestalten auf den Reklameschildern der öffentlichen Badeanstalten. Ach, Fürst, wenn man so unsere Jugend ansieht, da möchte man am liebsten den alten Stock Peters des Großen aus der Kunstkammer hervorholen und ihnen einmal auf russisch den Buckel vollhauen, damit der ganze Unfug herausspränge!«

Alle schwiegen. Der alte Fürst sah Rastoptschin lächelnd an und nickte bestätigend.

»Aber nun leben Sie wohl, Durchlaucht, lassen Sie sich von der Krankheit nicht unterkriegen!« sagte Rastoptschin, stand mit der ihm eigenen Behendigkeit auf und reichte dem Fürsten die Hand.

»Leb wohl, mein Lieber, ich höre immer gern deiner Unterhaltung zu«, sagte der alte Fürst, hielt seine Hand fest und reichte ihm die Wange zum Kuß hin. Mit Rastoptschin zusammen erhoben sich auch die übrigen.

4

Prinzessin Marja hatte inzwischen im Salon gesessen und den Reden und Urteilen der alten Herren zugehört, ohne etwas von dem, was sie hörte und sah, zu begreifen: sie hatte nur immer den einen Gedanken, ob nicht alle Gäste die feindliche Stimmung ihres Vaters gegen sie bemerkt hätten. So hatte sie nicht einmal die besondere Aufmerksamkeit und Liebenswürdigkeit wahrgenommen, die ihr Drubezkoj, der heute schon zum drittenmal bei ihnen war, während der ganzen Zeit des Mittagessens entgegengebracht hatte.

Mit einem zerstreut fragenden Blick sah Prinzessin Marja zu Pierre auf, der als letzter der Gäste mit dem Hut in der Hand und einem Lächeln auf den Lippen noch einmal zu ihr herantrat, nachdem der Fürst schon hinausgegangen war und sie beide im Salon allein zurückgeblieben waren.

»Darf ich noch einen Augenblick Platz nehmen?« fragte er und ließ seinen gewichtigen Körper schwerfällig in einen Sessel neben Prinzessin Marja fallen.

»Aber gewiß«, sagte sie. Sie haben nichts bemerkt? fragte ihr Blick.

Pierre befand sich in jener angenehmen Gemütsverfassung, in die er sich nach Tisch immer versetzt fühlte. Er sah vor sich hin und lächelte unmerklich.

»Kennen Sie diesen jungen Menschen schon lange, Prinzessin?« fragte er.

»Welchen jungen Menschen?«

»Drubezkoj.«

»Nein, noch nicht lang ...«

»Gefällt er Ihnen?«

»Ja, er ist ein netter Mensch ... Aber warum fragen Sie mich danach?« sagte Prinzessin Marja, war aber in Gedanken immer noch bei ihrem Gespräch mit dem Vater von heute morgen.

»Deshalb, weil ich eine Beobachtung gemacht habe: die jungen Leute kommen gewöhnlich von Petersburg nach Moskau auf Urlaub, nur um sich hier eine reiche Frau zu suchen.«

»Das haben Sie beobachtet?« fragte Prinzessin Marja.

»Ja«, fuhr Pierre lächelnd fort. »Und dieser junge Mann, von dem wir eben sprachen, macht es jetzt hier so, daß er immer da auftaucht, wo ein reiches junges Mädchen ist. Ich lese in ihm wie in einem aufgeschlagenen Buch. Er schwankt jetzt noch, wo er den ersten Sturmangriff wagen soll: bei Ihnen oder bei Julie Karagina. Il est très assidu auprès d'elle.«

»Verkehrt er bei ihnen?«

»Ja, sehr viel. Und wissen Sie auch, wie man einer Dame nach der neuesten Mode den Hof macht?« sagte Pierre mit heiterem Lächeln, offenbar befand er sich in jener gutmütig lustigen Spötterlaune, die er sich in seinem Tagebuch so oft zum Vorwurf machte.

»Nein«, erwiderte Prinzessin Marja.

»Um heutzutage einer Moskauer jungen Dame zu gefallen, il faut être mélancolique. Il est très mélancolique auprès de mademoiselle Karaguine«, sagte Pierre.

»Vraiment?« entgegnete Prinzessin Marja und sah Pierre in sein gutmütiges Gesicht, ohne auch nur einen Augenblick ihren Kummer zu vergessen. Mir würde leichter ums Herz, dachte sie, wenn ich mich entschließen könnte, irgend jemandem das, was ich fühle, anzuvertrauen. Und gerade diesem Pierre möchte ich alles erzählen. Er ist so gut und edel. Dann wäre mir leichter zumute. Er könnte mir auch einen Rat geben.

»Würden Sie ihn heiraten?« fragte Pierre.

»Ach, mein Gott, Graf, es gibt Augenblicke, wo ich jeden nehmen würde«, antwortete Prinzessin Marja mit tränenerstickter Stimme, indem sie sich selbst über diese Worte wunderte. »Wie schwer ist es doch, einen, der uns nahesteht, zu lieben und fühlen zu müssen, daß man ...« – ihre Stimme fing an zu zittern – »nichts für ihn tun kann, als ihm Kummer zu bereiten, und wenn man weiß, daß dies niemals anders werden kann. Dann gibt es nur ein Mittel – fortzugehen. Doch wohin könnte ich nur gehen? ...«

»Aber was ist Ihnen, was haben Sie, Prinzessin?«

Doch Prinzessin Marja konnte nicht weitersprechen, sie fing an zu weinen.

»Ich weiß nicht, was heute mit mir ist. Hören Sie nicht auf meine Worte, vergessen Sie, was ich zu Ihnen gesagt habe.«

Pierres ganze Heiterkeit war dahin. Besorgt versuchte er, Prinzessin Marja auszufragen, bat sie, ihm alles zu erzählen, ihm ihren Kummer anzuvertrauen; aber sie wiederholte nur immer wieder, daß sie ihn bitte, alles, was sie gesagt habe, zu vergessen, daß sie selber gar nicht mehr wisse, was sie eigentlich gesagt habe, und daß sie gar keinen Kummer habe außer dem einen, den er ja kenne, den Kummer nämlich, daß die Heirat des Fürsten Andrej Vater und Sohn zu entzweien drohe.

»Haben Sie etwas von den Rostows gehört?« fragte sie, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. »Ich hörte, sie würden bald hierherkommen. Auch André erwarte ich alle Tage. Ich möchte gern, daß sie sich hier wiedersähen.«

»Wie steht er denn jetzt zu dieser Angelegenheit?« fragte Pierre und meinte mit »er« den alten Fürsten.

Prinzessin Marja wiegte das Haupt.

»Was soll man tun? An dem Jahr fehlen nur noch ein paar Monate. Und noch immer keine Möglichkeit. Ich möchte meinem Bruder nur die ersten, schrecklichen Augenblicke ersparen. Wenn sie doch nur bald hierherkämen! Dann hoffe ich, einmal mit ihr zusammenzukommen. Sie kennen sie ja doch schon so lange«, fuhr Prinzessin Marja fort, »sagen Sie mir einmal, Hand aufs Herz, die reine Wahrheit: was ist das für ein Mädchen, wie finden Sie sie? Aber die volle Wahrheit, bitte, denn, wissen Sie, Andrej setzt doch sehr viel aufs Spiel, wenn er gegen den Willen seines Vaters handelt, und deshalb möchte ich wissen ...«

Ein unklares Gefühl sagte Pierre, daß durch diese weitschweifige Frage, durch diese wiederholten Bitten, ihr doch die »volle Wahrheit« zu sagen, Prinzessin Marjas Mißgunst gegen ihre künftige Schwägerin durchblickte, und daß sie den Wunsch hatte, Pierre solle die Wahl des Fürsten Andrej nicht billigen. Aber Pierre ließ sich bei seiner Antwort mehr von seinen Gefühlen als von seinem Verstand leiten.

»Ich weiß nicht, was ich Ihnen auf Ihre Frage antworten soll«, sagte er und wurde, ohne selber zu wissen warum, rot. »Ich weiß

tatsächlich nicht, was das für ein Mädchen ist, ich kann mir ihr Wesen nicht in klare Einzelheiten zerlegen. Sie ist bezaubernd; warum aber – das weiß ich nicht. Das ist alles, was ich Ihnen über sie sagen kann.«

Prinzessin Marja seufzte und der Ausdruck ihres Gesichtes sagte: Ja, das habe ich erwartet und gefürchtet.

»Ist sie klug?« fragte sie dann weiter.

Pierre überlegte.

»Ich glaube – nein«, sagte er, »übrigens – doch, ja. Nur legt sie keinen Wert darauf, klug zu sein ... Sie ist eben bezaubernd, und weiter nichts.«

Prinzessin Marja schüttelte wieder bedenklich den Kopf.

»Ach, ich möchte sie so gern lieb gewinnen! Sagen Sie ihr doch das, wenn Sie sie früher sehen sollten als ich.«

»Ich hörte, daß sie in den nächsten Tagen kommen werden«, erwiderte Pierre.

Darauf teilte Prinzessin Marja Pierre ihren Feldzugsplan mit, der darin bestand, daß sie, wenn die Rostows angekommen seien, ihrer künftigen Schwägerin näherkommen und versuchen wollte, auch den alten Fürsten an sie zu gewöhnen.

5

In Petersburg war Boris die Verlobung mit einem reichen jungen Mädchen nicht geglückt, und so kam er zu diesem Zweck nach Moskau. Hier schwankte er unentschieden zwischen den beiden reichsten Partien von ganz Moskau, zwischen Julie Karagina und der Prinzessin Marja. Obgleich ihm Prinzessin Marja trotz ihrer Häßlichkeit anziehender schien als Julie, war es ihm doch unbehaglich, ihr den Hof zu machen. Als er zum Namenstag des alten Fürsten zuletzt mit ihr zusammen war, hatte sie ihm auf alle seine Versuche, mit ihr über Gefühle zu reden, nur ungereimte Antworten gegeben und offenbar gar nicht auf das hingehört, was er zu ihr gesagt hatte.

Julie dagegen nahm seine Aufmerksamkeiten zwar in einer besonderen, ihr persönlich eigentümlichen Art, aber immerhin doch sehr bereitwillig entgegen.

Julie war siebenundzwanzig Jahre alt. Nach dem Tod ihrer Brüder war sie sehr reich geworden. Sie war jetzt direkt häßlich, bildete sich aber ein, nicht nur noch ebenso hübsch, sondern sogar noch anziehender als früher zu sein. In dieser Verblendung erhielt sie erstens einmal der Zufall, daß sie eine so reiche Partie geworden war, und zweitens der Umstand, daß, je älter und ungefährlicher sie für die Herren wurde, diese um so ungezwungener mit ihr verkehrten und sich keineswegs für gebunden hielten, wenn sie ihre Diners und Abendgesellschaften mitmachten und sich der lustigen Gesellschaft beigesellten, die sich um sie versammelt hatte. Herren, die sich vor zehn Jahren gescheut hätten, jeden Tag in ein Haus zu gehen, wo sich ein siebzehnjähriges Mädchen befand, um dieses nicht zu kompromittieren und sich selber keine Verpflichtungen aufzuerlegen, kamen jetzt ungeniert alle Tage ins Haus und verkehrten mit ihr nicht wie mit einem heiratsfähigen jungen Mädchen, sondern wie mit einem guten Bekannten, der kein Geschlecht hat.

Die Karagins führten in diesem Winter in Moskau das glänzendste, gastfreiste Haus. Außer bei den Abendgesellschaften und Diners, zu denen die Gäste geladen wurden, versammelte sich bei ihnen jeden Tag eine große Gesellschaft, die größtenteils aus Herren bestand. Um zwölf Uhr nachts wurde zu Abend gegessen und dann blieb man noch

bis gegen drei Uhr zusammen sitzen. Es fand kein Ball, kein Schlittenausflug, kein Theaterabend statt, den sich Julie hätte entgehen lassen. Immer trug sie die modernsten Toiletten. Trotz alledem schien Julie von allem enttäuscht zu sein und erzählte jedem, daß sie weder an Freundschaft noch an Liebe noch an sonstige Freuden des Lebens glaube und Ruhe und Trost nur »dort« erwarte. Sie hatte sich den Ton eines Mädchens zu eigen gemacht, das eine schwere Enttäuschung erlitten hat, eines Mädchens, das den geliebten Mann verloren hat oder von ihm grausam betrogen worden ist. Obgleich sie gar nichts Derartiges erlebt hatte, wurde sie doch von allen als ein solches Mädchen angesehen, und glaubte nun schließlich sogar selber, daß sie im Leben viel durchgemacht habe. Doch hinderte sie diese Melancholie ebenso wenig, das Leben zu genießen, wie sie die jungen Leute, die sich um sie scharten, darin störte, ihre Zeit auf die angenehmste Weise bei ihr zu verbringen. Jeder Gast, der zu ihnen kam, entrichtete zuerst der melancholischen Stimmung der Tochter des Hauses seinen pflichtschuldigen Tribut und gab sich dann den gesellschaftlichen Unterhaltungen, den Tänzen, den intellektuellen Spielen und Reinturnieren, wie sie damals bei den Karagins gerade Mode waren, mit ungeteiltem Genuß hin. Nur einige wenige junge Leute, unter denen sich auch Boris befand, gingen tiefer auf Julies melancholische Stimmung ein, und mit diesen führte sie dann ausführlichere, einsame Gespräche über die Eitelkeit alles Irdischen und weihte sie in ihre Albums ein, die ganz mit elegischen Zeichnungen, Sprüchen und Versen angefüllt waren.

Gegen Boris zeigte sich Julie besonders freundlich, bedauerte ihn, daß er schon so früh im Leben solche Enttäuschungen zu ertragen gehabt habe, und bot ihm jene Tröstungen der Freundschaft an, die sie ihm gewähren konnte, weil sie ja selber schon soviel im Leben erlitten hatte, und zeigte ihm ihre Albums. Boris zeichnete ihr zwei Bäume hinein und schrieb darunter: »Arbres rustiques, vos sombres rameaux secouent sur moi les ténèbres et la mélancolie.«

Auf ein anderes Blatt zeichnete er ein Grabmal mit der Inschrift:

La mort est secourable et la mort est tranquille.
Ah! contre les douleurs il n'y à pas d'autre asile.

Julie sagte, das sei begeistert schön.

»Il y a quelque chose de si ravissant dans le sourire de la mélancolie«, sagte sie zu Boris und brachte damit eine Stelle zur Anwendung, die sie Wort für Wort aus einem französischen Buch abgeschrieben hatte: »C'est un rayon de lumière dans l'ombre, une nuance entre la douleur et le désespoir, qui montre la consolation possible.«

Darauf schrieb Boris ihr folgende Verse ins Album:

Aliment de poison d'une âme trop sensible,
Toi, sans qui le bonheur me serait impossible,
Tendre mélancolie, ah, viens me consoler,
Viens calmer les tourments de ma sombre retraite
Et mêle une douceur secrète
A ces pleurs que je sens couler.

Julie spielte Boris auf der Harfe die schwermütigsten Weisen vor. Boris las ihr »Die arme Lisa¹¹⁶« vor, wobei er mehr als einmal mitten im Vorlesen abbrechen mußte, da ihm vor Rührung und Aufregung die Stimme versagte. Trafen sie sich in großer Gesellschaft, so sahen Julie und Boris einander an, als wären sie die einzigen Menschen in der weiten Welt, deren Seelen übereinstimmten und die sich gegenseitig verstanden.

Anna Michailowna, die oft zu den Karagins fuhr, um mit der Mutter Karten zu spielen, zog bei dieser Gelegenheit zuverlässige Nachrichten darüber ein, was Julie wohl mitbekommen werde – sie sollte zwei Güter im Gouvernement Pensa und Wälder im Gouvernement Nishnij-Nowgorod als Mitgift erhalten. Und so beobachtete Anna Michailowna gerührt und in den Willen der Vorsehung ergeben den feinsinnigen Weltschmerz, der zum festen Band zwischen ihrem Sohn und der reichen Julie wurde.

»Toujours charmante et mélancolique, cette chère Julie«, sagte sie zu der Tochter.

»Boris sagt immer, daß nur in Ihrem Haus seine Seele Ruhe finde. Er hat schon so viele Enttäuschungen erleiden müssen und ist so empfindsam«, sagte sie zu der Mutter.

»Ach, lieber Sohn, wie teuer mir doch in letzter Zeit diese Julie geworden ist«, sagte sie zu ihrem Sohn, »ich kann es dir gar nicht beschreiben. Wer müßte sie auch nicht lieb gewinnen? Sie ist ein so überirdisches Wesen. Ach Boris, Boris!« Sie schweig einen Augenblick. »Und wie leid tut mir ihre Mama«, fuhr sie dann fort, »heute zeigte sie mir wieder Abrechnungen und Briefe aus Pensa, sie haben dort riesige Besitzungen, und das muß die Ärmste alles selber und ganz allein erledigen und wird dabei so betrogen.«

Boris lächelte kaum merklich über die Worte seiner Mutter. Er machte sich im stillen über ihre einfältige Schlaueheit lustig, hörte aber trotzdem zu und befragte sie eingehend über die Güter in Pensa und Nishnij-Nowgorod.

Julie wartete schon lange auf einen Antrag ihres melancholischen Verehrers und war bereit, ihn anzunehmen, aber ein geheimes Gefühl der Abneigung gegen sie selber, gegen ihre leidenschaftliche Sucht, einen Mann zu ergattern, und gegen ihr ganzes unnatürliches Wesen, sowie ein Gefühl des Entsetzens, daß er nun jeder Möglichkeit einer wahren Liebe entsagen müsse, hielten Boris noch davon ab, das entscheidende Wort auszusprechen. Bald würde seine Urlaubszeit abgelaufen sein. Von früh bis abends und jeden Tag, den Gott werden ließ, war er bei den Karagins, und jeden Tag ging er mit sich zu Rate und sagte sich, daß er morgen seinen Antrag machen müsse. Wenn er aber dann wieder mit Julie zusammen war und ihr rotes Gesicht mit dem fast immer mit Puder bedeckten Kinn, ihre feuchten Augen und ihren Gesichtsausdruck sah, der die stete Bereitwilligkeit verriet, aus ihrer Melancholie augenblicklich in eine erkünstelte Begeisterung für Eheglück überzugehen, konnte Boris das entscheidende Wort nicht herausbringen, obgleich er sich im Geist schon lange als Eigentümer der Güter in Pensa und Nishnij-Nowgorod fühlte und sich über den Verbrauch der aus ihnen gewonnenen Einkünfte bereits völlig im klaren war. Julie bemerkte seine Unentschiedenheit sehr wohl, und es kam ihr mitunter der Gedanke, daß sie ihm zuwider sei, doch tröstete sie sich mit weiblichem Selbstbetrug sogleich immer wieder damit, daß sie sich sagte, nur die Liebe mache ihn so schüchtern. Ihre sanfte Melancholie fing an, sich in Gereiztheit zu verwandeln, und kurz vor Boris' Abreise unternahm sie einen entscheidenden Schachzug. Zur selben Zeit nämlich, als sich Boris' Urlaub seinem Ende näherte, war in Moskau, und daher selbstverständlich auch im Hause Karagin,

Anatol Kuragin aufgetaucht, und so warf Julie plötzlich all ihre Melancholie beiseite und zeigte sich sehr lustig und aufmerksam gegen Kuragin.

»Mon cher«, sagte Anna Michailowna zu ihrem Sohn, »je sais de bonne source que le prince Basile envoie son fils à Moscou pour lui faire épouser Julie. Ich aber liebe Julie so sehr, daß sie mir leid täte, wenn eine solche Verlobung zustande käme. Wie denkst du darüber, mein Sohn?« sagte Anna Michailowna.

Der Gedanke, der Genarrte zu sein, diese ganzen vier Wochen anstrengenden melancholischen Minnedienstes bei Julie nutzlos verloren zu haben und alle die Einkünfte aus den Gütern in Pensa und Nishnij-Nowgorod, die er im Geiste schon zusammengerechnet und, wie es sich gehört, verwendet hatte, nun schließlich in den Händen eines anderen zu sehen, noch dazu in den Händen des dummen Anatol – dieser Gedanke wurmte Boris doch zu sehr. So fuhr er denn zu den Karagins mit der festen Absicht, Julie einen Antrag zu machen. Julie kam ihm mit heiterer und sorgloser Miene entgegen, erzählte ihm so nebenbei, wie herrlich sie sich auf dem gestrigen Ball amüsiert habe, und fragte ihn, wann er denn nun abreisen wolle. Obgleich er in der Absicht hergekommen war, von seiner Liebe zu sprechen, und sich infolgedessen vorgenommen hatte, zärtlich zu sein, fing er doch in gereiztem Ton über die weibliche Unbeständigkeit zu reden an, wie leicht Frauen von Leiden zu Freuden übergehen könnten, und daß ihre ganze Seelenstimmung immer nur davon abhängen würde, wer ihnen gerade den Hof mache. Julie fühlte sich dadurch beleidigt und erwiderte, er habe ganz recht, Frauen brauchten Abwechslung, und immer ein und dasselbe würde jedem Menschen einmal langweilig.

»Deshalb würde ich Ihnen raten ...« fing Boris an und wollte ihr eine Stichelei sagen, aber im selben Augenblick schoß ihm der kränkende Gedanke durch den Kopf, daß er dann womöglich aus Moskau abreisen müsse, ohne sein Ziel erreicht zu haben, und daß dann alle seine Bemühungen umsonst gewesen wären, was ihm noch nie im Leben vorgekommen war.

So hielt er mitten in seiner Rede inne, schlug die Augen nieder, um ihr abstoßend gereiztes, unentschlossenes Gesicht nicht sehen zu müssen, und sagte: »Ich bin durchaus nicht hier hergekommen, um mich mit Ihnen zu entzweien, ganz im Gegenteil ...«

Er sah sie an, um sich zu vergewissern, ob er weitersprechen könne. Ihre ganze Gereiztheit war plötzlich geschwunden, und ihre unsteten, bittenden Augen waren mit gieriger Erwartung auf ihn gerichtet. Ich kann es ja immer so einrichten, daß ich sie selten sehe, dachte Boris. Nun habe ich mich aber einmal in die Sache eingelassen und muß sie nun auch zu Ende führen. Er errötete tief, hob die Augen zu ihr auf und sagte: »Sie kennen ja meine Gefühle für Sie!«

Weiter brauchte er eigentlich nichts zu sagen: Julies Gesicht erstrahlte in Triumph und Selbstzufriedenheit; aber sie zwang ihn, ihr alles zu sagen, was man bei solchen Gelegenheiten zu sagen pflegt, ihr zu sagen, daß er sie liebe und niemals eine Frau mehr geliebt habe als sie. Sie wußte, daß sie dies für ihre Güter in Pensa und ihre Wälder in Nishnij-Nowgorod verlangen könne, und so wurde ihr denn zuteil, was sie forderte.

Bräutigam und Braut dachten nun nicht mehr an Bäume, die sie mit düsterem Schatten und Melancholie überschütteten, sondern schmiedeten Pläne über die künftige Einrichtung eines glänzenden Hauses in Petersburg, machten Besuche und bereiteten alles für eine pompöse Hochzeit vor.

6

Ende Januar kam Graf Ilja Andrejewitsch mit Natascha und Sonja nach Moskau. Die Gräfin war immer noch krank und durfte deshalb nicht mitfahren, aber man konnte unmöglich noch länger auf ihre Genesung warten: Fürst Andrej wurde täglich in Moskau erwartet, außerdem mußte die Aussteuer besorgt und das Landhaus bei Moskau verkauft werden, und dann wollte man doch auch den Aufenthalt des alten Fürsten in Moskau dazu benutzen, ihm seine künftige Schwiebertochter vorzustellen. Das Rostowsche Haus in Moskau war nicht geheizt, außerdem kamen sie ja nur auf ganz kurze Zeit, weil die Gräfin nicht mit dabei war, und deshalb hatte sich Ilja Andrejewitsch entschlossen, in Moskau bei Marja Dmitrijewna Achrosimowa abzusteigen, die ihm schon immer ihre Gastfreundschaft angeboten hatte.

Spät abends kamen die Rostows in vier Schlitten vor dem Hause Marja Dmitrijewnas in der Staraja Konjuschennaja an. Marja Dmitrijewna lebte dort ganz allein. Ihre Tochter war schon verheiratet, ihre Söhne standen alle im Staatsdienst.

Sie hielt sich noch ebenso aufrecht, sagte jedem noch ebenso offen, laut und entschieden ihre Meinung und schien durch ihr ganzes Wesen allen Leuten jede Schwäche, jede Leidenschaft, jede Neigung zum Vorwurf zu machen, deren Notwendigkeit sie nicht anerkannte. Vom frühen Morgen beschäftigte sie sich, mit einem bequemen Gewand bekleidet, im Haushalt, dann fuhr sie aus: an den Feiertagen zur Messe und von der Messe in die Gefängnisse und Zuchthäuser, wo sie ein gutes Werk tat, von dem sie nicht sprach. An den Wochentagen empfing sie, nachdem sie sich angezogen hatte, zu Hause Bittsteller aus den verschiedensten Lebenskreisen, die sich alle Tage bei ihr einfanden, dann speiste sie zu Mittag. An dem kräftigen, schmackhaften Mahl nahmen gewöhnlich drei, vier Gäste teil. Nach dem Mittagessen spielte sie eine Partie Boston, und abends ließ sie sich dann Zeitungen oder neue Bücher vorlesen, sie selber aber strickte. Selten wich sie einmal von ihrer Tagesordnung ab, um einen Besuch zu machen, und wenn sie es wirklich tat, fuhr sie nur zu den vornehmsten Persönlichkeiten in der Stadt.

Sie hatte sich noch nicht schlafen gelegt, als die Rostows ankamen und im Vorzimmer die Tür knarrte, durch welche die Gäste mit ihrer Dienerschaft aus der Kälte hereintraten. Marja Dmitrijewna stand, den Kopf zurückgeworfen und die Brille weit auf der Nase heruntergeschoben, in der Tür zum Saal und sah die Ankommenden mit ernster, grimmiger Miene an. Man hätte denken können, daß sie sich über die Gäste ärgerte und sie sogleich wieder hinausjagen werde, wenn sie nicht gleichzeitig ihren Leuten fürsorgliche Befehle erteilt hätte, wie sie die Herrschaften und ihr Gepäck unterbringen sollten.

»Die Koffer des Grafen? Die kommen dorthin«, sagte sie und wies auf die Koffer, ohne noch jemanden begrüßt zu haben. »Die jungen Mädchen – dorthin, nach links! Na, was scharwenzelt ihr da herum!« rief sie den Dienstmädchen zu. »Macht lieber den Samowar fertig! Voller und hübscher ist sie geworden«, sagte sie dann und zog Natascha, deren Gesicht ganz rot vor Kälte unter der Pelzkappe hervorschaute, an sich. »Hu, wie kalt du bist!« Dann rief sie dem Grafen, der auf sie zutreten und ihr die Hand küssen wollte, zu: »Na, zieh dich nur lieber erst aus, du bist ja ganz erfroren. Schnell etwas Rum zum Tee! Bonjour, Sonjuschka«, sagte sie zu Sonja und brachte durch diesen französischen Gruß eine leichte Geringschätzung in ihren freundlichen Beziehungen zu Sonja zum Ausdruck.

Als sie dann alle, ausgezogen und von der Fahrt wieder zurechtgemacht, zum Tee erschienen, küßte Marja Dmitrijewna alle der Reihe nach ab.

»Von ganzem Herzen freue ich mich, daß ihr gekommen seid und bei mir bleiben wollt«, sagte sie. »Es ist auch nun die höchste Zeit«, fügte sie hinzu und blickte Natascha bedeutsam an. »Der Alte ist hier, und sein Sohn wird alle Tage erwartet. Es ist unbedingt, unbedingt nötig, daß ihr euch bekannt macht. Na, davon wollen wir aber später reden«, sagte sie und warf Sonja einen Blick zu, der deutlich besagte, daß sie in ihrer Gegenwart nicht darüber sprechen wolle. »Jetzt höre einmal«, wandte sie sich dann wieder an den Grafen, »wen soll ich dir morgen vorsetzen? Wen wollen wir einladen? Schinschin?« Sie bog zählend einen Finger um. »Die Heulsuse Anna Michailowna? Sind schon zwei. Sie ist hier mit ihrem Sohn. Sucht eine Frau für ihn. Und dann Besuchow, nicht wahr? Er ist mit seiner Frau hier. War ihr ausgerückt, sie ist aber schleunigst nachkutschiert. Er war schon am Mittwoch bei mir zu Tisch. Na, und die da«, sie zeigte auf die jungen

Mädchen, »werde ich morgen in die Iberische Kapelle bringen, und dann fahren wir zusammen zur Ober-Schelmin. Denn ich fürchte, ihr werdet wohl wieder mal alles neu haben wollen. An mir könnt ihr euch freilich nichts absehen. Ärmel werden jetzt getragen – so! Kürzlich war die junge Fürstin Irina Wassiljewna einmal bei mir, da konnte man es bald mit der Angst kriegen, wenn man die sah: ganz wie wenn sie zwei Fässer über die Arme gezogen hätte! Jeden Tag kommt jetzt hier eine neue Mode auf. Und was hast du hier für Geschäfte?« wandte sie sich mit strenger Miene an den Grafen.

»Ja, das ist alles so plötzlich gekommen«, erwiderte der Graf. »Da muß ich nun hier den Kram einkaufen, und dann habe ich einen Käufer für meinen Landsitz und auch einen für das Stadthaus. Wenn ich Ihre Liebenswürdigkeit hier in Anspruch nehmen darf, so wähle ich mir dann eine passende Zeit aus, fahre mal auf einen Tag nach Marinskoe und halse Ihnen inzwischen meine Mädels auf.«

»Schön, schön, bei mir sind sie gut aufgehoben. Bin ja das wandelnde Vormundschaftsgericht selber. Ich werde sie ausführen, wohin es nötig sein wird, werde sie verhätscheln und ihnen auch mal tüchtig den Kopf waschen«, sagte Marja Dmitrijewna und tätschelte mit ihrer großen Hand ihrem Liebling und Patenkind Natascha die Wangen.

Am nächsten Morgen führte Marja Dmitrijewna die jungen Mädchen in die Iberische Kapelle und dann zu Madame Auber-Chalmé, die solche Angst vor Marja Dmitrijewna hatte, daß sie ihr alle Modelle immer weit unter Preis abließ, nur um sie möglichst bald wieder loszuwerden. Marja Dmitrijewna bestellte dort fast die ganze Ausstattung. Nach Hause zurückgekehrt, jagte sie alle, außer Natascha, aus dem Zimmer und rief ihren Liebling dicht an ihren Sessel heran.

»Na, nun wollen wir mal miteinander reden. Zu deinem Bräutigam kann ich dir nur Glück wünschen. Da hast du wirklich einen prächtigen jungen Menschen erwischt. Das freut mich für dich; ich kannte ihn schon, als er noch so klein war.« Sie zeigte etwa dreiviertel Meter hoch über die Erde. Natascha wurde rot vor Glück.

»Ich habe ihn und seine ganze Familie sehr gern. Aber nun höre einmal. Du weißt, daß der alte Fürst Nikolaj sehr gegen die Heirat seines Sohnes ist. Ein eigensinniger alter Mann. Selbstverständlich ist Fürst Andrej kein Kind mehr und kann ohne seine Einwilligung heiraten, aber immerhin wäre es nicht gut, ohne den Willen des Vaters in die Familie einzutreten. Das muß in aller Liebe und in allem

Frieden geschehen. Du bist ein kluges Mädchen und weißt, wie du dich zu benehmen hast. Suche in aller Güte und Klugheit mit ihnen fertig zu werden. Dann wird alles gut ausschlagen.«

Natascha schwieg. Marja Dmitrijewna dachte, sie tue dies aus Schüchternheit, aber es war Natascha im Grund ihres Herzens unangenehm, daß man sich in ihre Liebesangelegenheiten mit dem Fürsten Andrej mischte, die ihr so eigenartig und von allem, was andere Menschen fühlten und taten, so verschieden dünkten, daß sie ihrer Ansicht nach gar niemand begreifen konnte. Sie liebte und kannte nur den Fürsten Andrej, er liebte sie und mußte jeden Tag kommen und sie heimführen. Weiter hatte sie gar nichts nötig.

»Siehst du, ich kenne ihn schon seit langer Zeit und habe auch deine Schwägerin Maschenka sehr gern. Schwägerin – Anklägerin, sagt man sonst immer, die aber tut keiner Fliege etwas zuleide. Sie hat mich gebeten, euch zusammenzuführen. Du wirst morgen mit deinem Vater zu ihr hinfahren, komme ihr da recht liebenswürdig entgegen: du bist jünger als sie. Wenn dann dein Bräutigam zurückkommt, bist du bereits mit seiner Schwester und seinem Vater bekannt und man hat dich schon liebgewonnen. Ist's nicht so? Wird das nicht das beste sein?«

»Ja«, entgegnete Natascha widerwillig.

7

Am andern Tag fuhr Graf Ilja Andrejewitsch auf den Rat Marja Dmitrijewnas mit Natascha zum Fürsten Nikolaj Andrejewitsch. Ziemlich verstimmt bereitete sich der Graf auf diesen Besuch vor: er empfand im Grund seines Herzens ein bißchen Angst. Er hatte sein letztes Renkontre mit dem Fürsten gelegentlich der Aushebung des Landsturmes noch nicht vergessen, wo er als Antwort auf seine Einladung zum Mittagessen nur einen tüchtigen Rüffel vom Fürsten bekommen hatte, daß nicht rechtzeitig genügend Leute von ihm gestellt worden waren. Natascha dagegen hatte ihr bestes Kleid angezogen und befand sich in heiterster Stimmung. Es kann ja gar nicht sein, daß sie mich nicht lieb gewinnen werden, dachte sie, bisher haben mich immer alle Leute gern gehabt. Und ich bin so bereit, alles zu tun, was sie von mir verlangen, so bereit, sie liebzuhaben, ihn, weil er sein Vater, und sie, weil sie seine Schwester ist, daß sie keinen Grund haben werden, mich nicht wiederzulieben.

So fuhren sie vor dem alten düstern Haus in der Wosdwishenka vor und traten in die Halle ein.

»Nun sei uns Gott gnädig«, flüsterte der Graf halb scherzend, halb ernst, aber Natascha bemerkte, daß ihr Vater nicht so ruhig wie sonst ins Vorzimmer trat und schüchtern und leise fragte, ob der Fürst und die Prinzessin zu Hause seien.

Nachdem ihre Ankunft gemeldet worden war, machte sich bei der Dienerschaft eine gewisse Kopflosigkeit bemerkbar. Der Diener, der sie drinnen gemeldet hatte, wurde im Saal von einem zweiten zurückgehalten, und beide steckten flüsternd die Köpfe zusammen. Dann kam ein Stubenmädchen in den Saal gelaufen und flüsterte ihnen hastig etwas zu, wobei sie den Namen der Prinzessin nannte. Endlich trat ein alter Diener mit grimmiger Miene auf die Rostows zu und meldete ihnen, der Fürst könne sie nicht empfangen, Prinzessin Marja aber lasse bitten.

Die erste, die den Gästen entgegenkam, war Mademoiselle Bourienne. Sie begrüßte Vater und Tochter ausnehmend höflich und führte sie zur Prinzessin. Die Prinzessin kam den Gästen mit ihrem schwerfälligen Gang ganz erregt und erschrocken entgegengelaufen, ihr

Gesicht war vor Aufregung ganz mit roten Flecken bedeckt, und sie bemühte sich vergebens, ungezwungen und erfreut zu scheinen.

Auf den ersten Blick gefiel der Prinzessin Natascha nicht. Sie kam ihr zu geputzt, zu leichtsinnig heiter, zu eitel vor. Prinzessin Marja war sich nicht bewußt, daß sie aus unwillkürlichem Neid auf Schönheit, Jugend und Glück ihrer künftigen Schwägerin sowie aus Eifersucht auf die Liebe ihres Bruders, schon ehe sie diese erblickt hatte, etwas voreingenommen gegen sie gewesen war. Außer diesem unüberwindlichen Gefühl einer Abneigung war die Prinzessin in diesem Augenblick noch deshalb so aufgeregt, weil der alte Fürst, als ihm die Ankunft der Rostows gemeldet worden war, geschrien hatte, sie sollten sich zum Teufel scheren, Prinzessin Marja könne sie ja empfangen, wenn es ihr Spaß mache, zu ihm aber dürfe man sie niemals vorlassen. Darauf hatte sich Prinzessin Marja entschlossen, die Rostows anzunehmen, fürchtete aber jeden Augenblick, der Fürst werde sich in seiner Wut zu irgendeiner Unhöflichkeit hinreißen lassen, da ihn die Ankunft der Rostows sehr aufgeregt zu haben schien.

»Da habe ich Ihnen nun meine kleine Heidelerche gebracht, meine liebe Prinzessin«, sagte der Graf und verbeugte sich, sah sich dabei aber immer unruhig um, als fürchte er, der alte Fürst könne jeden Augenblick eintreten. »Wie freue ich mich, Sie miteinander bekannt machen zu können ... Es ist doch recht bedauerlich, daß der Fürst immer noch leidend ist.« Er sagte noch ein paar allgemeine Phrasen und stand dann auf. »Wenn Sie erlauben, Prinzessin, lasse ich Ihnen meine Natascha auf ein Viertelstündchen hier, ich möchte nur noch schnell, zwei Schritte von hier, bei Anna Semjonowna auf dem Sobatschjaplatz einen Besuch machen und hole meine Tochter dann wieder ab.«

Ilja Andrejewitsch hatte sich diesen diplomatischen Trick ausgedacht, um – wie er seiner Tochter später auseinandersetzte – den künftigen Schwägerinnen Gelegenheit zu geben, sich auszusprechen, aber vielleicht doch auch etwas aus dem Grund, um einer möglichen Begegnung mit dem Fürsten, vor dem er doch ein bißchen Angst hatte, aus dem Wege zu gehen. Das sagte er natürlich seiner Tochter nicht, aber Natascha erriet die Angst und Unruhe ihres Vaters und fühlte sich dadurch gekränkt. Sie errötete für ihren Vater, ärgerte sich aber dann noch mehr darüber, daß sie rot geworden war, und sah

Prinzessin Marja mit einem dreisten, herausfordernden Blick an, der bekunden sollte, daß sie selber sich vor niemandem fürchte. Die Prinzessin sagte zum Grafen, sie freue sich darüber sehr und bitte ihn, nur recht lang bei Anna Semjonowna zu bleiben, und Ilja Andrejewitsch ging fort.

Ogleich Prinzessin Marja, die gern mit Natascha unter vier Augen reden wollte, Mademoiselle Bourienne zu wiederholten Malen unruhige Blicke zuwarf, verließ diese doch nicht das Zimmer und unterhielt sich flott über Moskauer Vergnügungen und Moskauer Theater. Natascha fühlte sich gekränkt durch die Ratlosigkeit der Dienerschaft im Vorzimmer, durch die Unruhe ihres Vaters und durch den unnatürlichen Ton der Prinzessin, die, wie ihr schien, ihr eine Gnade erwies, wenn sie sie annahm. Aus diesem Grund machte ihr alles einen unangenehmen Eindruck. Prinzessin Marja gefiel ihr nicht. Sie schien ihr zu häßlich, gemacht und trocken. Natascha zog sich plötzlich ganz in sich selber zurück und nahm unwillkürlich einen lässigen Ton an, der Prinzessin Marja nur noch mehr abstoßen mußte. Nachdem das Gespräch etwa fünf Minuten schwerfällig und erkünstelt dahingeschlichen war, hörte man rasche Schritte in Pantoffeln heranschlürfen. Auf Prinzessin Marjas Gesicht malte sich Entsetzen, die Tür ging auf, und der Fürst trat ein in Schlafrock und weißer Nachtmütze.

»Ah, gnädiges Fräulein«, sagte er, »Fräulein Komtesse ... Komtesse Rostowa, wenn ich nicht irre ... entschuldigen Sie bitte, entschuldigen Sie ... Ich wußte nicht, gnädiges Fräulein, bei Gott, ich wußte nicht, daß Sie uns mit Ihrem Besuch beehrt haben, wollte in diesem Kostüm nur zu meiner Tochter. Entschuldigen Sie bitte, entschuldigen Sie, bei Gott, ich wußte nicht ...«, wiederholte er in so unnatürlichem und unangenehmem Ton, wobei er das Wort »Gott« stark betonte, daß Prinzessin Marja dastand, die Augen senkte und weder ihren Vater noch Natascha anzusehen wagte.

Natascha war aufgestanden und hatte einen Knicks gemacht, wußte aber nun auch nicht, was sie weiter tun sollte. Nur Mademoiselle Bourienne lächelte lebenswürdig.

»Bitte um Entschuldigung, bitte um Entschuldigung! Bei Gott, ich wußte nicht ...« brummte der Alte noch einmal, musterte Natascha von Kopf bis zu Füßen und ging wieder hinaus.

Mademoiselle Bourienne gewann als erste nach dieser Erscheinung ihre Fassung wieder und lenkte das Gespräch auf die Unpäßlichkeit des Fürsten. Natascha und Prinzessin Marja blickten einander schweigend an, und je länger sie sich so stumm ansahen, ohne das, was ihnen am Herzen lag, aussprechen zu können, um so weniger wohlwollend dachten sie voneinander.

Als der Graf zurückkam, freute sich Natascha in ziemlich unhöflicher Weise über sein Kommen und hatte es sehr eilig, wegzufahren. In diesem Augenblick hatte sie fast die alte, trockene Prinzessin, die sie in eine so peinliche Lage versetzt und es fertig gebracht hatte, eine halbe Stunde mit ihr zusammen zu sein, ohne den Fürsten Andrej auch nur mit einem Wort zu erwähnen. Ich konnte doch vor dieser Französin nicht als erste von ihm zu reden anfangen, dachte Natascha.

Inzwischen quälte sich Prinzessin Marja nicht weniger. Sie wußte, was sie Natascha hätte sagen müssen, aber sie hatte es deshalb nicht tun können, weil Mademoiselle Bourienne sie gestört hatte, und dann kam es ihr, sie wußte selber nicht warum, so schwer an, mit Natascha über diese Ehe zu sprechen. Als der Graf schon aus dem Zimmer gegangen war, lief die Prinzessin Natascha noch mit schnellen Schritten nach, nahm ihre Hand und sagte mit einem schweren Seufzer: »Warten Sie, ich muß Ihnen noch ...«

Natascha blickte, ohne selber zu wissen warum, Prinzessin Marja spöttisch an.

»Meine liebe Natalie«, sagte Prinzessin Marja, »seien Sie überzeugt, daß ich glücklich bin, daß mein Bruder in Ihnen sein Glück gefunden hat ...«

Sie hielt inne, da sie fühlte, daß sie die Unwahrheit sagte. Natascha bemerkte ihr Stocken und erriet seinen Grund.

»Ich denke, Prinzessin, daß es jetzt nicht an der Zeit ist, darüber zu reden«, sagte Natascha, äußerlich würdig und kühl, aber sie konnte kaum noch das Schluchzen zurückhalten, das ihr in der Kehle aufstieg.

Was habe ich gesagt, was habe ich getan! dachte sie, als sie kaum aus dem Zimmer heraus war.

An diesem Tag ließ Natascha beim Mittagessen lang auf sich warten. Sie saß in ihrem Zimmer und schluchzte wie ein Kind und schluckte und schneuzte sich. Sonja stand vor ihr und küßte sie aufs Haar.

»Natascha, was fehlt dir denn?« fragte sie. »Was hast du denn mit denen zu schaffen? Das geht doch vorüber, Natascha.«

»Nein, wenn du nur wüßtest, wie kränkend das ist ... Ganz, als wäre ich ...«

»Hör auf, Natascha. Sieh, du kannst doch nichts dafür. Also, was kümmert's dich dann? Komm, gib mir einen Kuß«, sagte Sonja.

Natascha hob den Kopf, küßte ihre Freundin auf die Lippen und preßte ihr nasses Gesicht an deren Wangen.

»Ich kann nicht sagen, wer schuld daran ist, ich weiß es nicht. Niemand ist schuld«, sagte Natascha. »Oder doch ich selbst. Aber das tut so schrecklich weh. Ach, wenn er doch bloß käme!«

Mit rotgeweinten Augen kam sie zum Mittagessen. Marja Dmitrijewna, die bereits erfahren hatte, wie die Rostows beim Fürsten empfangen worden waren, gab sich den Anschein, als bemerke sie Nataschas unglückliches Gesicht nicht, und scherzte laut und derb mit dem Grafen und den übrigen Gästen.

An diesem Abend sollten die Rostows in die Oper fahren. Marja Dmitrijewna hatte ihnen Eintrittskarten verschafft.

Natascha hatte gar keine Lust, aber sie konnte Marja Dmitrijewnas liebenswürdiges Anerbieten, die damit hauptsächlich ihr eine Freude hatte bereiten wollen, unmöglich abschlagen. Nachdem sie sich angezogen hatte, ging sie in den Saal, um dort auf den Vater zu warten, besah sich in dem großen Spiegel, bemerkte, daß sie hübsch aussah, sehr hübsch sogar, und da wurde ihr noch trauriger zumute, aber es war eine süße, sehnsuchtsvolle Traurigkeit.

Mein Gott, wenn er doch nur hier wäre, dann würde ich ihn nicht so wie früher umarmen, nicht mit jener dummen Angst vor irgend etwas, sondern ganz anders, einfach und frei würde ich ihn an mich pressen, würde ihn zwingen, mich mit seinen suchenden, forschenden Augen anzusehen, wie er mich sooft betrachtete, und dann würde ich ihn zum Lachen bringen, so wie er damals lachte. Und seine Augen – wie deutlich ich diese Augen vor mir sehe! dachte Natascha. Was gehen mich sein Vater und seine Schwester an? Ich liebe ihn, ihn allein, ihn, dieses Gesicht, diese Augen und sein halb männliches, halb kindliches Lächeln ... Nein, lieber nicht an ihn denken, nicht daran denken, alles vergessen, ganz vergessen diese Zeit über. Sonst kann ich dieses Warten nicht ertragen, sonst werde ich gleich wieder losheulen, und sie ging vom Spiegel weg und tat sich Gewalt an, nicht loszuschluchzen. Wie kann nur Sonja Nikolenka so ruhig und gleichmäßig lieben und so lang und geduldig auf ihn warten? dachte sie und sah Sonja an, die jetzt ebenfalls fertig angekleidet mit dem Fächer in der Hand ins Zimmer trat. Nein, sie ist ganz anders als ich. Ich kann das nicht.

Natascha war in diesem Augenblick in einer so weichen und zärtlichen Stimmung, daß ihr das Bewußtsein, zu lieben und geliebt zu werden, nicht mehr genügte: sie mußte jetzt, augenblicklich, den geliebten Mann umarmen, Liebesworte von ihm hören und ihm sagen, wovon ihr Herz so voll war. Während sie, neben dem Vater sitzend, im Wagen dahinfuhr und in Gedanken versunken nach den an den gefrorenen Wagenfenstern vorbeihuschenden Laternenlichtern blickte,

wurde ihr noch sehnsüchtiger und trauriger zumute und sie vergaß ganz, mit wem und wohin sie fuhr. Die Rostowsche Equipage bog nun in den langen Zug der Wagen ein und fuhr, langsam mit den Rädern über den Schnee hinknirschend, im Schritt am Theater vor. Behend sprangen Natascha und Sonja, ihre Kleider raffend, heraus, dann folgte der Graf, von den Dienern gestützt, und alle drei begaben sich durch das Gewirr der hineinströmenden Damen und Herren und der Zettelverkäufer nach dem Foyer der Parkettlogen. Durch die halbgeöffneten Türen hörte man schon die Klänge der Musik.

»Natalie, vos cheveux ...« flüsterte Sonja.

Der Logenschließer huschte flink und höflich vor den Damen her und machte die Tür zur Loge auf. Lauter hörte man die Musik, und die hellerleuchteten Logenreihen mit den entblößten Schultern und Armen der Damen und das lärmende, von bunten Uniformen schimmernde Parkett erschienen in strahlendem Glanz. Eine Dame, die in die Nebenloge eintrat, warf Natascha einen frauenhaft neidischen Blick zu. Der Vorhang war noch nicht aufgegangen, man spielte die Overtüre. Natascha zupfte ihr Kleid zurecht, ging mit Sonja vor, setzte sich und betrachtete die strahlend erleuchteten Reihen der gegenüberliegenden Logen. Das Gefühl, daß sich Hunderte von Augen auf ihren nackten Hals und ihre nackten Arme richteten, das sie solange nicht empfunden hatte, löste halb angenehme, halb unangenehme Empfindungen in ihr aus und scheuchte einen ganzen Schwarm damit verknüpfter Erinnerungen, Wünsche und Aufregungen in ihr auf.

Die beiden auffallend hübschen Mädchen, Natascha und Sonja, unter der Obhut des Grafen Ilja Andrejewitsch, den man so lange nicht in Moskau gesehen hatte, zogen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Man wußte dunklen Gerüchten zufolge, daß Natascha mit dem Fürsten Andrej verlobt war, wußte, daß die Rostows bis jetzt auf dem Lande gelebt hatten, und musterte nun voll Neugier die Braut eines Mannes, der als eine der reichsten und vornehmsten Partien von ganz Rußland galt.

Natascha war, wie ihr auch alle sagten, auf dem Land noch hübscher geworden und sah an diesem Abend infolge ihrer inneren Erregung ganz besonders vorteilhaft aus. Sie setzte durch ihre Fülle an Schönheit und Leben, die mit gelassener Gleichgültigkeit gegen ihre ganze Umgebung gepaart war, alle in Erstaunen. Ohne für irgend

jemanden Aufmerksamkeit zu zeigen, ließ sie ihre schwarzen Augen über die Menge schweifen, ihr zarter, bis über den Ellbogen entblößter Arm ruhte auf der samtigen Brüstung der Loge, und leise und unbewußt bewegte sich ihre Hand im Takt der Ouvertüre, wobei sie den Theaterzettel leicht zerknitterte.

»Sieh mal, dort ist die Alenina«, sagte Sonja. »Ich glaube, mit ihrer Mutter.«

»Großer Gott! Michail Kirilytsch ist noch dicker geworden!« bemerkte der alte Graf.

»Seht mal dort, unsere Anna Michailowna, und in was für einer Toque!«

»Da sind auch die Karagina, Julie, und Boris ist auch dabei. Denen sieht man es aber von weitem an, daß sie verlobt sind. Hat Dubrezkoj eigentlich schon in aller Form um sie angehalten?«

»Und ob! Gerade heute habe ich es erfahren«, erwiderte Schin-schin, der in Rostows Loge eingetreten war.

Natascha blickte nach derselben Richtung, nach der ihr Vater hinsah, und bemerkte Julie, die, eine Perlenschnur um den dicken, roten Hals – Natascha wußte, daß er außerdem noch gepudert war – mit glückstrahlendem Gesicht mit ihrer Mutter zusammensaß. Hinter ihnen, das Ohr zu Julies Mund herabgebeugt, sah man Boris' lächelnden, glatt geschnielten, hübschen Kopf. Er schielte heimlich zu den Rostows hinüber und sagte lächelnd etwas zu seiner Braut.

Er spricht von uns, von mir mit ihnen, dachte Natascha. Sicherlich redet er seiner Braut die Eifersucht auf mich aus. Das kann er nur getrost bleiben lassen! Wenn sie wüßten, wie gleichgültig sie mir alle miteinander sind!

Dahinter saß Anna Michailowna in einer grünen Toque. Ihr gottergebenes Gesicht zeigte heute einen glücklichen, feiertäglichen Ausdruck. In ihrer Loge herrschte jene von Brautpaaren unzertrennliche Atmosphäre, die Natascha so gut kannte und liebte. Sie wandte sich ab, und plötzlich fielen ihr alle die Demütigungen bei ihrem Besuch von heute morgen wieder ein.

Was für ein Recht hat er, mich nicht in seine Familie aufnehmen zu wollen? Ach, lieber nicht daran denken, nicht daran denken, bis er wieder da ist! sagte sie sich und fing an, die bekannten und unbekanntes Gesichter im Parkett zu mustern. Vorn in der ersten Reihe, gerade

in der Mitte, stand, mit dem Rücken an die Rampe gelehnt, Dolochow, den mächtigen, krausen Haarschopf nach oben gekämmt, in persischem Kostüm. Er stand so, daß alle Leute ihn sehen mußten, wußte, daß er die Aufmerksamkeit des ganzen Theaters auf sich zog, und stand dabei doch so frei und ungezwungen da, als befände er sich zu Hause in seinem Zimmer. Um ihn herum drängte sich die ganze glänzende Jugend von Moskau, unter der er sichtlich die erste Stelle einnahm.

Graf Ilja Andrejewitsch stieß die errötende Sonja an und zeigte ihr lachend ihren früheren Verehrer.

»Hast du ihn erkannt?« fragte er sie. »Wo kommt denn der auf einmal wieder her? Er war doch irgendwohin verschwunden?« wandte er sich an Schinschin.

»Ja, ja«, erwiderte Schinschin. »Er war im Kaukasus, desertierte dort und soll dann in Persien bei irgendeinem regierenden Fürsten Minister gewesen sein. Dort soll er den Bruder des Schahs totgeschlagen haben. Na, unsere Moskauer Damen sind wie die Verrückten hinter ihm her. Dolochoff le Persan ist jetzt überall die Losung. Kein Wort hört man reden, ohne daß nicht Dolochows Name dabei genannt wird: man schwört bei seinem Namen, lädt Gäste auf ihn ein wie auf einen Sterlet«, fuhr Schinschin fort. »Dolochow und Anatol Kuragin verdrehen all unseren Damen die Köpfe.«

Da trat eine große, schöne Frau mit reichem Haar, schneeweißen vollen Schultern und sehr tief entblößtem Hals, um den sie eine doppelreihige Kette großer Perlen geschlungen hatte, in die Nebenloge ein und nahm lässig und umständlich Platz, wobei ihr schweres Seidenkleid knisterte und rauschte.

Natascha sah sich unwillkürlich nach diesem Hals, diesen Schultern, diesen Perlen und dieser Frisur um und bewunderte die Schönheit der Schultern und Perlen. Und während sie zum zweitenmal hinüberschaute, wandte sich die Dame um, und als ihre Augen den Blicken Ilja Andrejewitschs begegneten, nickte sie grüßend und lächelte. Es war die Gräfin Besuchowa, Pierres Frau. Ilja Andrejewitsch, der die ganze vornehme Welt kannte, beugte sich zu ihr hinüber und redete sie an.

»Sind Sie schon lange in Moskau, Gräfin?« fragte er. »Werde mir sogleich, sogleich gestatten, Sie zu begrüßen und Ihnen die Hand zu

küssen. Bin soeben erst hier eingetroffen, in geschäftlichen Angelegenheiten, und habe meine Mädels mitgebracht. Die Semjonowna¹¹⁷ soll ja unvergleichlich spielen«, sagte Ilja Andrejewitsch. »Graf Pjotr Kirillowitsch hat sich immer unser erinnert. Ist er hier?«

»Ja, er wollte kommen«, sagte Helene und sah Natascha aufmerksam an.

Graf Ilja Andrejewitsch setzte sich wieder auf seinen Platz.

»Ist sie nicht schön?« sagte er flüsternd zu Natascha.

»Wunderbar schön!« erwiderte Natascha. »In die muß man sich ja verlieben.«

In diesem Augenblick erklangen die letzten Akkorde der Overtüre, und der Kapellmeister klopfte mit dem Stab auf. Im Parkett suchten ein paar Herren, die zu spät gekommen waren, noch eilig auf ihre Plätze zu gelangen, und der Vorhang ging auf.

Kaum war der Vorhang in die Höhe gezogen, wurde es in den Logen und im Parkett ganz still, und all die Herren in Uniform oder im Frack, die alten wie die jungen, und all die Damen mit den kostbaren Edelsteinen auf den nackten Körpern wandten mit hungriger Neugier ihre ganze Aufmerksamkeit der Bühne zu. Auch Natascha schaute hin.

In der Mitte der Bühne sah man einen ebenen Bretterboden und zu beiden Seiten angestrichene Wandflächen, die Bäume vorstellen sollten. Im Hintergrund war eine Leinwand über Bretter gespannt. Vorn saßen Mädchen in weißen Röcken und roten Miedern. Die eine, die etwas dicker war als die andern, saß in einem weißen Seidenkleid für sich allein auf einem niedrigen Bänkchen, an das hinten eine grüne Pappe angeklebt war. Sie alle sangen etwas. Als sie mit ihrem Lied fertig waren, lief das Mädchen mit dem weißen Kleid an den Souffleurkasten, und ein Mann mit einer Feder auf dem Hut, einem Dolch und seidenen Hosen, die prall seine dicken Beine umspannten, stellte sich neben sie und fing an zu singen und mit den Armen zu fuchteln.

Nachdem der Mann mit den prallen Hosen fertig gesungen hatte, fing das Mädchen an zu singen. Dann waren sie beide still, und die Musik spielte, und der Mann tastete mit seinen Fingern nach der Hand des Mädchens im weißen Kleid und wartete offenbar auf den Takt, wo sie beide zum Duett einsetzen mußten. Nachdem sie das Duett zu Ende gesungen hatten, fingen alle Leute im Theater an zu klatschen und zu schreien, der Mann und das Mädchen auf der Bühne aber, die ein Liebespaar vorstellen sollten, breiteten lächelnd die Arme auseinander und verbeugten sich.

Nach dem langen Aufenthalt auf dem Lande und in der ersten Stimmung, in der sich Natascha befand, kam ihr das alles fremd und wunderlich vor. Sie vermochte dem Gang der Oper nicht zu folgen, vermochte nicht einmal auf die Musik zu hören: sie sah nur die angemalten Pappwände und die wunderlich verkleideten Männer und Frauen, die in der grellen Beleuchtung so sonderbar sprachen, sangen und sich bewegten. Sie wußte, daß dies etwas vorstellen sollte, aber es war alles so eingelernt künstlich und unnatürlich, daß sie sich bald für die Schauspieler schämte, bald über sie lachen mußte. Sie sah sich um und suchte auf den Gesichtern der Zuschauer dasselbe Gefühl der Verwunderung und des Spottes, das sie selber empfand, aber alle Gesichter verfolgten nur mit gespannter Aufmerksamkeit die Vorgänge auf der Bühne und drückten nur ein, wie es ihr schien, erheucheltes Entzücken aus.

Also muß es wohl so sein, dachte Natascha. Abwechselnd musterte sie die langen Reihen der pomadisierten Köpfe im Parkett und der halbnackten Damen in den Logen, und während sie besonders ihre Nachbarin Helene betrachtete, die fast aller Hüllen bar, mit stillem, ruhigem Lächeln nach der Bühne hinsah, ohne ein Auge von den Vorgängen dort zu wenden, empfand sie plötzlich bei dem grellen Licht, das sich über den ganzen Raum ergoß, und in der warmen, durch die vielen Menschen erhitzten Luft ein wohliges Gefühl. Ganz allmählich geriet Natascha in jenen Zustand der Berauschtigkeit, den sie so lange nicht an sich empfunden hatte. Sie wußte nicht mehr, wer sie war, wo sie sich befand und was sich vor ihr abspielte. Sie sah und dachte, und die sonderbarsten, tollsten Gedanken schossen ihr unvermittelt durch den Kopf. Bald kam ihr der Gedanke, auf die Rampe zu springen und die Arie der Sängerin selber zu singen, bald hatte sie die größte Lust, einen in ihrer Nähe sitzenden alten Herrn mit dem Fächer anzuschupsen oder sich zu Helene hinüberzubeugen und sie zu kitzeln.

Als auf der Bühne einmal alles still war, weil gerade eine Arie einsetzen sollte, knarrte auf der Seite von Rostows Loge die Eingangstür zum Parkett, und man hörte die Schritte eines zu spät kommenden Herrn. »Das ist Kuragin«, flüsterte Schinschin. Die Gräfin Besuchowa wandte sich um und lächelte dem Eintretenden zu. Natascha schaute nach derselben Seite wie die Gräfin Besuchowa und erblickte einen auffallend hübschen Adjutanten, der mit selbstbewußter und dabei doch höflicher Miene unter ihrer Loge vorüberging. Es war Anatol Kuragin, den sie seinerzeit auf dem Ball in Petersburg gesehen hatte und der ihr schon damals aufgefallen war. Er trug jetzt Adjutantenuniform mit Epaulett und Achselband. Sein gemäßigt forscher Gang hätte lächerlich gewirkt, wenn er nicht ein so schmucker Kerl gewesen wäre und sein hübsches Gesicht nicht einen so harmlos zufriedenen, heiteren Ausdruck gezeigt hätte. Obgleich es mitten im Akt war, schlenderte er doch, leicht mit Sporen und Säbel klirrend, den schönen, pomadisierten Kopf frei und hoch tragend, lässig und ohne sich zu beeilen, durch den mit Teppichen ausgelegten Gang. Als er Natascha erblickte, trat er auf seine Schwester zu, legte seine Hand in dem wie angegossen sitzenden Handschuh auf die Brüstung ihrer Loge, nickte ihr grüßend zu und fragte sie etwas, indem er auf Natascha wies.

»Mais charmante«, sagte er dann offenbar über Natascha, was diese nicht nur hörte, sondern auch von seinen Lippen ablas. Dann ging er in die erste Reihe, setzte sich neben Dolochow und stieß ihn, um dessen Gunst alle anderen so warben, freundschaftlich und lässig mit dem Ellbogen an. Dann blinzelte und lächelte er ihm lustig zu und stemmte das Bein gegen die Rampe.

»Wie ähnlich doch Bruder und Schwester einander sind«, sagte der Graf. »Und wie schön alle beide.«

Schinschin erzählte dem Grafen irgendeine tolle Geschichte, die in Moskau über Kuragin in Umlauf war, auf die Natascha nur aus dem Grund hinlauschte, weil er von ihr »charmante« gesagt hatte.

Der erste Akt war zu Ende. Im Parkett standen alle auf, drängten sich wirr durcheinander, gingen hinaus und kamen herein.

Boris trat zu den Rostows in die Loge, nahm harmlos ihre Glückwünsche entgegen, überbrachte dann Natascha und Sonja mit hochgezogenen Brauen und zerstreutem Lächeln die Bitte seiner Braut, doch ja an ihrer Hochzeit teilzunehmen, und ging wieder hinaus. Natascha hatte sich mit lustigem, kokettem Lächeln mit ihm unterhalten und jenem Boris, in den sie einst so verliebt gewesen war, zu seiner Verlobung von ganzem Herzen Glück gewünscht. In dem Zustand der Berauschtigkeit, in dem sie sich augenblicklich befand, kam ihr alles so einfach und natürlich vor.

Die nackte Helene saß neben ihr und lächelte allen in derselben Weise zu, und ganz ebenso hatte nun Natascha auch Boris zugelächelt.

Helenens Loge, die schon voller Gäste war, wurde nun auch vom Parkett aus von den bekanntesten und geistreichsten Herren umringt. Es schien, als wollten alle sich gegenseitig und auch den übrigen Leuten zeigen, daß sie mit ihr bekannt waren.

Kuragin stand während dieser ganzen Pause mit Dolochow zusammen vorn an der Rampe und sah nach der Rostowschen Loge hinüber. Natascha wußte, daß er über sie sprach, und das bereitete ihr Vergnügen. Sie drehte sich sogar so, daß er ihr Gesicht von der Seite sehen mußte, von der es ihrer Ansicht nach am vorteilhaftesten aussah. Kurz vor Beginn des zweiten Aktes tauchte im Parkett auch die behäbige Gestalt Pierres auf, den die Rostows seit ihrer Ankunft in Moskau noch nicht zu Gesicht bekommen hatten. Er machte ein trauriges Gesicht und war seit der Zeit, da ihn Natascha zum letzten-

mal gesehen hatte, noch dicker geworden. Ohne jemandem Beachtung zu schenken, ging er nach den ersten Reihen. Anatol trat auf ihn zu und sagte etwas zu ihm, wobei er mit einem Blick auf die Rostowsche Loge wies. Als Pierre Natascha gesehen hatte, wurde er lebhafter, ging eilig durch die Reihen und trat auf ihre Loge zu. Als er sie erreicht hatte, lehnte er sich mit den Ellbogen auf die Brüstung, lächelte und unterhielt sich lange mit Natascha.

Während Natascha mit Pierre sprach, hörte sie in der Nebenloge bei der Gräfin Besuchowa eine Männerstimme, und wußte aus irgendeinem Grund sofort, daß dies Kuragin war. Sie blickte sich um, und ihre Augen trafen sich. Fast lächelnd sah er ihr mit einem so entzückten, schmeichelnden Blick gerade in die Augen, daß es ihr sonderbar schien, ihm so nahe zu sein, ihn so zu sehen, so überzeugt zu sein, daß sie ihm gefiel, ohne ihn persönlich zu kennen.

Im zweiten Akt waren Grabsteine auf die Pappwände gemalt, in der Leinwand hinten war ein Loch, das den Mond darstellte, die Lampen an der Rampe hatte man mit Schirmen abgeblendet, die Trompeten und Bässe spielten ganz tiefe Noten, und von rechts und von links kamen eine Masse Leute in schwarzen Mänteln heraus. Diese Leute begannen mit den Armen zu fuchteln, und in den Händen hatten sie eine Art Dolche. Dann kamen noch andere Leute herzugehauert und fingen an, jenes Mädchen, das erst das weiße Kleid angehabt hatte und jetzt ein himmelblaues trug, mit Gewalt fortzuschleppen. Aber das taten sie nicht plötzlich und mit einemmal, sondern sangen erst noch ein langes und breites mit ihr hin und her, bis sie sie dann wirklich forttrugen. Darauf schlug jemand hinter der Bühne dreimal auf etwas Metallisches, und alle fielen auf die Knie und sangen ein Gebet. Ab und zu wurde diese Handlung von den entzückten Beifallskundgebungen der Zuschauer unterbrochen.

Jedesmal, wenn Natascha während dieses Aktes ins Parkett hinunterschaute, sah sie Anatol Kuragin, wie er, den Arm auf die Lehne seines Sessels gelegt, zu ihr herüberschaute. Es machte ihr Freude zu sehen, daß er so von ihr entzückt war, und nicht einmal kam ihr der Gedanke, daß dabei etwas Schlechtes sein könne.

Als der zweite Akt zu Ende war, stand die Gräfin Besuchowa auf, wandte sich der Rostowschen Loge zu – ihre Brust war jetzt völlig unverhüllt – winkte mit ihrer behandschuhten Rechten den alten Grafen zu sich heran und knüpfte mit dem lebenswürdigsten Lächeln

ein Gespräch mit ihm an, ohne all den anderen, die in ihre Loge traten, Beachtung zu schenken.

»Aber so machen Sie mich doch mit Ihren entzückenden Töchtern bekannt«, sagte sie. »Die ganze Stadt spricht von ihnen, und ich kenne sie nicht.«

Natascha stand auf und machte vor der üppigen Gräfin ihren Knicks. Sie freute sich so über das Lob dieser strahlend schönen Frau, daß sie vor Vergnügen über und über rot wurde.

»Ich habe jetzt auch die Absicht, zur Moskowiterin zu werden«, sagte Helene. »Aber schämen Sie sich denn nicht, solche Perlen auf dem Lande verborgen zu halten?«

Die Gräfin Besuchowa stand nicht zu Unrecht im Ruf einer bezaubernden Frau. Sie verstand es ausgezeichnet, oft das Gegenteil dessen zu sagen, was sie dachte, und war eine Meisterin in der Kunst, jemandem in harmloser und natürlicher Weise eine Schmeichelei zu sagen.

»Nein, lieber Graf, das müssen Sie mir schon erlauben, daß ich mich Ihrer beiden Töchter annehme. Ich bin zwar jetzt nur vorübergehend in Moskau, aber Sie ja ebenfalls. Ich werde mir alle Mühe geben, ihre jungen Damen zu amüsieren. Ich habe schon in Petersburg viel von Ihnen gehört und wollte Sie schon immer gern kennen lernen«, sagte sie mit ihrem Allerweltslächeln zu Natascha. »Mein Page, Drubezkoj, erzählte mir von Ihnen – haben Sie schon gehört, daß er heiratet? – und dann noch ein Freund meines Mannes, Bolkonskij, Fürst Andrej Bolkonskij«, sagte sie mit ganz besonderer Betonung, um anzudeuten, daß sie Nataschas Beziehungen zu ihm kannte. Dann forderte Helene die jungen Damen auf, eine von ihnen solle sich doch für den Rest der Vorstellung neben sie in ihre Loge setzen, damit sie besser miteinander bekannt werden könnten, und so ging Natascha zu ihr hinüber.

Im dritten Akt sah man auf der Bühne einen Palast dargestellt, in dem unzählige Kerzen brannten und Bilder an den Wänden hingen, die bärtige Ritter darstellten. Zwei Personen standen in der Mitte, wahrscheinlich König und Königin. Der König bewegte den rechten Arm, sang etwas – aber es klang schlecht, weil er sichtlich Angst hatte – und setzte sich dann auf den himbeerfarbenen Thron. Das Mädchen, das erst das weiße und dann das himmelblaue Kleid angehabt hatte,

war jetzt nur mit einem Hemd bekleidet und stand mit offenem Haar neben dem Thron. Sie sang, an die Königin gewandt, etwas recht Trauriges, aber der König winkte streng mit der Hand, und da kamen aus den Pappwänden an der Seite Männer und Frauen mit nackten Beinen heraus und fingen miteinander zu tanzen an. Die Geigen zirpten lustig und in den höchsten Tönen, und ein Mädchen mit dicken nackten Beinen und mageren Armen zog sich von den anderen zurück, rannte hinter die Kulissen, zupfte ihr Mieder zurecht, lief dann wieder in die Mitte und fing hier an zu springen und ein Bein gegen das andere zu schlagen. Die Leute im Parkett klatschten in die Hände und riefen bravo. Darauf stellte sich auf der Bühne ein Mann in eine Ecke. Die Zimbeln und Trompeten im Orchester spielten noch lauter, und da fing denn dieser eine Mann auf der Bühne an, mit seinen nackten Beinen sehr hoch zu springen, und machte dann wieder ganz kleine, schnelle und zierliche Schritte. Dieser Mann war Duport, der für seine Kunst sechzigtausend Rubel im Jahr erhielt. Im Parkett, in den Logen und auf der Galerie fing alles an, wie rasend Beifall zu klatschen und zu toben, und der Mann auf der Bühne hielt inne, lächelte und verbeugte sich nach allen Seiten. Dann tanzten noch andere Männer und Frauen mit nackten Beinen, worauf der König oder einer aus dem Gefolge etwas rief, wozu die Musik spielte, und nun fingen wieder alle an zu singen. Plötzlich geriet alles in Aufruhr, im Orchester hörte man chromatische Tonleitern und Akkorde in verminderten Septimen, alles rannte durcheinander, und wieder wurde einer der Anwesenden hinter die Kulissen geschleppt. Der Vorhang fiel. Wieder brachen die Zuschauer in fürchterliches Lärmen und Toben aus, und alles schrie mit verzückten Gesichtern: »Duport! Duport! Duport!« Auch Natascha fand dies nicht mehr sonderbar, ja es bereitete ihr sogar Vergnügen, und sie sah sich glücklich lächelnd um.

»N'est-ce pas qu'il est admirable – Duport?« sagte Helene zu ihr.

»Oh, oui«, erwiderte Natascha.

In der Pause strömte auf einmal ein kalter Luftzug in Helenes Loge: Die Tür war aufgegangen, und Anatol trat herein, etwas nach vorn gebeugt und bemüht, an niemanden anzuecken.

»Erlauben Sie, daß ich Ihnen meinen Bruder vorstelle«, sagte Helene, und ihre Augen irrten unruhig zwischen Natascha und Anatol hin und her.

Natascha wandte ihren hübschen Kopf über die nackte Schulter dem jungen Mann zu und lächelte. Anatol, der in der Nähe ebenso hübsch war wie von weitem, setzte sich neben sie und sagte zu ihr, daß er schon lange gewünscht habe, dieses Vergnügen zu haben, schon seit dem Naryschkinschen Ball, wo er das für ihn unvergeßliche Vergnügen gehabt habe, sie zum erstenmal zu sehen. In Frauengesellschaft benahm sich Kuragin immer weit klüger und schlichter als unter Männern. Er sprach frei und natürlich, und es machte auf Natascha einen sonderbaren, aber angenehmen Eindruck, daß dieser Mensch, von dem man sich so viele Geschichten erzählte, nicht nur gar nicht so schrecklich war, sondern sogar in äußerst naiver, lustiger und gutmütiger Weise lächeln konnte.

Kuragin fragte sie, wie ihr die Oper gefallen habe, und erzählte ihr, daß die Semjonowa bei der letzten Vorstellung mitten im Spiel hingefallen sei.

»Wissen Sie, Komtesse«, sagte er plötzlich zu ihr wie zu einer alten, langjährigen Bekannten, »es wird jetzt bei uns ein Karussell in Kostümen veranstaltet, daran sollten Sie doch teilnehmen. Das wird sicher sehr lustig. Wir gehen alle zu den Karagins. Bitte, kommen Sie doch, nicht wahr?« fügte er dann etwas leiser hinzu.

Während er dies sagte, hatte er seine lächelnden Augen nicht ein einziges Mal von Nataschas Gesicht, ihrem Hals und ihren entblößten Armen abgewandt. Natascha wußte genau, daß er von ihr entzückt war. Das war ihr angenehm, aber trotzdem wurde ihr in seiner Gegenwart eng und schwer zumute. Sobald sie ihn nicht ansah, fühlte sie, wie sein Blick über ihre Schultern glitt, und dann suchte sie unwillkürlich seinen Blick einzufangen, damit er ihr lieber in die Augen sehe. Wenn sie aber einander in die Augen schauten, fühlte sie

zu ihrem Entsetzen, daß zwischen ihm und ihr jene Schranke der Schamhaftigkeit gar nicht vorhanden war, die sie zwischen sich und anderen Männern immer wahrgenommen hatte. Ohne selber zu wissen, wie es kam, fühlte sie sich diesem Menschen bereits nach fünf Minuten schrecklich nahe. Wandte sie ihm den Rücken, so fürchtete sie, er könne sie von hinten an den nackten Armen fassen und auf den Nacken küssen. Obgleich sie sich von den allerharmlosesten Dingen unterhielten, fühlte sie doch, daß sie ihm nähergetreten war als je einem anderen Mann. Natascha sah sich nach Helene und nach dem Vater um, als wolle sie diese beiden fragen, was das zu bedeuten habe, aber Helene war in ihre Unterhaltung mit einem General vertieft und gab ihr auf ihren Blick keine Antwort, und aus den Augen ihres Vaters las sie weiter nichts als das, was er immer zu sagen pflegte: Amüsiertst du dich? Na, das freut mich.

Als in einem jener Augenblicke unbehaglichen Schweigens Anatol sie mit weitgeöffneten Augen ruhig und unverwandt ansah, fragte ihn Natascha, um dem Stillschweigen ein Ende zu machen, wie ihm Moskau gefalle. Kaum hatte sie es ausgesprochen, so wurde sie über und über rot. Sie hatte fortwährend den Eindruck, als ob sie etwas Unpassendes täte, wenn sie sich mit ihm unterhielte. Anatol lächelte, wie wenn er sie aufmuntern wollte.

»Zuerst gefiel es mir nicht besonders, denn was eine Stadt angenehm macht, ce sont les jolies femmes. Nicht wahr? Na, aber jetzt gefällt es mir sehr gut hier«, sagte er und sah sie dabei bedeutsam an. »Sie kommen doch zu unserem Karussell, Komtesse, nicht wahr? Kommen Sie nur«, sagte er, streckte die Hand nach ihrem Bukett aus und fügte dann mit etwas gedämpfter Stimme hinzu: »Vous serez la plus jolie. Venez, chère comtesse, et comme gage donnez-moi cette fleur.«

Natascha verstand das, was er sagte, anders als er, aber sie fühlte doch auch aus den nichtverstandenen Worten einen unziemlichen Anschlag heraus. Sie wußte nicht, was sie sagen sollte, und wandte sich ab, als hätte sie das, was er gesagt hatte, gar nicht gehört. Kaum hatte sie sich aber abgewandt, so mußte sie auch schon wieder daran denken, daß er dort hinter ihr und so ganz nahe bei ihr saß.

Was denkt er jetzt? Ist er verwirrt? Erzürnt? Muß ich das wieder gutmachen? fragte sie sich im stillen, konnte es nicht lange aushalten und mußte sich wieder umsehen. Sie blickte ihm gerade in die Augen,

und seine Nähe, seine Sicherheit und sein gutmütiges, liebenswürdiges Lächeln besiegten sie immer wieder. Sie lächelte jetzt ebenso wie er selbst, wenn sie ihm offen in die Augen sah. Und wieder wurde sie sich mit Schrecken bewußt, daß es zwischen ihr und ihm keine Schranke mehr gab.

Wieder ging der Vorhang auf. Anatol verließ ruhig und heiter die Loge. Natascha kehrte in die Loge ihres Vaters zurück, schon vollständig überwältigt von der Welt, in der sie sich befand. Alles, was sich vor ihr abspielte, kam ihr bereits vollkommen natürlich vor, und all ihre ehemaligen Gedanken: an ihren Bräutigam, an Prinzessin Marja und an das Leben auf dem Lande kamen ihr nicht ein einziges Mal mehr in den Sinn, als wäre das etwas, was unendlich weit hinter ihr lag.

Im vierten Akt sah man auf der Bühne so etwas wie einen Teufel, der sang und mit den Armen fuchtelte, bis man die Bretter unter seinen Füßen wegzog, so daß er versank. Das war das einzige, was Natascha vom ganzen vierten Akt sah: ein unbestimmtes Gefühl erregte und quälte sie, dessen Ursache Kuragin war, den sie unwillkürlich mit den Augen verfolgte.

Als sie aus dem Theater herausgingen, trat Anatol noch einmal auf sie zu, rief ihren Wagen herbei und half ihnen beim Einsteigen. Während er Natascha half, drückte er ihr den Arm oberhalb des Ellbogens. Natascha sah sich mit rotem erregtem Gesicht nach ihm um. Seine Augen blitzten sie an, und er lächelte ihr zärtlich zu.

Erst nachdem sie zu Hause angekommen waren, konnte sich Natascha über alles klar werden, was mit ihr geschehen war. Plötzlich fiel ihr Fürst Andrej ein, sie erschrak und stöhnte in Gegenwart aller beim Tee, den sie nach dem Theater alle zusammen tranken, laut auf, wurde rot und lief aus dem Zimmer.

Großer Gott, ich bin verloren! sagte sie zu sich selber. Wie konnte ich es so weit kommen lassen? dachte sie. Lange saß sie so da, das heiße Gesicht hinter beiden Händen versteckend, und versuchte, sich klare Rechenschaft darüber abzulegen, was mit ihr geschehen war, aber sie konnte weder das, was sich ereignet hatte, noch das, was sie fühlte, begreifen. Alles schien ihr dunkel, unklar und entsetzlich. Dort in jenem riesigen, hell erleuchteten Saal, wo unter den Klängen der

Musik Duport in seinem kurzen Flitterjäckchen mit den nackten Beinen über die feuchten Bretter gesprungen war und alle Welt, von den jungen Mädchen bis zu den ältesten Greisen, ja selbst die nackte Helene mit dem ruhigen und stolzen Lächeln, wie in einem Taumel des Entzückens bravo geschrien hatte – dort, in dem Dunstkreis dieser Helene, war alles so klar und einfach gewesen, und jetzt hier, so allein, sich selber überlassen, erschien ihr dies alles unfassbar. Was ist das? Was bedeutet diese Angst, die ich vor ihm empfand? Was sollen diese Gewissensbisse, die mich jetzt quälen? dachte sie.

Nur der alten Gräfin hätte Natascha nachts im Bett dies alles erzählen können, was ihr jetzt durch den Kopf ging. Sonja mit ihren strengen, musterhaften Ansichten würde entweder gar nichts begreifen oder über ihr Geständnis zu Tode erschrecken, das wußte sie. So bemühte sich denn Natascha, allein mit alledem fertig zu werden, was sie quälte.

Bin ich nun für die Liebe des Fürsten Andrej verloren oder nicht? fragte sie sich, lachte sich aber im selben Augenblick gleich wieder selber aus und gab sich die beruhigende Antwort: Was bin ich doch für ein Gänschen, daß ich so frage! Was ist denn mit mir geschehen? Nichts. Ich habe nichts getan, durch nichts dies hervorgerufen. Niemand wird es erfahren, und ihn werde ich niemals wiedersehen, sagte sie sich. Folglich ist es ganz klar, daß nichts geschehen ist, daß ich nichts zu bereuen habe, und daß Fürst Andrej mich auch so lieben kann, wie ich jetzt bin ... Aber wie bin ich denn jetzt? Ach, mein Gott, mein Gott, warum ist er nicht hier? Natascha beruhigte sich einen Augenblick, dann aber sagte ihr ein gewisser Instinkt gleich wieder, daß, wenn auch dies alles seine Richtigkeit habe und wirklich nichts geschehen sei, doch die ganze frühere Lauterkeit ihrer Liebe zum Fürsten Andrej dahin sei. Und wieder rief sie sich ihr ganzes Gespräch mit Kuragin ins Gedächtnis zurück und stellte sich das Gesicht, die Gebärden und das zärtliche Lächeln dieses hübschen, kühnen Mannes vor, der ihr den Arm gedrückt hatte.

Anatol Kuragin lebte jetzt in Moskau, weil ihn sein Vater aus Petersburg weggeschickt hatte, wo er jährlich nicht nur zwanzigtausend Rubel durchgebracht, sondern noch außerdem Schulden gemacht hatte, deren Begleichung die Gläubiger dann von seinem Vater forderten.

Der Vater hatte dem Sohn erklärt, daß er die Hälfte seiner Schulden bezahlen wolle, aber zum aller letzten mal und nur unter der Bedingung, daß er in der Stellung eines Adjutanten beim Oberkommandierenden, die er für ihn erwirkt hatte, nach Moskau gehe und sich dort endlich einmal Mühe gebe, eine gute Partie zu machen. Er hatte ihn auf Prinzessin Marja und Julie Karagina hingewiesen.

Anatol hatte sich einverstanden erklärt und war nach Moskau gefahren, wo er sich bei Pierre einquartiert hatte. Pierre hatte Anatol anfänglich ungerne bei sich aufgenommen, sich aber dann doch an ihn gewöhnt, hatte mitunter an seinem Bummelleben teilgenommen und ihm unter dem Vorwand, daß es sich dabei nur um ein Darlehen handle, auch Geld gegeben.

Anatol hatte, seit er nach Moskau gekommen war, wie Schinschin ganz richtig von ihm gesagt hatte, tatsächlich allen Moskauer Damen die Köpfe verdreht, und zwar besonders dadurch, daß er sie sichtlich vernachlässigte und Zigeunerinnen und französische Schauspielerinnen vorzog, mit deren berühmtester, Mademoiselle Georges, er, wie es hieß, in engsten Beziehungen stand. Er versäumte kein Trinkgelage bei Danilow und anderen tollen Kumpanen in Moskau, zechte ganze Nächte hindurch, trank alle unter den Tisch und fehlte auf keiner Abendgesellschaft und auf keinem Ball der ersten Gesellschaftskreise. Man erzählte von verschiedenen Liebeshändeln, die er bereits mit einigen verheirateten Moskauer Damen gehabt habe, und auf den Bällen bemühte er sich auch um mehrere von ihnen in ganz auffallender Weise. Von den jungen Mädchen jedoch, besonders von den reichen Partien, die größtenteils sehr häßlich waren, hielt er sich absichtlich fern, vor allem, weil er seit zwei Jahren verheiratet war, was aber außer seinen intimsten Freunden kein Mensch wußte.

Vor zwei Jahren nämlich, als Anatols Regiment noch in Polen stand, hatte ihn ein unbemittelter polnischer Gutsbesitzer gezwungen, seine Tochter zu heiraten. Anatol hatte seine Frau bald wieder verlassen und sich für das Geld, das er seinem Schwiegervater zu schicken sich verpflichtet hatte, das Recht ausbedungen, als Junggeselle zu gelten.

Anatol war ein Mensch, der mit seiner Lage, sich selbst und anderen Leuten immer zufrieden war. Sein ganzes Wesen war instinktiv von der Überzeugung durchdrungen, daß er gar nicht anders leben könne, als er eben lebe, und daß er nie in seinem ganzen Leben etwas Schlechtes getan habe. Er war gar nicht imstande, sich zu überlegen, wie sein Benehmen wohl auf andere wirke oder was aus dieser oder jener seiner Handlungen entstehen könne. Wie eine Ente eigens dazu erschaffen ist, immer auf dem Wasser zu schwimmen, so glaubte auch er sich von Gott besonders dazu geschaffen, jährlich dreißigtausend Rubel auszugeben und in der Gesellschaft eine hervorragende Rolle zu spielen. Und er glaubte so fest daran, daß auch andere davon überzeugt wurden, wenn sie ihn nur ansahen, und ihm weder die hervorragende Rolle in der Gesellschaft noch das Geld verweigerten, das er sich, ohne augenscheinlich je an Rückerstattung zu denken, vom ersten besten borgte, der ihm über den Weg lief.

Er war kein Spieler, spielte wenigstens niemals, nur um zu gewinnen. Auch eitel war er nicht. Es war ihm vollständig gleichgültig, was andre von ihm denken mochten. Noch weniger konnte man ihn des Ehrgeizes beschuldigen. Mehr als einmal hatte er seinen Vater dadurch in Wolle gebracht, daß er sich seine Karriere verscherzte, und er machte sich immer über alle Titel und Würden lustig. Auch geizig war er nicht: nie wies er jemanden ab, der ihn um Geld bat. Das einzige, was er liebte, war ein lustiges Leben und dann – die Frauen, und da seiner Ansicht nach in dieser Geschmacksrichtung nichts Unedles lag und er nicht zu bedenken imstande war, welche Folgen die Befriedigung seiner Leidenschaften für andre Leute haben könne, hielt er sich im Grund seiner Seele für einen tadellosen Kavalier, sah mit aufrichtiger Verachtung auf alle Schurken und Bösewichte herab und trug mit ruhigem Gewissen den Kopf hoch.

Alle diese flotten Lebemänner, diese männlichen Magdalenen¹¹⁸, tragen wie die weiblichen das Bewußtsein ihrer völligen Schuldlosigkeit in sich, das bei beiden auf derselben Hoffnung auf Verzeihung

fußt. »Ihr sind viele Sünden vergeben, denn sie hat viel geliebet« – folglich wird auch ihm alles vergeben werden, denn er hat ja ein so lustiges Leben geführt.

Dolochow, der nach seiner Ausweisung und seinen persischen Abenteuern in diesem Jahr wieder in Moskau aufgetaucht war und hier ein üppiges Spieler- und Prasserleben führte, hatte sich wieder eng an seinen alten Petersburger Kameraden Kuragin angeschlossen und nützte ihn zu seinen Zwecken aus.

Anatol liebte Dolochow seines Verstandes und seiner Kühnheit wegen aufrichtig. Dolochow dagegen war es mehr um Anatols Namen, Rang und Verbindungen zu tun, um reiche junge Leute in seinen Spielerkreis zu locken, und so nutzte er Kuragin aus und spielte mit ihm, ohne es ihn merken zu lassen. Außer diesen Berechnungen war ihm auch Anatol deshalb so nötig, weil das Herrschen über einen fremden Willen für Dolochow eine genußreiche Gewohnheit und ein Bedürfnis war.

Natascha hatte auf Kuragin einen sehr starken Eindruck gemacht. Als er nach dem Theater mit Dolochow zusammen zu Abend speiste, zählte er diesem mit den Allüren eines Kenners die Reize ihrer Arme, Schultern, Füße und Haare auf und teilte ihm seinen Entschluß mit, sich an sie heranzumachen. Was aus dieser Liebelei werden sollte, das mochte Anatol sich nicht überlegen und wollte es auch gar nicht wissen, wie er sich überhaupt niemals darum kümmerte, welche Folgen seine Handlungen haben könnten.

»Hübsch ist sie, alter Junge, aber das ist nichts für uns«, sagte Dolochow zu ihm.

»Ich werde es meiner Schwester sagen, daß sie sie zum Mittagessen einlädt«, erwiderte Anatol. »Nicht?«

»Du solltest lieber warten, bis sie verheiratet ist ...«

»Aber du weißt doch«, sagte Anatol, »j'adore les petites filles, und das ist dann bald dahin.«

»Du bist schon einmal auf eine ›petite fille‹ hereingefallen«, erwiderte Dolochow, der von Anatols Ehe wußte. »Sieh dich vor!«

»Na, zweimal kann einem das doch nicht passieren! Nicht?« sagte Anatol und lachte gutmütig.

An dem der Theatervorstellung folgenden Tag gingen die Rostows nirgends hin, und es kam auch niemand zu ihnen. Marja Dmitrijevna besprach mit Nataschas Vater etwas, das diese nicht hören sollte. Natascha erriet, daß sie vom alten Fürsten redeten und sich etwas ausdachten, und das beunruhigte und kränkte sie. Sie erwartete den Fürsten Andrej jeden Augenblick und schickte an diesem Tag zweimal den Hausknecht nach der Wosdwishenka hin, um zu erfahren, ob er noch nicht gekommen sei. Aber er kam nicht. Es war ihr jetzt schwerer ums Herz als in den ersten Tagen nach ihrer Ankunft in Moskau. Zu all ihrer Ungeduld und traurigen Sehnsucht nach ihm kam noch die unangenehme Erinnerung an den Besuch bei der Prinzessin Marja und dem alten Fürsten und eine Bangigkeit und Unruhe, deren Ursache sie sich nicht erklären konnte. Immer hatte sie das Gefühl, als werde er überhaupt niemals kommen, oder als werde etwas mit ihr geschehen, noch ehe er zurückkam. Wenn sie allein und sich selber überlassen war, konnte sie sich nicht mehr so ruhig und ununterbrochen in Gedanken mit ihm beschäftigen wie früher. Sobald sie nur anfang, an ihn zu denken, mischte sich sogleich in ihre Gedanken die Erinnerung an Prinzessin Marja und den alten Fürsten, an die letzte Theatervorstellung und an Kuragin. Wieder stieg die Frage vor ihr auf, ob sie nicht doch schuldig war und nicht doch dem Fürsten Andrej bereits die Treue gebrochen habe, und dies veranlaßte sie wiederum, sich alles noch einmal bis in die kleinsten Einzelheiten ins Gedächtnis zurückzurufen, jedes Wort, jede Geste, jeden flüchtigen Ausdruck im Mienenspiel dieses Menschen, der ein ihr so unverständliches, furchtbares Gefühl in ihr zu erwecken verstanden hatte. Ihren Hausgenossen kam Natascha jetzt lebhafter vor als früher, aber sie war bei weitem nicht mehr so ruhig und glücklich wie einst.

Am Sonntag morgen lud Marja Dmitrijevna ihre Gäste zur Messe in die Kirche der Gemeinde ein, zu welcher sie gehörte.

»Ich kann diese Modekirchen nicht leiden«, sagte sie, sichtlich stolz auf ihr freies Urteil. »Gott ist überall derselbe. Wir haben einen prächtigen Popen, der so, wie es sich gehört, die Messe liest, in würdiger Art, und der Diakonus ebenfalls. Erhöht das etwa die heilige

Andacht, wenn auf dem Chor ganze Konzerte gesungen werden? Das mag ich nicht, das sind nur Kinkerlitzchen!«

Marja Dmitrijewna liebte die Sonntage und verstand sie zu feiern. Jeden Sonnabend wurde ihr ganzes Haus von oben bis unten gewaschen und sauber geputzt, am Sonntag aber rührte weder sie selber eine Hand noch irgendeiner ihrer Leute: alle waren festlich gekleidet und gingen regelmäßig zur Messe. An der Mittagstafel der Herrschaft gab es noch ein paar Gänge mehr, und die Leute erhielten Schnaps und Gänsebraten oder Spanferkel. Aber nichts im ganzen Haus verkündete so unwiderruflich den Sonntag wie Marja Dmitrijewnas breites, ernstes Gesicht, das an diesem Tag stets einen unverändert feierlichen Ausdruck anzunehmen pflegte.

Als man nach der Messe im Salon, wo heute die Überzüge abgenommen waren, Kaffee trank, wurde Marja Dmitrijewna gemeldet, der Wagen sei bereit. Sie erhob sich mit strengem Gesicht, warf ihren Paradeschal um, den sie nur beim Besuchemachen zu tragen pflegte, und erklärte, sie fahre zum Fürsten Nikolaj Andrejewitsch Bolkonskij, um sich mit ihm über Natascha auszusprechen.

Nachdem Marja Dmitrijewna fortgefahren war, kam eine Modistin von Madame Chalmé zu den Rostows, und Natascha ging, höchst befriedigt über diese Ablenkung, ins Nebenzimmer, machte die Tür zum Salon zu und fing an, die neuen Kleider zu probieren. Während sie gerade eine bis jetzt nur geheftete Taille ohne Ärmel übergezogen hatte und mit umgewandtem Kopf in den Spiegel schaute, um zu sehen, wie der Rücken saß, hörte sie im Salon plötzlich die aufgeregte Stimme ihres Vaters und gleich darauf eine weibliche Stimme, die sie erröten machte. Es war Helene Besuchowa. Natascha hatte noch nicht Zeit gehabt, die Taille abzustreifen, als sich die Tür auftat und die Gräfin Besuchowa in einem dunkellila Samtkleid mit hohem Kragen mit strahlend gutmütigem und liebenswürdigem Lächeln ins Zimmer trat.

»Ah, ma délicieuse!« sagte sie zu der errötenden Natascha. »Charmante! Nein, so etwas ist ja noch nie dagewesen, mein lieber Graf«, wandte sie sich an Ilja Andrejewitsch, der ihr auf dem Fuß folgte, »wie können Sie nur in Moskau leben und nirgends hingehen? Nein, ich lasse Ihnen keine Ruhe! Heute abend wird Mademoiselle Georges bei mir einiges vortragen, und dazu werden sich ein paar Bekannte bei mir einfinden. Wenn Sie mir da Ihre reizenden Töchter

vorenthalten, die viel entzückender sind als Mademoiselle Georges selber, so kündige ich Ihnen meine Freundschaft. Mein Mann ist nicht da, er ist nach Twer gefahren, sonst hätte ich ihn schon hergeschickt, um Sie für unseren Abend zu gewinnen. Sie müssen unbedingt, unbedingt kommen. Um neun Uhr, bitte.«

Sie nickte der bekannten Modistin, die sich ehrerbietig vor ihr verbeugte, zu, und ließ sich auf einen Sessel neben dem Spiegel nieder, wobei sie ihr Samtkleid in malerische Falten legte. Dann fing sie in ihrer gutmütigen lustigen Weise zu plaudern an, ohne auch nur einmal eine Pause zu machen, und äußerte sich fortwährend entzückt über Nataschas Schönheit. Sie sah sich die neuen Kleider an und lobte sie, pries auch eine ihrer eignen Toiletten en gaze métallique, die sie sich aus Paris hatte kommen lassen, und gab Natascha den Rat, sich eine ebensolche zu verschaffen.

»Übrigens steht Ihnen ja alles, mein reizendes Kind«, sagte sie.

Natascha strahlte nur so vor Vergnügen. Sie fühlte sich glücklich und neu erblüht unter den Lobeserhebungen dieser liebenswürdigen Gräfin Besuchowa, die sie früher für eine so stolze, unnahbare Dame gehalten hatte, und die doch jetzt so nett zu ihr war. Natascha wurde ganz heiter und war in diese Frau, die dermaßen schön und gutherzig war, fast verliebt. Helene aber war aufrichtig von Natascha entzückt und wollte sie heiter stimmen. Anatol hatte sie darum gebeten, ihn mit Natascha zusammenzuführen, und deshalb war sie denn heute zu den Rostows gefahren. Der Plan, Natascha mit ihrem Bruder zusammenzubringen, kam ihr unterhaltend vor.

Ogleich sie sich früher über Natascha geärgert hatte, weil diese damals der Grund gewesen war, daß Boris sich in Petersburg von ihr ferngehalten hatte, trug sie ihr das doch jetzt nicht mehr nach und wünschte Natascha auf ihre Art von ganzem Herzen alles Gute. Ehe sie von den Rostows fortfuhr, rief sie ihren Schützling noch einmal beiseite.

»Gestern war mein Bruder bei mir zum Mittagessen – wir sind fast gestorben vor Lachen – er aß nicht und trank nicht, sondern seufzte nur immer nach Ihnen, mein reizendes Kerlchen. Il est fou, mais fou amoureux de vous, ma chère.«

Natascha wurde dunkelrot, als sie diese Worte hörte.

»Wie sie rot wird, wie sie rot wird, ma délicieuse!« flüsterte Helene. »Sie müssen unbedingt heute kommen! Si vous aimez quelqu'un, ma délicieuse, ce n'est pas une raison pour se cloîtrer. Si même vous êtes promise, je suis sûre que votre promis aurait désiré que vous alliez dans le monde en son absence plutôt que de dépérir d'ennui.«

Folglich weiß sie, daß ich Braut bin, dachte Natascha, folglich hat sie auch mit ihrem Mann, mit Pierre, mit diesem rechtschaffenen Pierre, darüber gesprochen und darüber gelacht. Folglich ist weiter nichts dabei. Und wieder war es der Einfluß Helenes, der ihr das, was ihr erst beängstigend vorgekommen war, auf einmal ganz einfach und natürlich erscheinen ließ. Und sie, diese grande dame, ist so nett zu mir und hat mich offenbar von ganzem Herzen lieb. Warum sollte ich mich auch nicht amüsieren? dachte Natascha, und sah Helene mit großen, bewundernden Augen an.

Zum Mittagessen kehrte Marja Dmitrijewna zurück, ernst und schweigsam, offenbar hatte sie beim alten Fürsten eine Niederlage erlitten. Sie war von diesem soeben erlebten Zusammenstoß noch so aufgeregt, daß sie nicht imstande war, ruhig zu berichten, wie sich die Sache abgespielt hatte. Auf die Frage des Grafen erwiderte sie, es sei alles gut, und sie werde es morgen erzählen. Als sie von dem Besuch der Gräfin Besuchowa und ihrer Einladung zum Abend hörte, sagte sie: »Ich verkehre nicht gern mit der Besuchowa und würde es auch euch nicht raten. Na, wenn du es aber einmal versprochen hast, dann fahre nur hin, das wird dich auf andere Gedanken bringen«, fügte sie, an Natascha gewandt, hinzu.

Graf Ilja Andrejewitsch führte seine beiden jungen Damen bei der Gräfin Besuchowa ein. Es waren an diesem Abend eine Menge Leute da. Aber fast die ganze Gesellschaft war Natascha unbekannt. Graf Ilja Andrejewitsch bemerkte mit Mißvergnügen, daß die Gesellschaft vorwiegend aus solchen Herren und Damen bestand, die wegen ihres freien Benehmens bekannt waren. Mademoiselle Georges, von einem Kreis junger Leute umringt, stand in einer Ecke des Saales. Es waren auch einige Franzosen da, unter ihnen auch Métivier, der seit Helenes Ankunft in Moskau täglicher Gast bei ihr geworden war. Graf Ilja Andrejewitsch faßte den Entschluß, nicht mit Karten zu spielen, seine Töchter nicht aus den Augen zu lassen und, sobald nur die Vorträge der Mademoiselle Georges zu Ende wären, nach Hause zu fahren.

Anatol hatte offenbar an der Tür auf das Kommen der Rostows gewartet. Nachdem er den Grafen begrüßt hatte, trat er sogleich auf Natascha zu und folgte ihr auf dem Fuße. Ganz ebenso wie im Theater wurde Natascha wieder, als sie ihn nur sah, von dem eitlen Behagen, ihm zu gefallen, erfüllt, gleichzeitig ergriff sie aber auch wieder dieselbe Furcht, als sie sich des Fehlens der moralischen Schranke zwischen ihm und ihr bewußt wurde.

Helene empfing Natascha mit großer Freude und bewunderte laut ihre Schönheit und ihre Toilette. Bald nach ihrer Ankunft verließ Mademoiselle Georges das Zimmer, um sich für ihre Vorträge umzukleiden. Im Salon wurden die Stühle in Reihen gestellt und man nahm Platz. Anatol schob Natascha einen Stuhl hin und wollte sich neben sie setzen, aber der Graf, der Natascha nicht aus den Augen ließ, setzte sich neben sie. Da nahm Anatol hinter ihr Platz.

Mademoiselle Georges trat mit ihren dicken, roten Armen mit den Grübchen, einen roten Schal über die Schulter geworfen, in den für sie freigelassenen leeren Raum zwischen den Stühlen und stellte sich dort in unnatürlicher Pose hin. Ringsum hörte man begeistertes Flüstern.

Streng und finster sah sich Mademoiselle Georges im Publikum um und fing an, französische Verse zu deklamieren¹¹⁹, in denen von ihrer verbrecherischen Liebe zu ihrem Sohn die Rede war. An manchen Stellen erhob sie die Stimme, an anderen sprach sie ganz

leise, dann wieder hob sie feierlich den Kopf oder hielt plötzlich inne, krächzte ganz heiser und verdrehte die Augen.

»Adorable, divin, délicieux!« hörte man von allen Seiten.

Natascha sah die üppige Mademoiselle Georges an, hörte, sah und verstand aber nichts von allem, was um sie vorging. Wieder fühlte sie sich unwiderstehlich in jene seltsame, tolle Welt versetzt, die von ihrer früheren so himmelweit verschieden war, jene Welt, in der man nicht erkennen konnte, was gut und was böse, was klug und was unvernünftig war. Hinter ihr saß Anatol, sie fühlte seine Nähe, und eine bange Erwartung machte sie beklommen.

Nach dem ersten Monolog stand die ganze Gesellschaft auf und umringte Mademoiselle Georges, um ihrer Begeisterung Ausdruck zu verleihen.

»Wie hübsch sie ist«, sagte Natascha zu ihrem Vater, der ebenso wie alle anderen aufgestanden war und sich durch die Menge hindurch zu der Schauspielerin Bahn brach.

»Das finde ich nicht, wenn ich Sie ansehe«, sagte Anatol, der Natascha folgte, und zwar so, daß nur sie allein es hören konnte. »Sie sind entzückend ... Von dem Augenblick an, da ich Sie gesehen habe, konnte ich nicht wieder aufhören ...«

»Komm, komm, Natascha«, rief der Graf und wandte sich nach der Tochter um. »Eine schöne Erscheinung!«

Natascha sagte nichts, ging auf den Vater zu und sah ihn mit erstaunt fragenden Augen an.

Nach einigen weiteren deklamatorischen Vorträgen verschwand Mademoiselle Georges, und die Gräfin Besuchowa bat die Gesellschaft, in den Saal hinüberzugehen.

Der Graf wollte wegfahren, aber Helene flehte ihn an, ihr doch bei ihrem kleinen, improvisierten Ball keinen Strich durch die Rechnung zu machen. Die Rostows blieben. Anatol forderte Natascha zum Walzer auf, preßte sie während des Tanzens an sich, drückte ihr die Hand und sagte ihr, daß sie bezaubernd sei und daß er sie liebe. Als sie dann während der Ekossaise, die sie wieder mit Kuragin tanzte, allein zurückblieben, sagte Anatol kein Wort und sah sie nur immer an. Natascha wußte nicht recht, ob sie das, was er während des Walzers zu ihr gesagt hatte, nicht nur geträumt habe. Beim Schluß der ersten Figur drückte er ihr wieder die Hand. Natascha sah ihn mit

erschrockenen Augen an, aber in seinem schmeichelnden, lächelnden Blick lag ein so selbstbewußt zärtlicher Ausdruck, daß sie das, was sie ihm hatte sagen wollen, nicht aussprechen konnte, solange sie ihn ansah. Sie schlug die Augen nieder.

»Sprechen Sie nicht so zu mir: ich bin verlobt und liebe einen anderen!« stieß sie schnell hervor. Dann sah sie ihn an.

Anatol geriet über das, was sie ihm sagte, weder in Verlegenheit, noch zeigte er sich gekränkt.

»Reden Sie mir nicht davon. Was geht das mich an?« erwiderte er. »Ich sage Ihnen nur, daß ich wahnsinnig, ganz wahnsinnig in Sie verliebt bin. Ist das etwa meine Schuld, daß Sie so bezaubernd sind? Aber wir müssen anfangen!«

Mit weit aufgerissenen, erregt flatternden, ängstlichen Augen blickte Natascha um sich und schien heiterer als sonst. Aber sie hörte und sah fast nichts von allem, was an diesem Abend um sie herum vorging. Es wurde Ekossaise und Großvater getanzt, der Vater rief sie, um aufzubrechen, sie aber bat ihn, noch bleiben zu dürfen. Wo sie sich auch befand, mit wem sie auch sprach, immer fühlte sie seinen Blick auf sich ruhen. Sie wußte dann nur noch, daß sie ihren Vater um Erlaubnis gebeten hatte, in die Garderobe gehen zu dürfen, um an ihrem Kleid etwas in Ordnung zu bringen, daß Helene ihr nachgeeilt war und lachend mit ihr von der Liebe ihres Bruders gesprochen hatte, daß sie dann in dem kleinen Diwanzimmer Anatol wieder getroffen hatte, daß Helene irgendwohin verschwunden war und sie allein zurückgeblieben, und daß Anatol ihre Hand nahm und mit zärtlicher Stimme zu ihr sagte: »Ich darf nicht zu Ihnen kommen, soll ich Sie aber etwa nie wiedersehen? Ich liebe Sie wie ein Wahnsinniger. Darf ich Sie wiedersehen?« Und er verspernte ihr den Weg und neigte sein Gesicht ganz nahe zum ihrigen.

Die großen, strahlenden Männeraugen waren so dicht vor ihren Augen, daß sie nichts anderes sehen konnte als nur diese Augen allein.

»Natalie«, hörte sie seine Stimme fragend flüstern, und sie fühlte den schmerzhaften Druck seiner Hand. »Natalie?«

Ich verstehe nichts von alledem, was soll ich dazu sagen? erwiderte ihr Blick.

Heiße Lippen preßten sich auf ihren Mund, und im selben Augenblick fühlte sie sich wieder frei und hörte das Geräusch von Helenes

Schritten und das Rascheln ihres Kleides im Zimmer. Natascha sah sich nach Helene um, warf dann errötend und zitternd einen ängstlich fragenden Blick auf ihn und ging nach der Tür.

»Un mot, un seul, au nom de Dieu«, flehte Anatol.

Sie blieb stehen in dem brennenden Verlangen, daß er ihr dieses eine Wort sagen solle, das ihr alles, was geschehen war, erklärt hätte, damit sie ihm darauf hätte antworten können.

»Natalie, un mot, un seul«, bat er immer wieder, da er sichtlich nicht wußte, was er sagen sollte, und wiederholte es so lange, bis Helene zu ihnen trat.

Mit Helene zusammen betrat Natascha wieder den Salon. Ohne das Souper abzuwarten, fuhren die Rostows heim.

Nach Hause zurückgekehrt, konnte Natascha die ganze Nacht nicht schlafen: sie quälte die unlösbare Frage, wen von beiden sie liebte: Anatol oder den Fürsten Andrej. Den Fürsten Andrej liebte sie, sie erinnerte sich mit aller Deutlichkeit daran, wie heftig sie ihn geliebt hatte. Aber Anatol liebte sie ebenfalls, daran war nicht zu zweifeln. Wenn dem anders wäre, hätte dann alles so kommen können? dachte sie. Wenn ich heute nach alledem beim Abschied sein Lächeln mit einem Lächeln erwidern konnte, ja, wenn ich es überhaupt so weit habe kommen lassen, so bedeutet das, daß ich ihn vom ersten Augenblick an geliebt habe, daß er ein guter, edler, herrlicher Mensch ist und es gar nicht möglich war, ihn nicht zu lieben. Was soll ich aber anfangen, wenn ich ihn liebe und den andern ebenfalls? sagte sie sich und fand auf diese fürchterlichen Fragen keine Antwort.

Der Morgen kam und mit ihm neue Sorgen und Geschäfte. Alle standen auf, rührten und regten sich, fingen an, sich zu unterhalten, wieder kamen Modistinnen, wieder platzte Marja Dmitrijewna herein, um sie zum Tee zu rufen. Natascha sah mit weit geöffneten Augen, als wolle sie jeden Blick, der auf sie gerichtet wurde, auffangen, unsetzt von einem zum anderen und gab sich Mühe, so zu scheinen, wie sie immer gewesen war.

Nach dem Frühstück setzte sich Marja Dmitrijewna in ihren Lehnstuhl – es war dies ihre beste Zeit am Tage – und rief Natascha und den alten Grafen zu sich.

»Also, meine lieben Freunde, ich habe mir jetzt die ganze Sache überlegt und will euch nun mal einen Rat geben«, fing sie an. »Wie ihr wißt, war ich gestern beim Fürsten Nikolaj. Na, da habe ich denn ein Wörtchen mit ihm gesprochen ... Und er untersteht sich, mich anzuschreien! Aber mich überschreit so leicht keiner. Na, da habe ich mir also auch kein Blatt vor den Mund genommen.«

»Und was hat er gesagt?« fragte der Graf.

»Was er gesagt hat? Ein ganz verschrobener Dickschädel ist er ... will von nichts hören. Aber wozu das breittreten, wir haben das arme Mädchel genug gequält«, sagte Marja Dmitrijewna. »Ich kann euch nur folgendes raten: wickelt eure Geschäfte ab und fahrt nach Hause und wartet das Weitere dort ab ... in Otradnoje ...«

»Ach, nein!« entfuhr es Natascha unwillkürlich.

»Doch, ihr müßt fahren«, sagte Marja Dmitrijewna, »und zu Hause alles ruhig abwarten. Wenn dein Bräutigam jetzt hierherkommt, so geht es ohne Zank und Streit nicht ab, ist er aber allein mit dem Alten, so kann er ihn eher überreden und dann zu euch kommen.«

Ilja Andrejewitsch stimmte ihr bei, weil er das Vernünftige dieses Vorschlags einsah. Wenn sich der Alte besänftigen ließ, um so angenehmer war es dann für sie, ihn später in Moskau oder Lysyja-Gory zu besuchen; war das Gegenteil der Fall, so konnte eine Trauung ohne seine Einwilligung nur in Otradnoje stattfinden.

»Das ist das einzig Richtige«, sagte der Graf. »Es tut mir sogar jetzt leid, daß ich zu ihm hingefahren bin und Natascha mitgenommen habe.«

»Nein, warum das bedauern? Wo ihr nun schon einmal hier wart, ging es doch gar nicht anders, da müßtet ihr ihm doch diese Ehre erweisen. Will er nicht – nun, so ist das seine Sache«, sagte Marja Dmitrijewna und suchte etwas in ihrem Ridikül. »Na, und die Ausstattung ist fertig, auf was wartet ihr also noch? Und was noch nicht fertig sein sollte, das schicke ich euch nach. Obgleich ich es natürlich auch sehr bedaure, euch nicht länger bei mir zu haben, aber es ist besser so. Also nochmals: fahrt mit Gott!«

Sie fand in ihrem Ridikül das, was sie suchte, und gab es Natascha. Es war ein Brief von Prinzessin Marja.

»Sie schreibt an dich. Wie sie sich quält, die Ärmste! Sie fürchtet, du könntest etwa von ihr denken, sie liebe dich nicht!«

»Ja, sie kann mich auch nicht leiden«, erwiderte Natascha.

»Rede nicht solchen Unsinn!« fuhr sie Marja Dmitrijewna an.

»Ich lasse mich von niemandem täuschen, ich weiß doch, daß sie mich nicht mag«, sagte Natascha kühn, nahm den Brief, und ihr Gesicht drückte eine trockene und feindselige Entschlossenheit aus, die Marja Dmitrijewna veranlaßte, sie aufmerksamer anzusehen und die Stirn in Falten zu ziehen.

»So darfst du nicht antworten, meine Tochter. Was ich sage, ist wahr«, erwiderte sie. »Schreibe ihr eine Antwort.«

Natascha erwiderte nichts darauf und ging in ihr Zimmer, um den Brief der Prinzessin Marja zu lesen.

Marja schrieb, daß sie über das zwischen ihnen entstandene Mißverständnis ganz verzweifelt sei. Welcher Art auch die Gefühle ihres Vaters seien, so bitte sie doch Natascha, ihr zu glauben, daß sie gar nicht anders könne, als diejenige von ganzem Herzen zu lieben, die ihr Bruder, für dessen Glück sie jedes Opfer zu bringen bereit sei, erwählt habe.

»Übrigens«, schrieb sie dann weiter, »glauben Sie nicht, daß mein Vater Ihnen übelgesinnt ist. Er ist ein alter kranker Mann, mit dem man Nachsicht haben muß, aber er ist gut und großmütig und wird diejenige lieben, die seinen Sohn glücklich machen wird.« Dann bat

Prinzessin Marja noch, Natascha solle ihr doch eine Zeit angeben, wo sie sich noch einmal sehen könnten.

Nachdem Natascha den Brief gelesen hatte, setzte sie sich an den Schreibtisch, um eine Antwort zu schreiben. »Chère princesse«, fing sie schnell und mechanisch an, hielt aber sogleich inne. Was konnte sie noch weiter schreiben nach dem, was sich gestern ereignet hatte? Ja, ja, das alles war einmal, jetzt aber ist alles anders, dachte sie, während sie über den angefangenen Brief gebeugt saß. Ich muß ihm eine Absage schreiben. Muß ich das wirklich? Das ist entsetzlich! ... Und um nicht diese furchtbaren Gedanken zu Ende denken zu müssen, ging sie zu Sonja hinüber und wählte mit ihr zusammen Muster aus.

Nach Tisch begab sich Natascha auf ihr Zimmer und nahm wieder Prinzessin Marjas Brief vor. Ist wirklich alles zu Ende? dachte sie. Kann das so plötzlich geschehen und so schnell alles Frühere zunichte machen? Sie erinnerte sich an die ganze Kraft ihrer Liebe zum Fürsten Andrej, fühlte aber dabei gleichzeitig, daß sie Kuragin liebte. Lebhaft stellte sie sich vor, wie sie als Frau des Fürsten Andrej an seiner Seite glücklich sein würde, ein Bild, das sie sich, in ihrer Phantasie immer und immer wieder ausgemalt hatte, gleichzeitig mußte sie aber auch, glühend vor Erregung, wieder an alle Einzelheiten ihres gestrigen Wiedersehens mit Kuragin denken.

Warum kann das beides nicht gleichzeitig sein? dachte sie oft in ihrer inneren Zerrissenheit. Nur dann wäre ich vollkommen glücklich; jetzt aber muß ich wählen und kann doch weder ohne den einen noch ohne den andern glücklich sein. Soll ich es dem Fürsten Andrej sagen? Unmöglich! dachte sie. Es ihm verheimlichen? Ebenso unmöglich! Doch im zweiten Fall ist wenigstens noch nichts verdorben. Kann ich denn aber von der Liebe des Fürsten Andrej, von diesem Glück, von dem ich so lange gezehrt habe, auf ewig Abschied nehmen?

»Gnädiges Fräulein«, sagte in diesem Augenblick flüsternd und mit geheimnisvoller Miene eine Zofe, die eben ins Zimmer getreten war. »Ein Mann hat mich beauftragt, Ihnen das zu überbringen.« Das Mädchen reichte Natascha einen Brief.

»Aber um Gottes willen kein Wort ...« flüsterte das Mädchen noch, während Natascha schon, ohne an etwas zu denken, mit einer mechanischen Handbewegung das Siegel löste und Anatols Liebesbrief las, von dem sie, ohne die Worte fassen zu können, zuerst nur das eine begriff, daß es ein Brief von ihm war, von dem Mann, den sie

liebte. Ja, ich liebe ihn, könnte es denn sonst so gekommen sein, wie es gekommen ist? Könnte ich denn sonst einen Liebesbrief von ihm in meiner Hand halten? sagte sie sich.

Mit zitternden Händen hielt Natascha diesen leidenschaftlichen Liebesbrief, den Dolochow für Anatol verfaßt hatte, las ihn und fand in ihm den Widerhall all dessen, was sie, wie ihr schien, selber fühlte.

»Seit gestern abend ist mein Schicksal entschieden: ich muß entweder von Ihnen geliebt werden – oder sterben. Einen anderen Ausweg gibt es für mich nicht«, fing der Brief an. Dann schrieb er weiter, er wisse, daß ihre Verwandten sie ihm nicht geben würden, daß da geheime Gründe vorlägen, die er nur ihr allein eröffnen könne, daß sie aber nur das Wörtchen »ja« zu sagen brauche, und keine Macht der Welt könne ihre Glückseligkeit stören. Die Liebe überwinde alles. Er werde mit ihr fliehen und sie bis ans Ende der Welt führen.

Ja, ja, ich liebe ihn, dachte Natascha und las den Brief wohl zum zwanzigstenmal durch, wobei sie in jedem Wort einen besonders tiefen Sinn zu finden suchte.

An diesem Abend fuhr Marja Dmitrijewna zu den Archarows und schlug den jungen Mädchen vor, mitzufahren. Natascha aber blieb unter dem Vorwand, Kopfschmerzen zu haben, zu Hause.

Als Sonja spät abends nach Hause kam, trat sie noch einmal in Nataschas Zimmer und fand diese zu ihrer Verwunderung angekleidet und schlafend auf dem Sofa liegen. Auf dem Tisch neben ihr lag offen Anatols Brief. Sonja nahm den Brief und las ihn.

Sie las ihn und blickte auf die schlafende Natascha, um auf ihrem Gesicht eine Erklärung dessen, was sie gelesen hatte, zu suchen, fand aber keine. Das Gesicht war still, sanft und glücklich. Bleich und vor Angst und Aufregung zitternd, griff sich Sonja an die Brust, um nicht zu ersticken, ließ sich auf einen Sessel fallen und brach in Tränen aus.

Und ich habe nichts davon gemerkt! Wie konnte das nur so weit kommen? Liebt sie denn den Fürsten Andrej nicht mehr? Wie konnte sie nur diesen Kuragin so an sich herankommen lassen? Er ist ein Betrüger und Bösewicht, das ist klar. Was wird Nicolas sagen, der liebe, edle Nicolas, wenn er das erfährt? Daher also ihr erregtes, entschlossenes, unnatürliches Gesicht vorgestern, gestern und heute, dachte Sonja. Aber das kann ja gar nicht sein, daß sie ihn liebt! Wahrscheinlich hat sie gar nicht gewußt, von wem der Brief ist, und ihn aufgemacht. Sicher fühlt sie sich beleidigt. So etwas kann sie doch nicht tun!

Sonja wischte sich die Tränen ab, trat auf Natascha zu und sah ihr wieder ins Gesicht.

»Natascha«, sagte sie kaum hörbar.

Natascha erwachte und sah Sonja an.

»Ah, wieder zurück?«

Energisch und zärtlich, wie man im ersten Augenblick des Erwachens zu sein pflegt, umarmte sie die Freundin, als sie aber die Verlegenheit auf Sonjas Gesicht sah, nahm auch ihr Gesicht einen verwirrten, argwöhnischen Ausdruck an.

»Sonja, du hast den Brief gelesen?« fragte sie.

»Ja«, erwiderte Sonja leise.

Natascha lächelte verzückt.

»Nein, Sonja, ich kann nicht mehr!« sagte sie. »Ich kann es nicht länger vor dir geheimhalten. Du weißt, wir lieben einander. Sonja, Herzenssonja, er schreibt an mich ... Sonja ...«

Sonja, die ihren Ohren nicht traute, sah Natascha ganz entgeistert an.

»Und Bolkonskij?« fragte sie.

»Sonja, ach Sonja, wenn du nur wüßtest, wie glücklich ich bin!« rief Natascha. »Du weißt gar nicht, was Liebe ist ...«

»Aber, Natascha, soll jenes wirklich alles zu Ende sein?«

Natascha sah Sonja mit großen, weitgeöffneten Augen an, als verstünde sie ihre Frage nicht.

»Ich meine, willst du dem Fürsten Andrej schreiben?« fragte Sonja.

»Ach, du verstehst ja alles nicht, du redest ja nur dummes Zeug! So höre doch nur!« sagte Natascha plötzlich ärgerlich.

»Nein, ich kann das nicht glauben«, wiederholte Sonja. »Ich begreife das nicht. Wie kannst du nur einen Menschen ein ganzes Jahr lang lieben und dann mit einemmal ... Und du hast ihn doch nur dreimal gesehen. Natascha, das glaube ich dir nicht, du machst nur Spaß. In drei Tagen alles zu vergessen und so ...«

»Drei Tage?« sagte Natascha. »Mir kommt es vor, als liebte ich ihn schon hundert Jahre. Und als hätte ich vorher nie einen Menschen geliebt. Aber du kannst das ja nicht verstehen. Komm, Sonja, setz dich einmal her!« Natascha umarmte und küßte sie. »Man hat mir erzählt, daß dies manchmal so ist, und auch du hast das sicherlich gehört, aber erst jetzt habe ich diese Liebe an mir selbst erfahren. Das ist nicht das, was ich früher empfand. Als ich ihn nur gesehen hatte, fühlte ich sofort, daß er mein Herr und ich seine Sklavin bin, und daß ich gar nicht anders kann, als ihn lieben. Ja, seine Sklavin! Was er mir befiehlt, das tue ich. Das verstehst du eben nicht. Aber was soll ich tun? Was soll ich nur tun, Sonja?« rief Natascha mit glücklichem und doch ängstlichem Gesicht.

»Aber so bedenke doch, was du tust«, rief Sonja. »Ich kann das nicht so weitergehen lassen. Diese heimlichen Briefe ... Wie konntest du ihn nur so weit kommen lassen?« sagte sie entsetzt und voll Abscheu, den sie nur mit Mühe verbergen konnte.

»Ich sagte dir ja schon«, erwiderte Natascha, »daß ich keinen Willen mehr habe. Verstehst du denn das nicht: ich liebe ihn!«

»Aber ich werde es nicht so weit kommen lassen, ich werde es erzählen«, schluchzte Sonja mit tränenüberströmtem Gesicht.

»Was fällt dir ein? Um Gottes willen ... Wenn du etwas erzählst, bist du meine Freundin nicht mehr«, fiel Natascha hastig ein. »Du willst mein Unglück, willst, daß man uns trennt ...«

Sonja sah Nataschas Angst, und Tränen der Scham und des Mitleids mit ihr stürzten ihr aus den Augen.

»Aber was ist denn zwischen euch vorgefallen?« fragte sie. »Was hat er zu dir gesagt? Warum kommt er nicht ins Haus?«

Natascha gab keine Antwort auf ihre Fragen.

»Um Gottes willen, Sonja, sage niemandem ein Wort, quäle mich nicht«, flehte Natascha. »Denke doch daran, daß man sich in solche Sachen nicht einmengen darf. Ich habe es dir offen anvertraut ...«

»Aber wozu diese Heimlichtuerei? Weshalb kommt er nicht ins Haus?« fragte Sonja. »Warum hält er nicht offen um deine Hand an? Fürst Andrej hat dir doch volle Freiheit gelassen, wenn es nun schon einmal so ist. Aber ich traue ihm nicht, Natascha. Hast du schon darüber nachgedacht, was das für geheime Gründe sein können?«

Natascha sah Sonja mit erstaunten Augen an. Sichtlich drängte sich ihr diese Frage zum erstenmal auf, und sie wußte nicht, was sie darauf antworten sollte.

»Was das für Gründe sind? Ich weiß es nicht. Aber er schreibt es, folglich müssen doch Gründe da sein.«

Sonja seufzte und schüttelte argwöhnisch den Kopf.

»Wenn solche Gründe wirklich da wären ...« fing sie an.

Aber Natascha, die ihre Zweifel erriet, schnitt ihr erschrocken das Wort ab.

»Sonja, du darfst nicht an ihm zweifeln! Du darfst nicht! Ich erlaube es nicht! Verstehst du?« rief sie.

»Liebt er dich?«

»Ob er mich liebt?« wiederholte Natascha mit einem Lächeln des Mitleids über den Mangel an Verständnis bei ihrer Freundin. »Aber du hast doch seinen Brief gelesen, hast ihn doch selber gesehen.«

»Wenn er nun aber ein Unwürdiger ist?«

»Er? ... Ein Unwürdiger? Du solltest ihn nur kennen!« rief Natascha.

»Wenn er ein ehrlicher Mensch wäre, müßte er sich entweder offen erklären oder aufhören, deine Nähe zu suchen. Und wenn du es nicht tun willst, so tue ich es: ich werde an ihn schreiben und es Papa sagen«, erwiderte Sonja in entschiedenem Ton.

»Aber ich kann doch nicht ohne ihn leben!« schrie Natascha.

»Natascha, ich begreife dich nicht. Was sagst du da? Denke doch an deinen Vater, an Nicolas.«

»Ich brauche keinen, liebe keinen auf der ganzen Welt als ihn allein! Wie kannst du sagen, daß er ein Unwürdiger ist? Weißt du denn nicht, daß ich ihn liebe?« schrie Natascha. »Geh hinaus, Sonja! Ich will mich nicht mit dir zanken, geh, um Gottes willen, geh! Du siehst doch, wie ich mich quäle!« schrie Natascha feindselig mit mühsam beherrschter, gereizter und verzweifelter Stimme.

Sonja schluchzte auf und lief aus dem Zimmer.

Natascha trat an den Schreibtisch und schrieb, ohne einen Augenblick zu überlegen, jene Antwort an Prinzessin Marja, die sie den ganzen Morgen über nicht hatte finden können. In diesem Brief teilte sie ihr ganz kurz mit, daß alle Mißverständnisse nun ein Ende hätten, da sie von dem großmütigen Anerbieten des Fürsten Andrej, der ihr bei seiner Abreise volle Freiheit gelassen habe, nun Gebrauch machen werde. Sie bat Prinzessin Marja, alles zu vergessen und ihr zu verzeihen, wenn sie ihr gegenüber einen Fehler begangen habe, aber sie könne nicht die Frau ihres Bruders werden. Und in diesem Augenblick erschien ihr das alles so leicht, einfach und klar.

Am Freitag sollten die Rostows auf ihr Gut zurückkehren, und deshalb fuhr der Graf am Mittwoch noch schnell mit einem Käufer auf seinen Landsitz bei Moskau.

An diesem Mittwoch, an dem der Graf wegfuhr, waren Sonja und Natascha zu einem großen Diner bei den Karagins eingeladen, und Marja Dmitrijewna fuhr mit ihnen hin. Bei diesem Essen traf Natascha wieder mit Anatol zusammen, und Sonja bemerkte, daß sie etwas mit ihm besprach, wobei sie nicht belauscht zu werden wünschte, und daß sie während des ganzen Essens noch aufgeregter war als sonst. Nach

Hause zurückgekehrt, fing Natascha von selber zu erklären an, was Sonja von ihr erwartete.

»Siehst du, Sonja, da hast du nun allerlei dummes Zeug über ihn gesagt«, fing Natascha mit sanfter Stimme an, wie Kinder sprechen, wenn sie gelobt sein wollen. »Ich habe mich heute mit ihm ausgesprochen.«

»Nun und? Was hat er gesagt? Wie glücklich bin ich, Natascha, daß du mir nicht böse bist. Sag mir alles, die ganze Wahrheit. Was hat er zu dir gesagt?«

Natascha dachte nach.

»Ach, Sonja, wenn du ihn so kenntest, wie ich ihn kenne! Er sagte ... Er fragte mich, wie es mit meiner Verlobung mit Bolkonskij sei. Er freute sich, als ich ihm sagte, daß es nur von mir abhängt, ihm sein Wort zurückzugeben.«

Sonja seufzte traurig.

»Aber du hast ja eben Bolkonskij sein Wort nicht zurückgegeben«, sagte sie.

»Vielleicht habe ich es doch getan! Vielleicht ist mit Bolkonskij schon alles zu Ende! Warum denkst du so schlecht von mir?«

»Ich denke gar nichts, ich begreife dich nur nicht ...«

»Warte, Sonja, du wirst alles begreifen. Du wirst sehen, was das für ein Mensch ist. Denke nur nichts Schlechtes von mir und von ihm.«

»Ich denke von niemandem Schlechtes; ich liebe euch alle und fühle mit euch. Aber was soll ich tun?«

Sonja ließ sich von dem zärtlichen Ton, in dem Natascha mit ihr sprach, nicht unterkriegen. Je weicher und bittender Nataschas Gesichtsausdruck wurde, um so ernster und strenger blickte Sonja.

»Natascha«, sagte sie, »du hast mich gebeten, mit dir nicht über diese Angelegenheit zu sprechen, und ich habe deinen Wunsch erfüllt. Jetzt hast du aber selber davon angefangen. Natascha, ich traue ihm nicht. Warum diese Heimlichtuerei?«

»Fängst du schon wieder so an!« unterbrach sie Natascha.

»Natascha, ich habe Angst um dich.«

»Angst? Wovor denn?«

»Ich fürchte, daß du dich ins Unglück stürzest«, sagte Sonja fest, und erschrak selbst über das, was sie sagte.

Nataschas Gesicht nahm wieder einen feindseligen Ausdruck an.

»Nun, dann renne ich eben in mein Unglück, stürze mich hinein, so bald wie nur möglich. Das ist doch meine Sache. Ich selber habe doch den Schaden davon und nicht ihr. Laß mich, laß mich. Ich hasse dich!«

»Natascha!« rief Sonja erschrocken.

»Ich hasse dich! Ich hasse dich! Wir können nie wieder Freunde sein!«

Natascha lief aus dem Zimmer.

Von nun an sprach Natascha kein Wort mehr mit Sonja und mied sie. Immer mit der gleichen, erstaunt erregten, schuldbewußten Miene lief sie durch alle Zimmer, nahm sich bald diese, bald jene Beschäftigung vor, um gleich wieder damit aufzuhören.

Wie schwer es auch Sonja wurde, sie beobachtete ihre Freundin doch unablässig und ließ sie nicht aus den Augen.

Am Freitag vormittag wurde der Graf zurückerwartet, und am Donnerstag bemerkte Sonja, daß Natascha den ganzen Morgen im Salon am Fenster saß, als warte sie auf etwas, und wirklich machte ihr auch ein vorüberreitender Offizier, den Sonja für Anatol hielt, ein geheimes Zeichen.

Sonja beobachtete ihre Freundin noch schärfer und bemerkte, daß Natascha sich während des Mittagessens und im Verlauf des ganzen Nachmittags in einem sonderbaren, unnatürlichen Zustand befand: sie gab auf Fragen, die an sie gerichtet wurden, verkehrte Antworten, fing Sätze an, die sie nicht zu Ende führte, und lachte über alles.

Nach dem Tee sah Sonja, wie eine Zofe an Nataschas Tür ängstlich auf sie wartete. Sonja ließ beide vorübergehen, horchte an der Tür und merkte, daß wieder ein Brief abgegeben wurde.

Da wurde Sonja auf einmal klar, daß Natascha irgendeinen furchtbaren Plan für heute abend vorhatte. Sie klopfte an ihre Tür. Natascha ließ sie nicht ein.

Sie will mit ihm fliehen! dachte Sonja. Sie ist zu allem fähig. Es lag heute etwas ganz besonders Wehes und Entschlossenes in ihrem Gesicht. Als sie vom Onkel Abschied nahm, fing sie an zu weinen,

fiel Sonja ein. Ja, das ist es ganz sicher: sie will mit ihm fliehen. Was soll ich nur tun? überlegte sich Sonja, und nun fielen ihr all die Anzeichen ein, die deutlich bewiesen, daß sich Natascha mit irgendeiner furchtbaren Absicht trug. Der Graf ist nicht zu Hause. Was soll ich tun? Soll ich an Kuragin schreiben und eine Erklärung von ihm fordern? Aber wer kann ihn zu einer Antwort zwingen? Soll ich mich an Pierre wenden, wie Fürst Andrej mich gebeten hat, wenn sich irgend etwas Schlimmes ereignen sollte? ... Aber vielleicht hat sie wirklich Bolkonskij schon abgeschrieben, sie hat ja gestern einen Brief an Prinzessin Marja fortgeschickt. Der Onkel ist nicht da ... Marja Dmitrijewna etwas zu sagen, die so viel von Natascha hielt, schien Sonja entsetzlich. So oder so, dachte Sonja, während sie auf dem dunklen Korridor stand, jetzt oder nie ist die Zeit gekommen, da ich beweisen kann, daß ich alle die Wohltaten, die mir die Familie erwiesen hat, nicht vergessen habe und Nicolas liebe. Nein, und wenn ich drei Nächte nicht schlafen sollte, ich werde nicht aus diesem Korridor weggehen, sie mit Gewalt zurückhalten und nicht dulden, daß der Familie diese Schande zugefügt wird.

Anatol war in letzter Zeit zu Dolochow übergesiedelt. Der Plan, die Komtesse Rostowa zu entführen, war schon vor mehreren Tagen von Dolochow ersonnen und vorbereitet worden, und an jenem Tag, als Sonja an Nataschas Tür gehorcht und den Entschluß gefaßt hatte, sie zu überwachen, sollte dieser Plan zur Ausführung gebracht werden. Natascha hatte versprochen, sich um zehn Uhr abends an der Hintertreppe mit Kuragin zu treffen. Kuragin sollte sie sogleich in eine bereitgehaltene Troika setzen und mit ihr nach dem sechzig Werst entfernten Kirchdorf Kamenka fahren, wohin man einen seines Amtes enthobenen Popen bestellt hatte, der sie sogleich trauen sollte. In Kamenka standen frische Pferde bereit, die sie auf die Warschauer Route bringen sollten, und von dort aus wollten sie mit der Post so schnell wie möglich ins Ausland fahren.

Anatol hatte sowohl einen Paß als auch einen Postschein, dazu zehntausend Rubel, die er sich von seiner Schwester gepumpt, und weitere zehntausend, die er sich durch Dolochow zu verschaffen gewußt hatte.

Die beiden Trauzeugen: Chwostikow, ein früherer Kanzleibeamter, den Dolochow bei seinen Spielabenden verwendete, und Makarin, ein gutmütiger und characterschwacher Husarenoffizier außer Dienst, der leidenschaftlich für Kuragin schwärmte, saßen bei Dolochow im Vorzimmer und tranken Tee.

In Dolochows eigenem Arbeitszimmer, dessen Wände bis hoch an die Decke mit Perserteppichen, Bärenfellen und Waffen geschmückt waren, saß vor dem offenen Schreibtisch, auf dem ein Blatt Papier und Päckchen mit Banknoten lagen, Dolochow selber in kurzem Reiserock und hohen Stiefeln. Anatol kam mit halbzugeknöpfter Uniform aus dem Vorzimmer gelaufen, wo die Zeugen saßen, und ging durch Dolochows Zimmer in einen hinteren Raum, wo sein französischer Kammerdiener mit anderen Dienern zusammen die letzten Sachen einpackte. Dolochow zählte das Geld und notierte sich etwas.

»Hör mal«, sagte er, »diesem Chwostikow müssen wir doch zweitausend Rubel geben.«

»Na, so gib sie ihm doch«, erwiderte Anatol.

»Dein Makarka« – so nannten sie Makarin – »geht ja ohne schönsten Mammon für dich durchs Feuer. Na, da wäre also die Abrechnung fertig«, sagte Dolochow und zeigte ihm das Blatt. »Ist's recht so?«

»Ja natürlich, selbstverständlich«, erwiderte Anatol, der offenbar gar nicht hinhörte, was Dolochow sagte, sondern immer nur mit einem Lächeln vor sich hinblickte, das nicht von seinem Gesicht wich.

Dolochow schloß den Schreibtisch und wandte sich mit spöttischem Lächeln an Anatol.

»Weißt du was? Gib die ganze Geschichte auf. Noch ist es Zeit«, meinte er.

»Du bist wohl verrückt?« erwiderte Anatol. »Hör doch mit solchen Dummheiten auf. Wenn du nur wüßtest ... Weiß der Teufel, was diesmal mit mir ist!«

»Wirklich, gib es auf«, riet Dolochow. »Ich rede ganz im Ernst mit dir. Ist das etwa ein Kinderspiel, was du vorhast?«

»Willst mich wohl schon wieder zum besten haben? Scher dich zum Teufel!« rief Anatol und runzelte die Stirn. »Mir ist jetzt wirklich nicht nach deinen albernen Witzen zumute.« Und er verließ das Zimmer.

Dolochow lächelte überlegen und geringschätzig.

»Warte doch mal«, rief er Anatol nach. »Ich mache gar keine Witze, ich rede ganz im Ernst. Komm doch mal her.«

Anatol kam ins Zimmer zurück, gab sich Mühe, sich zu sammeln, sah Dolochow an und beugte sich offenbar unwillkürlich seinem Willen.

»Also paß mal auf, ich sage es dir jetzt zum letztenmal. Warum sollte ich Scherz mit dir treiben? Habe ich dich irgendwie an der Ausführung deines Planes gehindert? Im Gegenteil. Wer hat alles vorbereitet? Wer hat den Popen ausfindig gemacht? Wer den Paß besorgt, das Geld verschafft? Alles nur ich.«

»Nun ja, und ich danke dir dafür. Du denkst wohl, daß ich das nicht anerkenne?« Anatol seufzte und umarmte Dolochow.

»Ich habe dir geholfen, aber eben deshalb muß ich dir die ganze Wahrheit sagen: Die Sache ist gefährlich und, bei Licht besehen, sogar dumm. Du entführst sie, gut. Wird man es aber dabei bewenden

lassen? Es wird herauskommen, daß du schon einmal verheiratet bist. Dann wird man dich vors Kriminalgericht schleppen ...«

»Ach, Unsinn, Unsinn!« fing Anatol wieder an und zog ärgerlich die Stirne kraus. »Wie oft habe ich dir das nicht schon auseinandergesetzt!« Und mit jener besonderen Vorliebe dummer Menschen für Vernunftschlüsse, die sie gerade noch mit ihrem Verstand fassen können, wiederholte Anatol Dolochow jene Gründe, die er ihm schon hundertmal dargelegt hatte: »Das habe ich dir doch alles schon soundso oft auseinandergesetzt. Ich bin zu dem Schluß gekommen: Ist die Ehe ungültig«, sagte er und bog einen Finger um, »dann kann man mich für nichts verantwortlich machen, hat sie aber Gültigkeit – nun, dann ist es auch einerlei: im Ausland wird das niemand wissen. Ist es nicht so? Da kannst du sagen, was du willst.«

»Tatsächlich, du solltest es lieber lassen. Du bindest dich bloß«

»Zum Teufel mit dir!« rief Anatol, fuhr sich durchs Haar und lief ins andere Zimmer, kehrte aber gleich wieder zurück, setzte sich dicht vor Dolochow auf einen Sessel und zog die Beine hoch. »Weiß der Teufel, was diesmal mit mir los ist! Nicht? Paß mal auf, wie das hier hämmert!« Und er nahm Dolochows Hand und legte sie auf sein Herz. »Ah, quel pied, mon cher, quel regard! Une déesse! Nicht?«

Dolochow lächelte kalt und blitzte Anatol mit seinen schönen, frechen Augen an, offenbar wollte er noch ein bißchen mit ihm spielen.

»Aber wenn nun das Geld ausgeht, was dann?«

»Was dann?« wiederholte Anatol mit aufrichtigem Staunen vor jedem Gedanken an eine weitere Zukunft. »Was dann? Wie soll ich denn das wissen ... Aber wozu diesen Unsinn schwatzen!« Er sah nach der Uhr. »Es ist Zeit.«

Damit ging er in das hintere Zimmer.

»Na, seid ihr bald fertig? So eine Trödelei hier!« schrie er den Dienern zu.

Dolochow nahm das Geld weg, schrie einem Diener zu, noch schnell vor der Fahrt etwas zum Essen und Trinken zu bringen, und ging in das Vorzimmer, wo Chwostikow und Makarin saßen.

Anatol legte sich in Dolochows Zimmer auf das Sofa, stützte den Arm auf, lächelte in Gedanken versunken und flüsterte mit seinem hübschen Mund zärtlich etwas vor sich hin.

»Komm, iß etwas! Oder willst du nicht wenigstens etwas trinken?« rief ihm Dolochow aus dem Nebenzimmer zu.

»Ich mag nicht«, erwiderte Anatol, immer noch lächelnd.

»Komm, Balaga ist da.«

Anatol stand auf und ging ins Speisezimmer. Balaga war ein bekannter Troikakutscher, der Dolochow und Anatol schon über sechs Jahre kannte, und sie schon oft gefahren hatte. Als Anatols Regiment noch in Twer stand, hatte er diesen mehr als einmal abends in Twer abgeholt, war zum Morgengrauen in Moskau gewesen und hatte dann in der nächsten Nacht Anatol wieder nach Twer zurückgefahren. Oft hatte er auch Dolochow durch eine rasende Fahrt vor seinen Verfolgern gerettet, hatte sie mit Zigeunern und »solchen Dämchen«, wie Balaga sich ausdrückte, durch die Stadt kutschiert. Wie oft hatte er, wenn er sie fuhr, Leute überfahren oder Wagen angerannt, aber seine »Herren«, wie er sie nannte, hatten ihm immer wieder aus der Patsche geholfen. Gar manches Pferd hatte er ihretwegen schon zu Tode gehetzt. Mehr als einmal hatten sie ihn verprügelt, mehr als einmal mit Champagner und Madeira, der ihm über alles ging, betrunken gemacht, und von jedem von ihnen wußte er Streiche zu erzählen, die einem gewöhnlichen Sterblichen schon lange Sibirien eingebracht hätten. Oft hatten sie Balaga an ihren Zechgelagen teilnehmen lassen, hatten ihn zu trinken und mit den Zigeunern zu tanzen gezwungen, und mancher Tausender von ihnen war schon durch seine Hände gegangen. Wohl zwanzigmal im Jahr setzte er seine Haut und sein Leben aufs Spiel, wenn er sie fuhr, und hetzte für sie mehr Pferde zu Tod, als sie ihm an Geld bezahlten. Aber er liebte sie, liebte diese tollen Fahrten von achtzig Werst in der Stunde und tat nichts lieber, als andere Fuhren und Fußgänger über den Haufen zu fahren und wie der Teufel durch die Straßen Moskaus zu rasen. Ihm lachte das Herz im Leibe, wenn er hinter sich das wilde Schreien betrunkenen Stimmen hörte: »Schneller! Schneller!« in einem Augenblick, in dem es schon nicht mehr möglich war, die Fahrt noch zu beschleunigen, und mit Genugtuung zog er dem Bauer, der sowieso, wenn er angerast kam, mehr tot als lebendig zur Seite sprang, eins mit der Peitsche über. Echte Herren, dachte er.

Anatol und Dolochow hatten Balaga wegen seines meisterhaften Fahrens und weil er die selben Passionen hatte wie sie, ebenfalls gern. Bei anderen machte Balaga den Preis immer vorher aus, nahm für eine zweistündige Fahrt zwanzig Rubel und fuhr andere Herrschaften überhaupt selten selber, sondern schickte dann immer einen von seinen jungen Leuten. Seine Herren aber, wie er sie nannte, fuhr er immer selbst und verlangte nie etwas dafür. Nur alle paar Monate einmal, wenn er durch die Diener erfahren hatte, daß gerade Geld da war, kam er frühmorgens nüchtern zu ihnen und bat unter tiefen Verbeugungen, ob sie ihm nicht aus der Klemme helfen könnten. Die Herren forderten ihn dann immer auf, Platz zu nehmen. »Nichts für ungut, Väterchen Fjodor Iwanowitsch«, oder: »Euer Durchlaucht«, fing er dann immer an. »Ich habe kein Pferd mehr im Stall; geben Sie mir einen kleinen Vorschuß, wenn es Ihnen möglich ist, damit ich nach dem Pferdemarkt gehen kann.« Und dann gab ihm sowohl Anatol als auch Dolochow, wenn sie gerade Geld hatten, tausend oder auch zweitausend Rubel. Balaga war ein blonder, untersetzter Mann von etwa siebenundzwanzig Jahren, mit rotem Gesicht, einer Stumpfnase, einem kleinen Bärtchen, blitzenden kleinen Augen und auffallend rotem, dickem Hals.

Er trug über seinem Halbpelz einen dünnen blauen Kaftan, der mit Seide gefüttert war.

Nachdem Balaga ins Zimmer getreten war, bekreuzigte er sich vor dem Heiligenbild in der Ecke, ging dann auf Dolochow zu und streckte ihm seine kleine, sonnengebräunte Hand entgegen.

»Habe die Ehre, Fjodor Iwanowitsch«, sagte er mit einer Verbeugung.

»Guten Tag, alter Junge, na, da bist du ja.«

»Gehorsamster Diener, Euer Durchlaucht«, fuhr Balaga fort und streckte Anatol, der eben ins Zimmer trat, ebenfalls seine Pranke entgegen.

»Ich will dir mal was sagen, Balaga«, fing Anatol an, indem er ihm mit der Hand auf die Schulter klopfte, »hast du mich eigentlich lieb oder nicht? Was? Du könntest mir heute einen Dienst erweisen ... Mit was für Gäulen bist du denn da? Was?«

»Ganz, wie mir durch den Boten befohlen wurde: mit euren, mit den Teufelsbiestern«, erwiderte Balaga.

»Also höre, Balaga! Hetze alle drei Pferde zu Tode, aber in drei Stunden müssen wir dort sein. Verstanden?«

»Wenn ich sie zu Tode hetze, wie sollen wir dann hinkommen?« erwiderte Balaga und blinzelte verschmitzt mit den Augen.

»Untersteh dich, die Sache nicht ernst zu nehmen, die Schnauze schlag ich dir ein!« schrie Anatol plötzlich mit heraustretenden Augen.

»Wie sollte ich das nicht ernst nehmen«, besänftigte ihn der Kutscher grinsend. »Ist mir je für meine Herren etwas leid gewesen? Wir werden fahren, was die Pferde nur laufen können.«

»Gut«, sagte Anatol. »Setz dich.«

»Na, so setz dich doch«, redete ihm auch Dolochow zu.

»Ich kann doch auch stehen, Fjodor Iwanowitsch.«

»Rede kein Blech, setz dich hin und trink!« sagte Anatol und goß ihm ein großes Glas Madeira ein.

Beim Anblick des Weines fingen die Augen des Kutschers an zu funkeln. Nachdem er ihn zuerst anstandshalber abgelehnt hatte, trank er ihn aus und wischte sich mit dem rotseidenen Taschentuch, das er in der Mütze stecken hatte, den Mund ab.

»Und wann wollen wir fahren, Durchlaucht?«

»Ja so« – Anatol sah nach der Uhr – »... jetzt gleich müssen wir fahren. Also nimm dich zusammen, Balaga! Du wirst es doch schaffen?«

»Das kommt drauf an, wie wir abfahren: geht die Abfahrt glücklich vonstatten, warum sollen wir da nicht zur Zeit hinkommen?« erwiderte Balaga. »Haben wir's doch in Twer auch geschafft, in sieben Stunden sind wir hingekommen. Weißt du das noch, Durchlaucht?«

»Erinnerst du dich noch, einmal bin ich gerade zu Weihnachten aus Twer hergefahren«, sagte Anatol zu Makarin gewandt, der gerührt kein Auge von ihm wandte und bei dieser Erinnerung lächelte. »Und glaubst du, Makarin, das schnitt uns die Luft ab, so flogen wir dahin. Wir kamen in einen Transport hinein, über zwei Fuhren sind wir hinweggefahren. Kannst du dir so etwas vorstellen?«

»Das waren aber auch Gäule!« fuhr Balaga zu erzählen fort. »Ich hatte damals zu meinem Braunen zwei junge Seitenpferde eingespannt«, wandte er sich an Dolochow, »und glaube mir, Fjodor

Iwanytsch, sechzig Werst rannten diese Teufelsbiester, nicht zu halten waren sie, die Hände waren mir ja auch vor Kälte ganz steif geworden. Ich schmiß die Zügel hin: ›Halte du sie mal, Durchlaucht!‹ und sank wie tot in den Schlitten zurück. Die brauchte man nicht anzutreiben; nicht zu halten waren sie, bis wir an Ort und Stelle waren. In drei Stunden hatten sie es geschafft, die Satanskreaturen! Das linke Seitenpferd fiel allerdings gleich tot um.«

Anatol ging aus dem Zimmer und kehrte gleich darauf in einem mit silbernem Riemen umgürteten Pelz und in einer Zobelmütze zurück, die ihm, fesch auf die Seite gesetzt, zu seinem hübschen Gesicht vorzüglich stand. Er sah in den Spiegel und stellte sich dann in derselben Pose, die er vorm Spiegel eingenommen hatte, vor Dolochow hin, ein Glas Wein in der Hand.

»Nun, Fedja, leb wohl. Ich danke dir für alles, lebe wohl!« sagte Anatol.

»Und ihr, meine Kameraden und Freunde ...« – er dachte einen Augenblick nach – »... meiner Jugend ... lebet wohl!« wandte er sich an Makarin und die übrigen.

Ogleich sie alle mit ihm fuhren, wollte sich Anatol offenbar den rührend feierlichen Augenblick einer Ansprache an seine Kameraden nicht entgehen lassen. Er sprach laut und langsam, hatte die Brust herausgestreckt und wiegte sich auf dem einen Bein.

»Greift alle zu den Gläsern, auch du, Balaga! Also, ihr Kameraden und Freunde meiner Jugend, wir haben zusammen in Saus und Braus gelebt. Wann werden wir uns wiedersehen? Ich fahre heute ins Ausland. Wir haben das Leben auskosten, lebt wohl, Kinder! Auf euer Wohl! Hurra!« rief er, trank sein Glas aus und schleuderte es auf die Erde.

»Bleibe gesund!« sagte Balaga, trank ebenfalls sein Glas aus und wischte sich den Mund mit dem Taschentuch ab.

Makarin umarmte Anatol mit Tränen in den Augen.

»Ach, Fürst, wie weh ist mir ums Herz, daß ich mich von dir trennen muß!« stammelte er.

»Abfahren, abfahren!« drängte Anatol.

Balaga wollte hinausgehen.

»Nein, halt!« rief Anatol. »Mach die Tür zu! Wir müssen uns noch einmal hinsetzen. So.«

Sie machten die Tür zu, und alle setzten sich noch einmal hin¹²⁰.

»Na, aber nun marsch, Kinder!« sagte Anatol endlich und stand auf.

Der Diener Joseph reichte Anatol die Tasche und den Säbel, und alle gingen ins Vorzimmer.

»Wo ist der Pelz?« fragte Dolochow. »He, Ignatka! Lauf schnell zu Matrona Matwejewna und bitte sie um ihren Pelz, die Zobelsaloppe. Ich kenne doch vom Hörensagen, wie es bei solchen Entführungen zugeht«, sagte Dolochow und blinzelte mit den Augen. »Da kommt sie mehr tot als lebendig aus dem Haus gestürzt, ohne Mantel, so wie sie im Zimmer gesessen hat, zögert man aber nur einen Augenblick, kommen gleich die Tränchen gerollt, und man ruft nach Papachen und Mamachen, zittert vor Kälte und will wieder zurück. Du mußt sie sofort in den Pelz einwickeln und in den Schlitten setzen!«

Der Diener brachte einen Damenfuchspelz.

»Esel! Ich sagte dir doch, den Zobelpelz. He, Matroscha, den Zobelpelz!« schrie er so laut, daß seine Stimme durch alle Zimmer hallte.

Eine hübsche, schlanke, blasse Zigeunerin mit funkelnden schwarzen Augen und blauschillerndem schwarzem Haar kam in einem roten Tuch herausgelaufen, die große Pelzsaloppe über dem Arm.

»Ach wo! Das tut mir gar nicht leid, nimm sie nur«, sagte sie; offenbar tat ihr die Saloppe aber doch leid und sie hatte nur Angst vor ihrem Herrn.

Dolochow nahm ihr, ohne ein Wort zu erwidern, den Pelz ab, warf ihn Matroscha um und wickelte sie hinein.

»Paß auf, so mußt du es machen!« sagte Dolochow. »Und dann so!« fuhr er fort und schlug ihr rings um den Kopf den Kragen hoch, daß nur von dem Gesicht ein Stückchen freibleib. »Und dann so, siehst du?« und er bog Anatols Kopf gegen dieses kleine Stück, das der Kragen freiließ, aus dem mit strahlendem Lächeln Matroscha hervorschaute.

»Na, leb wohl, Matroscha«, sagte Anatol und gab ihr einen Kuß. »Ja, ja, mein lustiges Leben hier ist nun vorbei. Grüß mir den Stjoschka! Leb wohl, leb wohl, Matroscha! Wünsch mir viel Glück!«

»Gott schenke dir alles Glück!« sagte Matroscha mit ihrer zigeunerhaften Betonung.

Vor der Freitreppe standen zwei Troikas, die von zwei jungen Kutschern gehalten wurden.

Balaga bestieg die erste, hob die Ellbogen hoch und legte gemächlich die Zügel zurecht. Anatol und Dolochow setzten sich zu ihm. Makarin, Chwostikow und die Diener stiegen in den zweiten Schlitten.

»Alles fertig?« fragte Balaga.

»Los!« rief er dann, schlang sich die Zügel um die Hand, und die Troika flog in sausender Fahrt den Nikitski-Boulevard entlang.

»Brrr! Holla! He! ... Brrr ...« hörte man nur Balaga und den jungen Kutscher schreien, die auf den Böcken saßen. Auf dem Arbat-Platz prasselte der Schlitten gegen einen Wagen, irgend etwas krachte, man hörte einen Aufschrei, aber die Troika flog bereits den Arbat-Boulevard entlang.

Nachdem er die Podnowinskaja hinauf- und hinuntergefahren war, ließ Balaga die Pferde nicht mehr so in die Zügel schießen und hielt beim Zurückfahren an der Ecke der Staraja Konjuschennaja an.

Der junge Kutscher sprang vom Bock, um die Pferde an den Zäumen zu halten. Anatol und Dolochow traten auf den Gehsteig. Als sie bis ans Tor gekommen waren, piff Dolochow. Jemand piff wieder, und gleich darauf kam eine Zofe herausgelaufen.

»Kommen Sie auf den Hof, sonst werden Sie gesehen. Sie kommt gleich«, flüsterte sie.

Dolochow blieb am Tor stehen. Anatol folgte der Zofe auf den Hof, bog um die Ecke und lief auf die Haustür zu.

Gawrila, Marja Dmitrijewnas großer, muskelstarker Fahrdiener, trat Anatol entgegen.

»Bitte, zur gnädigen Frau«, sagte der Diener im tiefsten Baß und wollte ihm den Rückweg zur Tür versperren.

»Zu was für einer gnädigen Frau? Wer bist du denn?« fragte Anatol flüsternd und mit stockender Stimme.

»Bitte, ich habe Befehl, Sie hereinzuführen.«

»Kuragin, zurück!« schrie in diesem Augenblick Dolochow. »Wir sind verraten. Zurück!«

Dolochow rang am Gitter, wo er zurückgeblieben war, mit dem Hausknecht, der hinter Anatol die Gittertür zuschließen wollte. Mit

einer letzten Kraftanstrengung stieß Dolochow den Hausknecht zurück, packte den herauseilenden Anatol am Arm, zog ihn durch die Pforte und eilte mit ihm zum Schlitten zurück.

Marja Dmitrijewna hatte die verweinte Sonja auf dem Korridor getroffen und sie gezwungen, ihr alles zu gestehen. Dann hatte sie noch einen Brief Nataschas abgefaßt und ihn gelesen und ging nun mit dem Brief in der Hand zu Natascha hinein.

»Du abscheuliches, schamloses Ding!« sagte sie zu ihr. »Ich will gar nichts weiter hören!«

Sie stieß Natascha, die sie mit erstaunten, tränenlosen Augen ansah, zurück, schloß sie ein, befahl dem Hausknecht, die Herren, die heute abend kommen würden, ins Tor hinein –, aber nicht wieder herausgehen zu lassen, und dem Diener, diese Herren zu ihr zu führen. Dann setzte sie sich in den Salon und wartete auf die Entführer.

Als Gawrila ihr dann gemeldet hatte, daß die Herren gekommen, aber dann geflohen seien, stand sie auf, runzelte die Stirn, legte die Hände auf den Rücken, ging lange im Zimmer auf und ab und überlegte, was sie tun sollte. Endlich, um zwölf Uhr nachts, tastete sie nach dem Schlüssel in der Tasche und ging auf Nataschas Zimmer. Sonja saß schluchzend auf dem Korridor.

»Marja Dmitrijewna, lassen Sie mich um Gottes willen zu ihr!« flehte sie.

Marja Dmitrijewna gab ihr keine Antwort, schloß die Tür auf und ging hinein. Scheußlich, infam ... in meinem Hause ... so ein schamloses Ding ... mir tut nur der Vater leid! dachte Marja Dmitrijewna, bemühte sich aber, ihren Zorn zu bändigen. Wie schwer es mir auch ankommt, ich werde doch allen befehlen, zu schweigen, und werde die ganze böse Geschichte vor dem Grafen vertuschen.

Mit festen Schritten trat Marja Dmitrijewna ins Zimmer. Natascha lag auf dem Sofa, hatte den Kopf in beide Hände vergraben und rührte sich nicht. Sie lag noch ebenso da, wie Marja Dmitrijewna sie vorhin verlassen hatte.

»Ein nettes Früchtchen, wirklich, ein sehr nettes Früchtchen!« fing Marja Dmitrijewna an. »Sich in meinem Haus mit dem Liebsten ein Rendezvous zu geben! Jetzt hilft dir alle Verstellung nichts mehr. Hörst du denn nicht, daß ich mit dir rede?« Marja Dmitrijewna rüttelte

sie am Arm. »Hör zu, wenn ich mit dir spreche! Du hast dich mit Schimpf und Schande bedeckt wie die gewöhnlichste Dirne. Ich würde dir nichts ersparen, aber dein Vater tut mir leid. Ich werde dafür sorgen, daß niemand etwas von der ganzen Geschichte erfährt.«

Natascha lag immer noch so da, aber ihr ganzer Körper erbebte in einem lautlosen, krampfhaften Schluchzen, das sie zu ersticken drohte. Marja Dmitrijewna sah sich nach Sonja um und setzte sich dann neben Natascha aufs Sofa.

»Ein Glück für ihn, daß er mir entronnen ist! Aber ich werde ihn schon noch zu finden wissen«, sagte sie mit ihrer rauhen Stimme. »Hörst du eigentlich, was ich mit dir rede?«

Sie schob ihre große Hand unter Nataschas Kopf und wandte ihn zu sich um. Beide, sowohl Marja Dmitrijewna als auch Sonja, erschrecken, als sie Nataschas Gesicht sahen. Ihre Augen brannten und zeigten keine Spuren von Tränen, die Lippen waren fest zusammengepreßt, die Wangen eingefallen.

»Lassen ... Sie mich ... ich ... sterbe ...« stieß sie hervor, entwand sich mit grimmiger Anstrengung Marja Dmitrijewnas Händen und nahm wieder ihre frühere Lage ein.

»Natalja ...!« sagte Marja Dmitrijewna. »Ich will doch nur dein Bestes. Wenn du so liegen willst, nun, dann bleib meinestwegen so liegen, ich werde dich nicht anrühren, aber höre mich an ... Ich will dir nicht sagen, wie sehr du dich vergangen hast, das weißt du ja selber. Aber morgen kommt dein Vater zurück, was soll ich da zu ihm sagen? Wie?«

Wieder zuckte ein Schluchzen durch Nataschas Körper.

»Dann wird er es erfahren, und auch dein Bruder, dein Bräutigam!«

»Ich habe keinen Bräutigam, ich habe ihm abgeschrieben«, stieß Natascha hervor.

»Das ist ganz gleich«, fuhr Marja Dmitrijewna fort. »Sie werden es also erfahren, und glaubst du denn, daß sie das so hingehen lassen werden? Sieh mal, dein Vater, ich kenne ihn doch ... wenn der ihn nun zum Duell fordert, ist das vielleicht schön? Was?«

»Ach lassen Sie mich! Warum haben Sie uns alles zerstört? Warum? Wozu? Wer hat Sie darum gebeten?« schrie Natascha, richtete sich vom Sofa auf und sah Marja Dmitrijewna feindselig an.

»Ja, was wolltest du denn eigentlich?« rief Marja Dmitrijewna, die nun wieder in Zorn geriet. »Haben wir dich hier etwa hinter Schloß und Riegel gehalten? Wie? Hat ihn jemand daran gehindert, im Haus zu verkehren? Warum muß er dich denn wie eine Zigeunerin entführen? ... Na, und wenn er dich nun wirklich entführt hätte, glaubst du denn, sie hätten ihn nicht zu finden gewußt? Dein Vater, dein Bruder, dein Bräutigam? Aber er ist ein Schurke, ein Ehrloser, das ist er!«

»Er ist besser als ihr alle!« schrie Natascha auf und richtete sich wieder hoch. »Wenn ihr uns nicht alles vereitelt hättet ... Ach, mein Gott, wie furchtbar, wie entsetzlich! Sonja, warum hast du mir das angetan? Geht! Geht!«

Und sie schluchzte so verzweifelt, wie man nur einen Kummer zu beweinen pflegt, an dem man sich selber schuldig fühlt. Marja Dmitrijewna wollte wieder zu reden anfangen, aber Natascha schrie: »Geht, geht! Ihr haßt mich alle, verachtet mich alle!« Dann warf sie sich wieder auf das Sofa.

Marja Dmitrijewna fuhr noch eine Weile fort, Natascha ins Gewissen zu reden und ihr klarzumachen, daß man dies alles vor dem Grafen geheimhalten müsse, daß niemand etwas erfahren werde, wenn es nur Natascha selber auf sich nehme, alles zu vergessen und sich vor allem den Anschein zu geben, als ob nichts geschehen wäre. Natascha gab keine Antwort. Sie schluchzte auch nicht mehr, aber ein fröstelndes Zittern lief über ihren Körper. Marja Dmitrijewna schob ihr ein Kissen unter, deckte sie mit zwei Decken zu und brachte ihr eigenhändig Lindenblütentee, aber Natascha rührte und regte sich nicht.

»Na, mag sie schlafen«, sagte Marja Dmitrijewna und ging in der Annahme, daß sie schlafe, aus dem Zimmer.

Aber Natascha schlief nicht und starrte mit bleichem Gesicht und weit aufgerissenen Augen gerade vor sich hin. Sie schlief die ganze Nacht nicht, weinte auch nicht und sprach auch nicht mit Sonja, die ein paarmal aufstand und zu ihr hinging.

Am nächsten Morgen um die Frühstückszeit kam Graf Ilja Andrejewitsch, wie er versprochen hatte, von seinem Landhaus bei Moskau zu Marja Dmitrijewna zurück. Er war bei bester Laune, die Sache mit

dem Käufer war zum Klappen gekommen, es hielt sie nichts mehr in Moskau zurück, und die Trennung von der Gräfin, nach der er sich doch recht sehnte, sollte nun ein Ende haben. Marja Dmitrijewna ging ihm entgegen und erklärte ihm, Natascha sei gestern recht krank gewesen, sie habe nach dem Doktor schicken müssen, jetzt aber gehe es ihr schon wieder etwas besser.

Natascha war den ganzen Morgen nicht aus ihrem Zimmer gekommen. Mit zusammengepreßten, rissigen Lippen und tränenlosen, stieren Augen saß sie am Fenster, blickte unruhig nach den auf der Straße Vorübergehenden und sah sich hastig um, wenn jemand zu ihr ins Zimmer trat. Offenbar wartete sie auf Nachricht von ihm, wartete darauf, daß er entweder selber kommen oder an sie schreiben werde.

Als der Graf zu ihr ins Zimmer trat, wandte sie sich bei dem Geräusch seiner männlichen Schritte hastig um, und ihr Gesicht nahm wieder einen kalten, beinahe feindseligen Ausdruck an. Sie stand nicht einmal auf, um ihm entgegenzugehen.

»Was hast du denn, mein Engel, bist du krank?« fragte der Graf.

Natascha schwieg.

»Ja, krank«, sagte sie dann.

Als der Graf sie besorgt fragte, warum sie so niedergeschlagen sei, und ob denn vielleicht mit ihrem Bräutigam etwas vorgefallen wäre, versicherte sie ihm, es sei nichts weiter mit ihr, und bat ihn, sich nicht zu beunruhigen. Marja Dmitrijewna bestätigte dem Grafen Nataschas Versicherungen, daß nichts vorgefallen sei. Der Graf ersah zwar aus der angeblichen Krankheit und dem verstörten Wesen seiner Tochter und aus den verlegenen Gesichtern Sonjas und Marja Dmitrijewnas ganz deutlich, daß sich in seiner Abwesenheit etwas ereignet haben mußte, aber der Gedanke, daß seiner geliebten Tochter etwas Schändliches zugestoßen sein könne, war ihm so furchtbar, und er liebte seine heitere Ruhe so sehr, daß er alle weiteren Fragen unterließ und sich einzureden versuchte, es sei sicherlich nichts Besonderes geschehen. Er grämte sich nur darüber, daß wegen Nataschas Krankheit ihre Heimreise aufs Land verschoben werden mußte.

Pierre hatte sich schon von dem Tag an, als seine Frau ihm nach Moskau gefolgt war, vorgenommen, irgendwohin zu reisen, nur um nicht mit ihr zusammen zu sein. Bald nach der Ankunft der Rostows in Moskau war ihm dann der Eindruck, den Natascha auf ihn gemacht hatte, zur Veranlassung geworden, die Ausführung seiner Absicht noch zu beschleunigen. So fuhr er nach Twer zu der Witwe Osip Alexejewitschs, die schon lange versprochen hatte, ihm die hinterlassenen Papiere ihres Mannes zu übergeben.

Als Pierre nach Moskau zurückkehrte, überreichte man ihm einen Brief von Marja Dmitrijewna, die ihn in einer äußerst wichtigen Angelegenheit, den Fürsten Andrej Bolkonskij und seine Braut betreffend, zu sich bat. Pierre floh Natascha, soviel er konnte. Ihm schien, als empfinde er für sie ein stärkeres Gefühl, als ein verheirateter Mann für die Braut seines Freundes empfinden dürfe. Aber ein seltsames Geschick führte ihn immer wieder mit ihr zusammen.

Was ist denn da los? Und was wollen sie von mir, was geht denn mich das an? dachte Pierre, während er sich anzog, um zu Marja Dmitrijewna zu fahren. Wenn doch Fürst Andrej nur bald käme und sie heiratete! dachte er auf dem Weg zur Achrosimowa.

Auf dem Twerschen Boulevard rief ihn plötzlich jemand an.

»Pierre! Schon lange wieder da?« hörte er eine bekannte Stimme. Pierre hob den Kopf. In einem Schlitten, mit zwei Apfelschimmeln bespannt, welche die ganze Vorderseite des Schlittens mit Schnee bestäubt hatten, flog Anatol mit seinem unzertrennlichen Kameraden Makarin an ihm vorüber. Anatol saß kerzengerade, in der vorschriftsmäßigen Haltung eines eleganten Offiziers, das Gesicht unten ganz in einen Biberkragen eingehüllt und den Kopf ein wenig zur Seite geneigt. Er sah frisch und rot aus, den Hut mit der großen weißen Feder trug er etwas zur Seite gesetzt, so daß das gelockte und pomadisierte, mit feinem Schnee bestäubte Haar ein wenig sichtbar war.

Wirklich, dies ist der wahre Weise! dachte Pierre. Er kümmert sich um nichts als um das Vergnügen des Augenblicks, regt sich über nichts auf und ist deshalb immer heiter, ruhig und zufrieden. Was

würde ich darum geben, wenn ich so wäre wie er! dachte Pierre voll Neid.

Bei der Achrosimowa nahm ein Diener Pierre im Vorzimmer den Pelz ab und sagte, Marja Dmitrijewna lasse Pierre zu sich ins Schlafzimmer bitten.

Als man ihm die Tür zum Saal öffnete, sah Pierre Natascha mit blassem, eingefallenem, grimmigem Gesicht am Fenster sitzen. Sie wandte sich nach ihm um, runzelte die Stirn und ging mit einem Ausdruck kalter Würde aus dem Zimmer.

»Was ist denn geschehen?« fragte Pierre, als er zu Marja Dmitrijewna ins Zimmer trat.

»Schöne Geschichten!« erwiderte sie. »Achtundfünfzig Jahre bin ich nun schon auf der Welt, aber so einen Skandal habe ich noch nicht erlebt.«

Und nachdem sie Pierre das Ehrenwort abgenommen hatte, über alles, was er jetzt erfahren werde, zu schweigen, teilte sie ihm mit, daß Natascha ohne Wissen der Eltern ihrem Bräutigam abgeschrieben habe, und daß der Grund dieser Absage Anatol Kuragin sei, mit dem Pierres Frau Natascha zusammengebracht habe, und daß Natascha während der Abwesenheit ihres Vaters mit ihm habe fliehen wollen, um sich heimlich trauen zu lassen.

Pierre hörte mit hochgezogenen Schultern und offenem Munde zu, was Marja Dmitrijewna ihm erzählte, und traute seinen Ohren nicht. Die Braut des Fürsten Andrej, die dieser so leidenschaftlich liebte, die sonst so liebe Natascha Rostowa tauschte einen Bolkonskij gegen diesen Dummkopf Anatol ein, der bereits verheiratet war – Pierre kannte das Geheimnis seiner Ehe –, und verliebte sich so in ihn, daß sie gleich bereit war, mit ihm auf und davon zu gehen – das konnte Pierre nicht begreifen, sich nicht einmal vorstellen.

Zu dem liebreizenden Eindruck, den er von Natascha hatte, die er von Kind auf kannte, paßten diese neuen Vorstellungen von ihrer niedrigen Denkart und dummen und herzlosen Handlungsweise schlecht. Er mußte an seine Frau denken. Da ist doch eine wie die andere, sagte er sich im stillen und dachte, daß das traurige Los, mit einer treulosen Frau verknüpft zu sein, nicht nur ihm allein beschieden sei. Trotzdem tat ihm aber Fürst Andrej, wenn er an dessen Stolz dachte, so leid, daß ihm fast die Tränen kamen. Und je mehr er seinen

Freund bemitleidete, mit um so größerer Verachtung und um so größerem Abscheu mußte er an diese Natascha denken, die soeben mit dem Ausdruck einer so kalten Würde im Saal an ihm vorbeigegangen war. Er wußte nicht, daß Nataschas Seele von Verzweiflung, Scham und demütigenden Vorstellungen erfüllt war, und daß sie nichts dafür konnte, wenn ihr Gesicht unwillkürlich den Ausdruck ruhiger und strenger Würde zeigte.

»Aber wie denn trauen lassen?« wiederholte Pierre Marja Dmitrijewnas Worte. »Er kann sich doch gar nicht trauen lassen: er ist doch bereits verheiratet.«

»Das wird ja mit jeder Stunde besser!« rief Marja Dmitrijewna. »Ein netter Bursche! So ein Schuft! Und sie wartet immer noch auf ihn, wartet nun schon zwei Tage lang. Das muß man ihr doch sagen, damit sie wenigstens mit Warten aufhört.«

Nachdem sie von Pierre alle Einzelheiten über Anatols Ehe erfahren und mit allen ihr zu Gebote stehenden Schimpfworten ihrem Zorn über diesen ehrlosen Halunken Luft gemacht hatte, teilte Marja Dmitrijewna Pierre mit, warum sie ihn zu sich gebeten habe. Sie fürchtete, der Graf oder Bolkonskij, der jeden Augenblick ankommen mußte, könnte die ganze Geschichte erfahren, die sie zwar vor ihm geheimzuhalten beabsichtigte, und dann Kuragin zum Duell fordern. Deshalb bat sie Pierre, seinem Schwager in ihrem Namen zu befehlen, sofort aus Moskau zu verschwinden und nicht zu wagen, ihr noch unter die Augen zu kommen. Pierre versprach, ihren Wunsch zu erfüllen, da er erst jetzt die Gefahr erkannte, die dem alten Grafen, Nikolaj und Bolkonskij drohte. Nachdem sie Pierre kurz und bündig ihre Forderung auseinandergesetzt hatte, entließ sie ihn und schickte ihn in den Salon hinüber.

»Nimm dich in acht, der Graf weiß von nichts. Stelle dich, als hättest du von nichts eine Ahnung«, sagte sie zu ihm. »Und ich werde zu ihr gehen und ihr sagen, daß sie nicht länger zu warten braucht. Bleib doch zum Essen da, wenn du Lust hast«, rief Marja Dmitrijewna Pierre noch nach.

Pierre begrüßte den alten Grafen. Dieser schien verlegen und zerstreut. Natascha hatte ihm am Morgen gesagt, daß sie Bolkonskij abgeschrieben habe.

»Ich habe meine liebe Not, mon cher«, sagte er zu Pierre, »meine liebe Not mit diesen Mädels, wenn die Mutter nicht dabei ist. Ich habe es schon so bereut, daß ich mit ihnen hergereist bin. Ihnen gegenüber kann ich ja ganz offen sein. Haben Sie schon so etwas gehört: sie hat ihrem Bräutigam abgeschrieben, ohne jemanden um Rat zu fragen. Allerdings, das muß ich ja zugeben, ich war nie sehr beglückt über diese Verlobung. Er ist ja ein vorzüglicher Mensch, meinetwegen, aber so gegen den Willen seines Vaters wäre das doch nie ein rechtes Glück geworden, und Natascha wird es nie an Freiern fehlen. Aber immerhin, die Sache hat sich ja nun so lange hingezogen, und nun auf einmal dieser Schritt: ohne daß Vater und Mutter etwas davon wissen! Jetzt ist sie nun wieder krank und Gott weiß was alles! Man hat seine liebe Not, Graf, seine liebe Not mit diesen Mädels, wenn die Mutter fehlt!«

Pierre merkte, daß der Graf sehr verstimmt war, und gab sich Mühe, das Gespräch auf ein anderes Thema überzuleiten, aber immer wieder kehrte der Graf zu seinem Kummer zurück.

Da trat Sonja mit erregtem Gesicht in den Salon.

»Natascha ist nicht ganz wohl. Sie ist auf ihrem Zimmer und möchte Sie gern sehen. Marja Dmitrijewna ist bei ihr und läßt Sie ebenfalls bitten.«

»Ja, Sie sind ja so sehr mit Bolkonskij befreundet, sicherlich will sie ihm irgend etwas übermitteln«, sagte der Graf. »Mein Gott, mein Gott! Wie schön war doch alles bisher!«

Und der Graf fuhr sich durch sein an den Schläfen spärliches graues Haar und ging aus dem Zimmer.

Marja Dmitrijewna hatte Natascha mitgeteilt, daß Anatol verheiratet war. Natascha hatte es ihr nicht glauben wollen und verlangt, daß Pierre selber es ihr bestätige. Dies teilte Sonja Pierre mit, während sie ihn über den Korridor nach Nataschas Zimmer führte.

Natascha saß mit bleichem, ernstem Gesicht neben Marja Dmitrijewna und warf Pierre schon in der Tür aus ihren wie vom Fieber brennenden Augen einen fragenden Blick zu. Sie nickte weder grüßend, noch lächelte sie ihm zu, sondern sah ihn nur starr an, und ihr Blick fragte ihn nur das eine: war er, was Anatol betraf, ihr Freund oder ebenso ein Feind wie die andern alle. Pierre selber existierte offenbar gar nicht für sie.

»Er weiß alles«, sagte Marja Dmitrijewna zu Natascha gewandt und wies auf Pierre. »Er kann dir sagen, ob ich die Wahrheit gesprochen habe.«

Natascha blickte von einem zum anderen, wie ein angeschossenes, gehetztes Wild auf Jäger und Hunde blickt, die immer näher und näher kommen.

»Natalja Iljinitchna«, fing Pierre an, schlug die Augen nieder und empfand ein gewisses Mitleid mit ihr und einen Widerwillen gegen die Operation, die er ausführen mußte, »ob es nun wahr ist oder nicht, kann ja für Sie ganz gleichgültig sein, weil ...«

»So ist es also nicht wahr, daß er verheiratet ist!«

»Doch, es ist wahr.«

»Er ist also verheiratet. Schon lange?« fragte sie. »Auf Ehrenwort?«

Pierre gab ihr sein Ehrenwort.

»Ist er noch hier?« fragte sie hastig.

»Ja, ich habe ihn soeben gesehen.«

Sie war sichtlich nicht imstande, weiterzusprechen, und machte nur mit den Händen ein Zeichen, daß man sie allein lassen solle.

Pierre blieb nicht zum Essen da, sondern brach sogleich auf und fuhr fort. Er begab sich in die Stadt, um Anatol Kuragin zu suchen, wobei ihm, wenn er nur an ihn dachte, alles Blut zum Herzen strömte und es ihm fast schwer wurde, Atem zu holen. In den verschiedensten Vergnügungsstätten, bei den Zigeunern, bei Comoneno war er nicht. Pierre fuhr in den Klub. Im Klub ging alles seinen alten Gang: die Gäste, die zum Mittagessen gekommen waren, saßen in Gruppen beieinander, begrüßten Pierre und unterhielten sich von Stadtneuigkeiten. Der Klubdiener, der Pierres Freunde und Gewohnheiten kannte, meldete ihm mit einer tiefen Verbeugung, daß ein Platz für ihn im kleinen Speisezimmer reserviert wäre, und daß Fürst N.N. in der Bibliothek, Herr T.T. aber noch nicht gekommen sei. Mitten in einem Gespräch über das Wetter fragte ein Bekannter Pierre, ob er schon etwas davon gehört hätte, daß Kuragin die kleine Rostowa entführt habe; die ganze Stadt spreche davon, ob es denn wahr sei? Pierre lachte und sagte, das sei alles Unsinn, er komme ja soeben von den Rostows. Er fragte alle nach Anatol: einer sagte ihm, Anatol sei noch nicht da, ein anderer, er werde bestimmt zum Essen hierherkommen. Es war für Pierre ein eigenes Gefühl, auf diese friedliche, gleichgültige Menschenmenge hinzusehen, die keine Ahnung davon hatte, was in seiner Seele vorging. Er ging im Saal auf und ab und wartete, bis sich alle versammelt hatten, da aber Anatol nicht kam, blieb er nicht zum Essen da, sondern fuhr nach Hause.

Anatol, den er so suchte, speiste an diesem Tag bei Dolochow und beriet mit ihm, wie man die verfahrenere Sache wieder ins rechte Geleise bringen könne. Es schien ihm unbedingt notwendig, die Komtesse Rostowa wiederzusehen. Deshalb fuhr er gegen Abend zu seiner Schwester, um mit ihr Mittel und Wege zu besprechen, diese Zusammenkunft zustande zu bringen.

Als Pierre, nachdem er ganz Moskau umsonst abgesucht hatte, nach Hause zurückkehrte, meldete ihm sein Kammerdiener, daß Fürst Anatol Wassiljewitsch bei der Gräfin sei.

Der Salon der Gräfin war voller Gäste. Pierre trat in den Salon ein, erblickte Anatol und ging, ohne seine Frau zu begrüßen, die er nach

seiner Rückkehr aus Twer noch gar nicht gesehen hatte – sie war ihm in diesem Augenblick verhaßter denn je –, auf Anatol zu.

»Ah, Pierre«, sagte die Gräfin und ging ihrem Mann entgegen. »Du weißt noch gar nicht, in was für eine Lage unser Anatol ...«

Sie hielt inne, da sie aus dem tief gesenkten Kopf ihres Mannes, aus seinen funkelnden Augen, seinem entschlossenen Gang jenen furchtbaren Ausdruck der Kraft und Wut wiedererkannte, den sie nach dem Duell mit Dolochow an sich selber erfahren hatte.

»Wo Sie sind, da ist Leichtsinn und Niederträchtigkeit«, sagte Pierre zu seiner Frau. »Anatol, kommen Sie, ich muß mit Ihnen reden«, rief er diesem auf französisch zu.

Anatol sah sich nach der Schwester um und stand gehorsam auf, bereit, Pierre zu folgen. Pierre faßte ihn am Arm, zog ihn zu sich heran und verließ so das Zimmer.

»Si vous vous permettez dans mon salon ...« fing Helene flüsternd an, aber Pierre gab ihr keine Antwort und ging hinaus.

Anatol ging in seinem gewöhnlichen, forschen Gang hinter ihm her. Aber es lag doch eine gewisse Unruhe auf seinem Gesicht.

Nachdem sie in Pierres Zimmer eingetreten waren, machte Pierre die Tür zu und wandte sich an Anatol, ohne ihn anzusehen.

»Sie haben der Gräfin Rostowa versprochen, sie zu heiraten, und wollten sie entführen?«

»Mein Lieber«, erwiderte Anatol auf französisch – das ganze Gespräch wurde in dieser Sprache geführt –, »ich halte mich nicht für verpflichtet, auf Fragen zu antworten, die mir in einem solchen Ton gestellt werden.«

Pierres Gesicht, das schon vorher bleich gewesen war, erschien vor Wut ganz entstellt. Er packte mit seiner großen Faust Anatol am Uniformkragen und schüttelte ihn so lange hin und her, bis Anatols Gesicht genügend Furcht bekundete.

»Wenn ich Ihnen aber sage, daß ich mit Ihnen reden muß ...«, wiederholte Pierre.

»Na, was ist denn nur? Das hat doch gar keinen Sinn. Nicht?« sagte Anatol und befühlte den Knopf an seinem Kragen, der mit dem Tuch herausgerissen war.

»Sie sind ein Lotterbube und ein Schuft obendrein, und ich weiß nicht, was mich noch von dem Vergnügen abhält, Ihnen hiermit den Schädel zu zertrümmern«, schrie Pierre – er drückte sich deshalb so kunstvoll aus, weil er französisch sprach –, nahm seinen gewichtigen Briefbeschwerer und hob ihn drohend empor, legte ihn aber gleich wieder hastig an Ort und Stelle.

»Haben Sie versprochen, sie zu heiraten?«

»Ich ... ich ... ich habe gar nicht daran gedacht. Übrigens habe ich schon deshalb nie etwas versprochen, weil ...«

Pierre unterbrach ihn.

»Haben Sie Briefe von ihr? Haben Sie Briefe?« wiederholte Pierre und trat wieder auf Anatol zu.

Anatol warf nur einen kurzen Blick auf ihn, fuhr sogleich mit der Hand in die Tasche und zog seine Brieftasche hervor.

Pierre nahm den Brief, den Anatol ihm reichte, stieß einen ihm im Wege stehenden Tisch um und ließ sich auf das Sofa fallen.

»Je ne serai pas violent, ne craignez rien«, sagte er auf die erschrockene Gebärde Anatols hin. »Also das war Nummer eins: die Briefe«, sagte Pierre, als wiederhole er eine auswendig gelernte Lektion. »Nun Nummer zwei«, fuhr er nach kurzem Schweigen fort, stand wieder auf und fing an, im Zimmer auf und ab zu gehen: »Sie müssen morgen aus Moskau abfahren.«

»Aber wie kann ich denn das ...«

»Drittens«, fuhr Pierre fort, ohne auf ihn zu hören, »Sie dürfen niemals ein Wort von dem verlauten lassen, was zwischen Ihnen und der Komtesse vorgefallen ist. Ich weiß, daß ich Ihnen dies nicht verbieten kann, aber wenn nur ein Funken von Ehrgefühl noch in Ihnen ist ...« Pierre ging ein paarmal schweigend im Zimmer auf und ab.

Anatol saß mit finsterer Miene am Tisch und biß sich auf die Lippen.

»Es sollte Ihnen doch endlich einmal klar werden, daß es außer Ihrem Vergnügen auch noch das Glück und die Ruhe anderer Menschen auf der Welt gibt, daß Sie nicht ein ganzes Leben zerstören dürfen, nur weil Sie sich amüsieren wollen. Suchen Sie doch Ihr Vergnügen bei solchen Weibern, wie meine Frau eines ist; da sind Sie

in Ihrem Recht, die wissen, was Sie von ihnen wollen. Die sind durch ihre eigene Erfahrung im Laster gegen Sie gewappnet. Aber einem anständigen jungen Mädchen die Ehe zu versprechen ... sie zu täuschen und entführen zu wollen ... Sehen Sie denn nicht ein, daß das ebenso gemein ist, wie einen Greis oder ein kleines Kind zu mißhandeln?«

Pierre schwieg und sah Anatol nicht mehr mit zornigen, sondern mit fragenden Blicken an.

»Das weiß ich nicht«, sagte Anatol, der im selben Maß, wie Pierre seinen Zorn bewältigte, immer kühner wurde. »Das weiß ich nicht und will ich auch gar nicht wissen«, sagte er mit leisem Zittern des Unterkiefers und sah Pierre an, »aber Sie haben mir gegenüber Worte gebraucht wie ›gemein‹ und ähnliches, die ich mir, comme un homme d'honneur, von niemandem sagen lasse.«

Pierre sah ihn erstaunt an und war nicht imstande, zu begreifen, was er wolle.

»Obgleich es unter vier Augen war«, fuhr Anatol fort, »so kann ich doch nicht ...«

»Wie? Sie fordern wohl Genugtuung?« fragte Pierre spöttisch.

»Wenigstens nehmen Sie diese Worte zurück. Nicht? Wenn Sie wollen, daß ich Ihre Wünsche erfüllen soll. Nicht?«

»Ich nehme sie zurück, gewiß«, sagte Pierre leise, »und bitte Sie um Entschuldigung.«

Pierre warf unwillkürlich einen Blick nach dem herausgerissenen Knopf. »Und wenn Sie Geld für die Reise brauchen ...«

Anatol lächelte. Dieses verlegene, gemeine Lächeln, das er von seiner Frau her kannte, brachte Pierre außer sich.

»O diese gemeine, herzlose Brut!« murmelte er und verließ das Zimmer.

Am nächsten Tag fuhr Anatol nach Petersburg.

Pierre ging zu Marja Dmitrijewna, um sie davon in Kenntnis zu setzen, daß er ihren Wunsch erfüllt und Anatol aus Moskau vertrieben habe.

Das ganze Haus war in Angst und Aufregung. Natascha war sehr krank und hatte sich, wie ihm Marja Dmitrijewna insgeheim erzählte, nachdem sie erfahren hatte, daß Anatol verheiratet war, noch in derselben Nacht mit Arsenik, das sie sich heimlich zu verschaffen gewußt hatte, vergiften wollen. Nachdem sie etwas davon hinuntergeschluckt hatte, war sie so erschrocken, daß sie Sonja geweckt und ihr ihr Vorhaben eingestanden hatte.

So waren noch rechtzeitig alle Maßnahmen gegen das Gift getroffen worden, und sie war jetzt außer Gefahr, aber immerhin noch so schwach, daß gar nicht daran zu denken war, sie nach Hause aufs Land zu schaffen, und deshalb hatte man die Gräfin gebeten, hierher zu kommen. Pierre sprach mit dem kopflosen Grafen und der verweinten Sonja, Natascha aber bekam er nicht zu sehen.

Pierre speiste an diesem Tag im Klub, hörte, wie auf allen Seiten über den Entführungsversuch der kleinen Rostowa geredet wurde, und widersprach diesen Gerüchten hartnäckig, indem er allen versicherte, es sei weiter nichts geschehen, als daß sein Schwager der Komtesse Rostowa einen Antrag gemacht habe, aber von ihr abgewiesen worden sei. Es erschien Pierre als heilige Pflicht, die ganze Sache zu vertuschen und den Ruf der Komtesse Rostowa wiederherzustellen.

Mit bangem Herzen erwartete er die Rückkehr des Fürsten Andrej und fuhr jeden Tag zum alten Fürsten, um sich nach ihm zu erkundigen.

Durch Mademoiselle Bourienne hatte Fürst Nikolaj Andrejewitsch alle die Gerüchte erfahren, die über Natascha in der Stadt umliefen, auch hatte er jenen Brief an die Prinzessin Marja gelesen, worin Natascha sich von ihrem Bräutigam lossagte. Er schien heiterer als gewöhnlich zu sein und erwartete seinen Sohn mit großer Ungeduld.

Wenige Tage nach Anatols Abreise erhielt Pierre einen Brief vom Fürsten Andrej, in dem er ihm seine Ankunft mitteilte und Pierre bat, ihn doch sogleich aufzusuchen.

Als Fürst Andrej in Moskau ankam, überreichte ihm sein Vater als erstes den Brief Nataschas an Prinzessin Marja, in dem sich Natascha von ihrem Bräutigam lossagte – diesen Brief hatte Mademoiselle Bourienne der Prinzessin Marja entwendet und dem Fürsten zusteckt –, und außerdem bekam er von seinem Vater die Geschichte von Nataschas Entführung mit allem Drum und Dran zu hören.

Fürst Andrej war spät abends eingetroffen. Am nächsten Morgen kam Pierre zu ihm. Er hatte erwartet, den Fürsten Andrej beinahe in derselben Verfassung vorzufinden, in der Natascha gewesen war, und war deshalb nicht wenig erstaunt, als er beim Eintreten in den Salon im Nebenzimmer die laute Stimme des Fürsten Andrej vernahm, der angeregt irgendeine Petersburger Intrige erzählte. Dazwischen hörte man ab und zu den alten Fürsten reden, und noch eine andere Stimme. Prinzessin Marja trat in den Salon, um Pierre zu begrüßen. Sie seufzte und wies mit einem Blick nach der Tür, hinter der man Fürst Andrej sprechen hörte, wodurch sie offenbar ihr Mitgefühl mit seinem Kummer aussprechen wollte, aber Pierre sah an ihrem Gesicht, daß sie über das, was geschehen war, sowie darüber, wie Fürst Andrej die Nachricht vom Treubruch seiner Braut aufgenommen hatte, im Grund ihres Herzens doch recht glücklich war.

»Er sagte, er habe dies erwartet«, fing Prinzessin Marja an. »Ich weiß zwar, daß sein Stolz es ihm nicht erlaubt, seine Gefühle zu zeigen, aber immerhin erträgt er es leichter, viel leichter, als ich erwartet hatte. Man sieht, es hat so kommen müssen ...«

»Aber ist denn wirklich alles zu Ende?« fragte Pierre.

Prinzessin Marja sah ihn erstaunt an. Es war ihr völlig unverständlich, wie man da noch fragen könne.

Pierre trat in das Nebenzimmer, das Kabinett des alten Fürsten, ein. Fürst Andrej stand, völlig verändert und auffallend gesünder und frischer geworden, aber mit einer neuen Querfalte zwischen den Brauen, in Zivilkleidung vor seinem Vater und dem Fürsten Meschtscherskij und disputierte hitzig mit ihnen, wobei er energische Gesten machte. Sie sprachen gerade über Speranskij: die Kunde von seiner

plötzlichen Verbannung und vermeintlichen Verrätereier war eben in Moskau eingetroffen.

»Und alle diejenigen, die vor vier Wochen noch von ihm begeistert waren, verurteilen und beschuldigen ihn jetzt«, sagte Fürst Andrej, »und dazu kommen noch die, die seine Absichten und Ziele nicht zu begreifen imstande sind. Einen Menschen, der in Ungnade gefallen ist, zu verdammen, fällt niemandem schwer, und alle Fehler anderer werden einem solchen dann in die Schuhe geschoben. Ich aber sage, wenn unter unserer jetzigen Regierung wirklich etwas Gutes zustande gekommen ist, so ist er allein der Urheber davon, er ganz allein ...«

Er hielt inne, als er Pierre erblickte. Über sein Gesicht lief ein Zucken und es nahm sogleich einen finsternen Ausdruck an.

»Aber die Nachwelt wird ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen«, schloß er und wandte sich sogleich an Pierre.

»Na, und was machst du? Du wirst ja immer dicker«, sagte er lebhaft zu ihm, doch die neue Falte auf seiner Stirn grub sich dabei immer tiefer ein. »Ja, mir geht es sehr gut«, erwiderte er auf Pierres Frage und lächelte.

Es war Pierre klar, daß sein Lächeln besagte: Ja, gesund bin ich jetzt wohl, aber für wen?

Nachdem Fürst Andrej mit Pierre ein paar Worte über die schauerhaften Wegeverhältnisse an der polnischen Grenze gewechselt und ihm erzählt hatte, mit welchen ihrer gemeinsamen Bekannten er in der Schweiz zusammengewesen war, und daß er einen Herrn Dessalles als Hauslehrer für seinen Sohn aus dem Ausland mitgebracht habe, mischte er sich wieder mit großem Eifer in das Gespräch über Speranskij, das die beiden alten Herren inzwischen weiterspinnen hatten.

»Wenn es tatsächlich Verrat wäre und man wirklich Beweise für seine geheimen Beziehungen zu Napoleon in Händen hätte, so hätte man ihn öffentlich beschuldigt«, warf er eifrig und hastig ein. »Ich persönlich liebe Speranskij nicht und habe ihn auch niemals geliebt, aber die Gerechtigkeit geht mir über alles.«

Pierre merkte seinem Freunde das ihm nur zu wohl bekannte Bedürfnis an, zu fernerliegenden Dingen zu greifen und sich aufzuregen, nur um die drückenden Gedanken, die auf seiner Seele lasteten, im Keim zu ersticken.

Nachdem Meschtscherskij fortgegangen war, nahm Fürst Andrej Pierres Arm und führte ihn in das Zimmer, das man für ihn hergerichtet hatte. Hier war ein Bett aufgeschlagen, und offene Reisetaschen und Koffer lagen umher. Fürst Andrej trat auf einen von ihnen zu und nahm eine Schatulle heraus. Aus der Schatulle zog er ein in Papier gewickeltes Päckchen. Das alles tat er schweigend und sehr schnell. Dann richtete er sich auf und räusperte sich. Sein Gesicht war finster, seine Lippen fest zusammengepreßt.

»Entschuldige, wenn ich dich belästige ...«

Pierre merkte, daß Fürst Andrej mit ihm über Natascha sprechen wollte, und sein breites Gesicht drückte Mitleid und Teilnahme aus. Dieser Gesichtsausdruck Pierres reizte den Fürsten Andrej, und er fuhr in festem, scharfem und unangenehmem Ton fort: »Die Komtesse Rostowa hat ihre Verlobung mit mir aufgelöst, und es sind mir Gerüchte zu Ohren gekommen, dein Schwager habe um ihre Hand angehalten, oder so etwas Ähnliches. Ist das wahr?«

»Wahr und auch wieder nicht wahr«, fing Pierre an, aber Fürst Andrej ließ ihn nicht ausreden.

»Hier sind ihre Briefe und ihr Bild«, sagte er.

Er nahm das Päckchen vom Tisch und überreichte es Pierre.

»Gib das der Komtesse ... wenn du sie siehst ...«

»Sie ist sehr krank«, sagte Pierre.

»So ist sie also noch hier? Und Fürst Kuragin?« fragte Fürst Andrej hastig.

»Der ist schon lange fort. Sie lag auf den Tod ...«

»Ich bedaure ihre Krankheit ungemein«, sagte Fürst Andrej und lächelte dabei kalt, feindselig und unangenehm wie sein Vater. »Folglich hat also Herr Kuragin die Komtesse Rostowa seiner Hand nicht für würdig erachtet?« fragte er dann weiter. Dabei schnaubte er mehrmals hörbar mit der Nase.

»Er konnte sie nicht heiraten, weil er bereits verheiratet ist«, erwiderte Pierre.

Fürst Andrej lachte unangenehm auf, wobei er wieder an seinen Vater erinnerte.

»Und wo befindet er sich jetzt, Ihr Schwager, wenn ich fragen darf?« sagte er.

»Er ist fortgefahren, nach Pet..., übrigens weiß ich wirklich nicht, wo er jetzt ist«, erwiderte Pierre.

»Na, das ist ja auch ganz gleich«, sagte Fürst Andrej. »Richte der Komtesse Rostowa aus, daß sie vollkommen frei war und ist, und daß ich ihr alles Gute wünsche.«

Pierre nahm das Päckchen entgegen. Fürst Andrej sah ihn mit starren Blicken an, als überlege er, ob er noch etwas hinzufügen oder warten müsse, ob Pierre etwas sagen werde.

»Hören Sie, erinnern Sie sich noch an unser Gespräch in Petersburg«, fragte Pierre, »wissen Sie noch ...«

»Ich entsinne mich«, entgegnete Fürst Andrej hastig, »ich sagte damals, daß man einer gefallenen Frau verzeihen müsse; aber ich habe nicht gesagt, daß ich es könnte. Ich kann es nicht.«

»Aber hier liegt der Fall doch anders ...«, fiel Pierre ein.

Fürst Andrej ließ ihn nicht ausreden. In scharfem Ton unterbrach er ihn: »Ich soll wohl noch einmal um ihre Hand anhalten, großmütig sein oder so etwas Ähnliches. Das wäre ja sehr edel, aber ich bin nicht imstande, d'aller sur les brisées de monsieur. Wenn du mein Freund sein willst, so sprich nie wieder mit mir von dieser ... von dieser ganzen Geschichte. Nun leb wohl. Du wirst es ihr also ausrichten ...«

Pierre verließ das Zimmer und ging wieder zum alten Fürsten und zu Prinzessin Marja.

Der alte Herr schien lebhafter als gewöhnlich. Prinzessin Marja war so wie immer, aber bei allem Mitgefühl für ihren Bruder beobachtete Pierre an ihr doch eine gewisse Freude, daß diese Ehe nun doch nicht zustande kam. Wenn er die beiden so ansah, begriff Pierre voll und ganz, welch verächtliche und feindselige Gefühle sie für die Familie Rostow hegten, und sah ein, daß es fernerhin einfach unmöglich war, in ihrer Gegenwart auch nur den Namen eines Mädchens auszusprechen, die es übers Herz gebracht hatte, einen anderen, wer es auch sein mochte, dem Fürsten Andrej vorzuziehen.

Während des Mittagessens kam die Rede auf den Krieg, dessen nahe bevorstehender Ausbruch immer augenscheinlicher wurde. Fürst Andrej sprach ununterbrochen, disputierte bald mit seinem Vater, bald mit dem schweizerischen Erzieher Dessalles und zeigte sich angeregter als sonst und von jener Lebhaftigkeit erfaßt, deren innere Ursache Pierre nur zu gut kannte.

Noch am selben Abend fuhr Pierre zu den Rostows, um den ihm erteilten Auftrag auszuführen. Natascha lag im Bett, der Graf war im Klub, und so übergab Pierre Sonja die Briefe und ging zu Marja Dmitrijewna hinein, die darauf brannte, zu erfahren, wie Fürst Andrej die Nachricht aufgenommen habe. Nach zehn Minuten kam Sonja zu Marja Dmitrijewna hereingelaufen.

»Natascha möchte unbedingt den Grafen Pjotr Kirillowitsch sehen«, sagte sie.

»Ja, aber wie denn? Man kann ihn doch nicht zu ihr hineinführen? Bei euch im Zimmer ist ja gar nicht aufgeräumt«, sagte Marja Dmitrijewna.

»Nein, sie hat sich angezogen und ist in den Salon hinuntergegangen«, sagte Sonja.

Marja Dmitrijewna zuckte nur mit den Achseln.

»Wenn nur diese Gräfin bald käme! Das Mädchen macht mich noch ganz kaputt! Nimm dich in acht und sage ihr nicht alles«, wandte sie sich an Pierre. »Man hat nicht einmal den Mut, ihr gründlich den Kopf zu waschen, so jämmerlich sieht sie aus!«

Natascha stand abgezehrt, mit bleichem, ernstem Gesicht, aber gar nicht beschämt, wie Pierre erwartet hatte, mitten im Salon. Als Pierre in der Tür erschien, geriet sie in Hast und Unruhe und wußte offenbar nicht, ob sie Pierre entgegengehen oder ihn dort erwarten sollte.

Pierre ging mit schnellen Schritten auf sie zu. Er dachte, sie werde ihm wieder, wie immer, die Hand reichen, aber sie ging nur bis zu ihm heran, atmete schwer, ließ leblos die Arme herabsinken und blieb in derselben Stellung vor ihm stehen, in der sie sich sonst immer zum Singen mitten in den Saal hinstellte, nur mit einem ganz anderen Gesichtsausdruck.

»Pjotr Kirillytsch«, fing sie schnell und hastig an, »Fürst Bolkonskij war Ihr Freund, ist noch Ihr Freund«, verbesserte sie sich – ihr schien, als wäre dies alles vergangen und alles müsse jetzt ganz anders sein. »Er sagte mir damals, ich möchte mich an Sie wenden ...«

Pierre holte schnaufend Atem und sah sie an. Er hatte ihr bisher im Grund seines Herzens Vorwürfe gemacht und sich bemüht, sie zu verachten, jetzt aber tat sie ihm so leid, daß in seinem Herzen für einen Vorwurf gar kein Platz mehr war.

»Er ist jetzt hier«, fuhr sie fort. »Sagen Sie ihm, er solle mir ver ... verzeihen.«

Sie stockte und atmete noch erregter, aber sie weinte nicht.

»Ja ... das will ich ihm sagen«, entgegnete Pierre, »aber ...«

Er wußte nicht, was er sagen sollte.

Natascha erschrak sichtlich, als es ihr klar wurde, was Pierre denken konnte.

»Nein, nein, ich weiß, daß alles zu Ende ist«, sagte sie hastig. »Nein, das ist für immer vorbei. Mich quält nur der Gedanke an das Böse, das ich ihm angetan habe. Sagen Sie ihm nur, ich bäte ihn, mir alles, alles, alles zu verzeihen ...«

Sie zitterte am ganzen Körper und setzte sich auf einen Stuhl.

Ein Gefühl von Mitleid erfüllte Pierres Seele, wie er es noch nie empfunden hatte.

»Ich werde es ihm sagen, werde ihm das alles noch einmal sagen«, erwiderte Pierre. »Aber ... eines möchte ich gern wissen ...«

Was denn? fragte Nataschas Blick.

»Ich möchte wissen, ob Sie ...« – Pierre wußte nicht, wie er Anatol nennen sollte, und wurde schon bei dem Gedanken an ihn rot – »... diesen elenden Menschen geliebt haben?«

»Nennen Sie ihn nicht einen Elenden«, entgegnete Natascha. »Ich weiß es nicht, ich weiß es nicht, ich weiß es nicht ...«

Sie fing an zu weinen. Und das Gefühl des Mitleids, der Zärtlichkeit und der Liebe für sie ergriff Pierre immer heftiger. Er fühlte, wie unter seiner Brille die Tränen hervorkamen, und hoffte, daß sie es nicht bemerken werde.

»Wir wollen nicht weiter davon reden, Liebe«, sagte Pierre.

Seine sanfte, herzliche, zärtliche Stimme erschien Natascha auf einmal so seltsam.

»Wir wollen nicht weiter darüber reden, Liebe; ich werde ihm alles sagen. Aber um eines bitte ich Sie: zählen Sie mich zu Ihren Freun-

den. Und wenn Sie Hilfe oder einen Rat brauchen, oder auch nur Ihr Herz jemandem ausschütten wollen – nicht jetzt, sondern wenn es in Ihrer Seele wieder licht und klar sein wird –, dann denken Sie an mich.« Er nahm ihre Hand und küßte sie. »Ich würde glücklich sein, wenn ich imstande wäre ...«

Pierre wurde verlegen.

»Sprechen Sie nicht so mit mir, ich bin es nicht wert!« schrie Natascha auf und wollte aus dem Zimmer laufen, aber Pierre hielt ihre Hand fest. Er wußte, daß er ihr noch etwas sagen mußte. Als er es aber aussprach, wunderte er sich selber darüber.

»Nicht doch, quälen Sie sich nicht länger. Das ganze Leben liegt noch vor Ihnen«, sagte er.

»Vor mir? Nein! Für mich ist alles vorbei«, sagte sie voll Scham und Selbsterniedrigung.

»Alles vorbei?« wiederholte er. »Wenn ich nicht ich wäre, sondern ein hübscher, kluger, ja der beste Mensch in der ganzen Welt und frei wäre, würde ich noch in diesem Augenblick vor Ihnen auf die Knie fallen und um Ihre Hand und Ihre Liebe bitten.«

Zum erstenmal nach langer Zeit weinte Natascha Tränen der Dankbarkeit und Rührung. Sie sah Pierre an und ging aus dem Zimmer.

Pierre folgte ihr und begab sich fast laufend ins Vorzimmer, da er die Tränen der Rührung und des Glückes, die ihm die Kehle zuschnürten, kaum noch zurückhalten konnte. Er zog seinen Pelz an, ohne die Ärmel zu finden, und setzte sich in den Schlitten.

»Wohin soll ich jetzt fahren?« fragte der Kutscher.

Wohin? fragte sich Pierre. Wohin könnte ich jetzt noch fahren? Wohl in den Klub oder irgendwohin zu Besuch? Alle Menschen schienen ihm jetzt so jämmerlich und ärmlich im Vergleich zu dem Gefühl der Rührung und Liebe, das er empfand, im Vergleich zu dem weichen, dankbaren Blick, mit dem sie ihn unter Tränen zum letztenmal angesehen hatte.

»Nach Hause«, sagte Pierre und knöpfte trotz der zehn Grad Kälte den Bärenpelz über seiner breiten, glücklich atmenden Brust auf.

Es war ein kalter, klarer Tag. Über den schmutzigen, halbdunklen Straßen, über den schwarzen Dächern der Häuser wölbte sich der

dunkle Sternenhimmel. Pierre schaute empor und empfand in diesem Augenblick nicht wie sonst die bedrückende Kleinlichkeit alles Irdischen, weil das, was er fühlte, so herrlich, hoch und unendlich war. Als er auf den Arbat-Platz hinausbog, erschloß sich vor seinen Augen das ganze unendliche, sternenerfüllte Himmelsgewölbe. Fast in der Mitte dieses Himmels, gerade über dem Pretschistskij-Boulevard, stand der riesengroße helle Komet von 1812, von allen Seiten von Sternen umringt und umstreut, von denen allen er sich jedoch durch seinen nahen Stand zur Erde, durch sein weißes Licht und seinen langen, nach oben gerichteten Schweif deutlich abhob, jener Komet, der, wie man sagte, alles nur mögliche Unheil und das Ende der Welt ankündigte.

Aber in Pierre erweckte dieser glänzende Stern mit seinem langen leuchtenden Schweif keinerlei beängstigende Gefühle. Im Gegenteil, mit tränenfeuchten Augen blickte er freudig zu diesem hellen Gestirn empor, das in unsagbarer Geschwindigkeit den unermesslichen Raum in parabolischer Linie durchflogen hatte, plötzlich wie ein in die Erde gebohrter Pfeil auf diesem von ihm selbst gewählten Platz am dunklen Himmel stehen geblieben war, sich mit energisch erhobenem Schweif dort aufgepflanzt hatte und nun zwischen den unzähligen anderen funkelnden Sternen mit seinem weißen Licht glitzerte und spielte. Und Pierre schien es, als spiegelte dieses Gestirn all die Gefühle wider, die seine weichgestimmte Seele erstarken und zu neuem Leben erblühen ließen.

NEUNTER TEIL

1

Gegen Ende des Jahres 1811 hatte eine verstärkte Rüstung und Konzentration aller Streitkräfte im westlichen Europa eingesetzt, und im Jahre 1812 bewegten sich nun diese Kräfte – Millionen Menschen, wenn man die mit einrechnet, die mit dem Transport und Proviant der Truppen zu tun hatten – vom Westen nach Osten auf die Grenzen Rußlands zu, wo man ebenfalls schon seit dem Jahre 1811 Rußlands Streitkräfte zusammengezogen hatte. Am 12. Juni überschritten diese westeuropäischen Streitkräfte die Grenzen Rußlands, und der Krieg brach aus, das heißt, es vollzog sich ein Ereignis, das aller menschlichen Vernunft und Natur zuwiderlief: Millionen Menschen begingen gegeneinander eine so unzählige Menge von Verbrechen, Betrügereien, Verrat, Diebstahl, Fälschung von Banknoten und deren Weitergabe, Räubereien, Brandstiftungen und Mord- und Greuelthaten, wie sie die Chronik aller Gerichte der Welt während ganzer Jahrhunderte nicht zu verzeichnen hat, und die die Menschen jener Zeitperiode, die sie verübten, nicht einmal für Verbrechen hielten.

Wodurch war dieses außergewöhnliche Ereignis hervorgerufen worden? Was waren die Gründe dafür? Die Historiker behaupten mit naiver Überzeugung, daß dieses Ereignis durch folgende Ursachen herbeigeführt worden sei: durch Beleidigungen, die man dem Herzog von Oldenburg zugefügt habe¹²¹, durch Übertretung des Kontinental-systems¹²², durch die Herrschsucht Napoleons, die Unbeugsamkeit Alexanders, die Fehler der Diplomaten und so weiter, und so weiter.

Demnach hätten nur Metternich, Rumjanzew oder Talleyrand bei einer Audienz oder Cour sich mehr Mühe zu geben und kunstvollere Noten abzufassen, oder Napoleon hätte nur an Alexander zu schreiben brauchen: »Monsieur mon frère, je consens à rendre le duché au duc d'Oldenbourg« – und der Krieg wäre vermieden worden.

Man kann verstehen, daß den Zeitgenossen die Sache in diesem Licht erschien. Man kann verstehen, daß Napoleon der Ansicht war, die Intrigen Englands hätten den Krieg verursacht, wie er es später auf der Insel Sankt Helena behauptet hat. Man kann verstehen, daß die Mitglieder des englischen Parlaments Napoleons Herrschsucht für die Ursache des Krieges ansahen; daß der Herzog von Oldenburg meinte,

die ihm angetane Gewalt habe dazu geführt; daß die Kaufleute glaubten, das Kontinentalsystem, das ganz Europa verheere, sei schuld daran; daß die alten Soldaten und Generäle der Ansicht waren, es sei nur zum Krieg gekommen, weil es ohne sie eben nicht ging, und die Legitimisten¹²³ damals meinten, man müsse unbedingt les bons principes wiederherstellen; und daß die Diplomaten jener Zeitperiode fest davon überzeugt waren, dies alles komme nur daher, weil das Bündnis Rußlands mit Österreich vom Jahre 1809 nicht kunstvoll genug vor Napoleon geheimgehalten und das Memorandum Nummer 178 nicht geschickt genug abgefaßt worden sei. Man kann verstehen, daß diese und noch eine zahllose Menge anderer Gründe, deren Masse durch die unendliche Vielgestalt der Gesichtspunkte bedingt ist, den Zeitgenossen glaubhaft erschienen. Uns aber, den Nachfahren, die wir die damaligen Ereignisse in ihrem ganzen gewaltigen Umfang überschauen und ihrem klaren, fürchterlichen Sinn bis auf den Grund gehen können, uns erscheinen alle diese Gründe unzulänglich. Uns ist es unbegreiflich, daß Millionen Christenmenschen einander gequält und totgeschlagen haben sollen, nur weil Napoleon herrschsüchtig und Alexander unbeugsam war, nur weil die englische Politik nicht ehrlich und ein Herzog von Oldenburg beleidigt war. Es ist schlechterdings nicht zu begreifen, in was für einem Zusammenhang diese Umstände mit den Tatsachen an Mord und Gewalt selber stehen, und warum nur deshalb, weil ein Herzog beleidigt worden war, Tausende von Menschen vom andern Ende Europas die Einwohner aus den Gouvernements Moskau und Smolensk totschiagen und zugrunde richten mußten oder von ihnen niedergemacht wurden.

Für uns Nachfahren, die wir keine Historiker sind, die wir uns durch den Forschertrieb nicht hinreißen lassen und deshalb die Ereignisse mit ungetrübten, gesunden Sinnen überschauen, stellen sich Gründe für diesen Krieg in ungezählten Mengen dar. Je tiefer wir uns in die Erforschung dieser Gründe versenken, um so mehr von ihnen werden uns offenbar, und jeder einzelne Grund oder jede einzelne Folge von Gründen für sich allein genommen erscheint uns an und für sich gleich richtig, ebenso aber auch gleich falsch, wenn wir die Nichtigkeit dieser einzelnen Gründe mit der gewaltigen Tragweite der Ereignisse vergleichen, gleich falsch, wenn wir an ihr Unvermögen denken, ohne Mithilfe all der anderen, mit ihnen zusammenfallenden Gründe das stattgefundene Ereignis herbeizuführen. Solche Gründe, wie die Weigerung Napoleons, seine Truppen hinter die Weichsel

zurückzuziehen oder das Herzogtum Oldenburg wieder herauszugeben, erscheinen uns wie der Wunsch oder die Weigerung des ersten besten französischen Korporals, zum zweitenmal wieder in den Militärdienst einzutreten, denn wenn er nicht den Wunsch gehabt hätte, wieder einzutreten und ein zweiter, ein dritter, ein tausendster Korporal oder Soldat seinem Beispiel gefolgt wäre, so hätte Napoleons Armee um soviel weniger Mannschaften gehabt, und der Krieg wäre unmöglich gewesen.

Hätte Napoleon sich durch die Forderung, hinter die Weichsel zurückzugehen, nicht beleidigt gefühlt und seinen Truppen nicht vorzurücken befohlen, so wäre es nicht zum Krieg gekommen; hätten aber alle Sergeanten nicht zum zweitenmal in den Dienst eintreten mögen, so wäre der Krieg gleichfalls unmöglich gewesen. Ebenso unmöglich wäre der Krieg aber auch gewesen, wenn es keine Intrigen Englands und keinen Herzog von Oldenburg gegeben hätte, wenn sich Alexander nicht gekränkt gefühlt und Rußland keine autokratische Regierung gehabt hätte, wenn die französische Revolution und die darauf folgende Diktatur, das Kaiserreich und alles das, was die Revolution selbst erst verursacht hat, nicht gewesen wären und so weiter, und so weiter. Ohne einen einzigen von all diesen Gründen wäre der Krieg nicht möglich gewesen. Demnach mußten alle diese Tausende von Gründen zusammentreffen, um das hervorzubringen, was sich ereignet hat, und folglich gibt es keinen ausschließlichen Grund für dieses Ereignis, sondern es ist alles so gekommen, weil eben alles so hat kommen müssen. Millionen Menschen mußten also, aller ihrer Menschengefühle und all ihres Menschenverstandes bar, von Westen nach Osten ziehen und ihresgleichen totschiessen, ganz ebenso wie vor ein paar Jahrhunderten Scharen von Menschen von Osten nach Westen gezogen¹²⁴ waren und ihresgleichen erschlagen hatten.

Die Handlungen eines Napoleon und Alexander, von deren Befehlen es abzuhängen schien, ob das Ereignis zur Tatsache werden sollte oder nicht, waren ebenso wenig ihrem eignen Willen unterworfen wie die eines jeden Soldaten, der, durch das Los oder die Aushebung dazu bestimmt, mit ins Feld zog. Anders konnte das gar nicht sein, denn um den Willen eines Napoleon oder Alexander und überhaupt all jener Leute, von denen die Ereignisse abzuhängen schienen, in Erfüllung gehen zu lassen, mußten zahllose Umstände zusammentreffen, und

wenn deren einer gefehlt hätte, würde sich alles Geschehene nicht ereignet haben. Es war notwendig, daß die Millionen von Menschen, in deren Händen die wirkliche Gewalt lag: die Soldaten, die schossen und Proviant und Kanonen transportierten, einverstanden waren, diesen Willen der beiden einzelnen, schwachen Männer zu erfüllen, und daß sie durch eine zahllose Menge mannigfaltiger, verwickelter Ursachen dazu getrieben wurden.

Der Fatalismus in der Geschichte ist unentbehrlich zur Erklärung all jener sinnlosen Erscheinungen, das heißt jener Erscheinungen, deren Sinn wir nicht begreifen können. Denn je mehr wir uns bemühen, diese Erscheinungen in der Geschichte vernünftig zu erklären, um so sinnloser und unbegreiflicher erscheinen sie uns.

Jeder Mensch lebt um seiner selbst willen, benutzt seine Willensfreiheit, um seine persönlichen Ziele zu erreichen, und ist ganz von dem Bewußtsein durchdrungen, daß er jede beliebige Handlung ausführen oder auch unterlassen kann. Sobald er aber eine Handlung ausgeführt hat, die in einem bestimmten Augenblick vollendet ist, wird diese unwiderruflich und zu einem Bestandteil der Geschichte, in der sie dann nicht mehr die Bedeutung einer vorausbestimmten Tatsache hat.

Das Leben eines jeden Menschen hat zwei Seiten: das persönliche Leben, das um so freier ist, je abstrakter seine Interessen sind, und das elementare Leben in der Masse, in dem der Mensch unabänderlich die ihm vorgeschriebenen Gesetze erfüllt. Der Mensch lebt bewußt um seiner selbst willen, dient aber unbewußt als Werkzeug zur Erfüllung historischer, allgemein menschlicher Ziele. Jeder einmal unternommene Schritt ist unabänderlich, und seine Wirkung, die zeitlich mit den Wirkungen der Handlungen von Millionen anderer Menschen zusammenfällt, erlangt historische Bedeutung. Je höher ein Mensch auf der gesellschaftlichen Stufenleiter steht, je enger er mit hochgestellten Leuten verbunden ist, je mehr Macht er über andere Menschen hat, um so augenscheinlicher tritt die Vorbestimmung und Unumgänglichkeit aller seiner Handlungen zutage.

»Des Königs Herz ist in der Hand des Herrn¹²⁵.«

Der König ist der Sklave der Geschichte.

Die Geschichte, das heißt das unbewußte, allgemeine Massenleben der Menschheit, nutzt jeden Augenblick im Leben eines Herrschers für sich aus als Werkzeug zur Erfüllung ihrer Ziele.

Wenn auch Napoleon jetzt, im Jahre 1812, mehr denn je davon überzeugt war, daß es nur von ihm abhing »verser ou ne pas verser le sang de ses peuples«, wie Alexander ihm im letzten Brief geschrieben hatte, so war er doch niemals mehr als eben jetzt jenen unentrinnbaren Gesetzen unterworfen, die ihn zwangen – obgleich er nach freiem Willen zu handeln wähnte –, für die Allgemeinheit, für die Geschichte gerade das zu tun, was sich vollziehen mußte.

Menschen des Westens strömten nach dem Osten, um dort ihresgleichen totzuschlagen. Und nach dem Gesetz des Zusammentreffens der Ursachen fielen tausend unbedeutende Gründe für diese Truppenbewegung und für den Krieg wie von selbst ergänzend mit diesen Ereignissen zusammen: Vorwürfe wegen der Übertretung des Kontinentalystems, der Herzog von Oldenburg, das Einrücken der Truppen in Preußen, das, wie es Napoleon schien, nur unternommen worden war, um einen Frieden in Waffen zu erzwingen, die Kriegsleidenschaft und Kriegserfahrung des französischen Kaisers, die mit der Stimmung seines Volkes zusammentraf, der Reiz der Vorbereitungen im großen Stil, und die Kosten dieser Vorbereitungen, die Sucht, Vorteile dabei herauszuschlagen, die all die Kosten wieder wettgemacht hätten, die Sand in die Augen streuenden Ehrenbezeugungen in Dresden, die diplomatischen Unterhandlungen, die nach Ansicht der Zeitgenossen in dem aufrichtigen Bestreben geführt wurden, den Frieden zu erhalten, aber doch nur die Eigenliebe auf dieser oder jener Seite verletzten, und die Millionen und Abermillionen von anderen Gründen, die das Ereignis, das sich vollziehen sollte, unterstützten und mit ihm zusammentrafen.

Wenn der Apfel reif ist und vom Baume fällt – warum fällt er? Weil sein Gewicht ihn zur Erde zieht? Weil sein Stengel vertrocknet ist? Weil er in der Sonne dürr geworden ist? Weil er zu schwer ist? Weil der Wind ihn abschüttelt? Weil der Knabe, der unter dem Baum steht, ihn gern essen möchte?

Nicht einer dieser Gründe allein ist es, sondern alle zusammen und nur das Zusammentreffen all der Bedingungen, unter denen sich jedes organische, elementare Ereignis im Leben vollzieht. Und jener Botaniker, der herausgefunden hat, daß der Apfel deshalb zur Erde

fällt, weil sich sein Zellgewebe zersetzt und dergleichen mehr, hat ebenso recht wie jenes Kind, das unter dem Baum steht und sagt, der Apfel falle nur aus dem Grund herab, weil es ihn essen wolle und darum gebetet habe. Und wer da sagt, daß Napoleon nur deshalb nach Moskau vorgerückt sei, weil ihm eben der Sinn danach gestanden habe, und dort nur deshalb zugrunde gerichtet worden sei, weil Alexander seinen Untergang gewollt habe, der hat genauso recht und unrecht wie derjenige, der da sagt, daß ein Millionen Pud schwerer Berg, der untergraben ist, deshalb zusammengestürzt sei, weil der letzte Arbeiter unter ihm den letzten Spatenstich getan habe. Bei historischen Ereignissen sind die sogenannten großen Persönlichkeiten nur Etiketten, die dem Ereignis den Namen geben, haben aber, ganz wie die Etiketten, in Wirklichkeit am allerwenigsten mit den Ereignissen zu tun.

Jede ihrer Handlungen, die ihnen aus eigenem Wunsch und nur um ihrer selbst willen ausgeführt zu sein scheint, ist im historischen Sinn nicht freiwillig, sondern mit dem ganzen Gang der Geschichte verknüpft und von Ewigkeit her vorausbestimmt.

2

Am 29. Mai reiste Napoleon aus Dresden ab, wo er, umgeben von einem Hofstaat, der aus Prinzen, Herzögen, Königen und sogar einem Kaiser bestand, drei Wochen verlebt hatte. Vor seiner Abreise schmeichelte Napoleon all den Fürsten, Königen und dem Kaiser, die das um ihn verdient hatten, tadelte alle Herrscher und Prinzen, mit denen er unzufrieden war, schenkte die Perlen und Brillanten, die er anderen Königen geraubt hatte, der Kaiserin von Österreich, umarmte, wie sein Geschichtsschreiber erzählt, die Kaiserin Marie Luise zärtlich, jene Marie Luise, die sich für seine Frau hielt, obgleich in Paris noch eine zweite Gattin zurückgeblieben war, und ließ sie tiefbekümmert über die Trennung allein, die sie anscheinend kaum zu ertragen vermochte. Obgleich die Diplomaten noch fest an eine Friedensmöglichkeit glaubten und eifrig auf dieses Ziel hinarbeiteten, obgleich Kaiser Napoleon noch eigenhändig einen Brief an Kaiser Alexander schrieb, in dem er ihn »Monsieur mon frère« anredete, ihm herzlich versicherte, daß er ihn immer lieben und achten werde und den Krieg nicht wünsche – begab sich Napoleon dennoch zu seiner Armee und erteilte auf jeder Station neue Befehle, die die Beschleunigung der Truppenbewegung von Westen nach Osten bezweckten. Er fuhr in einem sechsspännigen Reisewagen über Posen, Thorn, Danzig und Königsberg, von Pagen, Adjutanten und Gefolge begleitet. In jeder Stadt wurde er von einer tausendköpfigen Menge mit zitternder Furcht und Begeisterung empfangen.

Die Armee rückte von Westen nach Osten vor, und unter stetem Pferdewechsel eilte Napoleon ihr nach. Am 10. Juni hatte er die Truppen eingeholt und übernachtete im Wald von Wilkowiski in einem eigens für ihn vorbereiteten Quartier auf dem Gut eines polnischen Grafen.

Am nächsten Tag fuhr Napoleon in seinem Wagen der Armee voraus bis an den Njemen, legte, um die Gegend des Übergangs zu besichtigen, polnische Uniform an und begab sich bis ans Ufer.

Als er auf der anderen Seite die Kosaken sah und die endlosen Steppen, in deren Herzen Moskau, la ville sainte¹²⁶, lag, die Hauptstadt eines Reiches, das mit jenem Skythenreich¹²⁷ zu vergleichen war,

in das Alexander der Große zog, da erteilte Napoleon, unerwartet für alle und allen strategischen und diplomatischen Plänen zuwiderlaufend, den Befehl zum Vormarsch, und am nächsten Tag setzten seine Truppen über den Njemen.

Am 12. in der Frühe trat er aus seinem Zelt, das für diesen Tag am abschüssigen linken Ufer des Njemen aufgeschlagen worden war, und beobachtete durch den Fernstecher seine aus dem Wald von Wilkowiński herausströmenden Truppenmassen, die nach den drei über den Njemen geschlagenen Brücken auseinanderfluteten. Die Mannschaften wußten, daß ihr Kaiser da war, und suchten ihn mit den Augen, und wenn sie dann jene Gestalt in Rock und Mütze, die auf dem Berg etwas abseits vom Gefolge stand, erspäht hatten, warfen sie die Mützen in die Luft und schrien: »Vive l'empereur!« Und so flutete und flutete der gewaltige Strom, ein Truppenteil nach dem anderen, ohne zu versiegen, aus dem ungeheuren Wald, der ihn bis dahin verborgen hatte, floß nach den drei Brücken zu auseinander und ergoß sich auf das jenseitige Ufer.

»Diesmal werden wir aber zu marschieren haben. Ja, wenn er die Sache selber in die Hand nimmt, da wird man warm ... Bei Gott ... Da ist er! ... Vive l'empereur! ... Also das sind die asiatischen Steppen! Scheußliche Gegend, keine Frage ... Auf Wiedersehen, Beauché, ich reserviere dir das schönste Palais von ganz Moskau! ... Auf Wiedersehen, auf Wiedersehen! ... Viel Glück! ... Hast du den Kaiser gesehen? Vive l'empereur ... preur! ... Wenn ich zum Gouverneur von Indien ernannt werde, Gerard, mache ich dich zum Minister von Kaschmir, abgemacht! ... Vive l'empereur! Vive! Vive! Vive! Diese Lumpenhunde, die Kosaken, wie sie sich aus dem Staube machen! ... Vive l'empereur! Le voilà! Siehst du ihn? ... Ich habe ihn zweimal ganz deutlich gesehen, so wie ich dich jetzt sehe. Le petit caporal¹²⁸ ... Ich war dabei, wie er einem von jenen alten Soldaten das Ehrenkreuz gegeben hat ... Vive l'empereur!« so schwirrte es durcheinander bei alt und jung, bei Leuten von verschiedensten Charakteren und gesellschaftlichen Stellungen. Auf den Gesichtern all dieser Menschen strahlte nur der eine allen gemeinsame Ausdruck der Freude, daß der so lang ersehnte Feldzug nun endlich begonnen hatte, der Ausdruck der Begeisterung und Hingebung für den Mann im grauen Rock, der dort auf dem Berg stand.

Am 13. Juni führte man Napoleon einen kleinen Araberhengst von reiner Rasse vor, er bestieg ihn und ritt im Galopp auf eine der über den Njemen geschlagenen Brücken zu, fortwährend umbraust von Jubelgeschrei, das er offenbar nur deshalb ertrug, weil er den Soldaten nicht gut verbieten konnte, ihre Liebe zu ihm durch dieses Geschrei zum Ausdruck zu bringen. Aber er empfand das Geschrei, das ihn überallhin begleitete, als Last, weil es ihn von seinen militärischen Ideen ablenkte, die ihn, sobald er sich nur den Truppen beigegeben hatte, völlig in Anspruch nahmen. Über eine dieser auf Kähen schwankenden Brücken ritt er auf das jenseitige Ufer, bog hier scharf nach links ab und sprengte im Galopp in der Richtung auf Kowno zu. Gardejäger zu Pferd, deren Begeisterung über das ihnen zuteil gewordene Glück keine Grenzen kannte, ritten voraus und machten ihm den Weg durch die Truppen frei. Als er bis an den breiten Wilijafluß gekommen war, machte er neben einem polnischen Ulanenregiment, das am Ufer stand, halt.

»Vivat!« schrien die Polen ebenso begeistert, traten aus der Front und stießen und drängten sich, um ihn sehen zu können.

Napoleon überschaute den Fluß, stieg vom Pferd und setzte sich auf einen Baumstamm, der am Ufer lag. Auf ein wortloses Zeichen reichte man ihm ein Fernrohr, er legte es auf den Rücken eines herbeispringenden, glückseligen Pagen und fing an, das jenseitige Ufer zu betrachten. Dann versenkte er sich in das Studium einer über die Stämme ausgebreiteten Landkarte. Ohne den Kopf aufzuheben, sagte er irgend etwas, und zwei seiner Adjutanten sprengten auf die polnischen Ulanen zu.

»Wie? Was hat er gesagt?« tönte es aus den Reihen der Polen, als der Adjutant bei ihnen angelangt war.

Er hatte befohlen, eine Furt zu suchen und auf das jenseitige Ufer überzusetzen. Der Oberst des polnischen Ulanenregiments, ein hübscher alter Herr, bekam einen roten Kopf und fragte den Adjutanten, wobei er vor Aufregung kaum die Worte fand, ob es ihm erlaubt sei, mit seinen Ulanen, ohne erst eine Furt zu suchen, den Fluß zu durchschwimmen. Während er seine Bitte vorbrachte, war ihm die Angst vor einer ablehnenden Antwort deutlich anzusehen, wie einem Knaben, der um die Erlaubnis bittet, sich auf ein Pferd zu setzen. Der Adjutant erwiderte, der Kaiser werde wohl mit diesem zwar überflüssigen Eifer kaum unzufrieden sein.

Kaum hatte der Adjutant dies gesagt, riß der alte, bärtige Offizier mit strahlendem Gesicht und leuchtenden Augen den Säbel hoch, schrie: »Vivat!«, befahl seinen Ulanen, ihm zu folgen, gab dem Pferd die Sporen und sprengte an den Fluß hinunter. Wütend spornte er das unter ihm zurückbäumende Tier an, setzte, daß es nur so klatschte, ins Wasser und schwamm nach der Mitte zu, wo die Strömung am stärksten war. Die Ulanenschwadronen jagten ihm nach. In der Mitte des Flusses war das Wasser sehr kalt, und eine starke Strömung machte sich bemerkbar. Die Ulanen hielten sich aneinander fest und rutschten aus den Sätteln. Einige Pferde ertranken, es ertranken auch mehrere Soldaten, die übrigen versuchten, teils im Sattel sitzend, teils sich an den Mähnen festhaltend, zu schwimmen. So mühten sie sich damit ab, auf die andere Seite hinüberzuschwimmen und waren stolz darauf, vor den Augen jenes Mannes, der auf dem Balken saß und gar nicht zusah, was sie taten, den Fluß zu durchschwimmen und in ihm ertrinken zu dürfen, obgleich der Übergang nur eine halbe Werst entfernt war. Als der Adjutant zurückgekehrt war und sich in einem günstigen Augenblick erlaubte, die Aufmerksamkeit des Kaisers auf die ihm persönlich geltende Ergebenheit der Polen zu lenken, stand der kleine Mann im grauen Oberrock auf, rief Berthier zu sich heran, ging mit ihm am Ufer des Flusses auf und ab und erteilte ihm Befehle, wobei er ab und zu einen mißmutigen Blick auf die ertrinkenden Ulanen warf, die nur seine Aufmerksamkeit ablenkten.

Es war für ihn nichts Neues, mit anzusehen, wie seine Gegenwart an allen Enden der Welt, von Afrika bis zu den Steppen Rußlands, alle Menschen berauschte und zu sinnloser Selbstaufopferung trieb. Er ließ sich sein Pferd bringen und ritt in sein Quartier.

Gegen vierzig Ulanen ertranken in dem Fluß, obgleich man ihnen Boote zu Hilfe schickte. Die meisten wurden an das Ufer, das sie soeben verlassen hatten, zurückgetrieben. Der Oberst und nur wenige Mann durchquerten den Fluß und krochen mühselig auf der anderen Seite die Uferböschung hinauf. Aber kaum hatten sie in ihren durchnäßten Uniformen, von denen das Wasser in Bächen abließ, das Ufer erklommen, als sie schon wieder »Vivat!« schrien und begeistert nach der Stelle hinübersahen, wo Napoleon gestanden hatte. Der aber war gar nicht mehr da. Trotzdem waren sie in diesem Augenblick glückselig.

Gegen Abend traf Napoleon zwischen zwei Verfügungen – die eine betraf die beschleunigte Herbeischaffung der im voraus angefertigten, gefälschten russischen Banknoten, um sie in Rußland in Umlauf setzen zu können, und die andere die an einem Sachsen durch Erschießen zu vollstreckende Todesstrafe, weil man einen Brief von ihm mit Angaben über die Pläne der französischen Armee aufgefangen hatte – noch eine dritte Verfügung: der polnische Oberst, der sich so zwecklos in den Fluß gestürzt hatte, wurde in die légion d’honneur aufgenommen, an deren Spitze Napoleon selber stand.

Quos Deus perdere vult, dementat.

3

Inzwischen weilte der russische Kaiser schon über vier Wochen in Wilna, wo er Besichtigungen und Manöver abhielt. Nichts war fertig für den Krieg, den alle erwarteten und zu dessen Vorbereitungen der Kaiser selbst aus Petersburg hergekommen war. Man hatte nicht einmal einen allgemeinen Operationsplan. Nach dem vierwöchigen Aufenthalt des Kaisers im Hauptquartier war das Schwanken, welchen von all den vorliegenden Plänen man wählen sollte, noch heftiger geworden. Jede der drei Armeen hatte ihren eigenen Oberkommandierenden, aber einen gemeinsamen Oberbefehlshaber über alle Armeen gab es nicht, und der Kaiser selbst wollte dieses Amt nicht übernehmen.

Je länger der Kaiser in Wilna verweilte, um so weniger Fortschritte machten die Kriegsvorbereitungen, man war bereits vom Warten müde. Das ganze Bestreben all der Leute, die den Kaiser umgaben, schien nur darauf gerichtet zu sein, ihm die Zeit so angenehm wie möglich zu vertreiben und ihn den bevorstehenden Krieg vergessen zu machen.

Nach den zahlreichen Bällen und Festessen bei den polnischen Magnaten, den Mitgliedern des Hofes und dem Kaiser selber kam einem der polnischen Generaladjutanten im Juni der Gedanke, dem Kaiser im Namen aller seiner Generaladjutanten ein Festessen und einen Ball zu veranstalten. Dieser Gedanke wurde von allen mit Begeisterung aufgenommen. Auch der Kaiser gab seine Zustimmung. Das Geld sammelten die Generaladjutanten durch eine Subskriptionsliste. Eine Dame, der der Kaiser sehr gewogen sein sollte, wurde aufgefordert, auf dem Ball die Wirtin zu spielen. Graf Bennigsen, der im Gouvernement Wilna seine Güter besaß, stellte seine vor der Stadt gelegene Besitzung für diesen Festtag zur Verfügung, und so sollte denn am 12. Juni der Ball, das Festessen, eine Kahnfahrt und Feuerwerk in Sakret, dem Landsitz Bennigsens, stattfinden.

Am selben Tag, an dem Napoleon den Befehl zum Überschreiten des Njemen gegeben hatte und seine Vorhut die Kosaken verdrängte und die russische Grenze überschritt, verlebte Alexander den Abend auf Bennigsens Landhaus, auf dem Ball, den ihm seine Generaladju-

tanten gaben. Es war ein lustiges, glänzendes Fest. Sachkenner haben behauptet, es seien selten so viele schöne Frauen auf einem Platz versammelt gewesen. Auch die Gräfin Besuchowa, die mit anderen russischen Damen dem Kaiser aus Petersburg nach Wilna gefolgt war, nahm an diesem Ball teil und stellte durch ihre üppige, echt russische Schönheit die zierlichen polnischen Damen in den Schatten. Sie erregte die allgemeine Aufmerksamkeit, und der Kaiser würdigte sie eines Tanzes.

Auch Boris Drubezkoj nahm, da er seine Frau in Moskau gelassen hatte, wie er sagte, »en garçon« an dem Ball teil und hatte, obgleich er nicht Generaladjutant war, eine große Summe für dieses Fest gezeichnet. Er war jetzt ein reicher Mann, der es zu hohen Ehren gebracht hatte, keine Protektion mehr zu suchen brauchte und mit den angesehensten seiner Altersgenossen auf gleichem Fuße stand. In Wilna traf er Helene, die er lange nicht gesehen hatte, rührte jedoch nicht an das Vergangene, und da Helene die Gunst einer sehr einflußreichen Persönlichkeit genoß und Boris jungverheiratet war, begegneten sie einander wie gute alte Freunde.

Um zwölf Uhr nachts wurde noch getanzt. Helene, die gerade keinen würdigen Partner gefunden hatte, forderte Boris selber zu einer Masurka auf. Sie saßen als drittes Paar vorn. Boris betrachtete kaltblütig Helenes glänzende, nackte Schultern, die sich aus der dunklen, goldgestickten Gaze-Robe heraushoben, und erzählte von alten Bekannten, ließ aber dabei, ohne daß er selber und andere es merkten, den Kaiser, der sich im selben Saal befand, nicht einen Augenblick aus den Augen. Der Kaiser tanzte nicht. Er stand in der Tür und hielt mit jenen liebenswürdigen Worten, die nur er zu sagen verstand, bald diesen, bald jenen an.

Als die Masurka begann, sah Boris, wie der Generaladjutant Balaschew, eine Persönlichkeit, die dem Kaiser sehr nahestand, auf diesen zutrat und ganz gegen die Hofsitte dicht neben ihm stehen blieb, obgleich der Kaiser mit einer polnischen Dame sprach. Nachdem der Kaiser noch ein paar Worte zu der Dame gesagt hatte, sah er sich fragend um, begriff anscheinend, daß Balaschew nur stehengeblieben war, weil er einen wichtigen Grund hatte, nickte der Dame leicht zu und wandte sich an Balaschew. Kaum hatte dieser zu reden angefangen, als sich auf dem Gesicht des Kaisers ein sichtliches Staunen ausprägte. Er nahm Balaschews Arm und schritt mit ihm durch den

Saal, wobei er sich, ohne es gewahr zu werden, dadurch, daß alle vor ihm beiseite traten, einen etwa sechs Meter breiten Weg bahnte. Im selben Augenblick, als der Kaiser mit Balaschew durch den Saal ging, bemerkte Boris, wie Araktschejew in Aufregung geriet. Er schielte zum Kaiser hinüber, schnaufte durch seine rote Nase und schob sich durch die Menge, als erwarte er, daß sich der Kaiser an ihn wende. Boris begriff, daß Araktschejew auf Balaschew neidisch und ungehalten darüber war, daß irgendeine anscheinend sehr wichtige Neuigkeit dem Kaiser nicht zuerst durch ihn mitgeteilt wurde.

Aber der Kaiser ging mit Balaschew vorbei, ohne Araktschejew zu bemerken, und begab sich durch die Ausgangstür in den erleuchteten Garten. Araktschejew legte die Hand auf den Degen, blickte sich grimmig um und ging in einer Entfernung von etwa zwanzig Schritten hinter ihnen her.

Während Boris fortfuhr, die einzelnen Touren der Masurka zu tanzen, ließ ihm der Gedanke keine Ruhe, was für eine Nachricht Balaschew wohl überbracht haben mochte und auf welche Weise er dies eher als alle übrigen in Erfahrung bringen könne.

Als die Tour kam, wo er eine Dame zu engagieren hatte, flüsterte er Helene zu, er wolle die Gräfin Potocka holen, die wohl auf die Terrasse hinausgetreten sei, chassierte über das Parkett und eilte auf die Ausgangstür zu, die in den Garten führte, blieb aber plötzlich dort stehen, als er den Kaiser mit Balaschew über die Terrasse zurückkommen sah. Sie kamen in der Richtung auf die Tür zu. Boris drückte sich eilig, als habe er keine Zeit mehr gehabt, zurückzutreten, an den Türpfosten und senkte den Kopf.

Der Kaiser, erregt wie ein Mensch, der persönlich beleidigt worden ist, sagte gerade die Worte: »Ohne Kriegserklärung in Rußland einzufallen! Ich werde erst dann Frieden schließen, wenn kein bewaffneter Feind mehr auf meinem Grund und Boden steht.«

Es schien Boris, als bereite es dem Kaiser Vergnügen, diese Worte auszusprechen: er war mit der Form, in die er seine Gedanken gekleidet hatte, zufrieden, aber ungehalten darüber, daß Boris sie gehört hatte.

»Niemand darf etwas davon erfahren!« fügte der Kaiser hinzu und zog finster die Stirn zusammen.

Boris verstand, daß sich das auf ihn bezog, schloß die Augen und neigte leicht den Kopf. Der Kaiser trat wieder in den Saal und blieb noch eine halbe Stunde auf dem Ball.

So erfuhr Boris als erster die Nachricht von dem Übergang der französischen Truppen über den Njemen und hatte somit Gelegenheit, einigen wichtigen Persönlichkeiten zu zeigen, daß vieles, was anderen verborgen blieb, ihm bekannt zu sein pflegte, wodurch er sich wiederum im Ansehen dieser Persönlichkeiten noch höher schraubte.

Die plötzliche Nachricht vom Übergang der Franzosen über den Njemen kam nach diesem ganzen Monat vergeblichen Wartens besonders überraschend, und nun noch dazu während des Balles. Im ersten Augenblick nach dem Eintreffen der Nachricht, noch ganz von Empörung und beleidigtem Gefühl beeinflußt, hatte der Kaiser diesen Ausspruch getan, der nachher berühmt geworden ist, der ihm selber gefiel, und der seine Gefühle ganz zum Ausdruck brachte.

Vom Ball nach Hause zurückgekehrt, schickte der Kaiser um zwei Uhr nachts nach seinem Sekretär Schischkow und befahl ihm, den Kriegsbefehl an die Truppen und einen Erlaß an den Feldmarschall Fürsten Saltykow zu schreiben, und verlangte dabei unbedingt, daß darin die Worte angebracht werden sollten, daß er nicht Frieden schließen werde, solange noch ein bewaffneter Franzose auf russischen Grund und Boden stehe.

Am folgenden Tag wurde folgender Brief auf französisch an Napoleon geschrieben:

»Mein Herr Bruder!

Gestern habe ich erfahren, daß trotz der Treue, mit der ich meine Verpflichtungen gegen Euer Majestät erfüllt habe, Dero Truppen die Grenzen Rußlands überschritten haben, und soeben erhalte ich aus Petersburg eine Note, in der Graf Lauriston mir als Grund dieses Einbruches angibt, Euer Majestät hätten sich von dem Augenblick an, als Fürst Kurakin seine Pässe gefordert habe, als im Kriegszustand mit mir stehend betrachtet. Die Gründe, mit denen der Herzog von Bassano seine Weigerung, sie ihm auszuliefern, erklärt hat, hätten mich nie vermuten lassen, daß dieser Schritt je als Vorwand zu einem Angriff dienen könne. Tatsächlich ist mein Botschafter, wie er es auch

selber erklärt hat, niemals dazu ermächtigt gewesen, und ich habe ihm, sobald ich nur darüber informiert wurde, unverzüglich meine Mißbilligung über sein Verhalten ausgesprochen, ihm aber befohlen, auf seinem Posten zu bleiben. Wenn Euer Majestät nicht willens sind, das Blut unserer Völker eines derartigen Mißverständnisses wegen zu vergießen, und sich bereit finden, Dero Truppen aus russischem Gebiet zurückzuziehen, werde ich das, was vorgefallen ist, als nicht geschehen betrachten, und eine Verständigung zwischen uns wäre noch möglich. Im entgegengesetzten Fall jedoch, Euer Majestät, werde ich mich gezwungen sehen, einen Angriff zurückzuschlagen, den ich durch nichts herausgefordert habe. Noch hängt es von Euer Majestät ab, der Menschheit das Elend eines neuen Krieges zu ersparen.

Ich bin und so weiter

(gez.) Alexander.«

4

In der Nacht vom 13. zum 14. Juni um zwei Uhr ließ der Kaiser Balaschew zu sich rufen, las ihm seinen Brief an Napoleon vor und befahl ihm, diesen Brief zu überbringen und dem französischen Kaiser persönlich zu überreichen. Als der Kaiser Balaschew verabschiedete, wiederholte er ihm noch einmal die Worte, daß er nicht Frieden schließen werde, solange noch ein einziger bewaffneter Feind auf russischem Boden stehe, und trug ihm auf, diese Worte unbedingt Napoleon zu übermitteln. In seinem Brief an Napoleon hatte der Kaiser diese Worte deshalb nicht angeführt, weil sein Takt ihm eingab, daß in einem Augenblick, da der letzte Versuch einer friedlichen Verständigung unternommen wurde, ein solcher Ausspruch nicht am Platze sei. Aber er trug Balaschew ausdrücklich auf, diese Worte Napoleon mündlich zu überbringen.

Balaschew ritt noch in derselben Nacht, von einem Trompeter und zwei Kosaken begleitet, fort und stieß in der Morgendämmerung bei dem Dorf Rikonti auf französische Vorposten diesseits des Njemen. Er wurde von einer französischen Kavalleriewache angehalten.

Ein französischer Husarenunteroffizier in roter Uniform und zottiger Pelzmütze rief den herbeireitenden Balaschew an und befahl ihm, haltzumachen. Balaschew hielt nicht sogleich an, sondern ritt im Schritt auf dem Wege weiter.

Der Unteroffizier machte ein finsternes Gesicht, brummte ein Schimpfwort vor sich hin, drängte sich mit der Brust seines Pferdes dicht an Balaschew, zog den Säbel und schnauzte den russischen General grob an, indem er ihn fragte, ob er wohl taub sei, daß er nicht höre, was man ihm sage. Balaschew nannte seinen Namen. Der Unteroffizier schickte einen Soldaten zu seinem Offizier.

Ohne Balaschew weiter irgendwelche Aufmerksamkeit zu schenken, unterhielt sich der Unteroffizier dann mit seinen Kameraden über dienstliche Angelegenheiten und würdigte den russischen General keines Blickes mehr.

Es befremdete Balaschew außerordentlich, hier auf russischem Boden diesem feindlichen und vor allem unehrerbietigen Benehmen einer rohen Gewalt ausgesetzt zu sein, nachdem er stets in nächster

Nähe der höchsten herrschenden Macht gewesen war und noch vor drei Stunden eine Unterredung mit dem Kaiser gehabt hatte und überhaupt in seiner dienstlichen Stellung an die höchsten Ehrenbezeichnungen gewöhnt war.

Eben fing die Sonne an, aus den Wolken hervorzusteigen. Die Luft war frisch und feucht vom Tau. Auf dem Weg vom Dorfe her wurde eine Viehherde getrieben. Die Lerchen stiegen, eine nach der anderen wie Bläschen im Wasser, jubilierend in den Feldern auf.

Balaschew schaute sich rings um, während er auf die Ankunft des Offiziers aus dem Dorfe wartete. Ab und zu blickten sich die russischen Kosaken und der Trompeter und die französischen Husaren stumm an.

Der französische Husarenoberst, der sichtlich soeben erst aus dem Bett aufgestanden war, kam auf einem hübschen, feisten Grauschimmel, von zwei Husaren begleitet, vom Dorf herangeritten. Der Offizier, die Soldaten und auch ihre Pferde machten einen satten, stutzerhaften Eindruck.

Es war ja auch in jener ersten Zeit des Feldzuges, in der sich die Truppen noch in tadellosem Zustand befanden, fast wie bei einer Besichtigung oder im Friedensdienst, nur mit einem leisen Anflug schmucker Feldzugsmäßigkeit im Äußeren und jener Lustigkeit und Unternehmungslust im Innern, die mit jedem Feldzugsbeginn Hand in Hand geht.

Der französische Oberst konnte nur mit Mühe das Gähnen unterdrücken, aber er war höflich und begriff augenscheinlich Balaschews Bedeutung voll und ganz. Er geleitete ihn an seinen Soldaten vorbei bis hinter die Vorpostenkette und teilte ihm mit, daß sein Wunsch, dem Kaiser vorgestellt zu werden, wahrscheinlich gleich erfüllt werden könne, da, soviel er wisse, das Quartier des Kaisers nicht allzu weit entfernt sei.

Sie ritten durch den Ort Rikonti, an den Koppeln französischer Husarenpferde, an Wachen und Soldaten vorbei, die ihrem Oberst Ehrenbezeichnungen erwiesen und neugierig die russische Uniform betrachteten, und verließen dann auf der anderen Seite das Dorf. Der Oberst sagte, der Divisionskommandeur befinde sich zwei Kilometer von hier, er werde Balaschew empfangen und seiner Bestimmung zuführen.

Die Sonne war nun ganz aufgegangen und bestrahlte heiter das leuchtende Grün.

Kaum waren sie hinter der Schenke bergauf geritten, als ihnen von der anderen Seite der Anhöhe von unten her ein Reitertrupp entgegenkam. Voraus ritt auf einem Rappen mit in der Sonne glitzerndem Geschirr ein hochgewachsener Mann in Federhut, schwarzem bis auf die Schultern herabwallendem Haar und einem roten Mantel. Er ritt, die langen Beine nach vorn gestreckt, wie die Franzosen zu reiten pflegen. Dieser Mann kam Balaschew im Galopp entgegen, wobei seine Edelsteine und goldenen Tressen in der grellen Junisonne blitzten und die Federn am Hut im Winde flatterten.

Balaschew war nur noch zwei Pferdellängen von dem ihm entgensprengenden, mit Armbändern, Federn, Orden und Gold überladenen Reiter, der eine feierlich theatralische Miene zur Schau trug, entfernt, als der französische Husarenoberst ihm respektvoll zuflüsterte: »Le roi de Naples.«

Und wirklich war es Murat, der sich jetzt König von Neapel nannte. Obgleich es vollkommen unverständlich war, warum er gerade König von Neapel hieß, wurde er doch so genannt, und er selbst war von dieser Würde so sehr durchdrungen, daß er nunmehr eine noch feierlichere und wichtigere Miene aufsetzte als früher. Er war von seiner Wichtigkeit als König von Neapel so überzeugt, daß er, als er am Vorabend seiner Abreise aus Neapel mit seiner Frau durch die Straßen gegangen war und einige Italiener ihm zugerufen hatten: »Viva il re!«, sich mit trübem Lächeln an seine Gattin gewandt und gesagt hatte: »Les malheureux, ils ne savent pas, que je les quitte demain.«

Doch wenn er auch fest daran glaubte, König von Neapel zu sein, und Mitleid mit seinen von ihm verlassenen Untertanen fühlte, hatte er doch jetzt, als ihm befohlen worden war, wieder in den Militärdienst einzutreten, und besonders nach dem Wiedersehen mit Napoleon in Danzig, wo der erlauchte Schwager zu ihm gesagt hatte: »Je vous ai fait roi pour régner à ma manière, mais pas à la vôtre ...«, das ihm so wohlvertraute Kriegshandwerk freudig wieder aufgenommen und galoppierte nun wie ein wohlgenährtes, aber nicht überfüttertes Pferd, das sich wieder eingeschrirrt fühlt und, so bunt und kostbar wie nur möglich herausgeputzt, spielend an der Deichsel zieht, heiter und

zufrieden auf den Straßen Polens einher, ohne selber zu wissen, wohin und zu welchem Zweck.

Als er den russischen General erblickte, warf er feierlich und auf königliche Art den Kopf mit dem bis auf die Schultern herabwallenden Haar zurück und warf dem französischen Obersten einen fragenden Blick zu. Der Oberst setzte Seiner Majestät ehrerbietigst Balaschews Bedeutung auseinander, dessen Namen er nicht aussprechen konnte.

»De Bal-Machève!« sagte der König, mit der ihm eigenen Energie die Schwierigkeit, die dieser Name dem Obersten bereitete, überwindend, und fügte dann mit einer königlich gnädigen Gebärde hinzu: »Charmé de faire votre connaissance, général.«

Sobald der König laut und schnell zu sprechen anfang, ließ ihn seine ganze königliche Würde augenblicklich im Stich, und er ging, ohne es selber zu merken, in einen Ton gutmütiger Familiarität über. Er legte seine Hand auf den Hals von Balaschews Pferd.

»Eh bien, général, tout est à la guerre, à ce qu'il paraît«, sagte er, als wolle er über eine Tatsache, die er nicht beurteilen könne, sein Bedauern aussprechen.

»Sire«, erwiderte Balaschew, »l'empereur mon maître ne désire point la guerre, comme Votre Majesté le voit.« Balaschew gebrauchte den Titel: Votre Majesté in allen nur möglichen Fällen und wiederholte somit einer Person gegenüber, für die dieser Titel noch etwas Neues war, mit einer zwar unvermeidlichen Geziertheit diese Anrede immer wieder und wieder.

Die ganze Zeit über, die Murat Monsieur de Balacheff anhörte, strahlte sein Gesicht in törichter Befriedigung. Aber royauté oblige: und so fühlte er als König und Verbündeter Napoleons die Verpflichtung, mit dem Gesandten Alexanders von Staatsangelegenheiten zu sprechen. Er stieg vom Pferd, nahm Balaschews Arm, führte ihn ein paar Schritte von seinem ehrerbietig wartenden Gefolge beiseite, ging mit ihm auf und ab und gab sich Mühe, ein bedeutsames Gespräch in Gang zu bringen. Er erinnerte daran, daß sich Kaiser Napoleon durch die Forderung, seine Truppen aus Preußen zurückzuziehen, beleidigt gefühlt habe, hauptsächlich deshalb, weil diese Forderung zu aller Kenntnis gelangt und dadurch die Würde Frankreichs verletzt worden sei.

Balaschew erwiderte, in dieser Forderung könne nichts Beleidigendes liegen, das ja ... Aber Murat unterbrach ihn.

»So halten Sie also Kaiser Alexander gar nicht für den Anstifter des Krieges?« fragte er plötzlich mit einem einfältig gutmütigen Lächeln.

Balaschew erklärte ihm, warum er der Ansicht sei, daß in Wirklichkeit Napoleon den Krieg angefangen habe.

»Eh, mon cher général«, unterbrach ihn wieder Murat, »je désire de tout mon cœur, que les empereurs s'arrangent entre eux et que la guerre commencée malgré moi se termine le plus tôt possible.« Er sagte das in einem Ton, wie Diener sprechen, wenn sie, ungeachtet der Streitigkeiten zwischen ihren Herrschaften, untereinander Freunde bleiben wollen.

Dann leitete er das Gespräch auf den Großfürsten über, fragte, wie es ihm gehe, und gedachte der heiteren, ergötzlichen Zeiten, die er mit ihm zusammen in Neapel verlebt hatte. Dann aber richtete sich Murat, als fiele ihm seine königliche Würde plötzlich wieder ein, auf einmal feierlich gerade, nahm die Pose an, die er bei der Krönung gezeigt haben mochte, winkte mit der rechten Hand und sagte: »Je ne vous retiens plus, général; je souhaite le succès de votre mission«, und mit seinem roten gestickten Mantel, dem Federhut und den blitzenden Edelsteinen trat er wieder auf sein Gefolge zu, das ehrerbietig auf ihn gewartet hatte.

Balaschew setzte seinen Weg fort und nahm nach den Worten Murats an, daß er Napoleon selbst nun sehr bald vorgestellt werden würde. Aber statt der ersehnten Zusammenkunft mit Napoleon hielt ihn eine Infanteriewache des Davoustschen Korps am nächsten Dorf wieder ebenso an, wie er schon an der Vorpostenkette angehalten worden war, und der herbeigerufene Adjutant des Korpskommandeurs geleitete ihn ins Dorf hinein zu Marschall Davoust.

5

Davoust war der Araktschejew Kaiser Napoleons. Ebenso wie Araktschejew war auch er kein Feigling, aber er war auch ebenso pedantisch und tyrannisch und wußte seiner Ergebenheit für den Kaiser nicht anders Ausdruck zu verleihen als durch Grausamkeit.

Im Räderwerk eines Staates sind solche Leute notwendig, ebenso notwendig wie die Wölfe im Haushalt der Natur, und immer und überall sind sie da, tauchen immer wieder auf und behaupten sich, wie sinnwidrig auch ihre Gegenwart in der Nähe eines Regierungshauptes scheint. Nur aus dieser Notwendigkeit ist es zu erklären, daß ein so ungebildeter, linkischer, grausamer Mensch wie Araktschejew, der den Grenadieren eigenhändig die Schnurrbärte herausriß, dabei aber aus Nervenschwäche keine Gefahr ertragen konnte, sich mit einer solchen Macht in der Nähe des ritterlich edlen und zarten Alexander behaupten konnte.

Balaschew fand den Marschall Davoust im Schuppen eines Bauernhauses vor, wo er auf einem Fäßchen saß und schriftliche Arbeiten erledigte: er prüfte Rechnungen nach. Sein Adjutant stand neben ihm. Sicherlich hätte er ein besseres Quartier finden können, aber Marschall Davoust gehörte zu den Leuten, die absichtlich unangenehme Lebensbedingungen suchen, nur, um das Recht zu haben, selber unangenehm zu sein. Aus eben dem selben Grund sind sie auch immer hastig und hartnäckig beschäftigt. Wie kann ich an die glücklichen Seiten des Lebens denken, wenn ich, wie Sie sehen, hier in einem schmutzigen Schuppen auf einem Fasse sitze und arbeite! schien sein Gesicht zu sagen. Das hauptsächlichste Vergnügen und Bedürfnis dieser Leute besteht darin, wenn sie mit lebenslustigen Menschen zusammentreffen, diesen ihre eigne finstere und hartnäckige Geschäftigkeit vor Augen zu halten. Dieses Vergnügen leistete sich Davoust, als man Balaschew zu ihm führte. Er vertiefte sich noch mehr in seine Arbeit, warf, als der russische General eintrat, über seine Brille hinweg einen kurzen Blick auf das durch die Eindrücke des herrlichen Morgens und die Unterhaltung mit Murat belebte Gesicht Balaschews, stand aber nicht auf, ja rührte sich nicht einmal, sondern machte ein noch finsteres Gesicht und lächelte feindselig.

Als er in Balaschews Mienen den unangenehmen Eindruck wahrnahm, den dieser Empfang bei ihm auslöste, hob er endlich den Kopf und fragte kalt, was ihm gefällig sei.

Balaschew nahm an, ein solcher Empfang könne ihm nur darum zuteil werden, weil Davoust nicht wisse, daß er der Generaladjutant Kaiser Alexanders und sogar dessen Vertreter Napoleon gegenüber sei, und beeilte sich deshalb, seinen Namen und seinen Auftrag zu nennen. Doch ganz gegen seine Erwartung wurde Davoust, nachdem er Balaschew angehört hatte, noch finsterer und gröber.

»Wo ist Ihr Brief?« fragte er. »Donnez-le moi, je l'enverrai à l'empereur.«

Balaschew erwiderte, daß ihm befohlen sei, den Brief dem Kaiser nur persönlich zu übergeben.

»Die Befehle Ihres Kaisers werden in Ihrer Armee ausgeführt, hier aber«, fuhr Davoust fort, »müssen Sie das tun, was Ihnen gesagt wird.«

Und wie um den russischen General seine Abhängigkeit von der rohen Gewalt noch mehr fühlen zu lassen, ließ Davoust durch einen Adjutanten den Offizier vom Dienst rufen.

Balaschew zog das Päckchen hervor, das den Brief des Kaisers enthielt, und legte es auf den Tisch. Dieser Tisch bestand aus einer Tür, die man über zwei Fäßchen gelegt hatte und an der noch die herausgerissenen Angeln steckten.

Davoust nahm den Brief in die Hand und las die Anschrift.

»Es steht vollkommen in Ihrem Ermessen, mir Achtung zu erweisen oder nicht«, sagte Balaschew, »aber erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß ich die Ehre habe, das Amt eines Generaladjutanten bei Seiner Majestät zu bekleiden.«

Davoust sah ihn schweigend an, und die Erregung und Verwirrung, die sich auf Balaschews Gesicht ausprägte, schien ihm sichtlich Vergnügen zu bereiten.

»Man wird Ihnen erweisen, was Ihnen gebührt«, sagte er dann, steckte den Brief in die Tasche und verließ den Schuppen.

Einen Augenblick darauf kam der Adjutant des Marschalls, de Castré, und führte Balaschew in das für ihn vorbereitete Quartier.

An jenem Tag speiste Balaschew mit dem Marschall zusammen im Schuppen an jener Brettertür, die auf den Fässern ruhte.

Tags darauf ritt Davoust zeitig am Morgen fort, nachdem er Balaschew zu sich befohlen und eindringlich gesagt hatte, er bitte ihn, hier zu bleiben und sich nur mit der Bagage vorwärts zu bewegen, falls hierzu der Befehl eintreffen sollte, auch dürfe er mit keinem Menschen reden, außer mit Herrn de Castré.

Nach vier Tagen der Einsamkeit und Langweile, in der sich Balaschew seiner Ohnmacht und Nichtigkeit voll bewußt wurde, was er ganz besonders deshalb so drückend empfand, weil er sich noch unlängst selber im Zentrum der Macht befunden hatte, nach verschiedenen Märschen zusammen mit der Bagage des Marschalls und den französischen Truppen, die das ganze Gelände besetzt hatten, wurde Balaschew nach Wilna gebracht, das jetzt von den Franzosen eingenommen worden war, und zwar gelangte er durch denselben Schlagbaum wieder in die Stadt, durch den er vor vier Tagen ausgeritten war.

Am nächsten Morgen kam der Kammerherr des Kaisers, Monsieur de Turenne, zu Balaschew und setzte ihn vom Wunsch Kaiser Napoleons in Kenntnis, ihn einer Audienz zu würdigen.

Vor vier Tagen hatten vor demselben Haus, wohin man nun Balaschew führte, die Wachen des Preobraschenskij-Regiments gestanden, jetzt standen dort zwei französische Grenadiere in ihren blauen, über der Brust offenen Uniformen und zottigen Pelzmützen, eine Eskorte von Husaren und Ulanen und ein glänzendes Gefolge von Adjutanten, Pagen und Generälen, das sich um das vor der Freitreppe stehende Reitpferd Napoleons und seinen Mamelucken Rustan¹²⁹ drängte und auf das Herauskommen des Kaisers wartete. Napoleon empfing Balaschew in demselben Haus in Wilna, wo ihn Kaiser Alexander entlassen hatte.

6

Obgleich Balaschew an einen glänzenden Hofstaat gewöhnt war, setzte ihn Napoleons prächtige und üppige Hofhaltung doch in Erstaunen.

Graf Turenne führte ihn in ein großes Empfangszimmer, wo schon viele Generäle und Kammerherren sowie polnische Magnaten warteten, von denen Balaschew gar manche auch am Hof des russischen Kaisers gesehen hatte. Duroc sagte, Kaiser Napoleon wolle den russischen General noch vor seinem Spazierritt empfangen.

Nachdem Balaschew ein paar Minuten gewartet hatte, trat der Kammerherr vom Dienst in das große Empfangszimmer, verbeugte sich höflich vor Balaschew und forderte ihn auf, ihm zu folgen.

Balaschew trat aus dem großen in ein kleineres Empfangszimmer, von wo aus eine Tür in das Arbeitszimmer führte, in jenes selbe Arbeitszimmer, wo ihn Kaiser Alexander verabschiedet hatte. Hier mußte er noch ein paar Minuten warten. Hinter der Tür hörte man eilige Schritte. Dann taten sich beide Flügel auf, alles wurde still, aus dem Arbeitszimmer kamen feste, energische Schritte: das war Napoleon. Er hatte soeben erst seine Toilette zum Ausreiten beendet, trug eine blaue Uniform, die eine weiße, über seinen rundlichen Bauch herabhängende Weste sehen ließ, weiße, die feisten Schenkel seiner kurzen Beine prall umspannende Lederhosen und Schaftstiefel. Sein kurzes Haar war offenbar soeben erst gekämmt, nur eine einzelne Haarsträhne hing mitten über seine breite Stirn. Der weiße, fleischige Hals hob sich scharf von dem schwarzen Uniformkragen ab; er roch nach Eau de Cologne. Auf seinem jugendlich erscheinenden vollen Gesicht mit dem hervortretenden Kinn lag der Ausdruck einer gnädigen, kaiserlich majestätischen Bewillkommnung.

Hastig trat er ein, zuckte bei jedem Schritt etwas zusammen und hielt den Kopf ein wenig zurückgeworfen. Seine ganze wohlbeleibte, gedrungene Gestalt mit den breiten, vollen Schultern und dem unwillkürlich vorgereckten Bauch und Brustkasten bot jenes Achtung heischende, stattliche Aussehen, das Männer von vierzig Jahren zu haben pflegen, die das Leben verwöhnt und verhätschelt hat. Zudem

war deutlich zu sehen, daß er sich heute in der denkbar besten Laune befand.

Als Antwort auf die tiefe und ehrerbietige Verbeugung Balaschews nickte er, trat auf ihn zu und fing sogleich zu reden an wie ein Mensch, dem jede Minute seiner Zeit kostbar ist und der sich nicht dazu herabläßt, seine Worte vorzubereiten, sondern davon überzeugt ist, daß er immer das sagen wird, was richtig und notwendig ist.

»Guten Tag, General!« sagte er. »Ich habe den Brief Kaiser Alexanders, den Sie überbracht haben, erhalten und freue mich sehr, Sie zu sehen.« Er warf mit seinen großen Augen einen Blick in Balaschews Gesicht, sah aber dann sogleich wieder an ihm vorbei.

Augenscheinlich interessierte ihn Balaschews Persönlichkeit nicht im geringsten. Augenscheinlich hatte nur das, was in seiner eignen Seele vorging, Interesse für ihn. Alles, was außerhalb seiner Person war, hatte für ihn keine Bedeutung, da ja doch alles in der Welt – so schien es ihm wenigstens – nur von seinem Willen abhing.

»Ich wünsche den Krieg nicht und habe ihn niemals gewünscht«, fuhr er fort, »aber man hat ihn mir aufgenötigt. Auch jetzt« – er betonte dieses Wort scharf – »bin ich noch bereit, alle Erklärungen, die Sie mir geben können, entgegenzunehmen.«

Und kurz und klar setzte er alle Gründe seiner Unzufriedenheit mit der russischen Regierung auseinander. Der ruhige, gemessene und freundliche Ton, in dem der französische Kaiser sprach, erweckte in Balaschew die feste Überzeugung, daß er den Frieden wünsche und gesonnen sei, in Unterhandlungen zu treten.

»Sire! L'empereur mon maître ...«, fing Balaschew seine schon längst vorbereitete Rede an, als Napoleon zu Ende gesprochen hatte und den russischen Gesandten fragend ansah. Aber dieser Blick der auf ihn gerichteten Augen des Kaisers verwirrte Balaschew. Sie sind verwirrt, fassen Sie sich! schien Napoleon zu sagen, während er mit einem kaum merklichen Lächeln Balaschews Uniform und Degen musterte.

Balaschew nahm sich zusammen und fing an zu sprechen. Er sagte, daß Kaiser Alexander die Tatsache, daß Kurakin seine Pässe gefordert habe, nicht für einen hinreichenden Grund zum Krieg ansehe, weil Kurakin auf eigne Faust und ohne Einwilligung des Kaisers gehandelt

habe, daß Kaiser Alexander den Krieg nicht wolle und daß von einem Einvernehmen mit England gar keine Rede sein könne.

»Noch nicht«, warf Napoleon ein, zog aber dann, als fürchte er, seinen Gefühlen nachzugeben, die Stirn kraus und nickte leicht, um dadurch Balaschew zu verstehen zu geben, daß er fortfahren könne.

Nachdem Balaschew alles gesagt hatte, was ihm befohlen worden war, fügte er noch hinzu, daß Kaiser Alexander den Frieden wünsche, aber nur unter der Bedingung in Unterhandlungen eintreten werde, daß ... Hier stockte Balaschew: er dachte an jene Worte, die Kaiser Alexander nicht in den Brief geschrieben hatte, die er aber unbedingt in den Erlaß an Saltykow aufgenommen wissen wollte und die auch Balaschew, wie er befohlen hatte, Napoleon übermitteln sollte. Balaschew dachte an die Worte:

»Solange noch ein bewaffneter Feind auf russischem Grund und Boden steht«, aber ein verworrenes Gefühl hielt ihn zurück. Er war nicht imstande, diese Worte auszusprechen, obgleich er es tun wollte. So stockte er und sagte: »Unter der Bedingung, daß die französischen Truppen sich hinter den Njemen zurückziehen.«

Napoleon bemerkte Balaschews Verwirrung, als dieser die letzten Worte aussprach. Des Kaisers Gesicht zuckte, und seine linke Wade fing leise zu zittern an. Aber er blieb ruhig stehen und begann nur mit etwas erhöhter und hastigerer Stimme zu reden. Balaschew senkte während der nun folgenden Rede Napoleons mehrmals die Augen und beobachtete unwillkürlich das Zittern seiner linken Wade, das um so heftiger wurde, je mehr er die Stimme erhob.

»Ich wünsche den Frieden nicht weniger als Kaiser Alexander«, fing er an. »Habe ich nicht achtzehn Monate lang alles getan, um ihn zu erhalten? Achtzehn Monate lang habe ich auf eine Erklärung gewartet. Und was verlangt man nun von mir, um in Verhandlungen einzutreten?« sagte er, zog finster die Stirn kraus und machte eine energische, fragende Gebärde mit seiner kleinen weißen, vollen Hand.

»Daß die Truppen sich hinter den Njemen zurückziehen, Majestät«, erwiderte Balaschew.

»Hinter den Njemen?« wiederholte Napoleon. »So wollen Sie also jetzt, daß ich meine Truppen hinter den Njemen zurückziehe – nur bis hinter den Njemen?« sagte Napoleon noch einmal und sah Balaschew gerade ins Gesicht.

Balaschew neigte ehrerbietig den Kopf.

»Statt der vor vier Monaten von mir geforderten Räumung Pommerns verlangt man jetzt nur, daß ich mich hinter den Njemen zurückziehe?« Napoleon wandte sich schnell um und fing an, im Zimmer auf und ab zu gehen.

»Sie sagen, daß man, um die Verhandlungen beginnen zu können, von mir fordert, ich solle hinter den Njemen zurückgehen; aber ebenso hat man vor zwei Monaten von mir verlangt, ich solle mich hinter die Oder oder Weichsel zurückziehen, und trotzdem sind Sie jetzt wieder zu Unterhandlungen bereit.«

Schweigend ging er von einer Ecke zur anderen und blieb dann wieder vor Balaschew stehen. Balaschew bemerkte, daß sich das Zittern seines linken Beines noch verstärkt hatte, und daß sein Gesicht in einem strengen Ausdruck wie versteinert schien. Napoleon kannte dieses Zittern seiner linken Wade an sich sehr wohl und äußerte sich einmal darüber: »La Vibration de mon mollet gauche est un grand signe chez moi.«

»Eine solche Forderung, die Gegend bis zur Oder oder Weichsel zu räumen, kann man wohl einem Prinzen von Baden stellen, nicht aber mir«, schrie Napoleon plötzlich und auch für sich selber ganz unerwartet heraus. »Und wenn ihr mir Petersburg oder Moskau anbötet, ich würde diese Bedingungen nicht annehmen! Ihr sagt, ich hätte den Krieg angefangen? Wer aber hat sich zuerst zu seiner Armee begeben? Kaiser Alexander und nicht ich. Jetzt schlagt ihr mir Unterhandlungen vor, wo ich Millionen verausgabt habe? Jetzt, wo ihr ein Bündnis mit England geschlossen habt und eure Lage kritisch ist? Jetzt kommt ihr mir mit Unterhandlungen! Und was für einen Zweck hat euer Bündnis mit England? Was habt ihr von England dafür erhalten?« fuhr er hastig fort und beabsichtigte durch seine Rede offenbar nicht mehr, die Vorteile eines Friedensschlusses und seine Möglichkeit in Erwägung zu ziehen, sondern nur seinen Standpunkt zu rechtfertigen, seine Macht zu zeigen und Alexanders Unrecht und Fehler klarzulegen.

Augenscheinlich hatte er seine Rede begonnen, um die Vorteile seiner Lage auseinanderzusetzen und zu zeigen, daß er trotz alledem zu Unterhandlungen bereit sei. Aber er hatte nun einmal angefangen, und je länger er sprach, um so weniger war er imstande, seinen Worten eine bestimmte Richtung zu geben.

Das ganze Ziel seiner Rede schien jetzt offenbar nur darin zu bestehen, sich selbst in den Himmel zu heben und Alexander zu beleidigen, das heißt, gerade das zu tun, was er zu Anfang der Unterredung am allerwenigsten gewollt hatte.

»Man sagt, daß ihr mit den Türken Frieden geschlossen¹³⁰ habt?«

Balaschew neigte bestätigend den Kopf.

»Der Friede ist geschlossen ...« fing er an.

Aber Napoleon ließ ihn nicht zu Wort kommen. Er hatte offenbar das Bedürfnis, immer nur allein zu sprechen, und fuhr mit der Beredsamkeit und dem nervösen Redeeifer, zu dem verwöhnte Leute so leicht neigen, in seinen Erklärungen fort.

»Ja, ich weiß, ihr habt mit den Türken Frieden geschlossen, ohne die Moldau und die Walachei erhalten zu haben. Ich aber hätte eurem Kaiser diese Provinzen ebenso geben können, wie ich ihm Finnland gegeben habe. Ja«, fuhr er fort, »ich hatte es Kaiser Alexander sogar versprochen und hätte ihm die Moldau und die Walachei auch ganz sicherlich gegeben, jetzt aber wird er nun auf diese schönen Provinzen verzichten müssen. Er hätte sie seinem Reich einverleiben und auf diese Weise Rußlands Herrschaft vom Bottnischen Meerbusen bis zu den Mündungen der Donau befestigen können. Mehr hätte eine Katharina die Große nicht zustande gebracht!« rief Napoleon aus, der sich immer mehr ereiferte, während er im Zimmer auf und ab ging und Balaschew fast dieselben Worte wiederholte, die er in Tilsit zu Alexander selber gesagt hatte. »Tout cela il l'aurait du à mon amitié. Ah, quel beau règne, quel beau règne!« wiederholte er mehrmals, blieb stehen, zog die goldene Schnupftabaksdose aus der Tasche und nahm gierig eine Prise.

»Quel beau règne aurait pu être celui de l'empereur Alexandre!«

Mit sichtlichem Bedauern blickte er Balaschew an, sobald aber dieser nur irgend etwas bemerken wollte, unterbrach er ihn sogleich wieder hastig.

»Was hätte er wünschen und suchen können, das er in meiner Freundschaft nicht gefunden hätte?« sagte er und zuckte ungläubig mit den Schultern. »Aber nein, er hat es vorgezogen, sich mit Feinden von mir zu umgeben, und mit wem noch dazu?« fuhr Napoleon fort. »Diesen Stein¹³¹ hat er zu sich herangezogen, diesen Armfelt, diesen Bennigsen, diesen Wintzingerode. Stein ist ein Verräter, den man aus

seinem Vaterland vertrieben hat, Armfelt – ein Wüstling und Intrigant, Wintzingerode – ein entlaufener Untertan Frankreichs, Bennigsen hat zwar als Soldat vor den anderen etwas voraus, ist aber dabei doch unfähig, da er ja im Jahre 1807 auch nichts zu erreichen verstanden hat, und müßte doch bei Kaiser Alexander schlimme Erinnerungen wecken ... Gesetzt den Fall, sie wären wirklich fähig, dann könnte man sie ja verwenden«, fuhr Napoleon fort, der kaum mit Worten den unaufhörlich in ihm aufkeimenden Ideen folgen konnte, die alle sein Recht und seine Macht – was nach seiner Auffassung dasselbe war – bewiesen, »aber das sind sie ja eben nicht: sie taugen weder für den Krieg noch für den Frieden! Es heißt ja, dieser Barclay soll tüchtiger sein als die anderen alle, aber nach seinen ersten Schritten zu urteilen, kann ich das nicht sagen. Und was tun, ja was tun sie denn eigentlich, all diese Herren vom Hofe? Pfuel bringt etwas in Vorschlag, Armfelt behauptet das Gegenteil, Bennigsen überprüft die ganze Sache, Barclay aber, der operieren soll, weiß nicht, wofür er sich entscheiden muß, und so vergeht die Zeit, und es wird nichts erreicht. Der einzige, der etwas vom Krieg versteht, ist Bagration. Er ist zwar dumm, aber er hat Erfahrung, Augenmaß und weiß, was er will ... Und was für eine Rolle spielt nun euer junger Kaiser in diesem wirren Knäuel? Sie stellen ihn bloß,bürden ihm aber dann die Verantwortung für alles auf, was geschieht. Un souverain ne doit être à l'armée que quand il est général«, fügte er hinzu, als schleuderte er diese letzten Worte Kaiser Alexander als direkte Herausforderung ins Gesicht, da er wußte, daß es Alexanders sehnlichster Wunsch war, ein guter Feldherr zu sein.

»Seit acht Tagen haben wir nun schon Krieg, und trotzdem habt ihr Wilna nicht zu schützen verstanden. Ich habe eure Armee in zwei Hälften gespalten und sie aus den polnischen Provinzen hinausgejagt. Eure Truppen murren.«

»Im Gegenteil, Euer Majestät«, fiel Balaschew ein, der sich nur mit Mühe alles das, was ihm Napoleon sagte, merken und diesem Feuerwerk von Worten kaum folgen konnte, »unsere Truppen brennen vor Begier ...«

»Ich weiß, weiß alles«, unterbrach ihn wieder Napoleon, »und kenne sogar die Zahl eurer Bataillone ebenso genau wie die der meinigen. Ihr habt keine zweimalhunderttausend Mann, ich aber habe das Dreifache. Auf Ehrenwort«, fuhr Napoleon fort, ohne daran zu

denken, daß sein Ehrenwort von gar keiner Bedeutung sein konnte, »ich gebe Ihnen ma parole d'honneur que j'ai cinq cent trente mille hommes de ce côté de la Vistule. Die Türken können euch keinen Beistand leisten: sie haben noch nie zu etwas getaugt und haben das erneut bewiesen, indem sie mit euch Frieden geschlossen haben. Und die Schweden? Deren Geschick ist es nun einmal, von verrückten Königen regiert zu werden. Ihr König war unzurechnungsfähig, sie vertauschten ihn gegen einen anderen, diesen Bernadotte, der aber scheint auch gleich den Verstand verloren zu haben, denn nur ein Tollhäusler kann als Schwede ein Bündnis mit Rußland schließen.«

Napoleon lächelte hämisch und führte abermals die Tabaksdose an die Nase.

Auf jeden Ausspruch Napoleons hatte Balaschew etwas zu erwidern und wollte es auch tun, immer wieder machte er die Geste eines Menschen, der gern etwas sagen möchte, aber Napoleon unterbrach ihn jedesmal. Gegen die Unvernunft der Schweden wollte Balaschew erwidern, daß Schweden eine Insel sei, sobald Rußland hinter ihm stünde, aber Napoleon schrie zornig drauflos, um seine Stimme zu übertönen. Napoleon befand sich in so gereiztem Zustand, daß er reden und reden und immer nur reden mußte, nur um vor sich selber seinen Standpunkt zu rechtfertigen. Balaschew empfand seine Lage als drückend: als Gesandter fürchtete er, seiner Würde etwas zu vergeben, und fühlte die Notwendigkeit, Entgegnungen vorzubringen, als Mensch aber ließ ihn innerlich der ohnmächtige, grundlose Zorn, in den Napoleon hineingeraten zu sein schien, völlig kalt. Er wußte, daß all diese Worte, die jetzt Napoleon zu ihm sprach, von keinerlei Bedeutung waren, ja daß er selber sich ihrer schämen werde, wenn er wieder zu sich komme. So stand Balaschew da, hielt die Augen gesenkt, verfolgte die Bewegungen, die Napoleons dicke Beine machten, und bemühte sich, seinen Blicken auszuweichen.

»Was gehen mich eure Verbündeten an?« fuhr Napoleon fort. »Ich habe meine eignen Verbündeten – die Polen: das sind achtzigtausend Mann, die schlagen sich wie die Löwen. Und bald werden es Zweihunderttausend sein.«

Wahrscheinlich geriet er deshalb noch mehr in Erregung, weil er mit diesen Worten eine offenkundige Unwahrheit gesagt hatte, und weil Balaschew, ergeben in sein Schicksal, immer noch in derselben Ruhe vor ihm stand. Plötzlich wandte er sich jäh um, trat dicht an

Balaschew heran und schrie ihm mit einer energischen, schnellen Bewegung seiner weißen Hände ins Gesicht:

»Das sollt ihr wissen: wenn ihr Preußen gegen mich aufwiegelt, so wische ich es von der Landkarte Europas weg, das merkt euch!« sagte er mit bleichem, zornentstelltem Gesicht und klappte dabei mit der einen kleinen Hand energisch gegen die andere. »Ja, und ich werde euch hinter die Düna, hinter den Dnjepr zurückwerfen und jenen Grenzwall¹³² wieder gegen euch errichten, den zerstören zu lassen Europa verbrecherisch und blind genug war. Das wird euer Schicksal sein, das habt ihr dadurch gewonnen, daß ihr von mir abgefallen seid!« schrie er, ging schweigend ein paarmal im Zimmer auf und ab und zuckte mit seinen dicken Schultern.

Er steckte die Tabaksdose in die Tasche, zog sie wieder heraus, führte sie ein paarmal an die Nase und blieb dann vor Balaschew stehen. Er schwieg, sah Balaschew spöttisch gerade ins Gesicht und sagte dann mit leiser Stimme: »Et cependant quel beau règne aurait pu avoir votre maître!«

Balaschew, der es für notwendig hielt, etwas zu entgegnen, erwiderte, daß Rußland die Angelegenheit nicht in einem so finsternen Licht sehe. Napoleon schwieg, sah ihn weiter spöttisch an und hörte offenbar gar nicht auf das, was er sagte. Balaschew äußerte, daß man in Rußland nur alles Gute vom Krieg erwarte. Napoleon nickte herablassend, als wolle er sagen: Ich weiß, daß es Ihre Pflicht ist, so zu reden, aber Sie glauben das ja doch selber nicht, weil meine Worte Sie überzeugt haben.

Als Balaschew mit seiner Rede zu Ende war, zog Napoleon wieder seine Tabaksdose hervor, schnupfte und stampfte, wie um ein Signal zu geben, zweimal mit dem Fuß auf den Boden. Die Tür tat sich auf: mit ehrerbietiger Verbeugung reichte ihm ein Kammerherr Hut und Handschuhe, ein anderer das Taschentuch. Napoleon schenkte ihnen keinen Blick, sondern wandte sich zu Balaschew:

»Versichern Sie Kaiser Alexander in meinem Namen«, sagte er, während er nach dem Hut griff, »daß ich ihm wie früher ergeben bin. Ich kenne ihn genau und schätze seine vortrefflichen Eigenschaften sehr. Je ne vous retiens plus, général, vous recevrez ma lettre à l'empereur.«

Eilig schritt Napoleon nach der Tür, und auch aus dem Wartezimmer stürmten alle die Treppe hinunter.

7

Nach all dem, was Napoleon zu Balaschew gesagt hatte, nach seinen Zornausbrüchen und seinen letzten trockenen Worten: »Je ne vous retiens plus, général, vous recevrez ma lettre« war Balaschew überzeugt, daß Napoleon ihn nicht nur nicht wiederzusehen wünsche, sondern sogar einem weiteren Zusammentreffen mit ihm als beleidigtem Gesandten und vor allem als Zeugen seiner ungebührlichen Heftigkeit aus dem Weg gehen werde. Doch zu seiner Verwunderung erhielt Balaschew noch am selben Tag durch Duroc eine Einladung zur Tafel des Kaisers.

Bei diesem Mittagessen waren Bessières, Caulaincourt und Berthier anwesend.

Napoleon kam Balaschew mit heiterer und freundlicher Miene entgegen. Weder Verlegenheit noch Vorwürfe über sein Aufbrausen am Vormittag machten sich in seinem Gesichtsausdruck bemerkbar, ja, er war im Gegenteil bemüht, Balaschew aufzumuntern. Man merkte deutlich, daß es für Napoleon die Möglichkeit, einen Fehler zu begehen, in seinem Gewissen schon lang nicht mehr gab und daß seiner Ansicht nach alles, was er tat, gut war, und nicht etwa deshalb, weil es mit der allgemeinen Vorstellung von Gut und Böse übereinstimmte, sondern einfach nur darum, weil er es war, der es getan hatte.

Der Kaiser war nach seinem Spazierritt durch Wilna, wo das Volk in Scharen ihn mit Begeisterung begrüßt und begleitet hatte, sehr aufgeräumt. Alle Fenster der Straßen, durch die er geritten war, waren mit Teppichen, Fahnen und seinen Initialen geschmückt gewesen, und die polnischen Damen hatten zu seiner Begrüßung mit Tüchern gewinkt.

Bei Tisch saß Balaschew neben dem Kaiser, und Napoleon behandelte ihn nicht nur freundlich, sondern auf eine Art, als rechne er Balaschew zu seinen Höflingen oder wenigstens zu den Leuten, die an seinen Plänen teilnahmen und sich über seine Erfolge freuen mußten. Unter anderem lenkte er die Unterhaltung auch auf Moskau und fing an, Balaschew über die russische Hauptstadt auszufragen, wie sich ein neugieriger Reisender nach einer fremden Stadt, die er zu besuchen gedenkt, erkundigt, und zwar in der festen Überzeugung, daß sich

Balaschew als Russe durch eine solche Wißbegierde geschmeichelt fühlen müsse.

»Wieviel Einwohner hat Moskau? Wieviel Häuser? Ist es wahr, daß man Moskau die heilige Stadt nennt? Wieviel Kirchen gibt es dort?« fragte er.

Und auf die Antwort, daß es dort über zweihundert Kirchen gebe, erwiderte er: »Wozu denn eine solche Masse von Kirchen?«

»Die Russen sind sehr gottesfürchtig«, sagte Balaschew.

»Übrigens sind die vielen Kirchen und Klöster in einem Land immer ein Zeichen für die Rückständigkeit seines Volkes«, bemerkte Napoleon und blickte Caulaincourt an, damit er dieses Urteil bestätigen solle.

Balaschew erlaubte sich untertänigst, dieser Ansicht des französischen Kaisers nicht beizustimmen.

»Jedes Land hat seine Sitten«, sagte er.

»Aber es gibt in ganz Europa nichts, was dem zu vergleichen wäre«, meinte Napoleon.

»Ich bitte Euer Majestät um Verzeihung«, erwiderte Balaschew. »Nicht nur in Rußland, sondern auch in Spanien gibt es eine solche Menge Kirchen und Klöster.«

Diese Antwort Balaschews, die eine Anspielung auf die letzte Niederlage der Franzosen in Spanien¹³³ enthielt, fand später, als Balaschew davon erzählte, am Hof Kaiser Alexanders großen Beifall. Jetzt aber an der Tafel Napoleons wurde sie wenig gewürdigt und blieb fast unbeachtet.

Aus den gleichgültigen, erstaunten Gesichtern der Herren Marschälle war zu ersehen, daß sie sich darüber nicht klar waren, wohin der Pfeil zielte, den Balaschew, seinem Ton nach zu urteilen, abgeschossen hatte. Wenn das eine Anspielung sein soll, so haben wir sie nicht verstanden oder sie ist nicht gerade sehr geistreich gewesen, war auf den Gesichtern der Marschälle zu lesen. So wenig wurde diese Antwort gewürdigt, daß nicht einmal Napoleon darauf aufmerksam wurde und Balaschew in naiver Weise die Frage vorlegte, über welche Städte von hier aus der direkte Weg nach Moskau führe. Balaschew, der während des ganzen Essens sehr auf seiner Hut war, erwiderte, daß *comme tout chemin mène à Rome, tout chemin mène à Moscou*,

daß es sehr viele Wege gebe, und daß unter der Zahl der verschiedenen Wege da zum Beispiel der Weg über Poltawa sei, den Karl XII. gewählt habe¹³⁴. Während er das sagte, wurde Balaschew unwillkürlich ganz rot vor Vergnügen, weil ihm diese Antwort so gut gelungen war. Aber er hatte noch nicht das letzte Wort »Poltawa« zu Ende gesprochen, als auch Caulaincourt schon wieder anfang, von den Unbequemlichkeiten des Weges von Petersburg nach Moskau zu erzählen und seine Petersburger Erinnerungen anbrachte.

Nach Tisch ging man in das Arbeitszimmer Napoleons, um dort den Kaffee einzunehmen, in jenen selben Raum, der noch vor vier Tagen Kaiser Alexanders Arbeitszimmer gewesen war. Napoleon setzte sich, berührte kaum den Kaffee in der Sèvrestasse und wies Balaschew einen Stuhl neben sich an.

Nach dem Essen überkommt den Menschen meist jene bekannte Gemütsverfassung, die ihn stärker als alle Vernunftbeweise zwingt, mit sich selber zufrieden zu sein und alle Welt für Freunde zu halten. In dieser Stimmung befand sich jetzt Napoleon. Er glaubte sich von Menschen umgeben, die ihn vergötterten, und war fest davon überzeugt, daß auch Balaschew nach diesem Essen sein Freund und Verehrer geworden sei. Er wandte sich an ihn mit einem liebenswürdigen, leicht spöttischen Lächeln.

»Das ist dasselbe Zimmer, wie man mir gesagt hat, in dem auch Kaiser Alexander gearbeitet hat. Ist das nicht merkwürdig, General«, sagte er, augenscheinlich ohne daran zu zweifeln, daß diese Bemerkung seinem Gegenüber angenehm sein müsse, weil sie seine, Napoleons, Überlegenheit über Alexander bewies.

Balaschew vermochte darauf keine Antwort zu geben und senkte schweigend den Kopf.

»Ja, in diesem Zimmer berieten sich vor vier Tagen noch Wintzingerode und Stein«, fuhr Napoleon mit demselben überzeugten, spöttischen Lächeln fort. »Was ich aber nicht begreifen kann«, sagte er, »ist der Umstand, daß Kaiser Alexander alle meine persönlichen Feinde zu sich heranzieht. Ich kann dies einfach nicht ... verstehen. Denkt er denn gar nicht daran, daß ich es ebenso machen könnte?« wandte er sich fragend an Balaschew, und diese Erinnerung schien ihn wieder in das Geleise seines Zornes von heute morgen, der noch frisch war, hineinzubringen.

»Mag er erfahren, daß ich das tun werde«, sagte Napoleon, stand auf und schob die Tasse zurück. »Ich werde alle seine Verwandten aus Deutschland vertreiben¹³⁵, die Württemberger, die Badener, die Weimarer ... sie alle jage ich hinaus. Mag er für sie nur einen Unterschlupf in Rußland bereithalten!«

Balaschew senkte den Kopf und gab durch seine Miene zu erkennen, daß er den Wunsch habe, sich zu empfehlen, und nur aus dem Grund zuhören, weil er nicht anders könne als das mitanhören, was man zu ihm sage. Doch Napoleon bemerkte seinen Gesichtsausdruck nicht; er wandte sich an Balaschew nicht wie an den Abgesandten seines Feindes, sondern wie an einen Menschen, der ihm jetzt ganz ergeben ist und sich nur über die Demütigung seines ehemaligen Herrn freuen kann.

»Und warum hat Kaiser Alexander das Kommando über seine Truppen angenommen? Wozu das? Der Krieg ist mein Handwerk, seine Aufgabe aber ist, zu regieren und nicht Truppen zu befehligen. Warum hat er sich diese Verantwortung aufgeladen?«

Napoleon zog wieder die Tabaksdose hervor, ging schweigend ein paarmal im Zimmer auf und ab, trat dann plötzlich unerwartet auf Balaschew zu, hob rasch und natürlich und mit leisem Lächeln, überzeugt, daß das, was er vorhatte, nicht nur etwas Wichtiges, sondern auch etwas Angenehmes für Balaschew war, seine Hand zum Gesicht des vierzigjährigen russischen Generals auf, faßte ihn am Ohr und zog leicht daran, wobei er nur mit den Lippen lächelte.

Avoir l'oreille tirée par l'empereur galt am französischen Hof für die größte Ehre und Gnade.

»Eh bien, vous ne dites rien, admirateur et courtisan de l'empereur Alexandre?« sagte er, als käme es ihm komisch vor, daß in seiner Gegenwart jemand einen anderen umschmeichle und bewundere als ihn, Napoleon. »Stehen Pferde für den General bereit?« fügte er dann hinzu und neigte auf Balaschews Verbeugung hin leicht den Kopf. »Geben Sie ihm von meinen Pferden, er wird weit zu reiten haben!«

Der Brief, den Balaschew zurückbrachte, war das letzte Schreiben Napoleons an Alexander. Alle Einzelheiten der Unterredung wurden dem russischen Kaiser mitgeteilt, und der Krieg nahm seinen Anfang.

Nachdem Fürst Andrej Pierre in Moskau wiedergesehen hatte, fuhr er nach Petersburg, in geschäftlichen Angelegenheiten, wie er seinen Angehörigen sagte, in Wirklichkeit aber, um dort den Fürsten Anatol Kuragin zu treffen, was er für unumgänglich nötig hielt. Doch als er ankam, war Kuragin, nach dem er gleich bei seiner Ankunft Erkundigungen einzog, bereits nicht mehr in Petersburg. Pierre hatte seinen Schwager wissen lassen, daß Fürst Andrej ihm auf der Spur sei, und da Anatol gerade vom Kriegsminister eine Berufung zur Moldauarmee erhalten hatte, war er sogleich dorthin abgereist.

In Petersburg traf Fürst Andrej mit Kutusow, seinem früheren General, der ihm stets sehr gewogen gewesen war, zusammen, und Kutusow machte ihm den Vorschlag, ebenfalls in die Moldauarmee einzutreten, zu deren Oberkommandierendem der alte General ernannt worden war. Fürst Andrej nahm diese Berufung in den Stab des Hauptquartiers an und reiste nach der Türkei ab.

An Kuragin zu schreiben und ihn zu fordern, hielt er nicht für angebracht. Da eine neue Veranlassung zum Duell nicht gegeben war, glaubte Fürst Andrej, daß er durch eine Forderung die Komtesse Rostowa nur kompromittieren würde, und suchte deshalb persönlich mit Kuragin zusammenzutreffen in der Absicht, bei dieser Gelegenheit einen Grund zum Duell zu finden. Aber auch bei der Moldauarmee gelang es ihm nicht, Kuragin zu treffen, der sogleich nach Fürst Andrejs Ankunft in der Türkei nach Rußland zurückgefahren war.

In der neuen Umgebung und unter neuen Lebensbedingungen fiel dem Fürsten Andrej das Leben leichter. Nach dem Treubruch seiner Braut, der ihn um so tiefer getroffen hatte, je emsiger er bemüht war, seinen Schmerz vor allen zu verheimlichen, wurde ihm jenes Leben, das ihn früher so glücklich gemacht hatte, zur Last, und noch drückender empfand er seine Freiheit und Unabhängigkeit, die ihm erst so teuer gewesen war. Er hatte nicht nur jene früheren Gedanken alle beiseite geschoben, die ihm beim Anblick des Himmels von Austerlitz zum erstenmal gekommen waren, die er dann mit Pierre zusammen so gern weitergesponnen und mit denen er all die einsamen Stunden in

Bogutscharowo und dann später in der Schweiz und in Rom ausgefüllt hatte, sondern fürchtete sich jetzt sogar davor, sich auch nur an diese Gedanken zu erinnern, die ihm einen so unendlichen, lichten Horizont erschlossen hatten. Ihn fesselten jetzt nur die zu allernächst liegenden, praktischen Interessen, die mit allem, was früher gewesen war, keinen Zusammenhang hatten, und er griff nach ihnen mit um so größerer Gier, je dichter sie alles Frühere zudeckten. Es war, als hätte sich jener endlos weite Himmel, der sich früher über ihm ausgedehnt hatte, plötzlich in ein niedriges, begrenztes, schwer auf ihm lastendes Gewölbe verwandelt, in dem zwar alles hell und klar war, wo es aber nichts Ewiges und Geheimnisvolles gab.

Von all den Geschäften, die seiner warteten, war ihm der Militärdienst das einfachste und vertrauteste. Als diensttuender General im Stab Kutusows stürzte er sich eifrig und hartnäckig in die Geschäfte und setzte selbst Kutusow durch seine Arbeitsgier und Gewissenhaftigkeit in Erstaunen.

Da er Kuragin in der Türkei nicht gefunden hatte, hielt Fürst Andrej es nicht für unbedingt nötig, ihm nun gleich wieder nach Rußland nachzusetzen; aber das eine wußte er: wenn er ihn einmal traf, dann mußte er ihn fordern, wieviel Zeit bis dahin auch vergehen mochte, mußte ihn fordern, wie ein Hungriger gar nicht anders kann als über die endlich erbeutete Nahrung herfallen, mußte ihn fordern trotz der Verachtung, die er für ihn empfand, trotz aller sich selbst gelieferten Beweise, daß er sich nicht zu einem Zusammenstoß mit ihm erniedrigen durfte. Und dieses Bewußtsein, daß die Beleidigung noch nicht gerächt war, der Zorn noch keinen Ausfluß gefunden hatte und noch auf seinem Herzen lastete, vergiftete ihm jene künstliche Ruhe, die er sich durch seine emsig geschäftige, etwas ehrgeizige und ruhmstüchtige Tätigkeit in der Türkei geschaffen hatte.

Im Jahre 1812, als die Kunde vom Krieg mit Napoleon bis Bukarest gedrungen war, wo Kutusow seit zwei Monaten wohnte und Tage und Nächte bei seiner Walachin zubrachte, bat Fürst Andrej Kutusow, ihn zur Westarmee zu versetzen. Kutusow, dem Bolkonskijs Dienstfehler, der ihm wie ein Vorwurf für seine eigne Trägheit erschien, schon seit geraumer Zeit langweilig geworden war, entließ ihn gern und versetzte ihn zu Barclay de Tolly.

Ehe sich Fürst Andrej zur Armee begab, die im Mai das Lager an der Drissa bezogen hatte, reiste er nach Lysyja-Gory, das ihm sogar

am Weg lag, da es nur drei Werst von der großen Smolensker Landstraße entfernt war. Die letzten drei Jahre in seinem Leben hatten so viele Umwälzungen für ihn gebracht, er hatte so vieles durchdacht, durchfühlt und durchschaut, hatte den Westen und Osten durchreist, daß es ihm bei seiner Ankunft in Lysyja-Gory als etwas Merkwürdiges und Unerwartetes auffiel, daß hier das Leben bis in die kleinsten Einzelheiten noch ganz so war wie früher. Als er durch das steinerne Tor in die Allee des Herrenhauses von Lysyja-Gory einbog, war es ihm, als käme er in ein schlafendes Zauberschloß. In diesem Haus herrschte dieselbe gemessene Würde, dieselbe Sauberkeit, dieselbe Stille, hier gab es noch dieselben Möbel, dieselben Wände, dieselben Laute, ja auch denselben Geruch und dieselben verschüchterten Gesichter, die nur ein wenig älter geworden waren. Prinzessin Marja war noch das gleiche scheue, häßliche, alternde Mädchen, das in steter Furcht und ewigen seelischen Qualen ohne Zweck und Freude ihre besten Lebensjahre hinbrachte. Auch Mademoiselle Bourienne war noch dasselbe selbstzufriedene, kokette Geschöpf, das jeden Augenblick seines Lebens froh genoß und für sich selbst die freudigsten Hoffnungen hegte; nur war sie, wie es dem Fürsten Andrej schien, noch zuversichtlicher geworden. Der Erzieher Dessalles, den er aus der Schweiz mitgebracht hatte, trug jetzt einen Rock von russischem Schnitt und brach sich fast die Zunge, wenn er mit den Dienern Russisch sprach, sonst aber war er noch derselbe beschränkt kluge, gebildete, tugendsame Pedant und Schulmeister. Der alte Fürst hatte sich äußerlich nur insofern verändert, als an der einen Seite seines Mundes eine Zahnlucke zu bemerken war, innerlich war er aber noch ganz wie früher, nur zeigte er sich noch grimmiger und mißtrauischer gegen alles, was jetzt in der Welt vorging. Nur Nikoluschka hatte sich verändert: er war gewachsen, hatte rote Backen und dichtes Lockenhaar bekommen und zog, wenn er vergnügt war und lachte, ohne es selber zu wissen, die Oberlippe seines hübschen Mündchens ganz so in die Höhe, wie es die verstorbene kleine Fürstin getan hatte. Er allein gehorchte dem Gesetz der starren Unabänderlichkeit in diesem verwunschenen, schlafenden Schlosse nicht.

Doch wenn auch äußerlich alles beim alten geblieben war, so hatten sich doch die inneren Beziehungen aller Bewohner in der Zeit, in der sie Fürst Andrej nicht gesehen hatte, stark verändert. Die Hausgenossen hatten sich in zwei Lager geteilt, die sich fremd und feindlich gegenüberstanden. Nur jetzt in seiner Gegenwart vertrugen

sie sich und änderten seinetwegen ihre Lebensgewohnheiten. Zum einen Lager gehörten der alte Fürst, Mademoiselle Bourienne und der Architekt, zum anderen Prinzessin Marja, Dessalles, Nikoluschka und alle Kinderwärterinnen und Ammen.

Während Fürst Andrej in Lysyja-Gory weilte, speisten alle Hausgenossen zusammen, aber keinem war dabei wohl zumute, und Fürst Andrej fühlte, daß er als Gast angesehen wurde, der alle durch seine Gegenwart störte und um dessentwillen man eine Ausnahme machte. So verhielt sich Fürst Andrej, eben weil er unwillkürlich diese Empfindung hatte, am ersten Tag während des Mittagessens schweigend, und der alte Fürst, dem das Unnatürliche dieses Benehmens auffiel, schwieg ebenfalls finster und zog sich gleich nach Tisch auf sein Zimmer zurück. Als gegen Abend Fürst Andrej zu ihm kam und, um ihn ein wenig zu zerstreuen, vom Feldzug des jungen Grafen Kamenskij zu erzählen begann, fing der alte Fürst ganz unerwartet von Prinzessin Marja zu reden an, tadelte ihre Frömmelei und ihre Abneigung gegen Mademoiselle Bourienne, die, wie er sagte, die einzige war, die ihm wahrhaft ergeben sei.

Der alte Fürst sagte, nur Prinzessin Marja sei schuld, wenn er krank sei: sie quäle und reize ihn absichtlich und verderbe durch Verhättschelung und dumme Redereien nun auch schon den kleinen Fürsten Nikolaj. Der alte Fürst wußte sehr wohl, daß er seine Tochter quälte und sie kein leichtes Leben hatte, aber er wußte ebenso, daß er gar nicht anders konnte als sie quälen, und war überzeugt, daß sie das verdiente. Warum spricht Fürst Andrej, der doch dies alles sieht, mit mir nie über seine Schwester? dachte der alte Fürst. Denkt er vielleicht, daß ich ein Bösewicht oder alter Narr bin, der sich ohne allen Grund der Tochter entfremdet und dafür die Französin an sich herangezogen hat? Er begreift es nicht, und deshalb muß ich es ihm erklären. Es ist unbedingt nötig, daß er mich anhört, dachte der alte Fürst. Und er begann ihm die Gründe auseinanderzusetzen, warum er den blödsinnigen Charakter seiner Tochter nicht ertragen könne.

»Wenn Sie mich danach fragen«, erwiderte Fürst Andrej, ohne den alten Fürsten anzusehen – es war das erste Mal in seinem Leben, daß er seinen Vater tadelte –, »ich hatte nicht davon anfangen wollen, wenn Sie mich aber selber danach fragen, so werde ich Ihnen auch ganz offen meine Meinung über diesen Punkt sagen. Wenn es Mißverständnisse und Uneinigkeiten zwischen Ihnen und Mascha

gibt, so kann ich Mascha unter keinen Umständen die Schuld geben, denn ich weiß, wie außerordentlich meine Schwester Sie liebt und achtet. Wenn Sie mich also danach fragen«, fuhr Fürst Andrej erregter fort, da er in letzter Zeit wieder zur Heftigkeit neigte, »so kann ich Ihnen nur das eine sagen: wenn es Mißverständnisse zwischen Ihnen und Mascha gibt, so ist die Ursache nur jenes erbärmliche Frauenzimmer, die gar kein Umgang für meine Schwester sein dürfte.«

Der alte Fürst sah anfänglich seinen Sohn mit starren Augen an, dann lächelte er unnatürlich, wobei wieder die Zahnlücke sichtbar wurde, an die sich Fürst Andrej noch nicht hatte gewöhnen können.

»Wieso kein Umgang, mein Verehrtester? Wie? Ihr habt wohl schon alles zusammen durchgehechelt? Was?«

»Lieber Vater, ich möchte nicht Ihr Richter sein«, erwiderte Fürst Andrej in galligem, harten Ton. »Aber Sie haben mich dazu aufgefordert, und so habe ich gesagt und werde es auch immer aufrechterhalten, daß Prinzessin Marja nicht schuld daran ist, schuld daran sind ... schuld daran ist nur diese Französin ...«

»Er gibt mir unrecht ... gibt mir unrecht!« murmelte der alte Fürst mit leiser Stimme und, wie es dem Fürsten Andrej schien, etwas verlegen; dann aber sprang er plötzlich auf und schrie: »Hinaus! Hinaus! Daß du mir nicht wieder unter die Augen kommst!«

Fürst Andrej wollte sofort abreisen, aber Prinzessin Marja bat ihn, noch einen Tag zu bleiben. An diesem Tag sah Fürst Andrej seinen Vater nicht, der nicht aus seinem Zimmer kam und niemanden zu sich einließ außer Mademoiselle Bourienne und Tichon, aber mehrmals danach gefragt hatte, ob sein Sohn abgereist sei. Am nächsten Tag ging Fürst Andrej vor seiner Abreise noch einmal in die Hälfte des Hauses hinüber, wo sein Söhnchen wohnte. Er setzte das muntere, gesunde Kind, das ebenso lockiges Haar hatte wie seine Mutter, auf seine Knie und fing an, ihm das Märchen vom Blaubart zu erzählen. Aber noch ehe er damit zu Ende war, versank er in Gedanken. Er dachte nicht an den hübschen Knaben, den er auf dem Schoß hielt, sondern an sich selber. Er suchte in sich die Reue, daß er seinen Vater in Zorn versetzt hatte, suchte ein Bedauern, daß er zum erstenmal in seinem Leben im Bösen von ihm ging, fand aber zu seinem Entsetzen in seinem Herzen weder das eine noch das andere. Vor allem aber

erschrak er darüber, daß er die frühere zärtliche Liebe zu seinem Sohn, die er dadurch, daß er den Knaben liebte und auf seine Knie zog, wieder aufzuwecken gehofft hatte, vergeblich in seinem Herzen suchte.

»Aber so erzähle doch weiter«, drängte der Knabe.

Fürst Andrej gab keine Antwort, hob ihn von seinen Knien und ging aus dem Zimmer.

Seit Fürst Andrej seine tägliche Beschäftigung niedergelegt hatte, und hauptsächlich seit er in die alten Lebensbedingungen wieder eingetreten war, die ihn damals umgeben hatten, als er so glücklich gewesen war, packte ihn der Ekel vor dem Leben mit seiner ganzen früheren Gewalt, und er beeilte sich, so schnell wie möglich von diesen Erinnerungen loszukommen und eine neue Tätigkeit zu finden.

»Also du fährst nun bestimmt?« fragte ihn die Schwester.

»Gott sei Dank, daß ich abfahren kann«, erwiderte Fürst Andrej. »Mir tut nur leid, daß du hier bleiben mußt.«

»Wie kannst du nur so reden!« sagte Prinzessin Marja. »Wie kannst du nur so reden jetzt, wo du in diesen schrecklichen Krieg ziehst, und er so alt ist! Mademoiselle Bourienne sagte, daß er nach dir gefragt hat ...«

Wenn sie nur davon anfangen, begannen ihre Lippen zu zittern, und die Tränen traten ihr in die Augen. Fürst Andrej wandte sich von ihr ab und ging im Zimmer auf und nieder.

»Ach, mein Gott! Mein Gott!« sagte er. »Und wenn man sich überlegt, was und wer ... was für Nullen und Nichtigkeiten das Unglück eines Menschen verursachen können!« rief er in einer Wut, über die Prinzessin Marja erschrak.

Sie verstand, daß, wenn er von Leuten sprach, die er Nullen und Nichtigkeiten nannte, er damit nicht nur Mademoiselle Bourienne meinte, die ihr Unglück geworden war, sondern auch jenen Menschen, der sein Glück zunichte gemacht hatte.

»Andre, ich bitte dich nur um eins, ich flehe dich an«, sagte sie, legte ihre Hand auf seinen Ellbogen und sah ihn mit tränenschimmernden Augen an. »Ich verstehe dich nicht.« Prinzessin Marja schlug die Augen nieder. »Du darfst doch nicht denken, daß unser Leid von anderen Menschen herrührt. Die Menschen sind nur Seine Werkzeu-

ge.« Sie blickte mit jenem festen, gewohnten Blick, mit dem man auf den bekannten Platz eines Bildes hinschaut, etwas über den Kopf des Fürsten Andrej hinweg. »Das Leid schickt Er dir, es kommt nicht von den Menschen. Die Menschen sind nur Seine Werkzeuge, sie sind nicht schuld daran. Und wenn du glaubst, daß sich jemand gegen dich vergangen hat, vergiß es und verzeih ihm! Wir haben nicht das Recht, Böses mit Bösem zu vergelten. Dann wirst du das Glück, das im Verzeihen liegt, kennen lernen.«

»Wenn ich eine Frau wäre, würde ich das tun, Marie. Das ist eine Tugend für Weiber. Ein Mann aber darf und kann nicht vergessen und verzeihen«, sagte er, und obgleich er bis zu diesem Augenblick nicht an Kuragin gedacht hatte, stand der ganze ungelöschte Zorn plötzlich in seinem Herzen auf.

Wenn schon Prinzessin Marja mich zu überreden sucht, ihm zu verzeihen, so bedeutet das soviel, daß ich schon lange über ihn Gericht hätte halten müssen, dachte er. Er gab Prinzessin Marja keine Antwort mehr und malte sich jenen frohen, grimmigen Augenblick aus, wo er mit Kuragin, der sich, wie er wußte, bei der Armee befand, zusammentreffen mußte.

Prinzessin Marja flehte den Bruder an, noch einen Tag zu warten, und sagte ihm, sie wisse, wie unglücklich der Vater sein werde, wenn Andrej, ohne sich mit ihm auszusöhnen, fortführe; aber Fürst Andrej erwiderte, er komme wahrscheinlich sehr bald von der Armee wieder zurück, werde außerdem sogleich an den Vater schreiben und fürchte, wenn er jetzt noch länger bliebe, daß dann der Zwiespalt nur noch größer werde.

»Adieu, Andre. Rappelez-vous que les malheurs viennent de Dieu, et que les hommes ne sont jamais coupables«, waren die letzten Worte, die er von seiner Schwester hörte, als er von ihr Abschied nahm.

So muß es nun kommen! dachte Fürst Andrej, während er aus der Allee von Lysyja-Gory hinausfuhr. Sie, dieses schuldlose, bemitleidenswerte Geschöpf, muß zeit ihres Lebens zu Hause sitzen als Opfer dieses alten Mannes, der aus Altersschwäche den Verstand verloren hat. Er fühlt selber, daß er schuldig ist, kann sich aber nicht mehr ändern. Mein Junge wächst und freut sich seines Lebens, eines Lebens, in dem er auch nichts anderes sein wird, als wir alle sind: ein Betrüger oder ein Betrogener. Ich selber begeben mich zur Armee,

warum – das weiß ich nicht, und habe nur den einen Wunsch, jenen Menschen zu treffen, den ich verachte, um ihm Gelegenheit zu geben, mich zu töten und sich dann über mich lustig zu machen.

Alle diese Dinge waren schon früher in seinem Leben gewesen, nur hatten sie damals einen bestimmten Zusammenhang gehabt, jetzt aber war alles wirr durcheinandergerüttelt. Nur sinnlose Erscheinungen zogen ohne jedes verknüpfende Band eine nach der anderen an seinem Auge vorüber.

Es war Ende Juni, als Fürst Andrej im Hauptquartier eintraf. Die Truppen der ersten Armee, bei der sich auch der Kaiser befand, lagen in einer befestigten Stellung an der Drissa. Die Truppen der zweiten Armee waren zurückgewichen, nachdem sie versucht hatten, mit der ersten Armee zusammenzukommen, von der sie, wie es hieß, durch gewaltige französische Streitkräfte abgeschnitten worden waren. Alle waren mit dem Gesamtverlauf des Krieges für die russische Armee unzufrieden, aber keiner dachte an die Gefahr eines Einbruchs der Feinde in die russischen Gouvernements, keiner nahm an, daß der Krieg über die westlichen polnischen Provinzen hinausgehen werde.

Fürst Andrej fand Barclay de Tolly, zu dem er versetzt worden war, am Ufer der Drissa. Da es in der Umgebung des Lagers weder einen größeren Marktflecken noch eine Ortschaft gab, so hatte sich die große Anzahl der Generäle und Höflinge, die sich bei der Armee befand, in einem Umkreise von zehn Werst in den besten Häusern der Dörfer diesseits und jenseits des Flusses einquartiert. Barclay de Tollys Quartier lag vier Werst von dem des Kaisers entfernt. Er empfing Bolkonskij kalt und trocken und sagte ihm mit seiner deutschen Aussprache, er werde dem Kaiser seine Ankunft melden, damit er ihm eine Stellung zuweise, inzwischen ersuche er ihn, bei seinem Stabe zu bleiben.

Anatol Kuragin, den Fürst Andrej bei der Armee zu finden gehofft hatte, war nicht hier: er befand sich in Petersburg. Diese Nachricht berührte Bolkonskij angenehm. Die Interessen hier im Zentrum dieses gewaltigen, sich vor seinen Augen abrollenden Krieges nahmen den Fürsten Andrej voll in Anspruch, und er war froh, die aufreizenden Gefühle, die der Gedanke an Kuragin immer bei ihm auslöste, für einige Zeit los zu sein.

Während der ersten vier Tage, in denen man noch von nirgendsher Anforderungen an ihn stellte, ritt Fürst Andrej das ganze befestigte Lager ab, bemüht, sich auf Grund seiner Kenntnisse und durch Auseinandersetzungen mit Sachkundigen ein bestimmtes Urteil darüber zu bilden. Aber die Frage, ob dieses Lager nun vorteilhaft oder ungünstig sei, konnte Fürst Andrej doch nicht entscheiden. Durch

seine Kriegserfahrung war er bereits zu der Überzeugung gelangt, daß im Kriege selbst der tief Sinnigst ausgedachte Schlachtenplan, wie er bei Austerlitz gesehen hatte, nichts zu bedeuten hat, sondern daß alles nur davon abhängt, wie man auf die plötzlichen und nicht vorauszusehenden Operationen des Feindes reagiert, und besonders auch davon, wie und von wem die ganze Sache geführt wird. Um sich über diese letzte Frage klar zu werden, bemühte sich Fürst Andrej kraft seiner Stellung und seiner Bekanntschaften in den Charakter der Heeresleitung, der Personen und Parteien, die daran beteiligt waren, einzudringen, und gelangte dabei zu folgender Ansicht über die Lage der Dinge:

Als sich der Kaiser noch in Wilna befunden hatte, war die Armee in drei Teile eingeteilt gewesen: die erste Armee stand unter dem Oberkommando Barclay de Tollys, die zweite unter Bagration, die dritte unter Tormasow. Der Kaiser hielt sich bei der ersten Armee auf, aber nicht in der Eigenschaft eines Oberkommandierenden. In den Armeebefehlen war nicht gesagt worden, daß der Kaiser kommandieren werde, sondern nur, daß er sich bei der Armee aufhalten werde. Außerdem hatte auch der Kaiser persönlich nicht den Stab eines Oberkommandierenden, sondern nur den Stab eines kaiserlichen Hauptquartiers um sich. Bei ihm befanden sich nur der Kommandeur des kaiserlichen Stabes, der Generalquartiermeister Fürst Wolkonskij, sowie Generäle, Flügeladjutanten, Diplomaten und eine große Menge von Ausländern, aber kein Armeestab. Außerdem hielten sich bei ihm, ohne ein Amt zu versehen, noch auf: der ehemalige Kriegsminister Arakschejew, Graf Bennigsen als ältester General dem Rang nach, der Großfürst und Thronfolger Konstantin Pawlowitsch, der Kanzler Graf Rumjanzew, der ehemalige preußische Minister Stein, der schwedische General Armfelt, der Haupturheber des Feldzugsplanes Pfuels, der sardinische Emigrant und Generaladjutant Paulucci, Wolzogen und viele andere mehr.

Ogleich alle diese Persönlichkeiten kein militärisches Amt bekleideten, besaßen sie doch durch ihre Stellung großen Einfluß, und oft wußte ein Korpskommandeur oder selbst ein Oberkommandierender nicht, in welcher Eigenschaft Graf Bennigsen oder der Großfürst und Thronfolger oder Arakschejew oder Fürst Wolkonskij dieses oder jenes fragte oder anriet, wußte nicht, ob ein solcher Befehl in Form eines Rates von jenen Herren persönlich oder vom Kaiser herrührte,

und ob er ihn zu befolgen hatte oder nicht. Aber das waren alles nur Äußerlichkeiten: der wahre Sinn der Anwesenheit des Kaisers und all dieser Persönlichkeiten war vom höfischen Standpunkt aus – und wenn der Kaiser zugegen war, wurden alle zu Hofleuten – allen ganz klar und war folgender: der Kaiser hatte zwar das Amt eines Oberkommandierenden nicht angenommen, befehligte aber trotzdem alle Armeen, und die Persönlichkeiten, die ihn umgaben, halfen ihm dabei. Araktschejew war der gewissenhafte Vollstrecker, der Hüter der Ordnung und Leibtrabant des Kaisers. Bennigsen als Gutsbesitzer im Wilnaer Gouvernement sollte offiziell nur die Honneurs in der Gegend machen, in Wirklichkeit aber brauchte man ihn, weil er ein vorzüglicher General und nützlich im Rat war, und um ihn immer in Bereitschaft zu haben, Barclay abzulösen. Der Großfürst hielt sich deshalb beim Kaiser auf, weil es ihm so beliebte, der ehemalige Minister Stein deshalb, weil er im Rat gut zu gebrauchen war und weil Kaiser Alexander seine persönlichen Eigenschaften sehr hoch schätzte. Armfelt war ein grimmiger Feind Napoleons und selbstbewußter General, der immer großen Einfluß auf Alexander ausübte. Paulucci war da, weil er verwegen und entschlossen zu reden verstand. Die Generaladjutanten befanden sich hier, weil sie stets da zu sein pflegen, wo der Kaiser ist, und endlich die Hauptperson, Pfuels, war da, weil er den Feldzugsplan gegen Napoleon aufgestellt und Alexander gezwungen hatte, an die Zweckmäßigkeit dieses Planes zu glauben, und weil er nun infolgedessen alle Kriegsoperationen leitete. Bei Pfuels, der ein scharfer Kabinetts-theoretiker und so selbstbewußt war, daß er jede fremde Ansicht verachtete, hielt sich wiederum Wolzogen auf, der Pfuels Gedanken in greifbarere Form zu kleiden wußte als dieser selbst.

Außer den genannten Russen und Ausländern, von denen besonders die Ausländer mit jener Unverfrorenheit, die Leuten beim Arbeiten in einem fremden Milieu eigen ist, jeden Tag mit neuen, unerwarteten und unpraktischen Ideen hervortraten, gab es noch eine Menge Persönlichkeiten zweiten Ranges, die sich nur deshalb bei der Armee befanden, weil ihre Vorgesetzten hier waren.

Aus der Fülle all dieser Ansichten und Stimmen in dieser gewaltigen, wogenden, glänzenden und stolzen Welt unterschied Fürst Andrej folgende scharf getrennte Richtungen und Parteien:

Die erste Partei bestand aus Pful und seinen Anhängern, Kriegstheoretikern, die daran glaubten, daß es eine Kriegswissenschaft gebe und in dieser Kriegswissenschaft unabänderliche Gesetze wie Überführungen, Umgebungsbewegungen und so weiter. Nach diesen genauen, von ihrer vermeintlichen Kriegstheorie vorgeschriebenen Gesetzen forderten nun Pful und seine Anhänger den Rückzug der Truppen bis ins Innere des Landes und betrachteten jede Abweichung von diesen Theorien als Barbarentum, Unbildung oder Böswilligkeit. Zu dieser Partei gehörten die deutschen Fürsten, Wolzogen, Wintzingerode und andere, vorwiegend Deutsche.

Die zweite Partei war der Gegenpol der ersten. Wie das immer so zu sein pflegt, standen dem einen Extrem die Vertreter des anderen gegenüber. Die Anhänger der zweiten Partei waren es gewesen, die in Wilna den Vormarsch in Polen und eine Freimachung von allen im voraus kombinierten Plänen gefordert hatten. Sie waren nicht nur für forsches Losschlagen, sondern waren außerdem auch noch die Vertreter der nationalen Gesinnung, was sie bei Diskussionen noch einseitiger machte. Es waren die Russen Bagration, der soeben erst im Aufstieg begriffene Jermolow und andere mehr. Damals war gerade jenes bekannte Scherzwort Jermolows im Umlauf: er wolle den Kaiser nur um die eine Gnade bitten, ihn zum Deutschen zu befördern. Die Anhänger dieser Partei sagten in Erinnerung an Suworow, man solle nicht lange überlegen und die Landkarte mit Stecknadeln spicken, sondern zuschlagen, dem Feind eins überziehen, ihn nicht nach Rußland hereinlassen und die Truppen bei guter Laune erhalten.

Zur dritten Partei, die mehr als alle anderen das Vertrauen des Kaisers besaß, gehörten die Höflinge, die einen Ausgleich zwischen den beiden ersten Parteien suchten. Die Männer dieser Partei, die zum größten Teil aus Zivilisten bestand und zu der auch Araktschejew gehörte, dachten und sagten das, was Leute, die keine eigne Überzeugung haben, sich aber den Anschein geben möchten, eine solche zu besitzen, meist denken und sagen. Sie sagten, ohne Zweifel verlange der Krieg, und noch dazu ein Krieg mit einem solchen Genie wie Bonaparte – man nannte ihn wieder Bonaparte –, einen fein durchdachten Feldzugsplan und eine tiefgehende Kenntnis der Kriegswissenschaft, in der ja Pful einfach genial sei, gleichzeitig dürfe man aber auch nicht verkennen, daß Theoretiker oft einseitig seien, und dürfe ihnen deshalb nicht uneingeschränkt trauen, sondern

müsse auch auf das hören, was Pfuels Gegner und andere praktische, im Kriegshandwerk erfahrene Leute meinten, und müsse dann vor allem die Mittelstraße wählen. Die Anhänger dieser Partei bestanden darauf, das Lager an der Drissa nach Pfuels Plan zu halten, die Bewegungen der anderen Armeen aber abzuändern. Obgleich man bei einer solchen Art des Vorgehens weder das eine noch das andere Ziel erreichte, schien es den Anhängern dieser Partei doch so am besten.

Die vierte Partei war die, deren ansehnlichster Vertreter der Großfürst und Thronfolger war, der seine Enttäuschung bei Austerlitz nicht vergessen konnte, wo er wie bei einer Besichtigung in Helm und Koller vor seiner Garde hergeritten war in dem Wahn, wie ein Held die Franzosen in Grund und Boden zu schlagen, dabei aber unversehens in die vorderste Linie geraten war und in dem allgemeinen Tohuwabohu nur mit Mühe hatte entkommen können. Die Leute dieser Partei bewiesen durch ihr Urteil sowohl die Vorzüge als auch die Nachteile der Ehrlichkeit. Sie fürchteten Napoleon, sahen ihn als die verkörperte Macht und sich selber als die verkörperte Schwäche an und sprachen dies auch offen aus. Sie sagten: »Nichts als Elend, Schande und Verderben kommt bei der ganzen Sache heraus. Da haben wir nun Wilna aufgegeben, haben Witebsk geräumt und werden auch die Drissa nicht halten können. Das einzig Gescheite, was uns noch zu tun übrigbleibt, ist Frieden zu schließen, und zwar so bald wie möglich, solange man uns noch nicht aus Petersburg hinausgejagt hat.« Diese in den höchsten Kreisen der Armee stark verbreitete Ansicht fand sowohl in Petersburg als auch beim Kanzler Rumjanzew Unterstützung, der aus Staatsgründen ebenfalls für den Frieden eintrat.

Die fünfte Partei waren die Anhänger Barclay de Tollys, die in ihm weniger den Menschen als den Kriegsminister und Oberkommandierenden verehrten. Sie sagten: »Mag er sonst sein, wie er will« – mit diesen Worten fingen sie stets an –, »aber er ist ein ehrenhafter, tüchtiger Kerl, und einen besseren haben wir nicht. Gebt ihm nur eine ordentliche Macht in die Hand – denn ohne einheitliches Oberkommando kann der Krieg nie erfolgreich ausgehen –, und er wird zeigen, was er leisten kann, wie er es schon in Finnland gezeigt hat. Wenn sich unsere Armee, ohne irgendwelche Niederlage erlitten zu haben, stark und geschlossen bis zur Drissa zurückgezogen hat, so verdanken wir dies nur Barclay. Wenn Barclay jetzt durch Bennigsen ersetzt

werden soll, so ist alles verloren. Denn Bennigsen hat sein Unvermögen schon im Jahre 1807 erwiesen«, sagten die Männer dieser Partei.

Die sechste, die Bennigsenpartei, behauptete hinwiederum, daß es keinen tüchtigeren und erfahreneren Feldherrn gebe als Bennigsen, und daß, welche Wendung die Dinge auch nähmen, man doch immer nur auf ihn zurückkommen werde. »Laßt sie nur jetzt Fehler auf Fehler machen« – und die Leute dieser Partei bewiesen, daß unser ganzer Rückzug bis zur Drissa eine beschämende Niederlage und ununterbrochene Kette von Fehlern gewesen sei –, »je mehr Fehler sie machen, desto besser! Wenigstens wird man dann um so eher begreifen, daß es so nicht weitergehen kann«, sagten sie. »Wir brauchen keinen Barclay, aber einen Mann wie Bennigsen, der sich schon im Jahre 1807 ausgezeichnet hat und dem selbst Napoleon Gerechtigkeit widerfahren ließ, einen Mann, dem wir getrost die ganze Macht anvertrauen können, und dieser Mann ist niemand anders als Bennigsen.«

Zur siebenten Partei gehörten Männer, wie es solche immer und überall gibt, hauptsächlich in der Nähe junger Herrscher und ganz besonders am Hof Kaiser Alexanders: Generäle und Flügeladjutanten, die dem Kaiser leidenschaftlich ergeben waren und aufrichtig und uneigennützig nicht den Regenten, sondern den Menschen in ihm vergötterten, wie ihn Rostow im Jahre 1807 vergöttert hatte, und die an ihm nicht nur alle Tugenden des Herzens, sondern auch alle Gaben des menschlichen Geistes erblickten. Obleich diese Männer von der Bescheidenheit des Kaisers, mit der er das Oberkommando über die Truppen abgelehnt hatte, entzückt waren, so tadelten sie doch diese übergroße Bescheidenheit und wünschten nur das eine und bestanden darauf: daß der vergötterte Kaiser den übergroßen Mangel an Selbstvertrauen überwinden und offen erklären möge, daß er sich an die Spitze der Truppen stelle, daß er bei sich das Hauptquartier eines Oberkommandierenden formieren und von erfahrenen Theoretikern und Praktikern, wo es nötig war, beraten, selber seine Truppen anführen solle, weil diese nur dadurch in den Zustand höchster Begeisterung zu versetzen seien.

Die achte Gruppe, die sich der Menge ihrer Anhänger nach zu den anderen Parteien wie neunundneunzig zu eins verhielt, bestand aus Leuten, die weder den Krieg noch den Frieden, weder die Offensive noch ein Defensivlager an der Drissa oder sonst wo wünschten, die

keinen Barclay, keinen Kaiser, keinen Pfuel, keinen Bennisgen vorzogen, sondern nur von dem einen für sie wesentlichen. Wunsch beseelt waren: für sich selber soviel Vorteil und Vergnügen wie nur möglich herauszuschlagen. In dem trüben Wasser der sich kreuzenden und ineinander verwickelnden Intrigen, von denen es im Hauptquartier des Kaisers wimmelte, war gut zu fischen, und man konnte gar vieles erreichen, woran zu anderer Zeit gar nicht zu denken gewesen wäre. So stimmte einer, nur um seine vorteilhafte Stellung nicht zu verlieren, heute Pfuel bei, während er morgen seinem Gegner recht gab und übermorgen versicherte, in dieser Sache kein Urteil fällen zu können, nur um keine Verantwortung auf sich zu laden und dem Kaiser gefällig zu sein. Ein anderer lenkte, um einen Vorteil herauszuschlagen, die Aufmerksamkeit des Kaisers dadurch auf sich, daß er bei einer Beratung jene Ansicht, die der Kaiser tags zuvor als seine eigne angedeutet hatte, laut schreiend vortrug, sich auf die Brust schlug und herumstritt, andere, die ihm nicht beistimmten, zum Duell herausforderte und dadurch bewies, daß er bereit war, sich für das Allgemeinwohl aufzuopfern. Ein dritter verlangte einfach zwischen zwei Sitzungen und in Abwesenheit seiner Feinde ein Sonderentgelt für seine treuen Dienste, weil er wußte, daß jetzt keine Zeit war, es ihm abzuschlagen. Ein vierter kam dem Kaiser wie zufällig gerade dann vor Augen, wenn er von Arbeit überlastet war. Und um ein längst ersehntes Ziel, eine Einladung zur Tafel des Kaisers, zu erreichen, bewies ein fünfter ganz erbittert die Richtigkeit oder Unrichtigkeit einer neu auftauchenden Idee, indem er zu diesem Zweck mehr oder weniger zugkräftige und richtige Beweisgründe ins Feld führte. Alle Anhänger dieser Partei haschten nach Rubeln, Orden und Rangerhöhungen und folgten bei diesem Hasten immer nur der Wetterfahnenrichtung der kaiserlichen Gnade. Kaum hatte man bemerkt, daß sich diese Wetterfahne nach einer Seite drehte, als auch schon dieser ganze Drohnenschwarm in der Armee nach derselben Seite auszuschwärmen begann, so daß es dem Kaiser um so schwerer fiel, die Wetterfahne wieder umzudrehen. Bei der unbestimmten Lage, bei der drohenden, ernstesten Gefahr, die jedem Vorfall einen besonders erregten Charakter verlieh, mitten in diesem Wirbel von Intrigen, ehrgeizigen Plänen und Zusammenprallen all dieser verschiedenen Meinungen und Gefühle und endlich bei der Verschiedenheit der Nationalität all dieser Personen trug jene achte, größte Partei, deren Anhänger nur ihren persönlichen Vorteil im Auge hatten, nur dazu

bei, die allgemeine Sache noch mehr zu verwirren und zu trüben. Was für eine Frage auch immer aufgeworfen wurde, dieser Drohnenschwarm flog sofort, ohne das alte Thema noch zum Abschluß gebracht zu haben, zu dem neuen hinüber und brachte durch sein Summen die ehrlich streitenden Stimmen zum Schweigen und übertönte sie.

Zur selben Zeit, als Fürst Andrej zur Armee kam, bildete sich aus all diesen Parteien gerade noch eine neunte heraus, die eben erst anfang, ihre Stimme zu erheben. Das war die Partei der alten, vernünftigen, im Staatswesen erfahrenen Leute, die, weil sie keine der sich widersprechenden Ansichten teilten, imstande waren, unparteiisch alles zu überschauen, was im Hauptquartier vor sich ging, und auf Mittel und Wege zu sinnen, aus dieser Unbestimmtheit, diesem Schwanken, diesem Wirrwarr und dieser Schwäche herauszukommen. Die Leute dieser Partei sagten und dachten, alles Übel komme vorzugsweise daher, daß Kaiser Alexander samt seinem ganzen Hofstaat bei der Armee weile, wodurch jene konventionelle Unsicherheit der Beziehungen, die an einem Hof ja ganz angebracht, im Heer aber schädlich sei, auf die Armee übergegangen sei. Ein Kaiser habe zu regieren, aber nicht Truppen zu befehligen, und der einzige Ausweg aus dieser Lage sei die Abreise des Kaisers samt seinem Hofstaat von der Armee, denn seine Anwesenheit allein schon lähme fünfzigtausend Mann, die zur Sicherung seiner Person benötigt würden, und ein schlechter, aber unabhängiger Oberkommandierender wäre besser als der vorzüglichste, dem des Kaisers Gegenwart die Hände feßle.

Zur selben Zeit, als Fürst Andrej untätig im Lager an der Drissa weilte, schrieb der Staatssekretär Schischkow, einer der Hauptvertreter dieser Partei, an den Kaiser einen Brief, den zu unterzeichnen auch Balaschew und Araktschejew eingewilligt hatten. In diesem Brief unterbreitete Schischkow, von der ihm vom Kaiser selbst erteilten Erlaubnis, seine Ansicht über den allgemeinen Gang der Angelegenheiten auszusprechen, Gebrauch machend, dem Kaiser ehrfurchtsvoll den Vorschlag, das Heer zu verlassen, und begründete dies mit dem Vorwand, des Kaisers Anwesenheit in der Hauptstadt sei unbedingt erforderlich, um das Volk zum Krieg zu begeistern.

So wurde dem Kaiser, damit er das Heer verlasse, als Vorwand der Vorschlag angetragen, den er dann auch annahm, die Begeisterung des

Volkes in der Hauptstadt zu entflammen und es zum Schutz des Vaterlandes aufzurufen, was durch persönliche Anwesenheit des Kaisers in Moskau auch in hohem Grad erreicht wurde, die Begeisterung des Volkes, die dann eine der Hauptursachen zu Rußlands Triumph werden sollte.

Dieser Brief war dem Kaiser noch nicht übergeben worden, als Barclay beim Mittagessen Bolkonskij mitteilte, daß der Kaiser den Fürsten Andrej persönlich zu empfangen wünsche, um ihn über die Türkei zu befragen, und daß sich Fürst Andrej zu diesem Behuf um sechs Uhr abends bei Bennigsen im Quartier einzufinden habe.

Am selben Tag war im kaiserlichen Hauptquartier die Nachricht von einem neuen Schachzug Napoleons eingetroffen, der der Armee ziemlich gefährlich werden konnte, eine Nachricht, die sich aber in der Folge als unwahr erwies. Am selben Morgen hatte Oberst Michaud mit dem Kaiser die befestigte Stellung an der Drissa abgeritten und dem Kaiser bewiesen, daß dieses besichtigte Lager, das von Pfuël errichtet und bisher als ein Meisterstück der Taktik angesehen worden war, das Napoleons Untergang herbeiführen werde – daß dieses Lager ein Wahnsinn und für die russische Armee verderbenbringend sei.

Als Fürst Andrej in General Bennigsens Quartier anlangte, der ein kleines Gutshaus dicht am Fluß bewohnte, war weder Bennigsen noch der Kaiser da. Aber der Flügeladjutant des Kaisers, Tschernyschow, empfing Bolkonskij und sagte ihm, der Kaiser sei heute schon zum zweitenmal mit General Bennigsen und Marquis Paulucci zu den Befestigungen des Lagers an der Drissa geritten, über dessen Tauglichkeit starke Zweifel aufkeimten.

Tschernyschow saß im ersten Zimmer am Fenster und las einen französischen Roman. Dieses Zimmer schien früher ein Gesellschaftssaal gewesen zu sein, es befand sich noch ein Musikinstrument darin, das jetzt mit Teppichen verhangen war. In einer Ecke stand das Feldbett des Adjutanten Bennigsens. Der Adjutant selber war auch da. Er schien Kater zu haben oder von Geschäften übermüdet zu sein, saß auf der zusammengerollten Bettdecke und döste. Der Saal hatte noch zwei andere Türen: die eine führte geradeaus in einen großen Salon, die andere nach rechts in das Arbeitszimmer. Durch die erste Tür hörte man ein Gewirr von Stimmen, die deutsch und seltener auch französisch sprachen. Hier in diesem ehemaligen Salon war auf Wunsch des Kaisers nicht ein Kriegsrat versammelt – der Kaiser liebte

das Unoffizielle –, sondern nur ein Kreis von Personen, deren Ansichten über die bevorstehenden Komplikationen er zu erfahren wünschte. Es war kein Kriegsrat, sondern nur eine Zusammenberufung von Männern, die ausgewählt waren, um den Kaiser persönlich über einige Fragen aufzuklären. Zu dieser halboffiziellen Beratung waren geladen: der schwedische General Armfelt, Generaladjutant Wolzogen, Wintzingerode, den Napoleon einen entlaufenen französischen Untertanen genannt hatte, Michaud, Toll, der ganz und gar unmilitärische Freiherr vom Stein und endlich Pfuel selber, der, wie Fürst Andrej hörte, die Haupttriebfeder der ganzen Sache war. Da Pfuel gleich nach dem Fürsten Andrej gekommen war, einen Augenblick bei Tschernyschow stehenblieb, ein paar Worte mit ihm gewechselt hatte und erst dann in den Salon hinübergegangen war, hatte Fürst Andrej Gelegenheit gehabt, sich diesen Mann genauer anzusehen.

Auf den ersten Blick kam Pfuel in seiner schlecht gearbeiteten russischen Generalsuniform, die ihm so wenig paßte, daß er aussah, als trüge er ein Maskenkostüm, dem Fürsten Andrej merkwürdig bekannt vor, obgleich er ihn noch nie gesehen hatte. Er hatte etwas von Weyrother, aber auch von Mack, von Schmidt und überhaupt von allen diesen deutschen militärischen Theoretikern, die Fürst Andrej im Jahre 1805 kennen gelernt hatte, aber er war noch typischer als alle die anderen. Einen solch ausgesprochenen deutschen Theoretiker, der all das in sich vereinte, was die übrigen Deutschen einzeln charakterisierte, hatte Fürst Andrej noch nie gesehen.

Pfuel war nicht allzu groß, sehr mager, aber derb, grob und gesund gebaut mit breiten Hüften und Schulterknochen. Sein Gesicht war sehr faltig, die Augen lagen tief in den Höhlen. Das Haar war vorn an den Schläfen mit der Bürste offenbar sehr eilig glatt gekämmt, während es hinten in einzelnen Büscheln aufwärts strebte. Als er ins Zimmer trat, blickte er sich unruhig und erbost um, als sei er darauf gefaßt, daß sich in dem großen Salon, in den er hineinging, alles mögliche Unangenehme ereignen werde. Mit einer linkischen Gebärde legte er die Hand an den Degen, wandte sich an Tschernyschow und fragte ihn auf deutsch, wo der Kaiser sei. Man sah ihm an, daß er so bald wie möglich durch das Zimmer hindurchkommen und mit den Verbeugungen und Begrüßungen fertig werden wollte, um sich zur Arbeit hinter die Landkarten setzen zu können, wo er sich an seinem Platz

fühlte. Hastig nickte er zu den Worten Tschernyschows und lächelte ironisch, als er hörte, daß der Kaiser die Befestigungen besichtige, die er, Pfuel, nach seiner Theorie selber entworfen hatte. Mit jener rauhen und tiefen Stimme, mit der selbstbewußte Deutsche zu sprechen pflegen, brummte er auf deutsch etwas vor sich hin wie: »Dummheit ... die ganze Geschichte werden sie noch verpfuschen ... 's wird was Gescheites draus werden«, aber Fürst Andrej konnte es nicht recht verstehen. Er wollte vorübergehen, doch Tschernyschow machte ihn mit Pfuel bekannt, wobei er bemerkte, daß Bolkonskij soeben aus der Türkei komme, wo der Krieg ja jetzt glücklich beendet sei. Pfuel sah den Fürsten Andrej kaum an, sondern über ihn hinweg und sagte dabei lächelnd auf deutsch: »Das muß ein schöner taktischer Krieg gewesen sein!« Und mit einem geringschätzigen Lächeln ging er in den Salon hinein, aus dem die Stimmen herüberklangen.

Pfuel, der offenbar immer zu ironischer Reizbarkeit neigte, war heute ganz besonders dazu aufgelegt, weil man gewagt hatte, ohne ihn das Lager zu besichtigen und einer Begutachtung zu unterziehen. Dank seinen Erfahrungen bei Austerlitz konnte sich Fürst Andrej aus diesem kurzen Zusammensein mit Pfuel dennoch ein klares Bild vom Charakter dieses Menschen machen. Pfuel war einer jener hoffnungslos, unabänderlich und bis zur Selbstqual von sich überzeugten Menschen, wie man sie nur bei den Deutschen findet, und zwar aus dem Grund, weil nur die Deutschen ihr Selbstbewußtsein auf eine abstrakte Idee, auf die Wissenschaft, gründen, das heißt also auf die vermeintliche Kenntnis der reinen Wahrheit. Der Franzose ist selbstbewußt, weil er sich persönlich geistig sowie auch körperlich Frauen und Männern gegenüber für bezaubernd und unwiderstehlich hält. Beim Engländer fußt das Selbstbewußtsein auf der Tatsache, daß er ein Bürger des bestfundierten Staates in der Welt ist, und auf der Überzeugung, daß er als Engländer immer weiß, was er zu tun hat, weil das, was er als Engländer tut, immer zweifellos gut ist. Der Italiener ist selbstbewußt, weil er immer in Wallung ist und leicht sich selber und andere vergißt. Der Russe aber ist gerade deshalb selbstbewußt, weil er eben nichts weiß und auch gar nichts wissen will, und zwar deshalb nichts wissen will, weil er nicht glaubt, daß es überhaupt möglich ist, irgend etwas zu wissen. Das Selbstbewußtsein des Deutschen ist schlimmer, unwandelbarer und widerlicher als das der anderen, weil er sich einbildet, die Wahrheit zu kennen, und zwar in

Gestalt einer Wissenschaft, die er sich selber ausgedacht hat und nun für die reine Wahrheit hält.

Ein solcher Mensch war offenbar auch Pfuel. Er hatte seine Wissenschaft: eine Theorie, die er aus der Geschichte der Kriege Friedrichs des Großen abgeleitet hatte, und alles, was ihm nun in der neueren Kriegsgeschichte entgegentrat, erschien ihm als unsinniges, barbarenhaftes, unordentliches Aufeinanderprallen, bei dem von beiden Seiten Fehler über Fehler gemacht wurden, so daß derartige Raufereien kaum noch den Namen Krieg verdienten.

Im Jahre 1806 hatte Pfuel mit anderen zusammen den Plan jenes Krieges aufgestellt, der mit Jena und Auerstedt seinen Abschluß fand. Dennoch sah er im Ausgang dieses Krieges nicht den geringsten Beweis für die Unrichtigkeit seiner Theorien. Im Gegenteil, seiner Ansicht nach war die einzige Ursache des ganzen Mißerfolges eine kleine Abweichung von seinem Plan gewesen, die man sich erlaubt hatte, und mit der ihm eignen hämischen Ironie sagte er dann: »Ich wußte ja, daß die ganze Geschichte deshalb zum Teufel gehen werde.« Pfuel war einer jener Theoretiker, die dermaßen in ihre Wissenschaft vernarrt sind, daß sie den Zweck aller Theorien: ihre Anwendung auf die Praxis, ganz aus dem Auge verlieren. In seiner Schwärmerei für die Theorie haßte er jede Praxis. Er freute sich sogar über Mißerfolge, denn da seiner Ansicht nach jeder Mißerfolg nur daher kam, daß man in der Praxis von seinen Plänen abwich, so war das für ihn nur ein Beweis, wie richtig seine Theorien waren.

Er hatte die wenigen Worte, die er zu Andrej und Tschernyschow über den jetzigen Krieg geäußert hatte, mit einem Ausdruck gesagt, als wisse er im voraus, daß alles schief gehen werde, und als sei er damit nicht einmal unzufrieden. Und sogar seine im Nacken ungekämmt aufstrebenden Haarbüschel und das eilig über die Schläfen glattgestrichene Vorderhaar schienen das beredt zum Ausdruck zu bringen. Er ging ins Nebenzimmer, und sogleich vernahm man von drüben die tiefen, brummigen Töne seiner Stimme.

Fürst Andrej hatte kaum Zeit gehabt, den hinausgehenden Pful mit den Augen zu verfolgen, als Bennigsen hastig ins Zimmer trat, ihm zunickte, seinem Adjutanten einige Befehle erteilte und, ohne stehenzubleiben, in sein Arbeitszimmer ging. Der Kaiser mußte gleich kommen, und Bennigsen war vorausgeeilt, um noch einige Vorbereitungen zu seinem Empfang zu treffen. Tschernyschow und Fürst Andrej traten auf die Freitreppe hinaus.

Mit müdem Gesichtsausdruck stieg der Kaiser vom Pferde. Marquis Paulucci unterhielt sich mit ihm. Der Kaiser hielt den Kopf etwas nach links geneigt und hörte mit unzufriedener Miene Paulucci an, der mit großem Eifer auf ihn einredete. Dann ging er vorwärts, in dem sichtlichen Wunsch, dem Gespräch ein Ende zu machen, aber der Italiener, der vor Aufregung schon einen ganz roten Kopf bekommen hatte, ließ alle Regeln der Etikette außer acht und redete, hinter dem Kaiser hergehend, immer weiter auf ihn ein: »Quant à celui, qui à conseillé ce camp, le camp de Drissa«, sagte Paulucci, als der Kaiser die Stufen hinaufstieg, den Fürsten Andrej bemerkte und in dessen ihm unbekanntes Gesicht blickte, »quant à celui, Sire«, fuhr Paulucci unentwegt fort, als wäre er nicht imstande, innezuhalten, »qui à conseillé le camp de Drissa je ne vois pas d'autre alternative que la maison jaune ou le gibet.«

Aber der Kaiser erkannte Bolkonskij und wandte sich ihm gnädig zu, als wolle er die Worte des Italieners gar nicht zu Ende hören oder als habe er sie gar nicht verstanden.

»Freue mich sehr, dich zu sehen; geh hinein in die Versammlung und warte dort auf mich.«

Der Kaiser begab sich ins Arbeitszimmer. Ihm folgten Fürst Peter Michailowitsch Wolkonskij und der Freiherr vom Stein. Hinter ihnen wurden die Türen geschlossen. Fürst Andrej machte von der Erlaubnis des Kaisers Gebrauch und ging mit Paulucci, den er von der Türkei her kannte, in den Salon, wo sich der Rat versammelt hatte.

Fürst Peter Michailowitsch Wolkonskij schien das Amt eines Chefs beim kaiserlichen Stabe zu versehen. Er kam aus dem Arbeitszimmer, brachte die Karten in den Salon, breitete sie auf dem Tisch aus und

teilte die Fragen mit, über die er die Ansichten der versammelten Herren zu hören wünschte. Es handelte sich darum, daß in der Nacht die Nachricht eingelaufen war, daß die Franzosen vorrückten, um das Lager an der Drissa zu umzingeln, eine Nachricht, die sich später als unrichtig erwies.

General Armfelt eröffnete die Diskussion, indem er zur Behebung der sich einstellenden Schwierigkeiten unerwarteterweise einen ganz neuen Vorschlag machte, der nur durch den Wunsch, zu zeigen, daß auch er eine eigne Ansicht besaß, zu erklären war. Er schlug nämlich vor, eine Stellung seitlich der Petersburg-Moskauer Straße zu beziehen, die seiner Ansicht nach der einzige Punkt war, wo die vereinigten Truppen den Feind erwarten mußten. Man merkte, daß Armfelt diesen Plan schon lange vorbereitet hatte und ihn jetzt vortrug, weniger um auf die gestellte Frage zu antworten, auf die der Plan gar nicht paßte, als um sich die Gelegenheit, ihn endlich einmal anzubringen, nicht entgehen zu lassen. Es war dies einer aus jenen Tausenden von Vorschlägen, die alle mit der gleichen Begründung gemacht werden konnten, da ja doch niemand einen Begriff davon hatte, welchen Charakter der Krieg noch annehmen werde. Einige der Anwesenden bestritten seine Ansicht, andere nahmen sie in Schutz. Der junge Oberst Toll zog hitziger als alle übrigen gegen den Plan des schwedischen Generals zu Felde, zog während der Debatte ein geschriebenes Heft aus der Tasche und bat um die Erlaubnis, es vorlesen zu dürfen. In diesem weitläufig abgefaßten Schriftstück schlug Toll einen anderen Operationsplan vor, der den Vorschlägen Armfelts und Pfuels vollkommen zuwiderlief. Paulucci widersprach ihm und beantragte eine Attacke und Offensivbewegung, die uns seiner Ansicht nach aus der unsicheren Lage, in der wir uns befanden, und aus der Mausefalle, wie er das Lager an der Drissa nannte, allein noch retten konnte. Während all dieser Streitigkeiten schwiegen Pfuels und sein Dolmetscher Wolzogen, der ihm auch in allen seinen Beziehungen zum Hof eine Brücke war, vollkommen still. Pfuels schnaufte nur ein paarmal verächtlich und wandte sich ab, um zu zeigen, daß er sich nie zu einer Entgegnung auf solchen Stuß, wie er ihn jetzt mit anhören müsse, herablassen werde. Und als Fürst Wolkonskij, der die Beratung leitete, ihn aufforderte, seine Ansicht darzulegen, sagte er nur: »Wozu fragt man mich denn noch? General Armfelt hat ja eine prächtige Stellung mit ungedecktem Rücken vorgeschlagen. Wir können uns ja auch für die Attacke von diesem

italienischen Herrn da entscheiden – sehr schön. Oder für den Rückzug – auch gut. Wozu also fragt man mich denn noch? Sie wissen ja doch alles besser als ich.«

Als aber Wolkonskij finster die Stirn zusammenzog und sagte, er frage ihn im Namen des Kaisers nach seiner Meinung, wurde Pfuel plötzlich lebhafter, stand auf und fing an zu reden: »Man hat alles verfahren, alles in Verwirrung gebracht, alle haben es besser wissen wollen als ich, und nun kommt man zu mir: ›Wie können wir das wiedergutmachen?‹ Nichts ist wieder gutzumachen. Alle grundlegenden Dispositionen, die ich dargelegt habe, müssen Punkt für Punkt eingehalten werden«, sagte er und klopfte mit seinen knöchernen Fingern auf den Tisch. »Wo liegt hier eine Schwierigkeit? Unsinn, Kinderspiel!«

Er trat auf die Karte zu und fing an, sehr schnell zu reden, indem er mit seinem hageren Finger dann und wann auf die Karte stieß und bewies, daß der Zweckmäßigkeit des Lagers an der Drissa durch keinerlei Zufälligkeiten Abbruch getan werden könne, daß alles vorgesehen sei und daß der Feind, wenn er wirklich das Lager umzingeln sollte, sich damit unstreitig sein eignes Grab graben werde.

Paulucci, der kein Deutsch verstand, fing an, auf französisch Fragen zu stellen. Wolzogen kam seinem Chef, der das Französische nur schlecht beherrschte, zu Hilfe, und fing an, seine Worte zu übersetzen, konnte aber Pfuel kaum folgen, der immer schneller sprach und bewies, daß alles, alles – nicht nur das, was geschehen war, sondern auch das, was hätte geschehen können –, daß alles dies in seinem Plan vorgesehen war, und daß, wenn sich wirklich jetzt Schwierigkeiten ergeben sollten, die ganze Schuld nur darin liege, daß nicht alles Punkt für Punkt so ausgeführt worden sei. Dabei lachte er fortwährend ironisch, brachte Gründe vor und brach schließlich verächtlich seine Beweisführung ab, wie ein Mathematiker darauf verzichtet, die einmal bewiesene Richtigkeit einer Aufgabe noch auf anderen Wegen nachzuprüfen. Wolzogen löste ihn ab und fuhr fort, die Ideen seines Chefs auf französisch auseinanderzusetzen, wobei er sich ab und zu an Pfuel wandte: »Nicht wahr, Exzellenz?« Pfuel aber schrie, wie ein vom Kampf erhitzter Mensch auf die eigenen Parteigenossen losschlägt, seinen Anhänger Wolzogen wütend an: »Nun ja, was soll denn da noch expliziert werden?«

Paulucci und Michaud fielen nun zu zweit auf französisch über Wolzogen her.

Armfelt wandte sich in deutscher Sprache an Pfuel. Toll erklärte dem Fürsten Wolkonskij etwas auf russisch. Fürst Andrej hörte schweigend zu und beobachtete.

Von all diesen Persönlichkeiten erweckte der erbitterte, resolute, unsinnig selbstbewußte Pfuel beim Fürsten Andrej die größte Teilnahme. Er schien von allen hier anwesenden Männern der einzige zu sein, der nichts für sich selber wünschte, gegen niemanden feindselige Gefühle hegte, sondern nur von dem einen Wunsch beseelt war, seinen Plan in Aktion zu setzen, den Plan, der aus seiner Theorie, die er sich durch jahrelange Arbeit aufgebaut hatte, abgeleitet war. Er wirkte durch seine Ironie lächerlich, ja sogar unangenehm, aber er flößte unwillkürlich Achtung ein, weil er sich seiner Idee so grenzenlos hingab.

Dazu kam, daß alle anderen Redner mit Ausnahme Pfuels noch den einen Zug gemeinsam hatten, der dem Fürsten Andrej im Jahre 1805 in keinem Kriegsrat aufgefallen war: eine zwar versteckte, aber panische Furcht vor dem Genie Napoleons, die in allen ihren Reden zum Ausdruck kam. Man hielt bei Napoleon alles für möglich, erwartete ihn an allen Ecken und Enden, und schon mit seinem furchtbaren Namen allein zertrümmerte einer des anderen Vorschlag. Nur Pfuel schien Napoleon für einen ebensolchen Barbaren zu halten wie alle diejenigen, die seiner Theorie widersprachen.

Doch außer diesem Gefühl der Achtung flößte Pfuel dem Fürsten Andrej auch Mitleid ein. Aus dem Ton, in dem die Höflinge mit ihm verkehrten, aus der Bemerkung, die sich Paulucci zum Kaiser erlaubt hatte, und vor allem aus einer gewissen Verzweiflung in Pfuels Ausdrucksweise war zu erkennen, daß sein Sturz nahe bevorstand, was andere bereits wußten und er selber auch fühlte. Und deshalb erregte er mit seinem gebürsteten Schläfenhaar und den abstehenden Haarbüscheln im Nacken trotz seines Selbstbewußtseins, trotz seiner deutschen, brummigen Ironie doch Mitleid. Obgleich er es unter seiner gereizten und verächtlichen Miene verbergen wollte, schien er doch verzweifelt zu sein, weil ihm jetzt die einzige Gelegenheit zu entschlüpfen drohte, wo er seine Theorie an einem gewaltigen Versuch prüfen und der ganzen Welt ihre Richtigkeit beweisen konnte.

Die Auseinandersetzungen dauerten lange, und je länger sie dauerten, um so heißer entbrannte der Streit, der in Anschreien und persönliche Anzüglichkeiten ausartete, und um so unmöglicher wurde es, aus all dem Gesagten einen allgemeinen Schluß zu ziehen. Fürst Andrej hörte diesen in verschiedenen Sprachen geführten Gesprächen, Vorschlägen, Plänen, Einwänden, und Zwischenrufen zu und staunte nur darüber, was sie da alles redeten. Jener Gedanke, der ihm während seiner Kriegstätigkeit schon früher öfter gekommen war, daß es eine Kriegswissenschaft gar nicht gibt und auch gar nicht geben kann, und daß deshalb ein sogenanntes Kriegsgenie etwas ganz Unmögliches ist, erschien ihm jetzt als volle, augenscheinliche Wahrheit. Wie kann es eine Theorie und Wissenschaft in einer Sache geben, deren Bedingungen und äußere Umstände unbekannt und gar nicht zu bestimmen sind, in einer Sache, bei der die Kräfte der Operierenden noch viel weniger festgestellt werden können. Niemand weiß und hat je wissen können, in was für einem Zustand unsere oder des Feindes Armee am nächsten Tag sein wird, und niemand kann wissen, was für eine Kraft dieser oder jener Abteilung innewohnt. Bisweilen, wenn vorn kein Feigling steht, der schreit: »Wir sind abgeschnitten!« und davonläuft, sondern ein lustiger, forscher Kerl, der »Hurra!« brüllt, ist eine Abteilung von fünftausend Mann ebensoviel wert wie eine von dreißigtausend, wie wir das bei Schöngrabern erlebt haben, und dann laufen fünfzigtausend vor achttausend davon, wie bei Austerlitz. Wie kann es eine Wissenschaft in einer solchen Sache geben, bei der, wie bei jeder praktischen Handlung, nichts vorausbestimmt werden kann, sondern alles nur von den zahllosen Umständen abhängt, deren Bedeutung sich in einem Augenblick fixiert, von dem niemand im voraus weiß, wann und wo er eintreten wird? Armfelt sagt, daß unsere Armee abgeschnitten worden ist, aber Paulucci behauptet, wir hätten die französische Armee zwischen zwei Feuer genommen; Michaud meint, der Fehler des Lagers an der Drissa bestehe darin, daß es den Fluß im Rücken habe, während Pful versichert, gerade darin liege seine Stärke. Toll schlägt einen Plan vor, Armfelt einen anderen; sie alle sind gleich gut und schlecht, denn die Vorteile eines jeden Vorschlags treten erst in dem Augenblick zutage, wo sich das Ereignis vollzieht. Warum reden nun alle von einem Kriegsgenie? Ist der Mann vielleicht ein Genie, der rechtzeitig für die Zufuhr von Zwieback sorgt oder der einen Truppenteil nach rechts und den anderen nach links marschieren läßt? Diese Menschen werden nur deshalb zu Genies,

weil Kriegsführer stets von Glanz und Macht umflossen sind und eine Masse von Schurken stets dieser Macht schmeichelt, indem sie ihnen die Eigenschaften eines Genies andichten, die gar nicht die ihren sind. Das Gegenteil trifft zu: die besten Generäle, die ich gekannt habe, waren dumme oder zerstreute Menschen. Der beste von ihnen war Bagration, den selbst Napoleon anerkannt hat. Und Napoleon selber? Ich muß immer an seinen selbstzufriedenen, beschränkten Gesichtsausdruck auf dem Schlachtfeld bei Austerlitz denken. Ein guter Heerführer braucht weder ein Genie zu sein noch irgendwelche besonderen Vorzüge zu besitzen, im Gegenteil, ihm müssen sogar die höchsten, besten menschlichen Eigenschaften wie Menschenliebe, poetisches und zartes Empfinden, philosophisches Zweifeln und Forschertrieb fehlen. Er muß einen engen Gesichtskreis haben, muß fest davon überzeugt sein, daß das, was er tut, von großer Wichtigkeit ist, weil er sonst nicht genug Ausdauer hätte, und nur dann wird er ein tapferer Heerführer sein. Bewahre ihn Gott davor, ein Mensch zu sein, jemanden zu lieben, Mitleid zu empfinden, sich Gedanken darüber zu machen, was gerecht und ungerecht ist! Man kann verstehen, warum man schon von alters her ihnen zuliebe die Theorie eines Feldherrn-genies erdichtet hat – eben darum, weil sie die Macht in Händen haben. Die Niederlage oder der Erfolg im Krieg hängt nicht von ihnen ab, sondern von jenem Menschen, der auf der vordersten Reihe: »Wir sind verloren!« oder: »Hurra!« schreit. Und deshalb kann man auch nur in diesen Reihen mit der Überzeugung dienen, nützlich zu sein.

So dachte Fürst Andrej, während er den Beratungen zuhörte, und schrak erst dann aus seinen Gedanken auf, als Paulucci ihn anrief und alle bereits auseinandergingen.

Am nächsten Tag bei der Besichtigung fragte der Kaiser den Fürsten Andrej, wo er in den Dienst eintreten möchte, und Fürst Andrej verscherzte sich für immer alles Ansehen in höfischen Kreisen, weil er nicht darum bat, beim Kaiser bleiben zu dürfen, sondern um die Erlaubnis ersuchte, bei der Armee zu dienen.

Vor Beginn des Feldzuges hatte Rostow von seinen Eltern einen Brief erhalten, in dem sie ihn in aller Kürze von Nataschas Krankheit und ihrem Bruch mit dem Fürsten Andrej in Kenntnis setzten – sie führten diesen Bruch auf eine Absage Nataschas zurück – und ihn abermals baten, seinen Abschied zu nehmen und nach Hause zu kommen. Als Nikolaj diesen Brief erhielt, machte er gar nicht erst den Versuch, um Urlaub oder Abschied einzukommen, sondern schrieb seinen Eltern, es tue ihm sehr leid, daß Natascha krank und ihre Verlobung zurückgegangen sei, und er werde alles, was ihm möglich sei, tun, um ihren Wunsch zu erfüllen. An Sonja schrieb er besonders.

»Angebetete Freundin meiner Seele«, schrieb er. »Nichts als die Ehre könnte mich von einer Heimkehr aufs Land zurückhalten. Jetzt aber, vor Beginn des Feldzuges, käme ich mir nicht nur vor allen Kameraden, sondern auch vor mir selber entehrt vor, wenn ich mein persönliches Glück der Pflicht und Liebe zum Vaterland vorzöge. Aber es ist unsere letzte Trennung. Glaube mir, sogleich nach dem Krieg, wenn ich dann noch am Leben bin und Du mich noch liebst, werde ich hier alles aufgeben und zu Dir eilen, um Dich auf ewig an mein glühendes Herz zu drücken.«

Und in der Tat hielt nur der Beginn des Feldzuges Rostow davon ab, heimzukehren und Sonja zu heiraten, wie er versprochen hatte. Der Herbst in Otradnoje und der Winter mit seinen Weihnachtsfeiertagen und seiner Liebe zu Sonja hatten ihm einen Ausblick auf ländliches Glück und ländliche Beschaulichkeit eröffnet, der ihm vorher fremd gewesen war und ihn jetzt lockte. Eine prächtige Frau, Kinder, eine brave Meute Hetzhunde, zehn bis zwölf Koppeln flinker Windhunde, die Gutswirtschaft, die Nachbarn, Ehrenämter nach Wahl ..., so schwebte ihm sein künftiges Leben vor. Aber jetzt war Krieg, und deshalb mußte er beim Regiment bleiben. Und da es nun einmal so sein mußte, war Nikolaj Rostow seinem Charakter gemäß auch mit diesem Leben, das er beim Regiment führte, zufrieden und wußte es sich angenehm zu machen.

Nachdem er vom Urlaub zurückgekehrt und von seinen Kameraden freudig begrüßt worden war, hatte Rostow sogleich das Kommando

erhalten, Remonten auszuheben¹³⁶. Er hatte aus Kleinrußland prächtige Pferde mitgebracht, die ihm selber viel Spaß machten und ihm das Lob seiner Vorgesetzten eintrugen. Während seiner Abwesenheit war er zum Rittmeister befördert worden, und als das Regiment dann ergänzt und verstärkt und auf Kriegsfuß gebracht wurde, erhielt er wieder seine alte Eskadron.

Der Feldzug begann; das Regiment rückte in Polen ein; der Sold wurde verdoppelt; neue Offiziere, neue Mannschaften, neue Pferde trafen ein; vor allem aber verbreitete sich jene angeregt heitere Stimmung, die mit jedem Kriegsausbruch Hand in Hand zu gehen pflegt, und Rostow, der sich seiner bevorzugten Stellung im Regiment wohl bewußt war, gab sich ganz den Freuden und Interessen des Militärdienstes hin, obgleich er wußte, daß er sich früher oder später von ihm zu trennen hatte.

Aus verschiedenen undurchsichtigen, politischen und taktischen Gründen mußten sich die Truppen aus Wilna zurückziehen. Jeden Schritt dieses Rückzuges begleitete ein verworrenes Spiel von Interessen, Schlüssen und Leidenschaften im Hauptquartier. Doch für die Husaren des Pawlograder Regimentes war dieser ganze Rückzug, in der besten Jahreszeit und bei genügender Verproviantierung, eine höchst einfache und ergötzliche Sache. Den Kopf hängen lassen, sich beunruhigen und Intrigen spinnen, das konnte man nur im Hauptquartier, bei der Armee aber fragte man nicht einmal danach, wohin man marschierte und warum. Klagte man wirklich einmal darüber, daß es abermals zurückging, so geschah das nur aus dem Grund, weil man ein liebgewordenes Quartier oder ein hübsches Mädchen verlassen mußte. Und wenn es wirklich einem durch den Kopf ging, daß die Sache wohl schlecht stehen müsse, so bemühte er sich, wie es einem braven Soldaten geziemt, erst recht lustig zu sein und nicht an den allgemeinen Gang der Dinge zu denken, sondern nur an das, was ihm am nächsten lag.

Anfänglich hatten sie vergnügt bei Wilna gestanden, Bekanntschaften mit polnischen Gutsbesitzern angeknüpft und Besichtigungen durch den Kaiser und andere hohe Vorgesetzte erwartet und über sich ergehen lassen. Dann war der Befehl zum Rückzug nach Swenziany unter Vernichtung aller Vorräte, die sie nicht mitnehmen konnten, gekommen. Swenziany blieb den Husaren deshalb in Erinnerung, weil es ein richtiges »Sauflager« gewesen war, wie es dann in der ganzen

Armee auch genannt wurde, und weil in Swenziany deshalb viele Klagen über die Mannschaften eingelaufen waren, weil die Leute den Befehl, Proviant zu requirieren, ausgenutzt hatten, um den polnischen Pans¹³⁷ außer Nahrungsmitteln auch Pferde, Equipagen und Teppiche wegzunehmen. Rostow vergaß Swenziany deshalb nicht, weil er gleich am ersten Tag ihres Einrückens in dieses Städtchen seinen Wachtmeister wechseln mußte und mit den Leuten seiner Eskadron, die ohne sein Wissen fünf Fässer alten Bieres beiseitegebracht hatten, nicht fertig werden konnte, da sie alle betrunken waren. Von Swenziany hatten sie sich dann weiter und weiter bis zur Drissa zurückgezogen, und von der Drissa noch weiter rückwärts und näherten sich nun wieder den russischen Grenzen.

Am 13. Juli kamen die Pawlograder zum erstenmal ernstlich ins Gefecht. In der Nacht vom 12. zum 13. hatte ein furchtbarer Sturm mit Regen- und Hagelschauern gehaust, wie überhaupt der Sommer des Jahres 1812 merkwürdig reich an Stürmen war.

Zwei Schwadronen des Pawlograder Regimentes hatten ihr nächtliches Feldlager inmitten eines Roggenfeldes aufgeschlagen, das schon fast zur Ernte reif gewesen, nun aber durch Ochsen und Pferde gänzlich zerstampft worden war. Es goß in Strömen, und Rostow saß mit einem jungen, von ihm protegierten Offizier namens Iljin unter einem in aller Eile errichteten Unterstand. Ein Offizier seines Regimentes mit einem langen, bis über die Backen reichenden Schnurrbart, der zum Stabe geritten und vom Regen überrascht worden war, trat bei Rostow unter.

»Ich komme soeben vom Stab, Graf. Haben Sie schon von Rawjewskijs Heldentat gehört?«

Und der Offizier erzählte alle Einzelheiten aus der Schlacht bei Saltanowka, die er beim Stab erfahren hatte.

Rostow saß mit eingezogenem Hals da, an dem der Regen herunterlief, und rauchte seine Pfeife. Er hörte nur unaufmerksam zu und warf hin und wieder einen Blick auf den jungen Iljin, der dicht neben ihn gerückt war. Dieser Offizier, noch ein junger Bursche von sechzehn Jahren, war erst kürzlich ins Regiment eingetreten und stand jetzt zu Rostow in demselben Verhältnis, wie dieser selber vor sieben Jahren zu Denissow gestanden hatte. Iljin gab sich Mühe, Rostow alles nachzumachen, und war wie ein Frauenzimmer in ihn verliebt.

Der Offizier mit dem langen Schnurrbart, Zdrzinski, erzählte aufgeblasen und schwülstig, wie der Damm von Saltanowka für die Russen zu einem Engpaß von Thermopylä geworden sei, und wie General Rajewskij auf diesem Damm eine den Heldentaten des Altertums ebenbürtige Leistung vollbracht habe. Zdrzinski erzählte, wie Rajewskij seine beiden Söhne im stärksten Feuer der Feinde auf den Damm geführt und an ihrer Seite zum Angriff vorgegangen sei. Rostow hörte seinen Bericht an, sagte aber kein Wort, um der Begeisterung Zdrzinskis beizustimmen, sondern machte im Gegenteil ein Gesicht, als schäme er sich dessen, was man ihm da erzählte, und wolle nur nicht widersprechen. Rostow wußte von Austerlitz her und aus dem Feldzug von 1807 aus eigener Erfahrung, daß bei Erzählungen von Kriegserlebnissen immer gelogen wird, wie er es ja selber auch getan hatte, und besaß außerdem genug Erfahrung, um zu wissen, daß alles, was im Krieg vor sich geht, durchaus nicht so geschieht, wie man es sich vorstellen und dann wiedererzählen kann. Deshalb gefiel ihm die Erzählung Zdrzinskis nicht, wie ihm auch Zdrzinski selber mißfiel, der die Gewohnheit hatte, sich mit seinem langen, bis über die Backen reichenden Schnurrbart dicht über das Gesicht dessen zu beugen, dem er etwas erzählte, wodurch sich Rostow in dem sowieso schon engen Unterstand nur noch mehr beengt fühlte. Nikolaj sah ihn schweigend an. Erstens einmal, dachte er, ist auf dem Damm, wo sie angegriffen haben, todsicher ein solcher Wirrwarr und ein solches Gedränge gewesen, daß, wenn Rajewskij wirklich seine Söhne vorgeführt hat, diese Tat höchstens auf die zehn, zwölf Leute Eindruck gemacht haben kann, die gerade um ihn waren. Die übrigen haben gar nicht sehen können, wie und mit wem Rajewskij auf dem Damm vorgegangen ist. Und auch die, die es wirklich sehen konnten, werden sich schwerlich daran begeistert haben, denn was kümmerten sie Rajewskijs zärtliche Gefühle als Vater in einem Augenblick, wo es um die eigne Haut ging? Außerdem hing das Schicksal unseres Vaterlandes ganz und gar nicht davon ab, ob der Damm bei Saltanowka genommen wurde oder nicht, wie uns das von Thermopylä überliefert worden ist. Warum ist also dieses Opfer gebracht worden? Und dann, wozu überhaupt Kinder in den Krieg verwickeln? Ich würde meinen Bruder Petja niemals mitnehmen, ja ich würde sogar diesen Iljin, der mir zwar fremd, aber ein guter Junge ist, immer dorthin zu stellen suchen, wo er sicher ist, fuhr Rostow in seinen Gedanken fort, während er Zdrzinski zuhörte. Aber er sprach seine

Ansichten nicht aus, auch darin hatte er bereits seine Erfahrungen. Er wußte, daß diese Erzählung ein Beitrag zum Ruhm unserer Wehrmacht war und er sich deshalb den Anschein geben mußte, als zweifle er nicht daran. Und das tat er denn auch.

»Es ist nicht zum Aushalten«, sagte Iljin, der bemerkt hatte, daß Zdrzinskis Erzählung Rostow mißfiel. »Mein Hemd, meine Strümpfe, alles ist naß, und unter mir schwimmt es. Ich werde einen besseren Unterschlupf suchen gehen. Ich glaube, der Regen hat nachgelassen.«

Iljin ging hinaus, und auch Zdrzinski ritt weiter.

Nach fünf Minuten kam Iljin, durch den Schlamm patschend, wieder in den Unterstand zurückgelaufen.

»Hurra! Rostow, komm schnell! Ich habe etwas gefunden! Zweihundert Schritte von hier ist eine Schenke, dort haben sich schon welche von den Unsrigen versammelt. Da können wir uns wenigstens trocknen. Marja Genrichowna ist auch dort.«

Marja Genrichowna war die Frau des Regimentsarztes, eine junge hübsche Deutsche, die der Doktor in Polen geheiratet hatte. Der Doktor führte sie beim Regiment überall mit sich herum, wohl weil er nicht genügend Mittel besaß oder weil er sich in der ersten Zeit seiner Ehe nicht von der jungen Frau trennen wollte, und seine Eifersucht bildete für die Späße der Husarenoffiziere eine beliebte Zielscheibe.

Rostow warf den Mantel über, rief seinem Burschen Lawrenti zu, trockene Sachen nachzubringen, und schritt mit Iljin, bald die Schmutzlachen umgehend, bald gerade durch sie hindurchpatschend, unter dem schwächer werdenden Regen in das Dunkel der Nacht hinein, das ab und zu durch einen fernen Blitz erhellt wurde.

»Rostow, wo bist du?«

»Hier. Sieh nur die Blitze!« klang es mehrmals hin und zurück.

In der Schenke, vor welcher der Wagen des Arztes stand, befanden sich schon etwa fünf Offiziere. Marja Genrichowna, eine volle blonde Deutsche, saß in Jacke und Nachthaube vorn auf der Ecke einer breiten Bank. Hinter ihr lag ihr Mann und schlief. Rostow und Iljin traten ins Zimmer, von lustigen Zurufen und Gelächter empfangen.

»Na, bei euch geht's ja fidel her«, sagte Rostow lachend.

»Warum seid ihr denn solche Schlafmützen? ... Die sehen ja schön aus! Das trieft ja nur so! ... Überschwemmt uns unseren Salon nicht! ... Macht Marja Genrichownas Kleid nicht naß! ...« so schwirrte es durcheinander.

Rostow und Iljin suchten sich eilig ein Eckchen, wo sie, ohne Marja Genrichownas Schamgefühl zu verletzen, ihre nassen Kleider wechseln konnten. Sie wollten, um sich umzuziehen, hinter die Halbwand gehen, aber in dem kleinen Verschlag saßen bereits drei Offiziere, die ihn vollständig ausfüllten. Sie hatten auf eine leere Kiste ein Licht gestellt, spielten Karten und waren nicht zu bewegen, ihren Platz abzutreten. So überließ ihnen Marja Genrichowna für die Zeit des Umkleidens ihren Unterrock, damit sie ihn als Vorhang benutzen könnten, und hinter diesem Vorhang zogen nun Rostow und Iljin mit Hilfe Lawrentins, der einen Packen Kleidungsstücke mitgebracht hatte, die nassen Sachen vom Leibe und trockene an.

In dem halbzerfallenen Ofen wurde Feuer gemacht. Andere schleppten ein Brett herbei, legten es über zwei Sättel und bedeckten es mit einer Pferddecke. Dann wurde ein Samowar aufgestellt, ein Proviantkorb mit einer halben Flasche Rum entdeckt, Marja Genrichowna gebeten, die Wirtin zu spielen, und alle drängten sich um sie. Der eine bot ihr ein frisches Taschentuch an, damit sie sich ihre reizenden Händchen daran abtrocknen könne, ein anderer breitete ihr seinen Dolman unter die Füßchen, damit sie nicht feucht werden sollten, ein dritter hängte seinen Mantel über das Fenster, damit es nicht ziehe, und wieder ein anderer verscheuchte die Fliegen vom Gesicht ihres Mannes, damit er nicht aufwache.

»Lassen Sie ihn nur«, sagte Marja Genrichowna mit scheuem, glücklichem Lächeln, »er wird nach der letzten schlaflosen Nacht auch so schon gut schlafen.«

»Nicht doch, Marja Genrichowna«, erwiderte der Offizier. »Mit dem Doktor muß man es halten. Dann hat er vielleicht auch ein bißchen Mitleid, wenn er einem mal den Arm oder das Bein absäbelt.«

Man hatte nur drei Gläser; das Wasser war so schmutzig, daß sich nicht erkennen ließ, ob der Tee stark oder schwach war. Der Samowar faßte nur das Wasser für sechs Gläser, aber um so angenehmer war es dann, der Reihe und dem Rang nach sein Glas aus Marja Genrichownas molligen Händchen mit den kurzen, nicht ganz sauberen Fingernägeln entgegenzunehmen. Alle Offiziere schienen in sie verliebt zu sein oder waren es an diesem Abend wirklich. Sogar jene drei, die im Verschlag ein Spielchen gemacht hatten, warfen die Karten beiseite, kamen zum Samowar herüber, stimmten in den allgemeinen Ton mit ein und umschwärmten sie. Obgleich sich die kleine Doktorsfrau nichts anmerken lassen wollte, strahlte sie doch über das Glück, sich von so vielen vornehmen und höflichen jungen Herren umringt zu sehen, sah sich dabei aber mit sichtlicher Bangigkeit jedesmal um, sobald sich der hinter ihr liegende Gatte im Schlaf rührte.

Löffel gab es nur einen einzigen, dafür aber Zucker in Mengen, doch ließ keiner dem anderen Zeit, ihn umzurühren, und deshalb wurde beschlossen, daß Marja Genrichowna der Reihe nach jedem den Zucker umrühren solle. Als Rostow sein Glas Tee erhielt, goß er Rum hinein und bat Marja Genrichowna, es umzurühren.

»Aber Sie haben ja noch gar keinen Zucker drin?« sagte sie, ununterbrochen lächelnd, als ob alles, was sie und andere sagten, sehr spaßig sei und noch eine andere Bedeutung habe.

»Aus dem Zucker mache ich mir gar nichts, mir liegt nur daran, daß Sie es mir mit Ihren Händchen umrühren«, erwiderte Rostow.

Marja Genrichowna nahm bereitwillig das Glas und suchte nach dem Löffel, den irgendeiner schon wieder stibitz hatte.

»Nehmen Sie doch Ihr Fingerchen, Marja Genrichowna!« rief Rostow. »Das wäre mir noch lieber.«

»Das ist doch so heiß«, sagte sie, wurde aber vor Vergnügen ganz rot dabei.

Iljin nahm einen Eimer mit Wasser, goß etwas Rum hinein, ging zu Marja Genrichowna und bat sie, auch ihm dies mit ihrem Fingerchen umzurühren.

»Das ist meine Tasse«, sagte er. »Stecken Sie nur Ihr Fingerchen hinein, dann trinke ich alles, alles aus.«

Als sie den Samowar ausgetrunken hatten, holte Rostow die Karten und schlug vor, mit Marja Genrichowna »König« zu spielen. Durch das Los wurde bestimmt, wer zu ihrer Partei gehören sollte. Dann erklärte Rostow die Spielregeln und schlug vor, daß der, der »König« werde, das Recht haben solle, Marja Genrichowna die Hand zu küssen, der aber, der »Profos« werde, müsse, wenn der Doktor aufwache, für diesen einen neuen Samowar zurechtmachen.

»Wenn aber nun Marja Genrichowna selber ›König‹ wird?« fragte Iljin.

»Sie ist ohnehin schon unsere Königin! Und ihre Befehle sind uns Gesetz.«

Doch kaum hatte ihr Spiel begonnen, als sich hinter Marja Genrichownas Rücken plötzlich der zerzauste Kopf des Doktors erhob. Er hatte schon lange nicht mehr geschlafen, die ganze Unterhaltung mit angehört und fand offenbar all das, was gesagt und getan wurde, durchaus nicht so komisch und ergötzlich. Sein Gesicht war trübe und finster. Er begrüßte die Offiziere nicht, strich sich die Haare glatt und bat darum, ihn hinauszulassen, da ihm der Weg ringsum versperrt war. Kaum hatte er das Zimmer verlassen, so brachen alle Offiziere in ein lautes Gelächter aus, Marja Genrichowna aber wurde so rot, daß ihr die Tränen kamen, was sie in den Augen aller Offiziere nur noch anziehender machte. Als der Doktor wieder von draußen hereinkam, sagte er zu seiner Frau, die schon nicht mehr so selig lächelte, sondern ihn in Erwartung seines Machtspruches ängstlich anblickte, der Regen habe aufgehört und man müsse sich nun zum Schlafen in den Reisewagen begeben, da sonst alles weggestohlen werde.

»Ich werde einen Posten davor stellen lassen ... zwei!« sagte Rostow. »Da können Sie ganz ruhig sein.«

»Ich selber werde Wache stehen!« rief Iljin.

»Nein, meine Herren, sie haben alle ausgeschlafen, ich aber habe zwei Nächte lang kein Auge zugetan«, erwiderte der Doktor und

setzte sich finster neben seine Frau, um das Ende des Spieles abzuwarten.

Als die Offiziere das griesgrämige Gesicht des Doktors, der immer nach seiner Frau schielte, sahen, wurden sie noch ausgelassener, und viele konnten sich ein Lachen nicht mehr verbeißen, das sie dann schleunigst mit einem beliebigen Vorwand zu begründen suchten.

Als der Doktor mit seiner Frau hinausgegangen war und mit ihr in seinem Reisewagen Platz genommen hatte, legten sich die Offiziere in der Schenke hin und deckten sich mit ihren nassen Mänteln zu. Aber sie konnten lange nicht einschlafen: bald schwatzten sie miteinander und erinnerten sich an den Ärger des Doktors und an die lustige kleine Frau, bald liefen sie vor die Tür, um zu erkunden, was in dem Reisewagen vor sich ging. Ein paarmal schlug sich Rostow den Mantel um den Kopf und wollte einschlafen, aber immer weckte ihn irgendeine Bemerkung wieder, die Unterhaltung setzte abermals ein, und wieder brachen alle wie die Kinder ohne jeden Grund in lustiges Gelächter aus.

Es war drei Uhr und noch hatte niemand geschlafen, als ein Wachmeister mit dem Befehl zum Abmarsch nach dem Flecken Ostrowno erschien.

Immer noch unter denselben Gesprächen und unter demselben Gelächter machten sich die Offiziere in aller Eile fertig; wieder wurde der Samowar mit dem schmutzigen Wasser aufgestellt. Doch Rostow wartete den Tee nicht ab, sondern begab sich sogleich zu seiner Eskadron. Es fing bereits an zu dämmern, der Regen hatte aufgehört, die Wolken teilten sich. Es war feucht und kalt, besonders in den noch nicht ganz trocken gewordenen Kleidern. Als Rostow und Iljin aus der Schenke traten, warfen beide im Dunkel der Morgendämmerung einen Blick auf das vom Regen glänzende Lederverdeck des Reisewagens, unter dessen Schurz die Füße des Doktors hervorragten, während man aus dem Innern auf einem Kissen das Häubchen der kleinen Doktorfrau schimmern sah und die Atemzüge der Schlafenden hörte.

»Sie ist wirklich ganz reizend«, sagte Rostow zu Iljin, der mit ihm aus der Tür trat.

»Ein Prachtweib«, erwiderte Iljin mit dem ganzen Ernst eines Sechzehnjährigen.

Eine halbe Stunde später stand die Schwadron marschbereit auf der Landstraße. Das Kommando: »Aufsitzen!« ertönte. Die Soldaten bekreuzigten sich und stiegen zu Pferde. Rostow gab das Kommando: »Marsch!« und ritt voraus, ihm folgten in langem Zug zu vieren die Husaren mit klirrenden Säbeln und unter leisen Gesprächen, wobei die Hufe ihrer Pferde geräuschvoll durch den Schmutz der großen, rechts und links von Birken umsäumten Landstraße patschten. So zogen sie hinter der vor ihnen marschierenden Infanterie her.

Die blauvioletten Wolkenfetzen, die sich nach Osten zu schon zu röten begannen, wurden vom Wind bald auseinandergefegt. Es wurde heller und heller. Deutlich erkannte man schon jenes krausblättrige, vom gestrigen Regen noch ganz feuchte Gewächs, das immer an ländlichen Straßen wuchert. Die herabhängenden, ebenfalls noch ganz nassen Zweige der Birken schaukelten leise im Wind und ließen

glänzende Tropfen schräg niederfallen. Immer deutlicher waren die Gesichter der Soldaten zu erkennen.

Rostow ritt neben Iljin, der nicht von ihm wich, an der Seite der Landstraße zwischen zwei Reihen von Birken. Er hatte sich während des Feldzuges die Freiheit herausgenommen, statt eines Dienstgauls ein Kosakenpferd zu reiten. Als Pferdekenner und Pferdefreund hatte er sich vor kurzem ein gutes, stämmiges, isabellfarbenes Donpferd verschafft, das so flink war, daß keiner ihn überholen konnte. Dieses Pferd zu reiten war für Rostow ein Genuß. So war er mit seinen Gedanken bei seinem Pferd, bei dem sich aufklärenden Morgen, bei der kleinen Doktorsfrau und dachte nicht ein einziges Mal an die bevorstehende Gefahr.

Früher hatte sich Rostow gefürchtet, wenn es ins Treffen ging, jetzt aber empfand er nicht die geringste Angst mehr. Nicht etwa, weil er sich an das Feuer gewöhnt hätte – an eine Gefahr kann man sich nie gewöhnen –, sondern nur deshalb, weil er gelernt hatte, seinen Gedanken vor der Gefahr die rechte Richtung zu geben. Er hatte es sich zur Gewohnheit gemacht, wenn er ins Treffen ging, an alles mögliche zu denken, nur nicht an das, was augenblicklich am packendsten schien: an die bevorstehende Gefahr. Soviel er sich während der ersten Zeit seines Dienstes auch Mühe gegeben und sich immer wieder der Feigheit beschuldigt hatte, es war ihm früher doch nie geglückt, jetzt aber mit den Jahren kam das ganz von selber.

So ritt er jetzt mit einer so ruhigen, sorglosen Miene, als befände er sich auf einem Spazierritt, neben Iljin zwischen den Birken hin, zupfte ab und zu ein paar Blätter von den Zweigen, die ihm gerade unter die Hände kamen, berührte mit dem Fuß die Weichen seines Pferdes oder reichte dem hinter ihm reitenden Burschen, ohne sich umzuwenden, seine ausgerauchte Pfeife hin. Es tat ihm leid, wenn er in Iljins erregtes Gesicht sah, der viel und unruhig redete; er kannte diesen qualvollen Zustand der Furcht und Todeserwartung, in dem sich der Kornett befand, aus Erfahrung und wußte, daß ihm nichts darüber hinweghelfen könne als die Zeit.

Kaum trat die Sonne hinter den Wolken auf einen lichten Streifen am Horizont hervor, so legte sich sogleich der Wind, als wage er nicht, die Pracht dieses nach dem Gewitter doppelt schönen Sommermorgens zu stören. Es tropfte noch von den Bäumen, aber jetzt nur senkrecht – und dann war alles ganz still. Nun stieg die Sonne ganz

hervor und zeigte sich am Horizont, verschwand aber sogleich wieder hinter einer langen schmalen Wolke, die über ihr stand. Doch nach ein paar Minuten zeigte sie sich noch leuchtender am oberen Rand der Wolke und zerriß deren Saum. Alles fing an zu leuchten und zu strahlen. Und im selben Augenblick, als sich dieses Licht ergoß, hörte man vorn, wie zur Antwort darauf, die ersten Kanonenschüsse.

Rostow hatte noch nicht Zeit gehabt, sich zu überlegen und festzustellen, wieweit wohl diese Schüsse entfernt seien, als von Witebsk her ein Adjutant des Grafen Ostermann-Tolstoi herangesprengt kam mit dem Befehl, den vorgeschriebenen Weg im Trab vorzurücken.

Die Eskadron überholte die Infanterie und Artillerie, die sich ebenfalls bemühte, schneller vorwärtszukommen, sprengte einen Abhang hinunter, durchquerte ein ödes, von seinen Bewohnern verlassenes Dorf und ritt dann wieder bergauf. Die Pferde kamen in Schweiß, die Leute hatten rote Gesichter.

»Halt! \$Richt't euch!« hörte man vorn das Kommando des Divisionschefs. »Linke Schulter vor! Im Schritt marsch!« kommandierte man vorn.

Die Husaren zogen an der Truppenlinie entlang auf den linken Flügel der Stellung zu und nahmen hinter unsern Ulanen, die in der ersten Linie standen, Aufstellung. Rechts stand unsere Infanterie in dichter Kolonne, das war die Reserve; und über ihr auf dem Berg erblickte man in der schrägen, klaren Morgenbeleuchtung und der hellen, reinen Luft ganz hinten am Horizont unsere Geschütze. Vorn, auf der andern Seite des Tals, standen die feindlichen Kolonnen und Geschütze. Unten hörte man unsere Vorpostenkette schießen, die bereits in den Kampf eingetreten war und ein lustiges Gewehrfeuer gegen den Feind eröffnet hatte.

Bei diesem so lang nicht mehr gehörten Geknatter wurde es Rostow ganz heiter zumute wie bei den Klängen der lustigsten Musik. »Tapp-ta-ta-tapp!« knallten bald gleichzeitig, bald schnell aufeinander die Schüsse. Wieder war alles still, aber gleich darauf fing es von neuem an zu knattern, als trete jemand auf Knallerbsen.

Wohl eine Stunde standen die Husaren auf einem Fleck. Auch das Geschützfeuer war eröffnet worden. Hinter der Eskadron ritt Graf Ostermann mit seinem Gefolge vorbei, hielt an, sprach mit dem

Regimentskommandeur und setzte dann seinen Weg zu den Kanonen auf dem Berg fort.

Kurz nachdem Ostermann weggeritten war, hörte man bei den Ulanen das Kommando: »In Kolonne, zur Attacke! – Fertig!« Die Infanterie vor ihnen ließ ihre Züge hinter einander treten, um die Kavallerie durchzulassen. Die Ulanen rührten sich, die Fähnchen an den Lanzen fingen an zu flattern, und im Trabe ging es den Berg hinunter auf die französische Kavallerie zu, die links unterhalb der Anhöhe zum Vorschein kam.

Kaum waren die Ulanen den Abhang hinuntergeritten, als die Husaren den Befehl erhielten, zum Schutz der Batterie am Berg vorzurücken, und während die Husaren den Platz der Ulanen einnahmen, flogen aus der feindlichen Vorpostenkette zischend und pfeifend ferne, ihr Ziel verfehlende Kugeln zu ihnen herüber.

Dieses lange nicht mehr gehörte Pfeifen ermunterte und freute Rostow noch mehr als die Schüsse von vorhin. Er richtete sich hoch im Sattel auf, überschaute das Schlachtfeld, das sich vom Berg aus frei seinem Auge darbot, und folgte mit ganzer Seele dem Vorstürmen der Ulanen. Diese sprengten bis dicht an die französischen Dragoner heran, dann entstand dort ein Knäuel, den ein dichter Pulverrauch verhüllte, und nach etwa fünf Minuten jagten die Ulanen zurück, aber nicht nach der Seite, wo sie gestanden hatten, sondern mehr nach links. Zwischen den orangefarbenen Ulanen auf ihren Füchsen und hinter ihnen her sah man jetzt Scharen von blauen französischen Dragonern auf grauen Pferden.

Rostow mit seinem scharfen Jägerauge war einer der ersten gewesen, die diese blauen französischen Dragoner gesehen hatten, die unsere Ulanen verfolgten. Immer näher und näher kamen unsere Ulanen in aufgelösten Scharen und die französischen Dragoner, die ihnen nachsetzten. Schon konnte man sehen, wie diese unten am Berg klein erscheinenden Menschen zusammenstießen, einander nachjagten und mit Armen und Säbeln um sich schlugen.

Wie eine Hetzjagd verfolgte Rostow das, was sich vor seinen Augen abspielte. Instinktmäßig fühlte er, daß, wenn er jetzt mit seinen Husaren über die französischen Dragoner herfiel, diese nicht standhalten könnten. Wenn er aber angreifen wollte, so mußte es gleich geschehen, noch in diesem Augenblick, sonst würde es zu spät sein. Er sah sich um. Der Rittmeister neben ihm hatte die Kavallerie unten ebenfalls nicht aus dem Auge gelassen.

»Andrej Sewastianytsch«, sagte Rostow, »die könnten wir über den Haufen reiten ...«

»Das wäre ein forscher Streich«, erwiderte der Rittmeister, »tatsächlich ...«

Aber Rostow hörte ihn nicht bis zu Ende an; er gab seinem Pferde die Sporen, sprengte vor seine Eskadron und hatte kaum Zeit gehabt, das Kommando zu erteilen, als schon die ganze Schwadron, die dasselbe Empfinden gehabt hatte wie er, hinter ihm herjagte. Rostow wußte selber nicht, wie und warum er das getan hatte. Er war hier genauso vorgegangen, wie er es auf der Jagd getan hätte, ohne zu denken und zu überlegen. Er hatte gesehen, daß die Dragoner in der Nähe waren, gesehen, wie sie aufgelöst herangaloppierten, gewußt, daß sie nicht standhalten würden, wußte aber auch, daß dies nur ein einziger Augenblick des Vorteils war, der nie wiederkehren würde, wenn man ihn vorübergehen ließ. Die Kugeln hatten ihn so aufmunternd umsaust und umpfiffen, sein Pferd hatte so hitzig vorwärts gedrängt, daß er sich selber nicht mehr hatte zurückhalten können. Er hatte seinem Pferd die Sporen gegeben, das Kommando erteilt, und war im selben Augenblick, als er hinter sich das Hufestampfen seiner

losstürmenden Eskadron vernommen hatte, in vollem Trab den Berg hinuntergesprengt, den Dragonern entgegen.

Kaum waren sie den Abhang hinuntergeritten, als ihr Traben unwillkürlich in Galoppieren überging, das immer schneller und schneller wurde, je näher sie ihren Ulanen und den ihnen nachsetzenden französischen Dragonern kamen. Schon waren die Dragoner ganz nahe. Die vordersten machten beim Anblick der Husaren kehrt, die hinteren hielten an. Mit demselben Gefühl, mit dem Rostow auf der Jagd losgaloppierte, um einem Wolf den Weg abzuschneiden, ließ er seinem Donpferd jetzt freien Lauf und jagte quer in die aufgelösten Reihen der französischen Dragoner hinein. Ein Ulan hielt an, ein anderer, der sein Pferd verloren hatte, warf sich auf die Erde, um nicht überritten zu werden. Ein reiterloses Pferd mischte sich unter die Husaren. Fast alle französischen Dragoner hatten die Flucht ergriffen. Rostow faßte einen von ihnen auf einem grauen Pferd ins Auge und jagte ihm nach. Auf dem Weg stieß er auf einen Busch, aber sein braves Pferd trug ihn darüber hinweg. Kaum hatte sich Nikolaj wieder im Sattel zurechtgesetzt, so sah er, daß er in wenigen Augenblicken jenen Feind, den er aufs Korn genommen hatte, eingeholt haben würde. Dieser Franzose, seiner Uniform nach wohl ein Offizier, stürmte in gebückter Haltung auf seinem grauen Pferd dahin, das er mit dem Säbel antrieb. Im nächsten Augenblick prallte Rostows Pferd mit der Brust so gegen das Hinterteil des Dragonerpferdes an, daß dieses beinahe gestürzt wäre, und zu gleicher Zeit zog Rostow, ohne selber zu wissen warum, seinen Säbel und hieb auf den Franzosen ein.

Doch im selben Augenblick, als er dies tat, war Rostows lebhaftes Kampflust plötzlich geschwunden. Der französische Offizier stürzte vom Pferd, weniger durch den Säbelhieb, der ihm nur leicht den Arm oberhalb des Ellbogens geritzt hatte, als infolge des Zusammenpralls der Pferde und wohl auch aus Furcht. Rostow hielt sein Pferd an und suchte seinen Feind mit den Augen, um zu sehen, wen er besiegt habe. Der französische Dragoneroffizier war mit dem einen Bein auf die Erde gesprungen, mit dem anderen hing er im Steigbügel fest. Er kniff ängstlich die Augen zusammen, als erwarde er jeden Augenblick einen neuen Hieb, faltete die Stirn und blickte von unten her mit einem Ausdruck des Entsetzens zu Rostow auf. Sein blasses schmutzbespritztes, blondes, junges Gesicht mit dem Grübchen am Kinn und den hellen, blauen Augen paßte ganz und gar nicht auf ein Schlachtfeld, es

war nicht das Gesicht eines Feindes, sondern das eines harmlosen Stubenmenschen.

Noch ehe sich Rostow entschlossen hatte, was er mit dem Offizier anfangen sollte, rief dieser ihm zu: »Je me rends!« Hastig wollte er den Fuß aus dem Steigbügel befreien, brachte es aber nicht fertig und blickte Rostow mit seinen erschrockenen blauen Augen unverwandt an. Herbeisprengende Husaren machten ihm den Fuß frei und halfen ihm wieder in den Sattel.

Überall machten sich die Husaren mit gefangenen Dragonern zu schaffen: einer von diesen war verwundet, wollte aber trotz seines blutüberströmten Gesichtes nicht von seinem Pferd lassen; ein anderer hielt einen Husaren umschlungen und saß vor diesem vorn im Sattel; ein dritter bestieg mühsam, von einem Husaren unterstützt, wieder sein Pferd.

Da kam von vornher französische Infanterie im Sturmschritt näher und schoß. Eilig sprengten die Husaren mit ihren Gefangenen zurück. Auch Rostow jagte mit den anderen dahin. Ein unangenehmes Gefühl lag ihm beklemmend auf dem Herzen. Etwas Unklares, Verworrenes, das er sich nicht zu erklären vermochte, war in dem Augenblick in ihm aufgestiegen, als er den Offizier gefangengenommen und ihm den Hieb versetzt hatte.

Graf Ostermann-Tolstoi kam den zurückkehrenden Husaren entgegen, ließ Rostow rufen, dankte ihm und sagte, er werde dem Kaiser seine Heldentat melden und ihn für das Georgskreuz vorschlagen. Als Rostow zum Grafen Ostermann gerufen wurde, fiel ihm plötzlich ein, daß er diesen Angriff ja ohne Befehl unternommen hatte, und er war fest überzeugt, daß der Vorgesetzte ihn nur deshalb zu sich beordere, um wegen dieses eigenmächtigen Vorgehens eine Strafe über ihn zu verhängen. Aus diesem Grund hätten die schmeichelhaften Worte Ostermanns und das Versprechen einer Auszeichnung Rostow um so freudiger überraschen müssen, und doch war ihm infolge jenes unklaren, unangenehmen Gefühls innerlich dies alles zuwider.

Ja, aber was quält mich nur eigentlich? fragte er sich selbst, während er vom General wegritt. Iljin? Nein, der ist heil und unversehrt. Oder habe ich mich irgendwie mit Schande bedeckt? Nein, nein, auch das ist es nicht. Ihn quälte etwas anderes, etwas wie Reue. Ja, ja, dieser französische Offizier mit dem Grübchen. Und wie genau ich

noch weiß, daß meine Hand nicht weiter wollte, als ich sie gegen ihn erhob.

Da erblickte Rostow die Gefangenen, die eben abtransportiert werden sollten, und sprengte ihnen nach, um sich seinen Franzosen mit dem Grübchen im Kinn noch einmal anzusehen. Dieser saß in seiner seltsamen Uniform jetzt auf einem Husarendienstpferd und sah sich unruhig um. Seine Wunde am Arm war kaum eine Wunde zu nennen. Mit verstellter Freundlichkeit lächelte er Rostow an und winkte ihm zur Begrüßung mit der Hand zu. Trotzdem empfand Rostow ein peinliches Gefühl, als müsse er sich über irgend etwas schämen.

An diesem und dem folgenden Tag fiel es Rostows Freunden und Kameraden auf, daß dieser, wenn auch nicht verstimmt und ärgerlich, so doch schweigsam, nachdenklich und in sich gekehrt war. Er machte sich nichts mehr aus dem Trinken, suchte die Einsamkeit und grübelte immer über etwas nach.

Rostow dachte an seine glänzende Heldentat, die ihm zu seiner Verwunderung das Georgskreuz und überdies noch den Ruf eines hervorragend tapferen Offiziers eingetragen hatte, und konnte nichts von alledem begreifen. So fürchten sich also die da drüben noch mehr als wir? dachte er. Und das, was man Heldentum nennt, wäre also nichts weiter als dies? Habe ich denn das dem Vaterland zuliebe getan? Und was kann denn der mit seinen blauen Augen und dem Grübchen dafür? Wie entsetzt er war! Er dachte, ich würde ihn niederstechen. Wozu hätte ich ihn töten sollen? Mir zitterte die Hand. Und dafür erhalte ich nun das Georgskreuz. Nichts, nichts verstehe ich von alledem!

Während Nikolaj diese Fragen immer wieder in seinem Kopf hin und her wälzte und sich trotz alledem keine klare Rechenschaft davon ablegen konnte, was es eigentlich war, das ihn innerlich so aufwühlte, drehte sich im Dienste das Glücksrad zu seinen Gunsten, wie das ja oft der Fall zu sein pflegt. Er wurde nach dem Treffen bei Ostrowno zum Chef eines Husarenbataillons ernannt, und wenn man einen besonders tapferen Offizier brauchte, so wurde Rostow mit der Order betraut.

Obwohl die Gräfin immer noch nicht ganz gesund war und sich sehr schwach fühlte, kam sie doch auf die Nachricht von Nataschas Krankheit sofort mit Petja und dem ganzen Hausstand nach Moskau gefahren, und die ganze Familie siedelte nun von Marja Dmitrijewna in ihr eignes Haus über und ließ sich gänzlich in Moskau nieder.

Nataschas Krankheit war so ernst, daß ihr und ihren Eltern zum Glück der Gedanke an all das, was ihre Krankheit veranlaßt hatte: ihr Benehmen und ihre Absage an ihren Bräutigam, völlig in den Hintergrund trat. Sie war so krank, daß man, während sie weder aß noch schlief, zusehends abmagerte, hustete und, wie die Ärzte zu verstehen gaben, in Lebensgefahr schwebte, unmöglich daran denken konnte, inwieweit sie an allem, was geschehen war, die Schuld trug. Man mußte jetzt nur darauf bedacht sein, wie man ihr helfen könne.

Die Ärzte besuchten Natascha bald einzeln, bald gruppenweise, um miteinander zu beraten, sprachen viel auf französisch, deutsch und lateinisch, tadelten einander und verschrieben die verschiedenartigsten Heilmittel für alle ihnen nur bekannten Krankheiten, aber nicht einem von ihnen kam der so einfache Gedanke in den Kopf, daß ihnen jene Krankheit, an der Natascha litt, gar nicht bekannt sein konnte; wie überhaupt keine Krankheit, an der ein lebender Mensch leidet, bekannt sein kann: denn jeder lebende Mensch besitzt seine Besonderheiten und hat infolgedessen nicht einfach eine Krankheit der Lunge, der Leber, der Haut, des Herzens oder der Nerven und so weiter, wie sie in den medizinischen Compendien beschrieben sind, sondern immer eine besondere, nur ihm eigne, neue, komplizierte, der Heilwissenschaft unbekannte Krankheit, die in einer der zahllosen Kombinationen von Krankheiten all dieser Organe besteht. Wie es einem Zauberer nicht in den Sinn kommen kann, daß er gar nicht imstande ist, zu zaubern, so konnten die Ärzte nicht auf diesen einfachen Gedanken kommen, weil ja ihre Lebensaufgabe darin bestand, andere zu heilen, weil sie dafür Geld einsteckten, und weil sie für diese Beschäftigung die besten Jahre ihres Lebens verausgabten hatten. Vor allem aber konnte dieser Gedanke den Doktoren deshalb nicht kommen, weil sie sahen, daß sie zweifellos nützlich waren; denn

tatsächlich waren sie für alle Mitglieder des Hauses Rostow von großem Nutzen. Und zwar waren sie nicht deshalb nützlich, weil sie die Kranke zwangen, allerlei, größtenteils schädliches Zeug zu schlucken – diese Gifte machten sich weniger bemerkbar, weil die schädlichen Stoffe immer nur in kleinen Quantitäten verabreicht wurden –, aber sie waren nützlich, unumgänglich und unentbehrlich, weil sie ein seelisches Bedürfnis der Kranken und all derer, die sie lieb hatten, stillten, ein Grund, warum es auch zu allen Zeiten vermeintliche Heilkundige, Wunderdoktoren, Homöopathen und Allopathen gegeben hat und immer geben wird. Sie leisteten jenem ewig menschlichen Bedürfnis nach Hoffnung auf Erleichterung Genüge, jenem Bedürfnis nach Mitgefühl und besorgter Geschäftigkeit anderer, das jeder Mensch, wenn er leidet, empfindet. Sie wurden jenem ewig menschlichen Bedürfnis gerecht, das sich bei jedem Kind in seiner einfachsten Urform beobachten läßt: die Stelle streicheln zu lassen, wo man sich weh getan hat. Wenn sich ein Kind gestoßen hat, läuft es sogleich in die Arme der Mutter oder Wärterin zurück, damit diese das Wehweh küssen oder streicheln soll, und erst dann wird ihm leichter ums Herz, wenn die schmerzende Stelle wirklich geküßt und gestreichelt worden ist. Das Kind hält es nicht für möglich, daß die großen Leute, die um so vieles stärker und weiser sind als es selber, nicht die Mittel haben sollten, seinem Schmerz abzuhelfen. Und die Hoffnung auf Erleichterung und der Ausdruck des Mitgefühls im Augenblick, da die Mutter mit der Hand über die Beule streicht, trösten das Kind. Und so waren die Ärzte für Natascha deshalb von Nutzen, weil sie ihre wunde Seele streichelten und küßten und ihr versicherten, daß alles sogleich vorübergehen werde, wenn der Kutscher in die Arbat-Apotheke fahre und für einen Rubel und siebenzig Kopeken kleine Pulver und Pillen in einem netten Schächtelchen hole, und wenn dann diese Pülverchen von der Kranken pünktlich alle zwei Stunden in vorgeschriebener Menge, keinesfalls mehr oder weniger, in abgekochtem Wasser eingenommen würden.

Und was hätten Sonja, der Graf und die Gräfin anfangen sollen, wie hätten sie, ohne etwas zu unternehmen, zuschauen mögen, wenn nicht alle Stunden diese Pillen, das warme Getränk, die Hühnerkoteletts und alle die Einzelheiten der Lebensweise gewesen wären, die die Ärzte verschrieben hatten und deren Beobachtung für die Angehörigen Trost und Ablenkung war? Wie hätte der Graf die Krankheit seiner Lieblingstochter ertragen sollen, wenn er nicht gewußt hätte,

daß ihn diese Krankheit Tausende von Rubeln kostete, ihn aber dennoch auch weitere Tausende nicht reuen würden, wenn nur ihr damit geholfen wäre; wenn er nicht gewußt hätte, daß, falls es ihr nicht bald besser gehe, er vor noch größeren Ausgaben nicht zurückschrecken und mit ihr ins Ausland fahren würde, um dort die berühmtesten Ärzte zu konsultieren? Wie hätte der Graf diese Krankheit ertragen können, wenn er nicht die Möglichkeit gehabt hätte, bis in alle Einzelheiten zu erzählen, wie Métivier und Feller den Fall nicht erkannt hätten, während Fries eine richtige Diagnose gestellt und Mudrow die Krankheit noch bestimmter festzustellen vermocht hätte? Was hätte die Gräfin anfangen sollen, wenn sie nicht manchmal die kranke Natascha hätte auszanken können, weil diese den Vorschriften des Arztes nicht gewissenhaft genug nachkam?

»Auf diese Weise wirst du nie gesund werden«, sagte sie und vergaß über dem Ärger ihren Kummer, »wenn du nicht auf den Arzt hörst und rechtzeitig die Medizin einnimmst. Mit so etwas ist nicht zu spaßen, wie leicht kann da eine Pneumonie draus werden«, sagte die Gräfin und empfand schon allein bei dem Aussprechen dieses nicht nur für sie unverständlichen Wortes großen Trost.

Was hätte Sonja anfangen sollen, wenn sie nicht das freudige Bewußtsein gehabt hätte, daß sie in der ersten Zeit drei Nächte hintereinander sich nicht hatte auskleiden können, um immer zur pünktlichen Erfüllung aller ärztlichen Verordnungen bereit zu sein, und daß sie auch jetzt noch die Nächte nicht schlief, nur um die Stunden nicht zu verpassen, da sie der Kranken die wenig schädlichen Pillen aus dem goldenen Schächtelchen eingeben mußte?

Und auch Natascha selber machte es Freude, zu sehen, wie alle ihretwegen so große Opfer brachten, und daß sie zu bestimmten Stunden ihre Medizin einnehmen mußte, obgleich sie immer wieder sagte, daß ihr keine Arznei der Welt helfen könne, und daß dies alles nur dummes Zeug sei. Ja, sie freute sich sogar darüber, durch Nichtbeachtung der Verordnungen zeigen zu können, daß sie an keine Genesung glaube und sich nichts mehr aus dem Leben mache.

Der Arzt kam alle Tage, fühlte den Puls, sah die Zunge an und sagte etwas Scherzhaftes zu ihr, ohne Nataschas niedergeschlagenes Gesicht zu beachten. Dafür aber setzte er dann, wenn er ins Nebenzimmer ging, wohin ihm die Gräfin eiligst folgte, eine ernsthafte Miene auf, wiegte nachdenklich den Kopf und sagte, obgleich ja noch

immer eine Gefahr bestehe, hoffe er doch auf die Wirkung dieser letztverschriebenen Arznei, man müsse eben abwarten und zusehen, es handle sich hier mehr um eine Krankheit des Gemütes, jedoch ...

Und verstohlen drückte die Gräfin dem Arzt ein Goldstück in die Hand, bemüht, dies vor sich selbst und vor dem Doktor zu verbergen, und kehrte jedesmal mit beruhigtem Herzen zu der Kranken zurück.

Die Symptome von Nataschas Krankheit bestanden darin, daß sie wenig aß, wenig schlief, hustete und niemals ihr früheres munteres Wesen zeigte. Die Doktoren behaupteten, man dürfe die Krankheit nicht ohne ärztlichen Beistand lassen, und hielten sie deshalb in der dumpfen Luft der Großstadt zurück. So reisten die Rostows im Sommer 1812 nicht aufs Land.

Trotz der Unmasse verschluckter Pillen, Tropfen und Pülverchen aus all den Büchsen und Schächtelchen, von denen sich Madame Schoß, die eine Liebhaberin solcher Säckelchen war, eine ganze Sammlung angelegt hatte, trotz des Verzichtes auf das gewohnte Landleben machte doch bei Natascha allmählich die Jugend ihre Rechte geltend: die Eindrücke des Alltagslebens fingen an, sich schichtweise über ihren Kummer auszubreiten, er lastete ihr nicht mehr so quälend schmerzhaft auf der Seele, sondern fing nun an, der Vergangenheit anzugehören, und so ging Natascha auch körperlich der Genesung entgegen.

Natascha war ruhiger geworden, aber nicht heiterer. Sie floh nicht nur alle äußeren Quellen der Freude, wie Bälle, Spazierfahrten, Konzerte, Theater, sondern brachte es auch nicht ein einziges Mal fertig, so zu lachen, daß man durch ihr Lachen nicht die Tränen hindurchgehört hätte. Singen konnte sie gar nicht mehr. Sobald sie nur zu lachen anfing oder für sich allein zu singen versuchte, erstickten Tränen ihre Stimme, Tränen der Reue, der Erinnerung an jene unwiederbringlich verlorene fleckenlose Zeit, Tränen des Unwillens, daß sie so zwecklos ihr junges Leben, das so glücklich hätte sein können, vernichtet hatte. Lachen und Singen erschien ihr besonders als eine Lästerung ihres Kummers. An Kokettieren dachte sie gar nicht, und es kam ihr deshalb auch gar nicht in den Sinn, daß sie sich dessen enthalten mußte. Sie fühlte und sprach es auch aus, daß in dieser Zeit alle Männer dasselbe für sie waren wie der Narr Nastasja Iwanowna. Vor ihrem Herzen stand eine Wache und verbot ihr jede Freude. Ja, sie hatte auch nicht mehr all die früheren Interessen aus jener sorglosen, hoffnungsreichen Mädchenzeit. Oft und in schmerzlicher Erinnerung dachte sie an die Herbstmonate, an die Jagd, den Onkel und das Weihnachtsfest, das sie mit Nicolas zusammen in Otradnoje verlebt hatte. Was hätte sie darum gegeben, auch nur einen Tag dieser Zeit zurückrufen zu können! Aber das war ja nun auf immer vorbei. Damals hatte sie die Ahnung nicht getäuscht, daß jener Zustand der Freiheit und Empfänglichkeit für alle Freuden für sie nie zurückkehren werde. Und doch mußte man das Leben zu Ende leben.

Es war ihr ein Labsal, zu denken, daß sie nicht besser, wie sie früher geglaubt, sondern schlechter, bei weitem schlechter als alle, alle Menschen auf der ganzen Welt war. Aber das war noch nicht genug. Sie war sich dessen bewußt und fragte sich nun: Was weiter? Aber ein »Weiter« gab es nicht. Das Leben machte ihr keine Freude mehr, aber es nahm seinen Lauf. Nataschas einziges, sichtliches Bestreben war, keinem zur Last zu fallen und im Weg zu sein, für sich selber wünschte und benötigte sie nichts. Sie hielt sich von allen Hausgenossen fern, und nur in der Gesellschaft ihres Bruders Petja wurde ihr leichter ums Herz. Mit ihm war sie lieber zusammen als mit den

ändern, und ab und zu, wenn sie mit ihm allein war, lachte sie sogar wieder.

Sie ging fast nicht aus dem Hause, und von allen Gästen, die zu ihnen kamen, freute sie sich nur über einen – und das war Pierre. Es war unmöglich, jemandem zarter, behutsamer und zugleich ernster entgegenzukommen, als sich Graf Besuchow Natascha gegenüber zeigte. Natascha fühlte unbewußt diese Zartheit in seinem Benehmen, und deshalb bereitete ihr seine Gesellschaft großes Vergnügen. Aber sie war ihm nicht einmal dankbar für diese zarte Schonung. Nichts Gutes, was Pierre tat, schien ihm irgendwelche Anstrengung zu kosten. Er war von Natur aus so gut gegen alle, daß seine Güte gar kein Verdienst weiter war.

Mitunter bemerkte Natascha an Pierre eine gewisse Verwirrung und Unsicherheit in ihrer Gegenwart, besonders wenn er ihr etwas Gutes erweisen wollte, oder wenn er fürchtete, daß durch irgend etwas in der Unterhaltung schwere Erinnerungen in ihr wachgerufen werden könnten. Sie sah dies wohl, schrieb es aber seiner allgemeinen Herzensgüte und Schüchternheit zu, die er, wie sie glaubte, ebenso wie in ihrer Gegenwart auch allen anderen zeigte. Nach jenen spontanen Worten von damals, daß er, wenn er frei wäre, auf den Knien um Nataschas Hand und Liebe bitten würde, die er ihr in einem Augenblick gesagt hatte, als er sich in höchster Erregung befand, hatte Pierre mit Natascha nie wieder über seine Gefühle gesprochen, und es war ihr ganz klar, daß er jene Worte, die ihr damals ein solcher Trost gewesen waren, nur gesagt hatte, wie man das Blaue vom Himmel herunterschwatzet, nur um ein weinendes Kind zu trösten. Nicht weil Pierre ein verheirateter Mann war, sondern weil sie zwischen sich und ihm in so hohem Grad jene moralische Schranke fühlte, die sie zwischen sich und Kuragin vermißt hatte, kam es ihr nie in den Sinn, daß aus ihren Beziehungen zu Pierre jemals Liebe von ihrer oder gar von seiner Seite entstehen könne, oder auch nur jene Art zärtlicher, sich alles bekennder, poetischer Freundschaft zwischen Mann und Frau, von der ihr Beispiele bekannt waren.

Gegen Ende der Petri-Fasten kam Agrafena Iwanowna Bjelowa, eine Gutsnachbarin der Rostows aus der Gegend von Otradnoje, nach Moskau, um vor den Moskauer Heiligen zu beten. Sie schlug Natascha vor, mit ihr zusammen die zum Abendmahl vorbereitenden Fast- und Betübungen zu machen, und Natascha ging freudig auf

diesen Gedanken ein. Trotz des Verbotes der Ärzte, frühmorgens auszugehen, bestand Natascha darauf, sich zum Abendmahl vorzubereiten, aber nicht so vorzubereiten, wie es im Hause Rostow üblich war, das heißt durch Anhören von drei Messen zu Hause, sondern so, wie Agrafena Iwanowna es tat, das heißt acht Tage lang keine Früh-, Mittags- und Abendmesse zu versäumen.

Der Gräfin gefiel dieser Eifer Nataschas. Nach dem erfolglosen Herumdoktern der Ärzte hoffte sie im Grund ihrer Seele, daß Beten Natascha mehr helfen werde als alle Arzneien, und gab, zwar ein bißchen ängstlich und ohne den Ärzten etwas davon zu sagen, den Bitten Nataschas nach und vertraute sie dem Schutz der Bjelowas an. Agrafena Iwanowna kam nun täglich um drei Uhr nachts, um Natascha zu wecken und abzuholen, und fand sie meist schon wach, da Natascha große Angst hatte, die Morgenmesse einmal zu verschlafen. Sie wusch sich in aller Eile, zog demutsvoll ihr schlechtestes Kleid und ihren ältesten Mantel an und ging, in der Morgenfrische fröstelnd, auf die menschenleeren Straßen hinaus, die in der Morgendämmerung nur matt erleuchtet waren. Auf den Rat Agrafena Iwanownas bereitete sich Natascha nicht in ihrer Parochialkirche, sondern in einer anderen zum Abendmahl vor, in der ein Priester von besonders strenger und hoher Lebensauffassung amtierte, wie die fromme Agrafena Iwanowna sagte.

In dieser Kirche waren immer wenig Leute. Natascha und Agrafena Iwanowna nahmen ihre gewohnten Plätze vor dem Bild der Mutter Gottes ein, das in der Rückwand des linken Chores eingefügt war. Ein neues Gefühl der Demut vor dem Hohen, Unbegreiflichen überkam Natascha, wenn sie zu dieser ungewohnten Morgenstunde das schwarzgewordene Bild der Mutter Gottes betrachtete, das nur von den Kerzen, die davor brannten, und von dem Frührot, das durch die Scheiben fiel, erleuchtet wurde, und dabei der Messe lauschte, der mit Verständnis zu folgen sie sich Mühe gab. Verstand sie die Worte, so floß ihr persönliches Gefühl mit allen seinen Schattierungen mit dem Gebet zusammen, verstand sie sie nicht, so war ihr der Gedanke noch süßer, daß der Wunsch, alles zu verstehen, eitel Hoffart ist, weil dies ja doch unmöglich ist, und daß man nur glauben und sich Gott ganz hingeben muß, der in diesem Augenblick – das fühlte sie – ihre ganze Seele beherrschte. Sie bekreuzigte und verbeugte sich, und wenn sie die Worte nicht verstand, so betete sie nur zu Gott, entsetzt über ihre

eigne Schlechtigkeit, ihr doch alles, alles zu verzeihen und sich ihrer zu erbarmen. Die Gebete, denen sie sich am inbrünstigsten hingab, waren die Bußgebete. Und wenn sie dann in dieser frühen Morgenstunde, wo man auf der Straße nur Maurer traf, die zur Arbeit gingen, und Hausknechte, die die Straße fegten, nach Hause zurückkehrte, wo noch alle schliefen, empfand Natascha ein neues Gefühl: sie hoffte ihre Fehler ablegen zu können, und ein neues, reines Leben und Glück erschien ihr wieder möglich.

Während der ganzen Woche, in der sie dieses Leben führte, erstarkte dieses Gefühl von Tag zu Tag. Und der Empfang des heiligen Sakramentes erschien ihr als ein so großes Glück, daß sie fürchtete, diesen geweihten Sonntag gar nicht zu erleben.

Aber der beseligende Sonntag brach dennoch an, und als Natascha an diesem ihr unvergeßlichen Tag in ihrem weißen Musselinkleid von der Abendmahlfeier nach Hause kam, fühlte sie sich nach vielen Monaten zum erstenmal wieder ruhig und empfand das Leben, das noch vor ihr lag, nicht mehr als Last.

An diesem Tag kam auch der Doktor, sah Natascha prüfend an und verordnete, mit dem Einnehmen jener letzten Pülverchen, die er vor vierzehn Tagen verschrieben hatte, fortzufahren.

»Unbedingt müssen Sie die morgens und abends noch weiternehmen«, sagte er, sichtlich und mit gutem Gewissen von seinem Erfolg befriedigt. »Und, wenn ich bitten darf, ja recht pünktlich und gewissenhaft.«

»Seien Sie ganz unbesorgt, Gräfin«, sagte er dann draußen in scherzendem Ton, wobei er das Goldstück geschickt im Handteller einklemmte, »bald wird sie wieder singen und herumspringen. Die letzte Arznei hat ihr sehr, sehr gut getan. Sie ist viel munterer geworden.«

Die Gräfin warf heimlich einen Blick auf ihre Fingernägel und spuckte darauf, um ja nichts zu berufen, und kehrte mit heiterem Gesicht in den Salon zurück.

Anfang Juli verbreiteten sich in Moskau mehr und mehr beängstigende Gerüchte über den Verlauf des Krieges: man sprach von einem Aufruf des Kaisers an das Volk, und es hieß, daß der Kaiser selber die Armee verlassen und nach Moskau kommen werde. Da aber bis zum 11. Juli weder ein Manifest noch ein Aufruf herausgekommen war, so gingen darüber und über die ganze Lage des Reiches die übertriebenen Gerüchte um. Man erzählte sich, der Kaiser komme aus dem Grund zurück, weil die Armee in Gefahr sei, Smolensk habe sich ergeben, Napoleon rücke mit einer Million Soldaten heran, und nur durch ein Wunder könne Rußland noch gerettet werden.

Am 11. Juli, einem Sonnabend, kam endlich das Manifest heraus, aber es war noch nicht gedruckt. Pierre, der gerade bei den Rostows war, versprach, am nächsten Tag, Sonntag, zu Tisch zu kommen und Manifest und Aufruf mitzubringen, die er sich vom Grafen Rastoptschin geben lassen wollte.

An diesem Sonntag fuhren die Rostows wie gewöhnlich zur Messe in die Rasumowskijsche Hauskapelle. Es war ein heißer Julitag. Schon um zehn Uhr morgens, als die Rostows vor der Kapelle aus dem Wagen stiegen, merkte man der heißen Luft, dem Geschrei der Ausrufer, den hellen, leuchtenden Sommerkleidern der Menge, den bestaubten Blättern der Boulevardbäume, den Klängen der Musik und den weißen Hosen eines zur Wachtparade vorüberziehenden Bataillons, dem Donner des Pflasters und dem grellen Glanz der brennenden Sonne jene sommerliche Mattigkeit und jenes Behagen und Unbehagen an, die sich an grellen, heißen Sommertagen in der Großstadt besonders stark fühlbar machen.

In der Rasumowskijschen Kapelle war die ganze vornehme Welt von Moskau, lauter Bekannte der Rostows, versammelt. In diesem Jahr waren sehr viele reiche Familien, die sonst immer im Sommer aufs Land fuhren, in der Stadt geblieben, als warteten sie auf etwas. Als Natascha hinter dem Diener in Livree, der ihnen einen Weg durch die Menge bahnte, und neben ihrer Mutter einherschritt, hörte sie, wie ein junger Mann in hörbarem Flüsterton eine Bemerkung über sie machte: »Das ist die Rostowa, weißt du, die, die ...«

»Wie mager sie geworden ist! Aber hübsch ist sie immer noch!«

Dann hörte sie noch – oder schien es ihr nur so? –, daß die Namen Kuragin und Bolkonskij genannt wurden. Übrigens hatte sie dieses Gefühl immer. Sie glaubte fortwährend, daß alle, die sie ansahen, nur daran ... dachten, was sie erlebt hatte. Mit jenem quälenden, bangen Gefühl, das sie immer in einer Menschenmenge empfand, schritt Natascha in ihrem lila, mit schwarzen Spitzen besetzten Seidenkleid dahin, wie eben nur Frauen zu gehen vermögen: um so ruhiger und erhabener, je schmerzlicher und beschämender etwas auf ihrer Seele lastet. Sie wußte, daß sie hübsch war – darin täuschte sie sich nicht –, aber jetzt machte ihr das keine Freude mehr wie früher. Im Gegenteil, dies quälte sie in letzter Zeit mehr als alles andere, und besonders heute, an diesem grellen, heißen Sommertag in der Stadt.

Wieder Sonntag, wieder eine Woche vorbei, sagte sie bei sich, während sie daran dachte, daß sie am vorigen Sonntag ebenfalls hier gewesen war. Und immer dasselbe Leben, das kein Leben ist, immer dieselben Bedingungen, unter denen das Leben mir früher so leicht war. Ich bin hübsch, ich bin jung und weiß, daß ich jetzt auch gut bin; früher war ich schlecht, jetzt aber bin ich gut, das weiß ich, dachte sie, und muß so umsonst, niemandem zur Freude, meine besten, besten Lebensjahre verstreichen lassen.

Sie stand neben der Mutter und tauschte durch Kopfnicken mit ihren in der Nähe stehenden Bekannten Grüße aus. Gewohnheitsgemäß musterte sie die Toiletten der Damen, verurteilte die Haltung einer in der Nähe stehenden Dame und ihre unpassende Art, sich so kurz zu bekreuzigen, aber sogleich fiel es ihr wieder schwer auf die Seele, daß man auch über sie abfällig urteilen werde, ebenso wie sie selber andre verurteilte, und plötzlich hörte sie die ersten Töne der Messe und erschrak über ihre eigne Schlechtigkeit und darüber, daß sie ihre wiedererlangte Reinheit schon wieder verloren hatte.

Ein ehrwürdiger, abgeklärter alter Priester las die Messe mit jener bescheidenen Feierlichkeit, die auf die Seelen der Andächtigen eine so erhabene, beruhigende Wirkung ausübt. Die Altartüren schlossen sich, langsam schob sich der Vorhang vor, und eine geheimnisvolle, milde Stimme sagte etwas von dorthier. Tränen, deren Grund sie selber nicht begreifen konnte, traten Natascha in die Augen, und ein Gefühl, freudig und bedrückend zugleich, erregte sie.

»Lehre mich, was ich tun muß, wie ich mein Leben gestalten soll, wie ich mich von meinen Fehlern befreien kann für immer, für immer ...« betete sie.

Der Diakonus trat auf seinen erhöhten Platz, schob mit weit weggestrecktem Daumen sein langes Haar unter dem Meßgewand hervor und brachte es in die rechte Lage, bekreuzigte sich die Brust und fing an, laut und feierlich die Worte des Gebetes vorzulesen.

»Lasset uns zu Gott in Frieden beten.«

In Frieden, alle zusammen, ohne Unterschied des Standes, ohne Feindschaft, vereint in brüderlicher Liebe – so wollen wir beten, dachte Natascha.

»Um den Frieden im Himmel und die Errettung unserer Seelen.«

Um den Frieden der Engel und der Seelen aller jener körperlosen Wesen, die über uns leben, betete Natascha.

Als für die im Felde Stehenden gebetet wurde, dachte sie an ihren Bruder und an Denissow, bei dem Gebet für Reisende zu Wasser und zu Lande an den Fürsten Andrej, betete für ihn und darum, daß Gott ihr all das Böse, das sie ihm getan hatte, verzeihen möge. Als aller derer, die uns liebhaben, gedacht wurde, betete sie für ihre Angehörigen: für Vater, Mutter und Sonja, und erst jetzt wurde sie sich zum erstenmal darüber klar, wie groß ihre Schuld gegen sie war, und sie wurde sich der ganzen Kraft ihrer Liebe zu ihnen bewußt. Als für die, so uns hassen, gebetet wurde, dachte sie sich Feinde und Hasser aus, um für sie beten zu können. Für Feinde hielt sie die Gläubiger ihres Vaters und alle, die derartige Geschäfte mit ihm hatten, und jedesmal, wenn der Feinde und Hasser gedacht wurde, fiel ihr auch Anatol ein, der ihr soviel Böses zugefügt hatte, und obgleich er sie nicht gehaßt hatte, betete sie doch freudig für ihn wie für einen Feind. Nur während des Gebetes war sie imstande, klar und ruhig an den Fürsten Andrej und an Anatol zu denken, so daß sich ihre Gefühle für sie in ein Nichts auflösten im Vergleich zu den Gefühlen der Furcht und Andacht gegen Gott. Als für die kaiserliche Familie und den Synod¹³⁸ gebetet wurde, verbeugte sie sich besonders tief und bekreuzigte sich, weil sie sich sagte, wenn sie auch nichts davon verstehe, so dürfe sie doch nicht zweifeln und müsse trotzdem den regierenden Synod lieben und für ihn beten.

Nachdem diese Gebete zu Ende waren, kreuzte der Diakonus die Stola über der Brust und sagte: »Uns selber aber und unseren Leib lasset uns Christo, unserem Herrn, übergeben.«

Uns selber wollen wir Gott hingeben, wiederholte Natascha in ihrem Herzen. Mein Gott, Deinem Willen ergebe ich mich, dachte sie. Ich selber will und wünsche nichts mehr, lehre mich, was ich tun muß, und wie ich meinen Willen gebrauchen soll. Ja, nimm mich hin, nimm mich hin! betete Natascha mit rührender Ungeduld im Herzen und ließ, ohne sich zu bekreuzigen, die mageren Arme herabsinken, als erwarte sie, daß eine unsichtbare Kraft sie jeden Augenblick mit fortnehmen und von sich selber, von ihren Schmerzen, Wünschen, Vorwürfen, Hoffnungen und Fehlern befreien werde.

Ab und zu warf die Gräfin während des Gottesdienstes einen Blick auf das weiche Gesicht und die glänzenden Augen ihrer Tochter und betete zu Gott, daß Er ihr helfen möge.

Mitten im Gottesdienst und außerhalb der Ordnung, die Natascha sehr gut kannte, brachte der Küster ganz unerwartet ein Betbänkchen herein, jenes selbe, auf dem das Pfingstgebet kniend verlesen zu werden pflegte, und stellte es vor dem Altar auf. Der Geistliche in seiner lila Samtmütze trat hervor, strich sich die Haare glatt und ließ sich schwerfällig auf die Knie nieder. Alle taten es ihm nach und sahen erstaunt einander an. Es sollte jenes eben erst vom Synod eingegangene Gebet um Befreiung Rußlands vom feindlichen Überfall verlesen werden.

»Allmächtiger Gott, Herr Gott, unser Erlöser«, fing der Geistliche mit jener klaren, einfachen und sanften Stimme an, mit der nur die slawischen Priester zu lesen verstehen und die auf das Herz jedes Russen eine so unwiderstehliche Wirkung ausübt.

»Allmächtiger Gott, Herr Gott, unser Erlöser! Blicke heute in Gnade und Milde auf Dein demütiges Volk herab, höre uns gütig an, erbarme Dich unser und sei uns gnädig. Jener Feind, der Deine Lande in Aufruhr versetzt und die ganze Erde zu verwüsten trachtet, hat sich gegen uns erhoben: jene Menschen, die kein Gesetz kennen, haben sich zusammengeschlossen, um Dein Reich zu vernichten, um Dein heiliges Jerusalem, Dein geliebtes Rußland zu zerstören, Deine Tempel zu schänden, Deine Altäre zu stürzen und unsere Heiligtümer zu entweihen. Wie lange, Herr, wie lange sollen diese Sünder noch

frohlocken? Wie lange sollen sie sich noch ihrer gesetzfrevlenden Gewalt erfreuen?

Herr, unser Gott! Erhöre, die zu Dir flehen! Stärke mit Deiner Kraft den gottesfürchtigen, erhabenen Herrscher, unseren Kaiser Alexander Pawlowitsch, gedenke seiner Wahrheitsliebe und Milde und sei ihm in Vergeltung seiner Tugenden gnädig, damit durch sie auch wir bewahrt bleiben, Dein geliebtes Israel. Segne seinen Rat, seine Werke und Taten, stärke mit Deiner allmächtigen Hand sein Reich und verleihe ihm Sieg über seine Feinde, wie Du einst Moses über Amalek¹³⁹, Gideon über Midian¹⁴⁰ und David über Goliath¹⁴¹ zum Siege verhalfest. Schirme sein Heer, lehre die in Deinem Namen Streitenden den ehernen Bogen spannen und verleihe ihnen Kraft im Kampfe. Ergreife Schwert und Schild und erhebe Dich zu unserer Hilfe, auf daß die, so uns Böses ansinnen, zu Schimpf und Schande werden, vor dem Antlitz Deines getreuen Heeres wie Spreu im Winde verwehen und Dein starker Engel sie verletze und verjage; auf daß ein Netz über sie falle, ohne daß sie es mit Augen sehen, und sie im geheimen fange und umstricke, damit sie vor den Füßen Deiner Knechte niederstürzen und von unsern Kriegern überwältigt werden. Herr Gott! Nichts ist Dir unmöglich: Du kannst uns erretten, ob wir viele sind oder wenige; Du bist der Herr, nichts vermag der Mensch gegen Dich!

Gott unserer Väter! Sei eingedenk Deiner Barmherzigkeit und Gnade, die von Ewigkeit her ist, verwirf uns nicht von Deinem Angesicht noch wende Dich in Abscheu von uns ob unserer Unwürdigkeit, sondern siehe bei der Größe Deiner Gnade und der Fülle Deiner Barmherzigkeit über unsere Sünden und Verstöße gegen das Gesetz hinweg. Schenke uns ein reines Herz und erneuere den Geist der Wahrheit in unserm Innern, stärke uns alle im Glauben an Dich, stärke uns in der Hoffnung, beseele uns mit aufrichtiger Liebe zueinander, waffne uns mit Einmütigkeit zum gerechten Schutz unserer Habe, die Du uns und unseren Vätern verliehen hast, auf daß nicht das Zepter der Gottlosen über das Schicksal der Gerechten triumphiere.

Herr unser Gott, an den wir glauben und auf den wir bauen, laß unsere Hoffnung auf Deine Gnade nicht zuschanden werden und vollbringe ein Zeichen zum Heil, auf daß die, so uns und unseren rechten Glauben hassen, es sehen und in Schimpf und Schande

zugrunde gehen, und es allen Landen kundwerde, daß Dein Name ›Gott der Herr‹ ist und wir Dein Volk sind. Offenbare uns, o Herr, nunmehr Deine Gnade und gewähre uns Erlösung, erfreue die Herzen Deiner Knechte durch Deine Barmherzigkeit, schmettere unsere Feinde zu Boden und zermalme sie unter den Füßen Deiner Getreuen. Denn Du gewährest Schutz und Schirm, Hilfe und Sieg denen, so auf Dich bauen; und Dich preisen wir, Vater, Sohn und Heiligen Geist, jetzt und immerdar und von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.«

In jenem Zustand seelischer Aufnahmebereitschaft, in dem sich Natascha befand, übte dieses Gebet starke Wirkung auf sie aus. Sie lauschte auf jedes Wort vom Siege Mosis über Amalek, Gideons über Midian und Davids über Goliath, von der Zerstörung »Deines Jerusalems« und betete zu Gott in jener Inbrunst und weichen Stimmung, die ihr Herz erfüllte, jedoch ohne sich recht darüber klar zu sein, um was sie Gott in diesem Gebet eigentlich anflehte. Von ganzem Herzen nahm sie teil an der Bitte um den Geist der Wahrheit, um Stärkung des Herzens in Glaube und Hoffnung und um Erfüllen der Seele mit Liebe. Aber sie war nicht imstande, um Zermalmung der Feinde unter den Füßen der Truppen zu beten, da sie ja erst vor noch wenigen Augenblicken den Wunsch gehabt hatte, recht viele Feinde zu besitzen, um für sie beten zu können. Doch konnte sie wiederum auch nicht an der Richtigkeit dieses auf den Knien verlesenen Gebetes zweifeln. Sie fühlte in ihrem Herzen eine gottesfürchtige, bange Angst vor der Strafe, die alle Menschen für ihre Sünden ereilen werde, und bat Gott, daß er ihnen allen und auch ihr verzeihen und ein ruhiges, glückliches Leben schenken möge. Und ihr schien, als ob Gott ihr Gebet erhöre.

Seit jenem Tag, als Pierre auf der Heimfahrt von den Rostows, in die Erinnerung an Nataschas dankbaren Blick versunken, den am Himmel stehenden Kometen gesehen und gefühlt hatte, daß etwas Neues sich ihm erschloß, hatte die ihn ewig quälende Frage nach der Eitelkeit und Sinnlosigkeit alles Irdischen aufgehört, sich ihm immer und immer wieder aufzudrängen. Diese furchtbare Frage: warum? wozu?, die ihm früher mitten in jeder Beschäftigung gekommen war, war jetzt völlig verdrängt, nicht etwa durch eine Antwort darauf oder durch eine andere Frage, sondern durch den Gedanken an Natascha. Wenn er ein nichtiges Gespräch mit anhörte oder selbst führte, wenn er von menschlicher Gemeinheit las oder sonst wie davon erfuhr, so entsetzte er sich nicht mehr darüber wie früher; auch fragte er sich nicht mehr, warum sich die Menschen so mühten und abplagten und alles so kurz und unsicher ist, sondern dachte nur noch daran, wie er sie zum letztenmal gesehen hatte, und alle seine Zweifel verflüchtigten sich, nicht etwa, weil ihm auf diese Fragen, die sich ihm aufdrängten, dadurch eine Antwort geworden wäre, sondern weil der Gedanke an sie ihn augenblicklich in jene anderen, lichtereren Regionen seelischen Auswirkens hinübertrug, in denen es weder Recht noch Unrecht gibt, in die Regionen der Schönheit und Liebe, um derentwillen sich das Leben zu leben lohnt. Welch menschliche Abscheulichkeit sich auch seinem Auge darbot, er sagte sich: Nun, mag nur N.N. Kaiser und Reich bestehlen und Kaiser und Reich ihm dafür Ehre zollen, sie hat mir gestern zugelächelt und mich gebeten, wiederzukommen, und ich liebe sie, und niemand wird dies je erfahren. Und sogleich wurde ihm licht und ruhig ums Herz.

Pierre ging noch ebenso in Gesellschaften, trank noch genau soviel und führte noch dasselbe müßige und zerfahrene Leben, da er ja, außer den Stunden, die er bei den Rostows verlebte, auch die übrige Zeit totschlagen mußte, und weil ihn die Gewohnheit und die Bekanntschaften, die er in Moskau gemacht hatte, unwiderstehlich in dieses Leben hineingezogen hatten, das ihn nun ganz in Anspruch nahm. Als aber in letzter Zeit vom Kriegsschauplatz mehr und mehr beunruhigende Gerüchte eintrafen, als sich Nataschas Zustand besserte und sie in ihm nicht mehr das frühere Gefühl besorgten

Mitleides wachrief, bemächtigte sich seiner zusehends eine ihm ganz unbegreifliche Unruhe. Er fühlte, daß die Lage, in der er sich befand, unmöglich von langer Dauer sein konnte, daß eine Katastrophe eintreten werde, die sein ganzes Leben ändern mußte, und voll Ungeduld suchte er nun in allem irgendwelche Vorzeichen für diese herannahende Katastrophe.

Durch einen seiner Freimaurerbrüder war ihm folgende, der Offenbarung St. Johannis entnommene Prophezeiung enthüllt worden, die auf Napoleon Bezug haben sollte. In der Offenbarung, Kapitel 13, Vers 18, steht geschrieben:

»Hier ist Weisheit. Wer Verstand hat, der überlege die Zahl des Tiers; denn es ist eines Menschen Zahl, und seine Zahl ist sechshundertundsechszig.«

Und im selben Kapitel, Vers 5, steht geschrieben:

»Und es ward ihm gegeben ein Mund, zu reden große Dinge und Lästerungen, und ward ihm gegeben, daß es mit ihm währete zweiundvierzig Monate lang.«

Wenn man nun die französischen Buchstaben, ähnlich der hebräischen Zahlendarstellung, durch Ziffern ersetzt, so daß die ersten neun Buchstaben die Einer, die folgenden die Zehner bezeichnen, so haben sie nachstehende Bedeutung:

a	1	b	2
c	3	d	4
e	5	f	6
g	7	h	8
i	9	k	10
l	20	m	30
n	40	o	50
p	60	q	70
r	80	s	90
t	100	u	110
v	120	w	130
x	140	y	150
z	160		

Schreibt man nun nach diesem Alphabet den Namen L[e]’empereur Napoleon in Ziffern um und zählt dann diese Zahlen zusammen, so kommt als Summe die Zahl 666¹⁴² heraus, und somit mußte Napoleon jenes Tier sein, das in der Offenbarung prophezeit worden war. Schreibt man ferner nach demselben Alphabet die Worte quarante deux ebenfalls in Ziffern um – das heißt die Frist, die dem Tier gegeben war, große Dinge und Lästerungen zu reden –, so ergeben die addierten Zahlen ebenfalls die Summe 666, woraus hervorgeht, daß im Jahr 1812, in dem Napoleon sein zweiundvierzigstes Lebensjahr vollendete, die Frist für seine Macht abgelaufen sein mußte.

Diese Weissagung machte auf Pierre großen Eindruck, und er legte sich oft die Frage vor, was denn nun das Ende der Macht dieses Tieres, das heißt Napoleons, herbeiführen werde, und bemühte sich auf Grund derselben Ziffernbezeichnung und deren Addition eine Antwort auf diese Frage herauszufinden. Zuerst schrieb er als Antwort auf diese Frage: L’empereur Alexandre? La nation russe? Aber die Summe dieser Zahlen betrug mehr oder weniger als 666. Da kam ihm eines Tages, als er sich wieder mit diesen Berechnungen beschäftigte, sein eigener Name in die Feder: Comte Pierre Besouhoff. Doch auch hier kam die Summe nicht richtig heraus. Er änderte die Orthographie, schrieb an Stelle des s ein z, schob de ein, setzte den Artikel le voran, doch nie erhielt er das gewünschte Resultat. Da kam er auf den Gedanken, daß, wenn die gesuchte Antwort wirklich in seinem Namen

liegen solle, darin unbedingt auch seine Nationalangehörigkeit genannt sein müsse. So schrieb er: Le Russe Besuhof und erhielt bei der Addition die Summe 671. Nur fünf waren noch zuviel; fünf bedeutete e, dasselbe e, das im Artikel vor dem Wort l'empereur apostrophiert wurde. So strich er, obgleich es der Sprachregel zuwiderlief, einfach jenes e aus, schrieb l'Russe Besuhof und erhielt so die gesuchte Antwort und richtige Summe 666.

Diese Entdeckung erregte ihn sehr. Wie und durch welche Bande er mit jenem großen Ereignis, das die Offenbarung voraussagte, verbunden sein sollte, wußte er nicht, aber er zweifelte nicht einen Augenblick daran, daß eine solche Verbindung tatsächlich bestand. Seine Liebe zur Komtesse Rostowa, der Antichrist, der Überfall Napoleons, der Komet, die Zahl 666, le empereur Napoleon und l'Russe Besuhof – all dies zusammen mußte reifen, die Fesseln sprengen, ihn aus jener verwunschenen, nichtigen Moskauer Gewohnheitswelt, als deren Gefangener er sich fühlte, herausreißen und zu einer großen Tat und zu großem Glück führen.

Am Tag vor jenem Sonntag, an dem das Kriegsgebet zum erstenmal verlesen wurde, hatte Pierre den Rostows versprochen, ihnen vom Grafen Rastoptschin, den er sehr gut kannte, sowohl den Aufruf an Rußland als auch die neuesten Nachrichten vom Heer mitzubringen. Als sich Pierre nun am Morgen zum Grafen Rastoptschin begab, traf er dort mit einem soeben erst von der Armee eingetroffenen Kurier zusammen. Dieser Kurier war ein Bekannter Pierres, ein flotter Tänzer auf Moskauer Bällen.

»Um Gottes willen, können Sie mir nicht etwas abnehmen? Ich habe einen ganzen Sack voll Briefe an Eltern und Verwandte«, sagte der Kurier.

Unter diesen Briefen befand sich auch ein Schreiben Nikolaj Rostows an seinen Vater. Pierre nahm diesen Brief an sich. Außerdem gab Graf Rastoptschin Pierre noch den Aufruf des Kaisers an Moskau, der soeben erst gedruckt worden war, sowie die letzten Armeebefehle und seine eigne letzte öffentliche Bekanntmachung.

Als Pierre die Armeebefehle überflog, fand er in einem von ihnen zwischen den Nachrichten über Verwundete, Gefallene, Auszeichnung-

gen und Beförderungen den Namen Nikolaj Rostows, dem seine im Treffen bei Ostrowno bewiesene Tapferkeit das Georgskreuz vierter Klasse eingetragen hatte, und in demselben Armeebefehl war auch Fürst Andrej Bolkonskij genannt, der zum Kommandeur eines Jägerregiments ernannt worden war. Obgleich Pierre die Rostows nicht gern an Bolkonskij ererinnern mochte, konnte er doch dem Wunsch, ihnen durch die Nachricht von der Auszeichnung ihres Sohnes eine Freude zu machen, nicht widerstehen, und so schickte er den einen gedruckten Armeebefehl sowie den Brief Nikolajs sogleich an die Rostows, während er den kaiserlichen Aufruf, die Bekanntmachung und die anderen Armeebefehle bei sich behielt, um sie selber zu Tisch mitzubringen.

Die Unterhaltung mit dem Grafen Rastoptschin, dessen sorgenvolle Miene und Hast, das Zusammentreffen mit dem Kurier, der in leichtfertiger Weise ausplauderte, wie übel es bei den Truppen stand, die Gerüchte von in Moskau aufgegriffenen Spionen, von einem Flugblatt, das in der Stadt von Hand zu Hand ging, in dem gesagt war, Napoleon habe versprochen, bis zum Herbst in beiden Hauptstädten zu sein, das Gerede über die für den folgenden Tag in Aussicht gestellte Ankunft des Kaisers – all dies erweckte in Pierre jenes Gefühl der Erregung und Erwartung mit neuer Kraft, das ihn seit jenem Tag, als er den Kometen gesehen hatte, und besonders seit Anfang des Krieges nicht mehr verlassen hatte.

Schon vor längerer Zeit war Pierre der Gedanke gekommen, ebenfalls in den Kriegsdienst einzutreten, und er hätte diese Absicht auch ausgeführt, wenn ihn nicht verschiedene Gründe daran gehindert hätten: erstens seine Zugehörigkeit zur Freimaurergesellschaft, an die er durch seinen Eid gebunden war und die den ewigen Frieden und die Abschaffung des Krieges predigte, und zweitens der Umstand, daß er sich beim Anblick der zahllosen Moskauer, die nun die Uniform anzogen und den Patriotismus predigten, gewissermaßen schämte, in diesem Augenblick denselben Schritt zu tun. Der Hauptgrund aber, warum er seinen Plan, in den Kriegsdienst zu treten, nicht ausführte, bestand in der dunklen Vorstellung, daß er als l’Russe Besuhof die Bedeutung der Zahl des Tieres 666 in sich trage und ihm somit sein Anteil an der großen Aufgabe, der Macht dieses Tieres, das große Dinge und Lästerungen sprach, eine Grenze zu stecken, von Ewigkeit

her vorausbestimmt war, und daß er infolgedessen nichts unternehmen durfte, sondern abwarten mußte, was sich ereignen werde.

Wie immer an Sonntagen waren auch heute bei den Rostows einige ihrer nächsten Bekannten zum Mittagessen geladen. Deshalb kam Pierre absichtlich etwas früher, um sie noch allein zu treffen.

Pierre war im letzten Jahr so dick geworden, daß er unförmig ausgesehen hätte, wenn er nicht so groß, breitschultrig und stark gewesen wäre, daß es den Anschein hatte, als trüge er seine Körperlast mit Leichtigkeit.

Pustend und etwas vor sich hinmurmeln stieg er die Treppe hinauf. Sein Kutscher hatte gar nicht danach gefragt, ob er warten solle, er wußte, daß, wenn der Graf bei den Rostows war, er auch bis gegen zwölf Uhr dort blieb. Dienstoffertig eilten die Rostowschen Lakaien herbei, um ihm den Mantel auszuziehen, und nahmen ihm Hut und Stock ab, denn nach alter Sitte des Klubs ließ Pierre auch Hut und Stock im Vorzimmer.

Der erste von der Familie Rostow, den er erblickte, war Natascha. Noch ehe er sie sah, hatte er im Vorzimmer, während er seinen Mantel ablegte, ihre Stimme gehört. Sie sang im Saal Solfeggien. Er wußte, daß sie seit ihrer Krankheit noch nicht wieder gesungen hatte, und deshalb wunderte und freute er sich, als er ihre Stimme hörte. Leise öffnete er die Tür und sah, wie Natascha in ihrem lila Kleid, das sie in der Messe angehabt hatte, singend im Zimmer auf und ab ging. Sie wandte ihm gerade den Rücken zu, während er die Tür aufmachte, als sie sich dann aber jäh umdrehte und in sein erstauntes dickes Gesicht sah, wurde sie rot und eilte rasch auf ihn zu.

»Ich will wieder zu singen versuchen«, sagte sie. »Es ist doch immerhin eine Beschäftigung«, fügte sie wie entschuldigend hinzu.

»Das ist ja schön.«

»Wie freue ich mich, daß Sie gekommen sind! Ich bin heute so glücklich!« sagte sie mit jener früheren Lebhaftigkeit, die Pierre lange nicht an ihr gesehen hatte. »Wissen Sie es schon, Nicolas hat das Georgskreuz bekommen? Ich bin so stolz auf ihn.«

»Und ob ich es weiß, ich habe doch den Armeebefehl erst hergeschickt. Aber ich will Sie nicht stören«, fügte er hinzu und wollte weiter in den Salon gehen.

Natascha hielt ihn zurück.

»Graf, ist das unrecht von mir, daß ich wieder zu singen anfangen?« fragte sie und wurde rot, sah aber, ohne die Augen abzuwenden, Pierre fragend an.

»Nein ... warum denn? Im Gegenteil ... Aber warum fragen Sie mich danach?«

»Ich weiß es selber nicht«, erwiderte Natascha hastig. »Aber ich möchte nichts tun, was Ihnen mißfiel. Ich vertraue Ihnen so in allem. Sie wissen gar nicht, von welcher Bedeutung Sie für mich sind, und wieviel Sie für mich getan haben! ...«

Sie sprach sehr schnell und bemerkte gar nicht, wie Pierre bei ihren Worten rot wurde.

»Aus demselben Armeebefehl habe ich auch gesehen, daß er, Bolkonskij« – sie sprach dieses Wort in hastigem Flüsterton aus – »in Rußland und wieder in den Dienst eingetreten ist. Was glauben Sie« – sie sprach sehr schnell und in sichtlicher Hast, weil sie für ihre Kräfte fürchtete – »wird er mir je verzeihen? Wird er nicht immer Groll gegen mich fühlen? Wie denken Sie? Was meinen Sie?«

»Ich denke ...«, sagte Pierre, »daß er gar nichts zu verzeihen hat ... Wenn ich an seiner Stelle wäre ...«

Während dieses Gedankengangs fühlte sich Pierre mit einemmal in die Erinnerung an jenen Augenblick zurückversetzt, als er sie getröstet und zu ihr gesagt hatte, daß er, wenn er nicht er selbst, sondern der beste Mensch in der Welt und frei wäre, auf den Knien um ihre Hand bitten würde. Und jenes selbe Gefühl des Mitleids, der Zärtlichkeit und Liebe ergriff ihn, so daß sich auch dieselben Worte ihm auf die Lippen drängten. Aber sie ließ ihm nicht die Zeit, sie auszusprechen.

»Ja, Sie ... Sie ...«, sagte sie, das Wort »Sie« mit Begeisterung betonend, »das ist etwas anderes. Edler, hochherziger und besser, als Sie sind, kenne ich niemanden und kann es auch keinen Menschen geben. Wenn Sie damals nicht gewesen wären und auch jetzt nicht hier wären, wüßte ich nicht, was aus mir geworden wäre, denn ...«

Tränen traten ihr plötzlich in die Augen, sie wandte sich ab, hielt die Noten vors Gesicht und fing wieder an, zu singen und im Saal auf und ab zu gehen.

In diesem Augenblick kam Petja aus dem Salon herübergelaufen.

Petja war jetzt ein hübscher, frischer Bursche von fünfzehn Jahren mit dicken, roten Lippen, der Natascha sehr ähnlich sah. Er bereitete sich zur Universität vor, hatte aber in den letzten Tagen mit seinem Kameraden Obolenskij heimlich verabredet, bei den Husaren einzutreten.

Petja sprang auf seinen Namensvetter zu, um mit ihm über diese Angelegenheit zu reden. Er hatte Pierre darum gebeten, sich zu erkundigen, ob man ihn wohl bei den Husaren nehmen werde.

Pierre ging in den Salon, ohne auf Petja zu hören. Dieser haschte nach Pierres Arm, um dessen Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

»Um Gottes willen, Peter Kirillytsch, wie steht's mit meiner Angelegenheit? Ich habe alle Hoffnung auf Sie gesetzt«, flehte Petja.

»Ach ja, deine Angelegenheit. Also zu den Husaren willst du? Werde es dir sagen, werde es dir sagen. Heute noch sollst du es erfahren.«

»Nun, wie ist's, mon cher, wie ist's? Haben Sie das Manifest mitgebracht?« fragte der alte Graf aus dem Salon. »Meine liebe Gräfin war zur Messe in der Rasumowskijschen Kapelle und hat dort das neue Kriegsgebet gehört. Es soll sehr schön sein, sagt sie.«

»Ich habe alles mit«, erwiderte Pierre. »Morgen soll der Kaiser kommen ... Eine außerordentliche Adelsversammlung ist einberufen, und es sollen, wie es heißt, zehn Mann auf tausend ausgehoben werden. Doch vor allem, meine herzlichsten Glückwünsche!«

»Danke, danke, gottlob! Nun, und was gibt's Neues an der Front?«

»Unsere Truppen haben sich wieder zurückziehen müssen, bis über Smolensk hinaus, heißt es«, erwiderte Pierre.

»Großer Gott! Großer Gott!« seufzte der Graf. »Wo ist denn das Manifest?«

»Der Aufruf? Ach ja!«

Pierre fing an, seine Taschen nach den Papieren zu durchsuchen, konnte sie aber nicht finden. Immer noch alle Taschen abtastend, küßte er der eintretenden Gräfin die Hand und sah sich unruhig um;

offenbar wartete er auf Natascha, die nicht mehr sang, aber auch nicht in den Salon herüberkam.

»Ma parole, je ne sais plus, où je l'ai fourré«, sagte er.

»Na, Sie werden sie, wie immer, wieder verlegt haben«, lachte die Gräfin.

Natascha kam mit weichem, erregtem Gesicht herein, setzte sich und sah Pierre schweigend an. Kaum war sie ins Zimmer getreten, so fing Pierres Gesicht, das bisher finster gewesen war, zu strahlen an, und während er immer noch weiter nach den Papieren suchte, blickte er ab und zu nach ihr hin.

»Gott, ich werde noch einmal zurückfahren, ich muß sie zu Hause liegen gelassen haben. Unter allen Umständen ...«

»Dann kommen Sie aber doch zu spät zum Mittagessen?«

»Ach, der Kutscher ist schon weg.«

Doch Sonja, die ins Vorzimmer gehuscht war, um dort nach den Papieren zu suchen, hatte sie bereits in Pierres Hut gefunden, wo er sie sorgsam zwischen das Futter gesteckt hatte. Pierre wollte nun vorlesen.

»Nein, erst nach Tisch«, sagte der alte Graf, als ob er sich von diesem Vorlesen ein großes Vergnügen verspräche.

Während des Mittagessens, bei dem auf das Wohl des neuen Georgsritters Champagner getrunken wurde, erzählte Schinschin die letzten Stadtneuigkeiten: daß die alte Fürstin von Grusien sehr krank sei, daß Métivier aus Moskau verschwunden sei und Rastoptschin erzählt habe, daß Leute irgendeinen Deutschen zu ihm gebracht und behauptet hätten, dies sei ein »Champignon« – sie meinten natürlich Spion –, daß Rastoptschin darauf befohlen habe, diesen »Champignon« freizulassen, und zu dem Volk gesagt habe, dies sei gar kein »Champignon«, sondern ein ganz gewöhnlicher deutscher Pilz.

»Ja, sie nehmen fest, was ihnen unter die Hände kommt«, erwiderte der Graf. »Ich habe es schon der Gräfin gesagt, sie soll nicht soviel französisch sprechen. Es ist jetzt nicht die Zeit danach.«

»Haben Sie schon gehört«, fuhr Schinschin fort, »daß sich Graf Golyzin einen russischen Lehrer genommen hat? Er lernt jetzt Russisch. Il commence à devenir dangereux de parler français dans les rues.«

»Na und Sie, Graf Peter Kirillytsch? Wenn der Landsturm einberufen wird, werden wohl auch Sie das Pferd besteigen müssen?« wandte sich der alte Graf an Pierre.

Pierre war während des ganzen Mittagessens schweigsam und nachdenklich gewesen. Als sich der Graf nun an ihn wandte, sah er ihn an, als verstünde er nicht recht, was dieser meinte.

»Ja, ja, in den Krieg«, antwortete er. »Nicht doch! Was wäre ich für ein Soldat? Übrigens, es kommt immer alles so seltsam, so sonderbar. Ich verstehe das selber nicht. Ich weiß nicht, die Leidenschaft für das Kriegshandwerk liegt mir eigentlich ganz fern, aber heutzutage kann ja niemand für seine Handlungen und Entschlüsse bürgen.«

Nach dem Essen ließ sich der Graf gemächlich in einen Sessel nieder und bat mit ernsthafter Miene Sonja, die eine Meisterin im Vorlesen war, das Manifest zu verlesen.

»An unsere Erste Residenzstadt Moskau.

Der Feind hat mit großen Streitkräften die Grenzen Rußlands überschritten und rückt vor, um unser geliebtes Vaterland zu verheeren«, las Sonja angestrengt mit ihrem feinen Stimmchen. Der Graf hatte die Augen geschlossen, hörte zu und seufzte an manchen Stellen vernehmbar.

Natascha saß kerzengerade da und sah bald ihrem Vater, bald Pierre offen prüfend ins Gesicht.

Pierre fühlte ihren Blick auf sich ruhen und bemühte sich, nicht zu ihr hinzusehen. Die Gräfin schüttelte bei jedem feierlichen Ausdruck des Manifestes ärgerlich und mißbilligend den Kopf. Aus all diesen Worten ersah sie nur das eine: daß die Gefahr, die ihrem Sohn drohte, noch nicht sobald vorüber sein würde. Schinschin hatte den Mund spöttisch verzogen und schien offenbar über das erste beste herfallen zu wollen, das sich seinem Spott darbieten würde: über Sonjas Vorlesen, über das, was der Graf sagen werde, ja sogar auch über das Manifest selber, wenn sich ihm kein besserer Anlaß bot.

Nachdem Sonja von den Gefahren, die Rußland bedrohten, gelesen hatte und von den Hoffnungen, die der Kaiser auf Moskau und insonderheit auf seinen altberühmten Adel setze, las sie mit Beben in der Stimme, das hauptsächlich durch die Aufmerksamkeit verursacht wurde, mit der ihr alle zuhörten, folgende Worte: »Wir werden nicht

säumen, selbst inmitten Unseres Volkes in der Hauptstadt und an andern Orten Unseres Kaiserreiches zu erscheinen zur Beratung und Leitung Unserer gesamten Wehrmacht, sowohl derjenigen, die heute schon dem Feinde den Weg versperrt, als auch der neu zu formierenden, die ihn überall da, wo er sich zeigen mag, zu Boden schmettern wird, auf daß jenes Verderben, in das er Uns zu stürzen trachtet, über sein eignes Haupt komme, und das aus Sklavenketten befreite Europa Rußlands Namen preise!«

»So ist es!« rief der Graf, die feuchten Augen aufschlagend, schnaufte ein paarmal, als hielte man ihm ein Flakon mit scharfem Riechsalz unter die Nase, und fuhr dann fort: »Wenn der Kaiser nur ein Wort sagt, sind wir zu jedem Opfer bereit und nichts wird uns leid sein.«

Schinschin hatte noch nicht Zeit gehabt, seinen in Bereitschaft gehaltenen Witz über den Patriotismus des Grafen loszulassen, als Natascha von ihrem Platz aufsprang und auf den Vater zulief.

»Was für ein prächtiger Papa das ist!« rief sie aus, küßte ihn und warf dabei Pierre einen Blick zu in jener unbewußten Koketterie, die mit der Begeisterung zusammen wieder über sie gekommen war.

»Da seht nur, die kleine Patriotin!« lachte Schinschin.

»Gar nicht Patriotin, sondern einfach ...« entgegnete Natascha erzürnt. »Sie machen sich über alles lustig, dies aber ist durchaus kein Scherz ...«

»Wie sollte das ein Scherz sein!« fiel der Graf ein. »Wenn der Kaiser nur ein Wort sagt, ziehen wir alle mit in den Krieg ... Wir sind doch nicht wie die Deutschen ...«

»Haben Sie bemerkt«, meinte Pierre, »daß hier gesagt wird: >zur Beratung?«

»Nun wie dem auch sei, gleichviel wozu ...«

In diesem Augenblick trat Petja, den bisher niemand beachtet hatte, mit feuerrotem Kopf auf den Vater zu und sagte mit seiner mutierenden Stimme, die bald hoch, bald tief klang: »Jetzt aber, Papa, sage ich Ihnen, daß es mein fester Entschluß ist ... und Mama ebenfalls ... sagen Sie, was Sie wollen ... es ist mein fester Entschluß ... lassen Sie mich in den Kriegsdienst treten, denn ich kann gar nicht anders ... das ist alles ...«

Die Gräfin richtete entsetzt die Augen gen Himmel, schlug die Hände zusammen und wandte sich ärgerlich an ihren Mann.

»Das kommt von eurem Gerede!« sagte sie.

Aber der Graf kam augenblicklich aus seiner Begeisterung wieder zu sich.

»Na, na!« sagte er. »Du wärest mir ein schöner Krieger! Laß die Dummheiten beiseite und lern erst mal was!«

»Das sind keine Dummheiten, Papa! Fedja Obolenskij ist jünger als ich und tritt auch ein, und die Hauptsache ist, es ist ja doch ganz gleich, ich kann ja jetzt sowieso nichts lernen, wo ...« Petja stockte, wurde über und über rot und murmelte dann: »wo das Vaterland in Gefahr ist.«

»Geh, hör auf! Das sind Dummheiten!«

»Aber Sie haben doch selber gesagt, daß wir zu jedem Opfer bereit sind.«

»Petja, ich sage dir, hör auf!« rief der Graf mit einem Blick auf die Gräfin, die ihren jüngsten Sohn bleich und mit schweren Augen ansah.

»Aber ich sage Ihnen, daß es mir ernst damit ist! Hier Peter Kirillytsch wird Ihnen ebenfalls ...«

»Und ich sage dir, daß dies Unsinn ist. Ist noch nicht trocken hinter den Ohren und will in den Kriegsdienst treten! Nein, nein, ich sage dir ...« und der Graf raffte die Papiere zusammen, wahrscheinlich, um sie vor der Mittagsruhe in seinem Zimmer noch einmal durchzulesen, und wollte den Salon verlassen. »Nun, Peter Kirillytsch, wie ist's, wollen wir drüben ein bißchen rauchen?«

Pierre war verwirrt und unentschieden. Die außergewöhnlich glänzenden und lebhaften Augen Nataschas, die ununterbrochen mehr als freundlich auf ihn gerichtet waren, hatten ihn in diesen Zustand versetzt.

»Nein, ich glaube, ich muß nach Hause ...«

»Wieso nach Hause? Sie wollten doch den Abend bei uns bleiben? Und dabei kommen Sie jetzt so selten. Und mein Liebling«, sagte der Graf gutmütig und zeigte auf Natascha, »ist nur vergnügt, wenn Sie da sind.«

»Ja, ich habe nicht daran gedacht ... Ich muß unbedingt nach Hause ... in Geschäften ...« murmelte Pierre hastig.

»Nun, dann auf Wiedersehen«, sagte der Graf und verließ das Zimmer.

»Warum gehen Sie weg? Weshalb sind Sie so verstimmt? Warum?« fragte Natascha Pierre, und blickte ihm aufmunternd in die Augen.

Weil ich dich liebe! wollte er sagen, aber er sprach es nicht aus, wurde so rot, daß ihm fast die Tränen kamen, und schlug die Augen nieder.

»Weil es besser für mich ist, wenn ich seltener bei Ihnen bin ... weil ... nein, ich habe ganz einfach Geschäfte ...«

»Warum? Nein, sagen Sie es mir«, wollte Natascha mit aller Entschiedenheit in ihn dringen, plötzlich aber schwieg sie still.

Beide sahen einander ganz erschrocken und verwirrt an. Er versuchte zu lächeln, brachte es aber nicht fertig: sein Lächeln drückte Leiden aus. Schweigend küßte er ihr die Hand und ging.

Bei sich selber faßte Pierre den Entschluß, nie wieder zu den Rostows zu gehen.

Nach dem abschlägigen Bescheid, der ihm mit solcher Entschiedenheit erteilt worden war, ging Petja auf sein Zimmer, schloß sich dort vor allen ein und weinte fürchterlich. Als er dann zum Tee schweigend und finster und mit verweinten Augen erschien, taten alle, als bemerkten sie es nicht.

Am nächsten Tag kam der Kaiser. Einige vom Rostowschen Gesinde baten um Urlaub, um den Zaren einziehen zu sehen. An diesem Morgen zog sich Petja lange an, kämmte sich und band sich den Kragen so, wie er es bei Erwachsenen gesehen hatte. Vor dem Spiegel legte er die Stirn in Falten, machte ein paar Gesten, zuckte mit den Achseln und nahm endlich, ohne jemandem etwas davon zu sagen, seine Mütze, lief die Hintertreppe hinunter und verließ das Haus, bemüht, von niemandem gesehen zu werden. Petja hatte den Entschluß gefaßt, geradeswegs dorthin zu gehen, wo der Kaiser war, und irgendeinem Kammerherrn zu erklären – er glaubte, der Kaiser müsse immer von Kammerherrn umringt sein –, daß er, Graf Rostow, trotz seiner jungen Jahre dem Vaterland zu dienen wünsche, daß Jugend kein Hinderungsgrund für Vaterlandsliebe und Ergebenheit sei, und daß er bereit sei ... Petja hatte sich, während er sich anzog, eine Unmenge schöner Worte zurechtgelegt, die er dem Kammerherrn sagen wollte.

Petja zählte bei dieser persönlichen Vorstellung beim Kaiser hauptsächlich deshalb auf Erfolg, weil er noch ein Kind war, er malte sich sogar aus, wie alle über seine Jugend staunen würden, dabei aber wollte er doch durch das Anlegen seines Hemdkragens und seine Frisur sowie durch einen langsamen, gemessenen Gang den Erwachsenen spielen. Aber je weiter er kam, je mehr er durch die von allen Seiten zum Kreml herbeiströmenden Volksmassen abgelenkt wurde, um so mehr vergaß er, jene den Erwachsenen eigene Gemessenheit und Würde zu beachten. Als er bis zum Kreml vorgedrungen war, mußte er schon auf der Hut sein, um nicht allzu viele Püffe zu bekommen, und entschlossen und mit drohender Miene stemmte er beide Arme in die Seiten. Doch am Troizkija-Tor¹⁴³ wurde er, trotz aller Entschlossenheit, von Leuten, die offenbar nicht ahnten, in welch

patriotischer Absicht er sich in den Kreml begab, dermaßen an die Mauer gequetscht, daß er nachgeben und stehen bleiben mußte, während die Equipagen mit lautem Rollen, das dumpf im Gewölbe widerhallte, durch das Tor einfuhren. Neben Petja standen eine Frau mit ihrem Diener, zwei Kaufleute und ein ehemaliger Soldat. Nachdem er eine Weile in diesem Torbogen gestanden hatte, wollte er, ohne abzuwarten, bis die Equipagen alle eingefahren waren, vor allen anderen weiter hineindrängen und fing energisch mit den Ellbogen zu arbeiten an, aber die Frau, die neben ihm stand und als erste seine Ellbogen zu fühlen bekam, fuhr ihn grimmig an: »Was knuffst du denn so, Bürschchen! Du siehst doch, daß alle stehen bleiben müssen. So eine Drängelei!«

»Da könnte jeder kommen und sich vordrängen«, sagte der Diener, fing nun ebenfalls an, sich seiner Ellbogen zu bedienen, und drängte Petja ganz in den stinkenden Winkel des Torbogens zurück.

Petja wischte sich mit der Hand den Schweiß ab, der sein Gesicht bedeckte, und rückte den verschwitzten Kragen zurecht, den er sich zu Hause so sorgsam wie ein Erwachsener umgebunden hatte.

Er fühlte, daß er nicht mehr sehr präsentabel aussah, und hatte Angst, daß der Kammerherr ihn nicht zum Kaiser vorlassen würde, wenn er sich ihm in solchem Zustand vorstellte. Aber es war ein so großes Gedränge, daß es unmöglich war, den Anzug in Ordnung zu bringen und auf einen anderen Platz hinüberzugehen. Da fuhr ein den Rostows bekannter General vorüber. Petja wollte ihn anfänglich um Beistand bitten, doch sogleich ging es ihm durch den Kopf, daß dies seiner Würde als Mann nicht entspräche. Als alle Equipagen vorübergefahren waren, schob sich die Menge vor und trug auch Petja mit auf den Platz hinein, wo schon eine dichte Volksmenge Kopf an Kopf gedrängt stand. Und nicht nur auf dem Platz selber, auch auf den Brüstungen, auf den Dächern – überall standen Menschen. Kaum war Petja auf den Platz hinausgetrieben worden, so hörte er deutlich das Läuten der Glocken, das den ganzen Kreml erfüllte, und das freudige Stimmengewirr der Menge.

Eine Zeitlang konnte man auf dem Platz etwas freier atmen, dann aber zogen plötzlich alle den Hut vom Kopf und drängten irgendwohin vorwärts. Petja wurde so eingepreßt, daß er kaum atmen konnte, und alle fingen an zu schreien: »Hurra! Hurra! Hurra!« Petja stellte

sich auf die Fußspitzen, knuffte und stieß, konnte aber nichts sehen als nur immer Menschen und wieder Menschen um sich herum.

Auf allen Gesichtern lag nur der eine Ausdruck der Rührung und Begeisterung. Eine neben Petja stehende Kaufmannsfrau schluchzte so, daß ihr die Tränen aus den Augen rollten.

»Väterchen, unser Engel, unser Schirmherr!« flüsterte sie und wischte sich die Tränen mit den Fingern ab.

»Hurra!« schrie es von allen Seiten.

Einen Augenblick verharrte die Menge auf derselben Stelle, dann aber stürzte wieder alles nach vorn.

Petja biß ganz außer sich die Zähne aufeinander, rollte die Augen wie ein Tier und stürmte ebenfalls vor, wobei er sich mit den Ellbogen Platz machte, und schrie »Hurra!«, als wäre er bereit, in diesem Augenblick sich selbst und alle anderen totzuschlagen, aber von allen Seiten umdrängten ihn ebenso tierische Gesichter, und alle schrien ebenso »Hurra!«

Also so ist das mit dem Kaiser! dachte Petja. Nein, es geht nicht, daß ich ihm meine Bitte selber vortrage, das wäre doch zu dreist!

Trotzdem bohrte er sich aber noch ebenso verzweifelt nach vorn und sah zwischen den Rücken seiner Vordermänner bereits den freien Raum hindurchschimmern, wo ein breiter Gang mit rotem Tuch belegt war, als sich die Menge plötzlich so jäh rückwärts bewegte – vorn stießen Polizisten alle diejenigen zurück, die sich zu nah an den Gang herandrängten, durch den der Kaiser aus dem Palais in die Uspenskij-Kathedrale¹⁴⁴ gehen mußte –, daß Petja plötzlich von der Seite einen solchen Rippenstoß erhielt und so eingequetscht wurde, daß es ihm ganz schwarz vor den Augen wurde und er das Bewußtsein verlor.

Als er wieder zu sich kam, stützte ihn irgendein zur Kirche gehörender Mann in einem abgetragenen blauen Priesterrock und mit einem grauen Haarbüschel am Hinterkopf, wahrscheinlich ein Küster, mit der einen Hand unter der Achsel, während er ihn mit der anderen vor der herandrängenden Masse schützte.

»Ganz erdrückt haben sie den kleinen Herrn da!« rief der Küster. »So ein Unfug! ... Vorsicht! ... Er wird ja erdrückt, geradezu erdrückt!«

Da ging der Kaiser vorbei nach der Uspenskijkapelle. Die Menge verteilte sich wieder etwas, und der Küster führte den bleichen, kaum atmenden Petja zur Kaiserkanone¹⁴⁵ hin. Ein paar Umstehende bedauerten Petja, plötzlich umringte ihn eine ganze Menge, und es entstand um ihn herum ein großes Gedränge. Die ihm am nächsten Stehenden halfen ihm, knöpften ihm den Rock auf, setzten ihn auf den Fuß der Kanone und schimpften auf diejenigen, die ihn so gedrückt hatten.

»Auf diese Weise kann einer zu Tod gequetscht werden. So etwas! Solche Seelenmörder! Seht nur, wie weiß er aussieht, der arme Kleine, wie ein Tischtuch ...« so schwirrte es durcheinander.

Petja erholte sich bald wieder, das Blut kehrte ihm ins Gesicht zurück, der Schmerz ging vorbei, und für diese vorübergehende Unannehmlichkeit hatte er nun einen herrlichen Platz auf der Kanone bekommen, von wo aus er den Kaiser zu sehen hoffte, der ja doch wieder zurückkommen mußte. An das Vorbringen seiner Bitte dachte Petja jetzt gar nicht mehr. Wenn er nur den Kaiser zu sehen bekäme, dann würde er sich glücklich schätzen.

Während des Gottesdienstes in der Uspenskijkapelle, wo gleichzeitig mit der Ankunft des Kaisers der Friedensschluß mit der Türkei¹⁴⁶ durch ein Dankgebet gefeiert wurde, zerstreute sich die Menge wieder etwas. Lautschreiende Händler mit Kwas, Honigkuchen und Mohngebäck, für das Petja ganz besonders schwärmte, tauchten auf dem Platz auf, und wieder hörte man die üblichen Unterhaltungen. Eine Kaufmannsfrau zeigte ihren im Gedränge ganz zerrissenen Schal und erzählte, für wie teures Geld sie ihn seinerzeit gekauft habe, worauf eine andere meinte, daß jetzt die Seidenstoffe doch alle zu teuer geworden seien. Petjas Retter, der Küster, unterhielt sich mit einem Beamten darüber, wer heute neben seiner Eminenz in der Messe amtieren werde, wobei er mehrmals ein slawisches Wort¹⁴⁷ gebrauchte, das Petja nicht verstand. Zwei junge Kleinbürger scherzten mit ein paar Mädchen vom Lande, die Nüsse knackten. Alle diese Gespräche, namentlich die Scherze mit den Mädchen, die auf Petja in seinem Alter eine ganz besondere Anziehungskraft hätten ausüben müssen, kümmerten ihn in diesem Augenblick jedoch nicht im geringsten. Er saß auf seinem erhöhten Platz neben der Kanone und fühlte noch dieselbe Begeisterung bei dem Gedanken an den Kaiser und seiner Liebe zu ihm wie vorhin. Und dadurch, daß sich seinem Gefühl der

Begeisterung, als er fast erdrückt wurde, Furcht und Schmerz beigesellt hatten, war das Bewußtsein der Wichtigkeit dieses Augenblicks in ihm noch stärker geworden.

Plötzlich dröhnten vom Flußufer her Kanonenschüsse – man schoß zur Feier des Friedensschlusses mit der Türkei – und die Menge stürzte Hals über Kopf zum Ufer hinüber, um zu sehen, wie geschossen wurde. Petja wollte auch mitlaufen, aber der Küster, der den kleinen Herrn unter seinen Schutz genommen hatte, ließ ihn nicht fort. Während immer noch geschossen wurde, kamen aus der Uspenskijkapelle Offiziere, Generäle und Kammerherren herausgeeilt, dann folgten, schon nicht mehr ganz so hastig, noch andere Persönlichkeiten, wieder rissen alle die Hüte vom Kopf, und die, welche zu den Kanonen hinübergelaufen waren, kamen zurückgerannt. Endlich traten noch vier Herren in Uniform und Ordensbändern aus der Kirchentür. »Hurra! Hurra!« schrie die Menge.

»Welcher ist es denn? Welcher?« fragte Petja mit weinerlicher Stimme die Umstehenden, aber niemand antwortete ihm: sie waren alle zu sehr hingerissen.

So wählte sich Petja aus den vier Offizieren einen aus, den er zwar durch die Tränen, die ihm vor Freude in die Augen traten, nicht klar zu erkennen vermochte, konzentrierte seine ganze Begeisterung auf ihn, obgleich es gar nicht der Kaiser war, schrie wie ein Rasender »Hurra!« und schwur, morgen noch, koste es was es wolle, Soldat zu werden.

Die Menge drängte dem Kaiser nach, geleitete ihn bis zum Palais und zerstreute sich dann. Es war schon spät, Petja hatte noch nichts im Magen, und der Schweiß rann ihm in Strömen von der Stirn. Aber er ging nicht nach Hause, sondern stellte sich mit der zwar zusammengesmolzenen, aber noch reichlich großen Menge vor dem Schlosse auf, während der Kaiser darin zu Mittag speiste. Alle starrten zu den Fenstern des Palais empor, als warteten sie noch auf irgend etwas, und beneideten in gleichem Maß die hohen Würdenträger, die an der Freitreppe vorfuhren, um sich zur Tafel des Kaisers zu begeben, wie auch die Kammerlakaien, die bei Tische servierten und ab und zu blitzschnell an den Fenstern vorüberflogen.

Während der Tafel äußerte Walujew, der einen Blick zum Fenster hinausgeworfen hatte, zum Kaiser: »Das Volk hofft, Eure Majestät noch einmal zu sehen.«

Das Diner war fast zu Ende, als der Kaiser aufstand und, ein Biskuit zu Ende verzehrend, auf den Balkon hinaustrat. Das Volk, und Petja mitten drin, drängte auf den Balkon zu.

»Unser Engel! Väterchen! Hurra! Unser Schirmherr!« schrie das Volk, und Petja mit, und wieder weinten die Weiber vor Glückseligkeit, und auch ein paar Männer wischten sich verstohlen die Augen, unter ihnen auch Petja.

Ein ziemlich großes Stück von dem Biskuit, das der Kaiser in der Hand hielt, bröckelte ab, fiel auf das Geländer des Balkons und von hier aus auf die Straße. Ein Kutscher in kurzer Weste, der am nächsten stand, stürzte auf dieses Biskuitstück los und erfaßte es. Eine ganze Schar fiel nun über den Kutscher her und wollte es ihm streitig machen. Als der Kaiser dies sah, ließ er sich einen Teller mit Biskuits geben und fing an, diese vom Balkon herunterzuwerfen. In Petjas Augen strömte das Blut. Die Gefahr, erdrückt zu werden, steigerte seine Aufregung noch mehr, und er stürzte sich wie ein Rasender auf die Biskuits. Er wußte nicht warum und wozu, aber er mußte unbedingt ein solches Biskuit aus der Hand des Kaisers erhäschen, er durfte sich durch nichts hindern lassen. Er stürzte vor und rannte eine alte Frau um, die nach einem der Stücke greifen wollte. Doch die Alte ergab sich keineswegs als besiegt, obgleich sie auf der Erde lag, und angelte nun mit der Hand nach dem Biskuit, konnte aber mit ihrem Arm nicht hinlangen. Mit dem Knie stieß Petja ihren Arm beiseite, eroberte glücklich das Biskuit und schrie im selben Augenblick auch schon wieder, als hätte er Angst, etwas zu versäumen, mit heiserer Stimme hurra!

Der Kaiser zog sich wieder zurück, und gleichzeitig zerstreute sich auch der größte Teil der Menge.

»Hab' ich's nicht gleich gesagt, daß wir noch warten sollten ... Es ist doch so gekommen, wie ich sagte ...« hörte man von verschiedenen Seiten vergnügt im Volk rufen.

Wie glücklich auch Petja war, so wurde ihm doch bei dem Gedanken schwer ums Herz, daß er nun nach Hause gehen und die ganze Herrlichkeit des Tages ein Ende haben sollte. Deshalb lief er aus dem Kreml nicht gleich nach Hause, sondern erst zu seinem Freunde Obolenskij, der auch fünfzehn Jahre alt war und ebenfalls in ein Regiment eintreten wollte. Nach Hause zurückgekehrt, erklärte er fest und mit aller Bestimmtheit, daß, wenn man ihn nicht eintreten lasse, er

ohne Erlaubnis fortlaufen werde. Und so fuhr denn am nächsten Tag Graf Ilja Andrejewitsch, obgleich er sich noch nicht ganz ergeben hatte, in die Stadt, um sich zu erkundigen, wie und wo er Petja unterbringen könne, ohne daß dieser irgendwie gefährdet sei.

Drei Tage später, am 15. Juli morgens, standen vor dem Slobodskijpalast¹⁴⁸ eine Unmenge Equipagen.

In den Sälen wimmelte es von Menschen. Im ersten befand sich der Adel in Uniform, im zweiten die Kaufleute mit ihren langen Bärten in blauen, mit Medaillen behängten Kaftanen. In dem Saal, wo sich der Adel versammelt hatte, herrschte reges Leben und ununterbrochenes Stimmengewirr. An einem großen Tisch unter dem Bild des Kaisers saßen auf Stühlen mit hohen Lehnen die vornehmsten Persönlichkeiten, aber die meisten Adligen gingen im Saal auf und ab.

Alle diese Edelleute, dieselben, mit denen Pierre jeden Tag bald im Klub, bald in ihren eignen Häusern zusammentraf, trugen heute Uniform, einige noch die alten aus der Zeit Katharinas oder Kaiser Pauls, andere wieder die neuen alexandrinischen oder auch bloß die Adelsuniform, und der gemeinsame Charakter dieser Uniform verlieh jenen so ganz verschiedenen, alten und jungen bekannten Persönlichkeiten ein seltsames, phantastisches Gepräge. Ganz besonders fiel das bei den halb blinden, zahnlosen, kahlköpfigen alten Herren auf, die entweder schwammig gelbes Fett angesetzt hatten oder mager und voller Runzeln waren. Sie saßen meist auf ihren Plätzen und schwiegen, und wenn sie auf und ab gingen und sich unterhielten, so hängten sie sich jüngeren Leuten an. Wie auf den Gesichtern der Menge, die Petja auf dem Platz gesehen hatte, so traten auch auf allen diesen Gesichtern zwei scharf gegensätzliche Züge augenfällig zutage: der Ausdruck allgemeiner Erwartung von etwas Feierlichem und der Alltagsausdruck, der noch die gestrigen Sorgen um die Bostonpartie, den Koch Petruschka und das Befinden irgendeiner Sinaida Dmitriewna widerspiegelte.

Auch Pierre, schon vom frühen Morgen an in eine unbequeme, ihm recht eng gewordene Adelsuniform eingezwängt, befand sich in den Sälen. Er war in großer Aufregung: diese außergewöhnliche Versammlung nicht nur des Adels, sondern auch der Kaufmannschaft – der Stände, états généraux¹⁴⁹ – erweckte in ihm eine ganze Reihe längst vergessener, aber tief in seine Seele eingegrabener Gedanken an den Contrat social und die Französische Revolution. Jene Worte, die

ihm im Manifest aufgefallen waren, daß der Kaiser zur »Beratung« mit seinem Volk in die Hauptstadt komme, bestärkten seine Vermutungen noch mehr. Und so glaubte er denn, daß etwas Wichtiges in diesem Sinn herannahe, etwas, das er schon lange erwartet hatte, und ging auf und ab, sah sich um und hörte den Unterhaltungen zu, fand aber jene Gedanken, die ihn beschäftigten, nirgends ausgesprochen.

Das Manifest des Kaisers wurde verlesen und rief allgemeine Begeisterung hervor, worauf sich wieder alle, lebhaft debattierend, in kleinere Gruppen auflösten.

Pierre hörte, wie außer von Alltagsanliegen auch davon gesprochen wurde, wo sich die Adelsmarschälle aufzustellen hätten, wenn der Kaiser käme, wann man dem Kaiser einen Ball geben könne, ob man sich nach Kreisen oder ganzen Gouvernements gruppieren solle und so weiter, und so weiter, sobald aber die Rede auf den Krieg kam und darauf, zu welchem Zweck der Adel eigentlich zusammenberufen worden war, wurden die Aussprüche unsicher und unbestimmt, und jeder hörte lieber zu, als daß er selber etwas sagte.

In einem der Säle fing ein Mann in mittleren Jahren von hübschem, männlichem Aussehen, in der Uniform eines Marineoffiziers außer Dienst, zu sprechen an, und eine dichte Menge scharte sich um ihn. Pierre trat ebenfalls in den Kreis, der sich um den Redenden gebildet hatte, und fing an zuzuhören. Graf Ilja Andrejewitsch in seinem Wojewodenkaftan¹⁵⁰ aus der Zeit Katharinas spazierte mit verbindlichem Lächeln durch den Saal, kannte jeden einzelnen, gesellte sich dann ebenfalls dieser Gruppe bei und schickte sich mit seinem gutmütigen Lächeln an zuzuhören, indem er, wie er das immer tat, zum Zeichen seiner Zustimmung beifällig nickte. Der Seeoffizier außer Dienst hielt eine ziemlich kühne Rede, das erkannte man sogleich aus dem Gesichtsausdruck seiner Zuhörer und auch daraus, daß alle die Persönlichkeiten, die Pierre als ruhig und gemäßigt bekannt waren, sich mißbilligend entfernten oder widersprachen. Pierre drängte sich bis in die Mitte des Kreises, hörte zu und überzeugte sich, daß der Redner tatsächlich ein Liberaler war, aber in einem ganz anderen Sinn, als Pierre gedacht hatte. Der Marineoffizier sprach in jenem auffallend klangvollen, singenden Bariton, der dem Adel eigen ist, mit dem angenehmen Schnarren und Übergehen der Konsonanten und in einem Ton, in dem er wohl sonst seinem

Burschen die Befehle zuzurufen pflegte. Man hörte seiner Stimme an, daß er an lustiges Leben und Kommandieren gewöhnt war.

»Was will das heißen, daß die Smolensker dem Kaiser Landsturmlaute angeboten haben? Ist etwa Smolensk für uns maßgebend? Wenn der ehrwürdige Adel des Gouvernements Moskau es für nötig erachtet, kann er Seiner Majestät dem Kaiser seine Ergebenheit auch durch andere Maßnahmen bekunden. Haben wir etwa den Landsturm von 1807 nicht mehr im Gedächtnis? Da sind nur Lumpen, Räuber und Diebe gemästet worden ...«

Graf Ilja Andrejewitsch lächelte süß und nickte zustimmend.

»Und weiter, haben etwa unsere Landsturmlaute dem Staat etwas genützt? Keineswegs! Nur die Wirtschaft haben sie ruiniert. Lieber noch eine Rekrutenaushebung ... denn die vom Landsturm zu uns zurückkommen, sind weder Soldat noch Bauer, sondern weiter nichts als Landstreicher. Der Adel schont nicht seinen eignen Leib, wir alle werden Mann für Mann zur Stelle sein und auch Rekruten mitbringen, und sobald der Kaiser nur ruft, sind wir alle bereit, für ihn zu sterben!« schloß der Redner begeistert.

Ilja Andrejewitsch schluckte ein paar mal, weil ihm vor Vergnügen das Wasser im Mund zusammengelaufen war, und stieß Pierre an. Aber Pierre hatte ebenfalls Lust bekommen zu reden. Er schob sich vor, ohne noch selber zu wissen, was ihn eigentlich in solche Begeisterung versetzt hatte und was er sagen wollte. Doch kaum hatte er den Mund aufgetan, um etwas zu sagen, als ihn ein alter, völlig zahnloser Senator mit klugem, grimmigem Gesicht, der neben dem Redner stand, unterbrach und zu reden anfang. Er schien daran gewöhnt zu sein, Dispute zu führen und Streitfragen zu erörtern, und begann mit leiser, aber deutlicher Stimme:

»Meines Erachtens, geehrter Herr, sind wir hier nicht einberufen worden, um darüber ein Urteil abzugeben, was für den Staat in diesem Augenblick vorteilhafter ist: die Aushebung von Rekruten oder die Einberufung von Landsturm. Wir sind hier versammelt worden, um auf das Manifest eine Antwort zu geben, das Seine Majestät der Kaiser gnädigst an uns zu richten geruht hat. Doch die Entscheidung darüber, was zweckmäßiger ist: Rekruten oder Landsturm, die überlassen wir ruhig der höchsten Instanz ...«

Auf einmal wußte Pierre, wie er seiner Erregung Luft machen konnte. Er war erbost auf den Senator, der die Aufgaben, die dem Adel jetzt bevorstanden, von einem so niedrigen Gesichtspunkt aus ansah und so kühl urteilte. Pierre trat vor und unterbrach ihn. Er wußte selber nicht, was er sagen werde, aber er fing lebhaft an, mischte hin und wieder ein paar französische Brocken ein und bediente sich einer papiernen russischen Ausdrucksweise.

»Verzeihen Sie, Exzellenz«, fing Pierre an – er kannte den Senator zwar gut, hielt es hier aber für unumgänglich notwendig ihn in aller Form anzureden –, »wenn ich auch nicht einverstanden bin mit dem Herrn ...« – Pierre stockte; er wollte sagen: *mon très honorable preopinant* – »mit dem Herrn ... *que je n'ai pas l'honneur de connaître*, so bin ich dennoch der Ansicht, daß der Adelsstand heute nicht nur dazu hier zusammenberufen worden ist, seiner Sympathie und Begeisterung Ausdruck zu verleihen, sondern auch zu dem Zweck, über alle Mittel und Wege zu beratschlagen, mit denen wir dem Vaterland helfen können. Ich glaube«, fuhr er immer lebhafter fort, »der Kaiser selber wäre unzufrieden, wenn er in uns nur Besitzer von Bauern, die wir ihm hingeben, fände und vielleicht noch ... *chair à canon*, wozu wir uns selber machen ... wenn er nur das in uns fände und keine Be ... Be ... Berater.«

Viele entfernten sich von dem Kreis, nachdem sie das verächtliche Lächeln auf dem Gesicht des Senators gesehen und gemerkt hatten, daß Pierre freisinnige Ansichten äußerte. Nur Ilja Andrejewitsch gefiel Pierres Rede, wie ihm auch die Reden des Marineoffiziers und des Senators gefallen hatten, und wie ihm überhaupt stets diejenige Rede am besten gefiel, die er zuletzt gehört hatte.

»Ich bin der Ansicht«, fuhr Pierre fort, »daß, bevor wir über diese Fragen beraten können, wir den Kaiser bitten ... Seiner Majestät untertänigst die Bitte unterbreiten müssen, uns mitzuteilen, wie groß unsere Streitkräfte sind und in welchem Zustand sich die Truppen befinden. Erst dann ...«

Aber Pierre hatte seinen Satz nicht zu Ende gesprochen, als man plötzlich von drei Seiten über ihn herfiel. Heftiger als alle anderen griff ihn Stepan Stepanowitsch Adraxin an, ein alter Bekannter von ihm, der ihm immer sehr gewogen gewesen war und mit dem er manche Partie Boston gespielt hatte. Dieser Stepan Stepanowitsch trug heute auch Uniform. War es nun wegen der Uniform oder aus

anderen Gründen – jedenfalls sah Pierre heute einen ganz anderen Menschen vor sich. Stepan Stepanowitsch, auf dessen Gesicht sich plötzlich eine greisenhafte Bosheit ausprägte, schrie Pierre an:

»Erstens möchte ich dazu bemerken, daß wir gar nicht das Recht haben, den Kaiser darüber zu befragen, und zweitens, selbst wenn dem russischen Adel ein solches Recht zustünde, so könnte uns der Kaiser doch keine Antwort darauf geben. Die Truppen sind, dem Vorwärts- oder Rückwärtsgehen des Feindes entsprechend, stets in Bewegung, sie nehmen bald ab, bald zu ...«

Da fiel eine zweite Stimme über Pierre her und unterbrach Adraxin. Es war dies ein Mann von etwa vierzig Jahren, von mittlerer Statur, den Pierre früher manchmal bei den Zigeunern gesehen hatte und als unlauteren Kartenspieler kannte. Auch er sah heute in Uniform ganz anders aus.

»Zum Hin und her beraten ist jetzt nicht die Zeit«, sagte dieser Adlige, »handeln müssen wir! Der Krieg hat Rußlands Grenzen überschritten. Der Feind rückt vor, um unser Land zu verderben, um die Gräber unserer Väter zu entweihen, um unsere Frauen und Kinder wegzuschleppen.« Dabei schlug sich der Redner auf die Brust. »Wir alle werden uns erheben, Mann für Mann zur Fahne eilen und alle für unser Väterchen, den Zaren, einstehen!« schrie er, indem er die von Blut geröteten Augen weit herauspreßte. In der Menge wurden Beifallsäußerungen laut. »Wir sind Russen und schonen nicht unser Blut, wenn es Glauben, Thron und Vaterland¹⁵¹ zu schützen gilt. Doch alles Reden muß jetzt vermieden werden, wenn wir wahre Söhne des Vaterlandes sind. Wir werden Europa zeigen, wie Rußland für Rußland einstehen wird!« schrie er.

Pierre wollte etwas erwidern, aber er brachte kein Wort heraus. Er fühlte, daß seine Worte, unabhängig davon, was für Gedanken sie enthielten, gegen die seines erregten Vorredners keinesfalls aufkommen würden.

Ilja Andrejewitsch äußerte seinen Beifall im Hintergrund. Einige andere Herren drehten sich bei Schluß dieser schwungvollen Rede hastig zur Seite und riefen: »Richtig! Ganz recht! So ist es!«

Pierre wollte erwidern, daß auch er nicht der letzte sei, wenn es gelte, Vermögen, Bauern und sich selber zum Opfer zu bringen, daß man aber trotzdem den Stand der Dinge kennen müsse, um Abhilfe

schaffen zu können. Aber er kam nicht zu Wort. Viele Stimmen redeten und schrien durcheinander, so daß Ilja Andrejewitsch gar nicht mehr die Zeit hatte, allen beifällig zuzunicken. Die Gruppe wurde immer größer, teilte sich, ballte sich wieder zusammen und wälzte sich in ihrer Gesamtheit unter lautem Stimmengewirr in den großen Saal hinein auf den Tisch zu. Pierre kam nicht zu Wort, man unterbrach ihn auf unhöfliche Art, schob ihn beiseite und wandte sich von ihm ab wie von einem gemeinsamen Feind. Und das geschah nicht etwa aus Mißfallen über die Gedanken, die er in seiner Rede zum Ausdruck gebracht hatte – die hatte man nach der Unmenge von Reden, die seinen Worten gefolgt waren, schon lange wieder vergessen –, sondern nur aus dem Grund, weil die Menge in ihrer Begeisterung immer ein greifbares Etwas für ihre Liebe und ein greifbares Etwas für ihren Haß vonnöten hat. Diese letztere Rolle war nun Pierre zugefallen. Nach dem begeisterten Edelmann sprachen noch viele andere Redner, alle in demselben Ton. Viele sprachen sehr schön und brachten dabei auch eigne Gedanken zum Ausdruck.

Der Herausgeber des »Russischen Boten«, Glinka¹⁵², den man erkannt hatte – »hört, hört! Der Vertreter der Presse!« tönte es aus der Menge –, führte aus, man müsse »die Hölle mit der Hölle besiegen«, und er habe ein Kind gesehen, das beim Aufzucken der Blitze und beim Grollen des Donners gelächelt habe, wir aber dürften es nicht so machen wie dieses Kind ...

»Ja, ja, beim Grollen des Donners!« wiederholte beifällig eine Stimme im Hintergrund.

Die Menge drängte nach dem großen Tisch hin, wo, in ihren Uniformen und mit Ordensbändern geschmückt, die ergrauten, kahlköpfigen, siebzigjährigen Magnaten saßen, die Pierre fast alle zu Hause mit ihren Hausnarren oder im Klub beim Bostonspiel zu sehen gewohnt war. Die Gruppen wälzten sich bis dicht an den Tisch heran, ohne daß das Geschwirr einen Augenblick nachgelassen hätte. Ein Redner nach dem anderen sprach, manchmal auch zwei zugleich, wobei sie von der Menge bis dicht an die hohen Lehnen der Stühle herangedrängt wurden. Die Zuhörer paßten auf, ob der Redner vielleicht irgendeinen Gedanken nicht bis zu Ende ausführte, und beeilten sich dann, das Ausgelassene noch einzufügen. Andere wieder zerbrachen sich in der Hitze und in dem Gedränge den Kopf, um auf

irgendeinen Gedanken zu kommen, und hatten es dann sehr eilig damit, ihn anzubringen.

Die Pierre so wohlbekannten alten Magnaten saßen auf ihren Stühlen und blickten bald den einen, bald den anderen Redner an, aber ihr Gesichtsausdruck besagte meist nichts anderes, als daß ihnen sehr heiß war. Pierre hingegen fühlte sich sehr erregt, denn der allgemeine Wunsch, zu zeigen, daß man vor nichts zurückschrecke, der mehr durch den Klang der Stimmen und im Mienenspiel als durch den Sinn der Reden zum Ausdruck kam, hatte sich auch ihm mitgeteilt. Er wollte seine Ansicht nicht widerrufen, aber er fühlte sich irgendwie schuldig und wollte das wiedergutmachen.

»Ich habe nur gesagt, daß es zweckmäßiger für uns wäre, Opfer zu bringen, wenn wir wüßten, wo diese am nötigsten sind«, fing er an, bemüht, ein paar andere Stimmen zu überschreien.

Ein in der Nähe sitzender alter Herr warf einen Blick auf ihn, wurde aber sogleich wieder durch ein Geschrei, das sich am anderen Ende des Tisches erhob, abgelenkt.

»Ja, Moskau wird Ergebenheit zeigen! Es wird die Retterin werden!« schrie einer.

»Er ist ein Feind der Menschheit!« rief ein anderer dagegen. »Gestatten Sie, daß ich das Wort ergreife ... Aber meine Herren, Sie erdrücken mich ja!«

In diesem Augenblick trat Graf Rastoptschin mit seinem vorstehenden Kinn und den lebhaften Augen ein. Er trug Generalsuniform und ein breites Ordensband über der Schulter und ging eiligen Schrittes durch die Schar der Adligen hindurch, die vor ihm auseinandertrat.

»Seine Majestät der Kaiser wird sogleich erscheinen«, sagte Rastoptschin. »Ich komme soeben von ihm. Meiner Ansicht nach bleibt uns in der Lage, in der wir uns befinden, nicht viel zu erörtern übrig. Der Kaiser hat geruht, uns und die Kaufmannschaft zu versammeln«, fuhr Graf Rastoptschin fort. »Von dorthier werden die Millionen fließen« – er zeigte zu den Sälen der Kaufleute hinüber –, »unsere Aufgabe aber ist es, die Landwehr zu stellen und uns selber nicht zu schonen ... Das ist das wenigste, was wir tun können.«

Nun begannen die Beratungen zwischen den Magnaten, die am Tisch saßen. All die Verhandlungen gingen mehr als ruhig vonstatten. Es machte sogar einen fast melancholischen Eindruck, als man nun nach all dem Lärm von vorhin nur einzeln die greisenhaften Stimmen vernahm, von denen der eine sagte: »Einverstanden«, ein anderer zur Abwechslung: »Ich bin derselben Ansicht« und so weiter.

Der Sekretär wurde beauftragt, die Resolution des Moskauer Adels wie folgt zu Papier zu bringen: »Die Moskauer stellen, ganz wie die Smolensker, zehn Mann von je tausend Seelen mit vollständiger Ausrüstung zur Verfügung.« Wie erleichtert standen die Magnaten, die bis jetzt gesessen hatten, auf, rückten geräuschvoll mit den Stühlen und gingen in den Saal, um sich die Füße zu vertreten, wobei sie einander führten und sich unterhielten.

»Der Kaiser! Der Kaiser!« tönte es plötzlich durch die Säle, und alle drängten nach der Tür.

Durch den breiten Gang zwischen dem Kopf an Kopf wie zu einer Mauer zusammengedrängten Adel hindurch ging der Kaiser in den Saal. Auf allen Gesichtern prägte sich eine ehrfurchtsvolle, bange Neugier aus. Pierre stand ziemlich weit entfernt und konnte die Worte des Kaisers nicht deutlich verstehen. Dem, was er hörte, entnahm er nur, daß der Kaiser von der Gefahr sprach, in der sich das Reich befinde, und von den Hoffnungen, die er auf den Moskauer Adel

setze. Dem Kaiser antwortete eine andere Stimme, die ihm den soeben gefaßten Beschluß des Adels mitteilte.

»Meine Herren!« sagte der Kaiser mit bebender Stimme.

Eine Bewegung lief durch die Menge, dann wurde wieder alles still, und Pierre hörte deutlich die menschlich angenehme, gerührte Stimme des Kaisers, die sagte:

»Ich habe nicht an der Hingabe des russischen Adels gezweifelt. Heute aber hat er meine Erwartungen übertroffen. Ich danke Ihnen im Namen des Vaterlandes. Meine Herren, lassen Sie uns handeln, die Zeit ist kostbarer als alles ...«

Der Kaiser schwieg. Die Menge umdrängte ihn, und von allen Seiten hörte man begeisterte Ausrufe.

»Ja, kostbarer als alles ... ein echtes Kaiserwort!« sagte ganz hinten Ilja Andrejewitschs schluchzende Stimme, der nichts verstanden hatte und sich nun alles auf seine Art zusammenreimte.

Aus dem Saal des Adels begab sich der Kaiser in den der Kaufmannschaft. Dort verweilte er ungefähr zehn Minuten lang. Pierre und viele andere sahen, wie der Kaiser den Saal der Kaufleute mit Tränen der Rührung in den Augen verließ. Er hatte seine Rede an die Kaufleute, wie man später erfuhr, kaum begonnen, als die Tränen seinen Augen entströmt waren, und nur mit zitternder Stimme hatte er zu Ende sprechen können. Als Pierre den Kaiser erblickte, ging er gerade, von zwei Kaufleuten begleitet, fort. Der eine war ein Bekannter Pierres, ein dicker Brantweinpächter, der andere das Stadtoberhaupt, ein Mann mit hagerem, gelbem Gesicht und schmalen Bart. Sie weinten beide. Der Hagere hielt die Tränen zurück, aber der dicke Brantweinpächter schluchzte wie ein Kind und beteuerte fortwährend: »Nimm unser Leben, unser Hab und Gut, Majestät!«

Pierre hatte in diesem Augenblick nur das eine Gefühl: den Wunsch, zu zeigen, daß er vor nichts zurückschrecke und zu jedem Opfer bereit sei. Seiner Rede mit der konstitutionellen Richtung erinnerte er sich unter Vorwürfen und suchte nach einer Gelegenheit, das wiedergutzumachen. Als er erfuhr, daß Graf Mamonow ein Regiment darbringe, erklärte er dem Grafen Rastoptschin, daß er für tausend Mann und deren Verpflegung aufkomme.

Der alte Graf Rostow konnte zu Hause seiner Frau nicht ohne Tränen erzählen, wie es gewesen war, willigte nun auch in Petjas Bitten ein und fuhr selbst hin, um ihn einzuschreiben.

Am nächsten Tag fuhr der Kaiser ab. Der ganze versammelte Adel aber legte sogleich die Uniform ab, machte es sich wieder zu Hause und im Klub bequem, gab unter Ächzen und Stöhnen dem Verwalter Befehl, die Landwehr auszuheben, und staunte über das, was er vollbracht hatte.

ZEHNTER TEIL

Napoleon hatte den Krieg mit Rußland angefangen, weil er gar nicht anders konnte als nach Dresden fahren, gar nicht anders konnte, als sich durch die Ehrenbezeugungen dort verblenden lassen. Er mußte die polnische Uniform anziehen, mußte sich dem Einfluß jenes zu Unternehmungen auffordernden Junimorgens hingeben und war in Gegenwart Kurakins und später Balaschews einfach außerstande, seinen Zorn zu meistern.

Alexander wies alle Verhandlungen zurück, weil er sich persönlich beleidigt fühlte. Barclay de Tolly bemühte sich, die Truppen nach bestem Können und Gewissen zu führen, um seine Pflicht zu erfüllen und sich den Ruhm eines guten Feldherrn zu erwerben. Rostow sprengte deshalb zur Attacke gegen die Franzosen vor, weil er dem Wunsch, über das freie Feld zu jagen, nicht widerstehen konnte. Und ganz ebenso, nach ihren persönlichen Eigenschaften, Gewohnheiten, Gründen und Zielen, handelten alle die unzähligen Persönlichkeiten, die an diesem Krieg teilnahmen. Sie fürchteten sich, prahlten, freuten sich, waren unzufrieden und fällten Urteile, immer in dem Glauben, daß sie wüßten, was sie täten, und alles selbständig, aus sich heraus vollbrächten, und doch waren sie alle nur unfreiwillige Werkzeuge der Geschichte und erfüllten eine ihnen verborgene, uns aber verständliche Aufgabe. Dies ist das unabänderliche Schicksal aller im praktischen Leben tätigen Menschen, die um so unfreier sind, je höher sie auf der Stufenleiter menschlicher Rangordnung stehen.

Jetzt sind die im Jahre 1812 Mitwirkenden längst vom Schauplatz abgetreten, ihre persönlichen Interessen sind spurlos verweht, und nur die geschichtlichen Tatsachen jener Zeit liegen noch vor uns.

Wenn wir aber annehmen, daß die Völker Europas unter Napoleons Oberbefehl in das innere Rußland eindringen mußten, um dort umzukommen, werden uns all diese sich selbst widersprechenden, sinnlosen, grausamen Handlungen der Teilnehmer an diesem Krieg auf einmal klar.

All diese Menschen, die danach strebten, persönliche Ziele zu erreichen, hat die Vorsehung gezwungen, zusammenzuwirken, um ein einziges großes Ergebnis zu erzeugen, von dem kein Mensch, weder

Napoleon noch Alexander noch gar irgendein anderer Kriegsteilnehmer, die geringste Ahnung gehabt hat.

Uns ist es jetzt klar, was im Jahre 1812 der Grund zur Vernichtung der französischen Armee gewesen ist. Niemand wird heute noch bestreiten, daß der Untergang von Napoleons großer Armee einerseits dadurch verursacht worden ist, daß er zu so später Jahreszeit, ohne auf einen Winterfeldzug vorbereitet zu sein, bis tief ins Innere Rußlands eindrang, andererseits aber auch durch den Charakter, den der Krieg angenommen hatte, nachdem eine Anzahl russischer Städte eingeäschert und ein solcher Haß gegen den Feind im russischen Volk geweckt worden war. Doch damals sah niemand voraus, was uns heute klar auf der Hand liegt, daß nur auf diesem Weg einer achtmal-hunderttausend Mann starken Armee, die die tapferste in der ganzen Welt war und noch dazu von dem hervorragendsten Feldherrn geführt wurde, von einer halb so starken, unerfahrenen, von weniger geübten Führern geleiteten russischen Armee der Untergang bereitet werden konnte. Aber nicht nur, daß dies niemand voraussah, man machte sogar russischerseits unentwegt noch alle nur möglichen Anstrengungen, um das zu verhindern, was allein Rußland zu retten vermochte, während französischerseits, trotz aller Erfahrungen Napoleons, dieses sogenannten Feldherrngenies, alle nur denkbaren Anstrengungen gemacht wurden, um noch vor Ende des Sommers Moskau zu erreichen, das heißt gerade das zu tun, was den Untergang des französischen Heeres herbeiführen mußte.

In den historischen Abhandlungen über das Jahr 1812 sprechen französische Geschichtsschreiber mit Vorliebe davon, wie Napoleon die Gefahr, die in einer solchen Ausdehnung seiner Angriffslinie liege, erkannt und deshalb eine Entscheidungsschlacht herbeizuführen gesucht habe, wie seine Marschälle ihm geraten hätten, in Smolensk zu bleiben, und was dergleichen Argumente mehr sind, die beweisen sollen, daß man schon damals das Gefährliche eines solchen Feldzuges erkannt habe. Die russischen Geschichtsschreiber hingegen sprechen mit noch größerer Vorliebe davon, daß schon zu Anfang des Feldzuges der Plan eines Skythenkrieges bestanden habe, der Plan nämlich, Napoleon ins Innere Rußlands zu locken, und schreiben diesen Plan bald Pfael, bald irgendeinem Franzosen, bald Barclay de Tolly, bald dem Kaiser Alexander selber zu, indem sie dies aus Memoiren, Entwürfen und Briefen zu beweisen suchen, in denen sich

auch tatsächlich Andeutungen auf einen solchen Aktionsplan finden. Aber alle diese Andeutungen, daß man das, was sich ereignet hat, sowohl von seiten der Franzosen als auch russischerseits vorausgesehen habe, werden jetzt nur zur Schau gestellt, weil die Ereignisse sie gerechtfertigt haben. Hätten sich die Ereignisse nicht in der Art vollzogen, so wären auch jene Andeutungen der Vergessenheit anheimgefallen, wie Tausende und aber Tausende entgegengesetzter Andeutungen und Vermutungen vergessen worden sind, die damals im Umlauf waren, sich aber als falsch erwiesen haben. Über den Ausgang jedes Ereignisses, das sich vollzieht, pflegen immer so viele Voraussagungen gemacht zu werden, daß, wie es auch ausgehen möge, immer Leute da sein werden, die sagen können: »Ich habe es damals doch gleich gesagt, daß es so kommen wird«, und man vergißt dann ganz und gar, daß bei der Unzahl der Voraussagungen auch solche gemacht worden sind, die gerade das Gegenteil behaupteten.

Daß sich Napoleon der Gefahr, die in der Ausdehnung seiner Angriffslinie lag, bewußt gewesen wäre, und daß die Russen absichtlich den Feind ins Innere Rußlands gelockt hätten, sind zweifellos Annahmen dieser Art, und die Geschichtsschreiber ziehen die Dinge arg an den Haaren herbei, wenn sie Napoleon solche Bedenken und den russischen Heerführern derartige Pläne zuschreiben. Alle Tatsachen widersprechen solchen Vermutungen vollkommen. Nicht nur, daß man während des ganzen Feldzuges russischerseits keineswegs das Bestreben zeigte, die Franzosen ins Innere Rußlands hineinzulocken, sondern man tat von ihrem ersten Einfall in Rußland an sogar alles, was man nur konnte, um sie aufzuhalten, und Napoleon empfand bei der Ausdehnung seiner Front nicht nur keine Besorgnis, sondern freute sich über jeden Schritt, den er vorwärts tat, wie über einen Triumph und zeigte sich in dem Bestreben, eine Schlacht herbeizuführen, ziemlich lässig und durchaus nicht so wie bei seinen früheren Feldzügen.

Von Anfang des Krieges an ist unser Heer getrennt, und das einzige Ziel, nach dem wir streben, besteht darin, es wieder zu vereinen, obgleich die Vereinigung des Heeres bei einem Zurückziehen und Hereinlocken des Feindes ins Innere Rußlands gar keinen Vorteil gebracht hätte. Der Kaiser befindet sich an der Front, um die Truppen zur Verteidigung jedes Zolls russischen Bodens zu begeistern, nicht aber, um sie zum Rückzug aufzumuntern. Man hat nach Pfuels Plan

das gewaltige Lager an der Drissa errichtet und ist nicht gesonnen, noch weiter zurückzuweichen. Für jeden Schritt, den es rückwärts geht, macht der Kaiser dem Oberkommandierenden Vorwürfe. Nicht nur den Brand Moskaus, sondern sogar schon die Übergabe von Smolensk kann Kaiser Alexander kaum fassen, und da das Heer nun wieder vereinigt ist, zeigt sich der Kaiser entrüstet, daß Smolensk hingegeben und eingeäschert und nicht vor seinen Mauern eine Entscheidungsschlacht geliefert wurde.

So denkt der Kaiser, die russischen Feldherren aber und das gesamte russische Volk sind noch entrüsteter darüber, daß sich unsere Truppen bis ins Innere Rußlands zurückziehen.

Napoleon rückt, nachdem er unser Heer getrennt hat, ins Innere des Landes vor und läßt sich verschiedene Gelegenheiten, eine Schlacht zu schlagen, entgehen. Im August ist er in Smolensk und denkt nur daran, wie er noch weiter vorrücken könne, obgleich, wie es uns jetzt klar vor Augen liegt, dieses Vordringen sein Verderben werden muß.

Diese Tatsachen beweisen offenbar, daß weder Napoleon in seinem Vorrücken nach Moskau eine Gefahr gesehen hat noch Kaiser Alexander und die russischen Heerführer daran gedacht haben, den Feind ins Innere des Landes zu locken, sondern daß beide gerade das Gegenteil im Sinn hatten. Daß Napoleon in das Innere des Landes gelockt wurde, geschah nicht nach irgendeinem Plan – kein Mensch dachte an die Möglichkeit eines solchen –, sondern infolge jenes Spiels von Intrigen, Absichten und Wünschen der Kriegsteilnehmer, die von dem, was sich vollziehen mußte und allein zu Rußlands Rettung dienen konnte, keine Ahnung hatten.

Alle Ereignisse kommen unerwartet. Unser Heer wird gleich zu Beginn des Feldzuges geteilt. Wir bemühen uns, es wieder zu vereinen mit dem offenkundigen Ziel, eine Schlacht zu liefern und den einfallenden Feind aufzuhalten, aber eben in diesem Streben nach Wiedervereinigung müssen wir einer Schlacht mit dem stärkeren Feind aus dem Wege gehen, und indem wir uns so unfreiwillig im spitzen Winkel zurückziehen, führen wir selber die Franzosen bis nach Smolensk. Und nicht genug damit, daß wir uns im spitzen Winkel zurückziehen und die Franzosen zwischen unseren beiden Armeen vorrücken – der Winkel wird sogar noch spitzer, und wir müssen noch weiter zurückgehen, weil Barclay de Tolly ein unbeliebter Deutscher ist und von Bagration gehaßt wird, der sich unter sein Oberkommando

stellen soll, und weil deshalb Bagration, der die zweite Armee befehligt, sich Mühe gibt, die Vereinigung mit Barclay so weit wie möglich hinauszuschieben, um sich nicht unter dessen Kommando stellen zu müssen. Obgleich die Vereinigung der beiden Armeen das Hauptziel aller kommandierenden Persönlichkeiten bildet, schiebt Bagration diese doch lang hinaus, weil er angeblich fürchtet, durch einen solchen Marsch seine Armee in Gefahr zu bringen, und es für vorteilhafter hält, sich mehr nach links und nach Süden zurückzuziehen, wo er den Feind in der Flanke und im Rücken beunruhigen und seine Armee in der Ukraine wieder vervollständigen kann. Aber es scheint doch, daß er sich das nur deshalb ausgedacht hat, um sich dem verhaßten Barclay nicht unterordnen zu müssen, der ein Deutscher ist und noch dazu dem Rang nach unter ihm steht.

Der Kaiser befand sich an der Front, um die Truppen anzufeuern, und doch lähmte seine Gegenwart und seine Unschlüssigkeit, für was man sich entscheiden sollte, sowie die gewaltige Menge der Ratgeber und Pläne nur die Tatkraft der ersten Armee, so daß auch sie sich zurückziehen mußte.

Man hatte vorgehabt, im Lager an der Drissa zu bleiben, aber unerwarteterweise macht Paulucci, der den Posten eines Oberkommandierenden im Auge hat, mit der ihm eignen Energie seinen ganzen Einfluß auf Alexander geltend, und so wird Pfuels ganzer Plan umgestoßen und die Angelegenheit Barclay übergeben. Da man aber zu Barclay nicht das rechte Vertrauen hat, wird ihm seine Macht beschnitten. Das Heer wird zerstückelt; es gibt kein einheitliches Oberkommando; Barclay ist unbeliebt. Und diesem ganzen wirren Knäuel: Zerstückelung der Truppen und Unbeliebtheit des deutschen Oberkommandierenden entspringt einerseits dieses Schwanken und Vermeidenwollen einer Schlacht – der man sich nicht hätte zu entziehen brauchen, wenn die Armee vereint und Barclay nicht Oberkommandierender gewesen wäre – und andererseits die immer größer werdende Mißstimmung gegen die Deutschen und das Aufleben des patriotischen Geistes.

Endlich reist der Kaiser von der Front ab, und als einzigen annehmbaren Vorwand dieser Abreise hat man den Gedanken ausgeheckt: der Kaiser müsse das Volk in den Hauptstädten für einen Volkskrieg begeistern. Und diese Reise des Kaisers nach Moskau verdreifacht auch die Streitkraft der russischen Truppen.

Der Kaiser reist deshalb von der Front ab, um dem Oberkommandierenden in seiner uneingeschränkten Macht nicht im Weg zu sein, und man hofft, daß nun entschiedenere Maßnahmen getroffen werden, aber die Lage der obersten Heeresleitung wird dadurch noch verwirrter und ihre Macht noch schwächer. Bennigsen, der Großfürst und ein Schwarm von Generaladjutanten sind bei der Armee geblieben, um alle Aktionen des Oberkommandierenden zu verfolgen und ihn zur Tatkraft anzuspornen, aber Barclay fühlt sich unter all diesen »Augen des Kaisers« noch unfreier, wird bei entscheidenden Operationen noch vorsichtiger und geht jeder Schlacht aus dem Wege.

Barclay ist für Vorsicht. Der Großfürst macht Anspielungen, als ob dies Verrat sei, und fordert eine Generalschlacht. Lubomirski, Bronnizkij, Wlozkij und noch andere mehr gießen noch Öl in dieses Feuer, so daß Barclay unter dem Vorwand, dem Kaiser Dokumente zustellen zu müssen, den polnischen Generaladjutanten nach Petersburg schickt und einen unverblühten Kampf gegen Bennigsen und den Großfürsten eröffnet.

Bei Smolensk werden die beiden Armeen endlich vereinigt, wie wenig das auch im Interesse Bagrations liegt.

Bagration fährt in einem Wagen an dem Haus vor, das Barclay bewohnt. Barclay bindet sich die Schärpe um, geht ihm entgegen und stattet ihm als Rangälterem Bericht ab. Nach diesem Wetteifer an Hochherzigkeit ordnet sich Bagration trotz seines höheren Ranges dennoch Barclay unter, stimmt aber, nachdem er dies getan hat, noch weniger mit ihm überein als früher. Auf Befehl des Kaisers muß Bagration persönlich Bericht darüber erstatten. Er schreibt an Araktschejew:

»Der Wille des Kaisers ist mir Befehl, aber ich kann nun einmal mit dem Minister (Barclay) nicht zusammenarbeiten. Schicken Sie mich um Gottes willen irgendwo anders hin, und wenn es nur ist, um ein Regiment zu kommandieren, aber hier kann ich nicht länger bleiben. Das ganze Hauptquartier ist mit Deutschen vollgepfropft, so daß für einen Russen das Leben hier rein unmöglich wird und gar keinen Sinn hat. Ich war in dem Glauben, meinem Kaiser und Vaterland ehrlich zu dienen, in Wahrheit aber stellt sich heraus, daß ich Barclay diene. Ich muß gestehen, das paßt mir nicht.«

Der Schwarm der Bronnizkijs, Wintzingerodes und anderer Berater vergiftet die Beziehungen der beiden Oberkommandierenden noch

mehr, und so wird noch weniger Einigkeit erzielt. Man trifft Anstalten, die Franzosen vor Smolensk anzugreifen.

Ein General wird ausgeschickt, um die Stellung in Augenschein zu nehmen. Dieser General, der Barclay haßt, reitet jedoch zu einem Freund, der ein Korps kommandiert, verlebt einen Tag bei ihm, kehrt dann zu Barclay zurück und äußert sich in allen Punkten abfällig über ein Schlachtfeld, das er gar nicht gesehen hat.

Während über das künftige Schlachtfeld hin und her gestritten und Intrigen gesponnen werden, während wir den Feind suchen und uns über seine Stellung irren, stoßen die Franzosen auf die Division Newjerowskij und dringen bis zu den Mauern von Smolensk vor.

Gegen unsere Erwartungen müssen wir eine Schlacht bei Smolensk annehmen, um unsere Verbindungen zu retten. Die Schlacht wird geschlagen. Sowohl auf der einen wie auf der anderen Seite fallen Tausende von Menschen.

Smolensk wird gegen den Willen des Kaisers und des ganzen Volkes übergeben. Aber die von ihrem eignen Gouverneur Hintergangenen Einwohner zünden ihre Stadt an, wodurch sie für ganz Rußland zum Vorbild werden, ziehen gänzlich verarmt nach Moskau, denken nur an das, was sie verloren haben, und schüren dadurch den Haß gegen den Feind. Napoleon rückt vor, wir weichen zurück, und so wird erreicht, was Napoleons Niederlage herbeiführen sollte.

2

Am Tag nach der Abreise seines Sohnes ließ Fürst Nikolaj Andrejewitsch Prinzessin Marja zu sich rufen.

»Na, nun bist du wohl zufrieden?« sagte er zu ihr. »Hast mich nun mit meinem Sohn entzweit. Bist du nun zufrieden? Das hatte dir doch nur noch gefehlt. Nun wirst du wohl zufrieden sein ... Aber mir tut das weh, sehr weh. Ich bin alt und schwach, aber das wolltest du ja eben. Na, freue dich, freue dich nur ...«

Darauf sah Prinzessin Marja ihren Vater eine ganze Woche lang nicht. Er war krank und kam nicht aus seinem Zimmer.

Zu ihrer Verwunderung mußte sie die Beobachtung machen, daß während der ganzen Zeit seiner Krankheit der alte Fürst auch Mademoiselle Bourienne nicht zu sich ins Zimmer ließ. Nur Tichon ging zu ihm hinein.

Nach acht Tagen kam der Fürst wieder zum Vorschein und fing sein früheres Leben wieder an: er beschäftigte sich besonders eifrig mit seinen Bauten und Gärten, seine früheren Beziehungen zu Mademoiselle Bourienne nahm er jedoch nicht wieder auf. Seine Miene und sein kalter Ton gegen Prinzessin Marja schienen ihr zu sagen: Siehst du, da hast du dir nun über mich etwas ausgeheckt, hast dem Fürsten Andrej vorgelogen, daß ich Beziehungen zu dieser kleinen Französin hätte, und nun siehst du daß ich weder dich noch sie brauche.

Die eine Hälfte des Tages verlebte Prinzessin Marja bei Nikoluschka, indem sie seine Lektionen beaufsichtigte, ihm selber Stunden in der russischen Sprache und Musik erteilte oder sich mit Dessalles unterhielt, die andere Hälfte verbrachte sie bei ihren Büchern, mit den alten Kinderwärterinnen oder Gottesleuten, die sich ab und zu über die Hintertreppe zu ihr stahlen.

Über den Krieg dachte Prinzessin Marja so, wie Frauen über Kriege zu denken pflegen. Sie schwebte in Angst um den Bruder, der mit dabei war, entsetzte sich über die ihr unbegreifliche Grausamkeit, die die Menschen dazu trieb, einander totzuschlagen, aber die Bedeutung dieses Krieges verstand sie nicht, er schien ihr ebenso sinnlos wie alle

früheren Kriege. Sie hatte für diesen Kampf kein Verständnis, obgleich sich Dessalles, der ihr ständiger Gesellschafter war, leidenschaftlich für den Gang der Operationen interessierte und sich alle Mühe gab, ihr seine Mutmaßungen und Schlüsse auseinanderzusetzen, obgleich alle Gottesleute, die zu ihr kamen, ihr voll Entsetzen und jeder in seiner Art die Gerüchte zutrug, die über den Einfall des Antichristen im Volk in Umlauf waren, und obgleich Julie, die jetzt Fürstin Drubezkaja hieß und wieder mit ihr in Briefwechsel getreten war, ihr aus Moskau äußerst patriotische Briefe sandte.

»Ich schreibe Ihnen auf russisch, meine liebe Freundin«, schrieb Julie, »weil ich alle Franzosen hasse, und ebenso ihre Sprache, die ich nicht mehr hören, nicht mehr sprechen kann ... Wir in Moskau sind alle hingerissen von Begeisterung für unseren vergötterten Kaiser.

Mein armer Mann trägt die Strapazen und den Hunger in jüdischen Dorfschenken, aber die Nachrichten, die ich von ihm erhalte, begeistern mich noch mehr.

Sicherlich haben Sie schon von Rajewskijs Heldentat gehört: wie er die Arme um seine Söhne geschlungen und gesagt hat: »Mit ihnen zusammen will ich untergehen, aber keinen Schritt weichen!« Und tatsächlich sind wir auch nicht zurückgegangen, obgleich der Feind noch einmal so stark war. Wir hier in Moskau verbringen die Zeit, so gut wir können, aber es ist eben im Krieg, wie es ist. Die Prinzessinnen Alina und Sophie sitzen ganze Tage bei mir, und wir unglücklichen Witwen von Männern, die noch am Leben sind, führen beim Scharpiezupfen¹⁵³ erbauliche Gespräche, nur Sie, meine liebe Freundin, fehlen dabei ...« und so weiter.

Vor allem aber verstand Prinzessin Marja die ganze Bedeutung dieses Krieges deshalb nicht, weil der alte Fürst niemals über ihn sprach, ihn nicht anerkannte und sich bei Tisch über Dessalles lustig machte, wenn dieser davon zu reden anfang. Der Ton des alten Fürsten war dabei so ruhig und überzeugt, daß Prinzessin Marja, ohne viel darüber nachzudenken, ihm Glauben schenkte.

Den ganzen Juli über war der alte Fürst außerordentlich geschäftig und sogar lebhaft. Er ließ noch einen neuen Garten anlegen und ein neues Flügelgebäude errichten, wo das Gesinde wohnen sollte. Der einzige Umstand, der Prinzessin Marja beunruhigte, war, daß er so wenig schlief, der Gewohnheit, in seinem Arbeitszimmer die Nacht zu verbringen, untreu wurde und sich jeden Tag einen anderen Platz für

sein Nachtlager wählte. Bald gab er den Befehl, sein Feldbett auf der Galerie aufzuschlagen, bald blieb er auf dem Diwan liegen oder in seinem großen Armstuhl im Salon sitzen und schlummerte angekleidet ein, während ihm nicht Mademoiselle Bourienne, sondern der Bursche Peter vorlesen mußte, bald verbrachte er die Nacht im Eßzimmer.

Am ersten August kam der zweite Brief vom Fürsten Andrej an. In seinem ersten Brief, der kurz nach seiner Abreise eingetroffen war, hatte er seinen Vater in aller Ergebenheit gebeten, ihm das, was er sich ihm zu sagen erlaubt habe, zu verzeihen und ihm sein Wohlwollen wieder zuzuwenden. Auf diesen Brief hatte der alte Fürst mit einem freundlichen Schreiben geantwortet, und seit jener Zeit die Französin von sich ferngehalten. Der zweite Brief des Fürsten Andrej, der bei Witebsk geschrieben war, nachdem die Franzosen diese Stadt besetzt hatten, bestand in einer kurzen Beschreibung des ganzen Feldzugs nebst einer im Brief eingezeichneten Kartenskizze und aus Berechnungen und Schlüssen über den weiteren Gang des Krieges. In diesem Brief stellte Fürst Andrej seinem Vater vor, welche unbequeme Folgen es für ihn haben könne, daß Lysyja-Gory so nah am Kriegsschauplatz und gerade auf der Linie der Truppenbewegung lag, und riet ihm, nach Moskau überzusiedeln.

Als an diesem Tag bei Tisch Dessalles davon sprach, daß, wie er gehört habe, die Franzosen schon in Witebsk eingerückt seien, fiel dem alten Fürsten der Brief seines Sohnes ein.

»Ich habe heute vom Fürsten Andrej einen Brief bekommen«, sagte er zu Prinzessin Marja, »hast du ihn schon gelesen?«

»Nein, mon père«, erwiderte Prinzessin Marja erschrocken; sie konnte doch einen Brief, von dessen Eintreffen sie nicht einmal wußte, noch gar nicht gelesen haben.

»Er schreibt da von einem Feldzug«, sagte der Fürst mit jenem ihm zur Gewohnheit gewordenen verächtlichen Lächeln, mit dem er immer vom gegenwärtigen Krieg zu reden pflegte.

»Das muß sehr interessant sein«, meinte Dessalles. »Der Fürst ist doch in der Lage, beurteilen zu können ...«

»Ach, wie interessant!« rief Mademoiselle Bourienne.

»Gehen Sie und holen Sie ihn mir her«, wandte sich der alte Fürst an Mademoiselle Bourienne. »Sie wissen, auf dem kleinen Tisch unter dem Briefbeschwerer.«

Mademoiselle Bourienne sprang freudig auf.

»Ach nein«, rief er sie sogleich mit finsterer Stirn wieder zurück.
»Geh du, Michail Iwanytsch!«

Michail Iwanytsch stand auf und ging in das Arbeitszimmer. Kaum war er aber hinausgegangen, als sich der alte Fürst unruhig umblickte, die Serviette beiseite warf und selber hinging.

»Nichts verstehen sie! Alles bringen sie durcheinander!«

Während er hinausging, sahen Prinzessin Marja, Dessalles, Mademoiselle Bourienne und sogar Nikoluschka schweigend einander an. Mit dem Brief und einem Plan in der Hand, kehrte der alte Fürst eiligen Schrittes zurück, gefolgt von Michail Iwanowitsch, und legte den Brief neben sich, ohne ihn bei Tisch jemand zum Lesen zu geben.

Als man nach Tisch in den Salon hinübergewandert war, gab er den Brief Prinzessin Marja und befahl ihr, indem er den Plan seines Neubaus vor sich ausbreitete und seine Augen nicht von ihm abwandte, den Brief laut vorzulesen. Nachdem Prinzessin Marja dies getan hatte, blickte sie ihren Vater fragend an. Dieser besah sich immer noch den Plan und schien ganz in seine Gedanken versunken zu sein.

»Wie denken Sie darüber, Fürst?« erlaubte sich Dessalles ihn zu fragen. »Ich? Ich?« erwiderte der Fürst, ohne die Augen von seinem Bauplan zu erheben, als wäre es ihm unangenehm, aus seinen Grübeleien aufgerüttelt zu werden.

»Es ist sehr leicht möglich, daß der Kriegsschauplatz so nah zu uns herankommt, daß ...«

»Ha, ha, ha! Kriegsschauplatz!« lachte der Fürst. »Ich habe immer gesagt und sage auch jetzt noch, daß der Kriegsschauplatz Polen ist, und daß der Feind niemals weiter als bis zum Njemen vordringen wird.«

Dessalles blickte erstaunt den Fürsten an, der vom Njemen sprach, wo doch der Feind bereits am Dnjepr stand. Aber Prinzessin Marja, die die geographische Lage des Njemen nicht recht im Gedächtnis hatte, glaubte, daß das, was der Vater behauptete, wahr sei.

»Wenn der Schnee schmilzt, werden sie in den polnischen Sümpfen versinken. Jetzt können sie die bloß nicht sehen«, fuhr der Fürst fort und dachte offenbar an den Feldzug vom Jahre 1807, der, wie er glaubte, erst vor ganz kurzer Zeit gewesen war. »Bennigsen hätte

früher in Preußen einfallen müssen, da hätte die Sache eine ganz andere Wendung bekommen ...«

»Aber, Fürst«, warf Dessalles schüchtern ein, »im Brief ist doch von Witebsk die Rede ...«

»So? In dem Brief? Ja ...« brummte mißmutig der Fürst. »Ja ... ja ...« Sein Gesicht nahm plötzlich einen finsternen Ausdruck an. Er schwieg. »Ja, er schreibt, die Franzosen sind geschlagen. Wie hieß doch der Fluß gleich?« Dessalles schlug die Augen nieder.

»Davon schreibt der Fürst nichts«, erwiderte er leise.

»So, davon schreibt er also nichts? Na, soll ich mir das vielleicht selber ausgedacht haben?«

Alle schwiegen eine ganze Weile.

»Ja ... ja ... Nun, Michail Iwanjtsch«, fing plötzlich der alte Fürst wieder an, hob den Kopf und wies auf den Bauplan, »sage mir mal, wie du das umbauen willst ...«

Michail Iwanowitsch trat an den Plan heran; der alte Fürst warf Prinzessin Marja und Dessalles einen bösen Blick zu und ging, nachdem er mit dem Baumeister ein paar Worte über den Plan des Neubaus gewechselt hatte, auf sein Zimmer.

Prinzessin Marja sah den verlegenen und erstaunten Blick, den Dessalles ihrem Vater zuwarf, sie bemerkte sein Schweigen und wunderte sich darüber, daß ihr Vater den Brief seines Sohnes im Salon auf dem Tisch liegen ließ, aber sie fürchtete sich nicht nur, darüber zu reden und Dessalles nach dem Grund seiner Verwirrung und seines Stillschweigens zu fragen, sondern fürchtete sich sogar, nur daran zu denken.

Gegen Abend kam Michail Iwanowitsch, vom Fürsten geschickt, zu Prinzessin Marja, um den Brief des Fürsten Andrej zu holen, den der Fürst im Salon liegen gelassen hatte. Sie gab den Brief hin. Obgleich es ihr unangenehm war, erlaubte sie sich dennoch, Michail Iwanowitsch zu fragen, was der Vater mache.

»Er hat immer viel zu tun«, erwiderte Michail Iwanowitsch mit einem ehrerbietigen, aber doch spöttischen Lächeln, das Prinzessin Marja erbleichen machte. »Heute ist er wegen des neuen Flügels in großer Aufregung. Er hat ein bißchen gelesen und jetzt«, fuhr er mit gedämpfter Stimme fort, »sitzt er am Schreibtisch und ist anscheinend

mit seinem Testament beschäftigt.« Es war in letzter Zeit eine Lieblingsbeschäftigung des alten Fürsten gewesen, die Papiere zu ordnen, die nach seinem Tod zurückbleiben sollten und die er sein Testament nannte.

»Und wird Alpatytsch noch nach Smolensk geschickt?« fragte Prinzessin Marja.

»Gewiß, er wartet schon darauf.«

3

Als Michail Iwanowitsch mit dem Brief in der Hand in das Arbeitszimmer zurückkehrte, saß der alte Fürst mit der Brille und einem Blendschirm vor den Augen bei Kerzenlicht vor seinem offenen Schreibtisch, hielt ein Blatt Papier in der weit vorgestreckten Hand und las in feierlicher Pose die Schriftstücke durch – ses remarques, wie er sie nannte –, die nach seinem Tode dem Kaiser überreicht werden sollten.

Als Michail Iwanowitsch eintrat, standen ihm Tränen der Erinnerung in den Augen, der Erinnerung an jene Zeit, da er das geschrieben hatte, was er jetzt las. Er nahm den Brief aus Michail Iwanowitschs Hand, steckte ihn in die Tasche, legte die Papiere beiseite und ließ den schon lange wartenden Alpatytsch hereinrufen.

Er hatte sich auf einem Zettel alles aufgeschrieben, was in Smolensk besorgt werden sollte, ging nun im Zimmer vor dem an der Tür wartenden Alpatytsch auf und ab und fing an, seine Befehle zu erteilen.

»Also zuerst – Briefpapier, hörst du, acht Buch nach diesem Muster hier, mit Goldschnitt ... Hier ist die Probe, daß du mir ja dasselbe bringst. Dann Lack, Siegellack ... ganz wie Michail Iwanytsch dir aufgeschrieben hat.«

Er ging weiter im Zimmer auf und ab und warf einen Blick auf den Merktzettel.

»Ferner überbringst du dem Gouverneur persönlich meinen Brief über die nachgelassenen Schriften.«

Dann brauchte man noch Türriegel für das neue Gebäude, die unbedingt die Form haben mußten, wie der Fürst sie sich ausgedacht hatte, ferner mußte beim Buchbinder ein Kasten besorgt werden, um die Papiere des Testamentes hineinpacken zu können.

Das Erteilen der Befehle an Alpatytsch dauerte über zwei Stunden. Der Fürst entließ ihn immer noch nicht. Er setzte sich wieder hin, versank in Nachdenken, schloß die Augen und fing an einzunicken. Alpatytsch machte sich bemerkbar.

»Na, geh nur, geh! Wenn ich noch etwas brauche, werde ich dich rufen lassen.«

Alpatytsch ging hinaus. Der Fürst trat wieder an seinen Schreibtisch, sah hinein, fuhr mit der Hand über die Papiere, schloß sich dann wieder ein und setzte sich an den Tisch, um den Brief an den Gouverneur zu schreiben.

Es war schon sehr spät, als er endlich aufstand und den Brief siegelte. Er war müde und wollte schlafen, aber er wußte, daß er nicht werde einschlafen können, und daß ihm im Bett die trübsten Gedanken kommen würden. Er rief nach Tichon und ging durch die Zimmer, um ihm zu sagen, wo heute nacht sein Bett aufgestellt werden sollte. Er wanderte durch alle Räume und sah sich jeden Winkel daraufhin an.

Nirgends schien es ihm recht, am allerschlechtesten aber war es auf dem gewohnten Diwan im Arbeitszimmer. Wahrscheinlich war ihm dieser Diwan deshalb so furchtbar, weil ihm, während er dort lag, so schwere Gedanken gekommen waren. Nirgends war es gut, am besten vielleicht noch im Diwanzimmer in der Ecke hinter dem Klavier: dort hatte er noch nie geschlafen.

Tichon schleppte mit einem Diener das Bett herbei und fing an, es aufzuschlagen. »Nicht so! Nicht so!« schrie der Fürst und rückte selber das Bett ein Stück aus der Ecke heraus, schob es aber dann sogleich wieder zurück.

Na, endlich, nun ist alles vollbracht, jetzt werde ich ausruhen, dachte der Fürst und ließ sich von Tichon auskleiden.

Grimmig zog er die Stirn in Falten wegen der Anstrengung, die es kostete, ihm den Kaftan und die Hosen auszuziehen, ließ es aber geschehen, setzte sich schwer auf den Bettrand nieder und betrachtete, wie in Gedanken versunken, verächtlich seine gelben, vertrockneten Beine. Aber er dachte nicht weiter nach, sondern zögerte nur vor der Mühe, die ihm nun bevorstand, die Beine aufzuheben und sich auf das Bett zu legen. Ach, wie schwer! Oh, wenn nur diese Plage so bald wie möglich zu Ende wäre und ihr mich liebet! dachte er. Die Lippen zusammenpressend wiederholte er endlich diese Anstrengung zum soundsovielten Male und legte sich hin. Aber kaum hatte er sich lang gelegt, als sich plötzlich das ganze Bett unter ihm gleichmäßig vor- und rückwärts zu bewegen schien, als atme und stieße es schwer. Das

ging ihm fast jede Nacht so. Er riß die Augen, die ihm schon zugefallen waren, wieder auf.

»Keine Ruhe, diese verdammte Gesellschaft!« murmelte er voller Ingrimm gegen irgend jemand. »Ja, ja, da war noch etwas Wichtiges, etwas sehr Wichtiges, das ich mir für die Nacht im Bett aufgehoben hatte. Die Riegel? Nein, die habe ich ja bestellt. Nein, es war etwas anderes, etwas im Salon. Prinzessin Marja hat mir irgend etwas vorgelogen. Und dann gab Dessalles, dieser Schafskopf, auch seinen Senf dazu. Ich hatte was in der Tasche ... Ich komme nicht darauf.«

»Tischka, von was haben wir bei Tisch gesprochen?«

»Vom Fürsten Michail ...«

»Halt's Maul!« Der Fürst schlug mit der Hand auf den Tisch. »Ja, ich weiß, der Brief vom Fürsten Andrej. Prinzessin Marja hat ihn vorgelesen. Dessalles sagte etwas von Witebsk. Jetzt werde ich den Brief lesen.«

Er ließ sich den Brief aus der Tasche geben und das Tischchen mit der Limonade und der gedrehten Wachskerze ans Bett rücken, setzte die Brille auf und fing an zu lesen. Erst hier in der Stille der Nacht, beim schwachen Schein der Kerze, der durch den grünen Lichtschirm drang, begriff er zum erstenmal, während er den Brief las, für einen Augenblick seine ganze Bedeutung.

»Die Franzosen in Witebsk! In vier Tagemärschen können sie in Smolensk sein! Vielleicht sind sie jetzt schon dort! Tischka!« Tichon sprang herbei. »Nein, es ist gut, ich brauche nichts«, brummte der Fürst.

Er steckte den Brief unter den Leuchter und schloß die Augen. Da sah er vor sich die Donau, einen strahlenden Mittag, Schilfrohr, das russische Lager, und er, ein junger General, ohne eine Falte im Gesicht, frisch, munter und gesund, tritt in Potemkins¹⁵⁴ bemaltes Zelt, und der brennende Neid gegen diesen Günstling erregt ihn noch jetzt ebenso stark wie damals. Und alle die Worte fallen ihm wieder ein, die bei seiner ersten Begegnung mit Potemkin fielen. Und er sieht eine kleine, volle, wohlbeleibte Dame vor sich mit gelblich fettem Gesicht: die Kaiserin, denkt an ihr Lächeln, ihre Worte, als sie ihn zum erstenmal in ihrer liebenswürdigen Art empfing, und dann fällt ihm ihr Gesicht auf dem Totenbett ein und der Streit um das Recht, ihr

die Hand küssen zu dürfen, den er damals an ihrem Katafalk mit Subow hatte.

Ach, könnte man doch bald, bald zu jenen Zeiten zurückkehren, damit alles Gegenwärtige möglichst schnell ein Ende hätte! Ach, wenn mich nur alle in Ruhe ließen!

4

Lysyja-Gory, das Gut des Fürsten Nikolaj Andrejewitsch Bolkonskij, lag sechzig Werst hinter Smolensk und drei Werst von der Straße nach Moskau entfernt.

Am selben Abend, an dem der Fürst dem Verwalter Alpatytsch seine Befehle erteilt hatte, ließ sich Dessalles bei Prinzessin Marja melden und gab ihr untertänigst den Rat, da der Fürst nicht wohl sei und selber keinerlei Maßnahmen für seine Sicherheit treffe, aber aus dem Brief des Fürsten Andrej klar hervorgehe, daß ein längeres Verweilen in Lysyja-Gory nicht ohne Gefahr sei, selber an den Gouverneur einen Brief zu schreiben und ihn durch Alpatytsch nach Smolensk zu schicken, mit der Bitte, sie über den Stand der Dinge und die Größe der Gefahr, die Lysyja-Gory drohe, aufzuklären. Dieses Schreiben an den Gouverneur hatte Dessalles für Prinzessin Marja selber aufgesetzt, sie unterschrieb es nur, und der Brief wurde Alpatytsch eingehändigt mit dem Auftrag, ihn dem Gouverneur zu überbringen und im Fall einer Gefahr so schnell wie möglich zurückzukommen.

Nachdem er alle Aufträge entgegengenommen hatte, trat Alpatytsch, von seinen Hausgenossen begleitet, mit Stock und weißem, weichem Reisehut, einem Geschenk des Fürsten, so, wie der Fürst selber herauszutreten pflegte, vor die Tür und setzte sich in das Landalet mit dem Lederverdeck, das mit drei wohlgenährten Rotschimmeln bespannt war.

Die Glöckchen waren unterbunden und die Schellen mit Papier umwickelt. Der Fürst gestattete in Lysyja-Gory niemandem, mit Schellengeläut zu fahren. Aber Alpatytsch mochte auf dem weiten Weg das Bimmeln der Glöckchen und Schellen nicht entbehren. Alpatytschs Stab: der Schreiber, der Buchhalter, die beiden Köchinnen, zwei weitere alte Frauen, der Hausbursche, die Kutscher und noch verschiedene vom Hofgesinde, gaben ihm das Geleit.

Seine Tochter legte ihm hinter den Rücken und auf den Sitz katunüberzogene Federkissen. Seine alte Schwägerin schob im geheimen ein Bündelchen hinein. Einer der Kutscher war ihm beim Einsteigen behilflich.

»Na, so ein Haufen Frauenzimmer! Diese Weibsbilder, diese Weibsbilder!« fauchte Alpatytsch hastig vor sich hin, ebenso wie es der Fürst zu machen pflegte, und setzte sich in den Wagen.

Nachdem er dem Schreiber die letzten Befehle für seine Arbeiten gegeben hatte, wobei er den alten Fürsten nicht mehr nachzuahmen bestrebt war, nahm er den Hut von seinem kahlen Kopf und bekreuzigte sich dreimal.

»Wenn aber dort etwas ... komm ja gleich zurück, Jakow Alpatytsch! Um Christi willen, denk an uns und erbarme dich unser«, rief ihm seine Frau nach, auf die Kriegsgerüchte und das Anrücken des Feindes anspielend.

»Diese Frauenzimmer! Dieses Weibervolk!« brummte Alpatytsch vor sich hin und fuhr ab. Er überschaute die Felder ringsum, die teils mit gelbem Roggen, teils mit dichtem, noch grünem Hafer bestanden waren oder auch schwarz und unbebaut dalagen, dort, wo das zweite Umpflügen erst begonnen hatte.

Während Alpatytsch so beim Vorüberfahren über die breiten Flächen der Roggenfelder hinsah, wo man schon hier und da mit Schneiden begonnen hatte, freute er sich über die ausgezeichnete Ernte an Sommergetreide in diesem Jahr, stellte seine wirtschaftlichen Berechnungen über Aussaat und Ernte an, um jedoch gleich wieder daran zu denken, ob er auch keinen der Aufträge des Fürsten vergessen habe.

Nachdem die Pferde unterwegs zweimal gefüttert worden waren, langte Alpatytsch am 4. August gegen Abend in Smolensk an.

Schon unterwegs hatte er verschiedene Fuhren und Truppen getroffen und überholt. Als er in die Nähe der Stadt kam, hörte er in der Ferne schießen, aber dieses Geräusch machte weiter keinen Eindruck auf ihn. Mehr als alles andere befremdete ihn, als er sich Smolensk näherte, der Anblick eines prächtigen Haferfeldes, auf dem sich Truppen gelagert hatten, die den Hafer anscheinend zum Futter für ihre Pferde abmähten. Über diesen Umstand staunte Alpatytsch sehr, aber er vergaß es bald wieder, da er an seine eignen Angelegenheiten zu denken hatte.

Länger als dreißig Jahre waren Alpatytschs sämtliche Lebensinteressen immer nur vom Willen des Fürsten beherrscht gewesen, und niemals war er aus diesem Kreise herausgekommen. Alles, was nicht

mit der Erfüllung des fürstlichen Willens zusammenhing, hatte für ihn nicht nur keinen Wert, sondern war für Alpatytsch überhaupt nicht vorhanden.

Alpatytsch kam also am 4. August gegen Abend in Smolensk an und stieg in der Gatschensker Vorstadt jenseits des Dnjepr in der Herberge des Wirtes Ferapontow ab, wo er schon seit Jahren einzukehren pflegte. Dieser Ferapontow hatte vor einigen Jahren durch Alpatytschs Vermittlung dem Fürsten einen Wald abgekauft, hatte einen Handel angefangen und besaß jetzt in der Hauptstadt ein eignes Haus, eine Herberge und einen Mehlladen. Er war ein dicker, schwarzhaariger, rotbackiger Mann von etwa vierzig Jahren, mit einem Schmerbauch, wulstigen Lippen, einer dicken Gurkennase und ebensolchen Wülsten über den schwarzen finsternen Augenbrauen.

Ferapontow stand in Weste und baumwollnem Hemd vor seinem Laden, der nach der Straße zu lag. Als er Alpatytsch sah, ging er auf ihn zu. »Willkommen, Jakow Alpatytsch! Die Leute hier fahren aus der Stadt fort, und du kommst herein«, sagte der Wirt.

»Warum denn fort aus der Stadt?« fragte Alpatytsch.

»Ich sag's ja auch: die Leute sind dumm. Haben alle Angst vor den Franzosen.«

»Weibergewäsch! Weibergewäsch!« entgegnete Alpatytsch.

»Das ist meine Ansicht auch, Jakow Alpatytsch. Ich sage: der Befehl ist erlassen, den Feind nicht hereinzulassen, also ist die Sache doch sicher. Ja, und drei Rubel verlangen die Bauern für eine Fuhre, die reinsten Wucherer und Heiden!«

Jakow Alpatytsch hörte aufmerksam zu. Er verlangte einen Samowar und Heu für die Pferde, trank seinen Tee und legte sich sogleich schlafen.

Die ganze Nacht über zogen auf der Straße Truppen an der Herberge vorüber. Am nächsten Morgen legte Alpatytsch sein Kamisol an, das er nur in der Stadt zu tragen pflegte, und ging fort, um seine Besorgungen zu machen. Es war ein sonniger Tag, und schon um acht Uhr morgens machte sich die Hitze fühlbar. Ein Tag, nicht mit Gold zu bezahlen für die Getreideernte, dachte Alpatytsch. Vor der Stadt hörte man vom frühen Morgen an schießen.

Von acht Uhr an gesellte sich zu dem Knattern des Gewehrfeuers noch das Donnern der Geschütze. Auf den Straßen wimmelte es von

Menschen und Soldaten, die alle irgendwohin eilten, doch die Droschkenkutscher fuhrten herum wie immer, die Kaufleute standen vor ihren Läden, und in den Kirchen war Gottesdienst. Alpatytsch ging in die Läden, zu den Behörden, auf die Post und zum Gouverneur. Bei den Behörden, in allen Läden und auch auf der Post sprach man nur vom Krieg und von den Franzosen, die schon die Stadt überfielen, einer fragte den andern was man tun solle, und jeder gab sich Mühe, den andern zu beruhigen.

Vor dem Haus des Gouverneurs fand Alpatytsch eine große Volksmenge, Kosaken und einen Reisewagen, der dem Gouverneur gehörte. Auf der Freitreppe traf Jakow Alpatytsch zwei adelige Herren, von denen er den einen kannte. Der ihm bekannte Herr, ein früherer Chef der Landpolizei, redete in großer Aufregung.

»Aber das ist doch kein Spaß«, sagte er. »Wer allein steht, für den mag's ja noch gehen. Einer allein und nicht viel Habe – meinetwegen, wenn man aber eine Familie von dreizehn Köpfen hat und all das Hab und Gut ... Soweit haben sie es nun kommen lassen, daß wir alles verlieren werden. Was ist das für eine Obrigkeit nach alledem? ... Pfui, aufhängen sollte man sie alle miteinander, diese Räuber ...«

»Aber ich bitte Sie, man wird es hören«, warf der andere ein.

»Was kümmert das mich? Mögen Sie es nur hören! Was wollen Sie denn, wir sind doch keine Hunde«, sagte der ehemalige Polizeichef, sah sich um und erblickte Alpatytsch.

»Ach, Jakow Alpatytsch, was machst denn du hier?«

»Ich will im Auftrag Seiner Durchlaucht zum Herrn Gouverneur«, erwiderte Alpatytsch, stolz den Kopf erhebend, und steckte die Hand vorn in die Brust, was er immer zu tun pflegte, wenn er vom Fürsten sprach. »Seine Durchlaucht haben mich beauftragt, über die Lage der Dinge Erkundigungen einzuziehen«, fuhr er fort.

»Na, das sollst du gleich erfahren«, schrie der Gutsbesitzer. »Soweit haben sie's kommen lassen, daß keine Fuhre mehr zu haben ist, nichts! ... Da sind sie schon, hörst du es?« sagte er und wies nach der Seite, von der man die Schüsse hörte.

»Soweit haben sie's kommen lassen, daß wir nun alle zugrunde gehen ... die Räuber«, sagte er noch einmal und ging dann die Stufen hinunter.

Alpatytsch schüttelte den Kopf und stieg die Treppe hinauf. Im Wartezimmer saßen Kaufleute, Frauen und Beamte, die schweigend einander anblickten. Die Tür zum Arbeitszimmer öffnete sich, alle standen von ihren Plätzen auf und drängten vor. Aus der Tür kam ein Beamter gelaufen, sprach ein paar Worte mit einem Kaufmann, rief dann einem dicken Beamten mit einem Orden am Hals zu, ihm zu folgen, und verschwand wieder hinter der Tür, sichtlich bemüht, allen ihm geltenden Blicken und Fragen zu entgehen. Alpatytsch hatte sich vorgedrängt, und als der Beamte das nächstmal herauskam, schob er die Hand in seinen zugeknöpften Oberrock, wandte sich an den Beamten und überreichte ihm seine zwei Briefe.

»An Herrn Baron Asch vom General en chef Fürsten Bolkonskij«, meldete er so feierlich und bedeutsam, daß sich der Beamte nach ihm umwandte und ihm seine Briefe abnahm.

Nach ein paar Minuten wurde Alpatytsch vom Gouverneur empfangen, der hastig zu ihm sagte: »Melde dem Fürsten und der Prinzessin, daß ich von allem unterrichtet gewesen bin: ich habe auf höheren Befehl gehandelt – hier ...« er gab Alpatytsch ein Flugblatt. »Übrigens, da der Fürst nicht wohl ist, rate ich ihm, nach Moskau zu reisen. Ich selber fahre auch gleich dahin. Bestelle ...«

Aber der Gouverneur sprach nicht zu Ende, ein ganz mit Staub und Schweiß bedeckter Offizier stürzte zur Tür herein und sagte etwas auf französisch. Auf dem Gesicht des Gouverneurs malte sich Entsetzen.

»Geh«, sagte er, nickte Alpatytsch zu und fing dann an den Offizier auszufragen.

Gierige, erschrockene und hilflose Blicke empfingen Alpatytsch, als dieser aus dem Arbeitszimmer des Gouverneurs herauskam. Unwillkürlich horchte er jetzt gespannter auf das nahe, immer stärker werdende Schießen und eilte in seine Herberge zurück. Auf dem Flugblatt, das der Gouverneur Alpatytsch gegeben hatte, stand folgendes:

»Ich versichere Ihnen, daß der Stadt Smolensk nicht die geringste Gefahr bevorsteht, und daß sie aller Wahrscheinlichkeit nach auch niemals von einer solchen bedroht werden wird. Ich gehe von der einen und Fürst Bagration von der andern Seite vor, um vor Smolensk die Vereinigung der beiden Armeen herbeizuführen, die sich am 22. d. M. vollziehen wird, und beide Armeen werden dann mit vereinten

Kräften ihre Mitbürger in der Ihnen anvertrauten Gouvernementsstadt schützen, bis es ihren Anstrengungen gelungen sein wird, die Feinde des Vaterlands von ihnen abzuwehren, oder bis ihre tapferen Reihen bis auf den letzten Mann vernichtet sein werden. Sie ersehen hieraus, daß Sie ein volles Recht haben, die Einwohner von Smolensk zu beruhigen, denn wer unter dem Schutz zweier so tapferer Armeen steht, darf sich auf ihren Sieg verlassen.« (Order Barclay de Tollys an den Zivilgouverneur von Smolensk, Baron Asch 1812.)

Das Volk trieb sich unruhig auf den Straßen herum.

Hochbepackte Fuhren mit Hausgerät, Stühlen und Schränken kamen fortwährend aus den Torwegen der Häuser und fuhren dann die Straße entlang. Auch neben dem Hause Ferapontows standen solche Fuhren, und heulend und mit vielen Worten nahmen die Weiber Abschied. Ein Hofhund umsprang bellend die angeschirrten Pferde.

Mit eiligerem Schritt als gewöhnlich ging Alpatytsch über den Hof, geradewegs auf den Schuppen zu, wo seine Pferde und sein Wagen untergebracht waren. Der Kutscher schlief, er weckte ihn, befahl ihm anzuspannen und ging in den Hausflur. Aus der Stube des Wirtes hörte man Kinderweinen, das krampfhaftes Schluchzen einer Frau und die zornige, heisere Stimme Ferapontows. Als Alpatytsch in den Hausflur eintrat, lief gerade die Köchin wie ein gescheuchtes Huhn vorbei.

»Halbtot hat er sie geschlagen ... die Frau! ... Geschlagen hat er sie und an den Haaren geschleift! ...«

»Warum denn?« fragte Alpatytsch.

»Sie hat ihn gebeten fortzufahren. Das ist doch ihre Pflicht als Mutter. ›Schaff mich fort‹, hat sie gesagt, ›richte mich mit meinen kleinen Kindern nicht zugrunde. Alle Leute‹, hat sie gesagt, ›sind schon weggefahren. Wozu bleiben wir denn noch hier?‹ hat sie gesagt. Und da hat er angefangen, sie zu schlagen. Und so hat er sie geschlagen! So hat er sie geschleift!«

Alpatytsch nickte wie beifällig zu ihren Worten, ging aber, da er von der Sache nichts weiter hören wollte, auf das der Stube der Wirtsleute gegenüberliegende Zimmer zu, wo er seine Einkäufe verstaute hatte.

»Du Bösewicht! Du Mörder!« schrie in diesem Augenblick die hagere, blasse Frau, das Tuch war ihr vom Kopf gerutscht, und sie

stürzte mit ihrem Kind auf dem Arm aus der Tür und lief die Treppe zum Hof hinunter.

Ferapontow trat hinter ihr ebenfalls aus der Stube, und als er Alpatytsch sah, zog er die Weste zurecht, strich sich übers Haar, gähnte und ging Alpatytsch nach in dessen Zimmer.

»Willst du denn schon wieder wegfahren?« fragte er ihn.

Ohne sich nach dem Wirt umzuwenden und auf seine Frage eine Antwort zu geben, packte Alpatytsch seine Einkäufe zusammen und fragte, wieviel er ihm für das Quartier schulde.

»Wir werden schon miteinander ins reine kommen. Nun und? Warst du beim Gouverneur?« fragte Ferapontow. »Was für einen Bescheid hat er dir gegeben?«

Alpatytsch erwiderte, der Gouverneur habe ihm nichts Bestimmtes gesagt.

»Kann man etwa bei unserem Geschäft so einfach auf und davon fahren?« sagte Ferapontow. »Bis Dorogobusch verlangen sie bereits sieben Rubel für eine Fuhr. Ich sage ja: Wucherer sind das und Heiden!« fuhr er fort. »\$Seiwanow, der hat am Donnerstag noch Glück gehabt, hat sein Mehl an die Armee verkauft für neun Rubel den Sack. Aber wie ist's, willst du nicht etwas trinken?« fügte er hinzu.

Während die Pferde angespannt wurden, tranken Alpatytsch und Ferapontow zusammen Tee und unterhielten sich über Kornpreise, über die Ernte und das prächtige Erntewetter.

»Wenigstens ist es nun ruhiger geworden«, sagte Ferapontow, nachdem er drei Tassen Tee getrunken hatte, und erhob sich. »Unsere Truppen werden wohl gesiegt haben. Es war ja angezeigt worden: der Feind wird nicht hereingelassen. Das heißt doch so viel wie: wir haben die Macht ... Da neulich hieß es, Matwej Iwanytsch Platow habe welche in die Marina gejagt und an die achtzehntausend Mann an einem Tag ersäuft.«

Alpatytsch raffte seine Einkäufe zusammen, übergab sie dem eintretenden Kutscher und rechnete mit dem Wirt ab. Dann hörte man vom Torweg her das Rollen der Räder, das Stampfen der Hufe und das Klingeln der Schellen des vorfahrenden Wagens.

Es war schon lange Mittag vorbei, die eine Hälfte der Straße lag bereits im Schatten, während die andere noch grell von der Sonne beschienen wurde. Alpatytsch sah zum Fenster hinaus und ging nach der Tür. Plötzlich hörte man das seltsame Geräusch eines fernen Pfeifens und Einschlagens, und gleich darauf ertönte das ununterbrochene Getöse eines Kanonenfeuers, daß die Fenster zitterten.

Alpatytsch trat auf die Straße hinaus, zwei Männer liefen vorbei auf die Brücke zu. Von verschiedenen Seiten hörte man das Pfeifen und Einschlagen der Kanonenkugeln und das Platzen der Granaten, die in die Stadt fielen. Aber dieses Krachen war weniger hörbar und lenkte die Aufmerksamkeit der Bewohner weniger auf sich als das Getöse des Kanonenfeuers, das man vor der Stadt hörte. Es war dies ein Bombardement aus hundertunddreißig Geschützen, das Napoleon um fünf Uhr auf die Stadt zu eröffnen befohlen hatte. Zuerst verstand das Volk den Sinn dieses Bombardements nicht.

Anfänglich erweckte das Krachen der einschlagenden Granaten und Kanonenkugeln nur die Neugier der Bevölkerung. Ferapontows Frau, die bis jetzt hinter dem Schuppen ununterbrochen geheult hatte, wurde auf einmal still, trat mit dem Kind auf dem Arm in den Torweg, blickte stumm auf die Menge und horchte auf das Getöse.

Nun traten auch die Köchin und der Kommissar aus dem Laden vor das Tor. Alle strengten sich mit vergnügter Neugier an, die über ihre Köpfe hinsausenden Geschosse mit den Augen zu erkennen. Um die Straßenecke bogen ein paar Männer in lebhaftem Gespräch.

»Hat das eine Wucht«, sagte der eine. »Dach und Decke durchgeschlagen, daß nur so die Splitter flogen!«

»Und die Erde aufgewühlt wie ein Schwein!« sagte der andere. »Wie das wirkt! Wie das einem die Nerven kitzelt!« fügte er lachend hinzu. »Ein Glück, daß du beiseite sprangst, sonst hätte dir das was Ordentliches auswischen können.«

Die Menge wandte sich den Männern zu. Sie blieben stehen und erzählten, wie dicht neben ihnen Kanonenkugeln in ein Haus eingeschlagen hätten. Unterdessen flogen ununterbrochen andere Geschosse, bald Kanonenkugeln mit schnellem, dumpfem Sausen, bald Granaten mit angenehmem Pfeifen, über die Köpfe der Menge, aber keines der Geschosse ging in der Nähe nieder, alle flogen darüber

hinweg. Alpatytsch setzte sich in seinen Wagen. Der Wirt stand vor dem Tor.

»Was hast du da zu gaffen?« schrie er der Köchin zu, die mit aufgestreiften Ärmeln und in rotem Unterrock, die nackten Ellbogen hin und her wiegend, an die Ecke gelaufen war, um zuzuhören, was dort erzählt wurde.

»Nein, so etwas! Nein, so etwas!« sagte sie immer wieder. Als sie aber die Stimme des Wirtes hörte, zog sie den aufgeschürzten Rock herunter und kehrte um.

Wieder fing es an zu pfeifen, aber diesmal ganz in der Nähe, und etwas senkte sich wie ein fliegender Vogel herab; mitten in der Straße blitzte ein Feuerschein auf, es krachte, und die ganze Straße wurde in Rauch gehüllt.

»Du Satanskugel, was hast du angerichtet!« schrie der Wirt und lief zu der Köchin hin.

In diesem Augenblick hörte man von verschiedenen Seiten Frauen jämmerlich aufheulen, ein Kind fing erschrocken zu weinen an, und stumm drängte sich die Menge mit bleichen Gesichtern zu einem Knäuel zusammen. Doch deutlicher als alles vernahm man aus dem Haufen heraus das Stöhnen und Klagen der Köchin.

»Oh, oh, oh! Ihr lieben, guten Leute! Ihr lieben, guten Leute! Laßt mich nicht sterben! Ihr lieben, guten Leute!«

Nach fünf Minuten war kein Mensch mehr auf der Straße. Die Köchin, der ein Granatsplitter die Hüfte zerschmettert hatte, hatte man in die Küche geschafft. Alpatytsch, sein Kutscher, Ferapontows Frau mit den Kindern und der Hausknecht saßen im Keller und lauschten. Das Donnern der Geschütze, das Pfeifen der Granaten und das jämmerliche Stöhnen der Köchin, das all dieses Getöse noch übertönte, schwiegen nicht einen Augenblick. Die Wirtin schaukelte und beruhigte bald das Kindchen, bald fragte sie in kläglichem Flüstern alle, die in den Keller kamen, ob sie nicht wüßten, wo ihr Mann sei, der auf der Straße geblieben war. Der nun auch in den Keller flüchtende Kommis sagte ihr, der Wirt sei mit der Menge in die Kathedrale gegangen, wo das wundertätige Muttergottesbild von Smolensk gezeigt werde.

Als es zu dämmern anfang, begann das Geschützfeuer nachzulassen. Alpatytsch kam aus dem Keller heraus und stellte sich vor die

Tür. Der erst so klare Abendhimmel war ganz von Rauch verhüllt, und durch diesen Rauch hindurch schimmerte seltsam die hoch am Himmel stehende, schmale Sichel des zunehmenden Mondes. Nachdem das Getöse der Geschütze von vorhin verstummt war, schien über der ganzen Stadt ein großes Schweigen zu liegen, das nur durch das Hallen eiliger Schritte, das durch die ganze Stadt zu klingen schien, durch Stöhnen, fernes Geschrei und durch das Knistern von Bränden unterbrochen wurde. Das Wehklagen der Köchin war jetzt verstummt. Von zwei Seiten erhoben sich schwarze Rauchsäulen von Feuersbrünsten und breiteten sich weithin aus. Auf der Straße gingen und liefen Soldaten in allerlei Uniformen und nach verschiedenen Richtungen vorbei, nicht in Reih und Glied, sondern wie Ameisen aus einem zerstörten Ameisenhaufen. Einige von ihnen liefen vor Alpatytschs Augen in Ferapontows Hof hinein. Alpatytsch trat vor das Tor. Irgendein Regiment, drängend und hastend auf dem Rückzug begriffen, versperrte die Straße.

»Die Stadt wird übergeben! Flieht! Flieht!« rief ein Offizier ihm zu, der ihn bemerkt hatte, im selben Augenblick wandte er sich aber schon wieder zu den Soldaten und schrie sie an: »Wollt ihr auf die Höfe laufen? Ich werde euch helfen!«

Alpatytsch kehrte ins Haus zurück, rief seinen Kutscher und befahl ihm, alles zur Abfahrt bereit zu machen. Nach Alpatytsch und seinem Kutscher kamen auch alle Hausgenossen Ferapontows aus dem Keller hervor. Als sie den Rauch und sogar die offenen Flammen der Feuersbrünste erblickten, die nun bei anbrechender Dunkelheit deutlich zu sehen waren, fingen die Weiber, die bis jetzt geschwiegen hatten, auf einmal zu heulen und zu schreien an. Wie zu ihrer Begleitung erhob sich am andern Ende der Straße ein ebensolches Jammergeschrei. Mit zitternden Händen brachten Alpatytsch und der Kutscher unter dem Vordach die verfitzten Zügel und Stränge der Pferde in Ordnung.

Als Alpatytsch aus dem Torweg fuhr, sah er, wie in Ferapontows offenem Laden etwa ein Dutzend Soldaten unter lautem Streiten ihre Säcke und Tornister mit Weizenmehl und Sonnenblumenkernen füllten. In diesem Augenblick kehrte Ferapontow zurück und trat von der Straße aus in den Laden. Als er die Soldaten erblickte, wollte er ihnen etwas zuschreien, hielt aber plötzlich inne, fuhr sich an den Kopf und brach in ein schluchzendes Gelächter aus.

»Schleppt alles fort, Kinder! Laßt diesen Teufeln nichts zurück!« schrie er, packte selbst ein paar Säcke an und warf sie auf die Straße.

Ein paar Soldaten erschrakten und rissen aus, andere fuhren fort einzusacken. Als Ferapontow Alpatytsch erblickte, wandte er sich ihm zu.

»Es ist aus mit Rußland!« schrie er. »Alpatytsch, es ist alles aus! Ich selber stecke mein Haus in Flammen! Es ist alles aus ...« und Ferapontow lief auf den Hof.

Die ganze Straße war mit Soldaten versperrt, die ununterbrochen vorübermarschierten, so daß Alpatytsch nicht vorbei konnte und warten mußte. Ferapontows Frau mit den Kindern saß ebenfalls auf einem Wagen und wartete darauf, fortfahren zu können.

Es war schon Nacht geworden. Am Himmel standen die Sterne, und hin und wieder schimmerte der vom Rauch verhüllte Mond hindurch. Am Abhang zum Dnjepr hinunter mußten die Fuhrwerke Alpatytschs und der Wirtin, die nur langsam durch die Reihen der Soldaten und anderer Gespanne vorwärtskamen, abermals haltmachen. Nicht weit von der Straßenkreuzung, wo die Fuhrwerke warten mußten, brannte in einer Quergasse ein Haus mit ein paar Buden. Das Feuer war schon fast niedergebrannt. Bald schien die Flamme zu erlöschen und in schwarzen Qualm überzugehen, bald loderte sie wieder grell auf und beleuchtete seltsam deutlich die Gesichter der Menschen, die an der Straßenkreuzung zusammengedrängt standen. Vor der Brandstätte huschten schwarze Gestalten auf und ab, und durch das nimmer versiegende Knistern des Feuers hindurch hörte man reden und schreien.

Alpatytsch stieg von seinem Wagen, da er sah, daß man die Fuhrwerke nicht so bald durchlassen werde, und bog in das Gäßchen ein, um sich das Feuer anzusehen. Soldaten rannten ununterbrochen an der Brandstätte vorbei und wieder zurück und Alpatytsch sah, wie zwei Militärpersonen und mit ihnen ein Zivilist in einem Friesmantel brennende Balken aus dem Feuer über die Straße in ein Nachbarhaus zogen, während andere Arme voll Heu herbeischleppten.

Alpatytsch trat zu einem dichten Menschauflauf hinzu, der sich gegenüber einem in vollem Brand stehenden hohen Speicher angesammelt hatte. Alle Wände standen in hellen Flammen, die Rückwand war zusammengestürzt, das hölzerne Dach eingesunken, die Balken

glühten. Offenbar wartete die Menge auf den Augenblick, in dem das Dach zusammenbrechen werde. Auch Alpatytsch wartete darauf.

»Alpatytsch!« rief plötzlich eine bekannte Stimme dem alten Mann zu.

»Väterchen! Euer Durchlaucht!« erwiderte Alpatytsch, der augenblicklich die Stimme seines jungen Fürsten erkannt hatte.

Fürst Andrej, in einen Mantel gehüllt, hielt auf einem Rappen hinter der Menge und blickte Alpatytsch an.

»Wie kommst du denn hierher?« fragte er.

»Euer ... Euer Durchlaucht«, stammelte Alpatytsch und fing an zu schluchzen. »Euer ... Euer ... Sind wir denn wirklich ganz verloren? Der Vater ...«

»Wie kommst du hierher?« fragte Fürst Andrej noch einmal.

In diesem Augenblick loderte die Flamme grell auf und zeigte Alpatytsch das blasse, hohle Gesicht seines jungen Herrn. Alpatytsch berichtete, wie er hierher geschickt worden sei und nur mit Mühe wieder fortkönne.

»Ist es wahr, Euer Durchlaucht, daß wir verloren sind?« fragte er noch einmal.

Fürst Andrej gab keine Antwort, zog sein Notizbuch hervor hob ein wenig das Knie und schrieb etwas mit Bleistift auf ein herausgerissenes Blatt. Er schrieb an seine Schwester:

»Smolensk kapituliert. In acht Tagen wird Lysyja-Gory vom Feind besetzt sein. Fahrt sofort nach Moskau. Gib mir umgehend Antwort, wann ihr abfahrt, schicke mir einen Eilboten nach Uswjasch.«

Nachdem er dies geschrieben und das Blatt Alpatytsch übergeben hatte, gab er ihm noch mündliche Anweisungen, wie die Abreise des Fürsten, der Prinzessin Marja und seines Sohnes mit dem Lehrer zu bewerkstelligen sei, und wohin man ihm sogleich eine Antwort schicken solle. Er war mit seinen Befehlen noch nicht zu Ende, als ein Stabsoffizier zu Pferde, von Gefolge begleitet, auf ihn zusprengte.

»Sind Sie der Oberst?« schrie der Stabsoffizier mit deutschem Akzent und einer Stimme, die dem Fürsten Andrej bekannt war. »In Ihrer Gegenwart werden Häuser angezündet, und Sie stehen dabei? Was soll das heißen? Sie werden sich dafür zu verantworten haben!« schrie Berg, der die Stellung eines Gehilfen des Stabschefs des

obersten Befehlshabers am linken Flügel der Infanterietruppen der ersten Armee innehatte, ein recht angenehmer Posten, wo man zur Geltung kommt, wie Berg selber sagte.

Fürst Andrej warf ihm einen Blick zu und fuhr dann, ohne ihm eine Antwort zu geben, an Alpatytsch gewandt, fort: »Bestelle also, daß ich bis zum zehnten auf Antwort warten werde. Wenn ich bis zum zehnten keine Nachricht erhalten habe, werde ich alles stehen und liegen lassen und selber nach Lysyja-Gory kommen.«

»Ich habe Ihnen das nur deshalb gesagt, Fürst«, fing Berg an, nachdem er den Fürsten Andrej erkannt hatte, »weil ich meinen Befehl ausführen mußte, dem ich immer aufs genaueste nachkomme. Entschuldigen Sie, bitte ...« suchte sich Berg zu rechtfertigen.

Da prasselte etwas ins Feuer. Die Flammen legten sich einen Augenblick; schräge Dampf Schwaden drangen unter dem Dach hervor. Dann fing es noch ärger zu prasseln an, und etwas Gewaltiges stürzte herab.

»Uh-u-u-uuh!« brüllte die Menge und begleitete damit das Krachen des einstürzenden Speicherdaches. Das verbrennende Getreide roch wie frischgebackene Pfannkuchen. Die Flamme züngelte wieder auf und beleuchtete die freudig erregten und erschöpften Gesichter der Leute, die das Feuer umstanden.

Der Mann im Friesmantel hob die Hände hoch und schrie: »Großartig! Das Feuer greift um sich! Recht so, Kinder!«

»Das ist der Besitzer selber«, hörte man aus der Menge.

»Also höre«, sagte Fürst Andrej zu Alpatytsch gewandt, »bestelle alles, wie ich es dir gesagt habe!« Und ohne Berg eine Antwort zu geben, der schweigend neben ihm wartete, spornte er sein Pferd und ritt eine Quergasse hinunter.

5

Von Smolensk aus wichen unsere Truppen immer weiter zurück. Der Feind setzte ihnen nach. Am 10. August kam das Regiment, das Fürst Andrej kommandierte, auf seinem Marsch die große Straße entlang an dem Seitenweg vorbei, der nach Lysyja-Gory führte.

Über drei Wochen herrschte nun schon Hitze und Trockenheit. Jeden Tag zeigten sich am Himmel krause Wolken, die ab und zu die Sonne verdeckten, aber gegen Abend wurde es dann immer wieder klar, und in rotbraunem Dunst ging die Sonne unter. Nur der starke Tau nachts erfrischte die Erde. Das nicht abgeerntete Getreide verdorrte und verlor seine Körner. Die Sümpfe trockneten aus. Das Vieh brüllte vor Hunger, da es auf den von der Sonne versengten Wiesen kein Futter fand. Nur nachts und in den Wäldern, solange der Tau noch haftete, war es kühl. Aber auf der Straße, auf der großen Landstraße, auf der die Truppen marschierten, war weder des Nachts noch in den Wäldern etwas von dieser Frische zu bemerken. In dem Sand und Staub, der fußhoch den Weg bedeckte, war nichts von Tau zu spüren.

Sobald es morgens nur zu dämmern anfang, setzte sich alles in Bewegung. Lautlos rollte der Train und die Artillerie, bis an die Naben der Räder einsinkend, weiter, während die Infanterie bis an die Knöchel durch den weichen, heißen Staub watete, der sich auch über Nacht nicht abgekühlt hatte und den Atem benahm. Teilweise wurde dieser sandige Staub von den Füßen und Rädern festgestampft, teilweise aber auch aufgewirbelt, lagerte nun in dichten Wolken über den Truppen und setzte sich in die Augen, in die Haare, in die Ohren, in die Nasen und vor allem in die Lungen der Menschen und Tiere, die auf diesem Weg entlang zogen. Je höher die Sonne stieg, um so höher wurden auch die Staubwolken, und durch diesen feinen heißen Staub konnte man mit bloßem Auge in die Sonne sehen, auch wenn sie nicht von Wolken verhüllt war. Sie sah aus wie ein großer purpurner Ball. Kein Lüftchen regte sich; die Leute erstickten fast in dieser schwülen Luft. Alle hatten sich auf dem Marsch Nase und Mund mit Tüchern zugebunden. Kam man in ein Dorf, so stürzte alles an den Brunnen. Man schlug sich um das Wasser und trank es bis zum Schlamm aus.

Fürst Andrej kommandierte ein Regiment, und wurde durch die Leitung, die Sorge für das Wohlergehen seiner Mannschaften sowie durch die Notwendigkeit, Befehle zu empfangen und zu erteilen, gänzlich in Anspruch genommen. Der Brand von Smolensk und die Preisgabe der Stadt waren für den Fürsten Andrej zu einem entscheidenden Ereignis geworden. Ein neues Gefühl der Erbitterung gegen den Feind machte ihn seinen eignen Kummer vergessen. Er gab sich ganz den Angelegenheiten seines Regimentes hin, sorgte für seine Leute und Offiziere und behandelte sie freundlich. Man nannte ihn ›unser Fürst‹ im Regiment, war stolz auf ihn und hatte ihn gern. Aber sanft und gut war er nur gegen die Leute seines Regiments, gegen Timochin und seinesgleichen, gegen alle, die ihm fremd waren, seinen Kreisen fernstanden und von seiner Vergangenheit nichts wissen und begreifen konnten. Sobald er aber mit einem seiner früheren Bekannten, einem Kameraden vom Stab, zusammentraf, zeigte er sich widerborstig, boshaft, spöttisch und verächtlich. Alles, was mit der Erinnerung an seine Vergangenheit zusammenhing, stieß ihn ab, und er mußte sich Gewalt antun, den Beziehungen zu dieser früheren Welt gerecht zu werden und seine Pflichten gegen sie zu erfüllen.

Überhaupt erschien dem Fürsten Andrej alles in düstrem, trübem Licht, besonders seit jenem 6. August, an dem man Smolensk geräumt hatte, das seiner Ansicht nach hätte gehalten werden können und müssen, nachdem sein kranker Vater genötigt gewesen war, nach Moskau zu fliehen und sein so sehr geliebtes Lysyja-Gory, das er selber erbaut und besiedelt hatte, der Plünderung preiszugeben. Aber trotz alledem konnte Fürst Andrej doch noch an etwas anderes denken, was mit diesen allgemeinen Fragen gar nicht in Zusammenhang stand: an sein Regiment.

Am 10. August kam die Abteilung, zu der sein Regiment gehörte, in der Nähe von Lysyja-Gory vorüber. Zwei Tage vorher hatte Fürst Andrej die Nachricht erhalten, daß sein Vater, sein Sohn und seine Schwester nach Moskau abgefahren seien. Obgleich somit Fürst Andrej in Lysyja-Gory gar nichts zu tun hatte, entschloß er sich, da er nun einmal dazu neigte, in seinem Schmerz zu wühlen, dennoch nach Lysyja-Gory hinüberzureiten.

Er ließ sich ein Pferd satteln und ritt, von der Marschroute seitwärts abbiegend, zu dem väterlichen Gute hinüber, wo er geboren war und seine Kindheit verlebt hatte. Als er an dem Teich vorbeiritt, wo

sonst immer Dutzende von Weibern unter eifrigem Schwatzen ihre Wäsche mit Waschhölzern schlugen und dann spülten, bemerkte er, daß der Teich ganz verlassen dalag und das losgerissene Floß, halb vom Wasser überschwemmt, seitlich auf der Mitte des Teiches trieb.

Fürst Andrej ritt am Wächterhäuschen vorbei. Am steinernen Eingangstor war kein Mensch und die Tür stand offen. Die Wege im Garten waren schon verwachsen, und Kälber und Pferde weideten im englischen Park. Fürst Andrej ritt an die Gewächshäuser heran: die Scheiben waren eingeschlagen, einige von den Bäumen in den Kübeln umgeworfen, andere vertrocknet.

Er rief nach Taras, dem Gärtner. Niemand antwortete ihm. Als er dann um die Treibhäuser herum zu den Obstanpflanzungen kam, sah er, daß der Bretterzaun am Boden lag und die Pflaumen mit den Zweigen abgerissen waren.

Ein alter Bauer – Fürst Andrej hatte ihn in seiner Kindheit oft am Tor gesehen – saß auf der grünen Bank und flocht Bastschuhe. Da er taub war, hatte er das Heranreiten des Fürsten Andrej nicht gehört. Er saß auf jener Bank, auf der der alte Fürst immer gern gegessen hatte, und neben ihm hing der Bast auf den Zweigen einer abgebrochenen, verdorrten Magnolie.

Fürst Andrej ritt vor das Herrenhaus. Ein paar Linden im alten Garten waren umgehauen, und eine Mutterstute mit ihrem Füllen spazierte dicht vor dem Haus durch die Rosenbeete. Alle Läden waren geschlossen; nur im Erdgeschoß stand ein Fenster offen. Ein Hofjunge rannte ins Haus, als er den Fürsten Andrej bemerkte.

Alpatytsch hatte seine Familie weggeschickt und war allein in Lysyja-Gory geblieben. Er saß im Haus und las im Leben der Heiligen. Als er von der Ankunft des Fürsten Andrej hörte, kam er, mit der Brille auf der Nase und sich schnell den Rock zuknöpfend, herausgelaufen, eilte auf den Fürsten Andrej zu, fing, ohne ein Wort zu sagen, zu weinen an und küßte ihm das Knie.

Dann wandte er sich ab, erzürnt über seine eigne Schwäche, und fing an, dem Fürsten über den Stand der Dinge Bericht zu erstatten. Alle Wertsachen und Kostbarkeiten waren nach Bogutscharowo geschafft worden. Auch das Getreide, an die hundert Tschetwert, hatte man dorthin gebracht. Das Futter aber und das Sommergetreide, das, wie Alpatytsch meinte, in diesem Jahr ganz besonders gut geraten sei,

hatten die Soldaten noch unreif abgemäht und mitgenommen. Die Bauern waren zugrunde gerichtet, die meisten ebenfalls nach Bogutscharowo übergesiedelt und nur ein kleiner Teil zurückgeblieben.

Fürst Andrej hörte ihn nicht bis zu Ende an, sondern fragte gleich: »Wann sind mein Vater und meine Schwester abgereist?« und meinte damit, wann sie nach Moskau abgefahren seien.

Alpatytsch, in der Annahme, der Fürst frage nach ihrer Abreise nach Bogutscharowo, erwiderte, sie seien am 7. August abgefahren, und fuhr dann gleich wieder fort, ihm Wirtschaftsangelegenheiten auseinanderzusetzen. Er bat seinen jungen Herrn um Anweisungen.

»Soll ich den Kommandeuren Hafer gegen Quittungen ablassen? Wir haben noch gegen sechshundert Tschetwert übrig«, fragte Alpatytsch.

Was soll ich ihm darauf antworten? dachte Fürst Andrej, indem er den in der Sonne glänzenden Kahlkopf des Alten betrachtete und aus seinem Gesichtsausdruck las, daß Alpatytsch selber wußte, wie unzeitgemäß es war, so zu fragen, aber diese Frage nur gestellt hatte, um seinen eignen Kummer zu übertäuben.

»Ja, laß ihnen nur welchen ab«, antwortete er.

»Sie werden im Garten Unordnung gefunden haben«, fuhr Alpatytsch fort, »aber es war unmöglich, etwas dagegen zu tun. Drei Regimenter sind durchgekommen und haben hier übernachtet, vor allem Dragoner. Ich habe mir Titel und Namen der Kommandeure aufgeschrieben, um eine Beschwerde einreichen zu können.«

»Nun und du selber, was wirst du tun? Willst du hier bleiben, wenn das Gut vom Feind besetzt wird?« fragte ihn Fürst Andrej.

Alpatytsch wandte sein Gesicht dem Fürsten Andrej zu, sah ihn an und hob plötzlich mit feierlicher Gebärde die Hand gen Himmel.

»Er ist mein Beschützer, sein Wille geschehe!« erwiderte er.

Eine Schar von Bauern und Gutsleuten kam mit bloßen Köpfen über die Wiese auf den Fürsten Andrej zu.

»Nun leb wohl«, sagte Fürst Andrej und beugte sich zu Alpatytsch nieder. »Fahr du selber auch weg, nimm mit, was du kannst und schicke die Leute auf das Gut in Rjasan oder auf das bei Moskau.«

Alpatytsch preßte sich an das Bein seines Herrn und brach in Schluchzen aus. Fürst Andrej schob ihn vorsichtig beiseite, spornete sein Pferd und sprengte im Galopp die Allee hinunter.

Vorn auf der Bank saß noch immer, teilnahmslos wie eine Fliege auf dem Antlitz eines teuren Toten, der alte Bauer und klopfte an den Leisten seines Bastschuhs, während zwei kleine Mädchen mit Pflaumen in den aufgehobenen Röckchen, die sie in den Obstpflanzungen von den Bäumen gerissen hatten, von dorthier gelaufen kamen und gerade mit dem Fürsten Andrej zusammenstießen. Als sie den jungen Herrn sahen, packte die Ältere mit erschrockenem Gesicht ihre kleine Gefährtin an der Hand und versteckte sich mit ihr hinter den Birken, ohne sich die Zeit zu lassen, die dabei verlorenen, grünen Pflaumen wieder aufzulesen.

Fast ängstlich wandte sich Fürst Andrej von ihnen ab, um sie nicht merken zu lassen, daß er sie gesehen hatte. Ihm tat das hübsche, erschrockene Mädchen leid. Er scheute sich davor, nach ihr hinzusehen, fühlte aber gleichzeitig den unwiderstehlichen Wunsch, es zu tun. Ein neues erquickendes und beruhigendes Gefühl ergriff ihn, als er sich beim Anblick dieser kleinen Mädchen bewußt wurde, daß es noch andere, ihm ganz fremde, aber ebenso berechnigte menschliche Interessen gab wie jene, die ihn selber in Anspruch nahmen. Diese kleinen Dinger hatten offenbar nur den einen sehnlichen Wunsch: ihre unreifen Pflaumen in Sicherheit zu bringen und aufzuessen, ohne dabei erwischt zu werden, und mit ihnen zusammen empfand auch Fürst Andrej den Wunsch, daß ihnen dies Unternehmen glücken möge. Aber er konnte es doch nicht über sich gewinnen, nicht noch einmal zu ihnen hinzusehen. Überzeugt, der Gefahr entronnen zu sein, sprangen sie aus ihrem Versteck hervor, zwitscherten mit ihren feinen Stimmchen einander etwas zu und liefen, die Röckchen hochhebend, mit ihren verbrannten, nackten Beinchen lustig und flink über das Gras der Wiese.

Fürst Andrej hatte diesen Abstecher aus dem Bereich des Landstraßenstaubes, in dem sich die Truppen vorwärtsbewegten, als Erfrischung empfunden. Nicht weit hinter Lysyja-Gory mußte er jedoch wieder auf die große Straße abbiegen und erreichte sein Regiment am Damm eines kleinen Teiches, wo es rastete.

Es war zwei Uhr nachmittags. Die Sonne, ein in Staub gehüllter roter Ball, stach unerträglich und brannte durch die schwarze Uniform

auf den Rücken. Immer noch lagerte der Staub wie eine unbewegliche Wolke über den Häuptern der Truppen, die sich unter lautem Redegeschwirr gelagert hatten. Kein Lüftchen regte sich. Als Fürst Andrej auf den Damm ritt, kam ihm ein Geruch von Schlamm und kühlem Wasser entgegen. Ein Verlangen, in dieses Wasser zu steigen, überkam ihn, mochte es so schmutzig sein, wie es wolle. Er sah sich nach dem Teich um, von wo Geschrei und Gelächter herüberdrang. Der kleine, trübe, grün bewachsene Weiher war so voll von nackten, weißen Soldatenleibern, die mit ziegelroten Armen, Gesichtern und Hälsen darin herumplätscherten, daß er sichtlich um einen Fuß gestiegen war und den Damm beinahe überschwemmte. Und alle diese nackten, weißen, menschlichen Fleischmassen plantschten unter Lachen und Kreischen in dieser schmutzigen Pfütze herum wie Karauschen in einer Gießkanne. Es lag ein solch harmloser Frohsinn in diesem Plätschern, daß man ganz besonders wehmütig davon gestimmt wurde.

Ein junger blonder Soldat mit einem kleinen Riemen unterhalb der Wade – Fürst Andrej kannte ihn sogar, er war von der dritten Kompanie – bekreuzigte sich, trat etwas zurück, um einen tüchtigen Anlauf nehmen zu können, und stürzte sich kopfüber in die Flut. Ein anderer, ein schwarzer, immer struppiger Unteroffizier, stand bis an den Gürtel im Wasser, zuckte wohligh mit dem muskulösen Oberleib und prustete lustig, indem er sich mit den schwarzen Händen Wasser über den Kopf goß. Man hörte, wie sie sich gegenseitig klatschten und dabei kreischten und juchzten.

An den Ufern, auf dem Damm, im Teich – überall wimmelte es von weißem, gesundem, muskulösem Menschenfleisch. Timochin, ein Offizier mit roter Nase, trocknete sich gerade auf dem Damm mit einem Handtuch ab und geriet, als er den Fürsten sah, etwas in Verlegenheit. Dennoch faßte er sich ein Herz und wandte sich an ihn.

»Ist das schön! Durchlaucht sollten es auch machen«, sagte er.

»Zu schmutzig«, erwiderte Fürst Andrej mit zusammengezogenen Brauen.

»Gleich werde ich das Wasser für Euer Durchlaucht sauber machen lassen.« Und Timochin lief, so wie er war, davon, um die Säuberung des Teiches anzuordnen.

»Der Fürst will baden.«

»Was für einer? Unser Fürst?« klangen die Stimmen durcheinander, und alle hatten es so eilig, daß sie Fürst Andrej nur mit Mühe wieder beruhigen konnte. Er war auf den Gedanken gekommen, sich lieber im Schuppen mit Wasser zu begießen.

Menschenfleisch, Soldatenkörper, chair à canon, dachte er, seinen nackten Körper betrachtend, und schauderte nicht sowohl vor Kälte als vielmehr vor einem ihm selber unverständlichen Entsetzen, das er beim Anblick dieser gewaltigen Menge in dem schmutzigen Teich herumplätschernder Menschenleiber empfunden hatte.

Am 7. August schrieb Fürst Bagration von seinem Rastplatz Michailowka an der Straße von Smolensk folgenden Brief:

»Hochgeehrter Graf Alexej Andrejewitsch!«

Er schrieb an Araktschejew, wußte aber, daß der Kaiser diesen Brief lesen werde, und überlegte sich deshalb genau jedes Wort, soweit er dazu fähig war.

»Ich nehme an, daß der Minister bereits von der Übergabe der Stadt Smolensk an den Feind berichtet hat. Die ganze Armee ist in Verzweiflung. Es ist recht schmerzlich und höchst bedauerlich, daß ein so äußerst wichtiger Platz ohne weiteres aufgegeben worden ist. Ich habe den Minister persönlich auf die eindringlichste Weise gebeten und zuletzt auch an ihn geschrieben, aber nichts konnte seinen Willen ändern. Ich schwöre Ihnen bei meiner Ehre, daß sich Napoleon in einer solchen Klemme befand wie noch nie, und daß er nicht nur Smolensk nicht hätte einnehmen, sondern sogar die Hälfte seiner Armee hätte verlieren können. Unsere Truppen schlugen sich und schlugen sich jetzt noch wie nie zuvor. Ich habe mit fünfzehntausend Mann länger als fünfunddreißig Stunden standgehalten und den Feind geschlagen, er aber wollte keine vierzehn Stunden aushalten. Das ist eine Schmach und ein Schandfleck für unsere Armee, und ich meine, ihm selber müßte doch das Leben auf der Welt dadurch arg verleidet worden sein. Wenn er meldet, daß unsere Verluste groß seien, so ist das eine Unwahrheit, es können höchstens gegen viertausend Mann und nicht mehr sein, und auch die noch nicht einmal. Aber selbst wenn es ihrer zehntausend gewesen wären, was hätte das zu sagen? Dafür ist Krieg. Denn auch der Feind hat große Verluste gehabt.

Was hätte es uns gekostet, noch zwei Tage auszuhalten? Der Feind wäre schließlich von selber gegangen, denn es fehlte ihm an Wasser,

um Leute und Pferde zu tränken. Er hatte mir sein Wort gegeben, nicht zurückzugehen, plötzlich aber schickt er mir die Verfügung, daß er sich noch in der Nacht zurückziehen werde. Auf diese Weise ist kein Krieg zu führen, und wenn das so weiter geht, werden wir den Feind bald in Moskau haben ...

Es geht das Gerücht, daß Sie an Frieden dächten. Bewahre uns Gott davor, jetzt Frieden zu schließen! Wenn Sie nach all diesen Opfern und unsinnigen Rückzügen jetzt Frieden schließen wollten, brächten Sie ganz Rußland gegen sich auf, und jeder von uns sähe es als Schande an, die Uniform zu tragen. Wenn es nun schon einmal so weit gekommen ist, muß man sich schlagen, solange Rußland noch kann und noch Leute auf den Beinen sind.

Einer allein muß kommandieren, aber nicht zwei zusammen. Ihr Minister mag vielleicht für ein Ministerium gut sein, aber als General ist er nicht nur schlecht, sondern hunds miserabel! Und einem solchen Mann ist das Schicksal unseres Vaterlandes in die Hand gegeben ... Ich verliere tatsächlich aus Ärger darüber beinahe den Verstand. Verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen dies alles so von der Leber weg schreibe. Es ist ganz klar, daß derjenige, der den Rat gegeben hat, Frieden zu schließen und das Kommando über die Armee diesem Minister anzuvertrauen, den Kaiser nicht liebt und den Untergang unser aller herbeiwünscht. Darum schreibe ich Ihnen die Wahrheit: halten Sie die Landwehr bereit. Denn dieser Minister führt Ihnen noch auf äußerst meisterliche Art und Weise die ungebetenen Gäste bis in die Hauptstadt. In großem Verdacht steht bei der Armee auch der Flügeladjutant Wolzogen. Er soll, wie man sagt, Napoleon näher stehen als uns, und dabei berät er doch den Minister in allem. Ich zeige mich gegen ihn nicht nur höflich, sondern gehorche ihm sogar wie ein Korporal, obgleich ich älter bin als er. Das ist schmerzlich. Da ich aber meinen Wohltäter und Kaiser liebe, füge ich mich. Mir tut nur der Kaiser leid, daß er solchen Männern seine ruhmreiche Armee anvertraut. Bedenken Sie auch, daß wir bei diesem Rückzug über fünfzehntausend Mann durch Erschöpfung und Krankheit an die Hospitäler verloren haben, was nicht gewesen wäre, wenn wir angegriffen hätten. Ich frage Sie um Gottes willen, was soll unser Mütterchen Rußland dazu sagen, daß wir so feige sind? Wozu liefern wir unser gutes, heiliges Vaterland solchem Gesindel aus? Warum pflanzen wir Haß und Beschämung in das Herz jedes Untertanen?

Warum schrecken wir feige zurück und wen fürchten wir eigentlich? Meine Schuld ist es nicht, daß der Minister unentschlossen, feige, unbegabt und langsam ist und alle nur möglichen schlechten Eigenschaften besitzt. Die ganze Armee ist trostlos darüber und wünscht ihn zu allen Teufeln.«

6

Betrachten wir die zahlreichen Einteilungen, die sich auf die Erscheinungen des Lebens anwenden lassen, so können wir diese Erscheinungen zusammenfassen in solche, bei denen der Inhalt vorwiegt, und solche, bei denen die Form das Ausschlaggebende ist. Zu den zweiten kann man das Petersburger Leben rechnen, vor allem das gesellschaftliche, im Gegensatz zum Leben auf dem Lande, dem Leben in den Kreis- und Gouvernementsstädten, ja sogar dem Leben in Moskau.

Dieses Petersburger Leben ist unveränderlich. Im Jahre 1805 hatten wir mit Napoleon Frieden geschlossen und uns dann aufs neue mit ihm herumgeschlagen, hatten Konstitutionen geschaffen und sie wieder zunichte gemacht, aber Anna Pawlownas und Helenes Salons waren noch ganz ebenso, wie der eine vor sieben, der andere vor fünf Jahren gewesen war.

Bei Anna Pawlowna sprach man immer noch mit derselben Verständnislosigkeit über die Erfolge Bonapartes und sah in allen diesen Erfolgen und in der Unterwürfigkeit der europäischen Fürsten weiter nichts als eine boshafte Verschwörung, deren einziges Ziel es sei, jenem von Anna Pawlowna vertretenen Hofkreis Ärger und Unruhe zu bereiten. Und ebenso schwärmte man in Helenes Salon, den sogar Rumjanzew, der die Hausherrin für eine außerordentlich kluge Frau hielt, seines Besuches würdigte, im Jahre 1812 ganz ebenso, wie man es 1808 getan hatte, von der großen Nation und dem großen Mann und sah mit Bedauern diesen Bruch mit Frankreich. Diesem Bruch mußte nach Ansicht derer, die sich in Helenes Salon versammelten, baldigst durch den Frieden ein Ende gemacht werden.

In letzter Zeit, nach des Kaisers Rückkehr von der Armee, war in diesen beiden gegensätzlichen Salonkreisen eine gewisse Erregung zu bemerken gewesen, die zu gegenseitigen Demonstrationen geführt hatte. Die Richtung der beiden Kreise jedoch war dieselbe geblieben. In Anna Pawlownas Kreis wurden an Franzosen nur die eingefleischten Legitimisten empfangen und der patriotische Sinn wurde dadurch zum Ausdruck gebracht, daß man nicht in das französische Theater ging, dessen Schauspieler, wie man sagte, ebensoviel Unterhalt

kosteten wie ein ganzes Korps Soldaten. Gierig verfolgte man alle Ereignisse bei den Truppen und verbreitete die günstigsten Gerüchte über unser Heer.

In Helenes Kreis, dem Kreis Rumjanzews und der Franzosen, widersprach man den Gerüchten von der Grausamkeit des Feindes und des Krieges und beurteilte alle Versuche Napoleons, eine Versöhnung herbeizuführen, günstig. Man tadelte diejenigen, die den Rat zu jenen scheinbar übereilten Maßnahmen gegeben hatten, wie: den Hof und die Erziehungsanstalten für Mädchen, die unter dem Protektorat der Kaiserinmutter standen, nach Kasan zu verlegen, überhaupt wurden alle Angelegenheiten des Krieges in Helenes Salon wie leere Demonstrationen angesehen, denen in aller Kürze durch den Frieden ein Ende gemacht würde. Die Ansicht Bilibins, der jetzt in Petersburg täglicher Gast bei Helene war – jeder kluge Mensch mußte in ihrem Salon verkehren –, die Ansicht nämlich, daß nicht das Pulver die Sache entscheiden werde, sondern jene, die es erfunden hätten, fand hier allgemeinen Anklang. In diesem Kreis spöttelte man ironisch und geistreich, natürlich auch in aller Vorsicht, über die Begeisterung in Moskau, wovon die Kunde gleichzeitig mit der Ankunft des Kaisers selber in Petersburg einlief.

Im Kreis Anna Pawlownas hingegen begeisterte man sich an dieser Begeisterung und sprach von ihr wie Plutarch von den Patrioten des Altertums¹⁵⁵. Fürst Wassilij, der noch immer dieselben hohen Ämter bekleidete, bildete zwischen beiden Kreisen das Bindeglied. Er ging zu »ma bonne amie Anna Pawlowna« und »dans le salon diplomatique de ma fille«, aber bei dem fortwährenden Hinundherwechseln von einem Lager ins andere kam es zuweilen vor, daß er sich versprach und bei Helene das sagte, was er bei Anna Pawlowna sagen mußte, und umgekehrt.

Kurz nach der Rückkehr des Kaisers unterhielt sich Fürst Wassilij bei Anna Pawlowna einmal über Kriegsangelegenheiten, klagte Barclay de Tolly mit aller Grausamkeit an, konnte sich aber nicht recht entscheiden, wem er als Oberkommandierendem recht geben sollte. Einer der Gäste, der mit dem Zusatz »un homme de beaucoup de mérite« vorgestellt worden war, erzählte, daß er heute den zum Chef der Petersburger Landwehr ernannten Kutusow in der Staatskammer bei einer Sitzung über die Einstellung der Wehrleute gesehen habe, und erlaubte sich mit aller Vorsicht die Vermutung auszuspre-

chen, daß vielleicht Kutusow der Mann wäre, der allen Anforderungen gerecht werden könne.

Anna Pawlowna lächelte schwermütig und bemerkte, daß Kutusow dem Kaiser bisher nichts als Unannehmlichkeiten bereitet habe.

»Ich habe in der Adelsversammlung geredet und geredet«, fiel Fürst Wassilij ein, »aber man hat nicht auf mich gehört. Ich sagte, Kutusows Wahl zum Chef der Landwehr werde wohl kaum den Beifall des Kaisers haben. Aber sie haben ja nicht auf mich gehört.«

»Überall jetzt diese Manie zu frondieren«, fuhr er fort. »Und gegen wen? Alles nur, weil wir die dumme Moskauer Begeisterung nachäffen wollen«, sagte Fürst Wassilij, versah sich und vergaß, daß es ja bei Helene war, wo man sich über den Moskauer Enthusiasmus lustig machte, während man bei Anna Pawlowna davon entzückt sein mußte. Aber er kam gleich wieder ins rechte Fahrwasser.

»Gehört sich das etwa für einen Grafen Kutusow, den ältesten General in ganz Rußland, hier in der Staatskammer zu sitzen? Et il en restera pour sa peine! Kann man denn zum Oberkommandierenden einen Mann wählen, der nicht zu Pferd sitzen kann, im Kriegsrat einschläft und sich durch üblen Lebenswandel auszeichnet? In Bukarest hat er ja schön von sich reden gemacht! Von seinen Eigenschaften als General will ich gar nicht reden. Darf man aber in solch einem Augenblick einen altersschwachen und blinden, einfach blinden Führer wählen? Das wäre ja eine schöne Sache, ein blinder General! Er sieht ja nichts. Das reine Blindekuhspiel würde das werden ... einfach nichts sieht er!«

Niemand hatte darauf etwas zu erwidern.

Am 24. Juli mochte das vielleicht noch stimmen. Jedoch am 29. Juli wurde Kutusow in den Fürstenstand erhoben. Diese Verleihung der fürstlichen Würde konnte freilich auch bedeuten, daß man ihn abfinden wolle, und daß deshalb das Urteil des Fürsten Wassilij noch zu Recht bestehen bleiben konnte, obgleich er es jetzt bereits nicht mehr so eilig hatte, es auszusprechen. Aber am 8. August wurde ein Komitee zur Beratung der Kriegsangelegenheiten einberufen, das aus Generalfeldmarschall Saltikow, Araktschejew, Wiasmitinow, Lopuschin und Kotschubej bestand. Dieses Komitee war der Ansicht, alle Mißerfolge kämen nur daher, weil das Oberkommando nicht in einer Hand liege, und machte deshalb, obgleich allen Persönlichkeiten

des Komitees die Abneigung des Kaisers gegen Kutusow bekannt war, nach kurzer Beratung den Vorschlag, Kutusow zum Oberkommandierenden zu ernennen. Und am selben Tag noch wurde Kutusow zum unumschränkten Oberbefehlshaber der Armee und des ganzen besetzten Gebietes ernannt.

Am 9. August traf Fürst Wassilij bei Anna Pawlowna wieder mit l'homme de beaucoup de mérite zusammen. Dieser Herr machte Anna Pawlowna sehr den Hof, weil er wünschte, zum Kurator einer Mädchenerziehungsanstalt ernannt zu werden. Fürst Wassilij trat mit der Miene eines glücklichen Siegers in den Salon, wie ein Mensch, der das Ziel seiner Wünsche erreicht hat.

»Eh bien, vous savez la grande nouvelle? Le prince Koutouzoff est maréchal. Alle Meinungsverschiedenheiten haben nun ein Ende. Wie glücklich bin ich darüber, wie froh!« rief Fürst Wassilij aus. »Enfin voilà un homme!« fuhr er fort und sah ernst und bedeutsam alle an, die im Salon anwesend waren.

L'homme de beaucoup de mérite konnte es sich trotz seines Wunsches, die Stelle zu erhalten, doch nicht versagen, den Fürsten Wassilij an sein früheres Urteil zu erinnern. Dies war zwar unhöflich, sowohl gegen den Fürsten, als auch gegen Anna Pawlowna selber, die diese Nachricht so freudig aufgenommen hatte, aber er konnte es sich trotzdem nicht versagen.

»Mais on dit qu'il est aveugle, mon prince?« sagte er, den Fürsten Wassilij an seine eignen Worte erinnernd.

»Allez donc, il voit assez«, erwiderte der Fürst etwas hüstelnd, mit tiefer, hastiger Stimme und in jenem Tonfall und mit jenem Hüsteln, womit er alle schwierigen Angelegenheiten entschied.

»Allez, il voit assez«, sagte er noch einmal. »Und vor allem habe ich mich gefreut«, fuhr er fort, »daß der Kaiser ihm uneingeschränkte Macht über die ganze Armee und über das ganze besetzte Gebiet gegeben hat – eine Macht, wie sie noch kein Oberkommandierender je besessen hat. Er ist ein zweiter Selbstherrscher«, schloß er mit siegreichem Lächeln.

»Gott segne ihn, Gott segne ihn!« sagte Anna Pawlowna.

L'homme de beaucoup de mérite, der in Hofkreisen noch ein Neuling war, wollte Anna Pawlowna etwas Angenehmes sagen, indem er, ihre frühere Ansicht über diese Entscheidung bestätigend, äußerte:

»Man sagt, der Kaiser habe Kutusow nur ungern diese Macht übertragen. On dit, qu'il rougit comme une demoiselle, à laquelle on lirait Joconde¹⁵⁶, en lui disant: le souverain et la patrie vous decernent cet honneur.«

»Peut-être que le cœur n'était pas de la partie«, sagte Anna Pawlowna.

»O nein, nein!« mischte sich hitzig Fürst Wassilij ein. Jetzt wollte er nichts mehr auf Kutusow kommen lassen. Seiner Ansicht nach war jetzt Kutusow nicht nur an sich vortrefflich, sondern wurde auch von allen vergöttert. »Nein, nein, das kann nicht sein, der Kaiser hat ihn doch schon früher hochgeschätzt!« sagte er.

»Gebe Gott nur«, fing Anna Pawlowna an, »daß Fürst Kutusow diese Macht auch tatsächlich in seine eigne Hand nimmt und niemandem gestattet, ihm Stecken in die Räder zu schieben, des bâtons dans les roues.«

Fürst Wassilij verstand sogleich, wen sie mit diesem »niemand« gemeint hatte. Flüsternd sagte er: »Ich weiß genau, daß Kutusow als unerläßliche Bedingung verlangt hat, der Thronfolger dürfe nicht bei der Armee bleiben. Vous savez, ce qu'il a dit à l'empereur?«

Und Fürst Wassilij wiederholte die Worte, die Kutusow angeblich zum Kaiser gesagt haben sollte: »Ich kann ihn weder bestrafen, wenn er etwas Dummes macht, noch belohnen, wenn er sich gut führt.«

»Oh, dieser Fürst Kutusow ist ein äußerst kluger Mensch! Je le connais de longue date.«

»Es wird sogar behauptet«, sagte l'homme de beaucoup de mérite, der noch nicht den höfischen Takt besaß, »Seine Durchlaucht habe als unerläßliche Bedingung verlangt, daß der Kaiser selber der Armee fernbleibe.«

Kaum hatte er dies ausgesprochen, so wandten sich augenblicklich Fürst Wassilij und Anna Pawlowna von ihm ab, sahen einander bedauernd an und seufzten ob seiner Naivität.

Während dies in Petersburg vorging, hatten die Franzosen Smolensk schon hinter sich und näherten sich Moskau mehr und mehr. Napoleons Geschichtsschreiber Thiers sagt, indem er seinen Helden zu rechtfertigen sucht, daß Napoleon gegen seinen Willen zu den Mauern Moskaus hingelockt worden sei, was auch andere Geschichtsschreiber behaupten. Er hat ebenso recht wie alle jene Historiker, die geschichtliche Ereignisse aus dem Willen eines einzelnen Menschen zu erklären versuchen, ebenso recht wie jene russischen Geschichtsschreiber, die da behaupten, Napoleon sei durch die Kunst russischer Feldherrn nach Moskau gelockt worden. Hier spielen außer dem Gesetz des nachträglichen Hineindeutens auch noch die Wechselbeziehungen mit hinein, die alles noch mehr verwirren. Ein guter Schachspieler ist, wenn er eine Partie verloren hat, fest überzeugt, daß dieser Verlust durch einen Fehler seinerseits verursacht ist, und sucht diesen Fehler am Anfang seines Spieles. Aber er denkt nicht daran, daß im Verlauf des ganzen Spiels bei jedem Zug solche Fehler gemacht worden sind, und daß auch nicht ein einziger Zug ganz fehlerfrei gewesen ist. Und gerade der Fehler, auf den er seine Aufmerksamkeit lenkt, fällt ihm nur deshalb auf, weil der Gegner Vorteil daraus gezogen hat. Um wieviel verwickelter aber ist nun das Spiel eines Krieges, das unter gewissen zeitlichen Bedingungen abrollt und wo nicht ein einziger Wille leblose Marionetten lenkt, sondern alles, was sich ereignet, dem Zusammenfluß zahlloser, mannigfaltiger Willkürlichkeiten entspringt.

Hinter Smolensk suchte Napoleon eine Schlacht bei Dorogobusch, bei Wjasma und dann bei Zarewo-Saimischtsche, aber es kam infolge eines Zusammentreffens zahlloser Umstände doch so, daß die Russen eine Schlacht nicht früher annehmen konnten als bei Borodino, hundertzwölf Werst von Moskau. Von Wjasma aus befahl Napoleon, geradewegs auf Moskau vorzurücken.

Moscou, la capitale asiatique de ce grand empire, la ville sacrée des peuples d'Alexandre, Moscou, avec ses innombrables églises en forme de pagodes chinoises – dieses Moskau ließ der Phantasie Napoleons keine Ruhe.

Auf dem Marsch von Wjasma nach Zarewo-Saimischtsche ritt Napoleon auf seinem isabellfarbenen, englisierten Paßgänger, begleitet von Gardereitern, seiner Leibwache, Pagen und Adjutanten. Berthier, der Chef des Stabes, war etwas zurückgeblieben, um einen russischen Gefangenen auszufragen, den die Kavallerie soeben eingebracht hatte. Von dem Dolmetscher Lelorme d'Ideville begleitet, holte er soeben im Galopp Napoleon wieder ein und hielt mit vergnügtem Gesicht sein Pferd an.

»Eh bien?« fragte Napoleon.

»Un cosaque de Platow sagt, Platows Korps habe sich mit der großen Armee vereinigt, und Kutusow sei zum Oberkommandierenden ernannt. Très intelligent et bavard!«

Napoleon lächelte und befahl, diesem Kosaken ein Pferd zu geben und ihn herbeizuführen. Er wollte selber mit ihm sprechen. Einige Adjutanten sprengten davon, und nach einer Stunde kam Lawruschka, Denissows Leibeigner, den er Rostow überlassen hatte, in seiner Burschenjacke auf einem französischen Kavalleriepferd mit durchtriebenem, betrunkenem, vergnügtem Gesicht zu Napoleon herangeritten. Napoleon ließ ihn neben sich herreiten und fing an, ihn auszufragen.

»Sie sind Kosak?«

»Zu Befehl, Euer Wohlgeboren.«

»Der Kosak, der nicht ahnte, in welcher Gesellschaft er sich befand, denn Napoleons einfache Art hatte nichts an sich, was einer orientalischen Phantasie die Gegenwart eines Monarchen hätte verraten können, unterhielt sich mit ihm in aller Zutraulichkeit über die Angelegenheiten des laufenden Krieges«, sagt Thiers, der diese kleine Episode erzählt. Lawruschka hatte sich nämlich tags zuvor betrunken, seinen Herrn ohne Mittagessen gelassen und war deshalb ausgepeitscht und in ein Dorf geschickt worden, um dort Hühner zu requirieren. Hier hatte er sich vom Eifer des Marodierens immer weiter fortreißen lassen und war schließlich von den Franzosen gefangengenommen worden. Lawruschka war einer von jenen rohen, frechen, mit allen Hunden gehetzten Bedienten, die es für ihre Pflicht halten, stets niederträchtig und schlau vorzugehen, die bereit sind, jedem Herrn jeden Dienst zu leisten, und pffiffig die schlechten Regungen ihrer Vorgesetzten, besonders Eitelkeit und Kleinlichkeit, zu durchschauen verstehen.

Als Lawruschka in Napoleons Gesellschaft geraten war, dessen Persönlichkeit er sehr wohl und leicht erkannte, wurde er nicht etwa verlegen, sondern bemühte sich nur aus Leibeskräften, sich diesem neuen Herrn dienstbar zu zeigen.

Er wußte genau, daß dies Napoleon selber war, aber die Gegenwart Napoleons konnte ihn ebenso wenig in Verlegenheit bringen wie diejenige Rostows oder des Wachtmeisters mit den Ruten, weil er eben nichts besaß, was ihm der Wachtmeister oder Napoleon hätten wegnehmen können.

Er schwatzte all das zusammen, was gerade unter den Burschen im Umlauf war. Vieles davon stimmte genau. Doch als ihn Napoleon fragte, ob denn die Russen dächten, daß sie Bonaparte besiegen würden, kniff er die Augen zusammen und überlegte. Er erblickte hierin eine feine List, wie Leute seines Schlages immer in allem eine List vermuten, zog die Stirn kraus und schwieg.

»Das heißt«, fing er nachdenklich an, »wenn es zu einer Schlacht kommt, und zwar bald, so siegt ihr. Das ist mal ganz sicher. Wenn aber von heute ab noch drei Tage vergehen, dann bedeutet das so viel, daß sich auch die Schlacht selber noch in die Länge ziehen wird.«

Diese Worte wurden Napoleon so übersetzt: »Wird die Schlacht innerhalb von drei Tagen geliefert, so werden die Franzosen sie gewinnen, wird sie später geschlagen, weiß Gott, was sich ereignen mag.« So gab Lelorme d'Ideville lächelnd den Sinn wieder. Napoleon lächelte nicht, obgleich er sich sichtlich in bester Laune befand, und ließ sich diese Worte wiederholen.

Lawruschka entging dies nicht und um Napoleon einen Spaß zu machen, sagte er, sich stellend, als wisse er nicht, wer er sei: »Wir wissen, daß ihr einen Bonaparte habt, der alle in der Welt geschlagen hat, na, aber mit uns ist das doch eine andere Sache ...« fuhr er fort und geriet, ohne selber zu wissen wie und warum, in einen großsprecherischen Patriotismus hinein.

Der Dolmetscher übersetzte diese Worte Napoleon, ließ aber den Schluß weg, und Bonaparte lächelte. »Der junge Kosak brachte seinen mächtigen Fragesteller zum Lächeln«, erzählt Thiers.

Nachdem sie ein paar Schritte schweigend weitergeritten waren, wandte sich Napoleon an Berthier und sagte, er wünsche den Eindruck zu sehen, den die Eröffnung auf cet enfant du Don machen werde, daß

jener Mann, mit dem er sich unterhielt, der Kaiser selber war, jener Kaiser, der seinen unsterblich siegreichen Namen auf die Pyramiden geschrieben¹⁵⁷ hatte.

So wurde dem enfant du Don diese Eröffnung gemacht.

Lawruschka durchschaute, daß dies nur geschah, um ihn zu verblüffen, und daß Napoleon glaubte, er werde nun einen tüchtigen Schreck bekommen, und so stellte er sich, um seinem neuen Herrn diesen Gefallen zu tun, sogleich völlig verwirrt und starr vor Staunen, drehte die Augen heraus und machte dasselbe Gesicht, das er gewöhnlich aufsetzte, wenn er zum Auspeitschen abgeführt wurde.

»Kaum hatte Napoleons Dolmetscher dies gesagt«, erzählt Thiers, »als der Kosak wie von einer Art Erstarrung ergriffen wurde: er konnte kein Wort mehr hervorbringen und heftete nur beim Weiterreiten die Augen unablässig auf diesen Eroberer, dessen Name selbst über die Steppen des Ostens bis zu ihm gedrungen war. Seine ganze Beredsamkeit war mit einem Schlag versiegt, um einem Gefühl naiver, stummer Bewunderung Platz zu machen. Nachdem ihn Napoleon belohnt hatte, ließ er ihm die Freiheit schenken, wie man einen Vogel den heimatlichen Gefilden zurückgibt.«

Napoleon ritt weiter und träumte von jenem Moskau, das seine Phantasie so sehr beschäftigte, während der »Vogel, den man seinen heimatlichen Gefilden zurückgegeben hatte«, zu unseren Vorposten zurücksprengte, wobei er sich im voraus allerlei ausdachte, was er gar nicht erlebt hatte, aber seinen Kameraden erzählen wollte. Denn das, was tatsächlich mit ihm geschehen war, mochte er nicht erzählen, hauptsächlich deshalb nicht, weil es ihm nicht der Rede wert schien. Er kam zu den Kosaken, fragte sich durch, wo sein Regiment sei, das zum Platowschen Korps gehöre, und fand noch gegen Abend desselben Tages seinen Herrn Nikolaj Rostow wieder, der in Jankowo einquartiert war und gerade aufs Pferd stieg, um mit Iljin einen Spazierritt durch die umliegenden Dörfer zu machen. Er ließ Lawruschka ein frisches Pferd bringen und nahm ihn mit.

Prinzessin Marja war nicht in Moskau und nicht aller Gefahr entronnen, wie Fürst Andrej glaubte.

Nachdem Alpatytsch aus Smolensk zurückgekehrt war, war der alte Fürst plötzlich wie aus einem Schlaf zu sich gekommen. Er ließ in den Dörfern die Landwehreute einziehen und bewaffnen und schrieb an den Oberkommandierenden einen Brief, in dem er ihm mitteilte, er habe den Entschluß gefaßt, bis zum äußersten in Lysyja-Gory auszuharren und sich zu verteidigen, und stelle es nun seinem Ermessen anheim, zum Schutz von Lysyja-Gory Maßnahmen zu ergreifen oder nicht; im zweiten Fall werde daselbst einer der ältesten russischen Generäle gefangengenommen oder totgeschlagen werden. Seinen Hausgenossen erklärte er, daß er in Lysyja-Gory bleiben werde.

Doch wenn er auch selber in Lysyja-Gory bleiben wollte, hatte der alte Fürst dennoch angeordnet, daß die Prinzessin, Dessalles und der kleine Nikoluschka nach Bogutscharowo und von dort aus nach Moskau fahren sollten. Prinzessin Marja aber, erschrocken über diese fieberhafte Tätigkeit ihres Vaters, die seine frühere Lässigkeit abgelöst hatte und ihm fast den Schlaf raubte, konnte sich nicht entschließen, ihn allein zu lassen, und erlaubte sich zum erstenmal in ihrem Leben, ihrem Vater nicht zu gehorchen. Sie weigerte sich, wegzufahren, und des alten Fürsten Zorn entlud sich wie ein furchtbares Ungewitter über ihrem Haupt. Er erinnerte sie an alles, worin er ungerecht gegen sie gewesen war. In dem Bestreben, sie zu beschuldigen, warf er ihr vor, daß sie ihn nur quäle, ihn mit seinem Sohn entzweit habe, einen abscheulichen Verdacht gegen ihn hege und es sich zur Lebensaufgabe gemacht habe, sein Dasein zu vergiften. Dann jagte er sie aus seinem Zimmer und sagte, daß es ihm vollständig gleichgültig sei, ob sie wegfahre oder hierbleibe, er wolle von ihrer Existenz nichts wissen, nur das eine sage er ihr im voraus: sie solle sich nicht unterstehen, ihm noch einmal vor Augen zu kommen. Daß er gegen Prinzessin Marjas Befürchtungen nicht befahl, sie mit Gewalt fortzubringen, sondern ihr nur verbot, ihm vor die Augen zu kommen,

freute sie. Sie wußte, dies war ein Beweis, daß er im Grund seines Herzens froh war, wenn sie im Hause blieb und nicht wegfuhr.

Am nächsten Morgen, nachdem Nikoluschka abgereist war, ließ sich der alte Fürst die Uniform anziehen und schickte sich an, zum Oberkommandierenden zu fahren. Der Wagen stand bereits vor der Tür. Prinzessin Marja sah, wie er in Uniform und mit allen Orden geschmückt aus dem Hause trat, um die bewaffneten Bauern und Gutsleute zu besichtigen. Sie saß am Fenster und hörte seine Stimme, die vom Garten herüberdrang. Plötzlich kamen ein paar Leute mit erschrockenen Gesichtern die Allee entlang gerannt.

Prinzessin Marja lief auf die Freitreppe hinaus und über den Blumenweg in die Allee hinüber. Ihr entgegen bewegte sich eine große Menge von Landwehrmännern und Gutsleuten, und in ihrer Mitte brachten ein paar Männer die zusammengesunkene Gestalt des alten Fürsten, den sie unter die Arme gefaßt hatten, in seiner Uniform mit den Orden, herbeigeschleppt. Prinzessin Marja lief auf ihn zu, konnte sich aber bei diesem in kleinen, spielenden Ringen durch den Schatten der Lindenallee fallenden Licht über die Veränderung, die in seinem Gesicht vorgegangen war, keine Rechenschaft ablegen. Das einzige, was sie sah, war, daß die frühere Strenge und Entschlossenheit in seinem Gesicht einem Ausdruck der Schüchternheit und Duldsamkeit Platz gemacht hatte. Als er die Tochter sah, bewegte er ohnmächtig die Lippen und fing an zu röcheln. Es war nicht möglich zu verstehen, was er wollte. Man hob ihn auf, trug ihn in sein Arbeitszimmer und legte ihn auf jenen Diwan, den er in letzter Zeit so gefürchtet hatte.

Es wurde sofort ein Arzt geholt, der ihn noch in derselben Nacht zur Ader ließ und erklärte, der Fürst habe einen rechtsseitigen Schlaganfall erlitten.

In Lysyja-Gory zu bleiben wurde von Tag zu Tag gefährlicher, und so schaffte man denn den alten Fürsten am nächsten Tag nach Bogutscharowo. Der Arzt begleitete ihn.

Als sie in Bogutscharowo eintrafen, war Dessalles mit dem kleinen Fürsten bereits nach Moskau abgefahren.

Drei Wochen lang lag nun der alte Fürst vom Schlaganfall gelähmt, ohne daß sich sein Zustand gebessert oder verschlimmert hätte, in Bogutscharowo in dem neuen Haus, das Fürst Andrej gebaut hatte. Er war nicht bei Bewußtsein und lag da entstellt und wie ein Toter.

Immer murmelte er etwas vor sich hin und zuckte mit Augenbrauen und Lippen, aber es war nicht herauszubekommen, ob er Verständnis hatte für das, was ihn umgab, oder nicht. Eins aber war mit Sicherheit zu erkennen: nämlich, daß er sich abmühte und das Bedürfnis empfand, etwas zu sagen. Was dies aber war, konnte niemand herausbekommen. War es irgendeine Laune des Kranken und Halbgeisteskranken, bezog es sich auf den allgemeinen Gang der Dinge oder auf Familienangelegenheiten?

Der Arzt meinte, diese Unruhe habe gar nichts zu bedeuten und beruhe auf physischen Gründen, aber Prinzessin Marja glaubte – und der Umstand, daß in ihrer Gegenwart seine Unruhe immer zunahm, bestärkte sie noch in ihrer Annahme –, daß er ihr etwas sagen wolle.

Er litt offenbar seelisch ebenso wie körperlich. Hoffnung auf Genesung war nicht vorhanden. Ihn fortzubringen war ebenfalls unmöglich. Denn was hätte man tun sollen, wenn er unterwegs gestorben wäre?

Wäre es nicht besser, wenn es zu Ende ginge, ganz zu Ende ginge? dachte Prinzessin Marja manchmal. Tag und Nacht beobachtete sie ihn, fast ohne zu schlafen, und beobachtete ihn, so schrecklich es ist, dies auszusprechen, nicht in der Hoffnung, ein Zeichen der Besserung bei ihm zu entdecken, sondern mit dem Wunsch, die Symptome des herannahenden Endes bei ihm wahrzunehmen.

Wie sonderbar es Prinzessin Marja auch vorkam, daß sie sich eines solchen Gefühles bewußt wurde – es war dennoch vorhanden. Und noch furchtbarer schien ihr, daß seit der Zeit, da ihr Vater krank lag, vielleicht schon etwas früher, etwa seit jenen Tagen, als sie, wie auf irgend etwas wartend, bei ihm in Lysyja-Gory geblieben war, all die vergessenen persönlichen Hoffnungen und Wünsche in ihr wieder wach wurden, die lange in ihrem Herzen geschlafen hatten. Gedanken, die ihr seit Jahren nicht in den Sinn gekommen waren, an ein freies Leben ohne die Angst vor dem Vater, Gedanken sogar an die Möglichkeit von Liebe und Familienglück umgaukelten jetzt beständig wie Versuchungen des Teufels ihre Phantasie. Wie sehr sie sich auch dagegen wehrte, unaufhörlich gingen ihr jetzt Fragen durch den Kopf, wie sie sich »nachher« ihr Leben einrichten werde. Das waren die Lockungen des Teufels, das wußte sie und wußte auch, daß die einzige Waffe gegen diesen das Gebet war, und deshalb versuchte sie zu beten. Sie nahm die Stellung zum Gebet ein, blickte nach den

Heiligenbildern und sprach die Worte vor sich hin, aber beten konnte sie nicht. Sie fühlte, daß jene andere Welt jetzt ganz von ihr Besitz ergriffen hatte, jene Welt des Erdenlebens, der Arbeit und freien Betätigung, die jener geistigen Welt, in der sie früher eingeschlossen gewesen war und in der sie ihren besten Trost im Gebet gefunden hatte, so völlig entgegengesetzt war. Sie konnte nicht beten und konnte nicht weinen, weltliche Sorgen hatten sich ganz ihrer bemächtigt.

In Bogutscharowo zu bleiben, wurde immer gefährlicher. Von allen Seiten hörte man von den heranrückenden Franzosen, und in einem fünfzehn Werst von Bogutscharowo entfernten Dorf war das Gutshaus von französischen Marodeuren ausgeplündert worden.

Der Arzt bestand fest darauf, daß man den Fürsten abtransportiere. Der Adelsmarschall schickte einen Beamten zu Prinzessin Marja, der sie überreden sollte, so schnell wie möglich abzufahren. Der Polizeichef, der selber nach Bogutscharowo kam, bestand ebenfalls darauf und sagte, die Franzosen seien nur noch vierzig Werst entfernt, in den Dörfern gingen schon französische Proklamationen um, und wenn Prinzessin Marja bis zum 15. nicht mit ihrem Vater abgefahren sei, stehe er für nichts mehr.

So beschloß Prinzessin Marja, am 15. abzufahren. Die Vorbereitungen, das Erteilen der Befehle, um die sich nun jeder an sie wandte, nahmen sie den ganzen Tag in Anspruch. Die Nacht vom 14. zum 15. verbrachte sie wie immer, ohne sich auszukleiden, in einem Zimmer neben dem, wo der alte Fürst ruhte. Ab und zu wachte sie auf und hörte ihn ächzen und murmeln, hörte das Knarren der Bettstelle und die Schritte Tichons und des Arztes, die ihn umbetteten. Ein paarmal horchte sie an der Tür, und ihr schien, daß er heute lauter murmelte und unruhiger war. Sie konnte nicht schlafen, ging ein paarmal bis an die Tür, horchte und wollte hineingehen, konnte sich aber nicht entschließen, dies zu tun. Obgleich er nicht sprechen konnte, so sah und wußte doch Prinzessin Marja, wie unangenehm ihm jeder Ausdruck der Besorgnis um ihn war. Sie hatte mehrmals beobachtet, wie unzufrieden er seinen Blick von ihr abgewandt hatte, wenn ihre Augen unwillkürlich lang auf ihm haften geblieben waren. Sie wußte, daß ihr Kommen in der Nacht, zu so ungewöhnlicher Zeit, ihn aufregen würde.

Aber noch nie zuvor war es ihr so schmerzlich, so furchtbar gewesen, ihn zu verlieren. Sie erinnerte sich an ihr ganzes Leben mit ihm zusammen und fand in jedem seiner Worte, in jeder seiner Handlungen einen Ausdruck seiner Liebe zu ihr. Bisweilen drängten sich in ihrer Phantasie mitten unter diese Erinnerungen die Verlockungen des Teufels: die Gedanken, was nach seinem Tode werden würde, und wie sie sich ihr neues, freies Leben einrichten könne. Aber mit Abscheu jagte sie diese Gedanken davon. Gegen Morgen wurde er stiller, und sie schlief ein.

Es war schon spät, als sie erwachte. Jene Aufrichtigkeit, die dem Menschen beim Erwachen eigen ist, zeigte ihr klar, was sie während der Krankheit ihres Vaters am meisten beschäftigt hatte. Sie machte sich vollends munter, horchte, was hinter der Tür vorging, und als sie sein Ächzen vernahm, sagte sie sich mit einem Seufzer, daß noch alles unverändert sei.

»Aber was soll denn auch sein? Was habe ich denn gewollt? Ich wünsche ihm den Tod«, rief sie voll Abscheu gegen sich selbst.

Sie wusch sich, zog sich an, sprach ihr Gebet und trat auf die Freitreppe hinaus.

Vor der Tür standen, noch unbespannt, die Wagen, auf die bereits das Gepäck aufgeladen wurde.

Der Morgen war warm und grau. Prinzessin Marja blieb auf der Freitreppe stehen; sie schauderte immer noch vor der Schlechtigkeit ihres Herzens und bemühte sich, ihre Gedanken zu ordnen, ehe sie zu ihm hineinging.

Der Arzt kam die Treppe herunter und trat zu ihr.

»Es geht ihm heute besser«, sagte er. »Ich suchte Sie. Man kann jetzt etwas von dem verstehen, was er sagt, sein Kopf ist klarer. Kommen Sie. Er verlangt nach Ihnen ...«

Bei dieser Nachricht fing Prinzessin Marjas Herz so stark zu klopfen an, daß sie ganz bleich wurde und sich an die Tür lehnen mußte, um nicht umzufallen. Ihn zu sehen und mit ihm zu sprechen, ihm jetzt unter die Augen zu treten, wo ihr ganzes Herz von diesen schrecklichen, verbrecherischen Versuchungen voll war, erschien ihr, bei aller Freude, als furchtbare Qual.

»Kommen Sie!« sagte der Arzt.

Prinzessin Marja ging zu ihrem Vater hinein und trat an das Bett. Er lag, hochgestützt, auf dem Rücken, die kleinen, knochigen, mit knotigen lila Adern überzogenen Hände ruhten auf der Bettdecke. Das linke Auge schien starr, das rechte schielte, Augenbrauen und Lippen zuckten nicht mehr. Er sah mager, klein und jammervoll aus. Sein Gesicht schien ausgetrocknet oder hinweggeschmolzen zu sein, seine Züge waren wie verwischt. Prinzessin Marja trat auf ihn zu und küßte ihm die Hand.

Seine linke Hand drückte die ihrige so stark, daß deutlich daraus hervorging: er hatte schon lange auf sie gewartet. Er zog ihre Hand zu sich heran, und seine Lippen und Brauen fingen an, sich zornig zu bewegen.

Erschrocken blickte sie ihn an, bemüht, zu erraten, was er von ihr wollte. Als sie die Stellung etwas geändert hatte und ihm so nahe gekommen war, daß er mit dem linken Auge ihr Gesicht sehen konnte, beruhigte er sich für ein paar Sekunden, ließ sie aber nicht aus dem Auge. Dann bewegte er wieder Lippen und Zunge, Laute wurden hörbar, und er fing an zu reden, wobei er sie schüchtern und flehend ansah, da er sichtlich fürchtete, sie werde ihn nicht verstehen.

Prinzessin Marja nahm alle ihre Aufmerksamkeit zusammen und sah ihn an. Die komische Mühsamkeit, mit der er die Zunge bewegte, zwang sie, die Augen niederzuschlagen, und nur mit Mühe konnte sie das Schluchzen unterdrücken, das ihr in der Kehle aufstieg. Er sagte etwas, indem er die Worte mehrmals wiederholte. Prinzessin Marja konnte sie nicht verstehen, aber sie gab sich Mühe, zu erraten, was er sagte, und wiederholte fragend die von ihm gesprochenen Laute.

»He ... he ... Ang...« wiederholte er mehrmals.

Niemand konnte seine Worte verstehen. Der Doktor glaubte, es erraten zu haben, indem er fragend ergänzte: »Ob die Prinzessin Angst hat?«

Der Fürst schüttelte verneinend den Kopf und wiederholte wieder dieselben Laute.

»Ums Herz ist dir's bang?« rief Prinzessin Marja.

Er röchelte bejahend, nahm ihre Hand und drückte sie auf verschiedene Stellen seiner Brust, als suche er den richtigen Platz für sie.

»Immer Gedanken! ... An dich ...« stammelte er dann bedeutend besser und verständlicher als vorher, jetzt, wo er überzeugt war, daß man ihn verstand.

Prinzessin Marja drückte ihren Kopf an seine Brust, bemüht, ihr Schluchzen und ihre Tränen zu verbergen.

Er strich ihr mit der Hand übers Haar.

»Ich habe die ganze Nacht nach dir gerufen ...« stammelte er.

»Wenn ich das gewußt hätte ...« sagte sie unter Tränen. »Ich hatte Angst, hereinzukommen.«

Er drückte ihre Hand.

»Hast du nicht geschlafen?«

»Nein, ich habe nicht geschlafen«, erwiderte sie und schüttelte verneinend den Kopf.

Sich dem Vater anpassend, versuchte sie jetzt ebenso wie er mehr durch Zeichen zu sprechen, als koste es auch sie Anstrengung, die Zunge zu bewegen.

»Mein Seelchen ...« oder »Herzchen ...« Marja konnte es nicht genau verstehen, aber nach dem Ausdruck seines Blickes zu urteilen, war es sicherlich ein so liebes, zärtliches Wort gewesen, wie er es noch nie zu ihr gesagt hatte. »Warum bist du nicht gekommen?«

Und ich habe seinen Tod, seinen Tod gewünscht! dachte Prinzessin Marja.

Er schwieg eine Zeitlang.

»Ich danke dir ... meine Tochter ... mein gutes Kind ... für alles, für alles ... verzeih ... ich danke dir ... verzeih ... ich danke dir ...« und Tränen rannen ihm aus den Augen.

»Ruft Andrjuscha!« rief er plötzlich, und etwas kindlich Schüchternes und Unsicheres drückte sich dabei auf seinem Gesicht aus.

Es war, als wüßte er selber, daß sein Verlangen sinnlos war. Der Prinzessin Marja kam das wenigstens so vor.

»Ich habe einen Brief von ihm bekommen«, antwortete sie.

Er sah sie verwundert und schüchtern an.

»Wo ist er denn?«

»Er ist bei der Armee, mon père, in Smolensk.«

Er schwang lange und schloß die Augen. Dann nickte er zustimmend als Antwort auf seine Zweifel und zur Bestätigung, daß er jetzt alles verstand und sich an alles erinnerte, und schlug die Augen wieder auf.

»Ja«, sagte er leise und klar. »Rußland ist verloren. Sie haben es zugrunde gerichtet.«

Und wieder fing er an zu schluchzen, und Tränen rannen ihm aus den Augen. Prinzessin Marja konnte sich nicht länger beherrschen und fing beim Anblick seines tränenüberströmten Gesichtes ebenfalls zu weinen an.

Abermals schloß er die Augen. Sein Schluchzen verstummte. Er zeigte mit der Hand auf sein Gesicht, und Tichon verstand und wischte ihm die Tränen ab.

Darauf schlug er die Augen wieder auf und sagte etwas, das lange niemand verstehen konnte, bis endlich Tichon es verstand und wiederholte. Prinzessin Marja suchte den Sinn seiner Worte nach jener Stimmung hin, in der er einen Augenblick zuvor gesprochen hatte. Bald dachte sie, er spräche von Rußland bald vom Fürsten Andrej, bald von ihr, von seinem Enkel von seinem Tod. Und deshalb konnte sie auch nicht auf seine Worte kommen.

»Zieh dein weißes Kleid an, das habe ich gern!« hatte er gesagt.

Als sie diese Worte hörte, fing Prinzessin Marja noch lauter zu schluchzen an. Der Arzt nahm sie bei der Hand, führte sie aus dem Zimmer auf die Terrasse hinaus und redete ihr zu, sich zu beruhigen und in den Vorbereitungen zur Reise Ablenkung zu suchen.

Als Prinzessin Marja hinausgegangen war, fing der alte Fürst wieder an von seinem Sohn zu reden und vom Krieg und vom Kaiser, zog zornig die Brauen zusammen, wobei er die heisere Stimme immer mehr erhob, und erlitt endlich den zweiten und letzten Schlaganfall.

Prinzessin Marja war auf der Terrasse geblieben. Das Wetter wurde immer klarer und schöner, es war sonnig und heiß. Sie konnte nichts fassen, nichts denken und nichts fühlen als nur die leidenschaftliche Liebe zu ihrem Vater, eine Liebe, deren sie sich, wie es ihr schien, bis zu diesem Augenblick gar nicht in ihrer ganzen Größe bewußt gewesen war. Sie lief in den Garten und eilte schluchzend die mit jungen, vom Fürsten Andrej gepflanzten Linden umsäumten Wege zum Teich hinunter.

»Und ich ... ich ... ich ... habe seinen Tod gewünscht! Ja, ich wünschte, daß es bald zu Ende gehen sollte ... ich wollte Ruhe haben ... Aber was soll nun aus mir werden? Was hilft mir die Ruhe, wenn er nicht mehr ist?« murmelte sie laut vor sich hin, während sie mit schnellen Schritten durch den Garten lief und die Hände auf die Brust preßte, aus der sich ein krampfhaftes Schluchzen losrang.

Als sie den Rundweg durch den Garten entlang gegangen war, der sie wieder zum Hause führte, sah sie Mademoiselle Bourienne auf sich zukommen – die in Bogutscharowo geblieben war und nicht von dort weggehen wollte – und mit ihr zusammen einen unbekanntem Herrn. Es war der Adelsmarschall des Kreises, der persönlich gekommen war, um der Prinzessin die dringende Notwendigkeit einer baldigen Abreise vor Augen zu stellen. Prinzessin Marja hörte ihn an, ohne etwas von dem, was er sagte, zu verstehen, führte ihn ins Haus, bot ihm ein Frühstück an und setzte sich zu ihm. Dann entschuldigte sie sich bei dem Adelsmarschall und eilte zum Zimmer des alten Fürsten. Der Arzt trat mit erregtem Gesicht zu ihr heraus und sagte, sie könne jetzt unmöglich herein.

»Gehen Sie, Prinzessin, gehen Sie, gehen Sie!«

Prinzessin Marja ging wieder in den Garten und setzte sich hinter dem Berg am Teich, wo niemand sie sehen konnte, ins Gras. Sie wußte nicht, wie lange sie wohl dort gesessen hatte, als hastige weibliche Schritte, die den Weg entlang kamen, sie aufschrecken ließen. Sie stand auf und sah, wie Dunjascha, ihre Zofe, die offenbar kam, um sie zu suchen, plötzlich wie erschrocken stehen blieb, als sie ihre Herrin erblickte.

»Bitte, Prinzessin ... der Fürst ...« sagte Dunjascha mit stockender Stimme.

»Ich komme gleich, ich komme«, erwiderte die Prinzessin hastig, ohne Dunjascha Zeit zu lassen, das auszusprechen, was sie zu sagen hatte, und eilte, ängstlich bemüht, Dunjascha nicht anzusehen, ins Haus.

»Prinzessin, Gottes Wille geschieht ... Sie müssen auf alles gefaßt sein«, sagte der Adelsmarschall, mit dem sie an der Eingangstür zusammenstieß.

»Lassen Sie mich, es ist nicht wahr«, fuhr sie ihn feindselig an.

Der Arzt wollte sie anhalten. Sie stieß ihn beiseite und lief nach der Tür des Krankenzimmers.

Warum wollen mich diese Leute mit den erschrockenen Gesichtern alle aufhalten? Ich brauche niemanden. Was machen sie nur alle hier? dachte sie. Sie öffnete die Tür und erschrak über das grelle Tageslicht, das diesen bisher halbverdunkelten Raum erfüllte. Im Zimmer befanden sich Frauen und die Kindermuhme. Als Prinzessin Marja eintrat, wichen sie alle vom Bett zurück und machten ihr Platz. Der alte Fürst lag noch ebenso da, aber der strenge Ausdruck auf seinem ruhigen Gesicht bannte Prinzessin Marja auf der Schwelle fest.

Nein, er ist nicht gestorben ... es kann nicht sein, sagte sie sich im stillen, trat auf ihn zu, überwand das Grauen, das sie erfaßt hatte, und drückte ihre Lippen auf seine Wange. Aber im selben Augenblick fuhr sie auch gleich wieder von ihm zurück. Die ganze Kraft der Zärtlichkeit, die sie ihm gegenüber in sich gefühlt hatte, war verschwunden und hatte einem Gefühl des Grauens vor dem, der vor ihr lag, Platz gemacht.

Nein, er ist nicht mehr! Er ist nicht mehr! Und dort, auf derselben Stelle, wo er soeben noch war, ist jetzt etwas Fremdes, Feindseliges, ein furchtbares, grauenhaftes, abstoßendes Geheimnis! Und Prinzessin Marja schlug beide Hände vors Gesicht und sank in die Arme des Arztes, der sie auffing.

Im Beisein Tichons und des Arztes wuschen die Frauen die sterblichen Überreste des alten Fürsten, banden ihm ein Tuch um den Kopf, damit ihm der Mund beim Erstarren nicht offen bleibe, und ein zweites um die sich spreizenden Beine. Dann zogen sie ihm die Uniform mit den Orden an und legten den kleinen, vertrockneten Körper auf den Tisch. Gott weiß, wer sich um alles gekümmert hatte und wann, aber es vollzog sich alles in bester Ordnung. Am Abend brannten rings um den Sarg die Kerzen, der Sarg war mit einer Decke bedeckt, der Fußboden mit Wacholderzweigen bestreut, unter dem vertrockneten Kopf des Toten lag ein gedrucktes Gebet, und in der Ecke saß ein Küster, der Psalmen las.

Wie Pferde um ein gefallenes Pferd scheuen, sich drängen und schnaufen, so drängte sich im Salon um den Sarg eine Menge fremder Leute und Hausgenossen, der Adelsmarschall, der Dorfschulze und viele Weiber. Sie alle bekreuzigten sich erschrocken und mit starren

Augen, verbeugten sich und küßten die kalte, starre Hand des alten Fürsten.

Bogutscharowo hatte, ehe Fürst Andrej dorthin übergesiedelt war, nie unter dem Auge eines Herrn gestanden, und seine Bauern hatten daher einen ganz anderen Charakter als die in Lysyja-Gory. Sie unterschieden sich von ihnen sowohl in ihrer Kleidung als auch in ihren Reden und Sitten. Man nannte sie Steppenbauern¹⁵⁸. Der alte Fürst hatte sie, wenn sie nach Lysyja-Gory gekommen waren, um dort bei der Ernte zu helfen oder Teiche und Kanäle auszustechen, wegen ihrer Ausdauer bei der Arbeit immer gelobt, konnte sie aber wegen ihrer Unbotmäßigkeit nicht recht leiden.

Fürst Andrej hatte während seines letzten Aufenthaltes in Bogutscharowo durch seine Neuerungen – Krankenhäuser, Schulen und Herabsetzung des Pachtzinses – ihre Sitten auch nicht gemildert, sondern vielmehr jene Charaktereigenschaften, die der alte Fürst Unbotmäßigkeit nannte, noch in ihnen verstärkt. Fortwährend waren bei ihnen gewisse unklare Gerüchte im Umlauf: bald hieß es, man wolle sie alle unter die Kosaken stecken oder zu einem neuen Glauben bekehren, bald munkelte man von einem Schreiben des Zaren oder von dem Eid Pawel Petrowitschs im Jahre 1797, von dem es hieß, daß er schon damals die Leibeigenschaft aufgehoben habe, was aber vom Adel wieder unterdrückt worden sei, bald erzählte man sich von Peter Fjodorowitsch¹⁵⁹, der in sieben Jahren den Thron besteigen, alles freimachen und so einfach einrichten werde, daß es keine Schwierigkeiten mehr gebe. Die Gerüchte vom Krieg, von Bonaparte und seinem Einfall in Rußland verbanden sich in ihren Köpfen mit ebenso unklaren Vorstellungen vom Antichrist, vom Weltuntergang und völliger persönlicher Freiheit.

In der Gegend von Bogutscharowo lagen nur große Dörfer, die teils dem Staat, teils Herrschaften gehörten. Gutsbesitzer lebten in diesem Kreis nur wenige, und folglich auch wenig Gutsgesinde und Leute, die lesen und schreiben konnten. Deshalb traten im Leben der Bauern dieser Gegend auch merklicher und stärker als anderswo jene geheimnisvollen Strömungen des russischen Volkslebens zutage, deren Ursache und Bedeutung den Zeitgenossen oft unerklärlich sind.

Eine solche Erscheinung war auch jene Bewegung gewesen, die vor etwa zwanzig Jahren unter den Bauern dieser Gegend entstanden war, das Bestreben, an »warme Flüsse« überzusiedeln¹⁶⁰. Hunderte von Bauern, unter ihnen auch die von Bogutscharowo, fingen plötzlich an, ihr Vieh zu verkaufen und mit ihren Familien in die weite Ferne, nach Südosten, zu ziehen. Wie Vögel irgendwohin übers Meer fliegen, so strebten plötzlich diese Leute mit Frauen und Kindern dorthin, nach Südosten, wo keiner von ihnen je gewesen war. In ganzen Karawanen zogen sie dahin, die einen hatten sich losgekauft, die anderen waren einfach fortgelaufen, und so fuhren und pilgerten sie dorthin, nach den »warmen Flüssen«. Viele wurden bestraft, nach Sibirien geschickt, viele starben vor Kälte und Hunger am Wege, viele kehrten aus eigenem Antrieb zurück, und so verlief die Bewegung ganz von selbst wieder im Sande, geradeso wie sie ohne ersichtlichen Grund entstanden war. Aber die unterirdischen Strömungen in diesem Volk versiegten nicht, sammelten sich zu neuer Kraft, um dann ebenso unerwartet und sonderbar und dabei doch einfach, urwüchsig und stark hervorzubrechen. Jedermann, der in naher Berührung mit diesem Volk lebte, konnte jetzt, im Jahre 1812, deutlich merken, daß diese unterirdischen Strömungen wühlten und arbeiteten und ihr Ausbruch nahe bevorstand.

Alpatytsch, der kurz vor dem Hinscheiden des alten Fürsten nach Bogutscharowo gekommen war, hatte bemerkt, daß hier eine Bewegung im Volk vor sich ging, die alldem, was sich in der Gegend von Lysyja-Gory in einem Umkreis von sechzig Werst ereignet hatte, völlig zuwiderlief. Dort waren die Bauern alle geflohen und hatten ihre Dörfer den Kosaken zum Zerstören überlassen, hier aber, in der Steppengegend von Bogutscharowo unterhielten die Bauern, wie verlautete, Beziehungen zu den Franzosen, bekamen Flugschriften, die bei ihnen von Hand zu Hand gingen, und blieben in ihren Ortschaften. Alpatytsch hatte durch ihm ergebene Gutsleute erfahren, daß der Bauer Karp, der vor ein paar Tagen mit einer stattlichen Fuhre weg gewesen war, ein Mann, der großen Einfluß in seiner Gemeinde besaß, mit der Nachricht zurückgekehrt war, die Kosaken zerstörten die Dörfer, die von ihren Bewohnern verlassen würden, während die Franzosen sie nicht anrührten. Alpatytsch wußte ferner, daß ein anderer Bauer gestern sogar aus der Ortschaft Wislouchowo, wo die Franzosen standen, ein Schriftstück von einem französischen General mitgebracht hatte, worin den Bewohnern erklärt wurde, daß ihnen

kein Leid angetan und alles bezahlt werde, was man von ihnen entnehme, wenn sie in ihren Ortschaften blieben. Zum Beweis dafür hatte jener Bauer aus Wislouchowo hundert Rubel in Banknoten mitgebracht – er wußte nicht, daß sie gefälscht waren –, die man ihm im voraus für sein Heu gegeben hatte.

Und endlich, was die Hauptsache war, wußte Alpatytsch auch noch, daß am selben Tag, an dem er dem Dorfschulzen befohlen hatte, Fuhren zusammenzubringen, um das Gepäck der Prinzessin Marja aus Bogutscharowo fortzuschaffen, morgens im Dorf eine Gemeindeversammlung stattgefunden hatte, in der beschlossen worden war, nicht fortzugehen, sondern abzuwarten. Unterdessen drängte die Zeit aber immer mehr. Am Todestag des alten Fürsten, am 15. August, drang der Adelsmarschall nochmals in Prinzessin Marja, daß sie noch am selben Tag abfahren solle, da es immer gefährlicher werde. Er sagte, daß er nach dem 16. für nichts mehr eintreten könne. Er selber reiste am Todestag des Fürsten abends ab, versprach aber, am anderen Tag zur Beerdigung wiederzukommen. Doch konnte er sein Versprechen nicht halten, da einer ihm zugegangenen Nachricht zufolge die Franzosen plötzlich vorgerückt waren und er kaum Zeit gehabt hatte, seine Familie und die kostbarsten Wertgegenstände aus seinem Gut fortzuschaffen.

Seit dreißig Jahren waltete in Bogutscharowo der Dorfschulze Dron, den der alte Fürst Dronuschka zu nennen pflegte.

Dieser Dron war einer jener körperlich und geistig starken Bauern, die von den Jahren an, wo ihnen der Bart wächst, bis zu einem Lebensalter von sechzig oder siebenzig Jahren sich kaum verändern, nicht ein graues Haar und nicht eine Zahnücke bekommen und mit sechzig Jahren noch ebenso aufrecht und stark sind wie mit dreißig.

Dron war kurz nach der beabsichtigten Übersiedlung an die »warmen Flüsse«, an der er wie andere teilgenommen hatte, zum Dorfschulzen von Bogutscharowo ernannt worden und hatte seither dieses Amt dreiundzwanzig Jahre lang ohne Tadel verwaltet. Die Bauern fürchteten ihn mehr als ihren Herrn. Die Herrschaft, sowohl der alte als auch der junge Fürst und der Verwalter, schätzten ihn und nannten ihn scherzweise den Minister. Während der ganzen Zeit seiner Amtsführung war Dron nicht ein einziges Mal betrunken oder krank gewesen, niemals, weder nach schlaflosen Nächten noch sonstigen Anstrengungen, welcher Art sie auch immer gewesen sein

mochten, hatte er die geringste Müdigkeit gezeigt, und obgleich er weder lesen noch schreiben konnte, vergaß er doch nie eine Summe in seinen Berechnungen oder auch nur ein einziges Pfund Mehl von all den gewaltigen Fuhren, die er verkaufte, oder eine Getreidegarbe auf irgendeinem Feld der Flur von Bogutscharowo.

Diesen Dron ließ nun Alpatytsch, nachdem er aus dem zerstörten Lysyja-Gory angekommen war, am Tag der Beerdigung des Fürsten zu sich rufen und befahl ihm, zwölf Pferde für die Wagen der Prinzessin und achtzehn Fuhren für das Gepäck, das aus Bogutscharowo fortgeschafft werden sollte, bereitzuhalten. Obgleich die Bauern Zins zahlten, konnte die Ausführung dieses Befehls nach Alpatytschs Ansicht auf keinerlei Hindernisse stoßen, da in Bogutscharowo zweihundertunddreißig Familien wohnten und alle Bauern wohlhabend waren.

Doch der Dorfschulze Dron senkte schweigend die Augen, als er diesen Befehl vernommen hatte. Alpatytsch nannte ihm einige Namen von Bauern, die er kannte, von denen er die Fuhren zu entnehmen befahl.

Dron erwiderte, diese Bauern hätten ihre Pferde mit Fuhren weggeschickt. Alpatytsch nannte andere Namen. Aber auch die hatten, nach Drons Aussagen, keine Pferde: die einen hätten Fuhren für den Staat, die anderen besäßen nur schwache Pferde, und wieder anderen seien die Tiere aus Mangel an Futter eingegangen. Nach Drons Ansicht war es unmöglich, Pferde zusammenzubekommen, für die Fuhren wie für die Reisewagen.

Alpatytsch sah Dron aufmerksam an und machte ein finsternes Gesicht. Ebenso wie Dron das Muster eines Dorfschulzen war, so hatte auch Alpatytsch die Güter des Fürsten nicht zwanzig Jahre lang erfolglos verwaltet: er war zum Muster eines Beamten geworden. Er besaß im höchsten Grad die Fähigkeit, instinktiv die Bedürfnisse und Begierden der Leute, mit denen er zu tun hatte, zu erfassen, und war daher ein vorzüglicher Verwalter. Während er Dron ansah, verstand er augenblicklich, daß dessen Antworten nicht Ausdruck seiner eigenen Denkweise waren, sondern jener allgemeinen Stimmung in der Gemeinde von Bogutscharowo, von der der Dorfschulze nun auch ergriffen worden war. Gleichzeitig wußte Alpatytsch aber auch, daß der reich gewordene und von seiner Gemeinde gehaßte Dron zwischen den beiden Lagern – der Herrschaft und den Bauern – schwanken

mußte. Alpatytsch bemerkte dieses Schwanken in seinem Blick und trat deshalb mit finsterner Stirn auf ihn zu.

»Hör mal, Dronuschka«, sagte er, »mach mir keinen blauen Dunst vor. Seine Durchlaucht Fürst Andrej Nikolajewitsch haben mir selber befohlen, alle Leute fortzuschicken, damit keiner mit dem Feind zusammenkommt. Außerdem gibt es hierüber einen Erlaß vom Zaren. Wer hier bleibt, ist ein Verräter am Zaren. Hörst du?«

»Ich höre«, erwiderte Dron, ohne die Augen aufzuschlagen.

Doch Alpatytsch war mit dieser Antwort nicht zufrieden.

»Ei, ei, Dron, das wird eine böse Sache werden!« sagte Alpatytsch und wiegte den Kopf hin und her.

»Es steht in Ihrer Macht«, entgegnete Dron betrübt.

»Hör mal, Dron, nun ist's aber genug!« rief Alpatytsch, zog die Hand aus der Brust und zeigte mit feierlicher Gebärde auf den Boden unter Drons Füßen. »Ich sehe nicht nur durch dich hindurch, sondern noch drei Arschin in den Boden hinein, auf dem du stehst«, sagte er und blickte auf den Boden unter Drons Füßen.

Dron wurde verwirrt, sah flüchtig nach Alpatytsch hinüber und senkte dann wieder die Augen.

»Also laß jetzt den Unsinn und sage deinen Leuten, daß sie sich fertigmachen, um ihre Häuser zu verlassen und nach Moskau zu gehen, und daß die Fuhren für das Gepäck der Prinzessin morgen früh zur Stelle sind. Du selber aber geh nicht in ihre Versammlungen. Hörst du?«

Dron fiel plötzlich Alpatytsch zu Füßen.

»Jakow Alpatytsch, entlasse mich! Nimm mir die Schlüssel ab, entlaß mich, um Christi willen!«

»Genug!« sagte Alpatytsch streng. »Ich sehe drei Arschin tief in den Boden unter deinen Füßen hinein«, wiederholte er, weil er wußte, daß seine Meisterschaft in der Bienenzucht, seine Kenntnis, wann man den Hafer säen mußte, und der Umstand, daß er zwanzig Jahre lang verstanden hatte, es dem alten Fürsten recht zu machen, ihm schon lange den Ruf eines Zauberers eingetragen hatten, und daß man Zauberern die Kunst zuschreibt, drei Arschin tief in den Boden unter des Menschen Fuß hineinzusehen.

Dron erhob sich und wollte etwas erwidern, aber Alpatytsch unterbrach ihn.

»Was fällt euch denn ein? Was? Was denkt ihr euch denn eigentlich? Wie?«

»Was soll ich mit den Leuten anfangen?« antwortete Dron. »Sie sind gar nicht zu halten. Ich habe ihnen schon gesagt ...«

»Na also«, sagte Alpatytsch. »Sie trinken wohl?« fragte er dann kurz.

»Gar nicht zu halten sind sie, Jakow Alpatytsch, das zweite Faß haben sie schon angeschleppt.«

»Also höre. Ich fahre zum Polizeichef. Du aber teile den Leuten mit, sie sollen den Unfug lassen und Fuhren stellen.«

»Zu Befehl«, erwiderte Dron.

Weiter drang Jakow Alpatytsch nicht auf ihn ein. Er hatte lange genug mit dem Volk zu tun gehabt, um zu wissen, daß das Hauptmittel, Leute zum Gehorsam zu zwingen, darin besteht, ihnen zu zeigen, daß man an ihrem Gehorsam zweifelt.

Nachdem er bei Dron das ergebene »Zu Befehl« erreicht hatte, gab er sich damit zufrieden, obgleich er nicht nur daran zweifelte, daß die Fuhren zur Stelle sein würden, sondern sogar fest davon überzeugt war, daß er ohne Hilfe eines Militärkommandos nichts erreichen werde.

Und wirklich waren auch die Fuhren bis zum Abend noch nicht gestellt. Vor der Schenke im Dorf fand wieder eine Versammlung statt, und in dieser Versammlung wurde beschlossen, die Pferde in den Wald zu jagen und keine Fuhren zu stellen. Alpatytsch sagte der Prinzessin nichts davon, ließ seine eignen Koffer von dem aus Lysyja-Gory eingetroffenen Wagen abladen und befahl, diese Pferde für den Wagen der Prinzessin bereitzuhalten, während er selber sich zur Obrigkeit begab.

Nach der Beerdigung ihres Vaters schloß sich Prinzessin Marja in ihrem Zimmer ein und ließ niemanden zu sich herein. Ihre Zofe kam an die Tür und meldete, Alpatytsch sei gekommen, um ihre Befehle zur Abreise entgegenzunehmen. Das war noch vor Alpatytschs Unterredung mit Dron gewesen.

Prinzessin Marja erhob sich vom Diwan, auf dem sie gelegen hatte, und antwortete durch die geschlossene Tür, daß sie nie und nirgendwohin abreisen werde und darum bitte, in Ruhe gelassen zu werden.

Die Fenster des Zimmers, in dem sie lag, gingen nach Westen hinaus. Sie lag auf dem Diwan mit dem Gesicht nach der Wand zu, fuhr mit den Fingern mechanisch über die Knöpfe des Lederkissens hin und her und sah weiter nichts als dieses Kissen. Ihre verworrenen Gedanken konzentrierten sich immer nur auf das eine: sie dachte an das unwiederbringliche Verlieren durch den Tod und an die Schlechtigkeit ihres eignen Herzens, deren sie sich bisher noch gar nicht bewußt gewesen, die aber während der Krankheit ihres Vaters zutage getreten war. Sie wollte gern beten, hatte aber nicht den Mut dazu, und wagte in dieser Seelenverfassung, in der sie sich befand, nicht, sich an Gott zu wenden. Lange lag sie in diesem Zustand da.

Die Sonne war um das Haus herumgekommen und warf ihre schrägen Abendstrahlen durch die offenen Fenster in das Zimmer und auf eine Ecke des Saffiankissens, auf das Prinzessin Marja ihre Blicke gerichtet hielt. Ihre Gedanken standen plötzlich still. Unbewußt richtete sie sich auf, strich das Haar glatt, erhob sich, trat ans Fenster und sog unwillkürlich die klare, frische Luft des windigen Abends in sich ein.

Ja, jetzt kannst du behaglich den schönen Abend genießen! Er ist nicht mehr, und keiner wird dich stören, sagte sie zu sich selber, ließ sich auf einen Stuhl sinken und legte den Kopf auf das Fensterbrett.

Da rief sie jemand mit leiser, zärtlicher Stimme vom Garten her an und küßte sie auf den Kopf. Sie blickte auf. Es war Mademoiselle Bourienne in einem schwarzen Kleid mit Trauerbesatz. Sie war leise an Prinzessin Marja herangetreten, hatte ihr seufzend einen Kuß aufs Haar gedrückt und fing nun ebenfalls an zu weinen. Prinzessin Marja

sah sie an. All ihr früheres, häufiges Aneinandergeraten mit ihr und ihre Eifersucht auf sie fielen ihr jetzt wieder ein, sie dachte daran, wie anders er sich in letzter Zeit gegen Mademoiselle Bourienne gezeigt hatte, wie er sie nicht hatte sehen mögen, und wie ungerecht infolgedessen all die Vorwürfe gewesen waren, die Prinzessin Marja in ihrem Herzen gegen sie erhoben hatte. Und dürfte ich, ich, der ich seinen Tod wünschte, einen anderen Menschen verurteilen? dachte sie.

Prinzessin Marja versetzte sich lebhaft in Mademoiselle Bouriennes Lage, die sie in letzter Zeit aus ihrer Gesellschaft verbannt hatte, die aber dabei doch von ihr abhängig war und in fremdem Haus lebte. Und plötzlich tat ihr die Französin leid. Sanft fragend sah sie zu ihr auf und reichte ihr die Hand. Mademoiselle Bourienne fing sogleich an zu weinen, küßte der Prinzessin die Hand, sprach von dem Kummer, der die Prinzessin betroffen hatte, und von dem Anteil, den sie daran nehme. Sie sagte, ihr einziger Trost in diesem Leid wäre, wenn ihr die Prinzessin gestatten wollte, es mit ihr zu teilen, daß alle früheren Mißverständnisse vor diesem großen Kummer in ein Nichts zusammensinken müßten, daß sie sich allen gegenüber rein fühle, und daß er von oben herab ihre Liebe und Dankbarkeit sehe. Prinzessin Marja hörte ihr zu, ohne ihre Worte zu verstehen, blickte sie nur ab und zu an und lauschte auf den Klang ihrer Stimme.

»Ihre Lage ist jetzt doppelt schrecklich, liebe Prinzessin«, sagte Mademoiselle Bourienne, nachdem sie ein Weilchen geschwiegen hatte. »Ich verstehe, daß Sie nicht an sich selbst denken können und mögen, doch meine Liebe zu Ihnen verpflichtet mich, dies zu tun ... War Alpatytsch bei Ihnen? Hat er mit Ihnen über die Reise gesprochen?« fragte sie.

Prinzessin Marja gab keine Antwort. Sie begriff gar nicht, wer abreisen sollte und wohin. Kann man denn jetzt etwas unternehmen, an irgend etwas anderes denken? Ist denn nicht alles gleichgültig? Sie antwortete nicht.

»Sie wissen wohl, ma chère Marie«, sagte Mademoiselle Bourienne, »Sie wissen wohl, daß wir in Gefahr sind, daß ringsum Franzosen stehen, und daß jetzt abzufahren gefährlich ist. Wenn wir jetzt abreisen, ist es fast ganz sicher, daß wir in Gefangenschaft geraten, und Gott weiß ...«

Prinzessin Marja sah ihre Gesellschafterin an, ohne zu verstehen, was diese sagte.

»Ach, wenn ihr nur wüßtet, wie gleichgültig mir jetzt alles, alles ist!« sagte sie. »Es war doch selbstverständlich, daß ich nicht von ihm fortgehen wollte ... Alpatytsch hat irgend etwas von Abreise zu mir gesagt ... Sprechen Sie mit ihm ... ich kann nichts ... ich will nichts ... nichts ...«

»Ich habe schon mit ihm gesprochen. Er hofft, daß wir morgen abreisen können. Doch glaube ich, daß es jetzt besser wäre, wenn wir hierblieben«, sagte Mademoiselle Bourienne. »Denn das müssen Sie doch zugeben, chère Marie, wenn wir Soldaten oder aufständischen Bauern unterwegs in die Hände fielen, das wäre doch schrecklich!«

Mademoiselle Bourienne zog aus ihrem Ridikül den Aufruf des Generals Rameau hervor, der nicht auf gewöhnlichem russischem Papier gedruckt war, und reichte ihn der Prinzessin. Darin stand, die Einwohner möchten ihre Häuser nicht verlassen, es werde ihnen durch die französischen Machthaber der nötige Schutz zuteil werden.

»Ich glaube, das beste wäre, sich an diesen General zu wenden«, sagte Mademoiselle Bourienne, »und ich bin überzeugt, daß man Ihnen die schuldige Achtung erweisen wird.«

Prinzessin Marja las das Flugblatt, und ein tränenloses Aufschluchzen zuckte über ihr Gesicht.

»Durch wen haben Sie dies erhalten?« fragte sie.

»Wahrscheinlich hat man erfahren, daß ich Französin bin, aus meinem Namen«, gab Mademoiselle Bourienne errötend zur Antwort.

Prinzessin Marja stand mit dem Blatt in der Hand vom Fenster auf und ging mit bleichem Gesicht aus dem Zimmer in das frühere Arbeitskabinett des Fürsten Andrej.

»Dunjascha, rufe mir Alpatytsch, Dronuschka, irgend jemanden!« rief Prinzessin Marja. »Und sage Amalia Karlowna, daß sie nicht zu mir hereinkommt«, fügte sie hinzu, als sie draußen die Stimme Mademoiselle Bouriennes vernahm. Nur fort, so schnell wie möglich fort! sagte sich Prinzessin Marja, erschauernd bei dem Gedanken, daß sie in die Gewalt der Franzosen geraten könne.

Wenn Fürst Andrej erführe, daß sie in die Hände der Franzosen gefallen sei! Wenn sie, die Tochter des Fürsten Nikolaj Andrejewitsch Bolkonskij, diesen Herrn General Rameau bitten müßte, ihr Schutz zu gewähren, und seine Wohltaten anzunehmen genötigt wäre! Dieser Gedanke erregte in ihr solches Entsetzen, daß er sie zittern und erröten

machte, und ein noch nie empfundenes Gefühl des Zornes und Stolzes kam über sie. All das Schwere und vor allem Beleidigende, was aus ihrer Lage hervorgehen konnte, trat ihr plötzlich klar vor Augen: Sie, die Franzosen, werden sich in diesem Haus niederlassen; der Herr General Rameau wird das Zimmer des Fürsten Andrej bewohnen und zum Zeitvertreib seine Briefe und Papiere lesen. Mademoiselle Bourienne lui fera les honneurs de Bogutscharowo. Mir wird man aus Gnade und Barmherzigkeit ein Zimmer lassen; die Soldaten werden das frische Grab meines Vaters aufreißen, um ihm seine Ordenskreuze und Sterne zu stehlen, und mir werden sie von ihren Siegen über die russischen Truppen erzählen und heuchlerisch ihr Mitleid mit meinem Kummer zum Ausdruck bringen ..., dachte Prinzessin Marja. Es waren dies zwar nicht ihre eignen Gedanken, aber sie fühlte sich verpflichtet, im Sinn ihres Vaters und ihres Bruders zu denken. Ihr persönlich war alles gleichgültig, wo auch immer sie bleiben und was mit ihr geschehen mochte, dabei fühlte sie sich aber gleichzeitig als Vertreterin ihres verstorbenen Vaters und ihres Bruders. Und so dachte sie unwillkürlich deren Gedanken und empfand deren Gefühle. Was diese jetzt gesagt und getan hätten, das, fühlte sie, mußte unbedingt gesagt und getan werden. Sie ging in das Zimmer des Fürsten Andrej, bemüht, sich von seinem Geist durchdringen zu lassen, und überdachte ihre Lage.

Die Anforderungen des Lebens, die ihr seit dem Tode des Vaters unwesentlich erschienen waren, traten plötzlich mit neuer, noch nie gekannter Macht an sie heran und nahmen sie ganz in Anspruch.

Aufgeregt und mit rotem Kopf ging sie im Zimmer auf und ab und verlangte bald Alpatytsch, bald Michail Iwanowitsch, bald Tichon, bald Dron zu sprechen. Dunjascha, die Kinderfrau und alle Dienstmädchen konnten ihr nicht sagen, inwieweit das, was Mademoiselle Bourienne ihr eröffnet hatte, der Wahrheit entsprach. Alpatytsch war nicht zu Hause, er war zur Polizeibehörde gefahren. Der Baumeister Michail Iwanowitsch, der herbeigerufen worden war und mit verschlafenen Augen vor der Prinzessin erschien, konnte ihr nichts Neues berichten. Er antwortete auf ihre Fragen mit demselben Lächeln des Einverständnisses, mit dem er fünfzehn Jahre lang, ohne seine eigne Ansicht zum Ausdruck zu bringen, alle Einwendungen des alten Fürsten beantwortet hatte, so daß man seinen Worten nichts Bestimmtes entnehmen konnte. Der alte Kammerdiener Tichon mit seinem

eingefallenen, abgemagerten Gesicht, das den Stempel untröstlichen Kummers trug, erwiderte auf alle Fragen der Prinzessin nur: »Zu Befehl« und konnte kaum das Schluchzen zurückhalten, wenn er sie ansah.

Endlich trat der Dorfschulze Dron ins Zimmer, verbeugte sich tief vor der Prinzessin und blieb an der Tür stehen.

Prinzessin Marja ging durchs Zimmer und trat auf ihn zu.

»Dronuschka«, fing sie an, überzeugt, in ihm einen unzweifelhaften Freund zu sehen, war es doch jener Dronuschka, der ihr jedes Jahr von seiner Fahrt auf den Jahrmarkt von Wjasma eine bestimmte Sorte Pfefferkuchen mitgebracht hatte, die er ihr dann mit einem Lächeln überreichte. »Dronuschka, jetzt nach unserem Unglück ...«, fing sie an, brach aber gleich wieder ab und war nicht imstande, weiterzureden.

»Wir alle leben und sterben in Gottes Hand«, erwiderte Dron mit einem Seufzer.

»Dronuschka, Alpatytsch ist irgendwohin weggefahren. Ich weiß nicht, an wen ich mich wenden soll. Ist es wahr, daß ich, wie man mir gesagt hat, jetzt nicht mehr abfahren kann?«

»Warum solltest du nicht mehr wegfahren können, Durchlaucht? Fahren kann man schon ...«, sagte Dron.

»Man hat mir gesagt, es sei gefährlich, des Feindes wegen. Mein guter Dronuschka, ich vermag nichts und verstehe nichts und habe nicht einen Menschen, der mir helfen könnte. Ich möchte unbedingt heute nacht oder morgen früh abfahren.«

Dron schwieg. Von unten her schielte er zur Prinzessin hinüber.

»Es sind keine Pferde da«, sagte er, »ich habe schon mit Jakow Alpatytsch gesprochen.«

»Warum denn nicht?« fragte die Prinzessin.

»Alles ist Gottes Strafgericht«, sagte Dron. »Was noch an Pferden da war, haben die Soldaten genommen, der Rest ist krepirt. Ein elendes Jahr heuer. Womit soll man die Pferde füttern, wenn man selber beinahe Hungers stirbt? Drei Tage sitzen nun die Leute schon da, ohne etwas zu essen zu haben. Rein nichts ist da, alle sind in Grund und Boden ruiniert.«

Prinzessin Marja hörte aufmerksam auf das, was er zu ihr sagte.

»Die Bauern sind ruiniert? Sie haben kein Brot?« fragte sie.

»Hungers sterben sie«, erwiderte Dron. »Nicht, daß sie die Fuhren ...«

»Aber warum hast du denn das nicht gesagt, Dronuschka? Kann man denn da nicht helfen? Ich werde alles hingeben, was ich kann ...«

Prinzessin Marja kam der Gedanke sonderbar vor, daß es jetzt in diesem Augenblick, da ein solcher Kummer ihre Seele erfüllte, Reiche und Arme geben konnte, und daß die Reichen nicht imstande sein sollten, den Armen zu helfen. Sie hatte einmal gehört und erinnerte sich jetzt dunkel daran, daß es Getreide gibt, das der Herrschaft gehört, von dem aber manchmal an die Bauern abgegeben wird. Sie wußte auch, daß sich weder ihr Bruder noch ihr Vater geweigert hätte, der Not der Bauern abzuhelfen, sie fürchtete nur, diese Getreideverteilung an die Bauern, die sie anordnen wollte, nicht in die richtigen Worte kleiden zu können. Sie freute sich, daß sich ihr ein Vorwand für eine solche Fürsorge bot, um derentwillen ihren Kummer zu vergessen sie sich nicht zu schämen brauchte. Sie befragte Dronuschka nach allen Einzelheiten der Not bei den Bauern, und ob in Bogutscharowo auch noch Getreide vorhanden sei, das der Herrschaft gehöre.

»Wir haben hier doch noch Getreide, das der Herrschaft, also meinem Bruder gehört?« fragte sie.

»Das Getreide der Herrschaft ist nicht angerührt«, sagte Dron stolz. »Der Fürst hat nicht befohlen, es zu verkaufen.«

»Gib es den Bauern, gib ihnen alles, was sie brauchen. Ich erlaube es dir im Namen meines Bruders«, sagte Prinzessin Marja.

Dron gab keine Antwort und seufzte schwer.

»Du verteilst dieses Getreide unter sie, wenn es genug für sie ist. Alles gib ihnen. Ich befehle es dir im Namen meines Bruders, und sage ihnen: Was unser ist, gehört auch ihnen. Für sie ist uns nichts leid. Das sage ihnen nur.«

Dron hatte die Prinzessin, während sie das sagte, die ganze Zeit über aufmerksam angesehen.

»Entlaß mich, Mütterchen, um Gottes willen und laß mir die Schlüssel abnehmen«, bat er. »Dreiundzwanzig Jahre lang habe ich mein Amt verwaltet und nichts Unrechtes getan. Entlaß mich, um Gottes willen!«

Prinzessin Marja verstand nicht, was er von ihr wollte, und warum er sie um seine Entlassung bat. Sie erwiderte ihm, sie habe an seiner Ergebenheit niemals gezweifelt und sei für ihn und für die Bauern zu allem bereit.

Eine Stunde später kam Dunjascha zu der Prinzessin mit der Nachricht, Dron und alle Bauern seien auf Befehl der Prinzessin gekommen, hätten sich vor der Scheune versammelt und wünschten eine Unterredung mit der Herrin.

»Aber ich habe sie doch gar nicht gerufen«, sagte Prinzessin Marja. »Ich habe doch nur Dron gesagt, er solle das Getreide an sie verteilen.«

»Lassen Sie um Gottes willen nur die Leute fortjagen, Prinzessin, und gehen Sie nicht zu ihnen hinaus. Das ist alles nur Schwindel«, sagte Dunjascha. »Wenn Jakow Alpatytsch wiederkommt, dann werden wir fahren ... Aber Sie sollen doch nicht ...«

»Wieso denn Schwindel?« fragte die Prinzessin erstaunt.

»Ja, ich weiß schon. Hören Sie nur auf mich, um Gottes willen. Und die Kinderfrau können Sie ebenfalls fragen. Es heißt, die Bauern sind mit dem Befehl, daß sie alle fortfahren sollen, nicht einverstanden.«

»Das ist aber nicht richtig, was du da sagst. Ich habe niemals befohlen, daß sie alle fortfahren sollen ...« sagte Prinzessin Marja. »Rufe Dronuschka!«

Dron kam und bestätigte Dunjaschas Worte: die Bauern seien auf Befehl der Prinzessin erschienen.

»Aber ich habe sie doch gar nicht rufen lassen«, sagte die Prinzessin. »Du hast es ihnen sicherlich nicht richtig bestellt. Ich habe doch nur gesagt, daß du ihnen das Getreide geben sollst.«

»Wenn Sie befehlen, gehen die Leute wieder fort«, erwiderte er endlich.

»Nein, nein, dann gehe ich lieber zu ihnen«, sagte Prinzessin Marja.

Ogleich Dunjascha und die Kinderfrau abredeten, ging Prinzessin Marja doch auf die Freitreppe hinaus. Dronuschka, Dunjascha, die Kinderfrau und Michail Iwanowitsch folgten ihr.

Sicherlich denken sie, daß ich ihnen das Getreide nur anbiete, damit sie hier, in ihrem Ort, bleiben sollen, während ich selber abfahre und sie der Willkür der Franzosen preisgebe, dachte Prinzessin Marja. Ich werde ihnen Quartier und Monatsraten auf unserem Gut bei Moskau versprechen. Andrej würde an meiner Stelle sicherlich noch viel mehr für sie tun, davon bin ich überzeugt, dachte sie, während sie in der Dämmerung auf die Menge zuing, die auf dem Anger vor der Scheune stand.

Die Menge kam in Bewegung und drängte sich zusammen, eilig wurden die Mützen gezogen. Prinzessin Marja schlug die Augen nieder und trat dicht an sie heran, wobei sie sich mit den Füßen in ihrem Kleid verfang. Es waren so viele alte und junge Augen auf sie gerichtet, es waren so viele verschiedenartige Gesichter da, daß Prinzessin Marja kein einziges dieser Gesichter einzeln unterscheiden konnte, und da sie es für unumgänglich hielt, mit allen auf einmal zu reden, wußte sie nun nicht, was sie anfangen sollte. Doch das Bewußtsein, daß sie die Vertreterin des Vaters und des Bruders sei, verlieh ihr abermals Kraft, und unerschrocken fing sie ihre Rede an.

»Ich freue mich sehr, daß ihr gekommen seid«, begann sie, ohne die Augen aufzuheben, und fühlte, wie schnell und heftig ihr Herz schlug. »Dronuschka hat mir gesagt, der Krieg habe euch zugrunde gerichtet. Das ist ein Unglück, das über uns alle hereinbricht, und es soll mir nichts zu viel sein, euch zu helfen! Ich selber gehe fort, weil es hier gefährlich ist ... weil der Feind in der Nähe ist ... und weil ... Ich gebe euch alles, meine Freunde, und bitte euch, alles hinzunehmen, unser ganzes Getreide, damit ihr keine Not leidet. Wenn man aber zu euch gesagt haben sollte, ich gebe euch das Getreide nur deshalb, damit ihr hier bleiben sollt, so ist das nicht wahr. Im Gegenteil, ich bitte euch, mit all eurer Habe fortzufahren auf unser Gut bei Moskau, und nehme es auf mich und verspreche euch, daß ihr dort keine Not leiden sollt. Ihr sollt dort Wohnung und Getreide erhalten.«

Die Prinzessin hielt inne. In der Menge hörte man nur seufzen.

»Das tue ich nicht von mir aus«, fuhr die Prinzessin fort, »sondern im Andenken meines verstorbenen Vaters, der euch immer ein guter Herr gewesen ist, und im Namen meines Bruders und dessen Sohnes.«

Wieder hielt sie inne. Niemand brach das Schweigen.

»Das Unglück trifft uns alle gleich, darum wollen wir auch alles andre teilen ... Alles, was mein ist, ist auch euer«, schloß sie und blickte in die Gesichter der Männer, die vor ihr standen.

Alle Augen schauten sie mit demselben Ausdruck an, über dessen Bedeutung sie sich nicht klar zu werden vermochte. War es Neugier, Ergebenheit, Dankbarkeit oder Angst und Mißtrauen – jedenfalls war der Ausdruck auf allen Gesichtern derselbe.

»Wir danken auch schön für Ihre Güte, aber das Getreide der Herrschaft zu nehmen, das kommt uns nicht zu«, sagte eine Stimme im Hintergrund.

»Aber warum denn nicht?« fragte die Prinzessin.

Niemand gab eine Antwort, und Prinzessin Marja bemerkte, während sie sich in der Menge umsah, daß jetzt alle Augen, denen sie begegnete, sogleich zu Boden sahen. Alle Bauern schwiegen verstockt.

»Aber warum wollt ihr es denn nicht nehmen?« fragte sie noch einmal.

Wieder gab keiner eine Antwort.

Prinzessin Marja fühlte sich durch dieses Schweigen bedrückt; sie bemühte sich, irgendeinen Blick aufzufangen.

»Warum redet ihr denn nicht?« wandte sich die Prinzessin an einen alten Bauern, der, auf einen Stock gestützt, vor ihr stand. »Sag es doch, wenn du denkst, daß euch noch etwas fehlt. Ich tue alles«, sagte sie.

Sie hatte seinen Blick erhascht, doch der Bauer, als sei er ärgerlich darüber, ließ nun den Kopf ganz sinken und murmelte nur: »Warum sollen wir das annehmen? Wir brauchen kein Getreide.«

»Warum sollen wir alles im Stich lassen? Da machen wir nicht mit! Damit sind wir nicht einverstanden. Du tust mir leid, aber einverstanden sind wir nicht. Fahre du fort, allein ...«, tönte es von verschiedenen Seiten aus der Menge.

Und wieder zeigte sich auf allen Gesichtern ein und derselbe Ausdruck, doch diesmal war es ganz sicherlich nicht der Ausdruck von Neugier und Dankbarkeit, sondern der einer grimmigen Entschlossenheit.

»Aber ihr habt das nicht richtig verstanden«, sagte Prinzessin Marja mit wehem Lächeln. »Warum wollt ihr denn nicht wegfahren? Ich habe euch doch Wohnung und Kost versprochen. Und hier wird euch der Feind nur zugrunde richten ...«

Doch ihre Worte wurden wieder von den Stimmen aus der Menge übertönt.

»Wir sind nicht damit einverstanden. Mögen sie uns zugrunde richten! Dein Getreide nehmen wir nicht, wir sind nicht einverstanden!«

Wieder bemühte sich Prinzessin Marja, irgendeinen Blick aus der Menge aufzufangen, aber kein einziger war auf sie gerichtet, alle Augen schienen sie zu meiden. Es war ihr sonderbar und peinlich zumute.

»Sieh mal, die fängt's geschickt an! ... Folg ihr nur noch in die Leibeigenschaft ... Steck dein Haus an und kusch dich wieder unter die Knute! ... Als ob wir darauf reinfielen ... ›Getreide will ich euch geben‹, sagt sie! ...« hörte man Stimmen aus der Menge.

Prinzessin Marja ließ den Kopf sinken, trat aus dem Kreis zurück und ging ins Haus. Nachdem sie Dron noch einmal den Befehl erteilt hatte, daß morgen Pferde zur Abreise da sein sollten, begab sie sich auf ihr Zimmer und blieb hier allein mit ihren Gedanken.

Diese Nacht saß Prinzessin Marja lange am offenen Fenster in ihrem Zimmer und lauschte auf die Stimmen der Bauern, die vom Dorf her zu ihr herüberdrangen. Aber ihre Gedanken waren nicht bei ihnen. Sie fühlte, daß sie sie nicht verstehen konnte, soviel sie auch über sie nachdenken mochte. Sie dachte immer nur an das eine: an ihr Leid, das jetzt nach der Unterbrechung, die es durch die Sorgen um die Gegenwart erfahren hatte, für sie schon zu etwas Vergangenem geworden war. Sie konnte sich jetzt wieder erinnern, konnte weinen, konnte lachen.

Mit Sonnenuntergang hatte sich auch der Wind gelegt. Die Nacht war still und kühl. Gegen zwölf Uhr verklangen die Stimmen allmählich. Ein Hahn krächte. Hinter den Linden trat der Vollmond hervor. Ein frischer weißer Nebeltau stieg auf, und über dem Dorf und über dem Haus lag tiefe Stille.

Eines nach dem anderen traten die Bilder dieser letzten Vergangenheit ihr wieder vor Augen: die Krankheit und die letzten Augenblicke ihres Vaters. Mit wehmütiger Freude verweilte sie jetzt bei diesen Bildern und verscheuchte nur mit Entsetzen das eine letzte, das Bild seines Todes, das sie nicht imstande war, das fühlte sie, in dieser stillen und geheimnisvollen Stunde der Nacht auch nur in der Erinnerung noch einmal zu schauen. Und diese Bilder traten ihr so klar und mit solchen Einzelheiten vor die Augen, daß sie ihr bald wie etwas Wirkliches, bald wie Vergangenes, bald wie Zukünftiges erschienen.

Einmal kam ihr besonders lebhaft der Augenblick in die Erinnerung zurück, als er den ersten Schlaganfall erlitten und man ihn unter die Arme gefaßt und aus dem Garten in Lysyja-Gory herausgeschleppt hatte. Damals hatte er mit ohnmächtiger Zunge etwas vor sich hingemurmelt, mit den grauen Augenbrauen gezuckt und sie unruhig und schüchtern angesehen.

Er hat mir das schon damals sagen wollen, was er mir an seinem Todestag gesagt hat, dachte sie. Er hat das, was er mir gesagt hat, schon immer gedacht.

Und mit allen Einzelheiten erinnerte sie sich jener Nacht in Lysyja-Gory, die dem Schlaganfall vorausgegangen war, wo sie, Schlimmes ahnend, gegen seinen Willen bei ihm geblieben war. Sie hatte die ganze Nacht nicht schlafen können und war auf den Zehen hinübergeschlichen bis zur Tür des Blumenzimmers, in dem ihr Vater diese Nacht hatte schlafen wollen, und hatte seiner Stimme gelauscht. Er hatte in gequältem, müdem Ton mit Tichon gesprochen, hatte ihm von der Krim erzählt, von den heißen Nächten und von der Kaiserin.

Warum hat er mich nicht rufen lassen? Warum erlaubt er mir nicht, an Tichons Stelle bei ihm zu sein? hatte damals Prinzessin Marja gedacht und dachte es auch jetzt wieder. Nun wird er niemals mehr zu jemandem das aussprechen können, was er auf dem Herzen hatte. Nun wird für ihn und für mich niemals der Augenblick wiederkehren, wo er alles, was ihn bedrückte, hätte aussprechen, und wo ich und nicht Tichon ihm hätte zuhören können. Warum bin ich damals nicht ins Zimmer gegangen? dachte sie. Vielleicht hätte er mir schon damals gesagt, was er mir dann an seinem Todestag gesagt hat. Er fragte ja auch damals schon im Gespräch mit Tichon zweimal nach mir. Er wollte mich sehen, und ich stand da, hinter der Tür. Es war langweilig und bedrückend für ihn, sich mit Tichon unterhalten zu müssen, der ihn nicht verstand. Ich weiß noch, wie er mit ihm über Lisa sprach, als lebte sie noch, er hatte ganz vergessen, daß sie gestorben war, und da erinnerte ihn Tichon daran, daß sie doch nicht mehr sei, und er schrie ihn an: Schafskopf! Ihm war damals schwer ums Herz. Ich hörte hinter der Tür, wie er sich ächzend aufs Bett legte und ausrief: Mein Gott! Warum bin ich damals nicht hineingegangen? Was hätte er mir antun können? Was hätte ich zu verlieren gehabt? Vielleicht hätte er sich beruhigt und mir schon damals das Wort gesagt ...

Und Prinzessin Marja sprach jenes Kosewort, das er an seinem Todestag zu ihr gesagt hatte, laut vor sich hin.

»Seelchen«, wiederholte sie und fing an zu schluchzen, aber die Tränen erleichterten ihr das Herz.

Und nun sah sie sein Gesicht wieder vor sich. Nicht jenes Gesicht, das sie kannte, solange sie denken konnte, und immer nur von weitem gesehen hatte, sondern jenes schüchterne, schwache Gesicht, das sie, als sie sich niederbeugte, um das, was er sagen wollte, zu vernehmen, zum erstenmal in ihrem Leben mit allen seinen Runzeln und einzelnen Zügen in der Nähe gesehen hatte.

»Seelchen«, wiederholte sie.

Was dachte er wohl, als er das zu mir sagte? Was mag er jetzt denken? kam es ihr plötzlich in den Sinn. Und zur Antwort darauf sah sie ihn vor sich mit jenem Ausdruck, den sein mit dem weißen Tuch umwundenes Gesicht im Sarge getragen hatte. Und jenes Grauen, das damals über sie gekommen war, als sie ihn berührt und sich überzeugt hatte, daß dies nicht er selber, sondern etwas Geheimnisvolles, Abstoßendes war, ergriff sie auch jetzt wieder. Sie wollte an etwas anderes denken, wollte beten, konnte aber nichts von alledem tun. Mit großen, weit geöffneten Augen betrachtete sie den Mond und seine Schatten. Sie wartete darauf, jeden Augenblick das tote Antlitz ihres Vaters vor sich zu sehen, und fühlte, wie die Stille, die in und über dem Hause lag, sie wie ein eiserner Ring umschmiedete.

»Dunjascha!« stieß sie hervor. »Dunjascha!« schrie sie dann mit wilder Stimme auf, riß sich aus der Stille los und lief nach dem Mädchenzimmer, den herbeieilenden Zofen und der Kinderfrau entgegen.

Am 17. August machten Rostow und Iljin, von dem soeben aus der Gefangenschaft zurückgekehrten Lawruschka und einer Husarenordonnanz begleitet, von ihrem Haltepunkt Jankowo, das fünfzehn Werst von Bogutscharowo entfernt lag, einen Spazierritt, um Iljins neugekauftes Pferd zu probieren und zu erkunden, ob es in den umliegenden Dörfern noch Heu gebe.

Bogutscharowo befand sich seit den letzten drei Tagen zwischen den beiden feindlichen Armeen, so daß sich ebenso leicht russische Nachhut wie französische Vorhut dort einfinden konnte, und deshalb wollte Rostow als vorsorglicher Eskadronchef den Franzosen zuvorkommen und sich allen Proviant zunutze machen, der in Bogutscharowo zurückgeblieben war.

Rostow und Iljin waren in vergnügtester Stimmung. Auf dem Weg nach Bogutscharowo, einem fürstlichen Gut mit einem Herrenhaus, wo sie eine Menge Gutsesinde und darunter auch hübsche Mädchen zu finden hofften, fragten sie bald Lawruschka über Napoleon aus und lachten über seine Schilderungen, bald ritten sie um die Wette, um Iljins Pferd zu probieren.

Rostow wußte nicht und dachte auch nicht daran, daß jenes Gut, wohin er ritt, die Besitzung jenes selben Bolkonskij war, der mit seiner Schwester verlobt gewesen war.

Kurz vor dem Dorf ließen sie die Pferde den Berg hinunter zum letztenmal um die Wette laufen, und Rostow, der Iljin überholt hatte, ritt als erster in die Dorfstraße von Bogutscharowo ein.

»Du bist doch wieder vorgekommen«, sagte Iljin mit hochrotem Kopf.

»Ja, ich komme immer vor, schon vorhin auf der Wiese und nun hier auch wieder«, erwiderte Rostow und beklopfte lobend sein schaubedecktes Donpferd mit der Hand.

»Aber ich auf meinem Franzosen, Euer Erlaucht«, rief Lawruschka von ganz hinten, indem er seinen Droschkengaul einen Franzosen nannte, »hätte Sie alle beide überholt, wollte Ihnen nur diese Blamage nicht antun.«

Im Schritt ritten sie an einer Scheune vorbei, vor der eine Menge Bauern standen.

Einige nahmen die Mützen ab, andere behielten sie auf und gafften die Vorüberreitenden an. Zwei alte, lange Kerle mit furchigen Gesichtern und spärlichen Bärten traten gerade lachend aus der Schenke und gingen schwankend und ein ungereimtes Lied singend auf die Offiziere zu.

»Na, Kinder«, sagte Rostow lachend, »habt ihr Heu?«

»Da sieht einer aus wie der andere ...«, meinte Iljin.

»Nur immer lu-u-u ... lu-u-ustig ...«, sang der eine Bauer mit seligem Lächeln.

Einer aus der Menge trat auf Rostow zu.

»Was für welche seid ihr?« fragte er.

»Franzosen«, antwortete Iljin lachend. »Hier, das ist Napoleon selber«, sagte er und wies auf Lawruschka.

»Also seid ihr doch wohl Russen?« fragte der Bauer noch einmal.

»Seid ihr viele hier in der Gegend?« fragte ein anderer kleinerer Bauer und trat hinzu.

»Massenhaft«, entgegnete Rostow. »Aber warum habt ihr euch denn hier versammelt?« fuhr er fort. »Ihr habt wohl Feiertag heute?«

»Die Alten haben sich wegen Gemeindeangelegenheiten versammelt«, entgegnete der Bauer und trat wieder beiseite.

In diesem Augenblick tauchten auf dem Weg vom Herrenhause zwei Frauen und ein Mann in weißem Hut auf, die auf die Offiziere zukamen.

»Die im rosa Kleid gehört mir! Daß keiner mir die abspenstig macht!« sagte Iljin, als er Dunjascha erblickte, die ohne zu zögern auf ihn zulief.

»Ja, die gehört uns«, sagte Lawruschka und blinzelte Iljin zu.

»Was willst du, mein schönes Kind?« fragte Iljin.

»Die Prinzessin hat mir befohlen zu fragen, von welchem Regiment die Herren Offiziere sind, und wie sie heißen.«

»Dies ist Graf Rostow, der Eskadronchef, und ich bin Euer gehorsamster Diener.«

»Lu-u-u ... lu-u-ustig! ...«, sang der betrunkene Bauer, und sah mit glücklichem Lächeln Iljin zu, wie er sich mit dem Mädchen unterhielt.

Hinter Dunjascha trat Alpatytsch an Rostow heran. Er hatte schon von weitem den Hut abgenommen.

»Ich wage, Sie zu belästigen, Euer Erlaucht«, sagte er ehrerbietig, aber doch auch etwas geringschätzig im Hinblick auf die Jugend der beiden Offiziere, und schob seine Hand vorn auf der Brust in den Rock. »Meine Herrin, die Tochter des am 15. verschiedenen Generals en chef Fürsten Nikolaj Andrejewitsch Bolkonskij, befindet sich wegen der Roheit dieser Leute« – er zeigte auf die Bauern – »in einer schwierigen Lage und läßt Sie zu sich bitten ... würden Sie nicht vielleicht«, fuhr Alpatytsch mit trübem Lächeln fort, »etwas zur Seite reiten, es ist ja nicht gerade angenehm bei diesen ...« Alpatytsch wies auf die beiden betrunkenen Bauern, die sie von hinten umschwärmten wie Bremsen ein Pferd.

»Ah! ... Alpatytsch ... Ah, Jakow Alpatytsch ... Großartig! Sei nur nicht böse, um Christi willen ... Großartig! Nicht?« riefen die Bauern und lachten ihm vergnügt zu.

Rostow sah die Betrunkenen an und lächelte.

»Oder vielleicht ergötzt das Euer Erlaucht?« fragte Jakow Alpatytsch mit gemessener Miene und zeigte mit der andern Hand, die er nicht vorn in den Rock gesteckt hatte, auf die beiden Alten.

»Nein, nein, das ist wenig ergötzlich«, sagte Rostow und ritt weiter. »Worum handelt es sich also?« fragte er.

»Ich erlaube mir, Euer Erlaucht zu melden, daß das rohe Volk hier seine Herrin nicht von ihrem Gut fortlassen will und damit droht, ihr die Pferde auszuspannen. Seit heute morgen steht alles gepackt da, und Ihre Durchlaucht kann nicht abfahren.«

»Das ist doch nicht möglich!« rief Rostow aus.

»Ich habe die Ehre, Ihnen die reine Wahrheit zu melden«, beteuerte Alpatytsch.

Rostow stieg vom Pferd, übergab es der Ordonnanz und ging mit Alpatytsch ins Haus, wobei er sich die Sache mit allen Einzelheiten erzählen ließ.

Tatsächlich hatten der gestrige Vorschlag der Prinzessin, den Bauern Getreide zu geben, und ihre Auseinandersetzungen mit Dron und der Volksmenge die ganze Sache so verfahren, daß Dron endgültig die Schlüssel abgegeben und sich auf die Seite der Bauern geschlagen hatte und auf Alpatytschs Ruf nicht mehr erschienen war. Und als am nächsten Morgen die Prinzessin anzuspannen befohlen hatte, um abzufahren, waren die Bauern scharenweise vor die Scheune geströmt und hatten ihr sagen lassen, daß sie die Prinzessin nicht aus dem Dorf lassen würden: es sei ein Befehl ergangen, daß niemand fortfahren solle, und sie würden ihr, wenn sie führe, die Pferde ausspannen. Alpatytsch war mehrmals zu ihnen hinausgegangen, um sie zu ermahnen, aber man hatte ihm zur Antwort gegeben, wobei Karp das große Wort geführt, während sich Dron in der Menge versteckt hatte, daß man die Prinzessin unmöglich weglassen könne, da der Befehl da sei, und daß die Prinzessin nur dableiben möge, dann wolle man ihr auf die alte Weise dienen und in allem gehorsam sein.

In dem Augenblick, als Rostow und Iljin in die Dorfstraße eingritten waren, hatte Prinzessin Marja, obgleich Alpatytsch, die Kinderfrau und die Mädchen ihr abgeraten hatten, anzuspannen befohlen und abfahren wollen, als aber die heransprengenden Kavalleristen in Sicht gekommen waren, hatte man sie für Franzosen gehalten: die Kutscher waren ausgerissen, und die Frauen hatten im Haus ein Jammergeschrei erhoben.

»Väterchen! Beschützer! Dich hat Gott gesandt!« riefen gerührte Stimmen, als Rostow durch das Vorzimmer schritt.

Prinzessin Marja saß mutlos und erschöpft im Saal, als man Rostow zu ihr führte. Sie verstand weder, wer er war und warum er kam, noch was aus ihr werden würde. Doch als sie sein russisches Gesicht erblickte und an seinem Eintreten und dem ersten von ihm gesprochenen Wort einen Menschen ihrer eignen Gesellschaftskreise in ihm erkannte, warf sie ihm einen tiefen, leuchtenden Blick zu und fing mit abgerissener, vor Erregung zitternder Stimme zu reden an.

Auch Rostow fand in dieser Begegnung etwas Romantisches. Ein schutzloses, vom Leid niedergebeugtes Mädchen allein, der Willkür roher, aufrührerischer Bauern ausgesetzt! Und was für ein sonderbares Schicksal führt mich in diesem Augenblick hierher! dachte Rostow, während er ihr zuhörte und sie ansah. Und wie sanft, wie edel ihre

Züge und ihr Gesichtsausdruck sind! dachte er und lauschte ihrer schüchternen Erzählung.

Als sie davon anfang, daß sich dies alles einen Tag nach der Beerdigung ihres Vaters zugetragen habe, fing ihre Stimme an zu zittern. Sie wandte sich ab, richtete dann aber sogleich, aus Angst, Rostow könne ihre Worte für einen Versuch, ihn zu rühren, halten, einen fragenden, erschrockenen Blick auf ihn. Rostow standen Tränen in den Augen. Prinzessin Marja bemerkte dies und sah ihn dankbar und mit einem jener leuchtenden Blicke an, die die Häßlichkeit ihres Gesichtes vergessen machten.

»Ich kann gar nicht sagen, Prinzessin, wie glücklich ich bin, daß der Zufall mich hierhergeführt hat und ich nun imstande sein werde, Ihnen meine Dienstbereitschaft zu beweisen«, sagte Rostow und erhob sich. »Bitte, reisen Sie getrost ab, ich stehe Ihnen mit meiner Ehre dafür, daß kein Mensch es wagen wird, Ihnen Unannehmlichkeiten zu bereiten, wenn Sie mir nur erlauben wollen, Sie zu geleiten.« Und er verbeugte sich so ehrerbietig vor ihr, wie man sich vor Damen kaiserlichen Blutes zu verneigen pflegt, und wandte sich zur Tür.

Durch diese Ehrerbietung im Ton schien Rostow zeigen zu wollen, daß, obgleich er es für ein Glück ansah, ihre Bekanntschaft gemacht zu haben, er doch ihr Unglück nicht ausnutzen wolle, um ihr näherzutreten.

Prinzessin Marja verstand ihn und wußte diesen Ton zu schätzen.

»Ich bin Ihnen sehr, sehr dankbar«, sagte sie auf französisch, »und hoffe, daß dies alles nur ein Mißverständnis ist, an dem niemand die Schuld trägt.« Sie fing plötzlich an zu weinen. »Verzeihen Sie«, sagte sie.

Rostow verbeugte sich noch einmal sehr ernst und tief vor ihr und verließ das Zimmer.

»Nun wie war's? Ist sie hübsch? Nein, Bruder, meine Rosafarbene ist einfach entzückend. Dunjascha heißt sie ...«

Aber Iljin verstummte, als er in Rostows Gesicht blickte. Er sah, daß sich sein Held und Kommandeur in einer ganz anderen Stimmung befand. Rostow sah Iljin zornig an und ging, ohne ihm Antwort zu geben, mit hastigen Schritten dem Dorf zu.

»Ich werde es ihnen schon zeigen, werde es ihnen schon stecken, diesem Gesindel!« brummte er vor sich hin.

Mit fliegenden Schritten, nur um nicht gerade im Sturmschritt zu laufen, eilte Alpatytsch hinter ihm her, konnte ihn aber auch in diesem Trab kaum einholen.

»Was für einen Entschluß haben Sie zu fassen geruht?« fragte er, als er ihn erreicht hatte.

Rostow blieb stehen und trat plötzlich mit geballten Fäusten drohend an Alpatytsch heran.

»Entschluß? Was für einen Entschluß? Alter Knacks!« schrie er ihn an. »Hast wohl ruhig zugesehen? Was? Die Bauern sind aufständisch, und du verstehst nicht, mit ihnen fertig zu werden? Bist wohl selber ein Verräter? Ich kenne euch, das Fell sollte man euch allen abziehen ...« Und als fürchte er, seinen Vorrat an heißem Zorn umsonst zu verpuffen, ließ er Alpatytsch stehen und ging schnell weiter.

Alpatytsch unterdrückte das Gefühl der Kränkung, eilte hastigen Schrittes hinter Rostow her und fuhr fort, ihm seine Erwägungen mitzuteilen. Er sagte, die Bauern seien verstockt und es wäre im Augenblick unklug, gegen sie anzukämpfen, solange man kein Militärkommando hinter sich habe. Ob es nicht besser wäre, vorerst ein Militärkommando holen zu lassen?

»Ich werde es ihnen schon einbleuen, das Militärkommando ... Ich werde schon mit ihnen fertig werden«, rief Nikolaj unbedacht, der an seinem unsinnigen, tierischen Zorn und an der Gier, diesen Zorn auszulassen, fast erstickte.

Ohne zu wissen, was er tun werde, näherte sich Rostow mit unbe-
wußt schnellem, entschiedenem Schritt der Menge. Und je näher er ihr
kam, um so sicherer fühlte Alpatytsch, daß sein unsinniges Vorgehen
ein gutes Resultat zeitigen werde. Und dasselbe fühlten auch die
Bauern, als sie Rostows schnellen festen Gang und sein entschlosse-
nes, finsternes Gesicht sahen.

Nachdem die Husaren ins Dorf eingeritten waren und sich Rostow
zur Prinzessin begeben hatte, war in der Menge Verwirrung und
Zwiespalt entstanden. Ein paar Bauern meinten, die Ankömmlinge
seien doch Russen, und wie sollten sie da nicht empört darüber sein,
daß man die Herrin nicht fortlassen wolle. Dron war derselben
Ansicht, sobald er sie aber nur auszusprechen versuchte, fielen Karp
und andere Bauern sogleich über den ehemaligen Dorfschulzen her.

»Jahrelang hast du die Gemeinde ausgesogen!« schrie ihn Karp an.
»Dir kann alles gleich sein. Du gräbst dir deinen Pott mit Gold aus der
Erde und bringst ihn in Sicherheit; was kümmert's dich, ob unsere
Häuser zerstört werden oder nicht?«

»Es ist so befohlen worden, damit Ordnung bleiben soll. Keiner
darf sein Haus verlassen. Nicht ein Pulverkörnchen soll fortgeschafft
werden. Alles soll hier bleiben!« rief ein anderer.

»Dein Sohn wäre an der Reihe gewesen«, fiel plötzlich ein kleiner
Alter ebenfalls über Dron her, »aber dir ist wahrscheinlich dein
vollgefressener Junge für die Soldaten zu schade gewesen, und da hast
du meinem Wanka den Kopf scheren lassen. Aber es gibt eine
Vergeltung nach dem Tode!«

»Ja, ja, eine Vergeltung nach dem Tode!«

»Ich bin kein Verräter an der Gemeinde gewesen«, warf Dron ein.

»Ja, natürlich, kein Verräter, aber einen Bauch hast du dir dabei
angefressen! ...«

Und die beiden Langen, die Betrunkenen, gaben ebenfalls ihren
Senf dazu.

Als Rostow, von Iljin, Lawruschka und Alpatytsch begleitet, bei
der Menge anlangte, trat Karp, den Finger in den Gürtel gesteckt, mit
leisem Lächeln vor. Dron dagegen verkroch sich in den hinteren
Reihen. Die Menge rückte enger zusammen.

»He! Wer ist denn hier der Dorfschulze?« schrie Rostow und trat mit raschen Schritten auf die Menge zu.

»Der Dorfschulze? Was wollen Sie ...?« fragte Karp zurück.

Aber er hatte noch nicht Zeit gehabt auszureden, als ihm die Mütze herunterflog, und sein Kopf in Folge eines schweren Schlages zur Seite taumelte.

»Die Mützen herunter, ihr Verräter!« schrie Rostows rassige Stimme. »Wo ist der Dorfschulze?« brüllte er wütend noch einmal.

»Den Dorfschulzen, den Dorfschulzen verlangt er ... Dron Sacharytsch, Sie ...«, hörte man hier und dort hastig fügsame Stimmen flüstern, und die Mützen wurden abgenommen.

»Wir können uns gar nicht auflehnen, wir müssen auf Ordnung halten«, murmelte Karp, und ein paar andere Stimmen im Hintergrund fielen zu gleicher Zeit ein: »Wie die Alten beschlossen haben ... Ihr könnt uns mit eurer Obrigkeit viel ...«

»Aufrührerische Reden wollt ihr führen? ... Euch auflehnen? ... Ihr Räuber! Ihr Verräter!« schrie Rostow wie ein Unsinniger mit einer Stimme, die nicht seine eigne war, und packte Karp am Kragen. »Bindet ihn! Bindet ihn!« brüllte er, obgleich niemand da war, der ihn hätte binden können, außer Lawruschka und Alpatytsch.

Dennoch lief Lawruschka auf Karp zu und packte ihn von hinten an den Armen. »Soll ich unsere Leute hinterm Berg herbeirufen?« schrie er.

Alpatytsch wandte sich an die Bauern und rief zwei mit Namen auf, die Karp binden sollten. Die Bauern traten gehorsam aus der Menge heraus und nahmen ihre Leibgurte ab.

»Wo ist der Dorfschulze?« schrie Rostow.

Mit finsterem, bleichem Gesicht trat Dron aus der Menge.

»Bist du der Dorfschulze? Binden, Lawruschka!« schrie Rostow, als könne auch dieser Befehl auf keinen Widerstand stoßen.

Und wirklich fingen noch zwei andere Bauern an, Dron zu binden, der, wie um ihnen zu helfen, seinen Gurt abnahm und ihn den beiden reichte.

»Und ihr anderen alle paßt mal auf!« Rostow wandte sich an die Bauern: »Jetzt geht's marsch nach Hause, daß ich nichts mehr von euch höre noch sehe!«

»Was denn, wir haben doch gar nichts Unrechtes getan ... Das war doch nur aus Dummheit ... Damit haben wir nur Blödsinn angerichtet ... Ich habe doch gleich gesagt, daß das wider die Ordnung ist ...«, hörte man Stimmen, wobei einer dem andern Vorwürfe machte.

»Das habe ich euch doch gleich gesagt«, rief Alpatytsch, der nun wieder in seine Rechte eintrat. »Das war nicht schön, Kinder!«

»Eine Dummheit war's von uns, Jakow Alpatytsch«, erwiderten ein paar Stimmen, und die Menge ging sogleich auseinander und zerstreute sich im Dorf.

Die zwei gebundenen Bauern wurden auf den Gutshof geführt. Die beiden Betrunkenen torkelten hinterher.

»Ei, schau, schau, wie dir's ergangen ist!« sagte der eine zu Karp.

»Darf man denn so mit der Herrschaft reden? Was denkst du dir denn! Ein Schafskopf bist du«, bestätigte der andere. »Wirklich, ein Schafskopf!«

Zwei Stunden später standen die Fuhren auf dem Hof vor dem Herrenhause von Bogutscharowo. Die Bauern trugen lebhaft die Sachen der Herrschaft heraus und luden sie auf den Wagen, und Dron, der auf Prinzessin Marjas Bitte aus dem dunklen Loch, in das man ihn eingesperrt hatte, wieder herausgelassen worden war, stand auf dem Hof und stellte die Bauern an.

»Lade sie nicht so schlecht auf«, sagte einer der Bauern, ein langer Mensch mit einem runden, lächelnden Gesicht, zu einem andern, der aus den Händen eines Stubenmädchens eine Schatulle entgegengenommen hatte. »Die hat doch auch Geld gekostet. Wenn du sie so hineinwirfst und unter den Strick schiebst, wird sie sich abschaben. So etwas mag ich nicht leiden. Es muß immer ehrlich und rechtmäßig zugehen. Siehst du, so unter die Matte und nun noch Heu drauf, so geht es fein.«

»So viele Bücher, so viele Bücher«, staunte ein anderer Bauer, der die Bibliotheksschränke des Fürsten Andrej mit herauschleppte. »Stoßt nicht an! Aber schwer sind die, Kinder! Das sind mal alte gesunde Bücher!«

»Ja, wer die geschrieben hat, wird keine Zeit gehabt haben, alle Tage in die Schenke zu laufen«, meinte der Lange mit dem runden Gesicht und zeigte, bedeutsam blinzelnd, auf die Wörterbücher, die obenauf lagen.

Rostow, der seine Bekanntschaft der Prinzessin nicht aufdrängen wollte, ging nicht wieder zu ihr, sondern blieb im Dorf, um dort ihre Abreise abzuwarten. Als dann die Wagen der Prinzessin Marja vom Herrenhaus abfuhr, bestieg Rostow sein Pferd und geleitete sie etwa zwölf Werst bis auf den Weg, den unsere Truppen besetzt hatten. In der Herberge von Jankowo verabschiedete er sich ehrerbietig von ihr und erlaubte sich zum erstenmal, ihr die Hand zu küssen.

»Aber nicht doch, wie können Sie nur ...«, erwiderte er errötend der Prinzessin Marja, die ihm für ihre Rettung, wie sie seine Tat nannte, ihren wärmsten Dank aussprach. »Jeder Polizeisoldat hätte dasselbe getan. Wenn wir nur gegen Bauern zu kämpfen hätten, wäre der Feind nicht so weit ins Land eingedrungen«, sagte er wie beschämt und bemüht, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. »Ich bin nur glücklich, daß ich dadurch Gelegenheit hatte, Ihre Bekanntschaft zu machen. Leben Sie wohl, Prinzessin, ich wünsche Ihnen Glück und Trost und hoffe, unter glücklicheren Umständen einmal wieder mit Ihnen zusammenzutreffen. Wenn Sie mich nicht erröten machen wollen, so danken Sie mir bitte nicht.«

Doch wenn ihm Prinzessin Marja nun auch nicht mehr mit Worten dankte, so tat sie es doch mit dem ganzen Ausdruck ihres vor Dankbarkeit und Innigkeit strahlenden Gesichtes. Sie konnte das nicht glauben, daß sie ihm nichts zu danken habe. Im Gegenteil, es stand für sie ganz zweifellos fest, daß sie, wenn er nicht gewesen wäre, entweder die Beute der Aufrührer oder der Franzosen geworden wäre. Sie wußte, daß er, nur um sie zu retten, sich selber offenkundigen, schrecklichen Gefahren ausgesetzt hatte, und deshalb war sie überzeugt, daß er ein Mensch von hochherzigem edlem Charakter war, der für ihre Lage und ihren Kummer Verständnis hatte. Immer wieder mußte sie an seine guten, ehrlichen Augen denken, und wie ihm die Tränen gekommen waren, als sie ihm, selber weinend, von ihrem Verlust erzählt hatte.

Als sich Rostow von Prinzessin Marja verabschiedet hatte und sie allein geblieben war, fühlte sie plötzlich, wie ihr die Tränen in die Augen traten, und es drängte sich ihr – nicht zum erstenmal – die sonderbare Frage auf, ob sie ihn liebe.

Auf der Weiterfahrt nach Moskau bemerkte Dunjascha, die mit Prinzessin Marja in einem Wagen fuhr, daß die Prinzessin, obgleich

ihre Lage alles andere als erfreulich war, mitunter den Kopf zum Fenster hinausbog und wehmütig freudig lächelte.

Nun, was wäre dabei, wenn ich ihn wirklich liebte? dachte Prinzessin Marja.

Wenn sie sich auch über das Eingeständnis schämte, daß sie einen Mann liebe, dem es vielleicht nie in den Sinn käme, ihre Gefühle zu erwidern, so tröstete sie sich doch mit dem Gedanken, daß niemand je etwas davon erfahren werde, und daß es doch keine Sünde sei, wenn sie bis an ihr Lebensende, ohne jemandem etwas davon zu sagen, den Mann lieben werde, der ihre erste und einzige Neigung gewesen war.

Manchmal dachte sie an seine Blicke, seine Teilnahme, seine Worte, und dann schien ihr das Glück beinahe möglich. In jenen Augenblicken bemerkte Dunjascha, daß sie lächelnd zum Wagenfenster hinaussah.

Und daß gerade er nach Bogutscharowo kommen mußte und gerade in diesem Augenblick! dachte Prinzessin Marja. Und daß seine Schwester ihr Verlöbniß mit dem Fürsten Andrej lösen mußte! In alledem erblickte sie den Willen der Vorsehung.

Auf Rostow hatte Prinzessin Marja einen sehr angenehmen Eindruck gemacht. Wenn er an sie dachte, wurde er ganz heiter, und als seine Kameraden, die von seinem Abenteuer in Bogutscharowo gehört hatten, ihn neckten und sagten, er sei zwar nach Heu ausgeritten, habe aber statt dessen die reichste Braut in ganz Rußland aufgegabelt, wurde er ernstlich böse. Er ärgerte sich besonders deshalb so darüber, weil ihm der Gedanke an eine Verheiratung mit der ihm so angenehmen, sanften Prinzessin Marja mit ihrem gewaltigen Vermögen ganz gegen seinen Willen mehr als einmal schon selber durch den Kopf gegangen war. Sich persönlich konnte Nikolaj keine bessere Frau wünschen als Prinzessin Marja, außerdem hätte er durch eine solche Heirat die Gräfin, seine Mutter, glücklich gemacht, die Finanzen seines Vaters aufgebessert und sogar – das fühlte er – Prinzessin Marjas Lebensglück begründet.

Aber Sonja! Und sein Wort, das er ihr gegeben hatte? – Deshalb wurde Rostow böse, wenn er mit der Prinzessin Bolkonskaja geneckt wurde.

Nachdem Kutusow den Oberbefehl über die Armeen übernommen hatte, erinnerte er sich an den Fürsten Andrej und schickte ihm einen Befehl, daß er sich im Hauptquartier einzufinden habe.

Fürst Andrej kam nach Zarewo-Saimischtsche gerade an dem Tag und gerade zu der Zeit, als Kutusow die erste Besichtigung über seine Truppen abhielt. Fürst Andrej hielt im Dorf beim Haus des Geistlichen an, vor dem die Equipage des Oberbefehlshabers stand, und setzte sich auf ein Bänkchen am Torweg, um auf den »Durchlauchtigsten«, wie Kutusow jetzt von allen genannt wurde, zu warten. Vom Feld hinter dem Dorf tönten bald die Klänge der Regimentsmusik, bald das Gebrüll unzähliger Stimmen herüber, die dem Oberkommandierenden Hurra zuriefen. An demselben Torweg, etwa zehn Schritte vom Fürsten Andrej entfernt, standen zwei Burschen, ein Kurier und ein Haushofmeister, die die Abwesenheit des Oberkommandierenden und das schöne Wetter genossen.

Ein kleiner, schwarzer Husarenoberstleutnant mit üppigem Schnurrbart und Backenbart kam auf den Torweg zugeritten, warf einen Blick auf den Fürsten Andrej und fragte, ob hier das Quartier des Durchlauchtigsten sei, und ob dieser bald zurückkomme.

Fürst Andrej erwiderte ihm, er gehöre nicht zum Stabe des Durchlauchtigsten und sei selber eben erst angekommen. Der Husarenoberstleutnant wandte sich an den Burschen des Oberkommandierenden, der in seiner tadellosen Uniform und mit jenem eigentümlich geringschätzigen Ton, den die Burschen der Oberkommandierenden gegen Offiziere anzuschlagen pflegen, zu ihm sagte: »Was? Der Durchlauchtigste? Wird voraussichtlich gleich kommen. Sie wünschen?«

Der Husarenoberstleutnant lächelte ob dieses Tones in seinen Schnurrbart hinein, stieg vom Pferd, übergab es einer Ordonnanz und trat auf Bolkonskij zu, indem er sich leicht vor ihm verbeugte. Bolkonskij rückte auf der Bank beiseite, um ihm Platz zu machen. Der Husarenoberstleutnant setzte sich neben ihn.

»Warten Sie auch auf den Oberkommandierenden?« fragte er. »Es heißt ja, daß jeder bei ihm vorgelassen wird, Gott sei Dank! War das

ein Elend bei diesen Wurstfressern! Jermolow hat wirklich nicht umsonst darum gebeten, zum Deutschen befördert zu werden. Jetzt kann doch wenigstens auch ein Russe mal ein Wort sagen. Weiß der Teufel, was die gemacht haben! Immer wieder zurück und immer wieder zurück. Haben Sie den Feldzug mitgemacht?« fragte er.

»Ich hatte das Vergnügen«, erwiderte Fürst Andrej, »nicht nur an diesem Rückzug teilzunehmen, sondern durch ihn auch alles zu verlieren, was mir teuer war ... von meinem Vaterhaus und meinen Gütern ganz zu schweigen! Mein Vater ist aus Kummer darüber gestorben. Ich bin aus dem Gouvernement Smolensk.«

»Ah? ... Sie sind Fürst Bolkonskij? Freue mich sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen: Oberstleutnant Denissow, bekannter unter dem Namen Waska«, sagte Denissow, drückte dem Fürsten Andrej die Hand und betrachtete gutmütig und mit besonderer Aufmerksamkeit Bolkonskij's Gesicht. »Ja, ich hörte es schon«, sagte er teilnehmend und fuhr, nachdem er eine Weile geschwiegen hatte, dann fort: »Da haben wir nun den Skythenkrieg. Das ist ja alles ganz schön und gut, nur nicht für diejenigen, die es am eigenen Leibe spüren müssen. Sie sind also der Fürst Andrej Bolkonskij?« Er wiegte den Kopf hin und her. »Freue mich sehr, Fürst, freue mich sehr, Sie kennenzulernen«, sagte er noch einmal wie mit einem wehmütigen Lächeln und drückte ihm die Hand.

Fürst Andrej kannte Denissow: Natascha hatte ihm von ihrem ersten Verehrer erzählt. Diese süße und zugleich wehmütige Erinnerung trug ihn nun wieder zu jenen schmerzlichen Gefühlen zurück, an die er in letzter Zeit lange nicht mehr gedacht hatte, die aber trotzdem noch in seiner Seele schlummerten. Er hatte jetzt so viele andere und so ernste Eindrücke gehabt, wie die Preisgabe von Smolensk, seinen Besuch in Lysyja-Gory und die soeben erhaltene Nachricht vom Ableben seines Vaters, daß er schon lange nicht mehr an diese Erinnerung gedacht hatte, und darum wirkte sie auch, wie sie ihm jetzt kam, nicht mehr mit der früheren Kraft auf ihn ein.

Denissow aber fühlte sich durch die Kette der Erinnerungen, die der Name Bolkonskij in ihm wachrief, in eine ferne, längst vergangene poetische Zeit zurückversetzt, wo er einmal nach dem Abendessen und einem Lied Nataschas, ohne selber zu wissen wie, diesem fünfzehnjährigen Mädchen einen Antrag gemacht hatte. Er lächelte über die Erinnerung an jene Zeit und über seine Liebe zu Natascha

und ging dann in Gedanken gleich wieder auf das über, was ihn jetzt so leidenschaftlich und ausschließlich beschäftigte.

Es war dies ein Feldzugsplan, den er sich während des Rückzuges, wo er der Vorhut zugeteilt worden war, ausgedacht hatte. Er hatte diesen Plan Barclay de Tolly bereits vorgelegt und beabsichtigte nun, ihn Kutusow zu zeigen. Der Plan gründete sich darauf, daß die Angriffslinie der Franzosen zu weit ausgedehnt sei, und daß wir, statt nur gegen ihre Front zu operieren und ihnen den Weg zu versperren, gleichzeitig auch Vorstöße gegen ihre Verbindungslinien unternehmen müßten. Denissow fing an, dem Fürsten Andrej seinen Plan auseinanderzusetzen.

»Sie können nicht die ganze Linie halten, das ist unmöglich. Ich stehe dafür, daß ich sie durchstoßen werde. Geben Sie mir fünfhundert Mann, dann durchbreche ich sie, das ist ganz sicher. Hier hilft nur ein System – durchschlagen.«

Denissow stand auf, gestikulierte lebhaft und legte Bolkonskij seinen Plan dar. Mitten in seinen Ausführungen erklang noch unharmonischer und ausgedehnter als vorhin vom Platz der Besichtigung herüber das Hurraschreien der Truppen, in das sich Militärmusik und Lieder mischten. Vom Dorf her hörte man Pferdegetrappel und Geschrei.

»Jetzt kommt er selber«, schrie ein Kosak, der am Torweg stand. »Er kommt!«

Bolkonskij und Denissow traten vor das Tor, wo ein Trupp Soldaten, die Ehrenwache, aufmarschiert war, und sahen Kutusow auf einem kleinen, braunen Pferd die Straße entlang geritten kommen. Ein großes Gefolge von Generälen folgte ihm. Barclay de Tolly ritt hinter ihm her und um ihn herum, und alle schrien hurra.

Ihm voran sprengten die Adjutanten in den Hof ein. Kutusow trieb ungeduldig sein Pferd an, einen Paßgänger, der sich leicht unter seiner Last wiegte, nickte in Erwiderung der begeisterten Grüße ununterbrochen, wobei er immer wieder die Hand an seine weiße schirmlose Gardereitermütze legte. Als er bis zur Ehrenwache, den großen, kräftigen Grenadiern, die fast alle mit Orden geschmückt waren und vor ihm salutierten, herangeritten war, sah er sie einen Augenblick schweigend und aufmerksam mit dem starren Blick eines Vorgesetzten an und wandte sich dann an die Schar der Generäle und Offiziere,

die um ihn herumstanden. Sein Gesicht nahm plötzlich einen durchgeistigten Ausdruck an, und er zuckte mit einer Geste der Verwunderung die Achseln.

»Und mit solch tüchtigen Kerlen geht man nun immer rückwärts und rückwärts!« sagte er. »Nun, auf Wiedersehen, General«, fügte er hinzu und lenkte sein Pferd, an Fürst Andrej und Denissow vorüber, in den Torweg.

»Hurra! Hurra! Hurra!« rief man ihm nach. Kutusow war in der Zeit, da ihn Fürst Andrej nicht gesehen hatte, noch dicker und aufgedunsener geworden und hatte noch mehr Fett angesetzt. Aber das dem Fürsten Andrej so wohlbekanntes weiße Auge, die Narbe und der Ausdruck von Müdigkeit in seiner ganzen Gestalt waren unverändert. Er trug Uniformrock und weiße Gardereitermütze, eine Peitsche an dünnem Riemen hing ihm über die Schulter. Schwer, breit und schwankend saß er auf seinem munteren Pferdchen. »Fju ... fju ... fju ...« pfiff er kaum hörbar, als er in den Hof einritt. Auf seinem Gesicht prägte sich jene Freude auf Ruhe aus, die ein Mensch empfindet, wenn er seinen Repräsentationspflichten nachgekommen ist und nun die Absicht hat, sich auszuruhen. Er zog den linken Fuß aus dem Steigbügel, hob, den ganzen Körper zusammenkrümmend und vor Anstrengung die Stirn runzelnd, das linke Bein mühselig bis zum Sattel, stützte sich mit dem Knie auf und ließ sich ächzend in die Arme der Kosaken und Adjutanten, die ihn auffingen, niederfallen.

Dann richtete er sich auf, sah sich mit zusammengekniffenen Augen um, blickte den Fürsten Andrej an, offenbar ohne ihn zu erkennen, und schritt mit seinem schwankenden Gang der Freitreppe zu. »Fju ... fju ... fju ...« pfiff er wieder vor sich hin und blickte den Fürsten Andrej noch einmal an. Doch wie das bei alten Leuten oft der Fall zu sein pflegt, verknüpfte sich erst nach einigen Augenblicken der Eindruck, den das Gesicht des Fürsten auf ihn machte, mit der Erinnerung an dessen Persönlichkeit.

»Ah, willkommen, Fürst! Willkommen, mein Lieber! Kommen Sie ...«, sagte er müde, sah sich nach ihm um und ging mit seinem schweren Schritt die Treppe hinauf, die unter seiner Last ächzte.

Dann knöpfte er sich den Rock auf und setzte sich auf ein Bänkchen, das auf dem Treppenabsatz stand.

»Na, was macht der Vater?«

»Gestern habe ich die Nachricht von seinem Tod erhalten«, erwiderte Fürst Andrej kurz.

Kutusow sah Bolkonskij mit weitgeöffneten, erschrockenen Augen an, dann nahm er die Mütze ab und bekreuzigte sich: »Er ruhe in Frieden! Gottes Wille sei über uns allen!« Er seufzte schwer und aus tiefster Brust und schwieg dann still. »Ich habe ihn aufrichtig geliebt und geachtet und fühle von ganzer Seele mit dir.«

Er umarmte den Fürsten Andrej, drückte ihn an seine fette Brust und ließ ihn lang nicht von sich. Als er ihn dann wieder losließ, bemerkte Bolkonskij, daß seine wulstigen Lippen zitterten und Tränen in seinen Augen standen. Er seufzte und stemmte sich mit beiden Armen auf die Bank, um aufzustehen.

»Komm, komm mit zu mir herein, da können wir miteinander reden«, sagte er.

Indessen war Denissow, der Vorgesetzten gegenüber ebensoviel Mut zeigte wie vor dem Feind, obgleich ihn die Adjutanten mit ärgerlichem Flüstern an der Freitreppe aufzuhalten versucht hatten, kühn und mit den Sporen gegen die Stufen schlagend, die Treppe hinaufgestiegen. Kutusow, die Arme immer noch auf die Bank gestützt, sah ihn unzufrieden an. Denissow nannte seinen Namen und erklärte, er habe Seiner Durchlaucht eine Sache mitzuteilen, die für das Wohl des Vaterlandes von großer Wichtigkeit sei. Kutusow warf einen müden Blick auf Denissow, zog mit ärgerlicher Gebärde die Hände wieder zurück, faltete sie über dem Bauch und sagte: »Für das Wohl des Vaterlandes? Nun, was denn, sprich!«

Denissow wurde rot wie ein Mädchen – dieses Erröten war auf dem alten, bärtigen Trinkergesicht eigentümlich anzusehen – und fing kühn an, seinen Plan über einen Durchbruch der feindlichen Operationslinie zwischen Smolensk und Wjasma auseinanderzusetzen. Denissow hatte selber in dieser Gegend gelebt und kannte das Gelände sehr gut. Der Plan schien zweifellos gut, besonders durch die Kraft der Überzeugung, die in Denissows Worten lag.

Kutusow sah schweigend auf seine Füße nieder und warf nur ab und zu einen Blick auf den Hof des Nachbarhauses, als erwarte er von dorthier irgend etwas Unangenehmes. Und wirklich trat aus jenem Haus, wohin er sah, während Denissow sprach, ein General mit einer Aktenmappe unter dem Arm.

»Was?« rief Kutusow mitten durch Denissows Darlegungen hindurch. »Schon fertig?«

»Gewiß, Durchlaucht!« erwiderte der General.

Kutusow schüttelte den Kopf, als wolle er sagen: Wie kann das nur ein einziger Mensch alles fertig bringen! und fuhr dann fort, Denissow zuzuhören.

»Ich gebe mein heiliges Ehrenwort als russischer Offizier«, sagte Denissow, »daß ich Napoleons Verbindungen durchbrechen werde.«

»Bist du mit dem Oberintendanten Kirill Andrejewitsch Denissow verwandt?« unterbrach ihn Kutusow.

»Das ist ein Onkel von mir, Durchlaucht.«

»Oh! Wir waren gute Freunde«, sagte Kutusow heiter. »Schön, schön, mein Lieber; bleibe hier beim Stab. Morgen sprechen wir noch einmal darüber.«

Er nickte Denissow zu, wandte sich dann ab und streckte die Hand nach den Papieren aus, die ihm Konownizyn brachte.

»Wollen Euer Durchlaucht nicht ins Zimmer eintreten«, sagte der General vom Dienst mit unzufriedener Stimme. »Es sind unbedingt ein paar Pläne anzusehen und einige Papiere zu unterschreiben.«

Ein Adjutant trat aus der Tür und meldete, daß im Quartier alles bereit sei. Aber Kutusow wollte sichtlich erst alles erledigt haben, ehe er sich ins Zimmer zurückzog, und runzelte die Stirn.

»Nein, laß ein Tischchen hierher bringen, mein Lieber, ich werde es hier durchsehen«, entgegnete er.

»Bleib du hier«, fügte er zum Fürsten Andrej gewandt hinzu.

Fürst Andrej blieb auf der Freitreppe und hörte zu, was der General vom Dienst meldete.

Während seines Berichtes hörte Fürst Andrej hinter der Haustür das Flüstern von Frauenstimmen und das Knistern seidener Kleider. Nachdem er ein paarmal nach dieser Richtung hingesehen hatte, bemerkte er hinter der Tür eine volle, hübsche Frau in rosafarbenem Kleid und mit einem lilaseidenen Tuch um den Kopf, die eine Schüssel in der Hand hielt und offenbar auf das Eintreten des Oberkommandierenden wartete. Ein Adjutant erklärte dem Fürsten Andrej flüsternd, dies sei die Frau des Hauses, die Gattin des Popen, die Seiner Durchlaucht Salz und Brot entgegenbringen wolle. Ihr

Gatte habe Seine Durchlaucht in der Kirche mit dem Kreuz empfangen, und sie erweise ihm nun die Ehre im Hause.

»Eine hübsche Person«, fügte der Adjutant lächelnd hinzu.

Bei diesen Worten drehte sich Kutusow um. Er hörte dem Vortrag des diensttuenden Generals, dessen Hauptinhalt eine Kritik der Stellung bei Zarewo-Saimischtsche war, ebenso zu, wie er soeben Denissow oder vor sieben Jahren das Wortgefecht im Kriegsrat von Austerlitz angehört hatte, hörte offenbar nur aus dem Grund zu, weil er Ohren hatte, die, obwohl in dem einen ein halbes Schiffstau steckte, eben hören mußten. Aber es war klar, daß nichts von allem, was ihm der General vom Dienst auch sagen mochte, Verwunderung oder Interesse in ihm wachrief, ja, daß er im voraus schon ganz genau wußte, was man ihm sagen würde, und das alles nur deshalb anhörte, weil er eben zuhören mußte, so wie man in der Kirche den Betgesang anhören muß. Alles, was Denissow gesagt hatte, war sachlich und klug gewesen. Der Bericht des Generals vom Dienst war noch sachlicher und noch klüger, aber es trat klar zutage, daß Kutusow sowohl Kenntnisse wie auch Geist geringschätzte und etwas anderes für das Entscheidende in der ganzen Sache hielt, etwas anderes, das von Kenntnissen und Geist unabhängig war.

Fürst Andrej beobachtete aufmerksam den Gesichtsausdruck des Oberkommandierenden, und das einzige, was er in ihm feststellen konnte, war Langweile, Neugier, was das Flüstern der Frauenstimmen hinter der Tür wohl zu bedeuten habe, und der Wunsch, den Anstand zu wahren. Es trat klar zutage, daß Kutusow Geist, Kenntnisse und sogar das patriotische Gefühl, das Denissow gezeigt hatte, geringschätzte, aber nicht etwa infolge eignen Verstandes, eignen Gefühles und eignen Kenntnisse, da er sich ja nie bemühte, diese zu zeigen, sondern aus einem ganz anderen Grund. Diese seine Geringschätzung entsprang seinem Alter, seiner Lebenserfahrung. Die einzige Verfügung, die Kutusow während des Berichtes erließ, bezog sich auf das Marodieren der russischen Truppen. Am Schluß seines Vortrags unterbreitete der General vom Dienst Kutusow noch ein Papier zur Unterschrift, demzufolge auf die Klage eines Gutsbesitzers hin mehrere Kommandeure wegen Abmähens von Grünhafer zur Rechenschaft gezogen werden sollten.

Kutusow hörte sich die Sache an, schnalzte mit den Lippen und wiegte den Kopf hin und her.

»In den Ofen ... ins Feuer damit! Und ein für allemal sage ich dir, mein Lieber«, fuhr er fort, »alle solche Sachen kommen ins Feuer. Laßt doch die Soldaten das Getreide schneiden und das Holz verbrennen, wenn's ihnen nur gut geht. Ich habe das weder befohlen noch erlaubt, aber bestrafen kann ich keinen dafür. Ohne dies geht es nun einmal nicht. Wo man Holz hackt, da fallen Späne.« Er warf noch einen Blick auf das Papier. »Oh, diese verdammte deutsche Gewissenhaftigkeit!« brummte er und schüttelte den Kopf.

»So, das wäre alles«, sagte Kutusow, nachdem er das letzte Schriftstück unterzeichnet hatte, und stand schwerfällig auf. Er reckte die Falten seines weißen, dicken Halses glatt und schritt mit heiter werdendem Gesicht auf die Tür zu.

Die Popenfrau bekam einen roten Kopf und griff nach ihrer Schüssel, die sie, obgleich alles schon so lange vorbereitet war, nun beinahe doch nicht rechtzeitig übergeben hätte. Mit einer tiefen Verbeugung reichte sie sie Kutusow hin.

Der Oberkommandierende kniff die Augen zusammen, lächelte, faßte die Popenfrau unter das Kinn und sagte: »Was für ein schönes Kind! Ich danke dir, mein Täubchen!«

Er zog aus der Hosentasche ein paar Goldstücke und legte sie ihr auf die Schüssel.

»Nun, wie lebst du denn hier so?« fragte Kutusow, indem er sich in das für ihn hergerichtete Zimmer begab.

Die Popenfrau lachte, daß man die Grübchen in ihrem frischen Gesicht sah, und trat hinter ihm in die Stube.

Ein Adjutant kam zum Fürsten Andrej auf die Freitreppe hinaus und lud ihn zum Frühstück ein. Nach einer halben Stunde wurde Bolkonskij wieder zu Kutusow hineingerufen.

Kutusow lag in demselben aufgeknöpften Uniformrock auf einem Lehnstuhl. Er hielt ein französisches Buch in der Hand, legte aber beim Eintritt des Fürsten Andrej ein Falzbein hinein und klappte es zu. Es waren »Die Schwanenritter«¹⁶¹ von Madame de Genlis, wie Fürst Andrej auf dem Umschlag las.

»Na, setz dich, setz dich hierher, wir wollen uns unterhalten«, sagte Kutusow. »Eine traurige Nachricht, sehr traurig. Aber vergiß nicht, mein Freund, daß ich dir ein Vater bin, ein zweiter Vater ...«

Fürst Andrej erzählte Kutusow alles, was er vom Tod seines Vaters wußte, und erzählte auch von dem, was er in Lysyja-Gory gesehen hatte, als er dort vorbeigeritten war.

»So weit ... so weit haben sie es nun gebracht!« brummte plötzlich Kutusow mit erregter Stimme vor sich hin, offenbar hatte ihm die Erzählung des Fürsten Andrej die Lage, in der sich ganz Rußland befand, klar vor Augen geführt.

»Aber wartet nur, wartet nur noch ein Weilchen!« fügte er mit grimmigem Gesichtsausdruck hinzu und sagte, da er offenbar dies aufregende Gespräch nicht fortsetzen wollte: »Ich habe dich hier hergerufen, um dich bei mir zu behalten.«

»Ich danke Euer Durchlaucht«, erwiderte Fürst Andrej, »aber ich fürchte, ich taue nicht mehr für den Stab«, sagte er mit einem Lächeln, das Kutusow nicht entging. Kutusow sah ihn fragend an.

»Vor allem«, fuhr Fürst Andrej fort, »habe ich mich an das Regiment gewöhnt, die Offiziere liebgewonnen, und die Mannschaften haben mich, glaube ich, auch ganz gern. Es würde mir leid tun, von diesem Regiment fortzugehen. Wenn ich der Ehre, bei Ihnen zu bleiben, entsage, so können Sie versichert ...«

Ein gutmütiger, kluger und zugleich leicht spöttischer Ausdruck leuchtete in Kutusows feistem Gesicht auf. Er unterbrach Bolkonskij.

»Das tut mir leid, du wirst mir fehlen. Aber du hast recht, hast ganz recht. Es ist nicht hier, wo wir Männer brauchen. Ratgeber haben wir genug, aber Männer keine. Wir hätten andre Regimenter, wenn alle, die hier ihren Senf dazu geben, in der Front dienten wie du. Ich sehe dich noch bei Austerlitz, sehe dich noch mit der Fahne in der Hand ...« sagte Kutusow zum Fürsten Andrej, dessen Gesicht bei dieser Erinnerung eine freudige Röte überflog.

Kutusow zog ihn an der Hand zu sich heran, hielt ihm seine Wange zum Kuß hin, und wieder sah Fürst Andrej Tränen in den Augen des alten Mannes. Obgleich Fürst Andrej wußte, daß Kutusow überhaupt leicht zu Tränen neigte und, aus dem Wunsch heraus, ihm Teilnahme an seinem Verlust zu zeigen, heute besonders liebenswürdig und mitfühlend gegen ihn war, so freute er sich doch über diese anerkennende Erinnerung an Austerlitz und war stolz darauf.

»Geh du mit Gott deinen eignen Weg. Ich weiß, daß dein Weg ein Weg der Ehre sein wird.« Er schwieg. »Ich habe schon in Bukarest bedauert, daß du nicht dort warst, hätte nach dir schicken sollen.« Dann sprang Kutusow auf ein anderes Thema über und fing vom Türkischen Krieg und Friedensschluß zu reden an.

»Ja, da haben sie mir nicht wenig Vorwürfe gemacht«, fuhr Kutusow fort, »sowohl für den Krieg als auch für den Frieden. Aber es kam alles zur rechten Zeit. Tout vient à point à celui qui sait attendre. Und auch dort waren nicht weniger Ratgeber als hier ...«, fügte er hinzu, wieder auf die Berater zurückkommend, die ihn offenbar beschäftigten. »Ach, diese Ratgeber, diese Ratgeber!« sagte er. »Hätte ich auf die alle gehört, so säßen wir jetzt noch in der Türkei, hätten noch keinen Frieden geschlossen und den Krieg noch nicht beendet. Alles soll immer sehr schnell gehen, aber schließlich kommt es doch so, daß das Schnelle immer am längsten dauert. Wenn Kamenskij nicht gestorben wäre, so wäre er verloren gewesen. Mit dreißigtausend Mann stürmte er Festungen. Eine Festung zu nehmen, ist nicht schwer, aber es ist schwer, einen Feldzug zu gewinnen. Zu diesem Zweck muß man weder stürmen noch attackieren, aber man braucht Geduld und Zeit. Kamenskij führte gegen Rustschuk Soldaten ins Treffen, ich dagegen nur diese beiden Kämpen: Geduld und Zeit, und habe damit mehr Festungen genommen als Kamenskij und die Türken gezwungen, Pferdefleisch zu essen.« Er wiegte den Kopf hin und her. »Und die Franzosen, traut meinem Wort«, fuhr er erregt fort und schlug sich vor die Brust, »werde ich auch noch so weit bringen, daß sie Pferdefleisch essen!« Und wieder traten ihm Tränen in die Augen.

»Aber wir werden doch wohl eine Schlacht annehmen müssen?« fragte Fürst Andrej.

»Man wird wohl müssen; wenn es alle wollen, wird nichts zu machen sein ... Aber glaube mir, mein Lieber, es gibt keine stärkeren Kämpen als diese beiden: Geduld und Zeit; die schaffen alles. Die Ratgeber aber n'entendent pas de cette oreille, voilà le mal. Die einen wollen, die andern wollen wieder nicht. Was soll man also tun?« fragte er, sichtlich auf Antwort wartend. »Ja, was würdest du da befehlen?« wiederholte er, und aus seinem Auge leuchtete ein tiefer, kluger Blick.

»Ich werde dir sagen, was man tun muß«, fuhr er fort, da Fürst Andrej keine Antwort gab. »Ich werde dir sagen, was man tun muß und was ich tun werde. Dans le doute, mon cher« – er hielt inne – »abstiens-toi«, vollendete er dann nach dieser kleinen Pause. »Und nun lebe wohl, lieber Freund, denke daran, daß ich deinen Verlust von ganzem Herzen mit dir trage und für dich nicht der Durchlauchtigste, nicht Fürst und nicht Oberkommandierender bin, sondern ein Vater.

Wenn du etwas brauchst, wende dich direkt an mich. Leb wohl, Lieber!«

Wieder umarmte und küßte er ihn. Fürst Andrej war noch nicht zur Tür hinaus, als Kutusow erleichtert aufatmete und sich wieder in seinen begonnenen Roman, »Die Schwanenritter« von Madame de Genlis, vertiefte.

Wie und woher das kam, das konnte sich Fürst Andrej nicht erklären, aber er kehrte nach diesem Zusammensein mit Kutusow beruhigt zu seinem Regiment zurück, beruhigt hinsichtlich des Standes der Dinge im allgemeinen wie auch hinsichtlich der Persönlichkeit, deren Händen das Ganze anvertraut war. Je mehr er einsah, daß alles Persönliche diesem Greis fehlte, dem an Stelle der Leidenschaften gewissermaßen nur deren gewohnter Ausdruck und an Stelle des Verstandes, der die Ereignisse gruppiert und Schlüsse daraus zieht, nur die Fähigkeit geblieben war, den Gang der Dinge ruhig zu überschauen – um so ruhiger war er darüber, daß alles so getan werde, wie es getan werden mußte.

Er wird nichts Eignes hervorbringen, wird nichts sich ausdenken, nichts unternehmen, dachte Fürst Andrej, aber er wird alles anhören, wird an alles denken, jedes Ding an seinen Platz stellen, nichts Nützliches hindern und nichts Schädliches erlauben. Er sieht ein, daß es etwas Stärkeres und Bedeutsameres gibt als seinen Willen: den unentrinnbaren Gang der Ereignisse. Und er versteht diese Ereignisse zu sehen, ihre Bedeutung zu erfassen und sich im Hinblick auf diese Bedeutung der Teilnahme an diesen Ereignissen und eines persönlichen, auf etwas anderes gerichteten Willens zu enthalten. Vor allem aber, dachte Fürst Andrej, glaube ich an ihn deshalb, weil er ein Russe ist – wenn er auch Romane von Madame de Genlis liest und französische Sprichwörter zitiert –, glaube an ihn deshalb, weil seine Stimme zitterte, als er sagte: So weit haben sie es gebracht! und er zu schluchzen anfang bei den Worten: Ich werde sie zwingen, Pferdefleisch zu essen.

Auf diesen selben Gefühlen, die auch alle anderen mehr oder weniger klar empfanden, war der einstimmige Beifall gegründet, den die Wahl Kutusows zum Oberkommandierenden, höfischen Anschauungen zuwiderlaufend, im Volke fand.

Nach des Kaisers Abreise aus Moskau ging dort das Leben wieder seinen früheren gewohnten Gang, und zwar war dieses Leben jetzt wieder so alltäglich, daß man sich nur mit Mühe an die kaum verflossenen Tage patriotischer Hingebung und Begeisterung erinnern und sich nur schwer vorstellen konnte, daß Rußland wirklich in Gefahr war und die Mitglieder des englischen Klubs gleichzeitig auch Söhne des Vaterlandes seien, die zu jedem Opfer bereit waren. Das einzige, was an die allgemeine begeistert-patriotische Stimmung während des Aufenthaltes Seiner Majestät in Moskau noch erinnerte, war das Einfordern der damals zum Opfer gebrachten Leute und Geldsummen, weil diese Spenden, sobald man sie einmal dargebracht hatte, in gesetzlich offizieller Form festgelegt worden waren, so daß man nun nicht mehr um sie herum konnte.

Daß der Feind der Stadt immer näher kam, ließ die Moskauer nicht nur nicht ernster über ihre Lage denken, sondern stimmte sie im Gegenteil fast noch leichtsinniger, wie das bei Leuten, die eine große Gefahr herannahen sehen, immer der Fall zu sein pflegt. Beim Nahen einer Gefahr erheben sich in der Seele des Menschen immer zwei Stimmen mit gleicher Stärke: die eine rät vernünftig, man solle in das innerste Wesen der Gefahr eindringen und auf Mittel sinnen, sie abzuwehren, die andere meint noch vernünftiger, es sei doch zu bedrückend und qualvoll, immer nur an die Gefahr zu denken, da es doch einmal nicht in des Menschen Macht stehe, alles vorauszusehen und dem allgemeinen Gang der Dinge zu entgehen, und deshalb sei es besser, sich von allem Schweren abzuwenden, solange es noch nicht hereingebrochen sei, und lieber an etwas Angenehmes zu denken. Wenn der Mensch allein ist, hört er meistens auf die erste Stimme, befindet er sich in Gesellschaft, folgt er fast immer der zweiten. Ähnlich ging es auch jetzt den Einwohnern Moskaus. So lustig war man in der Stadt lange nicht gewesen wie in diesem Jahr.

Rastoptschins Flugblätter, auf denen oben eine Schenke abgebildet war mit dem Schankwirt und dem Moskauer Kleinbürger Karpuschka Tschigirin, »der, als Landwehrmann eingezogen, ein Gläschen zu viel hinter die Binde gießt, und, wie er hört, daß Bonaparte nach Moskau

kommen will, schrecklich in die Wolle gerät und mit allen nur möglichen Schimpfworten über die Franzosen herfällt, vor die Tür der Schenke tritt und unter dem kaiserlichen Adler zu dem sich um ihn scharenden Volk spricht« – diese Flugblätter wurden genauso gelesen und besprochen wie die letzten Reime Wassilij Lwowitsch Puschkins¹⁶².

Im Eckzimmer des Klubs kam man zusammen, um diese Flugblätter zu lesen, und manch einer hatte sein Wohlgefallen daran, wie sich Karpuschka über die Franzosen lustig machte, indem er sagte, das aufgeblasene Wesen komme bei ihnen vom Kohlfressen, sie drohten vor lauter Grütze fast zu bersten, aber die russische Kohlsuppe werde ihnen schon noch im Halse stecken bleiben, denn das seien ja alles nur Zwerge, und ein einziges russisches altes Weib werfe ihrer drei mit der Mistgabel um.

Andere hinwiederum waren mit diesem Ton nicht einverstanden und sagten, das sei dumm und gemein. Man erzählte sich, Rastoptschin habe die Franzosen und sogar auch alle andren Ausländer aus Moskau verwiesen, unter denen sich Spione und Agenten Napoleons befunden hätten. Aber das erzählte man sich vorzugsweise aus dem Grund, um bei dieser Gelegenheit einen geistreichen Ausspruch Rastoptschins anbringen zu können, den dieser bei jener Ausweisung getan haben sollte. Als die Ausländer zu Schiff nach Nishnij gebracht wurden, hatte Rastoptschin zu ihnen gesagt: »Rentrez en vous-même, entrez dans la barque, et n'en faites pas une barque de Charon¹⁶³.«

Ferner erzählte man sich, es seien bereits alle Behörden aus Moskau entfernt worden, und unterließ dabei nicht, Schinschins Ausspruch hinzuzufügen, daß Moskau schon dafür allein Napoleon zu Dank verpflichtet sein müsse. Man erzählte sich, daß jenen Mamonow das Regiment, das er zu stellen versprochen hatte, achthunderttausend Rubel koste, daß Besuchow für seine Landwehrleute noch mehr Geld ausgegeben habe, dies alles sei aber noch gar nichts verglichen damit, daß Besuchow selber eine Uniform anlegen und vor seinem Regiment herreiten wolle, ohne von den Zuschauern einen Pfennig dafür zu nehmen.

»Man hat aber auch mit keinem Menschen Erbarmen«, sagte Julie Drubezkaja, indem sie mit ihren feinen, mit Ringen geschmückten Händen ein Häufchen Scharpie zusammenschob und festdrückte.

Julie wollte am nächsten Tag von Moskau abreisen und gab nun ihren Abschiedsabend.

»Besuchow est ridicule«, fuhr sie fort, »aber er ist so gut, so nett. Was ist das nur für ein Vergnügen, so caustique zu sein.«

»Das kostet Strafe«, sagte ein junger Mann in Landwehruniform, den Julie »mon chevalier« nannte, weil er mit ihr nach Nishnij fahren sollte.

Bei Julie wie in vielen anderen Gesellschaften Moskaus war ausgemacht worden, nur russisch zu sprechen, und alle, die sich versahen und französische Worte gebrauchten, mußten zugunsten des Opferkomitees Strafe zahlen.

»Und kostet noch einmal Strafe für den Gallizismus«, warf ein russischer Schriftsteller ein, der sich ebenfalls im Salon befand. »»Ein Vergnügen, ... zu sein« ist nicht russisch.«

»Man hat mit keinem Menschen Erbarmen«, fuhr Julie, zu dem Landwehroffizier gewandt, fort, ohne der Bemerkung des Schriftstellers Beachtung zu schenken. »Wegen caustique bekenne ich mich schuldig und werde die Strafe bezahlen; ja, ich bin für das Vergnügen, Ihnen die Wahrheit gesagt zu haben, sogar bereit, noch mehr zu geben. Für Gallizismen aber stehe ich nicht ein«, wandte sie sich an den Schriftsteller, »ich habe weder soviel Zeit noch Geld wie Fürst Golyzin, um mir einen Lehrer nehmen und Russisch lernen zu können. Aber da ist er ja selbst!« rief Julie. »Quand on ... Nein, nein«, wandte sie sich zu dem Landwehroffizier, »Sie sollen mich nicht noch einmal dabei ertappen. Wenn man von der Sonne spricht, sieht man ihre Strahlen«, fuhr sie als Dame des Hauses fort und lächelte Pierre liebenswürdig zu. »Soeben haben wir von Ihnen gesprochen«, setzte sie mit der den Welt Damen eignen Gewandtheit das Lügen fort. »Wir sagten soeben, Ihr Regiment werde sicherlich besser sein als das von Mamonow.«

»Ach, sprechen Sie mir nicht von meinem Regiment«, erwiderte Pierre, küßte der Dame des Hauses die Hand und setzte sich neben sie. »Ich habe wirklich genug davon.«

»Werden Sie es wohl auch selber kommandieren?« fragte Julie und warf dabei dem Landwehroffizier einen schlaun und verschmitzten Blick zu.

Doch dieser war in Gegenwart Pierres lange nicht so caustique wie vorher, und sein Gesicht drückte Erstaunen darüber aus, was Julies Lächeln zu bedeuten habe. Trotz seiner Zerstretheit und Gutmütigkeit unterband Pierres Persönlichkeit doch augenblicklich jeden Versuch, sich in seiner Gegenwart über ihn lustig zu machen.

»Nein«, antwortete Pierre lächelnd mit einem Blick auf seinen großen, dicken Körper. »Mich würden die Franzosen doch zu leicht treffen, und dann fürchte ich auch, daß ich gar nicht aufs Pferd hinaufkäme.«

Zu den Persönlichkeiten, die nun an die Reihe kamen, Julies Gästen als Gesprächsstoff zu dienen, gehörten auch die Rostows.

»Sie sollen jetzt, wie es heißt, in recht schlechten Verhältnissen sein«, sagte Julie. »Und dabei ist der alte Graf noch so unvernünftig. Rasumowskijs wollten ihm das Moskauer Haus und den Landsitz vor der Stadt abkaufen, aber der Handel kommt zu keinem Abschluß. Er verlangt zu viel.«

»Es scheint doch, daß der Verkauf dieser Tage zustande kommen wird«, sagte jemand. »Obgleich es jetzt unsinnig ist, in Moskau irgend etwas zu kaufen.«

»Warum?« fragte Julie. »Glauben Sie wirklich, daß für Moskau eine Gefahr besteht?«

»Weshalb reisen Sie denn sonst ab?«

»Ich? Sonderbare Frage! Ich reise deshalb ... nun, weil eben alle abreisen, und weil ... ich weder eine Jeanne d'Arc¹⁶⁴ noch eine Amazone bin.«

»Freilich, freilich. Wollen Sie mir bitte noch etwas Leinwand zum Scharpiezupfen herüberreichen?«

»Wenn er verstünde, die Sache richtig zu deichseln, so könnte er alle seine Schulden bezahlen«, fuhr der Landwehroffizier über die Rostows fort.

»Ein guter alter Herr, aber un pauvre sire. Warum bleiben sie nur so ewig in Moskau? Sie könnten schon lange wieder aufs Land gezogen sein. Natalie ist doch wohl wieder gesund?« fragte Julie Pierre mit hinterlistigem Lächeln.

»Sie warten noch auf ihren jüngsten Sohn«, erwiderte Pierre. »Er ist bei den Oblonskijkosaken eingetreten und nach Bjelaja Zerkow

gefahren. Dort wird das Regiment zusammengestellt. Jetzt haben sie ihn aber in mein Regiment überschreiben lassen und erwarten ihn jeden Tag. Der Graf wollte schon lange abfahren, aber die Gräfin war um alles in der Welt nicht dazu zu bewegen, von Moskau abzureisen, ehe der Junge da ist.«

»Ich habe sie vorgestern bei den Archarows getroffen. Natalie ist wieder sehr hübsch und munter geworden. Sie sang eine Romanze. Wie leicht doch bei manchen Menschen alles vorübergeht.«

»Was geht vorüber?« fragte Pierre unwillkürlich.

Julie lächelte.

»Wissen Sie, Graf, solche Ritter, wie Sie einer sind, kommen eigentlich nur in den Romanen von Madame Souza vor.«

»Was für Ritter? Wie meinen Sie das?« fragte Pierre errötend.

»Aber gehen Sie doch, Graf, c'est la fable de tout Moscou. Je vous admire, ma parole d'honneur.«

»Strafe! Strafe!« rief der Landwehroffizier.

»Na, schön, schön. Nicht zwei Worte kann man mehr ungestört reden, wie langweilig!«

»Qu'est-ce qui est la fable de tout Moscou?« fragte Pierre ärgerlich und stand auf.

»Aber so gehen Sie doch, Graf, das wissen Sie doch.«

»Nichts weiß ich«, erwiderte Pierre.

»Ich weiß, daß Sie Natalie immer freundschaftlich gegenüberstanden haben und deshalb ... Ich, für meinen Teil, war immer mehr mit Wera befreundet. Cette chère Vera ...«

»Non, madame«, fuhr Pierre in unwilligem Ton fort. »Ich habe durchaus nicht die Rolle eines Ritters der Komtesse Rostowa gegenüber auf mich genommen und bin jetzt fast vier Wochen lang nicht bei ihnen gewesen. Aber ich kann die Grausamkeit nicht verstehen ...«

»Qui s'excuse, s'accuse«, sagte Julie lächelnd, drohte ihm mit der Hand, in der sie die Scharpie hielt, und sprang, um das letzte Wort zu behalten, sogleich auf ein anderes Thema über. »Wissen Sie, was ich heute erfahren habe? Die arme Marja Bolkonskaja ist gestern in Moskau angekommen. Haben Sie gehört, daß sie ihren Vater verloren hat?«

»Ist's möglich? Wo ist sie? Ich würde sie gern einmal besuchen?« erwiderte Pierre.

»Ich war gestern abend bei ihr. Sie will heute oder morgen früh mit dem kleinen Neffen auf ihr Gut bei Moskau weiterfahren.«

»Nun, was macht sie? Wie geht es ihr?« fragte Pierre.

»Leidlich, sie ist sehr traurig. Aber wissen Sie, wer sie gerettet hat? Das ist ein ganzer Roman. Nicolas Rostow! Sie war von Feinden umzingelt, man wollte sie erschlagen, alle ihre Leute waren verwundet: da stürzt er vor und rettet sie ...«

»Schon wieder ein Roman«, sagte der Landwehroffizier. »Entschieden hat man diesen ganzen Rückzug nur zu dem Zweck veranstaltet, damit alle alten Mädchen noch unter die Haube kommen. Die erste war Catiche, und nun die Prinzessin Bolkonskaja.«

»Wissen Sie, ich glaube tatsächlich, sie ist un tout petit amoureuse du jeune homme.«

»Strafe! Strafe! Strafe!«

»Ja, kann man denn so etwas auf russisch sagen?«

Als Pierre nach Hause zurückkehrte, überreichte man ihm zwei Flugblätter Rastoptschins, die an diesem Tag herausgekommen waren.

Im ersten hieß es, das Gerücht, Graf Rastoptschin habe die Ausreise aus Moskau verboten, sei nicht wahr; im Gegenteil, er sei froh, wenn die adligen Damen und die Kaufmannsfrauen Moskau verließen. »Um so weniger ängstliche Gesichter und um so weniger neueste Neuigkeiten wird es dann in der Stadt geben«, hieß es in dem Flugblatt, »aber ich stehe mit meinem Leben dafür ein, daß der Bösewicht nicht in Moskau einfallen wird.« Aus diesen Worten wurde Pierre zum erstenmal klar, daß die Franzosen in Moskau eindringen würden.

Im zweiten Flugblatte war die Rede davon, daß sich unser Hauptquartier jetzt in Wjasma befinde, daß Graf Wittgenstein die Franzosen besiegt habe, und daß, da viele Einwohner den Wunsch hätten, sich zu bewaffnen, im Arsenal Waffen für sie bereit gehalten würden, Säbel, Pistolen, Flinten, die sie zu niedrigem Preis erwerben könnten. Der Ton dieser Flugblätter war nicht mehr so scherzhaft wie die früheren Ansprachen Tschigirins.

Pierre versank über diese Flugblätter in Nachdenken. Die furchtbare Gewitterwolke, die er mit allen Kräften seiner Seele herbeigesehnt hatte, und die doch gleichzeitig in ihm ein unwillkürliches Entsetzen wachrief, schien jetzt offenbar heranzurücken.

Soll ich in den Militärdienst treten? Mich zur Armee begeben? Hier warten? Diese Fragen legte sich Pierre wohl zum hundertstenmal vor. Er griff nach einem Spiel Karten, das neben ihm auf dem Tisch lag, und fing an, eine Patience zu legen.

Wenn diese Patience aufgeht, sagte er zu sich, nachdem er die Karten gemischt hatte, sie nun in der Hand hielt und nach oben sah, wenn diese Patience aufgeht, so bedeutet das ... ja, was bedeutet es denn?

Er hatte noch nicht Zeit gehabt zu bestimmen, was es bedeuten solle, als er vor der Tür seines Zimmers die Stimme der ältesten Prinzessin hörte, die anfragte, ob sie hereinkommen dürfe.

Dann bedeutet das, daß ich in die Armee eintreten soll, beschloß Pierre. »Treten Sie ein, treten Sie ein!« fügte er zur Prinzessin gewandt hinzu.

Die älteste der Prinzessinnen, die mit der langen Taille und dem steinernen Gesicht, war bei Pierre im Haus wohnen geblieben; die beiden jüngeren hatten sich verheiratet.

»Verzeihen Sie, mon cousin, daß ich zu Ihnen komme«, fing sie mit vorwurfsvoll erregter Stimme an. »Aber es muß doch nun endlich ein Entschluß gefaßt werden. Was soll denn aus uns werden? Alle reisen von Moskau ab, das Volk ist in Aufruhr. Und wir bleiben hier?«

»Im Gegenteil, es scheint jetzt alles vortrefflich zu stehen, ma cousine«, sagte Pierre in dem gewohnten scherzhaften Ton, den er sich im Verkehr mit der Prinzessin zu eigen gemacht hatte, da ihn die Rolle eines Wohltäters, die er ihr gegenüber spielen mußte, immer etwas in Verlegenheit setzte.

»Ja, vortrefflich! ... Schön, vortrefflich! Heute erst hat mir Warwara Iwanowna erzählt, wie sich unsere Truppen auszeichnen. Auf die Ehre kann man sich wirklich etwas einbilden! Und das Volk ist in hellem Aufruhr, es gehorcht nicht mehr. Sogar mein Mädchen fängt schon an, grob zu werden. Bald werden wir noch Prügel bekommen. Kaum daß man noch über die Straße gehen kann. Aber die Hauptsache ist, von heute auf morgen können die Franzosen hier sein. Auf was warten wir also noch? Ich bitte Sie nur um eines, mon cousin«, sagte die Prinzessin, »ordnen Sie an, daß ich nach Petersburg gebracht werde. Wie immer ich auch sein mag, aber unter der Herrschaft Bonapartes leben – das kann ich nicht.«

»Aber hören Sie doch auf, ma cousine, woher schöpfen Sie denn Ihre Nachrichten? Ganz im Gegenteil ...«

»Ich werde mich Ihrem Napoleon nicht unterordnen. Andere mögen tun, was sie wollen ... Wenn Sie nicht den Befehl geben wollen ...«

»Aber gewiß doch! Gleich werde ich es anordnen.«

Sichtlich tat es der Prinzessin nun wieder leid, daß sie sich über niemanden mehr zu ärgern hatte. Sie zischte etwas vor sich hin und setzte sich auf einen Stuhl.

»Man hat Ihnen ganz falsche Nachrichten zugetragen«, sagte Pierre. »In der Stadt ist alles ganz ruhig und von einer Gefahr gar keine

Rede. Hier habe ich soeben gelesen ...« Pierre zeigte der Prinzessin die Flugblätter. »Der Graf schreibt, er stehe mit seinem Leben dafür ein, daß der Feind nicht nach Moskau kommen werde.«

»Ach, Ihr Graf, Ihr Graf!« fing die Prinzessin feindselig an. »Dieser Heuchler, dieser Bösewicht, der das Volk selber zum Aufruhr verleitet hat! Hat er nicht auch in diesen läppischen Flugblättern geschrieben, man solle jeden, wer es auch sei, beim Schopf nach der Polizei schleppen? Wie albern das ist! ›Wer mir einen bringt‹, so schreibt er, ›dem wird Ruhm und Ehre zuteil werden.‹ Soweit hat er es nun mit seiner Liebenswürdigkeit gebracht. Warwara Iwanowna sagte, sie sei beinahe vom Volk gelyncht worden, nur deswegen, weil sie französisch gesprochen habe, sie sagte ...«

»Aber es ist wirklich so ... Sie nehmen sich alles zu sehr zu Herzen«, versetzte Pierre und fing an, seine Patience zu legen.

Obleich die Patience aufging, trat Pierre doch nicht bei der Armee ein, sondern blieb ebenso aufgeregt und unentschieden und wartete voll Angst, dabei aber doch mit einer gewissen Freude auf irgend etwas Furchtbares in dem immer leerer werdenden Moskau.

Am nächsten Tag gegen Abend fuhr die Prinzessin ab. Pierres Oberverwalter ließ sich bei ihm melden und brachte ihm die Nachricht, daß das für die Equipierung seines Regiments von ihm angeforderte Geld nicht zu beschaffen sei, wenn nicht ein Gut verkauft werde. Der Oberverwalter äußerte sich Pierre gegenüber dahin, daß der ganze Aufwand für dieses Regiment ihn notwendigerweise zugrunde richten müsse. Pierre konnte nur mit Mühe ein Lächeln unterdrücken, als er diese Worte hörte.

»Na, so verkauf es doch«, sagte er. »Was soll ich denn machen, ich kann doch jetzt nicht mehr zurück.«

Je schlimmer alles und insbesondere seine eignen Angelegenheiten standen, um so angenehmer empfand es Pierre, denn um so augenscheinlicher war es, daß die Katastrophe, auf die er wartete, herannahte. Schon war von Pierres Freunden fast niemand mehr in der Stadt. Julie war abgereist, Prinzessin Marja ebenfalls. Von seinen näheren Bekannten waren nur noch die Rostows da, aber zu denen ging ja Pierre nicht hin.

Um sich etwas zu zerstreuen, fuhr er an diesem Tag nach dem Dorf Woronzowo, um dort den großen Luftballon zu sehen, den Leppich

zum Verderben des Feindes gebaut hatte¹⁶⁵, sowie den Probestadion, der am folgenden Tag aufsteigen sollte. Der Stadion war noch nicht fertig, aber er wurde, wie Pierre erfuhr, auf Wunsch des Kaisers hergestellt. Der Kaiser hatte an den Grafen Rastoptschin folgendes über diesen Stadion geschrieben:

»Sobald Leppich fertig ist, stellen Sie ihm eine Mannschaft von sicheren und klugen Leuten für seine Gondel zusammen und schicken schleunigst einen Kurier an den General Kutusow, um ihn davon in Kenntnis zu setzen. Ich habe ihm schon von der Sache geschrieben. Schärfen Sie, bitte, Leppich ein, daß er den Ort, wo er zum erstenmal landet, mit größter Vorsicht wählt, damit er sich nicht täuscht und nicht in die Hände der Feinde fällt. Es ist unbedingt notwendig, daß er sich bei seinen Bewegungen mit dem General en chef verständigt.«

Als Pierre von Woronzowo nach Hause zurückkehrte, über den Bolotnajaplatz¹⁶⁶ fuhr und vor der Richtstätte¹⁶⁷ einen Haufen Menschen stehen sah, ließ er halten und stieg aus. Man hatte einen französischen Koch, der der Spionage beschuldigt war, ausgepeitscht. Die Strafe selber war soeben vollzogen worden, und der Exekutor band einen jammervoll stöhnenden dicken Mann mit rotem Backenbart, blauen Strümpfen und grünem Kamisol von der Bank los. Ein zweiter Verbrecher, ein magerer, bleicher Mensch, stand neben ihm. Nach ihren Gesichtern zu urteilen, waren beide Franzosen. Mit schmerzlich erschrockener Miene, ähnlich der, die der hagere Franzose zur Schau trug, drängte sich Pierre durch die Menge.

»Was ist los? Wer ist das? Warum?« fragte er.

Aber die Aufmerksamkeit der Menge – Beamte, Kleinbürger, Kaufleute, Bauern und Frauen in Saloppen und Pelzen – war mit solcher Gier auf das gespannt, was auf der Richtstätte vor sich ging, daß niemand ihm eine Antwort gab.

Der Dicke erhob sich, machte ein finsternes Gesicht, zog die Schultern hoch, stand in dem sichtlichen Bemühen, seine Standhaftigkeit zu beweisen, auf und zog, ohne sich umzusehen, sein Wams an. Plötzlich aber lief ein Zucken über seine Lippen und er fing zu weinen an, halb ärgerlich über sich selbst, wie erwachsene Sanguiniker zu weinen pflegen. Die Menge begann laut zu reden, um, wie es Pierre schien, in sich selber das Gefühl des Mitleids zu übertönen.

»Der Koch irgendeines Fürsten ...«

»Na, Musjö, nun siehst du wohl, daß die russische Soße den Franzosen sauer aufstößt ... Hast wohl nun genug daran geschleckt?« sagte ein runzlicher Schreiber, gerade als der Franzose zu weinen anfang, und blickte sich rings um, sichtlich auf Beifall für seinen Scherz wartend. Einige lachten, andere fuhren fort, erschrocken dem Scharfrichter zuzusehen, der jetzt den zweiten Franzosen auszog.

Pierre schnaufte, machte ein finsternes Gesicht, wandte sich jäh um und eilte zu seinem Wagen zurück, wobei er, während er zurücklief und sich in den Wagen setzte, ununterbrochen etwas vor sich murmelte. Unterwegs fuhr er ein paarmal zusammen und rief so laut etwas vor sich hin, daß der Kutscher ihn fragte: »Der Herr befehlen?«

»Wohin fährst du denn?« schrie ihn Pierre an, als dieser auf die Lubjanka hinausbog.

»Zum Oberkommandierenden, wie befohlen«, erwiderte der Kutscher.

»Du Esel! Du Rindvieh!« schrie ihn Pierre an, obgleich es bei ihm selten vorkam, daß er auf seinen Kutscher schimpfte. »Nach Hause zu fahren habe ich befohlen, aber schneller, du Querkopf!«

Heute noch muß ich fort, murmelte Pierre vor sich hin.

Beim Anblick der bestraften Franzosen und der die Richtstätte umlagernden Menge hatte Pierre so endgültig den Entschluß gefaßt, daß er nicht länger in Moskau bleiben könne und noch heute bei der Armee eintreten müsse, daß es ihm schien, als habe er es entweder dem Kutscher gesagt oder als müsse es dieser von selber wissen.

Nach Hause zurückgekehrt, befahl er seinem allwissenden, alles vermögenden und in ganz Moskau bekannten Oberkutscher Ewstafjewitsch, seine Reitpferde nach Moshaisk zu bringen, da er noch heute nacht dorthin zur Armee abreisen werde. Doch konnte dies alles nicht mehr am selben Tag erledigt werden, und so sah sich Pierre auf die Vorstellungen Ewstafjewitschs hin genötigt, seine Abreise bis auf den nächsten Tag zu verschieben, um Ersatzpferde vorausschicken zu können.

Am 24. August klärte sich das Wetter wieder auf, nachdem es lange trübe gewesen war, und an diesem Tag fuhr Pierre nach Tisch aus Moskau ab. Während er nachts in Perchuschkowo die Pferde wechselte, erfuhr er, daß am Abend eine große Schlacht stattgefunden hatte. Man erzählte ihm, hier, in Perchuschkowo, habe die Erde von

Kanonenschüssen gezittert. Auf Pierres Frage, wer denn gesiegt habe, konnte ihm keiner antworten. Es war dies das Gefecht am 24. August bei Schewardino gewesen.

Als der Morgen dämmerte, kam Pierre in Moshaisk an. Alle Häuser der Stadt waren mit Truppen belegt, und in der Herberge, wo Pierre seinen Bereiter und seinen Kutscher traf, war kein Zimmer mehr zu haben, überall waren Offiziere einquartiert.

In Moshaisk und um die Stadt herum standen und bewegten sich überall Truppen. Kosaken, Infanterie, Reiterei, Train, Munitionswagen, Kanonen waren nach allen Seiten hin zu sehen. Pierre beeilte sich, so schnell wie möglich vorwärts zu kommen, und je weiter er sich von Moskau entfernte, je tiefer er sich in dieses Meer von Truppen versenkte, um so mehr bemächtigten sich seiner Aufregung und Unruhe und ein noch nie empfundenes, neues Gefühl der Freude.

Es war dies ein ähnliches Gefühl, wie er es im Slobodskijpalast bei der Ankunft des Kaisers empfunden hatte, das Gefühl, daß er nicht anders konnte, als irgend etwas unternehmen und irgend etwas zum Opfer bringen. Er hatte jetzt die wohlige Empfindung, erkannt zu haben, daß alles, was das Glück der Menschen ausmacht: Behaglichkeit, Reichtum, ja das Leben selber, wertloser Plunder ist, den man getrost wegwerfen kann, im Vergleich mit ... Womit, darüber konnte sich Pierre keine Rechenschaft geben und vermochte auch gar nicht, sich darüber klar zu werden, für wen und wofür es ihm als ein so großes Glück erschien, alles zum Opfer zu bringen. Ihn kümmerte nicht, wofür er das Opfer bringen wollte, sondern schon das Opfern an sich weckte in ihm dieses neue, freudige Gefühl.

Am 24. August hatte das Gefecht an der Schanze von Schewardino stattgefunden, am 25. fiel weder von der einen, noch von der anderen Seite auch nur ein einziger Schuß, und am 26. kam es zur Schlacht bei Borodino.

Wie und aus welchen Gründen wurden die Schlachten bei Schewardino und Borodino angeboten und angenommen? Warum wurde die Schlacht bei Borodino geschlagen? Weder für die Franzosen noch für die Russen hatte sie irgendwelchen Sinn. Die nächste Folge war und mußte sein: für die Russen, daß sie der Preisgabe Moskaus einen Schritt näher kamen, was sie doch um alles in der Welt nicht wollten, für die Franzosen, daß sie den Untergang ihrer Armee beschleunigten, was sie ebenfalls mehr als alles auf der Welt fürchteten. Dieses Ergebnis war schon damals ganz augenscheinlich, und doch eröffnete Napoleon die Schlacht, und Kutusow nahm sie an.

Wenn sich die Feldherren von vernünftigen Gründen hätten leiten lassen, so hätte sich, sollte man meinen, Napoleon damals schon darüber klar sein müssen, daß er sich in sicheres Verderben stürzte, wenn er, nachdem er zweitausend Werst marschiert war, nun eine Schlacht annahm, in der er aller Wahrscheinlichkeit nach den vierten Teil seiner Armee verlieren mußte. Und andererseits hätte sich auch Kutusow darüber klar sein müssen, daß er durch die Annahme einer Schlacht ebenfalls ein Viertel seiner Armee aufs Spiel setzte und dadurch ganz sicher Moskau verlieren mußte. Für Kutusow war das mathematisch so gewiß, wie es beim Damespiel ganz sicher ist, daß derjenige, der einen Stein weniger hat als der Gegner und mit Tauschen beginnt, verlieren muß, und eben deshalb nicht tauschen darf. Wenn der eine sechzehn Steine hat und der andere vierzehn, so ist dieser zweite nur um ein Achtel schwächer, ertauscht sich der erste aber dreizehn Steine, so ist er dreimal so stark wie der andere.

Vor der Schlacht bei Borodino verhielten sich unsere Streitkräfte gegen die französischen annähernd wie fünf zu sechs, nach der Schlacht aber wie eins zu zwei, das heißt: vor der Schlacht kamen auf hunderttausend Mann hundertzwanzigtausend, nach der Schlacht auf fünfzigtausend hunderttausend. Trotzdem nahm der kluge und

erfahrene Kutusow die Schlacht an. Und auch Napoleon, das sogenannte Feldherrn-genie, eröffnete hiermit eine Schlacht, bei der er den vierten Teil seiner Armee verlor und seine Operationslinie noch mehr auseinanderzog. Wenn behauptet wird, Napoleon habe geglaubt, durch die Einnahme Moskaus den Feldzug zu Ende zu führen wie seinerzeit durch die Einnahme Wiens, so stellen sich dem viele Beweise entgegen. Die Geschichtsschreiber Napoleons berichten selber, daß er schon bei Smolensk habe haltmachen wollen, daß er die Gefahr seiner ausgedehnten Stellung erkannt und gewußt habe, daß durch die Einnahme Moskaus der Feldzug nicht beendet sein werde, denn er hatte schon in Smolensk gesehen, in welchem Zustand man ihm russische Städte überließ, und auf seinen mehrmals geäußerten Wunsch, in Unterhandlungen zu treten, keinerlei Antwort erhalten.

Kutusow und Napoleon, von denen der eine die Schlacht bei Borodino anbot und der andere sie annahm, handelten beide nicht aus eigenem Antrieb, beide ohne Sinn und Verstand. Die Historiker aber schieben den vollendeten Tatsachen nachträglich schlaue ersonnene Beweise für die Umsicht und Genialität ihrer Feldherren unter, die doch von all den mechanischen Handlungen geschichtlicher Ereignisse die sklavisch willenslosesten waren.

Die Alten haben uns klassische Heldengedichte hinterlassen, in denen die Helden das ganze weltgeschichtliche Interesse für sich allein beanspruchen, und wir alle können uns noch nicht daran gewöhnen, daß für unsere Zeit der Menschheitsgeschichte eine solche Auffassung keinen Sinn mehr hat.

Was nun die andere Frage betrifft, wie es zur Schlacht bei Borodino und dem ihr vorangehenden Gefecht bei Schewardino kam, so ist darüber eine ebenso bestimmte, allen bekannte, aber vollkommen falsche Vorstellung verbreitet. Alle Historiker beschreiben die Dinge in folgender Weise:

Die russische Armee habe bei ihrem Rückzug von Smolensk nach der vorteilhaftesten Position für eine Generalschlacht gesucht und eine solche Position bei Borodino gefunden.

Die Russen hätten diese Stellung zuvor befestigt, links des Weges von Moskau nach Smolensk, fast im rechten Winkel zu ihm, von Borodino bis Utiza, also an derselben Stelle, wo dann die Schlacht stattgefunden habe.

Vor dieser Stellung habe man zur Beobachtung des Feindes auf dem Hügel bei Schewardino eine befestigte Vorpostenstation angelegt. Diese habe Napoleon am 24. August angegriffen und genommen und am 26. die Offensive gegen die ganze russische Armee begonnen, die in ihrer Position auf dem Gelände von Borodino gestanden habe.

So heißt es in den geschichtlichen Darstellungen, doch all dies ist gänzlich unrichtig, wovon sich jeder leicht überzeugen kann, der nur der Sache auf den Grund gehen will.

Die Russen haben gar nicht nach einer guten Stellung gesucht, im Gegenteil, sie sind auf ihrem Rückzug an vielen Stellen vorbeigekommen, die besser gewesen wären als die bei Borodino. Sie haben auf keiner dieser Positionen haltgemacht, weil Kutusow keine Stellung einnehmen wollte, die er nicht selbst ausgesucht hatte, und weil das Verlangen nach einer Völkerschlacht noch nicht stark genug zutage trat, weil Miloradowitsch mit der Landwehr noch nicht eingetroffen war, und noch aus anderen Gründen, deren Zahl unendlich ist. Tatsache ist, daß die früheren Stellungen weit stärker waren, und daß die Position bei Borodino, in der dann die Schlacht wirklich geschlagen wurde, nicht nur durchaus nicht stark, sondern überhaupt nicht mehr und nicht weniger eine Position war als irgendein anderer Fleck im russischen Reich, den man zufällig mit der Stecknadel auf der Landkarte bezeichnet hätte.

Die Russen haben die Stellung auf dem Feld von Borodino im rechten Winkel links von der Heerstraße, das heißt also an der Stelle, wo die Schlacht dann wirklich geliefert wurde, nicht nur nicht befestigt, sondern sie haben bis zum 25. August 1812 überhaupt nie daran gedacht, daß auf diesem Gelände je eine Schlacht stattfinden könne. Als Beweis hierfür dient die Tatsache, daß am 25. August auf diesem Gelände keine Befestigungen vorhanden waren, und die, welche am 25. erst errichtet wurden, am 26. noch nicht fertiggestellt waren.

Einen zweiten Beweis liefert die Lage der Schanze bei Schewardino. Eine Verschanzung vor der Position, in der die Schlacht angenommen werden sollte, hätte keinen Sinn gehabt. Wozu hätte man diese Schanze stärker als alle anderen Punkte befestigt? Aus welchem Grund hätte man sie am 24. bis in die späte Nacht hinein verteidigt, alle seine Kräfte erschöpft und sechstausend Mann dabei

verloren? Zur Beobachtung des Feindes hätte es nur einer Kosakenpatrouille bedurft.

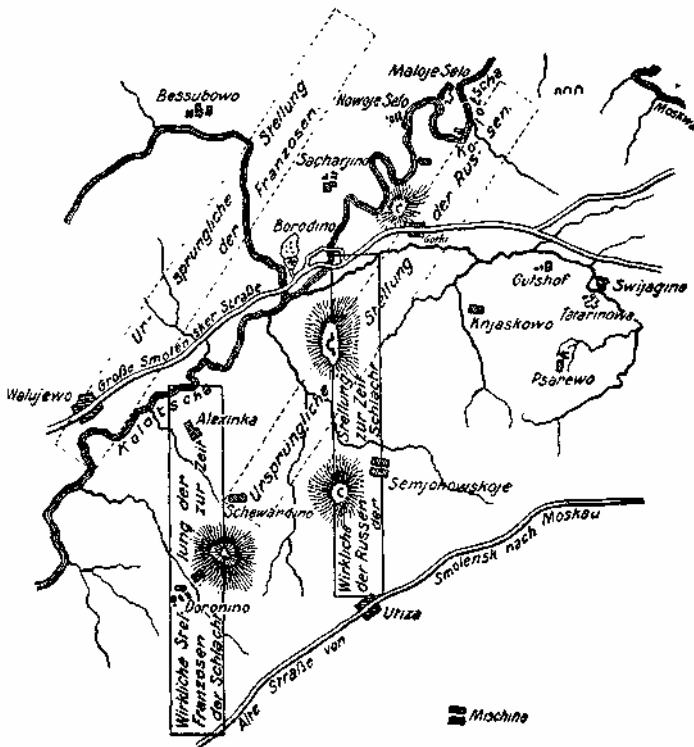
Als dritter Beweis dafür, daß die Stellung, in der die Schlacht geschlagen wurde, nicht vorausgesehen und die Schanze bei Schewardino kein Vorpostenpunkt für sie war, dient der Umstand, daß sich Barclay de Tolly und Bagration bis zum 25. in der Überzeugung befanden, die Schanze von Schewardino sei der linke Flügel der Stellung, und daß Kutusow selber in seinem Bericht, den er in aller Hitze gleich nach der Schlacht abfaßte, eben diese Schanze als den linken Flügel der Stellung bezeichnete. Erst viel später, als die Berichte über die Schlacht bei Borodino frei zusammengestellt wurden, hat man – wahrscheinlich, um die Irrtümer des Oberkommandierenden zu rechtfertigen, der unfehlbar dastehen sollte – jene unrichtigen und sonderbaren Behauptungen aufgestellt, die Schanze von Schewardino habe als Vorpostenstellung gedient – während sie in Wirklichkeit nur ein befestigter Punkt des linken Flügels gewesen ist – , und man habe die Schlacht bei Borodino in einer befestigten, im voraus gewählten Position angenommen, während sie doch an einer völlig unerwarteten, fast unbefestigten Stelle geschlagen wurde.

Die Sache lag offenbar folgendermaßen: Man hatte eine Stellung am Kolotschafluß gewählt, der die große Heerstraße nicht im rechten, sondern im spitzen Winkel schneidet, so daß der linke Flügel bei Schewardino, der rechte bei Nowoje Sjelo und das Zentrum bei Borodino, am Zusammenfluß der Kolotscha und der Woina, stand. Eine solche durch den Kolotschafluß gedeckte Stellung für eine Armee, die das Ziel verfolgte, den auf der Heerstraße von Smolensk nach Moskau heranrückenden Feind aufzuhalten, muß jedem einleuchten, der das Gelände bei Borodino betrachtet und für einen Augenblick vergißt, wie sich die Schlacht dann wirklich abgespielt hat.

Napoleon, der am 24. nach Walujewo vorgedrungen war, erblickte nicht, wie es in den Geschichtsbüchern heißt, die Russen in einer Stellung von Utiza bis Borodino – er konnte eine solche Position nicht sehen, weil sie gar nicht vorhanden war –, sah auch nicht die Vorposten der russischen Armee, sondern stieß einfach bei der Verfolgung der russischen Nachhut auf den linken russischen Flügel, auf die Schanze von Schewardino, und ließ seine Truppen über die Kolotscha setzen, was die Russen durchaus nicht erwartet hatten. Und weil

unsere Truppen somit nicht Zeit gefunden hatten, in eine Generalschlacht einzutreten, zogen sie ihren linken Flügel aus der beabsichtigten Stellung zurück und nahmen eine neue Position ein, die weder in Aussicht genommen, noch befestigt war.

Indem Napoleon links von der Heerstraße auf das linke Ufer der Kolotscha übersetzte, verschob er die ganze künftige Schlacht von rechts nach links, von russischer Seite aus gesehen, und trug sie somit in den Raum zwischen Utiza, Semjonowskoje und Borodino hinein, also in ein Gelände, das als Stellung keine anderen Vorteile in sich barg als jede andere Gegend in Rußland auch. Auf diesem Gelände wurde nun am 26. August die Schlacht geschlagen. Beifolgender Plan zeigt in groben Umrissen die Schlacht, wie sie zuerst beabsichtigt und dann geschlagen wurde:



Wäre Napoleon am 24. abends nicht an die Kolotscha geritten, und hätte er nicht am selben Abend sogleich noch den Befehl erteilt, die

Schanze anzugreifen, sondern diesen Angriff erst am nächsten Morgen ausgeführt, so hätte niemand je bezweifelt, daß die Schanze von Schewardino der linke Flügel unserer Stellung war, und die Schlacht hätte sich so abgespielt, wie wir es erwartet hatten. In diesem Fall hätten wir wahrscheinlich die Schanze, unseren linken Flügel, noch hartnäckiger verteidigt, hätten Napoleon im Zentrum oder von rechts angegriffen, und die Generalschlacht wäre dann am 25. in jener Position geschlagen worden, die befestigt und in Aussicht genommen war. Da aber der Angriff auf unsern linken Flügel noch am Abend stattfand, gleich nach dem Rückzug unserer Nachhut, das heißt unmittelbar nach der Schlacht bei Gridnewa, und die russischen Heerführer am 24. abends eine Generalschlacht weder anfangen wollten noch konnten, so war die erste und hauptsächlichste Aktion schon am 24. abends verloren, was offenbar auch den Verlust der am 26. gelieferten Hauptschlacht herbeigeführt hat.

Nach dem Verlust der Schanze von Schewardino hatte unsere linke Flanke am 25. gegen Morgen ihre Stellung verloren, und wir sahen uns vor die Notwendigkeit gestellt, diesen linken Flügel zurückzubiegen und ihn in aller Eile dort zu befestigen, wo er zufällig zum Stehen kam.

Aber nicht genug damit, daß am 26. August die russischen Truppen nur unter dem Schutz schwacher, halfertiger Befestigungen standen, das Unvorteilhafte ihrer Lage wurde auch noch dadurch vermehrt, daß die russischen Heerführer die vollendete Tatsache, den Verlust unserer Position am linken Flügel und die Verschiebung des ganzen künftigen Schlachtfeldes von rechts nach links, nicht anerkannten, in ihrer ausgedehnten Stellung von Nowoje Sjelo bis Utiza stehenblieben und infolgedessen während der Schlacht ihre Truppen von rechts nach links verschieben mußten. Auf diese Weise hatten die Russen während der ganzen Schlacht der gesamten französischen Armee, die auf unseren linken Flügel vorging, nur halb so starke Kräfte entgegenzusetzen. Das Vorgehen Poniatowskis gegen Utiza und der Angriff Uwarows auf den rechten Flügel der Franzosen waren Aktionen für sich, die mit dem allgemeinen Gang der Schlacht in keinem Zusammenhang standen.

So hat sich die Schlacht bei Borodino durchaus nicht so abgespielt, wie sie, in dem Bestreben, die Fehler unserer Heerführer zu vertuschen, immer beschrieben wird, was aber den Ruhm der russischen

Truppen und des russischen Volkes schmälert. Die Schlacht bei Borodino ist nicht von einer selbstgewählten und befestigten Stellung mit russischerseits nur wenig schwächeren Kräften ausgefochten worden, sondern wurde infolge des Verlustes der Schanze von Schewardino von den Russen mit halb so starken Kräften, wie sie die Franzosen hatten, auf einem offenen fast unbefestigten Gelände angenommen, also unter Bedingungen, bei denen es nicht nur undenkbar scheinen mußte, sich zehn Stunden lang unentschieden zu schlagen, sondern sogar fast unmöglich, die Truppen länger als drei Stunden vor vollständiger Auflösung und Flucht zu bewahren.

Am 25. August in der Frühe fuhr Pierre von Moshaisk ab. Dort, wo der Weg aus der Stadt den steil abfallenden Berg hinunterführt, an der auf der rechten Seite stehenden Kirche vorbei, in der gerade Gottesdienst abgehalten und geläutet wurde, stieg Pierre aus seinem Wagen und ging zu Fuß.

Hinter ihm her ritt ein Kavallerieregiment, die Sänger voran, den Berg hinunter. Ihm entgegen bergauf bewegte sich ein Zug von Wagen mit Verwundeten aus dem gestrigen Kampf. Die Fuhrleute, meist Bauern, schlugen schreiend mit den Peitschen auf ihre Pferde ein und liefen von einer Seite auf die andere. Rasselnd schotterten die Wagen, auf denen die verwundeten Soldaten zu dritt oder viert lagen und saßen, über den frisch mit Steinen aufgeschütteten, steilen Weg dahin. Die Verwundeten, die notdürftig mit Lappen verbunden waren, wurden in den Fuhren in die Höhe geschleudert und gegeneinander geworfen und hielten sich mit bleichen Gesichtern, zusammengepreßten Lippen und finsternen Augenbrauen an den Wagenleitern fest. Fast alle betrachteten mit kindlich naiver Neugier Besuchers weißen Hut und grünen Frack.

Pierres Kutscher schrie dem Verwundetentransport ärgerlich zu, er solle sich auf einer Seite halten. Das Kavallerieregiment, das singend den Berg hinuntergeritten war, hatte Pierres Wagen nun eingeholt und den Weg versperrt. Pierre blieb stehen und drängte sich ganz an den Rand des Hohlweges, der aus dem Berg ausgestochen war. Die Sonne stieg hinter dem Abhang empor, und ihre Strahlen drangen noch nicht bis in die Tiefe des Hohlwegs hinein, wo es noch kalt und feucht war. Doch über Pierres Haupt strahlte ein wolkenloser Augustmorgen, und froh tönte das Glockengeläut durch die klare Luft.

Einer der Wagen mit Verwundeten hielt am Rande des Weges dicht neben Pierre an. Der Fuhrmann lief in seinen Bastschuhen keuchend nach hinten, schob einen Stein unter das nicht geschiente Hinterrad und brachte das Riemenzeug seines nun stillstehenden Pferdchens in Ordnung.

Ein verwundeter alter Soldat, der mit verbundener Hand hinter dem Fuhrwerk hergegangen war, stützte sich mit seinem gesunden Arm auf den Wagen und sah Pierre an.

»Nun, wie steht's, Landsmann? Wird man uns wohl hier unterbringen können? Was? Oder müssen wir noch bis Moskau?« fragte er.

Pierre war so in Nachdenken versunken, daß er die Frage gar nicht hörte. Er sah bald auf das Kavallerieregiment, das jetzt an dem Verwundetentransport vorüberritt, bald auf jenen Wagen, der vor ihm stand, auf dem zwei Verwundete saßen und einer lag, und ihm schien, als fände er hier, in ihnen, die Lösung jener Frage, die ihn beschäftigte. Der eine der Soldaten, die im Wagen saßen, war anscheinend im Gesicht verwundet. Sein ganzer Kopf war in Lappen eingehüllt, und an der einen Backe hatte er eine Geschwulst, die so groß war wie ein Kinderkopf. Mund und Nase standen ganz schief. Er sah nach der Kirche hinüber und bekreuzigte sich. Der andere, ein junger blonder Rekrut, so bleich, als hätte er keinen Tropfen Blut in seinem feinen Gesicht, blickte Pierre mit gutmütigem Lächeln an. Der dritte Soldat lag auf dem Boden, sein Gesicht war nicht zu sehen.

Die singenden Kavalleristen zogen dicht neben dem Wagen vorbei.

»Ach, verloren, verloren ...
Mit geschorenem Kopf ...
Weil ich fern von der Heimat ...«

sangen sie ein Soldatenlied.

Wie zur Begleitung mischten sich von oben her ebenso heiter, jedoch in anderer Art, die metallischen Töne des Glockengeläuts in ihren Gesang. Und wieder in einer anderen Art Fröhlichkeit beleuchteten die warmen Sonnenstrahlen den Gipfel des gegenüberliegenden Hügels. Aber hier am Abhang, bei dem Wagen mit den Verwundeten, neben dem keuchenden Pferdchen, wo Pierre stand, war es feucht, düster und trübselig.

Der Soldat mit der geschwollenen Backe blickte ärgerlich auf die singenden Kavalleristen.

»Ach, diese Laffen!« brummte er vorwurfsvoll.

»Heute habe ich nicht nur Soldaten, sondern auch Bauern ausrücken sehen. Nun müssen sogar schon die Bauern ran«, sagte der Soldat, der hinter dem Wagen stand, mit trübem Lächeln zu Pierre. »Jetzt wird nicht mehr viel Federlesens gemacht ... Mit dem ganzen Volk fällt man über sie her. Und alles wegen des einen Wortes: Moskau. Man will nun ein Ende machen.«

Ogleich die Worte des Soldaten nicht ganz klar waren, verstand Pierre doch alles, was dieser sagen wollte, und nickte zustimmend.

Der Weg wurde nun wieder frei; Pierre stieg den Berg hinab und fuhr weiter.

Während er seine Fahrt fortsetzte, sah er sich zu beiden Seiten des Weges um und suchte bekannte Gesichter, erblickte aber überall nur fremde Soldaten und Offiziere der verschiedensten Truppengattungen, die alle mit derselben Verwunderung seinen weißen Hut und grünen Frack anstauten.

Nachdem er so ungefähr vier Werst gefahren war, stieß er auf den ersten Bekannten und wandte sich erfreut ihm zu. Es war dies einer der Oberärzte aus der Armee. Er kam in seiner Britschka, in der neben ihm noch ein zweiter, jüngerer Kollege saß, Pierre entgegen, und als er diesen erkannte, befahl er dem Kosaken, der statt eines Kutschers auf dem Bock saß, anzuhalten.

»Graf! Euer Erlaucht! Was machen Sie denn hier?« fragte der Arzt.

»Ach, ich will mir das bloß mal ansehen ...«

»Ja, ja, es gibt schon was zu sehen ...«

Pierre ließ halten, stieg aus und unterhielt sich mit dem Doktor, der ebenfalls aus seinem Wagen gestiegen war. Pierre erzählte ihm, daß er die Absicht habe, an der Schlacht teilzunehmen.

Der Oberarzt riet Besuchow, sich direkt an den Durchlauchtigen zu wenden. »Warum wollen Sie sich während der Schlacht in Gott weiß was für einem Winkel herumdrücken?« sagte er, nachdem er mit seinem jungen Kollegen einen Blick gewechselt hatte. »Der Durchlauchtige kennt Sie doch immerhin und wird Sie schon in Gnaden aufnehmen. Machen Sie es nur so, lieber Freund«, sagte der Oberarzt. Er machte einen abgespannten Eindruck und schien es sehr eilig zu haben.

»So meinen Sie also ... Aber eines wollte ich Sie doch noch fragen: wo ist eigentlich unsere Position?« fragte Pierre.

»Unsere Position?« wiederholte der Arzt. »Das ist nicht mein Ressort. Fahren Sie nach Tatarinowa, da wird tüchtig an irgend etwas gegraben. Dort steigen Sie auf die Anhöhe, da können Sie alles sehen«, riet ihm der Arzt.

»Von dort aus kann ich alles sehen? ... Könnten Sie mich nicht ...«

Der Arzt unterbrach ihn und wandte sich wieder zu seiner Britschka.

»Ich würde Sie gern hinbegleiten, aber bei Gott, ich stecke drin bis an den Hals.« Er zeigte auf seine Kehle. »Jetzt muß ich in aller Eile zum Korpskommandeur. Sie wissen gar nicht, wie es bei uns zugeht ... Bedenken Sie, Graf, morgen ist die Schlacht; auf hunderttausend Mann muß man wenigstens zwanzigtausend Verwundete rechnen. Dabei haben wir nicht einmal für sechstausend Tragbahren, Betten, Feldscherer und Ärzte. Bauernwagen sind ja an die zehntausend da, aber man braucht doch noch anderes. Wenn man das alles noch beschaffen will, muß man sich tüchtig sputen.«

Pierre schauderte bei dem sonderbaren Gedanken, daß von jenen vielen alten und jungen Leuten, die eben noch frisch und gesund mit so munterer Verwunderung seinen Hut angestaunt hatten, Tausende der Verwundung und dem Tode geweiht sein sollten, und womöglich gerade die, die er soeben gesehen hatte.

Sie werden vielleicht morgen sterben, warum denken sie da noch an etwas anderes als an den Tod? Und durch irgendeine geheime Gedankenverbindung trat ihm plötzlich jener Abhang des Berges bei Moshaisk mit den Verwundeten in den Bauernwagen, dem Glockengeläut, den trägen Strahlen der Sonne und dem Gesang der Kavalleristen wieder lebhaft vor Augen.

Die Kavalleristen ziehen in die Schlacht, treffen Verwundete und denken nicht einen Augenblick daran, was ihrer harrt, sondern reiten vorbei und blinzeln den Verwundeten zu. Von ihnen allen sind zwanzigtausend dem Tod geweiht, sie aber staunen über meinen Hut. Seltsam! dachte Pierre und setzte seinen Weg in der Richtung nach Tatarinowa fort.

Vor dem Haus eines Gutsbesitzers, links der Straße, standen die Kutschen, Packwagen, eine Wache und ein Haufe Offiziersburschen. Hier lag der Durchlauchtige im Quartier. Aber er war nicht anwesend, als Pierre ankam, ebenso fast keiner der Staboffiziere. Sie wohnten alle einem Bittgottesdienst bei. So fuhr Pierre weiter nach Gorki.

Als er den Berg hinaufgefahren und in die kleine Dorfstraße eingebogen war, erblickte er zum erstenmal Bauernlandwehr mit Kreuzen an den Mützen und weißen Hemden, die unter lautem Schwatzen und Lachen rechts vom Weg auf einer großen, mit Gras bewachsenen Anhöhe munter und schwitzend irgendeine Arbeit ausführten.

Die einen stachen mit Grabscheiten Erde vom Hügel ab, andere fuhren diese Erde in Schubkarren auf Brettern fort, und wieder andere standen dabei, ohne etwas zu tun. Auf der Anhöhe hielten zwei Offiziere, die ihnen Befehle erteilten.

Als Pierre diese Bauern erblickte, denen der neue Soldatenstand offenbar noch sehr viel Spaß machte, mußte er wieder an die Verwundeten bei Moshaisk denken, und begriff jetzt, was der Soldat gemeint hatte, als er sagte, man wolle »mit dem ganzen Volk über sie herfallen«. Der Anblick dieser auf dem Schlachtfeld arbeitenden bärtigen Bauern mit ihren sonderbar plumpen Stiefeln, ihren schweißigen Hälsen, wo man bei einigen von ihnen aus dem aufgeknöpften schrägen Halskragen die braune Haut über den Schlüsselbeinen sah – dieser Anblick überzeugte Pierre wirksamer als alles, was er bisher gesehen und gehört hatte, von der feierlichen Bedeutung des gegenwärtigen Augenblicks.

Pierre stieg aus seinem Wagen und ging an den arbeitenden Landwehrmännern vorüber, jene Anhöhe hinan, von der aus, wie ihm der Oberarzt gesagt hatte, das ganze Schlachtfeld zu überblicken sein sollte.

Es war elf Uhr morgens. Die Sonne stand etwas links hinter Pierre und beleuchtete grell das gewaltige Panorama, das sich mit seinen ansteigenden Höhen in der reinen, dünnen Luft wie ein Amphitheater vor ihm aufbaute.

Bis in die Höhe dieses Amphitheaters schlängelte sich, es durchschneidend, links die große Smolensker Landstraße hinauf, die sich durch ein Dorf mit weißer Kirche wand, das etwa fünfhundert Schritt vor und unter dem Hügel lag. Dies war Borodino. Die Landstraße führte unterhalb des Dorfes über eine Brücke und schlängelte sich dann durch Berg und Tal immer höher und höher nach dem Dorf Walujewo, dem Standquartiere Napoleons, hinauf, das in einer Entfernung von etwa sechs Werst zu sehen war. Hinter Walujewo verlor sich der Weg am Horizont in dem gelb werdenden Wald. Aus diesem Birken- und Tannenwald glänzte in der Sonne etwas rechts vom Weg ganz fern das Kreuz und der Glockenturm des Kolozkoi-Klosters.

Überall in dieser blauen Ferne, rechts und links vom Wald und von der Straße, sah man hier und dort rauchende Wachtfeuer und verschwommene Truppenmassen auf unserer Seite und auf der feindlichen. Zur Rechten, dort, wo die Kolotscha und die Moskwa floß, war das Gelände von Schluchten und Bergen durchzogen. Zwischen diesen Schluchten hindurch sah man in der Ferne die Dörfer Bessubowo und Sacharjino. Zur Linken war das Gelände flacher, dort dehnten sich Getreidefelder aus, und man sah ein eingeäschertes, rauchendes Dorf – Semjonowskoje.

Alles, was Pierre zur Rechten und Linken sah, war so verschwommen, daß er sich weder von der einen noch von der anderen Seite ein klares Bild machen konnte. Nirgends war etwas von einem Schlachtfeld zu sehen, wie er erwartet hatte, sondern überall nur Getreidefelder, Wiesen, Truppenmassen, Wälder, Rauchwolken von

Wachtfeuern, Dörfer, Hügel und Bäche, und so scharf er auch zu unterscheiden versuchte, nirgends konnte er in diesem belebten Gelände eine Stellung herausfinden, ja, er vermochte nicht einmal unsere Truppen von denen des Feindes zu unterscheiden.

Ich muß einen Kundigen fragen, dachte er und wandte sich an einen der Offiziere, der neugierig Pierres unmilitärische, massige Gestalt betrachtete.

»Darf ich mir die Frage erlauben«, wandte sich Pierre an den Offizier, »was für ein Dorf dort vor uns ist?«

»Burdino oder so ähnlich«, erwiderte der Offizier, indem er sich fragend an seinen Kameraden wandte.

»Borodino«, gab dieser verbessernd zur Antwort.

Der Offizier freute sich offenbar, eine Unterhaltung anknüpfen zu können, und trat auf Pierre zu.

»Sind das dort unsere Truppen?« fragte Pierre.

»Ja, aber dort in der Ferne sieht man auch die Franzosen«, entgegnete der Offizier.

»Dort sind sie, dort kann man sie sehen.«

»Wo? Wo?« fragte Pierre.

»Mit bloßem Auge kann man sie sehen. Dort.«

Der Offizier wies mit der Hand auf die Rauchwolken, die sich links hinter dem Fluß erhoben, und auf seinem Gesicht zeigte sich jener ernste und strenge Ausdruck, den Pierre schon auf vielen Gesichtern, die ihm begegnet waren, beobachtet hatte.

»Das also sind die Franzosen! Aber dort? ...« Pierre zeigte auf einen Hügel zur Linken, der von Truppen umgeben war.

»Das sind die Unsrigen.«

»So, so, die Unsrigen. Und dort? ...« Pierre wies auf einen anderen, ferner liegenden Hügel mit einem großen Baum hin neben dem in einer Talenge ein Dorf sichtbar war, wo ebenfalls Wachtfeuer rauchten und schwarze Punkte sich bewegten.

»Das ist wieder er«, sagte der Offizier. Es war die Schanze von Schewardino. »Gestern war diese Höhe noch unser, heute hat er sie besetzt.«

»Und wie ist nun eigentlich unsere Stellung?«

»Unsere Stellung?« wiederholte der Offizier mit einem Lächeln der Genugtuung. »Das kann ich Ihnen ganz genau erklären, da ich fast alle unsere Befestigungen selber angelegt habe. Also sehen Sie, unser Zentrum ist in Borodino, dort!« Er zeigte auf das Dorf mit der weißen Kirche, das vor ihnen lag. »Da ist der Übergang über die Kolotscha. Dort, sehen Sie, wo in den Niederungen das frisch gemähte Gras in Reihen liegt, dort ist die Brücke. Das ist also unser Zentrum. Unsere rechte Flanke steht da ...« Er wies scharf nach rechts, fern nach einer Talenge. »Dort fließt die Moskwa, und da haben wir drei sehr starke Schanzen erbaut. Unsere linke Flanke ...« Der Offizier hielt inne. »Sehen Sie, das kann ich Ihnen nur schwer erklären ... Gestern stand unsere linke Flanke da, in Schewardino ... sehen Sie dort, wo die Eiche steht ... Nun aber haben wir den linken Flügel zurückgebogen ... er ist jetzt dort ... dort, sehen Sie den Rauch und das Dorf? Das ist Semjonowskoje. Ja, da, da ...« Er zeigte auf den Rajewskijhügel. »Nur wird die Schlacht schwerlich dort stattfinden. Daß Bonaparte seine Truppen dorthin hat übersetzen lassen, ist nur eine Irreführung, sicherlich wird er mehr rechts der Moskwa vorgehen. Na, wo es nun auch sein möge ... jedenfalls werden morgen viele von uns beim Appell fehlen«, sagte der Offizier.

Während dieser Auseinandersetzungen war ein alter Unteroffizier herantreten und hatte schweigend gewartet, bis sein Vorgesetzter zu Ende gesprochen hatte. An dieser Stelle aber unterbrach er ihn, sichtlich unzufrieden mit diesen letzten Worten des Offiziers.

»Schanzkörbe müssen beschafft werden«, sagte er ernst und streng.

Der Offizier geriet etwas in Verlegenheit, als begriff er, daß man wohl denken dürfe, daß morgen viele fehlen würden, daß es aber nicht passend sei, davon zu sprechen.

»Nun gut, so schicke doch wieder die dritte Kompanie«, erwiderte er hastig.

»Und wer sind Sie, wenn ich fragen darf, doch kein Arzt?«

»Nein, ich bin nur so hier hergekommen«, antwortete Pierre.

Darauf stieg er wieder den Hügel hinunter, abermals an den Landwehrleuten vorbei.

»Ach, diese verfluchten Kerle«, murmelte der Offizier, der Pierre folgte, vor sich hin und hielt sich, als er an den Landwehrleuten vorüberging, die Nase zu.

»Da sind sie! ... sie bringen sie ... sie kommen ... da sind sie schon ... gleich werden sie hier sein ...« hörte man plötzlich Stimmen und Offiziere, Soldaten und Landwehrleute liefen eilig vor auf die Straße.

Den Berg herauf, von Borodino her, stieg eine kirchliche Prozession. Allen voran auf der staubigen Landstraße marschierte Infanterie mit abgenommenen Tschakos und gesenkten Gewehren. Hinter der Infanterie hörte man Kirchengesang.

Soldaten und Landwehrleute in bloßen Köpfen liefen, Pierre überholend, der Prozession entgegen.

»Unser Mütterchen bringen sie! Unsere Fürbitterin! Die Iberische Mutter Gottes!«

»Das Smolensker Mütterchen«, verbesserte ein anderer.

Alle Landwehrleute, sowohl die aus dem Dorf als auch diejenigen, die an der Batterie gearbeitet und nun ihre Grabscheite beiseitegeworfen hatten, liefen der Prozession entgegen.

Dem Bataillon, das die staubige Straße heraufmarschierte, folgten Priester in Meßgewändern, ein alter Mann in einer Mönchskutte, Küster und Sänger. Hinter ihnen her trugen Soldaten und Offiziere ein großes, in Silber und Gold gefaßtes Heiligenbild mit schwarzem Gesicht. Es war dies das Muttergottesbild, das man aus Smolensk mitgenommen hatte und seither bei der Armee mitführte. Vor und hinter dem Bild und auf allen Seiten ringsherum gingen, liefen und verbeugten sich mit entblößten Köpfen Scharen von Soldaten.

Als man mit dem Bild die Höhe erreicht hatte, machte man halt. Diejenigen, die es bis hierher auf Handtüchern getragen hatten, wurden abgelöst, die Kirchendiener zündeten die Weihrauchfässer an, der Bittgottesdienst nahm seinen Anfang.

Die heißen Strahlen der Sonne brannten fast senkrecht nieder. Ein leichter frischer Wind spielte mit den Haaren der entblößten Köpfe und mit den Bändern, die das Heiligenbild schmückten. Das Singen klang unter dem freien Himmel fast leise. Eine gewaltige Menge von Offizieren, Soldaten und Landwehrleuten, alle mit entblößten Köpfen, umgaben das heilige Bild. Hinter dem Geistlichen und dem Küster standen auf einem sauber gemachten Platz alle Persönlichkeiten höheren Rangs. Ein alter General mit einer Glatze und dem Georgskreuz am Hals stand dicht hinter dem Rücken des Priesters und

wartete, ohne sich zu bekreuzigen – offenbar war er ein Deutscher –, geduldig das Ende des Gottesdienstes ab, dem beizuwohnen er für notwendig erachtet hatte, wahrscheinlich um den Patriotismus des russischen Volkes zu erhöhen. Ein anderer General stand in militärischer Haltung da, schlug sich mit der Hand vor die Brust und sah sich um.

Pierre, der zwischen dem Schwarm der Bauern stand, hatte in diesem Kreis der Hochgestellten ein paar Bekannte entdeckt, aber er sah sie nicht an: seine ganze Aufmerksamkeit wurde durch den ernstesten Ausdruck gefesselt, den die Gesichter der ganzen Masse von Soldaten und Landwehrleuten zeigten, die alle mit der gleichen heißen Gier das Heiligenbild anschauten. Und sobald die schon müde gewordenen Küster – sie sangen bereits das zwanzigste Gebet – träge und gewohnheitsmäßig zu singen angingen: »Errette deine Knechte aus ihrer Not, Gottesgebälerin!« und der Priester und der Diakon einfielen: »Denn zu dir nehmen wir unsere Zuflucht, du unsere feste Burg und unsere Fürbitterin«, flammte auf allen Gesichtern wieder jenes Bewußtsein der Feierlichkeit des kommenden Augenblicks auf, ein Gesichtsausdruck, den Pierre schon am Berg von Moshaisk und dann immer wieder auf den vielen, vielen Gesichtern gesehen hatte, die ihm an jenem Morgen begegnet waren. Und immer tiefer senkten sich die Köpfe, das Haar wurde zurückgeworfen und immer häufiger hörte man, wie die sich Bekreuzigenden seufzten und sich vor die Brust schlugen.

Plötzlich teilte sich die Menge, die das Heiligenbild umgab, und drängte Pierre beiseite. Irgendeine wahrscheinlich sehr hohe Persönlichkeit – nach der Eilfertigkeit zu urteilen, mit der alle Platz machten – trat auf das Bild zu.

Es war Kutusow, der die Stellung abgeritten hatte. Auf dem Rückweg nach Tatarinowa war er an dem Bittgottesdienst vorübergekommen. Pierre erkannte ihn sogleich an seiner eigentümlichen Gestalt, die ihn von allen unterschied.

Einen langen Überrock auf seinem gewaltig dicken Körper, mit krummem Rücken und bloßem weißem Kopf, mit dem ausgelaufenen, weißen Auge in dem aufgeschwemmten Gesicht trat Kutusow mit seinem schwimmenden, schwankenden Gang in den Kreis und blieb hinter dem Priester stehen. Mit gewohnter Gebärde bekreuzigte er sich, führte die Hand bis zur Erde und senkte, tief seufzend, den

grauen Kopf. Hinter Kutusow stand Bennigsen und das Gefolge. Trotz der Anwesenheit des Oberkommandierenden, der die Aufmerksamkeit aller Persönlichkeiten höheren Rangs auf sich lenkte, beteten Soldaten und Landwehrleute, ohne ihn anzusehen, ruhig weiter.

Als der Gottesdienst zu Ende war, trat Kutusow auf das heilige Bild zu, ließ sich schwer auf die Knie nieder, verbeugte sich bis zur Erde und konnte dann aus Schwerfälligkeit und Schwäche lange nicht wieder aufstehen, obgleich er es immer wieder versuchte. Sein grauer Kopf zuckte vor Anstrengung. Endlich richtete er sich auf, streckte kindlich naiv die Lippen vor, um das heilige Bild zu küssen, und verbeugte sich abermals, indem er mit der Hand die Erde berührte. Die Generäle folgten seinem Beispiel, dann auch die übrigen Offiziere, und nach ihnen traten, sich drängend und stoßend, keuchend und mit erregten Gesichtern die Soldaten und Landwehrleute heran.

Pierre schwankte in dem Gedränge, das ihn erfaßt hatte, hin und her und sah sich um.

»Graf, Pjotr Kirillytsch! Was machen Sie denn hier?« rief ihm plötzlich eine Stimme zu.

Pierre sah sich um. Boris Drubezkoj trat lächelnd auf ihn zu, indem er sich den Staub vom Knie klopfte, wahrscheinlich war er ebenfalls vor dem heiligen Bild niedergekniet. Boris war sehr elegant gekleidet, mit einem Stich ins Feldzugsmäßige: er trug einen langen Überrock und über der Schulter – ganz ebenso wie Kutusow – eine Peitsche.

Inzwischen hatte sich Kutusow nach dem Dorf begeben und im Schatten des nächsten Hauses auf eine Bank gesetzt, die ein Kosak im Laufschrift herbeigebracht und ein anderer schnell mit einem Teppich bedeckt hatte. Ein zahlreiches, glänzendes Gefolge umgab den Oberbefehlshaber.

Das heilige Bild wurde weitergetragen; die Menge begleitete es. Pierre blieb etwa dreißig Schritte von Kutusow entfernt stehen und unterhielt sich mit Boris. Er setzte ihm seine Absicht auseinander, an der Schlacht teilzunehmen und die Stellung zu besichtigen.

»Machen Sie es so«, sagte Boris. »Je vous ferai les honneurs du camp. Am besten werden Sie alles von dort aus sehen, wo Bennigsen stehen wird. Ich gehöre nämlich zu seinem Gefolge und werde es ihm melden. Wenn Sie aber die Stellung abreiten wollen, so kommen Sie mit uns, wir werden sogleich nach der linken Flanke hinüberreiten. Und wenn wir dann zurückkommen, bitte ich Sie, mir das Vergnügen zu machen, bei mir zu übernachten, abends machen wir dann ein Spielchen. Sie kennen doch Dmitrij Sergejewitsch? Er steht dort.« Boris zeigte auf das dritte Haus in Gorki.

»Aber ich wollte eigentlich auch die rechte Flanke sehen; man sagt, sie soll sehr stark sein«, entgegnete Pierre. »Ich möchte von der Moskwa aus die ganze Stellung abreiten.«

»Nun, das können Sie ja dann noch; die Hauptsache ist doch die linke Flanke ...«

»Ja, gewiß. Wo aber steht das Regiment des Fürsten Bolkonskij? Können Sie mir das nicht zeigen?« fragte Pierre.

»Das Regiment Andrej Nikolajewitsch? Da reiten wir vorbei; ich werde Sie zu ihm führen.«

»Wie sieht's denn auf der linken Flanke aus?« fragte Pierre.

»Um Ihnen die Wahrheit zu sagen, entre nous, unsere linke Flanke ist in Gott weiß was für einem Zustand«, erwiderte Boris mit vertraulich gedämpfter Stimme. »Graf Bennigsen hatte das durchaus nicht so vorgesehen. Er hatte beabsichtigt, jenen Hügel dort zu befestigen, aber nicht so ... jedoch ...« Boris zuckte mit den Achseln. »Der Durchlauchtige wollte es nicht, oder man hatte ihm etwas vorgeredet. Nämlich ...« Aber Boris sprach nicht zu Ende, da in diesem Augenblick Kaiserow, der Adjutant Kutusows, auf Pierre zutrat.

»Ah! Paisij Sergeitsch«, rief Boris mit ungezwungenem Lächeln aus und wandte sich an Kaiserow. »Soeben bemühe ich mich, dem Grafen unsere Stellung zu erklären. Erstaunlich, wie richtig der Durchlauchtige die Pläne der Franzosen erraten hat.«

»Sie sprechen von der linken Flanke?« fragte Kaiserow.

»Ja, gerade davon. Unsere linke Flanke ist jetzt sehr, sehr stark.«

Ogleich Kutusow alle überflüssigen Offiziere aus dem Stab verjagt hatte, hatte es Boris doch verstanden, sich nach dem Umschwung, der durch Kutusow verursacht worden war, im Hauptquartier zu halten. Er hatte sich an den Grafen Bennigsen herangemacht. Dieser hielt, wie alle Persönlichkeiten, bei denen sich Boris befunden hatte, den jungen Fürsten Drubezkoj für einen unschätzbaren jungen Mann.

In der Oberleitung der Armee gab es zwei scharf getrennte Parteien: die Partei Kutusows und die Partei des Chefs des Generalstabs Bennigsen. Boris gehörte zur zweiten, und niemand verstand es so gut wie er, Kutusow eine knechtische Ehrerbietung zu erweisen und dabei doch durchfühlen zu lassen, daß es mit dem alten Herrn vorbei sei und Bennigsen die ganze Sache leite. Jetzt war die Schlacht und somit der entscheidende Augenblick gekommen: entweder mußte Kutusow vernichtet und die Macht Bennigsen übertragen werden oder – wenn Kutusow wirklich die Schlacht gewann – man mußte allen zu verstehen geben, daß nur Bennigsen dies zustande gebracht habe. Auf jeden Fall sollten am morgigen Tag viele Auszeichnungen verteilt und

neue Persönlichkeiten ans Licht gezogen werden, und deshalb befand sich Boris schon den ganzen Tag in fieberhafter Aufregung.

Nach Kaiserow traten noch andere Bekannte auf Pierre zu, und er konnte kaum auf alle die Fragen nach Moskau antworten, mit denen man ihn überschüttete, konnte kaum auf alles hören, was man ihm berichtete. Auf allen Gesichtern lag derselbe Ausdruck von Erregung und Unruhe. Aber es kam Pierre vor, als sei der Grund jener Erregung, die sich auf diesen Gesichtern ausprägte, nur in der Frage des persönlichen Erfolges zu suchen, und immer wieder mußte er an jenen anderen Ausdruck innerer Erregung denken, den er heute auf anderen Gesichtern gesehen hatte und der nicht von persönlichen, sondern von allgemeinen Interessen, vom Leben und vom Tod, sprach. – Kutusow hatte Pierre und die Gruppe, die sich um ihn gebildet hatte, bemerkt.

»Rufen Sie ihn her zu mir«, sagte er.

Ein Adjutant übermittelte Pierre den Wunsch des Durchlauchtigen, und Pierre ging auf die Bank zu. Doch noch vor ihm trat ein Landwehrsoldat an Kutusow heran. Es war Dolochow.

»Wie kommt denn der hierher?« fragte Pierre.

»Das ist so'n Sapperlotskerl ... der schlägt sich überall durch!« gab man Pierre zur Antwort. »Er ist nämlich degradiert worden. Jetzt möchte er gern wieder hochkommen. Er hat irgendwelche Pläne eingereicht und sich in der Nacht in die feindliche Vorpostenkette geschlichen ... Einen Schneid hat der Kerl! ...«

Pierre zog den Hut und verbeugte sich ehrerbietig vor Kutusow.

»Ich bin mir darüber klar, daß, wenn ich diese Meldung mache, Durchlaucht mich fortjagen oder sagen können, daß alles, was ich berichte, bereits bekannt sei, aber das würde meinen eignen und den Wert dessen, was ich zu sagen habe, nicht vermindern ...« sagte Dolochow.

»So, so.«

»Habe ich aber recht, so wird das meinem Vaterland, für das ich zu sterben bereit bin, von großem Nutzen sein.«

»So ... so ...«

»Und wenn Durchlaucht einen Mann brauchen, dem es um sein Fell nicht leid ist, so bitte ich, an mich zu denken ... Vielleicht kann ich Euer Durchlaucht noch einmal nützlich sein.«

»So ... so ...« wiederholte Kutusow lächelnd und blickte Pierre mit zusammengekniffenem Auge an.

Unterdessen hatte sich auch Boris mit der ihm eigenen höfischen Gewandtheit in die Nähe des Oberkommandierenden bis dicht neben Pierre herangeschlingelt und sagte in gedämpftem Ton mit der natürlichsten Miene der Welt, als ob er ein begonnenes Gespräch fortsetze, zu Pierre: »Die Landwehr hat heute eigens reine, weiße Hemden angezogen, um sich für den Tod vorzubereiten. Welch ein Heldenmut, Graf!«

Offenbar sagte Boris dies nur zu Pierre, damit der Durchlauchtige es hören solle. Er wußte, daß er mit diesen Worten die Aufmerksamkeit Kutusows auf sich ziehen werde, und wirklich wandte sich der Durchlauchtige auch ihm zu.

»Was sagst du da von der Landwehr?« fragte er Boris.

»Sie haben weiße Hemden angezogen, um sich für den morgigen Tag, für den Tod, vorzubereiten, Durchlaucht.«

»Ah! ... Ein wunderbares, unvergleichliches Volk!« sagte Kutusow, schloß die Augen und nickte. »Ein unvergleichliches Volk!« wiederholte er mit einem Seufzer.

»Sie wollen wohl Pulver riechen?« sagte er dann zu Pierre. »Ja, ja, das ist ein angenehmer Duft. Ich habe die Ehre, ein Anbeter Ihrer Frau Gemahlin zu sein. Geht es ihr gut? Mein Quartier steht Ihnen zu Diensten.«

Und wie es alten Leuten oft geht, fing Kutusow an, sich zerstreut umzusehen, als hätte er alles vergessen, was er sagen und tun wollte.

Da fiel ihm offenbar ein, nach was er gesucht hatte, und er winkte Andrej Sergejewitsch Kaisarow, den Bruder seines Adjutanten, zu sich heran.

»Wie ... wie sind doch gleich die Verse Marins¹⁶⁸? Die Verse, wissen Sie, die er auf Gerakow¹⁶⁹ gemacht hat: ›Du wirst vom Korps der Lehrer werden.‹ Sagen Sie sie doch mal her«, rief Kutusow, der offenbar gern einmal lachen wollte.

Kaisarow sagte die Verse auf, und Kutusow nickte lächelnd im Takt.

Als Pierre wieder von Kutusow wegging, trat Dolochow auf ihn zu und nahm seine Hand.

»Freue mich sehr, Sie hier zu treffen, Graf«, sagte er laut und mit besonders fester und feierlicher Stimme zu ihm, ohne sich durch die Anwesenheit Fremder stören zu lassen.

»Gott weiß, wem von uns es beschieden sein wird, den morgigen Tag zu überleben, und da freue ich mich doppelt über die Gelegenheit, Ihnen noch sagen zu können, daß ich jene Mißverständnisse, die zwischen uns lagen, sehr bedaure und wünschen würde, daß auch Sie nichts mehr gegen mich haben. Ich bitte Sie, mir zu verzeihen.«

Pierre sah Dolochow lächelnd an und wußte nicht, was er ihm sagen sollte. Dolochow traten die Tränen in die Augen; er umarmte und küßte Pierre.

Boris sagte etwas zu seinem General, und Graf Bennisen wandte sich an Pierre und schlug ihm vor, mit ihm zusammen die Front abzureiten.

»Das wird Sie interessieren«, sagte er.

»Ja, das ist sehr interessant«, erwiderte Pierre.

Nach einer halben Stunde begab sich Kutusow nach Tatarinowa, und Bennisen ritt mit seinem Gefolge, unter dem sich auch Pierre befand, die Stellungslinie ab.

Bennigsen ritt von Gorki aus die Landstraße nach jener Brücke hinunter, neben der das frischgemähte, duftende Gras in Reihen lag und die der Offizier Pierre vom Hügel aus als den Mittelpunkt der Stellung bezeichnet hatte. Sie ritten über die Brücke hinweg in das Dorf Borodino hinein, wandten sich hier nach links und begaben sich an einer Unmenge von Truppen und Kanonen vorüber einen hohen Hügel hinan, wo Landwehrleute Erdarbeiten ausführten. Das war eine Schanze, die damals noch keinen Namen hatte, später aber die Bezeichnung Rajewskijschanze oder Hügelbatterie erhielt.

Pierre wandte dieser Schanze keine besondere Aufmerksamkeit zu. Er ahnte nicht, daß dieser Punkt für ihn der denkwürdigste des ganzen Schlachtfeldes von Borodino werden sollte. Dann ritten sie durch eine Talenge nach Semjonowskoje, wo Soldaten die letzten Balken von Hütten und Scheunen fortschleppten, und von hier aus weiter bergauf und bergab durch das niedergetretene, wie vom Hagel zerstörte Korn, den Weg entlang, den sich die Artillerie neu über den Acker gebahnt hatte, und gelangten so zu den Pfeilschanzen, an denen damals ebenfalls noch gegraben wurde.

Bei diesen Pfeilschanzen machte Bennigsen halt und fing an, den gegenüberliegenden Hügel von Schewardino, der gestern noch uns gehört hatte, zu beobachten, auf dem einige Reiter sichtbar wurden. Die Offiziere behaupteten, das müsse Napoleon oder Murat sein. Mit wahrer Gier blickten alle zu diesem Reitertrupp hinüber. Pierre sah auch hin und bemühte sich, herauszubekommen, welcher von diesen kaum sichtbaren Menschen wohl Napoleon sei. Endlich sprengten die Reiter wieder den Hügel hinunter und verschwanden.

Bennigsen wandte sich an einen General, der zu ihm herangeritten war, und fing an, ihm die ganze Aufstellung unserer Truppen zu erklären. Pierre hörte seinen Worten zu und strengte alle seine Geisteskräfte an, um das Wesentliche der bevorstehenden Schlacht zu begreifen, fühlte aber zu seinem Leidwesen, daß seine Fähigkeiten dazu nicht ausreichten. Er verstand nichts. Bennigsen brach seine Ausführungen ab und wandte sich, als er sah, daß Pierre zuhörte,

plötzlich an diesen: »Sie wird das wohl nicht allzu sehr interessieren, denke ich?«

»Im Gegenteil, das interessiert mich sehr«, versicherte Pierre nicht ganz wahrheitsgemäß.

Von den Pfeilschanzen aus ritten sie noch weiter links auf einem Weg, der sich durch ein dichtes, niedriges Birkenwäldchen schlängelte. Mitten in diesem Hölzchen sprang plötzlich gerade vor ihnen ein brauner Hase mit weißen Läufen auf den Weg und geriet vor Schrecken über das Getrappel so vieler Pferdehufe dermaßen in Verwirrung, daß er zum allgemeinen Ergötzen und Gelächter lange auf dem Weg vor ihnen herlief, und erst dann, als ein paar Stimmen ihn anschrien, sich zur Seite warf und im Dickicht verschwand.

Nachdem sie etwa zwei Werst durch den Wald geritten waren, kamen sie auf eine Blöße, wo die Truppen des Tutschkowschen Korps standen, das die linke Flanke decken sollte.

Hier auf dem äußersten linken Flügel redete Bennigsen viel und heftig und erteilte einen Befehl, der, wie es Pierre schien, taktisch von großer Wichtigkeit war. Vor der Stellung der Tutschkowschen Truppen befand sich eine Anhöhe, die noch nicht von Soldaten besetzt war. Bennigsen übte an diesem Fehler laute Kritik und sagte, es sei unsinnig, eine das Gelände beherrschende Höhe unbesetzt zu lassen und die Truppen dahinter am Fuß aufzustellen. Einige Generäle vertraten dieselbe Ansicht, wobei sich besonders einer mit kriegerischer Heftigkeit sogar dahin äußerte, die Aufstellung der Truppen hinter dem Berg sei mit einer Schlachtbank zu vergleichen. Bennigsen ordnete auf eigne Faust an, die Truppen bis auf die Höhe vorzuschieben.

Diese auf der linken Flanke getroffenen Anordnungen ließen Pierre noch mehr an seiner Befähigung zweifeln, das Kriegshandwerk zu verstehen. Während er Bennigsen und den Generälen zuhörte, wie sie an der Aufstellung der Truppen hinter dem Berg Kritik übten, verstand er sie vollkommen und teilte ihre Ansichten, aber gerade darum konnte er nicht begreifen, wie derjenige, der diese Regimenter hinter dem Berg aufgestellt hatte, einen so offensichtlichen und schweren Fehler hatte machen können.

Pierre ahnte nicht, daß diese Regimenter nicht zum Schutz der Position, wie Bennigsen dachte, aufgestellt waren, sondern an dieser

verborgenen Stelle im Hinterhalt liegen sollten, also zu dem Zweck, unbemerkt zu bleiben, um plötzlich auf den herannahenden Feind loszustürzen. Bennigsen wußte das nicht und ließ die Truppen nach seinem persönlichen Dafürhalten vorrücken, ohne dem Oberkommandierenden etwas davon zu sagen.

Fürst Andrej lag an diesem klaren Abend des 25. August, auf den Ellenbogen gestützt, in einem halbzerfallenen Schuppen an der äußersten Grenze des Dorfes Knjaskowo, wo sein Regiment stand. Durch ein Loch der schadhaften Wand blickte er auf eine Reihe dreißigjähriger Birken, die am Zaun entlang standen und deren untere Äste abgehauen waren, blickte auf das Feld mit den zerstörten Hafergarben und auf die Büsche, aus denen der Rauch der Lagerfeuer und Feldküchen aufstieg.

Wie drückend, unnütz und schwer dem Fürsten Andrej auch das Leben schien, so fühlte er sich doch jetzt ebenso unruhig und erregt wie vor sieben Jahren am Vorabend der Schlacht bei Austerlitz.

Die Befehle für die morgige Schlacht hatte er erhalten und weitergegeben. Zu tun war nichts mehr. Aber die Gedanken, höchst einfache, klare und daher schreckliche Gedanken, ließen ihm keine Ruhe. Er wußte, daß die morgige Schlacht die furchtbarste aller werden mußte, an denen er je teilgenommen hatte, und zum erstenmal in seinem Leben trat ihm die Möglichkeit seines Todes mit aller Lebendigkeit, ja fast mit Gewißheit, einfach und furchtbar vor Augen, ohne jeden Zusammenhang mit allem Irdischen, ohne den Gedanken daran, wie sein Tod auf andere wirken werde, sondern nur in Beziehung zu ihm selbst, zu seiner Seele. Und von der Höhe dieser Vorstellung aus wurde plötzlich alles, was ihn früher gequält und beschäftigt hatte, wie mit einem kalten, weißen Licht überflutet, das weder Schatten noch Perspektive kannte und alle Umrisse verschwimmen ließ. Sein ganzes Leben kam ihm wie ein Guckkasten vor, in den er lange durch ein Glas und bei künstlicher Beleuchtung hineingesehen hatte. Jetzt erblickte er auf einmal diese traurig hingeklecksten Bilder ohne Glas und bei grellem Tageslicht.

Ja, ja, da sind sie, jene Trugbilder, die mich erregt, entzückt und gequält haben, sagte er zu sich selbst, während er die Hauptbilder seines Lebensguckkastens an seiner Seele vorüberziehen ließ und sie nun in diesem kalten, weißen Licht, in dem klaren Gedanken an seinen Tod, betrachtete. Da sind sie, diese grobgemalten Gestalten, die sich als etwas so Wunderbares, Geheimnisvolles darstellten. Ruhm,

soziale Fürsorge, Frauenliebe, Vaterland – wie groß erschienen mir diese Bilder, und wie tief der Sinn, der sie erfüllte! Und dies alles ist so armselig, blaß und grob bei dem kalten, weißen Licht jener Dämmerung, die jetzt, ich fühle es, für mich anbricht.

Drei schmerzliche Ereignisse seines Lebens fesselten seine Aufmerksamkeit ganz besonders: seine Liebe, der Tod seines Vaters und das Eindringen der Franzosen, die schon von halb Rußland Besitz ergriffen hatten.

Liebe! ... Jenes Mädchen, das mir so viele geheimnisvolle Kräfte zu haben schien! Wie kam es nur? Ich liebte sie und umrankte ihre Liebe, das Glück an ihrer Seite, mit poetischen Plänen. Braver Knabe, der ich war, murmelte er laut und grimmig vor sich hin. Wie kam es nur? Ich glaubte an eine ideale Liebe, die mir ihre Treue während des ganzen Jahres meiner Abwesenheit bewahren helfen sollte. Wie das zärtliche Täubchen in der Fabel sollte sie, von mir getrennt, schwächen. Und dabei ist das alles bei weitem nüchterner ... furchtbar nüchtern ist dies alles und ekelhaft.

Und so auch mein Vater: er hat sich Lysyja-Gory erbaut und gedacht, das sei seine Heimat, sein Land, seine Luft, seine Bauern – und da kommt Napoleon, stößt ihn, ohne von der Existenz meines Vaters zu wissen, aus dem Weg wie ein Stück Holz und richtet sein ganzes Leben und sein Lysyja-Gory zugrunde. Prinzessin Marja aber sagt, das sei eine Prüfung, von oben gesandt. Wozu aber eine Prüfung, wenn er nicht mehr ist und nie mehr sein wird? Er ist nicht mehr. Wem also sollte diese Prüfung gelten?

Das Vaterland ... der Untergang Moskaus! Mich aber wird man morgen totschießen, und vielleicht nicht einmal ein Franzose, sondern einer der Unsrigen, wie schon gestern ein Soldat seine Flinte dicht an meinem Ohr abschoß. Und dann werden die Franzosen kommen, werden mich an den Beinen und am Kopf nehmen und in eine Grube werfen, damit ich ihnen nicht die Luft verpeste. Und dann werden neue Lebensbedingungen entstehen, an die sich andere Menschen wieder ebenso gewöhnen werden, wie wir uns an die bisherigen, ich aber werde nichts mehr davon erfahren, denn ich werde nicht mehr sein.

Er blickte auf die Birkenreihe mit ihrem regungslosen, gelblich-grünen Laub; die weiße Rinde der Stämme glänzte in der Sonne.

Sterben ... mag man mich töten ... morgen ... daß ich nicht mehr bin ... Mag dies alles weiterbestehen ... und nur ich nicht mehr sein ...

Deutlich stellte er sich das Leben vor, an dem er nicht mehr teilhatte. Und plötzlich wandelten sich die Birken mit ihrem Licht und Schatten, die krausen Wolken und der Rauch des Lagerfeuers, und alles um ihn herum erschien ihm furchtbar und drohend. Ein Schauer lief ihm über den Rücken. Schnell stand er auf, lief aus dem Schuppen und fing an, auf und ab zu gehen.

Hinter dem Schuppen hörte man plötzlich Stimmen.

»Wer da?« rief Fürst Andrej.

Der rotnasige Hauptmann Timochin, der früher Dolochows Kompaniechef gewesen, jetzt aber, bei dem Verlust an Offizieren, zum Bataillonskommandeur ernannt worden war, trat schüchtern in den Schuppen. Ihm folgte ein Adjutant und der Zahlmeister.

Fürst Andrej schritt hastig auf sie zu, hörte an, was die Offiziere ihm dienstlich zu melden hatten, erteilte noch ein paar Befehle und schickte sich eben an, sie wieder zu entlassen, als er vor dem Schuppen eine bekannte, lispelnde Stimme hörte.

»Que diable!« rief dort jemand, der sich anscheinend an etwas gestoßen hatte.

Fürst Andrej blickte aus dem Schuppen und sah Pierre auf sich zukommen, der über eine dort liegende Schanze gestolpert war und beinahe gefallen wäre.

Es war dem Fürsten Andrej immer unangenehm, mit Menschen aus seinen Kreisen zusammenzutreffen, und nun gar noch mit Pierre, der ihn an jene schweren Augenblicke erinnerte, die er bei seinem letzten Aufenthalt in Moskau durchlebt hatte.

»Ah, du bist es!« sagte er. »Welch ein Zusammentreffen! Das hätte ich nicht erwartet.«

Während er dies sagte, zeigte sich in seinen Augen und auf seinem ganzen Gesicht ein mehr als trockener Ausdruck, beinahe etwas wie Feindseligkeit, was Pierre auch sogleich bemerkte. Dieser trat in der angeregtesten Stimmung in den Schuppen, als er aber den Ausdruck auf Fürst Andrejs Gesicht bemerkte, fühlte er sich geniert und unbehaglich.

»Ich bin gekommen ... nur so ... wissen Sie ... ich bin gekommen, weil es mir interessant ist«, sagte Pierre, wobei er das Wort »interessant« zum soundsovieltenmal an diesem Tag wiederholte. »Ich wollte gern eine Schlacht sehen.«

»So, so. Was sagen aber die Freimaurerbrüder über den Krieg? Wie ist er zu vermeiden?« fragte Fürst Andrej spöttisch. »Nun, wie steht's in Moskau? Was machen die Meinen? Sind sie endlich in Moskau angekommen?« fragte er dann ernsthaft weiter.

»Jawohl. Julie Drubezkaja hat es mir erzählt. Ich fuhr zu ihnen, traf sie aber nicht mehr an. Sie waren schon in das Landhaus bei Moskau übersiedelt.«

Die Offiziere wollten sich verabschieden, aber Fürst Andrej forderte sie auf, Platz zu nehmen und mit ihm Tee zu trinken, als wüsste er nicht, mit seinem Freund unter vier Augen zu bleiben. Man brachte Tee und Bänke. Nicht ohne Verwunderung betrachteten die Offiziere Pierres gewaltige, dicke Gestalt und hörten seinen Erzählungen von Moskau und von den Stellungen unserer Truppen zu, die er hatte abreiten dürfen. Fürst Andrej schwieg, und sein Gesicht zeigte einen so unangenehmen Ausdruck, daß sich Pierre mehr an den gutmütigen Bataillonskommandeur Timochin wandte als an Bolkonskij.

»So hast du also die ganze Aufstellung unserer Truppen verstanden?« unterbrach ihn Fürst Andrej.

»Ja, das heißt, wie meinst du das?« fragte Pierre. »Als Zivilist kann ich natürlich nicht sagen, daß ich es wirklich ganz verstanden hätte, aber doch immerhin so im allgemeinen.«

»Eh bien, vous êtes plus avancé que qui que cela soit«, erwiderte Fürst Andrej.

»Oh!« rief Pierre erstaunt und sah Bolkonskij durch seine Brille an. »Aber was sagen Sie zu Kutusows Ernennung?« fuhr er dann fort.

»Ich habe mich über diese Ernennung sehr gefreut«, erwiderte Fürst Andrej. »Das ist alles, was ich darüber zu sagen wüßte.«

»Ja, aber sagen Sie bitte, wie denken Sie über Barclay de Tolly? In Moskau wird Gott weiß was alles von ihm erzählt. Wie urteilen Sie über ihn?«

»Frage nur die«, sagte Fürst Andrej und zeigte auf die Offiziere.

Pierre sah Timochin fragend und mit jenem herablassenden Lächeln an, mit dem sich immer alle an diesen wandten.

»Die Sonne ging für uns auf, Euer Durchlaucht, als der Durchlauchtige antrat«, erwiderte schüchtern Timochin, ohne einen Blick von seinem Regimentskommandeur zu verwenden.

»Wieso denn?« fragte Pierre.

»Ja, allein schon wegen Holz und Futter, erlaube ich mir, ihnen anzuführen. Als wir von Swenziany zurückgingen, hieß es: ›Daß ihr

euch nicht untersteht, ein Reisigbündel oder Heu oder sonst was anzurühren!« Aber wir gingen doch weg, folglich blieb das alles ihm, nicht wahr, Durchlaucht?» wandte er sich an den Fürsten. »Trotzdem aber hieß es: ›Daß ihr euch nicht untersteht!‹ In unserem Regiment sind zwei Offiziere wegen solcher Sachen vor Gericht gestellt worden. Na, als aber nun der Durchlauchtige antrat, da wurde in dieser Beziehung alles viel einfacher. Die Sonne ging für uns auf ...«

»Ja, aber warum war denn das verboten worden?«

Timochin blickte sich verlegen um, da er nicht wußte, wie und was er darauf antworten sollte. Pierre wandte sich mit derselben Frage noch einmal an den Fürsten Andrej.

»Um das Land, das wir dem Feind überließen, nicht vorher zu verwüsten«, erwiderte Fürst Andrej mit bitterem Spott. »Der Grund ist doch sehr triftig: man darf den Truppen nicht erlauben, im Lande zu plündern, damit sie sich nicht an das Marodieren gewöhnen. Na, und in Smolensk hatte er auch ganz richtig erwogen, daß die Franzosen uns hätten umzingeln können, und daß sie viel stärkere Streitkräfte besaßen. Aber das eine hat er nicht begreifen können!« rief Fürst Andrej in plötzlich hervorbrechendem Zorn mit scharfer Stimme aus. »Das eine hat er nicht begreifen können, daß wir dort zum erstenmal um russische Erde kämpften, daß in den Truppen ein Geist herrschte, wie ich ihn noch nie gesehen habe, daß wir zwei Tage hintereinander die Franzosen zurückgeschlagen hatten, und daß dieser Erfolg unsere Kräfte verzehnfachte. Da befahl er den Rückzug, und alle unsere Anstrengungen und Verluste waren umsonst. Er dachte nicht an Verrat, gab sich Mühe, alles so gut wie nur möglich zu machen, erwog alles, aber eben deshalb taugte er nicht dazu. Er ist untauglich für den jetzigen Augenblick, gerade weil er alles sehr gründlich und gewissenhaft überlegt, wie das nun mal jedem Deutschen eigen ist. Wie könnte ich dir das nur auseinandersetzen ... Stelle dir vor, dein Vater habe einen deutschen Diener, einen trefflichen Diener, der alle Ansprüche deines Vaters besser befriedigt, als du es könntest: du wirst ihn ruhig in seinem Amt lassen; wenn aber dein Vater einmal todkrank ist, wirst du diesen Diener fortjagen und mit deinen eignen wenig geübten, ungeschickten Händen deinen Vater pflegen und ihn besser beruhigen können als ein wenn auch geschickter, aber doch fremder Mensch. So haben sie es auch mit Barclay gemacht. Solang Rußland gesund war, konnte ein Fremder dem Lande dienen – und er

ist ein vorzüglicher Minister gewesen; jetzt aber, wo das Vaterland in Gefahr ist, braucht es einen eignen Sohn, der Fleisch ist von seinem Fleisch. Ihr aber in eurem Klub habt euch ausgedacht, er sei ein Verräter. Doch dadurch, daß man ihn verleumdet und zum Verräter stempelt, bewirkt man nur, daß man sich später dieses ungerechten Vorwurfs schämen und aus dem Verräter auf einmal wieder einen Helden oder ein Genie machen wird, was noch unzutreffender wäre. Er ist ein ehrlicher und sehr gewissenhafter Deutscher ...«

»Aber man behauptet doch, daß er ein tüchtiger Feldherr sei«, warf Pierre ein.

»Ich verstehe nicht, was das heißen soll: ein tüchtiger Feldherr«, erwiderte Fürst Andrej spöttisch.

»Ein tüchtiger Feldherr«, sagte Pierre, »nun das ist eben einer, der alle Zufälle voraussieht ... die Gedanken des Gegners errät ...«

»Das ist unmöglich«, unterbrach ihn Fürst Andrej, als sei dies eine längst entschiedene Sache.

Pierre sah ihn erstaunt an.

»Man sagt doch aber«, meinte er dann, »daß der Krieg Ähnlichkeit mit dem Schachspiel habe.«

»Gewiß«, erwiderte Fürst Andrej, »nur mit dem kleinen Unterschied, daß du beim Schachspiel über jeden Zug so lange nachdenken kannst, wie du Lust hast, und nicht den Bedingungen unterworfen bist, die die Zeit mit sich bringt. Und dann noch ein zweiter Unterschied: beim Schachspiel ist der Springer immer stärker als der Bauer und zwei Bauern immer stärker als einer, im Krieg dagegen ist ein Bataillon manchmal stärker als eine ganze Division, bisweilen aber auch wieder schwächer als eine Kompanie. Die jeweilige Kraft einer Truppe kann niemand im voraus kennen. Glaube mir«, fuhr er fort, »wenn nur das Geringste von den Dispositionen des Stabes abhinge, wäre ich der erste, der dort wäre und diese Dispositionen trafe, so aber habe ich die Ehre vorgezogen, hier im Regiment zu dienen, mit diesen Herren zusammen, und glaube, daß in Wirklichkeit von uns der morgige Tag abhängen wird und nicht von ihnen ... Ein Erfolg hat noch nie von der Stellung abgehungen, auch nicht von der Bewaffnung, ja nicht einmal von der Zahl, am allerwenigsten aber von der Stellung. Und das wird auch nie der Fall sein.«

»Aber wovon soll er denn sonst abhängen?«

»Von dem Geist, der in mir ist und in ihm«, er zeigte auf Timochin, »und in jedem Soldaten.«

Fürst Andrej blickte Timochin an, der erschrocken und erstaunt seinen Kommandeur ansah. Im Gegensatz zu seiner Schweigsamkeit und Zurückhaltung von vorhin schien Fürst Andrej jetzt sehr erregt zu sein. Offenbar konnte er sich nicht enthalten, die Gedanken auszusprechen, die plötzlich über ihn gekommen waren.

»Eine Schlacht gewinnt immer derjenige, der fest dazu entschlossen ist, sie zu gewinnen. Warum haben wir die Schlacht bei Austerlitz verloren? Wir hatten fast dieselben Verluste wie die Franzosen, aber wir sagten uns zu früh, daß wir die Schlacht verloren hätten, und hatten sie somit verloren. Und das sagten wir uns deshalb, weil wir dort eigentlich gar keinen Grund hatten, uns zu schlagen; wir wollten nur so bald wie möglich vom Schlachtfeld fortkommen. ›Die Schlacht ist verloren, also auf zur Flucht!‹ Und so flohen wir. Wenn wir uns das bis zum Abend nicht gesagt hätten, Gott weiß, was dann geworden wäre! Morgen aber werden wir das nicht sagen. Da sprichst du von unserer Stellung: die linke Flanke sei schwach, die rechte zu weit ausgedehnt«, fuhr er fort, »das ist alles Unsinn, nichts von alledem ist von Belang. Denn was steht uns morgen bevor? Millionen und aber Millionen der verschiedenartigsten Zufälligkeiten, die in einem einzigen Augenblick entscheiden werden, ob sie oder wir siegen oder davonlaufen, ob diese oder jene fallen müssen. Das, was jetzt getan wird, ist alles nur zum Zeitvertreib. Die Sache liegt so, daß die, mit denen du die Stellung abgeritten hast, den allgemeinen Gang der Dinge nicht nur nicht fördern, sondern sogar hindern. Sie sind nur mit ihren kleinlichen persönlichen Interessen beschäftigt.«

»In einem solchen Augenblick?« fragte Pierre vorwurfsvoll.

»In einem solchen Augenblick«, wiederholte Fürst Andrej. »Für sie ist das nur ein Augenblick, in dem man das Ansehen eines Feindes untergraben und für sich selber ein Kreuz oder Bändchen mehr heraus schlagen kann. Ich denke über morgen so: hunderttausend Russen und hunderttausend Franzosen prallen aufeinander, um sich zu schlagen, und es wird zur Tatsache werden, daß diese zweimalhunderttausend Mann miteinander kämpfen. Wer nun am grimmigsten dreinschlägt und sich am wenigsten schont, der wird siegen. Und wenn du willst, werde ich dir sagen, daß wir, komme, was wolle, morgen die Schlacht gewinnen werden, mögen die da oben noch so

viel Wirrsal anrichten. Komme, was wolle, morgen werden wir die Schlacht gewinnen!«

»Da haben Euer Durchlaucht wahr gesprochen, das ist die reine Wahrheit«, murmelte Timochin. »Wer wird sich jetzt noch schonen? Die Soldaten von meinem Bataillon, glauben Sie mir, trinken heute keinen Branntwein. »Es ist nicht der Tag danach«, sagen sie.«

Alle schwiegen. Die Offiziere erhoben sich. Fürst Andrej trat mit ihnen vor den Schuppen und erteilte seinem Adjutanten die letzten Befehle.

Als die Offiziere fort waren, trat Pierre auf den Fürsten Andrej zu und wollte soeben das Gespräch wieder anfangen, als auf dem Weg unweit des Schuppens der Hufschlag dreier Pferde hörbar wurde. Als Fürst Andrej nach dieser Richtung hinaussah, erkannte er Wolzogen und Clausewitz¹⁷⁰, die von einem Kosaken begleitet waren. Sie ritten im Gespräch ganz dicht vorbei, und Pierre und Fürst Andrej hörten unwillkürlich folgende Worte:

»Der Krieg muß räumlich ausgedehnt werden. Der Ansicht kann ich nicht gegen Wert beimessen«, sagte der eine auf deutsch.

»Ja«, erwiderte die andere Stimme, »da der Zweck nur der ist, den Feind zu schwächen, kann auf Verluste, die einzelne dabei erleiden, nicht Rücksicht genommen werden.«

»Ganz recht«, bestätigte die erste Stimme.

»Ja, räumlich ausgedehnt«, wiederholte Fürst Andrej grimmig schnaubend, als sie vorbeigeritten waren. »Das haben mein Vater, mein Sohn und meine Schwester in Lysyja-Gory am eignen Leib erfahren müssen. Denen aber ist das einerlei. Das ist es, was ich dir soeben gesagt habe. Diese Herren Deutschen werden morgen die Schlacht nicht gewinnen, sondern der Sache nur schaden, soviel in ihren Kräften steht, denn in ihren deutschen Köpfen spuken nur immer Theorien, die kein ausgepicktes Ei wert sind, und in ihren Herzen fehlt das, was allein uns morgen von Nutzen sein kann: das, was in Timochin lebt. Ganz Europa haben sie Napoleon hingegeben und kommen nun zu uns, um uns zu lehren. Schöne Lehre das!« Wieder klang seine Stimme schrill.

»Sie glauben also, daß wir die Schlacht morgen gewinnen werden?« fragte Pierre.

»Ja, ja«, antwortete Fürst Andrej zerstreut. »Das einzige, was ich täte, wenn ich die Macht hätte«, fing er wieder an, »ich würde keine Gefangenen machen. Wozu Gefangene? Das ist Ritterlichkeit. Die Franzosen haben mein Haus zerstört und rücken vor, um Moskau zugrunde zu richten. Sie haben mir Schaden zugefügt und tun es jeden Augenblick aufs neue. Sie sind meine Feinde und meinem Dafürhalten nach alle Verbrecher. Und so denkt auch Timochin und die ganze Armee. Man muß sie bestrafen. Wenn sie aber meine Feinde sind, können sie nicht meine Freunde sein, was immer sie in Tilsit auch gesagt haben mögen.«

»Gewiß, gewiß«, bestätigte Pierre und blickte den Fürsten Andrej mit leuchtenden Augen an, »ich bin ganz, ganz mit Ihnen einverstanden.«

Jene Frage, die ihn schon am Abhang von Moshaisk und den ganzen Tag so beunruhigt hatte, schien ihm nun ganz klar und vollständig gelöst zu sein. Er verstand jetzt den ganzen Sinn und die ganze Bedeutung dieses Krieges und der bevorstehenden Schlacht. Alles, was er an diesem Tag gesehen hatte, der bedeutsame, ernste Ausdruck aller Gesichter, die für einen Augenblick vor ihm aufgetaucht waren – dies alles sah er jetzt in einem neuen Licht. Er verstand jene, wie es in der Physik heißt, latente Wärme der Vaterlandsliebe, die alle die Leute, die er gesehen hatte, erfüllte und durch die ihm jetzt klar wurde, warum sich alle diese Menschen so ruhig und gleichsam leichtsinnig zum Tode vorbereiteten.

»Keine Gefangenen machen!« fuhr Fürst Andrej fort. »Das allein würde den ganzen Krieg ändern und ihn minder grausam gestalten. So aber treiben wir den Krieg immer wie ein Spiel, und das ist ekelhaft. Wir spielen die Großmütigen und so weiter, und so weiter. Das ist dasselbe hochherzige Getue und dieselbe Empfindsamkeit wie bei einer Dame, der übel wird, wenn sie ein Kalb schlachten sieht – sie ist so gut und edel, daß sie kein Blut sehen kann –, ist aber dasselbe Kalb mit einer schönen Sauce zubereitet, so verspeist sie es mit größtem Appetit. Da redet und redet man von einem Recht des Krieges, von Ritterlichkeit, vom Parlamentieren, vom Schonen der Unglücklichen und so weiter ... Alles Unsinn! Im Jahre 1805 habe ich diese Ritterlichkeit, dieses Parlamentieren mit eigenen Augen gesehen: man hat uns geprellt, und wir haben es ebenso gemacht. Man plündert fremde Häuser, setzt falsche Banknoten in Umlauf, und was das Schlimmste

ist: man bringt meine Kinder und meinen Vater um und redet dabei von Rechten im Krieg und von Großmut gegen den Feind. Keine Gefangenen machen, sondern totschiagen und selber in den Tod gehen! Wer zu einem solchen Resultate gekommen ist wie ich, durch so viele Leiden ...«

Fürst Andrej, der gemeint hatte, daß es ihm einerlei wäre, ob der Feind Moskau einnähme oder nicht, wie er auch Smolensk genommen hatte, mußte plötzlich in seiner Rede innehalten, weil ein Krampf ihm unerwartet die Kehle zuschnürte. Er ging ein paar Schritte schweigend auf und ab, aber seine Augen glänzten fieberhaft und seine Lippen zitterten, als er dann weitersprach:

»Wenn es dieses großmütige Getue im Krieg nicht gäbe, zögen wir nur in eine Schlacht, wenn es der Mühe wert wäre, in den sicheren Tod zu gehen, wie eben jetzt. Dann käme es auch nicht gleich zu einem Krieg, bloß weil Pawel Iwanowitsch den Michail Iwanowitsch beleidigt hat. Wenn aber Krieg wäre, wie eben jetzt, so wäre das dann auch ein richtiger Krieg. Und auch die innere Kraft der Truppen wäre eine andere als jetzt. Dann wären alle diese Westfalen und Hessen, die Napoleon anführt, ihm nicht nach Rußland gefolgt, und wir selber wären nicht ausgezogen, um in Österreich oder Preußen zu kämpfen, ohne zu wissen warum. Der Krieg ist keine liebenswürdige Plänkelei, sondern das Scheußlichste, was es im Leben gibt. Das muß man einsehen und darf nicht mit dem Krieg spielen. Ernst und streng müssen wir diese furchtbare Notwendigkeit hinnehmen. Und die Hauptsache ist: der Lüge muß man den Garaus machen und den Krieg wie einen Krieg betreiben, aber nicht wie ein Spiel. Jetzt aber ist er nur ein Lieblingszeitvertreib leichtsinniger Müßiggänger. Kein Stand steht so hoch im Ansehen wie der Militärstand.

Doch was ist der Krieg? Was braucht es zum Erfolg bei militärischen Aktionen? Wie sind im Militärstand die Sitten? Das Ziel des Krieges ist der Mord, das Handwerkszeug des Krieges: Spionage, Verrat und Anstiftung dazu, Ruin der Einwohner, ihre Beraubung oder Diebstahl, um die Armee zu versorgen, und Lüge und Betrug, was man Kriegslist nennt. Die Sitten des Militärstandes aber sind: völliger Mangel an Freiheit, was man als Disziplin bezeichnet, Müßiggang, Roheit, Grausamkeit, Unzucht und Unmäßigkeit. Und trotz alledem ist dies der höchste Stand, der von allen geachtet wird. Alle Kaiser, außer dem von China tragen Militäruniformen, und dem, der die meisten

Menschen totgeschlagen hat, werden die größten Auszeichnungen zuteil.

Völker stoßen zusammen, wie es morgen der Fall sein wird, um einander zu morden. Sie schlagen sich tot, machen Tausende von Menschen zu Krüppeln, und dann werden Dankgottesdienste abgehalten dafür, daß so viele Menschen erschlagen worden sind, deren Zahl man dabei gern noch übertreibt, und der Sieg wird ausposaunt, und man denkt, je mehr Leute man totgeschlagen habe, um so größer sei das Verdienst. Wie kann nur Gott von dort oben dies alles mit ansehen und mit anhören?« rief Fürst Andrej mit scharfer, schriller Stimme. »Ach, mein Freund, mir ist in letzter Zeit das Leben recht schwer geworden. Ich sehe, daß ich anfangs, zu viel zu verstehen. Aber es taugt nicht für den Menschen, vom Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen zu essen ... Nun, es wird ja nicht mehr lange sein«, fügte er hinzu.

»Aber du bist müde, und auch für mich ist es Zeit. Reite nach Gorki«, sagte Fürst Andrej plötzlich.

»O nein!« antwortete Pierre und sah den Fürsten Andrej mit mitleidigen und erschrockenen Augen an.

»Reite nur, reite nur; vor einer Schlacht muß man ausschlafen«, wiederholte Fürst Andrej.

Schnell trat er auf Pierre zu und umarmte und küßte ihn.

»Leb wohl! Geh!« rief er. »Werden wir uns wiedersehen? Nein ...«, und hastig wandte er sich ab und ging aus dem Schuppen.

Es war schon dunkel, und Pierre hatte nicht genau unterscheiden können, ob der Ausdruck, der auf Fürst Andrejs Gesicht gelegen hatte, ein feindseliger oder zärtlicher gewesen war.

Pierre blieb einen Augenblick schweigend stehen und überlegte, ob er ihm nachgehen oder nach Hause reiten sollte.

Nein, er braucht mich nicht, entschloß sich Pierre. Aber ich weiß, daß dies unser letztes Beisammensein gewesen ist.

Er seufzte schwer auf und ritt nach Gorki weiter.

Fürst Andrej kehrte in den Schuppen zurück, legte sich auf seine Decke, konnte aber nicht einschlafen. Er schloß die Augen. In schneller Folge wechselten die Bilder vor seiner Seele. Nur bei dem einen verweilte er lang und freudig. Deutlich stieg ein Abend in

Petersburg in seinem Gedächtnis auf: Natascha mit lebhaftem, aufgeregtem Gesicht erzählte ihm, wie sie sich vor einem Jahr im Sommer beim Pilzesuchen in einem großen Wald verirrt habe. Unzusammenhängend schilderte sie ihm bald die unwegsame Stille des Waldes, bald ihre Gefühle, bald ihr Gespräch mit einem Bienenzüchter, den sie dort getroffen hatte, und unterbrach ihre Erzählung jeden Augenblick, indem sie sagte: »Nein, ich kann das nicht so erzählen, Sie werden das nicht verstehen«, obgleich Fürst Andrej sie beruhigte und sagte, er verstehe sie, und tatsächlich auch verstand, was sie ihm sagen wollte. Aber Natascha war mit ihren Worten unzufrieden, sie fühlte, daß jene leidenschaftlich poetische Empfindung, die sie an jenem Tag erfüllt hatte und der sie jetzt Ausdruck verleihen wollte, nicht so herauskam. »Das war so wunderbar, dieser alte Mann ... und so dunkel war es im Wald ... und er hatte so gute ... Nein, ich verstehe das nicht zu schildern!« brach sie erregt ab und wurde rot. Und Fürst Andrej lächelte wieder mit demselben glücklichen Lächeln, wie er es damals getan hatte, als er ihr in die Augen sah. Ich verstand sie, dachte Fürst Andrej. Verstand sie nicht nur, sondern liebte diese Kraft, diese Lauterkeit, diese Offenheit ihrer Seele, denn gerade diese Seele, die gleichsam ihren ganzen Körper zusammenhielt, war es, die ich in ihr liebte ... mit einer so starken, so glücklichen Liebe ... Und plötzlich dachte er daran, wie diese Liebe ein Ende genommen hatte. Er fragte nicht nach alledem. Er sah dies nicht und verstand es nicht. Er sah in ihr nur ein hübsches, frisches Mädchen, das ihm aber doch nicht wert schien, sein Schicksal zu binden ...

Ich aber? Und er lebt noch bis auf den heutigen Tag und freut sich seines Lebens.

Fürst Andrej sprang auf, als habe ihn jemand mit einem glühenden Eisen berührt, und fing wieder an, vor dem Schuppen auf und ab zu gehen.

Am 25. August, also am Tag vor der Schlacht bei Borodino, trafen der Haushofmeister des französischen Kaisers, Herr de Beausset, und der Oberst Fabvier in Walujewo, dem Standquartier Kaiser Napoleons, ein. Beausset kam aus Paris, Fabvier aus Madrid.

Nachdem sich Herr de Beausset umgekleidet und seine Hofuniform angelegt hatte, ließ er die Kiste, die er für den Kaiser mitgebracht hatte, vor sich hertragen und begab sich in die erste Abteilung von Napoleons Zelt, wo er von den Adjutanten des Kaisers umringt wurde und in lebhaftem Gespräch mit ihnen anfang die Kiste auszupacken.

Fabvier trat nicht in das Zelt ein, sondern blieb, sich mit einigen ihm bekannten Generälen unterhaltend, am Eingang stehen.

Kaiser Napoleon hatte seine Morgentoilette noch nicht beendet und war noch nicht aus seinem Schlafzimmer herausgekommen. Schnaufend und prustend wand er sich bald mit dem dicken Rücken, bald mit der behaarten, feisten Brust unter der Bürste, mit der ein Kammerdiener ihm den Körper bearbeitete. Ein zweiter Kammerdiener bespritzte den wohlgepflegten Leib des Kaisers mit Eau de Cologne, wobei er das Fläschchen mit dem Finger zuhielt und durch seinen Gesichtsausdruck deutlich zu verstehen gab, daß nur er wisse, wieviel und wohin Eau de Cologne verspritzt werden müsse. Das kurze Haar des Kaisers war naß und hing wirr in die Stirn. Sein Gesicht sah zwar gelb und gedunsen aus, drückte aber physisches Wohlbehagen aus.

»Allez ferme, allez toujours ...«, befahl er dem bürstenden Kammerdiener, indem er sich krümmte und stöhnte.

Ein Adjutant trat ins Schlafzimmer, um dem Kaiser zu berichten, wieviel Gefangene bei dem gestrigen Gefecht gemacht worden seien, blieb, nachdem er alles, was nötig war, gemeldet hatte, an der Tür stehen und wartete auf die Erlaubnis hinauszugehen. Napoleon sah den Adjutanten mit gerunzelter Stirn von unten her an.

»Point de prisonniers«, wiederholte er die Worte des Adjutanten. »Ils se font démolir. Tant pis pour l'armée russe«, sagte er. »Allez, toujours, allez ferme«, rief er dann wieder den Kammerdienern zu, indem er sich zusammenbog und seine fetten Schultern hinhielt.

»C'est bien! Faites entrer Monsieur de Beausset, ainsi que Fabvier«, wandte er sich an den Adjutanten und nickte ihm zu.

»Oui, Sire«, und der Adjutant verschwand durch die Tür des Zeltes.

Die beiden Kammerdiener kleideten Seine Majestät eilig an, und Napoleon trat in blauer Gardeuniform mit festen, hastigen Schritten in das Empfangszimmer.

In diesem Augenblick war Beausset gerade dabei, ein Geschenk der Kaiserin, das er mitgebracht hatte, mit geschäftigen Händen noch vor dem Eintreten des Kaisers auf zwei Stühlen aufzustellen. Aber Napoleon war so unerwartet schnell fertig geworden und eingetreten, daß er mit den Vorbereitungen seiner Überraschung noch nicht ganz zu Ende war.

Der Kaiser merkte sogleich, was sie da machten, und erriet, daß sie noch nicht ganz fertig waren. Doch wollte er sie nicht um das Vergnügen, ihm eine Überraschung zu bereiten, bringen. Er stellte sich, als sähe er Herrn von Beausset nicht, und rief Fabvier zu sich heran. Finster, ernst und schweigend hörte er zu, was dieser ihm von der Tapferkeit und Ergebenheit seiner Truppen berichtete, die sich am anderen Ende Europas bei Salamanka geschlagen hatten, nur von dem einen Gedanken beseelt: sich ihres Kaisers würdig zu zeigen, und nur die eine Furcht im Herzen: daß er mit ihnen nicht zufrieden sein könnte. Der Ausgang der Schlacht war ungünstig gewesen. Während des ganzen Berichtes machte Napoleon ununterbrochen ironische Bemerkungen, als habe er gar nicht erwartet, daß die Sache anders verlaufen werde, wenn er nicht dabei war.

»Das muß ich durch Moskau wieder gutmachen«, sagte Napoleon. »A tantôt«, fügte er dann hinzu und rief Herrn de Beausset herbei, der inzwischen mit den Vorbereitungen der Überraschung fertig geworden war: er hatte etwas auf zwei Stühle gestellt und mit einem Vorhang verhüllt.

De Beausset neigte sich tief in jener am französischen Hof üblichen Verbeugung, mit der sich nur die alten Diener der Bourbonen zu verneigen verstanden, trat auf den Kaiser zu und überreichte ihm einen Brief.

Napoleon wandte sich wohlgelaunt ihm zu und zupfte ihn am Ohr. »Sie haben schnell gemacht, das freut mich. Na, was sagt Paris?«

fragte er, indem er seinen eben noch strengen Ausdruck in einen höchst liebenswürdigen verwandelte.

»Sire, tout Paris regrette votre absence«, erwiderte de Beausset pflichtschuldig.

Doch obgleich Napoleon wußte, daß Beausset dies oder etwas Ähnliches sagen mußte, obgleich er sich in klaren Augenblicken bewußt wurde, daß es nicht wahr sein konnte, war es ihm doch angenehm, solche Worte von Beausset zu hören. Wieder würdigte er ihn eines Zupfens am Ohr.

»Je suis fâché de vous avoir fait faire tant de chemin«, sagte er.

»Sire, je ne m'attendais pas à moins qu'à vous trouver aux portes de Moscou«, erwiderte Beausset.

Napoleon lächelte, hob zerstreut den Kopf und sah nach rechts. Ein Adjutant glitt lautlos mit der goldenen Tabaksdose heran und reichte sie ihm.

»Ja, da haben Sie wieder mal Glück gehabt«, sagte Napoleon, indem er die offene Tabaksdose an die Nase hielt. »Sie reisen doch so gern. In drei Tagen werden Sie Moskau zu sehen bekommen. Das haben Sie sicher nicht erwartet, die asiatische Hauptstadt kennenzulernen. Sie machen da eine nette Reise ...«

Beausset verbeugte sich aus Dankbarkeit, daß der Kaiser seiner ihm selber zwar bis auf den heutigen Tag unbekanntem Neigung zum Reisen Beachtung geschenkt hatte.

»Aber was ist das?« fragte Napoleon, als er bemerkte, daß alle seine Hofleute nach jenem mit dem Vorhang umhüllten Gegenstand blickten.

Mit höfischer Gewandtheit trat Beausset mit einer halben Wendung, ohne dem Kaiser den Rücken zu zeigen, zwei Schritte beiseite, zog den Vorhang zurück und sagte gleichzeitig: »Ein Geschenk der Kaiserin für Euer Majestät.«

Es war das von Gerard¹⁷¹ in grellen Farben gemalte Bildnis des Knaben, den die Tochter des Kaisers von Österreich Napoleon geboren hatte und den alle aus nicht recht ersichtlichen Gründen den König von Rom nannten.

Ein allerliebster, lockiger Knabe mit einem Blick wie der des Christuskindes auf dem Bild der Sixtinischen Madonna war darge-

stellt, wie er Fangball spielt. Der Ball in seiner Hand war die Erde, das Stäbchen in seiner anderen – das Zepter.

Obgleich nicht ganz klar war, was der Künstler eigentlich dadurch hatte zum Ausdruck bringen wollen, indem er den sogenannten König von Rom darstellte, wie er den Erdball mit einem Stäbchen durchbohrt, so schien doch diese Allegorie Napoleon, ebenso wie allen, die das Bild in Paris gesehen hatten, klar zu sein und sehr zu gefallen.

»Roi de Rome«, sagte er und wies mit einer anmutigen Gebärde auf das Bild. »Admirable!«

Mit der allen Italienern¹⁷² eignen Fähigkeit, den Gesichtsausdruck rasch nach Belieben zu verändern, setzte er, während er an das Bild herantrat, eine Miene nachdenklicher Zärtlichkeit auf. Er fühlte, daß das, was er jetzt sagte und tat, ein Stück Geschichte werden würde. Und da dachte es ihn, das Beste, was er jetzt tun könne, sei, trotz all seiner Größe eine schlichte väterliche Zärtlichkeit zu zeigen, gerade im Gegensatz zu dieser Größe, deren Folge es war, daß sein Sohn mit der Erdkugel Fangball spielte. Seine Augen umflorten sich, er trat näher heran, sah sich nach einem Stuhl um – im Nu war ein solcher zur Stelle – und nahm dem Bild gegenüber Platz. Ein Zeichen – und alle schlichen auf Zehen hinaus und überließen den großen Mann sich selbst und seinen Gefühlen.

Nachdem Napoleon so eine Weile gegessen und, ohne zu wissen warum, die rauhen Flächen des Porträts betastet hatte, stand er auf und rief Beausset und den Offizier vom Dienst wieder herein. Er gab Befehl, das Porträt vor das Zelt zu schaffen, damit seine alte Garde, die um das Zelt herum Wache stand, nicht des Glückes beraubt werde, den König von Rom zu sehen, den Sohn und Nachfolger ihres vergötterten Kaisers.

Und es kam, wie er erwartet hatte: während er mit Herrn de Beausset beim Frühstück saß – er hatte ihn dieser Ehre gewürdigt –, hörte man vor dem Zelt die begeisterten Ausrufe der Offiziere und Soldaten seiner Garde, die zu dem Bild herbeiströmten.

»Vive l'empereur! Vive le roi de Rome! Vive l'empereur!« schrien begeisterte Stimmen.

Nach dem Frühstück diktierte Napoleon im Beisein Beaussets seinen Armeebefehl.

»Courte et énergique!« murmelte Napoleon, nachdem er die ohne Verbesserungen und wie aus einem Guß diktierte Proklamation noch einmal durchgelesen hatte. Der Befehl lautete:

»Soldaten! Die Schlacht, nach der ihr so lange verlangt habt, steht bevor. Von euch hängt der Sieg ab. Er ist nötig, um uns zu verschaffen, was wir brauchen: bequeme Quartiere und baldige Rückkehr in die Heimat. Haltet euch so, wie ihr euch bei Austerlitz, Friedland, Witebsk und Smolensk gehalten habt. Möge noch die fernste Nachwelt mit Stolz eurer Heldentaten von diesem Tag gedenken. Möge man von jedem von euch sagen: ›Er war bei dem großen Kampf vor Moskau dabei!«

»Vor Moskau!« wiederholte Napoleon. Dann lud er Herrn de Beausset, der so gern reiste, zu einem Spazierritt ein und trat vor das Zelt zu den gesattelten Pferden.

»Votre Majesté a trop de bonté«, entgegnete Beausset auf die Einladung des Kaisers, ihn zu begleiten. Viel lieber hätte er geschlafen, auch konnte er nicht gut reiten und hatte Angst davor. Doch Napoleon nickte dem »Reisewütigen« zu, und Beausset mußte mitreiten. Als der Kaiser aus dem Zelt trat, wurde das begeisterte Rufen der Garde vor dem Bild seines Sohnes noch stärker. Er runzelte finster die Stirn.

»Nehmt ihn weg!« sagte er und wies mit anmutig erhabener Gebärde auf das Bildnis. »Es ist noch zu früh für ihn, ein Schlachtfeld zu sehen.«

Beausset schloß die Augen, senkte den Kopf und seufzte tief, um dadurch zu zeigen, welch großes Verständnis er für diese Worte des Kaisers hatte und wie hoch er sie schätzte.

Den ganzen 25. August verbrachte Napoleon, wie seine Geschichtsschreiber erzählen, zu Pferd: er nahm das Gelände in Augenschein, begutachtete die Pläne, die ihm seine Marschälle vorlegten, und erteilte seinen Generälen die Befehle persönlich.

Die ursprüngliche Aufstellungslinie der russischen Armee an der Kolotscha entlang war gebrochen, und ein Teil dieser Linie, eben die linke russische Flanke, infolge der Einnahme der Schanze von Schewardino am 24. August zurückgezogen worden. Dieser Teil der russischen Front war nun nicht befestigt und auch nicht mehr durch den Fluß geschützt, vor ihm lag offenes, ebenes Gelände. Es war nicht nur für jeden militärisch geschulten, sondern auch für jeden Laien klar, daß die Franzosen diesen Teil der Front angreifen würden. Man sollte meinen, daß es dazu nicht vieler Überlegungen bedurft hätte, daß dazu eine solche Sorgfalt und Geschäftigkeit des Kaisers und seiner Marschälle gar nicht nötig gewesen wäre und noch viel weniger jene besondere, erhabene Eigenschaft, die man Genialität nennt, und die so gern Napoleon zugeschrieben wird. Doch die Geschichtsschreiber, die in der Folgezeit dieses Ereignis beschrieben haben, und die Menschen, die damals Napoleon umgaben, und auch Napoleon selber dachten anders darüber.

Napoleon ritt über das Feld, nahm tiefsinnig das Gelände in Augenschein, machte für sich bald eine zustimmende, bald eine zweifelnde Kopfbewegung, teilte aber den ihn umgebenden Generälen jene tiefsinnigen Gedankengänge, die ihn zu seinen Entschlüssen führten, nicht mit, sondern nur immer das Ergebnis in Form eines Befehls. Davoust, Fürst von Eckmühl, schlug vor, die linke Flanke der Russen zu umgehen; Napoleon hörte ihm zu und sagte, es sei nicht nötig, ließ sich aber nicht weiter darüber aus, warum er dieser Ansicht war. Dem Vorschlag des Generals Compan, der die Pfeilschanzen angreifen sollte: seine Division durch den Wald vorrücken zu lassen, stimmte er bei, obgleich der Herzog von Elchingen, das heißt Ney, sich die Bemerkung erlaubte, daß ein Vorrücken durch den Wald gefährlich sei und die Division auseinanderbringen könne.

Nachdem Napoleon das Gelände vor der Schanze von Schewardino besichtigt hatte, dachte er eine Weile schweigend nach und zeigte auf einen Punkt, wo für morgen zwei Batterien errichtet werden sollten, um die feindlichen Befestigungen anzugreifen. Dann bezeichnete er noch eine andere Stelle, wo neben diesen Batterien die Feldartillerie aufgestellt werden sollte.

Nachdem er diese und noch andere Befehle erteilt hatte, kehrte er in sein Quartier zurück und diktierte hier die Disposition der Schlacht.

Diese Disposition, von der französische Geschichtsschreiber mit Begeisterung und die anderen Historiker mit Hochachtung reden, lautete wie folgt:

»Bei Tagesanbruch eröffnen die beiden neuen, in der Nacht errichteten Batterien auf der vom Fürsten von Eckmühl besetzten Ebene das Feuer auf die beiden gegenüberliegenden Batterien des Feindes.

Zur selben Zeit rückt der Chef der Artillerie des ersten Korps, General Pernetti, mit dreißig Kanonen der Division Compan und allen Haubitzen der Division Dessaix und Friant vor, eröffnet das Feuer und überschüttet die feindliche Batterie mit Granaten. Gegen diese Batterie sind somit in Aktion:

24 Geschütze der Gardeartillerie,
30 Geschütze der Division Compan und
8 Geschütze der Division Friant und Dessaix
Summa 62 Geschütze.

Der Chef der Artillerie des dritten Korps, General Foucher, postiert alle Haubitzen des dritten und achten Korps, zusammen sechzehn, auf die Flanken der Batterie, die dazu bestimmt ist, die linken Befestigungen zu beschießen, so daß gegen diese im ganzen vierzig Geschütze operieren werden.

General Sorbier hat bereit zu sein, auf den ersten Befehl mit allen Haubitzen der Gardeartillerie gegen die eine oder die andere Befestigung vorzugehen.

Während der Kanonade wird Fürst Poniatowski durch den Wald die Richtung nach dem Dorf zu nehmen und die feindliche Position umgehen.

General Compan schiebt sich durch den Wald vor, um sich der ersten Befestigung zu bemächtigen.

Nachdem die Schlacht auf diese Weise in die Wege geleitet ist, werden weitere Befehle den Aktionen des Feindes entsprechend gegeben werden.

Auf der linken Flanke setzt die Kanonade ein, sobald vom rechten Flügel die Kanonade gehört wird. Die Schützen der Division Morand und der Division des Vizekönigs eröffnen ein starkes Feuer, wenn sie sehen, daß auf dem rechten Flügel die Attacke begonnen hat.

Der Vizekönig bemächtigt sich des Dorfes (Borodino), rückt über dessen drei Brücken vor und marschirt in gleicher Höhe mit den Divisionen Marand und Gerard, die unter seiner Führung die Richtung gegen die Schanze nehmen und in die Front der übrigen Truppen einrücken.

Dies alles ist ordnungsgemäß und genau auszuführen (Le tout se fera avec ordre et méthode), wobei die Reservetruppen nach Möglichkeit zu schonen sind.

Kaiserliches Lager bei Moshaisk, am 6. September 1812.«

Diese ziemlich unklare und verworrene Disposition – wenn man sich unterstehen darf, ohne heilige Scheu vor Napoleons Genialität seine Anordnungen zu kritisieren – enthielt vier Punkte, vier Anordnungen. Keine davon war auszuführen, keine ist ausgeführt worden.

In der Disposition war erstens gesagt, daß die an dem von Napoleon selbst ausgewählten Punkt errichteten Batterien nebst den bis zu ihnen vorgerückten Kanonen Pernettis und Fouchers – also im ganzen hundertundzwei Geschütze – das Feuer eröffnen und die russischen Pfeilschanzen und Befestigungen mit Geschossen überschütten sollten. Das konnte deshalb nicht ausgeführt werden, weil von jenem von Napoleon bezeichneten Punkt die Geschosse nicht bis an die russischen Befestigungen heranreichten, so daß die hundertundzwei Geschütze so lange ins Leere schossen, bis ein in der Nähe befindlicher Kommandeur sie gegen den Befehl Napoleons vorrücken ließ.

Die zweite Anordnung bestand darin, daß Poniatowski durch den Wald die Richtung auf das Dorf zu nehmen und den linken russischen Flügel umgehen sollte. Das konnte nicht so kommen und wurde deshalb nicht getan, weil Poniatowski, als er sich durch den Wald nach dem Dorf begeben wollte, dort auf Tutschkow stieß, der ihm den

Weg versperrte, so daß er die russische Stellung nicht umging und nicht umgehen konnte.

Die dritte Anordnung lautete: General Compan rückt durch den Wald vor, um sich der ersten Befestigungen zu bemächtigen. Die Division Compan nahm die ersten Befestigungen nicht, sondern wurde zurückgeschlagen, weil sie sich, als sie aus dem Wald heraustrat, unter Kartätschenfeuer sammeln mußte, was Napoleon nicht vorausgesehen hatte.

Viertens: Der Vizekönig nimmt das Dorf (Borodino), marschiert über dessen drei Brücken und rückt in gleicher Höhe mit den Divisionen Morand und Gerard vor, von denen nicht gesagt war, wann und wohin sie vorzugehen hatten, die unter seiner Führung die Richtung auf die Schanze einschlagen und in die Front der übrigen Truppen einrücken.

Soviel sich ersehen läßt – wenn schon nicht aus diesem sinnlosen Satz, so doch aus den Versuchen des Vizekönigs, die ihm erteilten Befehle auszuführen –, sollte er durch Borodino hindurch von links her auf die Schanze zumarschieren, während die Divisionen Morand und Gerard gleichzeitig von der Front her vorrücken sollten.

Dies alles, wie auch noch andere Punkte der Disposition, wurde nicht ausgeführt und konnte es auch gar nicht werden. Nachdem der Vizekönig durch Borodino marschiert war, wurde er an der Kolotscha zurückgeschlagen, so daß er nicht weiter vordringen konnte, und die Divisionen Morand und Gerard nahmen die Schanze ebenfalls nicht, auch sie wurden zurückgeschlagen, die Schanze aber wurde erst am Ende der Schlacht von der Kavallerie erobert, was Napoleon sicher nicht vorausgesehen hatte, da es etwas ganz Außergewöhnliches war.

So wurde auch nicht eine einzige Anordnung der Disposition ausgeführt und konnte auch keine ausgeführt werden. Ferner war in der Disposition noch gesagt, daß, nachdem die Schlacht auf diese Weise in die Wege geleitet sei, weitere Befehle den Aktionen des Feindes entsprechend gegeben würden, und es könnte demnach den Anschein haben, als ob Napoleon während der Schlacht alle nötigen Anordnungen getroffen habe. Aber das war nicht der Fall und auch ganz unmöglich, weil sich Napoleon während der ganzen Schlacht so weit von ihr befand, daß der Gang der Dinge, wie sich das auch später herausgestellt hat, ihm gar nicht bekannt sein konnte und von seinen

Befehlen während der Schlacht kein einziger zur Ausführung gelangte.

Viele Historiker behaupten, die Franzosen hätten die Schlacht bei Borodino aus dem Grund nicht gewonnen, weil Napoleon den Schnupfen gehabt habe; hätte er den Schnupfen nicht gehabt, so wären seine Dispositionen vor und während der Schlacht genialer gewesen, Rußland wäre untergegangen, et la face du monde eut été changée. Für Geschichtsschreiber, welche die Ansicht vertreten, Rußland sei durch den Willen eines einzigen Mannes, Peters des Großen¹⁷³, gestaltet und herangebildet worden und Frankreich habe sich, ebenfalls durch den Willen eines einzigen Menschen, aus einer Republik in ein Kaiserreich verwandelt und seine Armee in Rußland eindringen lassen – für solche Geschichtsschreiber ist der Schluß, daß Rußland eine Großmacht geblieben ist, weil Napoleon am 26. August den Schnupfen hatte, von einer Folgerichtigkeit, um die keiner herum kann.

Denn wenn es von Napoleons Willen abgehängt hätte, die Schlacht von Borodino zu schlagen oder nicht, wenn es von seinem Willen abgehängt hätte, diese oder jene Anordnung zu treffen, so wäre es offensichtlich, daß ein Schnupfen, der auf die Entwicklung seines Willens von Einfluß war, der Grund zu Rußlands Rettung hätte sein können, und jener Kammerdiener, der vergessen hatte, Napoleon am 24. August die wasserdichten Stiefel zu reichen, wäre folglich der Retter Rußlands gewesen. Bei einem solchen Gedankengang ist dieser Schluß zweifellos richtig, ebenso richtig wie die Folgerung Voltaires, der im Scherz – obgleich er selber nicht wußte, worüber er sich lustig machte – die Behauptung aufstellte, es sei nur infolge einer Magenverstimmung Karls IX. zur Bartholomäusnacht¹⁷⁴ gekommen.

Doch für Menschen, die nicht zugeben, daß Rußland durch den Willen eines einzigen Menschen, Peters I. gestaltet und herangebildet und Frankreich durch den Willen eines einzigen Menschen zum Kaiserreich geworden sei und den Krieg mit Rußland begonnen habe, – für diese Menschen ist eine solche Schlußfolgerung nicht nur falsch und unvernünftig, sondern läuft auch dem Wesen alles Menschlichen zuwider. Auf die Frage aber, was die Ursache historischer Ereignisse sei, bietet sich eine andre Antwort dar: der Gang der Weltbegebenhei-

ten ist von oben her bestimmt und hängt von einem Zusammentreffen all jener willkürlichen Handlungen der Leute ab, die an den Ereignissen teilnehmen, so daß der Einfluß, den ein Napoleon auf den Gang dieser Ereignisse haben könnte, nur äußerlich und fiktiv sein kann.

Wie sonderbar auch auf den ersten Blick die Annahme erscheinen mag, daß die Bartholomäusnacht, zu der Karl IX. den Befehl erteilte, nicht aus seinem Willen geboren wurde, sondern es für ihn nur den Anschein hatte, als habe er sie befohlen, und daß das blutige Hinschlachten von achtzigtausend Mann bei Borodino nicht durch den Willen Napoleons geschah, obgleich er zum Anfang und zum weiteren Gang der Schlacht die Befehle erteilte – wie sonderbar auch diese Annahme erscheinen mag, so gebietet doch die Menschenwürde, die mir sagt, daß jeder von uns, wenn nicht mehr, so doch keinesfalls weniger ein Mensch ist als Napoleon, für eine solche Lösung der Frage einzutreten, und auch die Geschichtsforschung hat diese Annahme reichlich bestätigt.

In der Schlacht bei Borodino hat Napoleon auf keinen geschossen und keinen getötet. Das alles haben die Soldaten getan. Folglich war er es nicht, der die Menschen getötet hat.

Die Soldaten der französischen Armee zogen in die Schlacht bei Borodino, um ihresgleichen totzuschlagen, nicht infolge des Befehles Napoleons, sondern aus eigenem Verlangen. Die ganze Armee, Franzosen, Italiener, Deutsche und Polacken, die durch den langen Feldzug ausgehungert, zerlumpt und erschöpft war, fühlte angesichts des Heeres, das ihnen den Weg nach Moskau versperrte, que le vin est tiré et qu'il faut le boire. Wenn Napoleon sie jetzt daran gehindert hätte, sich mit den Russen zu schlagen, so hätten sie ihn umgebracht und auf eigne Faust mit den Russen gekämpft, weil dies für sie eine unumgängliche Notwendigkeit war.

Als sie den Befehl Napoleons hörten, der ihnen zum Trost für Verstümmelung und Tod die Anerkennung der Nachwelt versprach, daß auch sie bei dem Kampf vor Moskau dabeigewesen seien, schrien sie: »Vive l'empereur!«, ebenso wie sie beim Anblick des Bildnisses jenes Knaben, der den Erdball mit einem Fangstäbchen durchbohrte: »Vive l'empereur!« geschrien hatten, und ebenso, wie sie es bei jedem sinnlosen Wort getan hätten, das er zu ihnen gesagt hätte. Ihnen blieb gar nichts anderes übrig, als »Vive l'empereur« zu rufen und in die Schlacht zu ziehen, um als Sieger in Moskau Lebensmittel und Ruhe

finden zu können. Demnach haben sie ihresgleichen nicht infolge eines Befehles von Napoleon totgeschlagen.

Und Napoleon hat auch nicht den Gang der Schlacht geleitet, da von seiner Disposition nicht ein Befehl ausgeführt wurde und er während der Schlacht gar nicht wußte, was vorn vor sich ging. Folglich hatte auch Napoleons Wille auf die Art und Weise, wie die Menschen einander töteten, keinen Einfluß, und alles vollzog sich ganz unabhängig von ihm auf Grund des Willens von Hunderttausenden von Menschen, die an dem allgemeinen Kampf beteiligt waren. Napoleon schien es nur, als ob sich alles nach seinem Willen vollzöge. Und deshalb ist die Frage, ob Napoleon damals den Schnupfen gehabt habe oder nicht, für die Geschichte von keiner größeren Bedeutung als die Frage nach dem Schnupfen des letzten Trainsoldaten.

Napoleons Schnupfen am 26. August ist um so weniger von Bedeutung, als die Behauptung jener Geschichtsschreiber, dieser Schnupfen sei die Ursache gewesen, daß Napoleons Disposition und weitere Anordnungen während der Schlacht nicht so gut wie die früheren ausgearbeitet gewesen seien, durchaus nicht den Tatsachen entspricht.

Die hier wörtlich angeführte Disposition war keineswegs schlechter, sondern sogar besser als alle früheren, auf Grund deren er Schlachten gewonnen hatte. Die angeblichen Befehle während der Schlacht waren ebenfalls nicht schlechter als früher, sondern genauso wie immer. Aber die Disposition und die Anordnungen erscheinen nur deshalb schlechter als die früheren, weil die Schlacht bei Borodino die erste war, die Napoleon verlor. Die prächtigsten und tiefstinnigsten Dispositionen scheinen schlecht und jeder erfahrene Soldat kritisiert sie mit bedeutsamer Miene, wenn die Schlacht durch sie verloren wurde; die schlechtesten Dispositionen und Anordnungen aber erscheinen ausgezeichnet, und ernst zu nehmende Leute beweisen später ihren Wert in ganzen Bänden, sobald eine Schlacht durch sie gewonnen wurde.

Die Disposition, die Weyrother für die Schlacht bei Austerlitz aufgestellt hatte, war ein Muster der Vollkommenheit unter allen Schöpfungen dieser Art, und dennoch wurde sie abfällig beurteilt, und zwar gerade wegen ihrer Vollkommenheit, weil sie alle Einzelheiten zu sehr berücksichtigte.

Napoleon füllte seine Rolle als Machthaber in der Schlacht bei Borodino ebenso gut, ja noch besser aus als in anderen Schlachten. Er tat nichts, was dem Gang der Schlacht hätte schaden können, schloß sich den Ansichten der Vernünftigsten an, brachte nichts in Verwirrung, widersprach sich selber nicht, erschrak nicht und lief nicht vom Schlachtfeld davon, sondern führte mit dem ihm eignen großen Feingefühl und mit aller seiner Kriegserfahrung ruhig und würdig seine Rolle als scheinbarer Führer und Leiter durch.

Als Napoleon die Front zum zweitenmal sorgsam abgeritten hatte, sagte er: »Die Schachfiguren sind aufgestellt, morgen kann das Spiel beginnen.«

Er ließ sich Punsch bringen und Beausset herbeirufen und fing an, sich mit ihm über Paris zu unterhalten, über ein paar Veränderungen, die er im Haus der Kaiserin vorzunehmen gedachte, und setzte den Haushofmeister durch sein gutes Gedächtnis für die geringfügigsten Einzelheiten der Hofhaltung in Erstaunen.

Er interessierte sich für die nichtigsten Dinge, scherzte über Beaussets Reiselust und plauderte mit derselben Nachlässigkeit wie ein berühmter, selbstbewußter Operateur, der sein Handwerk versteht, während er sich die Ärmel aufstreift, sich die Schürze umbinden und den Kranken auf seinem Lager festschnallen läßt und denkt: Alles liegt jetzt in meiner Hand, klar und bestimmt habe ich es im Kopf. Wenn es nötig ist, ans Werk zu gehen, werde ich meinen Mann stellen wie kein zweiter, jetzt aber kann ich plaudern und scherzen; und je mehr ich jetzt scherze und ruhig bin, um so sicherer und ruhiger werdet auch ihr sein und um so mehr werdet ihr über mein Genie staunen.

Nachdem Napoleon das zweite Glas Punsch geleert hatte, zog er sich zurück, um sich vor der ernsten Arbeit, die ihm seiner Ansicht nach morgen bevorstand, die nötige Ruhe zu gönnen.

Diese ihm bevorstehende Arbeit beschäftigte ihn so sehr, daß er nicht schlafen konnte und trotz seines Schnupfens, der durch die Feuchtigkeit am Abend noch stärker geworden war, um drei Uhr nachts, sich laut schneuzend, wieder in die große Abteilung seines Zeltes hinüberging. Er erkundigte sich, ob die Russen nicht abgerückt seien. Man meldete ihm, daß sich die feindlichen Feuer immer noch an denselben Stellen befänden. Er nickte befriedigt.

Der Adjutant vom Dienst trat in das Zelt.

»Nun, Rapp, glauben Sie, daß wir heute gute Geschäfte machen werden?« wandte sich Napoleon an ihn.

»Ohne Zweifel, Sire«, erwiderte Rapp.

Napoleon sah ihn an.

»Erinnern Sie sich noch, Sire, was Sie vor Smolensk zu mir zu sagen geruhten?« fragte Rapp. »Le vin est tiré, il faut le boire.«

Napoleon zog die Stirn finster zusammen und saß lange schweigend da, den Kopf auf die Hand gestützt.

»Meine arme Armee«, sagte er plötzlich, »sie ist seit Smolensk sehr zusammengeschmolzen. Das Glück ist eine feile Dirne, Rapp, das habe ich schon immer gesagt, jetzt kommt die Reihe an mich, es zu erfahren. Aber die Garde, Rapp, die Garde ist doch unversehrt?« wandte er sich fragend an ihn.

»Ja, Sire«, erwiderte Rapp.

Napoleon nahm eine Pastille, steckte sie in den Mund und sah nach der Uhr. Er hatte keine Lust zu schlafen, aber bis zum Morgen war es noch lang, und Befehle geben, um die Zeit totzuschlagen, konnte er nicht mehr, da schon alles angeordnet war und eben jetzt ausgeführt wurde.

»Ist an die Garderegimenter Zwieback und Reis zur Verteilung gekommen?« fragte er streng.

»Ja, Sire.«

»Aber auch Reis?«

Rapp erwiderte, er habe den Befehl des Kaisers, Reis zu verteilen, weitergegeben, aber Napoleon schüttelte unzufrieden den Kopf, als glaube er nicht, daß sein Befehl ausgeführt worden sei.

Ein Diener trat ein und brachte Punsch. Napoleon ließ sich noch ein zweites Glas für Rapp bringen und trank schweigend ab und zu einen Schluck aus dem seinigen.

»Ich schmecke nichts und rieche nichts«, sagte er und roch in das Glas. »Diesen elenden Schnupfen habe ich wirklich gründlich satt. Da redet und redet man nun von einer Heilkunst! Was ist das für eine Wissenschaft, die nicht einmal mit einem Schnupfen fertig wird? Cervisard hat mir diese Pastillen gegeben, aber sie helfen auch nichts. Und was können sie denn heilen? Heilen ist überhaupt unmöglich. Unser Körper ist eine zum Leben bestimmte Maschine. Zu diesem Zweck ist er organisiert. Das ist seine Natur. Man überlasse das Leben in ihm sich selbst, es wird sich zu verteidigen wissen und mehr fertig bringen als wir, die wir unsern Körper durch Vollstopfen mit Medi-

kamenten nur lähmen. Unser Körper ist wie eine tadellose Uhr, die eine bestimmte Zeit zu gehen hat; der Uhrmacher kann sie nicht öffnen, sondern nur mit verbundenen Augen tastend befühlen ... Unser Körper ist eine zum Leben bestimmte Maschine, das ist alles.«

Und als hätte er bei diesen Definitionen, denen Napoleon sich gern hingab, plötzlich unvermittelt eine neue gefunden, sagte er: »Und wissen Sie, Rapp, was Kriegskunst ist? Die Kunst, im gegebenen Augenblick stärker zu sein als der Feind. Voilà tout.«

Rapp gab keine Antwort.

»Morgen werden wir mit Kutusow zu tun haben«, fuhr Napoleon fort. »Wir wollen sehen. Wissen Sie noch, er kommandierte damals die Armee bei Braunau und ist binnen drei Wochen nicht ein einziges Mal aufs Pferd gestiegen, um die Befestigungen zu besichtigen. Nun, wir werden ja sehen!«

Er sah nach der Uhr. Es war erst vier. Schlafen wollte er nicht, der Punsch war ausgetrunken, und zu tun hatte er nichts. Er stand auf, ging eine Weile auf und ab, dann zog er einen warmen Rock an, setzte den Hut auf und trat vor das Zelt.

Die Nacht war dunkel und feucht. Ein kaum merklicher nasser Nebel senkte sich herab. Matt brannten in der Nähe die Lagerfeuer bei der französischen Garde, und in der Ferne schimmerten sie durch den Dunst die russische Front entlang. Ringsum war alles still, nur das Rattern und Getrappel französischer Truppen war hörbar, die sich in Bewegung gesetzt hatten, um ihre Stellungen einzunehmen.

Napoleon ging vor dem Zelt auf und ab, blickte nach den Feuern hin, horchte auf das Getrappel und blieb beim Vorübergehen vor einem langen Gardisten mit zottiger Mütze stehen, der vor seinem Zelt Wache stand und sich, als der Kaiser herankam, wie ein schwarzer Pfahl vor ihm aufreckte.

»Seit welchem Jahr stehst du im Dienst?« fragte er ihn in jenem rauhen, wohlwollend freundlichen Kriegerton, den er den Soldaten gegenüber anzuschlagen pflegte.

Der Soldat sagte es ihm.

»Ah! un des vieux! Habt ihr bei eurem Regiment Reis bekommen?«

»Zu Befehl, Euer Majestät.«

Napoleon nickte und ging weiter.

Um halb sechs Uhr begab sich Napoleon zu Pferd nach dem Dorf Schewardino.

Es fing an, hell zu werden, der Himmel klärte sich auf, nur im Osten lagerte eine einzige Wolke. Die verlassenen Wachtfeuer erloschen im schwachen Morgenlicht.

Zur Rechten ertönte ein vereinzelter, dumpfer Kanonenschuß, hallte weithin und verklang in der allgemeinen Stille. Ein paar Augenblicke vergingen, dann ertönte ein zweiter, ein dritter Schuß. Ein Zittern machte sich in der Luft bemerkbar. Feierlich donnerte von irgendwoher rechts ein vierter, ein fünfter Schuß.

Noch waren die ersten Schüsse nicht verklungen, als bereits andere ertönten, und immer wieder andere, deren Donnern zusammenfloß und sich zu übertönen suchte.

Napoleon ritt mit seinem Gefolge nach der Schanze von Schewardino und stieg dort vom Pferd. Das Spiel hatte begonnen.

Nachdem Pierre vom Fürsten Andrej nach Gorki zurückgekehrt war und seinem Reitknecht befohlen hatte, die Pferde bereit zu halten und ihn frühzeitig zu wecken, schlief er in dem Eckchen hinter der Halbwand, das Boris ihm abgetreten hatte, sogleich ein.

Als Pierre am andern Morgen aufwachte, war bereits niemand mehr in der Hütte. Die Scheiben der kleinen Fensterchen zitterten. Der Reitknecht stand vor ihm und rüttelte ihn.

»Euer Erlaucht, Euer Erlaucht, Euer Erlaucht ...« wiederholte der Reitknecht hartnäckig immer wieder und rüttelte Pierre, ohne ihn anzusehen, an der Schulter, offenbar hatte er schon jede Hoffnung, ihn wach zu bekommen, aufgegeben.

»Was ist? Hat's angefangen? Ist es schon Zeit?« fragte Pierre erwachend.

»Hören Sie doch bitte das Schießen!« sagte der Reitknecht, ein früherer Soldat. »Alle Herren sind schon fort, sogar der Durchlauchtige ist schon längst vorübergeritten.«

Pierre kleidete sich hastig an und lief vor die Tür. Draußen war es frisch und klar, tauig und heiter. Die Sonne, die soeben erst hinter der Wolke, die sie bis jetzt verdeckt hatte, hervorkam, überflutete mit ihren noch halb vom Nebel gebrochenen Strahlen die Dächer auf der andern Seite der Straße, den betauten Staub auf dem Weg, die Mauern der Häuser, die Fenster, die Zäune und die Pferde Pierres, die vor der Hütte standen. Hier hörte man das Donnern der Kanonen deutlicher. Ein Adjutant, von einem Kosaken begleitet, sprengte die Straße entlang.

»Es ist Zeit, Graf, es ist Zeit!« rief ihm der Adjutant zu.

Pierre ging die Straße entlang den Hügel hinauf, von wo aus er gestern das Schlachtfeld überblickt hatte, und ließ die Pferde nachführen. Der Hügel war ganz von Militärpersonen besetzt, man hörte die französische Unterhaltung der Stabsoffiziere und sah schon von weitem Kutusows graues Haupt mit der weißen, rot paspelierten Mütze und dem grauhaarigen, zwischen den Schultern steckenden

Nacken. Kutusow betrachtete durch ein Fernrohr die vor ihm liegende große Heerstraße.

Als Pierre die Stufen, die auf den Hügel führten, hinaufgestiegen war, blieb er stehen, starr vor Entzücken über die Schönheit des Schauspiels, das er vor sich sah. Es war dasselbe Panorama, an dem er sich schon gestern von diesem Hügel aus ergötzt hatte, jetzt aber war das ganze Gelände von Truppen und dem Rauch der Geschütze überzogen, und die schrägen Strahlen der hellen Sonne, die links hinter Pierre emporstieg, warfen in der klaren Morgenluft ein scharfes, goldenes, rötlich getöntes Licht und lange dunkle Schatten über das weite Land. Die fernen Wälder, die das Panorama abschlossen, hoben sich mit der gewundenen Linie ihrer Wipfel wie aus kostbarem, gelblichgrünem Stein geschnitten vom Horizont ab und wurden hinter Walujewo von der großen Smolensker Landstraße, die ganz mit Truppen bedeckt war, durchschnitten. Im Vordergrund schimmerten goldene Felder und grünes Buschwerk. Überall: vorn, rechts und links sah man Truppen. Alles war belebt und machte einen großartigen, überraschenden Eindruck, was aber Pierre am meisten fesselte, das war der Anblick des Schlachtfeldes selbst: des Dorfes Borodino und der engen Täler zu beiden Seiten der Kolotscha.

Über die Kolotscha, über Borodino und zu beiden Seiten des Dorfes, besonders aber links, da wo zwischen sumpfigen Ufern die Woina in die Kolotscha einmündet, lag jener Nebel, der sich beim Höhersteigen der hellen Sonne verflüchtigt, auseinanderfließt, durchsichtig wird und alles, was er zudeckt, in zauberhaften Farben und Umrisen erscheinen läßt. Zu diesem Nebel gesellte sich noch der Rauch der Schüsse, und durch beide hindurch blinkte und glitzerte es überall in den grellen Strahlen der Morgensonne: bald auf dem Wasser, bald auf dem Tau und bald auf den Bajonetten der Truppen, die an den Ufern und bei Borodino zusammenströmten. Mitten aus dem Nebel ragte eine weiße Kirche, hie und da das Dach eines Häuschens von Borodino oder eine dichte Masse von Soldaten, grüne Munitionskasten, Kanonen. Und das alles bewegte sich oder schien wenigstens in Bewegung zu sein, weil Nebel und Rauch leicht über die weite Fläche hinstrichen.

Ebenso wie in diesen vom Nebel eingehüllten Niederungen rund um Borodino, so entstanden auch anderswo, weiter oben und namentlich auf der linken Seite in Wäldern, Feldern, Bergen und Tälern auf

der ganzen Linie fortwährend wie von selbst und durch nichts erzeugt Rauchwölkchen, die bald vereinzelt, bald gruppenweise, bald seltener, bald schnell hintereinander aufstiegen, größer wurden, sich ausdehnten und zusammenballten, ineinanderflossen und über die ganze weite Fläche hin sichtbar waren.

Diese Rauchwölkchen und der Schall der Schüsse machten – so sonderbar es auch klingen mag – die Hauptschönheit dieses Schauspiels aus.

Puff! Plötzlich tauchte eine runde, dichte, bald lila, bald grau, bald milchigweiß schimmernde Rauchwolke auf, und bum! erklang ein Sekunde später der zu dieser Rauchwolke gehörende Schuß.

Puff! Puff! Zwei Rauchwolken stiegen auf, stießen sich an und flossen zusammen, und bum, bum! bestätigte der Schall das, was das Auge sah.

Pierre sah sich nach der ersten Rauchwolke um, die ein rundes, volles Bällchen gewesen war, aber schon erblickte er an ihrer Stelle einen großen Rauchballen, der zur Seite zog, und puff ... und nach einer Pause: puff, puff entstanden noch drei, vier andere Rauchwölkchen, und auf jedes antwortete mit den gleichen Pausen bum ... bum, bum! ein schöner, voller, sicherer Schall. Bald schien es, als ob die Rauchwolken dahinglitten, bald, als ob sie still stünden und die Wälder, die Felder und die funkelnden Bajonette an ihnen vorüberzögen.

Auf der linken Seite schossen aus Feldern und Gehölzen ununterbrochen diese großen Rauchwolken auf und fanden ihren feierlichen Widerhall, während weiter vorn in den Niederungen und Wäldern die kleinen Rauchwölkchen der Flintenschüsse aufstiegen, die nicht dazu kamen, sich rund zusammenzuballen, aber ebenso ihren, wenn auch schwächeren Widerhall fanden. Trach-ta-ta-tach knatterten die Gewehre, zwar viele auf einmal, aber unregelmäßig und ärmlich im Vergleich mit dem Donner der Geschütze.

Pierre wäre am liebsten dort gewesen, zwischen den Rauchwolken, den blitzenden Bajonetten, mitten in dieser Bewegung, diesem Getöse. Er sah sich nach Kutusow und dessen Gefolge um, um den Eindruck, den er hatte, mit dem anderer zu vergleichen. Alle schauten so wie er vor sich auf das Schlachtfeld, und ihm schien, als hätten sie dabei auch dieselben Empfindungen wie er. Auf allen Gesichtern leuchtete

jetzt jene »latente Wärme« der Vaterlandsliebe auf, die Pierre schon gestern bemerkt und nach seinem Gespräch mit dem Fürsten Andrej ganz und gar begriffen hatte.

»Reite hin, mein Sohn, reite hin, Christus sei mit dir!« sagte Kutusow zu einem General, der neben ihm stand, ohne die Augen vom Schlachtfeld abzuwenden.

Nachdem der General den Befehl vernommen hatte, ging er an Pierre vorüber dem Abhang des Hügels zu.

»Zur Übergangsstelle!« erwiderte der General kalt und streng auf die Frage einer der Herren vom Stab, wohin er reiten wolle.

Da muß ich auch hin, dachte Pierre und ging dem General nach.

Der General bestieg sein Pferd, das ein Kosak ihm vorführte. Pierre trat auf seinen Reitknecht zu, der die Pferde hielt. Nachdem er sich bei ihm erkundigt hatte, welches von beiden das frömmste sei, stieg er auf, hielt sich an der Mähne fest, stemmte die Hacken der auswärts gedrehten Füße gegen den Leib des Tieres und sprengte so, obgleich er fühlte, daß ihm die Brille von der Nase rutschte und er nicht imstande war, eine Hand von den Zügeln freizumachen, hinter dem General her, was bei den Herren vom Stabe, die ihm vom Hügel aus nachschauten, ein Lächeln hervorrief.

Der General, dem Pierre nachsetzte, ritt den Berg hinunter und wandte sich dann scharf nach links. Pierre aber, der ihn aus den Augen verloren hatte, geriet in eine Infanteriekolonnie hinein, die vor ihm her marschierte. Er versuchte bald vorn, bald links, bald rechts herauszukommen, aber überall waren Soldaten, die alle die gleichen ernsten Gesichter hatten und denen man es ansah, daß sie alle mit einer unsichtbaren, aber ernsten Sache beschäftigt waren. Sie alle schauten mit demselben mißbilligend fragenden Blick den dicken Herrn mit dem weißen Hut an, der sie aus unbekanntem Gründen mit seinem Pferd beiseitedrängte.

»Was reiten Sie da quer durch unser Bataillon!« schrie ihn einer an.

Ein anderer versetzte dem Pferd mit seinem Kolben einen Schlag, und Pierre, der sich an den Sattelbogen drückte und das sich bäumende Tier kaum bändigen konnte, sprengte vor, aus den Reihen heraus, wo ein freier Raum war.

Vor ihm lag eine Brücke; an dieser Brücke aber standen andere Soldaten und schossen. Pierre ritt auf sie zu. Ohne es zu wissen, gelangte Pierre so zu der Brücke, die zwischen Gorki und Borodino über die Kolotscha führte und im ersten Teil der Schlacht, nachdem die Franzosen Borodino eingenommen hatten, von diesen angegriffen wurde. Pierre sah zwar, daß vor ihm eine Brücke lag und zu beiden Seiten der Brücke auf jener Wiese, wo das Heu in Reihen lag, das er gestern vor lauter Dunst nicht gesehen hatte, Soldaten mit irgend etwas beschäftigt waren, aber er kam trotz des ununterbrochenen Schießens, das von dorthin zu ihm drang, gar nicht auf den Gedanken, daß hier das eigentliche Schlachtfeld sei. Er hörte nicht das Sausen der Flintenkugeln, die von allen Seiten vorüberpiffen, und der Geschosse, die über ihn hinwegflogen, erblickte nicht den Feind, der auf der anderen Seite des Flusses stand, und sah auch lange die Toten und Verwundeten nicht, obgleich manch einer ganz in seiner Nähe fiel. Mit einem Lächeln, das nicht von seinem Gesicht wich, blickte er um sich.

»Was hat denn der da vor der Front herumzureiten?« schrie ihm wieder einer zu.

»Nach links ... rechts halten!« rief man ihm nach.

Pierre wandte sich nach rechts und stieß unvermutet mit einem Adjutanten des Generals Rajewskij zusammen, den er kannte. Dieser Adjutant schleuderte Pierre einen wütenden Blick zu und schickte sich offenbar an, ihm ebenfalls etwas zuzuschreien, erkannte ihn aber im letzten Augenblick und nickte ihm zu.

»Wie kommen Sie denn hierher?« fragte er und ritt weiter.

Pierre, der sich nicht recht an seinem Platz und etwas unnütz vorkam, hatte Angst, wieder jemandem im Weg zu sein, und sprengte dem Adjutanten nach.

»Was geht hier vor? Darf ich mit Ihnen reiten?« fragte er.

»Einen Augenblick«, erwiderte der Adjutant, sprengte auf einen dicken Oberst zu, der auf der Wiese stand, meldete ihm irgend etwas und kehrte dann erst zu Pierre zurück.

»Warum haben sie sich denn hierher gewagt, Graf?« fragte er ihn lächelnd. »Aus lauter Neugierde?«

»Ja, ja«, sagte Pierre.

Der Adjutant wendete sein Pferd und ritt weiter.

»Hier geht es noch, Gott sei Dank«, sagte er, »aber auf der linken Flanke bei Bagration soll es fürchterlich heiß zugehen.«

»Wirklich?« fragte Pierre. »Wo ist das?«

»Reiten Sie mit mir auf jenen Hügel hinauf. Von dort aus werden wir es sehen können. Bei unserer Batterie ist es noch erträglich«, fuhr der Adjutant fort. »Nun, wie denken Sie darüber, kommen Sie mit?«

»Ja, ich reite mit Ihnen«, antwortete Pierre, sah sich um und suchte seinen Reitknecht mit den Augen.

Jetzt sah Pierre zum erstenmal Verwundete, die sich teils zu Fuß mühsam zurückschleppten, teils auf Bahren getragen wurden. Auf derselben kleinen Wiese mit den duftenden Heureihen, über die er gestern geritten war, lag quer über dem Heu starr ein Soldat mit unnatürlich verdrehtem Kopf, von dem der Tschako herabgefallen war.

Warum wird denn der nicht aufgehoben? wollte Pierre fragen, aber er sah das ernste Gesicht des Adjutanten, der ebenfalls nach der Seite hingesehen hatte, und schwieg.

Pierre fand seinen Reitknecht nicht und ritt mit dem Adjutanten unten durch die Talenge und dann den Rajewskij-Hügel hinauf. Sein Pferd blieb hinter dem des Adjutanten zurück und rüttelte ihn im Takt hin und her.

»Sie sind anscheinend nicht ans Reiten gewöhnt, Graf?« fragte der Adjutant.

»Nein, gar nicht. Aber ich weiß nicht, was das Pferd hat, es springt so merkwürdig ...« sagte Pierre bedenklich.

»Aber, aber! ... Es ist ja verwundet!« rief der Adjutant. »Am rechten Vorderbein ... da, über dem Knie ... Hat wahrscheinlich eine Kugel abgekrigert. Gratuliere, Graf: le baptême du feu!«

Nachdem sie im Rauch durch das sechste Korps hindurch hinter der Artillerie weitergeritten waren, die sich vorschob und aus ihren Geschützen ein ohrenbetäubendes Feuer eröffnete, gelangten sie zu einem kleinen Gehölz. Hier war es still und kühl; man roch den Herbst. Pierre und der Adjutant stiegen von ihren Pferden und gingen den Berg zu Fuß hinauf.

»Ist der General hier?« fragte der Adjutant, als er bei der Höhe angelangt war.

»Soeben war er hier, er ist dorthin geritten«, gab ihm jemand zur Antwort und zeigte nach rechts.

Der Adjutant sah Pierre an, als wisse er nicht, was er nun mit ihm anfangen sollte.

»Kümmern Sie sich nicht um mich«, sagte Pierre. »Ich steige dort auf die Höhe. Darf ich das?«

»Ja, gehen Sie nur. Von dort aus werden Sie alles sehen können, und es ist nicht weiter gefährlich. Ich komme Ihnen dann nach.«

Pierre stieg zu der Batterie hinauf, und der Adjutant ritt weiter. Sie sahen sich nicht wieder, und erst viel später erfuhr Pierre, daß dem Adjutanten an diesem Tag der Arm abgerissen worden sei.

Der Hügel, auf den Pierre stieg, war jene berühmte Anhöhe, die später bei den Russen unter dem Namen »Hügelbatterie« oder »Rajewskij-Batterie«, bei den Franzosen »la grande redoute, la fatale

redoute« oder »la redoute du centre« bekannt wurde, die von vielen Tausenden von Feinden umstellt war, weil sie die Franzosen für den wichtigsten Punkt der ganzen Stellung hielten.

Diese Schanze bestand aus einer Anhöhe, auf der nach drei Seiten hin Gräben ausgehoben waren. Innerhalb dieser Gräben standen zehn feuernde Geschütze, die bis an die Öffnungen der Wälle herangezogen waren.

In einer Linie mit der Anhöhe standen zu beiden Seiten noch andere Kanonen, die ebenfalls ununterbrochen feuerten. Etwas hinter den Kanonen war Infanterie aufgestellt.

Als Pierre den Hügel hinaufstieg, kam er keineswegs auf den Gedanken, daß dieser von kleinen Gräben begrenzte Raum, auf dem ein paar Kanonen standen und schossen, der wichtigste Punkt des ganzen Schlachtfeldes sein könne. Im Gegenteil, ihm schien, als sei diese Stelle – und vielleicht gerade deshalb, weil er sich dort befand – einer der unbedeutendsten Punkte des ganzen Schlachtfeldes.

Auf der Höhe angelangt, setzte sich Pierre auf das Ende des einen Grabens, der die Batterie einschloß, und schaute mit unbewußt fröhlichem Lächeln zu, was rund um ihn herum vor sich ging. Ab und zu stand er – immer mit demselben Lächeln – auf und wanderte auf der Batterie umher, bemüht, den Soldaten nicht im Wege zu sein, die die Kanonen luden und zurückschoben und fortwährend mit Munitionsbeuteln und Geschossen an ihm vorbei in der Batterie hin und her liefen.

Eine nach der anderen schossen die Kanonen dieser Batterie, ohne eine Pause zu machen, mit ohrenbetäubendem Getöse und hüllten die ganze Gegend in dichten Pulverdampf.

Im Gegensatz zu jenem beklemmenden Gefühl, das bei der zur Deckung dienenden Infanterie zu spüren war, herrschte hier auf der Batterie, wo nur eine kleine Anzahl Leute ganz in ihre Arbeit vertieft abgegrenzt und von den andern durch einen Graben getrennt war, eine allen gemeinsame, gleichmäßige, belebte Stimmung wie in einer Familie.

Das Erscheinen von Pierres unmilitärischer Gestalt mit dem weißen Hut machte anfänglich auf diese Menschen einen unangenehmen Eindruck. Die Soldaten, die bei ihm vorbeigingen, schielten ihn erstaunt und fast erschrocken an. Ein älterer großer, pockennarbiger

Artillerieoffizier mit langen Beinen trat, als wolle er die Tätigkeit des äußersten Geschützes prüfen, auf Pierre zu und sah ihn neugierig an.

Ein noch sehr junger Offizier mit rundem Gesicht, noch fast ein Kind, der offenbar eben erst aus dem Kadettenkorps gekommen war und mit dem größten Eifer die beiden ihm anvertrauten Kanonen beaufsichtigte, wandte sich an Pierre mit strenger Miene.

»Mein Herr, darf ich Sie bitten, etwas aus dem Weg zu gehen«, sagte er zu ihm. »Hier dürfen Sie nicht stehen bleiben.«

Die Soldaten sahen Pierre an und schüttelten mißbilligend die Köpfe. Doch als sich alle überzeugt hatten, daß dieser Mann mit dem weißen Hut nicht nur nichts Böses tat, sondern entweder friedlich auf dem Rand des Walles saß oder mit schüchternem Lächeln, den Soldaten höflich Platz machend, auf der Batterie im feindlichen Feuer ebenso ruhig auf und ab spazierte wie auf einem Boulevard, ging das Gefühl ärgerlichen Staunens, das sie gegen ihn empfunden hatten, nach und nach in eine freundliche, launige Teilnahme über, ähnlich der, welche alle Soldaten für ihre Tiere empfinden, für die Hunde, Hühner, Ziegen und überhaupt alle Lebewesen, die sich bei den Truppen aufhalten. So nahmen sie Pierre in Gedanken sogleich in ihre Familie auf, zählten ihn zu den Ihrigen und gaben ihm einen Spitznamen. »Unser gnädiger Herr« nannten sie ihn und machten sich untereinander gutmütig über ihn lustig.

Zwei Schritte von Pierre entfernt wühlte eine Kanonenkugel den Boden auf. Pierre klopfte sich die Erde, die sie auf ihn geworfen hatte, vom Anzug ab und sah sich lächelnd um.

»Fürchten Sie sich denn gar nicht, gnädiger Herr, wirklich nicht?« fragte ein dicker Soldat mit rotem Gesicht Pierre und fletschte seine starken, weißen Zähne.

»Fürchtest du dich denn?« fragte Pierre zurück.

»Wie sollte ich nicht?« erwiderte der Soldat. »Die hat nämlich kein Mitleid. Wem die in den Bauch fährt, dem hängen auch schon die Gedärme heraus. Und da soll man sich nicht fürchten?« sagte er und lachte.

Noch andere Soldaten mit heiteren, freundlichen Gesichtern blieben vor Pierre stehen. Als hätten sie bereits erwartet, daß er nicht so reden werde wie andere, machte ihnen diese Entdeckung nun großen Spaß.

»Wir sind ja auch Soldaten. Aber Sie sind doch ein gnädiger Herr, da muß man sich doch wundern. So einen gnädigen Herrn lasse ich mir gefallen!«

»Auf die Plätze!« schrie der junge Offizier den Soldaten zu, die sich um Pierre versammelt hatten.

Offenbar war es das erste- oder zweitemal, daß er seinen Dienst tat, und deshalb zeigte er sich den Soldaten sowie seinen Vorgesetzten gegenüber besonders gewissenhaft und förmlich.

Das rollende Donnern der Geschütze und das Gewehrfeuer verstärkten sich auf der ganzen Ebene, besonders aber zur Linken, dort wo Bagrations Pfeilschanzen waren. Doch an der Stelle, wo Pierre stand, war vor dem Rauch der Geschütze fast nichts zu sehen. Außerdem nahm die Beobachtung dieser wie ein Familienkreis von allen anderen abgetrennten Menschen Pierres ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Die unbewußt freudige Erregung, die der Anblick und das Getöse der Schlacht zuerst in ihm wachgerufen hatten, machte jetzt, besonders bei der Erinnerung an den, einsam auf der Wiese liegenden Soldaten, noch anderen Gefühlen Platz. In diese Gedanken versunken saß Pierre auf dem Rande des Grabens und beobachtete die Menschen, die ihn umgaben.

Gegen zehn Uhr hatte man bereits zwanzig Mann aus der Batterie weggetragen, zwei Kanonen waren zerschossen, häufiger und häufiger schlugen in der Batterie Geschosse ein, und summend und pfeifend schwirrten von fernher die Kugeln herbei. Aber die Soldaten auf der Batterie schienen das gar nicht zu bemerken: von allen Seiten hörte man ihr lustiges Schwatzen und Scherzen.

»Da kommt eine gefüllte!« rief ein Soldat, als wieder eine Granate pfeifend herbeiflog.

»Die will nicht zu uns! Die will zur Infanterie«, fügte ein anderer lachend hinzu, als er sah, daß die Granate über die Batterie wegflog und in die Reihen der Bedeckung einschlug.

»Das war wohl 'ne Bekannte von dir?« fragte lachend ein anderer einen Bauern, der vor einer vorbeifliegenden Kugel einen tiefen Diener machte.

Ein paar Soldaten hatten sich am Wall versammelt und beobachteten das, was vorn vor sich ging.

»Auch die Vorposten haben sie eingezogen ... siehst du ... sie sind zurückgegangen ...«, sagten sie und zeigten über den Wall.

»Kümmert ihr euch um eure Angelegenheiten!« rief ihnen ein alter Unteroffizier zu. »Wenn sie zurückgegangen sind, so heißt das so viel, daß es hinten zum Gefecht kommen wird.«

Und der Unteroffizier packte den einen Soldaten an der Schulter und stieß ihn mit dem Knie. Die andern lachten.

»An das fünfte Geschütz! Wegfahren!« hörte man von der einen Seite rufen.

»Alle auf einmal, wie die Schiffer!« riefen heiter die Soldaten, die die Kanone auf eine andere Stelle fuhren.

»Alle Wetter, die hätte jetzt unserm gnädigen Herrn beinahe den Hut vom Kopf gerissen!« machte sich der Spaßvogel mit dem roten Gesicht über Pierre lustig und zeigte grinsend seine Zähne. »Trampel, infamer!« rief er vorwurfsvoll der Kugel zu, die in das Rad seines Geschützes und das Bein seines Nebenmannes fuhr.

»Na, ihr Füchse!« lachte ein anderer die Landwehrleute aus, die sich vorsichtig und in gebückter Haltung auf die Batterie heraufschlichen, um die Verwundeten zu holen.

»Euch schmeckt wohl die Grütze nicht? Was steht ihr wie die Ölgötzen da, ihr Aasgeier!« riefen sie den Leuten zu, die unschlüssig vor dem Soldaten mit dem abgerissenen Bein stehenblieben.

»Da staunt ihr, ihr Bürschen«, neckte man die Bauern. »So viel Feuer habt ihr nicht gern.«

Pierre bemerkte, wie nach jeder einschlagenden Kugel, nach jedem Verlust, die Stimmung immer lebhafter und lustiger wurde.

Wie in einer herannahenden Gewitterwolke, so blitzte in allen diesen Gesichtern immer häufiger und häufiger und immer heller und heller wie zum Trotz gegen das, was geschah, ein heimliches, brennendes Feuer auf.

Pierre sah nicht vor sich auf das Schlachtfeld und strebte nicht mehr danach, zu erfahren, was dort geschah: er war ganz in die Beobachtung des immer heller und heller entbrennenden Feuers vertieft, das in derselben Weise – das fühlte er – auch in seiner Seele aufloderte.

Gegen zehn Uhr zog sich die Infanterie, die vor der Batterie im Gebüsch und am Kamenkaflüßchen entlang gestanden hatte, zurück. Von oben aus konnte man sehen, wie sie am Fuß der Batterie vorbei zurückliefen und die Verwundeten auf ihren Flinten forttrugen. Ein General mit Gefolge kam auf den Hügel herauf, sprach ein paar Worte mit dem Obersten, warf einen ärgerlichen Blick auf Pierre, stieg dann wieder hinunter und befahl der Infanterie, die als Deckung hinter der Batterie stand, sich hinzulegen, um dem feindlichen Feuer weniger ausgesetzt zu sein.

Bald darauf hörte man aus den Reihen der Infanterie, die rechts von der Batterie stand, Trommeln und Kommandorufe, und man konnte von oben aus sehen, wie die Infanteriekolonnen sich vorschoben.

Pierre blickte über den Wall. Eine Gestalt fiel ihm besonders in die Augen. Es war dies ein junger Offizier mit bleichem Gesicht, der mit gesenktem Degen an der Spitze seiner Mannschaft zurückging und sich dabei unruhig umsah.

Die Infanteriekolonnen wurden vom Rauch verhüllt, man hörte nur noch langgezogene Kommandorufe und heftiges Gewehrfeuer. Nach ein paar Augenblicken kamen Scharen von Verwundeten zu Fuß und auf Tragbahren zurück.

Auf der Batterie schlugen jetzt immer häufiger die Geschosse ein. Ein paar Verwundete lagen da, ohne daß sie jemand fortschaffte. Immer geschäftiger und lebhafter wurden die Kanonen bedient. Keiner schenkte Pierre noch Aufmerksamkeit. Ein paarmal schrie man ihn wütend an, weil er im Weg war. Der Oberst ging mit finsterem Gesicht und großen, hastigen Schritten von einem Geschütz zum anderen. Der ganz junge Offizier hatte einen noch röteren Kopf bekommen und kommandierte seine Soldaten noch eifriger. Die Mannschaft lief geschäftig hin und her, reichte sich die Geschosse, lud und erfüllte ihre Aufgabe mit angestrengtem Stolz. Sie standen an ihren Posten wie auf Sprungfedern.

Die Gewitterwolke kam näher und näher, und hell brannte auf allen Gesichtern jenes Feuer, dessen Auflodern Pierre beobachtet hatte. Er stand neben dem Obersten. Da kam der ganz junge Offizier herbeigelaufen, die Hand am Tschako.

»Ich habe die Ehre zu melden, Herr Oberst, daß nur noch acht Geschosse da sind. Befehlen Sie, das Feuer fortzusetzen?« fragte er.

»Kartätschen!« schrie der Oberst, ohne ihm eine Antwort zu geben, und blickte über den Wall.

Plötzlich ereignete sich etwas: der junge Offizier schrie auf und fiel zusammengekrümmt zu Boden wie ein im Flug geschossener Vogel. Vor Pierres Augen erschien auf einmal alles merkwürdig unklar und trübe.

Eine nach der anderen kamen die Kanonenkugeln pfeifend herangeflogen und schlugen in die Brustwehr, in die Mannschaft, in die Geschütze ein. Pierre, der erst gar nicht auf ihr Sausen geachtet hatte, hörte jetzt weiter nichts mehr. Ihm schien, als liefe die Infanterie auf der rechten Seite der Batterie mit Hurrarufen nicht vor, sondern zurück.

Eine Kugel prallte auf den äußersten Rand des Walles, gerade dort, wo Pierre stand, warf Erde hinunter, flog wie ein schwarzer Ball vor seinen Augen vorbei und schlug klatschend irgendwo ein. Die Landwehroleute, die zur Batterie heraufkommen wollten, rannten wieder zurück.

»Alle mit Kartätschen!« schrie der Oberst.

Ein Unteroffizier lief auf den Obersten zu und meldete ihm mit ängstlichem Flüstern, wie der Haushofmeister bei Tisch dem Hausherrn meldet, daß der verlangte Wein nicht mehr da ist, es seien keine Geschosse mehr vorhanden.

»Diese Malefizkerle, was machen die mir für Geschichten!« schrie der Oberst und wandte sich nach Pierre um. Sein Gesicht war rot und mit Schweiß bedeckt, seine finsternen Augen blitzten.

»Lauf zur Reserve und hole Munitionskästen!« schrie er dem Soldaten zu, wobei er ärgerlich an Pierre vorbeisah.

»Ich werde gehen«, sagte Pierre.

Der Offizier gab ihm keine Antwort und ging mit großen Schritten nach der andern Seite hinüber.

»Nicht schießen ... Warten!« rief er.

Der Soldat, dem befohlen war, Munition herbeizuschaffen, stieß mit Pierre zusammen.

»Ach, gnädiger Herr, hier ist kein guter Platz für dich«, sagte er und lief hinunter.

Pierre lief hinter dem Soldaten her, machte aber um die Stelle, wo der junge Offizier lag, einen Bogen.

Eine, zwei, drei Kugeln flogen über ihn hin, schlugen vorn, zur Seite und hinter ihm ein. Pierre lief den Berg hinunter. Wo will ich hin? fiel ihm plötzlich ein, als er schon bis an die grünen Munitionswagen herangekommen war. Unschlüssig blieb er stehen und wußte nicht, ob er vorwärts- oder zurückgehen sollte.

Plötzlich stieß ihn ein furchtbarer Schlag zurück und zu Boden. Im selben Augenblick beleuchtete ihn ein gewaltiger Feuerschein, und gleichzeitig hörte man ein betäubendes, in den Ohren dröhnendes Donnern, Krachen und Pfeifen.

Als Pierre wieder zu sich kam, saß er, die Arme auf den Boden gestützt, auf der Erde. Der Munitionswagen, der vor ihm gestanden hatte, war nicht mehr da. Nur angekohlte grüne Bretter und Fetzen lagen auf dem verbrannten Gras. Das eine Pferd raste, die zerbrochene Deichsel hinter sich herschleifend, auf und davon, während das andere, wie Pierre selber, am Boden lag und durchdringend und stöhnend schrie.

Pierre, der vor Schrecken noch nicht ganz zu sich gekommen war, sprang auf und lief auf die Batterie zurück, als wäre sie, bei all dem Entsetzlichen, das ihn umgab, der einzige Zufluchtsort.

Als Pierre die Verschanzung erreicht hatte, bemerkte er, daß man die Batterie nicht mehr schießen hörte, sondern daß irgendwelche Soldaten dort irgend etwas taten. Pierre kam gar nicht dazu zu begreifen, was für Soldaten das wohl waren. Er sah den Obersten, der ihm den Rücken kehrte und über den Wall gelehnt lag, als beobachtete er unten etwas, sah, wie ein Soldat, den er von vorhin kannte, sich von diesen Leuten loszureißen suchte, die ihn am Arm festhielten, und dabei schrie: »Kameraden!« ... und was der seltsamen Dinge mehr waren.

Doch er war sich noch nicht darüber klar geworden, daß der Oberst gefallen, der »Kameraden« rufende Soldat gefangen genommen und ein anderer vor seinen Augen von hinten erstochen worden war, als gleich bei seinem Eintritt in die Verschanzung ein hagerer Mensch mit gelbem, verschwitztem Gesicht in blauer Uniform mit dem Degen in der Hand auf ihn zugehauert kam und ihm etwas zuschrie. Instinktiv streckte Pierre, um den Stoß abzuwehren, da beide, ohne einander zu sehen, zusammenrannten, die Arme vor und packte diesen Menschen – es war ein französischer Offizier – mit der einen Hand an der Schulter, mit der anderen an der Kehle. Der Offizier ließ den Degen fallen und faßte Pierre beim Kragen.

Ein paar Sekunden lang starrten sich beide mit erschrockenen Augen in die fremden Gesichter und wußten nicht recht, was sie getan hatten und nun tun sollten.

Habe ich ihn gefangen genommen oder er mich? dachte jeder. Doch schien offenbar der französische Offizier stärker zu der Ansicht zu neigen, daß er gefangen genommen worden war, weil Pierres starke Hand, die durch die Furcht unwillkürlich noch stärker wurde, ihm fester und fester die Kehle zudrückte. Der Franzose wollte etwas sagen, als plötzlich dicht über ihren Köpfen ganz niedrig und furchtbar eine Kanonenkugel vorübersauste. Pierre schien es, als habe sie dem Franzosen den Kopf abgerissen: so schnell bog er ihn zur Seite.

Pierre hatte ebenfalls den Kopf geduckt und die Hände sinken lassen. Keiner dachte mehr daran, wer den anderen gefangengenommen habe: der Franzose lief auf die Batterie zurück und Pierre den Berg hinunter, wobei er über Gefallene und Verwundete stolperte, die, wie ihm schien, nach seinen Beinen haschten. Aber er war noch nicht wieder unten angelangt, als ihm ein dichter Haufe russischer Soldaten im Sturmschritt entgegenlief und stolpernd, fallend und schreiend, lustig und wie der Wind zur Batterie hinauf stürmte. Es war jener Angriff, den Jermolow später auf sein Konto schrieb, indem er behauptete, daß es nur seiner Kühnheit und seinem Glück möglich gewesen sei, diese Heldentat zu vollbringen, jener Angriff, bei dem er die in der Tasche mitgeführten Georgskreuze auf den Hügel geworfen haben soll.

Die Franzosen, die die Batterie eingenommen hatten, liefen wieder davon. Mit Hurrageschrei jagten unsere Truppen die Feinde so weit von der Batterie weg, daß es schwer hielt, sie wieder zum Stehen zu bringen.

Eine Anzahl Gefangener wurde von der Batterie abgeführt, unter denen sich auch ein französischer General befand, der von unseren Offizieren umringt wurde. Scharen russischer und französischer Verwundeter mit leidverzerrten Gesichtern, die Pierre teils bekannt, teils unbekannt waren, gingen oder krochen weg oder wurden auf Bahren hinuntergetragen. Pierre stieg noch einmal auf die Höhe hinauf, wo er über eine Stunde geweilt hatte, aber von dem ganzen Familienkreis, der ihn aufgenommen hatte, fand er niemanden mehr vor. Es lagen dort viele Tote, die ihm fremd waren. Aber einige von ihnen erkannte er doch wieder.

Der ganz junge Offizier lag, immer noch ebenso zusammengekrümmt, am Rande des Walls in einer Blutlache. Der Soldat mit dem roten Gesicht zuckte noch, aber niemand trug ihn fort. Pierre lief hinunter.

Nein, jetzt werden sie aufhören, jetzt werden sie erschrecken über das, was sie getan haben! dachte er und folgte planlos den Tragbahren, die vom Schlachtfeld fortgeschafft wurden.

Doch die vom Rauch verschleierte Sonne stand noch hoch am Himmel, und vorn, besonders auf der linken Seite bei Semjonowskoje, wallte und siedete es noch immer im Dampf, und das Donnern der Geschütze, das Knattern des Gewehrfeuers wurde nicht nur nicht

schwächer, sondern schwoll bis zur Verzweiflung an, wie das Geschrei eines Menschen in höchster Not, der seine letzten Kräfte aufbietet.

Die Hauptgefechte der Schlacht bei Borodino spielten sich auf einer Fläche von einigen Tausend Metern zwischen Borodino und Bagrations Pfeilschanzen ab. Außerhalb dieser Fläche wurde auf der einen Seite gegen Mittag von Uwarows Kavallerie eine Demonstration unternommen, während auf der anderen Seite hinter Utiza ein Zusammenstoß zwischen Poniatowski und Tutschkow stattfand, aber das waren zwei gesonderte, im Vergleich mit dem, was in der Mitte des Schlachtfelds vor sich ging, unbedeutende Gefechte. Auf einem Feld zwischen Borodino und den Pfeilschanzen, in der Nähe des Waldes, auf einem offenen, von allen Seiten sichtbaren Gelände, fand der Hauptkampf der Schlacht in der allereinfachsten Weise statt, ohne daß irgendeine List zur Anwendung gekommen wäre.

Die Schlacht wurde eröffnet durch eine Kanonade von beiden Seiten aus mehreren hundert Geschützen.

Dann, als der Rauch das ganze Gelände einhüllte, rückten unter dem Schutz dieses Rauches von französischer Seite her rechts die beiden Divisionen Dessaix und Compan gegen die Pfeilschanzen und links die Regimenter des Vizekönigs auf Borodino vor.

Von der Schanze bei Schewardino, auf der Napoleon stand, waren die Pfeilschanzen in gerader Linie etwa eine Werst, Borodino dagegen über zwei Werst entfernt, und deshalb konnte Napoleon nicht sehen, was dort vor sich ging, um so weniger, als der Rauch, der mit dem Nebel zusammenfloß, das ganze Gelände verhüllte.

Die Soldaten der Division Dessaix, die auf die Pfeilschanzen zu marschierten, waren nur so lange zu sehen, bis sie in die Schlucht hinabstiegen, die sie von den Schanzen trennte. Sobald sie sich in die Schlucht hinabgegeben hatten, wurde der Rauch der Geschütze und des Gewehrfeuers auf den Pfeilschanzen so dicht, daß er den ganzen Anstieg auf der andern Seite der Schlucht verhüllte. Zwischen dem Rauch hindurch schimmerte nur etwas Schwarzes, wahrscheinlich Menschen, und ab und zu blitzte ein Bajonett auf. Ob sie aber vorgingen oder stillstanden, ob es Franzosen oder Russen waren – das konnte man von der Schanze von Schewardino nicht sehen.

Die Sonne stieg klar empor und warf ihre schrägen Strahlen gerade Napoleon ins Gesicht, der die Hand vor die Augen hielt und nach den Pfeilschanzen hinübersah. Der Pulverqualm hatte sich vor die Schanzen hingelagert, so daß es schien, als bewege sich bald der Rauch, bald die Truppen. Ab und zu hörte man durch das Schießen hindurch das Geschrei der Soldaten, aber es war unmöglich zu erkennen, was sie dort taten.

Napoleon stand auf dem Hügel und blickte durch das Fernrohr. In dem kleinen Kreis dieses Fernrohrs sah er Rauch und Menschen, manchmal Franzosen, manchmal Russen, wenn er aber dann wieder mit bloßem Auge hinsah, wußte er nicht mehr, wo das, was er soeben gesehen hatte, gewesen war.

Dann stieg er vom Hügel hinunter und fing an, an dessen Fuß auf und ab zu gehen. Ab und zu blieb er stehen, horchte auf das Schießen und warf einen Blick auf das Schlachtfeld.

Weder von der Stelle am Fuß des Hügels, wo er stand, noch von dem Hügel selber, auf dem sich noch einige seiner Generäle aufhielten, ja, nicht einmal von den Pfeilschanzen selbst, wo sich jetzt gleichzeitig oder abwechselnd bald Russen, bald Franzosen, tote, verwundete, lebende, erschrockene oder halb wahnsinnige Soldaten befanden – ja, nicht einmal dort konnte man übersehen, was eigentlich vor sich ging. Im Verlauf mehrerer Stunden erschienen an dieser Stelle mitten in dem nie verstummenden Kanonen- und Gewehrfeuer bald Russen, bald Franzosen, bald Infanterie, bald Kavallerie; erschienen, prallten aufeinander, schossen, fielen, ohne zu wissen, was sie miteinander anfangen sollten, schrien und liefen wieder zurück.

Unaufhörlich sprengten vom Schlachtfeld her Napoleons abgesandte Adjutanten und die Ordonnanzen seiner Marschälle und überbrachten dem Kaiser Meldungen über den Gang der Schlacht. Aber alle diese Meldungen waren falsch: einmal, weil es in der Hitze der Schlacht unmöglich ist zu sagen, was im gegenwärtigen Augenblick vor sich geht, zweitens, weil viele Adjutanten gar nicht bis zum eigentlichen Kampfplatz hinkamen, sondern nur das überbrachten, was sie von anderen gehört hatten, und endlich, weil sich in der Zeit, in der ein Adjutant die zwei, drei Werst bis zu Napoleon zurücklegte, die Umstände meist bereits geändert hatten, so daß die Nachricht, die er überbrachte, schon aus diesem Grund nicht mehr stimmte.

So sprengte zum Beispiel vom Vizekönig ein Adjutant herbei mit der Nachricht, Borodino sei genommen und die Brücke über die Kolotscha in französischen Händen. Der Adjutant fragte Napoleon, ob er befehle, daß die Truppen hinüberriesen. Der Kaiser ordnete an, die Regimenter sollten sich am jenseitigen Ufer formieren und dort warten. Aber nicht nur als Napoleon diesen Befehl erteilte, sondern bereits als der Adjutant kaum von Borodino weggeritten war, war die Brücke schon wieder von den Russen zurückerobert und verbrannt worden, eben in jenem Treffen, an dem Pierre gleich zu Anfang der Schlacht teilgenommen hatte.

Von den Pfeilschanzen her sprengte ein Adjutant mit bleichem, erschrockenem Gesicht und meldete Napoleon, der Angriff sei abgeschlagen, Compan verwundet und Davoust gefallen. Inzwischen waren aber die Pfeilschanzen von einem andern Truppenteil genommen worden, gerade zu der Zeit, als man dem Adjutanten gesagt hatte, die Franzosen seien geschlagen, und auch Davoust war noch am Leben und hatte sich nur eine Quetschung zugezogen.

Auf Grund solch unvermeidlich falscher Meldungen traf nun Napoleon seine Anordnungen, die entweder bereits früher, als er sie gegeben hatte, ausgeführt worden waren, oder nicht ausgeführt werden konnten und daher auch nicht ausgeführt wurden.

Marschälle und Generäle, die sich in geringer Entfernung vom Schlachtfeld befanden, aber ebenso wie Napoleon an der Schlacht nicht teilnahmen und nur selten bis an die Feuerlinie vorritten, trafen, ohne Napoleon zu befragen, ihre Anordnungen und erteilten Befehle, wohin und von wo aus geschossen werden sollte, nach welcher Richtung die Kavallerie zu reiten und die Infanterie zu marschieren hatte. Aber auch ihre Befehle kamen, ganz wie Napoleons Anordnungen, nur in geringem Umfang und nur selten zur Ausführung. Meist geschah das Gegenteil dessen, was sie angeordnet hatten.

Soldaten, denen befohlen war, vorzugehen, liefen zurück, wenn sie in Kartätschenfeuer gerieten; Soldaten, die den Befehl erhalten hatten, auf ihrem Platz stehen zu bleiben, stürmten plötzlich, wenn sie unvermutet vor sich den Feind auftauchen sahen, manchmal vor, manchmal zurück, und die Kavallerie jagte ohne Befehl den fliehenden Russen nach. So sprengten zwei Kavallerieregimenter durch die Schlucht bei Semjonowskoje und galoppierten, als sie kaum auf der Höhe angelangt waren, sogleich wieder zurück, was die Pferde nur

laufen konnten. So rückten auch Infanterieregimenter vor, die manchmal durchaus nicht dorthin marschierten, wohin sie marschieren sollten. Alle Anordnungen, wann und wohin die Kanonen vorgezogen, die Infanterie zum Schießen vorgeschickt werden und die Artillerie das russische Fußvolk zerstampfen sollte, erteilten die in nächster Nähe befindlichen Kommandeure der einzelnen Truppenteile, die selber an der Front waren, ohne Ney, Davoust und Murat oder gar Napoleon selber zu fragen. Sie fürchteten sich vor keiner Strafe, wenn sie die Befehle nicht ausführten oder eigenmächtig Anordnungen trafen, da es in einer Schlacht um das teuerste Gut des Menschen, um das eigne Leben geht. Einmal scheint es, daß nur eine Flucht Rettung bringen kann, ein andermal nur ein Sturmangriff, und so handelten alle diese Menschen, die sich im Feuer der Schlacht selber befanden, nur nach der Eingebung des Augenblicks.

Im Grund aber änderten alle diese Vor- und Rückwärtsbewegungen der Truppen nichts an ihrer Lage, sie wurde dadurch weder leichter noch schwieriger. Durch alle die Sturmangriffe und Kavallerieattacken fügten sie einander kaum Schaden zu, sondern alles Unheil, Tod und Verstümmelung, richteten nur die Artilleriegeschosse und Flintenkugeln an, die über das ganze Gelände dahinflogen, auf dem sich die Truppen hin und her bewegten. Kamen diese Menschen einmal aus dem Raum, wo es Geschosse und Flintenkugeln regnete, heraus, so wurden sie sogleich von den hinten stehenden Kommandeuren wieder geordnet, der Disziplin unterworfen und kraft der Disziplin wieder in den Feuerbereich zurückgeführt, wo dann unter dem Einfluß der Todesfurcht diese Disziplin wieder verloren ging und die Menge von zufälligen Stimmungen hin und her geworfen wurde.

Napoleons Generäle, Davoust, Ney und Murat, die sich in der Nähe des Feuerbereichs aufhielten und sogar manchmal in diesen hineinritten, führten zu wiederholten Malen starke, wohlgeordnete Truppenmassen in diese Zone hinein. Doch im Gegensatz zu dem, was sich in früheren Schlachten unfehlbar ereignet hatte, kehrten statt der erwarteten Nachricht von der Flucht des Feindes die wohlgeordneten Truppenmassen von dorthin immer in aufgelösten, entsetzten Haufen zurück. Man formierte sie neu, aber es wurden ihrer immer weniger. Gegen Mittag schickte Murat seinen Adjutanten zu Napoleon mit der Bitte um Verstärkung.

Napoleon saß am Fuß des Hügels und trank Punsch, als Murats Adjutant angesprengt kam und versicherte, die Russen würden geschlagen, wenn Seine Majestät noch eine Division bewillige.

»Verstärkung?« fragte Napoleon verwundert, als verstünde er das Wort nicht und sah den hübschen jungen Adjutanten streng an, der sein langes, schönes, lockiges Haar ebenso wie Murat trug.

Verstärkung? dachte Napoleon. Wie können sie um Verstärkung bitten, wo sie doch die Hälfte meiner Armee in Händen haben, und noch dazu einem schwachen, unbefestigten russischen Flügel gegenüber?

»Dites au roi de Naples«, erwiderte Napoleon streng, »qu'il n'est pas mich et que je ne vois pas encore clair sur mon échiquier. Allez ...«

Der junge hübsche Adjutant mit dem langen Haar seufzte schwer auf, ohne die Hand vom Tschako zu nehmen, und sprengte dorthin zurück, wo die Menschen totgeschlagen wurden.

Napoleon erhob sich, ließ Caulaincourt und Berthier rufen und unterhielt sich mit ihnen über Angelegenheiten, die die Schlacht nicht betrafen.

Mitten in ihrem Gespräch, das anfang, Napoleon zu fesseln, fiel Berthiers Auge auf einen General mit Gefolge, der auf schweißbedecktem Pferd auf den Hügel zusprengte. Es war Belliard. Er sprang vom Pferd, eilte mit raschen Schritten auf den Kaiser zu, und begann,

ihm kühn und mit lauter Stimme die Notwendigkeit einer Verstärkung auseinanderzusetzen. Er versicherte hoch und heilig, daß die Russen vernichtet werden würden, wenn der Kaiser ihm noch eine Division gebe.

Napoleon zuckte die Achseln, gab keine Antwort und fuhr fort, auf und ab zu gehen. Belliard sprach laut und aufgeregt mit den Generälen des Gefolges, die ihn umringten.

»Sie sind zu hitzig, Belliard«, sagte Napoleon, als er wieder an dem soeben eingetroffenen General vorbeikam. »Im Feuer der Schlacht kann man sich leicht irren. Reiten Sie zurück und sehen Sie sich die Sache noch einmal an, und dann kommen Sie wieder zu mir.«

Belliard war noch nicht aus dem Gesichtskreis verschwunden, als von einer anderen Seite wieder ein Abgesandter vom Schlachtfeld angesprengt kam.

»Eh bien, qu'est-ce qu'il y a?« fragte Napoleon im Ton eines Menschen, der durch fortwährende Unterbrechungen gereizt wird.

»Sire, le Prince ...« fing der Adjutant an.

»Bittet wohl um Verstärkung?« fiel Napoleon mit zorniger Gebärde ein.

Der Adjutant nickte bestätigend und stattete seinen Bericht ab, aber der Kaiser wandte sich von ihm ab, ging zwei Schritte weiter, blieb wieder stehen, kehrte dann um und rief Berthier.

»Wir müssen die Reserven herausgeben«, sagte er und breitete resigniert die Arme aus. »Wen wollen wir hinschicken? Was denken Sie?« wandte er sich an Berthier, an diesen »oison que j'ai fait aigle«, wie er später einmal von ihm gesagt haben soll.

»Euer Majestät kann ja die Division Claparède hinschicken«, erwiderte Berthier, der alle Divisionen, Regimente und Bataillone im Kopf hatte.

Napoleon nickte zustimmend.

Der Adjutant galoppierte weiter zur Division Claparède, und kurze Zeit darauf setzte sich die ganze Garde, die hinter dem Hügel gestanden hatte, in Bewegung. Napoleon sah schweigend zu ihnen hinüber.

»Nein«, wandte er sich plötzlich an Berthier, »ich mag Claparède nicht schicken. Nehmen wir die Division Friant.«

Obwohl durchaus kein Vorteil damit verknüpft war, wenn man statt Claparède die Division Friant schickte, sondern es zweifellos nur Unannehmlichkeiten und Verzögerung verursachte, Claparède jetzt wieder aufzuhalten und Friant zu schicken, so wurde doch dieser Befehl aufs pünktlichste ausgeführt. Napoleon aber sah nicht ein, daß er selber seinen Truppen gegenüber die Rolle jenes Arztes spielte, der mit seinen Medikamenten den Körper des Kranken nur stört, jene Rolle, die er am Arzt so richtig erkannt und verurteilt hatte.

Die Division Friant verschwand, wie alle die anderen auch, im Pulverdampf der Schlacht. Ununterbrochen sprengten von den verschiedensten Seiten Adjutanten herbei, und alle sagten ein und dasselbe, als hätten sie sich verabredet. Alle baten um Verstärkung, alle behaupteten, die Russen säßen fest in ihren Stellungen und unterhielten un feu d'enfer, unter dem das französische Heer zusammenschmelze.

In tiefe Gedanken versunken saß Napoleon auf einem Feldstuhl.

Der reiselustige Herr de Beausset, der seit dem Morgen noch nichts gegessen hatte, trat auf den Kaiser zu und erlaubte sich, Seiner Majestät ehrerbietigst den Vorschlag zu machen, das Frühstück einzunehmen.

»Ich hoffe, daß ich schon jetzt Euer Majestät zum Sieg gratulieren darf«, sagte er.

Napoleon schüttelte stumm verneinend den Kopf. In der Annahme, diese Verneinung beziehe sich auf den Sieg und nicht auf das Frühstück, erlaubte sich Herr de Beausset ehrerbietig scherzend die Bemerkung, daß es auf der ganzen Welt keinen Grund gebe, der einen am Frühstückern hindern könne, wenn sich dazu Gelegenheit biete.

»Allez-vous ...« antwortete Napoleon finster und drehte ihm den Rücken.

Ein süßes Lächeln des Bedauerns, der Reue und zugleich der Begeisterung erstrahlte auf Beaussets Gesicht, und schwimmenden Schrittes begab er sich zu den anderen Generälen.

Napoleon empfand ein bedrückendes Gefühl wie ein immer vom Glück begünstigter Spieler, der, wie unsinnig er auch mit seinem Geld um sich warf, doch stets gewonnen hat, und nun auf einmal, gerade in dem Augenblick, in dem er alle Chancen des Spieles erwogen zu

haben glaubt, sich des Gefühls nicht erwehren kann, daß er um so sicherer verliert, je bedächtiger er seine Schritte berechnet.

Die Truppen waren dieselben, die Generäle dieselben, die Vorbereitungen dieselben, und sogar die Disposition war wie immer: *courte et énergique*. Und auch er selber war noch der alte, davon war er überzeugt, ja er fühlte, daß er jetzt bei weitem erfahrener und geschickter war als früher, und auch die Feinde waren noch die gleichen wie einst bei Austerlitz und bei Friedland, und doch fiel sein zu furchtbarem Schlag erhobener Arm wie durch einen Zauber gelähmt herab.

All die früheren Kunstgriffe, die sonst unweigerlich zum Erfolg geführt hatten: das Zusammenziehen der Batterien auf einen Punkt, der Angriff der Reserven, um die Front zu durchbrechen, die Attacken der Artillerie, des *hommes de fer* – alle diese Kunstgriffe waren bereits ins Treffen geführt und hatten nicht nur keinen Sieg errungen, sondern es liefen sogar von allen Seiten ein und dieselben Nachrichten ein von verwundeten und gefallenen Generälen, von notwendiger Verstärkung, von der Unmöglichkeit, die Russen zurückzuschlagen, und von der Auflösung der französischen Truppen.

Früher waren nach zwei, drei Befehlen, zwei, drei Sätzen Marschälle und Adjutanten mit fröhlichen Gesichtern glückwünschend angesprengt, hatten Siegestrophäen gemeldet: Züge von Gefangenen, des *faisceaux de drapeaux et d'aigles ennemis*, Kanonen und Fuhrwerk, und Murat hatte nur um die Erlaubnis gebeten, die Kavallerie vorzuschicken, um den Fuhrpark des Feindes heranzuholen. So war es bei Lodi¹⁷⁵, bei Marengo¹⁷⁶, bei Arcole¹⁷⁷, bei Jena¹⁷⁸, bei Austerlitz, bei Wagram¹⁷⁹ und so weiter, und so weiter gewesen. Jetzt aber ging etwas Merkwürdiges mit seinen Truppen vor.

Trotz der Nachricht von der Einnahme der Pfeilschanzen sah Napoleon ein, daß dies alles nicht so, ganz und gar nicht so war wie bei seinen früheren Schlachten. Und er bemerkte, daß dasselbe Gefühl, das er empfand, all jene im Kriegswesen erfahrenen Leute, die ihn umgaben, ebenso bedrückte. Sie alle zeigten besorgte Gesichter und wichen einander mit den Blicken aus. Nur Beausset vermochte die Bedeutung dessen, was sich vollzog, nicht zu erfassen. Napoleon selber aber wußte aus seiner langjährigen Kriegserfahrung genau, was es zu bedeuten hat, wenn eine Schlacht nach achtstündigen Anstrengungen von der angreifenden Macht noch nicht gewonnen ist. Er

wußte, daß das Spiel fast verloren war, und daß auf jenem scharfen Punkt des Schwankens, auf dem die Schlacht jetzt stand, der geringste Zufall ihn und sein Heer vernichten konnte.

Als er diesen ganzen merkwürdigen russischen Feldzug in Gedanken an sich vorüberziehen ließ, in dem er keine einzige Schlacht gewonnen und in den ganzen zwei Monaten nicht eine Fahne, nicht eine Kanone erbeutet und nicht einen Trupp Gefangene gemacht hatte, als er die heimlich besorgten Gesichter seiner Umgebung sah und die Meldungen hörte, daß die Russen immer noch nicht wankten und wichen – da beschlich ihn ein furchtbares Gefühl, wie man es manchmal im Traum empfindet, und alle nur möglichen unglücklichen Zufälle, die seinen Untergang herbeiführen konnten, kamen ihm in den Sinn. Die Russen konnten über seinen linken Flügel herfallen, konnten sein Zentrum sprengen, eine verirrte Kugel konnte ihn selber töten. Dies alles war möglich. In seinen früheren Schlachten hatte er nur die glücklichen Zufälle erwogen, jetzt drängte sich ihm eine zahllose Menge unglücklicher Vorkommnisse auf, auf die er alle gefaßt war. Ja, es war wie in einem Traum, wo man einen Verbrecher auf sich zukommen sieht und diesem einen furchtbaren Schlag versetzen will, von dem man überzeugt ist, daß er ihn niederstrecken muß – auf einmal aber fühlt man, daß die Hand kraftlos und schlapp wie ein Lappen niedersinkt, und das ganze Grauen des unabwendbaren Unheils faßt den Träumenden in seiner Hilflosigkeit.

Die Meldung, daß die Russen die linke Flanke der französischen Armee angegriffen hätten, löste in Napoleon solches Entsetzen aus. Schweigend saß er auf seinem Feldstuhl am Fuß des Hügels, ließ den Kopf sinken und stützte die Ellbogen auf die Knie. Berthier trat auf ihn zu und schlug ihm vor, an die Front zu reiten, um sich persönlich vom Stand der Dinge zu überzeugen.

»Wie? Was sagen Sie da?« fuhr Napoleon auf. »Ja, lassen Sie mir mein Pferd bringen.«

Er saß auf und ritt nach Semjonowskoje.

Überall in dem ganzen Gelände, das Napoleon durchritt, lagen in dem nur langsam sich verziehenden Pulverrauch Menschen und Pferde einzeln und haufenweise in Blutlachen da. Ein so entsetzliches Schauspiel, eine solche Unmenge Gefallener auf einem so kleinen Raum hatte weder Napoleon noch einer seiner Generäle je gesehen. Das Donnern der Geschütze, das seit zehn Stunden ununterbrochen

währte und dem Ohr weh tat, verlieh diesem Schauspiel noch eine besondere Wirkung, wie die Musik bei lebenden Bildern.

Napoleon ritt auf die Höhe von Semjonowskoje und sah durch den Pulverdampf Soldatenkolonnen in Uniformen, deren Farbe seinem Auge nicht vertraut war. Es waren Russen.

Die Russen standen in dichten Reihen hinter Semjonowskoje und dem Hügel, und ihre Geschütze dröhnten und dampften die ganze Linie entlang, ohne aufzuhören. Eine Schlacht war nicht mehr im Gang. Es war nur ein fortgesetztes Morden, das weder für die Russen noch für die Franzosen zu einem Ergebnis führen konnte.

Napoleon hielt sein Pferd an und versank wieder in jenes Nachdenken, aus dem Berthier ihn schon vorhin aufgeschreckt hatte. Er konnte dieses Spiel, das sich da vor ihm und um ihn herum abrollte, und das man von ihm geleitet und von ihm abhängig glaubte, nicht mehr aufhalten, und zum erstenmal erschien ihm infolge seines Mißgeschickes dies alles nutzlos und entsetzlich.

Einer seiner Generäle ritt an Napoleon heran und erlaubte sich, ihm vorzuschlagen, seine alte Garde ins Gefecht zu schicken. Ney und Berthier, die neben Napoleon standen, blickten einander an und lächelten geringschätzig über den unsinnigen Vorschlag dieses Generals.

Napoleon senkte den Kopf und schwieg lange.

»A huit cent lieux de France je ne ferai pas démolir ma garde«, sagte er endlich, wendete sein Pferd und ritt nach Schewardino zurück.

Kutusow saß, den grauen Kopf tief über den zusammengesunkenen schweren Körper geneigt, auf der mit einem Teppich belegten Bank noch auf derselben Stelle, wo ihn Pierre am Morgen gesehen hatte. Er traf keinerlei Anordnungen, sondern stimmte nur dem, was ihm vorgeschlagen wurde, zu oder wies es ab.

»Ja, ja, macht das nur so«, erwiderte er auf verschiedene Vorschläge. »Ja, ja, reite mal hin, mein Lieber, und sieh zu«, wandte er sich bald an diesen, bald an jenen seiner Umgebung. Oder er antwortete: »Nein, das ist nicht nötig, damit wollen wir lieber noch warten.« Er hörte die ihm zugetragenen Meldungen an und erteilte Befehle, wenn seine Untergebenen dies verlangten, aber er schien sich beim Anhören dieser Meldungen nicht für den Sinn dessen, was man ihm berichtete, zu interessieren, sondern für etwas anderes, das im Gesichtsausdruck, im Ton des Meldenden lag.

Aus seiner langjährigen Kriegserfahrung wußte er und hatte es mit seinem greisen Verstand vollkommen begriffen, daß ein einzelner Mensch nicht Hunderttausende, die auf Tod und Leben kämpfen, zu leiten vermag. Er wußte, daß für das Endergebnis einer Schlacht nicht die Anordnungen eines Oberkommandierenden ausschlaggebend sind noch das Gelände, auf dem die Truppen stehen, noch die Zahl der Kanonen oder der Gefallenen, sondern allein jene schwer faßbare Kraft, die man den Geist der Truppen nennt, und deshalb verfolgte er diese Kraft und leitete sie, soweit dies in seiner Macht stand.

Der Gesamtausdruck von Kutusows Gesicht zeigte innere Sammlung, ruhige Aufmerksamkeit und eine Anspannung, die kaum die Müdigkeit des alten schwachen Körpers zu überwinden vermochte.

Gegen elf Uhr morgens überbrachte man ihm die Nachricht, daß die von den Franzosen genommenen Pfeilschanzen wieder zurückerobert seien, Fürst Bagration aber verwundet sei. Kutusow seufzte und schüttelte den Kopf.

»Reite hin zum Fürsten Peter Iwanowitsch und erkundige dich genau, was geschehen ist und wie«, sagte er zu einem seiner Adjutanten und wandte sich darauf zum Prinzen von Württemberg, der hinter ihm stand.

»Bitte übernehmen Sie das Kommando über die zweite Armee, Königliche Hoheit«, sagte er.

Kurz nachdem der Prinz weggeritten war, so bald, daß er kaum bis Semjonowskoje gekommen sein konnte, kehrte der Adjutant des Prinzen zurück und meldete dem Durchlauchtigen, der Prinz bitte um Truppen.

Kutusow zog die Stirn kraus und schickte Dochturow, das Kommando der zweiten Armee zu übernehmen, den Prinzen aber ließ er bitten, zu ihm zurückzukehren, da er ihn, wie er sagte, in diesen wichtigen Augenblicken nicht missen könne.

Als Kutusow die Nachricht von der Gefangennahme Murats überbracht wurde und die Herren vom Stab ihm gratulierten, lächelte er.

»Warten Sie, meine Herren«, sagte er. »Die Schlacht ist noch nicht gewonnen, und die Gefangennahme Murats ist nichts Besonderes. Lieber mit der Freude noch etwas warten.«

Dennoch schickte er einen Adjutanten aus, um allen Truppen diese Nachricht mitzuteilen.

Als von der linken Flanke Schtscherbinin mit der Meldung angaloppiert kam, die Franzosen hätten die Pfeilschanzen und Semjonowskoje eingenommen, erriet Kutusow aus dem vom Schlachtfeld herüberdringenden Getöse und aus Schtscherbinins Miene, daß es eine schlechte Nachricht war, stand auf, wie um sich die Füße zu vertreten, nahm Schtscherbinins Arm und führte ihn beiseite.

»Reite mal hin, mein Lieber«, sagte er zu Jermolow, »und sieh mal zu, ob wir da nichts machen können.«

Kutusow hielt sich in Gorki auf, im Zentrum der russischen Stellung. Der Angriff, den Napoleon auf unsere linke Flanke unternommen hatte, war mehrmals zurückgeschlagen worden.

Im Zentrum drangen die Franzosen nicht weiter als bis Borodino vor. Auf unserer rechten Flanke hatte Uwarows Kavallerie die Franzosen in die Flucht geschlagen.

Gegen drei Uhr hörten die Angriffe der Franzosen auf. Auf allen Gesichtern seiner Umgebung und derer, die vom Schlachtfeld zurückkamen, las Kutusow den Ausdruck einer Spannung bis zum höchsten Grad. Kutusow aber war mit diesem über seine Erwartungen

hinausgehenden Erfolg sehr zufrieden. Aber die Körperkräfte ließen den alten Mann im Stich. Ein paarmal sank sein Kopf tief herab, als wollte er herunterfallen, und er schlummerte ein. Man brachte ihm das Mittagessen.

Der Flügeladjutant Wolzogen, derselbe, der beim Fürsten Andrej vorbeigeritten war und gesagt hatte, der Krieg müsse räumlich ausgedehnt werden und der Bagration so sehr haßte, kam während des Essens zu Kutusow herangeritten. Wolzogen kam von Barclay mit einer Meldung über den Gang der Schlacht auf der linken Flanke. Der überlangsame Barclay de Tolly hatte die fliehenden Verwundeten und die aufgelösten Truppenteile hinter der Schlachtlinie gesehen, hatte alle Umstände wohl erwogen und war zu dem Schluß gekommen, daß die Schlacht verloren sei, und seinen Liebling Wolzogen mit dieser Kunde zum Oberkommandierenden geschickt.

Kutusow kaute mühsam sein gebratenes Huhn und sah Wolzogen mit zusammengekniffenen, verschmitzten Augen an. Dieser trat in lässiger Haltung, ein halb geringschätziges Lächeln um die Lippen, auf Kutusow zu und berührte leicht mit der Hand den Mützenschirm.

Er verkehrte mit dem Durchlauchtigen in einer gewissen affektier-ten Nachlässigkeit, die zeigen sollte, daß er als hochgebildeter Strategiker es zwar den Russen überlasse, aus diesem alten, unnützen Mann einen Abgott zu machen, selber aber recht wohl wisse, mit wem er es zu tun habe. Der alte Herr, wie die Deutschen Kutusow unter sich nannten, macht es sich recht bequem, dachte Wolzogen, warf einen strengen Blick auf den Teller, der vor Kutusow stand, und fing an, über den Stand der Dinge auf der linken Flanke zu berichten, so wie es Barclay ihm aufgetragen und er es selber gesehen und beurteilt hatte.

»Alle Punkte unserer Stellung sind in den Händen der Feinde; sie zurückzuerobern ist undenkbar, weil wir keine Truppen haben. Die Leute fliehen, und es ist keine Möglichkeit, sie aufzuhalten«, berichtete er.

Kutusow hörte auf zu kauen und starrte Wolzogen höchst erstaunt an, als verstünde er nicht, was man ihm da sagte. Als Wolzogen die Befremdung des alten Herrn bemerkte, setzte er lächelnd hinzu: »Ich halte mich nicht für berechtigt, Euer Durchlaucht das zu verschleiern, was ich gesehen habe ... Die Truppen befinden sich in völliger Auflösung ...«

»Das haben Sie gesehen? Das haben Sie gesehen?« rief Kutusow, plötzlich finster werdend, stand hastig auf und trat auf Wolzogen zu. »Wie können Sie ... wie können Sie das wagen!« rief er mit fast versagender Stimme und machte mit zitternden Händen eine drohende Gebärde. »Wie können Sie es wagen, mein Herr, mir das zu sagen! Nichts wissen Sie. Melden Sie dem General Barclay von mir, daß seine Nachrichten falsch sind, und daß mir, dem Oberkommandierenden, der wahre Gang der Schlacht besser bekannt ist als ihm.«

Wolzogen wollte etwas erwidern, aber Kutusow unterbrach ihn.

»Der Feind ist auf der linken Flanke zurückgeschlagen und auf der rechten stark erschüttert. Wenn Sie schlecht beobachtet haben, mein Herr, so erlauben Sie sich nicht, über etwas zu reden, was Sie nicht verstehen. Reiten Sie gefälligst zu General Barclay zurück und melden Sie ihm, daß ich die Absicht habe, morgen unwiderruflich den Feind anzugreifen«, sagte Kutusow streng.

Alle schwiegen. Man hörte nur das schwere Atmen des alten Feldherrn, dem fast die Luft ausgegangen war.

»Überall zurückgeschlagen, und dafür bin ich Gott und unseren tapferen Truppen dankbar. Der Feind ist besiegt, und morgen jagen wir ihn hinaus aus dem heiligen russischen Land«, sagte Kutusow, bekreuzigte sich, schluchzte plötzlich auf, und Tränen traten ihm in die Augen.

Wolzogen zuckte die Achseln, verzog den Mund und trat beiseite, erstaunt über diesen Dünkel und diese Einbildung des alten Herrn.

»Ah, da ist er ja, mein Held«, sagte Kutusow zu einem hübschen, vollen, schwarzhaarigen General, der in diesem Augenblick den Hügel heraufkam.

Es war Rajewskij, der den ganzen Tag auf dem wichtigsten Punkt des Schlachtfeldes von Borodino verbracht hatte.

Rajewskij meldete, daß die Truppen fest in ihren Stellungen stünden, und daß die Franzosen nicht mehr anzugreifen wagten.

Kutusow hörte ihn an und fragte dann auf französisch: »Sie sind also nicht wie andere der Ansicht, daß wir genötigt sein werden, uns zurückzuziehen?«

»Im Gegenteil, Durchlaucht, bei unentschiedenen Kämpfen ist es immer der Hartnäckigste, der Sieger bleibt«, erwiderte Rajewskij.

»Meiner Ansicht nach ...«

»Kaisarow!« rief Kutusow seinen Adjutanten. »Komm, setze dich und schreibe den Befehl für morgen. Du aber«, wandte er sich an einen andern, »reite die Front ab und melde, daß wir morgen angreifen.«

Während sich Kutusow mit Rajewskij unterhalten und den Tagesbefehl diktirt hatte, war Wolzogen von Barclay wieder zurückgekehrt und meldete, Barclay de Tolly bitte um eine schriftliche Bestätigung jenes Befehls, den der Feldmarschall erteilt hatte.

Ohne Wolzogen anzusehen, ließ ihm Kutusow den Befehl schriftlich ausfertigen, was der ehemalige Oberkommandierende nicht ohne Grund begehrte, um aller persönlichen Verantwortung enthoben zu sein.

Und mittels jener unerklärbaren, heimlich verknüpfenden Fäden, die ein ganzes Heer in ein und derselben Stimmung zu erhalten vermögen, die wir den Geist der Truppen nennen und die den Hauptnerv des Krieges bildet, wurden Kutusows Worte und sein Befehl zur Schlacht für den folgenden Tag gleichzeitig an allen Ecken und Enden des Heeres bekannt.

Es waren bei weitem nicht die Worte selbst, bei weitem nicht der Befehl selbst, die bis zu den äußersten Enden dieser verknüpfenden Fäden drangen. Alle die Geschichten, die einer dem andern aus den verschiedensten Endpolen des Heeres weitererzählte, hatten sogar nicht die entfernteste Ähnlichkeit mit dem, was Kutusow gesagt hatte, aber der Sinn seiner Worte wurde überall gleichmäßig weitergegeben, weil das, was Kutusow gesagt hatte, nicht klugen Berechnungen entsprang, sondern jenem Gefühl, von dem der Oberkommandierende ebenso wie jeder russische Soldat beseelt war.

Und als die ermatteten, wankenden Leute hörten, daß morgen der Feind angegriffen werden sollte, und aus den höchsten Sphären der Armee die Bestätigung dessen, was sie so gern glaubten, erfuhren, da fühlten sie sich getröstet und schöpften neuen Mut.

Das Regiment des Fürsten Andrej gehörte zur Reserve, die bis gegen zwei Uhr unter starkem Artilleriefeuer untätig hinter dem Dorf Semjonowskoje stand. Gegen zwei Uhr wurde das Regiment, das schon über 200 Mann verloren hatte, auf ein zerstampftes Haferfeld zwischen Semjonowskoje und der Hügelbatterie vorgezogen, wo an diesem Tag Tausende von Menschen fielen, und auf das gegen zwei Uhr mehrere hundert feindliche Geschütze ein stark konzentriertes Feuer unterhielten.

Ohne sich von der Stelle zu rühren und ohne einen einzigen Schuß abzufeuern, verlor das Regiment hier noch den dritten Teil seiner Leute. Von vorn und besonders von der rechten Seite dröhnten aus dem undurchdringlichen Rauch die Kanonen, und aus diesem geheimnisvollen Rauch, der das ganze Gelände vor ihnen einhüllte, flogen ohne Unterlaß mit schnellem Zischen die Kanonenkugeln und langsam und pfeifend die Granaten herüber. Mitunter flogen, wie um ihnen eine Erholung zu gönnen, alle Kugeln und Granaten wohl eine Viertelstunde lang über ihre Köpfe hinweg, manchmal wurden aber auch innerhalb einiger Minuten mehrere Mann dem Regiment entrissen, und unaufhörlich schleppte man Gefallene fort und hob Verwundete auf.

Bei jedem neuen Einschlagen eines Geschosses wurde für die, die noch nicht gefallen waren, die Wahrscheinlichkeit, am Leben zu bleiben, geringer. Das Regiment war in Bataillonskolonnen, je dreihundert Schritt voneinander entfernt, aufgestellt, aber trotz dieser Entfernung befanden sich doch alle Leute in ein und derselben Stimmung. Die ganze Mannschaft des Regiments war gleichmäßig schweigsam und finster. Selten hörte man in den Reihen ein Gespräch, und auch dieses verstummte jedesmal, wenn man das Einschlagen eines Geschosses oder den Ruf: »Tragbahnen!« vernahm.

Auf Befehl ihrer Vorgesetzten saßen die Soldaten des Regimentes meistens auf der Erde. Der eine hatte seinen Tschako abgenommen, zog behutsam die Falten des Futters auseinander und legte sie dann ebenso behutsam wieder zusammen, ein anderer zerbröckelte trockene Lehmklumpen zu Pulver und putzte damit sein Bajonett, ein

anderer knetete sein Riemenzeug und zog die Schnalle des Bandeliers fester, und wieder ein anderer schob sorgsam die Fußlappen zurecht, legte sie neu um und zog die Stiefel wieder an. Einige bauten Häuschen aus den Erdklumpen des Ackers und flochten aus Strohhalmen Zäune darum. Sie alle schienen in ihre Beschäftigung ganz vertieft zu sein. Wenn Kameraden verwundet oder getötet wurden, wenn Tragbahren vorüberzogen, wenn unsere Truppen sich zurückziehen mußten und man durch den Rauch hindurch große Massen feindlicher Truppen sah, schenkte keiner diesen Vorfällen Beachtung. Wenn aber unsere Artillerie oder Kavallerie vorging oder bei der Infanterie eine Bewegung zu sehen war, dann hörte man von allen Seiten Äußerungen des Beifalls.

Doch die größte Aufmerksamkeit zogen immer ganz nebensächliche Vorfälle auf sich, die mit der Schlacht selbst gar nichts zu tun hatten. Es war, als ob sich diese Menschen bei solchen gewöhnlichen Alltagsereignissen von ihren seelischen Qualen erholten. So fuhr eine Batterie vor der Front des Regimentes vorüber. Bei einem der Munitionswagen war das Seitenpferd über den Strang getreten. »Heda! Euer Seitenpferd! ... Bringt doch den Strang in Ordnung ... es fällt ja sonst noch hin!... Ach, die sehen das nicht!...« hörte man aus allen Reihen des Regimentes gleichzeitig rufen. Ein andermal zog ein kleiner brauner Hund mit forsch erhobenem Schwänze die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, der Gott weiß woher gekommen war und eifrig an den Reihen vorbeitrabte, plötzlich aber, als eine Kanonenkugel ganz in der Nähe einschlug, laut aufwinselte, den Schwanz einklemmte und seitwärts abging. Das ganze Regiment brüllte und johlte vor Lachen. Doch solche Ablenkungen währten immer nur einen kurzen Augenblick, und die Leute standen schon über acht Stunden untätig, und ohne etwas gegessen zu haben, dauernd unter dem Schrecken des Todes da, und die blassen, finsternen Gesichter wurden immer bleicher und trüber.

Auch Fürst Andrej sah wie alle Soldaten seines Regimentes bleich und finster aus. Mit gesenktem Kopf, die Hände auf den Rücken gelegt, ging er auf einer Wiese neben dem Haferfeld auf und ab, von einem Rain zum andern. Zu tun und zu befehlen hatte er nichts mehr. Alles geschah wie von selbst. Die Gefallenen wurden hinter die Front geschafft, die Verwundeten fortgetragen, und die Reihen schlossen sich wieder. Wenn ein paar Soldaten einmal aus den Reihen traten,

kehrten sie sogleich eilig wieder zurück. Anfänglich hatte es Fürst Andrej für seine Pflicht gehalten, um seinen Soldaten Mut zu machen und ihnen ein gutes Beispiel zu geben, zwischen ihren Reihen auf und ab zu gehen, aber er hatte sich bald davon überzeugt, daß er sie in keiner Weise und durch nichts zu belehren brauchte.

Wie bei jedem seiner Soldaten waren alle seine Geisteskräfte jetzt unbewußt nur darauf gerichtet, sich aller Betrachtungen über die schreckliche Lage, in der sie sich befanden, zu enthalten. So ging er auf der Wiese auf und ab, schleifte bald mit den Füßen den Boden, bald trat er das Gras breit und betrachtete den Staub, der auf seinen Stiefeln lag, bald machte er große Schritte, bemüht, in die Spuren zu treten, die die Mäher auf der Wiese hinterlassen hatten. Dann wieder zählte er seine Schritte und stellte Berechnungen an, wie oft er von einem Rain zum andern gehen müsse, um eine Werst zurückzulegen. Oder er streifte die am Rand wachsenden Wermutblüten ab, zerrieb sie zwischen den Handflächen und sog ihren starken, bitter duftenden Geruch ein. Von seiner ganzen gestrigen Gedankenarbeit war nichts zurückgeblieben. Er dachte an nichts ...

Ein Pfeifen, ein Schlag! Fünf Schritte vor ihm wühlte sich eine Kanonenkugel in die trockene Erde und verschwand. Unwillkürlich rieselte ihm ein kalter Schauer über den Rücken. Wahrscheinlich hatte es viele getroffen: um das zweite Bataillon drängte sich ein dichter Schwarm.

»Herr Adjutant«, rief er, »geben Sie Befehl, daß sich die Leute nicht so drängen.«

Der Adjutant führte den Befehl aus und trat dann auf den Fürsten Andrej zu. Von der anderen Seite kam der Bataillonskommandeur herangeritten.

»Vorsicht!« hörte man das entsetzte Schreien eines Soldaten, und pfeifend wie ein Vögelchen im raschen Flug, das sich dann dabei auf die Erde niederläßt, klatschte zwei Schritte vom Fürsten Andrej entfernt, dicht neben dem Pferd des Bataillonskommandeurs, eine Granate mäßig laut auf die Erde. Das Pferd sprang zuerst beiseite, ohne danach zu fragen, ob es schön oder häßlich sei, seine Furcht zu zeigen, es schnaubte und bäumte sich, so daß es beinahe den Major abgeworfen hätte.

»Niederlegen!« schrie der Adjutant und warf sich auf die Erde.

Fürst Andrej blieb unschlüssig stehen. Die Granate drehte sich wie ein Kreisel dampfend zwischen ihm und dem am Boden liegenden Adjutanten am Rand des Stoppelfeldes und der Wiese neben einem Wermutstrauch.

Ist das der Tod? dachte Fürst Andrej und betrachtete mit einem ganz neuen Gefühl der Mißgunst das Gras, den Wermutstrauch und das Rauchwölkchen, das aus dem sich drehenden schwarzen Ball aufstieg. Ich kann, ich will nicht sterben, ich liebe das Leben, ich liebe dieses Gras, diese Erde, diese Luft ... dachte er, gleichzeitig aber war er sich bewußt, daß man nach ihm hinsah.

»Schämen Sie sich, Herr Adjutant!« sagte er zu dem Offizier.
»Was für ein ...«

Aber er sprach nicht zu Ende. Im selben Augenblick hörte man einen Knall und das Krachen von Splittern wie beim Zerbrechen eines Fensterrahmens. Ein erstickender Pulverdampf breitete sich aus. – Fürst Andrej wurde zur Seite geworfen und fiel mit erhobenem Arm auf die Brust.

Ein paar Offiziere liefen auf ihn zu. Aus der rechten Seite seines Leibes floß Blut und bildete auf dem Gras eine große Blutlache.

Die herbeigerufenen Landwehrleute mit den Tragbahren machten hinter den Offizieren halt. Fürst Andrej lag auf der Brust, das Gesicht ins Gras gedrückt, und atmete und röchelte schwer.

»Nun, was beibt ihr stehen? Kommt doch her!«

Die Bauern traten heran und ergriffen ihn an den Schultern und Beinen, aber er stöhnte so kläglich, daß sie einander ansahen und ihn wieder losließen.

»Faßt ihn an und legt ihn auf die Bahre; das geht nicht anders!« rief eine Stimme.

Sie ergriffen ihn zum zweitenmal an den Schultern und legten ihn auf die Bahre.

»Ach, mein Gott, mein Gott! ... Was ist mit ihm? ... Sein Leib ... Das übersteht er nicht ... Ach Gott, ach Gott! ...« hörte man die Stimmen der Offiziere.

»Mir ist sie um ein Haar breit am Ohr vorbeigesummt«, sagte der Adjutant.

Die Bauern luden die Bahre auf die Schultern und machten sich eilig auf den Weg, den von ihnen ausgetretenen Pfad entlang dem Verbandplatz zu.

»Geht doch in gleichem Tritt ... He! ... Ihr Bauern!« rief ein Offizier und hielt die in falschem Schritt gehenden Bauern, die dadurch die Bahre hin und her rüttelten, an den Schultern fest.

»So halte doch nur Schritt, Fjodor, hörst du, Fjodor!« sagte der Vordermann.

»Ja so, so geht's«, versetzte vergnügt der Hintermann, nachdem er in den richtigen Schritt gekommen war.

»Euer Durchlaucht, Fürst?« sagte Timochin mit zitternder Stimme, der herbeigelaufen war und sich über die Tragbahre beugte.

Fürst Andrej schlug die Augen auf und blickte aus der Bahre heraus, in die sein Kopf tief hineingesunken war, den an, der mit ihm sprach, und schloß dann wieder die Lider.

Die Landwehrleute trugen den Fürsten Andrej nach dem Wald, wo die Wagen standen und der Verbandplatz aufgeschlagen war.

Dieser Verbandplatz am Rande des Birkenwäldchens bestand aus drei Zelten mit aufgeschlagenen Vorderwänden. Im Wald selber standen Wagen und Pferde. Die Pferde fraßen ihren Hafer aus den Futterbeuteln, und Sperlinge umflogen sie und suchten die verschütteten Körner auf. Krähen, die das Blut rochen, umkreisten unstedt krächzend die Birken. In einem Umkreis von mehr als zwei Deßjatinen lagen, saßen und standen mit Blut befleckte Menschen in den verschiedensten Bekleidungen rund um die Zelte herum. Neben den Verwundeten standen mit wehleidigen, neugierigen Gesichtern Scharen von Trägern und Landwehrleuten, die zu verjagen Offiziere, die an diesem Platz die Aufsicht führten, immer wieder vergeblich versuchten. Ohne auf die Offiziere zu hören, standen die Landwehrleute, auf ihre Bahren gestützt, da und betrachteten aufmerksam alles, was sich vor ihren Augen abspielte, als wären sie bemüht, sich über die Bedeutung dieses Schauspiels klar zu werden. Aus den Zelten drang bald lautes, wildes Schreien, bald klägliches Stöhnen. Den Fürsten Andrej, als Regimentskommandeur, trugen die Landwehrleute durch die Reihen der Unverbundenen hindurch bis dicht an das eine Zelt heran und blieben dort stehen, um weitere Befehle abzuwarten.

Fürst Andrej schlug die Augen auf und konnte lange nicht verstehen, was um ihn herum vor sich ging. Da fiel ihm die Wiese, der Wermutstrauch, das Stoppelfeld, der schwarze, kreisende Ball und der leidenschaftliche Ausbruch seiner Liebe zum Leben wieder ein. Zwei Schritte von ihm entfernt stand laut redend und die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenkend ein hübscher, großer, schwarzhäariger Unteroffizier mit verbundenem Kopf, der sich auf einen Ast stützte. Er war am Kopf und Bein durch Kugelschüsse verwundet. Um ihn herum hatte sich eine Menge Verwundeter und Träger geschart, die gierig seinen Reden lauschten.

Einer der Ärzte mit blutbefleckter Schürze und blutbespritzten kleinen Händen, in denen er zwischen kleinem Finger und Daumen – um sie nicht schmutzig zu machen – eine Zigarre hielt, trat vor das Zelt. Er hob den Kopf hoch und fing an, sich nach allen Seiten umzusehen, jedoch über die Verwundeten hinweg. Offenbar wollte er ein wenig verschnaufen. Nachdem er ein paarmal den Kopf nach rechts und links gedreht hatte, seufzte er schwer auf und schlug die Augen nieder.

»Ja, ja, gleich«, erwiderte er auf die Worte des Feldschers, der ihm den Fürsten Andrej zeigte, und gab den Befehl, ihn ins Zelt zu schaffen.

In der Menge der wartenden Verwundeten erhob sich ein Murren. »Wahrscheinlich werden auch in jene Welt nur die Herren allein eingelassen«, sagte einer.

Fürst Andrej wurde ins Zelt getragen und auf einen soeben erst geräumten Tisch gelegt, von dem der Feldscher noch irgend etwas abspülte. Was sich im Zelt befand, konnte Fürst Andrej nicht in allen Einzelheiten unterscheiden. Ein klägliches Stöhnen von verschiedenen Seiten und der qualvolle Schmerz in seiner Hüfte, seinem Leib und Rücken lenkten seine Aufmerksamkeit ab. Alles, was er um sich herum sah, floß für ihn zusammen in den Gesamteindruck nackter, blutiger Menschenleiber, die das ganze niedere Zelt auszufüllen schienen, ebenso wie vor ein paar Wochen an jenem heißen Augusttag dieselben Menschenleiber den schmutzigen Teich an der Smolensker Landstraße ausgefüllt hatten. Ja, das waren dieselben Leiber, dasselbe chair à canon, dessen Anblick schon damals, wie eine Vorahnung des heutigen Ereignisses, ein Grauen in ihm erweckt hatte.

Im Zelt befanden sich drei Tische. Zwei davon waren besetzt, und auf den dritten legte man nun den Fürsten Andrej. Man überließ ihn ein paar Augenblicke sich selbst, und unwillkürlich sah er zu, was auf den beiden anderen Tischen vorging. Auf dem am nächsten stehenden saß ein Tatar, wahrscheinlich ein Kosak, nach der Uniform zu urteilen, die man neben ihm hingeworfen hatte. Vier Soldaten hielten

ihn fest. Ein Arzt mit einer Brille schnitt etwas an seinem braunen, muskulösen Rücken.

»Uch! Uch! Uch!« grunzte der Tatar, plötzlich aber hob er das breitknochige, schwarze Gesicht mit der Stulpnase empor, fletschte die weißen Zähne, fing an zu zucken und suchte sich loszureißen und schrie in langgezogenem, durchdringendem Wimmern auf.

Auf dem andern Tisch, der von vielen umdrängt wurde, lag ein großer, kräftiger Mann auf dem Rücken, den Kopf zurückgeworfen, dessen lockiges Haar und dessen Form dem Fürsten Andrej merkwürdig bekannt vorkamen. Ein paar Feldscherer beugten sich über die Brust dieses Mannes und hielten ihn. Sein eines großes, volles, weißes Bein bewegte sich unaufhörlich rasch und schnell in fieberhaften Zuckungen. Der Mann schluckte und und schluchzte krampfhaft. Zwei Ärzte, von denen der eine sehr bleich aussah und zitterte, nahmen schweigend irgend etwas an seinem anderen geröteten Bein vor.

Nachdem der Arzt mit der Brille den Tataren, dem man schnell einen Mantel überwarf, fertig behandelt hatte, wischte er sich die Hände ab und trat auf den Fürsten Andrej zu.

Er sah ihm ins Gesicht und wandte sich dann eilig um.

»Zieht ihn aus! Was steht ihr da?« rief er ärgerlich den Feldschern zu.

Eine Erinnerung an seine erste, fernste Kindheit trat dem Fürsten Andrej vor die Seele, als ihm der Feldscherer mit eilig aufgestreiften Ärmeln den Rock aufknöpfte und die Uniform auszog. Der Arzt beugte sich tief über die Wunde, sondierte sie und seufzte schwer. Dann machte er jemandem ein Zeichen. Ein quälender Schmerz im Leib raubte dem Fürsten Andrej das Bewußtsein.

Als er wieder zu sich kam, waren die zersplitterten Knochen aus der Hüfte herausgenommen, die Fleischfetzen abgeschnitten und die Wunde verbunden. Man spritzte ihm Wasser ins Gesicht. Kaum hatte er die Augen aufgeschlagen, so beugte sich der Arzt zu ihm herab, küßte ihn schweigend auf die Lippen und entfernte sich eilig.

Nach all den überstandenen Leiden durchströmte den Fürsten Andrej jetzt ein Gefühl der Seligkeit, wie er es lange nicht empfunden hatte. Die schönsten, glücklichsten Augenblicke seines Lebens, besonders seine allerfernste Kindheit, wo die Kindermuhme ihn ausgezogen und ins Bettchen gelegt, eingewiegt und eingesungen

hatte, und er den Kopf in das Kissen gedrückt und sich nur durch das Bewußtsein, zu leben, glücklich gefühlt hatte – diese Augenblicke traten ihm jetzt wieder vor die Seele, und zwar nicht wie etwas Vergangenes, sondern als augenblickliches Erleben.

Um jenen Verwundeten, dessen Kopfform dem Fürsten Andrej so bekannt vorgekommen war, bemühten sich die Ärzte immer noch eifrig; sie hoben ihn auf und beruhigten ihn.

»Zeigen Sie mir ... Oooooh! Oh! Oooooh!« hörte man sein vom Schluchzen unterbrochenes, entsetztes und qualdurchdrungenes Stöhnen.

Als Fürst Andrej dieses Stöhnen hörte, hätte er am liebsten geweint. War es, weil er so ruhmlos den Tod fand? Oder weil es ihm schmerzlich war, sich vom Leben zu trennen? Waren es die Erinnerungen an eine Kindheit, die nie wiederkehrte? War es, weil er litt, weil andere um ihn herum litten, weil dieser Mensch neben ihm so kläglich stöhnte? Er wußte es nicht, aber die Tränen kamen ihm, kindlich gute, fast freudige Tränen.

Man zeigte dem Verwundeten sein abgenommenes Bein, das noch im Stiefel steckte und mit geronnenem Blut bedeckt war.

»Oh! Ooooh!« schluchzte er wie ein Weib.

Der Arzt, der vor dem Verwundeten gestanden und dem Fürsten Andrej dessen Gesicht verdeckt hatte, entfernte sich.

Mein Gott! Was ist das? Warum ist der hier? fragte sich Fürst Andrej.

Er hatte in dem unglücklichen, schluchzenden, kraftlosen Mann, dem soeben das Bein abgenommen worden war, Anatol Kuragin erkannt.

Man stützte Anatol unter den Armen und bot ihm ein Glas Wasser an, dessen Rand er mit seinen zitternden, geschwollenen Lippen nicht fassen konnte. Anatol schluchzte krampfhaft.

Ja, das ist er; und dieser Mensch ist durch irgend etwas nah und schmerzlich mit mir verbunden, dachte Fürst Andrej, der sich noch keine klare Vorstellung davon machen konnte, was sich vor seinen Augen abspielte. Aber was war es nur, das diesen Menschen mit meiner Kindheit, mit meinem Leben verknüpfte? fragte er sich, ohne eine Antwort darauf zu finden. Da trat plötzlich eine neue, unerwartete

Erinnerung aus einer reinen, lieben, kindlichen Welt vor seine Seele: Er sah Natascha so, wie er sie zum erstenmal auf jenem Ball im Jahre 1810 gesehen hatte, mit ihrem mageren Hals und den dünnen Armen und ihrem immer zur Begeisterung bereiten, erschrockenen, glücklichen Gesichtchen, und eine Liebe und Zärtlichkeit für sie, noch lebhafter und stärker, als er sie je empfunden hatte, wachte in seinem Herzen auf. Und da fiel ihm auch das wieder ein, was ihn mit diesem Menschen verknüpfte, der durch die Tränen, die seine geschwollenen Augen füllten, trübe zu ihm herübersah. Fürst Andrej erinnerte sich an alles, und ein hochgestimmtes Mitleiden und eine schmerzliche Liebe zu diesem Menschen erfüllten sein glückliches Herz.

Fürst Andrej konnte sich nicht länger beherrschen und weinte sanfte, liebevolle Tränen über die Menschen und über sich selbst und über ihre und seine Verirrungen.

Mitleid, Liebe zu unsern Brüdern, zu denen, so uns lieben, wie zu denen, so uns hassen, Liebe zu unsern Feinden ... ja, jene Liebe, die Gott auf Erden gepredigt hat, die Prinzessin Marja mich lehren wollte und die ich niemals begriff ... das ist es, warum es mir leid tut, aus dem Leben zu scheiden ... das ist es, was ich noch vor mir gehabt hätte, wenn ich am Leben geblieben wäre ... Aber jetzt ist es zu spät ... das weiß ich.

Der entsetzliche Anblick des mit Leichen und Verwundeten bedeckten Schlachtfeldes und dazu die Kopfschmerzen und die Nachricht, daß zwanzig berühmte Generäle gefallen oder verwundet waren, und das Bewußtsein der Kraftlosigkeit seines früher so starken Armes – dies alles übte eine unerwartete Wirkung auf Napoleon aus, der sonst so gern die Verwundeten und Gefallenen zu betrachten pflegte, weil er bei ihrem Anblick, wie er meinte, seine seelischen Kräfte erprobte.

An diesem Tag aber unterlagen seine seelischen Kräfte, die er für sein eignes Verdienst und seine Größe hielt, dem furchtbaren Anblick des Schlachtfeldes. Eilig hatte er es wieder verlassen und war nach dem Hügel von Schewardino zurückgekehrt. Gelb, aufgedunsen, schwerfällig, mit trüben Augen, roter Nase und heiserer Stimme saß er auf seinem Feldstuhl und lauschte, ohne die Augen aufzuheben, unwillkürlich dem Donnern der Geschütze.

Ein persönliches menschliches Gefühl gewann in ihm für einen kurzen Augenblick die Oberhand über jenes künstliche Trugbild des Lebens, dem er so lange gehuldigt hatte. Er fühlte die Leiden und den Tod, die ihm auf dem Schlachtfeld so nahegetreten waren, nun am eignen Leib. Seine Schmerzen im Kopf und in der Brust legten ihm die Möglichkeit nahe, daß es auch für ihn Leid und Tod geben könne. In diesem Augenblick strebte er weder nach Moskau noch nach Sieg oder Ruhm. Welchen Ruhm hätte er noch begehren sollen? Das einzige, was er sich jetzt wünschte, war Erholung, Ruhe und Freiheit.

Als er auf der Höhe von Semjonowskoje gewesen war, hatte ihm der Chef der Artillerie daselbst vorgeschlagen, noch ein paar Batterien dort aufzustellen, um das Feuer auf die sich vor Kujaskowo stauenden russischen Truppenmassen zu verstärken. Napoleon hatte eingewilligt und befohlen, ihm Nachricht zu geben, was für eine Wirkung diese Batterien erzielen würden.

Nun kam der Adjutant und meldete, daß dem Befehl des Kaisers zufolge jetzt zweihundert Geschütze auf den Feind gerichtet seien, daß die Russen aber trotzdem standhielten.

»Unser Feuer mäht sie reihenweise nieder, aber trotzdem wanken und weichen sie nicht«, sagte der Adjutant.

»Ils en veulent encore!...« erwiderte Napoleon mit heiserer Stimme.

»Sire?« fragte der Adjutant zurück, der ihn nicht verstanden hatte.

»Ils en veulent encore«, wiederholte Napoleon finster und mit krächzender Stimme. »Donnez-leur en.«

Auch ohne seinen Befehl wäre dies getan worden, weil es gar nicht seinem Willen unterlag, und er ordnete es nur deshalb an, weil er dachte, man erwarte einen solchen Befehl von ihm. Und wieder versetzte er sich in seine frühere Welt jenes künstlichen Trugbildes von vermeintlicher Größe, und wieder begann er gehorsam die grausame, traurige, schwere und unmenschliche Rolle zu spielen, für die er im voraus bestimmt war.

Und nicht nur zu dieser Stunde und an diesem Tag waren Geist und Gewissen dieses Mannes in Finsternis gehüllt, der schwerer als alle anderen Teilnehmer an der ganzen Bürde dessen, was geschah, zu tragen hatte. Er hat während seines ganzen Lebens weder das Gute, Schöne und Wahre, noch die Bedeutung seiner Handlungen zu begreifen vermocht, die dem Guten und Wahren entgegengesetzt und von allem Menschlichen zu weit entfernt waren, als daß er ihren Sinn hätte erfassen können.

Nicht nur an diesem Tag berechnete er bei seinem Ritt über das Schlachtfeld, das – wie er glaubte, seinem Willen zufolge – mit Gefallenen und Verstümmelten bedeckt war, beim Anblick dieser Menschen, wie viele tote Russen auf einen gefallenen Franzosen kamen, und fand, sich selbst betrügend, einen Grund zur Freude darin, daß auf einen Franzosen fünf Russen kamen. Nicht nur an diesem Tag schrieb er in einem Brief nach Paris: »Le champ de bataille à été superbe ...«, weil über fünfzigtausend Leichen dort lagen, sondern sogar noch auf der Insel St. Helena, in der Stille der Einsamkeit, wo er, wie er selbst geäußert hat, seine Muße der Erörterung der großen, von ihm vollbrachten Taten weihen wollte, schrieb er:

»Der Krieg gegen Rußland hätte der volkstümlichste Krieg der Neuzeit sein müssen: er war ein Krieg der gesunden Vernunft und der wahren Interessen, ein Krieg für die Ruhe und Sicherheit aller, aus rein friedlichen und konservativen Beweggründen.

Es ging um ein großes Ziel: das Ende aller Zufälligkeiten und den Anfang der Sicherheit. Ein neuer Horizont, neue Arbeiten waren

daran, sich zu entrollen, die das Glück und die Wohlfahrt aller in sich trugen. Das europäische System war gegründet, es handelte sich nur noch darum, es zu organisieren.

Wäre ich hinsichtlich dieser großen Punkte befriedigt und der Ruhe sicher gewesen, so hätte ich meinen Kongreß und meine Heilige Allianz¹⁸⁰ gehabt. Das sind Ideen, die man mir gestohlen hat. In einem solchen Bündnis großer Herrscher hätten wir unsere Interessen wie in der Familie behandelt und mit unseren Völkern dann abgerechnet wie ein Verwalter mit seinem Herrn.

So wäre Europa bald in Wirklichkeit nur ein einziges Volk geworden, und jeder hätte sich, wohin er auch reisen mochte, immer im gemeinsamen Vaterland befunden. Ich hätte alle schiffbaren Flüsse für jedermann freigegeben, den Gemeinbesitz der Meere gesichert, und die großen ständigen Armeen wären von nun an zu bloßen Leibwachen der Herrscher reduziert worden.

Nach Frankreich, ins Herz unseres großen, starken, herrlichen, friedlichen und glorreichen Vaterlandes, zurückgekehrt, hätte ich seine Grenzen unverrückbar festgesetzt, jeder fernere Krieg wäre ein reiner Verteidigungskrieg und jede weitere Ausdehnung antinational gewesen. Ich hätte meinen Sohn an der Herrschaft teilnehmen lassen, meine Diktatur wäre zu Ende gewesen, und eine konstitutionelle Regierung hätte begonnen ...

Paris wäre die Hauptstadt der Welt und die Franzosen der Neid aller Nationen geworden!

Meine Mußestunden und meine alten Tage hätte ich dann während der königlichen Lehrjahre meines Sohnes in Gesellschaft der Kaiserin verbracht, hätte mit ihr zusammen wie ein echtes Ehepaar vom Lande mit unseren eignen Pferden nach und nach alle Ecken und Enden meines Reiches besucht, hätte Klagen entgegengenommen, Unrecht wieder gutgemacht und allüberall Zeichen zum Andenken und Wohltaten ausgestreut.«

Er, den die Vorsehung zu der traurigen, unfreiwilligen Rolle eines Henkers der Völker auserwählt hatte, redete sich die Überzeugung ein, das Ziel seiner Taten sei das Wohl der Völker gewesen, er habe das Schicksal von Millionen leiten und ihnen auf dem Wege der Macht Wohltaten erweisen können.

»Von den viermalhunderttausend Mann, die die Weichsel überschritten«, schrieb er weiter über den russischen Feldzug, »waren die Hälfte Österreicher, Preußen, Sachsen, Polen, Bayern, Württemberger, Mecklenburger, Spanier, Italiener und Neapolitaner. Die eigentliche kaiserliche Armee bestand zu einem Drittel aus Holländern, Belgiern, Rheinländern, Piemontesen, Schweizern, Genfern, Toskanern, Römern, Bewohnern der zweiunddreißigsten Militärdivision (Bremen, Hamburg) und so weiter. Sie zählte kaum hundertvierzigtausend Mann, die Französisch sprachen. Der russische Feldzug hat das eigentliche Frankreich kaum fünfzigtausend Mann gekostet. Die russische Armee hat auf ihrem Rückzug von Wilna nach Moskau in den verschiedenen Gefechten viermal soviel Verluste gehabt wie das französische Heer. Der Brand von Moskau hat über hunderttausend Russen das Leben gekostet, die in den Wäldern vor Kälte und Elend gestorben sind. Und schließlich hat die russische Armee auf ihrem Marsch von Moskau bis zur Oder ebenfalls durch die Rauheit der Jahreszeit zu leiden gehabt: bei ihrer Ankunft in Wilna zählte sie nur noch fünfzigtausend und in Kaiisch kaum noch achtzehntausend Mann.«

Napoleon bildete sich ein, der Krieg mit Rußland habe nach seinem Willen stattgefunden, aber ein Grauen über das, was dort geschehen war, erfüllte seine Seele nicht. Kühn nahm er die ganze Verantwortung des Ereignisses auf sich, und sein getrübler Geist erblickte eine Rechtfertigung darin, daß unter der Zahl von hunderttausend umgekommener Menschen sich weniger Franzosen befanden als Hessen und Bayern.

Zehntausende von Menschen lagen in den verschiedensten Stellungen und Uniformen tot auf den Feldern und Wiesen, die der Familie Dawydow und Kronbauern¹⁸¹ gehörten, auf jenen Feldern und Wiesen, wo die Bauern der Dörfer Borodino, Gorki, Schewardino und Semjonowskoje jahrhundertlang ihr Getreide eingesammelt und ihr Vieh geweidet hatten. An den Verbandplätzen waren Gras und Erde im Umkreis einer Deßjatine mit Blut getränkt. Scharen von Verwundeten und Unverwundeten verschiedener Truppenteile strömten mit entsetzten Gesichtern auf der einen Seite nach Moshaisk, auf der anderen nach Walujewo zurück. Andere erschöpfte und hungrige Massen rückten, von ihren Vorgesetzten geführt, vor. Und wieder andere standen fest in ihren Stellungen und schossen und schossen.

Über dem ganzen Gelände, das zuerst in der Morgensonne mit seinen blitzenden Bajonetten und Rauchwölkchen so heiter und schön gewesen war, lagerte jetzt feuchter Nebel und Rauch, und es roch eigentümlich säuerlich nach Salpeter und Blut. Ein paar Wölkchen zogen sich zusammen, und ein leichter Regen fiel auf die Toten, die Verwundeten, die Verstörten, die Erschöpften und Verzweifelten nieder, wie um ihnen zu sagen: Genug, genug, ihr Menschen! Hört auf! Kommt zur Besinnung! Was tut ihr?

Hüben wie drüben stiegen bei den erschöpften Leuten, die, ohne zu essen und auszuruhen, ununterbrochen kämpften, gleichzeitig Zweifel darüber auf, ob sie einander noch länger vernichten sollten. Auf allen Gesichtern bemerkte man ein Schwanken, und in jeder Seele erhob sich in gleicher Weise die Frage: Warum und für wen töte ich und werde getötet? Mordet, wenn es euch gefällt, macht, was ihr wollt, ich aber tue nicht mehr mit! Dieser Gedanke reifte gegen Abend gleichzeitig und in gleicher Weise in der Seele eines jeden. Jeden Augenblick konnten alle diese Leute sich vor dem, was sie taten, entsetzen, alles hinwerfen und aufs Geratewohl davonlaufen.

Doch obgleich zu Ende der Schlacht die Menschen all das Furchtbare ihres Tuns empfanden, obgleich sie froh gewesen wären, aufzuhören, so spornte sie dennoch eine unfaßbare, geheimnisvolle Kraft immer weiter an, und die in Pulverdampf und Blutgeruch

schwitzenden, bis auf ein Drittel zusammengescholzenen Artilleristen schleppten, vor Erschöpfung stolpernd und keuchend, immer mehr Geschosse herbei, luden, zielten, legten die Lunte an, und die Kanonenkugeln flogen ebenso oft und unerbittlich von einer Seite zur andern und schlugen immer mehr Menschenleiber zu Boden.

Hätte jemand die aufgelösten Truppenteile hinter der russischen Front gesehen, so hätte er gesagt, es hätte die Franzosen nur noch eine geringe Anstrengung gekostet, und die russische Armee wäre vernichtet gewesen. Hätte jemand das, was hinter der französischen Front vor sich ging, gesehen, so wäre er in gleicher Weise der Ansicht gewesen, daß es nur noch eines letzten Anlaufes von Seiten der Russen bedurft hätte, um die Franzosen zugrunde zu richten. Aber weder die Franzosen noch die Russen nahmen diesen letzten Anlauf, und so brannte die Flamme der Schlacht langsam zu Ende.

Die Russen machten diesen Anlauf nicht, weil nicht sie es gewesen waren, die angegriffen hatten. Sie hatten zu Beginn der Schlacht nur auf dem Weg vor Moskau gestanden, hatten diesen Weg versperrt und standen nun zu Ende der Schlacht noch ebenso da wie zu Anfang. Aber auch wenn das Ziel der Russen darin bestanden hätte, die Franzosen zu schlagen, so hätten sie diesen letzten Anlauf doch nicht unternehmen können, weil alle ihre Regimenter zersplittert waren und sie nicht einen einzigen Truppenteil besaßen, der nicht in der Schlacht gelitten hätte, denn wenn sie auch nur in ihren Stellungen geblieben waren, so hatten sie doch die Hälfte ihrer Armee verloren.

Die Franzosen dagegen – in Erinnerung an alle ihre früheren Siege in den letzten fünfzehn Jahren, in dem festen Glauben an die Unbesiegbarkeit Napoleons und in dem Bewußtsein, daß sie einen Teil des Schlachtfeldes beherrschten, nur den vierten Teil ihrer Leute verloren und noch eine zwanzigtausend Mann starke Garde unberührt hinter sich hatten –, die Franzosen hätten sich leicht zu diesem letzten Anlauf aufraffen können. Die Franzosen, die die russische Armee zu dem Zweck angegriffen hatten, sie aus ihrer Stellung zu vertreiben, hätten diesen Anlauf nehmen müssen, schon aus dem Grund, weil, solange die Russen noch ebenso wie vor der Schlacht den Weg nach Moskau versperrten, sie ihr Ziel nicht erreicht hatten und alle ihre Anstrengungen und Verluste umsonst gewesen waren. Aber die Franzosen nahmen diesen Anlauf nicht.

Einige Geschichtsschreiber sagen, es hätte Napoleon nur das eine gekostet: seine unberührte alte Garde hinzugeben, und dann wäre die Schlacht gewonnen gewesen. Davon zu reden, was geworden wäre, wenn Napoleon seine Garde hingegeben hätte, heißt ebensoviel wie behaupten, was werden würde, wenn es im Herbst plötzlich Frühling würde. Das konnte gar nicht geschehen. Nicht daß Napoleon seine Garde nicht hingegeben hätte, weil er es nicht wollte, nein, er konnte es einfach nicht tun. Alle Generäle, Offiziere und Soldaten in der französischen Armee wußten, daß dies nicht geschehen konnte, weil der gesunkene Geist der Truppen dies nicht zuließ.

Und nicht nur Napoleon allein hatte jenes Gefühl, wie wenn im Traum die zu furchtbarem Schlag ausholende Hand kraftlos herabsinkt, auch alle Generäle, alle Soldaten der französischen Armee, die an der Schlacht teilnahmen und nicht teilnahmen, sie alle hatten nach ihren Erfahrungen aus früheren Schlachten, wo sie den Feind mit zehnfach geringerer Mühe in die Flucht geschlagen hatten, das gleiche Gefühl des Grauens vor einem Gegner, der, wenngleich er die Hälfte seiner Truppen verloren hatte, am Ende der Schlacht noch ebenso drohend dastand wie zu Beginn.

Die innere Kraft der angreifenden französischen Truppen war erschöpft. Nicht einen Sieg, der nach erbeuteten, an Stangen hängenden Fetzen, Fahnen genannt, oder nach der Größe der Fläche, auf der die Truppen standen und nun stehen, bestimmt wird, sondern einen inneren Sieg, einen Sieg, der den Gegner von der inneren Überlegenheit seines Feindes und von seiner eignen Kraftlosigkeit überzeugt, einen solchen Sieg hatten die Russen bei Borodino errungen.

Das eindringende französische Heer fühlte wie ein wütendes Tier, das bei seinem Ansatz zum Sprung eine tödliche Wunde empfangen hat, seinen Untergang herannahen, aber es konnte nicht innehalten, ebenso wie die nur halb so starke russische Armee gar nichts anderes tun konnte, als nur abwehren. Nach diesem Rippenstoß konnte sich das französische Heer noch bis Moskau hinschleppen, dort aber mußte es ohne neue Anstrengungen von seiten der Russen zugrunde gehen, mußte an der bei Borodino empfangenen tödlichen Wunde verbluten.

Die unmittelbaren Folgen der Schlacht bei Borodino waren die grundlose Flucht Napoleons aus Moskau, sein Rückzug auf der alten Smolensker Straße, die Vernichtung des eingedrungenen Heeres von fünfmalhunderttausend Mann, und der Untergang des Napoleonischen

Frankreich, auf das bei Borodino zum erstenmal die Faust eines an Geist überlegenen Gegners herabgesunken war.

ELFTER TEIL

Der ununterbrochene Fortgang einer Bewegung ist für den menschlichen Verstand unfaßbar. Die Gesetze einer Bewegung, welcherart diese auch sein möge, werden dem Menschen nur dann verständlich, wenn er willkürlich herausgegriffene, einzelne Phasen dieser Bewegung betrachtet. Doch eben aus diesem Verfahren, aus dieser willkürlichen Zergliederung einer fortdauernden Bewegung in abgerissene Einzelteile entspringen die meisten aller menschlichen Irrtümer.

Bekannt ist jener Sophismus der Alten, demzufolge Achilles eine vor ihm herkriechende Schildkröte nie einholen könne, wenn er auch zehnmal schneller laufe als diese; denn während er den Raum, der ihn von ihr trenne, durchheilt habe, sei diese wieder um ein Zehntel dieses Raumes vorwärts gekommen, und während Achilles nun dieses Zehntel zurücklege, wandere die Schildkröte abermals um ein Hundertstel weiter, und so fort bis ins Unendliche. Diese Aufgabe schien den Alten unlösbar. Das Unsinnige dieser Folgerung, daß Achilles die Schildkröte niemals einholen werde, kam nur daher, daß man diesen Vorgang willkürlich in einzelne abgerissene Phasen zergliederte, während die Bewegung sowohl des Achill als auch der Kröte ununterbrochen fortlief.

Greifen wir immer kleinere und kleinere Einzelphasen einer Bewegung heraus, so nähern wir uns nur der Lösung, kommen aber nie zum Ziel. Nur wenn wir eine unendlich kleine Größe und eine von ihr ausgehende Progression ansetzen, die bis zu zehn Gliedern aufsteigt, und von dieser geometrischen Progression die Summe nehmen, kommen wir auf die richtige Lösung. Ein neuer Zweig der Mathematik, der bis zu der Kunst vorgedrungen ist, mit unendlich kleinen Größen zu rechnen, gibt jetzt auch in anderen komplizierten Fällen der Bewegung Antwort auf Fragen, die bisher unlösbar schienen.

Dieser neue, den Alten unbekanntes Zweig der Mathematik, der Bewegungsfragen durch Ansetzen unendlich kleiner Größen auf den Grund geht, das heißt solcher Größen, bei denen die Haupteigenschaft einer Bewegung, ihre absolute Stetigkeit, wiederhergestellt wird, macht durch ein solches Verfahren jenen unvermeidlichen Fehler

wieder gut, den der menschliche Verstand machen muß, wenn er statt einer fortdauernden Bewegung nur einzelne Phasen von ihr betrachtet.

Die Erforschung der Gesetze historischer Bewegungen vollzieht sich ganz in der gleichen Weise.

Die Bewegung der Menschheit, die unzähligen menschlichen Willensäußerungen entspringt, ist eine stetige Bewegung.

Die Gesetze dieser Bewegung zu begreifen, ist das Ziel der Geschichtswissenschaft. Doch um die Gesetze dieser fortdauernden Bewegung der Summe aller menschlichen Willensäußerungen zu verstehen, greift der menschliche Verstand willkürlich abgerissene Einzelphasen heraus. Der eine Weg der Geschichtsforschung besteht darin, willkürliche Reihen fortdauernder Ereignisse herauszugreifen und sie, gesondert von allen anderen, zu betrachten, während es doch für einzelne Ereignisse keinen Anfang gibt und geben kann, da ja ununterbrochen ein Ereignis aus dem anderen entspringt. Der zweite Weg besteht darin, die Taten eines einzelnen Menschen, eines Kaisers oder Feldherrn, als die Summe aller menschlichen Willensäußerungen zu betrachten, während diese Summe doch niemals durch die Wirksamkeit einer einzelnen geschichtlichen Persönlichkeit zum Ausdruck kommt.

Zwar unterzieht die Geschichtswissenschaft in ihrer fortschreitenden Entwicklung jetzt immer kleinere und kleinere Einzelphasen der Betrachtung und ist bemüht, sich auf diesem Weg der Wahrheit zu nähern. Aber so klein diese Einzelphasen, die die Geschichtsforschung herausgreift, auch immer sein mögen, fühlen wir doch, daß die Betrachtung von Einzelereignissen, abgesondert von anderen, ebenso wie die Annahme eines Anfanges einer Erscheinung und die Behauptung, daß die Willensäußerungen aller Menschen in den Taten einzelner geschichtlicher Persönlichkeiten zum Ausdruck kämen, an und für sich falsch sind.

Jede Schlußfolgerung der Geschichte fällt ohne die geringste Anstrengung von Seiten der Kritik immer schon aus dem Grund wie Staub in sich zusammen und läßt keine Spur zurück, weil man sich zum Gegenstand der Betrachtung immer eine größere oder kleinere abgerissene Einzelphase auswählt, wozu man auch stets das Recht hat, weil ja die historischen Ereignisse von seiten der Geschichtsforschung ebenfalls willkürlich herausgegriffen worden sind.

Nur wenn wir einen unendlich kleinen Teil – das Differential der Geschichte, das heißt den gleichartigen Trieb der Menschen – der Betrachtung unterwerfen und bis zur Kunst der Integralrechnung – die Summe dieser unendlich kleinen Einzelteile zu ziehen – vorgedrungen sind, erst dann dürfen wir hoffen, die Gesetze der Geschichte zu verstehen.

Die ersten fünfzehn Jahre des neunzehnten Jahrhunderts stellen uns in Europa eine ungewöhnliche Bewegung von Millionen von Menschen vor Augen. Die Menschen verlassen ihre gewohnte Beschäftigung, streben vom einen Ende Europas zum anderen, berauben und töten sich gegenseitig, frohlocken und verzweifeln, und der ganze Gang ihres Lebens nimmt für Jahre einen anderen Verlauf und zeigt eine verstärkte Bewegung, die anfangs wächst, dann aber wieder abflaut. Was war der Grund für diese Bewegung, und nach welchen Gesetzen vollzog sie sich? fragt sich der menschliche Verstand.

Die Geschichtsschreiber beantworten die Frage, indem sie uns die Reden und Taten von ein paar Dutzend Leuten in einem Gebäude von Paris auslegen, und nennen diese Reden und Taten Revolution. Dann geben sie uns eine ausführliche Lebensbeschreibung Napoleons und einiger Persönlichkeiten, die ihm teils freundlich, teils feindlich gesinnt waren, erzählen von dem Einfluß, den der auf den und dieser auf jenen ausgeübt habe, und behaupten: daher kam diese Bewegung, das waren ihre Gesetze.

Doch der menschliche Verstand weigert sich nicht nur, an diese Erklärung zu glauben, sondern sagt uns geradezu, daß der Weg zu einer solchen Lösung der Frage falsch ist, weil dabei eine schwächere Erscheinung als Grund einer stärkeren angenommen wird. Die Summe aller menschlichen Willensäußerungen war es, die sowohl die Revolution als auch Napoleon geschaffen hat, und nur die Summe dieser Willensäußerungen schuf und vernichtete dann auch beide.

Jedesmal, wenn Eroberungen gemacht wurden, hat es Eroberer gegeben, sagt die Geschichtsforschung, und jedesmal, wenn im Staat Umwälzungen vorgenommen wurden, große Männer.

Gewiß hat es jedesmal, so antwortet der menschliche Verstand, wenn Eroberer sich zeigten, auch Kriege gegeben, aber das beweist noch nicht, daß die Eroberer der Grund zu diesen Kriegen gewesen seien oder daß es möglich wäre, die Gesetze des Krieges in der

persönlichen Wirksamkeit eines einzelnen Menschen zu finden. Jedermal, wenn ich auf meine Uhr blicke und sehe, daß der Zeiger sich der Zehn nähert, höre ich, daß in der Kirche nebenan das Läuten beginnt; doch aus dem Umstand, daß der Zeiger jedesmal auf der Zehn steht, wenn das Glockenläuten anfängt, darf ich nicht schließen, daß der Stand meines Zeigers die Ursache für die Bewegung der Glocke ist. Jedermal, wenn ich die Bewegung eines Dampfwagens sehe, höre ich den Ton der Pfeife und sehe, wie die Klappen sich öffnen und die Räder sich drehen, aber ich habe nicht das Recht, daraus zu schließen, daß das Pfeifen und Drehen der Räder die Ursache für die Bewegung des Dampfwagens ist.

Die russischen Bauern sagen, im späten Frühling wehe stets noch einmal ein kalter Wind, weil die Knospen der Eichen aufspringen, und wirklich wehen immer im Frühling zu der Zeit, wenn sich die Eiche entfaltet, noch einmal kalte Winde. Doch wenn mir auch die Ursache des beim Knospen der Eiche wehenden kalten Windes unbekannt ist, so kann ich mich trotzdem mit der Annahme der Bauern, daß das Aufblühen der Eiche die Ursache der kalten Winde sei, schon allein aus dem Grund nicht einverstanden erklären, weil die Kraft des Windes nicht unter dem Einfluß der Knospen steht. Ich erblicke darin nur ein Zusammentreffen von Umständen, wie sie bei jeder Lebenserscheinung vorkommen, und sehe, daß ich, wie eingehend ich auch den Zeiger der Uhr, die Klappen und Räder des Dampfwagens und die Knospen der Eiche betrachten mag, den Grund des Glockenläutens, der Bewegung des Dampfwagens und des Frühlingwindes daraus doch nicht erkennen kann. Um das zu erreichen, muß ich den Standpunkt für meine Beobachtung vollkommen ändern: ich muß die Gesetze der Bewegung des Dampfes, der Glocke und des Windes studieren. Dasselbe muß man auch in der Geschichte tun. Und solche Versuche sind bereits unternommen worden.

Um die Gesetze der Geschichte kennenzulernen, müssen wir den Gegenstand unserer Betrachtung vollkommen ändern, müssen Kaiser, Minister, Generäle gänzlich beiseite lassen und dafür die unendlich kleinen, gleichartigen Elemente studieren, welche die Massen leiten. Niemand vermag vorauszusagen, inwieweit es uns beschieden sein wird, auf diesem Weg zu einem Verständnis der Gesetze der Geschichte zu gelangen, aber es ist klar, daß nur auf diesem Weg die Möglichkeit gegeben ist, den Gesetzen der Geschichte auf die Spur zu

kommen, auf diesem Weg allein, auf den der menschliche Geist noch nicht ein Millionstel all jener Anstrengungen verwandt hat, die die Historiker zur Schilderung der Taten verschiedener Könige, Feldherren und Minister und zur Auseinandersetzung ihrer Betrachtungen darüber verschwendet haben.

2

Streitkräfte zwölf verschiedener Zungen brechen in Rußland ein. Die russischen Truppen und die Einwohnerschaft ziehen sich zurück und weichen einem Zusammenstoß bis Smolensk und von Smolensk bis Borodino aus. Die französischen Truppen treibt eine immer stärker werdende ungestüme Kraft nach Moskau, an das Ziel ihrer Bewegung. Diese Kraft nimmt, je mehr sie sich ihrem Ziel nähert, an Ungestüm zu, ebenso wie die Schnelligkeit eines fallenden Körpers im gleichen Verhältnis mit seiner Annäherung zur Erde wächst. Hinter ihnen liegen Tausende von Werst durch Hungersnot verödetes Feindesland, vor ihnen nur noch hundert Werst, die sie vom Ziel trennen. Das fühlt jeder Soldat der Napoleonischen Armee, und so bewegt sich das eindringende Heer infolge dieser ungestümen Kraft ganz von selbst.

Je weiter sich die russischen Truppen zurückziehen müssen, um so heftiger entbrennt in ihnen die Erbitterung gegen den Feind: sie konzentriert sich und wächst, während sie zurückweichen. Da kommt es bei Borodino zum Zusammenstoß. Weder das eine noch das andere Heer wird vernichtet, aber die russischen Truppen müssen unmittelbar nach dem Zusammenprall mit derselben Notwendigkeit zurückweichen, wie eine Kugel unfehlbar zurückrollen muß, die mit einer anderen, ihr mit großem Ungestüm entgegenfliegenden Kugel zusammenprallt. Und mit derselben Notwendigkeit muß – obgleich sie beim Anprall ihre Hauptkraft verloren hat – die ungestüm ansausende Kugel der Invasion noch eine Strecke weiterrollen.

Die Russen ziehen hundertundzwanzig Werst zurück, noch hinter Moskau, und die Franzosen dringen bis Moskau vor und machen dort halt. Fünf Wochen lang findet nicht ein einziges Gefecht statt. Die Franzosen rühren sich nicht. Wie ein tödlich verwundetes Tier, das verblutend seine Wunden leckt, liegen sie fünf Wochen lang in Moskau still, ohne irgend etwas zu unternehmen. Plötzlich aber weichen sie ohne jeden neuen Grund zurück, eilen nach der Kalugaer Heerstraße und fliehen, selbst nach einem Sieg, da ja das Schlachtfeld bei Malo-Jaroslavez wieder in ihren Händen blieb, ohne sich weiter auf ein ernstes Gefecht einzulassen, immer schneller und schneller bis

nach Smolensk zurück, über Smolensk hinaus bis nach Wilna, über die Beresina und immer weiter.

Am 26. August abends war sowohl Kutusow wie auch die ganze russische Armee davon überzeugt, daß die Schlacht bei Borodino gewonnen sei. Kutusow schrieb auch in diesem Sinn an den Kaiser. Den Truppen erteilte er den Befehl, sich auf einen neuen Kampf vorzubereiten, um den Feind endgültig zu schlagen, und er tat das nicht etwa, um jemanden zu täuschen, sondern weil er wie jeder andere Teilnehmer an der Schlacht der Meinung war, daß der Feind besiegt sei.

Aber noch am selben Abend und am anderen Tag liefen, eine nach der anderen, die Nachrichten von unerhörten Verlusten ein, vom Verlust der halben Armee, und so wurde eine neue Schlacht zur physischen Unmöglichkeit.

Man konnte einfach keine neue Schlacht liefern, ehe man nicht Erkundigungen eingezogen, die Verwundeten aufgesammelt, neue Munition herbeigeschafft, die Toten gezählt, neue Führer an Stelle der gefallenen gesetzt, und ehe nicht die Mannschaften sich satt gegessen und ausgeschlafen hatten. So aber drang gleich am Morgen nach der Schlacht das französische Heer infolge jener ungestümen Kraft der Bewegung, die gleichsam im umgekehrten Verhältnis zum Quadrat ihrer Entfernung gewachsen war, wie von selber auf die Russen ein. Kutusow wollte am nächsten Tag angreifen, und die ganze Armee wünschte dasselbe. Aber zum Angreifen genügt nicht nur der Wunsch, dies zu tun, es muß auch die Möglichkeit dazu vorhanden sein. Diese Möglichkeit aber fehlte. Man konnte gar nicht anders, als einen Tagemarsch zurückgehen, dann mußte man noch einen zweiten weichen, und dann noch einen dritten, und endlich, am 1. September, als die Armee bis nach Moskau gekommen war, forderte die Wucht der Tatsachen, daß sich die Truppen bis hinter Moskau zurückzogen, obgleich sich das Gefühl in den Reihen des Heeres mit aller Macht dagegen sträubte. Und so wich unsere Armee noch um einen Tagemarsch, den letzten, zurück und gab Moskau dem Feinde preis.

Jenen Leuten, die zu denken gewohnt sind, daß Kriegs- und Schlachtenpläne von den Feldherren auf dieselbe Weise entworfen werden, wie es jeder von uns in seinem Arbeitszimmer, über die Karte gebeugt, tut, indem er sich ausdenkt, wie er in dieser und in jener Schlacht verfügt hätte – jenen Leuten werden sich mancherlei Fragen

aufdrängen: warum Kutusow bei diesem Rückzug nicht so oder so verfahren sei, warum er die Stellung vor Fili nicht eingenommen habe, warum er nicht mit einemmal bis zur Kalugaer Heerstraße zurückgegangen sei und Moskau beiseite gelassen habe, und so weiter. Leute, die so zu denken gewohnt sind, vergessen oder haben keine Ahnung von all den unvermeidlichen Umständen, denen das Handeln jedes Oberkommandierenden unterworfen ist.

Die Tätigkeit eines Feldherrn hat nicht die geringste Ähnlichkeit mit dem, was wir uns darunter vorstellen, wenn wir in unserem Arbeitszimmer sitzen und irgendeinen Feldzug auf der Karte verfolgen, die Stärke der Streitkräfte sowohl auf der einen als auch auf der anderen Seite und auch das Gelände kennen und mit unseren Kombinationen an irgendeinem bestimmten Zeitpunkt einsetzen. Ein Oberkommandierender wird sich nie unter jenen Anfangsbedingungen eines Ereignisses befinden, unter denen wir die Sache betrachten. Er wird immer inmitten einer fortlaufenden Reihe von Ereignissen stehen, so daß er niemals und nicht einen einzigen Augenblick imstande sein wird, die volle Bedeutung eines sich eben vollziehenden Ereignisses zu überdenken. Unmerklich, von Augenblick zu Augenblick, reift das Ereignis zu seiner eignen Bedeutung aus, und während dieses steten folgerichtigen Ausreifens befindet sich der Oberkommandierende jeden Augenblick im Mittelpunkt eines höchst verwickelten Spiels von Intrigen, Sorgen, Abhängigkeit, Machtbefugnis, Projekten, Ratschlägen, Drohungen und Täuschungen und sieht sich ständig der unumgänglichen Notwendigkeit gegenüber, auf eine Unzahl ihm vorgelegter Fragen zu antworten, die einander stets widersprechen.

Gelehrte Kriegskundige behaupten mit dem größten Ernst, Kutusow habe die Truppen schon lange vor Fili auf die Kalugaer Heerstraße leiten müssen, es habe ihm sogar jemand einen solchen Plan unterbreitet. Aber einem Oberkommandierenden pflegt, besonders in einem schwierigen Augenblick, nicht nur ein einziger Plan vorgelegt zu werden, sondern immer Dutzende auf einmal. Und jeder dieser auf Strategie und Taktik gestützten Pläne widerspricht dem andern. Es könnte scheinen, als habe der Oberkommandierende nun weiter keine Aufgabe, als aus allen diesen Plänen einen auszuwählen. Aber auch das kann er nicht tun. Die Zeit und die Ereignisse warten nicht. Nehmen wir an, man hat ihm am 28. den Vorschlag gemacht,

auf die Kalugaer Heerstraße überzugehen, gleichzeitig aber kommt ein Adjutant von Miloradowitsch angesprengt und fragt, ob sich sein General sogleich in ein Gefecht mit den Franzosen einlassen oder zurückgehen soll. Es muß unverzüglich im selben Augenblick ein Befehl erteilt werden. Doch ein solcher Befehl zu einem Rückzug bringt Kutusow dann wieder davon ab, auf die Kalugaer Straße umzuschwenken.

Und nach dem Adjutanten kommt der Intendant und fragt, wohin er den Proviant fahren, und der Chef eines Lazarettts will wissen, wohin er die Verwundeten transportieren lassen soll. Es kommt ein Kurier aus Petersburg und bringt einen Brief vom Kaiser, der von der Möglichkeit, Moskau zu übergeben, nichts wissen will. Und der Nebenbuhler des Oberkommandierenden, der dessen Stellung zu untergraben sucht – solche gibt es immer, und nicht nur einen, sondern mehrere –, schlägt einen neuen Plan vor, der dem Projekt eines Übergangs auf die Kalugaer Straße diametral zuwiderläuft. Die Körperkräfte des Oberkommandierenden selbst fordern Schlaf und Stärkung. Doch da kommt schon wieder ein ehrenwerter General, der bei der Ordensverteilung übergangen worden ist, und beschwert sich. Die Einwohner flehen um Schutz. Ein Offizier, der zur Erkundung des Geländes abgesandt wurde, kommt zurück und meldet gerade das Gegenteil dessen, was ein anderer vor ihm gesagt hat, und ein Kundschafter, ein Gefangener, ein General nach einem Rekognoszierungsritt – jeder entwirft von der Stellung des feindlichen Heeres ein anderes Bild.

Leute, die nicht gewohnt sind, an diese unvermeidlichen Bedingungen für die Tätigkeit jedes Oberkommandierenden zu denken und ihnen Verständnis entgegenzubringen, führen uns zum Beispiel die Stellung unserer Truppen bei Fili vor Augen und nehmen dabei an, der Oberkommandierende habe am 1. September vollkommen frei die Frage einer Preisgabe oder Verteidigung Moskaus entscheiden können, während es bei der Stellung der russischen Armee fünf Werst von Moskau eine solche Frage überhaupt nicht geben konnte.

Wann aber wurde diese Frage entschieden? Schon an der Drissa und bei Smolensk. Am merklichsten aber am 24. bei Schewardino und am 26. bei Borodino und jeden Tag, jede Stunde, jeden Augenblick während des Rückzugs von Borodino nach Fili.

3

Als Jermolow, den Kutusow ausgesandt hatte, um die Stellung zu besichtigen, dem Feldmarschall sagte, daß man sich in einer solchen Position vor Moskau unmöglich schlagen könne und zurückgehen müsse, sah ihn Kutusow schweigend an.

»Gib mal deine Hand her«, sagte er dann, und indem er sie so drehte, daß er den Puls fühlen konnte, fuhr er fort: »Du bist krank, mein Täubchen, bedenke doch, was du sprichst!«

Kutusow konnte die Möglichkeit, sich ohne Schlacht hinter Moskau zurückzuziehen, gar nicht fassen.

Auf dem Poklonberg, sechs Werst vom Dorogomilowtor in Moskau entfernt, stieg Kutusow aus seinem Wagen und setzte sich auf eine Bank am Rand des Weges. Eine große Anzahl Generäle scharte sich um ihn. Graf Rastoptschin, der aus Moskau gekommen war, gesellte sich zu ihnen. Diese ganze glänzende Gesellschaft, die sich in mehrere Gruppen gegliedert hatte, unterhielt sich über die Vorteile und Nachteile der Stellung, über die Lage des Heeres, die vorliegenden Pläne, den Zustand Moskaus und überhaupt über Fragen, die den Krieg betrafen. Sie alle fühlten, daß sie, obgleich sie nicht dazu berufen und nicht so benannt waren, doch einen Kriegsrat bildeten. Alle Gespräche beschränkten sich auf das Gebiet allgemeiner Fragen. Wenn auch jemand einmal eine persönliche Neuigkeit mitteilte oder erfuhr, so wurde davon doch nur im Flüsterton gesprochen, und gleich ging man wieder auf allgemeine Fragen über. Weder Scherzen noch Lachen, ja nicht einmal ein Lächeln war bei diesen Männern zu sehen. Alle waren offenbar bemüht, sich mit Anstrengung auf der Höhe der Situation zu halten. Jede Gruppe suchte, während sie ihre Gespräche führte, sich möglichst in der Nähe des Oberkommandierenden zu behaupten, dessen Bank im Mittelpunkt aller Kreise stand, und alle sprachen so laut, daß er sie hören konnte.

Der Oberkommandierende hörte zu, warf manchmal eine Frage zwischen das, was um ihn herum gesprochen wurde, beteiligte sich aber selber nicht an der Unterhaltung und verlieh keinerlei Ansicht Ausdruck. Meistenteils wandte er sich, nachdem er eine Weile den Gesprächen irgendeines Kreises gelauscht hatte, mit enttäuschter

Miene, als wären ihre Worte ganz und gar nicht das, was er wissen wolle, wieder von ihnen ab.

Die einen unterhielten sich über die ausgewählte Stellung, wobei sie nicht nur die Stellung selbst kritisierten, sondern auch die geistigen Fähigkeiten derjenigen, die diese Wahl getroffen hatten. Andere bewiesen, daß der Fehler schon früher gemacht worden sei: man hätte die Schlacht bereits vorgestern annehmen müssen. Ein dritter Kreis unterhielt sich über die Schlacht bei Salamanka¹⁸², von welcher der soeben bei der Armee eingetroffene Franzose Crossard, der spanische Uniform trug, erzählte. Dieser Franzose setzte einem der deutschen Prinzen, die in der russischen Armee dienten, die Belagerung von Saragossa¹⁸³ auseinander und erwoog die Möglichkeit, Moskau in der gleichen Weise zu verteidigen. In einer vierten Gruppe sprach Graf Rastoptschin davon, daß er bereit sei, mit der Moskauer Stadtwache vor den Mauern der Residenz zugrunde zu gehen, dabei aber nicht umhin könne, sein Bedauern darüber zu äußern, daß man ihn solange in Unkenntnis gelassen habe, denn wenn er das früher gewußt hätte, so stünde manches anders ... Eine fünfte Gruppe sprach von der Richtung, die unsere Truppen einschlagen müßten, wobei alle die ganze Tiefe ihrer strategischen Kenntnisse offenbarten, während in einer sechsten Gruppe nichts als Blödsinn zusammengeredet wurde.

Kutusows Miene wurde immer sorgenvoller und bekümmert. Aus all diesen Gesprächen ersah er nur das eine: Moskau zu verteidigen war physisch unmöglich, und zwar in der vollen Bedeutung dieses Wortes, das heißt bis zu einem solchen Grad unmöglich, daß, wenn wirklich ein toller Oberkommandierender den Befehl erteilt hätte, eine Schlacht zu liefern, es nur zu einem kopflosen Durcheinander und trotz alledem zu keiner Schlacht gekommen wäre, schon allein deshalb, weil alle höheren Offiziere diese Stellung nicht nur für unmöglich hielten, sondern sogar schon in ihren Gesprächen immer nur das in Erwägung zogen, was nach dem zweifellosen Verlassen dieser Stellung geschehen werde. Wie hätten Kommandeure ihre Truppen auf ein Schlachtfeld führen können, das sie für unmöglich hielten? Auch die unter ihnen stehenden Offiziere und sogar die Soldaten, die sich doch auch ein Urteil bildeten, hätten ebenfalls die Unmöglichkeit einer solchen Stellung erkannt und deshalb nicht mit Zuversicht in die Schlacht ziehen können. Wenn Bennisen auf der Verteidigung dieser Stellung bestand, und andere ihre Vorteile und

Nachteile noch abwogen, so hatte diese Frage doch an und für sich keine Bedeutung mehr, höchstens noch als Vorwand für Streit und Intrigen. Das sah Kutusow ein.

Bennigsen, der diese Stellung ausgewählt hatte, stellte leidenschaftlich seinen russischen Patriotismus zur Schau, was Kutusow nicht ohne Stirnrunzeln anhören konnte, und bestand auf einer Verteidigung Moskaus. Kutusow war Bennigsens Ziel sonnenklar: mißlang die Verteidigung, so wälzte er alle Schuld auf Kutusow, der die Truppen, ohne eine Schlacht zu liefern, bis zu den Sperlingsbergen geführt hatte, war die Verteidigung von Erfolg gekrönt, so nahm er diesen für sich in Anspruch; lehnte man seinen Vorschlag ab, so wusch er sich hinsichtlich des Verbrechens, Moskau preisgegeben zu haben, die Hände in Unschuld.

Aber diese Intrigen waren es nicht, die den alten Feldherrn jetzt beschäftigten. Eine furchtbare Frage stieg vor ihm auf. Und auf diese Frage hörte er von niemandem eine Antwort. Es war die Frage: War ich es, der Napoleon bis Moskau hat vordringen lassen, und wann habe ich das getan? Wann ist es zu einer solchen Entscheidung gekommen? War es gestern, als ich Platow den Rückzugbefehl schickte? Oder vorgestern abend, als ich vor Erschöpfung einschlief und Bennigsen den Oberbefehl überließ? Oder schon früher? ... Aber wann, wann hat sich nur dies entsetzliche Ereignis entschieden? Moskau muß preisgegeben werden. Die Truppen müssen zurückgehen, und dieser Befehl muß erteilt werden.

Diesen furchtbaren Befehl zu erteilen erschien ihm ebenso schwer, wie vom Kommando über die Armeen zurückzutreten. Nicht nur weil er die Macht liebte und an sie gewöhnt war – die Ehrungen, die dem Fürsten Prosorowskij erwiesen worden waren, unter dem er in der Türkei gedient hatte, reizten ihn –, er hatte auch die Überzeugung, daß er zum Retter Rußlands vorausbestimmt und nur deshalb gegen den Willen des Kaisers, aber auf Wunsch des Volkes zum Oberbefehlshaber ernannt worden war. Er war überzeugt, daß er allein sich in so schwierigen Verhältnissen an der Spitze der Armee behaupten könne, und daß er allein in der ganzen Welt imstande sei, in dem unbesiegbaren Napoleon furchtlos seinen Gegner zu erkennen. Doch bei dem Gedanken an den Befehl, den er jetzt erteilen mußte, packte ihn das Entsetzen. Aber eine Entscheidung mußte getroffen, und diesen

Gesprächen rund um ihn herum, die anfangen, einen zu freien Charakter anzunehmen, mußte ein Ende gemacht werden.

Er rief die ältesten Generäle zu sich heran.

»Ma tête, fût-elle bonne ou mauvaise, n'a qu'à s'aider d'elle même«, sagte er, stand von der Bank auf und fuhr nach Fili, wo seine Equipagen standen.

In der besten Stube der geräumigen Hütte des Bauern Andrej Sawostjanow versammelte sich um zwei Uhr der Kriegsrat. Die Männer, Weiber und Kinder der Bauernfamilie drängten über den Flur nach dem dunklen Teil der Hütte hinüber. Nur das Enkelkind Andrejs, die sechsjährige Malascha, die der Durchlauchtigste gestreichelt und beim Tee mit einem Stück Zucker beschenkt hatte, blieb auf dem Ofen in der großen Stube. Lustig und schüchtern betrachtete sie von ihrem Ofenplatz aus die Gesichter, Uniformen und Orden der Generäle, die einer nach dem anderen in die Hütte traten und auf den breiten Bänken unter den Heiligenbildern in der Besuchsecke Platz nahmen. Großväterchen selber – wie Malascha Kutusow in Gedanken nannte – saß von ihnen abgesondert in einer dunklen Ecke hinter dem Ofen. Schwer auf seinem Feldstuhl zusammengesunken, saß er da, hüstelte ununterbrochen und schob immer wieder seinen Uniformkragen zurück, der, obwohl er aufgeklopft war, ihn doch am Hals zu drücken schien.

Die Eintretenden gingen einer nach dem andern zum Feldmarschall hin; einigen reichte er die Hand, anderen nickte er zu. Der Adjutant Kaiserow wollte den Vorhang an dem Fenster, das Kutusow gegenüberlag, zurückziehen, aber Kutusow winkte ihm ärgerlich mit der Hand ab, und Kaiserow verstand: der Durchlauchtige wünschte nicht, daß alle sein Gesicht sahen.

Um den Bauertisch aus Tannenholz, auf dem Karten, Pläne, Bleistifte und Zettel lagen, hatten sich so viele Personen versammelt, daß die Burschen noch eine Bank hereinbringen und an den Tisch stellen mußten. Auf diese Bank setzten sich die zuletzt Eintreffenden: Jermolow, Kaiserow und Toll. Auf dem Ehrenplatz, gerade unter den Heiligenbildern, saß, mit dem Georgskreuz am Hals, mit seinem blassen, kränklichen Gesicht und seiner hohen Stirn, die in eine Glatze überging, Barclay de Tolly. Er quälte sich schon seit zwei Tagen mit einer Fieberkrankheit herum, die ihn gerade jetzt wieder packte und schüttelte. Neben ihm saß Uwarow, der mit leiser Stimme, wie auch alle anderen sprachen, Barclay unter lebhaften Gebärden etwas auseinandersetzte. Der kleine, kugelrunde Dochturow, der die Brauen

hochgezogen und die Hände über dem Bauch gefaltet hatte, hörte aufmerksam zu.

Auf der anderen Seite saß, den breiten Kopf mit den verwegenen Zügen und leuchtenden Augen auf die Hand gestützt, Graf Ostermann-Tolstoi und schien in Gedanken versunken. Rajewskij, der mit gewohnter Gebärde sein schwarzes Haar an den Schläfen zu Locken ringelte, blickte mit einem Ausdruck der Ungeduld bald auf Kutusow, bald auf die Eingangstür. Auf dem hübschen, gutmütigen und bestimmten Gesicht Konownizyns strahlte ein liebevolles und verschmitztes Lächeln; er begegnete Malaschas Blicken und machte ihr mit den Augen Zeichen, die das kleine Mädchen zum Lachen brachten.

Alle warteten auf Bennigsen, der unter dem Vorwand einer erneuten Besichtigung unserer Stellung erst sein leckeres Mittagmahl in Ruhe zu Ende aß. Man wartete von vier bis sechs auf ihn und ging während dieser ganzen Zeit nicht zu den Beratungen über, sondern führte mit gedämpfter Stimme Gespräche über nebensächlichere Dinge.

Erst als Bennigsen in die Hütte eintrat, kam Kutusow aus seiner Ecke heraus und an den Tisch heran, aber nur so weit, daß sein Gesicht nicht von den Kerzen auf dem Tisch beleuchtet wurde.

Bennigsen eröffnete den Kriegsrat mit der Frage: Sollen wir die alte, heilige Hauptstadt Rußlands ohne Kampf überliefern oder sollen wir sie verteidigen? Ein langes und allgemeines Schweigen folgte. Alle Gesichter wurden finster, und durch die Stille klang nur das zornige Hüsteln und Krächzen Kutusows. Aller Augen wandten sich ihm zu. Selbst Malascha blickte Großväterchen an. Sie war ihm näher als alle andern und konnte sehen, wie sich sein Gesicht in Falten zog, als wolle er weinen. Doch das dauerte nur einen Augenblick.

»Die alte, heilige Hauptstadt Rußlands«, fing er, mit zorniger Stimme Bennigsens Worte wiederholend, plötzlich an und deckte damit den hinterlistigen Beiklang dieser Worte auf. »Erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, Erlaucht, daß eine solche Frage für einen Russen keinen Sinn hat.« Dabei wälzte er seinen schweren Körper nach vorn. »Eine solche Frage darf man nicht stellen, eine solche Frage hat keinen Sinn. Die Frage, um derentwillen ich die Herren gebeten habe, sich hier zu versammeln, ist eine militärische. Es ist folgende Frage: Rußlands Rettung beruht auf seiner Armee; ist es nun vorteilhafter,

den Verlust dieser Armee und auch Moskaus zu riskieren, indem wir eine Schlacht annehmen, oder Moskau ohne Kampf zu übergeben? Über diese Frage wünsche ich Ihre Ansichten zu hören.« Darauf sank er an die Lehne seines Sessels zurück.

Die Debatte begann.

Bennigsen hielt das Spiel noch nicht für verloren. Zwar stimmte er nun der Ansicht Barclays und anderer bei, daß es unmöglich sei, eine Verteidigungsschlacht bei Fili anzunehmen, aber er machte, durchdrungen von russischem Patriotismus und der Liebe zu Moskau, den Vorschlag, die Truppen in der Nacht vom rechten auf den linken Flügel hinüberzuführen und am nächsten Tag gegen den rechten Flügel der Franzosen vorzustoßen.

Die Meinungen gingen auseinander, eine Debatte für und wider diesen Vorschlag setzte ein. Jermolow, Dochturow und Rajewskij stimmten Bennigsen bei. Wurden diese Generäle von dem Gefühl geleitet, daß es notwendig sei, vor der Preisgabe der Hauptstadt noch ein Opfer zu bringen, oder spornten andere, persönliche Erwägungen sie dazu an – jedenfalls schienen sie nicht einzusehen, daß der gegenwärtige Kriegsrat an dem unabwendbaren Verlauf der Dinge nichts mehr zu ändern vermochte, und daß Moskau schon jetzt preisgegeben war. Die übrigen Generäle begriffen dies, ließen das Problem Moskau ganz beiseite und sprachen nur von der Richtung, die die Truppen bei ihrem Rückzug einzuschlagen hatten.

Malascha, die, ohne ein Auge zu verwenden, alles verfolgte, was sich vor ihr abspielte, faßte die Bedeutung dieses Kriegsrates anders auf. Ihr schien, als handle es sich hier nur um einen persönlichen Streit zwischen Großväterchen und dem Langrock, wie sie Bennigsen nannte. Sie sah, wie beide immer böse wurden, wenn sie miteinander sprachen, und schlug sich im stillen auf Großväterchens Seite. Mitten im Gespräch sah sie, wie Großväterchen dem Langrock einen schnellen, listigen Blick zuwarf, und bemerkte gleich darauf zu ihrer Freude, daß Großväterchen, indem er irgend etwas sagte, es dem Langrock ordentlich gesteckt haben mußte: Bennigsen bekam plötzlich einen roten Kopf und ging wütend in der Hütte auf und ab. Die Worte, die einen solchen Eindruck auf Bennigsen gemacht hatten, waren Kutusows ruhig und leise geäußerte Ansicht über die Vorteile und Nachteile von Bennigsens Vorschlag, die Truppen bei Nacht vom

rechten auf den linken Flügel hinüberzuführen, um gegen den rechten Flügel der Franzosen vorzustoßen.

»Ja, meine Herren«, sagte Kutusow, »ich kann dem Plan des Grafen nicht beistimmen. Eine Verschiebung der Truppen in so geringer Entfernung vom Feind pflegt immer gefährlich zu sein, und die Kriegsgeschichte bestätigt diese Erfahrung. So zum Beispiel ...« Kutusow sah Bennigsen, als suche er nachdenklich nach einem Beispiel, mit einem hellen, harmlosen Blick an, »so war zum Beispiel gleich die Schlacht bei Friedland, an die sich der Graf, denke ich, noch sehr wohl erinnern wird, nicht ganz ... erfolgreich nur deshalb, weil die Truppen in zu geringer Entfernung vom Feind umgruppiert wurden ...«

Es trat ein minutenlanges Schweigen ein, das allen sehr lang vorkam.

Dann lebte die Debatte noch einmal auf, aber es traten immer mehr und mehr Pausen ein, und man hatte das Gefühl, daß eigentlich über nichts mehr zu verhandeln war.

Während einer dieser Pausen seufzte Kutusow schwer auf, als wolle er das Wort ergreifen. Alle sahen ihn an.

»Eh bien, messieurs! Je vois que c'est moi qui payerai les pots cassés«, sagte er.

Langsam erhob er sich und trat bis an den Tisch heran.

»Meine Herren«, fuhr er dann fort, »ich habe Ihre Meinungen gehört. Einige von Ihnen werden mir nicht zustimmen. Ich aber« – er hielt inne – »erteile kraft der Gewalt, die der Kaiser und das Vaterland in meine Hände gelegt haben, den Befehl zum Rückzug.«

Nach diesen Worten fingen die Generäle an, sich mit derselben Feierlichkeit und stillen Behutsamkeit zu entfernen, mit der man nach einem Begräbnis auseinandergeht.

Einige von ihnen machten dem Oberkommandierenden noch mit gedämpfter Stimme und in ganz anderem Ton, als sie im Rat gesprochen hatten, verschiedene Mitteilungen.

Auch Malascha, die schon lang zum Abendbrot erwartet wurde, glitt nun mit aller Vorsicht rücklings von ihrer Pritsche herab, indem sie sich mit ihren nackten Füßchen an den Abstufungen des Ofens anklammerte, wand sich zwischen den Beinen der Generäle hindurch

und schlüpfte zur Tür hinaus. Nachdem Kutusow die Generäle entlassen hatte, saß er noch lange, die Ellbogen auf den Tisch gestützt, da und dachte immer wieder über ein und dieselbe schreckliche Frage nach: Wann, wann hat sich das entschieden, daß Moskau preisgegeben werden muß? Wann wurde das getan, was die Entscheidung dieser Frage herbeigeführt hat, und wer ist schuld daran?

»Nein, das hätte ich nicht erwartet«, sagte er zu seinem Adjutanten Schneider, der spät in der Nacht zu ihm kam. »Das hätte ich nicht erwartet! Das hätte ich nicht geglaubt!«

»Durchlaucht sollten lieber ausruhen«, sagte Schneider.

»Aber wartet nur! Auch sie werden noch Pferdefleisch fressen wie die Türken«, rief Kutusow aus, ohne dem Adjutanten eine Antwort zu geben, und schlug mit seiner dicken Faust auf den Tisch. »Auch sie werden das müssen, wenn nur ...«

5

Im Gegensatz zu Kutusow handelte zur selben Zeit bei einem Ereignis, das noch wichtiger war als der kampflose Rückzug der Armee, nämlich bei der Übergabe Moskaus und seiner Einäscherung, Graf Rastoptschin, der uns als Urheber dieses Brandes bezeichnet wird.

Dieses Ereignis, die Preisgabe Moskaus und seine Einäscherung, war ebenso unvermeidlich wie der kampflose Rückzug unserer Truppen nach der Schlacht bei Borodino bis hinter Moskau.

Jeder Russe hätte – nicht auf Grund von Vernunftschlüssen, sondern auf Grund jenes Gefühls, das in uns liegt und in unseren Vätern gelegen hat – das voraussagen können, was sich ereignet hat.

Von Smolensk an spielte sich in allen Städten und Dörfern des russischen Reiches, ohne jeden Einfluß eines Grafen Rastoptschin und seiner Flugblätter, das gleiche ab, was dann auch in Moskau vor sich ging. Das Volk erwartete sorglos den Feind, lehnte sich nicht auf, geriet nicht in Erregung, riß niemanden in Stücke, sondern harrte ruhig seines Schicksals, weil es in sich die Kraft fühlte, im schwersten Augenblick den Weg zu finden, den es zu gehen hatte. Und sobald sich nur der Feind näherte, machten sich die reicheren Elemente der Einwohnerschaft auf und davon und ließen ihr Hab und Gut zurück, während die ärmeren dablieben und das, was zurückgeblieben war, anzündeten und zerstörten.

Das Bewußtsein, daß dies so kommen mußte und immer so kommen wird, lag und liegt noch im Herzen jedes Russen begründet. Und so war auch dieses Bewußtsein und darüber hinaus ein Vorgefühl dessen, daß Moskau eingenommen werden würde, in den Russen der Moskauer Gesellschaft des Jahres 1812 vorhanden. Diejenigen, die bereits im Juli und Anfang August anfangen, aus der Stadt zu fliehen, zeigten deutlich, worauf sie gefaßt waren. Und jene Leute, die nur mit dem abreisten, was sie fortschleppen konnten, und ihr Haus und die Hälfte ihres Vermögens zurückließen, handelten ebenso aus jenem untergründigen Patriotismus, der nicht in Phrasen, Kinderopfern und anderen unnatürlichen Handlungen zur Rettung des Vaterlandes zum

Ausdruck kommt, sondern kaum merklich, einfach, aber lebendig zutage tritt und deshalb immer die stärksten Wirkungen erzielt.

Es ist eine Schande, vor der Gefahr davonzulaufen; nur Feiglinge fliehen aus Moskau, wurde ihnen gesagt. Rastoptschin in seinen Flugblättern gab ihnen ein, daß es eine Schmach sei, Moskau zu verlassen. Sie schämten sich, Feiglinge zu heißen, schämten sich, wegzugehen, fuhren aber trotzdem ab, weil sie wußten, daß es so sein mußte. Weshalb gingen sie fort? Es ist wohl kaum anzunehmen, daß Rastoptschin durch die Aufzählung der Greuelthaten, die Napoleon in den unterworfenen Erdteilen verübt haben sollte, ihnen Schrecken eingejagt hat. Wer zuerst wegzog, waren ja die reichen und gebildeten Leute, die sehr wohl wußten, daß Wien und Berlin unversehrt geblieben waren, und daß die Einwohner während der Besetzung dieser Städte durch Napoleon ihre Zeit dort mit den bezaubernden Franzosen, die damals von den Russen und insonderheit von den russischen Damen so sehr geliebt wurden, höchst ergötzlich verbracht hatten.

Sie zogen deshalb fort, weil es für einen Russen die Frage gar nicht geben kann, ob es sich in Moskau unter französischer Verwaltung gut oder schlecht lebt. Ihnen war es einfach unmöglich, unter französischer Herrschaft zu leben: das war für sie schlimmer als alles andere. So zogen sie vor der Schlacht bei Borodino weg und noch eiliger nachher, trotz des Aufrufs zur Verteidigung Moskaus, trotz der Erklärung des Oberkommandierenden der Stadt, er werde die Iberische Madonna beim Kampf vorantragen lassen, trotz des Luftballons, der die Franzosen vernichten sollte, und trotz allen Unsinn, den Rastoptschin in seinen Flugblättern schrieb. Sie wußten, daß es Aufgabe ihrer Truppen war, für sie zu kämpfen, und daß, wenn diese nicht dazu imstande waren, sie selber unmöglich mit ihren Töchtern und dem Hausgesinde auf die Drei Berge steigen¹⁸⁴ und gegen Napoleon ankämpfen konnten, sondern daß sie eben fliehen mußten, wie leid es ihnen auch tat, ihr Hab und Gut zur Vernichtung zurückzulassen. Sie zogen fort, ohne an die erhabene Bestimmung dieser gewaltigen, reichen Hauptstadt zu denken, die, von ihren Bewohnern verlassen, zweifellos eingeäschert werden würde, denn leere Häuser nicht zu zerstören und anzuzünden entspräche nicht dem Geist des russischen Volkes. Sie zogen fort aus eigenem Entschluß, und

nur weil sie wegzogen, vollzog sich jenes erhabene Ereignis, das auf immer der größte Ruhm des russischen Volkes sein wird.

Jene Dame, die bereits im Juni mit ihren Mohren und Hausnarren von Moskau aufbrach und in ein Dorf im Gouvernement Saratow zog, in dem unklaren Bewußtsein, daß sie nie Untertanin Bonapartes sein könne, obgleich sie fürchten mußte, daß man sie auf Befehl des Grafen Rastoptschin zurückhielt, hat schlicht und recht jenes große Werk begonnen, das Rußland gerettet hat. Graf Rastoptschin, der einerseits die Fliehenden mit Schande überhäufte, andererseits aber selber die Behörden aus der Stadt fortschaffen ließ; der bald dem betrunkenen Pöbel unbrauchbare Waffen in die Hand gab und Heiligenbilder herumzutragen befahl, bald dem Erzbischof Augustin verbot, Reliquien und Bilder von ihren Plätzen zu entfernen; der alle Privatgespanne, die sich in Moskau befanden, einzog und dann den von Leppich gebauten Luftballon auf hundertsechsdreißig Fuhren abtransportieren ließ; der heute darauf anspielte, daß er Moskau in Brand setzen werde – er hat später erzählt, wie er sein eignes Haus angezündet habe – und morgen eine Proklamation an die Franzosen aufsetzte, in der er feierlich den Vorwurf erhob, sie hätten sein Kinderheim zerstört; der einmal den Ruhm der Einäscherung Moskaus für sich in Anspruch nahm, ein andermal jede Beteiligung daran abtritt; der bald dem Volk befahl, alle Spione zu haschen und ihm vorzuführen, bald den Leuten Vorwürfe machte, wenn sie dies wirklich taten; der alle Franzosen aus Moskau verbannte, während er Madame Auber-Chalmés¹⁸⁵, die den Mittelpunkt der ganzen französischen Ansiedler in Moskau bildete, in der Stadt zu bleiben erlaubte; der den alten, ehrwürdigen Postdirektor Klutscharew, ohne daß er etwas verschuldet hätte, festnehmen und in die Verbannung schicken ließ; der heute alles Volk auf den Drei Bergen versammelte, um gegen die Franzosen in den Kampf zu ziehen, und morgen, um dieses Volk wieder loszuwerden, ihm einen Menschen zum Opfertod preisgab und selber durch eine Hintertür entwichte; der bald davon sprach, daß er den Untergang Moskaus nie überleben könne, bald über seinen Anteil an den Geschehnissen französische Verse in die Albums schrieb wie diese:

Je suis né Tartare,
Je voulais être Romain.

Les Français m'appelèrent barbare,
Les Russes – Georges Dandin.

– dieser Mann verstand nicht die Bedeutung dessen, was sich vollzog, sondern wollte nur selber etwas tun, sich sehen lassen, wollte etwas Patriotisches, Heldenhaftes vollbringen. Er frohlockte wie ein Knabe über das großartige, unabwendbare Ereignis der Räumung und Einäscherung Moskaus und suchte die gewaltige Volksströmung, die auch ihn mit forttrieb, mit seiner unbedeutenden Hand bald aufzuhalten, bald zu fördern.

6

Helene, die mit dem Hof von Wilna nach Petersburg zurückgekehrt war, befand sich in einer schwierigen Lage.

In Petersburg hatte sie sich der Gunst einer hochstehenden Persönlichkeit erfreut, die eine der höchsten Ämter im Reich bekleidete. In Wilna dagegen war sie zu einem jungen ausländischen Prinzen in nähere Beziehungen getreten. Als sie jetzt nach Petersburg zurückkehrte, befanden sich sowohl der Prinz wie auch die hochstehende Persönlichkeit in der Stadt, beide machten ihre Rechte geltend, und so sah sich Helene einer neuen Aufgabe gegenüber: ihr enges Verhältnis zu beiden zu wahren, ohne einen zu verletzen.

Was einer anderen Frau schwierig, ja unmöglich gewesen wäre, darüber zerbrach sich die Gräfin Besuchowa nicht einmal den Kopf: ein neuer Beweis, daß sie sich nicht umsonst des Rufes einer äußerst klugen Frau erfreute. Hätte sie ihre Fehltritte zu verheimlichen und sich mit Schlaueit aus der mißlichen Lage herauszuwinden gesucht, so hätte sie eben dadurch, daß sie ihre Schuld einsah, alles verdorben. Helene aber tat gerade das Gegenteil: wie ein wahrhaft großer Mensch, der alles vermag, was er will, stellte sie sich von vornherein so zu der Sache, als ob sie im Recht wäre – woran sie auch aufrichtig glaubte – und alle anderen im Unrecht.

Als sich der junge fremde Prinz erlaubte, ihr zum erstenmal Vorwürfe zu machen, hob sie stolz den schönen Kopf und sagte mit fester Stimme, indem sie sich halb nach ihm umwandte: »Da sieht man wieder mal den Egoismus und die Grausamkeit der Männer! Ich habe gar nichts anderes erwartet. Die Frau opfert sich für sie, leidet, und so wird es ihr gelohnt! Was für ein Recht haben Sie, Monseigneur, von mir über meine Freundschaften, meine Neigungen Rechenschaft zu fordern? Dieser Mann ist mehr für mich gewesen als ein Vater.«

Der Prinz wollte etwas entgegnen, aber Helene schnitt ihm das Wort ab.

»Eh bien, oui«, fuhr sie fort, »vielleicht hat er für mich noch andere Gefühle als väterliche, aber das ist doch kein Grund, ihm meine Tür zu verschließen. Ich müßte ein Mann sein, um mich so undankbar zeigen zu können. Und dann möchte ich Sie darauf aufmerksam

machen, Monseigneur, daß ich über alles, was meine innersten Gefühle angeht, nur Gott und meinem Gewissen Rechenschaft ablege«, schloß sie, legte die Hand auf ihre hochatmende, schöne Brust und warf einen Blick gen Himmel.

»Aber so hören Sie mich doch an, um Gottes willen.«

»Heiraten Sie mich, und ich werde Ihre Sklavin sein.«

»Aber das ist doch unmöglich.«

»Sie halten mich der Ehre nicht für wert, zu mir herabzusteigen. Sie ...« erwiderte Helene und weinte.

Der Prinz fing an sie zu trösten. Unter Tränen sagte ihm Helene, wie als vergäße sie alles um sich her, daß nichts sie daran hindern könne, sich wieder zu verheiraten. Es gebe ja Beispiele, – es waren damals allerdings nur wenige, aber sie nannte Napoleon und andere hochstehende Persönlichkeiten. Sie sei niemals die Frau ihres Mannes und stets nur ein Opfer gewesen.

»Aber die Gesetze, die Religion ...« warf der Prinz, schon halb besiegt, ein.

»Gesetze, Religion? ... Wozu hätte man sie ersonnen, wenn sie dies nicht zustande bringen könnten!« rief Helene.

Der hohe Herr staunte, daß ein so einfacher Gedanke ihm nicht in den Sinn gekommen war, und wandte sich um Rat an die Brüder der Gesellschaft Jesu, zu denen er in engen Beziehungen stand.

Ein paar Tage später wurde der Gräfin Besuchowa bei einem der bezaubernden Feste, die sie auf ihrem Landhaus auf Kamenny Ostrow¹⁸⁶ gab, der nicht mehr junge, aber bestrickende Monsieur de Jobert vorgestellt, un jésuite à robe courte, mit schneeweißem Haar und leuchtenden schwarzen Augen, der beim Schein der Illumination und bei den Klängen der Musik im Garten lang mit Helene plauderte: von der Liebe zu Gott, zu Christus und zum Herzen der Mutter Gottes und von den Tröstungen, die nur die einzig wahre katholische Religion in diesem wie im künftigen Leben dem Menschen zu geben vermag. Helene war gerührt, und mehr als einmal standen sowohl in ihren als auch in Monseigneur de Joberts Augen Tränen, und ihre Stimmen zitterten. Ein Tanz, zu dem ein Partner Helene aufzufordern kam, machte dem Gespräch mit ihrem künftigen directeur de conscience ein Ende, aber am folgenden Tag erschien Monsieur de Jobert allein gegen Abend bei Helene und kam von nun an häufig zu ihr.

Eines Tages führte er die Gräfin in eine katholische Kirche, wo sie vor dem Altar, an den man sie hingeleitete, auf die Knie sank. Der nicht mehr junge, aber bezaubernde Franzose legte ihr die Hände auf den Kopf, und sie empfand, wie sie dann selber erzählte, ein Gefühl, als wehe ihr ein frischer Wind durch die Seele. Das war die Gnade, erklärte man ihr.

Dann schickte man ihr einen Abbé à robe longue, der hörte ihre Beichte an und sprach sie von ihren Sünden frei. Am folgenden Tag brachte man ihr ein Kästchen, in dem eine Hostie lag, und überließ es ihr für den Hausgebrauch. Nach einigen Tagen erhielt Helene zu ihrer Genugtuung die Nachricht, daß sie nun in die alleinseligmachende katholische Kirche eingetreten sei, daß in nächster Zeit auch der Papst dies erfahren und ihr ein gewisses Schreiben zusenden werde.

Alles, was während dieser Zeit um sie herum und mit ihr geschah, die ganze Aufmerksamkeit, die ihr so viele kluge Menschen bezeugten und die in so angenehmen, verfeinerten Formen zum Ausdruck kam, sowie der Zustand täubchenhafter Unschuld, in dem sie sich jetzt befand – sie trug die ganze Zeit über nur weiße Kleider mit weißen Bändern –, dies alles bereitete ihr Vergnügen, aber um dieses Vergnügens willen ließ sie doch ihr wahres Ziel nicht einen Augenblick aus dem Auge. Und wie es immer der Fall zu sein pflegt, daß, wenn es aufs Überlisten ankommt, der Dumme dem Klugen über ist, so bestand auch Helene darauf, daß alle die mannigfaltigen Maßnahmen, die sie von ihrem Mann freimachen sollten, getroffen wurden, ehe sie mit dem Geld herausrückte, da sie durchschaut hatte, daß das Ziel aller dieser Worte und Bemühungen vorzugsweise darin bestand, ihr, sobald man sie zum Katholizismus bekehrt hatte, Geld zum Besten der Jesuitenanstalten abzunehmen, worauf man sie schon durch Anspielungen vorbereitet hatte. Ihrer Auffassung nach bestand die Bedeutung jeder Religion nur darin, bei der Befriedigung menschlicher Wünsche gewisse Anstandsregeln wahren zu helfen. Zu diesem Zweck forderte sie in einem ihrer Gespräche von ihrem Beichtvater dringend Antwort auf die Frage, inwieweit sie jetzt noch durch ihre Ehe gebunden sei.

Sie saßen im Salon am Fenster. Es dämmerte bereits. Blütenduft drang von draußen herein. Helene trug ein weißes Kleid, das Brust und Schultern durchschimmern ließ. Ein wohlgenährter Abbe, mit feistem, glattrasiertem Kinn, hübschem, derbem Mund und weißen

Händen, die er sanft über den Knien gefaltet hielt, saß Helene dicht gegenüber, warf mit feinem Lächeln auf den Lippen ab und zu einen über ihre Schönheit still entzückten Blick auf ihr Gesicht und setzte ihr dabei seinen Standpunkt über die sie beschäftigende Frage auseinander. Helene blickte, unruhig lächelnd, auf sein krauses Haar, seine glatt rasierten, schwärzlichen, vollen Backen, und war jeden Augenblick darauf gefaßt, daß das Gespräch eine andere Wendung nehmen werde. Aber der Abbé, obwohl er sich sichtlich an der Schönheit seines Gegenübers ergötzte, ließ sich doch ganz von seiner Meisterschaft als Seelsorger hinreißen.

Der Gang der Erwägungen dieses Gewissenslenkers war folgender: »Ohne die Bedeutung dessen, was Sie taten, zu kennen, haben Sie den Schwur ehelicher Treue einem Mann geleistet, der seinerseits, weil er in die Ehe eintrat, ohne an ihre religiöse Bedeutung zu glauben, einen Frevel beging. Diese Ehe hatte demnach nicht die zwiefältige, gegenseitige Bedeutung, die eine Ehe haben muß. Doch dessenungeachtet waren Sie durch Ihren Schwur gebunden. Nun haben Sie sich von Ihrem Mann getrennt. Was haben Sie damit begangen? Péché véniel oder péché mortel? Péché véniel, denn Sie haben diesen Fehler ohne böse Absicht getan. Wenn Sie jetzt, aus dem Wunsch heraus, Kinder zu haben, eine neue Ehe eingehen, so könnte Ihnen Ihr Fehltritt vergeben werden. Doch dieses Problem zerfällt wiederum in zwei Teile, erstens ...«

»Aber ich bin doch der Ansicht«, unterbrach ihn plötzlich Helene, der die Sache langweilig zu werden anfang, mit ihrem bezaubernden Lächeln, »daß ich, nachdem ich zur alleinseligmachenden Religion übergetreten bin, nicht mehr an etwas gefesselt sein kann, was mir eine falsche Religion auferlegt hat.«

Der directeur de conscience staunte über dieses Ei des Kolumbus, das da plötzlich so einfach vor ihm aufgestellt wurde. Er war entzückt, welch unerwartet schnelle Fortschritte seine Schülerin machte, wollte aber dem klugen, mühselig errichteten Gebäude seiner eignen Beweisführung dennoch nicht entsagen.

»Entendons-nous, comtesse«, sagte er lächelnd und fing an, dieses Argument seines Beichtkinds zu widerlegen.

7

Helene merkte, daß vom geistlichen Standpunkt aus ihr Fall ganz einfach und leicht war, und daß ihre Seelsorger nur deshalb Schwierigkeiten machten, weil sie Angst hatten und nicht wußten, wie die weltliche Macht die Sache ansehen werde.

Demzufolge kam Helene zu dem Entschluß, daß sie in der Gesellschaft ihre Angelegenheit vorbereiten müsse. Sie entfachte in dem alten Würdenträger die Eifersucht und sagte ihm dasselbe, was sie ihrem anderen Liebhaber mitgeteilt hatte, das heißt sie löste die Frage so: der einzige Weg, ein Recht über sie zu erlangen, sei eine Heirat mit ihr. Der alte ehrenwerte Herr war im ersten Augenblick über den Vorschlag, die Frau eines noch lebenden Mannes zu heiraten, ebenso überrascht wie der junge Prinz. Aber Helenes unwandelbare Überzeugung, daß dies etwas ebenso Einfaches und Natürliches sei, wie wenn ein junges Mädchen heirate, verfehlte schließlich auch auf ihn ihre Wirkung nicht. Wäre bei Helene selber nur das geringste Anzeichen von Unsicherheit, Scham oder Verstellung zu merken gewesen, so hätte sie zweifellos verlorenes Spiel gehabt, aber diese Anzeichen von Verstellung und Scham fehlten nicht nur gänzlich bei ihr, sondern sie erzählte sogar ihren intimsten Freunden – und das war so ziemlich ganz Petersburg – in gutmütiger Harmlosigkeit, daß sowohl der Prinz als auch der hohe Würdenträger um ihre Hand angehalten hätten, daß sie beide liebe und nur die eine Angst habe, einen von ihnen zu bekümmern.

Augenblicklich verbreitete sich in ganz Petersburg ein Gerücht nicht etwa darüber, daß sich Helene von ihrem Mann scheiden lassen wolle – hätte man sich so etwas erzählt, so hätten sich viele gegen ein solch ungesetzliches Verhalten aufgelehnt –, sondern es ging ganz einfach das Gerücht, daß die unglückliche, interessante Helene sich nicht darüber schlüssig werden könne, welchen von beiden Bewerbern sie heiraten solle. Und die Frage war bereits nicht mehr die, ob dies überhaupt möglich sei, sondern nur noch, welche Partie vorteilhafter sei und wie der Hof sich dazu stellen werde. Zwar gab es auch ein paar verstockte Leute, die sich nicht bis zur Höhe der Frage aufschwingen konnten und in diesem Vorhaben nur eine Entweihung des

Sakramentes der Ehe sahen, aber deren waren nicht viele, und sie schwiegen sich aus, während sich bei weitem die meisten mit der Frage befaßten, ob von dem Glück, das Helene in den Schoß falle, diese oder jene Wahl die bessere sei. Darüber, ob es gut oder schlecht sei, sich von einem noch lebenden Gatten zu trennen, wurde nicht gesprochen, weil diese Frage offenbar von Leuten, die klüger waren als andere Sterbliche, bereits gelöst war, und man durch einen Zweifel an der Richtigkeit dieser Lösung nur riskiert hätte, seine eigne Dummheit zu verraten und die Unfähigkeit, in der großen Welt zu leben.

Nur Marja Dmitrijewna Achrosimowa, die in diesem Sommer nach Petersburg gekommen war, um einen ihrer Söhne wiederzusehen, erlaubte sich, ihre Ansicht geradeheraus zu sagen, die der Meinung der Gesellschaft zuwiderlief. Als sie Helene auf einem Ball traf, hielt sie sie mitten im Saal an und sagte, während alle schwiegen, mit ihrer derben Stimme zu ihr: »Also bei euch heiratet man jetzt wieder, auch wenn der erste Mann noch lebt? Du denkst wohl, daß du damit etwas Neues aufgebracht hast? Da kommst du einen Posttag zu spät, meine Werteste. Die Erfindung hat man schon lange gemacht. Bei allen – ein nicht ganz salonmäßiger Ausdruck fiel – geht es so her.« Während sie dies sagte, streifte Marja Dmitrijewna mit gewohnter, drohender Gebärde ihre weiten Ärmel auf, sah sich streng um und schritt weiter durch den Saal.

Doch wenn man auch Marja Dmitrijewna in Petersburg ebenso fürchtete wie in Moskau, so betrachtete man sie hier doch als eine Art komische Alte und merkte sich von dem, was sie gesagt hatte, nur das eine recht kräftige Wort, das einer dem andern im Flüsterton wiederholte, in dem Wahn, daß in diesem Wort die ganze Würze ihres Ausspruchs enthalten sei.

Fürst Wassilij, der in letzter Zeit besonders häufig das, was er sagte, zu vergessen pflegte und hundertmal ein und dasselbe wiederholte, sagte jedesmal, wenn er zufällig seine Tochter sah: »Hélène, j'ai un mot à vous dire«, dabei führte er sie beiseite und zog ihre Hand nach unten. »Ich habe von gewissen Absichten Wind bekommen in bezug auf ... na, du weißt schon. Eh bien, ma chère enfant, du weißt, daß mein Vaterherz sich freut ... Du hast so viel gelitten ... Mais, chère enfant ... frage niemanden als dein Herz um Rat. C'est tout ce que je vous dis.«

Und indem er jedesmal die sich immer gleich bleibende Erregung zu verbergen suchte, drückte er seine Wange an die seiner Tochter und entfernte sich.

Bilibin, der immer noch im Ruf eines äußerst geistreichen Menschen stand und ein uneigennütziger Freund Helenes war, einer von jenen Freunden, wie sie immer bei glänzenden Frauen zu finden sind, männlichen Freunden, die niemals in die Rolle eines Liebhabers verfallen, Bilibin setzte einmal en petit comité seiner Freundin Helene seine Ansicht über diese ganze Angelegenheit auseinander.

»Ecoutez, Bilibine« – Helene nannte solche Freunde wie Bilibin stets beim Familiennamen –, sie legte dabei ihre weiße ringgeschmückte Hand auf seinen Frackärmel, »sagen Sie mir wie einer Schwester: was soll ich tun? Welchen von beiden?«

Bilibin zog die Augenbrauen zusammen, während ein Lächeln seine Lippen umspielte, und dachte nach.

»Sie überraschen mich nicht mit dieser Frage, wissen Sie«, sagte er. »Als wahrer Freund habe ich mir Ihre Angelegenheit hin und her überlegt. Sehen Sie«, Bilibin bog einen Finger um, »wenn Sie den Prinzen heiraten« – er war ein noch junger Mann –, »so verlieren Sie auf immer die Chance, noch jemals den anderen zu bekommen, und außerdem erregen Sie die Mißbilligung des Hofes. Sie wissen, es besteht da eine Art von Verwandtschaft. Heiraten Sie aber den alten Grafen, so werden Sie das Glück seiner letzten Tage ausmachen, und wenn Sie erst die Witwe eines so großen Mannes sind ... dann begeht der Prinz keine Mesalliance mehr, wenn er Sie heiratet.«

Dabei zog Bilibin die Stirn wieder glatt.

»Voilà un véritable ami!« rief Helene strahlend aus und berührte noch einmal Bilibins Ärmel mit der Hand. »Doch da ich sowohl den einen als auch den anderen liebe, möchte ich keinem weh tun. Mein Leben gäbe ich hin, um sie beide glücklich machen zu können«, sagte sie.

Bilibin zuckte die Achseln, um zum Ausdruck zu bringen, daß er für ein solches Mißgeschick keine Abhilfe wisse.

Une maîtresse-femme. Das nenne ich in scharfen Umrissen ein Problem ins Auge fassen! Am liebsten heiratete sie alle drei auf einmal, dachte Bilibin.

»Aber sagen Sie, wie stellt sich eigentlich Ihr Mann zu dieser Angelegenheit?« fragte er, da er bei der Unerschütterlichkeit seines Rufes als kluger Mann keine Angst zu haben brauchte, sich durch eine so naive Frage zu blamieren. »Ist er einverstanden?«

»Ah! Il m'aime tant!« erwiderte Helene, die aus irgendeinem Grund davon überzeugt war, daß Pierre sie ebenfalls liebe. »Er wird alles für mich tun.«

Bilibin zog die Stirn kraus, um ein »mot« vorzubereiten, und sagte dann: »Sogar sich scheiden lassen.«

Helene lachte.

Unter der Zahl derer, die sich einen Zweifel an der Gesetzmäßigkeit der in Aussicht genommenen neuen Ehe erlaubten, befand sich auch Helenes Mutter, die Fürstin Kuragina. Der Neid auf ihre Tochter hatte sie schon immer gequält, jetzt aber, da ihr der Grund dieses Neides so nahe zu Herzen ging, ließ ihr dieser Gedanke keine Ruhe mehr. Sie beriet sich mit einem russischen Geistlichen darüber, ob überhaupt eine Scheidung und das Eingehen einer neuen Ehe, solange der Mann noch lebe, möglich sei, und der Geistliche sagte ihr, eine solche Möglichkeit bestehe nicht, und zeigte ihr zu ihrer Freude eine Stelle in der Heiligen Schrift, in der die Möglichkeit des Eingehens einer neuen Ehe, solange der erste Mann noch lebe, geradezu verboten wird.

Mit diesen Argumenten bewaffnet, die ihr unwiderleglich schienen, fuhr die Fürstin frühmorgens, um Helene allein anzutreffen, zu ihrer Tochter.

Helene hörte die Einwände ihrer Mutter ruhig mit an und lächelte sanft und spöttisch.

»Es steht hier ausdrücklich geschrieben: Wer eine Abgeschiedene freiet ...« fing die alte Fürstin an.

»Ah, maman, ne dites pas de bêtises. Das verstehen Sie nicht. Ich in meiner Stellung habe Pflichten«, fiel Helene ein und ging dabei vom Russischen ins Französische über, weil es ihr, wenn sie russisch sprach, immer schien, als läge ihre Sache doch nicht so ganz klar.

»Aber meine liebe ...«

»Ah, maman, verstehen Sie denn nicht, daß der Heilige Vater, der das Recht hat, Dispens zu erteilen ...«

In diesem Augenblick trat die Gesellschaftsdame, die bei Helene lebte, ein und meldete ihr, daß Seine Hoheit im Saal nebenan sei und sie zu sehen wünsche.

»Nein, sagen Sie ihm, daß ich ihn nicht sehen will, daß ich wütend auf ihn bin, weil er sein Wort nicht gehalten hat.«

»Komtesse, für jede Sünde gibt es Vergebung«, sagte eintretend ein junger blonder Mensch mit langem Gesicht und langer Nase.

Die alte Fürstin erhob sich ehrerbietig und knickste. Der eintretende junge Mann schenkte ihr keine Beachtung. Die Fürstin nickte ihrer Tochter zu und schwebte zur Tür hinaus.

Nein, sie hat recht, dachte sie; alle ihre Argumente waren beim Erscheinen Seiner Hoheit in nichts zerflossen. Sie hat recht, aber warum haben wir dies in unserer unwiederbringlich verlorenen Jugend nicht ebenfalls gewußt? Und es wäre doch so einfach gewesen, dachte die alte Fürstin, während sie in ihren Wagen stieg.

Anfang August war Helenes Angelegenheit vollkommen entschieden, und sie schrieb ihrem Mann, der sie, wie sie glaubte, so sehr liebte, einen Brief, in dem sie ihn von ihrer Absicht, Herrn N.N. zu heiraten, in Kenntnis setzte, ihm mitteilte, daß sie zur alleinseligmachenden Religion übergetreten sei, und ihn bat, alle jene zur Scheidung unumgänglichen Formalitäten zu erfüllen, die ihm der Überbringer dieses Briefes noch näher bezeichnen werde.

»Sur ce je prie Dieu, mon ami, de vous avoir sous Sa sainte et puissante garde. Votre amie Hélène.«

Dieser Brief wurde Pierre gerade zu der Zeit ins Haus gebracht, als er sich auf dem Schlachtfeld bei Borodino befand.

Nachdem Pierre gegen Ende der Schlacht bei Borodino zum zweitenmal von der Rajewskijbatterie hinuntergeeilt war, begab er sich mit einem Trupp Soldaten durch die Talenge nach Knjaskowo. Als er am Verbandsplatze vorbeikam, das Blut sah und das Schreien und Stöhnen hörte, mischte er sich unter die Soldaten und schritt eilig weiter.

Das einzige, was Pierre jetzt von ganzem Herzen wünschte, war, so bald wie nur möglich aus diesen furchtbaren Eindrücken, unter denen er den ganzen Tag über gestanden hatte, herauszukommen, zu seinen gewohnten Lebensbedingungen zurückzukehren und sich zu Hause ruhig in sein Bett zu legen. Nur unter den gewohnten Lebensbedingungen, das fühlte er, würde er imstande sein, sich selbst und das, was er gesehen und empfunden hatte, zu begreifen. Aber diese gewohnten Lebensbedingungen waren nicht mehr vorhanden.

Obleich auf dem Weg, den er eingeschlagen hatte, keine Geschosse und Kanonenkugeln mehr piffen, so bot sich ihm doch hier auf allen Seiten dasselbe Bild, das er auf dem Schlachtfeld gesehen hatte. Überall fand er dieselben leidenden, erschöpften und manchmal merkwürdig gleichgültigen Gesichter, dasselbe Blut, dieselben Soldatenmäntel, dasselbe Donnern der Geschütze, das zwar ferner ertönte, aber immer noch Grauen erregte. Es war staubig und schwül.

Nachdem Pierre auf der großen Straße nach Moshaisk gegen drei Werst zurückgelegt hatte, setzte er sich am Rande des Weges nieder.

Die Dämmerung senkte sich herab, und das Getöse der Geschütze verstummte. Den Kopf auf die Hand gestützt, legte sich Pierre hin und blieb in dieser Stellung lange liegen. Er blickte auf die in der Dämmerung an ihm vorbeiziehenden Schatten und hatte immer wieder das Gefühl, als flöge eine Kugel mit furchtbarem Pfeifen auf ihn zu. Plötzlich fuhr er zusammen und richtete sich auf.

Wie lange er so zugebracht haben mochte, wußte er nicht. Gegen Mitternacht ließen sich drei Soldaten, die Reisig gesammelt hatten, neben ihm nieder und zündeten ein Feuer an.

Als das Feuer brannte, stellten sie einen Kessel darauf, brockten Zwieback hinein und taten Speck dazu, wobei sie dann und wann zu Pierre hinüberschielen. Der angenehme Geruch des leckeren Mahles vermischte sich mit dem des Rauches. Pierre stand auf und seufzte. Die Soldaten – es waren ihrer drei – beachteten Pierre nicht weiter, aßen und unterhielten sich untereinander.

»Von was für einer Truppe bist du denn?« wandte sich plötzlich einer von ihnen an Pierre. Offenbar wollte er mit dieser Frage noch etwas anderes sagen, woran auch Pierre dachte, nämlich: Wenn du mitessen willst, so wollen wir dir etwas geben, sage aber erst, ob du ein ehrlicher Mensch bist.

»Ich? Ich? ...« erwiderte Pierre und fühlte die Notwendigkeit, seine gesellschaftliche Stellung so gering wie nur möglich darzustellen, um den Soldaten näherzukommen und von ihnen verstanden zu werden. »Ich bin eigentlich Landsturmmoffizier, aber meine Mannschaft ist nicht hier. Wir kamen ins Gefecht und ich habe sie verloren.«

»So, so«, sagte einer der Soldaten.

Ein anderer wiegte den Kopf.

»He, wenn du willst, so iß von unserm Brei«, sagte der erste wieder und gab Pierre seinen Holzlöffel, nachdem er ihn abgeleckt hatte.

Pierre setzte sich ans Feuer und fing an, von dem Brei aus dem Kessel zu essen, der ihm als das leckerste Gericht erschien, das er jemals gegessen hatte. Während er, über den Kessel gebeugt, gierig große Löffel voll Speise herausschöpfte, einen Bissen nach dem anderen zerkaute und sein Gesicht vom Feuerschein bestrahlt wurde, sahen ihm die Soldaten schweigend zu.

»Wohin mußt du denn nun, sag?« fragte ihn wieder der eine.

»Ich muß nach Moshaisk.«

»Bist wohl ein Herr?«

»Ja.«

»Wie heißt du denn?«

»Pjotr Kirillowitsch.«

»Nun, Pjotr Kirillowitsch, dann komm; wir wollen dich hinführen.«

In tiefster Finsternis marschierten die Soldaten mit Pierre nach Moshaisk.

Die Hähne krächten schon, als sie in Moshaisk ankamen und den steilen Stadtberg hinaufzusteigen begannen. Pierre ging mit den Soldaten zusammen und hatte ganz vergessen, daß seine Herberge am Fuß des Berges lag und er schon daran vorbeigegangen war. Es wäre ihm auch niemals eingefallen – in einem solchen Zustand der Kopflosigkeit befand er sich –, wenn er nicht auf halbem Weg mit seinem Reitknecht zusammengestoßen wäre, der zur Stadt hinaufgestiegen war, um ihn dort zu suchen, und nun in die Herberge zurückkehrte. Der Reitknecht erkannte Pierre an seinem Hut, der weiß durch die Dunkelheit schimmerte.

»Euer Erlaucht, euer Erlaucht«, rief er immer wieder. »Wir waren schon ganz verzweifelt. Und zu Fuß kommen Sie? Wohin gehen Sie denn?«

»Ach so«, sagte Pierre.

Die Soldaten blieben stehen.

»Na, nun hast du wohl die Deinigen gefunden?« fragte einer von ihnen. »Leb wohl, Pjotr Kirillowitsch!«

»Leb wohl, Pjotr Kirillowitsch!« fielen auch die anderen Stimmen ein.

»Lebt wohl«, erwiderte Pierre und wandte sich mit seinem Reitknecht der Herberge zu.

Ich müßte ihnen wohl etwas geben? dachte er bei sich und griff in die Tasche. Nein, das darfst du nicht, flüsterte ihm eine innere Stimme zu.

In den Zimmern der Herberge war kein Platz mehr, alles war besetzt. Pierre ging auf den Hof, legte sich in seinen Wagen und hüllte sich bis über den Kopf in seinen Mantel ein.

Kaum hatte Pierre seinen Kopf aufs Kissen gelegt, als er auch schon fühlte, daß er einschlief. Plötzlich aber hörte er mit einer fast der Wirklichkeit entsprechenden Deutlichkeit das Bum-bum-bum der Geschütze, hörte das Stöhnen und Schreien der Verwundeten, das Aufklatschen der Geschosse, spürte den Blut- und Pulvergeruch, und ein Gefühl des Entsetzens und der Todesfurcht packte ihn. Erschrocken schlug er die Augen auf und hob den Kopf aus dem Mantel.

Auf dem Hof war alles still. Nur am Tor ging ein Offiziersbursche vorüber, patschte durch den Schmutz und sprach mit dem Hausknecht. Über Pierres Kopf schüttelten sich unter dem dunklen hölzernen Schutzdach die Tauben, die bei dem Geräusch, das er beim Aufrichten gemacht hatte, munter geworden waren. Über dem ganzen Hof lagerte jener friedliche, für Pierre in diesem Augenblick so angenehme, kräftige Herbergsgeruch nach Heu, Stallmist und Teer. Zwischen den beiden dunklen Schuppendächern sah man den klaren, gestirnten Himmel.

Gott sei Dank, daß das nicht mehr ist! dachte Pierre und hüllte seinen Kopf wieder ein. Oh, wie entsetzlich ist die Furcht, und wie schmähsch habe ich mich ihr hingegeben! Sie dagegen ... sie waren die ganze Zeit über, bis zum Schluß, fest und ruhig ... dachte er.

»Sie« waren in Pierres Gedanken die Soldaten, sowohl jene, die auf der Batterie gewesen waren, als auch die, die ihm zu essen gegeben, oder die, die vor dem Heiligenbild gebetet hatten. Sie, diese merkwürdigen, ihm bisher unbekanntem Geschöpfe, sie hoben sich jetzt in seinen Gedanken klar und scharf von allen übrigen Menschen ab.

Soldat sein, ein einfacher Soldat, dachte Pierre, indem er wieder einschlummerte. Mit allem, was man ist, eintreten in dieses Gemeinschaftsleben und sich von dem durchdringen lassen, was sie so gemacht hat, wie sie sind. Aber wie soll man all dieses Überflüssige, Teufliche, den ganzen Ballast des äußeren Menschen abwerfen? Früher hätte ich einmal so werden können. Ich hätte vom Vater weglaufen können, wenn ich gewollt hätte. Auch nach dem Duell mit Dolochow hätte man mich unter die Soldaten stecken können. Und

vor Pierres Erinnerung tauchte jenes Mittagessen im Klub auf, wo er Dolochow zum Duell herausgefordert hatte, und er mußte an seinen Wohltäter in Torschok denken. Dann sah er auf einmal die feierliche Tafelrunde der Loge. Doch diese Loge befand sich im Englischen Klub. Ein lieber, naher Bekannter saß am Ende der Tafel. Ja, er ist es, mein Wohltäter. Aber ist er denn nicht gestorben? dachte Pierre. Ja, er starb, aber ich wußte nicht, daß er wieder lebt. Wie weh tat es mir, als er starb, und wie freue ich mich jetzt, daß er wieder lebt! An einer Seite der Tafel saßen Anatol, Dolochow, Neswizkij, Denissow und andere dieser Art – die Kategorie dieser Menschen hob sich im Traum in Pierres Seele ebenso scharfumrissen ab wie die Kategorie der Leute, die er mit »sie« bezeichnete. Und alle diese Menschen wie Anatol, Dolochow und so weiter schrien laut und sangen, doch durch ihr Schreien hindurch hörte man die Stimme des Wohltäters, der ununterbrochen sprach, und der Klang seiner Worte war ebenso eindrucksvoll und ausdauernd wie das Donnern der Geschütze auf dem Schlachtfeld, nur klang es angenehm und tröstend. Was der Wohltäter sagte, konnte Pierre nicht verstehen, aber er wußte – denn auch die Kategorien der Gedanken aller waren ihm im Traum ganz klar –, daß der Wohltäter vom Guten sprach, von der Möglichkeit, so zu sein wie »sie«. Und sie, sie mit ihren schlichten, guten, festen Gesichtern umringten von allen Seiten den Wohltäter. Doch obwohl sie so gut waren, sahen sie Pierre doch nicht an, kannten ihn nicht. Pierre wollte ihre Aufmerksamkeit auf sich lenken, wollte etwas sagen. Er stand auf, aber in diesem Augenblick fühlte er, daß seine Beine eiskalt wurden, und merkte, daß sie nackt waren.

Er schämte sich und wollte mit der Hand seine Beine zudecken, von denen tatsächlich der Mantel heruntergefallen war. Doch in dem Augenblick, als er den Mantel wieder zurechtschob, schlug Pierre die Augen auf und sah wieder die Schuppen, die Pfosten, den Hof, doch alles dies war jetzt bläulich und hell und mit schimmerndem Tau oder Reif bedeckt.

Der Tag bricht an, dachte Pierre. Aber das ist Nebensache. Ich muß auf die Worte des Wohltäters lauschen und sie erfassen.

Wieder hüllte er sich in seinen Mantel, aber er sah weder die Tafelrunde der Loge noch den Wohltäter mehr. Nur Gedanken schwebten ihm vor, die in Worten klar zum Ausdruck kamen, die jemand zu ihm sagte oder die sich Pierre selber ausdachte.

Wenn sich Pierre später diese Gedanken wieder ins Gedächtnis zurückrief, so war er, obgleich diese Gedanken doch durch die Eindrücke des Tages in ihm hervorgerufen worden waren, dennoch überzeugt, daß irgendein anderer sie vor ihm ausgesprochen haben müsse. Niemals, so schien ihm, wäre er im Wachen dazu imstande gewesen, so zu denken und seine Gedanken so auszudrücken.

Der Krieg ist die schwerste Unterordnung der menschlichen Freiheit unter die Gesetze Gottes, sagte die Stimme zu ihm. Einfach ist Ergebenheit in Gott, von Ihm kommst du nicht los. Und »sie« sind einfältig. Sie reden nicht, sondern handeln. Reden ist Silber, Schweigen ist Gold. Über nichts kann der Mensch Herr werden, solange er den Tod fürchtet. Wer aber den Tod nicht mehr fürchtet, dem gehört alles. Wenn es keine Leiden gäbe, würde der Mensch die Grenzen seiner selbst und sich selber nicht kennen. Das Schwerste, fuhr Pierre im Traum zu denken oder zu hören fort, besteht darin, die Bedeutung aller Dinge im Geist zusammenzufassen. Zusammenzufassen? fragte sich Pierre. Nein, nicht zusammenzufassen. Gedanken kann man nicht zusammenfassen, aneinanderreihen muß man sie, das ist es. Ja, aneinanderreihen, aneinanderreihen! wiederholte Pierre mit innerem Entzücken, weil er fühlte, daß nur so die ganze ihn quälende Frage zu lösen und nur mit diesen Worten das auszudrücken war, was er sagen wollte.

Ja, wir müssen immer und immer fortfahren, aneinanderzureihen, man muß all diese Gedanken verbinden, es ist hohe Zeit, daß wir damit fortfahren ...

»Fortfahren, Euer Erlaucht, fortfahren, Euer Erlaucht!« wiederholte irgendeine Stimme. »Wir müssen anspannen, es ist Zeit fortzufahren!«

Es war die Stimme des Reitknechts, der seinen Herrn weckte. Die Sonne schien Pierre gerade ins Gesicht. Er sah sich auf dem schmutzigen Herberghof um: in der Mitte am Brunnen tränkten ein paar Leute ihre mageren Pferde; aus dem Torweg fuhrn Soldatenwagen. Mit Widerwillen wandte sich Pierre ab, schloß die Augen und ließ sich eilig auf dem Sitz des Wagens nieder.

Nein, das will ich nicht sehen noch begreifen. Begreifen will ich nur, was sich mir im Traum geoffenbart hat. Noch einen Augenblick – und ich hätte alles verstanden. Was sollte ich tun? Die Gedanken aneinanderreihen? Aber wie soll ich das machen? Und Pierre fühlte

mit Grauen, daß der ganze Sinn dessen, was er im Traum gesehen und gedacht hatte, wieder verwirrt und zerstört war.

Der Reitknecht, der Kutscher und der Hausdiener erzählten Pierre, daß ein Offizier mit der Nachricht gekommen sei, die Franzosen rückten auf Moshaisk vor und die Unsrigen zögen sich zurück.

Pierre erhob sich, befahl anzuspannen und ihm dann nachzukommen, und ging zu Fuß durch die Stadt.

Die Truppen rückten ab und ließen gegen zehntausend Verwundete zurück. Diese Verwundeten sah man in den Höfen und durch die Fenster in den Häusern, auch drängten sie sich auf den Straßen. Rund um die Bauernwagen, die auf den Straßen standen und die Verwundeten wegfahren sollten, hörte man Schreien und Schimpfen, hier und da gab es auch Schlägereien. Pierre überließ einen Teil seines Wagens einem ihm bekannten verwundeten General und fuhr mit ihm zusammen bis Moskau. Unterwegs hörte Pierre, daß sein Schwager und Fürst Andrej gefallen seien.

Am 30. August kehrte Pierre nach Moskau zurück. Dicht am Schlagbaum begegnete ihm ein Adjutant des Grafen Rastoptschin.

»Und wir suchen Sie überall!« sagte der Adjutant zu Pierre. »Der Graf möchte Sie unbedingt sehen. Er läßt Sie bitten, wegen einer sehr wichtigen Angelegenheit gleich zu ihm zu kommen.«

So fuhr Pierre gar nicht erst nach Hause, sondern nahm einen Wagen und begab sich zum Stadtkommandanten.

Graf Rastoptschin war erst an diesem Morgen aus seinem Landhaus in Sokolniki in die Stadt zurückgekehrt. Das Wartezimmer und der Empfangsraum in seinem Hause waren voll von Beamten, die auf seinen Wunsch oder um Befehle entgegenzunehmen gekommen waren. Wassiltschikow und Platow hatten den Grafen schon gesehen und ihm erklärt, daß es unmöglich sei, die Stadt zu verteidigen, und daß sie übergeben werden müsse. Obgleich diese Nachricht vor den Einwohnern geheimgehalten wurde, wußten doch alle Beamten, alle Chefs der verschiedenen Behörden, daß Moskau in die Hände der Feinde fallen werde, ebenso wie es auch Graf Rastoptschin wußte, und alle kamen nun, bemüht, jede Verantwortung von sich abzuwälzen, zum Stadtkommandanten, um zu fragen, wie sie in dem ihnen anvertrauten Stadtteil zu verfahren hätten.

Als Pierre ins Wartezimmer trat, kam gerade ein Kurier, der eben erst von der Armee eingetroffen war, aus dem Zimmer des Grafen.

Der Kurier beantwortete alle Fragen, die man an ihn richtete, mit einer hoffnungslosen Handbewegung und ging durch den Saal.

Während Pierre im Vorzimmer wartete, betrachtete er mit müden Augen die verschiedenen alten und jungen Militärpersonen und Zivilbeamten, die sich im Zimmer befanden. Sie alle schienen unzufrieden und beunruhigt zu sein. Pierre trat zu einer Gruppe von Beamten, von denen er einen kannte. Nachdem sie ihn begrüßt hatten, fuhren sie in ihrer Unterhaltung fort.

»Wenn wir sie hinausschicken und dann wieder zurückholen, so ist das weiter nicht schlimm. In einer solchen Lage kann man für nichts die Verantwortung übernehmen«, sagte der eine.

»Aber sehen Sie, er schreibt doch ...« fiel ein anderer ein und wies auf ein gedrucktes Blatt, das er in der Hand hielt.

»Das ist etwas anderes. Das Volk braucht so etwas«, meinte der erste wieder.

»Was ist das?« fragte Pierre.

»Ein neues Flugblatt.«

Pierre nahm es in die Hand und fing an zu lesen:

»Um sich schneller mit den Truppen zu vereinigen, die zu ihm hinziehen, hat der durchlauchtige Fürst Moshaisk passiert und einen befestigten Punkt aufgesucht, wo ihn der Feind nicht so leicht überfallen wird. Von hier aus sind achtundvierzig Kanonen nebst Munition an ihn abgeschickt worden, und der Durchlauchtige erklärt, daß Moskau bis zum letzten Blutstropfen verteidigt werden soll und daß er bereit ist, auch in seinen Straßen zu kämpfen. Wundert euch nicht, Brüder, daß die Behörden ihre Arbeiten eingestellt haben: wir mußten sie schließen. Aber über die Feinde werden wir schon noch Gericht halten! Wenn es so weit ist, brauche ich kräftige Männer sowohl aus der Stadt als auch vom Lande. Zwei Tage vorher werde ich den Ruf ergehen lassen, jetzt aber ist es noch nicht nötig, darum schweige ich. Gut wird es sein, mit einem Beil zu kommen, ein Spieß ist auch nicht übel, am besten aber ist eine Heugabel mit drei Zinken, denn ein Franzose ist nun einmal nicht schwerer als eine Korngarbe. Morgen nach Tisch lasse ich die Iberische Mutter Gottes zu den Verwundeten in das Jekaterinenhospital tragen. Es wird dort das Wasser gesegnet werden, damit sie schneller gesund werden. Mir geht es wieder gut: das Auge tat mir weh, jetzt aber sehe ich wieder auf beiden.«

»Militärpersonen haben mir aber doch gesagt«, fing Pierre an, »daß man in der Stadt gar nicht kämpfen kann, und daß die Stellung ...«

»Nun ja, darüber reden wir ja eben«, meinte der erste Beamte.

»Aber was bedeutet denn das: Mir tat das Auge weh, jetzt aber sehe ich wieder auf beiden?« fragte Pierre.

»Der Graf hatte ein Gerstenkorn«, erwiderte der Adjutant lachend, »und beunruhigte sich sehr, als ich ihm sagte, das Volk werde kommen und fragen, was mit ihm los sei. Aber wie steht's bei Ihnen, Graf?« wandte sich plötzlich der Adjutant lächelnd an Pierre. »Wie

verlautet, soll es ja bei Ihnen Uneinigkeiten in der Familie gegeben haben, die Gräfin, Ihre Frau Gemahlin, soll ...«

»Ich weiß von nichts«, erwiderte Pierre gleichgültig. »Was haben Sie denn gehört?«

»Nein, wissen Sie, so etwas wird oft rein aus der Luft gegriffen. Ich sage ja nur, daß ich es gehört habe.«

»Was haben Sie denn gehört?«

»Man erzählt sich«, sagte der Adjutant wieder mit demselben Lächeln, »daß die Gräfin, Ihre Frau Gemahlin, Vorbereitungen trifft, ins Ausland zu reisen. Das ist doch sicher nur Unsinn ...«

»Kann sein«, entgegnete Pierre und sah sich zerstreut um. »Wer ist denn das dort?« fragte er dann und wies auf einen kleinen alten Herrn mit schneeweißem Bart, ebensolchen Augenbrauen und frischem Gesicht, der einen langen, sauberen blauen Rock trug.

»Der? Das ist ein Kaufmann, das heißt ein Gastwirt, Wereschagin¹⁸⁷. Die Geschichte von der Proklamation haben Sie doch wohl gehört?«

»Ach, das ist dieser Wereschagin!« sagte Pierre und betrachtete das feste, ruhige Gesicht des alten Kaufmanns, um darin einen Ausdruck von Verräterei zu finden.

»Er ist es nicht selbst. Es ist der Vater dessen, der die Proklamation geschrieben hat«, antwortete der Adjutant. »Der junge sitzt im Loch, dem wird es wohl übel ergehen.«

Ein alter Herr mit einem Ordensstern und ein Beamter, ein Deutscher, mit einem Kreuz auf der Brust, traten zu den Sprechenden hinzu.

»Sehen Sie«, erzählte der Adjutant weiter, »das ist eine verwickelte Geschichte. Diese Proklamation erschien damals, so etwa vor acht Wochen. Man meldete das dem Grafen. Er ordnete eine Untersuchung an. Gawrilo Iwanowitsch befaßte sich damit. Die Proklamation war durch dreiundsechzig Hände gegangen. Er kommt zu einem: ›Von wem haben Sie sie?‹ ›Von dem und dem.‹ Nun geht er zu dem: ›Von wem haben Sie sie?‹ und so weiter, bis er schließlich bei Wereschagin anlangt ... einem Kaufmannsprößling, der noch nicht ausgebildet hat, wissen Sie, so ein nettes Kaufmannsfrüchtchen ...« sagte der Adjutant lächelnd. »Man fragt ihn: ›Von wem hast du die

Proklamation?« Die Hauptsache war, wir wußten nämlich, von wem er sie hatte. Er konnte sie von niemand anderem haben als vom Postdirektor. Aber offenbar hatten sich die beiden vorher verabredet. »Von niemandem, ich habe sie selbst verfaßt«, gibt er uns zur Antwort. Und so sehr man ihm auch zusetzt und droht – er bleibt dabei: »Ich habe sie selbst verfaßt.« Das meldet man nun dem Grafen. Der Graf läßt ihn zu sich rufen. »Von wem hast du die Proklamation?« – »Ich habe sie selbst verfaßt.« Na, Sie kennen ja doch unsern Grafen!« fuhr der Adjutant mit stolzem, lustigem Lächeln fort. »Er geriet furchtbar in die Wolle. Stellen Sie sich vor, solch eine freche Lügnerie und Verstocktheit!«

»Ach so. Dem Grafen wäre es lieb gewesen, wenn der Befragte Klutscharew angegeben hätte!« warf Pierre ein.

»Ganz und gar nicht«, erwiderte der Adjutant erschrocken. »Klutscharew hatte ohnedies genug auf dem Kerbholz, weswegen er auch verbannt wurde. Aber die Sache war die: der Graf ist empört. »Wie kannst du diese Proklamation verfaßt haben?« sagt er und nimmt eine Hamburger Zeitung vom Tisch. »Da steht sie ja. Du hast sie nicht verfaßt, sondern übersetzt, und noch dazu schlecht, weil du nicht ordentlich Französisch kannst, du Dummkopf.« Was glauben Sie aber, daß er zur Antwort gibt? »Nein«, sagt er, »ich lese überhaupt keine Zeitungen, ich habe sie selbst verfaßt.« – »Nun, wenn die Sache so liegt, dann bist du ein Verräter; ich werde dich dem Gericht übergeben, und du wirst gehängt werden. Also sag lieber, von wem du die Proklamation erhalten hast.« – »Ich habe keine Zeitungen gesehen und die Proklamation selbst verfaßt.« Und dabei bleibt er. Der Graf läßt auch den Vater rufen: der junge Mann besteht auf seiner Aussage. Er ist dem Gericht überliefert worden und, glaube ich, zu Zwangsarbeit verurteilt. Nun kommt der Vater und will Fürbitte für ihn einlegen. So ein windiges Bürschchen! Wissen Sie, das ist so ein Kaufmannsöhnchen, das immer nach der neuesten Mode gekleidet geht, allen Mädchen den Kopf verdreht, ein paar Vorlesungen gehört hat und sich nun einbildet, Gott weiß wer zu sein. Sehen Sie, solch ein Früchtchen ist das: Sein Vater hat eine Gastwirtschaft an der Steinbrücke. Dort hing immer ein großes Bild von Gott als Weltenbeherrscher, wissen Sie, wie er in der einen Hand das Zepter und in der anderen die Erdkugel hält. Dieses Bild nimmt er nun einmal auf ein paar Tage mit

nach Hause und was fängt er damit an? Er macht einen Maler
ausfindig, einen Schurken ...«

Mitten in dieser neuen Geschichte wurde Besuchow zum Stadtkommandanten gerufen.

Pierre trat in das Arbeitszimmer des Grafen Rastoptschin. Dieser machte ein finsternes Gesicht und rieb sich Stirn und Augen mit der Hand. Ein nicht sehr großer Mann verhandelte mit ihm, als aber Pierre eintrat, schwieg er still und ging hinaus.

»Ah, seien Sie mir begrüßt, Sie großer Kriegsheld«, sagte Rastoptschin, sobald der Mann hinausgegangen war. »Man hat mir von Ihren prouesses erzählt. Aber darum handelt es sich jetzt nicht. Mon cher, entre nous, sind Sie Freimaurer?« fragte Graf Rastoptschin in strengem Ton, als sei dies etwas Schlimmes, das er jedoch zu verzeihen beabsichtige.

Pierre schwieg.

»Mon cher, je suis bien informé, aber ich weiß auch, daß es zwei Arten von Freimaurern gibt, und hoffe, daß Sie nicht zu denen gehören, die sich den Anschein geben, die Menschheit erretten zu wollen, und dabei Rußland zugrunde richten.«

»Ja, ich bin Freimaurer«, erwiderte Pierre.

»Nun also, sehen Sie, mein Lieber. Es wird Ihnen, glaube ich, nicht unbekannt sein, daß die Herren Speranskij und Magnizkij dorthin ausgewiesen worden sind, wohin sie gehören¹⁸⁸. So ist es auch Herrn Klutscharew ergangen und ebenso vielen andern, die sich den Anschein gegeben haben, den Tempel Salomonis wieder aufbauen zu wollen, und dabei den Tempel des eignen Vaterlandes zu zerstören suchten. Sie werden einsehen, daß Gründe dazu vorgelegen haben, und daß ich einen hiesigen Postdirektor nicht hätte fortschicken können, wenn er nicht ein schädlicher Mensch gewesen wäre. Nun habe ich erfahren, daß Sie ihm zur Abreise aus der Stadt einen Wagen zur Verfügung gestellt und sogar Papiere von ihm in Verwahrung genommen haben. Ich mag Sie gern und wünsche Ihnen nichts Böses, und da Sie nur halb so alt sind wie ich, darf ich Ihnen wohl den väterlichen Rat erteilen, alle Beziehungen zu derartigen Leuten abzubrechen und selber so bald wie möglich die Stadt zu verlassen.«

»Aber was hat denn Klutscharew verschuldet, Graf?« fragte Pierre.

»Das ist meine Sache, darüber unterrichtet zu sein, und Sie sind nicht befugt, mich danach zu fragen«, schrie Rastoptschin.

»Wenn man ihn etwa beschuldigt hat, daß er Napoleons Proklamationen verteilt habe, so ist das noch gar nicht bewiesen«, sagte Pierre, ohne Rastoptschin anzusehen, »und Wereschtschagin ...«

»Nous y voilà«, schrie Rastoptschin, Pierre unterbrechend, noch lauter als vorher und machte plötzlich ein finsternes Gesicht. »Wereschtschagin ist ein Verräter und Aufrührer, der die verdiente Strafe erhalten wird«, fuhr er in jenem Ton heftigen Zorns fort, den man bei der Erinnerung an eine Beleidigung anzuschlagen pflegt. »Aber ich habe Sie nicht rufen lassen, damit Sie über meine Handlungen ein Urteil fällen sollen, sondern um Ihnen einen Rat oder, wenn Sie wollen, einen Befehl zu erteilen. Ich ersuche Sie, Ihre Beziehungen zu solchen Herren wie Klutscharew abubrechen und die Stadt zu verlassen. Ich werde jedem, wer es auch sei, die Dummheiten auszutreiben wissen.« Da sich Rastoptschin aber wahrscheinlich bewußt wurde, Besuchow, ohne daß dieser etwas verschuldet hatte, angeschrien zu haben, fügte er hinzu, indem er freundschaftlich Pierres Hand faßte: »Nous sommes à la veille d'un désastre public, et je n'ai pas le temps de dire des gentilleses à tous ceux qui ont affaire à moi. Der Kopf dreht sich mir manchmal im Kreis. Eh bien, mon cher, qu'est-ce que vous faites, vous personnellement?«

»Mais rien«, erwiderte Pierre mit seinem unverändert nachdenklichen Gesichtsausdruck, immer noch ohne die Augen aufzuheben.

Der Graf zog die Stirn kraus.

»Un conseil d'ami, mon cher. Räumen Sie das Feld so schnell wie möglich, das ist alles, was ich Ihnen sagen kann. Leben Sie wohl, mein Lieber. Ach ja«, rief er ihm noch in der Tür nach, »ist es wahr, daß die Gräfin in die Klauen der saints pères de la société de Jesus geraten ist?«

Pierre gab keine Antwort und ging finster und erzürnt, wie man ihn noch nie gesehen hatte, von Rastoptschin weg.

Als er nach Hause kam, dunkelte es bereits. Gegen acht Personen kamen an diesem Abend noch zu ihm: der Sekretär eines Komitees, der Oberst seines Regiments, der Verwalter, der Haushofmeister und verschiedene Bittsteller. Sie alle trugen Pierre ihre Anliegen vor, die

er entscheiden sollte. Pierre begriff nichts von alledem, interessierte sich auch nicht dafür und antwortete allen immer nur, um sie möglichst bald loszuwerden. Endlich war er allein, öffnete den Brief seiner Frau und fing an, ihn zu lesen.

Sie ... die Soldaten auf der Batterie ... Fürst Andrej tot ... der Alte ... Einfach ist Ergebenheit in Gott ... Man muß leiden ... die Bedeutung aller Dinge ... aneinanderreihen ... meine Frau will wieder heiraten ... man muß vergessen und begreifen ... Und er ging zu seinem Bett, warf sich angekleidet darauf und schlief sofort ein.

Als er am nächsten Morgen erwachte, kam sein Haushofmeister, um ihm zu melden, Graf Rastoptschin habe eigens einen Polizeibeamten hergeschickt, um sich zu erkundigen, ob Graf Besuchow abgereist sei oder abreisen werde.

Im Salon wartete etwa ein Dutzend der verschiedensten Leute, die alle etwas von Pierre wollten. Er zog sich eilig an, und statt zu denen hineinzugehen, die auf ihn warteten, stieg er die Hintertreppe hinunter und verließ durch den Torweg das Haus.

Trotz allen Suchens bekam von diesem Augenblick an bis zur Zerstörung Moskaus keiner von den Hausgenossen Besuchow mehr zu sehen, und keiner konnte in Erfahrung bringen, wo er sich befand.

Die Rostows waren bis zum 1. September, also bis einen Tag vor dem Einrücken des Feindes, in Moskau geblieben.

Nachdem Petja in das Obolenskijsche Kosakenregiment eingetreten und nach Bjelaja Zerkow, wo dieses Regiment zusammengestellt wurde, abgereist war, kam die Gräfin aus der Angst nicht mehr heraus. Der Gedanke, daß nun ihre beiden Söhne im Feld standen, daß beide ihren Fittichen entschlüpft waren und daß heute oder morgen einer von ihnen fallen könnte, oder womöglich alle beide, wie die drei Söhne einer bekannten Familie – dieser Gedanke ging ihr jetzt in diesem Sommer zum erstenmal in seiner ganzen grausamen Klarheit durch den Kopf. Sie versuchte, Nikolaj zurückrufen zu lassen, wollte selber zu Petja fahren und ihn in Petersburg irgendwo unterbringen, aber weder das eine noch das andere erwies sich als möglich. Petja konnte nicht anders zurückkehren als mit seinem Regiment oder auf Grund einer Versetzung in ein anderes aktives Regiment.

Nikolaj befand sich irgendwo an der Front und hatte seit seinem letzten Brief, in dem er seine Begegnung mit Prinzessin Marja ausführlich geschildert hatte, kein Lebenszeichen mehr von sich gegeben. Die Gräfin schlief keine Nacht, und wenn sie wirklich einmal einschlummerte, erblickte sie im Traum ihre beiden gefallenen Söhne.

Nach vielen Beratungen und langem Hinundherreden fand der Graf endlich ein Mittel, seine Frau zu beruhigen. Er ließ Petja von den Obolenskijkosaken in das Regiment Besuchows versetzen, das in Petersburg zusammengestellt wurde. Petja blieb auf diese Weise im Militärdienst, und der Gräfin wurde durch diese Versetzung der Trost zuteil, wenigstens den einen ihrer Söhne wieder unter ihren Fittichen zu haben. Sie hoffte, ihren Petja nun nicht mehr fortlassen zu brauchen und ihm immer solche Posten im Dienst verschaffen zu können, wo er beileibe nicht in eine Schlacht geraten konnte. Solange Nicolas allein in Gefahr gewesen war, hatte es der Gräfin immer geschienen – und sie hatte sich sogar Vorwürfe darüber gemacht –, daß sie den ältesten Sohn lieber habe als ihre übrigen Kinder. Als nun aber ihr Jüngster, dieser Strick, der schlecht lernte und zu Hause immer nur

Unfug trieb, so daß es alle oft satt bekamen, als nun dieser Petja mit seiner Stupsnase, seinen lustigen schwarzen Augen, seinem frischen roten Gesicht und dem eben erst aufkeimenden Flaum auf den Wangen auch unter all diese großen, furchtbar grausamen Männer geraten war, die dort irgendwie Krieg führten und daran noch Vergnügen fanden, – da hatte die Mutter wiederum geglaubt, sie liebe diesen Sohn mehr, weit mehr als alle anderen. Je näher die Zeit heranrückte, wo der erwartete Petja nach Moskau zurückkehren mußte, desto größer wurde die Unruhe der Gräfin. Schon glaubte sie, daß sie dieses Glück nimmer erleben werde. Nicht nur Sonjas Gegenwart, sondern auch die ihrer geliebten Natascha und sogar die ihres Mannes reizte sie. Was kümmern sie mich? Ich brauche nur den einen, und das ist Petja! dachte sie.

In den letzten Tagen des August erhielten die Rostows einen zweiten Brief von Nikolaj. Er schrieb aus dem Gouvernement Woronesch, wohin er geschickt worden war, um Remonten auszuheben. Dieser Brief beruhigte die Gräfin nicht. Wenn sie jetzt auch den einen Sohn außer Gefahr wußte, so zitterte sie nur um so heftiger für Petja.

Obleich die meisten Bekannten der Familie Rostow die Stadt schon vor dem 20. August verlassen und alle der Gräfin zugeredet hatten, so bald wie möglich abzufahren, so wollte sie doch nichts von einer Abreise hören, solange nicht ihr ein und alles, ihr vergötterter Petja, zurückgekehrt sei.

Am 28. August traf Petja ein. Die krankhaft leidenschaftliche Zärtlichkeit, mit der ihn die Mutter empfing, gefiel dem sechzehnjährigen Offizier ganz und gar nicht. Obleich sie ihre Absicht, ihn nun nicht wieder aus ihren Fittichen zu lassen, vor ihm geheimhielt, durchschaute Petja ihre Hintergedanken doch und fürchtete instinktiv, daß er durch die Mutter verzärtelt und – wie er es in Gedanken nannte – zum alten Weibe gemacht werde. Deshalb behandelte er sie kühl, wich ihr aus und hielt sich während seines Aufenthaltes in Moskau ausschließlich an Natascha, für die er schon immer eine besondere, fast verliebte brüderliche Zärtlichkeit empfunden hatte.

Infolge der gewohnten Sorglosigkeit des Grafen war am 28. August noch nichts zur Abreise bereit, und die Fuhrwerke aus den Gütern bei Rjasan und bei Moskau, die alle Habe aus dem Haus fortschaffen sollten, trafen erst am 30. ein.

Vom 28. bis zum 30. August befand sich ganz Moskau in Unruhe und geschäftiger Bewegung. Durch das Dorogomilowtor wurden täglich Tausende von Verwundeten aus der Schlacht von Borodino nach Moskau hereingefahren und auf die Häuser verteilt, während aus den anderen Toren Tausende von Fuhrn mit Einwohnern und ihrer Habe hinausrollten.

Trotz der Flugblätter Rastoptschins, unabhängig davon oder auch als ihre Folge liefen die sonderbarsten, sich widersprechenden Gerüchte durch die Stadt. Der eine sagte, niemand mehr dürfe wegfahren, ein anderer erzählte, alle Heiligenbilder würden aus den Kirchen getragen und alle Einwohner mit Gewalt zur Abreise gezwungen. Einer wollte wissen, daß nach der Schlacht bei Borodino noch eine zweite Schlacht stattgefunden habe, in der die Franzosen geschlagen worden seien, während ein anderer behauptete, daß die ganze russische Armee vernichtet sei. Dieser sprach vom Moskauer Landsturm, der, die Geistlichkeit voran, auf die Drei Berge ziehen werde, jener erzählte im Flüsterton, daß dem Erzbischof Augustin nicht erlaubt worden sei, abzureisen, daß man Verräter aufgegriffen habe, daß die Bauern revoltierten und alle ausraubten, die wegfuhrten, und so weiter und so weiter. Doch das erzählte man sich nur, in Wirklichkeit aber fühlten sowohl diejenigen, die wegfuhrten, als auch die, welche dablieben, obgleich der Kriegsrat in Fili, auf dem die Preisgabe Moskaus beschlossen wurde, noch nicht stattgefunden hatte, daß Moskau, wenn man es auch nicht offen aussprach, doch unbedingt kapitulieren werde, und daß es deshalb nötig war, sich selber so bald wie möglich in Sicherheit zu bringen und seine Habe zu retten. Man fühlte, daß alles auf einmal anders werden und in Trümmer gehen mußte, doch bis zum 1. September blieb noch alles beim alten. Wie der Verbrecher, der zur Richtstatt geführt wird, weiß, daß er sogleich sterben muß, aber sich doch noch umschauf und die schief aufgesetzte Mütze geraderückt, so fuhr auch Moskau unwillkürlich in seinem Alltagsleben fort, obgleich es wußte, daß sein Untergang, bei dem alle Lebensbedingungen, an die man sich gewöhnt hatte, zusammenstürzen mußten, in allernächster Zeit bevorstand.

Während dieser drei Tage, die der Einnahme Moskaus vorangingen, waren alle Glieder der Familie Rostow mit verschiedenen Sorgen und Arbeiten beschäftigt. Das Haupt der Familie, Graf Ilja Andrejewitsch, fuhr dauernd in der Stadt umher, sammelte die von allen

Seiten in Umlauf gesetzten Gerüchte und erteilte zu Hause nur allgemeine, oberflächliche und hastige Befehle für die Vorbereitungen zur Abreise.

Die Gräfin kümmerte sich ab und zu um das Einpacken der Sachen, war mit allem unzufrieden, lief beständig hinter Petja her, der vor ihr ausriß, war eifersüchtig auf Natascha, weil Petja die ganze Zeit bei ihr steckte. Sonja war die einzige, die die Sache praktisch in Angriff nahm: sie half beim Einpacken. Aber sie war in letzter Zeit besonders schwermütig und still gewesen. Nicolas' Brief, in dem von seinem Zusammentreffen mit Prinzessin Marja die Rede war, hatte der Gräfin in ihrer Gegenwart die freudige Bemerkung entlockt: sie sähe in Nicolas' Begegnung mit Prinzessin Marja eine Fügung des Himmels.

»Als Bolkonskij Nataschas Bräutigam war«, sagte die Gräfin, »habe ich mich nie so recht darüber gefreut; aber ich habe immer gewünscht und habe auch jetzt noch die Ahnung, daß Nikolenka die Prinzessin heiraten wird. Wie herrlich wäre das!«

Sonja fühlte, daß dies richtig war, daß nur Nikolajs Verheiratung mit einer reichen Frau den Rostowschen Finanzen wieder aufhelfen konnte, und wußte, daß Prinzessin Marja eine gute Partie war.

Oggleich ihr infolgedessen das Herz schwer war, oder vielleicht gerade deshalb, hatte sie die schwierige Aufgabe übernommen, die Sachen auszuwählen und einpacken zu lassen, und war von früh bis abends beschäftigt. Der Graf und die Gräfin wandten sich an sie, wenn sie etwas anzuordnen hatten.

Petja und Natascha dagegen brachten ihren Eltern nicht nur keine Hilfe, sondern störten meist nur und waren allen im Hause im Weg. Den ganzen Tag über hörte man ihr Hin- und Herlaufen, ihr Rufen und grundloses Lachen. Sie lachten und freuten sich nicht, weil sie einen Anlaß dazu hatten, sondern es war ihnen bloß froh und heiter zumute, und deshalb bot ihnen alles, was nur geschehen mochte, Veranlassung zu Heiterkeit und Gelächter. Petja war deshalb so heiter, weil er als Knabe vom Vaterhaus fortgegangen und nun – wie ihm alle sagten – als junger Herr zurückgekehrt war, freute sich, weil er zu Hause und Bjelaja Zerkow entronnen war, wo er keine Aussicht gehabt hatte, bald an einer Schlacht teilnehmen zu können, während in Moskau doch in den nächsten Tagen gekämpft werden mußte, und

war hauptsächlich auch deshalb so heiter, weil Natascha lustig war, deren Stimmung er sich immer anpaßte.

Natascha aber war deshalb so froh gestimmt, weil sie zu lange Zeit traurig gewesen war, weil sie jetzt durch nichts an den Grund ihres Kummers erinnert wurde und gesund war. Und dann freute sie sich vor allem darüber, daß sie wieder einmal einen Menschen um sich hatte, der von ihr entzückt war – die Bewunderung anderer war das Öl für die Räder, das sie unumgänglich brauchte, damit sich die Maschine ihres Seins frei bewegen konnte. Und Petja war von ihr entzückt. Die Hauptsache aber, weswegen sie sich beide so freuten, war, daß sich der Krieg jetzt dicht vor Moskau abspielte, daß vor den Toren gekämpft werden und Waffen verteilt werden würden, daß alle davonliefen und irgendwohin fahren, und daß überhaupt etwas Außergewöhnliches vor sich ging, worüber sich der Mensch immer zu freuen pflegt, besonders wenn er noch jung ist.

Am Sonnabend, dem 31. August, schien im Hause Rostow das Unterste zuoberst gekehrt zu sein. Alle Türen standen weit offen, alle Möbel waren hinausgetragen oder umgestellt und alle Spiegel und Bilder abgenommen. In den Zimmern standen Kisten mit Heu; Packpapier und Bindfaden lagen herum. Bauern und Hausgesinde, die die Sachen hinaustrugen, gingen mit schweren Schritten über das Parkett. Auf dem Hof standen dicht gedrängt die Bauernwagen; einige waren schon hoch beladen und verschnürt, andere noch leer.

Die Stimmen und Schritte der zahlreichen Dienerschaft und der mit den Fuhren in die Stadt gekommenen Bauern, die einander dieses und jenes zuriefen, hallten durch den Hof und das ganze Haus. Der Graf war am frühen Morgen irgendwohin gefahren. Die Gräfin, die vom Trubel und Lärm Kopfschmerzen bekommen hatte, lag, mit Essigumschlägen auf dem Kopf, im neuen Diwanzimmer. Petja war nicht zu Hause; er war zu einem Kameraden gegangen, mit dem er aus der Landwehr in die aktive Armee überzutreten beabsichtigte. Sonja beaufsichtigte im Saal das Einpacken des Kristalls und Porzellans. Natascha saß in ihrem ausgeräumten Zimmer auf dem Fußboden zwischen durcheinandergeworfenen Kleidern, Bändern und Schärpen und sah starr zu Boden, während sie ein altes Ballkleid in Händen hielt, dasselbe nun schon unmodern gewordene Kleid, in dem sie zum erstenmal in Petersburg auf dem Ball gewesen war.

Sie schämte sich ein bißchen, nichts im Hause zu tun, während alle so beschäftigt waren. Schon vom frühen Morgen an hatte sie versucht, sich an die Arbeit zu machen, aber diese Art der Beschäftigung lag ihr nicht. Sie vermochte und verstand nichts zu unternehmen, wo sie nicht mit ganzem Herzen und allen ihren Kräften dabei war. Sie hatte beim Einpacken des Porzellans hinter Sonja gestanden und ihr helfen wollen, hatte es aber dann bald wieder aufgegeben und war auf ihr Zimmer gegangen, um ihre eignen Sachen in Ordnung zu bringen. Anfänglich hatte es ihr Spaß gemacht, ihre Kleider und Bänder unter die Zimmermädchen zu verteilen, dann aber, als der Rest nun wirklich eingepackt werden mußte, war ihr die Sache wieder langweilig geworden.

»Dunjascha, liebste, beste Dunjascha, du packst doch die Sachen ein, nicht wahr, nicht wahr?« Und als ihr Dunjascha versprochen hatte, alles zu besorgen, hatte sich Natascha auf den Fußboden gesetzt, ihr altes Ballkleid in die Hand genommen und durchaus nicht mehr an das gedacht, was jetzt ihre Gedanken hätte beschäftigen müssen.

Ein plötzliches, lebhaftes Schwatzen der Zofen im anstoßenden Mädchenzimmer und das Geräusch eiliger Schritte nach der Hintertreppe zu weckten Natascha aus ihrer Versunkenheit. Sie stand auf und sah zum Fenster hinaus. Auf der Straße stand ein langer Wagenzug mit Verwundeten.

Die Zofen, die Diener, die Haushälterin, die Kinderfrau, die Köche, die Kutscher, die Reitknechte, die Küchenjungen – sie alle standen am Tor und betrachteten die Verwundeten.

Natascha legte ein weißes Taschentuch übers Haar, hielt es an beiden Zipfeln fest und lief ebenfalls auf die Straße hinunter.

Die frühere Wirtschafterin der Rostows, die alte Mawra Kusminitsdina, trat aus der Menge, die vor dem Tor stand, ging auf einen Bauernwagen mit einer Matte als Verdeck zu und sprach mit dem jungen, bleichen Offizier, der darin lag. Natascha lief ein paar Schritte näher, blieb aber dann schüchtern stehen, indem sie immer noch das Taschentuch über den Kopf hielt, und lauschte auf das, was die Wirtschafterin sagte.

»Sie haben also niemanden hier in Moskau?« fragte Mawra Kusminitschna. »Aber es wäre doch ruhiger für Sie in einem Privathaus ... Bleiben Sie doch gleich hier bei uns. Die Herrschaft reist ab.«

»Ich weiß nicht, ob das erlaubt ist«, erwiderte der Offizier mit schwacher Stimme. »Dort ist der Leiter des Transportes, fragen Sie den.« Und er zeigte auf einen dicken Major, der am Zug der Wagen entlang von unten die Straße zurückkam.

Natascha blickte dem verwundeten Offizier mit erschrockenen Augen ins Gesicht und lief gleich auf den Major zu.

»Dürfen von den Verwundeten einige in unserem Hause bleiben?« fragte sie.

Der Major legte lächelnd die Hand an den Mützenschirm.

»Welchen möchten Sie denn gern, Mamsell?« fragte er, kniff die Augen zusammen und lächelte.

Natascha wiederholte ruhig ihre Frage, und ihr Gesicht und ihre ganze Art war, obgleich sie immer noch das Taschentuch an den Zipfeln über ihren Kopf hielt, doch so ernst und bestimmt, daß der Major zu lächeln aufhörte, erst ein wenig nachdachte, als frage er sich, bis zu welchem Grad dies zu ermöglichen sei, ihr aber dann doch eine zustimmende Antwort gab.

»O ja, warum nicht? Das ginge schon«, sagte er.

Natascha nickte leicht und kehrte mit schnellen Schritten zu Mawra Kusminitschna zurück, die neben dem Offizier stehen geblieben war und mit wehleidiger Teilnahme auf ihn einredete.

»Es geht, er hat gesagt, es ginge!« flüsterte Natascha.

Der Offizier in seiner Kibitka bog in den Hof der Rostows ein, und gleich darauf fuhren auf die Einladung der Stadtbewohner hin Dutzende von Wagen mit Verwundeten in die Höfe und Torwege der Nachbarhäuser in der Powarskaja.

Natascha fand an diesen außerhalb der sonstigen Lebensgewohnheiten liegenden Beziehungen zu fremden Menschen sichtliches Vergnügen. Mit Mawra Kusminitschna zusammen bemühte sie sich, möglichst viele Verwundete in ihren Hof aufzunehmen.

»Wir müssen es aber doch dem Papa sagen«, meinte Mawra Kusminitschna.

»Nicht doch, nicht doch. Ist denn nicht alles gleich? Für den einen Tag ziehen wir in den Salon. Unsere Hälfte können wir ihnen überlassen.«

»Aber wo denken Sie hin, gnädiges Fräulein! Auch wenn wir sie im Seitenflügel, in den Fremdenzimmern und Gesindestuben unterbringen, so müssen wir doch auf jeden Fall fragen.«

»Nun, dann frage ich eben.«

Natascha lief ins Haus, schlich auf den Zehen durch die halbgeöffnete Tür ins Diwanzimmer, wo es nach Essig und Hoffmannstropfen roch.

»Schlafen Sie, Mama?«

»Wie könnte ich wohl schlafen?« erwiderte die Gräfin, die soeben eingeschlummert war und nun aufwachte.

»Liebste, beste Mama«, rief Natascha, ließ sich neben der Mutter auf die Knie nieder und näherte ihr Gesicht dem ihrigen. »Seien Sie

mir nicht böse, verzeihen Sie, ich will es nicht wieder tun; ich habe Sie geweckt. Mawra Kusminitschna hat mich geschickt, man hat Verwundete gebracht, Offiziere. Sie erlauben es doch? Sie wissen nicht wohin ... ich weiß, Sie werden es erlauben ...« sagte sie hastig, ohne Atem zu holen.

»Was denn für Offiziere? Wen hat man gebracht? Ich verstehe dich nicht«, sagte die Gräfin.

Natascha lachte, und auch die Gräfin lächelte schwach.

»Ich weiß doch, daß Sie es erlauben ... so werde ich es denen auch sagen.«

Und Natascha küßte ihre Mutter, stand auf und lief aus der Tür.

Im Saal stieß sie auf ihren Vater, der mit schlechten Nachrichten nach Hause zurückkehrte.

»Da sind wir nun solange hier sitzengeblieben«, sagte der Graf unwillkürlich ärgerlich. »Und nun ist der Klub geschlossen, und die Polizei rückt ab.«

»Papa, du hast doch nichts dagegen, daß ich Verwundete in unser Haus aufgenommen habe?« fragte ihn Natascha.

»Selbstverständlich, gar nichts«, erwiderte der Graf zerstreut. »Doch das ist Nebensache. Ich bitte mir aus, daß ihr euch jetzt nicht mit solchen Kinkerlitzchen abgibt, sondern beim Einpacken helft, damit wir reisen, reisen, morgen reisen können ...«

Denselben Befehl erteilte der Graf dem Haushofmeister und allen seinen Leuten.

Gegen Mittag kehrte auch Petja zurück und erzählte bei Tisch, was er Neues erfahren hatte. Er behauptete, man habe heute im Kreml Waffen an das Volk verteilt, in Rastoptschins Flugblatt sei zwar gesagt, es werde zwei Tage vorher ein Aufruf ergehen, aber es sei doch die feste Bestimmung getroffen worden, daß morgen alles Volk in Waffen auf die Drei Berge ziehen solle, wo dann eine große Schlacht stattfinden werde.

Während er dies erzählte, betrachtete die Gräfin mit scheuem Entsetzen das heitere, begeisterte Gesicht ihres Sohnes. Sie wußte, daß, wenn sie nur ein Wort verlauten ließe, um Petja zu bitten, nicht in diese Schlacht zu ziehen – sie sah ja, wie er sich auf den bevorstehenden Kampf freute –, er etwas von Mannesehre oder Vaterland

erwidern werde, etwas Sinnloses, Männliches, Widerspenstiges, auf das sie nichts entgegenen könnte, und daß dann die ganze Sache verfahren wäre. Und deshalb sagte sie in der Hoffnung, es so einrichten zu können, daß sie noch vorher abführen und Petja als Schützer und Begleiter mitnähmen, kein Wort zu ihm, ließ aber nach Tisch den Grafen zu sich rufen und beschwor ihn unter Tränen, sie so bald wie möglich von hier fortzuführen, noch diese Nacht, wenn es irgend ginge. Mit jener unwillkürlichen List, die die Liebe den Frauen eingibt, behauptete sie, die bis jetzt nie Furcht an den Tag gelegt hatte, daß sie vor Angst umkommen werde, wenn sie nicht noch heute nacht abführen. Und wirklich fürchtete sie jetzt, ohne zu übertreiben, das Schlimmste.

Madame Schoß, die ihre Tochter besucht hatte, vermehrte die Angst der Gräfin noch dadurch, daß sie erzählte, was sie bei einem Branntweinladen in der Mjasnizkaja mit angesehen hatte. Als sie nämlich auf dem Rückweg durch diese Straße gekommen war, hatte sie wegen einer betrunkenen Volksmenge, die vor dem Laden herumkrakeelte, nicht an dem Haus vorbeigehen können. Sie hatte einen Wagen genommen und war durch ein Nebengäßchen nach Hause gefahren, und der Kutscher hatte ihr erzählt, das Volk habe in dem Branntweinladen die Fässer zerschlagen, dies sei so befohlen worden.

Nach dem Mittagessen machten sich alle im Hause Rostow mit hastigem Eifer daran, die Sachen einzupacken und alle Vorbereitungen zur Reise zu treffen. Der alte Graf nahm sich auf einmal der Sache an, lief nach dem Mittagessen ununterbrochen vom Haus in den Hof und vom Hof wieder ins Haus zurück und schrie wie ein Wahnsinniger auf die hastenden Leute ein, um sie zu noch größerer Eile anzutreiben. Petja kommandierte auf dem Hof. Sonja wußte unter der Auswirkung der sich widersprechenden Befehle des Grafen gar nicht mehr, was sie tun sollte, und hatte ganz und gar den Kopf verloren. Schreiend, zankend und lärmend liefen die Leute durch die Zimmer und den Hof.

Natascha hatte sich mit der ihr eigenen Leidenschaftlichkeit plötzlich an die Arbeit gemacht. Anfangs kam man ihrer Einmischung in die Geschäfte des Einpackens mit einigem Mißtrauen entgegen. Jeder glaubte, daß sie Spaß mache, und keiner wollte auf sie hören, aber sie erzwang sich den Gehorsam mit Hartnäckigkeit und Leidenschaftlichkeit, wurde böse, fing beinahe an zu weinen, wenn man ihr nicht gehorchte, und erreichte dadurch, daß man sie ernst nahm.

Ihre erste Heldentat, die sie große Mühe kostete, aber auch den Grund zu ihrem Ansehen und ihrer Macht legte, war das Einpacken der Teppiche. Der Graf hatte in seinem Haus kostbare Gobelins und Perserteppiche. Als sich Natascha an die Arbeit machte, standen im Saal zwei offene Kisten: die eine war fast bis oben mit Porzellan vollgepackt, die andere mit Teppichen. Rings auf den Tischen stand noch viel Porzellan herum, und aus den Vorratskammern schleppte

man immer noch mehr herbei. Man mußte mit einer neuen, dritten Kiste anfangen, und um diese zu holen, waren die Leute hinausgegangen.

»Warte mal, Sonja, vielleicht bekommen wir es auch so hinein«, sagte Natascha.

»Unmöglich, gnädiges Fräulein, wir haben es schon versucht«, entgegnete der Büfettdiener.

»Nein, wartet mal, bitte!«

Und Natascha fing an, die in Papier gewickelten Schüsseln und Teller aus der Kiste herauszuziehen.

»Die Schüsseln kommen hierhin, zwischen die Teppiche«, sagte sie.

»Wir wollen Gott danken, wenn wir nur die Teppiche allein in drei Kisten unterbringen«, meinte der Büfettdiener.

»Halt, wartet mal, bitte!« Natascha traf rasch und geschickt eine Auswahl. »Die brauchen nicht mit«, sagte sie von den Kiewer Tellern.

»Das, ja, das kommt zwischen die Teppiche«, dabei zeigte sie auf das Meißner Porzellan.

»Laß es doch gut sein, Natascha, wir werden es schon einpacken«, sagte Sonja vorwurfsvoll.

»Ja, ja, gnädiges Fräulein«, bestätigte der Haushofmeister.

Aber Natascha gab nicht nach, packte alle Sachen aus und fing dann rasch an, sie wieder einzupacken, wobei sie entschied, daß die schlechten Hausteppiche und das überflüssige Geschirr überhaupt nicht mitgenommen werden sollten. Und tatsächlich, nachdem man fast alle weniger kostbaren Sachen, die gar nicht des Mitnehmens wert waren, beiseitegelegt hatte, fand alles in den beiden Kisten Platz. Nur der Deckel der Teppichkiste wollte nicht zugehen. Man hätte noch etwas herausnehmen können, aber das wollte Natascha nicht. Sie packte noch einmal alles um, preßte es eng zusammen, ließ den Büfettdiener und Petja, den sie zu ihrer Hilfe beim Packen herangezogen hatte, gegen den Deckel drücken und machte selber die verzweifeltsten Anstrengungen.

»Laß es doch gut sein, Natascha«, sagte Sonja zu ihr. »Ich sehe ja, du hast recht, aber nimm doch den obersten heraus.«

»Das will ich eben nicht«, schrie Natascha, mit der einen Hand das aufgelöste Haar aus der schweißbedeckten Stirn streichend und mit der anderen die Teppiche zusammenpressend. »So drücke doch, Petja, drücke doch! Wassiljewitsch, feste drücken!« schrie sie.

Die Teppiche gaben nach, und der Deckel ging zu. Natascha klatschte in die Hände, juchzte vor Freude, und Tränen traten ihr in die Augen. Aber das dauerte nur einen Augenblick. Sogleich machte sie sich an eine andere Arbeit, und nun hatte man volles Vertrauen zu ihr. Der Graf wurde nicht böse, wenn man ihm sagte, daß Natalja Iljinitchna seine Befehle abgeändert habe; und das Hausgesinde kam zu Natascha und fragte, ob sie die Fuhren verschnüren sollten oder nicht, und ob sie hoch genug aufgeladen hätten. Dank Nataschas Anordnungen ging die Arbeit nun endlich vonstatten, alles Überflüssige wurde zurückgelassen und alles Wertvolle möglichst eng zusammengepackt.

Aber so sehr sich auch alle Leute beeilten, so konnte doch bis spät in die Nacht hinein noch nicht alles fertig eingepackt werden. Die Gräfin schlummerte ein, und der Graf verschob die Abreise bis zum nächsten Morgen und ging ebenfalls schlafen.

Sonja und Natascha schliefen, ohne sich ausgekleidet zu haben, im Diwanzimmer.

In der Nacht kam noch ein Verwundeter durch die Powarskaja gefahren, und Mawra Kusminitschna, die am Tor stand, ließ ihn bei den Rostows einbiegen. Dieser Verwundete war, wie Mawra Kusminitschna glaubte, ein Mann von hohem Ansehen. Man fuhr ihn in einer Kalesche mit hochgeschlagenem Verdeck und völlig geschlossenem Vorderleder. Auf dem Bock saß neben dem Kutscher ein alter, würdiger Kammerdiener. Hinter dem Wagen her fuhren ein Arzt und zwei Soldaten.

»Kommen Sie doch bitte zu uns, bitte kommen Sie nur. Die Herrschaft reist ab, das ganze Haus ist leer«, sagte die Wirtschafterin zu dem alten Diener.

»Was tun?« erwiderte der Kammerdiener und seufzte. »Wir werden ihn kaum hinbringen. Wir haben nämlich unser eignes Haus in Moskau, aber das ist noch weit, und es wohnt jetzt auch niemand drin.«

»Aber dann kommen Sie doch bitte zu uns, bei unserer Herrschaft ist alles in Hülle und Fülle. Bitte kommen Sie nur«, sagte Mawra Kusminitschna. »Er ist wohl sehr krank?« fügte sie hinzu.

Der Kammerdiener machte eine trostlose Handbewegung.

»Wir hoffen kaum, ihn noch lebend heimzubringen. Aber ich muß erst den Arzt fragen.«

Der Kammerdiener stieg vom Bock und ging auf den anderen Wagen zu.

»Schön«, sagte der Arzt.

Der Diener ging wieder zu der Kalesche zurück, warf einen Blick hinein, wiegte bedenklich das Haupt, befahl dem Kutscher, in den Hof einzubiegen, und blieb neben Mawra Kusminitschna stehen.

»Herr Jesus Christus!« murmelte sie.

Mawra Kusminitschna schlug vor, den Verwundeten ins Haus zu schaffen.

»Die Herrschaft wird nichts dagegen haben ...« meinte sie.

Doch den Schwerkranken eine Treppe hinaufzutragen, mußte umgangen werden, und deshalb schaffte man ihn in den Seitenflügel und legte ihn in das ehemalige Zimmer der Madame Schoß.

Es war Fürst Andrej Bolkonskij.

Moskaus letzter Tag brach an. Es war ein Sonntag und klares, heiteres Herbstwetter. Wie alle Sonntage, so läuteten auch heute alle Kirchen zur Messe. Es schien, als könne noch niemand begreifen, welches Schicksal der Stadt drohte. Nur zwei Anzeichen im öffentlichen Leben kündeten die Lage, in der sich Moskau befand: die Zusammenrottung der ärmeren Bevölkerung und die Preise verschiedener Gegenstände.

Gewaltige Scharen von Arbeitern, Hofleuten und Bauern, unter die sich Beamte, Seminaristen und Adlige mischten, waren frühmorgens auf die Drei Berge gestiegen. Nachdem sie eine Weile dort gestanden und auf Rastoptschin gewartet hatten, waren sie zu der Überzeugung gelangt, daß Moskau doch kapitulieren werde, und hatten sich in den Speisehäusern und Gaststätten Moskaus zerstreut.

Das zweite Anzeichen, das an diesem Tag auf die Lage der Dinge hinwies, war der veränderte Wert aller Gegenstände. Die Preise für Waffen, Gold, Wagen und Pferde stiegen immer höher, während der Wert des Papiergeldes und aller Luxusgegenstände immer mehr sank, so daß gegen Mittag Fälle eintraten, wo Fuhrleute, die kostbare Waren, wie Tuche, aus der Stadt hinausfuhren, mit der Hälfte des Wertes ihrer Ladung bezahlt wurden, und man für ein Bauernpferd fünfhundert Rubel bot, während man Möbel, Spiegel und Bronzen umsonst hingab.

In dem alten, stillen Rostowschen Hause trat dieser Zerfall der bisherigen Lebensbedingungen nur sehr schwach zutage: bei den Leuten nur darin, daß von dem gewaltigen Bedientenheer in der Nacht drei Mann verschwanden, ohne jedoch etwas gestohlen zu haben, bei den Preisen darin, daß die von den Gütern eingetroffenen dreißig Fuhren einen gewaltigen Reichtum darstellten, um den viele die Rostows beneideten. Und nicht nur, daß man ihnen enorme Summen dafür bot, es kamen auch bereits am Abend und dann am 1. September in aller Frühe die von den verwundeten Offizieren abgesandten Burschen und Diener auf den Rostowschen Hof, oder die in den Nachbarhäusern untergebrachten Verwundeten schleppten sich gar selber herbei und bestürmten die Rostowsche Dienerschaft, ein Wort für sie einzulegen, damit ihnen die Rostows einen Wagen zum

Wegfahren aus Moskau überließen. Der Haushofmeister, an den man sich mit solchen Bitten wandte, schlug dies allen rundweg ab, obgleich ihm die Verwundeten leid taten, und sagte, er wage nicht einmal, dies dem Grafen zu melden. Wie sehr er auch die zurückbleibenden Verwundeten bedauerte, so war es doch klar, daß, wenn er einem eine Fuhre hingab, er die zweite einem andern nicht verweigern konnte, und auf diese Art schließlich alle, auch die Equipagen der Herrschaft, hätte hingeben müssen. Mit dreißig Fuhren konnten aber unmöglich alle Verwundeten in Sicherheit gebracht werden, und in der allgemeinen Not mußte man doch auch an sich und seine Familie denken. So dachte der Haushofmeister für seinen Herrn.

Als Graf Ilja Andrejewitsch am Morgen des 1. September aufwachte, schlich er leise aus dem Schlafzimmer, um die Gräfin, die erst gegen Morgen eingeschlummert war, nicht zu wecken, und trat in seinem lilaseidenen Schlafrock auf die Freitreppe hinaus. Die verschnürten Fuhren standen auf dem Hof; vor der Freitreppe hielten die Equipagen. Am Torweg stand der Haushofmeister und sprach mit einem alten Burschen und einem jungen, bleichen Offizier, der den Arm in der Binde trug. Als der Haushofmeister den Grafen sah, machte er dem Offizier und dem Burschen ein bedeutsames, strenges Zeichen, damit sie sich entfernen sollten.

»Nun, wie steht's? Ist alles bereit, Wassiljewitsch?« fragte der Graf, fuhr sich mit der Hand über die Glatze, sah den Offizier und den Burschen gutmütig an und nickte ihnen zu. Fremde Gesichter mochte der Graf immer gern.

»Es kann sofort angespannt werden, Euer Erlaucht.«

»Nun schön, ausgezeichnet! Sobald die Gräfin aufwacht, dann mit Gott! Was wünschen Sie denn, mein Herr?« wandte er sich an den Offizier. »Wohnen Sie bei mir im Hause?«

Der Offizier trat näher heran. Über sein bleiches Gesicht flammte plötzlich eine grelle Röte.

»Graf, seien Sie so gut, erlauben Sie mir ... um Gottes willen ... irgendwo auf Ihren Fuhren unterzuschlüpfen. Ich habe nichts bei mir ... Ich könnte auf irgendeinem Packwagen ... das ist ganz gleich ...«

Er hatte noch nicht zu Ende gesprochen, als sich der Bursche mit derselben Bitte für seinen Herrn an den Grafen wandte.

»Ach ja, ja, ja«, erwiderte der Graf eilig. »Freue mich sehr, freue mich sehr. Wassiljewitsch, du nimmst das wohl in die Hand. Mach dort einen Bauernwagen leer oder auch zwei ... nun dort ... du wirst schon sehen, was nötig ist ...« sagte der Graf, seinen Befehl wie immer höchst unbestimmt ausdrückend.

Aber in diesem Augenblick machte schon der Ausdruck glühender Dankbarkeit auf dem Gesicht des Offiziers das, was der Graf befohlen hatte, unumstößlich. Ilja Andrejewitsch sah sich um: auf dem Hof, im Torweg, an den Fenstern des Seitenflügels, überall sah er Verwundete und Burschen. Sie alle blickten den Grafen an und kamen auf die Freitreppe zu.

»Darf ich Euer Erlaucht auf die Galerie bitten? Wie befehlen Sie dort hinsichtlich der Bilder?« fragte der Haushofmeister.

Der Graf ging mit ihm zusammen ins Haus und wiederholte seinen Befehl, die Verwundeten nicht abzuweisen, die darum bäten, mitfahren zu dürfen.

»Warum auch nicht? Man kann doch etwas abladen«, fügte er mit leiser, geheimnisvoller Stimme hinzu, als fürchte er, daß jemand ihn hören könne.

Gegen neun Uhr wachte die Gräfin auf, und ihre frühere Zofe, Matrona Timofjejewna, die jetzt bei der Gräfin das Amt eines Polizeichefs innehatte, kam, um ihrer ehemaligen Herrin zu melden, daß Marja Karlowna höchst beleidigt sei, und daß man die Sommerkleider der jungen Damen unmöglich hierlassen dürfe. Auf die Kreuz- und Querfragen der Gräfin, warum Madame Schoß denn beleidigt sei, kam zutage, daß man ihren Koffer wieder abgeladen und alle Fuhren aufgeschnürt habe, um Sachen herunterzunehmen und Verwundete aufsitzen zu lassen, die der Graf in seiner Gutmütigkeit mitzunehmen befohlen habe.

Die Gräfin ließ ihren Mann zu sich bitten.

»Was soll denn das bedeuten, lieber Freund: soeben höre ich, daß die Sachen wieder abgeladen werden?«

»Siehst du, ma chère, gerade wollte ich es dir sagen ... meine liebe kleine Frau ... Da kam heute ein Offizier zu mir ... sie wollen gern, daß ich ihnen ein paar Fuhren für die Verwundeten gebe. Sieh mal, der Plunder läßt sich doch wieder ersetzen, aber wenn sie nun zurückbleiben müßten, stelle dir das einmal vor ...! Wir haben da

Offiziere auf unserem Hof, die wir noch dazu selber eingeladen haben ... Weißt du, ich glaube wirklich, ma chère ... siehst du, ma chère ... laß sie doch mitfahren ... solche Eile haben wir doch nicht?«

Der Graf sagte dies so schüchtern, wie er immer zu sprechen pflegte, wenn es sich um Geldsachen handelte. Die Gräfin kannte diesen Ton recht gut, der immer den Auftakt zu Sachen bildete, die den Ruin ihrer Kinder herbeiführen mußten: wie zum Bau einer Galerie oder eines Gewächshauses, zur Errichtung eines Haustheaters oder einer Hauskapelle. Sie war schon daran gewöhnt und hielt es für ihre Pflicht, sich stets gegen das aufzulehnen, was ihr in diesem schüchternen Ton vorgebracht wurde.

Sie setzte eine weinerlich ergebene Miene auf und sagte zu ihrem Mann: »Höre, Graf, du hast es schon so weit gebracht, daß wir für unser Haus nichts bekommen, und nun willst du auch noch unsere andere Habe, das Gut unserer Kinder, verschleudern. Du hast doch selber gesagt, daß ein Wert von hunderttausend Rubeln in diesen Sachen steckt. Ich bin damit nicht einverstanden, mein Freund, durchaus nicht. Aber du hast ja zu befehlen! Für die Verwundeten ist die Regierung da. Die wird schon einen Ausweg wissen. Siehst du, drüben bei Lopuchins ist schon vorgestern alles, aber rein alles fortgeschafft worden. So machen es andere Leute. Nur wir sind die Dummen. Wenn du dich meiner nicht erbarmst, so solltest du wenigstens Mitleid mit deinen Kindern haben.«

Der Graf winkte nur mit der Hand ab und ging, ohne ein Wort zu sagen, aus dem Zimmer.

»Papa, worüber spricht ihr denn?« fragte Natascha, die nach ihm in das Zimmer ihrer Mutter getreten war.

»Nichts. Das geht dich nichts an«, brummte der Graf ärgerlich.

»Aber ich habe es doch gehört«, sagte Natascha. »Warum will denn Mama nicht?«

»Das geht dich nichts an!« schrie der Graf.

Natascha lief ans Fenster und dachte nach.

»Papachen, eben kommt Berg zu uns«, rief Natascha, während sie zum Fenster hinaussah.

Berg, der Schwiegersohn der Rostows, war nun schon Oberst mit dem Wladimir- und dem Anna-Orden am Hals, und versah noch immer den ebenso ruhigen wie angenehmen Posten eines Hilfsarbeiters des stellvertretenden Chefs des Stabes der ersten Abteilung des zweiten Armeekorps.

Am 1. September war er von der Armee nach Moskau gekommen. Zu tun gab es hier in der Stadt nichts, aber er hatte die Beobachtung gemacht, daß sich alle Urlaub nach Moskau nahmen und dort irgend etwas taten. So hielt er es ebenfalls für nötig, wegen Haus- und Familienangelegenheiten Urlaub zu erbitten.

In seiner tadellosen Kutsche, bespannt mit zwei wohlgenährten Rotschimmeln, ebensolchen, wie sie Graf Soundso zu fahren pflegte, fuhr Berg vor dem Hause seines Schwiegervaters vor. Aufmerksam betrachtete er die Führen auf dem Hof, zog, während er die Freitreppe hinaufstieg, ein blendend weißes Taschentuch aus der Tasche und machte einen Knoten hinein.

Aus dem Vorzimmer eilte Berg mit schwebenden, hastigen Schritten in den Salon, umarmte den Grafen, küßte Natascha und Sonja die Hand und erkundigte sich unverzüglich nach dem Befinden der Mama.

»Wie könnte sie jetzt gesund sein! Aber erzähle doch«, sagte der Graf, »wie steht's bei der Armee? Gehen die Truppen zurück oder wird es noch zu einer Schlacht kommen?«

»Nur der allewige Gott, Papa«, sagte Berg, »kann das Schicksal des Vaterlandes entscheiden. Die Armee ist von Heldenmut entflammt, und jetzt haben sich die führenden Geister, sozusagen, zu einem Rate versammelt. Was geschehen wird, weiß niemand. Aber ich kann Ihnen ganz im allgemeinen sagen, Papa: ein solcher Heldenmut, eine solch wahrhaft antike Manneszucht im russischen Heer, wie sie ... es«, verbesserte er sich, »in den Kämpfen am 26. an den Tag gelegt und bewiesen hat, ist nicht mit Worten zu beschreiben ... Ich sage Ihnen, Papa« – dabei schlug er sich vor die Brust, wie es neulich in seiner Gegenwart ein General beim Erzählen getan hatte, allerdings etwas zu spät: er hätte sich schon bei den Worten: »im russischen

Heer« vor die Brust schlagen müssen –, »ich sage Ihnen ganz offen, daß wir, die Führer, die Soldaten nicht nur nicht anzufeuern brauchten oder so etwas Ähnliches, sondern sogar Mühe hatten, alle diese ... diese mutigen, antiken Heldentaten einzudämmen«, fuhr er in schneller Rede fort. »General Barclay de Tolly hat an der Spitze der Truppen überall sein eignes Leben aufs Spiel gesetzt, das kann ich Ihnen sagen. Unser Korps lag am Abhang eines Berges. Stellen Sie sich das bloß vor ...«

Und nun gab Berg alles wieder, was er sich von den verschiedenen Erzählungen, die er seitdem gehört, gemerkt hatte. Natascha sah ihn an, ohne ein Auge von ihm zu verwenden, als suche sie auf seinem Gesicht die Lösung irgendeiner Frage, was Berg etwas in Verwirrung brachte.

»Ganz allgemein gesagt, einen solchen Heldenmut, wie ihn die russischen Truppen gezeigt haben, kann man sich gar nicht vorstellen, und man kann ihn gar nicht würdig genug preisen!« sagte Berg, sah Natascha an und lächelte ihr als Antwort auf ihren hartnäckigen Blick zu, als wollte er sie damit gewinnen.

»Rußland ist nicht in Moskau, es ist im Herzen seiner Söhne! Nicht wahr, Papa?« sagte Berg.

In diesem Augenblick kam mit müdem, unzufriedenem Gesicht die Gräfin aus dem Diwanzimmer herüber. Berg sprang eilig auf, küßte ihr die Hand, erkundigte sich nach ihrem Befinden und blieb neben ihr stehen, indem er sein Mitgefühl durch Hinundherwiegen des Kopfes zum Ausdruck brachte.

»Ja, Mamachen, ich sage es Ihnen ganz offen, es sind schwere, traurige Zeiten für jeden Russen. Aber warum beunruhigen Sie sich so? Noch können Sie ja wegfahren ...«

»Ich verstehe gar nicht, was unsere Leute eigentlich machen«, wandte sich die Gräfin an ihren Mann. »Soeben sagt man mir, daß noch nichts fertig ist. Jemand müßte doch hier Anordnungen treffen. Schade, daß Mitenka nicht da ist. So kommen wir ja niemals zum Ziel.«

Der Graf wollte etwas erwidern, schluckte es aber sichtlich hinunter. Er stand von seinem Stuhl auf und ging zur Tür.

In diesem Augenblick zog Berg, um sich zu schneuzen, sein Taschentuch heraus, sah den Knoten darin, dachte nach und wiegte ernst und bedeutsam den Kopf.

»Ich habe eine große Bitte an Sie, Papachen«, fing er an.

»Hm?« machte der Graf und blieb stehen.

»Ich fahre soeben am Jusupowschen Hause vorüber«, sagte Berg lachend, »da kommt der Verwalter, ein Bekannter von mir, auf mich zugelaufen und fragt: ›Kaufen Sie nicht etwas?‹ Ich gehe hinein, nur aus Neugierde, und sehe dort einen kleinen, reizenden Toilettentisch. Nun wissen Sie ja, daß ein solcher schon lange Weras sehnlichster Wunsch ist und wir uns beinahe einmal deswegen gezankt haben.« Als Berg von dem Toilettentischchen zu erzählen anfing, ging er bei dem Gedanken an sein musterhaft eingerichtetes Heim unwillkürlich in einen freudigeren, lebhafteren Ton über. »Ein entzückendes Stück! Zum Herausziehen und mit einem englischen Geheimfach. Und Werotschka wünscht sich solch ein Ding schon so lange. Wie gern möchte ich ihr die Freude bereiten. Nun sehe ich, daß Sie eine Menge Bauern auf dem Hof haben. Geben Sie mir doch bitte einen, ich werde es ihm gut bezahlen und ...«

Der Graf zog die Stirn kraus und räusperte sich.

»Wenden Sie sich an die Gräfin, ich habe nicht darüber zu verfügen.«

»Sollte es Schwierigkeiten machen, dann natürlich nicht«, fuhr Berg fort. »Ich hätte es nur wegen Weruschka so gern gehabt.«

»Ach, schert euch alle zum Teufel, zum Teufel!« schrie der alte Graf. »Mir dreht sich alles im Kopf!«

Er ging aus dem Zimmer. Die Gräfin fing an zu weinen.

»Ja, ja, Mamachen, eine sehr schwere Zeit«, sagte Berg.

Natascha lief mit dem Vater zusammen hinaus, ging anfangs, als überlege sie sich mit Mühe etwas, hinter ihm her, lief aber dann hinunter.

Auf der Freitreppe stand Petja, der mit der Bewaffnung der Leute, die mit aus Moskau abfahren sollten, beschäftigt war. Auf dem Hof warteten noch immer die bepackten Fuhren. Zwei von ihnen waren abgeladen, und von der einen kletterte gerade, von seinem Burschen unterstützt, der verwundete Offizier wieder herunter.

»Weißt du warum?« fragte Petja Natascha.

Natascha verstand, was Petja meinte: warum sich Vater und Mutter gezankt hätten. Sie gab keine Antwort.

»Weil Papa alle Fuhren den Verwundeten hat geben wollen«, sagte Petja. »Wassiljewitsch hat es mir erzählt. Meiner Ansicht nach ...«

»Meiner Ansicht nach«, fing Natascha an fast zu schreien und wandte Petja ihr zornglühendes Gesicht zu, »meiner Ansicht nach ist das eine solche Gemeinheit, eine solche Abscheulichkeit, eine solche ... ich weiß gar kein Wort dafür. Sind wir vielleicht Deutsche oder sonst wer?«

Ihre Kehle zitterte von krampfhaftem Schluchzen, und als habe sie Angst, sich hinreißen und ihren ganzen Zorn umsonst verpuffen zu lassen, machte sie eilig kehrt und stürmte die Treppe hinauf.

Berg saß neben der Gräfin und sprach ihr verwandtschaftlich ergebenen Trost zu. Der Graf ging mit der Pfeife in der Hand im Zimmer auf und ab, als Natascha mit zornverzerrtem Gesicht wie der Sturmwind ins Zimmer platzte und mit eiligen Schritten auf die Mutter zulief.

»Das ist eine Gemeinheit, eine Abscheulichkeit!« schrie sie. »Das kann nicht sein, daß Sie das befohlen haben.«

Berg und die Gräfin blickten sie verwundert und erschrocken an. Der Graf blieb am Fenster stehen und stutzte.

»Mamachen, das geht doch nicht. Sehen Sie nur, was auf dem Hof vorgeht!« rief sie. »Sie sollen hier bleiben!«

»Was hast du denn? Wer soll denn hier bleiben? Was willst du?«

»Die Verwundeten meine ich! Das geht nicht, Mamachen, das wäre unerhört ... Nein, liebste, beste Mama, das ist unmöglich ... seien Sie mir nicht böse, bitte, beste Mama ... Was haben wir davon, wenn wir den Plunder mitnehmen? Sehen Sie nur, wie sie auf dem Hof ... Mamachen ... Das kann nicht sein!«

Der Graf stand am Fenster und hörte, ohne das Gesicht umzuwenden, Nataschas Worten zu. Plötzlich schnaufte er durch die Nase und drehte sein Gesicht ganz dem Fenster zu.

Die Gräfin warf einen Blick auf ihre Tochter, sah, wie sich diese für ihre Mutter schämte, sah ihre Aufregung und verstand, warum ihr Mann sie jetzt nicht anblickte. Mit verlegener Miene schaute sie sich um.

»Ach, so macht doch, was ihr wollt! Habe ich vielleicht jemand gehindert?« sagte sie, um doch nicht gleich klein beizugeben.

»Mamachen, liebstes, bestes Mamachen, verzeihen Sie mir!«

Aber die Gräfin stieß die Tochter zurück und ging auf den Grafen zu.

»Mon cher, ordne du an, was nötig ist ... Ich verstehe das doch nicht ...« sagte sie und schlug schuldbewußt die Augen nieder.

»Das Ei ... das Ei ist klüger als die Henne«, murmelte der Graf unter Freudentränen und umarmte seine Frau, die froh war, ihr beschämtes Gesicht an seiner Brust verbergen zu können.

»Papachen, Mamachen! Darf ich die Anordnungen treffen? Darf ich?« fragte Natascha. »Wir werden trotzdem alles Nötige mitnehmen«, fügte sie hinzu.

Der Graf nickte zustimmend, und Natascha rannte ebenso leichtfüßig, wie sie früher beim Haschenspielen gelaufen war, durch den Saal ins Vorzimmer und die Treppe hinab in den Hof.

Die Leute scharten sich um Natascha, wollten aber dem sonderbaren Befehl, den sie übermittelte, so lange keinen Glauben schenken, bis ihn der Graf selber im Namen seiner Frau bestätigte: nämlich daß alle Fuhren den Verwundeten überlassen und alle Kisten wieder in die Vorratsräume geschafft werden sollten. Doch als sie dann den Befehl verstanden hatten, machten sich die Leute doppelt freudig und eifrig an die neue Arbeit. Der Dienerschaft kam dies durchaus nicht seltsam vor, sondern ihr schien sogar, als müsse das so sein, genauso, wie es ihr vor einer Viertelstunde durchaus nicht seltsam vorgekommen war, daß die Verwundeten zurückbleiben und die Sachen mitgenommen werden sollten, und es allen geschienen hätte, als könne dies gar nicht anders sein.

Wie um wieder gutzumachen, daß dies alles nicht schon früher unternommen worden war, machten sich jetzt alle Hausgenossen eifrig an die neue Aufgabe, die Verwundeten unterzubringen. Die Offiziere und Soldaten schleppten sich aus ihren Zimmern und scharten sich mit glücklichen, bleichen Gesichtern um die Bauernwagen. Auch in den Nachbarhäusern hatte sich das Gerücht verbreitet, daß im Rostowschen Hofe Fuhren bereit ständen, und so kamen auch aus den anderen Häusern Verwundete auf den Hof. Viele von ihnen baten darum, daß man die Sachen nicht ablade und ihnen nur erlaube,

oben aufzusitzen. Aber das einmal begonnene Werk des Abladens war nicht mehr aufzuhalten. Es war ja nun auch gleichgültig, ob alles oder nur die Hälfte zurückblieb. Auf dem Hof standen die Kisten mit Bronzen, Geschirr, Bildern und Spiegeln, die man in der vergangenen Nacht so sorgsam eingepackt hatte, wild durcheinander, und immer suchte und fand man noch etwas, das man auch noch abladen und dalassen konnte, um immer noch mehr und mehr Fuhren freimachen zu können.

»Vier Mann können wir noch mitnehmen«, sagte der Verwalter. »Ich gebe meinen eignen Wagen noch her. Aber wohin mit den anderen?«

»Gebt ihnen nur meinen Garderobewagen«, sagte die Gräfin. »Dunjascha kann sich zu mir in die Kutsche setzen.«

Man machte auch noch den Garderobewagen frei und schickte ihn den Verwundeten im Nachbarhaus. Alle Hausgenossen und Dienstleute befanden sich in froher Erregung. Natascha war so feierlich glücklich und aufgeregt, wie sie lange nicht gewesen war.

»Wo sollen wir die festbinden?« fragten ein paar Diener, die eine Kiste auf dem schmalen Wagentritt einer Kutsche zu befestigen suchten. »Einen Bauernwagen hätten wir wenigstens behalten müssen.«

»Was ist denn drin?« fragte Natascha.

»Die Bücher des Grafen.«

»Laßt die nur hier. Wassiljewitsch wird sie wegräumen. Die brauchen wir nicht.«

Auch die Kutsche war voller Menschen, so daß man sich fragte, wo Peter Iljitsch sitzen solle.

»Er setzt sich auf den Bock. Nicht wahr, Petja, du setzt dich auf den Bock«, rief Natascha.

Sonja war ebenfalls ohne Unterlaß beschäftigt, aber sie hatte gerade die entgegengesetzten Sorgen wie Natascha: sie räumte das zusammen, was hier bleiben sollte, schrieb auf Wunsch der Gräfin alles auf und war immer bestrebt, soviel wie möglich mitzunehmen.

Um zwei Uhr standen die vier Rostowschen Kutschwagen bespannt und beladen vor der Einfahrt. Die Fuhrer mit den Verwundeten verließen eine nach der anderen den Hof.

Die Kalesche, in der Fürst Andrej fortgefahren wurde, fuhr ebenfalls an der Freitreppe vorüber und lenkte die Aufmerksamkeit Sonjas auf sich, die in dem geräumigen, hohen Kutschwagen, der vor der Einfahrt stand, mit einer Zofe zusammen einen Sitz für die Gräfin zurechtmachte.

»Wem gehört denn diese Kalesche?« fragte Sonja und steckte den Kopf aus dem Wagenfenster.

»Ja, wissen Sie denn das noch nicht, gnädiges Fräulein?« erwiderte die Zofe. »Das ist doch der verwundete Fürst; er hat die Nacht bei uns verbracht und fährt nun auch mit uns weg.«

»Ja wer denn? Wie heißt er denn?«

»Unser gewesener Bräutigam, Fürst Bolkonskij«, sagte die Zofe und seufzte. »Er soll tödlich verwundet sein!«

Sonja sprang aus der Kutsche und lief zur Gräfin. Diese ging, schon reisefertig angezogen, mit Hut und Schal müde im Zimmer auf und ab und wartete auf ihre Hausgenossen, um sich mit ihnen vor der Abreise hinter geschlossenen Türen noch einmal hinzusetzen und zu beten. Natascha war nicht im Zimmer.

»Maman«, rief Sonja. »Fürst Andrej ist hier, tödlich verwundet. Er fährt mit uns.«

Die Gräfin riß erschrocken die Augen auf, faßte Sonjas Hand und starrte sie an.

»Und Natascha?« stammelte sie.

Sowohl für Sonja als auch für die Gräfin hatte diese Nachricht im ersten Augenblick nur die eine Bedeutung. Sie kannten ihre Natascha; und die Angst, wie sie diese Nachricht ertragen werde, erstickte im ersten Augenblick jedes Mitgefühl für diesen Mann, den sie doch beide liebten.

»Natascha weiß es noch nicht, aber er fährt mit uns«, sagte Sonja.

»Tödlich verwundet, sagst du?«

Sonja nickte.

Die Gräfin schloß Sonja in ihre Arme und fing an zu weinen.

Gottes Wege sind unerforschlich, dachte sie und fühlte, daß sich in allem, was jetzt geschah, die sonst den Blicken der Menschheit verborgene Hand des Allmächtigen zu offenbaren begann.

»Nun, Mama, es ist alles bereit. Aber was habt ihr denn?« fragte Natascha, die mit erregtem Gesicht ins Zimmer gelaufen kam.

»O, nichts«, sagte die Gräfin. »Wenn alles fertig ist, können wir abfahren.«

Sie beugte sich über ihren Ridikül, um ihr verlegenes Gesicht zu verbergen.

Sonja umarmte Natascha und küßte sie.

Natascha sah sie fragend an.

»Was hast du denn? Was ist geschehen?«

»Nichts ... wirklich nichts ...«

»Etwas sehr Schlimmes für mich? Was nur?« fragte Natascha feinfühlig.

Sonja seufzte und gab keine Antwort. Der Graf, Petja, Madame Schoß, Mawra Kusminitschna und Wassiljewitsch traten ins Zimmer. Man schloß die Türen, alle nahmen schweigend, ohne einander anzusehen, Platz und blieben so ein paar Augenblicke sitzen.

Der Graf erhob sich als erster, seufzte tief und fing an, sich vor dem Heiligenbild zu bekreuzigen. Alle folgten seinem Beispiel. Dann umarmte der Graf Mawra Kusminitschna und Wassiljewitsch, die in Moskau zurückblieben, klopfte ihnen, während sie nach seiner Hand haschten und ihn auf die Schulter küßten, leicht auf den Rücken und redete unklar und freundlich beruhigend auf sie ein. Die Gräfin begab sich in das Zimmer, wo die Heiligenbilder hingen, und Sonja fand sie dort vor den vereinzelt an den Wänden zurückgebliebenen Bildern auf den Knien. Die durch Familientradition kostbarsten Gemälde hatte man mitgenommen.

An der Freitreppe und auf dem Hof verabschiedete sich das abreisende Gesinde von denen, die zurückblieben. Alle waren von Petja mit Dolchen und Säbeln ausgerüstet worden, hatten die Hosen fest in die Stiefel gesteckt und sich mit Lederriemen und Binden umgürtet.

Wie immer bei einer Abreise, so hatte man auch diesmal vieles vergessen oder nicht richtig verstaut, und die zwei Heiducken zu beiden Seiten des geöffneten Wagenschlages am Trittbrett der Kutsche standen ziemlich lange da, bereit, der Gräfin beim Einsteigen zu helfen, während die Zofen mit Kissen und Bündeln vom Haus zur Kutsche, zum Landauer und zur Britschka hin und her liefen.

»Immer und ewig wird alles vergessen!« sagte die Gräfin. »Aber du weißt doch, daß ich nicht so sitzen kann.«

Dunjascha biß die Zähne zusammen, gab keine Antwort und stieg mit verdrossenem Ausdruck im Gesicht eilig in die Kutsche, um den Sitz für die Gräfin anders zu richten.

»Ach, diese Leute!« pflichtete der Graf kopfschüttelnd bei.

Der alte Kutscher Jefim, dem allein die Gräfin sich anvertrauen wollte, thronte hoch auf seinem Bock und sah sich nach dem, was hinter seinem Rücken vorging, nicht einmal um. Aus dreißigjähriger Erfahrung wußte er, daß man nicht allzu bald zu ihm sagen werde: Fahr mit Gott!, und daß, wenn man es dann wirklich gesagt hatte, er immer noch ein paarmal anhalten mußte. Dann wurden Leute nach vergessenen Sachen zurückgeschickt, und wenn auch dies vorbei war, ließ ihn die Gräfin doch stets noch einmal anhalten, steckte selbst den Kopf zum Wagenfenster hinaus und bat ihn um Christi willen, bergab ja recht vorsichtig zu fahren. Das wußte er also, und deshalb harrete er geduldiger als seine Pferde – namentlich als das linke, der braune »Falke«, der mit den Hufen stampfte und an der Trense kaute – der Dinge, die da kommen mußten.

Endlich hatten alle Platz genommen, der Wagentritt wurde zusammengeschlagen und hochgeklappt und der Schlag zugemacht. Noch einmal wurde nach einer Schatulle zurückgeschickt, dann beugte sich die Gräfin aus dem Fenster und sagte das, was unvermeidlich war. Darauf nahm Jefim gemessen seinen Hut vom Kopf und fing an, sich zu bekreuzigen. Der Vorreiter und die ganze übrige Dienerschaft taten das gleiche.

»Mit Gott!« sagte Jefim dann und setzte den Hut wieder auf. »Vorwärts!«

Der Vorreiter setzte sich in Bewegung. Das rechte Deichselferd legte sich ins Kummet, die hohen Federn des Wagens ächzten, und der Kutschkasten fing an zu schwanken. Ein Lakai sprang noch im Fahren

auf den Bock. Als die Kutsche aus dem Hof auf das holperige Pflaster hinausfuhr, bekam sie einen tüchtigen Ruck, ebenso ging es auch den anderen Wagen. Dann fuhr der Zug die Straße entlang. Alle in der Kutsche, im Landauer und in der Britschka bekreuzten sich, als sie an der gegenüberliegenden Kirche vorbeikamen. Die in Moskau zurückbleibende Dienerschaft ging zu beiden Seiten neben den Wagen her und gab ihnen das Geleit.

Natascha hatte selten ein solch freudiges Gefühl empfunden wie eben jetzt, als sie im Wagen neben der Gräfin saß und die Mauern der halbverlassenen, unruhig bewegten Stadt langsam an sich vorüberziehen sah. Ab und zu beugte sie sich zum Wagenfenster hinaus und schaute zurück oder nach vorn auf den langen Verwundetenzug, der vor ihnen herfuhr. Fast allen voran erblickte sie das hochgeschlagene Verdeck der Kalesche des Fürsten Andrej. Sie wußte nicht, wer darin lag, doch jedesmal, wenn sie ihren Zug überblickte, suchte sie mit den Augen diesen Wagen, weil sie wußte, daß er allen voran fuhr.

Auf dem Kudrinaplatze¹⁸⁹ strömten aus der Nikitskaja, aus der Presnija und dem Podnowinskij noch mehrere solcher Züge wie der Rostowsche zusammen, und auf der Sadowaja¹⁹⁰ mußten die Equipagen und Packwagen schon in Doppelreihen nebeneinander fahren.

Als sie um den Sucharewturm¹⁹¹ herumfuhren, rief Natascha, die rasch und neugierig alle zu Fuß und zu Wagen vorbeikommenden Leute musterte, plötzlich freudig verwundert aus: »Väterchen! Mama! Sonja! Seht nur, das ist er!«

»Wer denn? Wer denn?«

»Seht nur, bei Gott, er ist's! Besuchow!« rief Natascha, steckte den Kopf zum Wagenfenster hinaus und blickte einem großen, dicken Menschen im Kutscherrock nach, dem man in Gang und Haltung den verkleideten Edelmann ansah. Er ging mit einem gelben, bartlosen Alten im Friesmantel im Gewölbe des Sucharewturmes auf und ab.

»Bei Gott, Besuchow, im Kaftan, mit irgendeinem alten Gesellen, wahrhaftig«, rief Natascha. »Seht nur, seht!«

»Aber nein, das ist er doch nicht. Wie kann man nur so dummes Zeug zusammenschwatzen!«

»Mama«, rief Natascha, »ich lasse mir den Kopf abhacken, wenn er es nicht ist. Ich werde Sie überzeugen. Halt! Halt!« rief sie dem Kutscher zu.

Aber der Kutscher konnte nicht anhalten, weil aus der Mjeschtschankaja noch mehr Fuhren und Wagen herausdrängten und man den Rostows schon zuschrie, voranzufahren und die andern nicht aufzuhalten.

Tatsächlich sahen jetzt alle Rostows, obgleich sie nun schon etwas weiter weg waren, Pierre oder einen Menschen, der außerordentliche Ähnlichkeit mit ihm hatte, im Kutscherrock mit gesenktem Kopf und ernstem Gesicht neben einem kleinen, bartlosen Alten, der wie ein Lakai aussah, über die Straße gehen. Der Alte bemerkte das aus dem Wagen auf ihn gerichtete Gesicht, stieß Pierre ehrerbietig mit dem Ellbogen an und sagte etwas zu ihm, indem er auf den Wagen zeigte. Pierre schien lange nicht zu begreifen, was er von ihm wollte, so vertieft war er offenbar in seine Gedanken. Endlich, als er ihn verstanden hatte, blickte er in die angegebene Richtung, erkannte Natascha und lief im selben Augenblick, der ersten Eingebung folgend, auf den Wagen zu. Doch nach etwa zehn Schritten fiel ihm offenbar etwas ein, und er blieb stehen.

Nataschas aus dem Wagen gebeugtes Gesicht strahlte heiter und spöttisch.

»Pjotr Kirillytsch, kommen Sie nur! Wir haben Sie ja doch erkannt. Das ist ja wunderbar!« rief sie und streckte ihm die Hand entgegen. »Wie kommen Sie hierher? Warum haben Sie sich so angezogen?«

Pierre nahm die ihm entgegengestreckte Hand und küßte sie unbeholfen, da der Wagen dabei immer weiterfuhr.

»Was ist denn mit Ihnen geschehen, Graf?« fragte die Gräfin in erstauntem, mitleidigem Ton.

»Was denn? Wieso denn? Fragen Sie mich nicht«, erwiderte Pierre und sah Natascha an, deren glücklich strahlender Blick – das fühlte er, auch wenn er nicht zu ihr hinschaute – ihn mit seinem ganzen Zauber umfing.

»Wie denn, bleiben Sie etwa in Moskau?«

Pierre gab keine Antwort.

»In Moskau?« wiederholte er fragend. »Ja, in Moskau. Leben Sie wohl.«

»Oh, wenn ich doch ein Mann wäre, dann bliebe ich unbedingt mit Ihnen zusammen hier. Ach, wie schön wäre das!« rief Natascha. »Mama, erlauben Sie, daß ich hierbleibe?«

Pierre sah Natascha zerstreut an und wollte etwas erwidern, aber die Gräfin unterbrach ihn.

»Sie waren mit in der Schlacht, hörten wir?«

»Ja, ich war dabei«, antwortete Pierre. »Morgen werden wir wieder eine Schlacht haben ...« wollte er anfangen, doch Natascha unterbrach ihn.

»Aber was haben Sie nur, Graf? Sie sind so ganz anders ...«

»Ach, fragen Sie mich nicht, fragen Sie mich nicht. Ich weiß es selber nicht. Morgen ... Aber nein! Leben Sie wohl, leben Sie wohl«, sagte er noch einmal. »Eine furchtbare Zeit.«

Er trat vom Wagen zurück und ging auf den Bürgersteig.

Natascha beugte sich lange zum Fenster hinaus, und auf ihrem Gesicht strahlte ein heiteres, glückliches, aber etwas spöttisches Lächeln.

Pierre wohnte, seit er aus seinem Haus verschwunden war, schon den zweiten Tag in der leeren Wohnung des verstorbenen Basdjew. Und das war so zugegangen:

Als er am Tag nach seiner Rückkehr und dem Besuch beim Grafen Rastoptschin frühmorgens aufwachte, konnte er sich lange nicht darüber klarwerden, wo er sich befand und was man von ihm verlangte. Als man ihm dann meldete, daß sich unter den Personen, die im Vorzimmer auf ihn warteten, auch der Franzose befände, der den Brief der Gräfin Helena Wassiljewna gebracht habe, überkam ihn plötzlich jenes Gefühl der Verwirrung und Hoffnungslosigkeit, dem er sich so oft und leicht hinzugeben pflegte. Es kam ihm auf einmal vor, als sei nun alles zu Ende, alles durcheinander geworfen und zerstört, als habe niemand recht, niemand unrecht, als liege vor ihm eine endlose Wüste, und als gebe es aus dieser Lage keinen Ausweg mehr.

Bald setzte er sich mit gezwungenem Lächeln und etwas vor sich hinmurmelnd in hilfloser Haltung auf den Diwan, bald stand er wieder auf und ging auf die Tür zu, um durch eine Spalte ins Vorzimmer hineinzuspähen, dann wieder machte er eine abwehrende Handbewegung, drehte sich um und nahm ein Buch zur Hand.

Zum zweitenmal erschien der Haushofmeister und meldete ihm, daß ihn der Franzose, der den Brief der Gräfin überbracht habe, dringend zu sprechen wünsche, und wäre es nur für einen Augenblick, und daß die Witwe Osip Alexejewitsch Basdjews bitten lasse, die Bücher in Verwahrung zu nehmen, da sie selber aufs Land abgereist sei.

»Ach ja, gleich, warte ... oder nein! Nein, nein, geh und sage, ich würde sogleich kommen«, gab Pierre dem Haushofmeister zur Antwort.

Doch kaum war dieser zur Tür hinaus, so nahm Pierre seinen Hut, der auf dem Tisch lag, und verließ sein Zimmer durch die Hintertür. Auf dem Korridor war niemand. Pierre ging den ganzen Korridor entlang bis zur Treppe und stieg, sich mit beiden Händen die Falten aus der Stirn reibend, bis zum ersten Treppenabsatz hinunter. Der Portier stand unten am Herrschaftseingang. Von diesem Treppenab-

satz, bis zu dem Pierre hinuntergestiegen war, führte eine andere Treppe zum Hinterausgang hinab. Pierre stieg sie hinunter und kam auf den Hof.

Niemand sah ihn. Doch sobald er durch das Tor auf die Straße hinaustrat, bemerkten ihn die Kutscher und der Hausknecht, die dort neben den Wagen standen, und zogen ihre Mützen vor ihm ab. Als er ihre Blicke auf sich gerichtet fühlte, machte es Pierre wie der Vogel Strauß, der den Kopf versteckt, um nicht gesehen zu werden: er ließ den Kopf hängen und ging beschleunigten Schrittes die Straße entlang.

Von all den Geschäften, die Pierre an diesem Morgen erwarteten, erschien ihm das Ordnen der Bücher und Papiere Osip Alexejewitschs als das wichtigste.

Er nahm den ersten besten Wagen, den er traf, und befahl dem Kutscher, nach den Patriarchenteichen zu fahren, wo das Haus der Witwe Basdjejews lag.

Während er sich immer wieder nach den von allen Seiten herbeieilenden Fuhren der Flüchtlinge umsah und seinen schweren Körper zurechtrückte, um nicht aus der alten, klapprigen Droschke herauszufallen, empfand er ein ähnliches Glücksgefühl wie ein Junge, der aus der Schule davongelaufen ist.

Er knüpfte mit dem Kutscher ein Gespräch an, und dieser erzählte ihm, daß heute im Kreml Waffen verteilt und morgen alle Leute aus dem Dreibergentor hinausgetrieben würden, weil dort die große Schlacht stattfinden sollte.

Als sie an den Patriarchenteichen angekommen waren, suchte Pierre Basdjejews Haus, in dem er so lange nicht gewesen war. Er trat an das Gitterpförtchen. Gerassim, derselbe bartlose gelbe Alte, den Pierre schon vor fünf Jahren mit Osip Alexejewitsch in Torschok gesehen hatte, kam auf sein Klopfen heraus.

»Ist Frau Basdjejewa zu Hause?« fragte Pierre.

»Sofja Danilowna ist mit den Kindern wegen der Zustände hier auf ihr Gut bei Torschok gereist, Euer Erlaucht.«

»Ich möchte trotzdem eintreten, ich muß Bücher auswählen«, erwiderte Pierre.

»Bitte, haben Sie die Güte; der Bruder des verstorbenen Herrn – Gott habe ihn selig –, Makar Alexejewitsch, ist hier geblieben, er ist, wie Sie ja wissen, etwas geistesschwach«, fügte der alte Diener hinzu.

Makar Alexejewitsch war, wie Pierre wußte, der halbverrückte, trunksüchtige Bruder Osip Alexejewitschs.

»Ja, ja, ich weiß. Gehen wir hinein, gehen wir ...« sagte Pierre und trat ins Haus.

Ein großer alter Mann mit einer Glatze und einer roten Nase stand im Schlafrock und mit Oberschuhen an den bloßen Füßen im Vorzimmer. Als er Pierre erblickte, murmelte er ärgerlich etwas vor sich hin und ging in den Korridor hinaus.

»Ein so kluger Mann ist er gewesen, und jetzt ist er, wie Sie sehen, ganz schwachsinnig geworden«, erzählte Gerassim. »Wünschen Sie ins Arbeitszimmer zu gehen?« Pierre nickte. »Das Arbeitszimmer ist versiegelt worden und ganz so geblieben. Aber Sofja Danilowna hat befohlen, wenn jemand von Ihnen kommen würde, die Bücher herauszugeben.«

Pierre trat ein. Es war dasselbe düstere Kabinett, das er bei Lebzeiten seines Wohltäters immer mit solchem Herzklopfen betreten hatte. Dieses Zimmer, das seit dem Tod Osip Alexejewitschs unberührt geblieben und nun ganz mit Staub bedeckt war, kam ihm jetzt noch düsterer vor.

Gerassim schlug einen Fensterladen zurück und schlich auf den Zehen hinaus. Pierre ging durch das Zimmer, trat an den Schrank, in dem die Handschriften lagen, und zog eines der wichtigsten Heiligtümer des Freimaurerordens heraus. Es waren die schottischen Originalakten¹⁹² mit den Zusätzen und Erläuterungen des Wohltäters.

Pierre setzte sich an den verstaubten Schreibtisch, legte das Manuskript vor sich hin, schlug es auf, klappte es wieder zu und schob es endlich beiseite. Dann stützte er den Kopf auf die Hand und versank in Grübeleien.

Gerassim blickte ein paarmal vorsichtig durch die Tür und sah, daß Pierre immer noch in derselben Stellung dasaß. Es waren schon über zwei Stunden vergangen. Da erlaubte er sich, etwas Geräusch an der Tür zu machen, um Pierres Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Pierre hörte ihn nicht.

»Befehlen Euer Erlaucht, daß ich den Wagen wegschicke?«

»Ach ja, ja«, erwiderte Pierre, zu sich kommend, und stand hastig auf. »Höre«, fuhr er dann fort, indem er Gerassim am Rockknopf festhielt und den Alten von Kopf bis Fuß mit feuchten, leuchtenden, begeisterten Augen ansah, »höre, weißt du, daß morgen eine Schlacht stattfindet?«

»Man sagt es«, erwiderte Gerassim.

»Ich bitte dich, niemandem zu verraten, wer ich bin, und das zu tun, was ich dir sage ...«

»Zu Befehl«, erwiderte Gerassim. »Wünschen Sie, hier zu speisen?«

»Nein, ich brauche etwas anderes. Ich brauche einen Bauernrock und eine Pistole«, fuhr Pierre fort und wurde unvermutet rot dabei.

»Zu Befehl«, antwortete Gerassim und überlegte.

Den ganzen übrigen Tag verbrachte Pierre allein im Arbeitszimmer seines Wohltäters, in dem er, wie Gerassim hörte, ruhelos von einer Ecke in die andere ging, wobei er immer etwas vor sich hinsprach. Ebenda übernachtete er auch in einem für ihn dort aufgeschlagenen Bett.

Als langjähriger Diener, der schon viele Absonderlichkeiten in seinem Leben gesehen hatte, nahm Gerassim Pierres Übersiedelung ohne Verwunderung hin und schien sogar ganz zufrieden zu sein, daß er jemanden zu bedienen hatte. Noch am selben Abend verschaffte er Pierre, ohne auch nur sich selber zu fragen, wozu dies nötig sei, einen Kaftan und eine Mütze, und versprach, am nächsten Tag die gewünschte Pistole aufzutreiben.

An diesem Abend kam Makar Alexejewitsch, mit seinen Überschuhen schlüpfend, zweimal bis an die Tür des Arbeitszimmers, blieb dort stehen und starrte Pierre an. Doch sobald sich Pierre nur nach ihm umwandte, schlug er ärgerlich und beschämt seinen Schlafrock zusammen und entfernte sich hastig.

Als Pierre dann in diesem Kutscherkaftan, den Gerassim für ihn beschafft und in Dampf gereinigt hatte, mit dem alten Diener zusammen ausgegangen war, um sich am Sucharewturm eine Pistole zu kaufen, hatte er die Rostows getroffen.

In der Nacht vom 1. zum 2. September erteilte Kutusow den russischen Truppen den Befehl zum Rückzuge durch Moskau bis auf die Straße nach Rjasan.

Noch in derselben Nacht setzten sich die ersten Regimenter in Bewegung. Diese ersten Truppenteile hatten es nicht allzu eilig und marschierten langsam und gemessen vorwärts, aber diejenigen, die erst beim Morgengrauen aufgebrochen waren, hatten vor sich, als sie sich der Dorogomilowbrücke näherten, die über die Brücke drängenden und hastenden Scharen, die auf der anderen Seite wieder aufstiegen und alle Straßen und Gassen verstopften, und hinter sich die unendliche Masse nachflutender Truppenteile. Da überkam die Soldaten plötzlich eine grundlose Hast und Unruhe. Alle stürzten auf die Brücke zu, über die Brücke, in die Furten und Kähne. Kutusow ließ sich durch Seitenstraßen führen und gelangte so auf die andere Seite Moskaus.

Am 2. September um zehn Uhr früh waren auf den freien Plätzen der Dorogomilowvorstadt nur noch die Regimenter der Nachhut zurückgeblieben. Die übrige Armee befand sich schon jenseits der Moskwa und hinter der Stadt.

Gerade um diese Zeit, also am 2. September gegen zehn Uhr morgens, stand Napoleon inmitten seiner Truppen auf dem Poklonberg und betrachtete das Bild, das sich seinen Augen darbot. Vom 26. August bis zum 2. September, von der Schlacht bei Borodino bis zum Einzug des Feindes in Moskau, also während dieser ganzen bewegten, denkwürdigen Woche, hatte jenes außerordentlich schöne, alle Menschen begeisternde Herbstwetter angehalten, wo die niedrig stehende Sonne heißer brennt als im Frühling, wo in der dünnen, reinen Luft alles so gleißt und schimmert, daß es dem Auge weh tut, wo die Brust beim Einatmen der würzigen Herbstluft gestärkt und erfrischt wird, wo sogar die Nächte noch warm sind und es vom dunklen, warmen Himmel, dem stummen Betrachter zum Schreck und zur Freude, unaufhörlich goldene Sterne regnet.

Auch am 2. September um zehn Uhr früh war solches Wetter. Zauberhaft strahlte der Morgen. Vor dem Poklonberg dehnte sich

Moskau mit seinem Fluß, seinen Gärten und Kirchen weithin aus. Ein eignes Leben schien in dieser Stadt zu wohnen, während ihre Kuppeln wie Sterne in der Sonne funkelten.

Beim Anblick dieser eigentümlichen Stadt mit den noch nie gesehenen Formen einer fremden Architektur empfand Napoleon etwas wie Neid und jene unruhige Neugier, die alle Menschen beim Anblick ihnen unbekannter, fremdartiger Lebensformen ergreift. Es war offensichtlich, daß diese Stadt mit allen Fasern ihres Seins ein anderes, nur ihr eigenes Leben lebte. Aus jenen unbestimmten Anzeichen, an denen man schon von weitem einen lebenden Körper von einem toten unterscheidet, erkannte Napoleon vom Poklonberg aus das Pulsieren des Lebens in dieser Stadt und spürte den Hauch dieses großen, schönen Körpers.

Jeder Russe, der auf Moskau hinblickt, fühlt das Mütterliche, das in dieser Stadt liegt; jeder Fremde, der die Stadt betrachtet, muß, wenn er auch ihre mütterliche Bedeutung nicht verstehen kann, doch auf jeden Fall den weiblichen Charakter dieser Stadt herausfühlen. Und diese Empfindung hatte auch Napoleon.

»Cette ville asiatique aux innombrables églises, Moscou la sainte! La voilà donc enfin, cette fameuse ville! Il est temps«, rief Napoleon aus, stieg vom Pferd, ließ einen Plan der Stadt vor sich ausbreiten und rief seinen Dolmetscher Lelorme d'Ideville.

Une ville occupée par l'ennemi ressemble à une fille, qui a perdu son honneur, dachte er, wie er schon bei Smolensk zu Tutschkow gesagt hatte. Und von diesem Gesichtspunkt aus betrachtete er die vor ihm liegende, noch nie gesehene orientalische Schönheit. Es kam ihm selber merkwürdig vor, daß sich sein lang gehegter Wunsch, der ihm fast unerfüllbar erschienen war, nun doch verwirklichen sollte. Im grellen Morgenlicht blickte er bald auf die Stadt, bald auf den Plan, prüfte alle Einzelheiten nach, und die Gewißheit, sich dieser Stadt bemächtigt zu haben, regte ihn auf und ängstigte ihn.

Hat es denn aber anders kommen können? dachte er. Da liegt sie, diese Hauptstadt, zu meinen Füßen, und wartet auf ihr Schicksal. Wo mag jetzt Alexander sein und was wird er denken? Was für eine seltsame, schöne, majestätische Stadt! Und wie seltsam und majestätisch ist auch dieser Augenblick! In welchem Licht stehe ich nun vor ihnen da, dachte er in bezug auf seine Truppen. Da liegt die Stadt – als Belohnung –, dies allen Kleingläubigen, dachte er und sah sich nach

seiner Umgebung und den vorbeiziehenden und sich aufstellenden Truppen um. Ein Wort von mir, eine Bewegung der Hand, und diese alte Hauptstadt der Zaren muß untergehen. Mais ma clémence est toujours prompte à descendre sur les vaincus. Ich muß großmütig sein, wahrhaft majestätisch ... Doch nein, es ist wohl gar nicht wahr, daß ich vor Moskau stehe, schoß es ihm plötzlich durch den Kopf. Aber da liegt ja die Stadt zu meinen Füßen, und ihre goldenen Kuppeln und Kreuze glänzen und flimmern im Sonnenlicht. Doch ich werde sie schonen. Auf die alten Denkmäler von Barbarentum und Despotismus werde ich majestätische Worte von Gerechtigkeit und Gnade schreiben ... Und dies wird einen peinlicheren Eindruck auf Alexander machen als alles andere, ich kenne ihn doch. Napoleon glaubte, daß die Hauptbedeutung alles dessen, was sich vollzog, in seinem persönlichen Zwist mit Alexander bestand.

Von den Höhen des Kreml – ja, das dort ist der Kreml – werde ich ihnen die Gesetze der Gerechtigkeit vorlesen, werde ihnen den Sinn der wahren Zivilisation offenbaren und die Geschlechter der Bojaren zwingen, in Liebe ihres Eroberers zu gedenken. Ich werde den Abgesandten der Stadt sagen, daß ich den Krieg nicht gewollt habe, auch jetzt nicht will und ihn nur gegen die falsche Politik ihres Hofes geführt habe; daß ich Alexander liebe und achte und auch jetzt in Moskau Friedensbedingungen, die meiner und meiner Völker würdig sind, entgegenzunehmen bereit bin. Ich bin nicht gewillt, mein Kriegsglück auszunutzen, um einen hochgeachteten Kaiser zu demütigen. Bojaren, werde ich zu ihnen sagen, ich will nicht den Krieg, ich will den Frieden und das Wohl meiner Untertanen. Übrigens weiß ich ja, daß ihre Gegenwart mich begeistern wird und ich zu ihnen sprechen werde wie immer: klar, feierlich und majestätisch. Aber ist es denn auch wirklich wahr, daß ich in Moskau bin? Ja, da liegt es ja! »Qu'on m'amène les boyards«, wandte er sich an sein Gefolge.

Ein General mit glänzender Suite sprengte sogleich fort, um die Bojaren zu holen.

Zwei Stunden vergingen. Napoleon hatte sein Frühstück eingenommen und stand nun wieder an derselben Stelle auf dem Poklonberg und wartete auf die Abgesandten. Seine Ansprache an die Bojaren lag schon klipp und klar in seinem Kopf bereit. Diese Rede

war voll Würde und Majestät, so wie Napoleon diese Begriffe auffaßte.

Jener großmütige Ton, in dem er mit Moskau verhandeln wollte, riß ihn selber mit fort. Er bestimmte bereits in Gedanken Tage zur Réunion dans le palais des Czars, wo alle hohen russischen Würdenträger mit den Granden des französischen Kaisers zusammenkommen sollten. Auch einen Gouverneur ernannte er in Gedanken, einen Mann, der es verstünde, die Einwohner für den Kaiser der Franzosen einzunehmen. Er hatte erfahren, daß es in Moskau viele Wohltätigkeitsanstalten gebe, und nahm sich nun im stillen vor, alle diese Anstalten mit Gnadenbeweisen zu überhäufen. Wie man in Afrika in einem Burnus in der Moschee sitzen muß, dachte er, so muß man in Moskau freigebig sein wie die Zaren. Und da er sich wie jeder Franzose nichts Herzerweichendes vorstellen konnte, ohne »ma chère, ma tendre, ma pauvre mère« zu erwähnen, beschloß er, über allen diesen Anstalten in großen Lettern anbringen zu lassen: »Etablissement dédié à ma chère Mère«. Oder nein, ganz einfach: Maison de ma Mère, entschied er sich dann im stillen. Aber bin ich denn wirklich in Moskau? Ja, dort liegt es vor mir. Doch warum säumen die Abgesandten der Stadt so lange? dachte er.

Inzwischen fand in den hinteren Reihen des kaiserlichen Gefolges zwischen seinen Generälen und Marschällen im Flüsterton eine erregte Beratung statt. Die berittenen Abgesandten, die die Bojaren hatten herbeiholen sollen, waren mit der Nachricht zurückgekehrt, daß Moskau leer und alle Bewohner fortgefahren oder weggelaufen seien. Die Gesichter der Beratenden waren bleich und erregt. Nicht das schreckte sie, daß Moskau von seinen Bewohnern verlassen worden war – wie wichtig auch dieses Ereignis schien –, sie fürchteten sich vielmehr davor, wie sie dem Kaiser, ohne Seine Majestät in jene furchtbare Lage zu bringen, die die Franzosen mit »ridicule« bezeichnen, klarmachen sollten, daß er umsonst so lange auf die Bojaren gewartet hatte, und daß es in der Stadt nur betrunkene Rotten, aber sonst weiter niemanden gebe. Die einen sagten, man müsse, koste es, was es wolle, eine Deputation zusammenbringen, die anderen zogen gegen diese Ansicht zu Felde und behaupteten, man müsse dem Kaiser klug und behutsam die Wahrheit beibringen.

»Il faudra le lui dire tout de même ...« sagten die Herren vom Gefolge. »Mais messieurs ...«

Die Situation war um so schwieriger, weil der Kaiser, während er über seine großmütigen Absichten nachdachte, geduldig vor dem Stadtplan auf und ab ging, nur selten unter der Hand hervor den Weg nach Moskau entlang schaute und heiter und stolz lächelte.

»Mais c'est impossible ...« sagten die anderen und zuckten die Achseln, konnten sich aber nicht entschließen, das furchtbare Wort: »le ridicule«, das allen vorschwebte, auszusprechen.

Inzwischen war der Kaiser des langen Wartens müde geworden, und da er als guter Schauspieler fühlte, daß ein majestätischer Augenblick, wenn er sich zu lange hinzieht, seiner Erhabenheit verlustig geht, so machte er mit der Hand ein Zeichen. Ein einzelner Schuß der Signalkanone ertönte, und alle Truppen, die rings um Moskau lagen, rückten durch das Twersche, das Kalugasche und das Dorogomilowtor in Moskau ein. Immer schneller und schneller, einander überholend, gingen die Truppen im Laufschrift und im Trabe vor, verschwanden in den Staubwolken, die sie aufwirbelten, und erfüllten die Luft mit ihrem Geschrei, das mit dem allgemeinen Getöse zusammenfloß.

Durch die Bewegung seiner Truppen mit fortgerissen, ritt Napoleon mit ihnen zusammen bis zum Dorogomilowtor. Doch hier machte er abermals halt, stieg vom Pferd und ging lange am Kammerkollegienwall auf und ab und wartete auf die Deputation.

Inzwischen war Moskau verödet. Es waren zwar noch Menschen in der Stadt, denn von allen ehemaligen Bewohnern war doch immerhin noch etwa der fünfzigste Teil zurückgeblieben, aber trotzdem schien alles öde und leer. Es war so öde wie in einem Bienenstock, der keine Königin mehr hat und eingeht.

Denn in einem solch weisellosen Bienenstock ist kein Leben mehr, wenn er auch auf den oberflächlichen Blick hin ebenso lebendig erscheint wie die anderen. Ebenso heiter umschwärmen die Bienen in den heißen Strahlen der Mittagssonne auch diesen weisellosen Stock, ebenso riecht es schon von weitem nach Honig, ebenso fliegen die Bienen hier ein und aus. Aber man braucht nur näher hinzusehen, um zu erkennen, daß es hier kein Leben mehr gibt. Nicht so wie bei gesunden Stöcken fliegen die Bienen hier ein und aus, und einen anderen Geruch, ein anderes Geräusch nimmt der Imker wahr. Klopft er an die Wand eines kranken Bienenstocks, so antwortet ihm statt des früheren augenblicklichen, gemeinsamen Summens von Zehntausenden von Bienen, die mit drohend herabgebogenem Hinterteil durch schnelles Flügelschlagen diesen frischen, lebensvollen Ton hervorbringen, nur ein vereinzelt Summen, das dumpf an verschiedenen Stellen des öden Stockes ertönt. Aus der Öffnung des Korbes kommt nicht, wie früher, der berauschende, würzige Duft nach Honig und Gift und jener Strom von Wärme, der durch die innere Fülle erzeugt wird, sondern ein Geruch nach Leere und Fäulnis. Am Eingang findet er nicht mehr jene Torwachen, die zum Schutz des Stockes zu sterben bereit sind und bei herannahender Gefahr den Hinterleib hochheben und Alarm schlagen. Er hört nicht mehr das gleichmäßige, leise Geräusch, das Rauschen der Arbeit, das dem Summen beim Sieden des Wassers gleicht, sondern nur ungereimte, vereinzelt Töne, die auf Unordnung schließen lassen. Ein und aus fliegen nur scheu und behend lange, schwarze, mit Honig beladene Raubbienen, die nicht stechen, sondern vor jeder Gefahr fliehen. Früher flogen nur beladene Bienen in den Stock hinein und unbeladene schwärmten aus, jetzt kann man gerade das Gegenteil beobachten.

Der Imker öffnet den unteren Verschuß und sieht in den Boden des Stockes hinein. Statt der früher bis hinunter hängenden schwarzen, mit ruhigem Fleiß arbeitenden Ketten strotzender Immen, die, einander an den Füßen haltend, mit ununterbrochenem, emsigem Summen Wachs auszogen, irren nur hie und da noch schläfrige, halb vertrocknete Bienen zerstreut am Boden und an den Wänden des Stockes umher. Auf dem sonst säuberlich mit Klebstoff übertünchten und durch Flügelwehen reingefegten Fußboden liegen jetzt Wachsreste, Bienenkot, halbtote, kaum noch die Glieder rührende und auch ganz tote Bienen herum, die von den anderen nicht weggeräumt wurden.

Der Imker öffnet den oberen Verschuß und betrachtet den Kopf des Bienenstockes. Statt der zwischen den Waben sich drängenden, ihre Brut wärmenden dichten Haufen von Bienen sieht er nur die künstliche, komplizierte Arbeit der Zellen, und auch diese nicht mehr im Zustand der Unberührtheit, in dem sie sich ehemals befanden. Alles ist vernachlässigt und beschmutzt. Schwarze Raubbienen schlüpfen schnell und verstohlen über die noch Arbeitenden hin, die Bienen des Stockes aber, die kürzer, verschmutzter und älter aussehen, schlendern langsam und faul, ohne die anderen zu hindern, einher, als hätten sie keinen Wunsch mehr und das Bewußtsein des Lebens verloren. Drohnen, Stechfliegen, Hummeln und Schmetterlinge stoßen sinnlos im Flug gegen die Wände des Stockes. Da und dort hört man zwischen den Zellen mit toter Brut und Honig manchmal ein ärgerliches Brummen. Irgendwo suchen zwei Bienen nach alter Gewohnheit und Erinnerung ihr Nest, den Bienenstock, zu reinigen, indem sie sorgsam und über ihre Kräfte eine tote Biene oder Hummel hinaus-schleppen, ohne zu wissen, wozu. In einer anderen Ecke streiten sich zwei alte Bienen faul herum oder säubern oder füttern einander, ohne sich bewußt zu sein, ob sie es aus Freundschaft oder Feindschaft tun. An einer dritten Stelle stürzt ein Schwarm von Bienen, eine die andere drängend, über irgendein Opfer her, schlägt es und drückt es tot, bis die matte oder erschlagene Biene langsam und leicht wie ein Flaum auf den Haufen der schon toten Bienen am Boden des Korbes niedersinkt.

Der Imker schiebt die zwei mittleren Waben auseinander, um das Nest zu sehen. Statt der früheren dichten, schwarzen Kreise von Tausenden von Bienen, die Rücken an Rücken zusammenhockend das

hohe Geheimnis der Arterhaltung hüteten, erblickt er nur noch einige Hunderte elender, halbtoter, schläfriger, zum Skelett abgemagerter Insekten. Fast alle sind gestorben, ohne es zu ahnen, während sie auf dem Heiligtum saßen, das sie hüten wollten, und das nun nicht mehr ist. Ein Geruch nach Tod und Verwesung strömt von ihnen aus. Nur einige rühren sich noch, erheben sich, fliegen träge umher und setzen sich auf die Hand ihres Feindes, ohne jedoch imstande zu sein, ihn zu stechen und dann zu sterben. Die übrigen sind tot und fallen wie Fischschuppen leicht zu Boden. Der Imker macht die Klappe zu, malt mit Kreide ein Zeichen daran, um bei gelegener Zeit die Waben auszubrechen und den Stock auszuräuchern.

So öde und leer war auch Moskau, als Napoleon müde, unruhig und finster am Kammerkollegienwall auf und ab ging und auf die Deputation wartete, die eine zwar äußerliche, aber seiner Ansicht nach unumgängliche Forderung des Anstandes war.

Nur in einigen Winkeln Moskaus tummelten sich noch ebenso sinnlos jene Leute, die nicht von ihren alten Gewohnheiten lassen konnten und kein Verständnis für das hatten, was sie taten.

Als man Napoleon mit der nötigen Vorsicht eröffnet hatte, daß Moskau leer sei, sah er den Überbringer dieser Meldung zornig an, wandte sich ab und fuhr fort, schweigend auf und ab zu gehen.

»Einen Wagen!« sagte er dann.

Er setzte sich mit dem Adjutanten vom Dienst in den Wagen und fuhr in die Vorstadt ein.

Moscou déserte! Quel évènement invraisemblable! sagte er zu sich selbst.

Er fuhr nicht bis in die Stadt hinein, sondern machte bei einem Gasthaus in der Dorogomilowvorstadt halt.

Le coup de théâtre avait raté.

Die russischen Truppen waren von zwei Uhr nachts bis zwei Uhr mittags durch Moskau gezogen und hatten die letzten abreisenden Einwohner und Verwundeten mit fortgerissen. Das größte Gedränge während dieser Truppenbewegung war bei der Kamenny –, der Moskwa- und der Jausabrücke¹⁹³ entstanden.

Während sich die Truppenmassen, die sich beim Kreml geteilt hatten, nun an der Moskwa- und Kamennybrücke stauten, benutzte eine große Anzahl Soldaten diesen Aufenthalt und die Finsternis, um still und verstohlen von den Brücken zurückzukehren und an der Wassilij-Blaschenny-Kirche¹⁹⁴ und durch das Borowizkijtor¹⁹⁵ auf den Berg und auf den Roten Platz zurückzuschleichen, wo man sich, wie ihnen ein gewisser Instinkt eingab, fremdes Gut mühelos aneignen konnte. Eine ebenso gewaltige Menschenmasse, wie sie sich stets da zu versammeln pflegt, wo etwas billig zu haben ist, füllte die Kreuz- und Quergänge des Basars¹⁹⁶. Aber es fehlten die freundlich verstellten, lockenden Stimmen der Verkäufer, es fehlten die Hausierer und die bunten Scharen einkaufender Frauen – man sah nur Soldaten in Uniformen und Mänteln und ohne Flinten, die stumm mit Lasten herauskamen oder leer in die Ladenreihen hineingingen. Kaufleute und Butiker¹⁹⁷ – von denen nur wenige da waren – irrten wie verloren unter den Soldaten umher, öffneten und schlossen ihre Läden oder schlepten selber mit den Gehilfen ihre Waren irgendwohin fort.

Auf dem Platz vor dem Basar standen Trommler und schlugen Appell. Doch der Klang der Trommel veranlaßte die plündernden Soldaten nicht wie früher ihrem Ruf zu folgen, sondern brachte sie im Gegenteil dazu, noch weiter von der Trommel fortzulaufen. In den Läden und Gängen sah man zwischen den Soldaten Leute in grauen Kaftanen und mit geschorenen Köpfen.

An der Ecke der Iljinka standen zwei Offiziere und unterhielten sich, der eine mit einer Schärpe über der Uniform auf einem mageren Grauschimmel, der andere im Mantel und zu Fuß. Da sprengte ein dritter Offizier zu ihnen heran.

»Der General hat befohlen, sofort alle von hier fortzujagen, koste es, was es wolle. Das ist ja aber auch unerhört. Die Hälfte der Mannschaft ist fortgelaufen.«

»Wo willst du hin? Wohin, ihr da? ...« schrie er drei Infanteristen an, die ohne Gewehre, die Mantelzipfel zusammengenommen, an ihm vorbei in die Läden schlüpfen wollten. »Halt, ihr Canaillen!«

»Ja, haben Sie mal die Güte, die zusammenzubekommen«, erwiderte der andere Offizier. »Die kriegt man nie. Wir müssen schneller marschieren, damit die letzten nicht entwischen können, das ist alles.«

»Schneller marschieren? Wie ist denn das möglich? Dort steht ja alles, versperrt die Brücke und rührt sich nicht. Soll man vielleicht eine Postenkette aufstellen, damit die letzten nicht auf und davon gehen?«

»So gehen Sie doch nur hinein! Jagen Sie sie hinaus!« schrie der ältere Vorgesetzte.

Der Offizier mit der Schärpe stieg vom Pferd, schrie dem Trommler etwas zu und ging mit ihm zusammen unter die Arkaden. Ein Trupp Soldaten suchte eilig das Weite. Ein Kaufmann mit roten Pickeln auf den Backen neben der Nase trat mit einem Ausdruck ruhiger, unerschütterlicher Berechnung auf dem feisten Gesicht hastig und geckenhaft auf den Offizier zu und fuchtelte mit den Händen.

»Euer Wohlgeboren«, sagte er, »haben Sie die Güte und beschützen Sie uns! Auf kleine Posten soll es uns nicht ankommen ... mit dem größten Vergnügen ... bitte sehr ... gleich werde ich Ihnen Tuch bringen ... für einen vornehmen Herrn auch zwei Stücke Tuch ... mit dem größten Vergnügen. Wir haben doch auch ein Herz im Leib. Aber was soll das hier noch werden? Das ist ja der reine Raub! Ich bitte Sie! Eine Wache sollten Sie aufstellen, damit wir wenigstens die Läden zumachen könnten ...«

Noch andere Kaufleute drängten sich um den Offizier.

»Ach was, unnützes Gekläff!« sagte einer von ihnen, ein hagerer Mann mit strengem Gesicht. »Wenn einem der Kopf abgeschlagen wird, weint man nicht um das Haar. Nehmt nur, was euch gefällt!« Und er machte eine energische Geste mit der Hand und wandte sich von dem Offizier ab.

»Du hast gut reden, Iwan Sidorytsch«, fing der erste Kaufmann grimmig wieder an. »Wir bitten sehr darum, Euer Wohlgeboren!«

»Wieso gut reden?« rief der Hagere zurück. »Ich habe drei Läden hier und für über hunderttausend Rubel Waren. Wie soll man die schützen, wenn die Truppen abziehen? Ach, diese Menschen! Gottes Allmacht werdet ihr doch nicht mit den Händen aufhalten!«

»Haben Sie die Güte, Euer Wohlgeboren«, sagte der erste Kaufmann wieder und verbeugte sich.

Der Offizier stand unschlüssig da, und auf seinem Gesicht malten sich Zweifel und Bedenken.

»Was geht mich das an!« rief er plötzlich und ging mit schnellen Schritten die Budenreihen entlang.

Aus einem geöffneten Laden hörte man Schlägerei und Schimpfen, und in dem Augenblick, als der Offizier dort vorbeiging, wurde gerade ein Mann mit grauer Jacke und geschorenem Kopf zur Tür hinausgeworfen.

Dieser Mensch krümmte sich zusammen und schlüpfte an dem Offizier und den Kaufleuten vorüber. Der Offizier schrie die Soldaten an, die sich im Laden befanden. Aber in diesem Augenblick hörte man von der Moskwabrücke her das furchtbare Geschrei einer großen Menschenmenge, und der Offizier lief auf den Platz zurück.

»Was gibt's? Was ist los?« fragte er, aber sein Kamerad sprengte bereits an der Wassilij-Blaschenny-Kirche vorbei in der Richtung des Geschreis davon.

Der Offizier schwang sich aufs Pferd und ritt ihm nach. Als er sich der Brücke näherte, sah er zwei abgeprotzte Kanonen, Infanterie, die über die Brücke zog, ein paar umgeworfene Bauernwagen, erschrockene Zivilisten und lachende Soldatengesichter. Neben den Kanonen stand eine mit zwei Pferden bespannte Fuhre. Um die Hinterräder dieses Wagens drängten sich vier Windhunde mit Halsbändern zusammen. Die Fuhre war mit einem ganzen Berg von Hausrat beladen; obenauf saß neben einem umgekehrten Kinderstühlchen, das die Beine gen Himmel reckte, eine Frau, die durchdringend und verzweifelt schrie.

Die Kameraden erzählten dem Offizier, daß das Schreien der Menge und das Geheul des Weibes daher komme, weil General Jermolow, der herangeritten sei und erfahren habe, daß Scharen von Einwohnern die Brücke versperrten und die Soldaten inzwischen in die Läden liefen, ein paar Kanonen abzuprotzen befohlen habe, als solle die

Brücke beschossen werden. Die Menge habe sich halbtot gedrückt, die Wagen umgeworfen, ein verzweifeltes Geschrei erhoben und endlich die Brücke freigemacht, so daß die Truppen nun vorwärts kommen konnten.

Unterdessen war es in der Stadt ganz leer geworden. Auf den Straßen war fast niemand mehr. Alle Torwege und Läden waren geschlossen. Hie und da hörte man in der Nähe der Schenken vereinzelte Rufe oder trunkenes Singen. Niemand fuhr auf den Straßen, und nur selten hallten noch die Schritte von Fußgängern.

Auch auf der Powarskaja war es ganz still. Auf dem großen Hof des Rostowschen Hauses lagen von den abgefahrenen Fuhrwerken Heureste und Pferdemit herum. Kein Mensch war zu sehen. Im Haus, wo fast das ganze Hab und Gut der Rostows zurückgeblieben war, befanden sich nur zwei Menschen im großen Salon. Dies waren der Hausknecht Ignaz und der Bursche Mischka, ein Enkel Wassiljewitschs, der bei seinem Großvater in Moskau geblieben war. Mischka hatte das Klavier geöffnet und klimperte mit einem Finger darauf herum. Der Hausknecht hielt die Arme in die Seiten gestemmt und stand vergnügt grinsend vor dem großen Spiegel.

»Das ist aber fein! Nicht, Onkel Ignaz?« rief der Bursche und trommelte plötzlich mit beiden Fäusten auf den Tasten herum.

»Sieh mal!« erwiderte Ignaz, der darüber staunte, wie sein Gesicht im Spiegel immer mehr und mehr zu lachen anfang.

»So eine freche Gesellschaft! Wahrhaftig!« ertönte hinter ihnen die Stimme Mawra Kusminitschnas, die leise eingetreten war. »Steht so ein dickfratziiger Kerl da und fletscht die Zähne! Bei so was muß man euch also erwischen! Unten ist noch nichts weggeräumt, Wassiljewitsch kann kaum noch auf den Beinen stehen. Na, wartet nur!«

Ignaz zog den Gürtel herunter, hörte auf zu lächeln, senkte gehorsam die Augen und ging aus dem Zimmer.

»Tantchen, ich spiele nur ganz leise«, sagte der Bursche.

»Ich werde dir helfen mit ›nur ganz leise‹, du Taugenichts!« rief Mawra Kusminitschna und hob die Hand gegen ihn auf. »Geh und stelle für den Großvater den Samowar bereit.«

Mawra Kusminitschna wischte den Staub ab, machte das Klavier zu, ging tief aufseufzend aus dem Salon und schloß die Tür hinter sich ab.

Während sie über den Hof schritt, überlegte sie sich, wohin sie jetzt gehen sollte: sollte sie mit Wassiljewitsch im Flügel Tee trinken oder in der Vorratskammer das wegräumen, was dort noch herumstand?

Da hörte man auf der stillen Straße eilige Schritte hallen. Diese Schritte machten am Pfortchen halt, und die Klinke klappte unter einer Hand, die das Tor zu öffnen suchte.

Mawra Kusminitschna ging auf das Pfortchen zu.

»Zu wem möchten Sie?«

»Zum Grafen, zum Grafen Ilja Andrejewitsch Rostow.«

»Wer sind Sie?«

»Ich bin Offizier. Ich muß ihn unbedingt sehen«, erwiderte der Fremde mit der angenehmen Stimme eines vornehmen Russen.

Mawra Kusminitschna öffnete das Pfortchen. Auf den Hof trat ein etwa achtzehnjähriger Offizier mit rundem Gesicht, der mit dem Familientypus der Rostows eine gewisse Ähnlichkeit hatte.

»Sie sind abgereist, mein Herr. Gestern abend sind sie weggefahren«, sagte Mawra Kusminitschna freundlich.

Der junge Mann, der unschlüssig am Pfortchen stand und nicht wußte, ob er eintreten sollte oder nicht, schnalzte mit der Zunge.

»Ach, wie ärgerlich!« murmelte er. »Hätte ich nur gestern ... Ach, wie schade!«

Inzwischen hatte Mawra Kusminitschna aufmerksam und teilnehmend die ihr bekannten Rostowschen Züge im Gesicht des jungen Mannes sowie seinen abgetragenen Mantel und die schiefgetretenen Stiefel, die er trug, gemustert.

»Warum möchten Sie denn den Grafen so gern sprechen?« fragte sie.

»Je nun ... da ist eben nichts zu machen«, murmelte der Offizier und nahm die Klinke in die Hand, als wollte er wieder fortgehen.

Doch dann blieb er wieder unschlüssig stehen.

»Sehen Sie«, sagte er plötzlich, »ich bin ein Verwandter des Grafen, und er war immer sehr gut gegen mich. Nun sehen Sie mich einmal an« – er wies mit gutmütig heiterem Lächeln auf seinen

Mantel und seine Stiefel –, »ich bin ganz abgerissen und habe kein Geld mehr. Drum wollte ich den Grafen bitten ...«

Mawra Kusminitschna ließ ihn nicht aussprechen.

»Wenn Sie sich ein Augenblickchen gedulden wollten, lieber Herr. Nur ein einziges Augenblickchen«, sagte sie.

Und kaum hatte der Offizier die Klinke des Pförtchens wieder aus der Hand gelassen, als sich Mawra Kusminitschna umwandte und mit ihren kurzen, schnellen Schritten, wie alte Frauen zu laufen pflegen, in den hinteren Hof nach ihrem Flügel ging.

Während sie auf ihr Zimmer gelaufen war, ging der Offizier, mit gesenktem Kopf seine schiefgetretenen Stiefel betrachtend, mit leisem Lächeln im Hof auf und ab. Wie schade, daß ich den Onkel nicht angetroffen habe! Eine prächtige Alte! Wo ist sie nur hingelaufen? Wie könnte ich nur erfahren, durch welche Straßen ich am nächsten wieder zu meinem Regiment komme, das jetzt wohl schon bis zur Rogoschkaja vorgerückt sein wird? dachte unterdessen der junge Offizier.

Da kam Mawra Kusminitschna mit ängstlicher, aber entschlossener Miene um die Ecke; in der Hand trug sie ein zusammengeschlagenes, kariertes Tüchelchen. Schon ein paar Schritte bevor sie den Offizier erreicht hatte, schlug sie das Tüchelchen auseinander, zog eine weiße Fünfundzwanzigrubelnote daraus hervor und steckte sie hastig dem Offizier zu.

»Wenn Seine Erlaucht zu Hause wären, selbstverständlich würden Sie dann als Verwandter ... aber vielleicht ... weil jetzt ...«

Mawra Kusminitschna wurde verlegen und stockte. Doch der Offizier nahm ohne Zögern und ohne Hast die Note entgegen und bedankte sich bei ihr.

»Wenn der Graf zu Hause wäre ...« wollte sich Mawra Kusminitschna immer wieder entschuldigen. »Christus sei mit Ihnen, lieber Herr. Gott schütze Sie«, sagte sie und geleitete ihn unter Verbeugungen hinaus.

Der Offizier lächelte und schüttelte den Kopf, als mache er sich über sich selber lustig, und eilte fast im Laufschrift durch die leeren Straßen, um sein Regiment an der Jausabrücke einzuholen.

Mawra Kusminitschna aber stand noch lange mit feuchten Augen an dem geschlossenen Pförtchen und wiegte nachdenklich den Kopf. Sie fühlte, wie plötzlich ein Gefühl mütterlicher Zärtlichkeit und Teilnahme für den ihr unbekanntem kleinen Offizier ihr Herz überflutete.

Aus einem noch nicht ganz vollendeten Neubau in der Warwarskaja, in dem sich unten ein Ausschank befand, tönte das Schreien und Grölen Betrunkener. In der kleinen schmutzigen Stube saßen auf Bänken und an Tischen etwa ein Dutzend Fabrikarbeiter. Sie alle waren betrunken, schwitzten, hatten trübe Augen und sangen mit weit aufgerissenem Mund irgendein Lied. Mit großer Mühe und Anstrengung grölten alle durcheinander, nicht etwa aus Lust am Singen, sondern nur um zu zeigen, daß sie betrunken waren und ein flottes Leben führten.

Einer von ihnen, ein großer, blonder Bursche in sauberem, blauem Rock, stand, etwas höher als die anderen, neben ihnen. Sein Gesicht mit der feinen, geraden Nase wäre schön gewesen, wenn er nicht die schmalen, zusammengepreßten, ständig zuckenden Lippen und die finsternen, trüben, starren Augen gehabt hätte. Er stand zu Häupten derer, die sangen, und fuhr mit seinem Arm, den Ärmel bis zum Ellbogen aufgestreift und die schmutzigen Finger auf unnatürliche Weise auseinanderspreizend, feierlich und ungeschickt über ihren Köpfen hin und her, worunter er sich offenbar irgend etwas vorstellte. Sein Rockärmel fiel immer wieder herunter, aber der Bursche streifte ihn mit der linken Hand sorgsam stets wieder hoch, als sei dies von besonderer Wichtigkeit, daß dieser weiße, von Adern durchzogene, hin und her geschwenkte Arm unbedingt entblößt war. Mitten in ihrem Grölen hörte man vom Flur und von der Treppe her Geschrei, Geschimpfe und Schlägerei. Der lange Bursche winkte mit der Hand ab.

»Genug!« schrie er herrisch. »Auf zur Keilerei, Kinder!« Und immer wieder den Ärmel hochstreifend, lief er auf die Treppe hinaus.

Die Fabrikarbeiter stürzten ihm nach. Sie hatten dem Gastwirt Felle aus der Fabrik gebracht, und dafür hatte er ihnen umsonst Branntwein gegeben, und so hatten sie den ganzen Vormittag unter dem Vorsitz des langen Burschen gezecht. Nun wollten die Arbeiter aus der benachbarten Schmiede, die den Lärm in der Schenke gehört und angenommen hatten, daß die Kneipe gestürmt worden sei, mit Gewalt in das Haus eindringen. Auf der Treppe kam es zur Schlägerei.

In der Tür balgte sich der Wirt mit dem Schmied, und gerade als die Fabrikarbeiter heraustraten, rang sich der Schmied von dem Wirt los und fiel mit dem Gesicht aufs Pflaster.

Ein anderer Schmiedegeselle drängte sich in die Tür und stemmte sich mit der Brust gegen den Wirt.

Der Bursche mit dem aufgestreiften Rockärmel schlug im Vorbeigehen dem sich in die Tür drängenden Schmiedegesellen ins Gesicht und schrie wild: »Kinder, man schlägt auf die Unsrigen ein!«

In diesem Augenblick erhob sich der erste Schmied von der Erde, wischte sich mit der Hand das Blut von seinem zerschlagenen Gesicht und schrie mit weinerlicher Stimme: »Hilfe Mörder! Man schlägt einen Menschen tot. Brüder!«

»O je, o je, ihr Leute, sie haben ihn totgeschlagen! Einen Menschen haben sie totgeschlagen!« kreischte ein altes Weib, das aus dem Nachbarort getreten war.

Eine Volksmenge scharte sich um den blutenden Schmied.

»Nicht genug, daß du alle Leute ausgeraubt und ihnen das letzte Hemd vom Leib gezogen hast«, wandte sich eine Stimme an den Wirt, »nun hast du auch noch einen totgeschlagen! Du Schuft!«

Der lange Bursche stand an der Treppe und ließ seine trüben Augen bald über den Wirt, bald über den Schmied hinschweifen, als überlege er, mit wem er sich nun herumschlagen müsse.

»Mörder!« schrie er plötzlich dem Wirt zu. »Bindet ihn, Kinder!«

»Untersteht euch nur, einen wie mich zu binden!« schrie der Wirt, stieß die auf ihn losstürzenden Leute zurück, riß die Mütze vom Kopf und warf sie auf die Erde.

Es war, als habe diese Handlung irgendeine geheimnisvoll drohende Bedeutung: die Fabrikarbeiter traten von dem Wirt zurück und blieben unschlüssig stehen.

»Was Ordnung ist, Freundchen, das weiß ich ganz genau. Und wenn ich bis auf die Polizei gehe! Du denkst wohl, ich gehe nicht hin? Wie die Räuber über andere herzufallen ist auch heute keinem erlaubt!« schrie der Wirt und hob die Mütze wieder auf.

»Gut, gehen wir hin! Gut, gehen wir hin!« wiederholten der Wirt und der lange Bursche abwechselnd immer wieder und gingen zusammen die Straße entlang.

Der blutende Schmied ging neben ihnen her. Die Fabrikarbeiter und fremdes Volk folgten ihnen unter Schreien und Schwatzen.

An der Ecke der Maroseika standen vor einem großen Haus mit geschlossenen Fensterläden und dem Schild eines Schuhmachermeisters gegen zwanzig Schuhmacher mit niedergeschlagenen Gesichtern, magere, abgemattete Gestalten in langen, zerrissenen Röcken.

»Er muß die Leute auszahlen, wie es sich gehört!« sagte ein hagerer Meister mit dünnem Bart und finster zusammengezogenen Augenbrauen. »Das Blut hat er uns ausgesogen, und nun denkt er, wir sind quitt. An der Nase hat er uns herumgeführt, an der Nase – acht Tage lang. Und nachdem es nun bis zum Äußersten gekommen ist, hat er sich aus dem Staube gemacht.«

Als der Meister den blutüberströmten Menschen sah, schwieg er still, und alle Schuhmacher gesellten sich mit hastiger Neugier der vordrängenden Menge bei.

»Wohin gehen denn die Leute?«

»Wohin sollen sie gehen? Zur Obrigkeit gehen sie.«

»Wie denn, haben denn die Genossen nicht mit Recht Gewalt gebraucht?«

»Was du dir denkst? Hör doch, was die Leute sagen!«

Man hörte fragen und antworten. Der Wirt benutzte das Anschwellen der Menge, trat von den Leuten zurück und kehrte in seine Schenke zurück.

Der lange Bursche, der das Verschwinden seines Feindes, des Wirtes, gar nicht bemerkt hatte, hielt ununterbrochen Reden, indem er mit dem nackten Arm hin und her fuchtelte, und zog dadurch die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. So drängten sich denn die Leute vorzugsweise um ihn in der Annahme, daß nur er all die Fragen, die sie beschäftigten, aufklären könne.

»Dem werde ich zeigen, was Ordnung, was Gesetz ist! Dazu ist doch die Polizei da. Habe ich es euch nicht gesagt, Rechtgläubige?« rief der lange Bursche mit kaum merklichem Lächeln. »Er denkt wohl, es gibt keine Polizei mehr? Kann man denn ohne Polizei sein? Da würde es nicht wenige geben, die plündern wollten.«

»Was für leeres Gewäsch!« hieß es in der Menge. »Wie denn, soll Moskau wirklich übergeben werden? ... Das hat man dir im Spaß

gesagt, und du glaubst es nun ... Sind unsere Truppen etwa zu schwach, die da kommen ... Soweit haben sie ihn nun kommen lassen ... Dazu ist die Polizei da ... Hört, was die Leute sagen ...« klang es durcheinander, und alles zeigte auf den langen Burschen.

An der Mauer von Kitaigorod¹⁹⁸ umringte ein anderer, kleinerer Volkshaufe einen Mann im Friesmantel, der ein Blatt Papier in der Hand hielt.

»Eine Bekanntmachung wird verlesen, eine Bekanntmachung!« hörte man in der Menge, und das Volk drängte zu dem Vorleser hin.

Der Mann im Friesmantel las das Flugblatt vom 31. August vor. Als ihn die Menge umringte, schien er verlegen zu werden, begann aber auf das Begehren des langen Burschen hin, der sich bis zu ihm vorgedrängt hatte, mit leichtem Zittern in der Stimme das Flugblatt von Anfang an vorzulesen.

»Morgen früh fahre ich zum durchlauchtigen Fürsten«, las er – »durchlauchtigen« wiederholte der lange Bursche feierlich mit lächelndem Mund und finster zusammengezogenen Augenbrauen –, »um mit ihm zu beraten, zusammenzuwirken und den Truppen zu helfen, die bösen Feinde zu vernichten. Auch wir werden ...« fuhr der Vorleser fort und hielt inne – »Habt ihr's gehört?« schrie der lange Bursche triumphierend. »Der wird sie schon Mores lehren!« – »ihnen die Seelen aus dem Leib ziehen und diese ungebetenen Gäste zum Teufel jagen. Mittags komme ich zurück, und dann gehen wir an die Arbeit. Wir machen uns dran, machen ein Ende und machen den Bösewichtern den Garaus.«

Als der Mann im Friesmantel die letzten Worte vorlas, war es vollkommen still. Der lange Bursche ließ schwermütig den Kopf hängen. Es war klar, daß das letzte bei niemand Verständnis fand. Hauptsächlich die Worte: »Mittags komme ich zurück« ärgerten den Vorleser sowie seine Hörer sichtlich. Das Volk hatte nur für etwas Höheres Verständnis, dies war zu schlicht und unnötig faßlich, es waren dieselben Worte, die jeder von ihnen hätte im Munde führen können und die deshalb nicht in einer Bekanntmachung, die von der höchsten Behörde ausging, gesagt werden durften. Alle standen stumm und niedergeschlagen da. Der lange Bursche kaute an den Lippen und wand sich hin und her.

»Sollen wir ihn fragen? ... Da ist er ja selber! ... Ach was, der wird sich durch unsere Fragen bewegen lassen! ... Aber warum denn nicht? ... Er soll uns beweisen ...« ließ sich plötzlich einer aus den hinteren Reihen der Menge vernehmen, und die allgemeine Aufmerksamkeit wandte sich dem Wagen des Polizeimeisters zu, der, von zwei berittenen Dragonern begleitet, über den Platz fuhr.

Der Polizeimeister war an diesem Morgen auf Befehl des Grafen ausgefahren, um die Barken in Brand zu setzen, und hatte für diesen Auftrag eine große Summe Geldes ausgezahlt bekommen, das er augenblicklich in seiner Tasche bei sich trug. Als er die auf ihn zudrängende Volksmenge sah, befahl er dem Kutscher zu halten.

»Was ist das für Volk?« schrie er den Leuten zu, die einzeln und schüchtern auf den Wagen zukamen.

»Was ist das für Volk? Ich frage Sie«, wiederholte der Polizeimeister, da er keine Antwort erhielt.

»Sie wollen, Euer Wohlgeboren ...« sagte der Beamte im Friesmantel, »sie wollen, Euer Wohlgeboren, auf die Erklärung des erlauchtesten Grafen hin, ohne ihr Leben zu schonen, der guten Sache dienen, nicht daß es irgendein Aufruhr wäre, wie von dem erlauchtesten Grafen gesagt worden ist ...«

»Der Graf ist nicht fortgefahren; er ist hier, und über euch wird schon noch verfügt werden«, sagte der Polizeimeister. »Weiter!« rief er dem Kutscher zu.

Die Menge blieb stehen, drängte sich um diejenigen, die gehört hatten, was die Obrigkeit gesagt hatte, und blickten dem fortfahrenden Wagen nach.

Währenddessen sah sich der Polizeimeister ängstlich um, rief dem Kutscher etwas zu, und seine Pferde schlugen ein rascheres Tempo an.

»Das ist Betrug, Kinder! Kommt, gehen wir zu ihm selber!« schrie die Stimme des langen Burschen.

»Laßt ihn nicht fort, Kinder! Mag er uns Rechenschaft geben! Haltet ihn!« riefen einige, und das Volk lief stürmisch dem Wagen nach.

Unter Lärmen und Schreien rannte die Menge hinter dem Polizeimeister her nach der Lubjanka zu.

»Was soll das heißen? Die Herrschaften und die Kaufleute sind weggefahren, dafür können wir wohl zugrunde gehen? Sind wir etwa Hunde? Was?« hörte man immer häufiger und häufiger aus der Menge.

Am 1. September abends kehrte Graf Rastoptschin nach seiner Unterredung mit Kutusow nach Moskau zurück. Er war verärgert und beleidigt, daß man ihn nicht zum Kriegsrat mit herangezogen hatte, daß Kutusow seinem Vorschlag, an der Verteidigung der Hauptstadt teilzunehmen, gar keine Beachtung schenkte, und fühlte sich befremdet durch den neuen Gesichtspunkt, der ihm hier im Lager offenbar geworden war, wonach die Ruhe in der Hauptstadt und die patriotische Gesinnung ihrer Bewohner nicht nur in den Hintergrund gerückt, sondern als etwas völlig Zweckloses und Nebensächliches angesehen wurde.

Nachdem er zu Abend gegessen hatte, legte er sich, ohne sich auszukleiden, aufs Sofa und wurde gegen ein Uhr von einem Kurier geweckt, der ihm einen Brief von Kutusow überbrachte. In diesem Brief hieß es, da sich die Armee nun auf die Rjasansche Straße hinter Moskau zurückziehe, möchte der Graf Polizeibeamte schicken, um die Truppen durch die Stadt zu führen. Diese Nachricht war für Rastoptschin nichts Neues. Nicht nur seit der gestrigen Zusammenkunft mit Kutusow auf dem Poklonberg, sondern schon seit der Schlacht bei Borodino, als alle nach Moskau zurückkehrenden Generäle einstimmig erklärt hatten, daß es unmöglich sei, eine weitere Schlacht zu liefern, und als auf den Befehl des Grafen schon allnächtlich fiskalisches Gut weggeschafft wurde und die Hälfte der Einwohner die Stadt verließ – schon seit jener Zeit wußte Graf Rastoptschin, daß Moskau preisgegeben werden mußte. Als ihm aber jetzt in der Nacht, mitten in seinem ersten Schlaf, diese Tatsache in Form eines einfachen Briefes mit einem Befehl Kutusows mitgeteilt wurde, erregte und reizte ihn diese Nachricht doch.

Als Rastoptschin später über sein Wirken während dieser Zeit in seinen Erinnerungen Aufschluß gab, hat er wiederholt behauptet, damals zwei wichtige Ziele im Auge gehabt zu haben: *de maintenir la tranquillité à Moscou et d'en faire partir les habitants*. Erkennt man diesen zwiefachen Vorsatz an, so kann gegen keine seiner Handlungen ein Vorwurf erhoben werden. Warum wurden die Heiligtümer, die Waffen, das Pulver, die Brotvorräte nicht aus Moskau fortgeschafft?

Warum wurden Tausende von Einwohnern durch die falsche Meldung, Moskau werde nicht kapitulieren, nicht nur getäuscht, sondern auch zugrunde gerichtet? Um die Ruhe in der Hauptstadt aufrechtzuerhalten, antwortet Rastoptschins Erklärung. Wozu wurden ganze Berge unnützer Akten von den Behörden und Leppichs Luftballon und noch andere Dinge aus der Stadt fortgeschafft? Um Moskau leer zu machen, antwortet Rastoptschins Erklärung. Man braucht nur zuzugeben, daß etwas die Ruhe des Volkes zu stören gedroht habe – und gleich erscheint jeder Schritt als gerechtfertigt.

Alle Greuel seiner Schreckensherrschaft finden so in seiner Sorge um die Ruhe im Volk ihre Begründung.

Doch worauf fußte Rastoptschins Besorgnis um die Ruhe im Volk in Moskau im Jahre 1812? Welcher Grund ließ auf eine Neigung zum Aufruhr im Volk schließen? Die Bewohner waren abgereist, die Stadt war voller Truppen, die sich auf dem Rückzug befanden. Warum sollte demnach das Volk revoltieren?

Nicht nur in Moskau, auch in ganz Rußland hatte sich während des Eindringens der Feinde nicht das geringste ereignet, was wie ein Aufstand auch nur ausgesehen hätte. Am 1. und 2. September befanden sich noch über zehntausend Menschen in Moskau, aber außer dem Volkshaufen, der sich auf dem Hof des Oberbefehlshabers, durch ihn selbst herbeigezogen, versammelt hatte, fanden keine Zusammenrottungen statt. Noch weniger wäre offenbar eine Empörung im Volk zu erwarten gewesen, wenn Rastoptschin gleich nach der Schlacht bei Borodino, als die Preisgabe Moskaus offensichtlich oder wenigstens wahrscheinlich geworden war, statt das Volk durch Waffenausgabe und Flugblätter aufzuregen, Maßnahmen zum Abtransport aller Heiligtümer, des Pulvers, der Munition und des Geldes getroffen und dem Volk geradeheraus gesagt hätte, daß man die Stadt nicht halten könne.

Rastoptschin, ein hitziger, sanguinischer Mensch, der sich nur immer in den höchsten Verwaltungskreisen bewegt hatte, besaß, wenn er auch patriotisch gesinnt war, doch nicht das geringste Verständnis für jenes Volk, das er zu lenken und zu leiten wähnte. Von allem Anfang an, seit der Feind in Smolensk eingerückt war, hatte er sich in Gedanken die Rolle eines Mannes zugeteilt, der im »Herzen Rußlands« das Nationalgefühl des Volkes in die rechten Bahnen leitet. Ihm schien wie jedem Verwaltungsbeamten, daß er die Bewohner

Moskaus nicht nur durch äußere Maßnahmen leite, sondern auch ihre Gesinnung lenke, und zwar durch seine Aufrufe und Flugblätter, die in jener läppischen Sprache geschrieben waren, die das Volk unter sich schon gering schätzt und, wenn es sie nun gar von obenher vernimmt, überhaupt nicht versteht. Die schöne Rolle eines Hüters des Nationalbewußtseins im Volk gefiel Rastoptschin so sehr und er hatte sich so in sie hineingelebt, daß ihn die Notwendigkeit, diese Rolle aufzugeben, die Notwendigkeit, Moskau ohne jeden heroischen Knalleffekt dem Feind zu überlassen, unerwartet schwer traf, so daß er plötzlich den Boden unter den Füßen verlor und tatsächlich nicht wußte, was er tun sollte. Obgleich ihm alles bekannt gewesen war, hatte er doch bis zum letzten Augenblick im innersten Herzen nicht an eine Preisgabe Moskaus geglaubt und auch nichts dafür unternommen. Die Einwohner waren gegen seinen Willen aus der Stadt gezogen. Wenn er die Behörden hatte fortschaffen lassen, so war dies nur auf den dringenden Wunsch der Beamten geschehen, dem der Graf nur ungern beigestimmt hatte. Er selbst war in jener Rolle aufgegangen, die er für sich selber zurechtgemacht hatte. Wie es Leuten, die mit lebhafter Einbildungskraft begabt sind, häufig zu gehen pflegt, wußte er zwar schon lange, daß Moskau hingegeben werden mußte, begriff es aber nur mit dem Verstand, während er im Innersten seines Herzens nicht daran glaubte und sich in Gedanken nicht in diese neue Lage versetzte.

Sein ganzes Wirken, so eifrig und energisch es war – inwieweit es sich als nützlich erwies und auf das Volk Einfluß hatte, ist eine andere Frage –, sein ganzes Wirken war nur darauf gerichtet, in den Einwohnern Moskaus jenes Gefühl zu erwecken, das er selber empfand: patriotischen Haß gegen die Franzosen und Selbstvertrauen.

Doch als die Ereignisse ihr wahres, historisches Ausmaß annahmen, als es nicht mehr hinreichte, nur durch Worte seinen Haß gegen die Franzosen zu bekunden, und es zur Unmöglichkeit geworden war, diesen Haß durch eine Schlacht zu zeigen, als sich alles Selbstvertrauen gerade hinsichtlich der einen Frage »Moskau« als zwecklos erwies, als die ganze Bevölkerung wie ein Mann ihr Hab und Gut im Stich ließ und aus der Stadt flutete und gerade durch diese negative Handlung die ganze Kraft ihres nationalen Empfindens offenbarte – da stellte sich die Rolle, die Rastoptschin erwählt hatte, auf einmal als

sinnlos heraus. Er fühlte sich plötzlich vereinsamt, schwach und lächerlich; der Boden wankte ihm unter den Füßen.

Als er aus dem Schlaf geweckt wurde und den kalten und befehlenden Brief Kutusows erhielt, fühlte er sich um so gereizter, je mehr er sich der eignen Schuld bewußt wurde. In Moskau war alles das zurückgeblieben, was ihm gerade anvertraut worden war, lauter Staatseigentum, das er hätte fortschaffen müssen. Jetzt noch alles wegzubringen war unmöglich.

Wer ist schuld daran, wer hat es so weit kommen lassen? dachte er. Ich selbstverständlich nicht. Bei mir war alles bereit, ich hätte Moskau gehalten. So weit haben sie also die Karre in den Dreck gefahren. Diese Schurken! Diese Verräter! dachte er, ohne sich recht darüber klar zu sein, wen er unter diesen Schurken und Verrätern verstand, nur aus dem Gefühl eines notwendigen Hasses gegen irgendwelche Übeltäter heraus, die an der schiefen und lächerlichen Lage, in der er sich befand, schuld waren.

In dieser Nacht erteilte Graf Rastoptschin viele Befehle, die entgegenzunehmen man aus allen Ecken und Enden Moskaus zu ihm kam. Noch nie hatte ihn seine Umgebung so finster und gereizt gesehen wie in dieser Nacht.

»Euer Erlaucht, jemand aus der Erbgüterverwaltung, vom Direktor, um Befehle einzuholen ... vom Konsistorium, vom Senat, von der Universität, vom Findelhaus ... der Vikar schickt her ... läßt fragen ... Wie soll sich die Feuerwehr verhalten? Der Inspektor aus dem Gefängnis ... aus dem Irrenhaus ...« so meldete man dem Grafen ununterbrochen die ganze Nacht über.

Auf alle diese Fragen erteilte der Graf kurze und grimmige Antworten, die durchblicken ließen, daß seine Anordnungen nun ganz zwecklos seien, daß alles, was er sorgsam vorbereitet habe, jetzt durch irgend jemanden verfahren worden sei, und daß nun auch dieser Jemand die ganze Verantwortung für das, was nun geschehen werde, tragen möge.

»Sage diesem alten Esel«, erwiderte er auf die Anfrage aus der Erbgüterverwaltung, »er solle nur ruhig dableiben und seine Akten hüten. Und was fragst du da für Unsinn wegen der Feuerwehr? Wenn sie noch Pferde haben, mögen sie doch nach Wladimir fahren. Nur nichts den Franzosen lassen!«

»Euer Erlaucht, der Aufseher aus dem Irrenhaus ist da; was befehlen Sie?«

»Was ich befehle? Mögen sie alle davonlaufen, was ist denn dabei? Laßt doch die Verrückten in die Stadt. Wenn bei uns Verrückte Armeen kommandieren, so wird der liebe Gott auch nichts dagegen haben, wenn die andern frei herumlaufen.«

Auf die Anfrage betreffs der Sträflinge, die im Loch saßen, schrie der Graf den Aufseher wütend an: »Was? Soll ich dir etwa zwei von den Bataillonen, die ich nicht habe, zum Schutz geben? Laß sie doch laufen! Alle miteinander!«

»Euer Erlaucht, es sind auch politische Verbrecher dabei: Mjeschkow, Wereschtschagin.«

»Wereschtschagin? Der ist immer noch nicht gehängt?« schrie Rastoptschin. »Bring ihn her!«

Morgens um die neunte Stunde, als die Truppen bereits durch Moskau marschierten, kam niemand mehr zum Grafen, um dessen Befehle einzuholen. Alle, die abfahren konnten, fuhren von selber fort, und die, welche zurückblieben, trafen aus sich selbst heraus die Entscheidung, was sie zu tun hatten,

Der Graf hatte seinen Wagen anzuspannen befohlen, um nach Sokolniki zu fahren, und saß nun finster, gelb und schweigsam mit gefalteten Händen in seinem Arbeitszimmer.

In ruhigen, nicht stürmischen Zeiten glaubt jeder Verwaltungsbeamte, daß er alle Schritte der Bevölkerung seines Bezirkes nur seinen eignen Anregungen zu danken habe, und empfindet dieses Bewußtsein seiner Unentbehrlichkeit als den Hauptlohn für seine Mühe und Arbeit. Man kann verstehen, daß, solange das Meer der Weltgeschichte ruhig daliegt, der steuernde Verwaltungsbeamte, der sich von seinem lecken Boot aus mit einer Stange gegen das Schiff des Volkes lehnt und dadurch mitgetrieben wird, die Vorstellung haben muß, das Schiff, gegen das er sich lehnt, werde durch seine Anstrengungen fortbewegt. Aber es braucht sich nur ein Sturm zu erheben, das Meer in Aufruhr zu geraten und das Schiff sich allein zu bewegen, und dieser Irrtum ist nicht mehr möglich. Das Schiff schwimmt unabhängig und mit Riesenkraft dahin, die Stange reicht nicht mehr bis zu ihm heran und der vermeintliche Lenker und Leiter sieht sich auf einmal aus der Rolle eines Machthabers, die die Quelle seiner Kraft war, in die eines nichtigen, unnützen und ohnmächtigen Menschen versetzt. Rastotschin fühlte dies, und das war es, was ihn so reizte.

Da traten der Polizeimeister, den die Menge angehalten hatte, und der Adjutant, der melden wollte, daß der Wagen bereit sei, gleichzeitig beim Grafen ein. Sie sahen beide bleich aus, und der Polizeimeister teilte, nachdem er über die Ausführung seines Befehls Bericht erstattet hatte, dem Grafen mit, daß sich unten im Hof eine gewaltige Volksmenge angesammelt habe, die ihn zu sehen wünsche.

Rastotschin erwiderte kein Wort, stand auf, ging mit schnellen Schritten durch seinen üppigen, hellen Salon, trat auf die Balkontür zu und hatte schon die Klinke in der Hand, als er es sich doch wieder

anders überlegte und ans Fenster trat, von wo aus er die Menge besser überblicken konnte. Der lange Bursche stand mit ernstem Gesicht in den vordersten Reihen, fuchtelte mit den Armen und hielt Reden. Der blutige Schmied stand mit finsterner Miene neben ihm. Durch die geschlossenen Fenster hörte man das Getöse vieler Stimmen.

»Ist der Wagen bereit?« fragte Rastoptschin und trat vom Fenster zurück.

»Zu Befehl, Euer Erlaucht«, antwortete der Adjutant.

Rastoptschin trat wieder auf die Balkontür zu.

»Was wollen die denn eigentlich?« fragte er den Polizeimeister.

»Euer Erlaucht, sie sagen, sie hätten sich versammelt, um auf Ihren Befehl hin gegen die Franzosen zu ziehen. Sie brüllen etwas von Verrat. Die Menge ist roh und zügellos, Euer Erlaucht. Mit Mühe bin ich ihr entronnen. Wenn ich mir einen Vorschlag erlauben darf, Euer Erlaucht ...«

»Machen Sie gefälligst, daß Sie fortkommen! Ich weiß ohne Sie, was ich zu tun habe«, schrie Rastoptschin wütend.

Er stand an der Balkontür und blickte auf die Menge. Das haben sie aus Rußland gemacht! Das haben sie aus mir gemacht! dachte er und fühlte in seinem Herzen einen unaufhaltsamen Zorn gegen jemanden aufsteigen, dem man die Schuld an allem, was geschah, hätte zuschreiben können. Wie es hitzigen Leuten oft geht, hatte auch ihn der Zorn bereits überwältigt, während er noch immer nach einem Gegenstand dafür suchte. *La voilà la populace, la lie du peuple*, dachte er, indem er über die Menge hinblickte, *la plèbe qu'ils ont soulevée par leur sottise. Il leur faut une victime*, schoß es ihm durch den Kopf, als er den langen Burschen erblickte, der mit den Armen fuchtelte. Und dieser Gedanke kam ihm deshalb, weil er ein solches Opfer brauchte, einen Gegenstand, an dem er seinen Zorn auslassen konnte.

»Ist der Wagen bereit?« fragte er zum zweitenmal.

»Jawohl, Euer Erlaucht. Was befehlen Sie betreffs Wereschtschagins? Er wartet an der Treppe«, erwiderte der Adjutant.

»Ah!« rief Rastoptschin, wie von einer plötzlichen Erinnerung befallen.

Dann riß er hastig die Tür auf und trat mit entschiedenen Schritten auf den Balkon. Das Stimmengewirr verstummte mit einemmal, man

nahm die Hüte und Mützen ab, und aller Augen erhoben sich zu dem heraustretenden Grafen.

»Guten Tag, Kinder!« sagte der Graf schnell und laut. »Ich danke euch, daß ihr gekommen seid. Gleich werde ich zu euch hinunterkommen, aber vor allem müssen wir mit einem Bösewicht fertig werden. Wir müssen den Bösewicht bestrafen, der Moskau ins Verderben gestürzt hat. Wartet auf mich!«

Und ebenso hastig ging der Graf wieder in sein Zimmer zurück und schlug laut die Tür hinter sich zu.

Ein beifälliges Murmeln der Befriedigung lief durch die Menge. »Das heißt, der wird schon mit allen Bösewichten fertig werden! Und du hast gesagt, er sei ein Franzose ... Er wird schon allen Ordnung beibringen!« sagten die Leute, als wollte einer dem anderen seinen Mangel an Vertrauen zum Vorwurf machen.

Einige Augenblicke später trat aus dem Hauptportal eilig ein Offizier, erteilte einen Befehl, und die Dragoner standen stramm. Gierig drängte die Menge vom Balkon auf die Freitreppe zu. Da trat Rastoptschin mit hastigen, erregten Schritten auf die Treppe hinaus und sah sich unruhig um, als suche er jemanden.

»Wo ist er?« fragte der Graf.

Doch im selben Augenblick, als er dies sagte, sah er, wie zwischen zwei Dragonern ein junger Mann mit langem, dünnem Hals um die Hausecke kam, dessen Kopf zur Hälfte mit Haaren bewachsen, zur Hälfte kahl geschoren war. Dieser junge Mann trug eine früher elegant gewesene, mit blauem Tuch überzogene, abgeschabte Fuchspelzjacke und schmutzige, hanfleinene Sträflingshosen, die in ungeputzten, abgetretenen, feinen Stiefeln steckten. An seinen dünnen, schwachen Beinen hingen schwere Fesseln, die den schwankenden Gang des jungen Menschen noch unsicherer machten.

»Ah!« sagte Rastoptschin, wandte hastig seinen Blick wieder von dem jungen Mann im Fuchspelz ab und zeigte auf die unterste Treppenstufe: »Stellt ihn hierher!«

Der junge Mann schritt, mit den Fesseln klirrend, schwerfällig auf die bezeichnete Stufe zu, hielt mit dem Finger den beengenden Kragen seiner Pelzjacke nieder, reckte zweimal den langen Hals, seufzte und legte mit ergebener Gebärde seine feinen, arbeitsunbewohnten Hände vor dem Leib zusammen.

Während der Gefesselte seinen Platz auf der Stufe einnahm, herrschte ein sekundenlanges Schweigen. Nur in den hinteren Reihen der auf die eine Stelle zudrängenden Menge hörte man Krächzen, Stöhnen, Stoßen und das Geräusch von hin und her tretenden Füßen.

Auch Rastoptschin wartete, bis der junge Mann den ihm angewiesenen Platz eingenommen hatte, dann zog er finster die Brauen zusammen und fuhr sich mit der Hand über das Gesicht.

»Kinder!« sagte Rastoptschin mit metallisch klingvoller Stimme. »Dieser Mensch ist Wereschtschagin und jener Schurke, der Moskaus Untergang verschuldet hat.«

Der junge Mann im Fuchspelz stand in ergebener Haltung da, die Fäuste vor dem Leib zusammengelegt und den Rücken ein wenig gebeugt. Sein abgemagertes, durch den halbrasierten Kopf entstelltes, jugendliches Gesicht war mit einem Ausdruck der Hoffnungslosigkeit zu Boden gesenkt. Bei den ersten Worten des Grafen hob er langsam den Kopf und sah diesen von unten her an, als wollte er etwas zu ihm sagen oder auch nur seinem Blick begegnen. Aber Rastoptschin sah ihn nicht an. An dem langen, dünnen Hals des jungen Mannes scholl die Ader hinter dem Ohr wie ein Strick an und schimmerte bläulich, und plötzlich wurde sein Gesicht rot.

Alle Augen waren auf ihn gerichtet. Er blickte auf die Menge, und als hätte ihm der Ausdruck, den er auf den Gesichtern des Volkes las, ein wenig Hoffnung gemacht, lächelte er traurig und scheu, senkte wieder den Kopf und stellte seine Füße auf der Stufe zurecht.

»Er hat seinen Zaren und sein Vaterland verraten, er hat sich Bonaparte ergeben, er allein unter allen Russen hat den Namen eines Russen geschändet, er hat Moskau zugrunde gerichtet«, sagte Rastoptschin mit gleichmäßiger, schneidender Stimme und warf plötzlich einen schnellen Blick zu Wereschtschagin hinunter, der immer noch in derselben ergebenen Haltung dastand. Und als habe ihn dieser Blick in grimmige Erregung versetzt, hob er die Hand auf und sagte fast schreiend, zum Volk gewandt: »Richtet ihn nach eurem Urteil! Ich übergebe ihn euch.«

Das Volk schwieg und drängte nur noch dichter und dichter zusammen. So aneinandergedrückt zu stehen, diese schwüle, verpestete Luft zu atmen, nicht die Kraft zu haben, sich zu bewegen, und etwas Unbekanntes, Unfaßliches und Furchtbares zu erwarten, wurde nach

und nach unerträglich. Die in den vordersten Reihen standen und alles hörten und sahen, was sich vor ihnen abspielte, boten mit erschrocken weit aufgerissenen Augen und offenen Mündern alle Kraft auf, um den Andrang der hinter ihnen Stehenden mit ihren Rücken aufzuhalten.

»Schlagt ihn nieder! Möge der Verräter zugrundegehen, damit er den Namen eines Russen nicht mehr schändet!« schrie Rastoptschin. »Schlagt ihn nieder! Ich befehle es!«

Als die Menge zwar nicht die Worte, aber den wütenden Klang der Stimme Rastoptschins hörte, stöhnte sie auf und drängte vorwärts, blieb aber dann wieder stehen.

»Graf«, ertönte mitten in diesem erneuten, minutenlangen Schweigen die schüchterne und zugleich theatralische Stimme Wereschtschagins. »Graf, nur Gott allein, der über uns ist ...« rief er mit erhobenem Kopf, und wieder füllte sich die breite Ader an seinem dünnen Hals mit Blut, und eine jähe Röte trat auf sein Gesicht, verflog aber sogleich wieder.

Aber er kam mit dem, was er aussprechen wollte, nicht zu Ende.

»Schlagt ihn nieder! Ich befehle es! ...« schrie Rastoptschin, der plötzlich ebenso bleich geworden war wie Wereschtschagin.

»Die Säbel heraus!« schrie ein Offizier den Dragonern zu und zog selbst den Säbel aus der Scheide.

Eine zweite, noch stärkere Welle glitt über das Volk hin, drang bis zu den vordersten Reihen, setzte sie in Bewegung und trug sie schwankend bis an die Stufen der Freitreppe vor. Der lange Bursche mit versteinerner Miene und immer noch hochgerecktem Arm stand dicht neben Wereschtschagin.

»Schlagt zu!« sagte der Offizier beinahe flüsternd zu den Dragonern.

Mit wutentstelltem Gesicht schlug einer der Soldaten Wereschtschagin plötzlich mit der flachen Klinge über den Kopf.

»Ah!« schrie Wereschtschagin kurz und erschrocken auf und sah sich entsetzt um, als begriffe er nicht, warum man ihm dies antat. Derselbe erschrockene und entsetzte Schrei lief auch durch die Menge. »O Gott!« rief jemand klagend aus.

Aber gleich nach dem Ausruf des Erstaunens, der Wereschtschagin entschlüpft war, schrie er jammernd vor Schmerz laut auf, und dieser Aufschrei war sein Verderben. Die bis zum äußersten gespannte Schranke menschlichen Gefühles, die die Menge noch zurückgehalten hatte, wurde augenblicklich durchbrochen. Das Verbrechen war begonnen, nun mußte es unweigerlich zu Ende geführt werden. Das klägliche, vorwurfsvolle Stöhnen des Opfers wurde betäubt durch das drohende, wütende Geheul der Menge. Wie eine letzte und stärkste Flut die Schiffe zerschlägt, so wälzte sich diese letzte unaufhaltsame Woge aus den hinteren Reihen hervor, pflanzte sich bis zu den vorderen fort, schlug sie nieder und verschlang alles. Der Dragoner, der den Hieb versetzt hatte, wollte zum zweitenmal zuschlagen. Wereschtschagin warf zum Schutz die Arme hoch und stürzte mit einem Aufschrei des Entsetzens dem Volk entgegen. Der lange Bursche, an den er anrannte, krallte seine Hände um Wereschtschagins dünnen Hals und fiel mit einem wilden Schrei mit ihm zusammen unter die Füße der heulenden, sich heranwälzenden Menge.

Die einen schlugen und zerrten Wereschtschagin, die anderen den langen Burschen. Und das Geschrei der gequetschten Menschen und der anderen, die den Längen zu retten suchten, entfachte die Wut der Masse nur noch mehr. Lange konnten die Dragoner den blutüberströmten, halbtotgeschlagenen Fabrikarbeiter nicht frei bekommen. Und trotz der heißen Geschwindigkeit, mit der die Menge das einmal begonnene Werk zu Ende zu führen suchte, konnten doch jene Leute, die Wereschtschagin schlugen, würgten und zerrten, ihn lange nicht töten. Aber der Volkshaufe umdrängte sie von allen Seiten, schwankte, sie in die Mitte nehmend, wie eine einzige Masse von einer Seite zur anderen und ließ ihnen weder die Möglichkeit, ihn totzuschlagen, noch von ihm abzulassen.

»Haut zu mit dem Beil, feste! ... Ist er erwürgt? ... Der Verräter, hat Christus verraten ... Lebt er noch? ... Nicht tot zu kriegen! ... Gebt ihm den Lohn für seine Taten ... Das Beil müßt ihr nehmen! ... Immer noch nicht tot? ...«

Erst als das Opfer keinen Widerstand mehr leistete und sein Schreien zu einem gleichmäßigen, langgezogenen Röcheln geworden war, begann man in der Menge um den am Boden liegenden, blutüberströmten Leichnam herum hastig einander Platz zu machen. Jeder

kam heran, sah sich das vollbrachte Werk an und trat entsetzt, vorwurfsvoll und erstaunt wieder zurück.

»O Gott, das Volk ist wie ein wildes Tier! Ist ein Mensch je vor ihm sicher?« hörte man jemanden sagen. »Und ein noch so junger Bursche ... Muß wohl ein Kaufmann gewesen sein ... Ja das Volk, das Volk! ... Sie sagen, es ist gar nicht der ... Wieso nicht der? ... O Gott! ... Sie haben noch einen anderen mit niedergeschlagen; der soll kaum noch leben ... Ach das Volk, das Volk! ... Daß sie die Sünde nicht scheuen ...« sagten jetzt dieselben Leute, während sie mit schmerzlichkläglichem Ausdruck den toten Körper mit dem blau gewordenen, mit Blut und Schmutz befleckten Gesicht und dem zerschlagenen, langen, dünnen Hals betrachteten.

Ein emsiger Polizeibeamter, der die Anwesenheit einer Leiche auf dem Hof Seiner Erlaucht für ungehörig erachtete, befahl den Soldaten, den toten Körper auf die Straße zu schleppen. Zwei Dragoner packten ihn an den verstümmelten Beinen und zogen ihn hinaus. Der blutüberströmte, schmutzbefleckte, abasierte Kopf des Toten an dem langen Hals schleifte baumelnd an der Erde nach. Das Volk drängte von dem Leichnam weg.

In dem Augenblick, als Wereschtschagin zu Boden gestürzt war und ihn die Menge mit wildem Geheul umdrängt und umwogt hatte, war Rastoptschin plötzlich erbleicht, und anstatt sich nach der Hintertreppe zu begeben, wo sein Wagen auf ihn wartete, ging er mit gesenktem Kopf, ohne selber zu wissen wohin und wozu, mit hastigen Schritten den Korridor entlang, der zu den Zimmern des unteren Stockwerks führte. Das Gesicht des Grafen war bleich, und er konnte ein fieberhaftes Zittern seines Unterkiefers nicht zurückhalten.

»Euer Erlaucht, hier ... Wohin wünschen Sie? Bitte hier«, sagte hinter ihm eine zitternde, erschrockene Stimme.

Graf Rastoptschin war nicht imstande, etwas zu erwidern, kehrte aber gehorsam um und ging nach der Seite, wohin man ihn gewiesen hatte. Vor der Hintertreppe stand sein Wagen. Auch hier war das ferne Tosen der heulenden Menge zu hören. Eilig stieg Rastoptschin ein und befahl, nach seinem Landhaus in Sokolniki zu fahren.

Als er auf die Mjasnizkaja hinausbog und das Geschrei des Volkes nicht mehr vernahm, packte ihn der Ärger. Mit Mißvergnügen erinnerte er sich jetzt an die Aufregung und Angst, die er vor seinen

Untergebenen gezeigt hatte. La populace est terrible, elle est hideuse, dachte er. Ils sont comme les loups qu'on ne peut apaiser qu'avec de la chair. – Graf, nur Gott allein, der über uns ist ... fuhren ihm plötzlich Wereschtschagins Worte durch den Kopf, und ein unangenehmes Gefühl rieselte ihm wie ein kalter Schauer über den Rücken. Aber das währte nur einen Augenblick, dann lächelte er wieder verächtlich über sich selbst. J'avais d'autres devoirs, dachte er. Il fallait apaiser le peuple. Bien d'autres victimes ont péri et périssent pour le bien public, und er begann an die allgemeinen Pflichten zu denken, die er gegen seine Familie, gegen die, wie er glaubte, ihm anvertraute Hauptstadt und gegen sich selber hatte – nicht gegen Fjodor Wassiljewitsch Rastoptschin als solchen – dieser Fjodor Wassiljewitsch Rastoptschin opferte sich ja seiner Ansicht nach für le bien public auf –, sondern gegen sich selber als Oberkommandierenden der Stadt, als Vertreter der Macht, als Bevollmächtigten des Zaren. Wäre ich nur Fjodor Wassiljewitsch gewesen, ma ligne de conduite aurait été tout autrement tracée, aber ich hatte nicht nur mein Leben, sondern auch die Würde eines Stadtkommandanten zu wahren.

Während er sich auf den weichen Federn des Wagens leicht wiegte und das furchtbare Toben der Menge nicht mehr hörte, kam die physische Ruhe wieder über ihn, und wie das immer der Fall zu sein pflegt, schob ihm im selben Augenblick, als diese physische Ruhe eintrat, auch der Verstand die Gründe für eine moralische Beruhigung unter. Der Gedanke, der Rastoptschin beruhigte, war nicht neu. Seit die Welt besteht und die Leute einander totschiagen, hat es noch nie einen Menschen gegeben, der ein ähnliches Verbrechen an seinesgleichen verübt und sich dann nicht mit eben dem selben Gedanken beruhigt hätte. Dieser Gedanke ist das vermeintliche Wohl der anderen, le bien public.

Einem Menschen, der nicht an schädlichen Trieben krankt, ist dieses Allgemeinwohl nie bekannt; wer aber ein Verbrechen begeht, weiß immer ganz genau, worin dieses Allgemeinwohl besteht. Und das wußte auch Rastoptschin jetzt.

Er machte sich über die von ihm begangene Tat in Gedanken nicht nur keine Vorwürfe, sondern fand sogar noch einen Grund zur Selbstzufriedenheit darin, daß er es so geschickt verstanden hatte, einen Zufall auszunutzen, indem er einen Verbrecher bestraft und gleichzeitig die Menge beruhigt hatte.

Wereschtschagin war gerichtet und zum Tod verurteilt, dachte er, obwohl Wereschtschagin vom Senat nur zur Zwangsarbeit verurteilt worden war. Er war ein Spion und Verräter, ich konnte ihn nicht unbestraft lassen, et ainsi je faisais d'une pierre deux coups: ich gab dem Volk ein Opfer zu seiner Beruhigung und bestrafte einen Bösewicht.

Als der Graf dann auf seinem Landsitz angekommen war und sich mit häuslichen Anordnungen beschäftigt hatte, fühlte er sich völlig beruhigt.

Eine halbe Stunde später fuhr er mit flinken Pferden über die Flur von Sokolniki und dachte bereits nicht mehr an das, was geschehen war, sondern überlegte und bedachte nur das, was bevorstand. Er fuhr jetzt zur Jausabrücke, wo, wie man ihm gesagt hatte, Kutusow sein sollte.

In Gedanken legte sich Graf Rastoptschin alle die grimmigen und spitzen Vorwürfe zurecht, die er Kutusow wegen seiner Täuschung zu machen beabsichtigte. Er wollte es diesen alten höfischen Fuchs schon fühlen lassen, daß die ganze Verantwortung für alles Unglück, das aus der Preisgabe Moskaus und dem Untergang Rußlands, wie Rastoptschin meinte, entstehen mußte, allein auf seinem alten Haupt ruhte, dem das Alter den Verstand geraubt zu haben schien. Während er sich so alles, was er Kutusow sagen wollte, im voraus zurechtlegte, rückte er grimmig im Wagen hin und her und sah sich wütend nach allen Seiten um.

Die Flur von Sokolniki war öde und leer. Nur ganz hinten, wo das Armenasyl und das Irrenhaus standen, sah man Gruppen von Menschen in weißen Kleidern und auch einzelne, die über die Felder liefen und schreiend mit den Armen fuchtelten.

Einer von ihnen rannte schräg auf den Wagen des Grafen Rastoptschin zu. Sowohl der Graf selber als auch sein Kutscher und die Dragoner beobachteten mit einem dunklen Gefühl des Entsetzens und der Neugier diese freigelassenen Wahnsinnigen und insonderheit den, der auf sie zulief.

Auf seinen langen, hageren Beinen schwankend lief dieser Irre in seinem wehenden Anstaltskittel in höchster Eile herbei, ohne Rastoptschin aus den Augen zu lassen, schrie ihm mit heiserer Stimme etwas zu und machte ihm Zeichen, daß er anhalten solle. Das mit einem

Stoppelbart umwachsene Gesicht des Wahnsinnigen war mager und gelb und sah finster und feierlich aus. Seine tiefen und unruhig hin und her laufenden Pupillen hoben sich schwarz und achatartig von den safrangelben Augäpfeln ab.

»Warte! Halt an! sage ich!« rief er mit durchdringender Stimme und schrie dann, fast erstickend und mit den Armen fuchtelnd, in eindringlichem Ton noch etwas hinterher.

Er war jetzt bis dicht an den Wagen herangekommen und lief neben ihm her.

»Dreimal haben sie mich totgeschlagen, dreimal bin ich von den Toten auferstanden. Sie haben mich gesteinigt, gekreuzigt ... aber ich werde auferstehen ... auferstehen ... auferstehen ... Sie haben meinen Leib zerfleischt. Das Reich Gottes wird vernichtet werden ... Dreimal werde ich es vernichten und dreimal wieder aufbauen!« schrie er, die Stimme immer mehr hebend.

Rastoptschin wurde plötzlich wieder so bleich wie in dem Augenblick, als sich die Menge auf Wereschtschagin gestürzt hatte. Er wandte sich ab.

»Fa-fahr schneller!« schrie er dem Kutscher mit zitternder Stimme zu.

Der Wagen raste dahin, was die Pferde nur laufen konnten, aber noch lange hörte Rastoptschin hinter sich das immer ferner werdende, wahnsinnige, verzweifelte Schreien und sah das verwundert erschrockene, blutüberströmte Gesicht des Verräters in der Pelzjacke vor Augen.

Wie frisch auch diese Erinnerung war, so wußte Rastoptschin doch, daß sie sich tief, bis aufs Blut, in seine Seele eingegraben hatte. Er fühlte deutlich, daß sich die Blutspur dieser Erinnerung niemals verwischen, sondern bis an sein Lebensende in seinem Herzen fortbestehen, und, je länger sich sein Leben hinzöge, um so schlimmer und quälender für ihn werden würde. Ihm war, als höre er wieder den Klang seiner eignen Worte: »Schlagt ihn nieder! Mit eurem Kopf steht ihr mir für ihn ein!« – Warum habe ich diese Worte gesprochen? Sie sind mir zufällig entschlüpft. Ich hätte sie auch nicht sagen können, dachte er, und dann wäre nichts gewesen. Und er sah das erschrockene und dann plötzlich wutentstellte Gesicht des zuschlagenden Dragoners vor sich und den Blick stummen, scheuen Vorwurfs, den der junge

Mensch im Fuchspelz auf ihn geworfen hatte. Aber ich habe es doch nicht für mich getan. Ich mußte so handeln. *La plèbe, le traître ... le bien public*, dachte er.

An der Jausabrücke drängten sich immer noch die Truppen. Es war heiß. Kutusow saß finster und niedergeschlagen auf einer Bank an der Brücke und spielte mit seiner Peitsche im Sand, als ein Wagen mit viel Geräusch zu ihm herangefahren kam. Ein Mann in Generalsuniform und Federhut mit unruhigen, halb zornigen, halb erschrockenen Augen trat auf Kutusow zu und sagte etwas auf französisch zu ihm. Es war Graf Rastoptschin. Er sagte zu Kutusow, er komme hierher, weil es ein Moskau und eine Residenz nicht mehr gebe, sondern nur noch eine Armee.

»Etwas anderes wäre es gewesen, wenn Euer Durchlaucht nicht zu mir gesagt hätten, daß Sie Moskau nicht ohne Schlacht hingeben würden. Dann wäre alles anders gekommen!« sagte er.

Kutusow sah Rastoptschin an; und als verstünde er den Sinn der an ihn gerichteten Worte nicht, bemühte er sich emsig, den besonderen Ausdruck zu entziffern, der in diesem Augenblick auf dem Gesicht des Mannes lag, der mit ihm sprach. Rastoptschin wurde verwirrt und schwieg. Kutusow wiegte den Kopf leicht hin und her, ohne seinen forschenden Blick von Rastoptschin abzuwenden, und sagte dann leise: »Ja, ich werde Moskau nicht ohne Schlacht hingeben.«

Dachte Kutusow an etwas ganz anderes, als er diese Worte sprach, oder sagte er sie, ihre Sinnlosigkeit einsehend, absichtlich – Rastoptschin gab keine Antwort und ging hastig von Kutusow weg. Und merkwürdig: der Stadtkommandant von Moskau, der stolze Graf Rastoptschin, nahm selber eine Peitsche zur Hand, ging auf die Brücke und fing laut schreiend an, die sich wieder dort stauenden Fuhrwerke auseinanderzutreiben.

Um vier Uhr nachmittags rückten Murats Truppen in Moskau ein. Voran ritt eine Abteilung württembergischer Husaren, dann kam, ebenfalls zu Pferd und mit großem Gefolge, der König von Neapel selbst.

In der Mitte des Arbatplatzes, bei der Nikolaj-Jawlenny-Kirche, machte Murat halt, da er auf eine Meldung der Vorhut wartete, in welchem Zustand sich die städtische Festung »le Kremlin« befinde.

Um Murat hatte sich ein kleines Häuflein zurückgebliebener Einwohner gesammelt. Sie alle betrachteten mit scheuer Verwunderung den seltsamen, mit Gold und Federn geschmückten Feldherrn mit dem langen Haar.

»Wie denn, ist das er selber? Ist das denen ihr Zar? Nichts dagegen zu sagen!« hörte man leise Stimmen.

Ein Dolmetscher ritt zu dem Volkshaufen hin.

»Nehmt die Mützen ab ... die Mützen ab!« raunte in der Menge einer dem anderen zu.

Der Dolmetscher wandte sich an einen alten Hausdiener und fragte ihn, ob es noch weit bis zum Kreml sei. Der Hausdiener, der erstaunt der ihm fremd klingenden Betonung lauschte und die Sprache des Dolmetschers nicht als russisch erkannte, verstand nicht, was dieser zu ihm sagte, und versteckte sich hinter den anderen.

Murat ritt näher an den Dolmetscher heran und befahl ihm zu fragen, wo sich die russische Armee befinde. Einer der Russen verstand, wonach gefragt wurde, und plötzlich fingen mehrere Stimmen an, dem Dolmetscher zu antworten. Da sprengte ein französischer Offizier der Vorhut auf Murat zu und meldete, das Festungstor sei verrammelt, wahrscheinlich liege dort ein Hinterhalt.

»Schön«, sagte Murat, wandte sich an einen Herrn seines Gefolges und befahl, vier leichte Geschütze vorziehen und das Tor beschießen zu lassen.

Die Artillerie kam im Trab hinter den Kolonnen, die Murat folgten, hervor und fuhr über den Arbatplatz. Nachdem sie bis ans Ende der Wosdwissenka gelangt war, machte sie halt und nahm auf dem Platz

Aufstellung. Einige französische Offiziere erteilten bei den Kanonen Befehle, ließen sie in bestimmten Entfernungen aufstellen und sahen sich den Kreml durchs Fernrohr an.

Vom Kreml her drang Vespertgclut, und diese Klänge machten die Franzosen irre. Sie glaubten, dies sei ein Aufruf zu den Waffen. Ein Trupp Infanterie lief auf das Kutafjewtor zu. Vor dem Tor lagen Balken und Schanzwerk. Als der Offizier mit seinem Kommando nher kam, knallten zwei Flintenschüsse unter dem Tor hervor. Der General, der neben den Kanonen stand, rief dem Offizier ein Kommandowort zu, worauf dieser mit seinen Soldaten zurucklief.

Aus dem Tor hortc man noch drei Schusse.

Der eine streifte einen franzosischen Soldaten am Bein, und gleichzeitig ertonte hinter der Verschanzung das Geschrei weniger Stimmen. Der fruhere Ausdruck der Heiterkeit und Ruhe auf den Gesichtern des franzosischen Generals, der Offiziere und Soldaten ging augenblicklich wie auf Kommando in einen Ausdruck hartnackiger und gesammelter Kampf- und Leidensbereitschaft uber. Vom Marschall bis zum letzten Mann war dies fur sie nicht die Wosdwenka oder Mochowaja, nicht das Kutafjew- oder Troizkijtor, sondern nur eine Stelle eines neuen, wahrscheinlich sehr blutigen Schlachtfeldes. Und auf diese Schlacht bereiteten sich alle vor.

Das Geschrei hinter dem Tor war wieder verstummt. Die Geschutze wurden gerichtet. Die Artilleristen bliesen die angezundeten Luntcn an. Ein Offizier kommandierte: \$»feu!«, und zwei pfeifende Gerausesche ertonten nacheinander. Die Kartatschenkugeln prallten gegen die Steine des Tores, gegen die Balken und das Schanzwerk und zwei Rauchwolken verbreiteten sich uber dem Platz.

Ein paar Augenblicke spaeter, als das Anprallen der Schusse gegen den steinernen Kreml wieder verstummt war, hortcn die Franzosen uber ihren Hauptern ein seltsames Gerausesch. Ein riesiger Dohlen-schwarm stieg von den Mauern auf und kreiste krachzend und mit tausend Flugeln schlagend in der Luft. Mit diesem Gerausesch zusammen ertonte der vereinzeltc Schrei eines Menschen im Tor, und aus dem Rauch trat eine menschliche Gestalt im Kaftan und ohne Mutze. Sie hielt eine Flinte in der Hand und zielte auf die Franzosen. \$»Feu!« wiederholte der Artillerieoffizier, und zu gleicher Zeit knatterte eine Flinte und donnerten zwei Kanonen. Wieder war das Tor in Rauch gehullt.

Hinter der Verschanzung rührte sich nichts mehr. Französische Infanteristen liefen mit ihren Offizieren auf das Tor zu. Dort lagen drei Verwundete und vier Gefallene. Zwei Männer in Kaftanen flohen unten an der Mauer entlang nach der Snamenka zu.

»Enlevez-moi ça«, sagte ein Offizier und zeigte auf die Balken und Leichen, und die Soldaten warfen, nachdem sie die Verwundeten noch vollends totgeschlagen hatten, die Toten und das Holz über die Mauer hinab.

Wer diese Menschen waren, wußte niemand. »Enlevez-moi ça«, wurde nur über sie gesagt, und dann wurden sie fortgeschafft und über die Mauer geworfen, damit sie nicht die Luft verpesteten. Nur Thiers hat ihrem Andenken ein paar beredte Zeilen gewidmet: »Diese klägliche Schar war in die heilige Feste eingedrungen, hatte sich im Arsenal Flinten angeeignet und schoß nun auf die Franzosen. Einige von ihnen machte man nieder und reinigte so den Kreml von ihrer Anwesenheit.«

Murat wurde gemeldet, der Weg sei frei. Die Franzosen zogen durch das Tor ein und lagerten sich auf dem Senatsplatz. Aus den Fenstern des Senatsgebäudes warfen die Soldaten Stühle auf den Platz und zündeten sie zu Lagerfeuern an.

Andere Abteilungen zogen durch den Kreml und schlugen in der Maroseika, Lubjanka und Pokrowka¹⁹⁹ ihr Lager auf. Wieder andere bezogen die Wosdwishenka, Snamenka, Nikolskaja und Twerskaja²⁰⁰. Da die Franzosen nirgends Hauswirte vorfanden, zogen sie überall nicht wie in eine Stadt mit Quartieren ein, sondern wie in ein Lager, das man in einer Stadt aufgeschlagen hatte.

Obgleich die französischen Truppen abgerissen, hungrig, erschöpft und bis auf die Hälfte ihrer früheren Stärke zusammengesmolzen waren, so rückten sie doch in strenger Ordnung in Moskau ein. Es war eine zwar ermattete und erschöpfte, aber immer noch kampffähige, drohende Streitkraft. Doch eine Armee waren sie nur bis zu dem Augenblick, als die Mannschaften in ihre Quartiere auseinandergewandert waren. Sobald sich die Leute in den leeren, reichen Häusern verteilt hatten, war die Armee für immer vernichtet: es gab weder Einwohner noch Soldaten mehr, sondern nur jenes Mittelding zwischen beiden, das man Marodeure nennt. Als dieselben Leute dann fünf Wochen später wieder aus Moskau auszogen, bildeten sie keine Armee mehr. Das war dann nur noch ein Haufen Marodeure, von

denen jeder einen Berg Sachen, die ihm als kostbar und nützlich erschienen waren, mit sich fortfuhr oder – trug. Als sie aus Moskau fortzogen, bestand das Ziel eines jeden nicht wie früher darin, zu erobern, sondern nur darin, das Erbeutete festzuhalten. Wie jener Affe zugrunde ging, der seine Hand in den engen Hals eines Kruges gesteckt, eine Faust voll Nüsse ergriffen hatte und, um seiner Beute nicht verlustig zu gehen, die Faust nicht wieder aufmachen wollte, so mußte der Untergang der Franzosen nach ihrem Auszug aus Moskau zweifellos dadurch herbeigeführt werden, daß sie ihren Raub mit sich führten und ihnen ein Ablassen von diesem gestohlenen Gut ebenso unmöglich war wie jenem Affen, seine Faust mit Nüssen zu öffnen. Was für ein französisches Regiment in welchen Stadtteil Moskaus auch immer eingerückt sein mochte – zehn Minuten später gab es keinen Soldaten und keinen Offizier mehr. Durch die Fenster der Häuser sah man diese Leute in Mänteln und Stiefeletten, wie sie lachend durch die Zimmer spazierten. Dieselben Leute wirtschafteten in den Kellern und Speichern unter den Vorräten, öffneten und erbrachen in den Höfen die Tore der Schuppen und Ställe, zündeten in den Küchen Feuer an, kneteten, buken und kochten mit aufgestreiften Ärmeln und erschreckten, neckten und liebkosten Frauen und Kinder. Und solcher Leute gab es in den Läden und in den Häusern überall unzählige, aber ein Heer existierte nicht mehr.

Noch am selben Tag erließen die französischen Heerführer Befehl auf Befehl, um den Truppen streng zu verbieten, sich in der Stadt zu zerstreuen und den Einwohnern Gewalt anzutun oder zu marodieren, und noch am selben Abend sollte ein Generalappell stattfinden. Jedoch was für Maßnahmen auch getroffen wurden, die Leute, die ehemals ein Heer gebildet hatten, überfluteten dennoch die üppige, an Luxusgegenständen und Vorräten so reiche, verlassene Stadt. Wie eine hungrige Herde zusammengedrängt über ein kahles Feld zieht, aber unhaltbar auseinanderläuft, sobald sie auf eine fette Weide gerät, ebenso unhaltbar zerstreuten sich auch die Truppen über die reiche Stadt.

Einwohner gab es in Moskau nicht mehr, und die Soldaten ergossen sich vom Kreml aus, wohin sie zuerst kamen, wie unaufhaltsame Strahlen nach allen Seiten in die Stadt und verliefen sich dort wie Wasser im Sand. Kamen Kavalleristen in ein verlassenes Kaufmannshaus, wo alle Habe zurückgeblieben war, und fanden dort nicht nur

Ställe für ihre Pferde, sondern auch alles übrige, so gingen sie trotzdem auch noch ins Nachbarhaus, das ihnen vielleicht noch besser schien, und nahmen auch das noch in Besitz. Viele eigneten sich mehrere Häuser an, schrieben mit Kreide daran, von wem es eingenommen worden war, und zankten und schlugen sich sogar darum mit anderen Truppenteilen. Soldaten, die noch kein Quartier gefunden hatten, liefen umher, sich die Stadt anzusehen, und als sie hörten, daß alles verlassen sei, strömten sie dorthin, wo man Kostbarkeiten umsonst ergattern konnte.

Die Offiziere gingen hin, um die Soldaten zurückzuhalten, wurden aber selber unwillkürlich mit in dieses Treiben hineingezogen. In den Wagenständen waren einige Equipagen zurückgeblieben, und dort drängten sich die Generäle zusammen, um sich Kutschen und Landauer auszusuchen. Zurückgebliebene Einwohner luden Offiziere zu sich ein in der Hoffnung, dadurch vor Raub geschützt zu sein. Reichtümer waren im Überfluß da. Es war kein Ende abzusehen. Rings um die Viertel herum, die von den Franzosen eingenommen waren, gab es noch undurchsuchte, unbesetzte Stadtteile, wo, wie die Franzosen glaubten, immer noch mehr Reichtümer zu holen waren. Und so zog Moskau die fremden Truppen immer weiter und weiter in sich ein. Wie Wasser und trockenes Land gleichzeitig verschwinden, wenn das eine das andere überflutet, so wurde in gleicher Weise dadurch, daß die hungrigen Truppen in die üppige, verlassene Stadt drangen, sowohl die Armee als auch die reiche Stadt vernichtet, und es entstand Schmutz, Feuersbrunst und Räuberei.

Die Franzosen schreiben den Brand Moskaus dem patriotisme féroce de Rastopchine zu, die Russen dem Fanatismus der Franzosen. In Wirklichkeit hat es Ursachen für den Brand Moskaus in dem Sinn, daß die Verantwortung dafür einer oder mehreren Personen zur Last zu legen sei, nicht gegeben und auch nicht geben können. Moskau brannte ab, weil es in Lebensbedingungen geraten war, bei denen jede hölzerne Stadt abbrennen muß, ganz gleich, ob hundertdreißig schlechte Feuerspritzen da sind oder nicht. Moskau mußte niederbrennen, weil seine Einwohner es verlassen hatten, mußte ebenso sicher niederbrennen wie ein Berg Holzspäne, auf den es mehrere Tage lang Feuerfunken regnet. Eine hölzerne Stadt, wo selbst bei Anwesenheit ihrer Bewohner und Hausbesitzer sowie der Polizei fast alle Tage

Feuersbrünste entstehen, kann gar nicht anders als niederbrennen, wenn in ihr keine Bewohner, sondern Truppen hausen, die Pfeifen rauchen, auf dem Senatsplatz aus Senatsstühlen Lagerfeuer anzünden und zweimal am Tag Essen kochen. Schon wenn in Friedenszeiten in gewissen Gegenden Truppen in den Dörfern Quartiere beziehen, schwillt die Zahl der Feuersbrünste dort sogleich an. Um wieviel größer muß deshalb die Wahrscheinlichkeit für solche Feuersbrünste in einer verlassenen Holzstadt sein, in der sich fremde Truppen breitmachen. Le patriotisme féroce de Rastopchine und der Fanatismus der Franzosen sind beide nicht schuld daran. Moskau geriet in Brand durch die Tabakspfeifen, die Küchen, die Lagerfeuer und die Fahrlässigkeit der feindlichen Soldaten, die fremde Häuser bewohnten und nicht deren Besitzer waren. Wenn wirklich Brandstiftung stattgefunden hat, was äußerst zweifelhaft ist, weil für niemanden Grund dazu vorlag und es auf jeden Fall mühsam und gefährlich war, so darf man dennoch eine Brandstiftung nicht als Ursache gelten lassen, weil auch ohne sie dasselbe geschehen wäre.

Wie verlockend es auch für die Franzosen sein mag, Rastoptschin der Barbarei zu beschuldigen, oder für die Russen, den Bösewicht Bonaparte anzuklagen und dann die heroische Brandfackel in die Hand des eignen Volks zu drücken, so darf man doch nicht übersehen, daß der Brand eine solch unmittelbare Ursache gar nicht gehabt haben kann, denn Moskau mußte einfach niederbrennen, wie jedes Dorf, jede Fabrik, jedes Haus niederbrennen muß, wo die Bewohner fortgezogen sind und fremde Leute ihre Suppe kochen. Daß Moskau von seinen Bewohnern in Brand gesteckt worden ist, ist schon wahr, aber nicht von denen, die zurückgeblieben, sondern von denen, die fortgezogen waren. Das vom Feind besetzte Moskau blieb darum nicht heil wie Berlin, Wien und andere Städte, weil seine Bewohner den Franzosen nicht Brot und Salz und die Schlüssel entgegebracht, sondern die Stadt verlassen hatten.

Die sich am 2. September strahlenförmig über Moskau verbreitenden Franzosen drangen erst am Abend bis zu dem Stadtviertel vor, in dem Besuchow jetzt wohnte.

Nach den beiden letzten einsam und ungewöhnlich verlebten Tagen befand sich Pierre in einem Zustand, der an Wahnsinn grenzte. Sein ganzes Sein wurde nur von einem Gedanken beherrscht, von dem er sich nicht wieder losmachen konnte. Er wußte selber nicht, wie und wann, aber dieser Gedanke hatte sich seiner jetzt dermaßen bemächtigt, daß er nichts von dem, was geschehen war und sich augenblicklich ereignete, verstand. Alles, was er hörte und sah, spielte sich vor ihm wie in einem Traum ab.

Pierre hatte sein Heim nur deshalb verlassen, um jenem wirren Knäuel von Lebensforderungen aus dem Weg zu gehen, die sich vor ihm aufgetürmt hatten, und die zu entwirren er in seiner jetzigen Verfassung nicht imstande war. Unter dem Vorwand, Bücher und Schriftstücke des verstorbenen Meisters auszuwählen, hatte er sich nur deshalb in Osip Alexejewitschs Wohnung begeben, um vor dem Getümmel des Lebens Ruhe zu finden. Die Erinnerung an Osip Alexejewitsch verknüpfte sich in seiner Seele mit einer ganzen Welt ewiger, ruhiger und feierlicher Gedanken, die jenem wilden Strudel, in den er sich jetzt hineingezogen fühlte, völlig zuwiderliefen. Er suchte einen stillen Hafen und hatte einen solchen im Arbeitszimmer Osip Alexejewitschs auch wirklich gefunden.

Als er sich in der Totenstille des Arbeitszimmers, den Kopf auf die Hände gestützt, an den verstaubten Schreibtisch des Verstorbenen gesetzt hatte, waren die Erinnerungen der letzten Tage ruhig und bedeutsam eine nach der anderen an seiner Seele vorübergezogen. Besonders gedachte er der Schlacht bei Borodino und jenes für ihn unüberwindbaren Bewußtseins eigener Nichtigkeit und Verlogenheit im Vergleich zu der Echtheit, Schlichtheit und Kraft jener Kategorie von Menschen, die sich unter der Bezeichnung »sie« so tief seiner Seele eingepägt hatte.

Als ihn Gerassim aus seiner Gedankenversunkenheit aufgeschreckt hatte, war Pierre der Gedanke gekommen, an der, wie er wußte,

beabsichtigten Volksverteidigung Moskaus teilzunehmen. Zu diesem Zweck hatte er Gerassim gebeten, ihm einen Kaftan und eine Pistole zu verschaffen, und ihm erklärt, daß er im Hause Osip Alexejewitsch zu bleiben und seinen Namen geheimzuhalten beabsichtige. Im Lauf des ersten einsam und müßig verbrachten Tages – Pierre hatte mehrmals vergeblich versucht, seine Aufmerksamkeit auf die Freimaurerschriften zu lenken – war dann wiederholt der ihm schon früher gekommene Gedanke über die kabbalistische Bedeutung seines Namens in Verbindung mit dem Namen Bonapartes trübe vor seiner Seele aufgetaucht. Aber dieser Gedanke, daß er, l’Russe Besuhof, dazu vorausbestimmt sei, der Macht »des Tieres« eine Grenze zu setzen, erschien ihm jetzt nur wie eine jener Träumereien, die einem grundlos und spurlos über die Seele hinziehen.

Als sich Pierre den Kaftan gekauft hatte, um an der Volksverteidigung Moskaus teilzunehmen, als er den Rostows begegnet war und Natascha zu ihm gesagt hatte: »Sie bleiben in Moskau? Ach, wie schön das ist!«, war ihm der Gedanke durch den Kopf geschossen, daß es, auch wenn die Stadt genommen würde, tatsächlich schön wäre, hier zu bleiben und das zu vollbringen, wozu er sich bestimmt glaubte.

Am folgenden Tag ging er, nur von dem einen Gedanken beseelt, sich nicht zu schonen und nicht hinter »ihnen« zurückzubleiben, aus dem Drei-Berge-Tor hinaus. Aber als er dann mit der Überzeugung nach Hause zurückkehrte, daß Moskau nicht verteidigt werde, fühlte er plötzlich, daß alles, was ihm früher nur möglich schien, für ihn jetzt unvermeidlich und unumgänglich geworden war. Er mußte seinen Namen geheimhalten, mußte in Moskau bleiben, mußte mit Napoleon zusammentreffen und ihn töten, um entweder zugrunde zu gehen oder dem Unglück ganz Europas ein Ende zu machen, das seiner Ansicht nach allein in Napoleon seinen Ursprung hatte.

Pierre kannte alle Einzelheiten des Attentates, das ein deutscher Student im Jahre 1809²⁰¹ in Wien auf Napoleon ausgeführt hatte, und wußte auch, daß dieser Student erschossen worden war. Doch diese Gefahr, der er sein Leben bei Ausführung seiner Absicht aussetzte, trieb ihn nur noch mehr dazu an.

Zwei gleich starke Gefühle zogen Pierre unwiderruflich zu dieser seiner Absicht hin. Das erste war das Gefühl, im Bewußtsein des allgemeinen Unglücks unbedingt ein Opfer bringen und mitleiden zu müssen, was auch die Ursache gewesen war, warum er sich nach

Moshaisk und bis in den Pulverdampf der Schlacht begeben hatte, aus seinem Haus geflohen war, statt der gewohnten Üppigkeit und Lebensbequemlichkeiten unausgekleidet auf einem harten Sofa schlief und dasselbe aß, was Gerassim für sich kochte. Das andere Gefühl war jene schwer zu bestimmende, ausschließlich russische Empfindung der Verachtung gegen alles Konventionelle und Künstliche, gegen das, was die meisten Menschen für das größte Erdenglück halten. Dieses sonderbare, bestrickende Gefühl hatte Pierre zum erstenmal im Slobodskijpalast empfunden, als ihm plötzlich die Erkenntnis gekommen war, daß Reichtum, Macht und Leben und alles, was die Menschen mit solcher Mühe aufbauen und festhalten, nur insofern Wert hat – wenn von einem solchen überhaupt zu reden ist –, als man es als Wonne empfindet, wenn man dies alles einmal von sich werfen kann.

Es ist dies das Gefühl, aus dem der freiwillige Rekrut seine letzte Kopeke vertrinkt, der Betrunkene ohne augenscheinliche Ursache Spiegel und Fensterscheiben einschlägt, obwohl er weiß, daß ihn dieser Spaß sein letztes Geld kosten wird, jenes Gefühl, aus dem ein Mensch Taten vollbringt, die gewöhnlich für sinnlos gelten, als wolle er seine persönliche Macht und Kraft versuchen und gleichzeitig vom Vorhandensein eines höheren, außerhalb aller menschlichen Lebensverhältnisse stehenden Gerichtes über Leben und Tod Zeugnis ablegen.

Von dem Tag an, als Pierre im Slobodskijpalast zum erstenmal dieses Gefühl empfunden hatte, war er ununterbrochen unter dessen Einfluß gewesen, aber erst jetzt gewährte es ihm volle Befriedigung. Außerdem bestätigte ihn alles, was er auf diesem Weg nun schon unternommen hatte, in diesem Augenblick nur noch mehr in seiner Absicht und raubte ihm die Möglichkeit, wieder davon abzulassen. Sowohl seine Flucht aus dem Haus wie auch der Kaftan, die Pistole und seine Erklärung den Rostows gegenüber, daß er in Moskau bleiben werde – dies alles hätte nicht nur keinen Sinn gehabt, sondern wäre sogar töricht und lächerlich gewesen, wofür Pierre besonders empfindlich war, wenn er nach alledem nun noch ebenso wie die anderen aus Moskau weggefahren wäre.

Pierres körperlicher Zustand entsprach ganz seinem seelischen, wie das immer der Fall zu sein pflegt. Die ungewohnte, derbe Kost, der Branntwein, den er diese Tage über getrunken hatte, das Fehlen von

Wein und Zigarren, die schmutzige Wäsche, die beiden ohne Bett, nur auf dem kurzen Sofa verbrachten, halb schlaflosen Nächte, dies alles erhielt Pierre in einem Zustand der Reizbarkeit, der an Wahnsinn grenzte.

Es war schon zwei Uhr nachmittags. Die Franzosen waren bereits in Moskau eingezogen. Pierre wußte es, aber statt zu handeln, dachte er nur an sein Vorhaben und überlegte sich die kleinsten Einzelheiten, die sich dabei ereignen könnten. Doch immer stellte er sich in seinen Träumereien nicht den eigentlichen Vorgang des Attentates oder den Tod Napoleons vor, sondern malte sich nur mit ungewöhnlicher Klarheit und schwermütiger Wollust seinen eignen Untergang und Heldenmut dabei aus.

Ja, ich allein für alle muß diese Tat vollbringen oder untergehen! dachte er. Ja, ich werde hingehen ... und dann mit einem Schlag ... mit der Pistole oder mit dem Dolch? überlegte er. Übrigens ist das ganz gleich. Nicht ich, sondern die Hand der Vorsehung richtet dich, werde ich sagen, legte sich Pierre die Worte zurecht, die er bei der Niederstreckung Napoleons sprechen wollte. Nun, und was weiter? Ergreift mich und führt mich auf die Richtstatt! fuhr er zu sich selber mit wehmütigem, aber fahlem Gesichtsausdruck fort und ließ den Kopf hängen.

In dem Augenblick, als Pierre, mitten im Zimmer stehend, dies alles im stillen überlegte, tat sich die Tür des Arbeitszimmers auf, und auf der Schwelle erschien die sonst immer schüchterne, jetzt aber ganz veränderte Gestalt Makar Alexejewitschs.

Sein Schlafrock war aufgerissen, sein Gesicht rot und entstellt. Er war offenbar betrunken. Als er Pierre erblickte, wurde er im ersten Augenblick verlegen, doch als er dann die Verwirrung auf Pierres Gesicht bemerkte, wurde er kühner und ging, auf seinen dünnen Beinen schwankend, bis in die Mitte des Zimmers.

»Sie haben keinen Mut mehr«, sagte er mit heiserer, vertraulicher Stimme. »Ich aber sage, ich werde mich nicht ergeben. Das sage ich ... nicht wahr, mein Herr?«

Er dachte einen Augenblick nach, plötzlich aber, als er die Pistole auf dem Tisch sah, griff er jäh und hastig danach und lief auf den Korridor hinaus.

Gerassim und der Hausdiener, die hinter Makar Alexejewitsch herliefen, hielten ihn an der Treppe auf und suchten ihm die Pistole abzunehmen. Pierre trat ebenfalls auf den Korridor hinaus und betrachtete mit Widerwillen und Mitleid den halbwahnsinnigen Alten. Makar Alexejewitsch zog vor Anstrengung die Stirne kraus, hielt die Pistole fest und schrie, offenbar in dem Wahn eines feierlichen Augenblicks, mit heiserer Stimme: »Zu den Waffen! Zum Angriff vor! Du irrst, du wirst sie mir nicht nehmen!«

»Beruhigen Sie sich, bitte, beruhigen Sie sich! Seien Sie so gut, bitte, lassen Sie! Aber, gnädiger Herr, ich bitte Sie ...« sagte Gerassim immer wieder und suchte vorsichtig Makar Alexejewitsch am Ellbogen nach der Tür zu ziehen.

»Wer bist du? Bonaparte?« schrie Makar Alexejewitsch.

»Das ist nicht gut, gnädiger Herr. Gehen Sie bitte ins Zimmer und ruhen Sie sich aus. Geben Sie mir doch die Pistole.«

»Hinweg, elender Sklave! Rühr mich nicht an! Siehst du nicht?« schrie Makar Alexejewitsch und schüttelte die Waffe. »Zum Angriff vor!«

»Pack an!« flüsterte Gerassim dem Hausdiener zu.

Sie faßten Makar Alexejewitsch an den Armen und schleppten ihn zur Tür.

Das wirre Geräusch dieses Streites und die fast erstickenden Laute der trunkenen, heiseren Stimme des Irren erfüllten den Flur.

Plötzlich ertönte ein neuer, durchdringender Schrei von der Treppe her, der Schrei einer Frauenstimme, und die Köchin kam in den Korridor gelaufen.

»Sie sind da! All ihr Heiligen! ... Großer Gott, sie sind da! Vier Mann zu Pferde!« schrie sie.

Gerassim und der Hausdiener ließen Makar Alexejewitsch los. Im Korridor wurde es plötzlich still, und deutlich hörte man das Pochen mehrerer Hände an der Eingangstür.

Pierre, der den Entschluß gefaßt hatte, vor Ausführung seiner Tat weder seinen Namen noch seine Kenntnis der französischen Sprache zu verraten, stand in der halbgeöffneten Korridortür in der Absicht, sich sogleich zurückzuziehen, sobald die Franzosen hereinkommen würden. Aber die Franzosen traten ein, und Pierre ging doch nicht von der Tür weg: eine unbezwingliche Neugier hielt ihn zurück.

Es waren ihrer zwei: der eine ein Offizier, ein großer, stattlicher, hübscher Mann, der andere offenbar ein Soldat oder Bursche, ein untersetzter, hagerer, sonnengebräunter Mensch mit eingefallenen Backen und stumpfsinnigem Gesichtsausdruck. Der Offizier lahmte etwas und ging, auf einen Stock gestützt, voran. Er kam ein paar Schritte näher, blieb dann, als wäre er zu der Überzeugung gekommen, daß dieses Quartier gut sei, wieder stehen, wandte sich nach dem an der Tür wartenden Soldaten um und schrie ihm mit lauter Befehlshaberstimme zu, er solle die Pferde in den Hof führen. Nachdem so das Dienstliche erledigt war, strich sich der Offizier mit heldenhafter Gebärde, den Ellbogen hoch aufhebend, über den Bart und legte die Hand an die Mütze.

»Guten Tag, Herrschaften«, sagte er heiter lächelnd und sah sich rings um.

Niemand antwortete.

»Sie sind der Hausherr?« wandte er sich an Gerassim.

Gerassim sah den Offizier erschrocken und fragend an.

»Quartier, quartier, logement«, sagte der Offizier und besah sich mit herablassendem, gutmütigem Lächeln den kleinen Mann von oben bis unten. »Die Franzosen sind gute Jungen. Que diable! Voyons! Wir werden schon miteinander auskommen, mon vieux«, sagte er, trat näher und klopfte dem erschrockenen, stummen Gerassim auf die Schulter.

»A ça! Dites donc, spricht denn niemand französisch in dieser Bude hier?« fuhr er dann fort, sah sich rings um und begegnete Pierres Blicken. Dieser trat von der Tür zurück.

Wieder wandte sich der Offizier an Gerassim. Er verlangte, dieser solle ihm die Zimmer im Hause zeigen.

»Der Herr nicht zu Hause ... verstehe nicht ... ich Ihr ...« sagte Gerassim, in dem Bemühen, seine Worte dadurch verständlicher zu machen, daß er sie anders aussprach und verdrehte.

Der französische Offizier öffnete lächelnd die Hände vor Gerasims Nase zum Zeichen, daß auch er ihn nicht verstand, und schritt hinkend auf die Tür zu, in der Pierre stand. Pierre wollte weggehen, um sich vor ihm zu verbergen, erblickte aber im selben Augenblick Makar Alexejewitsch, der sich, die Pistole in der Hand, aus der halboffenen Küchentür bog. Mit der allen Irren eignen Durchtriebenheit betrachtete Makar Alexejewitsch den Franzosen, hob die Pistole hoch und zielte.

»Zum Angriff vor!« schrie der Betrunkene und fingerte nach dem Hahn der Pistole.

Der französische Offizier drehte sich bei diesem Aufschrei um. Gleichzeitig stürzte Pierre auf den Betrunkenen los, und im selben Augenblick, als es ihm noch gelang, die Pistole zu ergreifen und nach oben zu richten, hatte Makar Alexejewitschs Finger gerade den Hahn gefunden: ein betäubender, alles in Pulverdampf hüllender Schuß ertönte. Der Franzose erleichte und stürzte zur Tür zurück.

Pierre entriß dem Irren die Pistole und warf sie beiseite, eilte auf den Offizier zu und wandte sich, uneingedenk des Vorsatzes, seine Kenntnis der französischen Sprache geheimzuhalten, auf französisch an ihn.

»Sie sind doch nicht verwundet?« sagte er zu ihm.

»Ich glaube nicht«, erwiderte der Offizier und befühlte sich. »Dieses Mal bin ich noch mit heiler Haut davongekommen«, fügte er hinzu und wies auf den abgesprungenen Bewurf der Wand. »Wer ist der Mann?« fragte er, Pierre streng anblickend.

»Ach, ich bin wirklich ganz verzweifelt über das, was geschehen ist«, sagte Pierre hastig und vergaß seine Rolle vollends.

»Es ist ein Wahnsinniger, ein Unglücklicher, der nicht weiß, was er tut.«

Der Offizier trat auf Makar Alexejewitsch zu und faßte ihn am Kragen.

Makar Alexejewitsch machte den Mund auf, als wollte er einschlafen, schwankte und lehnte sich an die Wand.

»Brigant, das sollst du mir büßen!« sagte der Franzose und zog die Hand zurück. »Wir Franzosen sind zwar nachsichtig nach dem Sieg, aber Verrätern verzeihen wir dennoch nicht«, fügte er mit finsterner Feierlichkeit im Gesicht und einer schönen, energischen Handbewegung hinzu.

Pierre fuhr fort, den Offizier auf französisch zu überreden, diesen betrunkenen, irren Menschen nicht zur Verantwortung zu ziehen. Der Franzose hörte schweigend zu, ohne seine finstere Miene zu verändern, plötzlich aber wandte er sich mit einem Lächeln an Pierre. Ein paar Augenblicke sah er ihn schweigend an. Sein hübsches Gesicht nahm einen tragisch zärtlichen Ausdruck an, und er streckte ihm seine Hand entgegen.

»Sie haben mir das Leben gerettet. Sie sind ein Franzose«, sagte er.

Für einen Franzosen unterlag diese Schlußfolgerung keinem Zweifel. Eine große Tat vollbringen konnte nur ein Franzose, und ihm, Monsieur Remballe, Capitaine du 13^{ième} leger, das Leben zu retten, war zweifellos die allergrößte Tat.

Doch wie unerschütterlich auch dieser Schluß und die auf ihn gegründete Überzeugung des Offiziers sein mochte, so hielt es Pierre doch für nötig, ihm die Enttäuschung nicht vorzuenthalten.

»Ich bin Russe«, erwiderte Pierre schnell.

»Ach, ach, ach! Machen Sie das anderen weis«, sagte der Franzose lächelnd und fuhr mit dem Finger vor seiner Nase hin und her. »Jetzt gleich sollen Sie mir das erzählen«, fuhr er fort. »Ich bin entzückt, einen Landsmann zu treffen. Eh bien, was machen wir nun mit diesem Menschen da?« fuhr er fort und wandte sich an Pierre bereits wie an einen Bruder.

Gesichtsausdruck und Ton des französischen Offiziers besagten deutlich, daß Pierre diese höchste Bezeichnung auf der Welt, wenn er sie einmal erhalten habe, nicht zurückweisen könne, auch wenn er wirklich kein Franzose sei. Auf die letzte Frage erklärte ihm Pierre noch einmal, wer Makar Alexejewitsch war, und setzte ihm auseinander, daß gerade vor seiner Ankunft dieser betrunkene, wahnsinnige Mensch eine geladene Pistole fortgeschleppt habe, die ihm zu

entreißen man noch nicht Zeit gefunden habe, und bat ihn, diesen Fehler ohne Strafe hingehen zu lassen.

Der Franzose warf sich in die Brust und machte eine königliche Handbewegung.

»Sie haben mir das Leben gerettet. Sie sind Franzose. Sie bitten für ihn um Gnade? Ich gewähre sie ihm. Man führe diesen Mann fort«, sagte er dann schnell und energisch, faßte Pierre, den er für seine Lebensrettung zum Franzosen befördert hatte, unter den Arm und ging mit ihm ins Zimmer.

Die Soldaten, die im Hof gewesen waren und den Schuß gehört hatten, kamen in den Hausflur gelaufen, fragten, was geschehen sei, und bekundeten ihre Bereitschaft, den Schuldigen zu bestrafen, aber der Offizier hielt sie streng zurück.

»Ich werde euch rufen lassen, wenn ich euch brauche«, sagte er.

Die Soldaten gingen hinaus. Da trat der Bursche, der inzwischen die Küche inspiziert hatte, auf seinen Offizier zu.

»Herr Hauptmann, es gibt Suppe und Hammelbraten in der Küche«, sagte er. »Soll ich davon hereinbringen?«

»Ja, und auch Wein«, erwiderte der Hauptmann.

Als der französische Offizier mit Pierre zusammen ins Zimmer gegangen war, hielt es Pierre für seine Pflicht, dem Hauptmann noch einmal zu versichern, daß er kein Franzose sei, und wollte sich zurückziehen, aber davon wollte der französische Offizier nichts wissen. Er war so höflich, liebenswürdig, gutmütig und aufrichtig dankbar für die Lebensrettung, daß Pierre es nicht übers Herz bringen konnte, es ihm abzuschlagen, und so nahm er mit ihm zusammen im ersten Zimmer, in das sie eingetreten waren, Platz. Auf Pierres Versicherung, daß er kein Franzose sei, zuckte der Hauptmann die Achseln und sagte, obwohl er offenbar nicht begriff, wie man von einer so schmeichelhaften Bezeichnung freiwillig zurücktreten könne, daß, wenn Pierre eben unbedingt für einen Russen gelten wolle, die Sache in Gottes Namen abgetan sein solle, er aber bleibe ihm trotz alledem durch das Gefühl der Dankbarkeit für die Lebensrettung auf ewig verbunden.

Hätte dieser Mensch nur einigermaßen die Fähigkeit besessen, sich in die Gefühle anderer zu versetzen und Pierres Empfindungen zu erraten, so wäre Pierre wahrscheinlich von ihm fortgegangen, aber die robuste Verständnislosigkeit dieses Menschen für alles, was nicht ihn selber anging, wirkte auf Pierre überwältigend.

»Franzose oder russischer Fürst inkognito«, sagte der Hauptmann und musterte Pierres zwar schmutzige, aber feine Wäsche und den Ring an seinem Finger. »Ich verdanke Ihnen mein Leben und biete Ihnen dafür meine Freundschaft an. Ein Franzose vergißt weder eine Beleidigung noch einen Liebesdienst. Ich biete Ihnen meine Freundschaft an. Das ist alles, was ich Ihnen sage.«

In Stimme, Gesichtsausdruck und Gesten dieses Offiziers lag soviel Gutmütigkeit und edler Anstand – im Sinn eines Franzosen –, daß Pierre unwillkürlich sein Lächeln erwidern und die ihm entgegen-gestreckte Hand drücken mußte.

»Capitaine Remballe du 13^{ième} leger, décoré pour l'affaire du sept«, stellte er sich vor und konnte ein selbstzufriedenes Lächeln nicht unterdrücken, das unter dem Schnurrbart über seine Lippen huschte. »Wollen Sie nicht auch die Güte haben, mir zu sagen, mit wem ich die

Ehre habe, mich jetzt so angenehm zu unterhalten, statt mit der Kugel dieses Wahnsinnigen im Leib im Lazarett zu liegen?»

Pierre erwiderte, er könne sich ihm nicht vorstellen, wurde rot und fing an, von den Gründen zu reden, warum er seinen Namen nicht nennen könne, wobei er versuchte, sich einen andern auszudenken, aber der Franzose unterbrach ihn hastig.

»Ich bitte Sie«, sagte er, »ich verstehe Ihre Gründe, Sie sind Offizier ... vielleicht ein höherer Offizier. Sie haben die Waffen gegen uns geführt ... Aber das geht mich nichts an. Ich verdanke Ihnen mein Leben. Das genügt mir. Sind Sie von Adel?« fügte er in fragendem Ton hinzu. Pierre nickte. »Ihren Vornamen, wenn ich bitten darf? Mehr verlange ich gar nicht. Monsieur Pierre, sagen Sie ... Ausgezeichnet. Mehr wünsche ich gar nicht zu wissen.«

Als der Hammelbraten, die Rühreier, der Samowar, der Branntwein und noch ein paar Flaschen Wein aus einem russischen Keller, die die Franzosen mitgebracht hatten, aufgetragen waren, lud Remballe Pierre ein, an dem Mahl teilzunehmen, und machte sich selber sogleich schnell und gierig wie ein gesunder Mensch, der Hunger hat, über das Essen her. Hastig kaute er mit seinen starken Zähnen, schnalzte ununterbrochen und sagte immer wieder: »Excellent, exquis!« Sein Gesicht wurde rot, und der Schweiß trat ihm auf die Stirn.

Pierre war ebenfalls hungrig und nahm mit Vergnügen an der Mahlzeit teil. Morel, der Bursche, brachte eine Kasserolle mit warmem Wasser und stellte eine Flasche Rotwein hinein. Außerdem hatte er noch eine Flasche Kwas mitgebracht, die er zur Probe aus der Küche geholt hatte. Dieses Getränk war den Franzosen schon bekannt und hatte von ihnen bereits einen Spitznamen erhalten: sie nannten es limonade de cochon, Schweinelimonade. Morel lobte diese limonade de cochon, die er in der Küche entdeckt hatte, sehr. Da aber der Hauptmann Wein besaß, den er bei seinem Durchzug durch Moskau irgendwo ergattert hatte, überließ er den Kwas Morel und hielt sich an den Bordeaux. Er wickelte die Flasche bis an den Hals in eine Serviette und schenkte sich und Pierre ein. Der gestillte Hunger und der Wein machten den Hauptmann noch lebhafter, und er redete während des Essens ununterbrochen.

»Oui, mon cher monsieur Pierre, ich müßte für Sie eine stolze Kerze in der Kirche aufstellen, weil Sie mich vor diesem Tobsüchti-

gen gerettet haben ... Ich habe solcher Kugeln schon genug im Leibe, wissen Sie. Da haben Sie gleich eine« – er zeigte auf seine Seite –, »die ist von Wagram, und die zweite hier« – er wies auf die Schramme, die sich über seine Backe zog – »ist von Smolensk. Und dann dieses Bein hier, comme vous voyez, das nicht mehr ordentlich laufen will. Das habe ich mir in der großen Schlacht an der Moskwa am 7. geholt. Sacre Dieu, ç’était beau! Das muß man gesehen haben, das war wie eine flammende Hölle. Sie haben uns ein schweres Stück Arbeit gemacht, dessen können Sie sich rühmen, nom d’un petit bon homme! Et ma parole, trotz dem Husten, den ich mir dort geholt habe, wäre ich doch sofort bereit, das Ganze noch einmal von Anfang an mitzumachen. Ich kann nur alle die bedauern, die das nicht gesehen haben.«

»Ich war dort«, sagte Pierre.

»Bah, vraiment? Eh bien, um so besser«, fuhr der Franzose fort. »Sie sind stolze Feinde, tout de même. Die große Schanze wurde hartnäckig gehalten, nom d’une pipe! Die haben Sie uns teuer genug bezahlen lassen. Dreimal habe ich sie stürmen müssen, tel que vous me voyez. Dreimal waren wir schon bei den Kanonen, und dreimal hat man uns über den Haufen geworfen comme des capucins de cartes. Oh, ç’était beau, monsieur Pierre! Ihre Grenadiere waren prächtig, tonnerre de Dieu! Ich habe gesehen, wie sie sechsmal hintereinander ihre Reihen immer wieder schlossen und wie auf einer Parade marschierten. De beaux hommes! Unser König von Neapel, der sich doch in solchen Dingen auskennt, schrie ihnen zu: Bravo! Ah, ah! soldat comme nous autres!« sagte er lächelnd, nachdem er einen Augenblick geschwiegen hatte. »Tant mieux, tant mieux, monsieur Pierre. Furchtbar in der Schlacht und ...« – er kniff lächelnd die Augen zusammen – »liebenswertig gegen die Schönen, so ist der Franzose, nicht wahr, Monsieur Pierre?«

Der Hauptmann war so naiv, gutmütig heiter, selbstzufrieden und ein ganzer Kerl, daß Pierre beinahe mitzwinkern und ihn vergnügt ansehen mußte. Wahrscheinlich hatten die Worte: »liebenswertig gegen die Schönen« die Gedanken des Hauptmanns auf Moskaus jetzige Lage gelenkt.

»A propos, dites donc, ist es wahr, daß alle Frauen Moskau verlassen haben? Welch komischer Einfall! Was hätten sie denn zu fürchten?«

»Hätten denn die Französinen Paris nicht ebenso verlassen, wenn die Russen dort einzögen?« fragte Pierre.

»Ha-ha-ha!« Der Franzose brach in ein lustiges, sanguinisches Gelächter aus und klopfte Pierre auf die Schulter. »Das ist eine unbezwingliche Schöne, diese Stadt!« sagte er. »Paris? Ja, Paris, Paris ...«

»Paris ist die Hauptstadt der Welt«, fügte Pierre ergänzend hinzu.

Der Hauptmann sah Pierre an. Er hatte die Gewohnheit, mitten im Gespräch innezuhalten und mit lachenden, freundlichen Augen sein Gegenüber anzusehen.

»Eh bien, wenn Sie mir nicht gesagt hätten, Sie seien Russe, hätte ich gewettet, daß Sie Pariser seien. Sie haben, ich weiß nicht was ...« und nachdem er Pierre dieses Kompliment gemacht hatte, sah er ihn schweigend an.

»Ich war in Paris, ich habe Jahre dort verlebt«, erwiderte Pierre.

»Oh, das merkt man Ihnen gleich an. Ein Mensch, der Paris nicht kennt, ist ein Barbar. Einen Pariser fühlt man meilenweit heraus. Paris ist Talma, die Duchesnois, Potier²⁰², die Sorbonne, die Boulevards«, und da er merkte, daß der Schluß schwächer war als das Vorhergehende, fügte er hastig hinzu: »Es gibt nur ein Paris in der ganzen Welt. Sie sind in Paris gewesen und Russe geblieben. Eh bien, ich schätze Sie darum nicht weniger hoch.«

Nach dem genossenen Wein und den mit seinen finsternen Gedanken in völliger Einsamkeit verlebten Tagen empfand Pierre die Unterhaltung mit diesem lustigen, gutmütigen Menschen als Vergnügen.

»Um auf Ihre Damen zurückzukommen: sie sollen sehr schön sein. Was für eine abgeschmackte Idee, sich in den Steppen zu vergraben, während die französische Armee in Moskau ist! Sie verscherzen sich doch ein großes Glück, Ihre Damen. Bei den Bauern ist das etwas anderes, aber die anderen, die gebildete Bevölkerung sollte uns doch besser kennen. Wir haben Wien, Berlin, Madrid, Neapel, Rom, Warschau genommen, alle Hauptstädte der Welt ... Man fürchtet uns, aber man liebt uns auch. Es lohnt sich schon, unsere Bekanntschaft zu machen. Und dann der Kaiser ...« wollte er anfangen, aber Pierre unterbrach ihn.

»Der Kaiser«, wiederholte Pierre, und sein Gesicht nahm plötzlich einen traurigen und verlegenen Ausdruck an. »Ist denn der Kaiser ...«

»Der Kaiser? Der Kaiser ist die verkörperte Hochherzigkeit, Gnade, Gerechtigkeit, Ordnung, er ist ein Genie. Das sage ich Ihnen, Remballe ... *Tel que vous me voyez* war ich vor acht Jahren noch sein Feind. Mein Vater war Graf und Emigrant ... Aber er hat mich besiegt, dieser Mann. Er hat mich überwältigt. Ich konnte dem Anblick der Größe und des Ruhmes, mit denen er Frankreich überschüttet hat, nicht widerstehen. Als ich begriff, was er wollte, und gesehen hatte, wie er uns auf Lorbeeren bettete, *voyez-vous*, da habe ich mir gesagt: Das ist ein wahrer Herrscher, und habe mich ihm ergeben. Eh *voilà!* Oh *oui, mon cher*, er ist der größte Mann der vergangenen Jahrhunderte und der Zukunft!«

»Ist er in Moskau?« fragte Pierre stockend und mit dem Gesicht eines Verbrechers.

Der Franzose sah Pierre in das Verbrechergesicht und lachte.

»Nein, er zieht erst morgen ein«, sagte er und fuhr dann fort, zu erzählen.

Ihre Unterhaltung wurde durch das Geschrei mehrerer Stimmen an der Eingangstür und durch das Eintreten Morels unterbrochen, der seinem Hauptmann meldete, daß Württemberger Husaren gekommen seien und ihre Pferde in demselben Hof unterstellen wollten, in dem bereits die Pferde des Hauptmanns standen. Die Sache sei deshalb so schwierig, weil die Husaren das, was man ihnen sage, nicht verstünden.

Der Hauptmann ließ den ältesten Unteroffizier zu sich hereinrufen und fragte ihn mit strenger Stimme, zu welchem Regiment er gehöre, wer sein Vorgesetzter sei und wie er darauf komme, sich zu erlauben, ein Quartier einzunehmen, das bereits besetzt sei. Auf die ersten beiden Fragen nannte der Deutsche, der schlecht Französisch verstand, sein Regiment und seinen Kommandeur, während er auf die letzte Frage, die er nicht verstanden hatte, in deutscher, mit französischen Brocken untermischter Sprache erwiderte, er sei der Quartiermacher des Regimentes und habe von seinem Vorgesetzten den Befehl erhalten, alle Häuser der Reihe nach zu belegen. Pierre verstand Deutsch, übersetzte dem Hauptmann, was der Unteroffizier gesagt hatte, und verdolmetschte dann dem Württemberger Husaren die

Antwort des Hauptmanns. Als der Deutsche verstanden hatte, was man zu ihm sagte, gab er nach und führte seine Pferde fort. Der Hauptmann trat auf die Freitreppe hinaus und erteilte mit lauter Stimme mehrere Befehle.

Als er ins Zimmer zurückkehrte, saß Pierre immer noch auf demselben Platz wie vorher und hatte den Kopf auf die Hände gestützt. Sein Gesicht drückte Leiden aus. Und wirklich litt er auch in diesem Augenblick. Als der Hauptmann hinausgegangen und Pierre allein zurückgeblieben war, hatte er auf einmal die Besinnung wiedererlangt und war sich der Lage bewußt geworden, in der er sich befand. Was ihn in diesem Augenblick quälte, war nicht die Einnahme Moskaus, nicht, daß die glücklichen Sieger jetzt in der Stadt schalteten und walteten und sich als seine Gönner aufspielten, so schwer das auch auf ihm lastete. Ihn quälte das Bewußtsein seiner eignen Schwäche. Die wenigen Gläser Wein, die er getrunken hatte, und die Unterhaltung mit diesem gutmütigen Menschen hatten die gesammelte, finstere Gemütsstimmung zunichte gemacht, in der Pierre die letzten Tage verbracht hatte und die zur Ausführung seiner Absicht unumgänglich notwendig war. Die Pistole, der Dolch und der Kittel lagen bereit, Napoleon zog morgen ein. Pierre hielt es noch für ebenso nützlich und verdienstvoll, diesen Bösewicht zu töten, aber er fühlte, daß er es jetzt nicht mehr tun könne. Warum – das wußte er nicht, aber er fühlte es gewissermaßen voraus, daß er seine Absicht nicht ausführen werde. Er kämpfte gegen das Bewußtsein seiner eignen Schwäche an, aber er fühlte dunkel, daß er nicht mit ihr fertig werden würde, und daß seine früheren finsternen Gedanken an Rache, Tod und Selbstaufopferung bei der Berührung mit dem ersten besten Menschen wie Spreu im Winde zerstoßen.

Leicht hinkend und leise vor sich hinpfiffend trat der Hauptmann ins Zimmer.

Sein Plaudern, das Pierre vorhin so unterhaltend erschienen war, kam ihm jetzt widerlich vor. Und auch das Liedchen, das er piffte, sein Gang und die Gebärde, mit der er sich den Bart drehte – dies alles wirkte jetzt auf Pierre wie eine Beleidigung. Ich werde gleich fortgehen, werde nicht ein Wort mehr mit ihm reden, dachte er. Doch während er dies dachte, blieb er immer noch auf derselben Stelle sitzen. Ein eigentümliches Gefühl der Schwäche schmiedete ihn auf

seinem Platz fest, er wollte aufstehen und fortgehen, konnte es aber nicht.

Der Hauptmann dagegen schien sehr vergnügt zu sein. Er ging zweimal durchs Zimmer. Seine Augen glänzten und sein Schnurrbart zitterte leicht, als lächle er im stillen über einen unterhaltenden Einfall.

»Charmant«, sagte er plötzlich, »dieser Oberst der Württemberger. Ein Deutscher, aber ein guter Kerl trotz allem. Allerdings ein Deutscher.« Er setzte sich Pierre gegenüber. »à propos, Sie können Deutsch?«

Pierre sah ihn schweigend an.

»Was heißt asile auf deutsch?«

»Asile?« wiederholte Pierre. »Asile heißt auf deutsch Unterkunft.«

»Wie sagen Sie?« fragte der Hauptmann schnell und ungläubig.

»Unterkunft«, sagte Pierre noch einmal.

»Onterkoff«, wiederholte der Hauptmann und sah Pierre ein paar Augenblicke mit lachenden Augen an. »Die Deutschen sind tüchtige Einfaltspinsel, nicht wahr, Monsieur Pierre?« schloß er.

»Eh bien, noch einen Moskauer Bordeaux, wie war's? Morel, stell uns noch ein Fläschchen warm! Morel!« rief der Hauptmann heiter.

Morel brachte Kerzen und noch eine Flasche Wein. Bei dieser Beleuchtung betrachtete der Hauptmann jetzt Pierre und war sichtlich bestürzt über dessen verstimmtes Gesicht. Aufrichtig betrübt und teilnehmend trat Remballe auf Pierre zu und beugte sich über ihn.

»Eh bien, Sie sind traurig?« fragte er und berührte Pierres Hand. »Habe ich Ihnen diesen Kummer bereitet? Nein, wirklich, haben Sie etwas gegen mich?« fragte er noch einmal. »Oder vielleicht wegen der Lage? ...«

Pierre gab keine Antwort und sah dem Franzosen freundlich in die Augen. Der Ausdruck seiner Teilnahme war ihm angenehm.

»Parole d'honneur, ohne davon zu reden, was ich Ihnen verdanke, ich fühle Freundschaft für Sie. Kann ich etwas für Sie tun? Verfügen Sie über mich. Auf Leben und Tod. Das sage ich Ihnen, Hand aufs Herz«, rief er und schlug sich vor die Brust.

»Merci«, entgegnete Pierre.

Der Hauptmann sah Pierre aufmerksam an wie in dem Augenblick, als er von ihm gelernt hatte, was asile auf deutsch heißt, und sein Gesicht fing plötzlich an zu leuchten.

»Nun, wenn es so steht, trinke ich auf unsere Freundschaft«, rief er lustig und schenkte zwei Gläser ein.

Pierre nahm eines der Gläser und trank es aus. Remballe trank das andere aus, drückte Pierre noch einmal die Hand und blieb, in nachdenklich melancholischer Pose auf den Tisch gestützt, stehen.

»Oui, mon ami, voilà les caprices de la fortune«, fing er an. »Wer hätte mir das vorausgesagt, daß ich einmal Soldat und Dragoneroffizier unter Bonaparte, wie wir ihn damals nannten, werden würde. Und nun bin ich mit ihm in Moskau. Il faut vous dire, mon cher«, fuhr er mit der wehmütig langsamen Stimme eines Menschen, der sich anschickt, eine lange Geschichte zu erzählen, fort: »Mein Name ist einer der ältesten in ganz Frankreich.«

Und mit der leichten, harmlosen Offenheit der Franzosen erzählte der Hauptmann Pierre die ganze Geschichte seiner Vorfahren, seiner Kindheit, Jugend und Mannesjahre, sprach von seinen Verwandten und weihte ihn in alle Vermögens- und Familienverhältnisse ein. »Ma pauvre mère« spielte in dieser Erzählung natürlich eine große Rolle.

»Aber das alles ist nur die äußere Aufmachung des Lebens, der wahre Kern ist doch nur die Liebe! L'amour! Nicht wahr, Monsieur Pierre?« sagte er, wieder lebhafter werdend. »Trinken wir noch ein Gläschen!«

Pierre trank wieder aus und schenkte sich das dritte ein.

»Oh! les femmes! les femmes!« seufzte der Hauptmann und fing an, von der Liebe und seinen eignen Liebesabenteuern zu sprechen, während er Pierre mit glänzenden Augen anblickte.

Der Abenteuer waren es viele, was man gern glauben konnte, wenn man das hübsche, selbstgefällige Gesicht des Offiziers und die lebhaftige Begeisterung, mit der er von den Frauen sprach, in Betracht zog. Obgleich die Liebesgeschichten Remballes alle jenen obszönen Zug aufwiesen, in dem die Franzosen ausschließlich den Reiz und die Poesie der Liebe erblicken, erzählte der Hauptmann seine Abenteuer doch mit so aufrichtiger Überzeugung, daß nur er alle Wonnen der Liebe erfahren und kennen gelernt habe, und entwarf ein so verführerisches Bild der Frauen, daß Pierre ihm neugierig zuhörte.

Es war klar, daß die Liebe, für die der Franzose so schwärmte, nicht jenes niedrige, einfache Gefühl war, das Pierre ehemals für seine Frau empfunden hatte, noch jene von ihm selber aufgebauschte, romantische Liebe, die er Natascha entgegenbrachte. Diese beiden Arten von Liebe verachtete Remballe eine wie die andere: die erste nannte er »Fuhrmanns Liebe«, die andere »Narrenliebe«. L'amour, vor der der Franzose auf den Knien lag, bestand ausschließlich in außergewöhnlichen Beziehungen zum Weibe und aus einer Häufung perverser Empfindungen, die für ihn den Hauptreiz dieses Gefühls ausmachten.

So erzählte der Franzose die rührende Geschichte seiner Liebe zu einer bezaubernden fünfunddreißigjährigen Marquise und gleichzeitig zu einem reizenden, unschuldigen siebzehnjährigen Kind, der Tochter dieser Marquise. Der Kampf der Großmutter zwischen Mutter und Tochter, der damit endete, daß die Mutter sich selber zum Opfer brachte und ihrem Liebhaber die Tochter zur Frau anbot, rührte den Hauptmann noch jetzt, obgleich diese Erinnerung schon weit zurücklag. Dann gedachte er einer Episode, wo der Gatte die Rolle eines Liebhabers und er, der Liebhaber, die Rolle des Gatten gespielt hatte, und dann noch einiger komischer Szenen aus seinen Souvenirs d'Allemagne, wo asile Unterkunft heißt und wo les maris mangent de la choucroute et où les jeunes filles sont trop blondes.

Sein letztes Abenteuer endlich in Polen, das dem Hauptmann noch ganz frisch im Gedächtnis war und das er unter lebhaften Gesten und mit glühendem Gesicht erzählte, bestand darin, daß er einem Polen das Leben gerettet hatte – überhaupt kamen in seinen Erzählungen Lebensrettungen immer wieder vor. Dieser Pole hatte ihm, während er selber in französische Dienste getreten war, seine entzückende Frau, une Parisienne de cœur, anvertraut. Der Hauptmann hatte bei ihr Glück gehabt: die entzückende Polin wollte mit ihm davonlaufen, er aber, von Hochherzigkeit getrieben, hatte die Frau dem Gatten zurückgebracht und dabei zu ihm gesagt: »Ich habe Ihnen das Leben gerettet, nun rette ich Ihnen noch die Ehre!« Als der Franzose diese Worte wiederholte, wischte er sich die Augen und schüttelte sich, wie um bei dieser rührenden Erinnerung eine Schwäche zu verscheuchen, die ihn zu übermannen drohte.

Wie das zu später Abendstunde und unter der Einwirkung des Weines oft zu geschehen pflegt, folgte Pierre, während er den

Geschichten des Hauptmanns zuhörte, allem, was dieser ihm erzählte, verstand alles, ging aber dabei gleichzeitig einer Reihe persönlicher Erinnerungen nach, die plötzlich aus irgendeinem Grund vor seinem geistigen Auge auftauchten. Während er diesen Liebesgeschichten lauschte, kam ihm seine eigne Liebe zu Natascha unversehens ins Gedächtnis, und während er die Bilder dieser Liebe an seiner Seele vorüberziehen ließ, verglich er sie in Gedanken mit Remballes Erzählungen. Indem er der Schilderung eines Kampfes zwischen Liebe und Pflicht folgte, traten ihm alle kleinen, kleinsten Einzelheiten seiner letzten Begegnung mit dem Gegenstand seiner Liebe beim Sucharewturm vor Augen. Damals hatte ihm diese Begegnung weiter keinen Eindruck gemacht, ja er hatte nicht ein einziges Mal wieder daran gedacht. Jetzt aber kam ihm dieses Wiedersehen sehr bedeutsam und poetisch vor.

»Pjotr Kirillytsch, kommen Sie doch her, ich habe Sie erkannt«, hörte er wieder die Worte, die sie zu ihm gesagt hatte, sah ihre Augen, ihr Lächeln, das Reishäubchen und die sich darunter hervorringelnden Locken vor sich ... und in alledem lag für ihn etwas Rührendes, Weiches.

Als der Hauptmann seine Geschichte von der bezaubernden Polin zu Ende erzählt hatte, wandte er sich an Pierre mit der Frage, ob er nicht ein ähnliches Gefühl der Selbstaufopferung in der Liebe und eine Regung des Neides gegen den angetrauten Gatten auch schon empfunden habe.

Durch diese Frage aufgefordert, hob Pierre den Kopf und empfand das Bedürfnis, die Gedanken, die ihn beschäftigten, auszusprechen. Er fing damit an, dem Hauptmann auseinanderzusetzen, daß er die Liebe zu den Frauen etwas anders auffasse. Er sagte, sein ganzes Leben lang habe er nur eine einzige Frau geliebt und werde auch immer nur die eine lieben, doch diese könne ihm nie gehören.

»Tiens!« rief der Hauptmann aus.

Pierre erzählte weiter, daß er dieses Mädchen bereits seit frühester Jugend geliebt, aber später nicht an sie zu denken gewagt habe, da sie zu jung und er ein uneheliches Kind ohne Namen gewesen sei. Und später, als ihm Name und Reichtum zugefallen seien, habe er deshalb nicht an sie zu denken gewagt, weil er sie zu sehr geliebt und zu hoch über alle Welt und um so mehr auch über sich selber gestellt habe.

Als Pierre in seiner Erzählung bis hierher gekommen war, wandte er sich an den Hauptmann mit der Frage, ob er dies wohl verstehen könne.

Der Hauptmann machte eine Handbewegung, die besagte, daß, wenn er ihn auch nicht verstehe, er ihn dennoch bitte, fortzufahren.

»Platonische Liebe, über den Wolken ...« murmelte er.

Der genossene Wein oder ein Bedürfnis, sich auszusprechen, oder auch der Gedanke, daß dieser Mensch die handelnden Personen seiner Geschichte nicht kannte und nie kennen werde, oder auch alle diese Gründe zusammen lösten Pierres Zunge. Und mit unsicherer Sprache, die glänzenden Augen irgendwohin in die Ferne gerichtet, erzählte er dem Franzosen seine ganze Geschichte: von seiner Ehe, von Nata-schas Liebe zu seinem besten Freund, von ihrem Treubruch und von all seinen einfachen Beziehungen zu ihr. Durch Remballes Fragen aufgefordert, verriet er schließlich auch alles, was er anfänglich verborgen hatte: seine Stellung in der Gesellschaft und sogar seinen Namen.

Mehr als alles andere aus Pierres Erzählung verblüffte den Hauptmann der Umstand, daß Pierre schwer reich war, zwei Paläste in Moskau besaß, aber dies alles im Stich gelassen hatte und nicht aus Moskau fortgefahren, sondern in der Stadt geblieben war und seinen Namen und Stand geheimhielt.

Es war schon spät in der Nacht, als sie zusammen auf die Straße traten. Die Nacht war warm und hell. Links vom Hause leuchtete der Feuerschein des ersten in Moskau entstandenen Brandes in der Petrowka²⁰³ auf. Rechts hoch am Himmel zeigte sich die zarte Sichel des zunehmenden Mondes, und auf der gegenüberliegenden Seite stand jener helle Komet, den Pierre im Geiste mit seiner Liebe in Verbindung gebracht hatte. Vor dem Tor standen Gerassim, die Köchin und zwei Franzosen. Man hörte, wie sie lachten und sich in gegenseitig unverständlichen Sprachen unterhielten. Auch sie blickten nach dem Feuerschein, der über der Stadt sichtbar war.

Dieser ferne, kleine Brand in der gewaltigen Stadt hatte weiter nichts Furchtbares.

Während Pierre den hohen Sternenhimmel, den Mond, den Kometen und den Feuerschein betrachtete, empfand er eine freudige Rührung. Oh, wie schön das ist! Was braucht man noch mehr? dachte

er. Plötzlich aber, als ihm sein Vorhaben wieder einfiel, fing sein Kopf an, sich zu drehen, ein Schwindel überkam ihn, und er mußte sich an den Zaun lehnen, um nicht umzufallen.

Ohne sich von seinem neuen Freund zu verabschieden, ging Pierre mit unsicheren Schritten vom Tor fort, kehrte in sein Zimmer zurück, legte sich aufs Sofa und schlief sogleich ein.

Diesen Feuerschein jenes ersten, am 2. September ausgebrochenen Brandes beobachteten auch die aus Moskau flüchtenden Einwohner und die sich zurückziehenden Truppen von verschiedenen Wegen aus mit den verschiedensten Empfindungen.

Der Wagenzug der Rostows stand in dieser Nacht in Mytischtschi, zwanzig Werst von Moskau entfernt. Sie waren am 1. September so spät weggefahren, der Weg war mit Fuhrwerken und Truppen so versperrt gewesen, es waren so viele Sachen vergessen worden, nach denen man erst wieder Leute zurückschicken mußte, daß sie sich entschlossen hatten, fünf Werst von Moskau entfernt zu übernachten. Am nächsten Morgen waren sie spät aufgewacht, und wieder hatten sich so viele Hindernisse in den Weg gestellt, daß sie nur bis Groß-Mytischtschi gekommen waren. Um zehn Uhr abends hatten die Rostowschen Herrschaften und die Verwundeten, die mit ihnen fuhren, alle in den Gutshöfen und Hütten des großen Dorfes Unterkunft gefunden. Die Rostowsche Dienerschaft, die Kutscher und die Burschen der Verwundeten aßen, nachdem sie ihre Herrschaft versorgt hatten, zu Abend, fütterten die Pferde und gingen dann vor die Tür des von der Familie Rostow belegten Hauses.

In der Nachbarhütte lag ein verwundeter Adjutant Rajewskijs mit zerschmetterter Hand, der infolge des furchtbaren Schmerzes, den er ausstehen mußte, ununterbrochen kläglich stöhnte. Dieses Stöhnen klang in der dunklen Herbstnacht entsetzlich. Das erstemal hatte dieser Adjutant in demselben Haus übernachtet, in dem auch die Rostows abgestiegen waren, doch die Gräfin hatte erklärt, sie habe wegen dieses Stöhnens kein Auge zutun können, und war in Groß-Mytischtschi in die elendeste Hütte gezogen, nur um etwas weiter von diesem Verwundeten entfernt zu sein.

Einer der Leute bemerkte im Dunkel der Nacht hinter einer hohen, vor der Einfahrt stehenden Kutsche einen zweiten kleinen Feuerschein. Den anderen hatten sie schon lange gesehen und wußten alle, daß dort Klein-Mytischtschi brannte, das die Mamonowschen Kosaken angezündet hatten.

»Seht mal, Kameraden, dort noch ein zweiter Brand«, rief einer der Burschen.

Alle sahen nach diesem Feuerschein hin.

»Es wurde doch schon erzählt, die Mamonowschen Kosaken hätten Klein-Mytischtschi in Brand gesteckt.«

»Klein-Mytischtschi? Nein, das ist dort nicht, das ist weiter.«

»Sieh mal, fast wie wenn's in Moskau wäre.«

Zwei der Leute stiegen die Außentreppe hinunter, gingen um die Kutsche herum und setzten sich auf das Trittbrett.

»Das ist mehr links. Wie denn, Mytischtschi liegt ja dort, aber das ist doch auf einer ganz anderen Seite.«

Es gesellten sich noch mehr Leute zu ihnen.

»Seht mal, wie das auflodert«, sagte der eine. »Der Brand ist in Moskau, Leute, entweder in der Suschtschewskaja²⁰⁴ oder in der Rogoshsckaja²⁰⁵.«

Keiner antwortete auf diese Bemerkung. Und ziemlich lange beobachteten die Leute schweigend die in der Ferne auflodernde Flamme des neuen Brandes.

Der alte gräfliche Kammerdiener, wie man ihn nannte, Danilo Terentjtsch, trat auf das Häuflein zu und rief Mischka.

»Was hast du hier zu gaffen, Stromer! ... Der Graf ruft, und niemand ist da. Geh und bring die Sachen in Ordnung!«

»Ich bin nur nach Wasser gelaufen«, entschuldigte sich Mischka.

»Was glauben Sie, Danilo Terentjtsch, ist der Brand wohl in Moskau?« fragte einer der Lakaïen.

Danilo Terentjtsch gab keine Antwort, und wieder schwiegen alle lang. Der Brand wogte hin und her und griff weiter und weiter um sich.

»Gott sei uns gnädig! ... Der Wind, die Trockenheit ...« sagten ein paar Stimmen.

»Seht nur, wie sich das ausbreitet. Großer Gott, schon sieht man die Dohlen! Herrgott, erbarme dich über uns Sünder!«

»Sie werden es doch wohl löschen!«

»Wer soll es denn löschen?« hörte man die Stimme Danilo Terentjtschs, der bis jetzt geschwiegen hatte. Er sprach ruhig und

gemessen. »Es ist Moskau, ihr Leute«, sagte er. »Unser weißes Mütterchen ...« Die Stimme versagte ihm, und er brach plötzlich in greisenhaftes Schluchzen aus.

Und es war, als hätten alle nur darauf gewartet, um den Sinn des Feuerscheins, den sie sahen, zu verstehen: ringsum hörte man Seufzen, Worte des Gebets und das Schluchzen des alten gräflichen Kammerdieners.

Der Kammerdiener kehrte ins Haus zurück und meldete dem Grafen, Moskau stehe in Flammen. Der Graf zog den Schlafrock an und ging hinaus, um zu sehen. Sonja und Madame Schoß, die sich noch nicht ausgezogen hatten, folgten ihm. Natascha und die Gräfin blieben allein im Zimmer zurück. Petja war nicht mehr bei ihnen, er war mit seinem Regiment vorausgeeilt, das nach Troiza marschierte.

Als die Gräfin die Nachricht vom Brand Moskaus hörte, fing sie an zu weinen. Natascha saß bleich und mit starren Augen auf der Bank unter den Heiligenbildern, auf derselben Stelle, wohin sie sich gesetzt hatte, als sie gekommen waren, und schenkte den Worten ihres Vaters nicht die geringste Aufmerksamkeit. Sie lauschte dem nie verstummenden Stöhnen des Adjutanten, das man Häuser weit hörte.

»Ach, wie grauenhaft!« sagte Sonja, die durchfroren und verängstigt vom Hof zurückkam. »Ich glaube, ganz Moskau steht in Flammen. Ein furchtbarer Brand! Natascha, sieh doch mal! Jetzt kann man es auch hier vom Fenster aus sehen«, sagte sie zu ihrer Cousine in dem sichtlichen Bemühen, sie durch irgend etwas abzulenken.

Aber Natascha sah sie an, als verstünde sie gar nicht, was man zu ihr sagte, und richtete ihre Augen wieder auf die Ofenecke. In diesem Zustand der Betäubung befand sie sich seit heute morgen, von dem Augenblick an, da es Sonja zur Verwunderung und zum Ärger der Gräfin und ohne selber zu wissen warum, für nötig befunden hatte, Natascha darüber aufzuklären, daß Fürst Andrej verwundet war und mit ihnen zusammen fuhr. Die Gräfin war auf Sonja so ernstlich böse gewesen wie nur selten. Sonja hatte geweint und um Verzeihung gebeten und war nun, als wenn sie sich Mühe gäbe, ihre Schuld wieder gutzumachen, ununterbrochen liebevoll um ihre Cousine besorgt.

»Sieh nur, Natascha, wie furchtbar es brennt!« sagte Sonja.

»Was brennt denn?« fragte Natascha. »Ach ja, Moskau.«

Wie um Sonja nicht durch eine Weigerung zu kränken oder auch um sie loszuwerden, drehte sie den Kopf nach dem Fenster und

schaute hinaus, aber sichtlich so, daß sie gar nichts erkennen konnte, und nahm dann ihre frühere Stellung wieder ein.

»Aber du hast ja gar nichts gesehen?«

»Doch, wirklich, ich habe es gesehen«, erwiderte Natascha mit einer Stimme, in der die Bitte lag, sie in Ruhe zu lassen.

Und die Gräfin und auch Sonja verstanden, daß weder Moskau noch Moskaus Brand noch was immer es auch sei Bedeutung für Natascha haben könne.

Der Graf ging wieder hinter seinen Wandschirm und legte sich schlafen. Die Gräfin trat auf Natascha zu, befühlte mit dem Handrücken den Kopf, wie sie es immer tat, wenn ihre Tochter krank war, dann berührte sie ihre Stirn mit den Lippen, wie um zu erkennen, ob sie Fieber habe, und küßte sie.

»Du bist ja ganz kalt? Du zitterst ja am ganzen Körper. Leg dich doch hin«, sagte sie.

»Hinlegen? Ja, gut, ich werde mich hinlegen. Ich werde mich gleich hinlegen«, erwiderte Natascha.

Als man Natascha an diesem Morgen gesagt hatte, daß Fürst Andrej schwerverwundet sei und mit ihnen fahre, hatte sie im ersten Augenblick viele Fragen gestellt: wohin er fahre, wo er verwundet sei, ob schwer, und ob sie ihn sehen dürfe. Doch nachdem man ihr gesagt hatte, sie könne ihn nicht sehen, er sei schwer verwundet, aber sein Leben sei außer Gefahr, hatte sie offenbar dem, was man ihr berichtete, keinen Glauben geschenkt und die Überzeugung gewonnen, daß, soviel sie auch frage, man ihr doch nur immer diese eine Antwort erteilen werde, und so hatte sie mit Fragen aufgehört und nicht mehr gesprochen.

Den ganzen Weg über hatte Natascha mit großen Augen, die die Gräfin so gut an ihr kannte und deren Ausdruck sie so sehr beängstigte, ohne sich zu rühren, in einer Wagenecke gesessen, und ebenso saß sie nun auf der Bank, auf der sie sich niedergelassen hatte. Die Gräfin wußte, daß sich Natascha jetzt etwas ausdachte, irgendeinen Entschluß faßte oder vielleicht gar schon gefaßt hatte. Was für ein Entschluß das aber war, wußte die Gräfin nicht, und das ängstigte und quälte sie.

»Natascha, zieh dich aus, Herzchen, und lege dich auf mein Bett.« Nur für die Gräfin war ein Bett aufgeschlagen worden, Madame

Schoß und die beiden jungen Mädchen sollten auf einem Heulager auf dem Fußboden schlafen.

»Nein, Mama, ich lege mich dort auf die Erde«, sagte Natascha ärgerlich, trat ans Fenster und öffnete es.

Durch das geöffnete Fenster hörte man das Stöhnen des Adjutanten deutlicher. Sie beugte den Kopf in die feuchte Nachtluft hinaus, und die Gräfin sah, wie ihr dünner Hals vor Schluchzen zuckte und zitternd den Fensterrahmen berührte. Natascha wußte, daß es nicht Fürst Andrej war, der so stöhnte. Sie wußte, daß sich Fürst Andrej im selben Anwesen befand, wo auch sie waren, in einer Nachbarhütte, die durch den Hausflur mit der ihren verbunden war, aber dieses furchtbare, nie verstummende Gestöhn machte sie schluchzen. Die Gräfin wechselte mit Sonja einen Blick.

»Leg dich hin, mein Täubchen, leg dich hin, mein Herzchen«, sagte die Gräfin und berührte mit ihrer Hand leicht Nataschas Schulter. »Komm, leg dich hin.«

»Ach ja ... gleich, gleich lege ich mich hin«, sagte Natascha und zog sich so hastig aus, daß ihre Rockbänder rissen. Sie warf das Kleid ab, streifte ihr Nachtgewand über und setzte sich mit gekreuzten Beinen auf das am Fußboden bereitete Lager, nahm ihren langen, dünnen Zopf über die Schulter nach vorn und fing an, ihn umzuflechten. Ihre feinen, langen, geübten Finger lösten das Haare schnell und geschickt auf, flochten es wieder zusammen und banden es zu. Wie immer drehte Natascha dabei den Kopf bald nach der einen, bald nach der anderen Seite, aber ihre fieberhaft weitaufgerissenen Augen blickten starr geradeaus. Als sie ihre Nachttoilette beendet hatte, legte sie sich ruhig auf das äußerste Ende des über das Heu gebreiteten Bettuches, dicht neben die Tür.

»Natascha, lege dich doch in die Mitte«, sagte Sonja.

»Ich liege nun einmal hier«, erwiderte Natascha. »Legt ihr euch doch auch hin«, fügte sie ärgerlich hinzu und verbarg ihr Gesicht im Kissen.

Die Gräfin, Madame Schoß und Sonja zogen sich eilig aus und legten sich hin. Nur das Lämpchen vor den Heiligenbildern blieb im Zimmer brennen. Aber auf dem Hof draußen war es hell vom Feuerschein des brennenden Klein-Mytischtschi, das zwei Werst entfernt lag. Von der Straße her drang dumpf der Krakeel des Volkes

aus der gegenüberliegenden Schenke, die die Mamonowschen Kosaken kurz und klein geschlagen hatten, und immer noch hörte man das ununterbrochene Stöhnen des Adjutanten.

Lange lauschte Natascha auf alle Geräusche drinnen und draußen, die zu ihr drangen, und rührte sich nicht. Zuerst hörte sie, wie ihre Mutter betete und seufzte und wie das Bett unter ihr krachte, hörte das pfeifende Schnarchen der Madame Schoß und Sonjas ruhige Atemzüge. Dann rief die Gräfin noch einmal nach Natascha. Diese gab keine Antwort.

»Ich glaube, sie schläft, Mama«, sagte Sonja leise.

Die Gräfin war eine Weile still, dann rief sie noch einmal, aber wieder erhielt sie keine Antwort.

Bald darauf vernahm Natascha die gleichmäßigen Atemzüge ihrer Mutter. Natascha rührte sich nicht, obgleich ihr kleiner nackter Fuß, der unter der Decke hervorgerutscht war, auf dem bloßen Fußboden ganz kalt wurde.

In einer Ritze zirpte eine Grille, als feiere sie einen Sieg über alle. Ein Hahn krächte in der Ferne, ein zweiter antwortete ihm ganz nahe. Auch in der Schenke war es still geworden. Man hörte nur noch das Stöhnen des Adjutanten. Natascha richtete sich auf.

»Sonja, schläfst du? Mama?« flüsterte sie.

Niemand antwortete. Leise und vorsichtig erhob sie sich, bekreuzigte sich und trat behutsam mit ihren schmalen, biegsamen, nackten Füßen auf den kalten, schmutzigen Fußboden. Die Dielenbretter knarnten. Mit flinken, kleinen Schritten lief sie wie ein Kätzchen zur Tür und ergriff die kalte Klinke.

Ihr war, als ob schwere, gleichmäßige Schläge gegen alle Wände der Hütte pochten: es war ihr vor Angst vergehendes Herz, das vor Grauen und Liebe zu springen drohte.

Sie öffnete die Tür, ging über die Schwelle und trat auf den kalten, feuchten Erdfußboden des Flurs hinaus. Kalt wehte es ihr entgegen, aber das erfrischte sie. Mit ihrem bloßen Fuß berührte sie einen schlafenden Menschen, schritt über ihn hinweg und öffnete die Tür zu der Hütte, in der Fürst Andrej lag.

Hier war es finster. Hinten in der Ecke neben einem Bett, in dem etwas lag, stand auf der Bank ein Talglicht mit langem, abgebranntem Docht.

Schon am Morgen, als ihr die Verwundung und Anwesenheit des Fürsten Andrej mitgeteilt worden war, hatte Natascha beschlossen, daß sie ihn sehen müsse. Sie wußte nicht, wozu dies nötig war, und war sich sogar bewußt, daß dieses Wiedersehen eine Qual für sie sein werde, um so mehr aber war sie überzeugt, daß es notwendig war.

Den ganzen Tag über hatte sie nur die Hoffnung aufrechterhalten, daß es ihr in der Nacht gelingen werde, zu ihm zu gehen. Jetzt aber, als dieser Augenblick gekommen war, packte sie ein Grauen vor dem, was sie sehen werde. Wie entstellt mochte er aussehen? Was mochte von ihm übriggeblieben sein? War er so wie dieser Adjutant, der ununterbrochen stöhnte? Ja, ganz so. Er war für sie die Verkörperung dieses entsetzlichen Stöhnens. Als sie die verschwommene Masse in der Ecke sah und seine unter der Decke erhobenen Knie für seine Schultern hielt, stellte sie sich einen entsetzlichen Körper vor, und das Grauen bannte sie fest.

Doch eine unwiderstehliche Kraft trieb sie vorwärts. Behutsam ging sie einen Schritt weiter, dann noch einen zweiten und sah sich schon in der Mitte des kleinen, vollgestopften Raumes. Auf der Bank unter den Heiligenbildern lag noch ein Mensch – es war Timochin – und am Fußboden noch zwei andre: der Arzt und der Kammerdiener.

Der Kammerdiener richtete sich auf und sagte flüsternd etwas. Timochin, den sein verwundetes Bein arg schmerzte, schlief nicht und betrachtete mit weit offenen Augen die seltsame Erscheinung des Mädchens im weißen Hemd mit Nachtjacke und Nachthäubchen. Die verschlafene und ängstliche Anrede des Kammerdieners: »Was wünschen Sie? Warum?« ließen Natascha nur noch schneller auf das zuschreiten, was in der Ecke lag. Wie furchtbar und menschenunähnlich dieser Körper auch sein mochte, sie mußte ihn sehen. Sie ging am Kammerdiener vorüber. Der abgebrannte Docht des Lichtes fiel ab, und nun sah sie den Fürsten Andrej deutlich. Er lag, die Arme über die Decke gestreckt, da und sah genauso aus wie immer.

Er war wie immer. Aber die glühende Röte seines Gesichtes, die glänzenden Augen, die er entzückt auf sie gerichtet hielt, besonders aber sein zarter, kindlicher Hals, der aus dem aufgeschlagenen Hemdkragen sah, gaben ihm ein besonders unschuldiges, kindliches

Aussehen, das sie an ihm noch nie gesehen hatte. Sie trat auf ihn zu und sank mit schneller, weicher und jugendlicher Bewegung auf die Knie.

Er lächelte und streckte ihr die Hand entgegen.

Sieben Tage waren verstrichen, seit Fürst Andrej auf dem Verbandplatz bei Borodino zu sich gekommen war. Diese ganze Zeit über hatte er sich fast ständig in Bewußtlosigkeit befunden. Das andauernde Fieber und eine Entzündung der verwundeten Därme mußten nach Ansicht des Arztes, der den Fürsten begleitete, sein Ende herbeiführen. Aber am siebenten Tag fing er an, mit Genuß ein Stück Brot und Tee zu verzehren, und der Arzt beobachtete, wie das Fieber abnahm.

An diesem Morgen hatte Fürst Andrej das Bewußtsein wiedererlangt. Die erste Nacht nach seiner Abreise aus Moskau war ziemlich warm gewesen, und man hatte ihn die Nacht im Wagen verbringen lassen. Doch in Mytischtschi hatte der Verwundete selber verlangt, man solle ihn aus dem Wagen nehmen und ihm Tee geben. Der Schmerz beim Transport in die Hütte hatte ihn laut aufstöhnen und wieder das Bewußtsein verlieren lassen. Als man ihn dann auf das Feldbett gelegt hatte, war er lange mit geschlossenen Augen regungslos so liegen geblieben. Dann hatte er die Augen aufgeschlagen und leise geflüstert: »Nun und der Tee?« Dieses Denken an die kleinsten Lebensbedürfnisse setzte den Arzt in Erstaunen. Er fühlte ihm den Puls und stellte befremdet und verwundert fest, daß der Herzschlag besser war. Er war durchaus nicht damit zufrieden, weil er auf Grund seiner Erfahrung überzeugt war, daß Fürst Andrej nicht weiterleben könne, und daß, wenn er nicht sogleich stürbe, der Tod kurze Zeit darauf mit noch größeren Schmerzen eintreten werde.

Mit dem Fürsten Andrej zusammen wurde jetzt noch ein Major seines Regimentes gefahren, der in Moskau zu ihm gestoßen war. Es war jener Timochin mit der roten Nase, der, ebenfalls in der Schlacht bei Borodino, eine Verwundung am Fuß erlitten hatte. Außerdem fuhren noch der Arzt, der Kammerdiener des Fürsten, sein Kutscher und zwei Burschen mit.

Man gab dem Fürsten Andrej Tee. Gierig trank er ihn, wobei er mit fiebernden Augen vor sich nach der Tür starrte, als sei er bemüht, irgend etwas zu fassen und sich ins Gedächtnis zurückzurufen.

»Mehr will ich nicht. Ist Timochin hier?« fragte er.

Timochin kroch auf der Bank zu ihm hin.

»Ich bin hier, Durchlaucht.«

»Wie ist die Wunde?«

»Meine? Geht an. Aber Ihre?«

Fürst Andrej dachte wieder nach, als wolle er sich an etwas erinnern.

»Kann ich ein Buch haben?« fragte er.

»Was für ein Buch?«

»Das Evangelium. Ich habe keins.«

Der Arzt versprach, ihm eines zu verschaffen, und fing an, ihn zu befragen, wie er sich fühle. Fürst Andrej antwortete ungerne, aber vernünftig auf alle seine Fragen und sagte dann, man solle ihm ein Kissen unterschieben, so sei es unbequem und tue sehr weh. Der Arzt und der Kammerdiener hoben den Mantel auf, mit dem er zugedeckt war, zogen bei dem durchdringenden Geruch des faulen Fleisches, der von der Wunde ausging, das Gesicht in Falten und fingen an, die furchtbare Stelle näher zu untersuchen. Der Arzt war mit irgend etwas unzufrieden, machte etwas anders und drehte den Verwundeten, so daß dieser wieder aufstöhnte, vor Schmerz bei dieser Bewegung abermals das Bewußtsein verlor und zu phantasieren anfang. Immer sprach er davon, man solle ihm so bald wie möglich dieses Buch verschaffen und dort unterlegen.

»Was macht das euch aus?« rief er. »Ich habe keins, verschafft es mir, bitte. Legt es nur einen Augenblick hier unter«, flehte er mit kläglichlicher Stimme.

Der Arzt ging auf den Hausflur, um sich die Hände zu waschen.

»Ach, diese gewissenlose Gesellschaft, wirklich«, bemerkte der Arzt zum Kammerdiener, der ihm Wasser über die Hände goß. »Nur einen Augenblick habe ich nicht hingesehen. Das muß ja ein solcher Schmerz sein, daß ich mich wundere, wie er ihn ertragen kann.«

»Wir hatten ihm aber doch wohl etwas untergelegt? Herr Jesus Christus«, jammerte der Kammerdiener.

Zum erstenmal war sich Fürst Andrej darüber klar geworden, wo er sich befand und was mit ihm geschehen war. Er hatte sich daran erinnert, daß er verwundet war und in dem Augenblick, als der Wagen in Mytischtschi stehen geblieben war, darum gebeten hatte, ins Haus geschafft zu werden. Dann hatte er vor Schmerzen wieder die

Besinnung verloren und war erst in der Hütte zum zweitenmal zu sich gekommen, hatte Tee getrunken und sich dann, indem er nochmals alles, was mit ihm geschehen war, in Gedanken vorüberziehen ließ, besonders lebhaft an jenen Augenblick auf dem Verbandplatz erinnert, als ihm beim Anblick der Leiden eines gehaßten Menschen diese neuen, glückverheißenden Gedanken gekommen waren. Und diese Gedanken obgleich verschwommen und unbestimmt, bemächtigten sich seiner Seele nun ganz. Es fiel ihm ein, daß es jetzt ein neues Glück für ihn gab, und daß dieses Glück etwas mit dem Evangelium gemeinsam hatte. Deshalb hatte er um dieses Buch gebeten. Aber die schlechte Lage, die man seiner Wunde gegeben hatte, und das wiederholte Drehen hatten seine Gedanken von neuem in Verwirrung gebracht, und so erlangte er erst in der vollkommenen Stille der Nacht das Bewußtsein zum drittenmal wieder. Alle um ihn herum schliefen. Eine Grille zirpte hinterm Flur, auf der Straße schrie und sang jemand, Schaben raschelten über den Tisch, die Wände und die Heiligenbilder, eine dicke Fliege flog ab und zu gegen sein Kopfkissen und um das Talglicht, das mit tief abgebranntem Docht neben ihm stand.

Sein Geist war nicht in normalem Zustand. Ein gesunder Mensch denkt, fühlt und erinnert sich gewöhnlich an eine zahllose Menge von Dingen gleichzeitig und hat die Kraft und Gewalt, eine einzelne Kette dieser Gedanken oder Erscheinungen herauszugreifen und ihr seine ganze Aufmerksamkeit zu schenken. Ein gesunder Mensch kann sich aus tiefsten Grübeleien für einen Augenblick losreißen, um einem Eintretenden ein höfliches Wort zu sagen, dann aber sogleich wieder zu seinen Gedanken zurückkehren. Doch Fürst Andrejs Kopf war in dieser Beziehung nicht in normalem Zustand. Alle seine geistigen Kräfte waren reger und klarer denn je, aber sie arbeiteten ohne sein Zutun. Die allerverschiedensten Gedanken und Vorstellungen kamen gleichzeitig über ihn. Manchmal fing sein Hirn plötzlich mit solcher Kraft, Klarheit und Tiefe zu arbeiten an, wie es in gesundem Zustand niemals zu denken imstande gewesen war, plötzlich aber wurde es mitten in seiner Arbeit von irgendeiner unerwarteten Vorstellung unterbrochen und war nun nicht mehr imstande, zu den ersten Gedankengängen zurückzukehren.

Ja, ein neues Glück hat sich mir erschlossen, das dem Menschen nicht wieder genommen werden kann, dachte er, während er in der halbdunklen, stillen Hütte lag und mit fieberhaft offenen, starren

Augen vor sich hinsah. Ein Glück, das außerhalb aller materiellen Kräfte liegt, außerhalb aller äußeren Einflüsse auf den Menschen, ein Glück der Seele allein: das Glück der Liebe. Jeder Mensch kann es begreifen, doch sich dessen bewußt werden und es vorschreiben konnte nur Gott. Aber wie hat Gott dieses Gesetz vorgeschrieben? Und warum hat sein Sohn ...

Da riß dieser Gedankengang plötzlich ab, und Fürst Andrej hörte – er wußte nicht, ob es Wirklichkeit oder Fieberphantasie war –, wie etwas wie eine leise, flüsternde Stimme immer wieder gleichmäßig wiederholte: »i-piti-piti-piti« und dann: »i-titi« und wieder: »i-piti-piti-piti« und dann: »titi«. Und gleichzeitig mit den Geräuschen dieser flüsternden Musik hatte Fürst Andrej die Empfindung, als ob mitten auf seinem Gesicht ein merkwürdig luftiger Bau aus feinen kleinen Nadeln und Stäbchen errichtet würde. Er fühlte, daß er, so schwer ihm das auch fiel, ganz vorsichtig das Gleichgewicht halten mußte, damit das im Entstehen begriffene Gebäude nicht zusammenfiel, und doch stürzte es zusammen und wurde dann bei der gleichmäßig flüsternden Musik wieder aufgebaut.

Es dehnt sich, dehnt sich aus! Alles wächst und dehnt sich, sagte sich Fürst Andrej. Und während er dem Flüstern lauschte und fühlte, wie das Gebäude aus winzigen Nadeln wuchs und sich dehnte, sah er ab und zu den roten Lichtschein rings um die Kerze, hörte das Rascheln der Schaben und das Summen einer Fliege, die sich bald auf dem Kopfkissen, bald auf seinem Gesicht niederließ. Und jedesmal, wenn die Fliege sein Gesicht berührte, verursachte sie dort ein kitzelndes Gefühl, gleichzeitig aber wunderte er sich, daß die Fliege, die mitten in den Bereich des Baus auf seinem Gesicht hineinfiel, diesen nicht zerstörte. Und dann gab es da noch etwas Bedeutsames. Das war etwas Weißes an der Tür, eine Sphinxgestalt, die ihn wie ein schwerer Druck beunruhigte.

Vielleicht ist es ein Hemd von mir, das auf dem Tisch liegt, dachte Fürst Andrej. Das hier sind meine Beine, das ist die Tür; aber warum dehnt sich alles aus und tritt hervor? – »I piti-piti-piti i titi« und »piti-piti-piti ...«

»Genug, hör auf! Ich bitte dich, laß das!« bat Fürst Andrej jemanden mit schwerer Zunge. Und wieder tauchten jener Gedanke und jenes Gefühl mit außergewöhnlicher Klarheit und Kraft vor ihm auf.

Ja, die Liebe, dachte er wieder vollkommen deutlich, aber nicht jene Liebe, die man aus irgendeiner Absicht, zu irgendeinem Ziel oder aus irgendeinem Grund empfindet, sondern jenes Gefühl, wie ich es zum erstenmal empfand, als ich, dem Tode nah, meinen Feind erblickte und plötzlich Liebe für ihn fühlte. Das, was ich in jenem Augenblick empfunden habe, war eine Liebe, die den wahren Kern der Seele bildet und keines Gegenstandes bedarf. Und auch jetzt noch empfinde ich dieses beseligende Gefühl. Liebe deinen Nächsten, liebe deine Feinde, liebe alle, liebe Gott in allen seinen Offenbarungen. Um einen teuren Menschen zu lieben, dazu bedarf es nur menschlicher Liebe, doch seine Feinde kann man nur mit göttlicher Liebe lieben. Deshalb freute ich mich auch so, als ich fühlte, daß ich diesen Menschen liebte. Wie mag es ihm gehen? Ob er wohl noch am Leben ist? ...

Liebt man jemanden mit menschlicher Liebe, so kann sich diese Liebe in Haß verwandeln, göttliche Liebe aber ist unwandelbar. Nichts in der Welt, nicht einmal der Tod, kann sie zunichte machen. Sie ist das eigentliche Wesen der Seele. Wie viele Menschen habe ich in meinem Leben gehaßt! Und von allen Menschen habe ich keinen mehr geliebt und keinen mehr gehaßt als sie!

Lebhaft sah er Natascha vor sich, nicht so, wie er sie sich früher immer vorgestellt hatte: im Schmuck all der Reize, die ihn so entzückt hatten, sondern er stellte sich zum erstenmal ihre Seele vor. Und auf einmal hatte er Verständnis für ihre Gefühle, ihre Leiden, ihre Scham und ihre Reue. Zum erstenmal begriff er die ganze Härte seiner Absage, sah ein, wie grausam sein Bruch mit ihr war.

Wenn es mir nur möglich wäre, sie noch einmal zu sehen. Nur ein einziges Mal möchte ich noch in diese Augen sehen und ihr sagen ...

I piti-piti-piti i titi i piti-piti ... bum! machte die Fliege. Wieder wurde seine Aufmerksamkeit in eine andre Welt der Wirklichkeit und Phantasie hinübergelenkt, in der etwas Besonderes vor sich ging. Auch in dieser Welt wuchs immer noch, ohne einzustürzen, jenes luftige Gebäude, ganz ebenso dehnte sich alles aus, wie immer brannte die Kerze in demselben roten Lichtkreis, wie immer lag die Sphinx oder das Hemd an der Tür, doch außer diesem allen knarrte auf einmal etwas, es roch nach frischer Luft, und eine neue weiße Sphinx, eine stehende, erschien in der Tür. Und der Kopf dieser Sphinx hatte

dasselbe bleiche Gesicht, dieselben glänzenden Augen wie jene Natascha, an die er soeben gedacht hatte.

Ach, wie schwer zu ertragen sind doch diese ununterbrochenen Fieberphantasien! dachte Fürst Andrej, bemüht, dieses Gesicht aus seiner Einbildung zu verscheuchen. Aber es stand mit aller Kraft der Wirklichkeit vor ihm und kam näher auf ihn zu. Fürst Andrej wollte in seine frühere Welt des reinen Denkens zurückkehren, doch er konnte es nicht, der Fiebertraum zog ihn in seinen Bann. Die leise bebende Stimme fuhr in ihrem gleichmäßigen Geflüster fort, etwas legte sich lastend auf ihn, dehnte sich aus, aber das seltsame Gesicht verschwand nicht. Fürst Andrej raffte alle seine Kräfte zusammen, um zu sich zu kommen: er machte eine Bewegung, aber plötzlich fing es in seinen Ohren an zu singen, es wurde ihm dunkel vor den Augen, und wie ein Mensch, der im Wasser untergeht, verlor er die Besinnung.

Als er wieder zu sich kam, lag Natascha, jene selbe lebendige Natascha, die er vor allen Menschen auf der Welt am meisten mit jener neuen, reinen, göttlichen, ihm jetzt erst offenbar gewordenen Liebe zu umfassen strebte, vor ihm auf den Knien. Er begriff, daß dies die lebendige, wirkliche Natascha war, und wunderte sich nicht, sondern freute sich nur im stillen. Natascha lag vor ihm auf den Knien, blickte erschrocken und wie festgebannt – sie konnte sich nicht rühren – zu ihm empor und hielt den Atem an. Ihr Gesicht war bleich und starr. Nur die untere Hälfte zitterte leise.

Fürst Andrej seufzte erleichtert auf, lächelte und streckte ihr die Hand entgegen.

»Sie?« sagte er. »Welch ein Glück!«

Mit einer raschen, vorsichtigen Bewegung kam ihm Natascha auf den Knien näher, ergriff behutsam seine Hand, beugte ihr Gesicht darüber und küßte sie, wobei sie sie kaum mit den Lippen berührte.

»Verzeihen Sie!« sagte sie flüsternd, hob den Kopf und sah ihn an.
»Verzeihen Sie mir!«

»Ich liebe Sie«, erwiderte Fürst Andrej.

»Verzeihen Sie ...«

»Was hätte ich Ihnen zu verzeihen?« fragte er.

»Verzeihen Sie mir ... das ... was ich ... tat«, stammelte Natascha mit kaum hörbarem, abgerissenem Flüstern und küßte dabei immer wieder, fast ohne sie mit den Lippen zu berühren, seine Hand.

»Ich liebe dich mehr und besser als früher«, erwiderte Fürst Andrej und hob mit seiner Hand ihr Gesicht so, daß er ihr in die Augen sehen konnte.

Diese Augen waren mit Tränen des Glückes gefüllt und sahen schüchtern mitleidig und freudig liebend zu ihm empor. Nataschas mageres, bleiches Gesicht mit den gedunsenen Lippen war nichts weniger als schön, es sah furchterregend aus. Doch Fürst Andrej sah dieses Gesicht nicht, er sah nur die strahlenden Augen, und die waren schön.

Hinten im Zimmer hörte man reden. Pjotr, der Kammerdiener, der jetzt aus dem Schlaf ganz zu sich gekommen war, hatte den Arzt geweckt. Timochin, der vor Schmerzen die ganze Zeit über nicht geschlafen hatte, hatte schon lange alles, was da vorging, beobachtet, seinen unbedeckten Körper ängstlich in die Decke gehüllt und sich auf der Bank so klein wie nur möglich gemacht.

»Was ist denn das?« fragte der Doktor, indem er sich von seinem Lager erhob. »Bitte gehen Sie hinaus, Fräulein!«

In diesem Augenblick klopfte an die Tür eine Zofe, die die Gräfin geschickt hatte, um die Tochter zu holen.

Wie eine Nachtwandlerin, die mitten aus ihren Träumen aufgeschreckt wird, ging Natascha aus dem Zimmer, kehrte in ihre Hütte zurück und sank schluchzend auf ihr Bett nieder.

Seit jenem Tag wich Natascha während der ganzen weiteren Reise der Rostows bei allen Rast- und Nachtlagern nicht von der Seite des verwundeten Bolkonskij, und der Arzt mußte zugeben, daß er solche Beständigkeit und Geschicklichkeit in der Krankenpflege von einem so jungen Mädchen nicht erwartet hätte.

Wie furchtbar der Gräfin auch der Gedanke schien, daß Fürst Andrej unterwegs in den Armen ihrer Tochter sterben könne, was nach den Worten des Arztes sehr wahrscheinlich war, so konnte sie Natascha doch nicht zurückhalten. Obgleich bei den jetzt wiederhergestellten nahen Beziehungen zwischen dem verwundeten Fürsten und Natascha der Gedanke nahe lag, daß im Fall einer Genesung das frühere Verhältnis von Bräutigam und Braut erneuert werde, so sprach

doch kein Mensch davon, am wenigsten Natascha und Fürst Andrej selbst. Die Frage über Leben und Tod, die nicht nur über Bolkonskij, sondern auch über ganz Rußland noch unentschieden schwebte, rückte alle übrigen Pläne in den Hintergrund.

Pierre wachte am 3. September spät auf. Der Kopf tat ihm weh, die Kleider, die er beim Schlafen nicht abgelegt hatte, beengten ihm den Körper, und auf seiner Seele lastete das trübe Bewußtsein von etwas Beschämendem, das sich am Tag vorher ereignet hatte. Dieser beschämende Vorfall war sein gestriges Gespräch mit Hauptmann Remballe.

Die Uhr zeigte elf, doch schien es draußen noch auffallend düster zu sein. Pierre stand auf, rieb sich die Augen, und als er die Pistole mit dem geschnitzten Schaft sah, die Gerassim wieder auf den Schreibtisch gelegt hatte, fiel ihm endlich ein, wo er sich befand und was ihm gerade heute bevorstand.

Komme ich etwa schon zu spät? dachte Pierre. Nein. Wahrscheinlich hält er seinen Einzug in Moskau nicht vor zwölf Uhr.

Pierre nahm sich nicht Zeit, darüber nachzudenken, was ihm bevorstand, sondern beeilte sich, so bald wie möglich zu handeln.

Nachdem er seinen Anzug geordnet hatte, nahm er die Pistole zur Hand und schickte sich an fortzugehen. Doch da kam ihm zum erstenmal der Gedanke, wie er denn diese Waffe auf der Straße tragen solle, er konnte sie doch wohl nicht offen in die Hand nehmen. Sogar unter dem weiten Kaftan war es schwierig, die große Pistole zu verbergen. Weder im Gürtel noch unter dem Arm konnte er sie unterbringen, ohne daß man sie bemerkt hätte. Außerdem war die Pistole jetzt abgeschossen, und Pierre hatte noch keine Zeit gehabt, sie wieder zu laden. Auch gut, dann nehme ich eben den Dolch, sagte sich Pierre, obgleich er wiederholt, während er die Ausführung seiner Absicht überdacht hatte, zu der Überzeugung gekommen war, daß der Hauptfehler des Studenten im Jahre 1809 darin bestanden hatte, daß er Napoleon mit einem Dolch hatte ermorden wollen. Doch als bestünde Pierres Hauptziel nicht darin, die beabsichtigte Tat auszuführen, sondern darin, sich selber zu zeigen, daß er vor seiner Absicht nicht zurückschrecke und alles zu deren Ausführung tue, nahm er eilig den am Sucharewturm zusammen mit der Pistole gekauften, stumpfen, schartigen Dolch in grüner Scheide und verbarg ihn unter der Weste.

Nachdem Pierre seinen Kaftan umgürtet und eine Mütze aufgesetzt hatte, ging er, bemüht, keinen Lärm zu machen und dem Hauptmann nicht zu begegnen, den Korridor entlang und trat auf die Straße hinaus.

Jene Feuersbrunst, die er am Abend vorher so gleichgültig beobachtet hatte, war über Nacht bedeutend größer geworden. Moskau brannte bereits an mehreren Enden. Es brannte gleichzeitig in den Wagenmagazinen, in Samoskworetschje²⁰⁶, im Basar, in der Powarskaja²⁰⁷, in den Barken auf der Moskwa, auf dem Holzmarkt und in der Nähe der Dorogomilowbrücke.

Pierres Weg führte durch Nebenstraßen in die Powarskaja, von hier nach dem Arbat²⁰⁸ zur Nikolaj-Jawlenny-Kirche, in deren Nähe er schon lange den Platz bestimmt hatte, wo er seine Tat ausführen wollte. An den meisten Häusern waren die Tore und Fensterläden geschlossen. Alle Straßen und Gassen waren leer. Die Luft roch nach Brand und Rauch. Mitunter begegnete er Russen mit unruhigen, scheuen Gesichtern und Franzosen, die mitten auf den Straßen gingen, als befänden sie sich in einem Lager, nicht in einer Stadt. Doch sowohl die einen als auch die anderen sahen Pierre mit Verwunderung an. Die Russen staunten ihn an, nicht nur, weil er so groß und dick war und sein Gesicht und seine ganze Gestalt einen so eigentümlich finster gesammelten und leidenden Ausdruck zeigte, sondern auch weil sie sich darüber nicht klar werden konnten, welchem Stand dieser Mann angehören mochte. Die Franzosen dagegen verfolgten Pierre besonders deshalb mit den Augen, weil er ihnen im Gegensatz zu allen anderen Russen, die die Franzosen erschrocken und neugierig anstarrten, nicht die geringste Aufmerksamkeit schenkte. Bei dem Tor eines Hauses hielten drei Franzosen, die dort mit russischem Gesinde verhandelten, das sie nicht verstand, Pierre an und fragten ihn, ob er Französisch verstehe.

Pierre schüttelte verneinend den Kopf und ging weiter. In einer anderen Seitengasse rief ihn eine Wache an, die neben einem Munitionswagen stand, und Pierre begriff erst nach wiederholtem, drohendem Anruf und beim Klirren des Gewehrs, das der Posten in die Hand nahm, daß er auf die andere Seite der Straße hinübergehen sollte. Er hörte und sah nichts von dem, was um ihn vorging. Wie etwas Furchtbares und ihm selber Fremdes trug er seine Absicht in Hast und Grauen mit sich herum, immer in Angst, sie könne ihm noch

einmal irgendwie abhanden kommen, wie ihn die Erfahrung der vergangenen Nacht gelehrt hatte. Aber es sollte Pierre nicht beschieden sein, seine Stimmung unversehrt bis an den Ort zu bringen, wohin er sich begab. Wenn er auch durch nichts unterwegs aufgehalten worden wäre, hätte er seine Absicht doch schon deshalb nicht ausführen können, weil Napoleon schon vier Stunden vorher durch die Dorogomilowvorstadt über den Arbatsplatz in den Kreml eingezogen war und augenblicklich in höchst finsterner Laune im Arbeitszimmer des Zaren im Kremlpalast saß und eingehende, umständliche Befehle über die Maßnahmen erteilte, die unverzüglich zur Löschung des Brandes, zur Beruhigung der Einwohner und gegen das Marodieren der Soldaten getroffen werden sollten. Doch Pierre wußte das nicht. Ganz eingenommen von dem, was ihm bevorstand, quälte er sich, wie sich eben Menschen quälen, die hartnäckig eine unmögliche Tat vollbringen wollen, unmöglich nicht wegen der Schwierigkeiten, sondern weil diese Tat ihrer ganzen Natur zuwiderläuft, quälte sich mit der Angst, daß er im entscheidenden Augenblick schwach werden und infolgedessen die Achtung vor sich selbst verlieren werde.

Doch obgleich er um sich herum nichts hörte und sah, wählte er instinktiv den richtigen Weg und irrte sich nicht in den Nebengäßchen, die ihn nach der Powarskaja führten.

Je näher Pierre der Powarskaja kam, um so dichter und dichter wurde der Rauch, und sogar die Hitze der Feuersbrunst war zu spüren. Ab und zu züngelte eine Flamme über die Hausdächer hinweg. Eine große Volksmenge hatte sich in den Straßen versammelt, alle befanden sich in äußerster Erregung. Wenn Pierre auch fühlte, daß etwas Außergewöhnliches um ihn herum vorging, so legte er sich doch keine Rechenschaft davon ab, daß er sich dem Brand näherte. Während er einen Fußweg entlang über einen großen, un bebauten Platz ging, der an der einen Seite bis an die Powarskaja, an der anderen bis zu den Gärten am Haus des Fürsten Grusinskij reichte, hörte Pierre plötzlich neben sich das verzweifelte Weinen einer Frau. Er blieb stehen, wie wenn er aus tiefem Schlaf zu sich käme, und hob den Kopf.

Neben dem Fußweg, auf dem vertrockneten, staubigen Gras waren Haufen von Hausrat aufgetürmt: Federbetten, Samoware, Heiligenbilder und Kisten und Kasten. Auf der Erde neben den Kisten und Kasten saß eine nicht mehr junge, hagere Frau mit langen, vorstehen-

den Oberzähnen, bekleidet mit einem schwarzen Umhang und einem Häubchen. Diese Frau sprach immer etwas vor sich hin, schüttelte den Kopf und weinte bitterlich. Zwei Mädchen von zehn bis zwölf Jahren in schmutzigen kurzen Kleidern und Saloppen sahen die Mutter mit blassen, erschrockenen Gesichtern ratlos an. Ein kleinerer Knabe von etwa sieben Jahren in weiter Jacke und großer Mütze, die ihm gar nicht zu gehören schienen, weinte in den Armen einer alten Kinder-
muhme. Eine barfüßige, schmutzige Magd saß auf einem Koffer, hatte ihren blonden Zopf aufgelöst, zupfte die angebrannten Haare heraus und roch daran. Der Mann, ein kleiner, etwas verwachsener Mensch in Vizeuniform mit radförmigem Backenbart und glatt gestrichenem Schläfenhaar, das unter der gerade aufgesetzten Mütze sichtbar war, rückte mit starrer Miene die Kisten auseinander, die eine auf der anderen standen, und zog ein paar Kleidungsstücke darunter hervor.

Als die Frau Pierre erblickte, warf sie sich ihm fast zu Füßen. »Ach, ihr lieben Leute, ihr rechtgläubigen Christen, rettet doch, helft doch, ihr Lieben! ... Wenn doch einer helfen wollte! ...« fügte sie unter Schluchzen hinzu. »Mein Kindchen! ... Mein Töchterchen! ... Mein kleinstes Mädchen ist zurückgeblieben! ... Es verbrennt! Oh! Habe ich sie dazu große ... Oh!«

»Hör doch auf, Marja Nikolajewna«, wandte sich der Mann mit sanfter Stimme an die Frau, offenbar nur, um sich vor dem Fremden zu rechtfertigen. »Die Schwester muß ja das Kind mitgenommen haben, wo sollte es denn sonst sein?« fügte er hinzu.

»Du roher Patron, du Bösewicht!« schrie die Frau grimmig und hörte plötzlich auf zu weinen. »Du hast kein Herz im Leibe, nicht einmal mit deinem eignen Kindchen hast du Mitleid. Ein anderer hätte es schon lange aus dem Feuer geholt. Aber du bist eben ein roher Patron und kein Mensch, kein Vater. Sie sind ein edler Herr«, wandte sich die Frau in hastiger Rede und schluchzend an Pierre. »Es brannte nebenan und griff dann zu uns über. Auf einmal schreit die Magd: ›Es brennt!‹ Wir rafften zusammen, was wir können. So wie wir sind, stürzen wir davon ... Das ist alles, was wir mitschleppen konnten ... Die Heiligenbilder und das Bett, das meine Mitgift war, alles andere ist verloren. Ich greife nach den Kindern, meine kleine Katja fehlt. Ooo! O großer Gott!...« Und wieder fing sie an zu schluchzen. »Mein Kindchen, mein Kindchen, es verbrennt, verbrennt!«

»Aber wo ist es denn? Wo ist es denn geblieben?« fragte Pierre.

Als die Frau sah, wie Pierres Gesicht lebhafter wurde, begriff sie, daß dieser Mensch ihr helfen könne.

»Lieber Herr! Väterchen!« rief sie und umfaßte seine Knie. »Mein Wohltäter, geben Sie meinem Herzen die Ruhe wieder ... Aniska, du abscheuliches Ding, geh, zeig ihm den Weg!« rief sie der Magd zu und riß im Zorn den Mund so weit auf, daß ihre langen Zähne noch sichtbarer wurden.

»Führ mich hin, führ mich hin, ich ... ich ... ich will es tun«, sagte Pierre hastig mit stockender Stimme.

Die schmutzige Magd kam hinter den Kisten hervor, steckte den Zopf auf, seufzte und ging mit ihren plumpen, nackten Füßen auf dem Fußweg voran. Pierre hatte das Gefühl, als wäre er plötzlich aus schwerer Betäubung wieder zum Leben erwacht. Er hob den Kopf höher, aus seinen Augen strahlte lebensvoller Glanz. Mit schnellen Schritten ging er hinter dem Mädchen her, holte sie ein und trat auf die Powarskaja.

Die ganze Straße war in eine dichte, schwarze Rauchwolke gehüllt, aus der hier und da eine grelle Flamme züngelte. Ein dichter Volkshaufe umdrängte die Brandstätte. Mitten auf der Straße stand ein französischer General und sprach auf die ihn umgebende Menge ein. Pierre wollte, von dem Dienstmädchen geleitet, auf die Stelle zugehen, wo der General stand, aber französische Soldaten hielten ihn an.

»On ne passe pas!« schrie ihm eine Stimme zu.

»Hierher, Onkelchen«, rief ihm das Mädchen zu. »Wir gehen durch die Gasse bei Nikolins durch.«

Pierre kehrte um und folgte dem Mädchen, mitunter im Laufschrift, um ihr nachzukommen. Das Mädchen lief quer über die Straße, schlug links eine Seitengasse ein, rannte an drei Häusern vorüber und bog dann rechts in einen Torweg.

»Hier ist es gleich«, sagte sie.

Sie lief über den Hof, öffnete das Pfortchen eines Lattenzaunes, blieb stehen und zeigte Pierre ein kleines, hölzernes Seitengebäude, das lichterloh brannte. Die eine Seite dieses Häuschens war eingestürzt, die andere brannte, und grell schlugen die Flammen aus den Fensterhöhlen und unter dem Dach hervor.

Als Pierre durch das Pfortchen getreten war, schlug ihm eine solche Glut entgegen, daß er unwillkürlich stehenblieb.

»Welches ... welches ist euer Haus?« fragte er.

»O-o-och!« heulte das Mädchen und zeigte auf das Seitengebäude.

»Dieses dort, das war unsere Wohnung. Es ist verbrannt, unser Goldkind. Katja, mein süßes Herzchen, o-o-och!« heulte Aniska, die beim Anblick des Feuers das Bedürfnis empfand, ihre Gefühle zum Ausdruck zu bringen.

Pierre eilte auf das Seitengebäude zu, aber die Hitze war so groß, daß er unwillkürlich einen Bogen machte und an ein großes Haus kam, das erst auf einer Seite vom Dach aus brannte. Rundherum wimmelte es von Franzosen. Anfänglich begriff Pierre gar nicht, was diese Franzosen hier machten, die sich mit etwas herumschleppten, als er aber dann einen von ihnen dicht vor sich sah, der mit stumpfem Seitengewehr auf einen Bauern einhieb und ihm einen Fuchspelz wegnahm, kam es Pierre dunkel zum Bewußtsein, daß die Franzosen hier plünderten. Aber er hatte keine Zeit, sich bei diesem Gedanken aufzuhalten.

Das Krachen und Knacken der einstürzenden Wände und Decken, das Zischen und Prasseln der Flammen, das aufgeregte Schreien der Menge, der Anblick der Rauchwolken, die bald schwarz und dicht geballt, bald hell auseinanderfließend hin und her wogten, des leuchtenden Funkensprühens, der bald in dichten roten Garben, bald in goldenen Schuppen an den Wänden empor laufenden Flammen, der Eindruck der Glut, des Rauches und der Schnelligkeit aller dieser Vorgänge – dies alles übte auf Pierre dieselbe aufregende Wirkung aus, die eine Feuersbrunst auszulösen pflegt, und wirkte auf Pierre noch deshalb so besonders stark, weil er sich beim Anblick dieser Feuersbrunst von seinen schweren Gedanken befreit fühlte. Er fühlte sich jung, heiter, gewandt und entschlossen. Von dem großen Haus her war er an das Seitengebäude herangekommen und wollte eben in den Teil, der noch stand, eindringen, als er gerade über seinem Kopf das Schreien einiger Stimmen hörte und gleich darauf das Krachen und Poltern eines schweren Gegenstandes, der neben ihm niederfiel.

Pierre sah sich um und erblickte in den Fenstern des Hauses Franzosen, die einen Kommodenkasten herausgeworfen hatten, der mit

lauter Metallgegenständen angefüllt war. Andere französische Soldaten, die unten standen, traten auf den Kasten zu.

»Eh bien, was will denn der noch hier?« schrie einer der Franzosen Pierre an.

»Es ist noch ein Kind im Haus. Haben Sie nicht ein Kind gesehen?« fragte Pierre auf französisch.

»Tiens, was fabuliert der da? Pack dich!« antwortete ihm eine Stimme, und einer der Soldaten, der offenbar Angst hatte, Pierre könne auf den Gedanken kommen, ihnen das Silber und die Bronzen, die in dem Kasten waren, wegzunehmen, schritt drohend auf ihn zu.

»Ein Kind?« schrie von oben ein Franzose. »Ich habe im Garten etwas wimmern hören. Vielleicht ist das dem guten Mann sein Bengel. Da muß man menschlich sein, voyez-vous ...«

»Wo ist es? Wo ist es?« fragte Pierre.

»Dort! Dort!« schrie ihm der Franzose aus dem Fenster zu und zeigte auf einen Garten, der hinter dem Haus lag. »Warten Sie, ich komme herunter.«

Und wirklich sprang einen Augenblick darauf der Franzose, ein schwarzer Bursche mit einem Fleck auf der Backe, nur mit einem Hemd bekleidet, aus einem Fenster des unteren Stockwerkes, klopfte Pierre auf die Schulter und lief mit ihm in den Garten.

»Macht schnell, ihr andern!« rief der Franzose seinen Kameraden zu. »Es fängt an, schwül zu werden.«

Der Franzose lief auf einem sandbestreuten Weg hinter das Haus, zog Pierre an der Hand hinter sich her und zeigte auf einen runden Platz. Unter einer steinernen Bank saß dort, ein etwa dreijähriges Mädchen in einem rosa Kleidchen.

»Da ist ja ihr kleiner Bengel. Ah, ein Mädchel, um so besser«, rief der Franzose. »Au revoir, mon gros. Man muß menschlich sein. Wir müssen ja alle einmal sterben, voyez-vous«, und damit lief der Soldat mit dem Fleck auf der Backe zu seinen Kameraden zurück.

Vor Freude ganz außer Atem rannte Pierre auf die Kleine zu und wollte sie auf den Arm nehmen. Doch als das skrofulöse, wenig hübsche Kind, das der Mutter ähnlich sah, den fremden Mann erblickte, fing es an zu schreien und wollte weglaufen. Aber Pierre ergriff es und nahm es auf den Arm. Die Kleine kreischte zornig und

verzweifelt auf und suchte sich mit ihren kleinen Händen aus Pierres Armen loszureißen und ihn mit ihrem rotzigen Mund zu beißen. Pierre überkam ein Gefühl des Entsetzens und Ekels, wie er es ähnlich bei der Berührung mancher kleiner Tiere empfand. Er mußte sich Gewalt antun, um das Kind nicht wieder von sich zu lassen, und lief mit ihm auf das große Haus zu. Doch schon war es nicht mehr möglich, auf demselben Weg zurückzugelangen; das Dienstmädchen Aniska war nicht mehr da, und so preßte Pierre mit einem aus Mitleid und Abscheu gemischten Gefühl das jämmerlich schluchzende Kind, das sich naß gemacht hatte, so zart wie möglich an sich und lief mit ihm durch den Garten, um einen andern Ausgang zu suchen.

Nachdem Pierre um Höfe und Gassen herumgelaufen und mit seiner Last wieder bis zum Garten des Fürsten Grusinskij an der Ecke der Powarskaja zurückgekehrt war, erkannte er im ersten Augenblick die Stelle, von wo aus er nach dem Kind gelaufen war, nicht wieder, so dicht war alles mit Menschen und aus den Häusern herausgeschlepptem Hausrat vollgestopft.

Außer den russischen Familien, die sich mit all ihrer Habe vor der Feuersbrunst gerettet hatten, befanden sich hier auch verschiedene französische Soldaten in den verschiedensten Umformen. Pierre achtete nicht auf sie. Er suchte in aller Hast die Beamtenfamilie, um der Mutter das Kind wiederzugeben und dann noch andere retten zu können. Ihm war, als müsse er noch viel mehr und alles so schnell wie möglich tun. Von der Glut und vom Laufen erhitzt, empfand er jetzt noch stärker jenes Gefühl des Jugendmutes, der Lebensfrische und Entschlossenheit, das in dem Augenblick, als er fortlief, um das Kind zu retten, über ihn gekommen war. Das kleine Mädchen war jetzt still geworden, hielt sich mit seinen Händchen an Pierres Kaftan fest, saß auf seinem Arm und sah sich wie ein scheues Tierchen um. Pierre sah die Kleine ab und zu an und lächelte leicht. Ihm war, als sähe er etwas rührend Unschuldiges in diesem erschrockenen, kranken Gesichtchen.

Doch weder der Beamte noch seine Frau befanden sich an der alten Stelle. Mit hastigen Schritten ging Pierre zwischen der Volksmenge durch und sah sich die verschiedenen Gesichter an, auf die er stieß. Unwillkürlich fiel ihm eine grusinische oder armenische Familie auf: ein schöner alter Mann von orientalischem Gesichtstypus, der eine neubezogene Pelzjacke und neue Stiefel trug, ein altes Weib vom selben Typus und eine junge Frau. Dieses noch sehr junge Weib erschien Pierre als vollkommene orientalische Schönheit mit ihren kühn geschwungenen, bogenförmigen, schwarzen Brauen und dem auffallend zart rot gefärbten, schönen, ovalen und ausdruckslosen Gesicht. Auf diesem Platz, mitten in der Menge und dem wirren Hausrat, erinnerte sie in ihrer reichen Atlassaloppe und dem grell lila Kopftuch an eine zarte Treibhauspflanze, die man auf den Schnee hinausgeworfen hat. Sie saß auf einem Bündel dicht hinter der Alten

und hielt ihre starren, großen, schwarzen, von langen Wimpern beschatteten Augen zu Boden gerichtet. Sie wußte offenbar, daß sie schön war, und fürchtete sich aus diesem Grund. Ihr Gesicht fiel Pierre auf, und während er in aller Eile am Zaun entlang ging, sah er sich mehrmals nach ihr um.

Als Pierre bis ans Ende des Zaunes gekommen war und doch die, die er suchte, nicht gefunden hatte, blieb er stehen und sah sich um. Die große Gestalt mit dem Kind auf dem Arme trat hier mehr hervor als bisher, und verschiedene Russen, Männer und Frauen, versammelten sich um ihn.

»Sie haben wohl jemanden verloren, lieber Herr? Sie sind wohl selbst von Adel, nicht wahr? Wem gehört denn das Kind?« fragten sie ihn.

Pierre erwiderte, das Kind gehöre einer Frau in schwarzer Saloppe, die mit ihren Kindern an dieser Stelle gesessen habe, und fragte, ob niemand wisse, wohin sie gegangen sei.

»Das können nur die Anferows gewesen sein«, sagte ein alter Diakon zu einem pockennarbigen Weib. »Herr, erbarme dich unser, erbarme dich unser!« fügte er in gewohntem Baß hinzu.

»Ach wo, die Anferows«, entgegnete das Weib. »Die Anferows sind schon heute morgen weggefahren. Das ist entweder der Marja Nikolajewna oder der Iwanowa ihrs.«

»Er spricht doch von einer Frau, Marja Nikolajewna aber ist eine Dame«, wandte ein Hausdiener ein.

»Sie kennen sie sicher, sie hat lange Zähne und ist sehr mager«, erklärte Pierre.

»Dann ist es Marja Nikolajewna. Die sind in den Garten gegangen, als diese Wölfe hier einfielen«, erzählte, auf die Franzosen zeigend, das alte Weib.

»Großer Gott, erbarme dich unser«, fügte wieder der Diakon hinzu.

»Gehen Sie nur dort durch, da sind sie. Da ist auch die Frau. Halbtot hat sie sich geweint«, rief wieder die Alte. »Da ist sie. Dort herum müssen Sie gehen!«

Aber Pierre hörte nicht mehr auf sie. Schon seit einigen Augenblicken beobachtete er, ohne ein Auge abzuwenden, das, was einige Schritte von ihm entfernt vor sich ging. Er beobachtete die armenische

Familie und zwei französische Soldaten, die auf sie zugen. Einer der Soldaten, ein kleiner, gewandter Bursche, trug einen blauen Mantel, um den er einen Strick geschlungen hatte; auf dem Kopf hatte er eine Zipfelmütze, seine Füße waren nackt. Der andere, der Pierre besonders auffiel, war ein langer, dünner, krummer, blonder Mensch mit langsamen Bewegungen und idiotischem Gesichtsausdruck. Er trug einen Friesmantel, blaue Hosen und große, zerrissene Schaftstiefel. Der kleinere Franzose im blauen Mantel, der keine Stiefel anhatte, ging auf die Armenier zu, faßte, indem er irgend etwas sagte, den Alten am Bein, und der Greis schickte sich sogleich hastig an, seine Stiefel auszuziehen. Der andere im Friesmantel blieb, die Hände in den Hosentaschen, vor der schönen Armenierin stehen und sah sie stumm und unbeweglich an.

»Nimm das Kind, nimm es«, sagte Pierre hastig und befehlend zu dem alten Weib und gab ihr die Kleine hin. »Gib es ihnen, gib es ihnen!« schrie er die Alte fast an, setzte das kleine Mädchen, das wieder zu schreien anging, auf die Erde und blickte sich wieder nach den Franzosen und der armenischen Familie um.

Der Greis saß nun schon barfuß da. Der kleine Franzose hatte ihm beide Stiefel ausgezogen und klopfte diese eben gegeneinander. Der Alte sagte mit heiserer Stimme etwas, aber Pierre warf ihm nur einen kurzen Blick zu: seine ganze Aufmerksamkeit war jetzt auf den Franzosen im Friesmantel gerichtet, der sich indessen langsam und schwankend der jungen Frau genähert hatte, die Hand aus der Tasche zog und ihr an den Hals griff.

Die schöne Armenierin saß immer noch in derselben starren Haltung da und hielt die langen Wimpern gesenkt, als sähe und fühlte sie nicht, was der Franzose ihr antat.

Während Pierre die wenigen Schritte durcheilte, die ihn von den Soldaten trennten, hatte der lange Marodeur im Friesmantel schon der Armenierin das Geschmeide entrissen, das sie am Halse trug. Die junge Frau fuhr mit den Händen hoch und schrie durchdringend auf.

»Laß diese Frau!« schrie Pierre mit heiserer, wütender Stimme, faßte den langen, krummen Soldaten an der Schulter und stieß ihn beiseite.

Der Soldat fiel hin, stand wieder auf und riß aus. Doch sein Kamerad warf die Stiefel beiseite, legte die Hand an das Seitengewehr und ging drohend auf Pierre zu.

»Voyons, pas de betises!« schrie er ihm zu.

Pierre befand sich in einem wahren Taumel der Wut, der ihn alles vergessen machte und seine Kräfte verzehnfachte. Er stürzte auf den Soldaten ohne Stiefel zu, und ehe dieser Zeit gehabt hatte, sein Seitengewehr zu ziehen, hatte er ihn bereits zu Boden geworfen und trommelte mit den Fäusten auf ihn los. Beifällige Zurufe ertönten aus der umstehenden Menge. Doch im selben Augenblick kam eine reitende Patrouille französischer Ulanen um die Ecke. Sie ritten im Trab auf Pierre und den Franzosen zu und umringten die beiden. Von alledem, was weiter geschah, wußte Pierre später nichts mehr. Er erinnerte sich nur, daß er auf jemanden eingeschlagen hatte, wieder geschlagen worden war und zuletzt gefühlt hatte, wie ihm die Hände gebunden worden waren und der Trupp französischer Soldaten um ihn herumgestanden und seine Kleider durchsucht hatte.

»Er hat einen Dolch, Herr Leutnant«, waren die ersten Worte, die Pierre wieder verstand.

»Ah, eine Waffe«, sagte der Offizier und wandte sich dann an den barfüßigen Soldaten, der mit Pierre zusammen festgenommen worden war. »C'est bon, du wirst das alles vor dem Kriegsgericht aussagen.« Darauf drehte er sich wieder nach Pierre um: »Sprechen Sie Französisch?«

Pierre sah sich mit blutunterlaufenen Augen rings um und gab keine Antwort. Offenbar machte sein Gesicht einen furchtbaren Eindruck, denn der Offizier gab flüsternd einen Befehl, worauf sich noch vier Ulanen von dem Trupp loslösten und rechts und links von Pierre aufstellten.

»Sprechen Sie Französisch?« fragte der Offizier noch einmal, hielt sich aber etwas abseits von ihm. »Ruft den Dolmetscher.«

Aus den Reihen trat ein kleiner Mann in russischem Zivilanzug. An Kleidung und Sprache erkannte Pierre in ihm sofort einen Franzosen aus einem Moskauer Geschäft.

»Er sieht nicht aus wie ein Mann aus dem Volk«, sagte der Dolmetscher, nachdem er sich Pierre angesehen hatte.

»Oh, oh, er kommt mir ganz wie ein Brandstifter vor«, erwiderte der Offizier. »Fragen Sie ihn, was er ist«, fügte er hinzu.

»Wer bist du?« fragte der Dolmetscher. »Du mußt der Obrigkeit antworten.«

»Ich werde euch nicht sagen, wer ich bin«, antwortete Pierre plötzlich auf französisch. »Ich bin euer Gefangener. Führt mich fort.«

»Ah! Ah!« machte der Offizier und zog die Stirn kraus. »Märchens!«

Eine dichte Menge hatte sich um die Ulanen versammelt. In Pierres nächster Nähe stand das pockennarbige alte Weib mit dem kleinen Mädchen, und als sich der Trupp in Bewegung setzte, lief diese mit.

»Wohin führen sie dich denn, mein Täubchen?« sagte sie zu Pierre. »Und die Kleine, was soll ich mit der machen, wenn es nun nicht denen ihre ist?«

»Was will denn die Frau?« fragte der Offizier.

Pierre war wie trunken. Seine taumelnde Begeisterung wurde beim Anblick dieses Kindes, das er gerettet hatte, noch größer.

»Was sie sagt?« wiederholte er. »Sie bringt mir mein Töchterchen, das ich aus den Flammen gerettet habe«, fuhr er fort. »Leb wohl!« und ohne selber zu wissen, warum ihm diese zwecklose Lüge entschlüpft war, ging er mit entschlossenen, feierlichen Schritten zwischen den Franzosen her.

Diese französische Patrouille war eine von denen, die auf Duroneis Befehl durch verschiedene Straßen Moskaus ausgesickt worden waren, um Plündereien zu verhindern, vor allem aber um die Brandstifter abzufassen, die nach einer an diesem Tag bei den höchsten französischen Offizieren allgemein verbreiteten Ansicht die Ursache der Feuersbrunst waren. Die Patrouille durchritt noch einige andere Straßen und fing dabei noch etwa fünf verdächtige Russen ab: einen Kaufmann, zwei Seminaristen, einen Bauer und einen Hausknecht und noch ein paar Plünderer. Doch von allen diesen unsicheren Kunden kam ihnen Pierre am verdächtigsten vor. Als man sie alle für die Nacht in ein großes Haus am Subowskijwall gebracht hatte, wo die Hauptwache untergebracht war, wurde Pierre unter strenger Bewachung gesondert eingesperrt.

ZWÖLFTER TEIL

In Petersburgs höchsten Kreisen wurde unterdessen mit noch hitzigerem Eifer denn je der verwickelte Kampf zwischen der Franzosenpartei Rumjanzews und der Partei Marja Fjodorownas, des Großfürsten und Thronfolgers und anderer ausgefochten, wobei das Pauken und Trompeten höfischer Drohnen wie immer den Hauptspektakel machte. Dabei ging das ruhige, üppige Petersburger Leben, das nur nach den trügerischen Spiegelbildern des Daseins haschte, seinen alten Gang weiter, und allen denen, die in dieses Leben verstrickt waren, kostete es große Anstrengung, sich der Gefahr und schwierigen Lage bewußt zu werden, in der sich das russische Volk befand. Dieselben Empfänge, dieselben Bälle, dasselbe französische Theater, dieselben Hof- und Dienstangelegenheiten, dieselben Intrigen nahmen das Interesse aller gefangen. Nur in den allerhöchsten Kreisen gab man sich Mühe, der bösen Gegenwart eingedenk zu sein. Flüsternd erzählte man sich, wie verschieden die beiden Kaiserinnen in der so schwierigen Lage vorgingen. Die Kaiserin-Mutter Marja Fjodorowna hatte, besorgt um das Wohl der unter ihrem Protektorat stehenden Wohltätigkeitsanstalten und Erziehungsinstitute, ihre Verlegung nach Kasan angeordnet, und die Sachen dieser Anstalten waren bereits gepackt. Kaiserin Jelisaweta Alexejewna dagegen hatte auf die Frage, was für Anordnungen sie zu treffen gedenke, mit dem ihr eigenen patriotischen Empfinden zur Antwort gegeben: über staatliche Anstalten könne sie nicht verfügen, das stehe allein dem Kaiser zu, was sie persönlich aber betreffe, so könne sie nur sagen, daß sie die letzte sein werde, die Petersburg verlasse.

Am 26. August, also am Tag der Schlacht bei Borodino, fand bei Anna Pawlowna eine Abendgesellschaft statt, deren wirkungsvollster Teil die Vorlesung eines Briefes sein sollte, den der Metropolit bei Übersendung eines Bildes des heiligen Sergius an den Kaiser geschrieben hatte. Dieser Brief wurde als Muster patriotischer und geistlicher Beredsamkeit angesehen. Zu Gehör bringen sollte ihn Fürst Wassilij selbst, der durch seine Vorlesekunst so berühmt war, daß er sogar der Kaiserin häufig vorlesen mußte. Seine Kunst bestand darin, daß er die Worte laut und singend, bald wie ein Verzweifelter brüllend, bald wie ein Verliebter schmachtend, ganz unabhängig von

ihrer Bedeutung, aber melodisch dahinfließen ließ, so daß es ganz dem Zufall überlassen blieb, ob ein Wort verzweifelt gebrüllt, ein anderes zärtlich geflüstert wurde. Dieser Abend mit der Vorlesung des Briefes war, wie alle Gesellschaften bei Anna Pawlowna, von politischer Bedeutung. Es wurden mehrere wichtige Persönlichkeiten erwartet, die, weil sie immer noch das französische Theater besucht hatten, beschämt und zu patriotischer Gesinnung bekehrt werden sollten. Viele Menschen hatten sich bei Anna Pawlowna schon eingefunden, doch erblickte sie in ihrem Salon noch nicht alle diejenigen, die sie brauchte, und deshalb fing man mit der Vorlesung noch nicht an, sondern führte nur allgemeine Gespräche.

Das Neueste vom Tage war heute in Petersburg das Unwohlsein der Gräfin Besuchowa. Die schöne Helene war vor einigen Tagen plötzlich krank geworden und hatte mehrere Gesellschaften, deren Zierde sie sonst immer zu sein pflegte, absagen müssen. Es verlautete, daß sie auch selber niemanden empfangen und sich nicht den berühmten Petersburger Ärzten, die sie sonst immer behandelt hatten, sondern einem italienischen Quacksalber anvertraut habe, der sie mit einer neuen, ungewöhnlichen Methode zu heilen suche.

Alle wußten sehr wohl, daß die Krankheit der reizenden Gräfin nur von ihrer mißlichen Lage herrührte, zwei Männer auf einmal heiraten zu wollen, und daß die Methode des italienischen Arztes darin bestand, diese Mißlichkeiten aus dem Weg zu räumen. Doch in Gegenwart Anna Pawlownas wagte niemand auch nur daran zu denken, und es war, als habe kein Mensch eine Ahnung davon.

»On dit que la pauvre comtesse est très mal. Der Arzt sagt, es sei Angina.«

»Angina? Oh, c'est une maladie terrible.«

»On dit que les rivaux se sont réconciliés grâce à l'angine ...«

Das Wort Angina wurde mit großem Behagen immer wieder angewendet.

»Der alte Graf soll rührend sein, sagt man. Er soll wie ein Kind geweint haben, als der Arzt ihm erklärt hat, der Fall sei nicht ungefährlich.«

»Oh, das wäre ja auch ein furchtbarer Verlust. C'est une femme ravissante!«

»Vous parlez de la pauvre comtesse«, sagte Anna Pawlowna näher-tretend. »Ich hatte soeben hingeschickt, um mich zu erkundigen. Man hat mir sagen lassen, daß es ihr ein wenig besser geht. Oh, sans doute, c'est la femme la plus charmante du monde«, fuhr Anna Pawlowna mit einem Lächeln über ihre eigne Begeisterung fort. »Wir gehören zwar verschiedenen politischen Lagern an, aber das hindert mich nicht, ihr die Hochachtung, die sie verdient, entgegenzubringen. Sie ist doch recht unglücklich ...« fügte sie hinzu.

In der Annahme, daß Anna Pawlowna mit diesen Worten den Schleier ein wenig lüften wolle, der über dem Geheimnis der Krankheit der Gräfin lag, erlaubte sich ein unvorsichtiger junger Mann, seiner Verwunderung darüber Ausdruck zu verleihen, daß die Gräfin nicht berühmte Ärzte zugezogen habe, sondern sich von einem Scharlatan behandeln lasse, der ihr möglicherweise schädliche Mittel eingeben könne.

»Vielleicht sind Sie besser informiert als ich«, fiel Anna Pawlowna plötzlich giftig über den unerfahrenen jungen Mann her, »aber ich weiß aus sicherer Quelle, daß dieser Arzt ein sehr gelehrter und geschickter Mann ist. Er ist der Leibarzt der Königin von Spanien.«

Nachdem sie so den jungen Mann in Grund und Boden geschmettert hatte, wandte sie sich Bilibin zu, der in einer anderen Gruppe über die Österreicher sprach, die Stirn in Falten zog und sich offenbar gerade anschickte, sie wieder zu glätten, um »un mot« zum besten zu geben.

»Je trouve que c'est charmant«, sagte er von einem diplomatischen Schriftstück, das Wittgenstein, le héros de Pétrapol, wie man ihn in Petersburg nannte, mit den von ihm erbeuteten Fahnen nach Wien gesandt hatte.

»Wieso? Wie meinen Sie das?« wandte sich Anna Pawlowna an ihn, um dem »mot«, das sie schon kannte, die gebührende Aufmerksamkeit zu sichern.

Und Bilibin wiederholte folgende authentischen Worte aus der diplomatischen Depesche, die er selbst verfaßt hatte:

»Der Kaiser sendet die österreichischen Fahnen zurück als verirrte Freundesfahnen, die er auf Abwegen gefunden hat«, zitierte Bilibin und zog die Stirn glatt.

»Charmant, charmant!« rief Fürst Wassilij.

»Auf den Wegen nach Warschau wahrscheinlich«, warf Fürst Hippolyt laut und unvermutet ein.

Alle sahen ihn an und verstanden nicht, was er damit sagen wollte. Und auch Fürst Hippolyt selber sah sich mit vergnügtem Staunen rings um, denn ganz ebenso wie die andern verstand auch er selber nicht, was seine Worte bedeuten sollten. Während seiner diplomatischen Laufbahn hatte er mehr als einmal die Beobachtung gemacht, daß solche derart unvermittelt eingeworfenen Worte oft für sehr geistreich gehalten wurden, und so hatte er aufs Geratewohl das erste beste, was ihm auf die Lippen gekommen war, ausgesprochen. Vielleicht kommt es gut heraus, dachte er, und wenn nicht, werden die andern es schon einzurichten wissen. Und wirklich trat gerade in diesem Augenblick, während noch ein peinliches Schweigen herrschte, die nicht genügend patriotische Persönlichkeit ein, die zur Bekehrung erwartet wurde, und Anna Pawlowna forderte, Hippolyt lächelnd mit dem Finger drohend, den Fürsten Wassilij auf, an den Tisch zu treten, brachte ihm zwei Kerzen und den Brief und bat ihn, mit dem Vorlesen zu beginnen.

Alle schwiegen.

»Allergnädigster Herr und Kaiser!« fing Fürst Wassilij streng an, blickte auf seine Zuhörer, als wolle er fragen, ob jemand etwas dagegen einzuwenden habe. Aber es hatte niemand etwas dagegen zu sagen. »Die erste Residenz, die Stadt Moskau, das neue Jerusalem, empfängt ihren Christus« – er betonte ganz unvermittelt das Wort »ihren« – »wie eine Mutter ihre geliebten Söhne mit ihren Armen umfängt, und indem sie durch die über uns gekommene Finsternis den leuchtenden Ruhm deiner Herrschaft voraussieht, singt sie begeistert: ›Hosianna, Heil dem, der da kommt.««

Diese letzten Worte las Fürst Wassilij mit weinerlicher Stimme. Bilibin betrachtete aufmerksam seine Nägel, andere wieder waren sichtlich verschüchtert, als legten sie sich die Frage vor, was sie denn eigentlich verbochen hätten.

Anna Pawlowna sagte, wie ein altes Mütterchen beim Abendmahlsgebet, die nun folgenden Worte: »Mag der freche und vermessene Goliath ...« schon im voraus flüsternd vor sich hin.

Fürst Wassilij fuhr fort.

»Mag der freche und vermessene Goliath todbringendes Entsetzen von Frankreichs Grenzen bis in die Gefilde Rußlands hineinragen: der demütige Glaube, diese Schleuder des russischen David, wird jach das Haupt seiner blutdürstigen Hoffart zu Boden schlagen. Dieses Bild des heiligen Sergius, der von den ältesten Zeiten an der Schirmherr des Wohles unseres Vaterlandes gewesen ist, überreichen wir Euer Kaiserlichen Majestät. Wie schmerzlich empfinde ich es, daß meine immer schwächer werdenden Kräfte mir nicht erlauben, mich an dem Anblick Eurer Majestät huldvollsten Antlitzes zu erquicken. Heiße Gebete sende ich gen Himmel, daß der Allmächtige das Geschlecht der Gerechten erhöhen und die Wünsche Eurer Majestät zu aller Segen erfüllen möge.«

»Quelle force! Quel style!« hörte man den Vorleser wie den Verfasser loben.

Durch diesen Vortrag begeistert sprachen Anna Pawlownas Gäste noch lang über die Lage des Vaterlandes und äußerten verschiedene Vermutungen über den Ausgang der Schlacht, die in diesen Tagen geliefert werden sollte.

»Vous verrez«, sagte Anna Pawlowna, »morgen zum Geburtstag des Kaisers werden wir eine Nachricht erhalten. Ich habe so eine Ahnung.«

2

Anna Pawlownas Ahnung sollte wirklich in Erfüllung gehen. Am folgenden Tag, während des Gottesdienstes, der zur Feier von Kaisers Geburtstag bei Hof stattfand, wurde Fürst Wolkonskij aus der Kirche gerufen und ihm ein Schreiben von Kutusow überreicht. Es war jener Bericht, den Kutusow am Tag der Schlacht aus Tatarinowa geschrieben hatte. Kutusow teilte darin mit, daß die Russen nicht einen Schritt zurückgegangen seien, die Franzosen weitaus größere Verluste gehabt hätten als wir, und daß er dies in aller Eile vom Schlachtfeld her melde, ohne noch die Zeit gehabt zu haben, die letzten Nachrichten einzusammeln. Folglich war es ein Sieg. Und so wurde denn sofort, noch ehe man das Gotteshaus verließ, dem Schöpfer für seine Hilfe und für den Sieg Dank gesagt.

Anna Pawlownas Ahnung hatte sich also bestätigt. In der Stadt herrschte den ganzen Morgen über eine fröhlichfeierliche Stimmung. Alle erkannten den Sieg als vollkommen an, und einige sprachen bereits von Napoleons Gefangennahme, seiner Absetzung und der Wahl eines neuen Oberhauptes für Frankreich.

Fern vom Kriegsschauplatz und inmitten der Bedingungen des Hoflebens können sich die Ereignisse nur schwer in ihrer ganzen Fülle und Kraft auswirken. Unversehens gruppieren sie sich um irgendeinen einzelnen Zufall. So war die Hauptfreude jetzt bei Hof nicht nur, daß wir gesiegt hatten, sondern daß diese Nachricht ausgerechnet am Geburtstag des Kaisers eingetroffen war. Das war wie eine erfolgreiche Geburtstagsüberraschung. In Kutusows Meldung war auch von den russischen Verlusten die Rede, unter denen die Namen Tutschkow, Bagration und Kutaisow genannt waren. Und so gruppierte sich auch alles Tragische des großen Ereignisses hier in der Petersburger Gesellschaft unwillkürlich um den einen Fall: um den Tod Kutaisows. Alle kannten ihn, der Kaiser hatte ihn gern gehabt, er war ein junger, interessanter Offizier gewesen. Wenn an diesem Tag zwei einander trafen, so begrüßten sie sich stets mit den Worten: »Welch wunderbarer Zufall! Gerade beim Gottesdienst. Und Kutaisow, was für ein Verlust! Ach, wie schade!«

»Was habe ich Ihnen von Kutusow gesagt?« rief jetzt Fürst Wassilij im stolzen Gefühl eines Propheten. »Ich habe es doch gleich gesagt, daß er allein Napoleon zu besiegen imstande ist.«

Doch am folgenden Tag traf keine Nachricht vom Heer ein, und die allgemeine Stimmung fing an, bewegter zu werden. Alles am Hofe litt unter den Qualen der Ungewißheit, in der sich der Kaiser befand.

»Welch unangenehme Lage für unseren Kaiser!« sagte man bei Hof und hob Kutusow nun schon nicht mehr in den Himmel wie vor zwei Tagen, sondern äußerte sich abfällig über ihn, weil er die Beunruhigung des Kaisers verursacht hatte. Auch Fürst Wassilij rühmte sich an diesem Tag nicht mehr, Kutusow die Stange gehalten zu haben, und hüllte sich immer in Stillschweigen, wenn die Rede auf den Oberkommandierenden kam. Außerdem verbreitete sich am Abend dieses Tages, als habe sich alles verschworen, die Einwohner Petersburgs in Unruhe und Aufregung zu versetzen, noch eine andere furchtbare Neuigkeit: die Gräfin Besuchowa war an jener furchtbaren Krankheit, deren Namen von vielen mit solchem Behagen ausgesprochen worden war, ganz plötzlich und unerwartet gestorben. Offiziell sagte man in der Gesellschaft, die Gräfin sei infolge eines böartigen Falles von Angina gestorben. Doch in vertrauten Kreisen erzählte man sich Einzelheiten darüber, wie der Leibarzt der Königin von Spanien der schönen Helene kleine Dosen einer Medizin verschrieben habe, um eine gewisse Wirkung herbeizuführen, und wie dann Helene aus Herzeleid darüber, daß der alte Graf Verdacht gegen sie hege und daß ihr Mann, der unglückliche, sittenverderbte Pierre, an den sie geschrieben hatte, ihr keine Antwort zukommen lasse, eine mächtige Dosis dieser Medizin auf einmal eingenommen habe und unter furchtbaren Qualen gestorben sei, ehe man ihr Hilfe bringen konnte. Man erzählte ferner, Fürst Wassilij und der alte Graf hätten den Italiener festnehmen lassen wollen, dieser aber habe Briefe der unglücklichen Verstorbenen vorgezeigt, worauf sie sogleich von ihm abgelassen hätten.

So beschränkte sich das allgemeine Gespräch auf diese drei bedauerlichen Ereignisse: auf die Ungewißheit, in der der Kaiser schwebte, auf den Tod Kutaisows und auf das Hinscheiden Helenes.

Drei Tage nach Kutusows Meldung traf ein Gutsbesitzer aus Moskau in Petersburg ein, und das Gerücht von einer Übergabe Moskaus an die Franzosen verbreitete sich durch die ganze Stadt. Das war

entsetzlich! Was für eine Lage für den Kaiser! Kutusow war ein Verräter, und Fürst Wassilij sagte während der Beileidsbesuche, die man ihm nach dem Tod seiner Tochter abstattete, von dem einst von ihm so gerühmten Kutusow – in der Trauer war es verzeihlich, wenn er vergaß, was er früher einmal gesagt hatte –, daß man von diesem halbblinden, liederlichen Mummelgreis nichts anderes habe erwarten dürfen.

»Ich wundere mich bloß, wie man einem solchen Menschen das Schicksal Rußlands hat anvertrauen können.«

Solange diese Nachricht noch nicht amtlich war, konnte man noch daran zweifeln, doch am nächsten Tag traf folgender Bericht vom Grafen Rastoptschin ein:

»Ein Adjutant des Fürsten Kutusow überbringt mir einen Brief, in dem er Polizeioffiziere von mir verlangt, um die Armee durch die Stadt auf die Straße nach Rjasan zu führen. Er sagt, zu seinem tiefsten Bedauern müsse er Moskau preisgeben. Majestät! Dieser Schritt Kutusows entscheidet das Schicksal der Hauptstadt und Ihres ganzen Reiches. Rußland wird erbeben, wenn es die Übergabe dieser Stadt erfährt, welche die ganze Größe Rußlands in sich vereinigt und die Asche Ihrer Ahnen birgt. Ich folge der Armee. Alles Bewegliche habe ich fortschaffen lassen. Nun bleibt mir weiter nichts übrig als das Schicksal meines Vaterlandes zu beweinen.«

Nachdem der Kaiser diese Meldung erhalten hatte, schickte er durch den Fürsten Wolkonskij folgendes Schreiben an Kutusow:

»Fürst Michail Ilarionowitsch! Seit dem 29. August bin ich ohne Nachrichten von Ihnen. Inzwischen erhielt ich über Jaroslawl vom Oberkommandierenden von Moskau die traurige Kunde vom 1. September, daß Sie sich entschlossen hätten, mit der Armee Moskau zu verlassen. Sie können sich die Wirkung vorstellen, die diese Nachricht auf mich ausübte, und Ihr Schweigen vergrößert nur noch mein Staunen. Ich sende Ihnen mit Gegenwärtigem den Generaladjutanten Fürsten Wolkonskij, um von Ihnen zu erfahren, in welchem Zustand sich die Armee befindet, und welche Gründe Sie zu diesem so furchtbaren Entschluß gezwungen haben.«

3

Neun Tage nach Moskaus Preisgabe kam ein Abgesandter Kutusows mit der offiziellen Nachricht nach Petersburg. Dieser Gesandte war der Franzose Michaud, der nicht Russisch verstand, aber er war *quoique étranger, russe de cœeur et d'âme*, wie er selber von sich sagte.

Der Kaiser empfing den Gesandten sogleich in seinem Arbeitszimmer im Palais auf Kamenny-Ostrow. Obgleich Michaud vor dem Feldzug Moskau noch nie zu Gesicht bekommen hatte und nicht einmal Russisch verstand, fühlte er sich trotzdem tief ergriffen, als er vor »notre très gracieux souverain« stand, wie er dann schrieb, und ihm die Nachricht vom Brande Moskaus überbrachte, »dont les flammes éclairaient sa route«.

Wenn auch bei Michaud die Quelle des Kammers eine andere sein mußte als die, aus der bei den Russen der Schmerz entsprang, so zeigte er doch, als er in das Arbeitszimmer des Kaisers geführt wurde, eine so betrübte Miene, daß ihn der Kaiser sogleich mit der Frage empfing: »Sie bringen mir traurige Nachrichten, Oberst?«

»Bien tristes, Sire«, erwiderte Michaud und schlug seufzend die Augen nieder, »Moskau mußte übergeben werden.«

»Hat man meine alte Hauptstadt wirklich ohne Schwertstreich hingegeben?« fragte der Kaiser hastig, und Röte flog über sein Gesicht.

Ehrrerbietig meldete Michaud, was ihm Kutusow zu berichten aufgetragen hatte, nämlich, daß eine Schlacht vor Moskau unmöglich gewesen und nur die eine Wahl geblieben sei, entweder die Armee und Moskau zu verlieren oder Moskau allein, und daß demnach der Feldmarschall das zweite habe wählen müssen.

Der Kaiser hörte schweigend zu, ohne Michaud anzusehen.

»War der Feind schon in der Stadt eingezogen?« fragte er.

»Ja, Majestät, aber die Stadt ist jetzt nichts mehr als Schutt und Asche. Als ich sie verließ, stand sie in hellen Flammen«, fuhr Michaud in entschlossenem Ton fort. Als er aber den Kaiser anblickte, erschrak er über das, was er getan hatte.

Der Kaiser atmete hastig und schwer, seine Unterlippe bebte, und seine schönen blauen Augen waren von Tränen benetzt.

Aber das dauerte nur einen Augenblick. Dann wurde er plötzlich finster, als verurteile er sich selbst wegen seiner Schwäche, hob den Kopf und wandte sich mit fester Stimme an Michaud.

»Aus allem, was wir durchmachen müssen, Oberst«, sagte er, »sehe ich, daß die Vorsehung große Opfer von uns fordert ... Ich bin bereit, mich in allem Seinem Willen zu unterwerfen ... Doch sagen Sie mir, Michaud, wie haben Sie die Armee verlassen, die so mitansehen mußte, wie man meine alte Hauptstadt, ohne das Schwert zu ziehen, preisgegeben hat? Ist ihnen dadurch nicht aller Mut gesunken?«

Als Michaud die Unruhe seines »très gracieux souverain« bemerkte, wurde er ebenfalls aufgeregt. Diese offene, sachliche Frage des Kaisers forderte eine ebenso offene Antwort, aber er hatte noch nicht Zeit gefunden, eine solche Antwort vorzubereiten.

»Majestät, erlauben Sie mir, als ehrlicher Soldat frei von der Leber weg zu reden?« fragte er, um Zeit zu gewinnen.

»Das verlange ich immer, Oberst«, erwiderte der Kaiser. »Verheimlichen Sie mir nichts, ich will unbedingt wissen, wie es steht.«

»Majestät«, sagte Michaud mit feinem, kaum merklichem Lächeln auf den Lippen, da er inzwischen Zeit gefunden hatte, seine Antwort in Form eines leichten, untertänigen Wortspiels vorzubereiten. »Majestät! Ich habe die ganze Armee ohne Ausnahme, vom obersten Heerführer bis zum letzten Soldaten, in einer entsetzlichen, besorgnisserregenden Furcht zurückgelassen ...«

»Wie meinen Sie das?« unterbrach ihn der Kaiser streng und finster. »Meine Russen sollten sich durch ein Unglück niederbeugen lassen? Niemals!...«

Doch darauf hatte Michaud nur gewartet, um sein Wortspiel anzubringen.

»Majestät«, fuhr er mit ehrerbietig scherzendem Ausdruck fort, »in der entsetzlichen Furcht nämlich, Euer Majestät könnten sich in der Güte Ihres Herzens überreden lassen, Frieden zu schließen. Sie brennen darauf, sich zu schlagen«, setzte der Bevollmächtigte des russischen Volkes hinzu, »um Euer Majestät durch Aufopferung ihres Lebens zu beweisen, wie ergeben sie Ihnen sind ...«

»Ah«, sagte der Kaiser beruhigt mit freundlich glänzenden Augen und klopfte Michaud auf die Schulter. »Sie beruhigen mich, Oberst.«

Dann senkte der Kaiser den Kopf und schwieg eine Zeitlang still.

»Nun gut, kehren Sie zur Armee zurück«, sagte er dann mit freundlich majestätischer Gebärde zu Michaud gewandt und richtete sich hoch auf. »Sagen Sie meinen tapferen Soldaten und allen treuen Untertanen überall, wo Sie hinkommen: Wenn ich keinen Soldaten mehr haben sollte, werde ich mich selber an die Spitze meines treuen Adels und meiner braven Bauern stellen und so mein ganzes Kaiserreich bis auf die letzten Quellen erschöpfen. Es bietet mir deren noch viel mehr, als meine Feinde glauben«, sagte der Kaiser, immer lebhafter werdend. »Sollte es aber auf den ehernen Tafeln der göttlichen Vorsehung geschrieben stehen«, fuhr er fort, indem er seine schönen, sanften und von tiefem Gefühl glänzenden Augen zum Himmel erhob, »daß meine Dynastie aufhören soll, auf dem Thron meiner Väter zu herrschen, dann werde ich lieber, wenn alle in meiner Macht stehenden Mittel erschöpft sind, mir den Bart bis hierhin wachsen lassen« – der Kaiser zeigte auf die Mitte seiner Brust – »und mit dem letzten meiner Bauern Kartoffeln essen, als daß ich die Schmach meines Vaterlandes und meines treuen Volkes, dessen Hingabe ich zu schätzen weiß, unterzeichnen werde ...«

Nachdem der Kaiser diese Worte mit erregter Stimme gesprochen hatte, wandte er sich ab und schritt tiefer in sein Arbeitszimmer hinein, als wolle er vor Michaud die Tränen, die ihm in die Augen traten, verbergen. Dort blieb er eine Weile stehen, kehrte dann mit großen Schritten zu Michaud zurück und faßte mit kräftigem Druck dessen Arm unterhalb des Ellbogens. Das schöne, sanfte Gesicht des Kaisers hatte sich gerötet, und in seinen Augen brannte ein Glanz von Entschlossenheit und Zorn.

»Oberst Michaud, vergessen Sie nicht, was ich Ihnen jetzt sage, vielleicht erinnern wir uns später noch einmal mit Freuden daran ... Napoleon oder ich!« sagte der Kaiser und schlug sich vor die Brust. »Beide zusammen können wir nicht herrschen. Ich habe ihn jetzt kennen gelernt, er wird mich nicht noch einmal täuschen ...«

Der Kaiser wurde finster und schwieg. Als Michaud diese Worte gehört und den Ausdruck fester Entschlossenheit in den Augen des Kaisers gelesen hatte, fühlte er sich, *quoique étranger, mais russe de cœur et d'âme*, in diesem feierlichen Augenblick *enthousiasmé par*

tout ce qu'il venait d'entendre, wie er später sagte, und verlieh diesem seinem Gefühl sowie den Empfindungen des ganzen russischen Volkes, für dessen Bevollmächtigten er sich hielt, in folgenden Worten Ausdruck: »Sire!« sagte er. »Euer Majestät besiegeln in diesem Augenblick den Ruhm des russischen Volkes und das Heil ganz Europas!«

Der Kaiser entließ Michaud durch ein Neigen des Kopfes.

Zu einer Zeit, als Rußland schon bis zur Hälfte erobert war, die Einwohner der Stadt Moskau in entfernte Gouvernements flüchteten und Landwehr über Landwehr zum Schutz des Vaterlandes aufgeboten wurde, werden wohl alle Russen, groß und klein, mit nichts anderem beschäftigt gewesen sein als damit, sich selbst zu opfern, dem Vaterland zu Hilfe zu kommen oder seinen Untergang zu beweinen. So stellen wir, die wir dies alles nicht miterlebt haben, es uns wenigstens immer vor. Alle Erzählungen und Schilderungen aus jener Zeit berichten ohne Ausnahme immer nur von der Selbstaufopferung, Vaterlandsliebe, Verzweiflung und dem Kummer und Heldenmut des russischen Volkes. In Wirklichkeit aber war es ganz anders. Uns kommt das nur deshalb so vor, weil wir, wenn wir zurückblicken, nur die allgemeinen historischen, nicht aber alle jene persönlichen, menschlichen Interessen jener Zeiten wahrnehmen, die die Leute damals beschäftigten. Und doch sind in Wirklichkeit alle jene persönlichen Sorgen der jeweiligen Gegenwart so wichtig, daß man sich ihretwegen der allgemeinen gar nicht bewußt wird, die fast nicht zu bemerken sind. Die meisten Leute schenkten damals dem allgemeinen Gang der Dinge gar keine Aufmerksamkeit, sondern widmeten sich nur den persönlichen Interessen der Gegenwart. Und gerade diese Menschen waren die nützlichsten Förderer jener Zeit.

Alle, die sich Mühe gaben, den allgemeinen Gang der Dinge zu verstehen, und in Selbstaufopferung und Heldenmut daran teilnehmen wollten, waren die unnützlichsten Glieder der Gesellschaft. Sie sahen alles verkehrt, und, was sie zum Nutzen beitragen wollten, erwies sich als unsinnig und nutzlos, wie die Regimenter Pierres und Mamonows, die russische Dörfer ausplünderten, und wie die Scharpie, die von allen Damen gezupft wurde und nie bis zu den Verwundeten kam, und so weiter, und so weiter. Sogar die, die immer gern die Klügsten sein und ihre Gefühle zum Ausdruck bringen wollten, verliehen ihren Reden, wenn sie über die gegenwärtige Lage Rußlands sprachen, unwillkürlich das Gepräge von Lüge und Heuchelei oder zweckloser Anklage und Feindseligkeit gegen Leute, denen sie das in die Schuhe schoben, woran niemand schuld haben konnte. Einleuchtender als sonst wo erscheint bei weltgeschichtlichen Ereignissen das Verbot,

vom Baum der Erkenntnis zu essen. Nur das unbewußte Wirken trägt hier Früchte, und ein Mensch, der in weltgeschichtlichen Ereignissen eine Rolle spielt, wird nie deren Bedeutung verstehen. Sobald er sich Mühe gibt, sie zu begreifen, verdammt er sich zur Unfruchtbarkeit.

Die Bedeutung des damals in Rußland abrollenden Ereignisses war, je näher ein Mensch den Dingen stand, um so schwerer zu erfassen. In Petersburg und in allen von Moskau entfernten Gouvernements beweinten Männer in Landwehruniform und Frauen das Schicksal Rußlands und der Hauptstadt und sprachen von Opfermut und so weiter; in der Armee aber, die aus Moskau abzog, sprach und dachte fast niemand an diese Stadt, keiner schwur beim Anblick des Brandes den Franzosen Rache, sondern alle dachten nur an das noch ausstehende Drittel der Löhnung, an das nächste Quartier, an die Marketenderin Matroscha oder an etwas Ähnliches.

So beteiligte sich auch Nikolaj Rostow, ohne daß er an Selbstaufopferung gedacht hätte, ganz zufällig, weil eben der Krieg gerade in seine Dienstjahre hineingefallen war, in nächster Nähe und lange Zeit hindurch am Schutz des Vaterlandes und blickte ohne Verzweiflung und finstere Gedanken auf das, was sich damals in Rußland vollzog. Wenn man ihn gefragt hätte, wie er über die augenblickliche Lage Rußlands denke, hätte er geantwortet, das Denken sei nicht seine Sache, dazu seien Kutusow und andere Leute da; er habe nur gehört, daß die Regimenter ergänzt werden sollten, und demnach werde der Krieg wohl noch lange dauern, und es sei unter den jetzigen Umständen nicht weiter verwunderlich, wenn er bereits in zwei oder drei Jahren ein Regiment bekäme.

Weil er die Dinge so ansah, empfing er auch die Nachricht, daß er abkommandiert werden sollte, um für die Division Remonten in Woronesch auszuheben, nicht nur ohne Kummer darüber, daß er nun an der nächsten Schlacht nicht teilnehmen könne, sondern sogar mit dem größten Vergnügen, aus dem er auch gar kein Hehl machte und für das seine Kameraden volles Verständnis hatten.

Einige Tage vor der Schlacht bei Borodino erhielt Nikolaj das Geld und die Papiere und fuhr mit der Post nach Woronesch, wohin er seine Husaren vorausgeschickt hatte.

Nur wer es am eignen Leib erfahren, das heißt mehrere Monate ohne Unterbrechung in jener Atmosphäre des Kriegs- und Militärlebens zugebracht hat, kann die Wonne nachfühlen, die Nikolaj

empfand, als er aus jenen Regionen herauskam, bis zu denen die Truppen mit ihren Fouragewagen, Proviantfuhrern und Lazaretten reichten. Als er in den Dörfern keine Soldaten, Karren und schmutzige Lagerüberreste erblickte, sondern Bauern und Weiber und die Häuser der Gutsbesitzer, die Felder mit weidendem Vieh und die Stationshäuschen mit verschlafenen Posthaltern – da überkam ihn eine Freude, als sähe er dies alles zum erstenmal. Besonders wunderte und freute er sich über die jungen, gesunden Frauen, wo nicht hinter jeder Dutzende von Männern herliefen, Frauen, die froh und geschmeichelt waren, wenn ein durchreisender Offizier mit ihnen scherzte.

In heiterster Gemütsstimmung kam Nikolaj nachts im Gasthaus von Woronesch an und bestellte sich alles, was er so lange an der Front hatte entbehren müssen. Am nächsten Morgen rasierte er sich fein säuberlich, zog seine lange nicht mehr getragene Paradeuniform an und fuhr aus, um sich höheren Orts vorzustellen.

Der Kommandeur der Landwehr war ein Staatsbeamter im Rang eines Generals, ein alter Herr, dem die Einberufung zum Militär und sein Amt sichtlichen Spaß machten. Grimmig empfing er Nikolaj in der Annahme, daß im barschen Ton der Kern alles Militärischen liege, und, als habe er ein Recht, über den gesamten Verlauf der Ereignisse ein Urteil abzugeben, fing er an, Nikolaj mit wichtiger Miene über alles auszufragen, wobei er bald seinen Beifall, bald sein Mißvergnügen äußerte. Doch Nikolaj war so guter Laune, daß ihm dies nur Spaß machte.

Vom Kommandeur der Landwehr fuhr er zum Gouverneur. Der Gouverneur war ein kleiner, lebhafter Herr von sehr freundlichem, schlichtem Wesen. Er machte Nikolaj auf die Gestüte aufmerksam, wo er Pferde bekommen könne, empfahl ihm einen Roßhändler in der Stadt und einen Gutsbesitzer, der zwanzig Werst entfernt wohnte und die besten Pferde besaß, und versprach, ihm in jeder Weise behilflich zu sein.

»Sind Sie ein Sohn des Grafen Ilja Andrejewitsch? Meine Frau war mit Ihrer Frau Mutter sehr befreundet. Donnerstags kommen immer ein paar Gäste zu uns; da heute gerade Donnerstag ist, bitte ich Sie, doch auch zu kommen, ohne alle Umstände ...« sagte der Gouverneur zu Nikolaj, als sich dieser verabschiedete.

Gleich nach seinem Besuch beim Gouverneur mietete sich Nikolaj einen Postwagen, nahm seinen Wachtmeister mit und legte die

zwanzig Werst bis zu dem Gestüt des ihm empfohlenen Gutsbesitzers zurück. Da ihm während der ersten Zeit seines Aufenthaltes in Woronesch alles so einfach und heiter erschien, ging auch, wie das immer zu sein pflegt, wenn man selber guter Laune ist, alles heiter und glücklich aus.

Der Gutsbesitzer, zu dem Nikolaj kam, war alter Kavallerist und Junggeselle, Pferdekenner, Jäger, Inhaber einer Teppichweberei und der glückliche Besitzer eines alten Ungarweines, eines hundertjährigen Schnapses und wundervoller Pferde.

Ohne viel Worte zu machen, kaufte Nikolaj von ihm für sechstausend Rubel siebzehn Hengste, eine Auswahl, wie er sagte, als Parastück für seine Remonte. Dann speiste er dort zu Mittag, trank nicht zu wenig von dem alten Ungarwein, küßte sich beim Abschied mit dem Gutsbesitzer, mit dem er bereits auf du und du stand, und fuhr dann in vergnügtester Stimmung auf dem bodenlosen Weg wieder zurück, wobei er ununterbrochen den Kutscher zur Eile antrieb, um noch rechtzeitig zur Abendgesellschaft des Gouverneurs zu kommen.

Dann zog er sich um, parfümierte sich, goß sich kaltes Wasser über den Kopf und erschien zwar etwas spät, aber mit der immer wieder passenden Redensart: »Vaut mieux tard que jamais« bei der Frau Gouverneur.

Es war kein Ball und es war auch nicht gesagt worden, daß getanzt werden sollte, aber alle wußten, daß sich Katerina Petrowna ans Klavier setzen und Walzer und Ekossaisen spielen und daß doch getanzt werden würde, und so hatten denn alle schon darauf gerechnet und sich ballmäßig angezogen.

Das Leben in der Provinz im Jahre 1812 war genauso wie immer, nur mit dem Unterschied, daß es infolge der Anwesenheit vieler reicher Familien aus Moskau lebhafter in den kleinen Städten zugging, und daß sich auch hier wie in allem, was während dieser Zeit in Rußland vorging, ein gewisser besonderer Schwung fühlbar machte. Man sagte sich, wenn man einmal so tief in der Not stecke, komme es auf Kleinigkeiten nicht mehr an, was in allen Lebensäußerungen zum Ausdruck kam. Außerdem war in jenen faden Gesprächen, die man früher über das Wetter oder über gemeinsame Bekannte geführt hatte und ohne die manche Leute nun einmal nicht leben können, jetzt nur noch von Moskau, vom Krieg und von Napoleon die Rede.

Die Gesellschaft, die sich beim Gouverneur versammelt hatte, war die beste von Woronesch. Damen waren sehr zahlreich erschienen. Nikolaj kannte einige von ihnen von Moskau her. Unter den Herren dagegen war keiner, der mit dem Ritter des Georgskreuzes, dem Remonte-Husarenoffizier, mit dem gutmütigen und wohlherzogenen Grafen Rostow in die Schranke hätte treten können. Auch ein Gefangener war da, ein italienischer Offizier aus der französischen Armee, und Nikolaj hatte das Gefühl, als verleihe ihm die Anwesenheit dieses Gefangenen den Glorienschein eines russischen Helden. Dieser gefangene Gast stellte gewissermaßen eine Siegestrophäe dar. Nikolaj fühlte das und hatte den Eindruck, als ob alle den Italiener mit denselben Augen ansähen. Er behandelte den Offizier freundlich, aber mit Würde und Zurückhaltung.

Kaum war Nikolaj in seiner Husarenuniform eingetreten, kaum hatte er, einen Duft von Parfüm und Wein um sich verbreitend, die üblichen Worte: »Vaut mieux tard que jamais« wiederholt selber gesagt und sagen hören, als ihn bereits alle umringten und aller Augen sich auf ihn richteten. Er fühlte sogleich, daß er hier in die immer angenehme Stellung eines allgemeinen Lieblings einrückte, die ihm ja in der Provinzstadt auch zukam und ihm jetzt, nachdem er dergleichen lange entbehrt hatte, einen berausenden Genuß bereitete. Nicht nur die Mädchen auf den Stationen, in den Gasthäusern und in der Teppichfabrik des Gutsbesitzers hatten sich geschmeichelt gefühlt, wenn er sie beachtet hatte, auch hier auf der Abendgesellschaft der Frau des Gouverneurs gab es, wie es Nikolaj schien, eine zahllose Menge hübscher Frauen und junger Damen, die mit Ungeduld nur darauf warteten, daß er ihnen seine Aufmerksamkeit zuwandte. Frauen und Mädchen kokettierte mit ihm, und die älteren Herrschaften zerbrachen sich vom ersten Tag an darüber den Kopf, wie sie diesen flotten, übermütigen Husaren verheiraten und zu einem gesetzten Provinzler machen könnten. Zu diesen letztgenannten gehörte auch die Frau des Gouverneurs selber, die Rostow wie einen nahen Verwandten aufnahm und ihn »Nicolas« und »du« nannte.

Katerina Petrowna spielte wirklich Walzer und Ekossaisen, und man fing an zu tanzen, wobei Nikolaj durch seine Gewandtheit die ganze Gesellschaft dieser Provinzler noch mehr bezauberte. Durch seine eigenartig ungezwungene Art zu tanzen setzte er alle in Erstaunen. Und auch er selber wunderte sich darüber, wie er an

diesem Abend tanzte. Niemals in Moskau hatte er so getanzt und hätte sogar eine so ungezwungene Art zu tanzen dort als unpassend und mauvais genre gefunden, hier aber hatte er das Bedürfnis, alle durch etwas Besonderes in Erstaunen zu setzen, durch etwas, das sie für einen Großstadtbrauch halten sollten, der ihnen in der Provinz nur noch nicht bekannt war.

Die meiste Aufmerksamkeit schenkte Nikolaj den ganzen Abend über einer blauäugigen, vollen, reizenden Blondine, der Frau eines Gouvernementsbeamten. Mit der naiven Überzeugung lustiger junger Leute, daß die Frauen anderer für sie geschaffen seien, wich Rostow dieser Dame nicht von der Seite und zeigte sich wie auf Verabredung auch freundschaftlich gegen ihren Mann, als wüßten sie beide, wenn sie auch nicht darüber sprachen, wie prächtig sie zueinander paßten, nämlich er, Nikolaj, und die Frau dieses Mannes. Der Gatte jedoch schien diese Überzeugung nicht zu teilen und benahm sich gegen Rostow finster und ablehnend. Zwar war Nikolajs gutmütige Harmlosigkeit so grenzenlos, daß sogar der Gatte manchmal unwillkürlich in seine heitere Laune mit einstimmen mußte, doch gegen Ende des Abends wurde das Gesicht des Gouvernementsbeamten immer düsterer und unbeweglicher, je röter und angeregter das Gesicht seiner Frau wurde, als hätten sie beide nur ein bestimmtes Maß lustiger Lebendigkeit gemeinsam, das im gleichen Verhältnis, wie es bei der Frau zunahm, beim Manne abnehmen mußte.

5

Mit einem steten Lächeln auf den Lippen und etwas vornübergeneigt saß Nikolaj auf einem Sessel, beugte sich nahe zu der blonden Frau hinüber und sagte ihr mythologische Komplimente.

Schneidig wechselte er die Lage seiner in engen Reithosen stekenden Beine, verbreitete einen Duft von Parfüm um sich und sagte, während er bald seine Dame, bald sich selber und die elegante Form seiner Füße in den wie angegossenen Stiefeln mit wohlgefälligen Blicken betrachtete, zu der blonden jungen Frau, er habe die Absicht, hier in Woronesch eine Dame zu entführen.

»Aber wen denn?«

»Ein reizendes, göttliches Geschöpf. Augen« – Nikolaj sah seine Nachbarin an – »blau wie der Himmel, ein Mündchen wie Korallen, die Haut« – er betrachtete ihre Schultern – »weiß wie der Schnee, eine Gestalt wie Diana ...«

Der Gatte trat auf sie zu und fragte finster seine Frau, wovon sie sich unterhielten.

»Ah! Nikita Iwanytsch«, sagte Nikolaj und stand höflich auf. Und wie in dem Wunsch, Nikita Iwanytsch möchte ebenfalls an seinen Scherzen teilnehmen, erzählte er auch ihm von seiner Absicht, eine Blondine zu entführen.

Der Gatte lächelte mürrisch, die Frau heiter. Da trat die gutmütige Frau des Gouverneurs mit mißbilligender Miene auf Rostow zu.

»Anna Ignatjewna möchte dich gern sprechen, Nicolas«, sagte sie und sprach die Worte »Anna Ignatjewna« so aus, daß Nikolaj sofort begriff, das müsse eine sehr angesehene Dame sein. »Komm, Nicolas! Du erlaubst doch, daß ich dich so nenne?«

»Aber gewiß, ma tante. Wer ist denn diese Dame?«

»Anna Ignatjewna Malwinzewa. Sie hat durch ihre Nichte von dir gehört, wie du diese gerettet hast ... Errätst du es nun?«

»O je! Wie viele habe ich nicht gerettet!« erwiderte Nikolaj.

»Ihre Nichte ist die Prinzessin Bolkonskaja. Sie ist hier in Woronesch bei ihrer Tante. Oho, wie er da rot wird! Ist das etwa ...«

»Gar nicht daran zu denken, ich bitte dich, ma tante!«

»Na, schon gut, schon gut ... Oh, du Schwerenöter!«

Die Gouverneursfrau führte ihn zu einer großen, sehr starken alten Dame in einer blauen Toque, die soeben eine Kartenpartie mit den einflußreichsten Persönlichkeiten der Stadt beendet hatte. Es war Frau Malwinzewa, Prinzessin Marjas Tante mütterlicherseits, eine reiche, kinderlose Witwe, die ständig in Woronesch lebte. Sie stand da und rechnete gerade das Spiel ab, als Rostow zu ihr trat. Ernst und würdevoll kniff sie die Augen zusammen und sah ihn an, redete dabei aber immer weiter scheltend auf den General ein, der ihr das Geld abgewonnen hatte.

»Freue mich sehr, mein Lieber«, sagte sie und streckte Rostow die Hand entgegen. »Bitte, besuchen Sie mich doch einmal.«

Dann sprach die würdevolle alte Dame von Prinzessin Marja und von deren verstorbenem Vater, den sie offenbar nicht hatte leiden mögen, fragte Nikolaj, ob er etwas vom Fürsten Andrej wisse, der sich ebenfalls nicht ihrer Gunst zu erfreuen schien, und entließ ihn endlich, nachdem sie ihn nochmals aufgefordert hatte, sie doch zu besuchen.

Nikolaj versprach zu kommen und wurde wieder rot, als er sich vor Frau Malwinzewa verbeugte. Bei der Erwähnung der Prinzessin Marja hatte er ein ihm fremdes Gefühl der Befangenheit, ja fast der Furcht empfunden.

Von Frau Malwinzewa wollte Rostow sogleich zu den Tanzenden zurückkehren, aber die kleine Gouverneursfrau legte ihr molliges Händchen auf seinen Arm, sagte, sie habe ein paar Worte mit ihm zu sprechen, und führte ihn ins Diwanzimmer, wo die dort befindlichen Gäste sogleich Platz machten, um die beiden nicht zu stören.

»Weißt du, mon cher«, sagte die Frau des Gouverneurs, und ihr kleines, gutmütiges Gesicht nahm dabei einen ernsten Ausdruck an. »Das wäre wirklich eine Partie für dich. Wenn du willst, helfe ich dir dabei.«

»Wen meinen Sie denn, ma tante?« fragte Nikolaj.

»Die Prinzessin meine ich. Katerina Petrowna sagte zwar, du müßtest Lili heiraten, meiner Ansicht nach ist das aber nichts, ich bin für die Prinzessin. Willst du? Ich bin überzeugt, deine Mama würde es mir danken. Und tatsächlich, was ist das für ein reizendes Mädchen! Sie ist gar nicht so häßlich.«

»Aber ganz und gar nicht«, sagte Nikolaj, als ob er sich beleidigt fühlte. »Ich halte es, wie es einem Soldaten geziemt, ma tante: ich bittle nirgends um etwas, und nehme das, was sich mir bietet«, erwiderte Rostow, ehe er sich seine Worte noch recht überlegt hatte.

»Also denke daran: es ist kein Scherz.«

»Wie sollte das ein Scherz sein!«

»Ja, ja«, fuhr die Frau des Gouverneurs fort, als spräche sie mit sich selbst. »Und was ich noch sagen wollte, mon cher, entre autre. Du bist mir etwas zu sehr hinter der anderen, der Blondin da, her. Ihr Mann ist schon ganz verärgert, wirklich ...«

»Aber nein, wir sind ja die besten Freunde«, erwiderte Nikolaj in seiner Herzenseinfalt: es kam ihm gar nicht einmal in den Sinn, daß etwas, was für ihn ein so lustiger Zeitvertreib war, für einen anderen weniger ergötzlich sein sollte.

Was habe ich doch der Frau Gouverneur für dummes Zeug gesagt? fiel ihm plötzlich beim Abendessen ein. Nun wird sie für mich vielleicht wirklich den Brautwerber spielen, und Sonja? ... Als er sich dann von der Dame des Hauses verabschiedete, und sie noch einmal lächelnd zu ihm sagte: »Also, vergiß es nicht!« führte er sie beiseite.

»Sehen Sie, um Ihnen die Wahrheit zu sagen, ma tante ...«

»Was denn, mein Lieber? Komm, setzen wir uns dorthin.«

Nikolaj fühlte plötzlich den Wunsch und das Bedürfnis, dieser fast fremden Frau alle seine Herzensgeheimnisse mitzuteilen, die er nicht einmal der Mutter, der Schwester oder einem Freund anvertraut hätte. Wenn er später an diesen durch nichts herausgeforderten Anfall einer unerklärlichen Offenherzigkeit zurückdachte, der für ihn so wichtige Folgen zeitigen sollte, kam es ihm vor, wie das ja immer zu sein pflegt, als habe er in diesem Augenblick nur einer törichten Anwendung nachgegeben. Und doch hatte dieser Ausbruch von Offenherzigkeit mit anderen geringfügigen Ereignissen zusammen für ihn und seine ganze Familie weittragende Folgen.

»Sehen Sie, ma tante, maman will mich schon lange mit einer reichen Frau verheiraten, aber schon der Gedanke allein, nur des Geldes wegen eine Ehe einzugehen, ist mir zuwider.«

»Gewiß, gewiß; das verstehe ich«, sagte die Gouverneursfrau.

»Mit Prinzessin Bolkonskaja aber ist das etwas anderes. Erstens einmal, um Ihnen die Wahrheit zu sagen, gefällt sie mir sehr gut, sie ist so ganz nach meinem Herzen. Und dann geht mir oft der Gedanke durch den Kopf, wenn ich mir überlege, in welcher eigentümlicher Weise und in welcher Lage ich mit ihr bekannt geworden bin, daß dies eine Fügung des Schicksals war. Stellen Sie sich vor: maman hat sich schon lange mit diesem Plan getragen, aber es machte sich nie, daß wir zusammenkamen, wie das manchmal so geht, wir trafen uns eben niemals. Und während meine Schwester Natascha mit ihrem Bruder verlobt war²⁰⁹, wäre es für mich ja auch unmöglich gewesen, an eine Ehe mit ihr zu denken. Ich mußte sie also gerade dann erst treffen, als Nataschas Verlobung wieder aufgelöst war, und dann alles andere noch dazu ... Sehen Sie, das ist es ... Ich habe noch mit niemandem darüber gesprochen und werde es auch nicht tun. Ihnen allein sage ich das.«

Die Frau des Gouverneurs drückte dankbar seinen Arm.

»Kennen Sie meine Cousine Sonja? Ich liebe sie, bin mit ihr verprochen und werde sie auch heiraten ... Und sehen Sie, deshalb kann von alledem für mich gar keine Rede sein ...« schloß Nikolaj unvermittelt und wurde rot.

»Mon cher, mon cher, wie stellst du dir das vor? Sophie hat ja doch nichts, und du sagst doch selber, daß die Vermögensverhältnisse deines Vaters nicht gerade die besten sind. Und deine Mama? Das wäre ihr Tod. Das einmal, und dann Sophie selber: wenn sie wirklich ein Mädchen von Herz ist: was für ein Leben würde das für sie sein? Die Mutter in Verzweiflung, das Vermögen in Verfall ... Nein, mon cher, das müßt ihr beide, du und Sonja, doch einsehen.«

Nikolaj schwieg. Es war ihm nicht unangenehm, diese Folgerungen zu hören.

»Und doch, ma tante, kann es nicht sein«, sagte er mit einem Seufzer, nachdem er eine Weile geschwiegen hatte. »Würde mich die Prinzessin wohl auch nehmen? Sie ist ja jetzt auch in Trauer. Kann man denn da an so etwas denken!«

»Ja, meinst du denn, ich will dich von heute auf morgen verheiraten? Il y a manière et manière ...«

»Was für eine vorzügliche Ehestifterin Sie sind, ma tante«, sagte Nikolaj und küßte ihr das volle Händchen.

6

Als Prinzessin Marja nach ihrer Begegnung mit Rostow nach Moskau gekommen war, hatte sie dort ihren Neffen mit dem Hauslehrer und einen Brief vom Fürsten Andrej vorgefunden, in dem dieser ihnen ihre weitere Marschrouten nach Woronesch zur Tante Malwinzewa vorschrieb. Die Umzugssorgen, die Angst um den Bruder, das Sicheinleben in einem fremden Haus, die neuen Gesichter, die Erziehung ihres Neffen – dies alles übertäubte in Prinzessin Marjas Herzen jenes Gefühl, das sie während der Krankheit und nach dem Tod ihres Vaters und besonders nach dem Zusammentreffen mit Rostow so gepeinigt hatte und das sie für eine Versuchung hielt. Sie war traurig. Der Verlust ihres Vaters, den sie in ihrem Herzen mit dem Untergang Rußlands in Verbindung brachte, kam ihr jetzt nach den vier Wochen, die sie seit jener Zeit unter ruhigen Lebensbedingungen verbracht hatte, immer stärker und stärker zum Bewußtsein. Sie fühlte sich unruhig. Der Gedanke an die Gefahren, denen der Bruder ausgesetzt war, der einzig nahestehende Mensch, der ihr noch verblieben war, quälte sie ohne Unterlaß. Sie mühte sich mit der Erziehung ihres Neffen ab, war sich dabei aber ständig bewußt, wie wenig sie dazu befähigt war. Doch im Grund ihres Herzens war sie mit sich zufrieden, und dieses Gefühl entsprang dem Bewußtsein, daß sie alle persönlichen Träume und Hoffnungen in sich erstickt hatte, die, mit Rostows Erscheinen verknüpft, in ihr aufgekeimt waren.

Am Tag nach der Abendgesellschaft ging die Gouverneursfrau zu Frau Malwinzewa und besprach mit der Tante ihre Pläne. Sie erwähnte vorerst, daß unter den jetzigen Umständen an eine formelle Verlobung zwar nicht zu denken sei, daß man aber dennoch die jungen Leute zusammenführen könne, um ihnen Gelegenheit zu geben, einander kennenzulernen. Nachdem sie die Zustimmung der Tante eingeholt hatte, fing die Gouverneursfrau mit Prinzessin Marja über Rostow zu sprechen an, lobte ihn und erzählte, wie er bei Erwähnung der Prinzessin rot geworden sei. Doch Prinzessin Marja freute sich nicht, sondern empfand eher ein quälendes Gefühl: die innere Zufriedenheit war dahin, und wieder standen Wünsche, Zweifel, Vorwürfe und Hoffnungen in ihrer Seele auf.

Während der beiden Tage, die zwischen dieser Mitteilung und Rostows Besuch lagen, zerbrach sich Prinzessin Marja ununterbrochen den Kopf, wie sie sich gegen Rostow verhalten solle. Bald nahm sie sich vor, nicht in den Salon zu gehen, wenn er zu ihrer Tante komme, unter dem Vorwand, daß es für sie in ihrer tiefen Trauer unpassend sei, Gäste zu empfangen; bald dachte sie wieder, daß dies doch nach alledem, was er für sie getan habe, unhöflich wäre. Dann wieder kam ihr der Gedanke in den Sinn, ihre Tante und die Gouverneursfrau könnten Absichten in bezug auf sie und Rostow haben, die Blicke und Worte der beiden schienen mitunter diese Annahme zu bestätigen, doch dann glaubte sie wieder, nur sie in ihrer Verderbtheit könne so etwas von diesen beiden denken: sie müßten ja doch einsehen, daß eine solche Werbung in ihrer Lage, wo sie die tiefe Trauer noch nicht abgelegt habe, sowohl für sie als auch für das Andenken ihres Vaters beleidigend wäre. Und wenn sie sich dann vornahm, zu ihm in den Salon hineinzugehen, überlegte sie sich alle Worte, die er zu ihr und sie zu ihm sagen werde, doch alle diese Worte erschienen ihr bald unverdient kalt, bald zu vielsagend. Doch was sie mehr als alles andere fürchtete, war die Verlegenheit, die, wie sie fühlte, sie übermannen und verraten müsse, sobald sie ihn nur sehen werde.

Aber als dann am Sonntag nach der Messe der Diener im Salon meldete, daß Graf Rostow gekommen sei, zeigte sich Prinzessin Marja durchaus nicht verlegen; nur eine leichte Röte trat auf ihre Wangen, und ihre Augen erstrahlten in einem neuen, leuchtenden Glanz.

»Sie haben ihn schon gesehen, Tantchen?« fragte Prinzessin Marja mit ruhiger Stimme; sie begriff selber nicht, wie sie äußerlich so ruhig und natürlich scheinen konnte.

Als Rostow ins Zimmer trat, senkte Prinzessin Marja für einen Augenblick den Kopf, wie um dem Gast Zeit zu lassen, die Tante zu begrüßen, dann aber, im selben Augenblick, als sich Nikolaj zu ihr wandte, hob sie den Kopf wieder und begegnete seinen Blicken mit leuchtenden Augen. Mit einer Bewegung voll Anmut und Würde erhob sie sich mit freudigem Lächeln, streckte ihm ihre feine, zarte Hand entgegen und fing mit einer Stimme zu reden an, aus der zum erstenmal neue, frauenhafte, innige Töne herausklangen. Mademoiselle Bourienne, die gerade im Salon war, blickte Prinzessin Marja mit staunender Bewunderung an. Sie selber, die geschickte Kokette, hätte

sich bei der Begegnung mit einem Mann, dem sie gefallen wollte, keines besseren Kunstgriffs bedienen können.

Entweder steht ihr Schwarz so gut zu Gesicht oder sie ist wirklich hübscher geworden, und ich habe es nur nicht bemerkt. Aber vor allem: dieser Takt, diese Anmut! dachte Mademoiselle Bourienne.

Wäre Prinzessin Marja in diesem Augenblick imstande gewesen, zu denken, so hätte sie sich sicherlich noch viel mehr als Mademoiselle Bourienne über die Veränderung gewundert, die mit ihr vorgegangen war.

Von dem Augenblick an, wo sie dieses hübsche, geliebte Gesicht wiedergesehen hatte, war eine neue Lebenskraft über sie gekommen und hatte sie zum Reden und Handeln gezwungen, ob sie nun wollte oder nicht. Seit Rostow eingetreten war, schien ihr Gesicht plötzlich wie umgewandelt. Wie die kunstvolle, feine, mühsame Arbeit an den Seitenwänden einer gemalten oder geschnitzten Laterne, die bis dahin grob, dunkel und zwecklos schien, plötzlich in überraschender Schönheit hervortritt, sobald man innen das Licht anzündet, so wandelte sich auch das Gesicht der Prinzessin Marja. Zum erstenmal trat die ganze rein geistige, innere Arbeit, der sie bisher ihr Leben gewidmet hatte, äußerlich zutage. Alles, was sie, stets mit sich unzufrieden, sich innerlich erarbeitet hatte, ihre Leiden, ihr Streben nach dem Guten, ihre Demut, ihre Liebe, ihre Selbstaufopferung – dies alles strahlte jetzt aus ihren leuchtenden Augen, aus ihrem feinen Lächeln, aus jedem Zug ihres zarten Gesichtes.

Rostow sah dies alles so klar, als läge ihr ganzes Leben offen vor ihm. Er fühlte, daß dieses Wesen, das da vor ihm stand, so ganz anders und besser war als alle, die er bisher getroffen hatte, und vor allem auch besser als er selber.

Ihre Unterhaltung war höchst einfach und unbedeutend. Sie sprachen vom Krieg, wobei sie unwillkürlich, wie alle, ihre Leiden bei diesem Ereignis übertrieben, sprachen von ihrem letzten Zusammentreffen – hier bemühte sich Nikolaj, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben –, sprachen von der guten Gouverneursfrau und von Nikolajs und Prinzessin Marjas Verwandten.

Prinzessin Marja sprach nicht von ihrem Bruder und lenkte das Gespräch stets auf etwas anderes, sooft die Tante von Andrej zu reden anfang. Über das Elend Rußlands konnte sie offenbar in den üblichen,

gemachten Phrasen reden, doch ihr Bruder stand ihrem Herzen zu nahe, als daß sie über ihn so leicht hin hätte reden wollen und können. Nikolaj bemerkte dies, wie er überhaupt bei Prinzessin Marja mit einer ihm sonst nicht eignen, scharfen Beobachtungsgabe all die feinen Charakterzüge wahrnahm, die alle in ihm nur noch mehr die Überzeugung bestätigten, daß sie ein eigenartiger, außergewöhnlicher Mensch war. Ebenso wie Prinzessin Marja wurde auch Nikolaj rot und verlegen, wenn man mit ihm von der Prinzessin sprach oder wenn er auch nur an sie dachte, war er aber mit ihr zusammen, so fühlte er sich vollkommen frei und sagte durchaus nicht, was er sich zurechtgelegt hatte, sondern stets nur, was ihm im Augenblick und immer an rechter Statt in den Sinn kam.

Als während der kurzen Zeit seines Besuches einmal für einen Augenblick eine Pause eintrat, nahm Nikolaj, wie das ja dort, wo Kinder sind, immer zu geschehen pflegt, seine Zuflucht zu dem kleinen Sohn des Fürsten Andrej, liebte und fragte ihn, ob er auch einmal Husar werden wolle. Er nahm den Kleinen auf den Arm, schwenkte ihn lustig hin und her und sah dabei Prinzessin Marja an. Ihr gerührter, glücklicher und schüchterner Blick folgte dem geliebten Knaben auf den Armen des geliebten Mannes. Nikolaj bemerkte auch diesen Blick, wurde, als verstünde er dessen Bedeutung, vor Freude rot und küßte den Kleinen gutmütig heiter.

Prinzessin Marja ging wegen der Trauer nicht aus, und Nikolaj hielt es nicht für passend, öfter zu ihnen zu kommen, aber die Gouverneursfrau setzte trotzdem ihre Werbetätigkeit fort, erzählte Nikolaj alles Schmeichelhafte wieder, was Prinzessin Marja über ihn gesagt hatte, und umgekehrt, und bestand endlich darauf, daß Rostow sich der Prinzessin erklären solle. Zu diesem Zweck vermittelte sie eine Begegnung der beiden jungen Leute beim Bischof vor der Messe.

Rostow sagte der Gouverneursfrau zwar, er werde sich Prinzessin Marja gegenüber nicht erklären, versprach aber dennoch zu kommen.

Ebenso wie sich Nikolaj schon in Tilsit nicht erlaubt hatte, zu zweifeln, ob das, was von allen als gut befunden wurde, wirklich auch gut war, so hielt er es auch jetzt: nach einem kurzen, aber ehrlichen Kampf zwischen dem Versuch, sein Leben nach eigenem Ermessen einzurichten, und einer ergebenen Unterordnung unter die Verhältnisse wählte er die Unterordnung und überließ sich jener Gewalt, die ihn – das fühlte er – unwiderstehlich mit sich fortriß, ohne daß er wußte

wohin. Er war sich bewußt, daß, wenn er jetzt, wo er mit Sonja verlobt war, der Prinzessin Marja seine Gefühle ausspräche, dies eine Handlung wäre, die er als Gemeinheit zu bezeichnen pflegte, und fühlte, daß er eine Gemeinheit niemals begehen könne. Er wußte aber ebenfalls, und wenn es ihm auch nicht klar zum Bewußtsein kam, so fühlte er es wenigstens in tiefster Seele, daß, wenn er sich jetzt der Macht der Umstände und der Menschen, die ihn leiteten, überließ, er nicht nur nichts Schlechtes begehe, sondern etwas sehr, sehr Bedeutungsvolles, etwas so Bedeutungsvolles, wie er es in seinem Leben noch nie vollbracht hatte.

Nach seinem Wiedersehen mit Prinzessin Marja war zwar seine Lebensweise äußerlich dieselbe geblieben, aber alle seine früheren Vergnügungen hatten für ihn ihren Reiz verloren. Er beschäftigte sich in Gedanken oft mit Prinzessin Marja, aber er dachte an sie niemals so, wie er ausnahmslos an alle die jungen Damen, denen er in der großen Welt begegnet war, gedacht und wie er sich lange und zu einer gewissen Zeit mit Entzücken in Gedanken mit Sonja beschäftigt hatte. Jedes dieser jungen Mädchen hatte er sich, wie fast jeder ehrenhafte junge Mann, als seine künftige Frau vorgestellt, ihm in Gedanken alle Einzelheiten des Ehelebens anprobiert: den weißen Morgenrock, die Hausfrau beim Samowar, den Wagen der gnädigen Frau, Mama und Papa, die Kinderchen, deren Verhältnis zur Mutter und so weiter, und so weiter, und diese Vorstellungen hatten ihm immer Freude bereitet. Doch wenn er an Prinzessin Marja dachte, die man mit ihm verheiraten wollte, konnte er sich aus dem künftigen Eheleben mit ihr nicht ein einziges Bild ausmalen. Sooft er es versuchte, immer kam etwas Ungereimtes und Unechtes dabei heraus, und er empfand bei diesen Gedanken nur ein beängstigendes Gefühl.

7

Die furchtbare Nachricht von der Schlacht bei Borodino, unseren Verlusten an Gefallenen und Verwundeten, und, was noch schrecklicher war, die Kunde von der Preisgabe Moskaus, trafen Mitte September in Woronesch ein. Prinzessin Marja hatte von der Verwundung ihres Bruders nur durch die Zeitungen gehört und keine bestimmten Nachrichten über ihn erhalten können, und schickte sich deshalb an, wie Nikolaj gehört hatte – er selber sah sie ja nicht –, ihren Bruder zu suchen.

Bei der Kunde von der Schlacht bei Borodino empfand Rostow nicht gerade Verzweiflung, Grimm, Rachedurst oder ähnliche Gefühle, aber es wurde ihm auf einmal in Woronesch langweilig und unbehaglich, als fühlte er sich beschämt und bedrückt. Alle Gespräche, die er hörte, kamen ihm gemacht vor, er wußte nicht, was für ein Urteil er sich über das Ganze bilden sollte, und fühlte, daß er sich nur bei seinem Regiment allein über dies alles klarwerden könne. Er beeilte sich, mit dem Einkaufen der Pferde fertig zu werden, und fuhr seinen Burschen und den Wachtmeister oft ungerecht hitzig an.

Einige Tage vor Rostows Abreise sollte im Dom ein Dankgebet für den Sieg, den die russischen Truppen errungen hatten, verlesen werden, und Nikolaj begab sich zur Messe dorthin. Er stand etwas hinter dem Gouverneur und wohnte mit dienstlicher Gemessenheit dem Gottesdienst bis zu Ende bei, beschäftigte sich aber während des in Gedanken mit den verschiedensten Dingen. Als die kirchliche Feier zu Ende war, rief ihn die Frau des Gouverneurs zu sich heran.

»Hast du die Prinzessin gesehen?« fragte sie und wies mit einer Kopfbewegung auf eine Dame in Schwarz, die an den Chorstufen stand.

Nikolaj erkannte sogleich Prinzessin Marja, weniger an ihrem Profil, das unter dem Hut hervorschaute, als an einem Gefühl der Rücksicht, der Bangigkeit und des Mitleids, das sich bei ihrem Anblick seiner bemächtigte. Prinzessin Marja war offenbar ganz in ihre Gedanken versunken und nahm, ehe sie die Kirche verließ, die letzten Bekreuzigungen vor.

Nikolaj betrachtete sie mit Verwunderung. Es war dasselbe Gesicht, das er schon früher gesehen hatte, derselbe Gesamtausdruck feiner, innerer, geistiger Arbeit lag auf ihm, aber die Beleuchtung war jetzt anders. Ein rührender Ausdruck von Leid, Andacht und Hoffnung prägte sich in ihren Zügen aus. Wie es Nikolaj schon früher immer in ihrer Gegenwart gegangen war, so wartete er auch jetzt den Rat der Gouverneursfrau, ob er zu ihr hingehen solle, nicht ab, fragte sich nicht erst lange, ob es gut und passend sei oder nicht, wenn er sie hier in der Kirche anrede, sondern trat auf sie zu und sagte, er habe von ihrem Kummer gehört und fühle von ganzer Seele mit ihr. Kaum hatte sie seine Stimme gehört, als sich plötzlich eine helle Röte über ihr Gesicht ergoß, die gleichzeitig ihren Kummer wie ihre Freude bestrahlte.

»Ich wollte Ihnen nur das eine sagen, Prinzessin«, fuhr Rostow fort, »wenn Fürst Andrej Nikolajewitsch wirklich nicht mehr am Leben wäre, müßte das, da er ja Regimentskommandeur ist, sogleich durch die Zeitungen bekanntgegeben worden sein.«

Prinzessin Marja sah ihn an, ohne seine Worte zu verstehen, aber der Ausdruck der Teilnahme an ihrem Leid, der auf seinem Gesicht geschrieben stand, tat ihr wohl.

»Und ich kenne so viele Fälle, daß Wunden von Granatsplittern« – so hatte es in der Zeitung gestanden – »entweder gleich tödlich oder im Gegenteil sehr leicht gewesen sind«, fuhr Nikolaj fort. »Wir müssen das Beste hoffen, und ich bin überzeugt ...«

Prinzessin Marja unterbrach ihn.

»Oh, das wäre auch zu entsetz ...« fing sie an, konnte aber vor Aufregung nicht zu Ende sprechen, senkte mit einer anmutigen Bewegung – wie alles, was sie in seiner Gegenwart tat, anmutig war – den Kopf, sah ihn dankbar an und ging hinter ihrer Tante her.

Am Abend dieses Tages ging Nikolaj nicht in Gesellschaft, sondern blieb zu Hause, um mit den Abrechnungen für die Pferdehändler fertig zu werden. Als er diese Arbeiten beendet hatte, war es bereits zu spät, um noch irgendwohin zu gehen, aber auch noch zu früh, um sich schlafen zu legen, und so schritt Nikolaj lange allein in seinem Zimmer auf und ab und dachte, was bei ihm selten vorkam, über sein Leben nach.

Prinzessin Marja hatte schon in Smolensk einen angenehmen Eindruck auf ihn gemacht. Daß er damals unter so eigenartigen Umständen mit ihr bekannt geworden war, wo doch schon seine Mutter ihm seinerzeit nahegelegt hatte, daß sie eine gute Partie für ihn sei, hatte zur Folge gehabt, daß er ihr besondere Aufmerksamkeit geschenkt hatte. In Woronesch war nun während der Zeit seines Besuches dieser Eindruck nicht nur angenehm, sondern sogar sehr stark gewesen. Nikolaj war überrascht von der eigenartigen, inneren Schönheit, die er dieses Mal an ihr wahrgenommen hatte. Dennoch schickte er sich an abzureisen, und es kam ihm gar nicht in den Sinn, zu bedauern, daß ihm seine Abreise aus Woronesch jede Gelegenheit nahm, die Prinzessin zu sehen. Doch seine heutige Begegnung mit ihr in der Kirche, Nikolaj fühlte das, hatte sich tiefer in sein Herz gegraben, als er vorausgesehen hatte, tiefer, als er es um seiner Ruhe willen gewünscht hätte. Dieses blasser, feine, bekümmerte Gesicht, dieser leuchtende Blick, diese ruhigen, anmutigen Bewegungen und vor allem dieses tiefe, innige Leid, das aus jedem ihrer Gesichtszüge gesprochen hatte, hatten ihn tief ergriffen und seine Teilnahme erregt. Bei Männern konnte Rostow diesen Ausdruck eines höheren, geistigen Lebens nicht ausstehen, deshalb mochte er auch den Fürsten Andrej nicht leiden. Er nannte das geringschätzig: philosophische Schwärmerei. Doch bei Prinzessin Marja empfand er diese ihm fremde geistige Welt, die sich ihm in ihrem Herzeleid in ihrer ganzen Tiefe offenbarte, als unwiderstehlichen Reiz.

Sie muß ein wunderbares Mädchen sein. Wirklich ein Engel, sagte er sich. Warum bin ich nicht frei, warum habe ich mich mit Sonja so übereilt? Und unwillkürlich kam ihm ein Vergleich zwischen den beiden in den Sinn: bei der einen dieser Mangel, bei der anderen dieser Reichtum an geistigen Gaben, die er selber nicht besaß und deshalb so hoch schätzte. Er versuchte sich vorzustellen, was werden würde, wenn er frei wäre. Wie sollte er ihr einen Antrag machen, und wie würde sie diesen Antrag aufnehmen? Nein, das konnte er sich nicht vorstellen. Ihm wurde bang ums Herz, und er konnte sich kein klares Bild machen. Mit Sonja hatte er sich schon längst sein Zukunftsbild ausgemalt, hier war alles so einfach, so klar, hauptsächlich deshalb, weil er es selbst ausgedacht hatte und Sonja ganz und gar kannte. Mit Prinzessin Marja aber war es ihm unmöglich, sich ein künftiges Zusammenleben auszumalen, weil er sie nicht verstand, sondern nur liebte.

Seine Träumereien von Sonja hatten immer etwas Heiteres, Spielendes gehabt. Doch an Prinzessin Marja zu denken war immer schwer und ein wenig bedrückend.

Wie sie betete! erinnerte er sich. Man sah ordentlich, wie ihre ganze Seele im Gebet aufging. Ja, das ist das Gebet, das Berge versetzt, und ich bin überzeugt, daß ihr Bitten erfüllt werden wird. Warum bete ich nicht um das, was ich brauche? fiel ihm ein. Was brauche ich denn? Meine Freiheit. Die Trennung von Sonja. Sie hat ganz richtig gesagt, er erinnerte sich an die Worte der Gouverneursfrau, wenn ich sie heirate, so kommt dabei nichts weiter heraus als Unglück, zerrüttete Verhältnisse, Mamas Jammern ... verworrene Finanzen ... ein furchtbares Drüber und Drunter. Und ich liebe sie nicht einmal, liebe sie nicht so, wie man lieben muß. Mein Gott! Erlöse mich aus dieser furchtbaren Lage, aus der ich keinen Ausweg weiß, fing er plötzlich an zu beten. Ja, ein Gebet kann Berge versetzen, aber man muß glauben und nicht so beten, wie wir, Natascha und ich, als Kinder beteten, daß der Schnee zu Zucker werden möchte, worauf wir dann auf den Hof hinausliefen und kosteten, ob aus dem Schnee wirklich Zucker geworden sei. Nein, aber jetzt bete ich nicht um Nichtigkeiten, sagte er, stellte die Pfeife in die Ecke, faltete die Hände und trat vor das Heiligenbild. Und noch ganz gerührt von der Erinnerung an Prinzessin Marja fing er an zu beten, wie er lange nicht gebetet hatte. Tränen standen ihm in den Augen, und ein Schluchzen befahl ihm, als plötzlich die Tür aufging und Lawruschka mit Briefen in der Hand ins Zimmer trat.

»Schafskopf! Was kommst du hereingepoltert, wenn ich dich nicht gerufen habe!« sagte Nikolaj und nahm schnell eine andere Haltung an.

»Vom Gouverneur«, meldete Lawruschka mit schläfriger Stimme.
»Ein Kurier ist gekommen mit Briefen für Sie.«

»Na schön, ich danke. Kannst gehen.«

Nikolaj nahm ihm zwei Briefe ab. Der eine war von seiner Mutter, der andere von Sonja. Er erkannte sie an der Schrift und erbrach zuerst Sonjas Brief. Er hatte noch nicht die ersten Zeilen gelesen, als sein Gesicht plötzlich blaß wurde und seine Augen sich erschrocken und froh weiteten.

»Nein, das kann doch nicht sein«, sagte er laut.

Er war nicht imstande, ruhig sitzenzubleiben, und ging mit den Briefen in der Hand im Zimmer auf und ab und las sie. Er überflog den Brief, las ihn dann noch einmal und noch ein anderes Mal, zuckte die Achseln, breitete die Arme auseinander und blieb mit offenem Mund und starren Augen mitten im Zimmer stehen. Das, worum er soeben mit solcher Zuversicht, daß Gott sein Bitten erhören werde, gebetet hatte, war in Erfüllung gegangen, aber Nikolaj war darüber so verwundert, als sei das etwas Außergewöhnliches, das er niemals erwartet habe, und als beweise gerade diese schnelle Erfüllung seiner Bitte, daß dies nicht von Gott komme, den er darum gebeten hatte, sondern ein gewöhnlicher Zufall sei.

Die unlösbar scheinenden Bande, die Rostows Freiheit gefesselt hatten, wurden durch diesen unerwarteten Brief Sonjas gelöst, der, wie es Nikolaj schien, durch nichts hervorgerufen worden war. Sie schrieb, daß die letzten unglücklichen Ereignisse, wobei die Rostows doch fast ihr ganzes Vermögen in Moskau eingebüßt hätten, dann der wiederholt ausgesprochene Wunsch der Gräfin, Nikolaj möchte die Prinzessin Bolkonskaja heiraten, und auch sein Schweigen und seine Kälte in letzter Zeit sie zu dem Entschluß getrieben hätten, ihn seines Versprechens zu entbinden und ihm seine volle Freiheit wiederzugeben.

»Mir würde der Gedanke das Herz abdrücken, daß ich die Quelle des Kummers und der Zwietracht für eine Familie werden könne, die mich mit Wohltaten überhäuft hat«, schrieb sie, »und meine Liebe hat nur das eine Ziel, die, die ich liebe, glücklich zu wissen. Darum flehe ich Sie an, Nicolas, betrachten Sie sich als frei, und seien Sie überzeugt, daß Sie trotz alledem niemand stärker lieben kann als Ihre Sonja.«

Der andere Brief war von der Gräfin. Beide kamen aus Troiza. Sie schilderte darin ihre letzten Tage in Moskau, die Abreise, den Brand und den Verlust ihres ganzen Eigentums. Unter anderm schrieb sie in diesem Brief auch, daß sich unter der Zahl der Verwundeten, die mit ihnen zusammen führen, auch Fürst Andrej befinde. Sein Zustand sei sehr gefährlich, aber der Arzt meine, daß doch jetzt mehr Hoffnung sei. Sonja und Natascha seien wie Krankenpflegerinnen um ihn bemüht.

Mit diesem Brief ging Nikolaj am nächsten Tag zu Prinzessin Marja. Weder er noch sie sagten ein Wort darüber, was die Worte:

»Natascha ist um ihn bemüht« bedeuten könnten, aber durch diesen Brief war Nikolaj der Prinzessin mit einemmal viel näher und fast in ein verwandtschaftliches Verhältnis zu ihr getreten.

Am nächsten Tag verabschiedete sich Rostow von Prinzessin Marja, die nach Jaroslawl fuhr, und reiste selber ein paar Tage später zu seinem Regiment ab.

Sonjas Brief an Nikolaj, der sein Gebet zur Wirklichkeit gemacht hatte, war aus Troiza geschrieben, und zwar aus folgenden Gründen: Der Gedanke, Nikolaj mit einer reichen Frau zu verheiraten, hatte die alte Gräfin mehr und mehr beschäftigt. Sie wußte, daß Sonja das Haupthindernis dafür war. Und so war für Sonja in letzter Zeit das Leben im Hause der Gräfin schwerer und schwerer geworden, besonders nach Nikolajs letztem Brief, in dem er seine Begegnung mit Prinzessin Marja in Bogutscharowo geschildert hatte. Die Gräfin ließ keine Gelegenheit vorübergehen, Sonja gegenüber beleidigende und grausame Anspielungen zu machen.

Doch wenige Tage vor ihrer Abreise aus Moskau hatte die Gräfin, durch alles, was sie erleben mußte, gereizt und aufgeregt, Sonja zu sich rufen lassen und sie, statt ihr Vorwürfe zu machen und Forderungen zu stellen, mit Tränen in den Augen gebeten, sich doch aufzuopfern und alles, was man für sie getan habe, dadurch zu vergelten, daß sie ihr Verlöbniß mit Nikolaj löse.

»Ich werde keine Ruhe finden, bis du mir das nicht versprochen hast.«

Sonja fing hysterisch zu schluchzen an und erwiderte unter Tränen, sie wolle alles tun und sei zu allem bereit; ein richtiges Versprechen jedoch legte sie nicht ab und konnte sich in ihrem Herzen zu dem, was man von ihr forderte, nicht entschließen. Sie mußte sich ja doch für das Glück der Familie, die sie erzogen und erhalten hatte, zum Opfer bringen. Sich selbst für das Glück anderer aufzuopfern war Sonja gewohnt. Ihre Stellung im Hause war so, daß sie nur auf dem Weg der Selbstaufopferung ihren Wert hatte zur Geltung bringen können, und daher war sie an Opfer gewöhnt und opferte sich gern.

Wenn sie sich früher aufgeopfert hatte, war sie sich dabei immer mit Freuden bewußt gewesen, daß sie durch diese Opfer in ihren Augen und in denen anderer im Wert stieg und dadurch ihres Nicolas, den sie über alles in der Welt liebte, immer würdiger wurde. Jetzt aber sollte nun dieses Opfer darin bestehen, auf das, was ihr der Lohn für alle Opfer und der Inhalt ihres ganzen Lebens gewesen war, zu verzichten. Und zum erstenmal in ihrem Leben empfand sie Bitterkeit

gegen die Menschen, die ihr Wohltaten erwiesen hatten, um sie dann um so schmerzlicher zu quälen, fühlte Neid gegen Natascha, die nie etwas Ähnliches hatte durchmachen, niemals ein Opfer hatte bringen müssen, nur immer andere sich für sie aufopfern ließ und doch von allen geliebt wurde. Und mit einemmal fühlte Sonja, wie ihre stille, reine Liebe zu Nicolas plötzlich zu einer Leidenschaft anwuchs, die über allen Grundsätzen, Tugenden und Religionen stand, und unter dem Einfluß dieser Leidenschaft antwortete sie, die in ihrem abhängigen Leben unwillkürlich versteckt handeln gelernt hatte, der Gräfin nur in allgemeinen, unbestimmten Ausdrücken, vermied weitere Auseinandersetzungen mit ihr und faßte den Entschluß, ein Wiedersehen mit Nikolaj abzuwarten und ihm bei diesem Wiedersehen nicht etwa die Freiheit wiederzugeben, sondern ihn im Gegenteil für immer an sich zu fesseln.

Die Sorgen und Ängste der letzten Tage ihres Aufenthaltes in Moskau hatten die trüben, bedrückenden Gedanken in Sonja überhäubt. Sie war froh, durch die praktische Tätigkeit vor ihnen Ruhe zu finden. Doch als sie die Anwesenheit des Fürsten Andrej in ihrem Hause erfuhr, ergriff sie, trotz all der herzlichen Teilnahme, die sie für ihn und Natascha empfand, ein frohes, aber gläubisches Gefühl, daß Gott ihre Trennung von Nicolas nicht wolle. Sie wußte, daß Natascha nur den Fürsten Andrej geliebt hatte und ihn auch jetzt noch liebte, wußte, daß beide, unter so furchtbaren Umständen wieder zusammengeführt, einander von neuem lieb gewinnen mußten, und daß dann Nikolaj die Prinzessin Marja nicht heiraten könne, weil er nun doch noch mit ihr verwandt werden würde. Trotz aller grauenvollen Ereignisse in der letzten Zeit in Moskau und an den ersten Reisetagen erfreute sich Sonja dennoch an diesem Gefühl, diesem Bewußtsein, daß die Vorsehung selber in ihre persönlichen Angelegenheiten eingegriffen habe.

Den ersten Ruhetag auf ihrer Reise verbrachten die Rostows im Troizakloster. In der Herberge des Klosters waren ihnen drei große Zimmer eingeräumt worden, von denen man das eine dem Fürsten Andrej gegeben hatte. Dem Verwundeten ging es an diesem Tag bedeutend besser. Natascha war bei ihm. Im Nebenzimmer saßen Graf und Gräfin und unterhielten sich ehrerbietig mit dem Prior, der sie als alte Bekannte und Gönner aufgesucht hatte. Sonja saß auch da und empfand quälende Neugier, worüber sich wohl Fürst Andrej und

Natascha unterhalten mochten. Durch die Wand hörte sie ihre Stimmen. Da ging die Tür zum Zimmer des Fürsten Andrej auf. Natascha trat mit erregtem Gesicht heraus, und ohne den Mönch zu bemerken, der zu ihrer Begrüßung aufstand und den weiten Ärmel am rechten Arm zurückschlug, lief sie auf Sonja zu und ergriff deren Hand.

»Was hast du, Natascha? Komm her«, sagte die Gräfin.

Natascha trat auf den Prior zu und empfing seinen Segen; er riet ihr, sich um Hilfe an Gott und seine Heiligen zu wenden.

Sobald der Prior hinausgegangen war, ergriff Natascha wieder Sonjas Hand und zog sie mit sich fort in das leere Zimmer.

»Sonja, ja? Wird er am Leben bleiben?« fragte sie. »Sonja, wie glücklich bin ich und wie unglücklich! Sonja, mein Täubchen, es ist wieder alles wie einst. Wenn er nur am Leben bliebe! Er kann doch nicht ... weil ... weil ...« Natascha brach in Tränen aus.

»Siehst du! Ich habe es doch gewußt! Gott sei Dank!« stammelte Sonja. »Er wird am Leben bleiben.«

Sonja war nicht weniger erregt als ihre Freundin, sowohl durch deren Angst und Kummer als auch infolge eigener Gedanken, die sie keinem verriet. Schluchzend küßte und tröstete sie Natascha. Wenn er nur am Leben bliebe! dachte sie. Nachdem sie sich ausgeweint und ausgesprochen und die Tränen abgewischt hatten, gingen beide zu der Tür, die in das Zimmer des Fürsten Andrej führte. Natascha machte sie vorsichtig auf und schaute ins Zimmer. Sonja stand neben ihr an der halbgeöffneten Tür.

Fürst Andrej lag hochgestützt auf drei Kissen. Sein bleiches Gesicht war ruhig, die Augen geschlossen, man konnte sehen, wie gleichmäßig er atmete.

»Ach, Natascha!« schrie Sonja plötzlich auf, faßte ihre Cousine am Arm und trat von der Tür zurück.

»Was ist denn? Was?« fragte Natascha.

»Das ist ganz so, ganz so, sieh nur ...« sagte Sonja mit blassem Gesicht und zitternden Lippen.

Natascha schloß leise die Tür und ging mit Sonja ans Fenster, ohne noch zu begreifen, was diese sagen wollte.

»Weißt du noch«, fing Sonja mit erschrockener, feierlicher Miene an, »weißt du noch, wie ich für dich in den Spiegel sah ... in Otradnoje, zu Weihnachten ... Weißt du noch, was ich da sah?«

»Ja, ja«, erwiderte Natascha mit weit offenen Augen und erinnerte sich dunkel, daß Sonja ihr damals etwas vom Fürsten Andrej gesagt hatte, den sie in liegender Stellung gesehen haben wollte.

»Weißt du noch?« rief Sonja aus. »Ich sah ihn doch damals und sagte es euch allen, dir und auch Dunjascha. Ich sah, wie er im Bett lag«, fuhr sie fort und machte bei jeder einzelnen Beschreibung eine Handbewegung mit erhobenem Finger, »wie er die Augen geschlossen hatte, mit eben einer solchen rosa Decke zugedeckt war und die Hände gefaltet hatte«, fuhr Sonja fort und war, je genauer sie die Einzelheiten beschrieb, die sie soeben wahrgenommen hatte, um so mehr davon überzeugt, daß sie schon damals dies alles gesehen hatte.

Damals hatte sie zwar nichts gesehen, sondern es nur erzählt, und zwar eben das erzählt, was ihr gerade in den Sinn gekommen war. Und nun erschien ihr das, was sie sich damals ausgedacht hatte, plötzlich ebenso wahrhaftig wie jede andere Erinnerung. Und sie erinnerte sich nicht, daß sie damals nur gesagt hatte, er sehe sich lächelnd nach ihr um und sei mit etwas Rotem bedeckt, sondern war fest davon überzeugt, daß sie schon damals gesagt und gesehen habe, er sei mit einer rosa, mit eben einer solchen rosa Decke zugedeckt und halte die Augen geschlossen.

»Ja, ja, mit eben einer solchen rosa Decke«, sagte Natascha, die sich nun ebenfalls zu erinnern glaubte, daß Sonja schon damals »rosa« gesagt hatte, und erblickte gerade darin das Seltsame und Geheimnisvolle der Prophezeiung.

»Aber was hat das zu bedeuten?« fragte Natascha nachdenklich.

»Ach, das weiß ich nicht. Wie merkwürdig das alles ist!« meinte Sonja und faßte sich an den Kopf.

Gleich darauf klingelte Fürst Andrej, und Natascha ging zu ihm hinein. Sonja aber blieb in einer Aufregung und Ergriffenheit, wie sie sie nur selten empfunden hatte, am Fenster stehen und dachte darüber nach, wie außergewöhnlich doch alles war, was sich ereignete.

An diesem Tag bot sich eine Gelegenheit, Briefe an die Armee mitzusenden, und so schrieb die Gräfin an ihren Sohn.

»Sonja«, sagte sie, als ihre Nichte an ihr vorüberging, und hob den Kopf von ihrem Brief. »Sonja, wirst du an Nikolenka schreiben?« fragte die Gräfin mit leiser, bebender Stimme.

Und aus dem Blick der müden Augen, die sie durch die Brille ansahen, las Sonja alles, was die Gräfin unter diesen Worten verstand. In diesem Blick lag sowohl Flehen als Furcht vor Sonjas ablehnender Antwort wie auch Scham darüber, daß sie bitten mußte, und Bereitschaft zu unversöhnlichem Haß, falls Sonja sich weigern sollte.

Sonja ging auf die Gräfin zu, ließ sich vor ihr auf die Knie nieder und küßte ihr die Hand. »Ja, ich werde schreiben, maman«, sagte sie.

Sonja war durch alles, was sich an diesem Tag ereignet hatte, weich gestimmt, aufgereggt und gerührt, vor allem auch durch die geheimnisvolle Verwirklichung des Orakels, die sie soeben erlebt hatte. Jetzt, wo sie wußte, daß nach dem Neuaufleben der Beziehungen zwischen dem Fürsten Andrej und Natascha Nikolaj die Prinzessin Marja ja doch nicht heiraten konnte, fühlte sie mit Freuden jene Neigung zur Selbstaufopferung in sich zurückkehren, die sie so liebte und sich zur Lebensgewohnheit gemacht hatte. Und mit Tränen in den Augen und in dem frohen Bewußtsein, eine hochherzige Handlung zu vollbringen, schrieb sie, mehrmals von Tränen unterbrochen, die ihre schwarzen Samtaugen verschleierten, jenen rührenden Brief, dessen Empfang Nikolaj wie ein Wunder empfunden hatte.

Auf der Hauptwache, wohin man Pierre abgeführt hatte, wurde er von dem Offizier und den Soldaten, die ihn gefangengenommen hatten, feindlich, aber dabei doch mit Achtung behandelt. Aus ihrem Benehmen fühlte man sowohl ihre Unsicherheit heraus, was er wohl sein möge – vielleicht war er eine sehr einflußreiche Persönlichkeit –, als auch ihre noch frische Feindseligkeit, die Folge ihres persönlichen Kampfes mit ihm.

Doch als am Morgen des nächsten Tages die Ablösung kam, fühlte Pierre, daß er für die neue Wache, für diese Offiziere und Soldaten, schon nicht mehr jene Bedeutung hatte wie für die, die ihn gefangengenommen hatten. Und tatsächlich erblickte die Wache des anderen Tages in diesem großen, dicken Mann im bäuerlichen Kaftan schon nicht mehr jenen lebensmutigen Menschen, der sich so verzweifelt mit den Plünderern und dem Trupp Soldaten herumgeschlagen und so feierliche Worte über die Rettung eines Kindes gesagt hatte, sondern ganz einfach Nummer siebzehn der gefangenen Russen, die auf höheren Befehl aus irgendeinem Grund festgehalten wurden. Wenn sie etwas Besonderes an Pierre fanden, so war es nur sein fester, nachdenklich gesammelter Gesichtsausdruck und seine Kenntnis der französischen Sprache, in der er sich zur Verwunderung der Franzosen ausgezeichnet auszudrücken verstand. Trotzdem steckte man ihn noch am selben Tag mit anderen verdächtigen Gefangenen zusammen, weil man das Einzelzimmer, das er innegehabt hatte, für einen Offizier benötigte.

Alle die Russen, die mit Pierre zusammen gefangengehalten wurden, waren Leute niedrigsten Standes. Sie witterten in Pierre den Herrn und zogen sich um so mehr von ihm zurück, weil er französisch sprach. Zu seinem Bedauern mußte er sehen, wie sie sich über ihn lustig machten.

Am folgenden Tag gegen Abend erfuhr Pierre, daß alle seine Mitgefangenen, und so wahrscheinlich auch er, wegen Brandstiftung vor Gericht gestellt werden sollten. Am dritten Tag führte man ihn mit anderen zusammen in ein Haus, wo ein französischer General mit weißem Schnurrbart, zwei Obersten und noch andere französische

Offiziere mit Schärpen am Arm saßen. Mit der vermeintlich über allen menschlichen Schwächen schwebenden Bestimmtheit und Genauigkeit, mit der man Angeklagte zu behandeln pflegt, legte man Pierre ebenso wie den anderen die Fragen vor, was er sei, wo er gewesen sei, zu welchem Zweck und so weiter.

Diese Fragen, die das Wesentliche der Sache beiseite ließen und jede Möglichkeit ausschlossen, dieses Wesentliche zu enthüllen, hatten, wie alle Fragen, die vor Gericht gestellt werden, nur das eine Ziel, die Rinne zu bilden, durch die nach dem Wunsch der Richter die Antworten der Angeklagten zu fließen haben, um sie nach dem ersehnten Ziel, das heißt zur Verurteilung, zu führen. Sobald er nur etwas sagen wollte, was dem Ziel der Verurteilung nicht entsprach, wurde die Rinne weggenommen, und dann mochte das Wasser fließen, wohin es wollte. So empfand Pierre, wie jeder Angeklagte bei einer Gerichtsverhandlung, Verwunderung darüber, warum man ihm alle diese Fragen vorlegte. Er hatte die Empfindung, als bediene man sich dieses Kunstgriffs mit der vorgehaltenen Rinne nur aus Nachsicht oder aus Höflichkeit. Er wußte, daß er sich in der Gewalt dieser Menschen befand, daß nur Gewalt ihn hierher gebracht, nur Gewalt ihnen das Recht gab, von ihm Antworten auf ihre Fragen zu fordern, und daß das einzige Ziel dieses Gerichtshofes darin bestand, ihn zu verurteilen. Und da sie nun einmal die Macht und den Wunsch hatten, ihn schuldig zu sprechen, so war der ganze Apparat an Fragen und die ganze Verhandlung doch überflüssig. Es lag ja klar auf der Hand, daß alle diese Antworten zu einer Verurteilung führen mußten.

Auf die Frage, was er getan habe, als er gefangengenommen worden sei, erwiderte Pierre mit tragischer Feierlichkeit, er habe ein Kind seinen Eltern zurückgebracht, *qu'il avait sauvé des flammes*. Warum er auf die Plünderer losgeschlagen habe? Pierre gab zur Antwort, er habe eine Frau verteidigt, und ein schwaches Weib zu beschützen, sei die Pflicht jedes Mannes und ... Man unterbrach ihn: das gehöre nicht zur Sache. Was er auf dem Hof des brennenden Hauses, wo ihn Zeugen gesehen hätten, zu suchen gehabt habe? Er antwortete, er sei nur hingegangen, um sich anzusehen, was in Moskau vorgehe. Wieder unterbrach man ihn: er sei nicht gefragt worden, warum er hingegangen sei, sondern warum er sich in der Nähe der Feuerstätte aufgehalten habe. Wer er sei? wiederholte man noch einmal die erste

Frage, auf die er erwidert hatte, er könne darauf keine Antwort geben. Wieder antwortete er, das könne er nicht sagen.

»Schreiben Sie das hin. Schlimm für Sie, sehr schlimm«, sagte der General mit dem weißen Schnurrbart und dem frischen roten Gesicht in strengem Ton zu ihm.

Am vierten Tag fing es auch am Subowskijwall an zu brennen.

Mit dreizehn anderen Gefangenen wurde Pierre im Wagenschuppen eines Kaufmannshauses in der Krimfurt untergebracht. Während er durch die Straßen ging, erstickte er fast an dem Rauch, der über der ganzen Stadt zu lagern schien. Nach allen Seiten hin sah man Feuersbrünste. Pierre begriff damals noch nicht die Bedeutung der Einäscherung Moskaus und blickte mit Entsetzen auf diese Brände.

In diesem Wagenschuppen des Kaufmannshauses in der Krimfurt verlebte Pierre noch vier weitere Tage und erfuhr während dieser Zeit aus den Gesprächen der französischen Soldaten, daß alle, die sich hier in Gewahrsam befanden, dieser Tage die Entscheidung des Marschalls zu erwarten hätten. Wer dieser Marschall war, konnte Pierre aus den Soldaten nicht herauskriegen. Für sie war dieser Marschall offenbar ein erhabenes und etwas geheimnisvolles Glied der höchsten Gewalt.

Diese ersten Tage bis zum 8. September, dem Tag, an dem die Gefangenen zum zweiten Verhör geführt wurden, waren für Pierre die allerschwersten.

Am 8. September kam ein Offizier in den Schuppen, der, nach der Ehrerbietung zu urteilen, die die Wache ihm entgegenbrachte, von sehr hohem Rang sein mußte. Dieser Offizier, der offenbar dem Stab angehörte, hatte eine Liste in der Hand, und rief alle Russen mit Namen auf. Pierre nannte er dabei: celui qui n'avoue pas son nom. Er sah die Gefangenen gleichgültig und lässig an und befahl dem wachhabenden Offizier, die Russen anständig anziehen und zurechtmachen zu lassen, ehe man sie vor den Marschall führe.

Nach einer Stunde erschien eine Kompanie Soldaten, und Pierre wurde mit den dreizehn anderen auf das Jungfernfeld geführt. Es hatte geregnet, doch nun war ein klarer, sonniger Tag angebrochen. Die Luft war ungewöhnlich rein. Der Rauch lag nicht am Boden wie an jenem Tag, an dem man Pierre aus der Hauptwache am Subowskijwall fortgeführt hatte, sondern stieg in Säulen in der klaren Luft empor. Lodernde Flammen waren nirgends zu sehen, aber auf allen Seiten erhoben sich Rauchsäulen, und ganz Moskau, soweit Pierre sehen konnte, war eine einzige Brandstätte. Überall sah man öde Schutthaufen mit Öfen und Schornsteinen und hie und da die leergebrannten Mauern eines Steinhauses. Pierre sah sich die Brandstätten an und erkannte die altbekannten Stadtviertel kaum wieder. Mitunter ragte eine Kirche unversehrt aus den Trümmern. Der Kreml war nicht zerstört, und weiß blinkten schon von weitem seine Türme mit dem Iwan Weliki²¹⁰. Ganz nah glänzte heiter die Kuppel des Neuen Jungfernklosters, und ganz besonders klangvoll ertönte von dorthier das Glockengeläut. Dieses Geläut erinnerte Pierre daran, daß Sonntag war und das Fest Maria Geburt. Aber niemand schien diesen Festtag feierlich begehen zu wollen, überall sah man nur die Schutthaufen der Brandstätten, und von den russischen Einwohnern traf man nur hier und da ein paar zerlumpte, verschüchterte Gestalten, die sich beim Anblick der Franzosen verkrochen.

Es war klar, der Horst Rußlands war zerstört und vernichtet, doch Pierre fühlte unbewußt, daß an Stelle der vernichteten russischen Lebensordnung sich in diesem zerstörten Horst eine neue, andersartige eingestaltet hatte: die straffe französische Lebensordnung. Er fühlte

das beim Anblick der munter und lustig in strammen Reihen marschierenden Soldaten, die ihn und die anderen Verbrecher geleiteten, fühlte das beim Anblick eines hohen französischen Beamten, der ihnen in einem von Soldaten kutschierten Einspänner entgegengefahren kam, fühlte das aus den lustigen Klängen der Militärmusik, die von der linken Seite des Feldes herüberdrangen, und vor allem fühlte und begriff er es durch jene Liste, aus welcher der französische Offizier heute morgen die Namen der Gefangenen verlesen hatte. Pierre war nur von Soldaten allein gefangengenommen, mit Dutzenden anderer bald hierhin, bald dorthin gebracht worden, wie leicht hätte er da vergessen oder mit anderen verwechselt werden können. Aber nein: sogar die Antworten, die er beim Verhör gegeben hatte, kehrten ordnungsgemäß in Form der Bezeichnung: celui qui n'avoue pas son nom zu ihm zurück. Und unter dieser Bezeichnung, die für Pierre furchtbar war, führten ihn jetzt die Soldaten irgendwohin in der felsenfesten Überzeugung, wie auf ihren Gesichtern zu lesen stand, daß er und die übrigen Gefangenen eben die waren, die sie sein mußten, und nun dorthin geführt wurden, wohin sie geführt werden mußten. Pierre kam sich vor wie ein winziges Spänchen, das in das Räderwerk einer ihm unbekannt, aber zuverlässig arbeitenden Maschine geraten war.

Mit den anderen Gefangenen zusammen wurde er auf die rechte Seite des Jungfernfeldes bis zu einem großen weißen Haus mit ausgedehntem Garten in der Nähe des Klosters geführt. Es war das Haus des Fürsten Schtscherbatow, wo Pierre früher oft verkehrt hatte und wo sich jetzt, wie er aus den Gesprächen der Soldaten entnahm, der Marschall Fürst von Eckmühl einquartiert hatte.

Man führte die Gefangenen bis an die Freitreppe und von hier aus einzeln ins Haus. Pierre kam als sechster an die Reihe. Durch die Glasgalerie, den Hausflur, das Vorzimmer, die Pierre alle gut kannte, führte man ihn in ein langes, niederes Arbeitszimmer, an dessen Tür ein Adjutant stand.

Davoust, mit der Brille auf der Nase, saß am anderen Ende des Zimmers an einem Tisch, Pierre trat nahe an ihn heran. Davoust blickte nicht auf, er war sichtlich damit beschäftigt, sich über ein Schriftstück, das vor ihm lag, klar zu werden. Ohne die Augen aufzuheben, fragte er leise: »Wer sind Sie?«

Pierre gab keine Antwort, weil er nicht imstande war, ein Wort herauszubringen. Davoust war für Pierre nicht einfach ein französischer General, sondern zugleich ein Mensch, der wegen seiner Grausamkeit berüchtigt war. Während er in Davousts kaltes Gesicht blickte, der wie ein strenger Lehrer bereit war, einen Augenblick Geduld zu haben und auf eine Antwort zu warten, fühlte Pierre, daß jede Sekunde des Zögerns ihn das Leben kosten könne. Doch er wußte nicht, was er sagen sollte. Das zu wiederholen, was er beim ersten Verhör angegeben hatte, konnte er sich nicht entschließen, doch seinen Namen und Stand zu nennen, war nicht nur beschämend, sondern auch gefährlich. Er schwieg. Aber noch ehe Pierre Zeit gehabt hatte, einen Entschluß zu fassen, hob Davoust den Kopf, schob die Brille auf die Stirn, kniff die Augen zusammen und sah Pierre aufmerksam an.

»Ich kenne diesen Menschen«, sagte er in kaltem, gemessenem Ton und rechnete offenbar damit, daß Pierre darüber erschrecken werde.

Der kalte Schauer, der Pierre erst über den Rücken gelaufen war, erfaßte jetzt seinen Kopf, so daß er das Gefühl hatte, als würde dieser fest zusammengepreßt.

»Mon général, Sie können mich gar nicht kennen, ich habe Sie nie gesehen ...«

»Es ist ein russischer Spion«, sagte Davoust zu einem anderen General gewandt, der ebenfalls im Zimmer war, den aber Pierre noch nicht bemerkt hatte.

Davoust wandte sich ab. Da fing Pierre mit unerwartetem Ungestüm plötzlich an hastig zu reden.

»Non, monseigneur«, sagte er, da ihm plötzlich einfiel, daß Davoust ja Herzog war, »non, monseigneur, Sie können mich gar nicht kennen. Ich bin Landsturmmoffizier und habe Moskau nicht verlassen.«

»Ihr Name?« fragte Davoust noch einmal.

»Besuchow.«

»Wer beweist mir, daß Sie die Wahrheit sagen?«

»Monseigneur!« rief Pierre nicht in beleidigtem, aber in flehendem Ton.

Davoust hob die Augen und blickte Pierre aufmerksam an. Einige Sekunden sahen sie einander an, und dieser Blick war Pierres Rettung. Dieser Blick knüpfte, trotz Krieg und Gericht, zwischen diesen beiden Männern menschliche Beziehungen. Beide durchlebten in diesem Augenblick unklar eine lange Reihe von Empfindungen, und wurden sich bewußt, daß sie beide Menschenkinder, Brüder waren.

Auf den ersten Blick, als Davoust kaum den Kopf von seiner Liste aufgehoben hatte, wo Leben und Taten eines Menschen nichts als Nummern waren, war ihm Pierre nur als Ding erschienen, und er hätte sich kein Gewissen daraus gemacht, ihn erschießen zu lassen. Jetzt aber erblickte er einen Menschen in ihm. Er dachte einen Augenblick nach.

»Wie können Sie mir beweisen, daß das, was sie sagen, wahr ist?« fragte er dann kalt.

Pierre dachte an Remballe und nannte dessen Namen, Regiment und die Straße, wo das Haus lag.

»Sie sind nicht der, für den Sie sich ausgeben«, sagte wieder Davoust.

Mit zitternder, stockender Stimme führte Pierre Beweise für die Richtigkeit seiner Aussage an.

Doch in diesem Augenblick trat der Adjutant ein und meldete Davoust irgend etwas.

Bei der Nachricht, die der Adjutant ihm überbrachte, fing Davoust plötzlich an zu strahlen und knöpfte sich den Uniformrock zu. Er hatte offenbar Pierre ganz vergessen.

Als der Adjutant ihn an den Gefangenen erinnerte, wurde er wieder finster, wies auf Pierre hin und befahl, ihn abzuführen. Wohin er aber geführt werden sollte, erfuhr Pierre nicht: ob in den Schuppen zurück oder auf die schon vorbereitete Richtstätte, die ihm seine Gefährten gezeigt hatten, als sie über das Jungfernfeld gingen.

Er wandte den Kopf zurück und sah, daß der Adjutant noch etwas fragte.

»Oui, sans doute«, antwortete Davoust, was er aber damit gemeint hatte, darüber war sich Pierre nicht klar.

Pierre wußte nicht, wie, wie lange und wohin er ging. In einem Zustand völliger Geistesabwesenheit und Abstumpfung bewegte er,

ohne etwas um sich herum zu sehen, ebenso wie die anderen die Füße und blieb ebenso stehen, wenn alle anderen stehenblieben.

Während dieser Zeit hatte Pierre nur einen einzigen Gedanken im Kopf. Es war der Gedanke: Wer, wer hatte ihn denn eigentlich zum Tod verurteilt? Es waren nicht jene Leute gewesen, die ihn in der Sitzung vernommen hatten, von denen hatte es offenbar keiner tun wollen und auch nicht tun können. Auch Davoust war es nicht gewesen, der ihn so menschlich angesehen hatte. Noch einen Augenblick, und Davoust hätte eingesehen, daß sie ein Unrecht begingen, aber diesen Augenblick hatte der eintretende Adjutant verhindert. Auch dieser Adjutant wollte offenbar nichts Böses, er hätte ebenso auch nicht eintreten können. Wer war es also, der ihn bestrafte, tötete, seines Lebens beraubte, seines Lebens mit allen seinen Erinnerungen, seinem Streben, seinen Hoffnungen und Grübeleien? Wer tat das? Und Pierre fühlte, daß es niemand war.

Es war die Ordnung, das Zusammentreffen von Umständen.

Irgendeine Ordnung tötete ihn, Pierre, beraubte ihn seines Lebens, nahm ihm alles, vernichtete ihn.

Von dem Haus des Fürsten Schtscherbatow wurden die Gefangenen gerade hinunter auf das Jungfernfeld geführt, etwas links vom Jungfernkloster, bis zu einem Platz, wo ein Pfahl errichtet war. Hinter dem Pfahl war die Erde zu einer großen Grube frisch ausgegraben, und um die Grube und den Pfahl herum stand eine vielköpfige Menschenmenge. Diese Menge bestand aus nur wenigen Russen, aber einer großen Anzahl zusammengelaufener Napoleonischer Soldaten: Deutscher, Italiener und Franzosen in den verschiedensten Uniformen. Rechts und links vom Pfahl standen in Reih und Glied französische Soldaten in blauen Uniformen mit roten Achselstücken, Stiefeletten und Tschakos.

Man stellte die Verbrecher in der bestimmten Reihenfolge, wie sie in der Liste standen, auf – Pierre war der sechste – und führte sie bis an den Pfahl. Plötzlich ertönten auf beiden Seiten Trommelwirbel, und Pierre fühlte, wie dieser Klang seine Seele in Stücke riß. Er war nicht mehr imstande zu denken und zu überlegen, er konnte bloß noch hören und sehen. Er hatte nur noch den einen Wunsch, daß das Schreckliche, das geschehen mußte, recht bald geschehen möchte. Er sah sich nach seinen Leidensgenossen um und betrachtete sie.

Die beiden ersten in der Reihe waren Zuchthäusler mit geschorenen Köpfen, der eine groß und hager, der andere ein schwarzer, struppiger, muskulöser Mensch mit breitgedrückter Nase. Der dritte war ein Hausmeister von etwa fünfundvierzig Jahren mit grauem Haar und dickem wohlgenährtem Leib, der vierte ein Bauer, ein sehr schöner Mann mit breitem blondem Bart und schwarzen Augen. Der fünfte war ein Fabrikarbeiter, ein magerer, gelber Bursche von achtzehn Jahren im Arbeitskittel.

Pierre hörte, daß die Franzosen berieten, wie man sie erschießen sollte: je einen oder je zwei auf einmal. »Je zwei«, bestimmte der rangälteste Offizier kalt und ruhig. Eine Bewegung lief durch die Reihen der Soldaten, und man merkte, daß sie es alle sehr eilig hatten. Aber sie beeilten sich nicht so, wie man es tut, um ein allen verständliches Werk zu vollbringen, sondern so, wie man hastet, um eine

unangenehme, unbegreifliche, aber nicht zu umgehende Sache zu Ende zu führen.

Ein französischer Beamter mit einer Schärpe trat an die rechte Spitze der Verbrecherreihe und verlas das Urteil in russischer und französischer Sprache.

Darauf traten zwei Paar Franzosen auf die Verbrecher zu und ergriffen auf Befehl des Offiziers die beiden Zuchthäusler, die als die ersten in der Reihe standen. Die Zuchthäusler schritten auf den Pfahl zu, blieben dann stehen und schauten sich, während man die Säcke herbeibrachte, nach den Soldaten um, wie ein angeschossenes Wild den herannahenden Jäger anblickt. Der eine bekreuzigte sich ununterbrochen, der andere kratzte sich den Rücken und bewegte die Lippen, was wie ein Lächeln aussah. Die Soldaten fingen mit eiligen Händen an, ihnen die Augen zu verbinden, die Säcke über den Kopf zu ziehen und sie an den Pfahl zu fesseln.

Zwölf Schützen, das Gewehr in der Hand, traten mit gemessenen festen Schritten aus den Reihen vor und machten acht Schritt vom Pfahl entfernt halt. Pierre wandte sich ab, um das nicht zu sehen, was nun kam. Plötzlich ertönte ein Krachen und Dröhnen, das Pierre lauter schien als der furchtbarste Donner. Er sah sich um. Alles war in Rauch gehüllt, und die Franzosen machten sich mit bleichen Gesichtern und zitternden Händen an der Grube zu schaffen. Die zwei nächsten wurden vorgeführt. Mit denselben Blicken sahen sich auch diese beiden um, flehten schweigend und nur mit den Augen vergeblich um Schutz und begriffen und glaubten offenbar noch nicht, was kommen sollte. Sie konnten es nicht glauben, weil nur sie wußten, was ihnen das Leben war, und konnten deshalb auch weder begreifen noch für möglich halten, daß man es ihnen nehmen könne.

Pierre wollte nicht hinsehen und wandte sich wieder ab. Abermals schlug ein furchtbares Krachen an sein Ohr, und gleichzeitig erblickte er wieder Rauchwolken und Blut und die bleichen, entsetzten Gesichter der Franzosen, die wieder am Pfahl etwas taten und einander mit zitternden Händen stießen. Pierre blickte schweratmend ringsum, als wolle er fragen: Was soll dies alles? Und dieselbe Frage lag auch in den Augen all derer, denen Pierre mit seinen Blicken begegnete.

Auf allen diesen Gesichtern der Russen, der französischen Söldlinge und Offiziere las er ohne Ausnahme denselben Schrecken, dasselbe

Grauen, denselben Kampf, kurz alles, was auch sein Herz erfüllte. Aber wer tut das nun eigentlich? Sie alle leiden ebenso wie ich. Wer tut es? Wer tut es? blitzte es für einen Augenblick in Pierres Seele auf.

»Tirailleurs du 86^{ième} en avant!« schrie jemand. Der fünfte, der neben Pierre gestanden hatte, wurde allein vorgeführt. Pierre verstand nicht, daß er gerettet war, daß er und die übrigen nur hierhergeführt worden waren, um der Todesstrafe beizuwohnen. Mit immer größer werdendem Entsetzen blickte er, ohne Freude oder Beruhigung zu empfinden, auf das, was geschah. Der fünfte war der Fabrikarbeiter im Arbeitskittel. Als man ihn anfaßte, sprang er vor Entsetzen zurück und klammerte sich an Pierre. Pierre erbebte und machte sich von ihm los. Der Arbeiter war nicht imstande zu gehen. Sie packten ihn unter den Armen und schleppten ihn hin, wobei er irgend etwas schrie. Als man ihn bis zum Pfahl geschafft hatte, wurde er auf einmal still. Er schien plötzlich etwas zu begreifen. Ob er nun einsah, daß sein Schreien umsonst war, oder es für unmöglich hielt, daß diese Menschen ihn töteten, genug, er stand ruhig am Pfahl, wartete, daß man ihm, wie den anderen, die Augen verbinde, und schaute sich wie ein angeschossenes Wild mit glänzenden Augen um.

Pierre konnte es nicht mehr über sich gewinnen, sich abzuwenden und die Augen zu schließen. Seine Neugier und Erregung hatten, ebenso wie die der Menge, bei diesem fünften Mord den Höhepunkt erreicht. Ganz wie die anderen schien auch dieser fünfte ruhig zu sein: er zog seinen Kittel zu und rieb das eine nackte Bein am andern.

Als ihm die Augen verbunden wurden, brachte er selbst den Knoten am Hinterkopf in Ordnung, weil er ihn drückte, ließ sich dann, als man ihn gegen den blutigen Pfahl lehnen wollte, an diesen zurückfallen, da ihm aber diese Lage unbequem war, verbesserte er sie, stellte die Beine gleichmäßig nebeneinander und lehnte sich dann ruhig an. Pierre verwandte kein Auge von ihm, so daß ihm nicht die geringste seiner Bewegungen entging.

Jetzt mußte das Kommando ertönen, und nach dem Kommando die Schüsse aus acht Gewehren knattern. Aber so sehr sich Pierre dann auch daran zu erinnern bemühte, er hatte nicht das leiseste Geräusch von Schüssen vernommen. Er sah nur, wie der Fabrikarbeiter plötzlich aus irgendeinem Grund über die Stricke hinsank, wie sich an zwei Stellen Blut zeigte, wie die Stricke unter der Last des herabhängenden Körpers locker wurden und der Fabrikarbeiter mit unnatürlich

vorgeneigtem Kopf und zusammengeknickten Beinen kauern zu Boden sank. Pierre lief auf den Pfahl zu. Niemand hielt ihn zurück. Erschrockene, bleiche Soldaten machten sich um den Erschossenen zu schaffen. Einem alten, bärtigen Franzosen zitterte der Unterkiefer, als er die Stricke abnahm. Der Körper sank nun ganz herab. Ungeschickt und hastig schleppten ihn die Soldaten hinter den Pfahl und stießen ihn in die Grube.

Alle schienen sich ohne Zweifel bewußt zu sein, daß sie Verbrecher waren, die so schnell wie möglich die Spuren ihres Verbrechens tilgen mußten.

Pierre blickte in die Grube und sah, wie der Fabrikarbeiter mit bis fast an den Kopf hinaufgebogenen Knien dalag, die eine Schulter höher als die andere. Und diese Schulter hob und senkte sich krampfhaft und gleichmäßig. Aber schon schippten sie Schaufeln voll Erde über den ganzen Körper. Einer der Soldaten schrie Pierre ärgerlich, grimmig und gereizt zu, er solle zurücktreten. Doch Pierre verstand ihn nicht, blieb am Pfahl stehen, und niemand jagte ihn weg.

Als die Grube ganz zugeschüttet war, ertönte ein Kommando. Pierre wurde auf seinen Platz zurückgeführt, und die französischen Soldaten, die zu beiden Seiten des Pfahles in Reih und Glied gestanden hatten, machten eine halbe Wendung und fingen an, in gemessenen Schritten an dem Pfahl vorbeizumarschieren. Die vierundzwanzig Schützen mit entladenen Gewehren, die in der Mitte des Kreises standen, kehrten im Laufschrift an ihre Plätze zurück, als ihre Kompanien an ihnen vorüberzogen.

Mit verständnislosen Blicken sah Pierre auf die Schützen hin, die je zwei und zwei aus dem Kreis herausliefen. Alle hatten sich wieder ihren Kompanien angeschlossen bis auf einen. Dieser, ein junger Soldat mit leichenblassem Gesicht, stand, den Tschako zurückgeschoben und die Flinte gesenkt, noch immer der Grube gegenüber an dem Platz, von wo aus er geschossen hatte. Er wankte wie ein Trunkener und machte bald ein paar Schritte nach vorn, bald ein paar nach hinten, um seinen taumelnden Körper aufrechtzuhalten. Ein alter Unteroffizier lief aus den Reihen, packte den jungen Soldaten an der Schulter und zog ihn zur Kompanie zurück. Die Menge der Russen und Franzosen fing an, sich zu zerstreuen. Alle gingen schweigend und mit gesenkten Köpfen auseinander.

»Das wird sie lehren, was Brandstiften heißt«, sagte einer der Franzosen.

Pierre sah sich nach dem Sprecher um und sah, daß dies ein Soldat war, der sich über das Geschehene irgendwie trösten wollte, es aber doch nicht fertigbrachte. Ohne zu Ende zu sprechen, machte er eine Bewegung mit der Hand und ging weiter.

Nach der Hinrichtung wurde Pierre von den übrigen Gefangenen getrennt und allein in einer zerstörten, schmutzigen Kirche untergebracht.

Gegen Abend kam der wachhabende Unteroffizier mit zwei Soldaten in die Kirche und erklärte Pierre, daß er begnadigt sei und jetzt in die Baracken zu den Kriegsgefangenen komme. Ohne zu begreifen, was man zu ihm sagte, stand Pierre auf und ging mit den Soldaten hinaus.

Sie brachten ihn zu den hölzernen Schuppen, die sie oberhalb des Feldes aus angekohlten Brettern, Balken und Pfosten errichtet hatten, und führten ihn in einen von ihnen hinein. Dort im Dunkeln fühlte sich Pierre sogleich von etwa zwanzig Menschen umringt. Er sah sie an, ohne zu begreifen, was das für Leute waren, warum sie sich hier befanden und was sie von ihm wollten. Er hörte wohl die Worte, die sie sprachen, konnte aber keinerlei Schlüsse und Folgerungen daraus ziehen, da er ihren Sinn nicht verstand. Er antwortete auf das, was man ihn fragte, achtete aber nicht darauf, ob jemand auf ihn hörte, oder wie man seine Antworten aufnahm. Er blickte auf ihre Gesichter und Gestalten, und alle erschienen ihm gleich unverständlich.

In dem Augenblick, als Pierre den furchtbaren Mord mit angesehen hatte, der von Leuten begangen worden war, die dies gar nicht gewollt hatten, war gleichsam aus seiner Seele plötzlich die Feder herausgerissen, die das Ganze stützte und in Gang hielt, und alles zu einem Haufen sinnloser Trümmer zusammengestürzt. Ohne daß er sich darüber Rechenschaft abzulegen vermochte, war in ihm der Glaube an die Weltordnung, an die Menschheit, an seine eigne Seele und an Gott zunichte geworden. Diesen Zustand hatte Pierre schon früher erlebt, aber nie in solcher Stärke wie jetzt. Wenn ihn früher solche Zweifel befallen hatten, so waren sie aus eigener Schuld entsprungen. Und in tiefster Seele hatte er dann gefühlt, daß die Rettung aus Verzagtheit und allen Zweifeln einzig und allein aus ihm selbst kommen konnte. Jetzt aber war er sich bewußt, daß nicht eignes Verschulden die Ursache gewesen war, daß die Welt vor ihm zusammengestürzt und zu einem einzigen Trümmerhaufen geworden war. Und darum fühlte

er auch, daß es nicht in seiner Macht stand, zum Glauben an das Leben zurückzukehren.

Um ihn herum in der Dunkelheit standen viele Menschen, die sich offenbar für irgend etwas an ihm sehr interessierten. Sie erzählten ihm etwas, fragten ihn etwas, führten ihn dann irgendwohin, und schließlich sah er sich in der Ecke der Baracke neben einer Gruppe Menschen, die herüber und hinüber redeten und lachten.

»Und nun paßt auf, Kameraden ... derselbe Prinz, welcher ...« erzählte eine Stimme in der anderen Ecke der Baracke und betonte dabei besonders das Wort »welcher«.

Stumm und unbeweglich saß Pierre auf dem Stroh an der Wand und schloß bald die Augen, bald schlug er sie wieder auf. Aber sobald er die Augen schloß, sah er immer wieder das furchtbare, eben durch seinen harmlosen Ausdruck besonders furchtbare Gesicht des Fabrikarbeiters vor sich und die in ihrer Unruhe noch furchtbareren Gesichter seiner unfreiwilligen Mörder. Und so schlug er wieder die Augen auf und starrte verständnislos in die Dunkelheit.

Neben ihm saß zusammengekauert ein kleiner Mensch, dessen Anwesenheit Pierre zuerst durch den starken Schweißgeruch wahrgenommen hatte, den jener bei jeder Bewegung ausströmte. Dieser Mann machte sich in der Dunkelheit an seinen Beinen zu scharfen, und obgleich Pierre sein Gesicht nicht sehen konnte, fühlte er doch, daß dieser ihn unverwandt anstarrte. Pierre spähte durch die Dunkelheit und erkannte, daß sich dieser Mann die Schuhe auszog, und die Art, in der er dies tat, fesselte Pierres Aufmerksamkeit.

Nachdem er die Schnur gelöst hatte, die um das eine Bein gewickelt war, legte er diese Schnur sorgfältig zusammen und machte sich dann sogleich an das andere Bein, wobei er Pierre fortwährend ansah. Während er mit der einen Hand die Schnur aufhängte, fing er mit der anderen schon an, die zweite Schnur abzuwickeln. Und so zog er sorgsam mit runden, zweckdienlichen Bewegungen, die ohne Verzögerung aufeinander folgten, seine Schuhe aus und hängte sie an Pflöcke, die hinter ihm eingeschlagen waren. Dann zog er ein kleines Taschenmesser heraus, schnitt etwas ab, klappte es wieder zusammen, legte es unter sein Kissen, umfaßte, um besser zu sitzen, seine hochgezogenen Knie mit beiden Händen und starrte nun Pierre ganz offen an. Diese zweckdienlichen Bewegungen, mit denen sich dieser Mensch in seiner Ecke so ordentlich und häuslich einrichtete, ja sogar

seinen Geruch, empfand Pierre als etwas Abgerundetes, Angenehmes und Beruhigendes. Ohne ein Auge von ihm zu verwenden, beobachtete er ihn.

»Sie haben wohl viel Schlimmes mit ansehen müssen, Herr? Was?« fragte plötzlich der kleine Mann.

Es lag ein so freundlicher, schlichter Ausdruck in seiner singenden Stimme, daß Pierre ihm antworten wollte, aber sein Unterkiefer zitterte, und er fühlte, daß ihm die Tränen kamen. Doch der kleine Mann fuhr sogleich, ohne Pierre Zeit zu lassen, seiner Bewegung Ausdruck zu verleihen, mit derselben angenehmen Stimme fort.

»Ei, mein Falke, laß doch den Kopf nicht hängen«, sagte er mit derselben zärtlich singenden Freundlichkeit, mit der alte Weiber in Rußland zu reden pflegen. »Nur nicht den Kopf hängen lassen, Freundchen: das Leid ist kurz, das Leben lang! So ist es doch, mein Lieber. Und hier, Gott sei Dank, tut uns keiner was. Auch unter ihnen gibt es gute und schlechte Menschen«, sagte er, bog sich, noch während er sprach, mit einer gewandten Bewegung auf die Knie, stand auf und ging hüstelnd weg.

»Sieh mal an, Schelm, da bist du ja!« hörte Pierre am andern Ende der Baracke seine freundliche Stimme. »Na, Schelm, fällt es dir wieder mal ein zu kommen? Na, na, schon gut.«

Und der Soldat stieß ein kleines Hündchen zurück, das an ihm in die Höhe sprang, kehrte auf seinen Platz zurück und setzte sich wieder hin. In der Hand hielt er etwas, das in einen Lappen eingewickelt war.

»Hier, essen Sie, Herr«, sagte er, indem er wieder zu seinem früheren, ehrerbietigen Ton zurückkehrte. Dann wickelte er den Lappen auf und reichte Pierre einige gebratene Kartoffeln. »Heute mittag gab es Suppe. Aber die Kartoffeln sind ausgezeichnet!«

Pierre hatte den ganzen Tag nichts gegessen, und der Duft der Kartoffeln schien ihm höchst angenehm. Er bedankte sich bei dem Soldaten und fing an zu essen.

»Wie machst du denn das?« sagte der Soldat lächelnd und nahm eine der Kartoffeln. »Siehst du, so muß du sie essen.«

Er zog wieder sein Taschenmesser hervor, schnitt auf der Handfläche die Kartoffel in zwei gleiche Hälften, schüttete aus dem Lappen Salz darauf und reichte sie Pierre hin.

»Die Kartoffeln sind ausgezeichnet«, sagte er noch einmal. »Aber so mußt du sie essen.«

Pierre schien es, als habe er niemals ein köstlicheres Gericht gegessen.

»Nein, mir haben sie nichts angetan«, erzählte Pierre. »Aber warum haben sie nur diese Unglücklichen erschossen? Der letzte war noch nicht zwanzig Jahre alt ...«

»Pst ... Pst ...« machte der kleine Mann. »Das ist verboten, das ist verboten«, fügte er hastig hinzu. Es schien, als habe er seine Worte immer im Mund bereit, bis sie ihm dann unversehens entflatterten. Dann fuhr er fort: »Aber warum sind Sie denn in Moskau geblieben, Herr?«

»Ich dachte nicht, daß sie schon so bald kommen würden. Ich bin ganz zufällig dageblieben«, sagte Pierre.

»Aber wie haben sie dich denn festgenommen, mein Falke? In deinem Haus?«

»Nein, ich ging nur nach der Feuerstätte hin, und dort haben sie mich aufgegriffen und wegen Brandstiftung vor Gericht gestellt.«

»Richter und Gericht – kennen die Wahrheit nicht«, schaltete der kleine Mann ein.

»Bist du schon lange hier?« fragte Pierre, während er die letzte Kartoffel afaß.

»Ich? Vorigen Sonntag haben sie mich aus dem Lazarett in Moskau rausgeschleppt.«

»Was bist du denn? Soldat?«

»Ja, vom Apscheroner Regiment. Bin bald umgekommen vor Fieber. Und nichts hatten sie uns gesagt. Wir lagen dort an die zwanzig Mann. Keine Ahnung hatten wir, keinen blassen Schimmer.«

»Sag mal, grämst du dich sehr, daß du hier bist?« fragte Pierre.

»Wie sollte mich das nicht grämen, Kamerad? Ich heiße Platon Karatajew«, fügte er, offenbar in der Absicht, Pierre die Anrede zu erleichtern, fort. »Beim Militär nannten sie mich den ›Falken‹. Wie sollte mich das nicht grämen, Kamerad? Moskau ist doch die Mutter unserer Städte. Wie sollte ich das ohne Gram mit ansehen? Aber der Wurm zernagt den Kohl und stirbt doch früher als der, so pflegten schon unsere Väter zu sagen«, fügte er schnell hinzu.

»Wie? Was hast du gesagt?« fragte Pierre.

»Ich?« fragte Karatajew zurück. »Ich meinte: der Mensch denkt, Gott lenkt«, sagte er in dem Glauben, das zu wiederholen, was er soeben gesagt hatte, und fuhr dann sogleich fort: »Sie haben wohl gar ein Erbgut, Herr? Und ein eignes Haus? Und sicher alle Kammern und Speicher voll! Und eine Frau? Leben denn die alten Eltern noch?« stellte er Frage auf Frage.

Und obgleich Pierre ihn in der Dunkelheit nicht sehen konnte, fühlte er doch, daß sich die Lippen des Soldaten, während er diese Fragen stellte, zu einem verhaltenen Lächeln zärtlichen Wohlwollens verzogen. Er war sichtlich bekümmert darüber, daß Pierre keine Eltern, vor allem keine Mutter mehr hatte.

»Die Frau zum Rate, die Schwiegermutter zur Parade, doch das Herzliebste allerwärts, das ist und bleibt das Mutterherz«, sagte er. »Haben Sie denn auch Kinder?« fuhr er zu fragen fort.

Pierres verneinende Antwort bekümmerte ihn offenbar abermals, aber er fügte schnell hinzu: »Ach was, ihr seid ja noch junge Leute, da wird euch Gott schon noch welche schenken. Nur immer hübsch in Frieden leben ...«

»Nun ist ja alles einerlei«, entfuhr es Pierre unwillkürlich.

»Ach ja, mein Lieber«, erwiderte Platon, »für Bettelstab und Kerkergrab es noch niemals ein Heilkraut gab.«

Er setzte sich bequemer hin, hüstelte und bereitete sich sichtlich auf eine lange Erzählung vor.

»Siehst du, mein lieber Freund, damals lebte ich noch zu Hause«, fing er an. »Wir hatten ein reiches Erbgut, viel Land, den Bauern ging es gut, und das Haus war unser, Gott sei Dank. Ihrer sechs gingen mit dem Vater aufs Feld. Wir lebten gut, waren rechte Christen. Da kam ...«

Und Platon Karatajew erzählte eine lange Geschichte, wie er einmal beim Holzholen in einen fremden Wald geraten und dem Aufseher in die Hände gefallen sei, und wie man ihn dann ausgepeitscht, vor Gericht gestellt und unter die Soldaten gesteckt habe.

»Und siehst du, mein Falke«, sagte er mit einer Stimme, die durch sein Lächeln ganz verändert klang, »sie gedachten es böse mit mir zu machen, und doch gereichte es mir zum Glück. Der Bruder hätte zu

den Soldaten gemußt, wenn ich es nicht wegen meines Vergehens geworden wäre. Und mein jüngerer Bruder hatte doch ein halbes Dutzend Kinder, und ich, siehst du, ließ nur eine Soldatenfrau zurück. Wir hatten ein kleines Mädchen gehabt, aber das hatte Gott schon vorher zu sich genommen, ehe ich Soldat wurde. Da komme ich mal auf Urlaub nach Hause, weißt du, und sehe: die leben jetzt besser als früher. Der Hof ist voll Vieh, das Haus voller Weiber, zwei Brüder gehen auf Arbeit. Nur Michael, der Jüngste, ist zu Hause. Da sagt der Vater: ›Alle meine Kinder sind mir gleich lieb, was für einen Finger man auch abhackt, es tut gleich weh. Hätte man Platon damals nicht den Kopf geschoren, hätte Michael Soldat werden müssen.‹ Und er ruft alle zusammen, glaube mir, und läßt sie vor die Heiligenbilder hintreten. ›Michael‹, sagt er, ›komm her, verbeuge dich vor deinem Bruder bis auf die Erde, und du, Weib, tu es auch, und auch ihr, Enkelkinder. Verstanden?‹ sagt er. Ja, ja, mein lieber Freund. Das Schicksal sucht sich schon immer den richtigen Kopf zum Abhauen. Wir aber bekritteln immer nur alles. Das ist nicht gut und jenes ist nicht schön. Mit unserm Glück, Freundchen, ist es wie mit dem Fischnetz im Wasser, schleppt man's hinter sich her, scheint's aufgebauscht und schwer, ziehst du's raus, kommt nicht viel heraus. So ist es.«

Und Platon rückte auf seinem Stroh in eine andere Lage, schwieg eine Weile und stand dann auf.

»Nicht wahr? Ich denke, du willst jetzt schlafen?« sagte er und fing an, sich hastig zu bekreuzigen, wobei er vor sich hinmurmelte: »Herr Gott, Jesus Christus, heiliger Nikola, Frola und Lawra²¹¹! Herr Jesus Christus, heiliger Nikola, Frola und Lawra! Herr Jesus Christus, erbarme dich unser und sei uns gnädig«, schloß er, verbeugte sich bis zur Erde, stand auf, seufzte und setzte sich wieder auf sein Stroh.

»So. Laß, lieber Gott, mich jetzt schlafen wie tot und morgen frisch sein wie neugebacknes Brot«, murmelte er, legte sich hin und zog den Mantel über den Kopf.

»Was war das für ein Gebet, das du eben gesprochen hast?« fragte Pierre.

»Was?« machte Platon. Er schlief schon halb. »Was ich gesprochen habe? Ich habe gebetet. Betest du denn nicht?«

»Doch, ich bete auch«, sagte Pierre. »Aber du sagtest doch Frola und Lawra?«

»Nun ja«, erwiderte Platon schnell, »heute ist doch der Tag der Pferde. Auch für sein Vieh muß man ein Herz haben ... Ei, sieh mal an, Schelm, hast dich wohl hier zusammengerollt? Ist wohl schön warm hier, du Hundeseele«, sagte er, als er den Hund an seinen Füßen fühlte. Dann drehte er sich wieder um und war sogleich eingeschlafen.

Draußen in der Ferne hörte man irgendwo Weinen und Schreien, und durch die Ritzen des Holzschuppens leuchtete der Feuerschein, aber in der Baracke war es still und finster. Pierre konnte lange nicht einschlafen und lag mit offenen Augen in der Dunkelheit auf seinem Lager, lauschte auf das gleichmäßige Schnarchen Platons, der neben ihm lag, und fühlte, wie die vorher zerstörte Welt jetzt in neuer Schönheit und auf neuer unerschütterlicher Grundlage in seiner Seele erstand.

In der Baracke, in die man Pierre geschafft hatte und in der er nun vier Wochen lang bleiben sollte, befanden sich dreiundzwanzig gefangene Soldaten, drei Offiziere und zwei Beamte. Sie alle sah Pierre in seinem Gedächtnis später nur wie durch einen Nebel, nur Platon Karatajew blieb auf immer in seinem Herzen als die stärkste, liebste Erinnerung, als Verkörperung alles dessen, was gut und harmonisch im russischen Volk ist.

Als Pierre am nächsten Tag beim Morgengrauen seinen Nachbarn betrachtete, wurde sein erster Eindruck, der Eindruck von etwas Abgerundetem, voll bestätigt: die ganze Gestalt Platons in seinem mit einem Strick umgürteten Franzosenmantel, seiner Mütze und seinen Bastschuhen hatte etwas Rundliches. Der Kopf war vollkommen rund, Rücken, Brust, Schultern waren rund, auch die Arme, die er so hielt, als wollte er immer jemanden umfassen, waren rund, und sogar sein freundliches Lächeln und seine großen, braunen, zärtlichen Augen schienen rund.

Platon Karatajew mußte, nach seinen Erzählungen von den Feldzügen zu urteilen, die er als langjähriger Soldat mitgemacht hatte, schon über fünfzig Jahre alt sein. Wie alt er eigentlich war, wußte er selber nicht und konnte es in keiner Weise bestimmt angeben. Aber seine weißen und starken Zähne, die, wenn er lachte – und das geschah nicht selten –, in zwei Halbkreisen vollzählig zu sehen waren, waren alle noch gut und heil, in seinem Bart und an seinen Schläfen zeigte sich noch nicht ein graues Haar, und sein ganzer Körper erweckte den Eindruck der Biegsamkeit und vor allem der Festigkeit und Ausdauer.

Sein Gesicht trug trotz der kleinen rundlichen Fältchen den Ausdruck der Unschuld und Jugendlichkeit; seine Stimme war angenehm und singend. Aber die Haupteigentümlichkeit seiner Rede bestand in ihrer Unmittelbarkeit und Schlagfertigkeit. Er dachte anscheinend niemals darüber nach, was er sagte oder sagen wollte, und deshalb wirkte die Schnelligkeit und Sicherheit seiner Redeweise besonders unwiderstehlich und überzeugend.

Seine physischen Kräfte und seine Rührigkeit waren in der ersten Zeit der Gefangenschaft so groß, daß es schien, als könne er gar nicht begreifen, was Müdigkeit und Krankheit seien. Jeden Abend, wenn er sich hinlegte, betete er: »Laß, lieber Gott, mich schlafen jetzt wie tot und morgen frisch sein wie neubacknes Brot.« Und früh, wenn er aufstand, reckte er immer in gleicher Weise die Schultern und sagte: »Hingelegt und krumm gelehnt – aufgestanden: ausgedehnt.« Und wirklich brauchte er sich nur hinzulegen, um sofort wie ein Toter zu schlafen, und sich morgens nur zu recken, um sogleich, ohne einen Augenblick zu verlieren, irgendeine Arbeit in Angriff nehmen zu können, wie Kinder, sobald sie aufgestanden sind, gleich nach dem Spielzeug greifen.

Er konnte alles, nicht gerade gut, aber auch nicht schlecht. Er buk, kochte, nähte, hobelte, besserte Stiefel aus. Immer war er beschäftigt und erlaubte sich nur am späten Abend ein kleines Gespräch, was er so gern mochte, oder ein Lied. Er sang seine Lieder nicht so, wie Sänger singen, die wissen, daß man ihnen zuhört, sondern so, wie die Vögel singen, und augenscheinlich nur aus dem Grund, weil solche Töne von sich zu geben ihm ebenso ein Bedürfnis war, wie man manchmal das Bedürfnis empfindet, sich auszustrecken oder auf und ab zu gehen. Sein Gesang war immer fein, zart, fast frauenhaft, hatte etwas Wehmütiges, und sein Gesicht sah dabei immer ernst aus.

Seit er in Gefangenschaft geraten und ihm der Bart wieder gewachsen war, hatte er offenbar alles angelernte Fremde und Soldatenhafte von sich geworfen und war zu seiner früheren ländlichen, volkstümlichen Art zurückgekehrt.

»Ist der Soldat zurück aus der Fremd', zieht er die Hosen wieder unters Hemd«, pflegte er zu sagen.

Über seine Soldatenzeit sprach er nur ungern, obgleich er sich nie beklagte und oft wiederholte, daß er während seiner ganzen Dienstzeit nicht ein einziges Mal Schläge bekommen habe. Wenn er zu erzählen anfang, so kam er vorzugsweise auf seine alten Erinnerungen aus dem Bauernleben, die ihm offenbar besonders teuer waren, zu sprechen. Die sprichwörtlichen Wendungen, die in seinen Gesprächen massenhaft vorkamen, waren nicht jene größtenteils unanständigen und schnoddrigen Redensarten, die bei Soldaten üblich sind, sondern jene volkstümlichen Ausdrücke, die einzeln genommen höchst unbedeu-

tend scheinen, aber plötzlich tiefen Sinn erhalten, wenn sie an der rechten Stelle angebracht werden.

Oft behauptete er genau das Gegenteil dessen, was er vorher gesagt hatte, aber recht hatte er sowohl das eine wie das andere Mal. Er sprach gern und gut und schmückte seine Rede mit Koseformen und Sprichwörtern, die er sich, wie es Pierre vorkam, oft selber ausdachte. Doch der Hauptreiz seiner Erzählungen bestand darin, daß in seinen Schilderungen die schlichtesten Ereignisse, oft dieselben, die Pierre, ohne sie zu bemerken, mit angesehen hatte, das Gepräge einer erhabnen Schönheit erhielten.

Er lauschte gern den Märchen, die ein Soldat immer abends zu erzählen pflegte – es waren immer ein und dieselben –, doch lieber noch hörte er Schilderungen aus dem wirklichen Leben. Wenn er solche Erzählungen hörte, lächelte er froh, schaltete hier und da etwas ein und stellte Fragen, um die Schönheit des Erzählten noch klarer hervortreten zu lassen. Neigungen, Freundschaft, Liebe, wie sie Pierre auffaßte, waren Karatajew unbekannt, aber er liebte alle und zeigte sich liebevoll gegen alles, womit ihn das Leben zusammenführte, vor allem gegen die Menschen, und zwar nicht gegen bestimmte Menschen, sondern gegen alle, die gerade um ihn waren. Er liebte seinen Hund, liebte seine Kameraden, liebte die Franzosen und liebte Pierre, seinen Nachbarn. Aber Pierre fühlte, daß Karatajew trotz all seiner freundlichen Zärtlichkeit gegen ihn, durch die er unwillkürlich Pierres geistigem Leben die schuldige Achtung erwies, über eine Trennung von ihm keinen Augenblick bekümmert sein würde. Und ganz das gleiche Gefühl begann nun auch Pierre für Karatajew zu empfinden.

Platon Karatajew war für alle übrigen Gefangenen ein ganz gewöhnlicher Soldat; sie nannten ihn den »Falken« oder Platoscha, hänselten ihn gutmütig und schickten ihn, wenn etwas zu holen war. Doch für Pierre blieb er auf immer, was er ihm am ersten Abend gewesen war: die unfaßbare, harmonische, ewige Verkörperung des Geistes der Einfalt und Wahrheit.

Platon Karatajew wußte nichts auswendig als sein Gebet. Wenn er seine Reden anfang, wußte er – so schien es – anfänglich noch nicht, womit er enden werde.

Wenn Pierre, durch den Sinn seiner Worte überrascht, ihn manchmal bat, das Gesagte zu wiederholen, konnte sich Platon nie erinnern, was er einen Augenblick vorher gesagt hatte, ebenso wie er Pierre

niemals die Worte seines Lieblingsliedes hersagen konnte. Es kam darin vor: »Heimat« und »Birkenwäldchen« und »wie schlecht geht es mir«, aber aus diesen Worten kam dann nie ein rechter Sinn heraus. Er verstand nicht den Sinn der Sätze, die einzeln aus der Rede herausgegriffen waren, und konnte ihn auch nicht verstehen. Jedes seiner Worte und jede seiner Handlungen war die Kundgebung einer ihm unbekannt wirkenden Kraft, und diese Kraft war sein Leben. Doch sein Leben, wie er es selber sah, hatte als Einzelleben keinen Sinn. Es hatte nur Sinn als Teil des großen Ganzen, dessen er sich immer bewußt war. Seine Worte und Handlungen entquollen ihm ebenso gleichmäßig, notwendig und unmittelbar, wie der Duft der Blume entströmt. Er vermochte weder den Wert noch die Bedeutung eines einzeln genommenen Wortes oder einer herausgerissenen Handlung zu begreifen.

Nachdem Prinzessin Marja von Nikolaj die Nachricht erhalten hatte, daß sich ihr Bruder mit den Rostows in Jaroslawl befinde, traf sie sogleich, wenn auch die Tante ihr abriet, alle Vorbereitungen zur Abreise, und zwar nicht nur für sich, sondern auch für ihren Neffen. Ob es beschwerlich war oder nicht, überhaupt möglich oder nicht, danach fragte sie nicht und wollte es nicht wissen: es war ihre Pflicht, nicht nur selber bei ihrem Bruder zu sein, der möglicherweise im Sterben lag, sondern auch alles, was in ihren Kräften stand, zu tun, um ihm sein Söhnchen zuzuführen, und so bereitete sie alles zur Abreise vor. Daß Fürst Andrej ihr selber keine Nachricht gegeben hatte, erklärte sich Prinzessin Marja entweder damit, daß er zum Schreiben zu schwach sei, oder damit, daß er die lange Reise für sie und seinen Sohn für zu beschwerlich und gefahrvoll hielt.

Wenige Tage später schickte sich Prinzessin Marja an abzureisen. An Fuhrwerken hatte sie den ungeheuer großen Wagen des Fürsten, in dem sie nach Woronesch gekommen war, eine Britschka und einen Gepäckwagen. Mit ihr zusammen fuhren Mademoiselle Bourienne, Nikoluschka mit dem Hauslehrer, die alte Kinderfrau, drei Zofen, Tichon, ein junger Diener und ein Heiduck, den ihr die Tante mitgegeben hatte.

Den gewöhnlichen Weg über Moskau zu fahren, daran war gar nicht zu denken, und der Umweg, den Prinzessin Marja deshalb über Lipezk, Rjasan, Wladimir und Schuja machen mußte, war sehr lang und beschwerlich, weil man nicht überall Postpferde erhalten konnte, und bei Rjasan, wo sich, wie es hieß, schon die Franzosen zeigten, war er sogar gefährlich.

Während dieser mühsamen Reise staunten Mademoiselle Bourienne, Dessalles und die Dienerschaft über Prinzessin Marjas innere Festigkeit und Spannkraft. Sie legte sich später schlafen und stand früher auf als die anderen, und keine Schwierigkeit vermochte sie zurückzuhalten. Dank ihrer unermüdlichen Energie, die auch ihre Reisegefährten frisch erhielt, kamen sie nach fast vierzehn Tagen in die Nähe von Jaroslawl.

Während der letzten Zeit ihres Aufenthaltes in Woronesch hatte Prinzessin Marja das größte Glück ihres Lebens empfunden. Ihre Liebe zu Rostow quälte und erregte sie nun nicht mehr. Sie erfüllte ihre ganze Seele, war ein untrennbarer Teil ihrer selbst geworden, und sie kämpfte nun nicht mehr dagegen an. Sie war in der letzten Zeit sicher gewesen, obgleich sie sich das nie in klaren und bestimmten Worten eingestand, daß sie liebte und geliebt wurde. Davon hatte sie sich bei ihrem letzten Zusammensein mit Nikolaj überzeugt, als er gekommen war, um ihr mitzuteilen, daß sich ihr Bruder bei den Rostows befinde. Nikolaj hatte mit keinem Wort darauf angespielt, daß jetzt, falls Fürst Andrej wieder genesen sollte, die früheren Beziehungen zwischen ihm und Natascha erneuert werden könnten, aber Prinzessin Marja hatte es ihm angesehen, daß er es wußte und daran gedacht hatte. Und sein rücksichtsvolles, zartes und liebevolles Benehmen gegen sie war nicht nur unverändert geblieben, sondern er schien sich sogar darüber zu freuen, daß die Verwandtschaft mit Prinzessin Marja ihm erlaube, ihr freier seine freundschaftliche Liebe zu zeigen, wie sie manchmal glaubte. Sie wußte, daß sie zum ersten- und letztenmal in ihrem Leben liebte und geliebt wurde, und war glücklich und ruhig in diesem Gefühl.

Aber dieses reine Glück ihrer Seele hinderte sie nicht, den Schmerz um ihren Bruder in ganzer Stärke zu empfinden, im Gegenteil, der Friede ihrer Seele in dieser Hinsicht steigerte noch ihre Fähigkeit, sich dem Gefühl für ihren Bruder hinzugeben. Und dieses Gefühl war im ersten Augenblick der Abreise aus Woronesch so stark, daß ihre Begleiter beim Anblick ihres gequälten, verzweifelten Gesichtes überzeugt waren, sie müsse unbedingt unterwegs krank werden. Aber gerade die Beschwerden und Sorgen der Reise, die sie mit solcher Anspannung auf sich nahm, retteten Prinzessin Marja während dieser Zeit vor ihrem Kummer und verliehen ihr Kraft.

Wie das immer auf Reisen zu gehen pflegt, dachte sie während der Fahrt nur immer an die Reise als solche und vergaß ganz deren Zweck. Doch als sie sich Jaroslawl näherte, und das wieder unmittelbar vor ihre Seele trat, was ihr vielleicht bevorstand, und zwar nicht mehr in Tagen, sondern schon heute abend, erreichte Prinzessin Marjas Erregung den Höhepunkt.

Als der Heiduck, den man vorausgeschickt hatte, um in Erfahrung zu bringen, wo die Rostows in Jaroslawl Quartier genommen hatten,

und wie sich Fürst Andrej befinde, am Schlagbaum auf die große einfahrende Kutsche zutrat, erschrak er beim Anblick des entsetzlich bleichen Gesichtes der Prinzessin, das ihm aus dem Kutschenfenster entgegenblickte.

»Ich habe alles erfahren, Euer Durchlaucht. Die Rostows wohnen am Markt, im Haus des Kaufmanns Bronnikow. Es ist nicht weit von hier, ganz an der Wolga«, sagte der Heiduck.

Prinzessin Marja sah ihm erschrocken und fragend ins Gesicht und begriff nicht, warum er auf die Hauptfrage, wie es ihrem Bruder gehe, keine Antwort brachte. Da trat Mademoiselle Bourienne für die Prinzessin mit dieser Frage an ihn heran.

»Was macht der Fürst?« fragte sie.

»Seine Durchlaucht wohnen mit ihnen im selben Haus.«

Also ist er noch am Leben, dachte Prinzessin Marja und fragte leise: »Wie geht es ihm?«

»Die Leute sagen: es ist immer dasselbe.«

Was das zu bedeuten hatte: »Es ist immer dasselbe«, danach wollte Prinzessin Marja nicht fragen. Sie warf nur unbemerkt einen flüchtigen Blick auf den siebenjährigen Nikoluschka, der ihr gegenüber saß und sich über die Stadt freute, dann senkte sie den Kopf und hob ihn erst wieder, als die schwerfällige Kutsche ratternd, schütternd und schaukelnd irgendwo anhielt. Polternd wurde der Tritt herabgeschlagen.

Der Wagenschlag wurde aufgemacht. Links sah man Wasser, einen großen Fluß, rechts eine Freitreppe. Auf dieser Freitreppe standen Leute, Bediente und ein rotbäckiges junges Mädchen mit großem, schwarzem Zopf, das, wie es der Prinzessin schien, unangenehm gezwungen lächelte. Es war Sonja. Die Prinzessin lief die Treppe hinauf, das gezwungen lächelnde junge Mädchen sagte: »Bitte hier, hier!« und Prinzessin Marja sah sich in einem Vorzimmer einer alten Dame von orientalischem Typus gegenüber, die mit gerührtem Gesicht schnell auf sie zukam. Es war die alte Gräfin. Sie umarmte Prinzessin Marja und küßte sie.

»Mon enfant!« sagte sie. »Ich kenne und liebe Sie schon seit langer Zeit.«

Trotz all ihrer Erregung begriff Prinzessin Marja, daß dies die Gräfin war, und daß sie etwas zu ihr sagen mußte. Ohne selber zu wissen wie, stammelte sie ein paar höfliche Worte auf französisch in demselben Ton, in dem sie angeredet worden war, und fragte dann: »Wie geht es ihm?«

»Der Arzt meint, es sei keine Gefahr mehr«, sagte die Gräfin, schlug aber, während sie dies sagte, seufzend die Augen gen Himmel, und in dieser Gebärde lag ein Ausdruck, der ihren Worten widersprach.

»Wo ist er? Kann ich ihn sehen?« fragte die Prinzessin.

»Sogleich, Prinzessin, sofort, mein Liebchen. Dies ist wohl sein Söhnchen?« fragte sie und sah Nikoluschka an, der mit Dessalles hereintrat. »Wir bringen alle unter, das Haus ist groß. Ach, was für ein entzückender Knabe!«

Die Gräfin führte die Prinzessin in den Salon. Sonja unterhielt sich mit Mademoiselle Bourienne. Die alte Dame liebte den Knaben. Der Graf trat ein und begrüßte die Prinzessin. Seit sie ihn das letztemal gesehen hatte, hatte er sich außerordentlich verändert. Damals war er ein flotter, lustiger, selbstbewußter alter Herr gewesen, jetzt erschien er als beklagenswerter, gebrochener alter Mann. Während er sich mit der Prinzessin unterhielt, sah er sich fortwährend um, als wolle er alle fragen, ob das, was er sagte und tat, auch richtig sei. Nachdem Moskau und all sein Hab und Gut verloren und er aus dem gewohnten Geleise gerissen war, hatte er sichtlich das Bewußtsein seiner Bedeutung verloren und fühlte nun, daß er keinen rechten Platz mehr im Leben hatte.

Ogleich die Prinzessin nur von dem einen Wunsch beseelt war, ihren Bruder so bald wie möglich zu sehen, und sich darüber ärgerte, daß man sich in diesem Augenblick, wo sie nur das eine wollte: ihn sehen, mit ihrer Person beschäftigte und ihren Neffen übertrieben verhätschelte, beobachtete sie doch alles, was um sie herum vorging, und sah die Notwendigkeit ein, sich zunächst dieser neuen Hausordnung, in die sie so plötzlich geraten war, zu fügen. Sie wußte, daß dies nicht anders ging, und wenn es ihr auch schwer fiel, war sie doch den Rostows darum nicht böse.

»Das ist meine Nichte«, sagte der Graf und stellte Sonja vor. »Kennen Sie sie schon, Prinzessin?«

Prinzessin Marja ging auf sie zu und küßte sie, bemüht, das feindselige Gefühl zu unterdrücken, das sich in ihr gegen dieses Mädchen erheben wollte. Aber es wurde ihr schwer ums Herz, weil die Stimmung aller, die sie umgaben, so weit entfernt war von dem, was ihre Seele erfüllte.

»Wo ist er?« fragte sie noch einmal, an alle gewandt.

»Er ist unten. Natascha ist bei ihm«, antwortete Sonja und wurde rot. »Wir haben schon hinuntergeschickt. Sind Sie nicht sehr müde, Prinzessin?«

Der Prinzessin traten Tränen des Unwillens in die Augen. Sie wandte sich ab und wollte eben noch einmal die Gräfin fragen, wie sie zu ihm hinkommen könne, als sie in der Tür leichte, eilige, gleichsam frohe Schritte hörte. Die Prinzessin sah sich um und erblickte Natascha, die fast angerannt kam, dieselbe Natascha, die ihr bei ihrem Besuch damals in Moskau so wenig gefallen hatte.

Aber die Prinzessin hatte kaum einen Blick auf das Gesicht dieser Natascha geworfen, als sie auch schon erkannt hatte, daß diese ihre aufrichtigste Gefährtin im Leid und daher ihre Freundin war. Sie eilte ihr entgegen, umarmte sie und fing an ihrer Schulter an zu weinen.

Natascha, die am Bett des Fürsten Andrej gesessen hatte, hatte kaum von der Ankunft der Prinzessin gehört, als sie leise aus dem Zimmer geschlichen und mit jenen leichten, eiligen Schritten zu ihr gelaufen war, die der Prinzessin Marja so froh erschienen waren.

Als sie ins Zimmer gelaufen kam, trug ihr erregtes Gesicht nur den einen Ausdruck der Liebe, der grenzenlosen Liebe zu ihm, zu ihr und zu allem, was dem geliebten Mann nahestand, den Ausdruck des Schmerzes und Leides um andere und des leidenschaftlichen Wunsches, sich ganz hinzugeben, um ihnen zu helfen. Man sah, daß in diesem Augenblick kein Gedanke an sich selbst, an ihre Beziehungen zu ihm, in ihrer Seele war.

Die feinfühlige Prinzessin Marja sah dies alles auf den ersten Blick auf Nataschas Gesicht und weinte sich mit schmerzlicher Wonne an ihrer Schulter aus.

»Kommen Sie, kommen Sie zu ihm, Marie«, sagte Natascha und zog sie mit sich in das andere Zimmer.

Prinzessin Marja hob das Gesicht, wischte sich die Tränen ab und wandte sich Natascha zu. Sie wußte, daß sie von ihr alles erfahren und verstehen werde.

»Was ...« wollte sie zu fragen anfangen, hielt aber plötzlich inne. Sie fühlte, daß es unmöglich war, mit Worten zu fragen und zu antworten. Das Gesicht und die Augen Nataschas würden ihr alles viel klarer und tiefer sagen.

Natascha sah sie an und schien in Angst und Zweifel zu sein, ob sie ihr alles, was sie wußte, sagen solle oder nicht. Aber es war, als fühlte sie, daß sie vor diesen leuchtenden Augen, die ihr bis tief ins Herz drangen, die ganze Wahrheit sagen mußte, alles wie sie es selber sah. Nataschas Lippen fingen plötzlich an zu zittern, häßliche Falten zeigten sich um ihren Mund, und sie brach in Schluchzen aus und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

Prinzessin Marja verstand alles.

Aber trotzdem hoffte sie noch und fragte in Worten, an die sie nicht glaubte: »Aber wie ist denn seine Wunde? Wie ist sein Zustand überhaupt?«

»Sie ... Sie ... werden sehen ...« konnte Natascha nur hervorbringen.

Sie blieben noch einige Zeit unten neben seinem Zimmer sitzen, um ihrer Tränen Herr zu werden und mit ruhigen Gesichtern zu ihm hineinzugehen.

»Wie ist denn die ganze Krankheit verlaufen? Geht es ihm schon lange so schlecht? Wann ist das eingetreten?« fragte Prinzessin Marja.

Natascha erzählte, zuerst habe er wegen des dauernden Fiebers und der großen Schmerzen in Gefahr geschwebt, aber das sei in Troiza vorübergegangen. Dann habe der Arzt nur eines befürchtet: den Wundbrand. Aber auch diese Gefahr sei vorbei. Als sie nach Jaroslawl gekommen seien, habe die Wunde zu eitern angefangen – Natascha kannte jetzt alles, was Eiterungen und dergleichen betraf –, aber der Arzt habe gesagt, diese Eiterung könne normal verlaufen. Dann sei wieder Fieber eingetreten, doch der Doktor habe gemeint, dieses Fieber sei nicht gefährlich.

»Aber vor zwei Tagen«, fing Natascha wieder an, »trat das plötzlich ein ...« sie hielt ihr Schluchzen zurück. »Ich weiß nicht, woher es kam ... aber Sie werden sehen, wie er ist.«

»Er ist wohl ganz schwach, ganz mager geworden?« fragte Prinzessin Marja.

»Nein, das nicht, schlimmer. Sie werden sehen. Ach, Marie, er ist zu gut, er kann nicht, kann nicht leben, weil ...«

Als Natascha mit gewohntem Griff die Tür zum Zimmer des Fürsten Andrej öffnete und Prinzessin Marja vorausgehen ließ, fühlte diese, wie ihr ein Schluchzen die Kehle zuschnürte. So sehr sie sich auch vorbereitet hatte und bemühte, ruhig zu scheinen, so wußte sie doch, daß sie nicht imstande sein werde, ihn ohne Tränen wiederzusehen.

Prinzessin Marja konnte sich wohl denken, was Natascha meinte, als sie gesagt hatte: »Vor zwei Tagen trat das plötzlich ein ...« Sie glaubte, das solle bedeuten, er sei plötzlich weich geworden, und diese Weichheit, diese gerührte Stimmung seien Vorzeichen seines Todes. Als sie in die Tür trat, sah sie im Geist schon das Gesicht Andruschas vor sich, wie sie es aus ihrer Kindheit kannte, das zärtliche, sanfte, gerührte Gesicht, das er so selten gezeigt und das deshalb immer um so stärker auf sie gewirkt hatte. Sie wußte, daß er sanfte, zärtliche Worte zu ihr sprechen werde, wie sie der Vater vor seinem Tod zu ihr gesagt hatte, und daß sie dies nicht ertragen und in Schluchzen ausbrechen werde. Aber früher oder später mußte es doch nun einmal sein, und so trat sie ins Zimmer. Das Schluchzen schnürte ihr mehr und mehr die Kehle zu, während sie mit ihren kurzsichtigen Augen immer klarer und deutlicher seine Gestalt sah und seine Züge zu unterscheiden suchte, und auf einmal sah sie sein Gesicht, und ihre Augen begegneten einander.

In seinem Schlafrock aus Eichhörnchenpelz lag er auf einem Diwan, weich in Kissen gebettet. Er sah mager und blaß aus. In der einen durchsichtig weißen Hand hielt er sein Taschentuch, mit der anderen strich er mit einer leisen Bewegung der Finger über seinen feinen, jetzt lang gewachsenen Schnurrbart. Seine Augen blickten auf die Eintretenden.

Als Prinzessin Marja sein Gesicht sah und seinen Augen begegnete, mäßigte sie plötzlich die Schnelligkeit ihrer Schritte und fühlte, daß ihre Tränen jäh versiegeten und ihr Schluchzen aufhörte. Nachdem sie den Ausdruck seines Gesichtes und Blickes gesehen hatte, wurde sie auf einmal befangen und fühlte sich schuldig.

Aber wodurch habe ich mich denn schuldig gemacht? fragte sie sich.

Dadurch, daß du lebst und an einen Lebenden denkst, während ich ... antwortete ihr ein kalter, strenger Blick.

In dem tiefen Blick des Fürsten Andrej, der nicht aus sich heraus, sondern in sich hinein schaute, lag fast etwas Feindseliges, als er ihn langsam auf seine Schwester und Natascha richtete.

Er küßte sich Hand in Hand mit der Schwester, wie sie das immer zu tun pflegten.

»Guten Tag, Marie, wie kommst du denn hierher?« fragte er, und seine Stimme klang ebenso gleichgültig und fremd, wie sein Blick war. Hätte er verzweifelt aufgeschrien und gestöhnt, so hätte sich Prinzessin Marja über dieses Schreien weniger entsetzt als über den Klang dieser Stimme.

»Und Nikoluschka hast du mitgebracht?« fragte er ebenso gleichmütig und langsam; es kostete ihn sichtlich Mühe, sich zu erinnern.

»Wie geht es dir jetzt?« fragte die Prinzessin Marja, selber erstaunt, daß sie sprechen konnte.

»Darüber mußt du den Arzt befragen, meine Liebe«, sagte er, sichtlich bemüht, freundlich zu sein. Er sprach nur mit dem Mund, und man sah, daß er gar nicht an das dachte, was er sagte. Dann fuhr er fort: »Merci, chère amie, d'être venue.«

Prinzessin Marja drückte ihm die Hand. Bei diesem Händedruck runzelte er kaum merklich die Stirn. Er schwieg, und auch Prinzessin Marja wußte nicht, was sie sagen sollte. Jetzt verstand sie, was seit zwei Tagen mit ihm geschehen war. Aus seinen Worten, aus dem Ton seiner Stimme und vor allem aus seinem Blick, aus diesem kalten, fast feindseligen Blick fühlte man die Abkehr von allem Irdischen heraus, die für jeden noch lebenden Menschen so furchtbar ist. Es fiel ihm sichtlich schwer, alles, was das Leben betraf, zu verstehen, und doch machte sich dabei fühlbar, daß er es nicht etwa deshalb nicht verstand, weil ihm die Kraft gefehlt hätte, sondern nur deshalb, weil er jetzt etwas anderes verstand, etwas, das die Lebenden nicht begriffen und nicht begreifen konnten und das ihn jetzt ganz erfüllte.

»Ja, das Schicksal hat uns auf eigenartige Weise wieder zusammengeführt!« sagte er, das Stillschweigen brechend, und zeigte auf Natascha. »Sie pflegt mich immer.«

Prinzessin Marja hörte und konnte es nicht fassen, was er sagte. Er, der feinfühlig, zartsinnige Fürst Andrej konnte in Anwesenheit

derjenigen, die er liebte und die ihn wiederliebte, so etwas sagen. Hätte er geglaubt, am Leben zu bleiben, so hätte er das nicht in solch kaltem, beleidigendem Ton gesagt. Hätte er nicht gewußt, daß er sterben mußte, wie hätte er so wenig Mitleid mit ihr haben und so in ihrer Gegenwart reden können? Dafür gab es nur die eine Erklärung: daß ihm alles gleichgültig war, und zwar gleichgültig deshalb, weil sich ihm etwas anderes, Höheres geoffenbart hatte.

Das Gespräch war kühl und zusammenhangslos und brach jeden Augenblick ab.

»Marie ist über Rjasan gefahren«, sagte Natascha.

Fürst Andrej achtete nicht darauf, daß sie seine Schwester Marie nannte. Doch Natascha selber merkte, daß sie die Prinzessin in seiner Gegenwart zum erstenmal so genannt hatte.

»Nun, und was weiter?« fragte er.

»Man hat ihr erzählt, daß Moskau vollständig niedergebrannt sei, und daß ...« Natascha hielt inne, sie war nicht imstande weiterzusprechen. Er gab sich sichtlich Mühe, ihr zuzuhören, konnte es aber trotzdem nicht.

»Ja, es soll ganz niedergebrannt sein«, sagte er. »Das ist sehr traurig ...« und er fing an, vor sich hinzusehen, und strich sich mit der Hand über den Bart.

»Du hast den Grafen Nikolaj getroffen, Marie?« fragte plötzlich Fürst Andrej in dem sichtlichen Wunsch, ihnen etwas Angenehmes zu sagen. »Er hat hierher geschrieben, daß er dich sehr liebgewonnen hat«, fuhr er einfach und ruhig fort, offenbar nicht mehr imstande, alle die vielsagenden Bedeutungen, die diese Worte für lebende Menschen haben, zu verstehen. »Wenn du ihn ebenfalls lieb hast, so wäre es doch sehr gut ... wenn ihr euch heiraten würdet«, fügte er etwas schneller hinzu, als freue er sich über diese Worte, die er lange gesucht und endlich gefunden hatte.

Prinzessin Marja hörte seine Worte, aber sie hatten für sie keinen anderen Sinn als den, daß sie ihr bewiesen, wie furchtbar fern er jetzt allem war, was das Leben betraf.

»Warum von mir reden!« sagte sie ruhig und sah Natascha an. Natascha fühlte diesen Blick, sah sie aber nicht an. Wieder schwiegen alle.

»Andrej, möchtest ...« sagte plötzlich Prinzessin Marja mit zitternder Stimme, »möchtest du Nikoluschka sehen? Er hat die ganze Zeit immer nach dir gefragt.«

Fürst Andrej lächelte zum erstenmal kaum merklich, aber Prinzessin Marja, die sein Gesicht so genau kannte, begriff mit Entsetzen, daß dies kein Lächeln der Freude noch der Zärtlichkeit für seinen Sohn war, sondern ein feiner, milder Spott darüber, daß sie das ihrer Ansicht nach letzte Mittel anwandte, um seine Teilnahme zu erwecken.

»Ja, ich freue mich sehr auf Nikoluschka. Ist er gesund?«

Als man ihm Nikoluschka brachte, der mit erschrockenen Augen den Vater ansah, aber nicht weinte, weil es die anderen auch nicht taten, küßte ihn Fürst Andrej, wußte aber offenbar nicht, was er zu ihm sagen sollte.

Als Nikoluschka wieder hinausgeführt worden war, trat Prinzessin Marja noch einmal auf ihren Bruder zu, küßte ihn, konnte nicht länger die Tränen zurückhalten und fing an zu weinen.

Er sah sie forschend an.

»Weinst du wegen Nikoluschka?« fragte er.

Prinzessin Marja nickte bestätigend unter Tränen.

»Marie, du kennst doch das Evang...« er brach plötzlich ab.

»Was meinst du?«

»Nichts. Hier ist kein Grund zu weinen«, sagte er und sah sie wieder mit denselben kalten Blicken an.

Als Prinzessin Marja in Tränen ausgebrochen war, hatte er verstanden, daß sie darüber weinte, daß Nikoluschka nun bald keinen Vater mehr haben werde. Mit großer Anstrengung hatte er sich bemüht, zum Leben zurückzukehren und sich noch einmal auf ihren Gesichtspunkt zu stellen.

Ja, das muß ihnen auch traurig vorkommen, hatte er gedacht. Aber wie einfach ist doch dies alles.

Die Vögel unter dem Himmel säen nicht und ernten nicht, und unser himmlischer Vater nähret sie doch, hatte er zu sich gesagt und dasselbe auch Prinzessin Marja sagen wollen.

Aber nein, sie werden das auf ihre Art verstehen, werden das nicht verstehen! Das können sie nicht begreifen, daß alle diese Gefühle, die

ihnen so lieb und teuer sind, alle unsere, alle diese Gedanken, die uns so wichtig scheinen, nichtig und unnütz sind. Nein, wir können einander nicht mehr verstehen. Deshalb war er plötzlich verstummt.

Der kleine Sohn des Fürsten Andrej war sieben Jahre alt. Er konnte kaum lesen und wußte noch nichts. Er erlebte noch vieles nach diesem Tag, erwarb sich Wissen, Scharfblick und Erfahrung, hätte er aber schon damals alle diese später erworbenen Fähigkeiten besessen, er hätte kein besseres, tieferes Verständnis für die ganze Bedeutung der Szene haben können, die er zwischen seinem Vater, Prinzessin Marja und Natascha mit ansah, als er es jetzt schon besaß. Er hatte alles verstanden, ging ohne zu weinen aus dem Zimmer, trat still auf Natascha zu, die ihm folgte, und sah sie schüchtern mit seinen schönen, nachdenklichen Augen an. Seine hochgezogene rote Oberlippe zuckte, er lehnte sein Köpfchen an sie und fing an zu weinen.

Seit diesem Tag mied er Dessalles, ging der Gräfin, die ihn verhätschelte, aus dem Weg und saß entweder allein oder schlich schüchtern zu Prinzessin Marja oder zu Natascha, die ihm jetzt lieber schien als seine Tante, und liebte sie leise und scheu.

Als Prinzessin Marja vom Fürsten Andrej herauskam, hatte sie ganz verstanden, was ihr Nataschas Gesicht vorhin gesagt hatte. Sie sprach mit ihr nicht mehr über die Hoffnung, daß sein Leben noch gerettet werden könne. Abwechselnd mit ihr saß sie neben seinem Diwan und weinte nicht mehr, betete aber ununterbrochen und wandte ihre Seele dem Ewigen, Unerreichbaren zu, dessen unmittelbare Nähe über dem Sterbenden jetzt so fühlbar war.

Fürst Andrej wußte nicht nur, daß er sterben werde, sondern fühlte auch, daß er starb und schon halb gestorben war. Er war sich seiner Abkehr von allem Irdischen bewußt und empfand eine seltsame, frohe Leichtigkeit des Seins. Ohne Erregung und Hast erwartete er, was ihm bevorstand. Das Drohende, Ewige, Unbekannte, Ferne, das er zeit seines Lebens ständig empfunden hatte, war jetzt ganz nahe gerückt und ihm, dank jener seltsamen Leichtigkeit des Seins, die ihn erfüllte, fast verständlich und fühlbar geworden ...

Früher hatte er sich vor dem Tod gefürchtet. Zweimal hatte er jenes furchtbare, quälende Gefühl der Todesangst, der Angst vor dem Ende, empfunden, jetzt aber dachte er schon nicht mehr daran.

Zum erstenmal hatte er dieses Gefühl damals gehabt, als sich die Granate wie ein Brummkreisel vor ihm drehte und er das Stoppelfeld, die Sträucher und den Himmel angeblickt und gewußt hatte, daß es der Tod war, der vor ihm stand. Als er dann nach seiner Verwundung wieder zu sich gekommen war und sich plötzlich in seiner Seele, wie von der sie bedrückenden Schwere des Lebens befreit, jene Blume der ewigen, grenzenlosen, von diesem Leben unabhängigen Liebe entfaltet hatte, da hatte er den Tod nicht mehr gefürchtet und nicht mehr an ihn gedacht.

Je mehr er sich in jenen Stunden schmerzreicher Einsamkeit und halben Fieberwahnes, die er nach seiner Verwundung durchlebte, in das Urwesen jener ihm neu erschlossenen, ewigen Liebe hineindachte, um so mehr löste er sich, ohne es zu bemerken, vom irdischen Leben los. Alle und alles lieben und immer sich selbst opfern für diese Liebe, das bedeutete, niemanden lieben, bedeutete, an diesem irdischen Leben keinen Teil haben. Und je mehr er von diesem Urwesen der Liebe durchdrungen wurde, um so mehr entfremdete er sich dem Leben und um so vollständiger vernichtete er jene furchtbare Schranke, die, wenn die Liebe fehlt, zwischen Leben und Tod steht. Wenn es ihm in jener ersten Zeit dann wieder einfiel, daß er ja sterben mußte, sagte er sich: Was schadet es? Um so besser!

Aber nach jener Nacht in Mytischtschi, als er halb wachend, halb träumend jene eine, nach der er sich gesehnt hatte, vor sich gesehen

und ihre Hand an seine Lippen gedrückt hatte und in stille Freudentränen ausgebrochen war, hatte sich die Liebe zu diesem einen Weibe wieder in sein Herz geschlichen und ihn von neuem ans Leben gefesselt. Frohe, unruhige Gedanken waren ihm gekommen. Wenn er sich jetzt an jenen Augenblick auf dem Verbandplatz erinnerte, als er Kuragin gesehen hatte, konnte er nicht mehr zu jenem Gefühl der Liebe zurückkehren, ihn quälte die Ungewißheit, ob er noch am Leben war. Aber er wagte nicht, danach zu fragen.

Seine Krankheit nahm ihren physischen Verlauf, doch der Zustand, den Natascha mit: »Da trat das bei ihm ein« bezeichnet hatte, hatte sich erst zwei Tage vor Prinzessin Marjas Ankunft eingestellt. Es war der letzte innere Kampf zwischen Leben und Tod, bei dem der Tod den Sieg davongetragen hatte, das unerwartete Bewußtwerden, daß er doch noch am Leben hing, das in Gestalt der Liebe Nataschas noch einmal vor ihn hintrat, und der letzte, schließlich überwundene Anfall eines Grauens vor dem Unbekannten.

Es war an einem Abend gewesen. Wie gewöhnlich nach Tisch befand er sich in einem leichten Fieberzustand, aber seine Gedanken waren außerordentlich klar. Sonja saß am Tisch. Er war eingeschlummert. Plötzlich überkam ihn ein Glücksgefühl.

Ah, das muß sie sein, die hereingekommen ist, dachte er.

Wirklich saß jetzt an Sonjas Stelle Natascha, die eben mit unhörbaren Schritten eingetreten war. Seit der Zeit, da sie angefangen hatte, ihn zu pflegen, hatte er immer jenes körperliche Gefühl ihrer Nähe empfunden.

Sie saß auf einem Sessel, die eine Seite ihm zugewandt, so, daß sie durch ihre Gestalt das Licht der Kerze von ihm abhielt, und strickte an einem Strumpf. Sie hatte Strümpfestricken gelernt, seit Fürst Andrej einmal zu ihr gesagt hatte, niemand könne so gut Kranke pflegen wie die alten Kindermuhmen mit dem Strickstrumpf in der Hand, es liege in diesem Stricken etwas Beruhigendes. Ihre feinen Finger bewegten schnell die Nadeln, die ab und zu leise klapperten, und das nachdenkliche Profil ihres gesenkten Kopfes war ihm deutlich sichtbar. Da bewegte sie sich, das Knäuel rollte von ihren Knien. Sie zuckte zusammen, sah sich nach Fürst Andrej um, hielt die Hand vor die Kerze, beugte sich mit einer behutsamen, geschmeidigen, raschen Bewegung herab, hob das Knäuel auf und setzte sich wieder hin wie zuvor.

Er blickte sie an, ohne sich zu rühren, und sah, daß sie nach dieser Bewegung gern aus voller Brust aufgeatmet hätte, sich dies aber doch nicht getraute und nur ganz vorsichtig Atem holte.

Im Troizakloster hatten sie von der Vergangenheit gesprochen, und er hatte zu ihr gesagt, daß er, wenn er am Leben bleibe, Gott ewig für seine Verwundung danken werde, da sie ihn wieder mit ihr zusammengeführt habe. Doch seit jener Zeit hatten sie nie wieder über die Zukunft gesprochen.

Kann das sein oder kann das nicht sein? dachte er jetzt, während er sie betrachtete und dem leisen Klappern der Stahlnadeln lauschte. Kann mich das Schicksal nur deshalb in so seltsamer Weise wieder mit ihr zusammengeführt haben, damit ich nun sterben soll? ... Hat sich andererseits die Wahrheit des Lebens mir nur deshalb geoffenbart, damit ich nun weiter in der Lüge leben soll? Und doch liebe ich sie mehr als alles in der Welt. Was soll ich tun, wenn ich sie doch so sehr liebe? dachte er und stöhnte plötzlich unwillkürlich auf, wie er sich das während seiner Leidenszeit angewöhnt hatte.

Als Natascha dieses Stöhnen hörte, legte sie den Strumpf beiseite, neigte sich zu ihm hinüber, kam, als sie seine leuchtenden Augen sah, mit leichten Schritten zu ihm hin und beugte sich über ihn.

»Sie schlafen nicht?«

»Nein, ich habe Sie lange angesehen. Ich fühlte, wie Sie hereinkamen. Nur Sie schenken mir diese weiche Stille ... dieses Licht. Fast möchte ich weinen vor Freude.«

Natascha beugte sich noch näher zu ihm. Ihr Gesicht strahlte vor Entzücken und Freude.

»Natascha, ich liebe Sie zu sehr. Mehr als alles in der Welt.«

»Und ich?« Sie wandte sich einen Augenblick ab. »Aber warum zu sehr?« fragte sie.

»Warum zu sehr? ... Nun, was denken Sie, wie fühlen Sie es in Ihrem Herzen, in tiefster Seele: werde ich am Leben bleiben? Was glauben Sie?«

»Ich bin davon überzeugt, ganz überzeugt!« erwiderte Natascha fast aufschreiend und ergriff mit leidenschaftlicher Gebärde seine beiden Hände.

Er schwieg.

»Wie schön wäre das«, sagte er dann, nahm ihre Hand und küßte sie.

Natascha war glücklich und erregt, aber gleich fiel ihr ein, daß dies doch nicht gut für ihn war, daß er Ruhe brauchte.

»Aber Sie haben nicht geschlafen«, sagte sie, ihre Freude unterdrückend. »Versuchen Sie doch einzuschlafen ... bitte.«

Er drückte ihr noch einmal die Hand und ließ sie dann los. Sie ging zum Licht und setzte sich wieder auf ihren alten Platz. Zweimal sah sie sich nach ihm um, und seine Augen strahlten ihr entgegen. Sie nahm sich an ihrem Strumpf eine gewisse Anzahl Runden vor und gelobte, sich nicht eher wieder umzusehen, bis sie damit fertig wäre.

Und wirklich hatte er bald darauf die Augen geschlossen und war eingeschlummert. Doch er schlief nicht lange und wachte plötzlich erregt und mit kaltem Schweiß bedeckt wieder auf.

Beim Einschlafen hatte er immer an das gedacht, was die ganze Zeit über seine Gedanken in Anspruch genommen hatte: an das Leben und an den Tod. Doch mehr noch an den Tod. Dem fühlte er sich jetzt näher.

Liebe? Was ist Liebe? dachte er. Liebe hindert den Tod. Liebe ist Leben. Alles, alles was ich verstehe, verstehe ich nur deshalb, weil ich liebe. Alles ist, alles lebt nur dadurch, daß ich liebe. Nur die Liebe verknüpft alles. Die Liebe ist Gott, und sterben bedeutet für mich, der ich ein winziges Teilchen dieser Liebe bin, zur gesamten und ewigen Quelle dieser Liebe zurückzukehren. Diese Gedanken schienen ihm tröstend. Aber es waren eben nur Gedanken. Etwas in ihnen reichte nicht aus, etwas war einseitig, persönlich, rein geistig an ihnen, es fehlte die handgreifliche Augenscheinlichkeit. Und wieder kam die Unklarheit über ihn. Er schlief ein.

Ihm träumte, er liege in demselben Zimmer, in dem er sich in Wirklichkeit befand, sei aber nicht verwundet, sondern gesund. Mancherlei Leute, unbedeutende und gleichgültige, erscheinen vor ihm. Er spricht mit ihnen, streitet sich mit ihnen über irgend etwas Überflüssiges herum. Sie schicken sich an, wieder wegzugehen. Fürst Andrej fühlt dunkel, daß dies alles nichtig ist und daß er andere wichtigere Sorgen hat, aber doch spricht er weiter und setzt die anderen durch leere, witzige Worte in Erstaunen. Nach und nach verschwinden alle diese Personen unbemerkt, und an ihre Stelle tritt

nur noch die eine Frage: die Tür. Er steht auf und geht nach der Tür, um den Riegel vorzuschieben und sie abzuschließen. Davon, ob er sie rechtzeitig zuschließt oder nicht, hängt jetzt alles ab. Er geht und hastet, aber seine Füße bewegen sich nicht von der Stelle. Er weiß, daß er nicht rechtzeitig hinkommen wird, um die Tür zu verschließen, trotzdem strengt er krampfhaft alle seine Kräfte an. Qualvolle Angst kommt über ihn. Es ist die Todesangst. Hinter der Tür steht Es. In dem Augenblick, da er kraftlos bis an die Tür herangehumpelt ist, drängt auch schon dieses entsetzliche Etwas von draußen gegen die Tür und droht sie zu zerbrechen. Etwas Unmenschliches, der Tod, will zur Tür herein, man muß sie zuhalten. Fürst Andrej packt die Tür, strengt seine letzten Kräfte an, verschließen geht schon nicht mehr, aber zuhalten, zuhalten. Doch seine Kräfte sind zu schwach, zu ungeschickt. Die Tür gibt dem Entsetzlichen, das Eindringen will, nach, geht auf, schließt sich aber gleich wieder. Noch einmal drängt Es von außen dagegen an. Fürst Andrejs letzte, übermenschliche Anstrengungen sind vergeblich. Beide Türflügel haben sich lautlos geöffnet. Es tritt herein. Es ist der Tod. Und Fürst Andrej stirbt. Aber in dem Augenblick, als er stirbt, fällt ihm ein, daß er ja nur schläft, er strengt sich gewaltsam an und erwacht.

Ja, das war der Tod. Ich starb und bin erwacht. Der Tod ist ein Erwachen, leuchtete es plötzlich in seinem Geist auf, und der Schleier, der ihm bisher das Unbegreifliche verhüllt hatte, war vor seinem geistigen Auge aufgehoben. Er fühlte, wie alle Kräfte in ihm, die vorher gebunden gewesen waren, sich lösten, und empfand jene seltsame Leichtigkeit, die ihn nun nicht wieder verließ.

Als er, in kaltem Schweiß gebadet, aufwachte und sich auf dem Diwan bewegte, trat Natascha auf ihn zu und fragte ihn, was er habe. Er gab ihr keine Antwort, verstand sie nicht und sah sie nur mit seltsamen Blicken an.

Das war es, was zwei Tage vor Prinzessin Marjas Ankunft mit ihm geschehen war. Von diesem Tag an hatte das kraustraubende Fieber, wie der Arzt sagte, einen böartigen Charakter angenommen. Aber Natascha kümmerte sich nicht um das, was der Arzt meinte, sie sah nur die furchtbaren, seelischen Anzeichen, die für sie untrüglich waren. An diesem Tag hatte für den Fürsten Andrej zusammen mit dem Erwachen aus dem Schlaf das Erwachen aus dem Leben

angefangen. Und im Verhältnis zur Länge des Lebens kam ihm dieses Erwachen nicht länger vor als das Erwachen aus einem Traum.

Es lag nichts Furchtbares und Schroffes in diesem entsprechend langsamen Erwachen.

Seine letzten Tage und Stunden nahmen den gewöhnlichen, schlichten Verlauf. Sowohl Prinzessin Marja als auch Natascha, die nicht von seiner Seite wichen, fühlten dies. Sie weinten nicht und entsetzten sich nicht, fühlten aber, daß sie in der letzten Zeit nicht mehr ihn selber pflegten – er war bereits nicht mehr, er war von ihnen gegangen –, sondern nur die nächste Erinnerung an ihn: seinen Körper. Die Gefühle der beiden Mädchen waren so stark, daß auf sie die äußere, furchtbare Seite des Todes gar nicht wirkte und sie es nicht für nötig fanden, ihre Wunde immer wieder aufzureißen. Sie weinten weder in seiner Gegenwart noch wenn sie allein waren und sprachen miteinander nie von ihm. Sie fühlten, daß sie das, was sie empfanden, nicht in Worten auszudrücken vermochten.

Sie beide sahen, wie er immer tiefer und tiefer, langsam und ruhig vor ihren Augen versank, und wußten beide, daß es so sein mußte und daß es gut war.

Man nahm ihm die Beichte ab und reichte ihm das heilige Abendmahl, und alle kamen, um Abschied zu nehmen. Als man ihm sein Söhnchen brachte, drückte er ihm die Lippen auf die Stirn und wandte sich dann ab, nicht weil es ihm zu schwer und zu traurig gewesen wäre – Prinzessin Marja und Natascha verstanden es so –, sondern nur, weil er annahm, daß man dies alles von ihm fordere. Und als man ihm dann sagte, er solle ihn noch segnen, tat er, was man von ihm verlangt hatte, und sah sich dann um, als wolle er fragen, ob er nun noch etwas tun müsse.

Als sich der Körper, aus dem der Geist schon entschwebt war, in den letzten Zuckungen wand, waren Prinzessin Marja und Natascha bei ihm.

»Es ist zu Ende!« sagte Prinzessin Marja, als der Körper schon einige Minuten, regungslos und starr werdend, vor ihnen lag. Natascha trat näher, schaute in die toten Augen und beeilte sich, sie ihm zuzudrücken. Sie drückte sie zu, küßte sie aber nicht, sondern beugte sich nur über die tote Hülle, die die nächste Erinnerung an ihn selbst war.

»Wohin ist er gegangen? Wo ist er jetzt? ...«

Als der Leichnam gewaschen und neu bekleidet eingesargt auf dem Tisch lag, kamen alle herein, um Abschied zu nehmen. Alle weinten.

Nikoluschka weinte vor schmerzlichem Nichtbegreifenkönnen, das ihm das Herz zerriß. Die Gräfin und Sonja weinten aus Mitleid mit Natascha und darüber, daß er nun nicht mehr war. Der alte Graf weinte, weil es ihm nun wohl bald selber bevorstand – das fühlte er – diesen furchtbaren letzten Schritt zu tun.

Natascha und Prinzessin Marja weinten jetzt auch, aber sie weinten nicht über ihren eignen Kummer, sie weinten aus andächtiger Rührung, die ihre Seelen ergriffen hatte, als sie sich des schlichten, erhabenen Mysteriums des Todes bewußt geworden waren, das sich vor ihnen vollzogen hatte.

DREIZEHNTER TEIL

Der menschliche Verstand vermag den Zusammenhang der Ursachen aller Erscheinungen nicht zu begreifen, aber der Trieb, diese Ursachen zu erforschen, schlummert in des Menschen Seele. Und da er in die vielen kunstvoll verworrenen Grundbedingungen aller Erscheinungen nicht eindringen kann, von denen jede einzelne als Ursache gelten könnte, greift er nach der ersten besten, die ihm am verständlichsten ist und am nächsten liegt, und behauptet: Das ist die Ursache.

Bei geschichtlichen Ereignissen, wo die Kämpfe der Menschen untereinander den Gegenstand der Beobachtung bilden, ist das, worauf der Mensch zuerst verfällt und was ihm am nächsten liegt, der Wille Gottes und dann die Willensäußerungen aller der Personen, die auf dem sichtbarsten Platz bei den Ereignissen stehen: der Helden der Weltgeschichte. Aber man braucht nur in das Wesen jedes geschichtlichen Ereignisses einzudringen, das heißt in die Tätigkeit der gesamten Masse der Menschen, die an den betreffenden Ereignissen teilgenommen haben, um überzeugt zu sein, daß der Wille eines Helden der Weltgeschichte nicht etwa die Handlungen der Massen lenkt, sondern ständig selber von ihnen geleitet wird.

Es könnte scheinen, als sei es ganz gleichgültig, ob man nun die Bedeutung eines historischen Ereignisses so oder so auffaßt. Aber zwischen einem Menschen, der behauptet, daß die westlichen Völker deshalb nach Osten gezogen seien, weil Napoleon dies gewollt habe, und einem anderen, der sagt, es sei geschehen, weil es habe geschehen müssen, besteht derselbe Unterschied, wie er zwischen den Leuten bestand, die behaupteten, die Erde stehe fest und die Planeten kreisten um sie, und denen, die sagten, sie wüßten nicht, wodurch die Erde gehalten werde, wüßten aber, daß die gleichen Gesetze sowohl ihre Bewegung als auch die der anderen Planeten bestimmten.

Für ein historisches Ereignis gibt es keine Ursache und kann es keine geben außer der einzigen Ursache aller Ursachen. Aber es gibt Gesetze, die die Ereignisse lenken. Zum Teil sind sie uns unbekannt, zum Teil können wir sie fühlen. Ein Erkennen dieser Gesetze ist aber erst dann möglich, wenn wir uns abgewöhnt haben, die Ursache geschichtlicher Ereignisse im Willen eines einzelnen Menschen zu

suchen, ebenso wie das Erkennen der Planetenbewegungen erst dann möglich wurde, als sich die Menschen von der Vorstellung losgemacht hatten, daß die Erde feststehe.

Nach der Schlacht bei Borodino, der Einnahme Moskaus durch den Feind und der Einäscherung der Stadt war nach Ansicht der Geschichtsschreiber das wichtigste Kriegsereignis des Jahres 1812 die russische Truppenbewegung von der Rjasaner nach der Kalugaer Straße und nach dem Lager von Tarutino, der sogenannte Flankenmarsch von Krasnaja-Pachra. Die Historiker schreiben den Ruhm dieser genialen Tat verschiedenen Personen zu und streiten darüber, wem er in Sonderheit zukomme. Sogar ausländische, selbst französische Geschichtsschreiber erkennen die Genialität der russischen Feldherren an, wenn sie von diesem Flankenmarsch sprechen. Unverständlich aber ist, warum die Schreiber dieser Kriegschroniken und mit ihnen alle übrigen Menschen annehmen, daß dieser Flankenmarsch die äußerst tiefsinnige Erfindung einer einzelnen Persönlichkeit gewesen sei, durch die Rußland gerettet und Napoleon zugrunde gerichtet worden sei. Erstens kann man schon schwer verstehen, worin bei dieser Truppenbewegung das Tiefsinnige und Geniale gelegen haben soll, denn um herauszufinden, daß die beste Stellung für eine Armee, wenn sie nicht angegriffen wird, dort ist, wo sie am bequemsten gepflegt werden kann, dazu bedarf es doch wohl keiner allzu großen geistigen Anstrengung. Das konnte jeder, sogar ein dummer Junge von dreizehn Jahren, ohne Mühe herausfinden, daß im Jahre 1812 nach dem Rückzug von Moskau die günstigste Stellung für die Armee an der Kalugaer Straße war. So kann man erstens nicht einsehen, welche Vernunftschlüsse die Historiker dahin geführt haben, in diesem Manöver etwas Tiefsinniges zu erblicken. Zweitens ist noch schwerer zu begreifen, worin sie eigentlich das Rettende dieses Manövers für die Russen und seine Verderblichkeit für die Franzosen erblicken, denn dieser Flankenmarsch hätte, wenn andere Umstände vorhergegangen, dazugekommen und nachgefolgt wären, ebenso gut für das russische Heer verderblich und für die Franzosen heilsam werden können. Wenn sich auch von jener Zeit an, da diese Bewegung vorgenommen worden war, die Lage des russischen Heeres besserte, so folgt hieraus doch nicht, daß diese Bewegung die Ursache gewesen ist.

Dieser Flankenmarsch hätte der russischen Armee nicht nur keinerlei Vorteil bringen, sondern ihr sogar verderblich werden können, wenn nicht andere Umstände mitgewirkt hätten. Was wäre geschehen, wenn Moskau nicht niedergebrannt wäre? Wenn Murat die Russen nicht aus den Augen verloren hätte? Wenn Napoleon nicht müßig geblieben wäre? Wenn die russische Armee auf Anraten Bennignsens und Barclays bei Krasnaja-Pachra eine Schlacht geliefert hätte? Was wäre geschehen, wenn die Franzosen die Russen auf dem Weg nach Pachra überfallen hätten? Wenn Napoleon, als er nach Tarutino kam, die Russen nur mit dem zehnten Teil jener Energie angegriffen hätte, mit der er bei Smolensk vorgegangen war? Was wäre geschehen, wenn die Franzosen nach Petersburg gezogen wären? ... Bei allen diesen Voraussetzungen konnte die rettende Kraft des Flankenmarsches ins Gegenteil umschlagen, das zum Untergang führen mußte.

Das dritte, Unbegreiflichste, ist, daß Leute, die Geschichte studieren, absichtlich nicht sehen wollen, daß man den Flankenmarsch unmöglich einer einzigen Person zuschreiben kann, daß niemand ihn vorausgesehen hat, daß dieses Manöver ebenso wie der Rückzug bei Fili, während man es unternahm, niemandem in seiner Gesamtwirkung vor Augen stand, sondern Schritt für Schritt, Stufe für Stufe, nach und nach aus einer zahllosen Masse der allerverschiedenartigsten Vorbedingungen entsprungen ist und erst dann in seiner Gesamtwirkung dastand, als es vollbracht war und bereits der Vergangenheit angehörte.

Auf dem Kriegsrat in Fili herrschte bei den russischen Befehlshabern der Gedanke vor, selbstverständlich in gerader Richtung zurückzugehen, das heißt: auf der Straße nach Nishnij Nowgorod. Beweis dafür ist, daß die Mehrzahl der Stimmen im Rat in diesem Sinn abgegeben wurde, und dann vor allem das bekannte Gespräch des Oberkommandierenden nach der Beratung mit Lanskoj, der das Proviantwesen unter sich hatte. Lanskoj meldete ihm, daß der Proviant für die Armee vorzugsweise an der Oka entlang, in den Gouvernements Tula und Kaluga aufgestapelt liege, und daß, falls die Armee sich nach Nishnij zurückzöge, die Vorräte vom Heer durch den Okastrom getrennt wären, über den in der ersten Winterszeit die Überfahrt unmöglich sei. Dies war das erste Anzeichen, daß ein Abweichen von der geraden Richtung nach Nishnij geboten sei, die anfänglich als die natürlichste erschienen war. So hielt sich die Armee

mehr südlich auf der Rjasaner Straße, in der Nähe der Vorräte. Später wurden die Truppen durch die Untätigkeit der Franzosen, die das russische Heer sogar aus den Augen verloren hatten, durch die Sorge um den Schutz der Tulaer Gewehrfabrik und vor allem durch die vorteilhafte Nähe der Vorräte dazu bewogen, noch weiter südlich auf die Straße nach Tula abzubiegen. Als das Heer in einer hoffnungslosen Bewegung hinter Pachra auf die Tulaer Straße übergegangen war, hatten die Heerführer der russischen Truppen vor, bei Podolsk zu bleiben, und keiner dachte noch an eine Stellung bei Tarutino. Doch zahllose Umstände: das Wiederauftauchen französischer Truppen, die die Russen bisher aus den Augen verloren hatten, Schlachtenpläne und vor allem der ungeheure Proviantvorrat in Kaluga zwangen unsere Armee, noch südlicher abzubiegen und von der Tulaer auf die Kalugaer Straße überzugehen bis nach Tarutino, also mitten in ihre Proviantgegend hinein. Und so kann die Frage, wann und durch wen beschlossen wurde, nach Tarutino zu marschieren, ebenso wenig beantwortet werden wie die, wann Moskau preisgegeben wurde. Erst als die Truppen, von zahllosen grundverschiedenen Kräften getrieben, bereits in Tarutino angekommen waren, dämmerte in allen die Überzeugung auf, daß man dies beabsichtigt und schon lange vorausgesehen habe.

2

Der berühmte Flankenmarsch bestand nur darin, daß das russische Heer, das sonst immer in einer dem Angriff entgegengesetzten Richtung zurückgegangen war, in dem Augenblick, als es nicht mehr von den Franzosen angegriffen wurde, von der anfänglich eingeschlagenen geraden Richtung abbog und, da es keine Verfolger mehr hinter sich sah, ganz naturgemäß nach der Seite abschwenkte, wo die überreichen Vorräte lockten.

Stellt man sich keine genialen Feldherren an der Spitze der russischen Armee vor, sondern nur einfach ein Heer ohne Führer, so hätte auch ein solches nichts anderes tun können, als sich in einem Bogen auf Moskau zurückzuziehen, und zwar nach der Seite hin, wo der meiste Proviant zu finden und die Gegend am fruchtbarsten war.

Dieser Marsch von der Nishnij Nowgoroder nach der Rjasaner, Tulaer und Kalugaer Straße war so etwas Natürliches, daß selbst die Marodeure der russischen Armee sich diese Richtung ausgesucht hatten, und daß man aus Petersburg forderte, Kutusow solle diese Straße wählen. In Tarutino erhielt der Oberkommandierende vom Kaiser fast eine Zurechtweisung, weil er seine Armee auf die Straße nach Rjasan geführt hatte: der Kaiser schrieb ihm dieselbe Stellung bei Kaluga vor, in der er sich bereits befand, als er den Brief erhielt.

Wie eine Kugel in der Richtung zurückrollt, die sie bei einem Zusammenprall erhalten hat, so war auch das russische Heer anfangs in der Richtung zurückgewichen, die es während des ganzen Feldzuges und zuletzt durch den Zusammenstoß bei Borodino erhalten hatte. Als aber dann die Kraft des Anpralls nachgelassen hatte und keine neuen Stöße erfolgt waren, nahm das Heer wie von selbst die Lage ein, die ihm die natürlichste war.

Kutusows Verdienst bestand nicht, wie man zu sagen pflegt, in einem genialen strategischen Manöver, sondern darin, daß er allein den Sinn des sich vollziehenden Ereignisses verstand. Er allein begriff schon damals die Bedeutung der Untätigkeit des französischen Heeres, er allein fuhr fort zu behaupten, daß die Schlacht bei Borodino ein Sieg gewesen sei, er allein, der doch, wie es scheinen möchte, durch seine Stellung als Oberkommandierender zum Angriff hätte

drängen sollen, verwandte all seine Kräfte darauf, die russischen Truppen vor nutzlosen Schlachten zu bewahren.

Das bei Borodino angeschossene Wild lag dort irgendwo, wo es der davoneilende Jäger liegengelassen hatte, ob es aber noch lebte, noch Kräfte hatte und sich nur tot stellte, das wußte der Jäger nicht. Da hörte er dieses Wild plötzlich aufstöhnen.

Dieses Aufstöhnen des angeschossenen Wildes, der französischen Armee, war die Sendung Lauristons in Kutusows Lager mit der Bitte um Frieden.

Napoleon, in seiner Überzeugung, daß nicht das gut war, was allgemein dafür galt, sondern das, was ihm gerade in den Kopf kam, schrieb an Kutusow die ersten besten Worte, die ihm in die Feder flossen, obwohl sie gar keinen Sinn hatten:

»Fürst Kutusow, ich sende Ihnen einen meiner Generaladjutanten, daß er mit Ihnen über einige wichtige Dinge verhandle. Ich bitte Euer Durchlaucht, allem, was er sagen wird, Glauben zu schenken, vor allem, wenn er Ihnen die Gefühle der Hochachtung und besonderen Anerkennung, die ich seit langer Zeit für Sie hege, zum Ausdruck bringen wird. Auch mit diesem Brief bezwecke ich nichts anderes und bitte Gott, Fürst Kutusow, daß er Sie unter seinen heiligen, gnädigen Schutz nehme.

Moskau, den 3. Oktober 1812.

Gezeichnet: Napoleon.«

»Die Nachwelt würde mich verfluchen, wenn sie mich für den Urheber irgendeines Übereinkommens halten müßte. Und von demselben Geist ist auch mein ganzes Volk beseelt«, antwortete Kutusow und verwandte auch fürderhin all seine Kräfte darauf, das Heer von einem Angriff zurückzuhalten.

Während der vier Wochen, in denen die französischen Truppen in Moskau plünderten, die russischen aber ruhig in Tarutino lagen, vollzog sich bei beiden eine Veränderung der Kräfte, sowohl in ihrer Stimmung wie in ihrer Zahl, die ein Übergewicht der Russen zur Folge hatte. Obgleich Lage und Stärke der französischen Truppen den Russen unbekannt waren, trat doch, sobald sich das Verhältnis verschoben hatte, die Notwendigkeit eines Angriffs durch eine Menge Anzeichen klar zutage. Solche Anzeichen waren: die Sendung

Lauristons, die Überfülle an Proviant in Tarutino, die von allen Seiten einlaufenden Nachrichten über die Untätigkeit und Verlotterung der Franzosen, die Ergänzung unserer Regimenter durch Rekruten, das schöne Wetter, die lange Erholungszeit der russischen Soldaten, die gewöhnlich aus einer so langen Ruhepause entstehende Ungeduld der Truppen, das zu vollbringen, um dessentwillen sie zusammengerufen sind, die Neugier, was in der französischen Armee vorgehe, die man so lange nicht gesehen hatte, die Verwegenheit, mit der jetzt die russischen Vorposten die bei Tarutino stehenden Franzosen umspähten, die Nachrichten von dem leichten Sieg der Bauern und Freischaren über die Franzosen, der Neid, den das erregte, der Wunsch nach Rache, der in der Seele jedes Soldaten brannte, seit die Franzosen in Moskau waren, vor allem jedoch das unklare, aber im Herzen jedes Russen aufkeimende Bewußtsein, daß sich das Verhältnis der Kräfte verschoben hatte und die Übermacht jetzt auf unserer Seite war. Das tatsächliche Kräfteverhältnis hatte sich geändert, und deshalb war der Angriff zu einer Notwendigkeit geworden. Und ebenso pünktlich und sicher, wie in einer Uhr das Glockenwerk zu spielen anfängt, wenn der Zeiger seine Kreisbahn vollendet hat, so setzte auch sogleich in den höheren Sphären entsprechend der tatsächlichen Veränderung der Kräfte eine verstärkte Bewegung ein: das Glockenspiel fing an zu tönen.

3

Die russische Armee wurde sowohl von Kutusow und seinem Stabe wie auch vom Kaiser von Petersburg aus geleitet. Noch ehe die Nachricht von der Preisgabe Moskaus in Petersburg eingetroffen war, hatte man dort einen ausführlichen Plan des ganzen Krieges ausgearbeitet und Kutusow zur Anleitung zugeschickt. Obgleich dieser Plan noch unter der Voraussetzung entworfen war, daß sich Moskau in unseren Händen befand, wurde er doch vom Stabe gebilligt und zur Ausführung angenommen. Kutusow schrieb nur, Diversionen aus der Entfernung seien immer schwer durchzuführen. Und so schickte man ihm, um alle in den Weg tretenden Hindernisse zu beseitigen, neue Anweisungen und neue Persönlichkeiten, die seine Aktionen überwachen und darüber Bericht erstatten sollten.

Außerdem nahm man jetzt im Stab der russischen Armee große Umwälzungen vor. Die Stellen des gefallenen Bagration und Barclays, der sich beleidigt zurückgezogen hatte, wurden neu besetzt. Mit großem Ernst überlegte man hin und her, was wohl besser wäre: Šà. an die Stelle von B. zu setzen und B. an die Stelle von D. oder im Gegenteil D. an die Stelle von Šà. und so weiter, ganz als ob davon irgend etwas abhinge außer dem Vorteil des Herrn Šà. oder B.

Infolge Kutusows Feindschaft mit seinem Stabschef Bennigsen, der Anwesenheit der Vertrauensmänner des Kaisers und ebendieses Stellenwechsels gedieh das verwickelte Intrigenspiel der Parteien im Stab der Armee noch üppiger als gewöhnlich: Šà. untergrub die Stellung des B. D. die Stellung des C. und so weiter mit allen nur möglichen Kombinationen und Varianten. Für alle diese Wühlarbeiten diente als Vorwand meist der Krieg, den diese Leute zu lenken und zu leiten glaubten, doch dieser Krieg ging unabhängig von ihnen seinen Gang, eben jenen Gang, den er gehen mußte, das heißt: seine Ereignisse fielen nie mit dem zusammen, was sich die Menschen ausgedacht hatten, sondern entsprangen dem Wesen der Beziehungen der Massen untereinander. Alle diese ausgeklügelten Ideen, die sich kreuzten und gegenseitig verwirrten, stellten in den höchsten Sphären nur ein treues Spiegelbild dessen dar, was sich vollziehen mußte.

»Fürst Michail Ilarionowitsch!« schrieb der Kaiser unter dem 2. Oktober an Kutusow in einem Brief, den dieser nach der Schlacht bei Tarutino empfang. »Seit dem 2. September ist Moskau in der Hand unserer Feinde. Ihre letzten Berichte datieren vom 20. v. M. Seit jener Zeit ist nicht nur nichts geschehen, um gegen die Franzosen vorzugehen und unsere Erste Hauptstadt wieder zu befreien, Sie sind sogar, ihrem letzten Brief zufolge, noch weiter zurückgegangen. Schon ist Serpuchow von einer feindlichen Abteilung besetzt, und Tula mit seiner berühmten, für das Heer so unentbehrlichen Fabrik ist in Gefahr. Aus den Berichten des Generals Wintzingerode ersehe ich, daß ein feindliches, zehntausend Mann starkes Korps auf der Straße nach Petersburg vorrückt. Ein zweites Korps von einigen tausend Mann marschiert nach Dmitrow zu. Ein drittes bewegt sich auf der Wladimirschen Straße vorwärts. Ein viertes von ziemlich beträchtlicher Stärke steht zwischen Rusa und Moshaisk. Napoleon selber war bis zum 25. in Moskau. Wenn nun der Feind, wie alle diese Nachrichten bezeugen, durch das Entsenden derart starker Abteilungen seine Kräfte so zersplittert hat und Napoleon mit seiner Garde selbst noch in Moskau ist, sollten da wirklich die feindlichen Kräfte, die vor Ihnen stehen, noch so beträchtlich sein und Ihnen nicht erlauben, zur Offensive überzugehen? Man kann im Gegenteil aller Wahrscheinlichkeit nach annehmen, daß er Sie nur mit einzelnen Abteilungen verfolgt oder wenigstens mit Korps, die weit schwächer sind als die Ihnen anvertraute Armee. Wenn Sie diese Umstände benutzen, so könnten Sie, sollte man meinen, den Feind, der schwächer ist als Sie, mit Vorteil angreifen, ihn vernichten oder wenigstens zum Rückzug zwingen, dadurch einen beträchtlichen Teil des jetzt vom Feind besetzten Gouvernements wieder in Ihre Hand bekommen und so die Gefahr von Tula und anderen Städten im Innern des Landes abwenden. Ihnen verbleibt die Verantwortung dafür, wenn der Feind imstande sein sollte, ein beträchtliches Korps freizubekommen und nach Petersburg zu schicken, um diese Hauptstadt zu bedrohen, in der nur wenige Truppen zurückbleiben konnten, denn Sie haben mit der Ihnen anvertrauten Armee, wenn Sie entschlossen und tatkräftig vorgehen, alle Mittel in der Hand, dieses neue Unheil abzuwenden. Denken Sie daran, daß Sie dem durch den Verlust Moskaus schwerverletzten Vaterland Rechenschaft schulden. Sie kennen meine Bereitwilligkeit, Sie zu belohnen, aus Erfahrung. Diese Bereitwilligkeit wird nicht erlahmen, aber ich und ganz Rußland haben auch das

Recht, von Ihnen alle Anstrengungen, alle Energie und alle Erfolge zu erwarten, die Ihre Begabung, Ihre militärischen Talente und die Tapferkeit der Ihnen anvertrauten Truppen uns versprochen haben.«

Doch während dieser Brief noch unterwegs war, der beweist, daß das wahre Verhältnis der Kräfte seine Reflexe schon bis Petersburg geworfen hatte, hatte Kutusow die unter seinem Befehl stehende Armee schon nicht mehr von einem Angriff zurückhalten können: die Schlacht war bereits geschlagen worden.

Am 2. Oktober hatte ein Kosak namens Schapowalow auf einem Patrouillenritt mit seiner Flinte einen Hasen erlegt und einen zweiten angeschossen. Während er nun diesen angeschossenen Hasen verfolgte, verlor er sich weiter in den Wald hinein und stieß auf den linken Flügel der Armee Murats, die hier ohne alle Vorsichtsmaßnahmen eine Stellung eingenommen hatte. Der Kosak erzählte dann lachend seinen Kameraden, wie er beinahe den Franzosen in die Hände geraten sei. Ein Fähnrich, der diese Erzählung mit angehört hatte, machte seinem Kommandeur davon Mitteilung.

Der Kosak wurde herbeigerufen und ausgefragt; die Kosakenkommandeure wollten den Fall benutzen, um Pferde zu erbeuten, aber einer von ihnen, der mit den höheren Befehlshabern der Armee bekannt war, teilte die Tatsache einem General vom Stabe mit. In der letzten Zeit war die Stimmung im Stab äußerst gespannt gewesen. Vor ein paar Tagen war Jermolow zu Bennigsen gekommen und hatte ihn angefleht, doch seinen ganzen Einfluß auf den Oberkommandierenden geltend zu machen, damit ein Angriff unternommen werde.

»Wenn ich Sie nicht kannte, würde ich denken, daß Sie das, worum Sie bitten, gerade nicht wollen. Denn ich brauche nur etwas zu raten, so wird der Durchlauchtige todsicher das Gegenteil tun«, hatte Bennigsen geantwortet.

Die Kunde des Kosaken, die durch ausgesandte Patrouillen ihre Bestätigung fand, bewies, daß das Ereignis nun endgültig reif war. Die straffgespannte Saite sprang, die Stunde schlug, das Glockenspiel ertönte. Trotz all seiner vermeintlichen Macht, Begabung, Erfahrung und Menschenkenntnis konnte Kutusow, nachdem er das Schreiben Bennigsens, der auch an den Kaiser persönlich einen Bericht abgeschickt hatte, gelesen und den von allen seinen Generälen einstimmig ausgesprochenen Wunsch, der vermutlich auch der Wunsch des Kaisers war, und die Nachricht des Kosaken angehört hatte, die

unvermeidliche Bewegung schon nicht mehr aufhalten, und gab notgedrungen den Befehl zu etwas, das er selber für nutzlos und schädlich hielt: er erteilte der sich vollziehenden Tatsache seinen Segen.

4

Bennigsens Schreiben und die Meldung des Kosaken über den ungedeckten linken Flügel der Franzosen waren nur die letzten Anzeichen dafür, daß die Erteilung eines Angriffsbefehls nun nicht mehr zu umgehen war, und so wurde der Angriff auf den 5. Oktober festgesetzt.

Am 4. Oktober morgens unterschrieb Kutusow die Disposition. Toll las sie Jermolow vor und bat ihn, die weiteren Anordnungen zu treffen.

»Schön, schön, nur habe ich jetzt keine Zeit«, erwiderte Jermolow und verließ das Zimmer.

Die Disposition, die Toll entworfen hatte, war sehr gut. Ebenso wie bei dem Schlachtenplan von Austerlitz stand auch hier geschrieben, wenn auch nicht auf deutsch: Die erste Kolonne marschiert hierhin und dorthin, die zweite Kolonne marschiert dahin und dahin und so weiter. Und alle diese Kolonnen kamen auf dem Papier zur bestimmten Zeit an ihren Platz und vernichteten den Feind. Alles war wie bei allen Schlachtenplänen wundervoll ausgedacht. In Wirklichkeit gelangte indes, wie das ebenfalls bei allen Schlachtenplänen zu sein pflegt, nicht eine Kolonne zur rechten Zeit an den rechten Platz.

Als die Disposition in der nötigen Anzahl von Exemplaren bereit war, wurde ein Offizier herbeigerufen und zu Jermolow gesandt, um ihm die Papiere zur Ausführung zu überbringen. Der junge Gardereiteroffizier, eine Ordonnanz Kutusows, froh über den ihm erteilten wichtigen Auftrag, begab sich nach Jermolows Quartier.

»Ausgeritten«, meldete ihm Jermolows Bursche.

Der Gardereiteroffizier ritt zu einem General, bei dem Jermolow häufig weilte.

»Nein, hier ist er nicht, und der General ist auch nicht da.«

Der Ordonnanzoffizier schwang sich wieder aufs Pferd und ritt zu einem anderen General.

»Nein, es ist niemand da, sie sind alle ausgeritten.«

Wenn man mich nur nicht für die Verzögerung verantwortlich macht! Wie ärgerlich! dachte der Offizier. Er ritt das ganze Lager ab. Einer sagte, er habe gesehen, wie Jermolow mit anderen Generälen dahin und dorthin geritten sei, ein anderer wieder behauptete, er müsse jetzt sicherlich schon wieder zu Hause sein. Ohne ans Mittagessen zu denken, suchte ihn der Offizier bis sechs Uhr abends. Jermolow war nirgends zu finden, und niemand wußte, wo er war. In aller Eile stärkte sich der Gardereiteroffizier etwas bei einem Kameraden und ritt dann wieder zur Vorhut zu Miloradowitsch. Miloradowitsch war ebenfalls nicht zu Hause, aber hier sagte man ihm, Miloradowitsch sei auf einem Ball beim General Kikin, und wahrscheinlich sei Jermolow auch dort.

»Aber wo ist das?«

»Draußen in Jetschkino«, erwiderte ein Kosakenoffizier und zeigte auf ein Gutshaus in der Ferne.

»Wie können sie denn dort sein? Das ist doch hinter der Postenkette?«

»Man hat zwei Regimente bis an die Kette vorgeschickt. Dort geht es heute hoch her, alle Wetter noch mal! Zwei Musikkapellen und drei Sängerschöre!«

Der Offizier ritt über die Vorpostenkette hinaus nach Jetschkino. Als er sich dem Haus näherte, vernahm er schon von weitem den lustigen Chorgesang eines Soldatentanzliedes.

»Auf den Auen ... auf den Auen ...« hörte er durch Pfeifen und Musikklänge hindurch, ab und zu von dem Geschrei lustiger Stimmen übertönt. Dem Offizier wurde es bei diesen Klängen ganz heiter ums Herz, obgleich er Angst hatte, man werde ihm die Schuld geben, daß er den wichtigen ihm anvertrauten Befehl erst so spät überbrachte. Es war bereits neun Uhr. Er stieg vom Pferd und trat auf die Freitreppe des großen, gänzlich unversehrt gebliebenen Gutshauses, das mitten zwischen russischen und französischen Truppen lag. Im Vorzimmer und im Büfettaum schwirrten Lakaien mit Weinflaschen und Speisen hin und her. Unter den Fenstern standen die Sänger. Man führte den Offizier zur Tür herein, und nun erblickte er mit einemmal alle die hervorragenden Generäle der Armee zusammen, unter ihnen auch die große, ins Auge fallende Gestalt Jermolows. Die hohen Offiziere standen mit aufgeknöpften Uniformröcken und roten, angeregten

Gesichtern laut lachend in einem Halbkreis da. Mitten im Saal tanzte ein hübscher, kleiner General mit rotem Gesicht forsch und gewandt den Trepak.

»Ha, ha, ha! Seht nur den Nikolaj Iwanowitsch! Ha, ha, ha!«

Der Offizier fühlte, daß, wenn er in diesem Augenblick mit seinem wichtigen Auftrag hervortrat, seine Schuld sich verdoppeln werde, und nahm sich deshalb vor zu warten. Doch einer der Generäle hatte ihn gesehen und erfahren, warum er gekommen sei, und es Jermolow mitgeteilt. Mit finsterner Miene trat Jermolow auf den Offizier zu, hörte ihn an und nahm ihm, ohne ein Wort zu sagen, die Papiere ab.

»Glaubst du etwa, er sei zufällig ausgeritten gewesen?« sagte an diesem Abend ein Kamerad vom Stab zu dem Gardereiteroffizier über Jermolow. »Das sind alles nur Finten, das war Absicht. Nur um Konownizyn hereinzulegen. Paß mal auf, was das morgen für ein Kuddelmuddel werden wird!«

5

Am nächsten Tag ließ sich der alte, schwache Kutusow frühmorgens wecken, verrichtete sein Morgengebet, zog sich an, setzte sich mit dem unangenehmen Bewußtsein, daß er heute eine Schlacht zu leiten hatte, die nicht nach seinem Sinn war, in seinen Wagen und fuhr von Letaschowka, fünf Werst hinter Tarutino, nach der Stelle, wo sich die angreifenden Kolonnen sammeln sollten. Während er fuhr, nickte er ab und zu einmal ein, wachte aber immer wieder auf und lauschte, ob man rechts nicht schon Schüsse höre und das Gefecht nicht schon begonnen habe. Aber es war alles still. Ein feuchter, trüber Herbsttag begann eben erst heraufzudämmern.

Als Kutusow in die Nähe von Tarutino kam, sah er ein paar Kavalleristen, die ihre Pferde über den Weg, den sein Wagen fuhr, zur Tränke führten. Kutusow sah sie genauer an, ließ den Wagen halten und fragte sie, zu welchem Regiment sie gehörten. Die Kavalleristen gehörten zu einer Kolonne, die schon längst weit vorn im Hinterhalt hätte liegen müssen. Vielleicht ein Versehen, dachte der alte Oberkommandierende. Er fuhr weiter und sah Infanterieregimenter, bei denen die Gewehre zusammengestellt waren und die Soldaten in Unterhosen Grütze kochten und Holz sammelten. Er ließ den Offizier rufen. Der Offizier meldete, er habe keinen Befehl zum Ausrücken erhalten.

»Wieso keinen Be...« fing Kutusow an, schwieg aber sogleich wieder und befahl, die höheren Offiziere zu rufen. Er stieg aus dem Wagen, ging mit gesenktem Kopf schweratmend auf und ab und wartete schweigend. Als der gewünschte Offizier, der Generalstäbler Eichen, erschien, wurde Kutusow dunkelrot, nicht etwa, weil dieser Offizier an dem Irrtum schuld gewesen wäre, sondern weil er in ihm ein würdiges Objekt für den Ausbruch seines Zornes fand. Zitternd und vor Wut fast erstickend fiel der alte Mann in jenen Zustand von Raserei, der manchmal über ihn kam und in dem er sich dann vor Wut auf der Erde wälzte, über den armen Eichen her, bedrohte ihn mit den Fäusten und schrie und schimpfte in den gemeinsten Ausdrücken. Ein zweiter, noch herzueilender Offizier, ein Hauptmann Brosihn, der

ganz und gar nichts dafür konnte, mußte das gleiche Schicksal erleiden.

»Was? Noch so eine Canaille? Erschießen müßte man sie! Diese Schandbuben!« brüllte er mit heiserer Stimme und fuchtelte so mit den Armen, daß sein ganzer Körper ins Schwanken geriet.

Er empfand einen körperlichen Schmerz. Er, der Oberkommandierende, der Durchlauchtige, dem alle Welt beteuerte, daß nie jemand in Rußland eine solche Macht besessen habe wie er, er war in eine solche Lage versetzt, war vor der ganzen Armee lächerlich gemacht worden. Umsonst habe ich so inbrünstig für den heutigen Tag gebetet, umsonst eine schlaflose Nacht verbracht und mir alles durch den Kopf gehen lassen, dachte er bei sich. Als ich noch ein grünes Bürschchen von Offizier war, hätte keiner gewagt, sich so über mich lustig zu machen ... und jetzt! Er empfand einen physischen Schmerz wie von einer körperlichen Züchtigung und konnte gar nicht anders, als ihn durch zorniges, gequältes Schreien zum Ausdruck bringen. Doch bald ließen seine Kräfte nach. Er sah sich um und fühlte, daß er vieles gesagt hatte, was nicht schön war, setzte sich in seinen Wagen und fuhr schweigend zurück.

Der einmal ausgegossene Zorn war verronnen, und mit matt zugekniffenen Augen hörte nun Kutusow alle Rechtfertigungs- und Verteidigungsreden an – Jermolow selber erschien erst am folgenden Tag bei ihm –, hörte mit an, wie Bennigsen, Konownizyn und Toll darauf bestanden, daß der mißlungene Vorstoß am nächsten Tag unternommen werden sollte. Und wieder blieb Kutusow nichts anderes übrig, als ja dazu zu sagen.

6

Am folgenden Tag versammelten sich die Truppen bereits am Abend an den bestimmten Plätzen und rückten in der Nacht vor. Es war eine Herbstnacht mit schwarzvioletten Wolken, doch regnete es nicht. Die Erde war feucht, aber nicht schmutzig, und die Truppen bewegten sich lautlos vorwärts. Nur ab und zu hörte man ein schwaches Klirren bei der Artillerie. Es war verboten, laut zu reden, Pfeife zu rauchen und Feuer anzuzünden, sogar die Pferde wurden am Wiehern gehindert. Das Geheimnisvolle des Unternehmens erhöhte noch seinen Reiz. Die Leute marschierten in heiterer Stimmung. Einige Kolonnen machten halt, stellten die Gewehre zusammen und lagerten sich auf der kalten Erde in der Annahme, an der ihnen bestimmten Stelle angelangt zu sein, andere wiederum, und das war die Mehrzahl, marschierten die ganze Nacht hindurch und konnten offenbar niemals dorthin gelangen, wohin zu marschieren ihnen befohlen worden war.

Graf Orlow-Denissow mit seinen Kosaken, die unbedeutendste Abteilung von allen, war der einzige, der zur richtigen Zeit auf dem richtigen Platz anlangte. Diese Abteilung machte am Waldsaum halt an einem Fußpfad, der die Dörfer Stromilowa und Dmitrowskoje verband.

Als es anfang zu dämmern, weckte man Graf Orlow, der eingeschlafen war. Man führte ihm einen Überläufer aus dem französischen Lager vor. Es war ein polnischer Unteroffizier vom Korps Ponia-towskis. Dieser Unteroffizier erklärte auf polnisch, er sei übergelaufen, weil man ihn im Dienst gekränkt habe, er hätte schon lange Offizier werden müssen, weil er tapferer gewesen sei als alle, und deshalb habe er sie nun im Stich gelassen und wolle sich rächen. Er erzählte, Murat habe eine Werst von ihnen entfernt sein Nachtquartier aufgeschlagen, und wenn man ihm hundert berittene Soldaten mitgebe, könne er ihn lebendig gefangen nehmen.

Graf Orlow-Denissow beriet mit seinen Kameraden hin und her. Der Vorschlag war zu verführerisch, als daß man ihn hätte abweisen können. Alle wollten mitreiten, alle rieten, es zu versuchen. Nach vielem Überlegen und Hinundherreden entschloß sich Generalmajor Grekow, mit zwei Kosakenregimentern dem Unteroffizier zu folgen.

»Aber denke daran«, sagte Graf Orlow-Denissow zu dem Unteroffizier, als er ihn entließ, »wenn du gelogen hast, lasse ich dich aufhängen wie einen Hund, hast du aber die Wahrheit gesprochen, sollst du hundert Dukaten haben.«

Der Unteroffizier erwiderte nichts, stieg mit entschlossener Miene zu Pferd und ritt mit Grekow fort, dessen Regimente sich schnell gesammelt hatten. Sie verschwanden im Wald. Graf Orlow, der Grekow ein Stück begleitet hatte, schauderte in der Frische des anbrechenden Morgens vor Erregung über das gewagte Stück, das er auf eigne Faust unternommen hatte. Er trat aus dem Wald und fing an, das feindliche Lager mit den niedergebrannten Wachtfeuern zu betrachten, das jetzt im Licht des anbrechenden Morgens nebelhaft sichtbar wurde. Rechts von Orlow-Denissow, auf einem freien Berghang, mußten sich unsere Kolonnen zeigen. Graf Orlow blickte hin, doch obgleich man sie von fern hätte bemerken müssen: die Kolonnen waren nicht zu sehen. Im französischen Lager fing es an lebhaft zu werden, wie es dem Grafen Orlow schien, was ihm sein äußerst scharfsichtiger Adjutant bestätigte.

»Also wirklich zu spät«, sagte Graf Orlow, während er nach dem Lager hinschaute.

Es wurde ihm auf einmal, wie das oft zu geschehen pflegt, wenn man einen Menschen, dem man Vertrauen geschenkt hat, nicht mehr vor Augen sieht, vollkommen klar und augenscheinlich, daß dieser Unteroffizier ein Betrüger war, der gelogen hatte, und nun durch das Fehlen dieser beiden Regimente, die er Gott weiß wohin führte, den ganzen Angriff zunichte machte. War es denn überhaupt möglich, aus einer solchen Masse von Truppen einen Oberbefehlshaber herauszugreifen?

»Er hat tatsächlich gelogen, dieser Halunke«, rief der Graf.

»Man könnte ihn noch zurückholen«, riet einer aus dem Gefolge, der ebenso wie Graf Orlow beim Anblick des feindlichen Lagers ein Mißtrauen gegen das Unternehmen in sich aufsteigen fühlte.

»So? wirklich? ... Was denken Sie? Sollen wir sie ziehen lassen? Oder nicht?«

»Befehlen Sie, daß man sie zurückhole?«

»Jawohl, man rufe sie zurück!« befahl plötzlich Graf Orlow in entschiedenem Ton und sah nach der Uhr. »Es wird zu spät sein, es ist schon ganz hell.«

Ein Adjutant sprengte durch den Wald Grekow nach. Als Grekow zurückgekehrt war, geriet Graf Orlow-Denissow durch diesen fehlgeschlagenen Versuch, durch das vergebliche Warten auf die Infanteriekolonnen, die immer noch nicht erschienen waren, und auch die Nähe des Feindes – alle Leute seiner Abteilung hatten das gleiche Gefühl – in fieberhafte Aufregung und beschloß, zum Angriff vorzugehen.

Flüsternd kommandierte er: »Aufsitzen!« Die Mannschaften sammelten sich und bekreuzigten sich ... »Mit Gott!«

»Hurraaaaa!« dröhnte es durch den Wald, und lustig wie Nüsse aus dem Sack flog eine Schwadron Kosaken nach der anderen mit eingelegten Lanzen über den Bach auf das Lager zu.

Ein entsetzter, verzweifelter Aufschrei des einen Franzosen, der zuerst die Kosaken erblickt hatte – und alles, was sich im Lager befand, ließ unbedeutend und aus dem Schlaf aufgeschreckt Kanonen, Flinten und Pferde im Stich und rannte kopfüber davon, wohin jeder nur rennen konnte.

Wenn die Kosaken die Franzosen verfolgt hätten, ohne sich darum zu kümmern, was hinter ihnen und um sie herum vorging, hätten sie Murat und alle, die um ihn waren, gefangengenommen. Die führenden Offiziere wollten dies auch. Aber es war unmöglich, die Kosaken von der Stelle zu bekommen, als sie erst einmal bis zu der Beute und zu den Gefangenen vorgedrungen waren. Keiner hörte auf das, was befohlen wurde. Es wurden daselbst fünfzehnhundert Gefangene gemacht, achtunddreißig Geschütze und Fahnen erbeutet und, was für die Kosaken noch wichtiger war, Pferde, Sättel, Decken und andere Gegenstände vorgefunden. Mit alledem mußte man erst fertigwerden: die Gefangenen und die Kanonen mußten fortgeschafft, die Beute geteilt werden; dabei schrien alle durcheinander, und es gab sogar Prügeleien. Und so hatten denn die Kosaken alle Hände voll zu tun.

Als die Franzosen sich nicht mehr verfolgt sahen, kamen sie wieder zur Besinnung, sammelten sich in Abteilungen und fingen an zu schießen. Orlow Denissow wartete immer noch auf die Infanteriekolonnen und griff nicht weiter an.

Inzwischen waren die Infanterietruppen der verspäteten Kolonnen, die Bennigsen kommandierte und Toll leitete, gemäß der Disposition: »Die erste Kolonne marschirt ...« vorschrittsmäßig ausgerückt und auch irgendwo angelangt, nur nicht, wie das immer zu sein pflegt, an der Stelle, für die sie bestimmt waren. Und wie immer machten nun die Leute, die vergnügt ausgezogen waren, mürrisch halt; man hörte Äußerungen der Mißbilligung, alle wurden sich bewußt, daß etwas nicht richtig war, und man ging aufs Geratewohl zurück. Die vorüberreitenden Adjutanten und Generäle schrien, ärgerten sich, zankten und behaupteten, die Kolonne gehöre gar nicht hierher und komme viel zu spät, dann schimpften sie auf irgend jemanden und so weiter, aber schließlich winkten sie alle nur mit der Hand ab, und die Soldaten marschierten weiter, um nur irgendwohin zu kommen. »Irgendwohin werden wir schon kommen!« Und sie kamen auch wirklich irgendwohin, nur nicht an die für sie bestimmte Stelle, und wenn einige von ihnen trotzdem noch hingelangten, so kamen sie so spät, daß ihr Erscheinen keinen Nutzen mehr brachte, kamen nur hin, um beschossen zu werden. Toll, der in dieser Schlacht die Rolle Weyrothers bei Austerlitz spielte, sprengte emsig von einem Ort zum anderen und fand, daß überall alles drüber und drunter ging. So kam er zu Bagowuts Korps herangesprengt, das, als es schon ganz hell war, noch im Wald lag, während es doch schon längst dort bei Orlow-Denissow hätte sein müssen. Aufgeregt und durch den Mißerfolg erbittert, sprengte Toll, überzeugt, daß doch jemand schuld daran sein müsse, auf den Korpskommandeur zu, machte ihm ernste Vorwürfe und sagte, dafür müsse er eigentlich erschossen werden. Bagowut, ein alter, dienstfahrener, ruhiger General, der durch all den Aufenthalt, die Verwirrung und die Widersprüche ebenfalls gereizt war, geriet zur Verwunderung aller ganz gegen seinen Charakter in rasende Wut und sagte Toll die unangenehmsten Sachen.

»Ich lasse mir von niemandem Lektionen erteilen, und mit meinen Soldaten zu sterben, das verstehe ich ebenso gut wie jeder andere auch«, schrie er und ging mit nur einer Division vor.

Als er auf das Feld in die Schußlinie der Franzosen herauskam, überlegte sich der tapfere Bagowut, aufgeregt wie er war, nicht erst lange, ob sein Eingreifen ins Gefecht mit nur einer Division jetzt nützlich war oder nicht, sondern ging gerade vor und führte seine Truppen ins Feuer. Gefahr, Kanonenkugeln und Gewehrgeschosse,

das war es, was er jetzt in seinem Zorn brauchte. Eine der ersten Kugeln streckte ihn nieder, die folgenden töteten viele seiner Soldaten. Und so stand seine Division eine Zeitlang ohne jeden Zweck im Feuer.

7

Inzwischen hätte an der Front eine andere Kolonne über die Franzosen herfallen müssen, aber bei dieser Kolonne befand sich Kutusow. Er wußte nur zu gut, daß bei dieser gegen seinen Willen gelieferten Schlacht nichts als ein Wirrwarr herauskommen werde, und hielt, soweit es in seiner Macht lag, seine Truppen zurück. Er rührte sich nicht.

Schweigend ritt Kutusow auf seinem grauen Pferdchen und gab auf alle Anregungen zum Vorgehen nur lässige Antworten.

»Ihr führt immer das Wort ›Angreifen‹ im Mund, seht aber nicht ein, daß wir keine komplizierten Manöver ausführen können«, sagte er zu Miloradowitsch, der ihn bat, zur Offensive überzugehen.

»Wir sind heute früh weder imstande gewesen, Murat lebendig gefangen zu nehmen, noch überhaupt zur Zeit auf unseren Plätzen zu sein, jetzt ist nichts mehr zu machen«, erwiderte er einem anderen.

Als man Kutusow meldete, daß im Rücken der Franzosen, der nach den Berichten der Kosaken bisher unbedeckt gewesen war, jetzt zwei Bataillone Polen standen, schielte er nach Jermolow hin, mit dem er seit gestern noch kein Wort gesprochen hatte.

»Da drängen sie immer zur Offensive und legen allerlei Pläne vor, wenn's aber dann losgeht, ist nichts bereit, und der Feind riecht Lunte und kann seine Maßnahmen treffen.«

Jermolow kniff die Augen zusammen und lächelte ein wenig, als er diese Worte hörte. Er wußte, daß für ihn das Gewitter vorübergezogen war und daß es Kutusow bei dieser Anspielung bewenden lassen werde.

»Nun macht er sich auf meine Kosten lustig«, sagte Jermolow leise und stieß Rajewskij, der neben ihm hielt, mit dem Knie an.

Kurz darauf ritt Jermolow zu Kutusow vor und meldete ehrerbietig: »Die Zeit ist noch nicht verloren, Durchlaucht, noch ist der Feind hier – wenn Sie den Angriff jetzt befehlen. Sonst wird die Garde nicht einmal den Pulverdampf zu sehen bekommen.«

Kutusow erwiderte nichts darauf. Als ihm aber gemeldet wurde, daß Murats Truppen zurückwichen, gab er den Befehl vorzugehen, ließ jedoch alle hundert Schritt dreiviertel Stunden Rast machen.

Die ganze Schlacht war eigentlich nur das, was die Kosaken Orlow-Denissows vollbracht hatten. Die übrigen Truppen büßten nur ganz umsonst einige hundert Mann ein.

Für diese Schlacht erhielt Kutusow einen Orden mit Brillanten, Bennigsen ebenfalls Brillanten und hunderttausend Rubel, und auch die anderen erhielten ihrem Rang entsprechend Auszeichnungen und Belohnungen. Außerdem wurden nach dieser Schlacht im Stab wieder neue Veränderungen vorgenommen.

»Das war wieder mal ganz so, wie es immer bei uns zu sein pflegt: alles ging schief!« sagten die russischen Offiziere und Generäle nach der Schlacht bei Tarutino, wie sie es auch noch heute sagen, wenn sie durchblicken lassen wollen, daß die oben alles dumm und verkehrt, sie selber aber es anders gemacht hätten. Doch Leute, die so etwas sagen, verstehen entweder nichts von der Sache, über die sie reden, oder täuschen sich absichtlich. Keine Schlacht – weder die bei Tarutino noch die bei Borodino oder Austerlitz – hat sich je so vollzogen, wie ihre Lenker und Leiter vorausgesehen haben. Das liegt nun einmal in der Natur der Dinge.

Eine zahllose Menge ungebundener Kräfte – denn nirgends ist der Mensch freier als in einem Gefecht, wo es um Leben und Tod geht – üben auf den Gang einer Schlacht ihre Wirkung aus. Deshalb kann dieser Gang auch nie vorausgesehen werden und wird sich nie mit der Richtung einer einzelnen Kraft decken.

Wenn viele verschiedenartig gerichtete Kräfte gleichzeitig auf einen Körper einwirken, so kann die Richtung, die dieser Körper nimmt, nie mit der einer einzelnen Kraft übereinstimmen, sondern wird immer die mittlere, kürzere Richtung sein, die man in der Mechanik die Diagonale des Parallelogramms der Kräfte nennt.

Wenn wir in den Schilderungen mancher Geschichtsschreiber, namentlich französischer, finden, daß sich bei ihnen Kriege und Schlachten immer nach einem vorher festgelegten Plan vollziehen, so ist die einzige Schlußfolgerung, die wir daraus ziehen können, die, daß ihre Schilderungen nicht den Tatsachen entsprechen.

Die Schlacht bei Tarutino erreichte offenbar nicht das Ziel, das Toll dabei im Auge gehabt hatte: die Truppen nach der Disposition der Reihe nach in den Kampf zu führen; aber auch nicht jenes Ziel, das Graf Orlow gehabt haben mochte: Murat gefangen zu nehmen; oder das Ziel der sofortigen Vernichtung eines ganzen französischen Korps, wie sich Bennigsen und andere Persönlichkeiten das gedacht haben mochten, oder das Ziel irgendeines Offiziers, der nur ins Gefecht zu kommen und sich auszuzeichnen wünschte, oder das eines Kosaken, der gern noch mehr Beute gemacht hätte, als er schon an sich gerissen hatte, und so weiter. War aber dieses Ziel das, was sich tatsächlich vollzog, das, was damals der gemeinsame Wunsch aller Russen war: die Vertreibung der Franzosen aus Rußland und die Vernichtung ihrer Armee, so tritt klar zutage, daß die Schlacht bei Tarutino gerade infolge ihres unvorschriftsmäßigen Ganges doch eben das war, was in jener Periode des Feldzuges not tat. Es ist schwer, ja unmöglich, sich einen zweckmäßigeren Ausgang dieser Schlacht vorzustellen als den, den sie in Wirklichkeit gehabt hat. Bei geringster Anstrengung, größter Verwirrung und unbedeutendsten Verlusten wurde ein Erfolg erzielt, wie er größer im ganzen Feldzug nicht errungen worden war: der Übergang vom Rückzug zur Offensive war gefunden, die Schwäche der Franzosen aufgedeckt und jener Anstoß gegeben, auf den die Napoleonischen Truppen nur warteten, um die Flucht zu ergreifen.

Napoleon zieht nach dem glänzenden Sieg de la Moscowa in Moskau ein, einem Sieg, an dem nicht zu zweifeln ist, da ja das Schlachtfeld in den Händen der Franzosen bleibt. Die Russen ziehen sich zurück und geben ihre Hauptstadt hin. Moskau, reich an Proviant, Waffen, sonstigem Gerät und unermeßlichen Kostbarkeiten, fällt in Napoleons Hand. Das russische Heer, nur halb so stark wie das französische, unternimmt innerhalb eines ganzen Monats nicht einen einzigen Angriff. Napoleons Lage ist die denkbar glänzendste. Um mit noch einmal so starken Kräften über die Reste der russischen Armee herzufallen und sie ganz zu vernichten, um einen günstigen Frieden zu diktieren oder bei einer Weigerung einen drohenden Vorstoß auf Petersburg zu unternehmen, um, wenn auch dies fehlschlagen sollte, sich nach Smolensk oder Wilna zurückzuziehen oder in Moskau zu bleiben, mit einem Wort, um sich auf der glänzenden Höhe zu halten, auf der sich die französische Armee die ganze Zeit über befand, hätte es, sollte man meinen, keiner besonderen Genialität bedurft. Es hätte das Allereinfachste und Allerleichteste genügt: die Truppen vom Plündern abzuhalten, Winterkleidung zu beschaffen, die man in Moskau für die ganze Armee vorgefunden hätte, und ordnungsgemäß den Proviant zu sammeln, von dem sich nach dem Zeugnis französischer Geschichtsschreiber in Moskau soviel befand, daß es für das ganze Heer über ein halbes Jahr gereicht hätte. Napoleon aber, dieses Genie aller Genies, der, wie die Historiker behaupten, die Macht besaß, eine Armee zu lenken und zu leiten, tat nichts von alledem.

Und er tat nicht nur nichts von alledem, sondern verwandte sogar seine ganze Macht nur dazu, von allen ihm für sein Handeln offenstehenden Wegen den zu wählen, der der allertörichtste und verderblichste war. Von allem, was Napoleon hätte tun können: den Winter über in Moskau bleiben, nach Petersburg ziehen oder nach Nishnij Nowgorod, zurückgehen in nördlicherer oder südlicherer Richtung auf demselben Weg, den dann Kutusow einschlug, kurz, was er sich auch hätte ausdenken mögen, etwas Törichtereres und Verderblicheres als das, was er tat, das heißt: bis zum Oktober in Moskau bleiben und die Truppen die Stadt ausplündern lassen, dann nach langem Schwanken eine Garnison zurücklassen und aus Moskau

fortziehen, Kutusow verfolgen, keine Schlacht beginnen, sich nach rechts wenden, bis Malo-Jaroslavez kommen, abermals die Gelegenheit zum Durchbruch versäumen, nicht den Weg marschieren, den dann Kutusow nahm, sondern über Moshaisk die verheerte Smolensker Landstraße zurückmarschieren – etwas Törichtereres und seinen Truppen Verderblicheres konnte er sich gar nicht ausdenken, wie das denn auch die Folgen bestätigt haben. Man lasse die geschicktesten Strategen einmal nachdenken und sich vorstellen, Napoleon habe zum Ziel gehabt, seine ganze Armee zugrunde zu richten, ob sie sich wohl eine andere Kette von Aktionen ausdenken könnten, die mit solcher Sicherheit und so unabhängig von allem, was die russischen Truppen unternehmen mochten, das ganze französische Heer so restlos vernichtet hätten wie das, was Napoleon tat!

Und der geniale Napoleon tat dies. Würde man jedoch sagen, Napoleon habe seine Armee zugrunde gerichtet, weil er dies gewollt habe, oder weil er sehr unbegabt gewesen sei, so wäre das genauso unberechtigt, wie wenn man sagen wollte, Napoleon habe seine Truppen nach Moskau geführt, weil er das gewollt habe, oder weil er ein sehr kluger und genialer Mensch gewesen sei.

Im einen wie im anderen Fall stimmt nur seine persönliche Tätigkeit, die keine größere Kraft besitzt als die eines jeden Soldaten, mit jenen Gesetzen überein, nach denen sich das betreffende Ereignis vollzieht.

Vollkommen unrichtig, und nur deshalb, weil die Folgen Napoleons Taten nicht rechtfertigen, berichten uns die Geschichtsschreiber, Napoleons Kräfte hätten in Moskau nachgelassen. Aber ganz wie früher und auch später, im Jahre 1813, hat er all sein Wissen und all seine Kraft darauf verwandt, das Beste für sich und seine Truppen herauszuschlagen. Napoleons Tätigkeit während dieser Zeit ist nicht minder bewundernswert als die in Ägypten, in Italien, in Österreich und in Preußen. Wir wissen nichts Sicheres darüber, bis zu welchem Grad sein Wirken in Ägypten, wo vierzig Jahrhunderte auf seine großen Taten herabblickten²¹², tatsächlich genial war, denn alle diese großen Taten sind uns nur von Franzosen beschrieben worden. Auch sein geniales Wirken in Österreich und in Preußen können wir nicht mit Sicherheit beurteilen, da wir Zeugnisse dafür ebenfalls aus französischen und deutschen Quellen schöpfen müssen. Die unbegreifliche Tatsache, daß sich ganze Armeen ohne Schwertstreich

gefangen gaben und Festungen ohne Belagerung kapitulierten, hat die Deutschen dazu gebracht, Napoleons Genialität als einzige Erklärung für einen Krieg, wie er damals in Deutschland geführt worden ist, anzuerkennen. Wir aber haben Gott sei Dank keine Ursache, an seine Genialität zu glauben, um unsere eigne Schmach zu verdecken. Das Recht, diese Dinge klar und unverschleiert zu betrachten, ist uns teuer genug zu stehen gekommen, und wir werden uns dieses Recht nicht nehmen lassen.

Napoleons Tätigkeit in Moskau war ebenso bewundernswert und genial wie überall. Von seinem Einzug in Moskau an erteilte er Befehl auf Befehl, entwarf er Plan auf Plan, bis er Moskau wieder verließ. Die Abwanderung der Einwohner, das Ausbleiben einer Deputation, ja selbst der Brand Moskaus rührten ihn nicht. Nichts verlor er aus dem Auge: weder das Wohl seiner Truppen noch die Aktionen des Feindes noch das Heil der Völker Rußlands noch seine Verwaltungsangelegenheiten in Paris noch die diplomatischen Erwägungen über die Bedingungen eines künftigen Friedens.

In strategischer Hinsicht befiehlt Napoleon gleich nach seinem Einzug in Moskau dem General Sebastiani aufs strengste, alle Bewegungen der russischen Armee zu verfolgen, schickt Truppen auf den verschiedensten Wegen aus und erteilt Murat den Befehl, Kutusow zu suchen. Dann trifft er emsig Anordnungen, den Kreml zu befestigen, und entwirft, über die ganze Karte von Rußland hinweg, einen genialen Plan für den künftigen Feldzug.

In diplomatischer Hinsicht läßt Napoleon den ausgeplünderten und zerlumpten Hauptmann Jakowlew²¹³ zu sich kommen, der nicht wußte, wie er aus Moskau herauskommen sollte, setzt ihm ausführlich seine ganze Politik und Großmut auseinander, schreibt an Kaiser Alexander einen Brief, in dem er es für seine Pflicht hält, seinem Freund und Bruder mitzuteilen, daß Rastoptschin in Moskau schlecht seines Amtes gewaltet hat, und schickt Jakowlew mit diesem Brief nach Petersburg. Nachdem er ebenso ausführlich seine Ansichten und seine Großmut auch Tutolmin dargelegt hat, schickt er diesen alten Mann ebenfalls zwecks Verhandlungen nach Petersburg.

In rechtlicher Hinsicht befiehlt Napoleon gleich nach dem Brand Moskaus, die Schuldigen zu suchen und zu verurteilen. Den Bösewicht Rastoptschin bestraft er dadurch, daß er seine Häuser niederbrennen läßt.

In administrativer Hinsicht beschenkt er Moskau mit einer Konstitution, setzt eine Stadtverwaltung ein und läßt folgendes bekanntgeben:

»Einwohner von Moskau!

Euer Unglück ist bitter, aber Seine Majestät der Kaiser und König wird dessen Lauf hemmen. Schreckliche Beispiele haben euch gezeigt, wie er Ungehorsam und Verbrechen zu bestrafen pflegt. Um der Unordnung Einhalt zu tun und die allgemeine Sicherheit wiederherzustellen, sind strenge Maßnahmen getroffen worden. Ein aus eurer Mitte gewählter Magistrat oder Stadtrat wird euch väterlich verwalten. Selbiger wird für euch, für eure Bedürfnisse und für euer Wohlergehen

hen sorgen. Die Mitglieder dieser Verwaltungsbehörde werden an einer roten Binde zu erkennen sein, die sie über der Schulter tragen sollen, ihr Oberhaupt wird außerdem noch eine weiße Schärpe haben. Außerhalb ihrer Amtstätigkeit werden sie nur eine rote Binde um den linken Arm tragen.

Die Stadtpolizei ist in der alten Form wiederhergestellt, und dank ihrem Eingreifen ist die Ordnung schon etwas besser geworden. Die Regierung hat zwei Generalkommissare oder Polizeimeister und zwanzig Kommissare oder Reviervorsteher ernannt, die auf alle Reviere der Stadt verteilt worden sind. Sie sind kenntlich an einer weißen Binde, die sie um den linken Arm tragen werden. Einige Kirchen verschiedener Bekenntnisse sind geöffnet, in denen ungehindert Gottesdienste abgehalten werden. Täglich kehren immer mehr von euren Mitbürgern in ihre Heimstätten zurück, und es ist Befehl gegeben, daß sie in ihnen den Schutz und Beistand finden, der ihrem Unglück gebührt.

Dies sind die Maßnahmen, welche die Regierung getroffen hat, um die Ordnung wiederherzustellen und eure Lage zu erleichtern. Doch um dies zu erreichen, ist es nötig, daß sich eure Bestrebungen mit den ihrigen vereinen: daß ihr die erduldeten Leiden wenn möglich vergeßt, euch der Hoffnung auf ein besseres Schicksal hingebt und überzeugt seid, daß ein sicherer und schmälicher Tod alle erwartet, die euer Leben und das Hab und Gut, das euch noch verblieben ist, antasten, und daß ihr endlich nicht daran zweifelt, daß all eure Habe unter dem Schutz der Regierung steht. Denn dies ist der Wille des erhabensten und gerechtesten aller Monarchen.

Soldaten und Einwohner, von welcher Nation ihr auch sein mögt! Stellt das öffentliche Vertrauen, die Quelle des Glücks für jeden Staat, wieder her! Lebt wie Brüder untereinander! Gewährt euch gegenseitig Hilfe und Schutz! Vereint mit vereinten Kräften die Absichten Übelgesinnter! Ordnet euch der militärischen und bürgerlichen Obrigkeit unter! Dann werden eure Tränen in kurzer Zeit getrocknet sein.<

Was die Verproviantierung der Armee betraf, schrieb Napoleon allen Truppen vor, der Reihe nach à la maraude durch Moskau zu ziehen, um sich Proviant zu verschaffen, damit auf diese Weise das Heer für die nächste Zukunft gesichert sei.

In religiöser Hinsicht erließ Napoleon den Befehl, de ramener les popes und den Gottesdienst in den Kirchen wieder aufzunehmen.

Für den Handel und die Ernährung der Truppen wurde folgender Aufruf überall ausgehängt:

»Ihr friedlichen Einwohner von Moskau, Handwerksmeister und Arbeiter, die das Unglück aus der Stadt vertrieben hat, und ihr, zerstreutes Landvolk, das eine unbegründete Furcht noch auf den Feldern zurückhält, hört! Die Ruhe in der Hauptstadt ist zurückgekehrt und die Ordnung wiederhergestellt. Eure Landsleute kommen getrost aus ihren Zufluchtsstätten wieder hervor, da sie sehen, daß man ihnen Achtung entgegenbringt. Denn jeder Akt der Gewalt gegen sie und ihre Habe wird augenblicklich bestraft. Seine Majestät der Kaiser und König beschützt sie und behandelt keinen von euch wie einen Feind, ausgenommen den, der seinen Befehlen zuwiderhandelt. Er will euerm Unglück ein Ende machen und euch euerm Herd und eurer Familie wiedergeben. Helft ihm bei seinen edlen Absichten und kommt zu uns, euch droht nicht die geringste Gefahr. Einwohner! Kehrt vertrauensvoll in eure Wohnungen zurück: in kurzer Zeit werdet ihr die Mittel finden, um euch zu verschaffen, was ihr braucht! Ihr Meister und arbeitsamen Gesellen! Kehrt zurück zu eurem Handwerk! Eure Häuser, eure Läden und unsere Schutzwachen erwarten euch, ihr werdet für eure Arbeit den gebührenden Lohn erhalten! Und endlich ihr, Bauern, kommt aus den Wäldern hervor, in die ihr euch aus Angst versteckt habt, kehrt ohne Furcht in eure Hütten zurück und seid fest überzeugt, daß ihr Schutz findet. Es sind Niederlagen in der Stadt errichtet, wohin die Bauern ihren Überfluß an Vorräten und den Ertrag ihrer Scholle bringen können. Die Regierung hat folgende Maßnahmen getroffen, um ihnen den freien Verkauf zu sichern: 1. Vom heutigen Tag an können Bauern, Landleute und alle, die in der Umgebung Moskaus wohnen, ihre Vorräte, welcherart sie auch seien, ohne Gefahr nach der Stadt bringen, und zwar an die beiden dazu bestimmten Stellen in der Mochowaja und auf dem Ochotnymarkt. 2. Diese Produkte sollen ihnen zu dem Preis abgekauft werden, auf den sich Käufer und Verkäufer einigen werden; erhält der Verkäufer nicht den geforderten, ihm angemessen scheinenden Preis, so soll es ihm freistehen, seine Ware wieder mit in sein Dorf zurückzunehmen, und niemand soll ihn daran hindern können, unter welchem Vorwand es

auch sei. 3. Jeden Sonntag und Mittwoch sollen große Märkte stattfinden und zu diesem Behuf dienstags und sonnabends hinlängliche Truppen in gewisser Entfernung von der Stadt auf allen großen Landstraßen aufgestellt werden, um den Fuhren Schutz zu gewähren. 4. Dieselben Maßnahmen sollen getroffen werden, damit die Bauern mit ihren Wagen und Pferden ebenso ungehindert wieder zurückfahren können. 5. Es sollen unverzüglich Bestimmungen in die Wege geleitet werden, um die gewöhnlichen Märkte wiederherzustellen. Einwohner der Stadt und der Dörfer, und ihr, Arbeiter und Gesellen, von welcher Nation ihr auch sein mögt! Kommt und helft bei der Ausführung der väterlichen Absichten Seiner Majestät des Kaisers und Königs und tragt mit bei zum allgemeinen Wohl! Legt ihm Ehrerbietung und Vertrauen zu Füßen und säumt nicht, mit uns zusammen zu wirken!«

Um die gute Stimmung bei den Truppen und im Volk aufrechtzuerhalten, wurden ununterbrochen Besichtigungen abgehalten und Belohnungen ausgeteilt. Der Kaiser ritt persönlich durch die Straßen, sprach den Einwohnern Trost zu und besuchte, obgleich er mit Staatsgeschäften überhäuft war, selber die auf seinen Befehl errichteten Theater.

Hinsichtlich der Wohltätigkeit, des schönsten Vorrechts gekrönter Häupter, tat Napoleon alles, was in seinen Kräften stand. An den Wohltätigkeitsanstalten ließ er die Inschrift anbringen: *Maison de ma mère* und zeigte dadurch sowohl seine zärtlichen Empfindungen als Sohn wie seine erhabenen Tugenden als Herrscher. Er besuchte das Findelhaus, ließ sich von den durch ihn geretteten Waisen die Hände küssen und unterhielt sich gnädig mit Tutolmin. Dann befahl er, seinen Truppen die Löhnung in dem falschen russischen Geld, das er selber hatte herstellen lassen, auszuzahlen, wie uns Thiers in schönen Worten berichtet:

»Um die Anwendung aller dieser Maßnahmen durch einen Wohltätigkeitsakt, der seiner und der französischen Armee würdig war, abzulösen, ließ er an die abgebrannten Einwohner Beihilfen verteilen. Da aber die Lebensmittel zu kostbar waren, um sie einer fremden, größtenteils feindlich gesinnten Bevölkerung zu geben, zog es Napoleon vor, ihnen Geld zu schenken, damit sie sich von außen her

Lebensmittel besorgen konnten, und ließ Papierrubel unter sie verteilen.«

Um die Disziplin im Heer aufrechtzuerhalten, wurde zur strengen Bestrafung jeder vernachlässigten Dienstpflicht und jedweder Plünderung Befehl auf Befehl erteilt.

Doch seltsam! Alle diese Verordnungen, Arbeiten und Pläne, die durchaus nicht schlechter waren als andere in ähnlichen Fällen, berührten nicht den Kern der Sache, sondern drehten sich wie die Zeiger eines vom Uhrwerk losgelösten Zifferblattes willkürlich und zwecklos im Kreis, ohne in die Räder einzugreifen.

In strategischer Hinsicht kam der geniale Feldzugsplan, von dem Thiers sagt, »daß Napoleons Genie nie etwas Tieferes, Kunstvolleres und Bewunderungswürdigeres erdacht habe«, und von dem dieser französische Geschichtsschreiber in einer Polemik mit Fain²¹⁴ behauptet, daß seine Entstehung nicht auf den 4. sondern auf den 15. Oktober zurückzuführen sei – dieser geniale Plan wurde nie ausgeführt und konnte auch nie ausgeführt werden, weil er keine Berührungspunkte mit der Wirklichkeit hatte. Die Befestigung des Kremels, um derentwillen man la Mosquée, wie Napoleon die Wassilj-Blaschenny-Kirche nannte, abreißen mußte, erwies sich als vollkommen zwecklos. Durch die Unterminierung des Kremels erreichte man nur das eine: dem Kaiser bei seinem Auszug aus Moskau den Wunsch zu erfüllen, den Kreml in die Luft zu sprengen, das heißt, den Boden zu schlagen, auf dem das Kind zu Fall gekommen war. Die Verfolgung des russischen Heeres, die Napoleon so sehr am Herzen lag, zeitigte eine unerhörte Erscheinung: die französischen Heerführer hatten die sechzigtausend Mann starke russische Armee aus den Augen verloren, und nur der Kunstfertigkeit und vielleicht ebenfalls Murats Genialität gelang es, wie Thiers erzählte, diese sechzigtausend Mann starke russische Armee, die wie eine Stecknadel verlorengegangen war, wieder aufzufinden.

In diplomatischer Hinsicht erwiesen sich alle schönen Reden Napoleons über seine Großmut und Gerechtigkeitsliebe als zwecklos, sowohl Tutolmin als auch Jakowlew gegenüber, dem es nur darauf ankam, einen Mantel und ein Fuhrwerk zu erhalten: Alexander empfing diese Abgesandten nicht und gab auf beide Sendschreiben keine Antwort.

In rechtlicher Hinsicht wurde erreicht, daß nach der Hinrichtung der vermeintlichen Brandstifter auch noch die andere Hälfte Moskaus abbrannte.

In administrativer Hinsicht tat die Einsetzung eines Magistrats den Plünderereien keinen Einhalt und war nur für die wenigen Personen von Vorteil, die dieser Stadtverwaltung angehörten, die dann unter dem Vorwand, die Ordnung aufrechtzuerhalten, Raubzüge durch Moskau hielten, ihr eignes Hab und Gut aber vor Plünderung bewahrten.

In religiöser Hinsicht, einer Sache, die in Ägypten durch den Besuch von Moscheen so leicht abgetan war, wurden hier ebenfalls keinerlei Erfolge erzielt. Zwei oder drei Geistliche, die man in Moskau aufgetrieben hatte, versuchten, Napoleons Willen zu erfüllen, aber den einen ohrfeigte ein französischer Soldat während des Gottesdienstes, und über den andern meldete ein französischer Beamter: »Der Priester, den ich entdeckt und aufgefordert hatte, wieder mit dem Messelesen anzufangen, hatte die Kirche säubern lassen und geschlossen. Doch heute nacht sind die Türen des Gotteshauses wieder eingeschlagen, die Schlösser wieder erbrochen, die Bücher zerfetzt und allerlei Unfug getrieben worden.«

Hinsichtlich des Handels erfolgte auf den Aufruf an die arbeitsamen Handwerker und alle Bauern und Landleute keinerlei Antwort. Arbeitsame Handwerker gab es überhaupt nicht, und die Bauern wurden von eben den selben Kommissaren, die mit diesen Aufrufen weit ins Land hineinfuhren, eingefangen und totgeschlagen.

Was die Belustigung des Volkes und der Truppen durch Theater anbetrifft, so war auch hier kein Erfolg zu verzeichnen. Die im Kreml und im Haus Posnjakow aufgemachten Theater mußten sogleich wieder geschlossen werden, weil man Schauspieler und Schauspielerinnen ausgeplündert hatte.

Und selbst die Wohltätigkeit brachte nicht die gewünschten Früchte. Moskau war mit echten und falschen Banknoten überschwemmt, so daß diese keinen Wert mehr hatten. Die Franzosen nahmen, um Vorräte hamstern zu können, nur Gold an. Und nicht nur die falschen Banknoten waren wertlos, die Napoleon so gnädig unter die Unglücklichen hatte verteilen lassen, sogar auch Silber wurde unter seinem Wert für Gold hingegeben.

Aber die auffallendste Erscheinung, was die Unwirksamkeit höherer Verordnungen anbetrifft, waren während jener Zeit doch die Bemühungen Napoleons, dem Plündern Einhalt zu tun und die Disziplin wiederherzustellen.

Militärische Beamte meldeten:

»Die Plünderereien in der Stadt werden fortgesetzt trotz des Befehls, ihnen ein Ende zu machen. Die Ordnung ist noch nicht wiederhergestellt, und es gibt noch keinen Kaufmann in der Stadt, der seine Ware auf gesetzliche Art feilhält. Nur die Marketender wagen den Verkauf, aber sie handeln nur mit geraubten Sachen.«

»Ein Teil meines Bezirkes wird immer noch von plündernden Soldaten des dritten Korps heimgesucht, die, nicht damit zufrieden, den armen Flüchtlingen in den Kellern das wenige, was ihnen noch geblieben ist, zu entreißen, auch noch die Grausamkeit besitzen, sie mit Säbelhieben zu verletzen, wovon ich mehrere Beispiele gesehen habe.«

»Nichts Neues, außer daß die Soldaten sich zu stehlen und zu plündern erlauben. Den 9. Oktober.«

»Das Stehlen und Plündern dauert fort. Es gibt eine Diebesbande in unserm Bezirk, die man durch starke Abteilungen festnehmen lassen müßte. Den 11. Oktober.«

»Der Kaiser ist äußerst unzufrieden, daß man trotz seines strengen Befehls, Plünderungen zu verhindern, nichts anderes sieht als marodierende Gardetrupps, die nach dem Kreml zurückkehren. – Bei der alten Garde trat gestern, vorige Nacht und heute die Zuchtlosigkeit und Raublust wieder stärker als je zutage. Der Kaiser sieht zu seinem Leidwesen, daß diese Elitesoldaten, welche die Ehre haben, seine Person zu bewachen, und der ganzen Armee ein Vorbild straffer Manneszucht sein sollten, die Zuchtlosigkeit soweit treiben, daß sie auch in jene Keller und Magazine einbrechen, die für die Armee bestimmt sind. Andere sind so tief gesunken, daß sie den Wachen und diensthabenden Offizieren den Gehorsam verweigert, sie beschimpft und geschlagen haben.«

»Der Oberzeremonienmeister beklagt sich lebhaft«, schrieb der Gouverneur, »daß die Soldaten trotz wiederholter Verbote immer wieder in allen Höfen und selbst unter den Fenstern des Kaisers ihre Bedürfnisse befriedigen.«

Dieses Heer, das wie eine zerstreute Herde die Nahrung mit Füßen trat, die es vorm Hungertod hätte retten können, verfiel und verdarb zusehends mit jedem Tag, den es länger in Moskau blieb. Aber es rührte sich nicht vom Fleck.

Erst dann brach es auf, als es plötzlich von einem panischen Schrecken ergriffen wurde, den die Nachrichten von der Wegnahme einiger Fuhrn auf der Smolensker Landstraße und von der Schlacht bei Tarutino hervorriefen. Diese Nachricht von der Schlacht bei Tarutino, die Napoleon unerwartet bei einer Besichtigung erhielt, erweckte in ihm, wie Thiers sagt, den Wunsch, die Russen zu bestrafen, und er gab den Befehl zum Aufbruch, wie es das ganze Heer verlangte.

Als die Truppen von Moskau abzogen, schleppten sie alles mit fort, was sie in der Stadt gestohlen hatten. Selbst Napoleon führte seinen eigenen trésor mit sich. Als er die Fuhrn erblickte, die der Armee überall den Weg versperrten, soll er, wie Thiers berichtet, doch etwas erschrocken gewesen sein. Aber bei all seiner Kriegserfahrung befahl er nicht, all diese überflüssige Bagage zu verbrennen, wie er es auf dem Hinweg nach Moskau mit den Gepäckwagen eines Marschalls hatte tun lassen, sondern sah sich all diese Wagen und Karren, in denen Soldaten fuhren, an und sagte, das sei ganz schön, diese Fuhrwerke könne man noch einmal für Proviant oder für Kranke und Verwundete brauchen.

Die französische Armee befand sich in derselben Lage wie ein angeschossenes Wild, welches fühlt, daß es sterben muß, und nicht mehr weiß, was es tut. Die künstlichen Manöver und Pläne Napoleons und seiner Truppen von der Zeit ihres Einzuges in Moskau bis zu ihrer Vernichtung eingehend zu erörtern, wäre dasselbe, wie wenn man die Bedeutung der letzten Sprünge und Zuckungen eines tödlich verwundeten Wildes vor seinem Verenden einer Betrachtung unterziehen wollte. Meist stürzt sich solch ein verwundetes Tier, wenn es ein Rascheln hört, dem Jäger gerade vor den Schuß, rennt vor und wieder zurück und führt dadurch selber sein Ende um so schneller herbei. Dasselbe tat Napoleon, von seinem ganzen Heer dazu gedrängt. Das Geräusch der Schlacht bei Tarutino machte das Wild aufschrecken, es stürzte dem Jäger vor den Schuß, rannte auf ihn zu, drehte sich wieder um und floh dann wie jedes Wild auf dem ungünstigsten, gefährlichsten Weg zurück, nur weil er die ihm bekannte, alte Spur war.

Napoleon aber, der uns als Leiter dieser ganzen Bewegung erscheint, wie die Wilden die geschnitzte Figur am Schiffsschnabel für die Kraft ansehen, die das Schiff lenkt, Napoleon war während der ganzen Zeit seines Wirkens wie das Kind, das die Riemen im Inneren des Wagens in der Hand hält und sich einbildet, es lenke den Wagen.

Am 6. Oktober ging Pierre frühmorgens aus dem Schuppen, kehrte wieder um, blieb an der Tür stehen und spielte mit dem langen, grauschwarzen Hündchen, das auf seinen kurzen, krummen Beinen um ihn herumsprang. Dieser kleine Hund lebte bei ihnen in der Baracke, schlief nachts bei Karatajew, lief manchmal in die Stadt, kehrte aber immer wieder zurück. Wahrscheinlich hatte er niemals einen Herrn gehabt, gehörte auch jetzt keinem und hatte nicht einmal einen Namen. Die Franzosen nannten ihn Azor, der Soldat, der immer die Märchen erzählte, Femgalka, und Karatajew und andere riefen ihn »Grauer« oder manchmal auch »Zwerg«. Daß es keinem gehörte, keinen Namen, keine Rasse, ja nicht einmal eine bestimmte Farbe hatte, bekümmerte das grauschwarze Hündchen nicht im geringsten. Seine buschige Rute stand wie ein Helmbusch fest und rund nach oben, seine krummen Beine leisteten ihm so gute Dienste, daß er oft, als verschmähe er es, alle viere zu gebrauchen, das eine Hinterbein anmutig hob und äußerst gewandt und schnell auch auf drei Beinen lief. Alles war ihm Anlaß, vergnügt zu sein. Bald wälzte er sich auf dem Rücken und winselte vor Freude, bald aalte er sich mit nachdenklicher, bedeutsamer Miene in der Sonne, bald trieb er Schabernack und spielte mit einem Hölzchen oder Strohhalme.

Pierres Kleidung bestand jetzt aus einem schmutzigen, zerrissenen Hemd, das ihm allein von seinen früheren Sachen verblieben war, aus einer Soldatenhose, die er auf Karatajews Rat an den Knöcheln mit Bindfaden zusammengebunden hatte, damit sie wärmer hielt, aus einem Kaftan und einer Bauernmütze. Pierre hatte sich während dieser Zeit körperlich stark verändert. Er schien nicht mehr dick, obgleich man ihm noch die Kernigkeit und Kraft, die in seinem Geschlecht erblich war, ansah. Der untere Teil seines Gesichtes war ganz mit Bart bewachsen, sein langes, wirres Kopfhaar, das von Läusen wimmelte, umgab sein Haupt wie eine lockige Mütze. Der Ausdruck seiner Augen war fest, ruhig und lebhaft bereit, ein Ausdruck, wie ihn seine Augen früher nie gehabt hatten. Sein früheres Sichgehenlassen, das in seinem Blick zum Ausdruck gekommen war, hatte jetzt einer energischen, zu Tat und Widerstand bereiten Sammlung Platz gemacht. Seine Füße waren nackt.

Pierre blickte bald über die Felder, über die an diesem Morgen Fuhren und Reiter dahinzogen, bald über den Fluß in die Ferne, bald auf das Hündchen, das tat, als wolle es ihn im Ernst beißen, und bald auf seine nackten Füße, die er mit einem gewissen Behagen bald so, bald so hinstellte, wobei er seine großen, dicken, schmutzigen Zehen bewegte. Und jedesmal, wenn er auf seine nackten Füße schaute, huschte ein Lächeln lebhafter Zufriedenheit über sein Gesicht. Der Anblick dieser nackten Füße rief ihm alles wieder ins Gedächtnis zurück, was er während dieser ganzen Zeit erlebt und begriffen hatte, und diese Erinnerung war ihm angenehm.

Das Wetter war schon seit einigen Tagen still und klar. Frühmorgens zeigten sich leichte Fröste. Es war der sogenannte Altweibersommer. Die Luft in der Sonne war warm, und diese Wärme zusammen mit der stärkenden Frische des Morgenfrostes wirkte besonders wohltuend.

Auf allem, was man fern oder nah erblicken konnte, lag jener zauberhafte Kristallglanz, den man nur in dieser herbstlichen Jahreszeit findet. In der Ferne sah man die Sperlingsberge²¹⁵ mit dem Dorf, der Kirche und dem großen weißen Haus. Die kahlen Bäume, der Sand, die Steine, die Dächer der Häuser, die grüne Kirchturmspitze und die Ecken des fernen, weißen Hauses, dies alles zeichnete sich unnatürlich deutlich und in scharfen Umrissen in der durchsichtigen Luft ab. In der Nähe war die oft geschaute Ruine eines halb abgebrannten Herrenhauses sichtbar, das jetzt die Franzosen innehatten, und die noch dunkelgrünen Fliederbüsche, die am Zaun entlang wuchsen. Und selbst dieses zerstörte und halbverbrannte Haus, dessen Mißgestalt bei trübem Wetter abstoßend wirkte, schien jetzt in diesem klaren, unbeweglichen Glanz beruhigend und schön.

Ein französischer Korporal mit gemütlich aufgeknöpftem Rock, einer Zipfelmütze auf dem Kopf und einem Pfeifchen im Mund kam um die Ecke des Schuppens, blinzelte Pierre freundschaftlich an und trat auf ihn zu.

»Schön in der Sonne, was, Monsieur Kiril?« so nannten die Franzosen Pierre. »Man könnte denken, es wäre Frühjahr.«

Der Korporal lehnte sich an die Tür und bot Pierre seine Pfeife an, obgleich Pierre, sooft ihm diese schon angeboten worden war, immer dankend abgelehnt hatte.

»Wenn man bei solchem Wetter wie heute losmarschieren würde ...« fing er an.

Pierre fragte, ob er noch nichts über den Abmarsch gehört habe, und der Korporal erzählte ihm, fast alle Truppen seien schon beim Ausrücken, und noch heute müsse der Befehl über die Gefangenen eingehen. Einer der Soldaten in Pierres Baracke namens Sokolow war todkrank, und Pierre fragte den Korporal, wie wohl über diesen Soldaten verfügt werde. Der Korporal erwiderte, Pierre solle sich deswegen nicht beunruhigen, für solche Fälle gebe es bewegliche und feste Lazarette, man werde schon für die Kranken Anordnungen treffen, da ja überhaupt alles, was sich nur ereignen könne, von der obersten Militärbehörde vorgesehen werde.

»Und dann, Monsieur Kiril, brauchen Sie nur dem Hauptmann ein Wort zu sagen, wissen Sie. Oh, c'est un ... er vergißt nie etwas. Sagen Sie es dem Hauptmann, wenn er seine Runde macht, er wird alles für Sie tun.«

Dieser Hauptmann, von dem der Korporal sprach, unterhielt sich oft und lang mit Pierre und zeigte ihm alle nur mögliche Nachsicht.

»Siehst du, St. Thomas«, sagte er neulich zu mir, »Kiril ist ein Mensch, der Bildung hat und Französisch spricht; das ist ein großer russischer Herr, der Unglück gehabt hat, aber er ist doch ein Mann. Der hat doch Verständnis. Wenn er um etwas bitten sollte, sage es mir, es soll ihm nicht abgeschlagen werden. Wenn man selber etwas gelernt hat, siehst du, dann weiß man die Bildung und die guterzogenen Menschen zu schätzen.« Ich sage Ihnen das ganz im Vertrauen, Monsieur Kiril. Die Sache neulich, wenn Sie da nicht gewesen wären, hätte übel ablaufen können.«

Die Sache von neulich, die der Korporal erwähnt hatte, war eine Prügelei zwischen Gefangenen und Franzosen gewesen, wo es Pierre gelungen war, seine Kameraden zur Ruhe zu bringen. Der Korporal schwatzte noch ein Weilchen und ging dann weg. Einige der Gefangenen hatten gehört, wie sich Pierre mit ihm unterhielt, und kamen nun gleich und fragten, was er gesagt habe. Während Pierre seinen Kameraden berichtete, was der Korporal vom Abmarsch erzählt hatte, trat ein magerer, gelber und zerkloppter Franzose in die Tür der Baracke. Mit einer schnellen, scheuen Bewegung legte er die Finger zum Zeichen des Grußes an die Stirn, wandte sich an Pierre und fragte

ihn, ob sich in dieser Baracke ein Soldat Platoche befinde, dem er ein Hemd zum Nähen gegeben habe.

Vor acht Tagen hatten die Franzosen Leder und Leinwand geliefert bekommen und alles den Gefangenen übergeben, damit diese für sie Schuhe fertigen und Hemden nähen sollten.

»Es ist fertig, es ist fertig, mein Falke!« rief Karatajew und kam mit einem sorgfältig zusammengelegten Hemd herbei.

Karatajew hatte wegen der Wärme und um besser arbeiten zu können, nur die Hosen und ein pechschwarzes, zerlumptes Hemd an. Sein Haar hatte er, wie es die Gesellen machen, mit Bast zusammengebunden, und sein rundes Gesicht sah dadurch noch runder und freundlicher aus.

»Wer was verspricht und hält es nicht, der ist fürwahr mein Bruder nicht! Wie ich gesagt habe, zum Freitag, so habe ich es auch fertig bekommen«, bemerkte Platon lächelnd und schlug das von ihm genähte Hemd auseinander.

Der Franzose sah sich unruhig um und zog dann, als hätte er alle Bedenken überwunden, die Uniform aus und das Hemd über. Er trug unter seiner Uniform kein Hemd, sondern nur eine lange, schmierige, geblünte Seidenweste auf seinem nackten, gelben, mageren Körper. Offenbar hatte er Angst, die Gefangenen würden sich über ihn lustig machen, wenn sie das sähen, und fuhr deshalb eilig mit dem Kopf in das Hemd hinein. Keiner der Gefangenen sagte ein Wort.

»Siehst du, es paßt dir gleich«, rief Platon und zog das Hemd zurecht.

Der Franzose kroch mit dem Kopf und den Armen durch, sah sich, ohne die Augen aufzuheben, das Hemd an seinem Leib an und untersuchte die Nähte.

»Was willst du, mein Falke, wir haben doch hier keine Schneiderwerkstatt, nicht einmal ordentliches Handwerkszeug ist da, und es heißt doch:

Ohne Werkzeug,
Mit der bloßen Hand,
Drückt man keine Laus
Richtig an die Wand«,

sagte Platon, und sein ganzes rundes Gesicht lächelte; er freute sich sichtlich selber über seine Arbeit.

»C'est bien, c'est bien, merci. Aber du mußt doch wohl noch Leinwandreste haben?« fragte der Franzose.

»Es wird dir noch besser passen, wenn du es auf den bloßen Körper ziehst«, meinte Karatajew und fuhr fort, sich über seine Arbeit zu freuen. »Da hast du nun etwas Schönes und Angenehmes ...«

»Merci, merci, mon vieux, aber der Rest ...« wiederholte der Franzose lächelnd, zog eine Banknote hervor und überreichte sie Karatajew. »Aber die Leinwandreste ...«

Pierre sah, daß Platon das, was der Franzose sagte, nicht verstehen wollte, und blickte, ohne sich einzumischen, zu ihnen hinüber. Karatajew bedankte sich für das Geld und fuhr fort, seine Arbeit zu bewundern. Der Franzose bestand auf der Wiedergabe der Reste und bat Pierre, das, was er sagte, zu übersetzen.

»Was nützen ihm die Reste?« meinte Karatajew. »Für uns hätte das prächtige Fußlappen gegeben. Na, meinetwegen.«

Und mit plötzlich verändertem, traurigem Gesicht zog Karatajew ein Bündel Leinwandflicken unter seiner Brust hervor und gab es dem Franzosen, ohne ihn anzusehen. »So!« sagte er und ging zurück. Der Franzose sah auf die Leinwand, dachte nach, blickte Pierre fragend an, und es war, als ob Pierres Blick ihm etwas sagte.

»Platoche, dites donc, Platoche«, rief der Franzose plötzlich erröthend mit kreischender Stimme. »Behalte das für dich«, fügte er hinzu, gab ihm die Reste, drehte sich um und ging fort.

»Da sieht man es«, sagte Karatajew und wiegte den Kopf hin und her. »Es heißt immer, sie seien keine Christen, aber sie haben doch auch ein Herz im Leibe. Es ist schon so, wie die Alten immer sagten: Schweißige Hand ist freigebig, trockene Hand hartherzig. Er war selber nackt und hatte doch noch was wegzugeben.«

Karatajew betrachtete nachdenklich lächelnd die Reste und schwieg eine Weile.

»Das gibt tadellose Fußlappen, Freundchen«, sagte er dann und kehrte in die Baracke zurück.

Vier Wochen waren vergangen, seit sich Pierre in Gefangenschaft befand. Obwohl die Franzosen ihm angeboten hatten, ihn aus dem Soldatenschuppen ins Offizierslager zu überführen, war er trotzdem in derselben Baracke verblieben, in die er am ersten Tag geraten war.

In dem zerstörten und niedergebrannten Moskau erlitt Pierre fast das Äußerste an Entbehrungen, was ein Mensch ertragen kann, aber dank seiner kräftigen Konstitution und Gesundheit, deren er sich bisher gar nicht so bewußt gewesen war, und vor allem infolge des Umstandes, daß diese Entbehrungen so unmerklich herankamen, daß man nicht einmal sagen konnte, wann sie eigentlich angefangen hatten, ertrug er seine Lage nicht nur leicht, sondern freudig. Und gerade während dieser Zeit kam jene Ruhe und Zufriedenheit mit sich selbst über ihn, nach der er früher immer vergeblich gestrebt hatte. Sein Leben lang hatte er diese Ruhe gesucht, dieses innere Gleichgewicht, das, was ihm an den Soldaten in der Schlacht von Borodino so aufgefallen war, hatte es gesucht in der Menschenliebe, im Freimaurertum, in den Zerstreuungen der großen Welt, im Wein, in Taten heldenhafter Aufopferung, in seiner romantischen Liebe zu Natascha, hatte es auf dem Weg des Grübelns zu erlangen gesucht – aber alle diese Bestrebungen und Versuche hatten ihn betrogen. Und nun war diese Ruhe und dieses innere Gleichgewicht über ihn gekommen, ohne daß er daran gedacht hatte, nur durch die Schrecken des Todes, durch die Entbehrungen und durch das, was ihm Karatajew zum Bewußtsein gebracht hatte.

Jene furchtbaren Augenblicke, die er während der Hinrichtung erlebt hatte, hatten gleichsam für immer aus seiner Vorstellung und Erinnerung jene erregenden Gedanken und Gefühle fortgespült, die ihm bisher als so wichtig erschienen waren. Mit keinem Gedanken dachte er mehr an Rußland, an den Krieg, an die Politik, an Napoleon. Es war ihm jetzt ganz klar, daß dies alles nicht ihn betraf, daß er nicht berufen war und deshalb über dies alles auch kein Urteil hatte. »Für russisches Land ist Sommerszeit nie ein Verbündeter im Streit«, wiederholte er sich Karatajews Worte, und dieser Ausspruch übte eine seltsam beruhigende Wirkung auf ihn aus. Seine Absicht, Napoleon zu

töten, und seine Berechnungen der kabbalistischen Zahl und des Tiers der Apokalypse kamen ihm jetzt unbegreiflich und sogar lächerlich vor. Sein Ingrim gegen seine Frau und die Besorgnis, sie könne seinen Namen beschimpfen, erschienen ihm jetzt nichtig, ja fast komisch. Was ging das ihn an, wenn diese Frau dort irgendwo ein Leben führte, wie es ihr gefiel? Was machte es für irgend jemanden aus und nun gar für ihn selber, ob man erfuhr oder nicht erfuhr, daß dieser Gefangene Graf Besuchow hieß?

Oft erinnerte er sich jetzt an ein Gespräch mit dem Fürsten Andrej und fühlte immer mehr Verständnis für ihn. Nur faßte er Bolkonskijs Gedanken ein wenig anders auf. Fürst Andrej hatte gedacht und geäußert, das Glück sei nur etwas Negatives. Aber er hatte das mit einem Anflug von Bitterkeit und Ironie gesagt, als wolle er damit noch einen anderen Gedanken ausdrücken, den Gedanken nämlich, daß all dieses in uns wohnende Streben nach besonderem Glück uns nur deshalb eingegeben sei, um uns durch sein stetes Unbefriedigtsein zu quälen. Pierre dagegen erkannte jetzt die Richtigkeit des ersten Ausspruches völlig an, jedoch ohne Hintergedanken. Das Verschontsein von Leiden, die Befriedigung der Bedürfnisse und die daraus entspringende Freiheit der Wahl in der Beschäftigung, das heißt der ganzen Art zu leben, erschienen Pierre jetzt unzweifelhaft als das höchste menschliche Glück. Erst hier und erst jetzt lernte Pierre zum erstenmal kennen und schätzen, was für eine Wonne es war, zu essen, wenn man Hunger hatte, zu trinken, wenn einen dürstete, zu schlafen, wenn man müde war, sich zu wärmen, wenn man fror, und mit einem Menschen zu sprechen, wenn man sich unterhalten und eine menschliche Stimme hören wollte. Die Befriedigung der Bedürfnisse: gutes Essen, Sauberkeit, Freiheit, erschienen Pierre jetzt, da er sich all dessen beraubt sah, als vollkommenes Glück, und die Wahl einer Beschäftigung oder Lebensweise kam ihm jetzt, da diese Wahl für ihn so begrenzt war, leicht und einfach vor, und er vergaß vollkommen, daß Überfluß an Lebensbequemlichkeiten alles Glück zunichte macht, das aus der Befriedigung der Bedürfnisse stammt, und daß eine zu große Freiheit in der Wahl der Beschäftigung, eine Freiheit, wie sie ihm Bildung, Reichtum und Stellung in der Welt im Leben geschenkt hatten, diese Wahl unvergleichlich erschwert, wenn sie nicht das Bedürfnis als solches und jede Möglichkeit einer Beschäftigung überhaupt aufhebt.

Pierres ganzes Sinnen und Trachten war jetzt nur auf die Zeit gerichtet, wenn er wieder frei sein würde. Und doch dachte und sprach er später sein ganzes Leben lang mit Begeisterung von diesem Monat der Gefangenschaft, von diesen unwiederbringlichen, starken und frohen Gefühlen und vor allem von dem gänzlichen Seelenfrieden und der vollkommenen inneren Freiheit, die er nur während dieser Zeit genossen habe.

Als er am ersten Tag frühmorgens aufgestanden und in der Morgendämmerung aus dem Schuppen getreten war, als er die zuerst noch dunkeln Kuppeln und Kreuze des Jungfernklosters, den kalten Tau auf dem staubigen Gras, die Gipfel der Sperlingsberge und die sich am Fluß hinwindenden und in der schwarzblauen Ferne verschwindenden waldigen Ufer gesehen hatte, als er den Hauch der frischen Luft gespürt und das Krächzen der aus der Stadt aufs Feld hinausfliegenden Dohlen gehört hatte, und als dann plötzlich im Osten das Licht durchgebrochen und der Rand der Sonnenkugel triumphierend aus den Wolken aufgetaucht war und die Kuppeln, die Kreuze, der Tau, die fernen Ufer, der Fluß, kurz alles in freudigem Glanz aufgeleuchtet hatten, da hatte Pierre ein neues, nie gekanntes Gefühl empfunden: er hatte gefühlt, wie froh und stark das Leben war.

Und dieses Gefühl blieb nicht nur während der ganzen Zeit seiner Gefangenschaft in ihm, sondern wuchs und verstärkte sich sogar noch, je drückender seine Lage wurde.

Dieses Gefühl, ein Gefühl der inneren Spannkraft und Bereitschaft zu allem, wurde in Pierre nur noch mehr gestärkt durch die hohe Meinung, die seine Kameraden von ihm bekommen hatten, sobald er in ihre Baracke eingezogen war. Pierre mit seinen Sprachkenntnissen, mit der Achtung, die ihm die Franzosen erwiesen, in seiner schlichten Art, mit der er alles hingab, worum man ihn bat – er erhielt als Offizier drei Rubel die Woche –, mit seiner Kraft, die er den Soldaten zeigte, wenn er Nägel in die Wand der Baracke drückte, mit seiner Sanftmut, die er im Verkehr mit seinen Kameraden bewies, mit der ihnen unbegreiflichen Fähigkeit, regungslos dazusitzen und zu denken, ohne etwas zu tun, – Pierre erschien den Soldaten als ein geheimnisvolles höheres Wesen. Dieselben Eigenschaften, die in jener Welt, in der er früher gelebt hatte, für ihn, wenn auch nicht schädlich, so doch störend gewesen waren: seine Kräfte, seine Gleichgültigkeit gegen alle Lebensannehmlichkeiten, seine Zerstreutheit, sein schlich-

tes Wesen – dies alles verschaffte ihm hier unter diesen Menschen fast die Stellung eines Helden. Und Pierre hatte das Gefühl, als ob ihm diese Meinung eine Pflicht auferlege.

In der Nacht vom 6. zum 7. Oktober nahm der Abzug der Franzosen seinen Anfang: die Küchen und Baracken wurden abgebrochen, die Wagen bepackt, und Truppen und Fuhrwerke setzten sich in Bewegung.

Um sieben Uhr morgens stand die ganze französische Geleitmannschaft, marschfähig ausgerüstet mit Tschako, Tornister, Gewehren und riesigen Säcken, vor den Baracken, und ein lebhaftes französisches Gespräch, mit Schimpfworten untermischt, lief durch die Reihen.

Auch drinnen waren alle bereit: angekleidet, gegürtet, beschuht, und warteten nur noch auf den Befehl zum Ausrücken. Nur der kranke Soldat Sokolow saß blaß und abgezehrt, mit schwarzen Ringen unter den Augen, unangekleidet und ohne Schuhwerk auf seinem Platz. Mit seinen infolge der Magerkeit hervortretenden Augen blickte er die Kameraden fragend an, die ihm keine Aufmerksamkeit schenkten, und stöhnte leise und gleichmäßig. Man sah, daß nicht nur seine Krankheit – er litt an der roten Ruhr –, sondern auch der Kummer und die Angst, allein zurückzubleiben, ihn stöhnen machten.

Pierre in Schuhen, die Karatajew aus Teeballenpackleder genäht hatte, das von einem Franzosen zum Besohlen seiner Stiefel geliefert worden war, und mit einem Strick umgürtet, trat zu dem Kranken und kauerte neben ihm nieder.

»Was ängstigst du dich, Sokolow? Sie gehen doch nicht ganz weg! Sie haben doch hier ein Lazarett. Vielleicht hast du es da besser als wir«, sagte Pierre.

»O Gott! Das ist mein Tod! O Gott!« stöhnte der Soldat lauter.

»Ich will sie doch gleich einmal fragen«, meinte Pierre, erhob sich und ging auf die Tür der Baracke zu.

Doch in dem Augenblick, als Pierre auf die Tür zuschritt, trat von außen mit zwei Soldaten jener Korporal herein, der Pierre am Tag zuvor seine Pfeife angeboten hatte. Sowohl der Korporal als auch die Soldaten waren marschmäßig ausgerüstet, mit Tornister und Tschakos, mit heruntergebundenen Schuppenbändern, was den wohlbekannten Gesichtern einen ganz anderen Ausdruck verlieh.

Der Korporal kam zur Tür herein, um sie auf Befehl seines Vorgesetzten abzuschließen. Vor dem Abmarsch mußten die Gefangenen noch einmal gezählt werden.

»Korporal, was wird aus dem Kranken?« fing Pierre an.

Doch während Pierre dies sagte, fing er an zu zweifeln, ob dies der ihm bekannte Korporal oder ein fremder Mensch war, so anders sah der Franzose in diesem Augenblick aus. Außerdem ertönten, gerade als er zu sprechen begann, von zwei Seiten Trommelwirbel. Der Korporal runzelte bei Pierres Worten die Stirn, murmelte ein paar sinnlose Schimpfworte vor sich hin und warf die Tür zu. In der Baracke wurde es halbdunkel. Von beiden Seiten wirbelten schrill die Trommeln und übertönten das Stöhnen des Kranken.

Da ist es! ... Wieder das! sagte sich Pierre, und unwillkürlich lief ihm ein kalter Schauer über den Rücken. In dem veränderten Gesicht des Korporals, im Klang seiner Stimme, in dem aufregenden und betäubenden Wirbeln der Trommeln erkannte er jene geheimnisvolle, unerbittliche Kraft, die die Menschen gegen ihren Willen zwingt, ihresgleichen zu morden, jene Kraft, deren Wirkung er bei der Hinrichtung kennen gelernt hatte. Furcht zu zeigen, sich zu bemühen, dieser Kraft zu entrinnen, oder sich mit Bitten und Vorstellungen an die Menschen zu wenden, die ihr zum Werkzeug dienten, war nutzlos. Das wußte Pierre jetzt. Man mußte warten und dulden. Darum ging Pierre nicht wieder zu dem Kranken hin und sah ihn nicht wieder an. Stumm und finster blieb er an der Tür der Baracke stehen.

Als die Tür dann geöffnet wurde und die Gefangenen wie eine Hammelherde, einander drückend und stoßend, hinausdrängten, schob sich Pierre durch sie hindurch und trat auf jenen Hauptmann zu, der nach der Versicherung des Korporals bereit war, alles für Pierre zu tun. Auch der Hauptmann war feldmarschmäßig ausgerüstet, und aus seinem kalten Gesicht blickte ebenfalls dieses Etwas, das Pierre aus den Worten des Korporals und aus dem Trommelwirbel herausgehört hatte.

»Marsch, marsch«, sagte der Hauptmann streng und finster und musterte die an ihm vorbeidrängenden Gefangenen.

Pierre wußte, daß sein Versuch vergeblich sein werde, aber er trat doch an ihn heran.

»Eh bien, was gibt's?« fragte der Offizier und blickte Pierre kalt an, als kenne er ihn nicht.

Pierre sagte etwas von dem Kranken.

»Er wird schon laufen können, hol ihn der Teufel!« erwiderte der Hauptmann. »Marsch, marsch!« fuhr er fort, ohne Pierre zu beachten.

»Aber er liegt doch im Sterben ...« wollte Pierre wieder anfangen.

»Machen Sie, daß Sie ...« schrie der Hauptmann wütend und mit finsterem Gesicht Pierre zu.

Tram-ta-ta-tam, tam-tam, wirbelten die Trommeln. Und Pierre begriff, daß sich die geheimnisvolle Macht schon ganz dieses Menschen bemächtigt hatte, und daß es somit zwecklos war, noch etwas zu sagen.

Die gefangenen Offiziere wurden von den Mannschaften getrennt und erhielten den Befehl, voranzugehen. Es waren dreißig Offiziere, unter ihnen auch Pierre, und dreihundert Soldaten.

Die gefangenen Offiziere, die aus anderen Baracken kamen und Pierre fremd waren, trugen alle bessere Kleidung als er und sahen ihn in seinen Schuhen mißtrauisch und befremdet an. Nicht weit von Pierre ging ein dicker Major mit aufgeschwemmtem, gelbem, zornigem Gesicht; er trug einen Kasanschen Rock, der mit einem Handtuch umgürtet war, und schien sich der allgemeinen Achtung seiner gefangenen Kameraden zu erfreuen. Die eine Hand mit dem Tabaksbeutel hatte er in die Brust gesteckt, mit der anderen stützte er sich auf ein Pfeifenrohr. Prustend und schnaufend brummte er vor sich hin und ärgerte sich über alle, weil ihm schien, als ob alle stießen und vorwärtshasteten, wo doch gar nichts zu hasten war, und als ob alle sich über etwas wunderten, wo es doch gar nichts zu verwundern gab. Ein anderer Offizier, ein kleiner, dürrer Mensch, fing mit allen Unterhaltungen an und stellte Mutmaßungen auf, wohin sie wohl geführt und wie weit sie wohl heute kommen würden. Ein Beamter in Filzstiefeln und Kommissarsuniform lief von einer Seite auf die andere, überblickte das eingeäscherte Moskau und verkündete laut seine Beobachtungen, was abgebrannt sei, und ob das dieser oder jener Stadtteil sei, der noch zu sehen war. Ein dritter Offizier, seiner Sprache nach polnischer Herkunft, stritt sich mit dem Beamten herum und suchte ihm zu beweisen, daß er sich in der Bezeichnung der Stadtteile irre.

»Worüber streitet ihr da?« fragte ärgerlich der Major. »Ob das nun Nikolaj oder Blasius war, ist doch ganz einerlei. Ihr seht ja, es ist alles abgebrannt, und damit Schluß ... Was stoßen Sie mich denn, haben Sie vielleicht nicht Platz genug?« wandte er sich wütend an seinen Hintermann, der ihn gar nicht gestoßen hatte.

»O je, o je, o je! Was haben sie da angerichtet!« hörte man dennoch bald hier, bald dort die Gefangenen ausrufen, wenn sie nach der Brandstätte hinschauten. »Der ganze Stadtteil hinter der Moskwa und Subowo und der Kreml ... Seht nur, die halbe Stadt ist ein Trümmerhaufen. Ich habe euch gleich gesagt, daß der ganze Stadtteil hinter der Moskwa niedergebrannt ist, und so ist es auch!«

»Na, wenn ihr denn schon wißt, daß alles abgebrannt ist, warum schwatzt ihr denn dann immer wieder davon«, brummte der Major.

Als sie durch Chamowniki²¹⁶, einen der wenigen Stadtteile Moskaus, die nicht niedergebrannt waren, und an der Kirche vorbei marschierten, drängte der ganze Trupp der Gefangenen plötzlich nach der einen Seite, und man hörte Ausrufe des Entsetzens und des Abscheus.

»Pfui, diese Bestien! Das sind doch die reinen Heiden! Ein Toter, wirklich ein Toter ... mit etwas beschmiert haben sie ihn!«

Auch Pierre ging an die Kirche heran, wo sich das befand, was den Gefangenen diese Ausrufe entlockt hatte, und sah undeutlich, daß etwas gegen die Kirchenmauer gelehnt war. Aus den Worten seiner Kameraden, die es besser sehen konnten als er, entnahm er, daß es ein menschlicher Leichnam war, den man aufrecht an die Mauer gelehnt und dem man das Gesicht mit Ruß geschwärzt hatte.

»Marchez, sacré nom ... Filez ... trente mille diables ...« hörte man das Schimpfen der Geleitmannschaften, und mit erneuter Wut trieben die französischen Soldaten mit ihren Seitengewehren den Trupp Gefangener auseinander, die den Leichnam betrachteten.

Durch die Gassen und Gäßchen von Chamowniki marschierten die Gefangenen mit ihrer Begleitmannschaft allein, hinterher fuhren die Wagen und Fuhrwerke, die dieser Mannschaft gehörten. Doch als sie bei den Proviantmagazinen aus den Gassen herauskamen, gerieten sie mitten in eine gewaltige, gedrängt vorrückende Artilleriekolonnie, die mit Privatfuhrern untermischt war.

Dicht vor der Brücke²¹⁷ machten alle halt und warteten, bis die Vordermänner hinüber waren. Von der Brücke aus konnten die Gefangenen vor und hinter sich endlose Reihen anderer Wagenzüge sehen, die sich ebenfalls vorwärtsschoben. Zur Rechten, dort, wo die Kalugaer²¹⁸ Landstraße um den Neskutschnygarten biegt und sich dann in der Ferne verliert, zogen sich endlose Reihen von Truppen und Bagagewagen hin. Es waren die Truppen des Korps Beauharnais, die früher als alle anderen aufgebrochen waren, und weiter hinten, die Uferstraße entlang und über die Kamennybrücke zogen die Truppen und Fuhrparkkolonnen Neys.

Die Truppen Davousts, zu denen die Gefangenen gehörten, marschierten über die Krimfurt und waren schon zum Teil bis auf die Kalugaer Straße vorgedrungen. Aber die Fuhrer zogen sich so lang hin, daß die letzten Wagen Beauharnais' noch nicht aus Moskau heraus auf die Kalugaer Straße gekommen waren, als die ersten Truppen Neys bereits aus der großen Ordynka²¹⁹ herauskamen.

Auf der Krimfurt konnten sich die Gefangenen nur schrittweise vorwärtsbewegen, blieben stehen und rückten dann wieder ein wenig vor. Von allen Seiten drängten sich Menschen und Wagen immer enger zusammen. Sie brauchten für die wenigen Schritte von der Brücke bis zu der Kalugaer Straße über eine Stunde. Als sie auf den Platz hinaus kamen, wo die Straßen von Samoskworetshje auf die Kalugaer Straße einmünden, machten die Gefangenen, zu einem dichten Haufen zusammengedrängt, halt und blieben an diesem Kreuzweg einige Stunden lang stehen. Wie das Rauschen des Meeres hörte man von allen Seiten ununterbrochen das Rattern der Räder und Stampfen der Füße sowie ein ständiges wütendes Anschreien und Schimpfen. Pierre stand an die Mauer eines ausgebrannten Hauses

gelehnt und lauschte diesem Geräusch, das in seinem Geist mit dem Rasseln der Trommeln zusammenfloß.

Einige der gefangenen Offiziere waren, um besser Umschau halten zu können, auf die Mauer des ausgebrannten Hauses geklettert, neben dem Pierre stand.

»Nein, dieses Volk! Seht nur dieses Volk! ... Sogar die Kanonen haben sie bepackt! Seht nur, die Pelze ...« sagten sie. »Guck mal, was diese Aasknochen alles gemaust haben ... Was hat denn der dahinten, der auf der Bauernkarre?... Bei Gott, das ist von einem Heiligenbild! ... Das müssen Deutsche sein. Und da auch einer von unseren Bauern, wahrhaftig! ... Diese Halunken! ... Seht mal, der hat sich so viel aufgepackt, daß er kaum gehen kann! ... Da hört doch alles auf, sogar die Droschken schleppen sie mit! ... Schau, der hat sich auf seine Koffer oben draufgesetzt ... Alle guten Geister! ... Jetzt verprügeln sie sich auch noch!...«

»Immer in die Fresse hauen, so, noch einmal! Sonst wirst du ja bis zum Abend nicht fertig! ... Seht nur, seht ... Das gehört gewiß Napoleon selber ... Schau, was das dort für Pferde sind! Mit Namenszug und Krone! ... Dort ein zerlegbares Zelt ... Der dort hat einen Sack verloren und merkt es nicht ... Eine Frau mit einem Kindchen, eine hübsche Person ... Ja, natürlich, die lassen sie durch ... Seht nur, das nimmt ja gar kein Ende ... Dort, russische Dirnen, wahrhaftig, lauter Dirnen. Wie sie in ihren Kutschen sitzen, als wäre nichts geschehen!«

Wieder trieb eine Welle gemeinsamer Neugier die Gefangenen wie bei der Kirche in Chamowniki zum Weg hin, und Pierre sah dank seines hohen Wuchses über die Köpfe der andern hinweg, was die Neugier der Gefangenen so erregt hatte. In drei Kutschwagen, die zwischen Munitionsfuhrern geraten waren, saßen, eng aneinandergedrängt, in grelle Farben gekleidete, geschminkte Frauenzimmer, die mit kreischenden Stimmen laut schwatzten.

Von dem Augenblick an, als Pierre das Wiederauftauchen der geheimnisvollen Macht gespürt hatte, kam ihm nichts mehr seltsam oder schrecklich vor: weder die zum Scherz mit Ruß beschmierte Leiche noch diese Frauenzimmer, die irgendwohin hasteten, noch der Schutt- und Trümmerhaufen Moskau. Alles, was er jetzt sah, machte auf ihn fast keinen Eindruck, als weigere sich seine Seele, die sich zu

einem schweren Kampf vorbereitete, Eindrücke aufzunehmen, die ihre Kraft schwächen könnten.

Der Zug der Frauen fuhr vorbei. Dann kamen wieder Bauernwagen, Soldaten, Fuhren, Soldaten, Pulverkasten, Kutschwagen, Soldaten, Fuhrpark, Soldaten, ab und zu auch Weiber.

Pierre sah nicht die einzelnen Menschen, sondern sah nur, wie sie sich bewegten.

Alle diese Menschen, Menschen und Pferde schienen wie von einer unsichtbaren Macht vorwärtsgepeitscht. Im Verlauf der Stunde, während Pierre sie beobachtete, strömten sie aus den verschiedenen Straßen, alle mit dem gleichen Wunsch, so schnell wie möglich vorwärts zu kommen. Einer wie der andere stießen sie sich, erbosten sich, prügeln sich, fletschten die weißen Zähne, runzelten die Stirn, warfen einander dieselben Schimpfworte an den Kopf, und auf allen Gesichtern lag derselbe kühn entschlossene und grausam kalte Ausdruck, den Pierre schon am Morgen beim Klang der Trommeln auf dem Gesicht des Korporals wahrgenommen hatte.

Es war schon gegen Abend, als der Führer der Geleitmannschaft seine Leute sammelte und mit Schreien und Schimpfen zwischen die Fuhrwerke hineindrängte, und so gelangten die Gefangenen, von allen Seiten eingepfercht, auf die Kalugaer Straße.

Nun gingen sie sehr rasch, ohne auszuruhen, und machten erst halt, als die Sonne schon unterzugehen begann. Die Fuhrwerke kamen eines nach dem anderen heran, und die Mannschaften rüsteten sich zum Übernachten. Alle schienen ärgerlich und unzufrieden. Lange vernahm man noch von verschiedenen Seiten Schimpfen, wütendes Anschreien und Prügeleien. Ein Kutschwagen war von hinten gegen eine der Fuhren der Geleitmannschaft gefahren und hatte sie mit der Deichsel durchbohrt. Mehrere Soldaten liefen von verschiedenen Seiten auf die Fuhre zu; die einen schlugen die Pferde des Kutschwagens auf die Köpfe, um sie zur Seite zu treiben, die anderen verprügelten die Gegenpartei, und Pierre sah, wie sie einem Deutschen mit dem Seitengewehr eine schwere Kopfwunde beibrachten.

Es machte den Eindruck, als ob diese Menschen jetzt, da sie in der kalten Dämmerung des Herbstabends mitten auf freiem Feld haltmachen mußten, alle das gleiche unangenehme Gefühl empfänden: das Gefühl des Erwachens aus jener Hast und irgendwohin gerichteten

Bewegung, die sich ihrer bei ihrem Abmarsch aus Moskau bemächtigt hatte. Es war, als ob ihnen allen jetzt, da sie haltmachten, zum Bewußtsein käme, daß es ja ungewiß war, wohin sie marschierten, und daß dieser Marsch ihnen noch viel Mühsal und Beschwerden bringen könne.

Während dieser Rastzeit behandelte die Geleitmannschaft die Gefangenen noch schlechter als beim Aufbruch. An Stelle ihrer bisherigen Fleischportion erhielten sie zum erstenmal Pferdefleisch.

Es war, als empfände jeder der Franzosen, von den Offizieren angefangen bis zum Soldaten, eine persönliche Erbitterung gegen jeden der Gefangenen, die unerwartet allen früheren freundschaftlichen Beziehungen ein Ende gemacht habe.

Diese Erbitterung wuchs noch mehr, als sich beim Zählen der Gefangenen ergab, daß während der Aufregung des Abmarsches aus Moskau ein russischer Soldat, der Leibweh simuliert hatte, davongelaufen war. Pierre sah, wie ein Franzose einen Russen schlug, weil dieser zu weit vom Weg abgewichen war, und hörte, wie sein Freund, der Hauptmann, den Unteroffizier wegen der Flucht des Gefangenen zur Rede stellte und ihm mit dem Kriegsgericht drohte. Der Unteroffizier wollte sich damit herausreden, der Soldat sei krank gewesen und habe nicht mehr laufen können, aber der Offizier erwiderte, es sei doch befohlen, alle, die zurückblieben, zu erschießen. Pierre fühlte, daß jene verhängnisvolle Macht, die ihn während der Hinrichtung niedergeschmettert hatte, dann aber während seiner Gefangenschaft mehr in den Hintergrund getreten war, jetzt wieder Herr über sein Dasein wurde. Eine Furcht kam über ihn, aber er fühlte: je emsiger diese verhängnisvolle Macht versuchte, ihn zu zermalmen, um so stärker wuchs in ihm, ungehindert durch diese feindliche Macht, die Lebenskraft.

Pierre nahm sein Abendbrot ein, eine Roggenmehlsuppe mit Pferdefleisch, und unterhielt sich mit seinen Kameraden.

Weder er noch einer seiner Kameraden sprach von dem, was sie in Moskau gesehen hatten, oder über die rauhe Behandlung durch die Franzosen oder über den Befehl zum Erschießen, der ihnen verlesen worden war. Sie alle waren, wie zum Trotz gegen die verschlimmerte Lage, besonders lebhaft und heiter. Sie erzählten sich persönliche Erinnerungen an komische Szenen, die sie während des Marsches gesehen hatten, und vermieden es, die jetzige Lage zu berühren.

Die Sonne war schon lange untergegangen. Helle Sterne leuchteten hier und dort am Himmel auf, der rote Glanz des aufgehenden Vollmondes ergoß sich wie der Schein eines Brandes über den Horizont, und der riesige rote Ball tauchte wunderbar schwankend aus dem grauen Nebelmeer empor. Es wurde hell. Der Abend war zu Ende, doch die Nacht noch nicht angebrochen. Pierre stand von seinen neuen Kameraden, den Offizieren, auf und ging zwischen den Wachtfeuern hindurch auf die andere Seite des Weges hinüber, wo, wie man ihm gesagt hatte, die gefangenen Soldaten lagerten. Er wollte mit ihnen sprechen. Doch auf dem Weg wurde er von einer französischen Wache angehalten, die ihm befahl umzukehren.

Pierre kehrte um, aber nicht zu dem Lagerfeuer, nicht zu seinen Kameraden, sondern zu einer abgespannten Fuhre, wo niemand war. Er schlug die Beine unter, senkte den Kopf, setzte sich neben das Rad des Wagens auf die kalte Erde und blieb so regungslos und in Gedanken versunken lange sitzen. Über eine Stunde verging. Niemand störte ihn. Plötzlich fing er mit seiner satten, gutmütigen Stimme so laut zu lachen an, daß sich von verschiedenen Seiten die Leute erstaunt nach diesem seltsamen Lachen umsahen, das offenbar von einem Einsamen herrührte.

»Ha-ha-ha«, lachte Pierre und sagte dann laut vor sich hin: »Ein Soldat läßt mich nicht durch. Haben mich festgenommen, eingesteckt, halten mich gefangen. Wen? Mich? Mich? Meine unsterbliche Seele! ... Hahaha! ... Ha-ha-ha!« lachte er wieder, und Tränen traten ihm in die Augen.

Ein Mann stand auf und kam, um nachzusehen, worüber dieser seltsame dicke Mensch so allein lachte. Pierre hörte auf zu lachen, stand auf, ging weiter von dem Neugierigen weg und sah sich um.

Das riesengroße, endlose Biwak, das soeben noch vom lauten Lärm der prasselnden Feuer und schwatzenden Menschen erfüllt gewesen war, lag jetzt ganz still. Die roten Lagerfeuer waren niedergebrannt und verblichen. Hoch am hellen Himmel stand der Vollmond. Wälder und Felder, die man vorher außerhalb des Lagers nicht hatte sehen können, traten jetzt in der Ferne hervor. Und noch hinter diesen Feldern und Wäldern sah man die helle, gaukelnde, endlose Ferne, die lockend rief. Pierre blickte zum tiefen Himmel empor, wo die Sterne wandelten und blitzten. Und all das ist mein, ist in mir, und alles das bin ich! dachte er. Und all das haben sie einge-

fangen und in einen Schuppen gesperrt, der mit Brettern vernagelt ist!
Und er lächelte und ging zu seinen Kameraden und legte sich schlafen.

In der ersten Hälfte des Oktobers kam zu Kutusow noch ein Parlamentär mit einem Friedensangebot und einem Brief Napoleons, der, um Kutusow irrezuführen, noch aus Moskau datiert war, während sich Napoleon schon nicht mehr weit von Kutusow auf der alten Kalugaer Straße befand. Kutusow gab auf diesen Brief dieselbe Antwort wie auf den ersten, der ihm von Lauriston überbracht worden war: er erwiderte, von Frieden könne gar nicht die Rede sein.

Kurz darauf lief aus Dolochows Freischärlerabteilung, die links von Tarutino marschierte, die Meldung ein, daß sich in Fominskoje Truppen gezeigt hätten, daß diese Truppen aus der Division Broussier bestünden und, da sie von anderen Heeresabteilungen getrennt seien, leicht zu Boden geschlagen werden könnten. Soldaten und Offiziere verlangten vorzugehen. Die Generäle vom Stab, denen die Erinnerung an den leichten Sieg bei Tarutino noch in den Nerven lag, drängten Kutusow, Dolochows Vorschlag anzunehmen. Kutusow dagegen hielt jeden Angriff für unnütz. Man wählte den Mittelweg. Es kam, wie es kommen mußte: eine kleine Abteilung wurde nach Fominskoje geschickt, die Broussier angreifen sollte.

Durch einen merkwürdigen Zufall erhielt diesen Auftrag, der, wie sich später zeigen sollte, äußerst schwierig und wichtig war, Dochturow, gerade jener bescheidene, kleine Dochturow, den uns niemand beschrieben hat, wie er vor den Regimentern hergeflogen sei oder Schlachtenpläne entworfen oder Orden auf die Batterien geworfen habe und so weiter, den alle für unentschlossen und wenig scharfsinnig hielten, aber derselbe Dochturow, den wir während aller Kriege Rußlands mit den Franzosen, von Austerlitz bis zum Jahre 1813, immer als Befehlshaber überall da finden, wo die Lage schwierig wird. Bei Austerlitz bleibt er als letzter auf dem Damm von Aujesd, sammelt die Regimenter und rettet, was er kann, in einem Augenblick, als alles flieht und untergeht und kein einziger General bei der Nachhut zu finden ist. Das Fieber hat ihn gepackt, und doch zieht er nach Smolensk, um mit zwanzigtausend Mann die Stadt gegen Napoleons ganze Armee zu verteidigen. In Smolensk ist er kaum am Malochowtor unter Fieberschauern eingeschlummert, als ihn die

Kanonade gegen Smolensk wieder aufweckt: und Smolensk hält sich einen ganzen Tag. Als in der Schlacht bei Borodino Bagration gefallen ist und die Truppen unseres linken Flügels im Verhältnis von neun zu eins zusammengeschmolzen sind, als sich die ganze Kraft der französischen Artillerie nur auf die eine Stelle richtet – auch da schickt man keinen anderen, sondern gerade den unentschlossenen, wenig scharfsinnigen Dochturow hin, und Kutusow, der schon einen anderen entsandt hatte, beeilt sich, diesen Fehler wieder gutzumachen. Und so reitet der kleine, stille Dochturow hin, und Borodino wird der schönste Ruhmestag für das russische Heer. Viele Helden sind uns in Liedern und in Prosa geschildert worden, aber über Dochturow verlautet fast kein Wort.

Wieder wird Dochturow hingeschickt, nach Fominskoje und von dort aus nach Malo-Jaroslawez, an den Ort, wo der letzte Kampf mit den Franzosen stattgefunden hat, wo der Untergang der Franzosen bereits offenkundig seinen Anfang nimmt, und wieder werden uns während dieser Zeit des Feldzugs viele geniale Führer und Helden beschrieben, und wieder hören wir über Dochturow kein Wort oder nur wenig, nur Zweifelhafes. Doch dieses Totschweigen Dochturows beweist uns offenkundiger als alles seinen Wert.

Es ist ganz natürlich, daß ein Mensch, der den Bau einer Maschine nicht kennt, glaubt, wenn er sie in Betrieb sieht, daß ihr wichtigster Teil jenes Spänchen ist, das durch Zufall hineingeriet und nun aufgeregt darin herumfährt, aber den Gang der Maschine nur stört. Ein Mensch, der den Bau der Maschine nicht kennt, kann nicht begreifen, daß nicht dieses störende, Unheil stiftende Spänchen, sondern jenes kleine, vermittelnde Zahnrad, das sich lautlos dreht, einer der wesentlichsten Teile der Maschine ist.

Am 10. Oktober, am selben Tag, an dem Dochturow den halben Weg bis Fominskoje zurückgelegt und in dem Dorf Aristowo haltgemacht hatte, um dort alle Vorbereitungen zur pünktlichen Ausführung des ihm erteilten Befehls zu treffen, schwenkte die ganze französische Armee, die in krampfhafter Bewegung, angeblich um eine Schlacht zu liefern, bis zu Murats Stellung vorgedrungen war, plötzlich ohne Grund nach rechts auf die neue Kalugaer Straße ab und marschierte auf Fominskoje zu, wo Broussier bisher allein gestanden hatte. Dochturow hatte zu der Zeit unter seinem Kommando außer

Dolochows Freischar nur die beiden kleinen Abteilungen Figners und Seslawins.

Am Abend des 11. Oktober kam Seslawin mit einem gefangenen französischen Gardisten nach Aristowo zu seinem Oberkommando. Der Gefangene sagte aus, daß die Truppen, die heute nach Fominskoje gekommen seien, die Vorhut der ganzen großen Armee seien, daß Napoleon selber hier stehe und die ganze Armee schon vor fünf Tagen von Moskau ausgerückt sei. Am selben Abend erzählte ein herrschaftlicher Diener, der aus Borowsk gekommen war, er habe dem Einzug eines gewaltigen Heeres in der Stadt beigewohnt. Auch Kosaken aus Dolochows Abteilung meldeten, sie hätten französische Garde gesehen, die auf dem Weg nach Borowsk vorgerückt sei. Aus allen diesen Berichten trat offen zutage, daß dort, wo man nur eine Division zu finden geglaubt hatte, jetzt die ganze französische Armee stand, die aus Moskau abgerückt war und unerwartet die Richtung nach der alten Kalugaer Straße eingeschlagen hatte. Dochturow wollte nichts unternehmen, da ihm nicht recht klar war, worin nun seine Pflicht bestand. Ihm war befohlen, Fominskoje anzugreifen. Doch in Fominskoje war bisher nur Broussier gewesen, jetzt stand die ganze französische Armee dort. Jermolow wollte nach eigenem Gutdünken handeln, aber Dochturow bestand darauf, er müsse erst einen Befehl vom Durchlauchtigen haben. So wurde beschlossen, dem Stab eine Meldung zu schicken.

Dazu wählte man einen einsichtsvollen Offizier namens Bolchowitinow, der außer der schriftlichen Meldung eine mündliche Darstellung der ganzen Sache überbringen sollte. Um zwölf Uhr nachts sprengte Bolchowitinow, nachdem er den Brief und den mündlichen Auftrag erhalten hatte, von Kosaken mit Ersatzpferden begleitet, zum Generalstab davon.

Es war eine dunkle, warme, herbstliche Nacht. Seit vier Tagen regnete es schon. Nachdem Bolchowitinow zweimal die Pferde gewechselt und in anderthalb Stunden dreißig Werst auf der schmutzigen, versumpften Straße zurückgelegt hatte, langte er um zwei Uhr nachts in Letaschowka an. Er stieg vor dem Haus ab, an dessen Flechtzaun ein Schild »Generalstab« hing, gab sein Pferd einem Kosaken und trat in den dunklen Hausflur.

»Schnell zum General vom Dienst! Etwas sehr Wichtiges!« sagte er zu einem Burschen, der sich in dem dunklen Flur schnarchend erhob.

»Der Durchlauchtige war am Abend sehr krank und hat schon die dritte Nacht nicht geschlafen«, flüsterte die Stimme des Burschen, der für seinen Herrn besorgt war. »Sie sollten schon zuerst den Hauptmann wecken.«

»Es ist etwas sehr Wichtiges vom General Dochturow«, sagte Bolchowitinow, tastete nach der Tür, öffnete sie und trat ein.

Der Bursche ging voran und weckte jemanden.

»Euer Wohlgeboren! Euer Wohlgeboren! Ein Kurier!«

»Wie? Was? Von wem?« fragte eine verschlafene Stimme.

»Von Dochturow und von Alexej Petrowitsch. Napoleon ist in Fominskoje«, erwiderte Bolchowitinow. Er konnte zwar in der Dunkelheit den, der ihn gefragt hatte, nicht sehen, vermutete aber dem Klang der Stimme nach, daß es nicht Konownizyn sei.

Der Mann, den man geweckt hatte, gähnte und dehnte sich.

»Ich möchte ihn nicht aufwecken«, sagte er und tastete nach etwas. »Er ist nicht wohl. Vielleicht sind es nur Gerüchte.«

»Hier ist die Meldung«, versetzte Bolchowitinow. »Ich habe den Befehl, sie unverzüglich dem General vom Dienst zu übergeben.«

»Warten Sie, ich mache gleich Licht. Wo kramst du nur immer alles hin, du verflixter Kerl!« wandte er sich an den Burschen und dehnte sich wieder. Es war Schtscherbinin, der Adjutant Konownizyns. »Da ist es, ich habe es gefunden«, fügte er dann hinzu.

Der Bursche schlug Feuer. Schtscherbinin tastete nach dem Leuchter.

»Ach, diese elenden Kerle«, murmelte er mit Abscheu.

Beim Schein der Funken erblickte Bolchowitinow das junge Gesicht Schtscherbinins, der das Licht in der Hand hielt, und vorn in der Ecke noch einen zweiten Menschen, der schlief. Das war Konownizyn.

Als der Schwefelfaden vom Zunder angebrannt war und erst in blauer, dann in roter Flamme brannte, zündete Schtscherbinin die Talgkerze an, während die Schaben, die sie benagt hatten, am Leuchter hinunterliefen. Dann betrachtete er den Boten. Bolchowitinow war ganz mit Schmutz bedeckt, und auch sein Gesicht war, da er es mit dem Ärmel abgewischt hatte, gänzlich beschmiert.

»Wer hat denn die Meldung gemacht?« fragte Schtscherbinin und nahm den Brief entgegen.

»Es ist eine zuverlässige Nachricht«, antwortete Bolchowitinow. »Sowohl die Gefangenen als auch die Kosaken und die Kundschafter, alle sagen einstimmig dasselbe.«

»Da hilft nichts, da muß ich ihn doch wecken«, stöhnte Schtscherbinin und ging zu dem Mann in der Nachtmütze hin, der sich mit seinem Mantel zugedeckt hatte.

»Peter Petrowitsch!« rief er. Konownizyn rührte sich nicht. »Für den Generalstab!« fügte er hinzu und lächelte, weil er wußte, daß diese Worte ihn sicherlich aufwecken würden.

Und wirklich, der Kopf in der Nachtmütze fuhr augenblicklich in die Höhe. Konownizyns hübsches, energisches Gesicht mit den wie vom Fieber geröteten Wangen behielt noch einen Augenblick den wirklichkeitsfernen Ausdruck der Verträumtheit bei, dann aber fuhr er plötzlich zusammen, und sein Gesicht nahm den gewohnt ruhigen und festen Ausdruck an.

»Nun, was gibt's? Von wem?« fragte er sogleich, doch nicht hastig, und blinzelte gegen das Licht.

Nachdem er die Meldung des Offiziers angehört hatte, erbrach Konownizyn den Brief und las ihn durch. Kaum hatte er ihn gelesen, als er mit den Beinen, die in wollenen Strümpfen steckten, auf den Lehm Boden niederfuhr und sich die Stiefel anzuziehen begann. Dann

nahm er die Nachtmütze ab, strich sich das Schläfenhaar glatt und zog den Uniformrock an. »Bist du schnell hergelaugt? Komm mit zum Durchlauchtigen.«

Konownizyn hatte sogleich begriffen, daß die eingelaufene Meldung von großer Wichtigkeit war und man nicht säumen durfte. Ob sie gut oder schlecht schien, daran dachte er nicht und fragte auch nicht danach. Das interessierte ihn nicht. Er betrachtete alle Kriegsangelegenheiten nicht mit seinem Verstand, nicht mit seiner Urteilskraft, sondern auf andere Weise. Er hatte im Herzen die feste, unausgesprochene Überzeugung, daß alles gut enden werde, doch daß man dem nicht allzu sehr vertrauen und noch weniger davon sprechen dürfe, sondern nur seine Pflicht zu tun habe. Und diese seine Pflicht erfüllte er und widmete ihr alle seine Kräfte.

Peter Petrowitsch Konownizyn wird ebenso wie Dochturow gewissermaßen nur anstandshalber auf der Liste der sogenannten Helden des Jahres 1812 zwischen den Namen Barclay, Rajewskij, Jermolow, Platow, Miloradowitsch und anderen geführt, stand ebenso wie Dochturow im Ruf eines Menschen von äußerst beschränkten Fähigkeiten und Kenntnissen, entwarf ebenso wie Dochturow niemals Schlachtenpläne, ist aber immer da zu finden, wo die Lage am schwierigsten ist. Seit er zum diensttuenden General ernannt worden war, schlief er immer bei offener Tür und hatte befohlen, daß jeder Bote ihn wecken solle. Während der Schlacht war er immer im Feuer, so daß Kutusow ihm deswegen Vorwürfe machte und Angst hatte, ihn irgendwohin zu schicken. So war er ebenso wie Dochturow eines der unscheinbaren Zahnräder, die, ohne hin und her zu fahren und Lärm zu machen, den wesentlichsten Teil einer Maschine bilden.

Als Konownizyn aus der Hütte in die feuchte, dunkle Nacht hinaustrat, zog er die Stirn kraus, teils weil seine Kopfschmerzen ärger geworden waren, teils wegen der unangenehmen Gedanken, die ihm jetzt in den Sinn kamen, wenn er sich vorstellte, in was für eine Aufregung alle diese einflußreichen Persönlichkeiten vom Stabe bei dieser Nachricht geraten würden, besonders Bennigsen, der seit Tarutino mit Kutusow bis aufs Messer verfeindet war; wie sie Vorschläge machen, sich streiten, Befehle erteilen und Veränderungen vornehmen würden. Und dieses Vorgefühl war ihm unangenehm, obgleich er wußte, daß es ohne dies nicht abging.

Und wirklich fing Toll, den er aufsuchte, um ihm diese neue Nachricht mitzuteilen, auch sogleich an, einem General, mit dem er zusammen wohnte, seine Ansichten auseinanderzusetzen, bis Konownizyn, der schweigend und müde zuhörte, ihn daran erinnerte, daß sie zum Durchlauchtigen gehen mußten.

Wie alle alten Leute schlief auch Kutusow in den Nächten wenig. Am Tag nickte er oft plötzlich einmal ein, aber nachts legte er sich unausgekleidet aufs Bett, überließ sich seinen Gedanken und schlief meist nicht.

So lag er auch jetzt auf seinem Bett, den schweren, großen, unförmigen Kopf in die fleischige Hand gestützt, blickte mit dem einen offenen Auge in die Dunkelheit und grübelte.

Seit Bennigsen mit dem Kaiser in brieflicher Verbindung stand, die größte Macht im Stabe besaß und ihm aus dem Weg ging, war Kutusow in einer Beziehung ruhiger geworden: nämlich, daß man ihn und das Heer nun nicht wieder zwingen werde, an einer zwecklosen Offensive teilzunehmen. Und dann dachte er, daß die Lehre der Schlacht bei Tarutino und des vorhergegangenen Tages, der ihm noch schmerzlich im Gedächtnis haftete, doch auch nicht ohne Wirkung bleiben könne.

Sie müssen doch einsehen, daß wir nur verlieren, wenn wir angreifen. Geduld und Zeit – das sind meine Kämpen im Streit! dachte Kutusow. Er wußte, daß man den Apfel nicht pflücken darf, solange er noch grün ist. Er fällt von selber ab, wenn er reif ist; pflückt man ihn aber grün, so schadet man nicht nur dem Apfel, sondern auch dem Baum und beißt sich selber die Zähne stumpf. Als erfahrener Jäger wußte er, daß das Wild verwundet war, und zwar so verwundet, wie nur die ganze russische Kraft verwunden konnte; ob aber die Wunde tödlich war oder nicht, das war noch eine ungeklärte Frage. Jetzt, nach Lauristons und Berthémys Sendung und nach den Meldungen der Freischärler, war sich Kutusow beinahe sicher, daß es tödlich verwundet war. Aber es fehlten noch die Beweise, man mußte noch warten.

Sie möchten gern hinlaufen und nachsehen, wie schwer sie ihn getroffen haben. Wartet nur, ihr werdet es schon sehen. Immer nur Manöver, immer nur Offensiven! dachte er. Und wozu das? Alle wollen sich auszeichnen. Als ob das Herumschlagen etwas Vergnügliches wäre. Sie sind ganz wie die Kinder, aus denen man auch nie richtig herausbekommt, wie eine Sache verlaufen ist, weil sie alle

beweisen wollen, wie gut sie sich herumzuschlagen verstehen. Aber darauf kommt es ja hier nicht an.

Und was für kunstvolle Manöver sie mir alle vorschlagen! Sie denken, wenn sie sich zwei, drei Zufälligkeiten ausgedacht haben – der Gesamtplan aus Petersburg fiel ihm ein –, dann haben sie alles überdacht. Aber wie unzählige Zufälle gibt es!

Die ungelöste Frage, ob die Wunde, die er dem Feind bei Borodino beigebracht hatte, tödlich war oder nicht, schwebte ihm schon einen ganzen Monat lang vor. Einerseits hatten die Franzosen Moskau eingenommen, andererseits aber fühlte Kutusow unzweifelhaft in tiefster Seele, daß der furchtbare Schlag, bei dem er zusammen mit ganz Rußland alle seine Kräfte angespannt hatte, tödlich sein mußte. Doch auf jeden Fall mußte er dafür Beweise haben; auf sie wartete er schon vier Wochen lang, und je mehr Zeit verging, um so ungeduldiger wurde er. Während er in schlaflosen Nächten auf seinem Bett lag, tat er dasselbe, was seine jungen Generäle taten, dasselbe, was er ihnen zum Vorwurf machte: er dachte sich ebenso wie diese jüngeren Leute alle nur möglichen Zufälle aus, nur mit dem Unterschied, daß er auf diese Annahmen nichts gründete und deren nicht zwei oder drei, sondern Tausende sah. Je weiter er überlegte, desto mehr solcher Zufälle boten sich ihm dar. Er überdachte alle nur möglichen Bewegungen der Napoleonischen Armee, der ganzen oder auch nur einzelner Teile von ihr, nach Petersburg, auf ihn zu, um ihn herum, überdachte – und das fürchtete er am meisten – die Möglichkeit, daß Napoleon ihn mit denselben Waffen bekämpfen, in Moskau bleiben und ihn erwarten könne. Er erwog sogar einen Rückzug der Napoleonischen Armee nach Medyn und Juchnow. Doch das einzige, was er nicht voraussehen konnte, war das, was in Wirklichkeit geschah: jenes sinnlose, krampfhaft Hinundherwerfen der Napoleonischen Truppen während der ersten elf Tage nach ihrem Abmarsch von Moskau, wodurch eben das ermöglicht wurde, was Kutusow damals trotz allem noch nicht zu hoffen wagte: die vollständige Vernichtung der Franzosen.

Dolochows Meldung über die Division Broussier, die Nachrichten der Freischärler über das Elend in Napoleons Armee, Gerüchte über Vorbereitungen zum Abmarsch aus Moskau – dies alles bestätigte die Annahme, daß die französische Armee geschlagen war und sich zur Flucht anschickte. Aber das waren nur Annahmen, die der Jugend

wichtig schienen, nicht aber Kutusow. Er wußte aus sechzigjähriger Erfahrung, was für ein Gewicht man Gerüchten beizulegen hat, wußte, wie geschickt Leute, die irgendeine Absicht haben, alle Nachrichten so zu gruppieren verstehen, daß sie das Beabsichtigte zu bestätigen scheinen, und wußte, wie gern man in einem solchen Fall alles wegläßt, was dem entgegenläuft. Und je mehr Kutusow es wünschte, um so weniger erlaubte er sich, daran zu glauben. Aber diese Frage nahm alle seine Seelenkräfte in Anspruch. Alles übrige war für ihn nur gewohnte Lebensausfüllung. Als solche gewohnte Zeitausfüllungen und Zugeständnisse an das Leben betrachtete er seine Gespräche mit den Staboffizieren, seine Briefe an Madame de Stael²²⁰, die er von Tarutino aus schrieb, das Lesen von Romanen, das Verteilen von Auszeichnungen, seinen Briefwechsel mit Petersburg und so weiter. Der Untergang der Franzosen, den nur er vorausgesehen hatte, war sein einziger Herzenswunsch.

An all dies dachte er auch in der Nacht des 11. Oktober, als er, den Kopf auf die Hand gestützt, auf seinem Bett lag.

Da rührte sich etwas im Nebenzimmer, man vernahm Tolls, Kownozyns und Bolchowitinows Schritte.

»He, wer da? Herein, kommen Sie herein! Was gibt's Neues?« rief ihnen der Feldmarschall zu.

Während ein Lakai die Kerze anzündete, erstattete Toll über den Inhalt der Meldung Bericht.

»Wer hat diese Meldung gebracht?« fragte Kutusow mit einem Gesicht, das Toll, als die Kerze angezündet war, durch seine kalte Strenge auffiel.

»Es kann nicht daran gezweifelt werden, Durchlaucht.«

»Rufe ihn herein, hier herein.«

Kutusow saß da und hatte das eine Bein aus dem Bett heraushängen, während sein schwerer Bauch auf dem anderen ruhte, das er unterschlagen hatte. Er kniff sein sehendes Auge zusammen, um den Abgesandten besser sehen zu können, als wolle er aus dessen Zügen herauslesen, was ihn so beschäftigte.

»Sag mal, mein Lieber«, redete er Bolchowitinow mit seiner sanften Greisenstimme an, indem er das über der Brust offenstehende Hemd zusammenzog. »Komm einmal näher heran. Was bringst du mir

da für Histörchen? Was? Napoleon aus Moskau fort? Ist das auch wahr? Wie?«

Bolchowitinow berichtete von Anfang an und in allen Einzelheiten, was ihm aufgetragen worden war.

»Sprich schneller, schneller, spanne mich nicht auf die Folter!« unterbrach ihn Kutusow.

Als Bolchowitinow alles berichtet hatte, schwieg er und wartete auf einen Befehl. Toll wollte etwas sagen, doch Kutusow unterbrach ihn. Er wollte sprechen, aber plötzlich bedeckte sich sein Gesicht mit Runzeln und Falten, er winkte Toll nur mit der Hand ab und wandte sich nach der anderen Seite, nach der Ecke des niederen Raumes, wo die rauchgeschwärzten Heiligenbilder hingen.

»O du mein Gott und Schöpfer! Du hast unser Gebet erhört ...« sagte er mit zitternder Stimme und faltete die Hände. »Rußland ist gerettet. Ich danke dir, Herrgott.« Und er brach in Tränen aus.

Von der Zeit an, da Kutusow diese Nachricht erhalten hatte, beschränkt sich seine Tätigkeit bis zum Ende des Feldzuges darauf, durch Macht, List und Bitten seine Truppen von unnötigen Angriffen, Manövern und Zusammenstößen mit einem Feind zurückzuhalten, der von selber in sein Verderben rannte. Dochturow geht nach Malo-Jaroslawež, aber Kutusow mit der ganzen Armee zögert noch und gibt den Befehl, Kaluga zu räumen, weil ihm der Rückzug hinter diese Stadt gut ausführbar scheint.

Kutusow geht überall zurück, doch der Feind wartet sein Zurückgehen nicht ab, sondern flieht in entgegengesetzter Richtung.

Die Geschichtsschreiber Napoleons schildern uns dessen kunstvolles Manöver bei Tarutino und Malo-Jaroslawež und werfen die Frage auf, was geworden wäre, wenn es Napoleon gelungen wäre, in die reichen südlichen Provinzen einzudringen.

Aber ganz abgesehen davon, daß nichts Napoleon gehindert hat, in diese südlichen Provinzen vorzudringen, da die russische Armee ihm ja den Weg freigab, vergessen diese Geschichtsschreiber ganz, daß Napoleons Heer durch nichts mehr zu retten war, weil es schon damals die sicheren Bedingungen des Verderbens in sich trug. Warum hätte diese Armee, die in Moskau so überreiche Lebensmittel vorgefunden und sie sich nicht zu bewahren gewußt, sondern sie mit Füßen getreten hatte, warum hätte diese Armee, die in Smolensk den Proviant nicht regelrecht zusammengetragen, sondern geraubt hatte, warum hätte diese Armee im Gouvernement Kaluga besser verfahren sollen, das doch mit ebensolchen Russen wie Moskau besiedelt war und wo das Feuer dieselbe Eigenschaft besaß, das zu verbrennen, was man ansteckte?

Diese Armee konnte nirgends besser werden. Seit der Schlacht bei Borodino und der Plünderung Moskaus trug sie die Keime der Zersetzung in sich.

Die Mannschaften dieser einstmaligen Armee flohen mit ihren Führern, ohne selber zu wissen wohin, nur in dem einen Wunsch, den Napoleon ebenso wie jeder Soldat hatte: die eigene Person sobald wie

möglich aus dieser trostlosen Lage zu retten, die sie, wenn auch unklar, jetzt doch alle erkannten.

Deshalb siegte auf dem Kriegsrat zu Malo-Jaroslawez, wo die Generäle taten, als berieten sie, und verschiedene Vorschläge laut werden ließen, die zuletzt vorgebrachte Ansicht der schlichten Soldatennatur Moutons, der aussprach, was die anderen im stillen dachten, nämlich, daß man so schnell wie möglich abmarschieren müsse. Niemand, selbst Napoleon nicht, konnte gegen diese von allen anerkannte Wahrheit etwas erwidern.

Doch obgleich alle wußten, daß ihnen jetzt nichts anderes übrigblieb, als zu fliehen, schrakten sie vor dieser Erkenntnis doch noch wie vor einer Schande zurück. Es bedurfte eines äußeren Anstoßes, um dieses Gefühl der Schande zu besiegen. Und dieser Anstoß kam zur richtigen Zeit. Es war das bei den Franzosen so genannte »Hourra de l'Empereur«.

Am Tag nach dem Kriegsrat ritt Napoleon frühmorgens, als wolle er die Truppen und das letzte und künftige Schlachtfeld besichtigen, mit einer Anzahl Marschällen und einem Gefolge mitten durch die Stellungslinie seiner Truppen. Kosaken, die auf Beute ausgegangen waren, stießen auf den Kaiser selbst und hätten ihn beinahe gefangen. Wenn die Kosaken Napoleon dieses Mal nicht gefangen nahmen, so rettete ihn dasselbe, was seine Franzosen ins Verderben lockte: die Beute, auf die sich wie in Tarutino so auch hier die Kosaken stürzten, ohne auf die Menschen zu achten. Sie kümmerten sich nicht um den Kaiser, sondern fielen nur über die Beute her, und Napoleon konnte entkommen.

Wenn nun schon les enfants du Don²²¹ den Kaiser selber mitten aus seinem Heer bei einem Haar gefangengenommen hätten, so war es klar, daß nichts übrigblieb, als so schnell wie möglich auf dem nächsten bekannten Weg zu fliehen. Napoleon, der mit seinem vierzigjährigen Bäumlein nicht mehr die frühere Beweglichkeit und Unternehmungslust in sich fühlte, verstand diesen Wink von oben. Und unter dem Einfluß der Angst, die ihm die Kosaken eingeblöbt hatten, erklärte er sich sogleich mit Mouton einverstanden und erteilte, wie die Geschichtsschreiber berichten, den Befehl zum Rückzug auf der Smolensker Straße.

Daß sich Napoleon mit Mouton einverstanden erklärte und daß die Truppen zurückgingen, beweist nicht, daß es auf seinen Befehl hin

geschehen sei, sondern beweist nur, daß dieselben Kräfte, die auf die ganze Armee einwirkten in dem Sinn, sie in der Richtung nach der Straße nach Moshaisk zurückzutreiben, gleichzeitig ihre Wirkung auch auf Napoleon erstreckten.

Wenn sich ein Mensch in fortschreitender Bewegung befindet, denkt er sich immer ein Ziel für dieses Vorwärtsstreben aus. Um tausend Werst zurückzulegen, muß er sich unbedingt vorstellen, daß ihm am Ende dieser tausend Werst etwas Gutes winkt. Diese Vorstellung eines Gelobten Landes am Ziel ist nötig, um die Kraft zum Vorwärtsstreben zu haben.

Dieses Gelobte Land war für die Franzosen bei ihrem Einmarsch in Rußland Moskau, bei ihrem Abzug die Heimat. Aber die Heimat war noch fern, und ein Mensch, der tausend Werst zu gehen hat, wird sich, ohne an das Endziel zu denken, unbedingt erst sagen: heute gehe ich vierzig Werst bis zu dem und dem Rastort und Nachtlager. Und dieser nächstliegende Rastort wird am ersten Tag das endgültige Ziel fast in den Schatten stellen und alle Wünsche und Hoffnungen in Anspruch nehmen. Und dieses Streben, das sich bei einem einzelnen Menschen zeigt, tritt bei einer Menge nur noch in vergrößertem Maßstab zutage.

Für die Franzosen, die auf der alten Smolensker Landstraße zurückfluteten, war das endgültige Ziel, die Heimat, noch zu weit, das nächste Ziel aber, auf das sich, durch die Masse der Menschen zu riesigem Ausmaß gesteigert, all ihre Wünsche und Hoffnungen richteten, war Smolensk. Nicht etwa, weil die Leute gedacht hätten, daß in Smolensk viel Proviant und frische Truppen seien, nicht etwa, weil man ihnen dies gesagt hätte – im Gegenteil, die höheren Offiziere und Napoleon selbst wußten ganz genau, daß es dort wenig Lebensmittel gab –, sondern weil nur diese Vorstellung ihnen die Kraft zum Vorwärtseilen und zum Ertragen aller gegenwärtigen Entbehrungen verlieh. Und so betrogen sowohl die Wissenden als auch die Unwissenden in gleicher Weise sich selbst und strebten nach Smolensk wie nach einem Gelobten Land.

Als die Franzosen die große Heerstraße erreicht hatten, eilten sie mit erstaunlicher Energie und unerhörter Schnelligkeit auf ihr eingebildetes Ziel zu. Außer dem allgemeinen Streben, das alle zu einem großen Ganzen zusammenschweißte und ihnen diese Energie verlieh, gab es noch etwas anderes, das sie zusammenhielt. Und das war die große Masse. Ihre ungeheure Menge zog wie nach dem

physikalischen Gesetz der Anziehung alle diese einzelnen Atome, diese Menschen, an sich. Mit ihrer hunderttausendköpfigen Masse bewegten sie sich vorwärts wie ein ganzer Staat.

Jeder einzelne hatte nur den einen Wunsch, sich gefangenzugeben und so allen Schrecken und Leiden zu entgehen. Aber einerseits zog die Kraft des allgemeinen Strebens nach dem Ziel Smolensk alle in derselben Richtung fort, andererseits konnte sich doch ein ganzes Armeekorps nicht einer einzelnen Kompanie gefangen geben, und wenn auch die Franzosen jede günstige Gelegenheit benutzten, um voneinander loszukommen, und sich bei dem geringsten anständigen Vorwand gefangen gaben, so bot sich doch eine solche Gelegenheit nicht immer. Eben ihre Masse und ihr zusammengedrängtes, schnelles Vorwärtsmarschieren beraubte sie dieser Möglichkeit und machte es den Russen nicht nur schwer, sondern sogar unmöglich, diese Bewegung aufzuhalten, auf die die ganze Energie der Masse der Franzosen gerichtet war. Ein mechanisches Auseinanderreißen dieses Körpers hätte den Zersetzungsprozeß, der sich vollzog, nicht über die ihm bestimmten Grenzen hinaus beschleunigen können.

Ein Schneeball kann nicht in einem Augenblick zu Wasser werden. Es bedarf einer gewissen Spanne Zeit, vor deren Ablauf keine Wärmekraft den Schnee zum Schmelzen bringen kann. Im Gegenteil, je größer die Hitze ist, desto fester wird der übrigbleibende Schnee.

Doch dafür hatte von den russischen Heerführern keiner Verständnis außer Kutusow. Als die Flucht des französischen Heeres auf der Straße nach Smolensk eine feste Richtung zeigte, wurde das, was Konownizyn in der Nacht vom 11. Oktober vorausgesehen hatte, zur Wirklichkeit. Alle hohen Offiziere der russischen Armee wollten sich auszeichnen, wollten die Franzosen abschneiden, umzingeln, gefangen nehmen, zurückwerfen, und alle drängten zur Offensive.

Nur Kutusow verwandte alle seine Kräfte darauf – und die Kräfte eines Oberkommandierenden sind nicht allzu groß –, jedem Angriff entgegenzuwirken.

Das, was wir heute sagen, konnte er ihnen nicht auseinandersetzen: wozu eine Schlacht schlagen und den Franzosen den Weg versperren, wozu Leute verlieren, wozu das unmenschliche Niedermachen dieser Unglücklichen, wozu dies alles, wenn von Moskau bis Wjasma auch ohne Schwertstreich schon ein Drittel dieses Heeres weggeschmolzen war? Aber er sagte ihnen, was er aus der Weisheit seines Alters zog

und was sie begreifen konnten, sprach ihnen von einer goldenen Brücke, aber sie machten sich nur über ihn lustig, verleumdeten ihn, tobten und warfen sich wegen des getöteten Wildes in die Brust.

Bei Wjasma konnten Jermolow, Miloradowitsch, Platow und andere, die sich in der Nähe der Franzosen befanden, dem Verlangen nicht widerstehen, zwei französische Armeekorps abzuschneiden und niederzuwerfen. An Kutusow schickten sie, um ihm ihre Absicht mitzuteilen, statt einer Meldung einen Umschlag mit einem Blatt weißen Papiers.

Doch wie sehr Kutusow sich auch bemühte, die Truppen zurückzuhalten, sie griffen dennoch an und versuchten den Franzosen den Weg zu versperren. Infanterieregimenter gingen, wie erzählt wird, mit Musik und Trommelwirbel zum Angriff vor, schlugen sich und verloren Tausende von Leuten.

Aber sie schnitten niemanden ab und warfen niemanden zurück. Und die französische Armee, die durch die Gefahr nur fester zusammengeschweißt wurde, setzte, gleichmäßig weiter schmelzend, ihren zum Untergang führenden Weg nach Smolensk fort.

VIERZEHNTER TEIL

1

Die Schlacht bei Borodino, die darauf folgende Besetzung Moskaus und dann die Flucht der Franzosen, ohne daß eine weitere Schlacht stattgefunden hätte, gehören zu den lehrreichsten Erscheinungen, die uns die Weltgeschichte bietet.

Alle Geschichtsschreiber sind darüber einig, daß sich das Wirken der Staaten und Völker nach außen hin bei Zusammenstößen durch Kriege bekundet, und daß unmittelbar auf Grund der größeren oder kleineren Erfolge im Krieg die politische Macht eines Staates oder Volkes größer oder geringer wird.

Wie seltsam es in den geschichtlichen Schilderungen auch klingen mag, daß ein König oder Kaiser, der sich mit einem anderen König oder Kaiser gezankt hat, ein Heer sammelt, sich mit dem Heer seines Feindes schlägt, den Sieg davonträgt, drei-, fünf- oder zehntausend Menschen hinmordet und sich dadurch den feindlichen Staat und ein ganzes Volk von mehreren Millionen unterwirft, wie unbegreiflich es auch ist, warum eine Niederlage des Heeres allein, also bloß eines Hundertstels der gesamten Volkskraft, einen Staat zur Unterwerfung zwingen kann – so bestätigen doch alle Tatsachen der Geschichte, soweit sie uns bekannt ist, die Richtigkeit der Behauptung, daß größere oder kleinere Erfolge im Krieg der Grund oder wenigstens die wesentlichsten Anzeichen der wachsenden oder schrumpfenden Macht eines Volkes sind. Hat das Heer einen Sieg errungen, so dehnen sich sogleich die Rechte des siegreichen Volkes auf Kosten des besiegten aus; hat es eine Niederlage erlitten, so sieht sich das ganze Volk je nach dem Grad dieser Niederlage sogleich seiner Rechte beraubt und muß sich bei einer vollständigen Niederlage seines Heeres gänzlich unterwerfen.

So war es, wie die Geschichte lehrt, von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Alle Kriege Napoleons dienen dieser Tatsache zur Bestätigung. Nach dem Grad der eignen Niederlagen verlor Österreich seine Rechte, während die Rechte und Kräfte Frankreichs dadurch wuchsen. Der Sieg der Franzosen bei Jena und Auerstedt machte der selbständigen Stellung Preußens ein Ende.

Und nun ereignet sich im Jahre 1812 plötzlich dies: die Franzosen siegen vor Moskau, nehmen die Stadt ein, und als Folge davon hört, ohne daß eine neue Schlacht geliefert worden wäre, nicht etwa Rußland auf zu existieren, sondern die sechsmalshunderttausend Mann starke französische Armee und gleich darauf das ganze Napoleonische Frankreich. Den Grundsätzen der Geschichte zuliebe den Tatsachen Gewalt anzutun und zu behaupten, das Schlachtfeld bei Borodino sei in den Händen der Russen geblieben, oder es seien nach der Einnahme Moskaus noch weitere Schlachten geschlagen worden, die die Napoleonische Armee vernichtet hätten, ist unmöglich.

Nach der Schlacht bei Borodino fand weder eine Generalschlacht noch überhaupt irgendein Zusammenstoß von Bedeutung statt, und das französische Heer hörte dennoch auf zu existieren. Was bedeutet das? Wäre dies ein Beispiel aus der Geschichte Chinas, so könnten wir sagen, dieser Fall sei kein historischer – die gewöhnliche Ausrede der Geschichtsschreiber, wenn ihnen etwas nicht in den Kram paßt –, hätte es sich um einen vorübergehenden Zusammenstoß gehandelt, an dem nur eine geringe Anzahl Truppen teilgenommen hätte, so könnten wir diese Erscheinung für eine Ausnahme halten. Aber dieses Ereignis vollzog sich vor den Augen unserer Väter, für die es über Leben und Tod ihres Vaterlandes die Entscheidung brachte, und dieser Kampf war einer der größten aller Kriege, die wir kennen,

Die Periode im Feldzug des Jahres 1812 von der Schlacht bei Borodino bis zur Vertreibung der Franzosen hat bewiesen, daß eine gewonnene Schlacht nicht nur kein Grund zu Eroberungen, sondern nicht einmal ein zuverlässiges Anzeichen dafür ist, und daß die Kraft, die das Schicksal der Völker entscheidet, nicht auf Eroberungen, ja nicht einmal auf Armeen und Schlachten fußt, sondern auf etwas ganz anderem.

Französische Geschichtsschreiber, die uns die Lage ihrer Armee vor dem Abmarsch aus Moskau schildern, behaupten, daß bei diesem großen Heer mit Ausnahme der Kavallerie, Artillerie und des Trains alles in Ordnung gewesen sei, es habe eben nur an Futter für Pferde und Zugtiere gefehlt. Und diesem Mangel sei auch nicht abzuhelfen gewesen, da die Bauern der Umgegend ihr Heu verbrannt hätten, statt es den Franzosen auszuliefern.

Die gewonnene Schlacht zeitigte nicht die gewohnten Resultate, weil die Bauern Karp und Wlas, die nach dem Einzug der Franzosen

mit ihren Fuhrwerken nach Moskau kamen, um in der Stadt zu plündern, und die auch sonst keine heldenmütigen Gefühle an den Tag legten, ihr Heu ebenso wie die ungezählten anderen Bauern für all das gute Geld, das man ihnen bot, nicht in die Stadt fuhren, sondern lieber verderben ließen oder verbrannten.

Stellen wir uns zwei Männer vor, die nach allen Regeln der Fechtkunst mit dem Degen ein Duell ausfechten. Der Kampf hat schon eine ziemliche Weile gedauert. Da fühlt sich der eine verwundet, sieht ein, daß es kein Scherz ist, sondern um Leben und Tod geht, wirft den Degen beiseite, greift nach dem ersten besten Knüppel und fängt an, mit diesem um sich zu schlagen. Stellen wir uns weiter vor, daß dieser Kämpfer, der sich so vernünftig des besten und einfachsten Mittels zur Erreichung seines Zweckes bedient hat, später, weil er für die Überlieferungen des Rittertums schwärmt, den wahren Sachverhalt verheimlichen und darauf bestehen wollte, daß er den Sieg nach allen Regeln der Kunst mit dem Degen errungen habe. Man kann sich vorstellen, was für eine Verwirrung und Unklarheit aus einer solchen Darstellung des Duells entspringen würde.

Der Fechter, der den Kampf nach allen Regeln der Kunst herausforderte, waren die Franzosen, sein Gegner, der den Degen beiseite warf und zum Knüppel griff, waren die Russen, die Leute, die sich Mühe geben, alles nach den Regeln der Kunst zu erklären, sind die Historiker, die dieses Ereignis beschrieben haben.

Mit dem Brand von Smolensk hatte ein Krieg eingesetzt, der mit keiner Tradition früherer Kriege zu vergleichen war. Das Einäschern der Städte und Dörfer, der Rückzug nach gewonnener Schlacht, der Schlag bei Borodino und dann nochmals der Rückzug, der Brand Moskaus, das Abfangen der Marodeure, die Wegnahme von Transporten, der Freischärlerkrieg – dies alles waren Abweichungen von der Regel.

Napoleon fühlte dies, und seit der Zeit, da er sich in der regelrechten Pose eines Fechters in Moskau hingestellt und gesehen hatte, daß der Gegner statt des Degens einen Knüppel über seinem Haupt schwang, beklagte er sich ununterbrochen bei Kutusow und Kaiser Alexander darüber, daß der Krieg gegen alle Regeln geführt werde, als ob es für das Hinmorden von Menschen Regeln gäbe. Doch trotz aller Klagen der Franzosen über das Mißachten der Kriegsregeln, und

obgleich es auch allen Russen höheren Standes aus irgendeinem Grund beschämend schien, mit dem Knüppel dreinzuschlagen, und sie lieber nach allen Regeln der Kunst eine Quart- oder Terzlage eingenommen oder einen kunstvollen Ausfall in der Prime gemacht hätten, erhob sich der Knüppel des Volkskrieges mit all seiner drohenden, majestätischen Kraft, fragte nach niemand's Geschmack und nach keinerlei Regeln, sondern erhob sich in dummer Einfalt, aber Zweckmäßigkeit, ohne viel zu bedenken, schlug zu und verprügelte die Franzosen so lange, bis das ganze Invasionsheer niedergemacht war.

Und Dank sei unserem Volk, das nicht wie die Franzosen im Jahre 1813 nach allen Regeln der Kunst salutiert, den Degen umgewendet und ihn anmutig und höflich einem großmütigen Sieger übergeben hat, sondern im Augenblick der Prüfung, ohne zu fragen, nach welchen Regeln andere Völker in ähnlichen Fällen losgeschlagen haben, mit Einfalt und Harmlosigkeit zum ersten besten Knüppel gegriffen und mit ihm so lang losgedroschen hat, bis sich das Gefühl der Erbitterung und Rache in seiner Seele in Verachtung und Mitleid aufgelöst hatte.

2

Eine der handgreiflichsten und vorteilhaftesten Abweichungen von den sogenannten Kriegsregeln ist das Vorgehen Vereinzelter gegen eng zusammengeschlossene Menschenhaufen. Ein solches Verfahren tritt immer dann in Erscheinung, wenn der Krieg einen volkstümlichen Charakter annimmt. Es besteht darin, daß sich die Mannschaften, statt Haufe gegen Haufe vorzugehen, auflockern, einzeln angreifen und sofort fliehen, wenn größere Kräfte über sie herfallen, dafür aber später, sobald sich wieder eine Gelegenheit bietet, von neuem angreifen. So machten es die Guerilla-Kämpfer in Spanien²²², die Bergvölker im Kaukasus und nun auch die Russen im Jahre 1812.

Einen derartigen Krieg nannte man Freischarenkrieg in der Annahme, durch diese Bezeichnung seine Bedeutung erklärt zu haben. Indessen deckt sich diese Art der Kriegführung nicht nur mit keiner Regel, sondern läuft geradezu einer bekannten und als unfehlbar anerkannten taktischen Vorschrift zuwider. Diese Vorschrift sagt, daß der Angreifer seine Truppen zu konzentrieren habe, um im Augenblick des Zusammenpralls stärker zu sein als der Gegner.

Der Freischarenkrieg, der, wie die Geschichte lehrt, immer erfolgreich gewesen ist, schlägt ein dieser Regel geradezu entgegengesetztes Verfahren ein.

Dieser Widerspruch erklärt sich daraus, daß die Kriegswissenschaft die Kraft eines Heeres für gleichbedeutend hält mit seiner Zahl. Die Kriegswissenschaft sagt: Je größer ein Heer, desto größer die Kraft. Les gros bataillons ont toujours raison.

Wenn die Kriegswissenschaft dies behauptet, so ist dies dasselbe, wie wenn man in der Mechanik die Kräfte nur nach dem Verhältnis ihrer Masse einschätzen und sagen wollte, daß sie einander gleich oder ungleich seien, weil ihre Massen einander gleich oder ungleich sind. Kraft – das Ausmaß der Bewegung – ist Produkt aus Masse und einer Unbekannten X.

Ebenso ist beim Kriegshandwerk die Kraft der Truppen das Produkt aus Masse und einem Unbekannten X.

Da aber die Kriegswissenschaft in der Geschichte unzählige Beispiele sieht, wo sich die Masse der Truppen nicht mit ihrer Kraft deckt, wo kleine Abteilungen große besiegen, so anerkennt sie dunkel das Vorhandensein dieser unbekanntes Größe und bemüht sich, sie bald in der geometrischen Aufstellung, bald in der Bewaffnung, bald – und das ist das Gewöhnlichste – in der Genialität der Heerführer zu finden. Doch das Einsetzen der Werte all dieser Koeffizienten ergibt keine mit den geschichtlichen Tatsachen übereinstimmenden Resultate.

Indessen braucht man sich nur von der feststehenden, die Helden begünstigenden, irrigen Ansicht von der Wirksamkeit der Befehle einer Oberleitung während des Krieges loszumachen, um dieses X zu finden.

Dieses X ist der Geist der Truppen, das heißt das größere oder geringere Verlangen all der Menschen, aus denen sich ein Heer zusammensetzt, zu kämpfen und Gefahren zu bestehen, völlig unabhängig davon, ob sich diese Menschen unter dem Kommando genialer oder nichtgenialer Feldherrn schlagen, in zwei oder drei Linien aufgestellt sind und mit Knüppeln oder Flinten, die dreißig Schuß in der Minute abgeben, kämpfen. Menschen, die das denkbar größte Verlangen haben, sich zu schlagen, werden sich auch immer in die allervorteilhaftesten Kampfbedingungen zu versetzen wissen.

Der Geist der Truppen ist der Multiplikator der Masse, der als Resultat die Kraft ergibt. Aufgabe der Wissenschaft ist es, die Bedeutung dieses unbekanntes Multiplikators, des Truppengeistes, zu bestimmen und auszudrücken.

Diese Aufgabe zu lösen wird nur dann möglich sein, wenn wir aufhören, statt der Bedeutung der Unbekanntes X willkürlich jene Bedingungen einzusetzen, unter denen die Kraft zutage tritt, wie die Befehle der Heerführer, die Bewaffnung und so weiter, und sie für den Multiplikator zu halten, wenn wir dieses X in seiner ganzen Größe anerkennen, nämlich das größere oder geringere Verlangen, zu kämpfen und sich in Gefahr zu begeben. Erst wenn wir bekannte historische Tatsachen durch Gleichungen ausdrücken und den relativen Wert dieser Unbekanntes vergleichen, können wir hoffen, sie selber zu bestimmen.

Zehn Mann, Bataillone oder Divisionen haben mit fünfzehn Mann, Bataillonen oder Divisionen gekämpft und den Sieg davongetragen,

das heißt, sie haben alle ohne Ausnahme getötet oder gefangengenommen und selber dabei vier von ihren zehn verloren. Folglich sind auf der einen Seite vier, auf der anderen fünfzehn umgekommen. Demnach waren vier gleich fünfzehn, also $4x = 15y$. Folglich $x:y = 15:4$. Diese Gleichung ergibt nicht den Wert der Unbekannten, aber sie ergibt das Verhältnis zwischen zwei Unbekannten. Bringt man nun verschiedene geschichtliche Tatsachen – Schlachten, Feldzüge, Kriegsperioden – einzeln genommen in die Form solcher Gleichungen, so erhält man eine Reihe von Zahlen, in denen die sie bedingenden Gesetze enthalten sein müssen und enthüllt werden können.

Die taktische Regel, daß man bei einem Angriff in Massen vordringen, beim Rückzug aber einzeln zurückgehen müsse, bestätigt bloß unbewußt die Wahrheit, daß die Kraft eines Heeres nur von seinem Geist abhängt. Um Menschen ins Feuer zu führen, bedarf es einer größeren, nur durch Massenbewegung zu erreichenden Disziplin als dazu, den Verfolgern zu entrinnen. Aber diese Regel, bei der der Geist der Truppen ganz außer acht gelassen wird, erweist sich ständig als falsch und widerspricht der Wirklichkeit besonders auffällig in allen jenen Fällen, wo ein starker Aufschwung oder Verfall des Truppengeistes in Erscheinung tritt: bei allen Volkskriegen.

Obgleich sich nun nach dieser taktischen Regel die Franzosen bei ihrem Rückzug 1812 einzeln hätten zurückziehen müssen, drängen sie sich doch in Haufen zusammen, weil der Geist ihrer Truppen so gesunken ist, daß nur noch die Masse sie zusammenzuhalten vermag. Und die Russen, die umgekehrt der taktischen Regel nach in Massen hätten angreifen müssen, gehen in Wirklichkeit einzeln vor, weil ihr Geist so gehoben ist, daß selbst einzelne Leute, ohne daß jemand es ihnen befohlen oder sie dazu gezwungen hätte, auf die Franzosen losschlagen und sich allen Mühen und Gefahren unterziehen.

3

Der sogenannte Freischarenkrieg hatte begonnen, als der Feind in Smolensk eingezogen war.

Doch schon bevor diese Art des Kämpfens von unserer Regierung offiziell anerkannt worden war, hatten Kosaken und Bauern Tausende von Leuten der feindlichen Armee – Zurückgebliebene, Marodeure und Lastfahrer – ebenso instinktmäßig niedergeschlagen, wie Hunde einen zugelaufenen tollen Hund totbeißen. Denis Dawydow mit seinem russischen Urgefühl begriff als erster die ganze Bedeutung dieses furchtbaren Knüppels, der, ohne nach den Regeln der Kriegskunst zu fragen, die Franzosen niedermachte, und ihm gebührt der Ruhm, den ersten Schritt getan zu haben, um dieser Methode der Kriegführung Anerkennung zu verschaffen.

Am 24. August bildete sich unter Dawydow²²³ die erste Freischar, und bald darauf entstanden viele andere. Je länger sich der Krieg hinzog, um so größer wurde die Zahl dieser Scharen.

Die Freischärler vernichteten die große Armee Stück für Stück. Sie suchten sich die welken Blätter aus, die von selbst von dem vertrockneten Baum, dem französischen Heer, abfielen, und schüttelten auch mitunter an diesem Baum selber. Im Oktober, also zu der Zeit, als die Franzosen nach Smolensk zurückflohen, gab es Hunderte solcher Freischaren von verschiedener Größe und Art. Es gab Abteilungen, die alle Gliederungen der Armee übernommen hatten, mit Infanterie, Artillerie, Generalstab und allen sonstigen Annehmlichkeiten des Lebens, dann wieder Abteilungen, die nur aus reitenden Kosaken bestanden, kleine, aus Fußvolk und Reitern gemischt, und Abteilungen von Bauern und Gutsbesitzern, von denen niemand etwas wußte. Da war ein Küster Anführer einer Freischar, die in einem Monat mehrere hundert Gefangene einbrachte, da war eine Dorfschulzenfrau Wassilissa²²⁴, die Hunderte von Franzosen niedermachte.

Die letzten Tage des Oktober bildeten für diesen Krieg den Höhepunkt. Jene erste Periode des Krieges, in der die Freischärler noch selber über ihre Kühnheit gestaunt und jeden Augenblick gefürchtet hatten, von den Franzosen umringt und gefangen zu werden, in der sie nicht aus dem Sattel gekommen waren und sich, immer der Verfol-

gung gewärtig, zu Pferd in den Wäldern versteckt hatten – jene Periode war nun vorüber. Jetzt hatte diese Kriegführung schon klare Formen angenommen: alle wußten, was man sich gegen die Franzosen herausnehmen durfte und was nicht. Jetzt hielten nur noch jene Freischaren vieles für unmöglich, die mit einem Generalstab und nach allen Regeln der Kriegskunst arbeiteten und sich weitab von den Franzosen befanden. Die kleinen jedoch, denen das Handwerk schon vertraut war und die sich die Franzosen schon oft aus der Nähe angesehen hatten, hielten selbst das für möglich, woran die Führer großer Abteilungen nicht einmal zu denken wagten. Und nun gar die Kosaken und Bauern, die zwischen den Franzosen herumschlichen, die waren bereits der Ansicht, daß jetzt schlechterdings alles möglich sei.

Am 22. Oktober befand sich Denissow, der Anführer einer Freischar war, mit seinen Leuten auf dem Gipfel der Freischärlerbegeisterung. Seit dem frühen Morgen war er mit seinem Zug unterwegs. Den ganzen Tag über hatte er in den Wäldern, die sich neben der Heerstraße hinzogen, einen großen französischen Transport von Kavalleriebagage und russischen Gefangenen verfolgt, der sich von den anderen Truppen gelöst hatte und unter starker Bedeckung, wie ihm durch Kundschafter und Gefangene hinterbracht worden war, nach Smolensk vorrückte. Von diesem Transport wußten nicht nur Denissow und Dolochow, der ebenfalls ein kleines Freikorps unter sich hatte, das sich in Denissows Nähe befand, sondern auch die Befehlshaber größerer Abteilungen mit Generalstäben. Sie alle hatten von diesem Transport Kenntnis und wetzten sich, wie Denissow sagte, schon die Zähne danach. Zwei dieser großen Abteilungsführer, der eine ein Pole, der andere ein Deutscher, hatten fast gleichzeitig an Denissow die Aufforderung ergehen lassen, sich mit ihrer Abteilung zu vereinigen, um gemeinsam den Transport zu überfallen.

»Nein, Freundchen, selbst ist der Mann«, sagte Denissow, nachdem er diese Briefe gelesen hatte, und schrieb dem Deutschen, er müsse trotz des sehnlichsten Wunsches, unter dem Oberbefehl eines so hervorragenden, berühmten Generals zu dienen, dennoch auf dieses Glück verzichten, weil er sich bereits unter das Kommando des polnischen Generals gestellt habe. Dem polnischen General schrieb er ganz ebenso und versicherte ihm, er habe sich bereits unter den Oberbefehl des Deutschen gestellt.

Wenn Denissov so verfuhr, hatte er dabei die Absicht, diesen Transport mit Dolochow zusammen mit den eigenen schwachen Streitkräften anzugreifen und wegzunehmen, ohne diesen hohen Befehlshabern davon Meldung zu machen. Der Transport marschierte am 22. Oktober vom Dorf Mikulino nach dem Dorf Schamschewo. Links der Straße, die von Mikulino nach Schamschewo führt, zogen sich große Wälder hin, die an manchen Stellen bis dicht an die Straße heranreichten, an anderen Stellen wiederum eine Werst und noch weiter zurücktraten. Durch diese Wälder war nun Denissov den ganzen Tag, ohne die vorrückenden Franzosen aus den Augen zu lassen, mit seinen Leuten geritten, bald tief ins Innere eindringend, bald bis zum Saum sich hervorwagend. Am Morgen hatten einige Kosaken seiner Abteilung nicht weit von Mikulino, dort, wo der Wald dicht an die Straße herantritt, zwei im Morast steckengebliebene französische Fuhrwerke mit Kavalleriesätteln weggenommen und in den Wald geschleppt. Von diesem Augenblick an bis zum Abend hatte die Freischar, ohne anzugreifen, alle Bewegungen der Franzosen verfolgt. Man wollte sie nicht erschrecken und ruhig bis nach Schamschewo kommen lassen, dann aber zusammen mit Dolochow, der gegen Abend zu einer Beratung in das eine Werst von Schamschewo entfernte Wächterhäuschen im Wald kommen sollte, beim Morgengrauen mit elementarer Kraft von zwei Seiten über sie herfallen und alle niederhauen oder gefangen nehmen.

Im Rücken, zwei Werst von Mikulino, dort, wo der Wald dicht an die Straße herantrat, waren sechs Kosaken zurückgelassen, die augenblicklich Meldung erstatten sollten, falls sich neue französische Kolonnen zeigen sollten.

Vor Schamschewo sollte Dolochow in gleicher Weise den Weg auskundschaften, um zu wissen, in welcher Entfernung sich etwa andere französische Truppen befänden. Den Transport schätzte man auf fünfzehnhundert Mann. Denissov hatte zweihundert Mann, Dolochow wohl ebensoviel. Aber die Überlegenheit an Zahl schreckte Denissov nicht zurück. Das einzige, was er noch wissen mußte, war, mit was für Truppen er es eigentlich zu tun hatte, und zu diesem Zweck brauchte er einen »Aussager«, das heißt einen Mann von der feindlichen Kolonne. Bei dem Überfall auf die Fuhrwerke am Morgen war die Sache so schnell gegangen, daß die auf dem Wagen befindlichen Franzosen alle getötet worden waren und man nur einen jungen

Burschen, einen Tambour, lebend aufgegriffen hatte, der völlig erschöpft war und nichts Bestimmtes darüber aussagen konnte, was für Truppen bei der Kolonne waren.

Ein zweites Mal anzugreifen, hielt Denissow für gefährlich: die ganze Kolonne konnte dadurch beunruhigt werden, und deshalb schickte er den Bauer Tichon Schtscherbaty, der sich bei seiner Freischar befand, nach Schamschewo vor, damit er, wenn möglich, wenigstens einen der dort schon anwesenden französischen Quartiermacher wegfangen.

4

Es war ein kühler, regnerischer Herbsttag. Himmel und Horizont verschwammen in derselben Farbe, in der Farbe schmutzigen Wassers. Bald war es, als fiele nur Nebel herab, bald strömte auf einmal schräger, heftiger Regen nieder.

Denissow, in Filzmantel und Fellmütze, von denen das Wasser troff, ritt auf einem mageren Rassegaul mit strammen Schenkeln. Ebenso wie sein Pferd, das den Kopf schräg hielt und die Ohren zurückgelegt hatte, zog auch er infolge des schiefen Regens die Stirne kraus und blickte achtsam nach vorn. Sein abgemagertes, von dichtem, kurzem, schwarzem Bart umrahmtes Gesicht zeigte einen ärgerlichen Ausdruck.

Neben ihm, ebenfalls in Filzmantel und Fellmütze, ritt auf einem wohlgenährten, kräftigen Donpferd ein Kosakenhauptmann, Denisows rechte Hand.

Dieser Kosakenhauptmann Lowaiskij, in Filzmantel und Fellmütze, war ein langer blonder Mensch, platt wie ein Brett, mit fahlem Gesicht, kleinen, hellen Augen und einem ruhigen, selbstzufriedenen Ausdruck in Miene und Haltung. Obgleich man nicht sagen konnte, worin bei diesem Reiter und seinem Pferd das Besondere bestand, sah man, wenn man die beiden betrachtete, doch auf den ersten Blick, daß Denissow, naß und unbehaglich, wie er sich fühlte, eben ein Mensch war, der auf einem Pferd saß, während ein Blick auf den Kosakenhauptmann zeigte, daß dieser sich ebenso behaglich und ruhig wie immer fühlte und Pferd und Reiter zu einem einzigen, durch die doppelte Kraft stärker gewordenen Wesen verschmolzen waren.

Ein wenig vor ihnen ging, völlig durchnäßt, ein Bauer in grauem Kaftan und weißer Zipfelmütze, der ihnen den Weg zeigte.

Dicht hinter ihnen ritt auf einem dünnen, schlanken Kirgisenpferdchen mit langem Schweif, großer Mähne und blutig gerissenem Maul ein junger Offizier in blauem Franzosenmantel.

Ein Husar neben ihm hatte hinter sich auf der Kruppe seines Pferdes einen Knaben in zerrissener französischer Uniform und blauer Mütze sitzen. Der Knabe hielt sich mit seinen vor Kälte roten Händen

an dem Husaren fest, suchte seine nackten Beine durch Schütteln zu erwärmen und sah sich mit hochgezogenen Brauen verwundert um. Es war der kleine französische Tambour, den man am Morgen gefangen-genommen hatte.

Dann folgten auf dem schmalen, zerweichten, ausgefahrenen Waldweg zu dreien und vieren in langem Zug Husaren und Kosaken, einige in Filzröcken, andere in Franzosenmänteln oder Pferdedecken, die sie über den Kopf geworfen hatten. Die Pferde, ob es nun Füchse oder Braune waren, sahen vom Regen, der an ihnen niedertroff, alle wie Rappen aus. Ihre Hälse schienen infolge der durchnäßten Mähnen merkwürdig dünn. Ein warmer Dampf stieg von ihnen auf. Kleider, Sättel, Zügel, alles war naß, schlüpfrig und zerweicht wie die Erde und die abgefallenen Blätter, die auf dem Weg lagen. Die Leute hockten, ohne sich zu rühren, zusammengekauert auf ihren Pferden, um das Wasser, das ihnen bis auf den Körper gedrungen war, zu erwärmen und das neue kalte, das unter dem Sitz, auf den Knien und am Hals zusammenlief, nicht einzulassen. Mitten im Zug der Kosaken polterten die zwei Fuhrwerke mit den französischen Pferden, denen man gesattelte Kosakenpferde vorgespannt hatte, über Baumstümpfe und Wurzeln hinweg und plantschten durch die mit Wasser gefüllten Fahrrinnen.

Um einer Pfütze am Weg auszuweichen, sprang Denissows Pferd zur Seite, so daß er mit dem Knie gegen einen Baum stieß.

»Du Teufelsbiest!« schrie Denissow zornig, preßte die Zähne aufeinander und versetzte dem Tier drei Peitschenhiebe, wobei er sich und seine Gefährten mit Schmutz bespritzte.

Denissow war verstimmt: einmal, weil es regnete, dann, weil er Hunger hatte – er hatte seit dem Morgen nichts gegessen –, hauptsächlich aber, weil von Dolochow bis jetzt noch keine Nachricht gekommen und der Bauer, den er fortgeschickt hatte, um einen »Aussager« einzufangen, noch nicht zurückgekehrt war.

Wird wohl kaum wiederkommen, eine solche Gelegenheit wie heute, einen Transport zu überfallen. Doch allein über ihn herzufallen ist zu gewagt, verschiebe ich es aber auf einen anderen Tag, so schnappt mir ein größeres Freikorps die Beute vor der Nase weg, dachte Denissow und spähte unentwegt nach vorn in der Hoffnung, den erwarteten Boten Dolochows zu erblicken.

Als sie an eine Lichtung gekommen waren, durch die man weit nach rechts sehen konnte, machte Denissow halt.

»Dort kommt jemand geritten«, sagte er.

Der Kosakenhauptmann blickte in die Richtung, die Denissow angegeben hatte.

»Es sind ihrer zwei, ein Offizier und ein Kosak. Aber es ist wenig Eventualität, daß es der Oberstleutnant selber ist«, erwiderte der Kosakenhauptmann, der gern Worte gebrauchte, die den Kosaken nicht geläufig sind.

Die Reiter ritten einen Berg hinunter und kamen außer Sicht. Doch nach einigen Minuten zeigten sie sich wieder. Voran ritt in müdem Galopp, das Pferd mit der Nagaika antreibend, ein Offizier, völlig durchnäßt und mit wirrem Haar, die Hosen vom Reiten bis über die Knie hochgeschoben. Ihm folgte, in den Steigbügeln stehend, im Trabe ein Kosak. Der Offizier, ein ganz junges Kerlchen mit breitem, rotbäckigem Gesicht und flinken, lustigen Augen, sprengte auf Denissow zu und überreichte ihm einen durchnäßten Brief.

»Vom General«, meldete der Offizier. »Verzeihen Sie, daß er nicht ganz trocken ...«

Denissow machte ein finsternes Gesicht, nahm den Brief und öffnete ihn.

»Da haben mir nun alle gesagt, es sei gefährlich, sehr gefährlich«, fing der kleine Offizier mit dem Kosakenhauptmann eine Unterhaltung an, während Denissow den Brief las. »Übrigens waren wir nicht unvorbereitet, ich und Komarow.« Er zeigte auf den Kosaken. »Jeder hat zwei Pistolen ... Aber wer ist denn das?« fragte er und zeigte auf den französischen Tambour. »Ein Gefangener? Waren Sie denn schon im Gefecht? Darf man mit ihm reden?«

»Rostow! Petja!« rief in diesem Augenblick Denissow aus, nachdem er den Brief überflogen hatte. »Aber warum sagst du denn nicht, wer du bist?« Und Denissow wandte sich lächelnd um und streckte dem kleinen Offizier die Hand entgegen.

Der Offizier war Petja Rostow.

Den ganzen Tag über hatte er sich darauf vorbereitet, wie er sich, ohne seine frühere Bekanntschaft zu erwähnen, gegen Denissow verhalten wollte, ganz wie es einem Erwachsenen und Offizier

gezieme. Doch kaum hatte Denissow ihm zugelächelt, fing Petja sogleich an zu strahlen, wurde ganz rot vor Freude, vergaß sein vorbereitetes feierliches Auftreten und fing an zu erzählen, wie er an den Franzosen vorbeigeritten sei, wie froh er sei, einen solchen Auftrag erhalten zu haben, daß er schon mit in der Schlacht bei Wjasma gewesen sei, wo ein Husar sich ganz besonders ausgezeichnet habe, und so weiter, und so weiter.

»Na, ich freue mich, dich zu sehen«, unterbrach ihn Denissow, und sein Gesicht nahm wieder einen besorgten Ausdruck an.

»Michail Feoklitytsch«, wandte er sich an den Kosakenhauptmann, »das ist schon wieder von dem Deutschen. Dieser junge Offizier steht bei ihm.«

Und Denissow erzählte dem Kosakenhauptmann den Inhalt des soeben überbrachten Schreibens, der in einer nochmaligen Aufforderung des deutschen Generals bestand, mit ihm zusammen den Transport zu überfallen.

»Wenn wir ihn morgen nicht nehmen, schnappt der ihn uns vor der Nase weg«, schloß er.

Während Denissow mit dem Kosakenhauptmann sprach, streifte Petja, durch Denissows kalten Ton in Verwirrung gebracht und in der Annahme, der Zustand seiner Hosen sei die Ursache davon, unter dem Mantel verstohlen, damit es niemand merke, seine hochgeschobenen Hosen herunter und gab sich dabei alle Mühe, so militärisch wie möglich auszusehen.

»Haben Euer Hochwohlgeboren Befehle?« fragte er Denissow, wobei er die Hand an den Mützenschirm legte und wieder den Adjutanten seines Generals spielte, wie er sich vorgenommen hatte. »Oder soll ich bei Euer Hochwohlgeboren bleiben?«

»Befehle?« wiederholte Denissow nachdenklich. »Ja, darfst du denn bis morgen hier bleiben?«

»Ach bitte ... lassen Sie mich hier bleiben!« rief Petja aus.

»Ja, was hat dir denn der General befohlen? Sollst du gleich zurückkommen?« fragte Denissow.

Petja wurde rot.

»Er hat mir gar nichts ausdrücklich befohlen. Ich denke, ich darf?« erwiderte er fragend.

»Na schön«, sagte Denissow.

Dann wandte er sich zu seinen Untergebenen und gab den Befehl, daß der Zug sich nach dem Rastort bei dem bezeichneten Wächterhäuschen im Wald begeben solle und daß der Offizier auf dem Kirgisienpferd – er hatte den Adjutantenposten inne – zu Dolochow reiten und fragen solle, ob und wohin er am Abend kommen werde. Denissow selber beabsichtigte mit dem Kosakenhauptmann und Petja bis an den nach Schamschewo zu gelegenen Waldsaum hinauszureiten, um von dort aus die Stelle des feindlichen Lagers in Augenschein zu nehmen, gegen die der Angriff morgen gerichtet werden sollte.

»Na, Graubart«, wandte er sich an den Führer, den Bauern, »nun bring uns mal nach Schamschewo.«

Darauf ritten Denissow, Petja und der Kosakenhauptmann, begleitet von einigen Kosaken und dem Husaren, der den Gefangenen mit sich führte, nach links durch eine Schlucht dem Waldrand zu.

Der Regen hatte aufgehört, nur der Nebel fiel, und das Wasser tropfte von den Zweigen der Bäume. Denissow, der Kosakenhauptmann und Petja ritten schweigend hinter dem Bauern in der Zipfelmütze her, der mit seinen umwickelten, in Bastschuhen steckenden Beinen leicht und geräuschlos über die Wurzeln und nassen Blätter dahinschritt, um Denissow nach dem Waldrand zu führen.

Als sie an einen Abhang gekommen waren, blieb der Bauer stehen, sah sich um und wandte sich dorthin, wo die Bäume spärlicher standen. Unter einer großen Eiche, die noch kein Blatt verloren hatte, machte er abermals halt und winkte die andern geheimnisvoll mit der Hand herbei.

Denissow und Petja ritten zu ihm hin. Von der Stelle, wo der Bauer stehen geblieben war, konnte man die Franzosen sehen. Gleich hinter dem Wald zog sich, nach unten abfallend, ein Stoppelfeld hin. Zur Rechten, hinter der steilen Schlucht, sah man ein kleines Dorf und ein Herrenhaus mit beschädigten Dächern. In diesem Dörfchen, im Herrenhaus, die ganze Anhöhe hinauf, im Garten, am Brunnen und am Teich und überall auf dem Weg, der über die Brücke zum Dorf hinaufführte, sah man in einer Entfernung von nicht mehr als vier- bis fünfhundert Metern in dem wogenden Nebel eine Masse Menschen. Man hörte deutlich, wie sie in nichtrussischer Sprache die Pferde anschrien, die mit den Fuhrwerken den Berg hinaufkeuchten, und wie sie einander allerlei zuriefen.

»Bringt den Gefangenen hierher«, sagte Denissow leise, ohne die Franzosen aus den Augen zu lassen.

Ein Kosak sprang vom Pferd, nahm den Knaben und trat mit ihm zu Denissow. Dieser zeigte auf die Franzosen und fragte, was für Truppen diese und jene seien. Der Knabe, der seine erstarrten Hände in die Taschen gesteckt hatte, blickte Denissow mit zusammengezogenen Brauen ängstlich an, gab, obgleich er offenbar den Wunsch hatte, alles zu sagen, was er wußte, doch nur verwirrte Antworten und bestätigte nur, was Denissow bereits in seine Fragen hineingelegt hatte. Denissow drehte ihm mit finsterem Gesicht den Rücken und

wandte sich an den Kosakenhauptmann, dem er seine Ansichten mitteilte.

Petja drehte flink seinen Kopf hin und her und blickte, bemüht, nichts Wichtiges zu versäumen, bald auf den kleinen Tambour, bald auf Denisow, bald auf den Kosakenhauptmann und bald auf die Franzosen, die den Weg entlang nach dem Dorf zogen.

»Ob nun Dolochow kommt oder nicht, nehmen müssen wir den Transport! ... Nicht wahr?« sagte Denisow mit lustig blitzenden Augen.

»Die Stelle ist günstig«, erwiderte der Kosakenhauptmann.

»Die Infanterie schicken wir dort unten vor, durch die Sümpfe«, fuhr Denisow fort. »Die schleichen bis an den Garten heran. Sie mit ihren Kosaken reiten dort herum«, Denisow zeigte auf einen Wald hinter dem Dorf, »und ich mit meinen Husaren hier. Und dann auf einen Schuß ...«

»Durch das Tal wird es nicht gehen, dort ist Sumpf«, erwiderte der Kosakenhauptmann. »Da bleiben die Pferde stecken, wir müssen mehr nach links ...«

Während sie so halblaut miteinander sprachen, krachte unten im Tal am Teich ein Schuß, ein Rauchwölkchen stieg auf, dann knallte es noch einmal, und man hörte das freudige, einstimmige Aufschreien von Hunderten von Franzosen, die sich auf dem Abhang befanden. Im ersten Augenblick fuhren Denisow und der Kosakenhauptmann zurück. Sie waren so nahe, daß es ihnen vorkam, als seien sie der Grund dieser Schüsse und dieses Geschreis. Doch das Schießen und Schreien galt nicht ihnen: unten durch die Sümpfe lief ein Mann, der etwas Rotes anhatte. Offenbar schossen und schrien die Franzosen seinetwegen.

»Das ist ja unser Tichon«! rief der Kosakenhauptmann.

»Bei Gott, das ist er!«

»So ein Halunke!« brummte Denisow.

»Er kommt durch!« rief der Kosakenhauptmann und kniff die Augen zusammen.

Der Mann, den sie Tichon nannten, lief an den kleinen Fluß und stürzte sich hinein, daß das Wasser hoch aufspritzte. Eine Weile blieb er verschwunden, dann kroch er, ganz schwarz vom Schlamm, auf

allen vieren wieder ans Ufer und lief weiter. Die Franzosen, die hinter ihm her waren, machten halt.

»Ein Sapperlotskerl!« sagte der Kosakenhauptmann.

»So eine Bestie!« murmelte Denissow mit demselben ärgerlichen Ausdruck.

»Was hat er nur so lange gemacht?«

»Wer ist denn das?« fragte Petja.

»Das ist unser Schleichposten. Ich hatte ihn ausgeschickt, um einen ›Aussager‹ zu fangen.«

»Ach so, ja, ja«, sagte Petja und nickte schon bei Denissows ersten Worten, als sei ihm alles klar, obgleich er in Wirklichkeit gar nichts davon verstand.

Tichon Schtscherbaty war einer der nützlichsten Leute in der ganzen Freischar. Er war ein Bauer aus Pokrowskoje bei Gshatj. Als Denissow zu Anfang seiner Tätigkeit nach Pokrowskoje gekommen war und, wie immer, den Dorfschulzen gerufen und gefragt hatte, was ihm über die Franzosen bekannt sei, hatte dieser, als wolle er sich entschuldigen, wie alle Schulzen, zur Antwort gegeben, er wisse von nichts und habe nichts gesehen. Doch nachdem Denissow ihm erklärt hatte, sein Ziel sei, die Franzosen zu schlagen, und an ihn die Frage gerichtet hatte, ob der Feind sich nicht auch hier gezeigt habe, antwortete der Schulze, »Mirodeure« seien allerdings dagewesen, aber bei ihnen im Dorf gebe sich nur ein Mann mit solchen Dingen ab, und das sei Tischka Schtscherbaty. Denissow ließ nun diesen Tichon zu sich rufen, lobte ihn wegen seines Eifers und sagte in Gegenwart des Schulzen noch ein paar Worte über Treue gegen Kaiser und Vaterland und Haß gegen die Franzosen, deren sich alle Söhne Rußlands zu befleißigen hätten.

»Wir tun den Franzosen nichts Böses«, erklärte Tichon, der durch diese Worte Denissows sichtlich zaghaft geworden war. »Wir haben nur sozusagen aus Liebhaberei mit diesen Bürschchen unsern Schabernack getrieben. ›Mirodeure‹ haben wir allerdings zu Dutzenden totgeschlagen, aber etwas Böses haben wir ihnen nicht angetan ...«

Als Denissow, der diesen Bauer bereits vollständig vergessen hatte, am nächsten Tag von Pokrowskoje aufbrach, wurde ihm gemeldet,

Tichon sei bei der Freischar geblieben und bitte, mitziehen zu dürfen. Denissow befahl, ihn unter seinen Leuten zu lassen.

Tichon, der anfänglich mit groben Arbeiten wie Feuer anzünden, Wasser holen, Pferde abhäuten und dergleichen beschäftigt wurde, legte bald große Lust und Fähigkeit zum Freischärlerkrieg an den Tag. Nachts ging er auf Beute aus und brachte jedesmal französische Uniformen oder Waffen mit und, wenn es ihm befohlen worden war, auch Gefangene. Denissow befreite Tichon von den schweren Arbeiten, nahm ihn mit sich auf Patrouille und zählte ihn den Kosaken bei.

Tichon saß nicht gern auf einem Pferd, ging lieber zu Fuß, blieb aber nie hinter den Berittenen zurück. Seine Waffenausrüstung bestand aus einer Muskete, die er mehr zum Spaß trug, einer Pike und einem Beil, das er zu handhaben verstand wie ein Wolf seine Zähne, mit denen dieser ebenso leicht einen Floh aus seinem Fell holt, wie er dicke Knochen zerbeißt. So spaltete Tichon, weit ausholend, mit seinem Beil gleich sicher einen Balken, wie er, das Beil am Kopf fassend, feine Holzkeile schnitt und Löffel schnitzte. In Denissows Freischar nahm er eine Ausnahmestellung ein. Sollte etwas besonders Schwieriges und Garstiges ausgeführt werden: war eine Fuhr, die im Schmutz steckengeblieben war, durch Anstemmen der Schulter wieder flottzumachen, war ein Gaul am Schwanz aus dem Sumpf zu ziehen, ein totes Pferd abzuhäuten, sollte einer mitten unter die Franzosen schleichen oder fünfzig Werst an einem Tag zurücklegen, so wiesen alle immer lachend auf Tichon.

»Was macht das diesem Satan aus, der mit seiner Pferdenatur«, sagte man von ihm.

Einmal hatte ein Franzose, den Tichon zum Gefangenen gemacht hatte, mit der Pistole auf ihn geschossen und ihn in die Weichteile des Rückens getroffen. Diese Wunde, die Tichon von außen wie von innen nur mit Branntwein heilte, wurde zum Gegenstand der lustigsten Späße in der ganzen Abteilung, auf die Tichon auch selber gern einging.

»Na, Bruder, hast wohl nun die Nase voll? Hat's bei dir eingeschlagen?« fragten ihn lachend die Kosaken.

Tichon krümmte sich übertrieben, zog Grimassen, stellte sich grimmig und schimpfte in den komischsten Redewendungen auf die

Franzosen. Doch dieser Vorfall hatte auf Tichon den Einfluß, daß er nach seiner Verwundung seltener Gefangene einbrachte.

Tichon war der nützlichste und tapferste Mensch in der ganzen Freischar. Niemand entdeckte öfter Gelegenheiten zu Überfällen, niemand fing und erschlug mehr Franzosen als er, und infolgedessen war er der Possenreißer für alle Kosaken und Husaren und spielte selbst gern diese Rolle. Auch jetzt hatte Denissow Tichon noch in der Nacht nach Schamschewo geschickt, um einen »Aussager« zu fangen. War er nun mit nur einem Franzosen nicht zufrieden gewesen oder hatte er es in der Nacht verschlafen – genug, er war am Tag durchs Gebüsch mitten unter die Franzosen geschlichen und nun, wie Denissow vom Berg aus sah, von ihnen entdeckt worden.

6

Nachdem Denissow noch einige Zeit mit dem Kosakenhauptmann über den Überfall von morgen gesprochen hatte, zu dem er jetzt bei der Nähe der Franzosen endgültig entschlossen zu sein schien, wandte er sein Pferd und ritt zurück.

»Na, Bruder, jetzt wollen wir zureiten und uns trocken«, sagte er zu Petja.

Auf dem Weg nach dem Wächterhäuschen im Wald machte Denissow plötzlich noch einmal halt und spähte in den Wald hinein. Zwischen den Bäumen ging mit großen leichten Schritten ein Mann mit langen Beinen und langen, pendelnden Armen in Jacke, Bastschuhen und Kasanschem Hut dahin, eine Flinte über der Schulter und ein Beil im Gürtel. Als dieser Mann Denissow erblickte, warf er eilig etwas in die Büsche, nahm seinen nassen Hut mit der herunterhängenden Krempe ab und trat auf den Vorgesetzten zu. Es war Tichon. Sein pockennarbiges faltiges Gesicht mit den kleinen, zusammengekniffenen Augen strahlte selbstzufrieden und froh. Er warf den Kopf zurück und blickte Denissow starr an, als ob er ein Lachen unterdrücken wollte.

»Na, wo hast du dich herumgetrieben?« fragte Denissow.

»Wo ich mich herumgetrieben habe? Hinter den Franzosen her«, erwiderte Tichon dreist und schnell mit seiner heiseren, singenden Baßstimme.

»Warum bist du denn am Tag hingeschlichen? Du Rindvieh! Na, und wie ist's? Hast du keinen erwischt?«

»Erwischt schon«, sagte Tichon.

»Wo ist er denn?«

»Ich kriegte ihn gleich zuallererst beim Morgengrauen zu packen«, fuhr Tichon fort und stellte seine flachen, umwickelten Beine in den Bastschuhen noch breiter auseinander, »ja, und schleppte ihn in den Wald. Ich sehe ihn mir an: nichts Gescheites. Na, denke ich, läufst wieder runter und holst dir einen besseren.«

»So ein Halunke, wahrhaftig«, sagte Denissow zu dem Kosakenhauptmann.

»Warum hast du denn den nicht hergebracht?«

»Wozu ihn herbringen?« unterbrach ihn Tichon hastig und ärgerlich. »Er taugte ja nichts. Weiß ich etwa nicht, was für einen ihr braucht?«

»So eine Bestie!... Nun, und?«

»Ich ging also hin, um einen anderen zu holen«, fuhr Tichon fort, »schlich durch den Wald und legte mich so hin.« Tichon warf sich plötzlich geschickt auf den Bauch, um anschaulich darzustellen, wie er das gemacht hatte. »Da kommt auch einer gegangen«, fuhr er fort. »Ich so auf ihn zu und kriege ihn zu packen.« Tichon sprang schnell und leichtfüßig auf. »Komm mit, sage ich, zum Oberst. Fängt der Kerl an zu brüllen! Gleich waren ihrer viere zur Stelle. Fallen mit ihren elenden kleinen Säbeln über mich her. Ich aber mit meinem Beil so auf sie los: nun aber, gnade euch Gott!« schrie Tichon, fuchtelte mit den Armen und warf sich mit drohend gefalteter Stirn in die Brust.

»Ja, ja, wir haben es von oben mit angesehen, wie du durch die Pfützen hindurch das Hasenpanier ergriffen hast«, warf der Kosakenhauptmann ein und kniff seine lustigen Augen zusammen.

Petja hätte am liebsten laut aufgelacht, aber er sah, daß sich alle anderen das Lachen verbissen. Schnell ließ er seine Augen von Tichons Gesicht auf Denissow und den Kosakenhauptmann hinübergleiten, ohne zu begreifen, was dies alles zu bedeuten hatte.

»Spiel doch nicht immer den Hanswurst«, sagte Denissow, ärgerlich hüstelnd. »Warum hast du den ersten nicht hergebracht?«

Tichon kratzte sich mit der einen Hand den Rücken, mit der anderen den Kopf, und plötzlich verzog sich seine ganze Fratze zu einem strahlenden, dummen Lächeln, so daß seine Zahnücke sichtbar wurde. Davon hatte er seinen Namen, Schtscherbaty, das heißt der mit der Zahnücke. Denissow lächelte und Petja brach in lustiges Gelächter aus, in das auch Tichon nun selber mit einstimme.

»Aber er war ja zu nichts zu gebrauchen«, sagte Tichon. »Elende Sachen trug er auf dem Leib, wozu ihn da erst herschleppen? Und grob war er, Euer Wohlgeboren. ›Was fällt dir ein‹, sagt er zu mir, ›bin selber ein \$Jeneralssohn, ich komme nicht mit‹, sagt er zu mir.«

»Du Rindvieh!« brummte Denissow. »Ich mußte ihn doch ausfragen ...«

»Ich habe ihn ja ausgefragt«, erwiderte Tichon. »Er sagt, er ist schlecht unterrichtet. Wir sind zwar, sagt er, unser viele, aber alle nicht viel wert, nur Namen und Titel, weiter nichts. Brüllt nur ordentlich, sagt er, dann kriegt ihr sie alle«, schloß Tichon und sah Denissow lustig und frech in die Augen.

»Ich werde dir mal hundert Gepfefferte aufzählen lassen, dann wirst du das Hanswurstspielen schon verlernen«, erwiderte Denissow streng.

»Warum so grimmig?« versetzte Tichon. »Habe ich etwa eure Franzosen nicht gesehen? Laßt's nur erst dunkel werden, dann hole ich dir ihrer dreie, so wie du sie haben willst.«

»Also reiten wir weiter«, entschied Denissow und ritt mit ärgerlich gefalteter Stirn schweigend bis zum Wächterhäuschen.

Tichon lief hinter ihnen her, und Petja hörte, wie die Kosaken ihn wegen irgendwelcher Stiefel, die er in die Büsche geworfen haben sollte, hänselten.

Als die Heiterkeit, die sich bei Tichons Worten und seinem Lächeln der anderen bemächtigt hatte, vorüber war, wurde Petja auf einmal klar, daß dieser Tichon einen Menschen getötet hatte, und ein Gefühl des Unbehagens beschlich ihn. Er sah sich nach dem gefangenen kleinen Tambour um, und es fuhr ihm wie ein Stich durchs Herz. Aber dieses unbehagliche Gefühl dauerte nur einen Augenblick. Dann empfand er es als Notwendigkeit, den Kopf höher zu heben und sich Mut zu machen, und befragte den Kosakenhauptmann mit wichtiger Miene über das für morgen geplante Unternehmen, um sich der Gesellschaft, in der er sich befand, nicht unwürdig zu zeigen.

Der ausgeschickte Offizier kam Denissow noch auf dem Weg mit der Nachricht entgegen, daß Dolochow sogleich persönlich kommen werde, und daß auf seiner Seite alles vorzüglich klappe.

Denissows Stimmung heiterte sich mit einemmal auf, und er rief Petja zu sich heran.

»Nun erzähle mir mal, was du alles erlebt hast«, sagte er.

7

Nachdem Petja mit seinen Eltern aus Moskau ausgezogen war, hatte er sich von diesen verabschiedet und zu seinem Regiment begeben. Bald darauf war er Ordonnanz bei einem General geworden, der eine große Abteilung kommandierte. Seit er zum Offizier befördert und vor allem seit er in die aktive Armee eingetreten war und an der Schlacht bei Wjasma teilgenommen hatte, befand er sich in einer fortwährenden glücklichen Erregung und Freude darüber, daß er nun zu den Erwachsenen zählte, und war mit begeistertem Eifer ständig darauf bedacht, ja keine Gelegenheit zu einer wahren Heldentat zu versäumen. Über alles, was er in der Armee sah und erlebte, war er überglücklich, hatte aber dabei doch stets den Eindruck, daß nur immer dort, wo er gerade nicht war, die wirklich großen Heldentaten vollbracht würden. Und deshalb zog es ihn immer mit aller Hast dorthin, wo er nicht war.

Als sein General am 21. Oktober den Wunsch ausgesprochen hatte, jemanden zu Denissows Abteilung zu schicken, hatte Petja so flehentlich gebeten, ihn zu senden, daß der General es ihm nicht hatte abschlagen können. Aber der hohe Vorgesetzte hatte sich auch an Petjas unvernünftiges Verhalten in der Schlacht bei Wjasma erinnerte, wo dieser, statt auf dem Weg dorthin zu reiten, wohin man ihn geschickt hatte, mitten im Feuer der Franzosen durch die Vorpostenkette gesprengt war und dort zweimal seine Pistole abgefeuert hatte. Deshalb hatte ihm der General, als er ihn abschickte, ausdrücklich verboten, sich an irgendwelchen Unternehmungen Denissows zu beteiligen, welcher Art sie auch seien. Dies war auch der Grund, weshalb Petja rot und verlegen geworden war, als ihn Denissow gefragt hatte, ob er dableiben dürfe. Noch auf dem Ritt bis zum Waldsaum hatte es Petja für unumgänglich gehalten, daß er streng seine Pflicht erfülle und augenblicklich zurückkehre. Als er aber dann die Franzosen und Tichon gesehen und erfahren hatte, daß noch diese Nacht unbedingt angegriffen werden sollte, war er, nach Art junger Leute schnell von einer Ansicht zur anderen übergehend, zu dem Schluß gelangt, sein General, den er bisher sehr geachtet hatte, sei ein Waschlappen, ein Deutscher, Denissow dagegen und der Kosaken-

hauptmann und Tichon seien wahre Helden, und es sei eine Schmach für ihn, sie in einem so schweren Augenblick zu verlassen.

Es dämmerte bereits, als Denisow, Petja und der Kosakenhauptmann zum Wächterhäuschen kamen. Im Halbdunkel sah man gesattelte Pferde, Kosaken und Husaren, die auf einer Waldblöße Reisighütten bauten und in einer Schlucht – damit die Franzosen den Rauch nicht sähen – ein rotleuchtendes Feuer angezündet hatten. Im Flur der kleinen Hütte zerhackte ein Kosak mit aufgestreiften Ärmeln Hammelfleisch. In der Hütte selber befanden sich drei Offiziere von Denisows Schar, die eben dabei waren, aus einer Tür einen Tisch herzustellen. Petja legte seine nassen Sachen ab, gab sie zum Trocknen und machte sich dann gleich daran, den Offizieren beim Aufstellen des Tisches für die Abendmahlzeit behilflich zu sein.

Nach zehn Minuten stand die Tafel, mit einem Tischtuch bedeckt, bereit. Darauf standen Schnaps, Rum in einem Fläschchen, Weißbrot und Hammelbraten mit Salz.

Als Petja mit den Offizieren am Tisch saß und mit den Fingern, an denen das Fett entlang tropfte, das lecker duftende Hammelfleisch auseinanderriß, befand er sich in einem kindlich verzückten Zustand zärtlicher Liebe zu allen Menschen und war deshalb auch überzeugt, daß alle Menschen ihn ebenso wiederliebten.

»Was denken Sie, Wassilij Fjodorowitsch«, wandte er sich an Denisow, »das macht doch nichts, wenn ich einen Tag bei Ihnen bleibe.« Und sich selber die Antwort gebend, fuhr er sogleich fort: »Ich habe doch den Befehl, Kundschaft einzuziehen, und das tue ich doch damit ... Nur müssen Sie mich an den wichtigsten Punkt lassen ... an die Hauptstelle ... Ich brauche keine Auszeichnungen ... ich will nur ...«

Petja biß die Zähne zusammen, sah sich um, warf den erhobenen Kopf zurück und fuhr mit dem einen Arm durch die Luft.

»Also an die Hauptstelle ...« wiederholte Denisow lächelnd.

»Oder übergeben Sie mir doch bitte das Kommando ganz, daß ich kommandieren kann«, fuhr Petja fort. »Das können Sie doch ganz leicht tun. Ach, Sie möchten wohl ein Messer?« wandte er sich an einen Offizier, der sich ein Stück Hammelbraten abschneiden wollte.

Er reichte ihm sein Taschenmesser. Der Offizier sprach sich lobend über das Messer aus.

»Behalten Sie es doch, ich bitte Sie darum. Ich besitze viele solche ...« sagte Petja errötend. »Kinder! Das habe ich ja ganz vergessen!« rief er plötzlich aus. »Ich habe doch noch Rosinen mit, herrliche Rosinen! Solche ohne Kerne! Wir haben nämlich einen neuen Marketender, er hat ganz prächtige Sachen. Ich habe mir gleich zehn Pfund gekauft. Ich bin so an Süßigkeiten gewohnt. Wollen Sie welche?« Und Petja eilte auf den Flur zu seinem Kosaken und holte eine Tasche herein, in der fünf Pfund Rosinen waren. »Essen Sie, meine Herren, essen Sie!«

»Brauchen Sie nicht eine Kaffeemaschine?« wandte er sich dann an den Kosakenhauptmann. »Ich habe eine wundervolle bei unserem Marketender gekauft. Er hat famose Sachen. Und ist dabei ein ehrlicher Mann. Das ist doch die Hauptsache. Ich schicke sie Ihnen, unbedingt. Und wenn Ihnen die Feuersteine ausgegangen oder abgenutzt sein sollten – das kommt doch vor –, ich habe welche bei mir, da hier ...« – er zeigte auf die Tasche – »sind hundert Stück. Ganz billig gekauft. Nehmen Sie nur bitte, soviel Sie brauchen, oder auch alle ...«

Doch plötzlich bekam es Petja mit der Angst, ob er auch nicht zuviel schwatze, hielt inne und wurde rot.

Er dachte nach, ob er nicht noch andere Dummheiten begangen habe. Und wie er so in Gedanken den heutigen Tag noch einmal vorüberziehen ließ, fiel ihm der kleine französische Tambour wieder ein. Uns geht es so ausgezeichnet, ihm aber? Wo mögen sie ihn hingesteckt haben? Ob er auch etwas zu essen bekommen hat? Sie werden ihn doch nicht schlecht behandeln? dachte er. Da er aber nun einmal bemerkt hatte, daß er mit den Feuersteinen zu sehr ins Schwatzen gekommen war, hatte er Angst, seine Gedanken auszusprechen.

Wenn ich nur danach fragen könnte, dachte er, aber sie werden sagen: Er ist selber noch ein Knabe, drum hat er mit dem Burschen Mitleid. Doch ich werde es ihnen morgen schon zeigen, was für ein Knabe ich bin! Ob ich mich schämen muß, wenn ich danach frage? dachte Petja. Na, es ist ja alles einerlei! Und dann sagte er, während er rot wurde und schüchtern die Offiziere ansah, ob auf ihren Gesichtern kein Spott zu bemerken war: »Dürfte ich wohl diesen Knaben einmal herrufen, den Sie gefangengenommen haben, und ihm etwas zu essen geben? ... Vielleicht ...«

»Ja, der arme Junge«, sagte Denissow, der sichtlich an dieser Frage nichts Beschämendes fand. »Man soll ihn rufen. Vincent Bosse heißt er. Ruft ihn herein!«

»Ich werde ihn holen«, rief Petja.

»Ja, hole ihn nur, der arme Junge«, sagte Denissow noch einmal.

Petja stand schon an der Tür, als Denissow dies sagte. Aber er wand sich noch einmal zwischen den Offizieren hindurch und trat ganz nahe an Denissow heran.

»Darf ich Sie dafür küssen, Liebster, Bester?« sagte er. »Wie prächtig, wie wundervoll von Ihnen!«

Und er küßte Denissow und lief auf den Hof hinaus.

»Bosse! Vincent!« schrie Petja von der Tür aus.

»Wen wünschen Sie, Herr?« fragte eine Stimme aus der Finsternis.

Petja antwortete, er suche den französischen Knaben, den man heute gefangen habe.

»Ach, den Wessenni?« sagte der Kosak.

Die Kosaken hatten den Namen Vincent bereits in Wessenni\$* umgewandelt, die Bauern und Soldaten sagten Wissennja. In beiden Ummodelungen vereinigte sich die Erinnerung an den Frühling mit der Vorstellung der Jugendfrische des Knaben.

»Er wärmt sich dort am Feuer. He, Wissenja! Wissenja! Wessenni!« klangen lachende Stimmen durch die Dunkelheit, die den Ruf weitergaben. »Ein anstelliger Bursche ist das«, fuhr der Husar fort, der neben Petja stand. »Vorhin haben wir ihm zu essen gegeben. Der hatte ja einen Wolfshunger!«

Man hörte Schritte in der Dunkelheit, und der kleine Tambour trat, mit seinen nackten Füßen durch den Schmutz patschend, auf die Tür zu.

»Ah, da bist du ja«, sagte Petja auf französisch. »Möchtest du etwas zu essen haben? Fürchte dich nicht, wir tun dir nichts Böses«, fügte er hinzu und berührte schüchtern und freundlich seine Hand. »Komm mit herein.«

* Wesna = Frühling. (Anm. d. Übers.)

»Merci, monsieur«, erwiderte der kleine Tambour mit zitternder, kindlicher Stimme und strich sich an der Schwelle seine schmutzigen Füße ab.

Petja hätte ihm gern noch vieles gesagt, aber er hatte nicht den Mut dazu. Er stand neben ihm auf dem Flur und trat von einem Fuß auf den andern. Dann griff er in der Dunkelheit nach seiner Hand und drückte sie.

»Komm mit herein«, sagte er noch einmal zärtlich flüsternd. Ach, was könnte ich nur für ihn tun, dachte er, machte die Tür auf und ließ den Knaben vor sich eintreten.

Als der kleine Tambour im Zimmer war, nahm Petja etwas entfernt von ihm Platz, da er es für herabwürdigend hielt, wenn er ihm hier seine Aufmerksamkeit schenkte. Er fühlte nur in der Tasche nach seinem Geld und war sich nicht darüber klar, ob es beschämend sei oder nicht, wenn er das dem kleinen Tambour gab.

Von dem kleinen Tambour, dem man auf Denisows Befehl Schnaps und Hammelbraten gab, und dem Denisow einen russischen Kaftan anziehen ließ, um ihn nicht mit den anderen Gefangenen wegzuschicken, sondern bei der Freischar zu behalten, wurde Petjas Aufmerksamkeit durch die Ankunft Dolochows abgelenkt. Petja hatte bei der Armee schon viel von Dolochows außergewöhnlicher Tapferkeit und Grausamkeit gegen die Franzosen gehört und blickte deshalb, wie Dolochow nur in die Hütte eingetreten war, unverwandt zu ihm hin, warf sich noch mehr in die Brust und hielt den erhobenen Kopf noch höher, um sogar einer solchen Gesellschaft wie der Dolochows würdig zu scheinen.

Dolochows Äußeres fiel Petja durch seine Einfachheit seltsam auf.

Denisow war im Kosakenrock, hatte sich den Bart wachsen lassen, trug auf der Brust das Bild des heiligen Nikolaus, des Wundertäters, und in der Art, wie er sprach, und in seinem ganzen Benehmen drückte sich das Besondere seiner Lage aus. Dolochow dagegen, der früher in Moskau persische Tracht getragen hatte, sah jetzt wie der gepflegteste Gardeoffizier aus. Sein Gesicht war sauber rasiert, er trug einen wattierten Gardeüberrock mit dem Georgskreuz im Knopfloch und eine einfache, gerade aufgesetzte Mütze. Er nahm in der Ecke seinen nassen Filzmantel ab, trat, ohne jemanden zu begrüßen, auf Denisow zu und begann sogleich, sachliche Fragen zu stellen. Denisow erzählte ihm, daß die großen Abteilungen ebenfalls Absichten auf den Transport hätten, daß Petja aus diesem Grund abgesandt sei, und was er den beiden Generälen zur Antwort gegeben habe. Dann berichtete ihm Denisow alles, was er über die Lage der französischen Abteilung wußte.

»So, so. Aber wir müssen wissen, was das für Truppen sind und wie viele«, sagte Dolochow. »Es muß einer hinreiten. Wenn man nicht genau weiß, wie viele es sind, kann man sich unmöglich in ein solches Unternehmen einlassen. Ich gehe gern gewissenhaft vor. Will nicht einer der Herren mit mir ins feindliche Lager hinüberreiten? Uniformen habe ich bei mir.«

»Ich, ich ... ich reite mit Ihnen!« rief Petja.

»Es ist ganz unnötig, daß du hinreitest«, sagte Denissow zu Dolochow. »Und gar den hier lasse ich um keinen Preis mit.«

»Das wäre!« rief Petja. »Warum soll ich denn nicht mitreiten?«

»Einfach deshalb, weil ich nicht wüßte, wozu.«

»Sie werden mir das nicht übelnehmen, aber ... aber ... genug, ich reite. Sie nehmen mich doch mit?« wandte er sich an Dolochow.

»Wohin?« erwiderte Dolochow zerstreut und warf einen Blick auf den französischen Tambour. »Hast du diesen jungen Burschen schon lange?« fragte er Denissow.

»Heute haben wir ihn gefangengenommen, aber er weiß nichts. Ich will ihn bei mir behalten.«

»Was fängst du denn mit den übrigen an?« fragte Dolochow.

»Was ich mit denen anfangen? Ich schicke sie mit einer Liste weg«, antwortete Denissow plötzlich errötend. »Ich kann wohl kühn behaupten, daß ich nicht einen einzigen Menschen auf dem Gewissen habe. Fällt dir das etwa schwerer, dreißig oder dreihundert Mann mit einem Geleit nach der Stadt zu schicken, als, ich nenne die Dinge mit ihrem wahren Namen, die Soldatenehre zu beflecken?«

»Dem jungen Gräflein hier mit seinen sechzehn Jahren würde eine solche Gefühlsduselei eher anstehen«, erwiderte Dolochow mit kaltem Spott. »Für dich aber wäre es wohl an der Zeit, das beiseite zu lassen.«

»Aber ich habe doch gar nichts gesagt, ich habe doch nur gesagt, daß ich unbedingt mit Ihnen reiten möchte«, warf Petja schüchtern ein.

»Wir beide, du und ich, sollten über solch übertriebene Liebeshwürdigkeit doch hinaus sein«, fuhr Dolochow fort, als fände er ein besonderes Vergnügen daran, sich über dieses Thema, das Denissow reizte, zu unterhalten. »Na, und warum nimmst du denn diesen hier mit?« fragte er kopfschüttelnd und zeigte auf den Tambour. »Wohl weil er dir leid tut? Aber deine Listen, die kennen wir ja. Hundert Mann schickst du ab und ihrer dreißig kommen hin. Sind Hungers gestorben oder totgeschlagen. Ist das nicht ganz dasselbe, wie wenn man sie gar nicht erst gefangennimmt?«

Der Kosakenhauptmann kniff seine klaren Augen zusammen und nickte zustimmend.

»Das ist ganz dasselbe, zweifellos. Aber ich möchte es doch nicht auf mein Gewissen nehmen. Du sagst, sie sterben. Nun schön. Wenn es nur nicht meine Schuld ist.«

Dolochow lachte.

»Wer verbietet ihnen, auch mich zwanzigmal gefangen zu nehmen? Sie sollten uns nur kriegen, mich oder dich mit deiner Ritterlichkeit, dann machen sie gewiß keinen Unterschied und knüpfen uns beide an denselben Baum.« Er schwieg. »Aber wir müssen uns an die Arbeit machen. Laßt meinen Kosaken mit dem Bündel holen. Ich habe zwei französische Uniformen. Nun, wie steht's, reiten wir zusammen?« fragte er Petja.

»Ja, ja, unbedingt!« rief Petja, wurde so rot, daß ihm fast die Tränen kamen, und sah Denissow an.

Während Dolochow mit Denissow darüber gestritten hatte, was man mit den Gefangenen anfangen solle, hatte sich Petja abermals unbehaglich und unruhig gefühlt, denn wieder war es ihm nicht geglückt, richtig zu verstehen, wovon sie sprachen. Wenn große, berühmte Männer so denken, so muß das wohl nötig und gut so sein, dachte er. Die Hauptsache aber ist, daß Denissow nicht etwa zu denken wagt, ich gehorchte ihm und er könne mir etwas befehlen. Ich reite unbedingt mit Dolochow ins französische Lager. Was der kann, kann ich auch!

Auf alle Vorstellungen Denissows, nicht mitzureiten, erwiderte Petja, er sei ebenfalls gewöhnt, in allen Dingen gewissenhaft vorzugehen und nicht so ins Blaue hinein etwas zu unternehmen, und an Gefahr für seine eigne Person denke er überhaupt niemals.

»Denn – das müssen Sie doch selber zugeben – wenn man nicht ganz genau weiß, wie viele da drüben sind ... davon hängt doch vielleicht das Leben von Hunderten ab, wir aber sind nur zwei. Und dann möchte ich doch so furchtbar gern mit. Ich reite unbedingt, unbedingt. Halten Sie mich nicht zurück«, rief er, »Sie erreichen nur das Gegenteil ...«

Petja und Dolochow legten Franzosenmäntel und Tschakos an und ritten nach jener Lichtung, von wo aus Denissow das feindliche Lager betrachtet hatte. Dann sprengten sie bei völliger Dunkelheit aus dem Wald heraus und den Abhang hinunter. Im Tal angelangt, befahl Dolochow den Kosaken, die ihn begleiteten, hier zu warten, und ritt in scharfem Trabe den Weg entlang auf die Brücke zu. Petja, halbtot vor Aufregung, ritt neben ihm.

»Wenn wir erwischt werden, lebend ergebe ich mich nicht«, flüsterte Petja. »Ich habe eine Pistole bei mir ...«

»Sprich nicht russisch«, flüsterte Dolochow hastig zurück, und im selben Augenblick erscholl durch die Dunkelheit der Anruf: »Qui vive?« und eine Flinte klirrte.

Petja schoß das Blut ins Gesicht, und er griff nach seiner Pistole.

»Lanzenreiter vom sechsten Regiment«, antwortete Dolochow, ohne sein Pferd zurückzuhalten oder anzutreiben.

Auf der Brücke stand die schwarze Gestalt eines Postens.

»Die Parole?«

Dolochow hielt das Pferd an und ritt im Schritt.

»Sagen Sie, ist Oberst Gerard hier?« fragte er.

»Die Parole«, wiederholte der Posten, ohne eine Antwort zu geben, und stellte sich in den Weg.

»Wenn ein Offizier seine Runde macht, haben die Wachen nicht nach der Parole zu fragen«, schrie ihn Dolochow, plötzlich zornig werdend, an und trieb sein Pferd gerade auf den Posten vor. »Ich habe Sie gefragt, ob der Oberst hier ist?«

Und ohne eine Antwort der beiseite tretenden Wache abzuwarten, ritt Dolochow im Schritt den Berg hinan.

Als er den schwarzen Schatten eines über den Weg laufenden Mannes erblickte, hielt er diesen an und fragte ihn, wo der Kommandeur und die Offiziere seien. Dieser Mann, ein Soldat mit einem Sack auf dem Rücken, blieb stehen, trat dicht an Dolochows Pferd heran, berührte es mit der Hand und erzählte einfach und freundlich, der

Kommandeur und die Offiziere seien oben rechts auf dem Berg auf dem Hof der Farm, wie er das Herrenhaus nannte.

Nachdem sie den Weg entlang geritten waren, wo sie von beiden Seiten von den Lagerfeuern her französische Stimmen hörten, bog Dolochow in den Hof des Herrenhauses ein. Er ritt durch das Tor, sprang vom Pferd und ging auf ein großes, loderndes Wachtfeuer zu, um das mehrere Gestalten herumsaßen, die laut miteinander sprachen. In einem Kessel kochte etwas, und ein Soldat in Zipfelmütze und blauem Mantel, der davor auf den Knien lag und vom Feuer beleuchtet wurde, rührte mit einem Ladestock darin herum.

»Da kannst du lange kochen, das kriegst du nie weich«, sagte einer der Offiziere, der auf der anderen Seite des Wachtfeuers im Dunkeln saß.

»Er wird den Kaninchen schon Beine machen«, erwiderte ein anderer lachend.

Beide schwiegen und blickten, da sie das Geräusch von Dolochows und Petjas Schritten gehört hatten, die mit ihren Pferden an das Feuer herantraten, in die Dunkelheit hinein.

»Bonjour, messieurs!« sagte Dolochow laut und deutlich.

Die Offiziere im Schatten des Wachtfeuers drehten sich um, und ein großer, schlanker mit langem Hals ging um das Feuer herum und trat auf Dolochow zu.

»Sind Sie es, Clément?« fragte er. »Woher zum Teufel ...« Aber er bemerkte sogleich seinen Irrtum, sprach nicht zu Ende, sondern begrüßte Dolochow mit leicht gerunzelter Stirn wie einen Fremden und fragte ihn, womit er ihm dienen könne.

Dolochow erzählte, er reite mit einem Kameraden seinem Regiment nach, und fragte, indem er sich an alle zusammen wandte, ob die Offiziere nicht etwas vom sechsten Regiment wüßten. Niemand wußte etwas und es kam Petja vor, als ob die Offiziere ihn und Dolochow mit feindseligen und argwöhnischen Blicken musterten. Ein paar Augenblicke schwiegen alle.

»Wenn Sie noch auf die Abendsuppe gerechnet haben, kommen Sie zu spät«, sagte mit verhaltenem Lachen eine Stimme hinter dem Feuer.

Dolochow erwiderte, sie seien satt und müßten noch in der Nacht weiterreiten.

Er gab die Pferde dem Soldaten, der im Kessel umgerührt hatte, und kauerte am Wachtfeuer neben dem Offizier mit dem langen Hals nieder. Dieser verwandte kein Auge von Dolochow und fragte ihn noch einmal, von welchem Regiment er sei. Dolochow gab keine Antwort, als habe er die Frage gar nicht gehört, zog eine kurze französische Pfeife aus der Tasche, fing an zu rauchen und fragte die Offiziere, ob der Weg vor ihnen vor Kosaken sicher sei.

»Dieses Raubgesindel ist überall«, erwiderte einer der Offiziere hinter dem Wachtfeuer.

Dolochow entgegnete, die Kosaken seien nur für solche Zurückgebliebene wie er und sein Kamerad zu fürchten. Größere Abteilungen würden sie wohl nicht anzugreifen wagen, fügte er fragend hinzu. Niemand gab eine Antwort.

Na, jetzt wird er doch wieder gehen, dachte Petja jeden Augenblick, während er am Wachtfeuer stand und der Unterhaltung zuhörte.

Aber Dolochow fing das abgebrochene Gespräch wieder an und fragte geradeheraus, wieviel Mann sie noch beim Bataillon hätten, wieviel Bataillone es seien, und ob sie viele Gefangene mit sich führten. Als er nach den Gefangenen, die bei ihnen waren, gefragt hatte, fügte er hinzu: »Eine widerliche Sache, diese Leichen hinter sich her zu schleppen. Man sollte doch diese Canaillen einfach erschießen.« Und er brach in ein lautes, so eigentümliches Gelächter aus, daß Petja, der glaubte, die Franzosen müßten sofort den Betrug merken, unwillkürlich einen Schritt vom Feuer zurücktrat.

Niemand gab auf Dolochows Worte und Lachen eine Antwort, und ein französischer Offizier, der vorher nicht sichtbar gewesen war – er hatte, in seinen Mantel gehüllt, auf der Erde gelegen –, erhob sich und flüsterte einem Kameraden etwas zu. Dolochow stand auf und rief den Soldaten mit den Pferden.

Wird man uns die Pferde geben oder nicht? dachte Petja und trat unwillkürlich näher an Dolochow heran.

Die Pferde wurden gebracht.

»Leben Sie wohl, meine Herren«, sagte Dolochow.

Petja wollte auch guten Abend sagen, konnte aber kein Wort hervorbringen. Die Offiziere flüsternten einander etwas zu. Dolochow brauchte längere Zeit, um sein Pferd zu besteigen, da es nicht stillstehen wollte, dann ritt er im Schritt aus dem Tor. Petja ritt neben ihm und hätte sich gern einmal umgeschaut, um zu sehen, ob die Franzosen hinter ihnen herkamen oder nicht, aber er wagte es nicht.

Als sie auf die Straße hinaus kamen, ritt Dolochow nicht nach dem Feld zurück, sondern weiter im Dorf entlang. An einer Stelle hielt er an und lauschte.

»Hörst du?« sagte er.

Petja vernahm den Klang russischer Stimmen und sah bei den Feuern die schwarzen Gestalten der russischen Gefangenen. Die beiden Reiter begaben sich zur Brücke hinunter, wieder an dem Posten vorbei, der, ohne ein Wort zu sagen, finster dort auf und abging, und erreichten dann das Tal, wo die Kosaken warteten.

»So, nun lebe wohl! Sage Denisow: ›Beim Morgengrauen auf den ersten Schuß‹«, sagte Dolochow und wollte weiterreiten, aber Petja faßte seine Hand.

»Nein!« rief er. »Sie sind ein solcher Held! Ach wie schön, wie herrlich war das! Wie ich Sie liebe!«

»Schon gut, schon gut«, entgegnete Dolochow.

Aber Petja ließ seine Hand nicht los, und Dolochow sah in der Dunkelheit, daß er sich zu ihm hinneigte. Er wollte ihn küssen. Dolochow küßte ihn, lachte, wandte sein Pferd und verschwand in der Finsternis.

Petja kehrte zum Wächterhäuschen zurück und fand Denissow im Flur. Er hatte in Aufregung und Unruhe auf Petja gewartet und bereit, daß er ihn fortgelassen hatte.

»Gott sei Dank!« rief er aus. »Na, Gott sei Dank!« sagte er dann noch einmal, nachdem er Petjas begeisterten Bericht angehört hatte. »Hol dich der Teufel, deinetwegen habe ich kein Auge zutun können!« brummte er. »Na, aber Gott sei Dank, jetzt kann ich mich ruhig hinlegen. Bis zum Morgen können wir noch einmal herumschlafen.«

»Ja ... nein«, erwiderte Petja. »Ich möchte noch nicht schlafen. Denn ich kenne mich: wenn ich jetzt einschlafe, ist alles aus. Und dann bin ich auch gewohnt, vor einer Schlacht niemals zu schlafen.«

Petja saß noch eine Zeitlang in der Hütte, rief sich in glückseliger Erinnerung alle Einzelheiten seines Rittes ins Gedächtnis zurück und malte sich lebhaft aus, was morgen alles kommen werde. Als er aber dann merkte, daß Denissow eingeschlafen war, stand er auf und ging auf den Hof.

Draußen war es noch ganz dunkel. Es regnete nicht mehr, nur von den Bäumen fielen noch einige Tropfen. In nächster Nähe des Wächterhäuschens sah man die schwarzen Umrisse der von den Kosaken gebauten Reisighütten und ihrer zusammengekoppelten Pferde. Hinter dem Häuschen standen wie eine schwarze Masse die beiden Fuhrwerke, neben ihnen ebenfalls Pferde, und von der Schlucht her schimmerte rot das verglimmende Feuer. Nicht alle Kosaken und Husaren schliefen: hier und da hörte man zwischen dem Aufklatschen der fallenden Tropfen und dem Geräusch der fressenden Pferde flüsternde Stimmen.

Petja trat aus dem Flur, sah sich in der Dunkelheit um und ging auf die Fuhren zu. Unter den Wagen schnarchte jemand, und um sie herum standen die gesattelten Pferde, ihren Hafer kauend. Trotz der Dunkelheit erkannte Petja sein Pferd, das er Karabach genannt hatte, obwohl es ein kleinrussisches Tier war²²⁵. Er ging zu ihm hin.

»Na, Karabach, morgen wollen wir beide brav unsere Pflicht tun«, sagte er, näherte sein Gesicht den Nüstern des Tieres und küßte es.

»Schlafen denn der Herr nicht?« fragte ein Kosak, der unter dem Wagen saß.

»Nein. Bist du nicht Lidiatschow? Ich bin ja eben erst zurückgekommen. Wir waren bei den Franzosen.«

Und ausführlich erzählte Petja dem Kosaken nicht nur von seinem Ritt, sondern auch, warum er hingeritten sei und warum er es für besser halte, sein eignes Leben aufs Spiel zu setzen, als so ins Blaue hinein anzugreifen.

»So, so, aber schlafen sollten Sie doch«, sagte der Kosak.

»Nein, ich bin es so gewöhnt«, erwiderte Petja. »Sind auch die Feuersteine an euren Pistolen noch ganz? Ich habe eine Menge bei mir. Braucht ihr welche? Du kannst dir welche nehmen.«

Der Kosak kroch unter dem Wagen vor, um sich Petja näher anzusehen.

»Weißt du, ich bin gewöhnt, alles gewissenhaft zu tun«, sagte Petja, »Manche machen alles so, wie es gerade kommt, bedenken nichts im voraus, und dann bereuen sie es. Das kann ich nicht leiden.«

»Das ist richtig«, meinte der Kosak.

»Ach ja, und dann noch eins, mein Lieber, schleife mir doch bitte meinen Säbel, er ist so ab ...« Petja scheute sich zu lügen, denn der Säbel war noch gar nicht geschliffen. »Kannst du das machen?«

»Warum nicht? Das geht schon.«

Lichatschow stand auf, suchte etwas in einem Bündel, und gleich darauf hörte Petja den kriegerischen Klang von Stahl und Wetzstein. Er kletterte auf das Fuhrwerk und setzte sich auf dessen Rand. Der Kosak unter dem Wagen schliff den Säbel.

»Hör mal, schlafen denn die Leute alle?« fragte Petja.

»Manche schlafen, manche auch nicht.«

»Und was macht der Junge?«

»Der Wessenni? Der hat sich in den Flur gelegt. Ist vor Angst eingeschlafen. Der war aber froh.«

Dann schwieg Petja lange still und lauschte dem Klang des Schleifens. Durch die Dunkelheit hörte er Schritte, und eine schwarze Gestalt tauchte auf.

»Was schleifst du denn da?« fragte ein Mann und trat an den Wagen.

»Ich schleife den Säbel für den jungen Herrn.«

»Ein nützliches Geschäft«, antwortete der Mann, den Petja für einen Husaren hielt. »Gibt's hier noch einen Becher?«

»Ja, dort beim Rad.«

Der Husar nahm den Becher.

»Nun wird's bald hell«, sagte er, gähnte und ging wieder weg.

Petja wußte nicht, daß er sich bei Denissovs Freischar²²⁶ im Walde befand, eine Werst von der Straße entfernt, daß er auf einem von den Franzosen erbeuteten Fuhrwerk saß, an das man rundum Pferde angebunden hatte, daß unten der Kosak Lichatschow kauerte und ihm den Säbel schliff, daß der große schwarze Punkt rechts das Wächterhäuschen und der rote, grelle Fleck unten links das verglimmende Lagerfeuer war, und daß der Mann, der den Becher holen kam, ein Husar gewesen, der trinken wollte. Nichts von alledem wußte er, und er wollte sich dessen auch gar nicht bewußt werden. Er befand sich in einem Wunderland, in dem nichts so war wie in der Wirklichkeit. War der große schwarze Punkt wirklich ein Wächterhäuschen? War es nicht vielleicht eine Höhle, die bis ins Innerste der Erde führte? Und der rote Fleck dort sollte ein Feuer sein? War das nicht vielmehr das Auge eines gewaltigen Ungeheuers? Es war ja möglich, daß er jetzt auf einem Fuhrwerk saß, oder befand er sich nicht etwa auf einem schrecklich hohen Turm? Auf einem Turm, der so hoch war, daß er, wenn er herabstürzte, einen ganzen Tag, einen ganzen Monat nur immer fallen und fallen und doch nicht bis zur Erde gelangen würde? War der Mann, der unter der Fuhre saß, nur der Kosak Lichatschow? War das nicht vielleicht der beste, der tapferste, der wunderbarste, der vortrefflichste Mensch in der ganzen Welt, und keiner kannte ihn? Vielleicht war da wirklich eben ein Husar nach Wasser vorübergegangen und im Hohlweg verschwunden, vielleicht war aber auch der, den er eben aus den Augen verloren hatte, tatsächlich verschwunden und gar nicht mehr auf der Erde vorhanden.

Was Petja auch jetzt gesehen hätte, nichts hätte ihn in Verwunderung gesetzt. Er befand sich in einem Wunderland, in dem kein Ding unmöglich war.

Er blickte zum Himmel empor. Und der schien ihm ebenso zauberhaft wie die Erde. Er fing an sich aufzuklären. Über den Wipfeln der Bäume huschten eilig die Wolken dahin, als wollten sie die Sterne enthüllen. Manchmal schien es, als wolle es nun ganz klar werden, und der dunkle, reine Himmel wurde sichtbar. Waren diese schwarzen Flecke auch wirklich Wolken? Hob sich nicht dieser hohe Himmel hoch, hoch über seinem Kopf? Nein, er senkte sich, senkte sich ganz tief, daß er ihn mit der Hand hätte greifen können.

Petja schloß die Augen und wiegte sich hin und her.

Tropfen fielen. Ein leises Flüstern lief ringsum. Die Pferde wieherten und schlugen aus. Irgend jemand schnarchte.

Shiig, shiig, shiig ... pfiiff der Säbel beim Schleifen, und plötzlich vernahm Petja einen harmonischen Chor, der eine unbekannte, feierlich süße Hymne spielte. Petja war ebenso musikalisch wie Natascha, viel mehr als Nikolaj, aber er hatte sich nie mit Musik beschäftigt und gar nicht an Musik gedacht, und darum waren auch die Motive, die ihm da plötzlich durch den Kopf gingen, für ihn besonders neu und anziehend. Die Musik wurde immer lauter und lauter. Die Melodie wuchs und wuchs und pflanzte sich von einem Instrument auf das andere fort. Es entstand das, was man eine Fuge zu nennen pflegt, obgleich Petja keine Ahnung davon hatte, was eine Fuge ist. Jedes Instrument, bald eins, das an eine Geige erinnerte, bald ein trompetenähnliches, nur besser und reiner als Geige und Trompete, spielte erst die Melodie für sich und vereinigte sich dann, noch ehe es das Motiv zu Ende gebracht hatte, mit einem zweiten, einem dritten und vierten Instrument, die fast alle dasselbe spielten. Sie gingen ineinander über, trennten sich wieder, um dann von neuem zu einer bald feierlich frommen, bald hell jauchzenden, siegreichen Weise zusammenzuklingen.

Ach so, das träume ich ja nur, sagte sich Petja, und der Kopf fiel ihm vornüber. Das klingt mir nur so in den Ohren. Aber vielleicht ist es meine eigne Musik. Da schon wieder. Klinge nur, klinge nur zu!

Er schloß die Augen. Wie aus weiten Fernen schwebten zitternd von allen Seiten die Töne herbei, vermischten sich, liefen auseinander, flossen zusammen, und wieder vereinigten sich alle zu jener süßen, feierlichen Weise.

Ach, wie wunderbar das ist! Soviel ich will und wie es mir beliebt! sagte sich Petja. Und er versuchte, den gewaltigen Chor der Instrumente zu leiten.

Nun leiser, leiser, immer schwächer werdend! Die Töne gehorchten ihm. Jetzt voller, lustiger! Noch, noch freudiger! Aus unbekannter Tiefe stiegen immer stärker werdende, feierliche Klänge auf.

Jetzt die Stimmen einsetzen! befahl Petja. Aus weiter Ferne ertönten anfänglich Männerstimmen, dann Frauenstimmen. Sie wuchsen mit gleichmäßiger, feierlicher Kraft. Bang und freudig nahm Petja ihren außerordentlichen Wohllaut in sich auf.

Mit einem feierlichen Siegesmarsch floß der Gesang zusammen. Die Tropfen fielen. Shiig, shiig, shiig ... pfiiff der Säbel, wieder schlugen und wieherten die Pferde, aber das alles störte nicht den Chor, sondern verband sich mit ihm zu einer Harmonie.

Petja wußte nicht, wie lange dies dauerte. Er gab sich ganz dem Genuß hin, wunderte sich über sein Entzücken und bedauerte nur, daß er niemanden daran teilnehmen lassen konnte. Die freundliche Stimme Lichatschows weckte ihn endlich auf.

»Der Säbel ist fertig, Euer Wohlgeboren. Mittendurch können Sie damit die Franzosen spalten.«

Petja kam zu sich.

»Es wird schon hell, wahrhaftig, ganz hell!« rief er.

Die Pferde, die man bisher nicht hatte sehen können, waren jetzt bis zum Schwanz sichtbar. Durch die kahlen Zweige drang ein feuchtes Licht. Petja schüttelte sich, sprang auf, zog einen Rubel aus der Tasche und reichte ihn Lichatschow. Dann prüfte er schwingend den Säbel und steckte ihn in die Scheide. Die Kosaken banden die Pferde los und zogen die Sattelriemen fest.

»Da ist auch der Kommandeur«, meinte Lichatschow.

Denissow trat aus dem Wächterhäuschen und rief Petja den Befehl zum Aufbruch zu.

Rasch suchten alle im Halbdunkel ihre Pferde, zogen die Gurte an und reihten sich ihrem Zug ein. Denissow stand am Wächterhäuschen und erteilte die letzten Befehle. Die Infanterie der Freischar, mit hundert Beinen durch die Pfützen patschend, marschierte auf dem Weg voran und verschwand in dem Nebel der Morgendämmerung schnell zwischen den Bäumen. Der Kosakenhauptmann traf bei seinen Kosaken noch einige Anordnungen. Petja hielt sein Pferd am Zügel und wartete mit Ungeduld auf den Befehl zum Aufsitzen. Sein Gesicht, das er mit kaltem Wasser gewaschen hatte, und vor allem seine Augen brannten wie Feuer. Ein kalter Schauer lief ihm über den Rücken, und durch seinen ganzen Körper ging ein schnelles, gleichmäßiges Beben.

»Na, ist bei euch alles fertig?« fragte Denissow. »Bring die Pferde!«

Die Pferde wurden gebracht. Denissow fuhr den Kosaken an, weil die Sattelgurte nicht fest waren, und saß schimpfend auf. Petja faßte den Steigbügel. Sein Pferd wollte wie gewöhnlich nach seinem Bein schnappen, aber Petja sprang, als habe er kein Gefühl für sein Gewicht, rasch in den Sattel, sah sich nach den Husaren um, die hinter ihm in Bewegung waren, und ritt auf Denissow zu.

»Wassilij Fjodorowitsch, nicht wahr, Sie erteilen mir heute einen Auftrag? Ich bitte Sie ... um Gottes willen ...« sagte er.

Denissow schien Petjas Anwesenheit ganz vergessen zu haben. Er blickte sich nach ihm um.

»Ich bitte dich nur um eines«, sagte er streng, »gehörche mir und mische dich nirgends ein.«

Dann sprach er während des ganzen Weges kein Wort mehr mit Petja und ritt schweigend dahin. Als sie an den Waldsaum kamen, fing es über den Feldern schon merklich zu dämmern an. Denissow wechselte flüsternd ein paar Worte mit dem Kosakenhauptmann, worauf die Kosaken an Petja und Denissow vorüberritten. Als sie alle vorbei waren, gab Denissow seinem Pferd die Sporen und sprengte den Abhang hinunter. Die Pferde setzten sich fast auf ihre Hinterteile

und stiegen rutschend mit ihren Reitern ins Tal hinab. Petja ritt neben Denissow. Das Zittern, das durch seinen ganzen Körper lief, verstärkte sich mehr und mehr. Es wurde immer heller und heller. Nur alles, was in der Ferne lag, hüllte der Nebel noch ein.

Als sie unten angelangt waren, sah sich Denissow um und machte dem Kosaken, der neben ihm stand, mit dem Kopf ein Zeichen.

»Das Signal!« sagte er.

Der Kosak hob den Arm, ein Schuß ertönte. Und im selben Augenblick hörte man von verschiedenen Seiten den Hufschlag vorwärtssprengender Pferde, Schreien und weitere Schüsse.

In dem Augenblick, als die ersten Hufschläge und das erste Schreien laut wurden, hieb Petja auf sein Pferd ein, ließ die Zügel locker und jagte vor, ohne auf Denissow zu hören, der ihm etwas nachschrie. Er hatte den Eindruck, als sei es in dem Augenblick, als der Schuß gefallen war, taghell geworden. Er galoppierte auf die Brücke zu. Vor ihm auf dem Weg sprengten die Kosaken. Als er unten war, prallte er mit einem zurückgebliebenen Kosaken zusammen, aber er jagte weiter. Vor ihm liefen viele Menschen – das mußten die Franzosen sein – von der rechten Seite des Weges auf die linke hinüber. Einer fiel unter den Füßen von Petjas Pferd in den Schmutz.

Vor einem Bauernhaus drängten sich viele Kosaken zusammen und nahmen dort irgend etwas vor. Aus der Mitte des Haufens ertönte fürchterliches Schreien. Petja sprengte auf die Menge zu, und das erste, was er sah, war ein Franzose mit bleichem Gesicht und zitterndem Kinn, der den Schaft einer auf ihn gerichteten Lanze mit den Händen umklammert hatte.

»Hurra! ... Kinder ... Wir haben sie ...« schrie Petja, ließ seinem immer wilder werdenden Pferd die Zügel und jagte die Straße hinauf.

Vorn hörte man Schüsse. Kosaken, Husaren und zerlumpte russische Gefangene, die von beiden Seiten des Weges angerannt kamen, schrien laut und mißtönend durcheinander. Ein junger, kräftiger Franzose ohne Mütze, im blauen Mantel, mit rotem, finstern Gesicht, wehrte mit einem Flintenspieß die Husaren von sich ab. Doch als Petja heransprengte, war er bereits gefallen. Wieder zu spät! schoß es Petja durch den Kopf, und er jagte dorthin, von wo man die meisten Schüsse hörte. Das Schießen kam von dem Hof jenes Herrenhauses, wo er gestern nacht mit Dolochow gewesen war. Die Franzosen hatten

sich dort hinter dem geflochtenen Zaun in dem dichten, mit Buschwerk verwachsenen Garten verschanzt und schossen auf die Kosaken, die sich am Tor zusammendrängten.

Als Petja bis ans Tor gelangt war, erblickte er im Pulverdampf Dolochow, der mit bleichem, grünlichem Gesicht seinen Leuten etwas zuschrie. »Im Bogen umgehen! Auf die Infanterie warten!« schrie er gerade in dem Augenblick, als Petja heransprengte.

»Warten? ... Hurraaa! ...« schrie Petja und jagte, ohne auch nur einen Augenblick zu zögern, nach der Stelle hin, wo die Schüsse ertönten und der Pulverdampf am dichtesten war.

Eine Salve krachte. Kugeln pfffen, einige sausten vorbei, andere schlugen auf irgend etwas auf. Die Kosaken und Dolochow jagten durch das Tor hinter Petja her. Von den Franzosen in dem dichten, wogenden Rauch warfen die einen die Waffen beiseite und liefen aus den Büschen heraus, den Kosaken entgegen, die anderen flohen den Berg hinunter, nach dem Teich zu. Petja sprengte auf seinem Pferd quer durch den Herrenhof, aber statt die Zügel zu halten, fuhr er seltsam und schnell mit beiden Armen in die Luft und neigte sich im Sattel immer mehr und mehr nach der einen Seite hinüber. Das Pferd lief auf ein im Morgenlicht verglimmendes Wachtfeuer zu, prallte zurück, und Petja fiel schwer auf die feuchte Erde. Die Kosaken sahen, wie seine Arme und Beine hastig zuckten, obgleich sein Kopf starr und still dalag. Eine Kugel war ihm durch den Kopf gegangen.

Der dienstälteste französische Offizier kam mit einem weißen Tuch am Degen hinter dem Hause vor und erklärte, daß sie sich ergäben. Dolochow stieg vom Pferd und trat auf den mit ausgebreiteten Armen unbeweglich daliegenden Petja zu.

»Aus«, sagte er finster und ging durch das Tor auf Denissow zu, der auf ihn zuritt.

»Ist er tot?« schrie Denissow auf, als er schon von weitem Petjas Körper in jener Lage daliegen sah, die ihm nur zu wohl bekannt war und keinen Zweifel mehr aufkommen ließ.

»Aus«, sagte Dolochow noch einmal, als bereite ihm die Wiederholung dieses Wortes Vergnügen, und trat dann schnell auf die Gefangenen zu, um die sich die Kosaken hastig geschart hatten. »Die nehmen wir nicht mit«, schrie er Denissow zu.

Denissow gab keine Antwort. Er ritt zu Petja hin, stieg vom Pferd und wandte mit zitternden Händen dessen schon bleich gewordenes Gesicht, das ganz mit Blut und Schmutz bespritzt war, zu sich um.

Ich bin so an Süßigkeiten gewöhnt ... herrliche Rosinen ... nehmt sie nur alle ... fielen ihm Petjas Worte ein. Und die Kosaken blickten sich erstaunt um, als sie die an Bellen erinnernden Laute vernahmen, mit denen sich Denissow rasch von Petja abwandte, an den Zaun trat und sich gegen ihn stützte.

Unter den durch Denissow und Dolochow befreiten russischen Gefangenen war auch Pierre Besuchow.

Über den Zug der Gefangenen, unter denen sich Pierre befand, war von der französischen Behörde während des ganzen Marsches von Moskau nichts Neues verfügt worden. Am 22. Oktober war dieser Zug bereits nicht mehr mit jenen Truppenteilen und Fuhrparkkolonnen zusammen, mit denen sie von Moskau ausgerückt waren. Von den Fuhren mit Zwieback, die während der ersten Zeit des Marsches hinter ihnen hergefahren waren, hatten die Kosaken die eine Hälfte weggenommen, die andere Hälfte war vorausgefahren. Von der Kavallerie zu Fuß, die die Spitze des Zuges gebildet hatte, war auch nicht ein Mann mehr da; sie waren allesamt verschwunden. An Stelle der Artillerie, die man während der ersten Zeit des Marsches hatte voranfahren sehen, war jetzt der gewaltige Train des Marschalls Junot getreten, der von westfälischen Truppen begleitet wurde. Den Gefangenen folgten Fuhren mit Kavalleriesachen.

Von Wjasma an bildeten die französischen Truppen, die bis hierher in drei Kolonnen marschiert waren, nur noch einen einzigen Haufen. Jene Anzeichen von Unordnung, die Pierre bereits auf dem ersten Rastort hinter Moskau wahrgenommen hatte, waren jetzt bis zum äußersten gestiegen.

Zu beiden Seiten des Weges, den sie marschierten, lagen tote Pferde. Zerlumpte Mannschaften, von verschiedenen Truppenteilen zurückgeblieben, gesellten sich, fortwährend wechselnd, bald der vorwärts marschierenden Kolonne bei, bald blieben sie wieder zurück.

Einige Male während des Marsches gab es falschen Alarm; die Soldaten der Geleitmannschaft griffen nach den Flinten, schossen und liefen, einander drängend und stoßend, Hals über Kopf davon. Dann aber sammelten sie sich wieder und schimpften aufeinander wegen dieser grundlosen Furcht.

Diese drei Abteilungen, die zusammen marschierten: das Kavalleriedepot, die Gefangenen und Junots Train, bildeten immer noch ein Ganzes für sich, obgleich sie alle drei zusehends zusammengeschmolzen waren.

Von dem Depot, das anfänglich aus hundertundzwanzig Fuhrwerken bestanden hatte, waren kaum mehr als sechzig Wagen

übriggeblieben, die einen hatten die Kosaken weggenommen, die anderen hatte man im Stich gelassen. Auch von Junots Train waren einige Fuhren zurückgeblieben und weggenommen worden. Drei Wagen hatten herbeigelaufene Nachzügler des Korps Davoust geplündert. Pierre hörte aus den Gesprächen der Deutschen, daß sich bei diesen Fuhren eine größere Wache befand als bei den Gefangenen, und daß einer ihrer Kameraden, ein deutscher Soldat, auf persönlichen Befehl des Marschalls erschossen worden war, weil man bei ihm einen silbernen Löffel gefunden hatte, der dem Marschall gehörte.

Aber von allen diesen drei Zügen am meisten zusammengeschmolzen war doch der Gefangenentransport. Von den dreihundertdreißig Mann, die man von Moskau abtransportiert hatte, waren kaum noch hundert übriggeblieben. Die Soldaten der Geleitmannschaft hielten die Gefangenen für eine größere Last als die Sättel des Kavalleriedepots und den Train Junots. Die Sättel und Junots silberne Löffel konnte man noch einmal brauchen, das sahen sie ein, warum aber hungernde und frierende Soldaten bei ebenso hungrigen und frierenden Russen Posten stehen und sie bewachen sollten, von denen die meisten doch später ohnehin halbtot am Weg liegenblieben, so daß man sie auf höheren Befehl erschießen mußte – das war nicht nur unverständlich, sondern sogar widersinnig. Und so behandelten die Geleitmannschaften die Gefangenen besonders streng und finster, als hätten sie bei der trostlosen Lage, in der sie sich selber befanden, Angst, sich dem Gefühl des Mitleids für die anderen, das in ihnen lag, hinzugeben und so ihre eigne Lage noch zu verschlimmern.

In Dorogobusch hatten ein paar Gefangene, die man in einen Pferdestall eingesperrt hatte, während die Soldaten der Geleitmannschaft fortgegangen waren, um ihre eignen Magazine zu plündern, die Stallwand untergraben und waren geflohen. Doch die Franzosen hatten sie wieder eingefangen und erschossen.

Die frühere Ordnung, die man beim Auszug aus Moskau beobachtet hatte, nach der die gefangenen Offiziere von den Soldaten getrennt marschierten, war schon längst nicht mehr eingehalten worden. Alle, die laufen konnten, gingen zusammen, und Pierre hatte sich schon vom dritten Marschtag an wieder Karatajew und dem grauen, krummbeinigen Hund zugesellt, der sich Karatajew zum Herrn auserwählt hatte.

Am dritten Tag nach ihrem Abmarsch von Moskau hatte Karatajew wieder jenes Fieber bekommen, an dem er im Moskauer Lazarett gelitten hatte, und je schwächer er wurde, um so mehr hielt sich Pierre von ihm fern. Pierre wußte nicht warum, aber von der Zeit an, da Karatajew schwächer wurde, mußte er sich Gewalt antun, um zu ihm zu gehen. Und war er dann einmal zu ihm hingegangen und hatte jenes leise Stöhnen, mit dem sich Karatajew gewöhnlich an den Rastorten niederlegte, gehört, und den immer stärker werdenden Geruch, der von ihm ausströmte, gespürt, so ging er gleich wieder möglichst weit von ihm weg und dachte nicht mehr an ihn.

In der Gefangenschaft, in der Baracke, war Pierre nicht durch seinen Verstand, sondern durch sein ganzes Wesen und Leben zu der Erkenntnis gekommen, daß der Mensch für das Glück geschaffen sei, daß das Glück in ihm selber liege, in der Befriedigung aller natürlichen Bedürfnisse, und daß alles Unglück nicht vom Mangel herrührte, sondern vom Überfluß. Jetzt aber, in diesen letzten drei Wochen des Marsches, hatte er noch eine neue, tröstende Wahrheit erkannt: er hatte erkannt, daß es auf der Welt nichts Fürchterliches gibt, hatte erkannt, daß es für den Menschen keinen Zustand geben konnte, wo er völlig unglücklich und unfrei gewesen wäre, ebenso wie für ihn kein Zustand völligen Glückes und uneingeschränkter Freiheit vorhanden war. Er hatte erkannt, daß es eine Grenze für alles Leid und eine Grenze für alle Freiheit gibt, und daß diese Grenze nicht allzu weit gezogen ist: daß ein Mensch, der darunter leidet, daß in sein rosa Bett ein Blättchen gefallen ist, dieselben Schmerzen empfindet wie er jetzt, wenn er auf dem bloßen, feuchten Erdboden einschlief, wo die eine Seite seines Körpers kalt und die andere warm war. Er hatte erkannt, daß er früher ebenso gelitten hatte, wenn er seine engen Ballschuhe anzog, wie er jetzt litt, wo er bereits vollständig barfuß ging – sein Schuhwerk war längst in Fetzen – und seine Füße wundgelaufen waren. Er hatte erkannt, daß er damals, als er aus freiem Willen, wie er glaubte, seine Frau geheiratet hatte, nicht freier gewesen war als jetzt, wo man ihn nachts in einen Pferdestall einsperrte.

Von allem, was auch er später Leiden nannte, was er aber jetzt kaum spürte, waren das Schlimmste die bloßen, wundgelaufenen, mit Schorf bedeckten Füße. Das Pferdefleisch schmeckte ganz gut und war nahrhaft. Der Salpetergeruch des Pulvers, das man statt des Salzes verwandte, war sogar angenehm. Große Kälte gab es nicht, tagsüber

beim Marschieren war es immer heiß, nachts hatten sie ein Feuer, und die Läuse, die ihn bald auffraßen, wärmten seinen Körper. So war nur eines schwer in der ersten Zeit, und das waren die Füße.

Am zweiten Marschtag besah Pierre am Wachtfeuer seine mit Schorf bedeckten Füße und hielt es für unmöglich, mit solchen Füßen weiterzumarschieren. Als aber dann alle aufbrachen, ging auch er, anfänglich zwar hinkend, dann aber, als ihm die Füße warm geworden waren, taten sie ihm nicht einmal mehr weh, obgleich sie am Abend einen noch fürchterlicheren Anblick boten. Aber er sah sie nicht an und dachte an etwas anderes.

Jetzt erst begriff Pierre den ganzen Umfang menschlicher Lebenskraft, und wie erlösend das dem Menschen innewohnende Vermögen ist, seine Aufmerksamkeit abzulenken, ebenso erlösend wie das Ventil eines Dampfkessels, das den überflüssigen Dampf herausläßt, sobald seine Dichtigkeit ein bestimmtes Maß überschritten hat.

Er sah und hörte nicht, wie die zurückgebliebenen Gefangenen erschossen wurden, obgleich schon über hundert von ihnen auf solche Weise umgekommen waren. Er dachte nicht an Karatajew, der von Tag zu Tag schwächer wurde und zweifellos bald dasselbe Schicksal erleiden mußte. Noch weniger dachte Pierre an sich selber. Je schwieriger seine Lage wurde, je furchtbarer die Zukunft ihm drohte, um so unabhängiger von jener Lage, in der er sich befand, kamen ihm die freudigen, tröstenden Gedanken, Erinnerungen und Vorstellungen.

Am 22. Oktober, gegen Mittag, ging Pierre auf der schmutzigen, schlüpfrigen Heerstraße bergan und schaute auf seine Füße und auf die Unebenheiten des Weges. Manchmal warf er einen Blick über die ihm bekannte Menge, die ihn umgab, dann aber schaute er wieder auf seine Füße. Sowohl das eine wie das andere war sein und ihm wohlbekannt. Der bläuliche, krummbeinige Graue lief lustig an der Seite des Weges, hob zum Beweis seiner Geschicklichkeit und inneren Befriedigung ab und zu das eine Hinterbein und lief auf dreien, galoppierte dann wieder auf allen vieren und stürzte sich bellend auf die Krähen, die auf den Leichen saßen. Der Graue sah lustiger und gepflegter aus als in Moskau. Auf allen Seiten lagen die Überreste der verschiedensten Lebewesen, vom Menschenfleisch bis zum Pferdefleisch, in den unterschiedlichsten Stadien der Zersetzung, die Wölfe wurden von den vorüberziehenden Menschen abgehalten, so daß der Graue sich nach Herzenslust sattfressen konnte.

Es regnete seit dem frühen Morgen. Manchmal schien es, wie wenn es nun aufhören und der Himmel sich aufklären wollte, aber immer setzte nach solch einer kurzen Pause das Unwetter nur noch stärker ein. Die vom Regen durchweichte Straße nahm das Wasser schon gar nicht mehr auf, so daß in den Wagenspuren ganze Bäche dahinfließen.

Pierre marschierte, warf hier und da einen Blick zur Seite und zählte die Schritte, immer drei auf einmal, indem er dafür einen Finger einbog. Was den Regen anbetraf, so sagte er sich innerlich: Immer zu, immer zu, nur immer toller!

Es kam ihm vor, als denke er an nichts, aber in der Ferne und Tiefe hing seine Seele großen und tröstlichen Gedanken nach. Es war dies der feinste geistige Auszug aus seinem gestrigen Gespräch mit Karatajew.

Gestern während der Nachtrast hatte Pierre an seinem niedergebrannten Feuer gefroren, war deshalb aufgestanden und zum nächsten Feuer gegangen, das besser brannte. An diesem Feuer, zu dem er nun trat, saß Platon, hatte den Mantel wie ein Meßgewand über den Kopf gezogen und erzählte den Soldaten mit seiner fließenden, angeneh-

men, aber schwachen und kranken Stimme eine Geschichte, die Pierre kannte. Es war schon nach Mitternacht. Um diese Zeit lebte Karatajew gewöhnlich von seinen Fieberanfällen wieder auf und pflegte besonders lebhaft zu sein. Als Pierre zum Feuer trat, die schwache, kranke Stimme Platons hörte und sein von der Flamme grell beleuchtetes, jammervolles Gesicht sah, fühlte er einen unangenehmen Stich durchs Herz. Er erschrak über sein Mitleid mit diesem Menschen und wollte wieder fortgehen, aber ein anderes Feuer war nicht da, und so nahm er denn an dieser Stelle Platz, bemüht, Platon nicht anzusehen.

»Nun, wie steht's mit deiner Gesundheit?« fragte er.

»Was ist Gesundheit? Man weint wohl über eine Krankheit, aber Gott schickt nicht gleich den Tod«, erwiderte Karatajew und kehrte sogleich zu seiner angefangenen Erzählung zurück.

»Siehst du, Kamerad«, fuhr er mit einem Lächeln auf dem abgekehrten, blassen Gesicht und einem besonders frohen Glanz in den Augen fort: »Siehst du, Kamerad ...«

Pierre kannte diese Geschichte schon längst. Ihm allein hatte sie Karatajew wohl schon sechsmal erzählt, und immer mit einem besonderen, freudigen Gefühl. Doch wie genau Pierre diese Geschichte auch kennen mochte, er lauschte ihr doch jetzt wieder wie etwas Neuem, und das stille Entzücken, das Karatajew sichtlich beim Erzählen empfand, ging auch auf Pierre über. Es war die Geschichte von einem alten Kaufmann, der mit seiner Familie ehrsam und gottesfürchtig lebte und einmal mit einem Geschäftsfreund, einem reichen Krämer, zur Messe fuhr.

Die beiden Kaufleute stiegen in einem Gasthof ab und legten sich schlafen. Am nächsten Morgen wurde der Geschäftsfreund des Kaufmanns ermordet und beraubt aufgefunden. Das blutige Messer fand man unter dem Kopfkissen des alten Kaufmanns. Dieser wurde nun vor Gericht gestellt, mit der Knute bestraft, es wurden ihm die Nasenlöcher aufgerissen – »ordnungsgemäß und wie es sich gehört«, sagte Karatajew – und man schickte ihn zur Zwangsarbeit nach Sibirien.

»Und siehst du, Kamerad« – an dieser Stelle von Karatajews Erzählung trat Pierre gerade hinzu –, »nach dieser Geschichte mochten nun wohl ein Dutzend Jahre vergangen sein oder noch mehr. Der Alte lebt als Sträfling in Sibirien. Er fügt sich, wie es sich gehört, und tut

nichts Böses. Nur um seinen Tod bittet er den lieben Gott. Also schön ... Da sitzen nun einmal nachts die Sträflinge zusammen, so wie jetzt wir, und der Alte ist auch dabei. Und sie kommen darauf zu sprechen, wofür jeder leidet, womit er sich gegen Gott versündigt hat. Und sie fangen an zu erzählen: Der hat einen Menschen erschlagen, der zwei, der ist ein Brandstifter, und der hat sich ohne jeden Grund aus dem Staub gemacht. Nun fragt man den Alten: ›Wofür mußt denn du büßen, Alterchen?‹ ›Ich, meine lieben Brüder‹, sagte er, ›ich büße für meine eignen Sünden und für die Sünden der Menschheit. Ich habe keinen Menschen erschlagen, habe nicht fremdes Gut genommen, sondern immer nur dem bedürftigen Nächsten von dem Meinen abgegeben. Ich war Kaufmann, liebe Brüder, und besaß großen Reichtum.‹ So und so, sagt er und erzählt ihnen, wie sich die Sache zugetragen hat, alles der Reihe nach. ›Ich murre nicht‹, sagt er. ›Gott hat mich heimgesucht. Nur meine Frau und meine Kinder tun mir leid‹, sagt er. Dabei bricht der Alte in Tränen aus. Und da ist nun zufällig unter den Sträflingen derselbe Mensch, weißt du, der damals den Kaufmann ermordet hatte. ›Wo war das, Alterchen?‹ fragt er. ›Wann und in welchem Monat?‹ Und er fragt immer weiter. Es drückt ihm fast das Herz ab. Und er geht so auf den Alten zu, und auf einmal, plumps, liegt er ihm zu Füßen. ›Deinetwegen Alterchen‹, sagt er, ›bist du ins Elend geraten. Es ist die reine Wahrheit‹, sagt er, ›dieser Mann leidet ganz und gar unschuldig, Kinder. Ich selber‹, sagt er, ›habe die Tat begangen und dir, als du schliefest, das Messer unter den Kopf gelegt. Vergib mir, Alterchen‹, sagt er, ›vergib mir um Christi willen.‹«

Karatajew schwieg, blickte mit seligem Lächeln ins Feuer und schob das Brennholz zurück.

»Der Alte aber sagt: ›Mag dir Gott verzeihen, denn wir alle‹, sagt er, ›sind vor Gott Sünder. Ich büße für meine Sünden‹, und er brach in bittere Tränen aus. Und was glaubst du, mein Falke«, sagte Karatajew, und sein Lächeln wurde immer heller und strahlender vor Begeisterung, als läge in dem, was er jetzt erzählen wollte, der Hauptreiz und ganze Sinn der Geschichte: »Was glaubst du, mein Falke? Dieser Mörder stellt sich selber der Obrigkeit. ›Ich habe sechs Menschenleben auf dem Gewissen‹, sagt er – er war ein großer Bösewicht –, ›aber am meisten bereue ich das mit dem Alten. Er soll meinerwegen keine Träne mehr vergießen.‹ Er klärt alles auf, es wird zu Protokoll

genommen und das Papier an die zuständige Stelle weitergeleitet. Das war weit weg, und es dauerte lange, bis das Gericht den Fall erledigt hatte und alles zu Papier gebracht worden war, wie das bei den Behörden so sein muß. Die Sache kam bis zum Zaren. Endlich kam ein Befehl vom Zaren: Der Kaufmann sei freizulassen, und man solle ihm eine Entschädigung geben, soviel, wie das Gericht festgesetzt hatte. Das Papier kommt zurück, und man fängt an, nach dem Alten zu sehen. ›Wo ist denn jener Alte, der unschuldig verurteilt worden ist? Es ist ein Schreiben vom Zaren eingelaufen!‹ Und sie suchen und suchen.« Karatajews Kinn fing an zu zittern. »Gott hatte ihn erlöst – er war tot. Ja, so war es, mein Falke«, schloß Karatajew und blickte lange mit stillem Lächeln vor sich hin.

Nicht diese Erzählung selber, aber ihr geheimer Sinn und jene begeisterte Freude, die beim Erzählen aus Karatajews Antlitz gestrahlt hatte, und der verborgene Sinn dieser Freude – das war es, was jetzt unklar und freudig Pierres Seele erfüllte.

»A vos places!« schrie plötzlich eine Stimme. Durch die Reihen der Gefangenen und Geleitmannschaften lief eine zitternde Erregung und Erwartung von etwas Freudigem. Von allen Seiten hörte man Kommandorufe. Von links her zeigte sich Kavallerie, die in guten Uniformen und auf guten Pferden im Trab um die Gefangenen herumritt. Auf allen Gesichtern lag jener Ausdruck der Spannung, wie ihn die Mannschaften beim Herannahen hoher Befehlshaber zu zeigen pflegen. Die Gefangenen drängten sich zu einem Haufen zusammen, man stieß sie vom Weg hinunter, und die Soldaten der Geleitmannschaft stellten sich in Reih und Glied.

»L'empereur! L'empereur! Le marechal! Le duc!«

Kaum waren die wohlgenährten Vorreiter vorüber, als eine Karosse, von vier Grauschimmeln gezogen, donnernd vorbeirollte. Pierre sah für einen Augenblick in das ruhige, schöne, dicke und weiße Gesicht eines Mannes im Dreispitz. Es war einer der Marschälle. Der Blick des Marschalls blieb an der grobkörnigen, auffallenden Gestalt Pierres haften, und der Ausdruck, mit dem der Marschall die Stirn in Falten legte und das Gesicht abwandte, schien Pierre Mitleid zu zeigen, aber auch den Wunsch, dieses Gefühl zu verbergen.

Der General, der das Depot leitete, trieb mit rotem, erschrockenem Gesicht sein mageres Pferd an und sprengte der Karosse nach. Einige Offiziere traten zusammen, Soldaten umringten sie. Sie alle hatten erregte, gespannte Gesichter.

»Qu'est-ce qu'il a dit? Qu'est-ce qu'il a dit?« hörte Pierre.

Während der Marschall vorüberfuhr, hatten sich die Gefangenen zu einem Haufen zusammengedrängt, und Pierre hatte Karatajew bemerkt, den er an diesem Morgen noch nicht gesehen hatte. Karatajew in seinem Mäntelchen saß an eine Birke gelehnt da. Auf seinem Gesicht lag noch der Ausdruck freudiger Rührung über seine gestrige Erzählung von den unschuldigen Leiden des Kaufmanns, aber er erstrahlte heute in noch besonderer Feierlichkeit.

Karatajew blickte Pierre mit seinen guten, runden Augen an, die jetzt von Tränen verschleiert waren, und wollte ihn offenbar zu sich

rufen und ihm etwas sagen. Aber Pierre hatte Angst vor sich selbst. Er tat, als habe er Karatajew's Blick nicht gesehen, und ging hastig fort.

Als sich die Gefangenen wieder in Bewegung setzten, sah sich Pierre noch einmal um. Karatajew saß am Wegrand neben der Birke, zwei Franzosen standen daneben und sagten etwas zu ihm. Pierre sah sich nicht mehr um. Hinkend stieg er den Berg hinan.

Hinter ihm, von da her, wo Karatajew gesessen hatte, krachte ein Schuß. Pierre hörte diesen Schuß deutlich, aber in dem Augenblick, als er ihn hörte, fiel ihm ein, daß er mit der vor der Durchfahrt des Marschalls begonnenen Berechnung, wieviel Tagemärsche ihnen noch bis Smolensk verblieben, ja noch nicht fertig war. Er fing an zu rechnen. Zwei französische Soldaten, von denen der eine sein von der Schulter genommenes, noch rauchendes Gewehr in der Hand hielt, liefen an ihm vorbei. Sie sahen beide blaß aus, und in dem Ausdruck ihrer Gesichter – der eine warf einen scheuen Blick auf Pierre – lag etwas, wie es Pierre bei der Hinrichtung auf dem Gesicht des jungen Soldaten gesehen hatte. Pierre sah den Franzosen an und erinnerte sich, wie dieser Soldat vorgestern sein Hemd beim Trocknen am Wachtfeuer verbrannt hatte, und wie er deshalb von den Kameraden ausgelacht worden war.

Hinten, an der Stelle, wo Karatajew gesessen hatte, heulte der Hund.

Dummes Vieh, was heult es nur? dachte Pierre.

Die gefangenen Kameraden, die neben Pierre gingen, sahen sich ebenfalls nicht nach jener Stelle um, von woher der Schuß und dann das Heulen des Hundes gekommen waren, aber ein harter Zug lag auf allen Gesichtern.

Im Dorf Schamschewo machten das Depot, die Gefangenen und der Train des Marschalls halt. Alle drängten sich dicht um die Wachtfeuer. Auch Pierre trat auf ein Feuer zu, aß von dem gebratenen Pferdefleisch, legte sich mit dem Rücken gegen die Flamme und schlief sofort ein. Er versank wieder in einen solchen Schlaf, wie er nach der Schlacht bei Borodino in Moshaisk über ihn gekommen war.

Wieder gingen in seiner Seele tatsächliche Ereignisse und Traumvorstellungen ineinander über, wieder teilte ihm jemand – war er es selber oder ein anderer? – seine Gedanken mit, und zwar dieselben Gedanken wie in Moshaisk.

Das Leben ist alles. Das Leben ist Gott. Alles verändert sich, alles bewegt sich, und diese Bewegung ist Gott. Und solange Leben ist, gibt es auch die Wonne des Selbsterkennens in sich selbst. Das Leben lieben heißt Gott lieben. Das Schwerste und Seligste von allem ist, das Leben zu lieben im eignen Leiden, im eignen unschuldigen Leiden.

Karatajew! fuhr es Pierre durch den Sinn.

Und plötzlich stand vor Pierres Seele wie lebend ein längst vergessener, alter, milder Lehrer, der ihn in der Schweiz in Geographie unterrichtet hatte. Paß auf, sagte der Alte und zeigte Pierre einen Globus. Dieser Globus war eine lebendige, fließende Kugel, ohne bestimmte Umrisse. Ihre ganze Oberfläche bestand aus Tropfen, die eng aneinander gedrückt waren. Diese Tropfen waren in steter Bewegung und veränderten sich: bald flossen mehrere in einen zusammen, bald teilte sich ein großer in viele kleine. Jeder Tropfen hatte das Bestreben, sich auszudehnen und so viel Platz wie nur möglich einzunehmen, doch die anderen, die denselben Wunsch hatten, engten ihn ein, vernichteten ihn manchmal oder flossen auch mit ihm zusammen.

Da hast du das Leben, sagte der alte Lehrer.

Wie klar und einfach das ist! dachte Pierre. Daß ich das nicht früher gewußt habe!

Im Mittelpunkt ist Gott, und jeder Tropfen sucht sich auszubreiten, um Ihn in möglichst großen Ausmaßen widerzuspiegeln. Und so

wächst jeder Tropfen, fließt zusammen, wird eingepreßt, verschwindet von der Oberfläche, sinkt in die Tiefe und steigt wieder empor. Auch er, Karatajew ... auseinandergeflossen ... verschwunden ... Vous avez compris, mon enfant? sagte der Lehrer.

»Vous avez compris, sacré nom!« schrie eine Stimme, und Pierre erwachte.

Er richtete sich hoch und setzte sich auf. Am Feuer kauerte ein Franzose, der soeben einen russischen Soldaten beiseitegestoßen hatte, und briet sich an seinem Ladestock ein Stück Fleisch. Geschickt drehte sein muskulöser, behaarter, roter Arm mit aufgestreiftem Ärmel und kurzen Fingern den Ladestock. Sein verbranntes, finsternes Gesicht mit den zusammengezogenen Brauen war im Schein des Feuers deutlich zu sehen.

»Ça lui est bien égal«, brummte er, hastig zu einem Soldaten gewandt, der neben ihm stand. »Brigand! Va!«

Der Soldat drehte seinen Ladestock und warf Pierre einen finsternen Blick zu. Pierre wandte sich ab und blickte ins Dunkle. Ein russischer Soldat, ein Gefangener, der, den der Franzose weggestoßen hatte, saß abseits vom Feuer und streichelte etwas mit der Hand. Pierre sah näher hin und erkannte das graue Hündchen, das neben dem Gefangenen saß und mit dem Schwanz wedelte.

»Na, bist du auch gekommen?« sagte Pierre. »Aber Pla...« fing er an, sprach aber nicht zu Ende.

Und plötzlich stieg vor seiner Seele, gleichzeitig und in andere Erinnerungen übergehend, der Gedanke an jenen Blick auf, mit dem ihn Platon, als er unter dem Baum saß, angesehen hatte, und er dachte an den Schuß, den er dann von dieser Stelle her vernommen hatte, an das Heulen des Hundes, an die schuldigen Gesichter der beiden Franzosen, die an ihm vorbeigelaufen waren, an das noch rauchende Gewehr in der einen Hand und an Karatajews Fehlen an diesem Rastort. Schon war er nahe daran, sich bewußt zu werden, daß Karatajew erschossen worden war, aber im selben Augenblick stieg in seiner Seele, Gott weiß woher, die Erinnerung an einen Sommerabend auf, den er mit einer schönen Polin auf dem Balkon seines Hauses in Kiew verbracht hatte. Und ohne die einzelnen Erinnerungen des heutigen Tages zu verbinden und einen Schluß aus ihnen zu ziehen, schloß Pierre die Augen, und das Bild des Sommerabends verschmolz

mit der Erinnerung an ein Bad und an jene fließende, wogende Kugel, und er versank irgendwohin in eine tiefe Flut, so daß das Wasser über seinem Kopf zusammenschlug.

Kurz vor Sonnenaufgang weckten ihn laute, schnell aufeinander folgende Schüsse und Geschrei. Franzosen liefen an Pierre vorüber.

»Les cosaques!« schrie einer von ihnen, und gleich darauf sah sich Pierre von einer Menge russischer Gesichter umringt.

Lange konnte Pierre nicht fassen, was geschehen war. Von allen Seiten vernahm er das Freudengeschrei seiner Leidensgefährten.

»Brüder! Landsleute! Kameraden!« schrien weinend vor Freude alte Soldaten und umarmten die Kosaken und Husaren.

Die Husaren und Kosaken umringten die Gefangenen, und in aller Eile gaben sie dem einen ein Kleidungsstück, einem anderen ein Paar Stiefel, einem dritten ein Stück Brot. Pierre saß mitten unter ihnen, schluchzte und konnte kein Wort hervorbringen; er umarmte den ersten besten Soldaten, der auf ihn zutrat, und küßte ihn unter Tränen.

Dolochow stand am Tor des zertrümmerten Gutshauses und ließ die Schar der entwaffneten Franzosen an sich vorüberziehen. Die Franzosen waren durch alles, was geschehen war, aufgeregt und redeten laut durcheinander, doch als sie an Dolochow vorübergingen, der sich mit seiner Peitsche leicht gegen die Stiefel schlug und sie mit seinen kalten, gläsernen, nichts Gutes versprechenden Augen ansah, verstummte ihr Gespräch. Dolochow gegenüber stand einer seiner Kosaken und zählte die Gefangenen, indem er nach jedem Hundert einen Kreidestrich an das Tor machte.

»Wieviel sind es jetzt?« fragte Dolochow den Kosaken, der die Gefangenen zählte.

»Bald das zweite Hundert voll«, erwiderte der Kosak.

»Filez, filez«, sagte Dolochow, der diesen Ausdruck von den Franzosen gelernt hatte, und in seinen Augen leuchtete, wenn seine Blicke denen der vorüberziehenden Gefangenen begegneten, ein grausamer Glanz auf.

Denissow ging mit finsterem Gesicht, die Mütze in der Hand, hinter den Kosaken her, die Petja Rostows Leiche zu der Grube hintrugen, die man im Garten für ihn gegraben hatte.

Vom 28. Oktober an, als der Frost einsetzte, nahm die Flucht der Franzosen einen noch tragischeren Charakter an: die Leute erfroren oder sie erhitzten sich an den Wachtfeuern zu Tode, während der Kaiser, die Könige und Herzöge in ihren Pelzen und Kutschen mit dem geraubten Gut unbeirrt weiterfuhren. Seinem innersten Wesen nach blieb der Prozeß der Flucht und Zersetzung der französischen Armee jedoch ganz derselbe.

Von Moskau bis Wjasma waren von der dreiundsiebzigttausend Mann starken französischen Armee – die Garde nicht eingerechnet, die in dem ganzen Krieg weiter nichts getan hat, als zu plündern – nur sechsendreißigttausend Mann übriggeblieben, während die Verluste durch Schlachten kaum mehr als fünftausend Mann betragen. Dies war das erste Glied der Progression, aus dem sich die folgenden mathematisch genau bestimmen ließen. Von Moskau bis Wjasma, von Wjasma bis Smolensk, von Smolensk bis zur Beresina, von der Beresina bis nach Wilna schmolz die französische Armee im selben Umfang zusammen und ging zugrunde, ganz unabhängig von höheren oder geringeren Kältegraden, von Verfolgung, Wegversperrung und allen sonstigen Umständen, jeder für sich genommen. Hinter Wjasma rotteten sich die Franzosen, die bis dahin drei Kolonnen gebildet hatten, zu einem einzigen Haufen zusammen und marschierten so bis zum Schluß.

Man weiß ja, welche Abweichungen von der Wahrheit größere Heerführer bei der Schilderung der Lage ihrer Truppen sich zu erlauben pflegen. Berthier schrieb an den Kaiser:

»Ich halte es für meine Pflicht, Euer Majestät von dem Zustand Dero Truppen bei den verschiedenen Armeekorps in Kenntnis zu setzen, die ich in den letzten zwei, drei Tagen an verschiedenen Durchgangsstellen zu beobachten in der Lage war. Sie befinden sich fast in Auflösung. Die Zahl der Soldaten, die ihren Fahnen folgen, beträgt bei allen Regimentern höchstens ein Viertel, die anderen marschieren für sich nach verschiedenen Richtungen und auf eigne Faust, in der Hoffnung, Nahrungsmittel zu finden, und um von der Disziplin befreit zu sein. Im allgemeinen sehen sie Smolensk als den

Punkt an, wo sie sich wieder sammeln sollen. In den letzten Tagen hat man auch beobachtet, daß viele Soldaten ihre Waffen und Munition wegwerfen. Wie die Dinge jetzt liegen, erfordert es das Dienstinteresse, daß Euer Majestät, welches auch Dero fernere Absichten sein mögen, die Truppen in Smolensk sammeln und anfangen lassen, sie von allem Überflüssigen zu befreien: von Kampfunfähigen wie Mannschaften ohne Pferde und Waffen, von unnützem Gepäck und Artilleriematerial, das zu den gegenwärtigen Kräften in keinem Verhältnis mehr steht. Außerdem müssen unsere Soldaten jetzt unbedingt ein paar Ruhetage und Proviant haben, denn sie sind von Hunger und Müdigkeit erschöpft, und in den letzten Tagen sind viele unterwegs und in den Biwaks gestorben. Dieser Zustand wird immer ärger und gibt zu der Befürchtung Anlaß, daß, wenn nicht baldige Abhilfe geschaffen wird, man in einer Schlacht kaum mehr Herr über die Truppen sein wird. Den 9. November, dreißig Werst von Smolensk.«

Die Franzosen fielen über Smolensk her, das ihnen wie das Gelobte Land vor Augen geschwebt hatte, schlugen hier einander des Proviantes wegen tot, plünderten ihre eignen Magazine, und nachdem sie alles ausgeraubt hatten, liefen sie weiter.

Alle marschierten, ohne selber zu wissen, warum und wohin sie gingen. Noch weniger als alle anderen wußte dies das Genie Napoleon, da ihm niemand etwas befahl. Und doch behielten er und seine Umgebung ihre bisherigen Gewohnheiten bei: man schrieb Befehle, Briefe, Rapporte, ordres du jour und nannte sich gegenseitig: Sire, mon cousin, prince d'Eckmühl, roi de Naples und so weiter. Aber die Befehle und Rapporte standen nur auf dem Papier, niemand führte sie aus, weil man sie eben nicht ausführen konnte, und wenn sie einander auch Majestät, Hoheit und Vetter titulierten, so fühlten doch alle, daß sie jämmerliche, schändliche Menschen waren, die viel Unheil angerichtet hatten, wofür sie jetzt büßen mußten. Und wenn sie auch so taten, als kümmerten sie sich um die Armee, so dachte doch jeder nur an sich und daran, wie er so bald wie möglich von hier fortkommen und sich retten könne.

Die Operationen der russischen und französischen Truppen während des Rückzugs von Moskau bis zum Njemen waren wie ein Blindkuhspiel, wo zwei Spielenden die Augen verbunden werden, und der eine von ihnen ab und zu mit einem Glöckchen läutet, um dem, der ihn fangen soll, kundzutun, wo er sich befindet. Zuerst klingelt der, der gefangen werden soll, munter darauflos und fürchtet sich nicht vor dem Feind, wenn es ihm aber dann schlecht geht, bemüht er sich, unhörbar weiterzuschleichen, flieht seinen Feind und rennt meist, obwohl er meint, vor ihm davonzulaufen, geradewegs in seine Arme.

Anfangs ließ die Napoleonische Armee noch von sich hören – dies war in der ersten Zeit des Rückzugs auf der Kalugaer Straße –, dann aber, nachdem sie den Weg nach Smolensk eingeschlagen hatten, liefen sie davon, indem sie mit der Hand den Klöppel des Glöckchens festhielten, und rannten oft, in der Meinung, zu entkommen, geradewegs auf die Russen zu.

Bei der Schnelligkeit der fliehenden Franzosen und der verfolgenden Russen und bei der dadurch hervorgerufenen Erschöpfung der Pferde war an das Hauptmittel, eine annähernde Kenntnis der Lage zu erhalten, in der sich der Feind befand, nämlich an Kavalleriepatrouillen, nicht zu denken. Außerdem konnten Nachrichten, wenn man auch wirklich welche hatte, infolge des häufigen und schnellen Stellungswechsels beider Heere nie zur rechten Zeit eintreffen. Wenn am Zweiten die Nachricht einlief, daß die feindliche Armee am Ersten dort und dort gewesen sei, so hatte am Dritten, wenn man etwas hätte unternehmen können, der Feind schon wieder zwei Tagemärsche hinter sich und befand sich nun in einer ganz anderen Stellung.

Die eine Armee floh, die andere jagte hinterher. Von Smolensk aus standen den Franzosen viele verschiedene Wege offen, und man hätte meinen sollen, daß sie während der vier Rasttage hier Zeit gehabt hätten, auszukundschaften, wo sich der Feind befand, um sich etwas Vorteilhaftes auszudenken und etwas Neues zu unternehmen. Aber nach einem Aufenthalt von vier Tagen liefen ihre Scharen weder nach rechts noch nach links, sondern ohne Manöver und ohne alle Überle-

gung wieder auf der alten, schlechtesten Straße nach Krasnoje und Orscha – in der alten, selbstgetretenen Spur.

Da die Franzosen den Feind hinter sich, nicht vor sich wähten, dehnten sich bei der Flucht ihre Scharen aus und waren oft vierundzwanzig Stunden voneinander entfernt. Allen voran floh der Kaiser, dann folgten die Könige, dann die Herzöge. Die russische Armee glaubte, Napoleon werde nach rechts über den Dnjepr gehen, was das einzig Vernünftige gewesen wäre, wandte sich deshalb nach rechts und kam auf die große Straße nach Krasnoje. Und wie beim Blindkuhspiel stießen hier die Franzosen auf unsere Vorhut. Als sie so unvermutet den Feind erblickten, gerieten sie in Verwirrung, machten in plötzlichem Schrecken halt, fingen dann aber wieder an zu fliehen und ließen die hinter ihnen herkommenden Kameraden im Stich. Hier zogen nun im Verlauf von drei Tagen die einzelnen französischen Abteilungen, eine nach der anderen, mitten durch die Reihen russischer Truppen hindurch: zuerst die Abteilung des Vizekönigs, dann die Davousts, dann die des Marschalls Ney. Sie alle ließen sich gegenseitig im Stich, gaben ihr Gepäck, ihre Artillerie und die Hälfte ihrer Leute preis und entkamen nur dadurch, daß sie in den Nächten nach rechts hin einen Bogen um die Russen machten.

Ney, der als letzter zog, weil er trotz der bedenklichen Lage der Franzosen oder gerade infolge dieser Lage die Diele, an der sie sich gestoßen hatten, schlagen wollte und sich mit der Sprengung der Mauern von Smolensk aufgehalten hatte, die doch keinem mehr im Weg waren – Ney, der mit seinem zehntausend Mann starken Korps als letzter zog, kam zu Napoleon nach Orscha mit nur tausend Mann, weil er alle seine Leute und alle seine Kanonen hatte im Stich lassen müssen und nur heimlich in der Nacht, vom Wald gedeckt, über den Dnjepr gelangt war.

Von Orscha flohen sie weiter, die Wilnaer Straße entlang, und setzten ihr Blindkuhspiel mit der Armee, die sie verfolgte, fort. An der Beresina gerieten wieder alle in Verwirrung, viele ertranken, viele ergaben sich; aber die, die über den Fluß kamen, flohen weiter. Ihr höchster Heerführer hüllte sich in seinen Pelz, setzte sich in einen Schlitten und jagte allein davon, alle seine Kameraden ihrem Schicksal überlassend. Wer konnte, floh ebenfalls, wer das nicht vermochte, ergab sich oder ging zugrunde.

Man sollte meinen, in diesem Feldzug, bei dieser Flucht der Franzosen, wo sie alles taten, was nur möglich war, um sich zugrunde zu richten, wo nicht eine einzige Bewegung dieser Massen irgendeinen Sinn hatte, vom Abschwenken auf die Kalugaer Straße angefangen bis zur Flucht ihres obersten Befehlshabers – man sollte meinen, in diesem Abschnitt des Feldzugs sei es jenen Historikern, die alle Bewegungen der Masse dem Willen eines einzigen Menschen zuzuschreiben pflegen, schlechterdings doch unmöglich, diesen Rückzug in ihrem Sinn zu schildern. Aber nein: Berge von Büchern sind von Geschichtsschreibern über diesen Feldzug geschrieben worden, und überall werden Napoleons Anordnungen, seine tief sinnigen Pläne und Manöver, mit denen er die Truppen geleitet habe, sowie die genialen Dispositionen seiner Marschälle besonders hervorgehoben.

Der Rückzug von Malo-Jaroslawez, wo Napoleon den Weg durch einen fruchtbaren Landstrich hätte einschlagen können und ihm die Parallelstraße offenstand, auf der ihn dann Kutusow verfolgte, dieser verfehlte Rückzug auf einem verödeten Weg wird uns aus verschiedenen, tief sinnigen Erwägungen erklärt. Auf Grund ebensolcher tief sinniger Erwägungen wird uns dann auch sein Rückzug von Smolensk nach Orscha geschildert. Außerdem wird seines Heldenmutes bei Krasnoje Erwähnung getan, wo er Vorbereitungen getroffen habe, eine Schlacht anzunehmen und sie selbst zu kommandieren, und einen Birkenstock in der Hand gehabt und gesagt haben soll: »Ich bin lange genug Kaiser gewesen, jetzt ist es an der Zeit, General zu sein.« Trotz alledem aber flieht er gleich darauf weiter und überläßt die auseinandergesprengten Teile seines Heeres, die hinter ihm sind, ihrem Schicksal.

Dann wird uns die Großzügigkeit der Marschälle vor Augen geführt, insbesondere die des Marschalls Ney, darin bestehend, daß er in der Nacht den Feind durch den Wald umgeht, über den Dnjepr setzt und ohne Fahnen und Artillerie mit nur einem Zehntel seines Armeekorps in Orscha ankommt.

Und endlich schildern uns die Historiker die letzte Abreise des großen Kaisers von seiner heldenmütigen Armee als etwas Erhabenes und Geniales. Sogar dieser letzte Schritt einer Flucht, die jeder Laie als letzten Grad der Gemeinheit bezeichnen wird, dessen sich zu schämen man jedes Kind lehrt, sogar dieser letzte Schritt findet bei den Historikern seine Rechtfertigung.

Und wo es schlechterdings unmöglich ist, den zwar dehnbaren Faden geschichtlicher Beurteilung noch weiter zu strecken, wo eine Handlung zu klar allem widerspricht, was die Menschheit gut oder auch nur gerecht nennt, da greifen die Historiker zu dem rettenden Begriff der Größe. Die Größe scheint bei ihnen den Maßstab für Gut und Böse auszuschließen²²⁷. Für einen Großen gibt es nichts Böses. Es gibt keine Schandtata, die man einem, der groß ist, als Schuld ankreiden könnte.

»C'est grand!« sagen die Historiker, und schon gibt es kein Gut und Böse mehr, sondern nur ein »grand« oder »nicht grand«. »Grand« ist gut, »nicht grand« ist böse. »Grand« ist ihrer Ansicht nach eine Eigenschaft ganz besonderer Wesen, die sie Helden nennen. Und als sich Napoleon in seinen warmen Pelz hüllte, nach Hause fuhr und die Umkommenden im Stich ließ, die nicht nur seine Kameraden, sondern Leute waren, die er, wie er glaubte, selber dorthin geführt hatte, da fühlte er: »que c'est grand«, und sein Gewissen war beruhigt.

Vom Erhabenen – er fühlte etwas Erhabenes in sich – zum Lächerlichen ist nur ein Schritt, sagte er, und die ganze Welt wiederholt fünfzig Jahre lang dasselbe: Erhaben! Groß! Napoleon der Große! Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt.

Und keinem kommt es in den Sinn, daß das Zugeben einer Größe, an die der Maßstab von Gut und Böse nicht mehr angelegt werden kann, nur ein Eingestehen der eignen Bedeutungslosigkeit und maßlosen Nichtigkeit ist.

Für uns, die wir von Christus den Maßstab für Gut und Böse erhalten haben, gibt es nichts, was damit nicht zu messen wäre. Und wo keine Schlichtheit, Güte und Wahrhaftigkeit ist, da ist auch keine Größe.

Welcher Russe hätte beim Lesen der Schilderungen der letzten Feldzugsperiode von 1812 nicht das bedrückende Gefühl des Ärgers, der Unzufriedenheit und Unklarheit empfunden? Wer hätte sich nicht die Fragen vorgelegt: Warum hat man nicht alle Franzosen gefangen-genommen und vernichtet, wo doch alle drei Armeen den Feind in überlegener Zahl umringt hatten, wo die in Auflösung begriffenen Feinde, von Hunger und Kälte bezwungen, sich haufenweise ergaben, und wo doch gerade das Ziel der Russen, wie uns die Geschichtschreiber berichten, darin bestanden haben soll, die Franzosen aufzuhalten, ihnen den Weg zu verlegen und sie alle gefangen zu nehmen?

Wie kam es, daß jenes russische Heer, das mit unterlegenen Streitkräften den Franzosen eine Schlacht bei Borodino lieferte, sein Ziel nicht erreichte, als es die Franzosen von drei Seiten umringt hatte, um sie gefangen zu nehmen? Hatten die Franzosen wirklich so gewaltig viel vor uns voraus, daß wir sie selbst mit überlegenen Kräften, als wir sie schon umzingelt hielten, nicht hätten schlagen können? Wie konnte dies geschehen?

Die Geschichte oder vielmehr das, was man als solche bezeichnet, beantwortet diese Fragen, indem sie behauptet, dies sei geschehen, weil Kutusow und Tormasow und Tschitschagow und der und der nicht diese und jene Manöver ausgeführt hätten.

Doch warum haben sie alle diese Manöver nicht ausgeführt? Warum zog man sie nicht vor Gericht und bestrafte sie, wenn sie wirklich daran schuld waren, daß das vorherbestimmte Ziel nicht erreicht wurde? Und selbst wenn man zugibt, daß Kutusow und Tschitschagow und andere an dem Mißerfolg der Russen schuld waren, so kann man immer noch nicht begreifen, warum unter solchen Umständen, wie sie für die russischen Truppen bei Krasnoje und an der Beresina vorlagen – in beiden Fällen waren sie an Streitkräften überlegen –, nicht die ganze französische Armee gefangengenommen wurde – samt ihren Marschällen, Königen und Kaisern, wenn dies nun einmal das Ziel der Russen war.

Eine Erklärung dieser sonderbaren Erscheinung, wie sie uns russische Geschichtsschreiber geben: daß Kutusow jeden Angriff verhindert habe, ist unbegründet, weil wir wissen, daß selbst Kutusows Wille die Truppen bei Wjasma und Tarutino vom Angreifen nicht zurückhalten konnte.

Warum wurde das russische Heer, das bei Borodino mit schwächeren Kräften den Sieg über einen auf der Höhe seiner Kraft stehenden Feind davontrug, nun mit überlegenen Streitkräften bei Krasnoje und an der Beresina von den in Auflösung begriffenen Franzosenhaufen besiegt?

Wenn das Ziel der Russen darin bestanden hat, Napoleon und seinen Marschällen den Weg abzuschneiden und sie gefangen zu nehmen, und wenn dieses Ziel nicht nur nicht erreicht, sondern auch jeder Versuch dazu immer wieder aufs schmachvollste vereitelt wurde, so haben die Franzosen vollkommen recht, wenn sie das letzte Stück des Feldzugs als eine Reihe von Siegen darstellen, und die russischen Geschichtsschreiber haben ganz und gar unrecht, wenn sie diese Periode als für Rußland siegreich bezeichnen.

Soweit die russischen Historiker die Logik für verpflichtend ansehen, kommen auch sie unwillkürlich, trotz aller lyrischen Ergüsse über Heldenmut und Hingabe und so weiter, zu diesem Ergebnis und müssen wider Willen zugeben, daß der Rückzug der Franzosen aus Moskau eine Reihe von Siegen für Napoleon und eine Niederlage für Kutusow gewesen ist.

Und doch merkt man, auch wenn sie den Nationalstolz ganz beiseite lassen, daß dieser Schluß einen Widerspruch in sich einschließt, da ja die Reihe der Siege auf seiten der Franzosen zu ihrer völligen Niederlage, die Reihe von Niederlagen auf seiten der Russen dagegen zur gänzlichen Vernichtung des Feindes und Befreiung des Vaterlandes geführt hat.

Die Quelle dieses Widerspruches liegt darin, daß die Geschichtsschreiber, die die Ereignisse auf Grund der Briefe von Herrschern und Generälen, auf Grund der Berichte, Meldungen, Pläne und so weiter erforschen, irrtümlicherweise ein Ziel voraussetzen, das im letzten Abschnitt des Feldzugs von 1812 nie bestanden hat, das Ziel nämlich, Napoleon mit seinen Marschällen und seiner ganzen Armee den Weg abzuschneiden und sie gefangen zu nehmen.

Ein solches Ziel hat man sich nie gesetzt und konnte man sich nicht setzen, weil es keinen Sinn gehabt hätte und ganz unerreichbar gewesen wäre.

Es hätte keinen Sinn gehabt, erstens weil Napoleons aufgelöste Armee sowieso mit einer Geschwindigkeit, wie sie größer nicht möglich war, aus Rußland floh, das heißt sie tat ganz von selber das, was jeder Russe nur wünschen konnte. Wozu noch allerlei Operationen gegen einen Feind unternehmen, der auch so schon davonlief, was er nur laufen konnte?

Zweitens wäre es sinnlos gewesen, Leute, deren ganze Energie auf die Flucht gerichtet war, auf ihrem Weg aufhalten zu wollen.

Drittens wäre es sinnlos gewesen, zur Vernichtung der französischen Armee eigne Truppen zu opfern, da sich jene schon ohne äußeren Anlaß von selber so fortschreitend zugrunde richtete, daß sie auch bei Wegversperrung nicht weniger Leute über die Grenze hätte bringen können, als sie im Dezember tatsächlich hinübergebracht hat, nämlich den hundertsten Teil des Gesamtheeres.

Sinnlos wäre viertens auch die Absicht gewesen, den Kaiser, die Könige und Herzöge gefangen zu nehmen, Leute, deren Gefangenschaft im höchsten Grad die weiteren Aktionen Rußlands behindert hätte, was die geschicktesten Diplomaten jener Zeit, wie Joseph de Maistre²²⁸ und andere, auch zugegeben haben. Noch sinnloser wäre der Plan gewesen, die gesamten französischen Korps gefangen zu nehmen, da die eignen Truppen bis Krasnoje auf die Hälfte zusammengeschmolzen waren, und man zum Geleit der gefangenen Korps Divisionen hätte abtrennen müssen, wo schon die eignen Soldaten nicht immer volle Proviantrationen erhielten und die bisher gefangenen Franzosen bereits Hungers starben.

Der ganze tiefsinnige Plan, Napoleon und seiner Armee den Weg zu verlegen und sie gefangen zu nehmen, wäre wie das Vorgehen eines Gärtners gewesen, der, um das Vieh aus dem Garten zu jagen, das ihm die Beete zerstampft, an die Pforte rennt und das Vieh vor den Kopf schlägt. Das einzige, was sich zur Rechtfertigung einer solchen Tat sagen ließe, wäre, daß dieser Mann eben voll Gift und Galle gewesen sei. Aber nicht einmal dies hätte man von den Urhebern eines Einkreisungsplanes behaupten können, da nicht sie es waren, die unter den zerstampften Beeten litten.

Doch ganz abgesehen davon, daß ein Abfangen Napoleons und seiner Armee sinnlos gewesen wäre, war es sogar ein Ding der Unmöglichkeit.

Unmöglich war es erstens, weil die Wahrscheinlichkeit, daß Tschitschagow, Kutusow und Wittgenstein rechtzeitig an einer bestimmten Stelle zusammenkamen, so gut wie Null war und fast einer Unmöglichkeit gleichkam, wie sich ja erfahrungsgemäß schon die Bewegungen weniger Kolonnen auf eine Entfernung von fünf Werst in einer Schlacht nie mit den vorher entworfenen Dispositionen decken. So dachte auch Kutusow, als er bei Empfang des Planes äußerte, Dispositionen auf große Entfernungen zeitigten nie die gewünschten Erfolge.

Unmöglich war es zweitens, weil unvergleichlich mehr Truppen, als die Russen zur Verfügung hatten, dazu gehört hätten, um dem Beharrungsvermögen entgegenzuwirken, mit dem sich Napoleons Heer rückwärts bewegte.

Unmöglich war es drittens, weil der militärische Ausdruck »abschneiden« gar keinen Sinn hat. Abschneiden kann man ein Stück Brot, aber keine Armee. Eine Armee abzuschneiden, ihr den Weg zu versperren, ist schlechterdings unmöglich, da es ja rundherum immer noch genug Raum gibt, wohin sie durch einen Umweg gelangen kann, und dann ist ja auch noch die Nacht da, in der nichts gesehen werden kann, wovon sich die Kriegsgelehrten schon aus den Beispielen von Krasnoje und Beresina überzeugen könnten. Es ist unmöglich, jemanden gefangen zu nehmen, wenn er damit nicht einverstanden ist, wie man eine Schwalbe nicht fangen kann, obwohl man sie greifbar nah hat, wenn sie sich einem auf die Hand setzt. Gefangennehmen kann man nur jemanden, der sich wie die Deutschen nach den Regeln der Strategie und Taktik ergibt. Aber die französischen Truppen fanden dies begreiflicher Weise nicht vorteilhaft, da ihnen in der Gefangenschaft ja ebenso bevorstand, vor Hunger und Kälte zu sterben, wie auf der Flucht.

Unmöglich war es viertens vor allem deswegen, weil noch nie, solange die Welt steht, ein Krieg unter so furchtbaren Umständen zum Austrag gekommen ist wie im Jahre 1812, und weil die russischen Truppen schon bei der Verfolgung der Franzosen alle ihre Kräfte anspannten und, ohne sich selber zugrunde zu richten, nicht mehr erreichen konnten.

Während ihres Marsches von Tarutino nach Krasnoje verlor die russische Armee fünfzigtausend Mann an Kranken und Zurückbleibenden, also eine Zahl, die der Bevölkerungsziffer einer kleinen Gouvernementsstadt gleichkommt. So verlor die Armee ohne jede Schlacht die Hälfte ihrer Leute.

Und von einer Periode des Feldzugs, wo unsere Truppen ohne Stiefel und Pelze, ohne Schnaps und bei halben Rationen monatelang bei fünfzehn Grad Kälte im Schnee übernachteten, wo es nur sieben oder acht Stunden Tag war und die übrige Zeit Nacht, in der jeder Einfluß der Disziplin aufhört; wo die Leute nicht wie in der Schlacht nur auf wenige Stunden in den Todesbereich hineingeführt wurden, in dem es keine Disziplin mehr gibt, sondern monatelang jeden Augenblick mit dem Hunger- oder Kältetod rangen; wo binnen vier Wochen die Hälfte einer Armee zugrunde ging – von einer solchen Periode des Feldzuges erzählen uns nun die Historiker, daß Miloradowitsch einen Flankenmarsch hierhin hätte machen müssen und Tormasow dahin, während Tschitschagow dort hätte eintreffen müssen – auf Wegen, wo man bis über die Knie im Schnee einsank! – und wie der und der wirklich den Feind zurückgeworfen und abgeschnitten hat und so weiter, und so weiter.

Die russischen Truppen, von denen die Hälfte dabei umkam, taten alles, was möglich war und was sie tun mußten, um ein der Nation würdiges Ziel zu erreichen, und es ist nicht ihre Schuld, wenn andere Russen, die zu Hause im warmen Zimmer saßen, die Vorstellung nährten, daß etwas getan werde, das unmöglich war.

Dieser ganze sonderbare, jetzt unbegreifliche Widerspruch zwischen Tatsachen und Geschichtsschreibung rührt nur davon her, daß die Historiker, die diese Ereignisse geschildert haben, nur eine Geschichte der schönen Gefühle und Worte verschiedener Generäle geschrieben haben, aber nicht die Geschichte der Ereignisse.

Ihnen erscheinen diese und jene Worte Miloradowitschs, die Auszeichnungen, die der und der General erhielt, und die Annahmen der Heerführer interessant, doch die Frage der Fünfzigtausend, die in den Lazaretten und Gräbern zurückblieben, berührt sie überhaupt nicht, da dies nicht zu ihrem Forschungsgebiet gehört.

Und dabei braucht man nur das Studium aller Berichte und Pläne der Generäle beiseite zu lassen und in die Bewegung jener Hunderttausende von Menschen, die an den Ereignissen unmittelbaren Anteil

nahmen, einzudringen, und alle Vorher unentwirrbar scheinenden Fragen sind auf einmal außerordentlich leicht und einfach und ohne jeden Zweifel zu lösen.

Die Absicht, Napoleon mit seiner Armee abzuschneiden, hat niemals bestanden außer in der Einbildung etwa eines Dutzends Menschen. Sie konnte gar nicht bestehen, weil sie sinnlos und unmöglich war.

Das Volk hatte nur das eine Ziel, die Heimat von den Eindringlingen zu befreien. Dieses Ziel wurde erreicht, erstens ganz von selbst, da ja die Franzosen flohen und es nur nötig war, diese Bewegung nicht aufzuhalten, zweitens durch die Wirkungen des Volkskrieges, der den Feind vernichtete, und drittens dadurch, daß die große russische Armee die Franzosen verfolgte und Gewalt angewendet hätte, wenn die Bewegung der Feinde ins Stocken geraten wäre.

Die russische Armee mußte wirken, wie eine Knute auf ein davonlaufendes Tier wirkt. Und der erfahrene Treiber wußte, daß es das vorteilhafteste ist, die Knute geschwungen zu halten und mit ihr zu drohen, nicht aber das davonlaufende Tier auf den Kopf zu schlagen.

FÜNFZEHNTER TEIL

Wenn ein Mensch ein Tier sterben sieht, packt ihn Grauen: das, was er selbst ist, ein Wesen wie er, wird vor seinen Augen vernichtet und hört auf zu sein. Wenn aber das sterbende Wesen ein Mensch ist, ein geliebter Mensch, so fühlt man außer dem Grauen vor der Vernichtung des Lebens einen Riß, eine Wunde im Herzen, die ebenso wie eine physische Verletzung manchmal tödlich sein kann, manchmal auch wieder heilt, jedenfalls aber wehtut und jede Berührung mit der Außenwelt scheut, die sie wieder aufreißen könnte.

Dies fühlten nach dem Tode des Fürsten Andrej Natascha und Prinzessin Marja in gleicher Weise. Innerlich gebeugt und geblendet von der drohenden Wolke des Todes, die über ihnen schwebte, wagten sie nicht, dem Leben ins Antlitz zu schauen. Behutsam schützten sie ihre offenen Wunden vor verletzenden, schmerzlichen Berührungen. Alles: ein auf der Straße schnell vorüberfahrender Wagen, der Ruf zum Mittagessen, die Frage der Zofe, was für ein Kleid sie hinlegen solle, und, was noch schlimmer war, jedes Wort unaufrichtiger, matter Teilnahme – dies alles reizte schmerzlich ihre Wunde, erschien ihnen wie eine Kränkung, störte die nötige Stille, in der beide dem in ihrer Seele noch nicht verklungenen, furchtbaren und ernsten Chor zu lauschen versuchten, und hinderten sie, in jene geheimnisvollen, unendlichen Fernen zu schauen, die sich ihnen für einen Augenblick auf getan hatten.

Nur wenn sie beide allein waren, schmerzte und verletzte sie nichts. Sie sprachen nur wenig miteinander, und wenn sie sich unterhielten, redeten sie nur von nebensächlichen Dingen. Beide vermieden in gleicher Weise, etwas zu erwähnen, das irgendwie mit der Zukunft in Zusammenhang stand.

Anzuerkennen, daß für sie eine Zukunft überhaupt noch möglich war, schien ihnen eine Verletzung seines Gedächtnisses.

Aber noch behutsamer vermieden sie in ihren Gesprächen alles, was auf den Verstorbenen selber Bezug haben konnte. Sie hatten die Empfindung, als ob das, was sie durchlebt und durchfühlt hatten, in Worten nicht ausgedrückt werden könne. Es kam ihnen vor, als ob jedes Erinnern durch Worte an die Einzelheiten seines Lebens die

Größe und Heiligkeit des Mysteriums, das sich vor ihren Augen vollzogen hatte, verletzen müsse.

Und gerade dadurch, daß sie beständig ihre Worte zurückhalten mußten und ununterbrochen bemüht waren, alles zu umgehen, was das Gespräch auf ihn hätte lenken können, gerade dadurch, daß sie in der Unterhaltung an verschiedenen Stellen immer an der Grenze dessen haltmachen mußten, was nicht ausgesprochen werden durfte, trat das, was sie fühlten, noch reiner und klarer vor ihre eigne Seele.

Doch reine, ungemischte Trauer ist ebenso unmöglich wie reine, ungemischte Freude. Prinzessin Marja wurde infolge ihrer Stellung als alleinige, unabhängige Herrin ihres Schicksals, als Vormund und Erzieherin ihres Neffen, zuerst vom Leben zurückgerufen aus jener Welt der Trauer, in der sie die ersten beiden Wochen zugebracht hatte. Sie erhielt von Verwandten Briefe, die beantwortet werden mußten; das Zimmer, wo Nikoluschka untergebracht worden war, war feucht, und er fing an zu husten; Alpatytsch kam nach Jaroslawl mit geschäftlichen Abrechnungen, schlug vor und riet, nach Moskau in das Haus an der Wosdwishenka überzusiedeln, das unversehrt geblieben war und nur geringer Wiederherstellungsarbeiten bedurfte. Das Leben machte nicht halt, und leben mußte man. Wie schwer es Prinzessin Marja auch fiel, sich aus der Welt der einsamen Betrachtungen, in der sie bisher gelebt hatte, herauszureißen, wie leid es ihr auch tat und wie sie sich fast schämte, Natascha allein zu lassen – die Sorgen des Lebens forderten ihre Teilnahme, und unwillkürlich gab sie sich ihnen hin. Sie rechnete mit Alpatytsch ab, beriet mit Dessalles über ihren Neffen und traf Anordnungen und Vorbereitungen für ihre Übersiedlung nach Moskau.

Natascha blieb allein und mied von dem Augenblick an, als sich Prinzessin Marja mit den Vorbereitungen zu ihrer Übersiedlung nach Moskau zu beschäftigen anfang, auch diese.

Prinzessin Marja machte der Gräfin den Vorschlag, Natascha mit nach Moskau fahren zu lassen, und Vater und Mutter stimmten diesem Anerbieten freudig zu, da sie bemerkt hatten wie die körperlichen Kräfte ihrer Tochter von Tag zu Tag abnahmen, so daß sie einen Ortswechsel und die Hilfe Moskauer Ärzte für nötig hielten.

»Ich reise nirgends hin«, gab Natascha zur Antwort, als man ihr diesen Vorschlag unterbreitete. »Laßt mich nur, bitte«, sagte sie und

lief aus dem Zimmer, indem sie nur mit Mühe die Tränen nicht sowohl des Kummers als des Ärgers und der Erbitterung zurückhielt.

Nachdem sich Natascha von Prinzessin Marja verlassen gesehen hatte und allein in ihrem Kummer zurückgeblieben war, saß sie die meiste Zeit für sich allein in ihrem Zimmer, in einer Sofaecke zusammengekauert, zerriß oder zerknüllte etwas mit ihren feinen, nervösen Fingern und hielt den starren, unbeweglichen Blick auf irgend etwas geheftet, worauf ihr Auge gerade gefallen war. Diese Einsamkeit quälte und ermattete sie, war ihr aber doch unentbehrlich. Sobald jemand zu ihr ins Zimmer trat, stand sie jäh auf, änderte die Richtung und den Ausdruck ihres Blickes, nahm ein Buch oder eine Näherei zur Hand und wartete sichtlich mit Ungeduld darauf, daß derjenige, der sie gestört hatte, wieder gehen sollte.

Immer hatte sie das Gefühl, als müsse sie das, worauf ihr geistiges Auge mit furchtbarer, ihre Kräfte übersteigender Anstrengung fragend gerichtet war, nun gleich, gleich verstehen und durchdringen.

Ende Dezember saß Natascha einmal im schwarzen Wollkleid, den Zopf nachlässig zu einem Knoten hochgesteckt, mager und blaß in der Sofaecke zusammengekauert, spielte nervös mit den Enden ihres Gürtels und starrte nach einem Winkel der Tür.

Sie schaute dahin, wohin er gegangen war, nach dem Leben im Jenseits. Und dieses jenseitige Leben, an das sie sonst nie gedacht hatte, das ihr früher so fern, so unwahrscheinlich erschienen war, kam ihr jetzt näher, vertrauter, verständlicher vor als das diesseitige Leben, wo alles nur Öde und Zerstörung oder Kummer und Kränkung war.

Sie schaute dahin, wo, wie sie wußte, er war, aber sie konnte ihn nicht anders sehen als so, wie er hier gewesen war. Sie sah ihn wieder ebenso, wie sie ihn in Mytischtschi, in Troiza und in Jaroslawl gesehen hatte.

Sie sah sein Gesicht, hörte seine Stimme, wiederholte seine Worte und das, was sie selber zu ihm gesagt hatte, und dachte sich manchmal für sich und für ihn neue Worte aus, die sie sich gegenseitig hätten sagen können.

Da liegt er in seinem seidenen Pelz auf dem Lehnstuhl, den Kopf auf die magere weiße Hand gestützt. Seine Brust ist furchtbar eingesunken, seine Schultern sind hochgezogen. Die Lippen sind eng zusammengepreßt, seine Augen leuchten, und auf der bleichen Stirn

bildet sich eine Falte und verschwindet wieder. Das eine Bein zittert kaum merklich. Natascha weiß, daß er mit einem quälenden Schmerz kämpft. Was ist dieser Schmerz? Wozu ist dieser Schmerz da? Was fühlt er? Wie tut es ihm weh? denkt Natascha. Er fühlt ihre Aufmerksamkeit, hebt die Augen auf und fängt, ohne zu lächeln, zu reden an.

»Eines ist furchtbar«, sagt er, »sich auf Lebenszeit mit einem leidenden Menschen zu verbinden. Das ist eine ewige Qual.« Und er sieht sie mit prüfenden Blicken an. Natascha antwortet wie immer, ohne sich Zeit zu lassen, ihre Antwort zu überdenken, und sagt: »Das kann doch nicht immer so bleiben, das wird es nicht. Sie werden gesund werden, ganz gesund werden.«

Jetzt sah sie das alles wieder vor sich und durchlebte noch einmal von Anfang an alles, was sie damals dabei empfunden hatte. Sie erinnerte sich an den langen, schwermütigen, ernsten Blick, den er bei diesen Worten auf sie gerichtet hatte, und begriff die Bedeutung des Vorwurfs und der Verzweiflung in diesem langen Blick.

Ich gab zu, sagte sich Natascha jetzt, daß es schrecklich wäre, wenn er immer leidend bliebe. Aber ich sagte ihm das damals nur von dem Gedanken aus, daß es für ihn schrecklich wäre, er aber hat es anders aufgefaßt. Er dachte, für mich wäre es schrecklich. Damals wollte er noch leben und fürchtete sich vor dem Tod. Und ich gab ihm eine so plumpe, so dumme Antwort. Das lag meinen Gedanken ganz fern. Ich meinte es ganz anders. Hätte ich so gesprochen, wie ich wirklich dachte, so hätte ich gesagt: Und wenn er auch sterbenskrank bliebe, ein ganzes Leben lang vor meinen Augen dahinsiechte, so wäre ich dennoch glücklicher im Vergleich mit dem, was ich jetzt bin. Jetzt ... ist nichts, niemand mehr. Hat er das gewußt? Nein. Er wußte es nicht und wird es nun nie mehr erfahren. Und jetzt kann ich das nie, nie wieder gutmachen. Und noch einmal sagte er zu ihr dieselben Worte, jetzt aber gab ihm Natascha im Geist eine andere Antwort. Sie unterbrach ihn und sagte: Schrecklich für Sie, aber nicht für mich. Sie wissen, daß es ohne Sie für mich kein Leben gibt, und mit Ihnen zu leiden ist mir das höchste Glück. Und er ergriff ihre Hand und drückte sie so wie damals an jenem schrecklichen Abend, vier Tage vor seinem Tod. Und im Geist sagte sie ihm jetzt noch andere zärtliche, liebevolle Worte, die sie ihm alle damals hätte sagen können. Ich liebe dich! ... Liebe ... dich, dich ... sagte sie, drückte krampfhaft die

Hände zusammen und preßte die Zähne mit grausamer Anstrengung aufeinander.

Ein süßes Schmerzgefühl kam wieder über sie, und schon traten ihr die Tränen in die Augen, aber plötzlich fragte sie sich: Wem sage ich das? Wo ist er, und was ist er jetzt? Und ein trockener, rauher Zweifel hüllte wieder alles ein, und abermals blickte sie mit krampfhaft zusammengezogenen Brauen dorthin, wo er war. Und wieder schien es ihr, als werde sie gleich, gleich das Geheimnis durchdringen ... Doch gerade in dem Augenblick, als das Unbegreifliche sich ihr zu enthüllen schien, berührte das laute Klirren der Türklinke schmerzlich ihr Ohr. Eilig und unvorsichtig trat die Zofe Dunjascha ins Zimmer mit einem so erschrockenen Gesichtsausdruck, wie man ihn sonst nicht an ihr kannte.

»Bitte zum Papa, schnell«, sagte Dunjascha mit seltsam aufgeregter Miene. »Ein Unglück ... über Peter Iljitsch ... ein Brief ...« stieß sie schluchzend hervor.

2

Neben dem allgemeinen Gefühl der Entfremdung von allen Menschen empfand Natascha in dieser Zeit noch ein besonderes Gefühl der Entfremdung gegen die Personen ihrer eignen Familie. Alle ihre Angehörigen, Vater, Mutter, Sonja, waren ihr so nah, so gewohnt und alltäglich, daß all ihre Worte und Gefühle ihr wie eine Entweihung jener Welt vorkamen, in der sie in der letzten Zeit gelebt hatte. Sie stand ihnen nicht nur gleichgültig gegenüber, sondern betrachtete sie beinahe feindselig. Sie hörte wohl Dunjaschas Worte über Peter Iljitsch und ein Unglück, verstand aber nichts davon.

Was für ein Unglück sollte bei ihnen geschehen, was könnte das für ein Unglück sein? Bei ihnen geht ja doch alles seinen alten gewohnten, ruhigen Gang, sagte sich Natascha in Gedanken.

Als sie in den Saal trat, kam der Vater eilig aus dem Zimmer der Gräfin. Sein Gesicht war voller Falten und ganz naß von Tränen. Man sah, er war aus dem Zimmer geeilt, um dem Schluchzen, das ihm die Kehle zuschnürte, freien Lauf zu lassen. Als er Natascha erblickte, winkte er verzweifelt mit den Armen und brach in ein gequält krampfhaftes Schluchzen aus, das sein rundes, weiches Gesicht entstellte.

»Pe ... Petja ... geh, geh ... sie ... sie ... ruft ...« und er schluchzte auf wie ein Kind, lief mit kleinen Schritten auf seinen schwach gewordenen Beinen eilig auf einen Stuhl zu, fiel fast auf ihn nieder und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen.

Wie ein elektrischer Strom fuhr es plötzlich durch Nataschas ganzes Wesen. Etwas wie ein furchtbarer, betäubender Schlag traf ihr Herz. Sie fühlte einen entsetzlichen Schmerz, als sei etwas in ihr gerissen, als müsse sie sterben. Aber gleich nach diesem Schmerz fühlte sie sich frei von der Abkehr vom Leben, die wie ein Verbot auf ihr gelastet hatte. Als sie den Vater sah und durch die Tür einen furchtbaren, gellenden Schrei ihrer Mutter hörte, vergaß sie augenblicklich sich selbst und ihr eignes Leid.

Sie lief auf den Vater zu, aber er winkte ihr kraftlos ab und zeigte nach dem Zimmer der Mutter. Prinzessin Marja trat bleich und mit zitterndem Kinn aus der Tür, nahm Nataschas Hand und sagte etwas

zu ihr. Natascha sah sie nicht und hörte nicht, was sie sprach. Mit schnellen Schritten ging sie ins Nebenzimmer, blieb einen Augenblick stehen, als kämpfte sie mit sich selber, und lief dann auf die Mutter zu.

Die Gräfin lag in seltsam unbequemer Stellung auf einem Sessel und schlug mit dem Kopf gegen die Wand. Sonja und eine Zofe hielten sie an den Armen fest.

»Ruft Natascha, Natascha!« ... schrie die Gräfin. »Es ist nicht wahr, es ist nicht wahr ... Er lügt ... Ruft Natascha!« schrie sie und stieß die um sie Herumstehenden von sich. »Geht alle fort, es ist nicht wahr! Tot! ... Ha-ha-ha!... Es ist nicht wahr!«

Natascha stemmte ein Knie auf den Sessel, beugte sich über die Mutter, umfaßte sie, richtete sie mit überraschender Kraft auf, drehte ihr Gesicht zu sich hin und preßte sich an sie.

»Mamachen! ... Liebste! ... Hier bin ich, mein Herz. Mamachen ...« flüsterte sie ihr immer wieder zu, ohne auch nur einen Augenblick innezuhalten.

Sie ließ die Mutter nicht los und kämpfte zärtlich mit ihr. Dann verlangte sie ein Kissen und Wasser, knöpfte an dem Kleid der Mutter und riß es auf.

»Mein gutes, mein liebes ... mein bestes Mamachen ...« hörte sie nicht auf zu flüstern, küßte ihr immer wieder den Kopf, die Hände, das Gesicht, und fühlte, wie ihre Tränen in Strömen unaufhaltsam flossen und ihr Nase und Wangen kitzelten.

Die Gräfin drückte der Tochter die Hand, schloß die Augen und war einen Augenblick still. Plötzlich sprang sie mit ungewohnter Schnelligkeit auf, sah sich irr um, und als sie Natascha erblickte, drückte sie deren Kopf mit allen Kräften zusammen. Dann wandte sie Nataschas Gesicht, das sich vor Schmerz ganz verzogen hatte, zu sich hin und blickte lange hinein.

»Natascha, du hast mich lieb«, sagte sie in leisem, vertraulichem Flüstern. »Natascha, wirst du mich auch nicht betrügen? Wirst du mir die volle Wahrheit sagen?«

Natascha sah sie an, die Augen voll Tränen, und aus ihrem Gesicht sprach nur die Bitte um Verzeihung und Liebe.

»Mein liebes, mein gutes Mamachen«, wiederholte sie und spannte alle Kräfte ihrer Liebe an, wie um das Übermaß an Schmerz, das ihre Mutter niederdrückte, auf sich zu nehmen.

Und wieder rettete sich die Mutter nach ohnmächtigem Kampf mit der Wirklichkeit in die Welt des Wahnsinns, da sich alles in ihr gegen den Gedanken sträubte, daß sie leben könne, während ihr blühender, lebensfroher Sohn tot war.

Natascha wußte später nicht, wie dieser Tag und diese Nacht und auch der folgende Tag und die folgende Nacht vergangen waren. Sie tat kein Auge zu und wich nicht von der Mutter Seite. Ihre hartnäckige, geduldige Liebe hielt die Gräfin wie von allen Seiten umspinnen, und wenn sie ihr auch keine Aufklärung und keinen Trost bringen konnte, so rief sie sie doch ins Leben zurück.

In der dritten Nacht wurde die Gräfin auf kurze Zeit etwas ruhiger, und Natascha schloß die Augen und legte den Kopf auf die Lehne des Sessels. Da knarrte das Bett, und Natascha schlug die Augen wieder auf. Die Gräfin hatte sich aufgesetzt und sprach leise vor sich hin.

»Wie freue ich mich, daß du gekommen bist. Du wirst müde sein, willst du Tee haben?« Natascha trat auf sie zu. »Hübscher bist du geworden und männlicher«, fuhr die Mutter fort und nahm die Tochter bei der Hand.

»Mamachen, was sagen Sie da! ...«

»Natascha, er ist nicht mehr ... ist nicht mehr.«

Und sie umarmte die Tochter und fing zum erstenmal an zu weinen.

3

Prinzessin Marja schob ihre Abreise auf. Sonja und der Graf versuchten Natascha abzulösen, brachten es aber nicht fertig. Sie sahen, daß nur die Tochter ihre Mutter von der wahnsinnigen Verzweiflung abhalten konnte. Drei Wochen lang wick Natascha nicht von der Seite der Mutter, schlief auf einem Lehnstuhl in deren Zimmer, gab ihr zu essen und zu trinken und redete ihr ununterbrochen zu, weil nur der zärtliche, schmeichelnde Klang ihrer Stimme die Gräfin beruhigen konnte.

Die Herzenswunde der Mutter konnte nicht heilen. Petjas Tod hatte die Hälfte ihres Lebens weggerissen. Vier Wochen nach dieser Nachricht, die sie als frische, rüstige Fünfzigerin getroffen hatte, trat sie als müde Greisin, die am Leben keinen Anteil mehr nimmt, aus ihrem Zimmer. Aber dieselbe Wunde, die der Gräfin fast das Leben raubte, rief Natascha zum Leben zurück.

Eine Herzenswunde, die von einem Riß im Geistigen herrührt, heilt, so seltsam dies scheinen mag, auf ganz dieselbe Weise wie eine körperliche: nachdem sie in der Tiefe vernarbt ist und die Ränder sich scheinbar geschlossen haben, heilt sie – die seelische Wunde wie auch die körperliche – allein durch die von innen hervorquellende Lebenskraft.

So heilte auch Nataschas Wunde Seele. Sie hatte geglaubt, ihr Leben sei zu Ende. Aber plötzlich zeigte ihr die Liebe zur Mutter, daß der Kern des Lebens, die Liebe, doch noch in ihr war. Die Liebe erwachte, und so erwachte auch das Leben.

Die letzten Tage des Fürsten Andrej hatten ein enges Band zwischen Natascha und Prinzessin Marja geknüpft. Das neue Unglück brachte sie einander noch näher. Prinzessin Marja schob ihre Abreise auf und pflegte Natascha in den letzten drei Wochen wie ein krankes Kind. Die Tage, die Natascha im Zimmer ihrer Mutter zugebracht hatte, waren über ihre körperlichen Kräfte gegangen.

Eines Tages bemerkte Prinzessin Marja gegen Mittag, wie Natascha unter Fieberschauern zitterte. Sie führte sie in ihr Zimmer und bat sie, sich auf ihr Bett zu legen. Natascha legte sich auch hin, doch als

Prinzessin Marja die Vorhänge heruntergelassen hatte und hinausgehen wollte, rief Natascha sie zu sich heran.

»Ich möchte nicht schlafen, Marie, setz dich zu mir.«

»Du bist müde, versuche nur einzuschlafen.«

»Nein, nein. Warum hast du mich hierher geführt? Sie wird rufen.«

»Es geht ihr viel besser. Sie hat heute so gut gesprochen«, entgegnete Prinzessin Marja.

Natascha lag auf dem Bett und blickte im Halbdunkel Prinzessin Marja ins Gesicht.

Ist sie ihm ähnlich? dachte sie. Ja, und auch wieder nicht. Aber sie ist anders, fremd, ganz neu und unbekannt. Und sie liebt mich. Was muß in ihrer Seele sein? Nur Gutes. Aber wie? Was mag sie denken? Was hält sie wohl von mir? Ja, sie ist ein prächtiger Mensch!

»Mascha«, sagte sie schüchtern und zog Prinzessin Marjas Hand zu sich heran, »Mascha, denke nicht, daß ich schlecht bin. Nicht wahr? Mascha, du Liebe, Gute. Wie gern ich dich habe. Wir wollen gute, gute Freunde sein.«

Und Natascha umarmte Prinzessin Marja und küßte ihr die Hände und das Gesicht. Prinzessin Marja schämte und freute sich gleichzeitig über diesen Gefühlsausbruch.

Von diesem Tag an herrschte zwischen Prinzessin Marja und Natascha jene leidenschaftliche, zärtliche Freundschaft, wie sie nur zwischen Frauen vorzukommen pflegt. Sie küßten sich unaufhörlich, sagten einander die zärtlichsten Worte und verbrachten die meiste Zeit zusammen. Sobald die eine hinausging, wurde die andere unruhig und beeilte sich, wieder mit ihr zusammenzukommen. Miteinander fühlten sie sich in größerer Übereinstimmung als jede einzelne mit sich selbst. Es bildete sich zwischen ihnen ein Gefühl heraus, das stärker war als Freundschaft, es war das Gefühl, ausschließlich in Gegenwart des anderen leben zu können.

Manchmal schwiegen sie stundenlang, manchmal fingen sie, wenn sie schon im Bett lagen, zu reden an und unterhielten sich dann bis zum Morgen. Meist sprachen sie von der fernsten Vergangenheit. Prinzessin Marja erzählte von ihrer Kindheit, von ihrer Mutter, ihrem Vater, von ihren Träumereien, und Natascha, die sich früher mit ruhigem Nichtverstehen von einem solchen Leben in Demut und

Ergebenheit und von der Poesie christlicher Selbstaufopferung abgewandt hatte, lernte nun, da sie sich durch Liebe mit Prinzessin Marja verbunden fühlte, auch ihre Vergangenheit lieben und jene Seite ihres Lebens begreifen, für die sie bisher kein Verständnis gehabt hatte. Sie gedachte nicht, ihr eignes Leben so in Demut und Selbstaufopferung zu führen, weil sie gewohnt war, andere Freuden zu suchen, aber sie lernte in der anderen diese ihr früher unverständliche Tugend lieben und schätzen. Und auch für Prinzessin Marja eröffnete sich, wenn sie Nataschas Erzählungen von ihrer Kindheit und ersten Jugend lauschte, eine bisher unverstandene Seite des Lebens: der Glaube an das Leben, an die Freuden des Lebens.

Immer noch sprachen sie niemals von ihm, um, wie es ihnen schien, jene hohen Gefühle, die in ihnen waren, nicht durch Worte zu verletzen, aber dieses Schweigen hatte zur Folge, daß sie ihn nach und nach vergaßen, ohne es sich selber einzugestehen.

Natascha war blaß und mager geworden und fühlte sich körperlich so schwach, daß alle fortwährend von ihrer Gesundheit sprachen, und dies war ihr angenehm. Doch manchmal überkam sie unerwartet nicht nur die Angst vor dem Tod, sondern auch Angst vor Krankheit, Schwäche und vor dem Verlust ihrer Schönheit, und unwillkürlich musterte sie mitunter aufmerksam ihren nackten Arm und erschrak über seine Magerkeit oder betrachtete morgens im Spiegel ihr langes Gesicht, das ihr bejammernswert schien. Sie meinte zwar, das müsse wohl so sein, aber es war ihr doch schrecklich und traurig.

Einmal lief sie schnell nach oben und kam dabei völlig außer Atem. Sogleich dachte sie sich wider Willen etwas aus, was sie noch unten zu tun habe, und lief dann noch einmal nach oben, um ihre Kraft zu prüfen und sich selber zu beobachten.

Ein andermal, als sie nach Dunjascha rief, fing ihre Stimme dabei an zu zittern. Da rief sie noch einmal nach ihr, obgleich sie ihre Schritte bereits hörte, rief mit demselben Brustton, mit dem sie früher gesungen hatte, und lauschte dem Klang.

Sie wußte es nicht und hätte es nicht geglaubt, aber durch die Schlammschicht, die über ihrer Seele lagerte und ihr undurchdringlich schien, sproßten doch schon von unten her feine, zarte, junge Graspitzen, die Wurzel fassen und mit ihren lebensfrohen Trieben bald den Kummer, der sie niederdrückte, überwuchern mußten, so daß er

bald nicht mehr zu sehen und zu merken sein würde. Die Wunde verheilte von innen heraus.

Ende Januar fuhr Prinzessin Marja nach Moskau, und der Graf bestand darauf, daß Natascha mit ihr reisen sollte, um die dortigen Ärzte zu befragen.

4

Nach dem Zusammenstoß bei Wjasma, wo Kutusow seine Truppen von dem Streben, anzugreifen, abzuschneiden und so weiter, nicht hatte zurückhalten können, ging die weitere Flucht der Franzosen und die Verfolgung der Russen ohne fernere Schlachten vonstatten. Sie flohen so schnell, daß die hinterhereilende russische Armee nicht nachkommen konnte, daß die Pferde der Kavallerie und Artillerie zusammenbrachen und daß alle Nachrichten über ihre Bewegungen immer unzutreffend waren.

Die Mannschaften der russischen Armee waren durch die ununterbrochenen Märsche, meist vierzig Werst in vierundzwanzig Stunden, so erschöpft, daß sie nicht schneller vorwärts kommen konnten.

Um den Grad der Erschöpfung im russischen Heer zu verstehen, braucht man sich nur die Bedeutung der Tatsache klar vor Augen zu führen, daß die russische Armee, die hunderttausend Mann stark aus Tarutino ausgezogen war und während ihres ganzen Marsches kaum mehr als fünftausend Gefallene und Verwundete und keine hundert Gefangenen eingebüßt hatte, mit nur fünfzigtausend Mann in Krasnoje ankam.

Die Jagd der Russen hinter den Franzosen her übte auf die russische Armee dieselbe zersetzende Wirkung aus, wie die Flucht auf die Franzosen selber. Der Unterschied bestand nur darin, daß die russische Armee freiwillig vorging, ohne daß wie bei den Franzosen das Verderben drohend über ihnen schwebte, und daß die zurückbleibenden Kranken bei den Franzosen in die Hände des Feindes fielen, während die Nachzügler der Russen auf heimischem Boden blieben. Der Hauptgrund für das Zusammenschmelzen von Napoleons Armee war die Schnelligkeit ihres Marsches, wofür die entsprechende Verringerung der russischen Truppen den sichersten Beweis liefert.

Wie bei Tarutino und bei Wjasma war Kutusows ganze Tätigkeit nur darauf gerichtet, soweit es in seiner Macht stand, diesen für die Franzosen so verderblichen Marsch nicht etwa aufzuhalten – wie die Herren in Petersburg und die russischen Generäle bei der Armee es wollten –, sondern ihn zu fördern und seinen eignen Truppen das Vorgehen zu erleichtern.

Aber außer der durch die Schnelligkeit des Marsches hervorgerufenen Erschöpfung und den gewaltigen Verlusten, die sich mit der Zeit bei den Truppen herausstellten, veranlaßte noch ein anderer Grund Kutusow, die Armee langsamer vorrücken zu lassen und abzuwarten. Das Ziel der Russen war, die Franzosen zu verfolgen. Welchen Weg der Feind nahm, wußte niemand, und deshalb mußten unsere Truppen, je näher sie den Franzosen auf den Fersen waren, um so größere Strecken zurücklegen. Nur wenn man in einiger Entfernung folgte, konnte man auf dem kürzesten Weg die Bogen abschneiden, die der Feind machte. All die künstlichen Manöver, die von den Generälen vorgeschlagen wurden, bestanden in Truppenverschiebungen und Vergrößerungen der Märsche, während das einzig Vernünftige doch nur darin bestand, diese Märsche abzukürzen. Und auf dieses eine Ziel war Kutusows Tätigkeit denn auch während des ganzen Feldzugs von Moskau bis Wilna gerichtet, nicht zufällig und zeitweise, sondern so beharrlich, daß er es auch nicht ein einziges Mal aus den Augen verlor.

Nicht durch Verstand oder Wissenschaft, sondern durch sein ganzes russisches Wesen wußte und fühlte Kutusow, was jeder russische Soldat fühlte: daß die Franzosen besiegt waren, daß die Feinde flohen und daß man sie hinausgeleiten mußte. Gleichzeitig aber fühlte er auch, übereinstimmend mit den Soldaten, die ganze Schwere dieses nach Schnelligkeit und Jahreszeit unerhörten Marsches.

Den Generälen aber, insonderheit den nichtrussischen, die sich auszeichnen, jemanden in Erstaunen setzen und Gott weiß wozu irgendeinen Herzog oder König gefangen nehmen wollten – diesen Generälen schien es jetzt, wo doch jeder Kampf nicht nur scheußlich, sondern sogar sinnlos war, so recht an der Zeit, eine Schlacht zu liefern und irgend jemanden zu besiegen. Kutusow zuckte nur die Achseln, wenn sie ihm, einer nach dem anderen, ihre Aktionspläne unterbreiteten, die sie mit dieser halbverhungerten Armee in schlechten Stiefeln und ohne Pelze unternehmen wollten, die schon ohne Schlacht in einem Monat bereits auf die Hälfte zusammengeschmolzen war und mit der man selbst wenn sich die Flucht unter den günstigsten Bedingungen vollzog, bis zur Grenze noch eine größere Entfernung zurückzulegen hatte als die bisher durchmessene.

Dieses Streben, sich auszuzeichnen und zu manövrieren, zurückzuwerfen und abzuschneiden, trat ganz besonders dann hervor, wenn die russischen Truppen auf die französische Armee stießen.

Das geschah bei Krasnoje, wo man eine der drei französischen Kolonnen anzutreffen glaubte und auf Napoleon selbst mit vielen tausend Mann stieß. Trotz aller Gegenmittel, die Kutusow anwendete, um einen verderblichen Zusammenstoß zu vermeiden und seine Truppen davor zu bewahren, dauerte das Niederwerfen der aufgelösten Franzosenhaufen durch die erschöpften russischen Mannschaften dennoch drei Tage.

Toll hatte die Disposition dazu entworfen: »Die erste Kolonne marschiert« und so weiter, und wie immer kam alles anders, als es in der Disposition stand. Prinz Eugen von Württemberg schoß vom Berg aus auf die vorüberfliehenden Scharen der Franzosen und verlangte Verstärkung, die jedoch nicht eintraf. Die Franzosen umgingen die Russen in der Nacht, zerstreuten sich, versteckten sich in den Wäldern und schlugen sich, jeder so gut er konnte, nach vorwärts durch.

Miloradowitsch, der gesagt hatte, er wolle von den Haushaltsangelegenheiten seiner Abteilung nichts wissen, der nie zu finden war, wenn man ihn brauchte, der Ritter ohne Furcht und Tadel, wie er sich selber nannte, der gern mit den Franzosen unterhandelte, schickte ihnen Parlamentäre, forderte, daß sie sich ergäben, verlor Zeit und tat nicht das, was ihm befohlen war.

»Ich schenke euch diese Kolonne, Kinder«, sagte er, zu seinen Truppen hinreitend, und zeigte den Kavalleristen die Franzosen.

Und die Kavalleristen trieben ihre Pferde, die sich kaum mehr vorwärts bewegen konnten, mit Sporen und Säbeln an und ritten unter größter Anstrengung im Trab auf die geschenkte Kolonne zu, das heißt auf einen Haufen erfrorener, steif gewordener, verhungertes Franzosen, und die geschenkte Kolonne streckte die Waffen und ergab sich, was sie schon längst beabsichtigte.

Sie erbeuteten bei Krasnoje sechszwanzigtausend Gefangene, Hunderte von Geschützen und einen Stock, den man Marschallstab nannte, stritten sich, wer sich dabei am meisten ausgezeichnet habe, und waren stolz darauf. Sie bedauerten nur, nicht Napoleon selbst oder einen anderen Helden oder Marschall gefangen zu haben, und

machten sich gegenseitig, vor allem aber auch Kutusow, darüber Vorwürfe.

Die Menschen, die sich von ihren Leidenschaften hinreißen ließen, waren nur die blinden Vollstrecker eines traurigen Gesetzes der Notwendigkeit. Aber sie hielten sich selber für Helden und bildeten sich ein, daß das, was sie taten, etwas Würdiges und Edles sei. Sie beschuldigten Kutusow und behaupteten, er habe sie von Anfang des Feldzugs an daran gehindert, Napoleon zu besiegen, sei nur auf Befriedigung seiner eignen Leidenschaften bedacht gewesen, habe nicht aus Polotnjanyje-Sawody²²⁹ ausrücken wollen, weil er dort seine Ruhe gehabt habe, habe bei Krasnoje den Marsch aufgehalten, weil er bei der Nachricht von Napoleons Anwesenheit völlig den Kopf verloren habe, und es sei zu mutmaßen, daß er mit Napoleon im Einverständnis stehe, von ihm erkauf^{*230} worden sei, und so weiter, und so weiter.

Und nicht nur die Zeitgenossen haben, von ihren Leidenschaften hingerissen, dies behauptet, auch die Nachwelt und die Geschichte haben Napoleon den Beinamen »der Große« zuerkannt, während Kutusow im Ausland als schlauer, ausschweifender, schwacher Greis und Höfling, bei den Russen als unentschlossen und unselbständig hingestellt wird, der nur durch seinen russischen Namen von Nutzen gewesen sei.

* Wilsons Aufzeichnungen. (Anm. d. Verf.)

5

In den Jahren 1812 und 1813 wurde Kutusow ganz offen grober Fehler beschuldigt. Der Kaiser war unzufrieden mit ihm. In einer geschichtlichen Darstellung, die kürzlich auf allerhöchsten Befehl geschrieben worden ist, wird gesagt, Kutusow sei ein schlauer Höfling und Lügner gewesen, der Napoleons Namen gefürchtet habe und durch seine Fehler bei Krasnoje und an der Beresina die russischen Truppen des Ruhmes beraubt habe, einen völligen Sieg über die Franzosen zu erringen^{*231}.

Dies ist das Schicksal nicht der großen Männer, nicht eines grandhomme, wie ihn der russische Geist nicht anerkennt, sondern das Schicksal jener seltenen, immer vereinzelt dastehenden Menschen, die den Willen der Vorsehung begreifen und ihm ihren eignen, persönlichen Willen unterordnen. Haß und Verachtung der Menge bestrafen diese Menschen für das Anerkennen höherer Gesetze.

Für die russischen Geschichtsschreiber – es ist seltsam und furchtbar, das sagen zu müssen – ist Napoleon, dieses nichtigste Werkzeug der Geschichte, der nie und nirgends, nicht einmal in der Verbannung, menschliche Würde gezeigt hat, stets ein Gegenstand des Entzückens und der Begeisterung: er ist grand. Kutusow hingegen, ein Mann, der vom Anfang seiner Tätigkeit bis zu deren Ende im Jahre 1812, von Borodino bis nach Wilna nicht ein einziges Mal, nicht durch eine einzige Handlung, nicht durch ein einziges Wort sich selber untreu wird, der ein in der Geschichte ungewöhnliches Beispiel der Selbstaufopferung und des Erkennens der Bedeutung künftiger Ereignisse aus der Gegenwart darstellt, Kutusow wird von ihnen als unschlüssiger, jämmerlicher Mensch hingestellt, und wenn sie von ihm und dem Jahr 1812 sprechen, so ist es immer, als schämten sie sich ein wenig.

Und dabei kann man sich schwer eine Gestalt in der Geschichte vorstellen, deren Tätigkeit so fest und beharrlich auf ein und dasselbe Ziel gerichtet gewesen wäre. Und auch ein Ziel kann man sich schwer

* Geschichte des Jahres 1812 von Bogdanowitsch: Charakteristik Kutusows und Betrachtung der unbefriedigenden Resultate der Schlacht bei Krasnoje. (Anm. d. Verf.)

vorstellen, das würdiger und dem Willen unseres ganzen Volkes entsprechender gewesen wäre. Und noch schwerer kann man ein anderes Beispiel in der Geschichte finden, wo ein Ziel, das sich eine geschichtliche Persönlichkeit gesetzt hat, so vollkommen erreicht worden wäre wie jenes, worauf Kutusows Tätigkeit im Jahre 1812 gerichtet war.

Kutusow sprach nie von vierzig Jahrhunderten, die von den Pyramiden auf ihn herabsähen, nie von den Opfern, die er dem Vaterland bringe, nie von dem, was er zu vollbringen gedenke oder schon vollbracht habe, er sprach überhaupt nie von sich selbst, spielte keinerlei Rolle, sondern zeigte sich immer als der einfachste, gewöhnlichste Mensch und sagte stets die schlichtesten, alltäglichsten Dinge. Er schrieb Briefe an seine Töchter und an Madame de Stael, las Romane, liebte die Gesellschaft schöner Frauen, machte seine Späße mit den Generälen, Offizieren und Soldaten und widersprach nie jemandem, der ihm etwas beweisen wollte. Als Graf Rastoptschin an der Jausabrücke auf Kutusow zusprengte und ihm persönlich vorwarf, er sei schuld an Moskaus Untergang, und sagte: »Sie haben doch versprochen, Moskau nicht ohne Schlacht preiszugeben?« erwiderte Kutusow: »Ich werde Moskau auch nicht ohne Schlacht hingeben«, obwohl Moskau bereits preisgegeben war. Als Araktschejew, vom Kaiser gesandt, zu ihm kam und sagte, Jermolow müsse zum Befehlshaber der Artillerie ernannt werden, antwortete Kutusow: »Ja, das habe ich soeben auch schon gesagt«, obgleich er vor einem Augenblick noch ganz anders gesprochen hatte. Was kümmerte es ihn, der damals inmitten der verständnislosen Menge, die ihn umgab, allein den gewaltigen Sinn der Ereignisse begriff, was kümmerte es ihn, ob Graf Rastoptschin ihm oder einem anderen das Unglück der Hauptstadt zuschrieb? Und noch weniger interessierte es ihn, wer zum Befehlshaber der Artillerie ernannt wurde.

Und dieser alte Mann, der durch Lebenserfahrung zu der Überzeugung gekommen war, daß nicht Gedanken und die zu ihrem Ausdruck dienenden Worte die treibenden Kräfte der Menschheit sind, sprach nicht nur in diesen Fällen, sondern immer wieder völlig wertlose Worte, die ersten besten, die ihm in den Sinn kamen.

Aber dieser selbe Mann, der so wenig auf seine Worte achtete, sagte während seiner ganzen Tätigkeit nicht ein einziges Wort, das mit dem einen Ziel, auf das er während des ganzen Krieges zuschritt, nicht

im Einklang gestanden hätte. Sichtlich gegen seinen Willen und in der schweren Überzeugung, daß er nicht verstanden werde, sprach er bei den verschiedensten Gelegenheiten mehrmals seine Gedanken aus. Mit der Schlacht bei Borodino angefangen, wo die Unstimmigkeiten mit seiner Umgebung einsetzten, war er der erste, der sagte, daß die Schlacht bei Borodino ein Sieg gewesen sei, und dies wiederholte er sowohl mündlich als auch in Meldungen und Berichten bis an sein Ende. Er war der einzige, der sagte: Der Verlust Moskaus ist nicht der Verlust Rußlands. Auf Lauristons Friedensangebot erwiderte er: einen Frieden könne es nicht geben, denn dies sei der Wille des Volkes. Er war der einzige, der während des Rückzugs der Franzosen erkannte: Alle unsere Manöver sind unnötig, weil sich alles von selber viel besser macht, als wir es nur wünschen können. Wir müssen dem Feind eine goldene Brücke bauen. Weder die Schlacht bei Tarutino noch die bei Wjasma noch die bei Krasnoje war nötig, denn wir müssen doch noch Leute haben, wenn wir an die Grenze kommen, und nicht für zehn Franzosen gebe ich einen Russen.

Und er allein, dieser Höfling, wie er uns immer geschildert wird, der Araktschejew belügt, nur um dem Kaiser zu gefallen, er allein sagt in Wilna, obgleich er sich damit die Ungnade des Kaisers zuzieht, daß ein weiterer Krieg über die Grenze hinaus schädlich und zwecklos wäre.

Aber nicht nur seine Worte beweisen, daß er damals die Bedeutung der Ereignisse verstand. Alle seine Taten sind ohne die geringste Abweichung auf das eine, dreifache Ziel gerichtet: erstens, alle seine Kräfte für einen Zusammenstoß mit den Franzosen anzuspannen, zweitens, sie zu besiegen, drittens, sie aus Rußland zu vertreiben und dabei soviel wie möglich die Not des Volkes und der Truppen zu lindern.

Er, dieser Zauderer Kutusow, dessen Devise Zeit und Geduld ist, er, ein Feind entschiedenen Handelns, er liefert die Schlacht bei Borodino und bereitet sie mit geradezu beispielloser Feierlichkeit vor. Er, jener Kutusow, der bei der Schlacht von Austerlitz noch vor ihrem Beginn gesagt hat, daß sie verloren sei, behauptet bei Borodino ganz allein im Gegensatz zu allen und hält daran bis zu seinem Tode fest, daß diese Schlacht ein Sieg sei, obgleich alle Generäle versichern, sie sei verloren, und es in der ganzen Weltgeschichte noch kein Beispiel gegeben hat, daß sich Truppen nach einer gewonnenen Schlacht hätten

zurückziehen müssen. Er allein besteht während des ganzen Rückzugs darauf, keine Schlacht zu liefern, die jetzt zwecklos sei, keinen neuen Krieg anzufangen und nicht über die Grenzen Rußlands hinauszugehen.

Jetzt die Bedeutung der Ereignisse zu verstehen, ist nicht schwer, da sie ja alle mit ihren Folgeerscheinungen klar vor uns liegen. Man darf nur der Tätigkeit der Massen nicht Ziele beilegen, die es nur in den Köpfen von etwa einem Dutzend Menschen gegeben hat.

Doch wie konnte damals dieser alte Mann allein gegen die Meinung aller so sicher den nationalen Sinn der Ereignisse verstehen, daß er diesem Sinn nicht ein einziges Mal während seiner Tätigkeit untreu wurde?

Die Quelle dieser ungewöhnlichen Kraft der Einsicht in die Bedeutung der sich vollziehenden Ereignisse lag in seinem nationalen Gefühl, das er in aller Kraft und Reinheit in sich trug.

Nur die Erkenntnis dieses Gefühls in ihm veranlaßte das Volk, auf so seltsame Weise den in Unnade gefallenen Greis gegen den Willen des Zaren zum Vertreter des Volkskrieges zu wählen. Und nur dieses Gefühl hob ihn auf jene erhabene menschliche Höhe, von der aus er alle seine Kräfte als Oberkommandierender nicht darauf verwandte, Menschen zu töten und zu vernichten, sondern darauf, sie zu retten und zu schonen.

Diese einfache, bescheidene und daher wahrhaft große Persönlichkeit konnte nicht in jene verlogene Form eines europäischen Helden gebracht werden, der angeblich Menschen lenkt, in jene Form, wie die Geschichtsschreibung sie sich ausgedacht hat.

Für einen Lakaien kann es keinen wirklich großen Menschen geben, weil ein Lakai seine eigne Auffassung von Größe hat.

6

Der 5. November war der erste Tag der sogenannten Schlacht bei Krasnoje. Als nach vielen Wortgefechten und Fehlern der Generäle, die nicht am bestimmten Fleck angelangt waren, und nach langem Hin- und Herreiten der Adjutanten mit Gegenbefehlen gegen Abend klar wurde, daß der Feind überall floh und eine Schlacht nicht möglich war und gar nicht möglich sein konnte, ritt Kutusow aus Krasnoje nach Dobroje, wohin für den heutigen Tag das Hauptquartier verlegt worden war.

Es war ein klarer, kalter Tag. Kutusow mit einer gewaltigen Suite von Generälen, die mit ihm unzufrieden waren und hinter seinem Rücken tuschelten, ritt auf seinem feisten Schimmel nach Dobroje zu. Auf dem ganzen Weg drängten sich Scharen eben erst gefangener Franzosen – es waren an diesem Tag siebentausend Gefangene gemacht worden – und wärmten sich an den Wachtfeuern. Unweit von Dobroje stand ein gewaltiger Haufen solcher Gefangener, die in zerrissener Kleidung und mit verbundenen Gliedern sich in das erste beste eingemummt hatten, in lautem Gespräch auf dem Weg neben einer langen Reihe abgeprotzter französischer Geschütze. Beim Herannahen des Oberkommandierenden verstummte das Gespräch, und alle Augen richteten sich auf Kutusow, der mit seiner weißen Mütze mit rotem Rand und dem wattierten Mantel, der über seinen krummen Schultern einen Buckel bildete, langsam den Weg entlang ritt. Einer der Generäle meldete Kutusow, wo die Gefangenen und die Geschütze eingebracht worden waren.

Kutusow schien mit irgend etwas beschäftigt und hörte nicht auf die Worte des Generals. Er kniff unzufrieden das Auge zusammen und sah sich aufmerksam und scharf jene Gestalten unter den Gefangenen an, die einen besonders kläglichen Eindruck machten. Der größte Teil der Franzosen war durch erfrorene Nasen und Wangen entstellt, und fast alle hatten rote, verquollene, eiternde Augen.

Ein Trupp stand nahe am Weg, und zwei von ihnen – das Gesicht des einen war mit Beulen bedeckt – zerrissen mit den Händen ein Stück rohes Fleisch. Es lag etwas Furchtbares und Tierisches in dem flüchtigen Blick, den diese beiden Soldaten auf die Vorüberreitenden

warfen, und in dem feindseligen Ausdruck, mit dem der eine mit den Beulen Kutusow ansah, sich gleich wieder abwandte und in seiner Tätigkeit fortfuhr.

Der Oberkommandierende sah diese beiden Soldaten lange aufmerksam an, machte ein noch finsteres Gesicht, kniff das Auge zusammen und wiegte nachdenklich den Kopf. An einer anderen Stelle bemerkte er einen russischen Soldaten, der lachend einen Franzosen auf die Schulter schlug und freundlich etwas zu ihm sagte. Und wieder wiegte Kutusow mit demselben Ausdruck das Haupt.

»Was sagst du?« fragte er den General, der in seiner Meldung fortfuhr und die Aufmerksamkeit des Oberkommandierenden auf die erbeuteten französischen Fahnen lenkte, die vor der Front des Preobraschenskij-Regimentes standen.

»Ah, die Fahnen«, begriff Kutusow, der sich sichtlich nur mit Mühe von dem Gegenstand losreißen konnte, der seine Gedanken beschäftigte. Zerstreut blickte er sich um. Tausende von Augen sahen ihn von allen Seiten an und warteten auf ein Wort von ihm.

Vor dem Preobraschenskij-Regiment machte er halt, seufzte schwer und schloß das Auge. Einer aus der Suite winkte mit der Hand, damit die Soldaten, die die Fahnen hielten, herantraten und diese mit den Schäften um den Oberkommandierenden aufpflanzten. Kutusow schwieg ein paar Sekunden lang. Dann hob er, sich sichtlich ungerne dem Zwang seiner Stellung unterordnend, den Kopf und begann zu reden. Scharen von Offizieren umringten ihn. Aufmerksam ließ er seinen Blick über den Kreis der Offiziere schweifen und erkannte einige von ihnen.

»Ich danke euch allen«, fing er zu den Soldaten und dann wieder zu den Offizieren gewandt an, und seine langsam gesprochenen Worte waren in der Stille, die rings um ihn herrschte, deutlich vernehmbar. »Ich danke euch allen für eure schweren, treuen Dienste. Der Sieg ist vollkommen, und Rußland wird ihn euch nicht vergessen. Euch gebührt der Ruhm auf ewig.«

Er schwieg und sah sich um.

»Beuge, beuge ihm den Kopf«, sagte er dann zu einem Soldaten, der einen erbeuteten französischen Adler hielt und ihn unabsichtlich vor der Fahne der Preobraschenzen gesenkt hatte. »Tiefer, immer

tiefer, so ist's recht. Hurra, Kinder!« rief er dann mit einer schnellen Bewegung des Kinns den Soldaten zu.

»Hurra! Hurra!« tönte es aus tausend Kehlen.

Während die Soldaten schrien, sank Kutusow wieder auf seinem Sattel zusammen, neigte den Kopf, und aus seinem Auge leuchtete ein sanfter, aber scheinbar etwas spöttischer Glanz.

»Und nun hört, Kameraden ...« fuhr er fort, als alle Stimmen schwiegen. Seine Stimme und sein Gesicht nahmen plötzlich einen anderen Ausdruck an: nicht mehr der Oberkommandierende sprach, sondern ein schlichter alter Mann, der seinen Kameraden jetzt etwas offenbar sehr Wichtiges mitteilen wollte.

Durch den Kreis der Offiziere und die Reihen der Soldaten lief eine Bewegung: jeder wollte ganz genau hören, was er jetzt sagen werde.

»Also hört, Kameraden. Ich weiß, daß ihr es schwer habt. Aber was sollen wir machen? Habt nur Geduld, es wird nicht mehr lange dauern. Wir wollen die Gäste hinausgeleiten, und dann werden wir Ruhe haben. Der Zar wird eure Dienste nicht vergessen. Ihr habt es schwer, aber doch seid ihr noch in eurer Heimat; sie aber – seht nur hin, wie weit es mit ihnen gekommen ist«, sagte er und wies auf die Gefangenen, »Schlimmer als die elendesten Bettler sehen sie aus. Solange sie stark waren, haben wir sie nicht geschont, jetzt aber können wir Mitleid mit ihnen haben. Auch sie sind Menschen. Ist es nicht so, Kinder?«

Er sah sich um und las aus all den starr, ehrerbietig und bewundernd auf ihn gerichteten Augen nur Zustimmung zu seinen Worten. Da wurde sein Gesicht immer heller und heller, und ein greisenhaftes, mildes Lächeln spielte um die sternförmig gerunzelten Winkel seines Mundes und seiner Augen. Er schwieg und senkte wie im Zweifel den Kopf.

»Aber auch das darf man nicht vergessen: wer hat sie zu uns hergerufen? Nun kriegen sie ihr Teil, diese ...« – und er gebrauchte ein recht saftiges Schimpfwort und warf den Kopf zurück.

Dann schwenkte er die Peitsche und ritt zum erstenmal im ganzen Feldzug im Galopp von den lustig lachenden und hurra brüllenden Soldaten weg, die nun aus den Reihen traten.

Die Worte, die Kutusow gesprochen hatte, waren kaum von den Truppen verstanden worden. Keiner hätte den Inhalt dieser anfänglich feierlichen und gegen Ende schlicht väterlichen Rede des Feldmarschalls wiedergeben können. Doch der herzliche Sinn seiner Worte war nicht nur verstanden worden, sondern dasselbe Gefühl erhabener Feierlichkeit im Verein mit Erbarmen für die Feinde und mit dem Bewußtsein eignen Rechtes, das gerade durch dieses sein altmodisches, gutmütiges Schimpfwort zum Ausdruck gekommen war – dieses selbe Gefühl schlummerte in der Seele jedes Soldaten und kam nun durch dieses frohe, lang nicht verstummende Hurrageschrei zum Ausdruck. Als sich kurz darauf einer der Generäle an Kutusow wandte mit der Frage, ob er nicht den Wagen wünsche, brach Kutusow, als er gerade antworten wollte, unerwartet in Schluchzen aus: er befand sich sichtlich in starker Erregung.

7

Als am 8. November, dem letzten Tag der Schlacht bei Krasnoje, die Truppen an den Ort ihres Nachtlagers kamen, begann es bereits dunkel zu werden. Den ganzen Tag hatte ein stiller, kalter Frost geherrscht mit leichtem, spärlichem Schneefall, aber gegen Abend schien es sich aufklären zu wollen. Durch das Schneegestöber hindurch wurde der dunkelblaue Sternenhimmel sichtbar, und die Kälte nahm zu.

Ein Musketierregiment, das dreitausend Mann stark aus Tarutino ausgezogen war, rückte jetzt mit neunhundert Mann als eines der ersten in den für das Nachtquartier bestimmten Ort, ein Dorf an der großen Heerstraße, ein. Die Quartiermacher, die dem Regiment entgegenkamen, berichteten, alle Hütten seien besetzt von kranken und toten Franzosen, von Kavalleristen und Stabsoffizieren. Nur ein einziges Haus für den Regimentskommandeur sei frei.

Der Kommandeur ritt auf diese Hütte zu. Das Regiment zog durch das Dorf und stellte beim letzten Haus die Gewehre am Weg zusammen.

Wie ein riesiges Tier mit unendlich vielen Gliedern machte sich das Regiment daran, sein Nachtlager und Abendbrot herzurichten. Ein Teil der Soldaten hatte sich, bis an die Knie im Schnee wattend, in das rechts vom Dorf liegende Birkenwäldchen zerstreut, und sogleich hörte man vom Wald her die dumpfen Schläge der Äxte und Seitengewehre, das Krachen der abbrechenden Äste und lustige Stimmen. Ein anderer Teil drängte sich um das Zentrum der Regimentswagen und Pferde, die einen dichten Knäuel bildeten, holte Kessel und Zwieback herbei und fütterte die Pferde. Ein dritter Teil hatte sich im Dorf zerstreut, richtete Quartiere für die Stabsoffiziere her, trug die Leichen der Franzosen, die in den Hütten lagen, hinaus und schleppte Bretter, trockenes Holz und Stroh von den Dächern für Wachtfeuer und Zäune zur Einfriedung weg.

Etwa fünfzehn Mann rüttelten am Ende des Dorfes, wo keine Hütten mehr standen, mit lustigem Geschrei an der hohen Wand einer Scheune, von der sie bereits das Dach abgenommen hatten.

»Na los, alle zusammen dagegenstemmen!« riefen die Stimmen, und das riesige, schneebedeckte Flechtwerk der Wand schwankte mit frostigem Knistern im Dunkel der Nacht. Immer öfter krachten die unteren Balken, und endlich stürzte das ganze Flechtwerk samt den Soldaten, die sich dagegegengestemmt hatten, zu Boden. Ein lautes, derbes Freudengeschrei und Gelächter ertönte.

»Zu zweien anfassen! Einen Hebebaum her! So müßt ihr's machen. Wohin kriechst denn du?«

»Los, alle zusammen ... Aber wartet doch, Kinder! ... Wir wollen eins singen.«

Alle schwiegen, und ein gedämpfter, sammetweicher, angenehmer Tenor stimmte ein Lied an. Am Ende der dritten Strophe, als der letzte Ton im Verklingen war, schrien zwanzig Stimmen gleichzeitig auf: »Nuuu! Es geht! Alle zusammen! Faßt zu, Kinder!...« Doch trotz der gemeinsamen Anstrengung rührte sich die Wand nur wenig vom Fleck, und durch das nun eintretende Stillschweigen hörte man schweres Keuchen.

»He, ihr von der sechsten Kompanie! Ihr Sapperlotskerle! Kommt mal her und faßt an! ... Wir helfen euch auch mal wieder.«

Etwa zwanzig Mann von der sechsten Kompanie, die auch nach dem Dorf gegangen waren, gesellten sich zu den Trägern, und die etwa zehn Meter lange und zwei Meter breite Wand bog sich und bewegte sich auf der Dorfstraße vorwärts, wobei sie schwer und einschneidend auf den Schultern der keuchenden Soldaten lastete.

»So lauf doch ... Fall bloß nicht in den Dreck ... Was bleibst du denn stehen ... daß dich ...«

Lustige, unflätige Schimpfworte flogen ununterbrochen hin und her.

»Was fällt euch denn ein?« erscholl plötzlich die Stimme eines Soldaten, der ein Vorgesetzter zu sein schien und den Trägern entgegenkam.

»Die Herren sind hier, der General selber ist drinnen im Haus, und ihr verfluchten Kerle schreit und schimpft hier herum. Ich werde euch lehren!« schrie der Feldwebel, holte mit der Hand aus und knuffte den ersten Soldaten, der ihm in den Weg kam, in den Rücken. »Könnt ihr das etwa nicht ruhig abmachen?«

Die Leute schwiegen. Der Soldat, den der Feldwebel geknufft hatte, wischte sich keuchend das Gesicht ab, das bei dem Puff gegen die Wand einen blutigen Riß bekommen hatte.

»Dieser Schweinehund, gleich haut er so zu! Einem die ganze Fresse blutig schlagen!« brummte der Soldat scheu und leise, als der Feldwebel fortgegangen war.

»Da bist du wohl kein Freund von?« meinte eine Stimme spottend, und mit gedämpften Stimmen gingen die Soldaten weiter.

Als sie aber das Dorf hinter sich hatten, begannen sie wieder ebenso laut zu schreien und pfefferten ihre Reden mit denselben unnötigen Schimpfworten.

In der Hütte, an der sie vorbeigegangen waren, hatten sich die höheren Offiziere versammelt, und beim Tee entspann sich eine lebhaftere Unterhaltung über den vergangenen Tag und die für den nächsten Morgen geplanten Manöver. Es war ein Flankenmarsch von links in Aussicht genommen, wobei der Vizekönig abgeschnitten und gefangen werden sollte.

Als die Soldaten die Wand angeschleppt brachten, brannten schon auf verschiedenen Seiten die Küchenfeuer. Das Holz knisterte, der Schnee schmolz, und die schwarzen Schatten der Musketiere huschten hierhin und dorthin über den ganzen vom Lager eingenommenen Raum, wo der Schnee bereits niedergetreten war.

Überall arbeiteten Beile und Seitengewehre. Alles geschah ohne Befehl. Holz wurde herbeigeschleppt für die Nacht, man baute Reisighütten für die Offiziere, die Kessel brodelten, Gewehre und Munition wurden nachgesehen.

Die von der achten Kompanie herbeigeschleppte Wand wurde auf der Nordseite im Halbkreis aufgestellt, mit Pfählen gestützt und davor ein Feuer angezündet. Der Zapfenstreich wurde gespielt, die Soldaten gezählt, dann aßen sie ihr Abendbrot und machten es sich für die Nacht an den Feuern bequem. Die einen brachten ihre Schuhe in Ordnung, die anderen rauchten ihre Pfeife und andere wieder entkleideten sich und räucherten ihre Läuse aus.

Man hätte meinen sollen, daß unter jenen beinahe undenkbar schweren Daseinsbedingungen, in denen sich die russischen Soldaten damals befanden: ohne festes Schuhzeug, ohne Pelze, ohne Dach über dem Kopf, im Schnee bei achtzehn Grad Kälte, sogar ohne vollen Proviant, der dem Heer nicht immer so schnell folgen konnte – man hätte meinen sollen, daß die Soldaten das traurigste, kläglichste Schauspiel dargeboten hätten.

Aber im Gegenteil, niemals, auch nicht unter den besten äußeren Bedingungen, hatte das Heer ein lustigeres, lebhafteres Bild geboten. Und das kam daher, weil die Armee jeden Tag das, was schwach und elend wurde, ausschied. Alles, was sich körperlich und geistig nicht stark genug gezeigt hatte, war schon lange zurückgeblieben, und was jetzt noch übrig war, waren die körperlich und geistig Tüchtigen, die Blüte der Armee.

Bei der achten Kompanie, die sich die Wand herbeigeschleppt hatte, waren besonders viele Soldaten versammelt. Auch zwei Feldwebel hatten sich zu ihnen gesellt. Ihr Wachtfeuer flammte heller als das der anderen, denn für das Recht, hinter ihrer Wand zu sitzen, verlangten sie, daß man ihnen Brennholz lieferte.

»He, Makj Jew, was machst du denn? Bist wohl verlorengegangen, oder haben dich die Wölfe gefressen? Bring doch Holz her«, schrie ein Soldat mit rotem Gesicht und rotem Haar, der wegen des Rauches die Augen zusammenkniff und blinzelte, aber trotzdem nicht vom Feuer wegging. »So lauf du doch mal hin, du Krähe, und hole Holz«, wandte er sich an einen anderen.

Der Rote war kein Unteroffizier und auch kein Gefreiter, aber ein robuster Soldat, und befahl deshalb denen, die schwächer waren als er. Der magere kleine Musketier mit der spitzen Nase, den sie Krähe nannten, stand gehorsam auf und wollte eben gehen und den Befehl ausführen, aber in diesem Augenblick trat die schlanke, hübsche Gestalt eines jungen Soldaten, der eine Last Holz herbeischleppte, in den Lichtkreis des Feuers.

»Her damit! Das ist fein!«

Das Holz wurde gebrochen, obenauf gelegt, dann bliesen sie mit dem Mund ins Feuer und fachten es mit den Mantelschößen an. Die Flamme zischte und knisterte. Die Soldaten rückten näher und steckten ihre Pfeifen in Brand. Der hübsche junge Soldat, der das Holz herbeigeschleppt hatte, stemmte die Hände in die Seiten und fing an, mit seinen erfrorenen Beinen schnell und gewandt am Ort herumzstampfen.

Ach, Mütterchen, im Tau ich frier,
Aber schön ist's doch als Musketier ...

sang er und schien gleichsam bei jeder Silbe des Liedes zu schlucken.

»He, du! Deine Sohlen fliegen auf und davon!« rief der Rote, der bemerkt hatte, daß sich bei dem Tänzer die eine Sohle löste. »Tanzen ist Gift für die Stiefel.«

Der Tänzer hielt inne, riß die flatternde Sohle ab und warf sie ins Feuer.

»Stimmt, Bruder«, sagte er, setzte sich hin, zog aus seinem Tornister einen Fetzen blaues Franzosentuch und fing an, die Füße damit einzuwickeln. »Sie sind mir von der Glut abgegangen«, fügte er hinzu und steckte seine Beine nach dem Feuer hin.

»Wir werden bald neue kriegen. Sie sagen, wenn wir sie alle ganz und gar geschlagen haben, bekommt jeder zwei Paar.«

»Siehst du, der Petrow, dieser Hundesohn, ist nun auch zurückgeblieben«, erzählte der eine Feldweibel dem andern.

»Das habe ich schon lange gemerkt«, erwiderte der andere.

»Was willst du, so ein elendes Kerlchen ...«

»Und bei der dritten Kompanie, heißt es, haben gestern neun Mann beim Zählen gefehlt.«

»Na, das mußt du doch auch sagen, wenn du die Füße erfroren hast, kannst du da etwa noch mit?«

»Ach was, faule Ausreden!« spottete der Feldweibel.

»Das könnte dir wohl auch so passen«, sagte ein alter Soldat vorwurfsvoll zu dem, der von erfrorenen Füßen gesprochen hatte.

»Was bildest du dir denn ein?« fing plötzlich der kleine Soldat mit der spitzen Nase, den sie die Krähe nannten, mit kläglicher, zitternder Stimme an und richtete sich hinter dem Wachtfeuer auf. »Ja, wer dick und rund ist, der wird bloß mager, wer aber schon mager ist, der geht drauf. Da sieh mich an. Ich kann nicht mehr«, sagte er plötzlich in entschiedenem Ton zum Feldwebel. »Laß mich ins Lazarett schaffen, ich habe das Reißen im ganzen Körper, ich bleibe ja doch nur zurück ...!«

»Na, wird schon wieder besser werden, wird schon wieder besser werden«, sagte der Feldwebel ruhig.

Der kleine Soldat schwieg, und das Gespräch ging weiter.

»Heute hat man doch genug Franzosen gefangengenommen, aber ordentliches Schuhwerk, das muß man sagen, hatte kein einziger an. Das waren nur dem Namen nach Stiefel«, schnitt ein anderer Soldat ein neues Thema an.

»Die haben ihnen die Kosaken alle vom Leib gezogen. Für unsern Oberst haben sie vorhin eine Hütte geräumt und die Franzosenleichen alle hinausgetragen. Es war ein Jammer, Kinder, das mit anzusehen«, sagte der Tänzer. »Sie haben sie glatt ausgeplündert, und der eine, der lebte noch, glaubt mir, und murmelte etwas in seiner Sprache.«

»Aber ein sauberes Volk ist es«, meinte der erste. »Weiß wie die Birken, und tapfer sind sie auch, das mußst du doch sagen, und anständige Leute.«

»Ja, was denkst du wohl? Bei denen werden sie auch aus allen Ständen zum Militär eingezogen.«

»Aber von unserer Sprache verstehen sie rein gar nichts«, sagte der Tänzer wieder und lächelte verwundert. »Ich frage da einen: Was für ein Landsmann bist du? und er murmelt etwas in seiner Sprache. Ein wunderliches Volk!«

»Und das ist doch sonderbar, Kameraden«, fuhr der, der sich über die weiße Haut gewundert hatte, fort, »da haben die Bauern bei Moshaisk erzählt, als sie anfangen, die Toten einzuscharren, dort, wo die Schlacht gewesen ist, weißt du, was die gesagt haben? Denke dir, vier Wochen lang mochten die Leichen wohl schon dort gelegen haben. Und was haben die Bauern gesagt? Die Toten von denen, haben sie gesagt, liegen da wie ein Stück weißes Papier, so sauber, und stinken nicht ein bißchen.«

»Aber wie kommt das? Wohl von der Kälte?« fragte einer.

»Bist du aber gescheit! Von der Kälte! Es war doch heiß damals! Wenn's von der Kälte käme, würden unsere Leute doch auch nicht verwest sein. Wenn sie aber zu einem von uns gekommen sind, haben sie gesagt, so ist er ganz verfault und voller Würmer gewesen. Tücher haben wir um sie geschlagen und das Gesicht abgedreht, und sie dann weggezogen: kaum, daß wir es fertig gebracht haben. Denen ihre Leichen aber, haben sie gesagt, waren so weiß wie Papier und haben nicht ein bißchen gestunken.«

Alle schwiegen.

»Das muß vom Essen kommen«, sagte der Feldwebel. »Die fressen wie die feinen Herren.«

Keiner erwiderte etwas.

»Und dann haben die Bauern bei Moshaisk, wo die Schlacht gewesen ist, noch erzählt, aus zehn Dörfern habe man sie zusammengetrieben und zwanzig Tage lang hätten sie fahren müssen und sie doch nicht alle fortgebracht, die Leichen. Und dann diese Wölfe, haben sie gesagt ...«

»Ja, das war eben eine richtige Schlacht«, meinte der alte Soldat. »Das ist etwas, das im Gedächtnis bleibt. Aber alles, was dann kam ... war nur eine Schinderei fürs Volk.«

»Denke dir, Onkelchen, vorgestern sind wir hinter ihnen hergelaufen. Und was meinst du, gar nicht erst heran haben sie uns gelassen. Gleich haben sie die Gewehre von sich geworfen. Und dann auf die Knie. »Pardon, Pardon«, haben sie immer geschrien. Das ist nur so ein Beispiel. Platow, so sagen sie, soll sogar den Poleon selber schon zweimal gefangen haben. Aber er weiß nur das Zauberwort nicht. Er fängt ihn, fängt ihn und hat ihn in der Hand – der aber fliegt plötzlich als Vogel davon, auf und davon. Und nicht imstande ist er, ihn totzuschlagen.«

»Im Fabulieren bist du groß, Kiselew, ich seh dich nur immer an.«

»Wieso denn im Fabulieren? Das ist doch die reine Wahrheit.«

»Ich hielte das so: wenn ich den gefangen hätte, würde ich ihn zuerst lebendig begraben. Und dann an den Galgen mit ihm. Was hat der für Menschen zugrunde gerichtet!«

»Wir werden ihm schon den Garaus machen, er wird nicht davonkommen«, brummte der alte Soldat gähmend.

Die Unterhaltung verstummte. Die Soldaten fingen an, sich hinzulegen.

»Sieh nur die Sterne, so eine Masse! Die Weiber haben die Leinwand ausgehängt, wie man so sagt«, meinte einer, die Milchstraße bewundernd.

»Das deutet auf ein fruchtbares Jahr, Kinder.«

»Wir müssen noch mehr Holz holen.«

»Der Rücken sengt an, und der Bauch friert ein. Merkwürdig.«

»Mein Gott!«

»Was knuffst du denn so? Ist das Feuer vielleicht nur für dich da? Seht nur, wie breit der sich hingeschmissen hat!«

Durch die Stille, die nun eintrat, hörte man das Schnarchen einiger, die schon eingeschlafen waren. Die anderen drehten, wendeten und wärmten sich und sprachen nur wenig miteinander. Von einem anderen, etwa hundert Schritte entfernten Wachtfeuer drang gemeinsames, lustiges Lachen herüber.

»Was für einen Krach die von der fünften Kompanie machen«, sagte einer. »Und was für eine Unmenge Leute dort sind!«

Einer stand auf und ging zur fünften Kompanie hin.

»Da geht's aber fidel her«, sagte er, als er zurückkam. »Da haben sich zwei Franzosen mit herangemacht. Der eine ist ganz erfroren und der andere ein verwegener Bursche, ein Sappermentskerl. Der spielt und singt wie der Teufel.«

»Oh, das muß ich mir mal ansehen ...«

Und ein paar Soldaten liefen zur fünften Kompanie hinüber.

Die fünfte Kompanie lag dicht am Waldrand. Ihr gewaltiges Lagerfeuer leuchtete mitten im Schnee und warf sein Licht auf die vom Reif niedergebeugten Äste und Bäume.

Da plötzlich um Mitternacht vernahmen die Soldaten der fünften Kompanie vom Wald her Schritte und das Knacken der Zweige.

»Kinder, ein Bär!« rief ein Soldat.

Alle hoben den Kopf und lauschten. Grell vom Schein des Feuers beleuchtet, traten aus dem Wald zwei wunderbar bekleidete menschliche Gestalten, die einander festhielten.

Es waren zwei Franzosen, die sich im Wald verborgen gehalten hatten. Mit heiserer Stimme sagten sie etwas in ihrer Sprache, was die Soldaten nicht verstanden, und traten auf das Feuer zu. Der eine, der größer war und eine Offiziersmütze trug, schien völlig erschöpft zu sein. Nachdem er ans Feuer getreten war, wollte er sich hinsetzen, fiel aber zu Boden. Der andere, ein kleiner, stämmiger Soldat mit einem Tuch um den Kopf, war kräftiger. Er hob seinen Kameraden auf und sagte etwas, indem er auf seinen Mund zeigte. Die Musketiere umringten die Franzosen, schoben dem Kranken einen Mantel unter und brachten beiden Grütze und Schnaps.

Der erschöpfte französische Offizier war Remballe und der Soldat mit dem Tuch um den Kopf sein Bursche Morel.

Nachdem Morel den Schnaps getrunken und den Kessel mit Grütze ausgegessen hatte, wurde er plötzlich krampfhaft lustig und fing an, ununterbrochen auf die Soldaten einzureden, die ihn jedoch nicht verstanden. Remballe wies das Essen zurück, lag schweigend auf seinen Ellbogen gestützt am Feuer und sah die russischen Soldaten mit verständnislosen, roten Augen an. Dann und wann stieß er ein langgezogenes Stöhnen aus und war dann wieder still. Morel zeigte auf Remballes Achseln, um den Russen klarzumachen, daß dieser Offizier sei und Wärme brauche.

Ein russischer Offizier, der an das Feuer herangetreten war, schickte zu dem Obersten und ließ fragen, ob er einen französischen Offizier in seine Hütte aufnehmen wolle, damit sich dieser erwärmen könne.

Der Soldat kehrte zurück und meldete, der Oberst habe befohlen, den Offizier zu ihm zu bringen, und man bedeutete Remballe, daß er hingehen solle. Er stand auf und wollte gehen, schwankte aber und wäre umgesunken, wenn ihn nicht ein Soldat, der neben ihm stand, gehalten hätte.

»Na? Du wirst's wohl nicht mehr lange machen?« meinte einer mit spöttischem Augenzwinkern zu Remballe.

»Ach, du Dummkopf! Was redest du da für ungereimtes Zeug! Wie ein Bauer, wirklich, der richtige Bauer«, hörte man von verschiedenen Seiten Vorwürfe gegen den Soldaten, der sich den Spott herausgenommen hatte.

Sie umringten Remballe, zwei von ihnen legten die Arme zusammen, ließen ihn aufsitzen und trugen ihn so zur Hütte. Remballe legte den Soldaten die Arme um den Hals und sagte kläglich, während sie ihn hintrugen: »Oh mes braves, oh mes bons, mes bons amis! Voilà des hommes! oh mes braves, mes bons amis!« und lehnte wie ein Kind seinen Kopf an die Schulter des einen Soldaten.

Inzwischen saß Morel, von den Soldaten umringt, am besten Platz am Feuer.

Morel, der kleine, stämmige Franzose mit den entzündeten, tränen- den Augen, hatte einen alten Weiberpelz an und über seine Uniformmütze ein Tuch gebunden wie ein Frauenzimmer. Offenbar hatte er zu viel getrunken, umhalste den Soldaten, der neben ihm saß, und sang mit heiserer, abgerissener Stimme ein französisches Lied. Die Soldaten hielten sich die Seiten vor Lachen, wenn sie ihn ansahen.

»Hör mal, das muß du mich lehren, nicht wahr? Ich lerne schnell. Nun, wie fängt's an?« sagte der singlustige Spaßvogel, den Morel umarmt hielt.

Vive Henri quatre,
Vive ce roi vaillant,
Ce diable à quatre ...

sang Morel und zwinkerte mit einem Auge.

»Wiwarikà! Wif seruwary! Sidjablakà ...« wiederholte der Soldat gestikulierend und hatte wirklich die Melodie erfaßt.

»Wirklich, der kann's! Ha-ha-ha-ha-ha!« Von allen Seiten ertönte rauhes, lustiges Gelächter.

Morel zog ein schiefes Gesicht, lachte aber ebenfalls.

»Jetzt weiter, weiter!«

Qui eut le triple talent:
De boire, de battre
Et d'être un vert galant ...

»Das war aber fein. Nun du, Saletajew!«

»Kü...« wiederholte Saletajew mühsam. »Kü-ü-ü ...« brachte er gedehnt heraus und zog emsig die Lippen breit, »letriptala de bu de ba detrawagala«, sang er nach.

»Famos! Der reine Franzose! Ha-ha-ha! Na und du, willst du noch essen?«

»Gib ihm nur noch Grütze. Bei dem Hunger ist der noch lange nicht satt.«

Wieder gaben sie Morel Grütze, und dieser machte sich lachend über den dritten Kessel her. Auf den Gesichtern der jungen Soldaten, die Morel zusahen, lag ein vergnügtes Lächeln. Die älteren, die es für unpassend hielten, sich mit solchen Narrenspossen abzugeben, lagen auf der anderen Seite des Feuers, schielten aber doch ab und zu, auf ihre Ellbogen gestützt, zu Morel hinüber.

»Sie sind doch auch Menschen«, sagte der eine von ihnen und hüllte sich in seinen Mantel. »Auch der Wermut wächst aus einer Wurzel heraus.«

»O Gott, o Gott! Was für eine Unmenge Sterne! Wir kriegen Kälte ...«

Dann wurde alles still.

Am schwarzen Himmel trieben die Sterne ihr Spiel, als wüßten sie, daß sie jetzt niemand beobachtete. Bald aufblitzend, bald verlöschend, bald zitternd flüsterten sie einander geschäftig etwas Frohes, aber Geheimnisvolles zu.

Das französische Heer schmolz in mathematisch regelmäßiger Progression dahin. Und jener Übergang über die Beresina, über den so viel geschrieben worden ist, war bei der Vernichtung der französischen Truppen nur eine der Zwischenstufen, durchaus nicht der entscheidende Augenblick des Feldzugs. Wenn über die Beresina so viel geschrieben wurde und noch geschrieben wird, so kommt das bei den Franzosen nur daher, weil sich hier auf der einstürzenden Brücke der Beresina alle Not der französischen Truppen, die sie sonst gleichmäßig verteilt erduldet hatten, plötzlich auf einen einzigen Augenblick und zu einem tragischen Schauspiel zusammendrängte, das allen im Gedächtnis blieb. Bei den Russen aber wird nur deshalb so viel über die Beresina gesprochen und geschrieben, weil fern vom Kriegsschauplatz, in Petersburg, von Pfuels ein Plan ausgeheckt worden war, Napoleon an der Beresina eine strategische Falle zu stellen. Alle waren davon überzeugt, daß sich in Wirklichkeit alles so abgespielt habe, wie es im Plan vorgesehen war, und deshalb behauptete man steif und fest, daß nur der Übergang über die Beresina die Franzosen zugrunde gerichtet habe. In Wirklichkeit aber waren die Folgen des Übergangs über die Beresina für die Franzosen, was die Verluste an Geschützen und Gefangenen anbetrifft, weit weniger verderblich als die der Schlacht bei Krasnoj, wie die Zahlen beweisen.

Die einzige Bedeutung des Übergangs über die Beresina besteht darin, daß er offenkundig und sicher bewies, wie falsch alle Abschneidungspläne waren, und wie richtig und einzig möglich das von Kutusow und sämtlichen Truppen – von der Masse – geforderte Vorgehen blieb: nämlich den Feind nur zu verfolgen. Die Masse der Franzosen floh mit ständig wachsender Schnelligkeit und hatte alle Energie nur auf dieses Ziel gerichtet. Sie lief davon wie ein verwundetes Tier und konnte auf ihrem Weg gar nicht mehr haltmachen. Das bewies nicht nur alle Anordnungen zum Übergang, sondern auch der Marsch über die Brücken selbst. Die Soldaten ohne Waffen, die Einwohner Moskaus, Frauen und Kinder, die sich im Zug der Franzosen befunden hatten, sie alle ergaben sich nicht etwa, als die Brücken eingestürzt waren, sondern stürmten unter dem Einfluß der

Macht des Beharrungsvermögens vorwärts in die Kähne und in den eiskalten Fluß.

Dieses Drängen war nicht unvernünftig. Die Lage war für die Verfolger wie für die Fliehenden gleich schlecht. Blieb man bei den Seinen, so konnte man in der Not auf die Unterstützung eines Kameraden rechnen, auf einen bestimmten Platz, den man zwischen den Gefährten einnahm. Ergab man sich aber den Russen, so blieb man in derselben Notlage und geriet beim Verteilen der Lebensnotwendigkeiten dadurch nur noch eine Stufe tiefer. Die Franzosen brauchten gar keine sichere Kunde zu haben, daß die Hälfte der Gefangenen, mit denen man nichts anzufangen wußte, trotz aller Bestrebungen der Russen, sie zu retten, vor Hunger und Kälte umkamen, sie fühlten, daß dies gar nicht anders sein konnte. Selbst die mitleidigsten russischen Offiziere, Franzosenfreunde und Franzosen in russischen Diensten konnten nichts für die Gefangenen tun. Sie gingen zugrunde an der Not, in der sich die russischen Truppen selber befanden. Man konnte den hungernden eignen Soldaten, die man so nötig brauchte, doch nicht Brot und Kleidung wegnehmen und sie den Franzosen geben, die zwar keinen Schaden mehr anrichteten und nicht gehaßt, nicht schuldig, aber einfach überflüssig waren. Einige taten dies sogar, doch das waren nur Ausnahmen.

Hinter ihnen drohte der sichere Untergang, vor ihnen lag die Hoffnung. Die Schiffe waren verbrannt, es gab keine andere Rettung als die gemeinsame Flucht, und auf diese waren nun alle Kräfte der Franzosen gerichtet.

Je weiter die Feinde flohen, je kümmerlicher ihre Reste wurden, und vor allem nach dem Übergang über die Beresina, auf den man, dem Petersburger Plan zufolge, ganz besondere Hoffnungen gesetzt hatte, um so heftiger wurden die Leidenschaften der russischen Heerführer entfacht, so daß sie einander und vor allem Kutusow beschuldigten. Man nahm an, daß der Fehlschlag des Petersburger Planes an der Beresina auf ihn zurückzuführen sei, und Unzufriedenheit, Geringschätzung und Spott ihm gegenüber traten immer mehr zutage. Natürlich kam dies alles nur in so ehrerbietiger Form zum Ausdruck, daß es Kutusow unmöglich war, auch nur danach zu fragen, wessen man ihn beschuldigte und weshalb. Man verhandelte gar nicht mehr ernsthaft mit ihm, sondern legte nur seine Meldungen ab und fragte nach seiner Entscheidung mit einer Miene, als erfülle

man eine bedauerliche Zeremonie, hinter seinem Rücken jedoch zwinkerte man sich zu und suchte ihn auf Schritt und Tritt zu betrügen.

Für alle diese Leute war es – gerade weil sie ihn nicht verstehen konnten – eine anerkannte Tatsache, daß mit dem Alten nicht zu reden sei, daß er nie einen ihrer tiefsinnigen Pläne verstehen und immer nur mit seinen Phrasen – sie hielten es nur für Phrasen – von der goldenen Brücke und daß man die Grenze nicht mit einem Haufen Vagabunden überschreiten dürfe, antworten werde. Dies hatten sie schon soundso oft von ihm gehört. Und alles, was er ihnen sagte: zum Beispiel, daß man auf Proviant warten müsse, daß die Mannschaften keine Schuhe hätten und so weiter – dies alles war so einfach und natürlich, während alles, was sie vorschlugen, so kunstvoll und weise war, daß es für sie keinem Zweifel unterlag, daß er alt und dumm, sie aber die genialen Heerführer waren, in deren Hand nur die Macht nicht lag.

Diese Stimmung und der Klatsch im Stabe erreichten ihren höchsten Grad, als die Armee Wittgensteins, dieses glänzenden Admirals und Helden von Petersburg, zum Heer gestoßen war. Kutusow bemerkte dies und zuckte nur seufzend die Schultern. Nur einmal, nach dem Übergang über die Beresina, geriet er in Zorn und schrieb an Bennigsen, der dem Kaiser einen Sonderbericht geschickt hatte, folgenden Brief: »Ihrer Krankheitsanfälle halber wollen Eure Exzellenz nach Eingang dieses Schreibens sich nach Kaluga begeben und dort die weiteren Befehle und Verfügungen Seiner Kaiserlichen Majestät abwarten.«

Aber sogleich nach Bennigsens Verschickung kam der Großfürst Konstantin Pawlowitsch²³² zur Armee, der anfänglich am Feldzug teilgenommen hatte und dann von Kutusow entfernt worden war. Bei seiner Ankunft teilte er Kutusow mit, daß der Kaiser mit den geringen Erfolgen unserer Truppen und ihrem langsamen Vorwärtkommen unzufrieden sei und in diesen Tagen selber bei der Armee einzutreffen beabsichtige.

Der alte Oberkommandierende, der in Hofdingen ebenso erfahren war wie im Krieg, jener Kutusow, der im August desselben Jahres gegen den Willen des Kaisers an die Spitze des gesamten Heeres gestellt worden war, der den Großfürsten und Thronfolger aus der Armee entfernt und auf Grund seiner Macht die Preisgabe Moskaus gegen den Willen des Kaisers angeordnet hatte – dieser Kutusow

begriff jetzt sogleich, daß seine Zeit vorbei, seine Rolle ausgespielt war, und daß er die vermeintliche Macht bereits nicht mehr in Händen hatte. Und nicht nur aus seinen Beziehungen zum Hof wurde ihm dies klar. Er sah einerseits, daß die Kriegsoperationen, bei denen er eine Rolle gespielt hatte, zu Ende waren, und fühlte, daß er seinen Ruf erfüllt hatte. Andererseits machte sich aber auch zur gleichen Zeit in seinem alten Körper eine physische Müdigkeit bemerkbar, so daß eine längere Erholung für ihn zur Notwendigkeit wurde.

Am 29. November zog Kutusow in Wilna ein, in seinem lieben Wilna, wie er sagte. Zweimal während seiner Dienstjahre war er in dieser Stadt Gouverneur gewesen. In dem reichen, unversehrten Wilna fand er außer allen Bequemlichkeiten des Lebens, deren er nun schon so lange beraubt war, noch viele alte Freunde und Erinnerungen vor. Und gleich wandte er sich von allen Kriegs und Staatssorgen ab und versenkte sich in ein gleichmäßiges, gewohntes Leben, soweit ihn die Leidenschaften, die rings um ihn im Sieden waren, in Ruhe ließen, als ginge ihn all das, was sich in der Weltgeschichte soeben vollzogen hatte und noch vollzog, nicht das geringste an.

Tschitschagow, einer der leidenschaftlichen Anhänger aller Abschneidungs- und Zurückwerfungspläne, Tschitschagow, der anfänglich eine Diversion nach Griechenland und dann nach Warschau unternehmen, aber niemals dahin gehen wollte, wohin es ihm befohlen war, Tschitschagow, bekannt durch seine kühnen Reden dem Kaiser gegenüber, Tschitschagow, der sich für Kutusows Gönner hielt, weil er, als er 1811 nach der Türkei gesandt worden war, um dort ohne Wissen Kutusows Frieden zu schließen, und sich davon überzeuete, daß der Friede bereits geschlossen war, dem Kaiser eingestand, das Verdienst des Friedensschlusses gebühre Kutusow – dieser selbe Tschitschagow war der erste, der Kutusow vor dem Schloß in Wilna, wo dieser absteigen sollte, entgegenkam. Tschitschagow in Marineinterimsuniform mit kurzem Degen, die Mütze unter dem Arm, überreichte Kutusow den Fronrapport und die Stadtschlüssel. Jene ehrerbietige Geringschätzung der jüngeren Offiziere gegen den angeblich kindisch gewordenen Alten kam im höchsten Grad in dem ganzen Benehmen Tschitschagows zum Ausdruck, der von den Beschuldigungen, die man gegen Kutusow erhob, bereits gehört hatte.

In der Unterhaltung mit Tschitschagow erwähnte Kutusow unter anderem, die Tschitschagow bei Borisow abgenommenen Wagen mit Geschirr seien unversehrt und würden ihm wieder ausgeliefert werden.

»C'est pour me dire que je n'ai pas sur quoi manger ... Je puis au contraire vous fournir de tout dans le cas même où vous voudriez

donner des dîners«, erwiderte auffahrend Tschitschagow, der mit jedem Wort seine Tüchtigkeit zu beweisen suchte und deshalb bei Kutusow dasselbe Bestreben voraussetzte.

Kutusow lächelte sein feines, scharfes Lächeln und antwortete achselzuckend: »Ce n'est que pour vous dire ce que je vous dis.«

Gegen den Willen des Kaisers ließ Kutusow in Wilna einen großen Teil der Truppen haltmachen. Er selber führte nach den Aussagen seiner nächsten Umgebung während seines Aufenthaltes in Wilna ein rechtes Lotterleben, das seine körperlichen Kräfte außerordentlich schwächte. Nur ungern beschäftigte er sich mit Heeresangelegenheiten, überließ alles seinen Generälen und gab sich, während er auf den Kaiser wartete, den Zerstreungen des Lebens hin.

Der Kaiser reiste mit seiner Suite, dem Grafen Tolstoi, dem Fürsten Wolkonskij, Araktschejew und anderen, am 7. Dezember von Petersburg ab, kam am 11. in Wilna an und fuhr in seinem Reiseschlitten gleich nach dem Schloß. Trotz der starken Kälte standen vor dem Schloß gegen hundert Generäle und Stabsoffiziere in voller Paradeuniform und eine Ehrenwache des Semjonower Regimentes.

Ein Kurier kam mit schweißbedecktem Dreigespann vor dem Kaiser am Schloß an und rief: »Er kommt!« Konownizyn stürzte über den Flur, um Kutusow, der im kleinen Portierzimmer wartete, die Ankunft des Kaisers zu melden.

Einen Augenblick später trat die große, dicke Gestalt des alten Mannes in voller Paradeuniform mit allen Orden, die seine ganze Brust bedeckten, den Leib von einer Schärpe umspannt, schwankenden Schrittes auf die Freitreppe hinaus. Er trug die breite Seite des Hutes nach vorn, hatte die Handschuhe in der Hand, schritt mühsam die Stufen seitlich hinab, trat hinunter und nahm den Rapport für den Kaiser entgegen, den man für ihn zum Überreichen bereitgehalten hatte.

Ein Rennen, ein Flüstern, noch eine mit rasender Geschwindigkeit vorüberfliegende Troika – und alle Augen richteten sich auf den heranbrausenden Schlitten, in dem die Gestalten des Kaisers und Wolkonskijs zu unterscheiden waren.

Dies alles wirkte einer fünfzigjährigen Gewohnheit gemäß auf den alten General physisch erregend. Hastig und besorgt betastete er sich, rückte den Hut zurecht, und auf einmal, gerade als der Kaiser, aus

dem Schlitten steigend, ihn anblickte, richtete er sich straff und gerade auf, überreichte den Rapport und fing mit seiner gemessenen, einschmeichelnden Stimme zu reden an.

Der Kaiser musterte Kutusow mit einem schnellen Blick vom Kopf bis zu den Füßen, ein Schatten flog für einen Augenblick über sein Gesicht, aber sogleich beherrschte er sich, trat auf den alten General zu, streckte ihm beide Hände entgegen und umarmte ihn. Wieder machte diese Umarmung auf Kutusow den gewohnten Eindruck, und wohl auch deshalb, weil er sich seine eignen Gedanken dabei machte, übte sie auf ihn die alte Wirkung aus: er fing an zu schluchzen.

Der Kaiser dankte den Offizieren und der Semjonower Ehrenwache, drückte dem Alten noch einmal die Hand und ging mit ihm ins Schloß.

Nachdem der Kaiser mit dem Feldmarschall allein geblieben war, sprach er ihm seine Unzufriedenheit über die langsame Verfolgung und die Fehler bei Krasnoje und an der Beresina aus und teilte ihm seine Ansichten über den nun kommenden Feldzug jenseits der Grenze mit. Kutusow hatte weder etwas zu bemerken noch einzuwenden. Derselbe gehorsame, verständnislose Ausdruck, mit dem er vor sieben Jahren des Kaisers Befehle bei Austerlitz angehört hatte, lag auch jetzt wieder auf seinem Gesicht.

Als Kutusow mit seinem schwerfälligen, schwankenden Gang gesenkten Hauptes aus dem Kabinett trat und durch den Saal ging, hielt ihn eine Stimme an.

»Euer Durchlaucht«, sagte jemand.

Kutusow hob den Kopf und blickte lange dem Grafen Tolstoi ins Auge, der mit einem kleinen Gegenstand auf einer silbernen Platte vor ihm stand. Kutusow schien nicht zu begreifen, was er von ihm wollte.

Plötzlich schien er sich klar zu werden, ein kaum merkliches Lächeln huschte über sein aufgeschwemmtes Gesicht, tief und ehrerbietig verbeugte er sich und nahm den Gegenstand, der auf der Platte lag. Es war das Georgskreuz erster Klasse.

Am folgenden Tag fand beim Feldmarschall ein Festessen mit Ball statt, das der Kaiser mit seiner Anwesenheit beehrte. Kutusow hatte das Georgskreuz erster Klasse erhalten, der Kaiser erwies ihm die höchsten Ehren, und doch wußten alle, daß man an höchster Stelle mit ihm unzufrieden war. Aber der Anstand wurde gewahrt, und der Kaiser war der erste, der darin mit gutem Beispiel voranging, wenn auch alle wußten, daß sich der alte Mann manches hatte zuschulden kommen lassen und zu nichts mehr taugte. Als Kutusow beim Eintritt des Kaisers in den Ballsaal nach einem alten Brauch aus der Zeit Katharinas die erbeuteten Fahnen zu Füßen Alexanders ausbreiten ließ, zog der Kaiser, unangenehm berührt, die Stirn kraus und murmelte etwas vor sich hin, woraus einige die Worte: »Alter Komödiant!« herausgehört zu haben behaupteten.

Die Unzufriedenheit Alexanders mit Kutusow wurde in Wilna immer größer, vor allem, weil Kutusow die Bedeutung des bevorstehenden Feldzugs sichtlich nicht begreifen konnte.

Als der Kaiser am nächsten Morgen zu den sich bei ihm versammelnden Offizieren sagte: »Sie haben nicht nur Rußland, Sie haben ganz Europa gerettet«, wurde schon damals allen klar, daß der Krieg noch nicht sein Ende erreicht hatte.

Nur Kutusow wollte dies nicht verstehen und sprach offen seine Ansicht dahin aus, ein neuer Krieg könne Rußlands Lage nicht verbessern und seinen Ruhm nicht vergrößern, sondern vielmehr alles nur verschlechtern und Rußland nur von jener hohen Stufe des Ruhmes herabstürzen, auf der seiner Meinung nach das Vaterland augenblicklich stand. Er bemühte sich, dem Kaiser zu beweisen, wie unmöglich es sei, jetzt neue Truppen zusammenzuziehen, sprach von der Notlage der Bevölkerung, von der Möglichkeit eines Mißerfolges und so weiter, und so weiter.

Mit solchen Ansichten bildete der Feldmarschall naturgemäß nur einen lästigen Hemmschuh für den bevorstehenden Krieg.

Um jeden Zusammenstoß mit dem alten Mann zu vermeiden, fand sich wie von selber ein Ausweg, der darin bestand, wie bei Austerlitz und im Anfang des Feldzugs bei Barclay, dem Oberkommandieren-

den, ohne ihn zu kränken oder darüber aufzuklären, jenen Boden der Macht, auf dem er stand, unter den Füßen wegzuziehen und diese Macht dem Kaiser selber zu übertragen.

Zu diesem Zweck wurde der Stab nach und nach umgestaltet, die wesentliche Bedeutung von Kutusows Umgebung zunichte gemacht und dem Kaiser übertragen. Toll, Konownizyn und Jermolow wurden an andere Stellen berufen. Alle sprachen es offen aus, daß der Feldmarschall sehr schwach und seine Gesundheit zerrüttet sei.

Er mußte schwach und krank sein, damit man seine Stellung dem geben konnte, der ihn ersetzen sollte. Und er war auch wirklich krank und schwach.

So natürlich, einfach und stufenweise Kutusow aus der Türkei in den Petersburger Staatshof gekommen war, um dort die Landwehr zu sammeln, und von dort aus zur Armee, gerade als man ihn notwendig brauchte, genauso natürlich, einfach und stufenweise trat nun, da seine Rolle ausgespielt war, an seinen Platz ein neuer Mann, wie man ihn sich jetzt wünschte.

Der Krieg von 1812 sollte außer seiner nationalen Bedeutung, die jedem russischen Herzen teuer ist, noch eine andere, eine europäische Bedeutung bekommen.

Dem Zug der Völker von Westen nach Osten sollte ein Zug der Völker von Osten nach Westen folgen, und für diesen Krieg brauchte man einen neuen Mann, der andere Eigenschaften und Ansichten hatte als Kutusow und von anderen Antrieben geleitet wurde.

Alexander I. war für den Zug der Völker von Osten nach Westen und zur Wiederherstellung der Grenzen innerhalb Europas ebenso notwendig, wie Kutusow für die Rettung und den Ruhm Rußlands notwendig gewesen war.

Kutusow hatte kein Verständnis dafür, von welcher Bedeutung Europa, das Gleichgewicht oder Napoleon waren. Er konnte dafür kein Verständnis haben. Der Vertreter des russischen Volkes, der Russe, hatte, nachdem der Feind vernichtet, Rußland befreit und auf die höchste Stufe des Ruhmes erhoben war, als Russe nichts mehr zu tun. Dem Vertreter des Volkskrieges blieb nun nichts mehr übrig als zu sterben. Und er starb.

Wie dies gewöhnlich der Fall ist, fühlte auch Pierre die ganze Schwere der körperlichen Entbehrungen und Anstrengungen, die er während seiner Gefangenschaft ertragen hatte, erst dann, als diese Anstrengungen und Entbehrungen zu Ende waren. Nachdem er aus der Gefangenschaft befreit war, reiste er nach Orel. Drei Tage nach seiner Ankunft, gerade als er nach Kiew weiterfahren wollte, wurde er hier krank und mußte nun drei Monate lang in Orel liegenbleiben. Die Doktoren meinten, er habe Gallenfieber. Obwohl ihn Ärzte behandelten, ihn zur Ader ließen und ihm Medizin zu schlucken gaben, wurde er doch wieder gesund.

Alles, was Pierre von der Befreiung bis zu seiner Krankheit zugestoßen war, hatte in ihm fast keinen Eindruck hinterlassen. Er erinnerte sich nur an das graue, düstere, bald regnerische, bald schneefeuchte Wetter, an innere physische Leiden, Schmerzen in den Füßen und Seiten, an den allgemeinen Eindruck, den die unglücklichen, leidenden Menschen auf ihn gemacht hatten, an das neugierige Ausfragen der Offiziere und Generäle, worüber er sich geärgert hatte, an seine Bemühungen, einen Wagen und Pferde aufzutreiben, und vor allem an seine Unfähigkeit während dieser Zeit, sich über irgendeinen Gedanken oder ein Gefühl klar zu werden. Am Tag seiner Befreiung hatte er den Leichnam Petja Rostows gesehen. Zur selben Zeit hatte er auch erfahren, daß Fürst Andrej nach der Schlacht bei Borodino noch über einen Monat gelebt hatte und erst kürzlich in Jaroslawl im Hause der Rostows gestorben war. Damals hatte Denissow, der ihm diese Neuigkeiten mitteilte, unter anderem auch den Tod Helenes erwähnt in der Annahme, daß Pierre es schon lang wisse. Dies alles war Pierre damals nur sonderbar vorgekommen, und er hatte dabei das Gefühl gehabt, als könne er die Bedeutung aller dieser Nachrichten gar nicht fassen. Er hatte sich nur beeilt, so schnell wie möglich aus dieser Gegend fortzukommen, wo die Menschen einander totschlügen, in irgendeinen stillen Zufluchtsort, um dort zur Besinnung zu kommen, auszuruhen und all das Seltsame und Neue, das er während dieser Zeit erfahren hatte, zu überdenken. Als er jedoch in Orel angekommen war, war er krank geworden. Als er nach seiner Krankheit zum erstenmal zu sich kam, erblickte er seine beiden Diener Terentij und

Waska, die aus Moskau gekommen waren, und die älteste Prinzessin. Diese lebte auf einem Gut Pierres, in Jelez, hatte von seiner Befreiung und Krankheit gehört und war nun gekommen, um ihn zu pflegen.

Während seiner Genesung wurde Pierre nur allmählich die ihm zur Gewohnheit gewordenen Eindrücke der letzten Monate los und gewöhnte sich wieder daran, daß ihn niemand früh aufjagte, niemand sein warmes Bett nahm und er mit Sicherheit auf Mittagbrot, Tee und Abendessen rechnen durfte. Im Traum aber sah er sich noch lange immer wieder unter jenen Lebensbedingungen der Gefangenschaft. Und ebenso allmählich begriff Pierre nun auch jene Neuigkeiten, die er bei seiner Befreiung erfahren hatte: den Tod des Fürsten Andrej, den Tod seiner Frau und die Vernichtung der Franzosen.

Das Glücksgefühl der Freiheit, jener uneingeschränkten, unentreibbaren, dem Menschen eignen Freiheit, das ihm am ersten Rastort nach dem Ausmarsch von Moskau zum erstenmal zum Bewußtsein gekommen war, erfüllte während seiner Genesung Pierres ganze Seele. Er wunderte sich, daß zu jener inneren Freiheit, die von allen äußeren Umständen unabhängig war, nun wie zum Überfluß, zum Luxus noch eine äußere Freiheit hinzutrat.

Er war allein in der fremden Stadt, ohne Bekannte. Niemand verlangte etwas von ihm, niemand schickte ihn irgendwohin. Er hatte alles, was er brauchte. Der Gedanke an seine Frau, der ihn früher ewig gequält hatte, war nicht mehr da, da sie ja selber nicht mehr war.

Ach, wie schön! Wie herrlich! sagte er sich, wenn man ihm den sauber gedeckten Tisch mit der lecker duftenden Fleischbrühe heranrückte, oder wenn er sich für die Nacht auf das reine, weiche Bett legte, oder wenn er daran dachte, daß seine Frau und die Franzosen nun nicht mehr da waren. Ach, wie schön! Wie herrlich!

Und nach alter Gewohnheit legte er sich die Frage vor: Ja, und was nun? Was werde ich anfangen? Aber sogleich gab er sich selbst die Antwort: Nichts. Ich werde leben. Ach, wie herrlich!

Und gerade das, womit er sich früher abgequält und was er beständig gesucht hatte, ein Lebensziel, war für ihn jetzt nicht mehr vorhanden. Und dieses gesuchte Lebensziel war nicht etwa zufällig und nur in diesem Augenblick nicht mehr für ihn vorhanden, sondern er fühlte, daß es ein solches überhaupt nicht gab und gar nicht geben konnte. Und gerade dieses Fehlen eines Lebenszieles verlieh ihm

jenes uneingeschränkte, frohe Bewußtsein der Freiheit, das im Augenblick sein Glück ausmachte.

Er konnte kein Lebensziel haben, weil er jetzt den Glauben besaß – nicht den Glauben an irgendwelche Grundsätze, Worte oder Gedanken, sondern den Glauben an den lebendigen, stets fühlbaren Gott. Früher hatte er Ihn in den Lebenszielen gesucht, die er sich selber gesteckt hatte. Dieses Suchen nach Zielen war nur ein Suchen nach Gott gewesen. Und nun hatte er in der Gefangenschaft plötzlich nicht durch Worte oder Vernunftschlüsse, sondern unmittelbar aus dem Gefühl heraus erkannt, was ihm die Kinderfrau schon vor langen Jahren gesagt hatte: daß Gott hier und dort und überall sei. Er hatte in der Gefangenschaft erkannt, daß Gott in Karatajew größer, unendlicher und unergründlicher war als in dem von den Freimaurern anerkannten Baumeister des Weltalls. Er hatte das Gefühl eines Menschen, der das Gesuchte vor seinen Füßen findet, nachdem er lange die Augen angestrengt und in die Ferne gespäht hat. Sein ganzes Leben lang hatte er hierhin und dorthin geschaut, immer über die Köpfe seiner Umgebung hinweg, hätte aber seine Augen nicht anzustrengen und immer nur vor sich hinzuschauen brauchen.

Er hatte früher nicht vermocht, das Große, Unendliche, Unergründliche in irgend etwas zu sehen, sondern nur gefühlt, daß es irgendwo sein müsse, und es darum gesucht. In allem, was nahe lag und verständlich war, hatte er nur das Beschränkte, Kleinliche, Weltliche und Sinnlose gesehen. Er hatte sich mit einem geistigen Fernrohr bewaffnet und ins Weite geschaut, dorthin, wo das Kleinliche, Alltägliche in nebelhafter Ferne ihm groß und unendlich erschienen war, und zwar nur, weil er es nicht deutlich sehen konnte. So war ihm bald das europäische Leben, bald die Politik, Freimaurerei, Philosophie, Philanthropie als das Gesuchte erschienen. Aber schon damals, in jenen Augenblicken, die er früher Schwäche nannte, hatte sein Geist jene Ferne durchdrungen, und er hatte auch dort dieselbe Kleinlichkeit, Alltäglichkeit und Sinnlosigkeit wahrgenommen. Jetzt aber hatte er gelernt, das Große, Ewige und Unendliche in allem, was ihn umgab, zu sehen, und um es besser sehen und sich an seinem Anblick ergötzen zu können, warf er nun, wie es nur natürlich war, das Fernrohr weg, durch das er bisher über die Köpfe seiner Mitmenschen hinweggeschaut hatte, und betrachtete froh das ewig wechselnde, ewig große, unergründliche und unendliche Leben um

sich herum. Und je näher er hinschaute, desto ruhiger und glücklicher wurde er. Die furchtbare Frage: Warum? die früher alles, was von seinem Geist aufgebaut worden war, wieder niedergerissen hatte, war jetzt für ihn nicht mehr vorhanden. Auf diese Frage Warum? lag jetzt in seinem Innern immer die einfache Antwort bereit: weil es einen Gott gibt, jenen Gott, ohne dessen Willen kein Haar von des Menschen Haupt fällt.

Pierre hatte sich in seiner äußeren Art fast gar nicht verändert. Auf den ersten Blick war er noch ganz derselbe wie früher. Er war ebenso zerstreut wie immer und schien nicht mit dem beschäftigt, was er vor Augen hatte, sondern mit seinen eignen, besonderen Gedanken. Der Unterschied zwischen seinem früheren und seinem jetzigen Zustand lag nur darin, daß, wenn er früher etwas vergessen hatte, was vor ihm war oder was man zu ihm gesagt hatte, er mit schmerzlich gerunzelter Stirn gleichsam etwas in weiter Ferne zu erspähen versucht, aber doch nicht zu finden vermocht hatte. Jetzt vergaß er auch manchmal das, was man zu ihm sagte und was vor ihm lag, aber mit einem kaum merklichen Lächeln heftete er dann seinen Blick gerade auf jenen Gegenstand, der vor ihm war, und lauschte dem, was man zu ihm sagte, obgleich es den Anschein hatte, als sehe und höre er etwas ganz anderes. Früher hatte er den Eindruck eines zwar guten, aber unglücklichen Menschen gemacht, und deshalb hatten sich die Leute unwillkürlich von ihm ferngehalten. Jetzt spielte ein Lächeln der Lebensfreude beständig um seine Lippen, und aus seinen Augen strahlte die Teilnahme für andere und die Frage: Seid ihr ebenso zufrieden, wie ich es bin? Und darum fühlten sich alle in seiner Gegenwart wohl.

Früher hatte er viel geredet, war beim Sprechen hitzig geworden und hatte wenig zugehört. Jetzt ließ er sich beim Reden selten hinreißen und verstand so gut zuzuhören, daß die Leute ihm mit Vorliebe ihre verborgensten Herzensgeheimnisse erzählten.

Auch die Prinzessin, die sich nie viel aus Pierre gemacht und, seit sie sich nach dem Tode des alten Grafen ihm verpflichtet wußte, eine besonders feindliche Gesinnung gegen ihn genährt hatte, fühlte zu ihrem Ärger und ihrer Verwunderung nach kurzem Aufenthalt in Orel, wohin sie gekommen war, um Pierre zu beweisen, daß sie es trotz seiner Undankbarkeit für ihre Pflicht halte, ihn zu pflegen – auch die Prinzessin fühlte bald, daß sie ihn gern hatte. Pierre bemühte sich in keiner Weise um ihr Wohlwollen, aber er betrachtete sie mit Neugier. Früher hatte die Prinzessin das Gefühl gehabt, daß er sie mit gleichgültigen und spöttischen Blicken ansehe, und hatte sich wie von

anderen Menschen auch von ihm zurückgezogen und ihm nur die streitbare Seite ihres Charakters gezeigt. Jetzt aber spürte sie im Gegenteil, daß er gleichsam bis zu den innersten Tiefen ihres Lebens schürfte, und so zeigte sie ihm anfänglich mit Mißtrauen, dann aber voll Dankbarkeit alle verborgenen, guten Seiten ihres Wesens.

Der listigste Mensch hätte sich nicht kunstgerechter in das Vertrauen der Prinzessin einstehlen können, indem er die Erinnerung an ihre beste Jugendzeit in ihr wachrief und seine Teilnahme dafür bekundete. Und doch war Pierres ganze List nur, daß er seine eigne Genugtuung darin suchte, in der verbitterten, vertrockneten und auf ihre Art stolzen Prinzessin menschliche Gefühle zu wecken.

Ja, er ist ein sehr, sehr guter Mensch, wenn er sich nicht unter dem Einfluß schlechter Elemente befindet, sondern solcher Menschen, wie ich bin, sagte sich die Prinzessin.

Die Veränderung, die mit Pierre vorgegangen war, bemerkten auch sein Diener Terentij und Waska auf ihre Art. Sie fanden, daß er viel einfacher und natürlicher geworden war. Oft, wenn Terentij den Herrn ausgekleidet und ihm gute Nacht gesagt hatte, blieb er mit den Stiefeln und Kleidern in der Hand stehen und wartete, ob der Herr nicht ein Gespräch mit ihm anknüpfen werde. Und meist hielt Pierre Terentij dann zurück, wenn er merkte, daß dieser sich gern mit ihm unterhalten wollte.

»Na, aber erzähle doch mal ... wie habt ihr euch denn damals Essen verschafft?« fragte er.

Und Terentij fing an zu erzählen von der Zerstörung Moskaus und vom seligen Grafen und stand lange da mit dem Rock über dem Arm und erzählte und hörte auf das, was Pierre erwiderte, und ging dann mit dem angenehmen Bewußtsein ins Vorzimmer hinaus, daß sein Herr ihm nahestand und freundliche Gefühle für ihn hegte.

Der Arzt, der Pierre behandelte und jeden Tag besuchte, saß, obgleich er es wie alle Ärzte für seine Pflicht hielt, sich den Anschein zu geben, als sei ihm jede Minute um der leidenden Menschheit willen kostbar, oft stundenlang bei Pierre und erzählte ihm seine Lieblingsgeschichten und seine Beobachtungen über das Benehmen der Kranken im allgemeinen und der Damen im besonderen.

»Ja, mit solch einem Menschen unterhält man sich gern; das ist doch etwas anderes als mit Leuten aus der Provinz«, meinte er.

In Orel lebten einige gefangene französische Offiziere, und der Arzt brachte einmal einen von ihnen, einen jungen Italiener, mit.

Dieser Offizier fing nun an, Pierre öfter zu besuchen, und die Prinzessin lachte über die zärtlichen Gefühle, die der Italiener für Pierre zeigte.

Der Italiener war offenbar nur dann glücklich, wenn er Pierre besuchen und sich mit ihm unterhalten durfte. Er erzählte ihm von seiner Vergangenheit, von seinem häuslichen Leben, von seiner Liebe, und schüttete ihm sein Herz aus, das voll Entrüstung gegen die Franzosen und vor allem gegen Napoleon war.

»Wenn alle Russen auch nur ein klein wenig so sind wie Sie«, sagte er zu Pierre, »c'est un sacrilège que de faire la guerre à un peuple comme le vôtre. Sie, der Sie so viel von den Franzosen erduldet haben, empfinden nicht einmal Haß gegen sie.«

Auch diese leidenschaftliche Liebe des Italieners hatte sich Pierre nur dadurch erworben, daß er in ihm die besten Seiten seiner Seele wachgerufen und seine Freude an ihnen gehabt hatte.

In den letzten Tagen seines Aufenthaltes in Orel besuchte Pierre sein alter Bekannter, der Freimaurer Graf Willarski, der ihn im Jahre 1807 in die Loge eingeführt hatte. Willarski war mit einer reichen Russin verheiratet, die im Gouvernement Orel große Güter besaß, und bekleidete jetzt in der Stadt vorübergehend einen Posten im Verpflegungsamt.

Als Willarski erfahren hatte, daß Besuchow in Orel war, kam er, obgleich sie früher nie näher miteinander bekannt gewesen waren, zu Pierre mit jenen vertrauten Freundschaftsbezeugungen, wie sie Menschen gewöhnlich zum Ausdruck bringen, die einander in der öden Fremde begegnen. Willarski langweilte sich in Orel und war glücklich, einen Menschen seiner Kreise zu treffen, der, wie er annahm, dieselben Interessen hatte wie er.

Aber zu seiner Verwunderung bemerkte Willarski bald, daß sich Pierre vom wirklichen Leben sehr entfernt hatte und, wie er Pierre beurteilte, in Apathie und Egoismus verfallen war.

»Vous vous encroûtez, mon cher«, sagte er zu ihm.

Dennoch war Willarski jetzt lieber mit Pierre zusammen als früher und besuchte ihn jeden Tag. Für Pierre dagegen war, wenn er Willarski ansah und ihm zuhörte, der Gedanke sonderbar und

unwahrscheinlich, daß er selber noch vor kurzer Zeit ebenso gewesen sein sollte.

Willarski war verheiratet, Familienvater und mit den Gutsgeschäften seiner Frau, mit seinem Dienst und seiner Familie beschäftigt. Aber er hielt alle diese Beschäftigungen nur für einen Hemmschuh des wahren Lebens und achtete sie gering, weil sie nur sein und seiner Familie persönliches Wohl zum Zweck hatten. Sein ganzes Interesse wurde von militärischen, administrativen, politischen und freimaurerischen Bestrebungen verschlungen. Pierre gab sich keine Mühe, Willarski andere Anschauungen beizubringen, er verurteilte ihn nicht, ergötzte sich aber mit dem ihm jetzt ständig eigenen stillen und fröhlichen Spott an dieser seltsamen, ihm nur zu wohl bekannten Erscheinung.

In seinen Beziehungen zu Willarski, zur Prinzessin, zum Arzt und zu allen Leuten, mit denen er jetzt zusammenkam, trat bei Pierre ein neuer Zug zutage, der ihm die Zuneigung aller Menschen erwarb: er anerkannte die Möglichkeit, daß jeder Mensch in seiner Weise denken, fühlen und die Dinge ansehen konnte, und gab die Unmöglichkeit zu, einem Andersgesinnten durch Worte eine andere Überzeugung beizubringen. Diese Anerkennung einer Individualität in jedem Menschen, die Pierre früher aufgeregt und gereizt hatte, bildete jetzt die Grundlage für die Teilnahme, die er den Menschen entgegenbrachte. Der Unterschied in den Ansichten der Menschen, die manchmal in vollkommenem Widerspruch zu ihrem Leben standen, bereitete Pierre jetzt Freude und rief in ihm ein sanft-spöttisches Lächeln hervor.

In praktischen Dingen fühlte Pierre jetzt unerwarteterweise, daß er nun den Schwerpunkt besaß, der ihm früher gefehlt hatte. Früher hatten ihn alle Finanzfragen, besonders die Bitten um Geld, denen er als schwerreicher Mann sehr oft ausgesetzt war, immer in eine aufgeregte Ratlosigkeit versetzt, aus der er kaum einen Ausweg gefunden hatte. Soll ich es ihm geben oder nicht? hatte er sich immer gefragt. Ich habe das Geld, und er braucht es. Aber ein anderer braucht es noch mehr. Wer braucht es nun am nötigsten? Vielleicht sind beide Betrüger? Aus all diesen Bedenken hatte er früher nie einen Ausweg finden können und allen gegeben, solange er noch etwas zu geben hatte. Und in demselben Zweifel hatte er sich früher bei jeder

Frage, die sein Vermögen betraf, befunden, wenn ihm einer gesagt hatte, er müsse so, und ein anderer, er müsse anders vorgehen.

Jetzt merkte er zu seiner Verwunderung, daß es in allen diesen Fragen für ihn weder Zweifel noch Bedenken gab. Jetzt stand in seinem Innern ein Richter auf, der nach irgendwelchen, Pierre selber unbekanntem Gesetzen entschied, was er zu tun hatte und was nicht.

Er stand Geldsachen noch ebenso gleichgültig gegenüber wie früher, aber er wußte nun mit Sicherheit, was er zu tun und zu lassen hatte. Zum erstenmal waltete dieser neue Richter seines Amtes bei der Bitte eines gefangenen französischen Obersten, der zu Pierre kam, ihm viel von seinen Heldentaten erzählte und letzten Endes fast forderte, ihm viertausend Franken zu geben, damit er sie seiner Frau und seinen Kindern schicken könne. Pierre schlug ihm sein Verlangen ohne die geringste Mühe und Anstrengung ab und wunderte sich nachher darüber, wie einfach und leicht das gewesen war, was er früher für unlösbar schwer gehalten hatte. Zur gleichen Zeit aber, da er dem Obersten seine Forderung abschlug, faßte er bei sich den Entschluß, unbedingt eine List anzuwenden, um vor seiner Abreise aus Orel den italienischen Offizier dazu zu bringen, Geld von ihm anzunehmen, dessen er sichtlich bedurfte. Ein neuer Beweis für Pierres gefestigten Überblick über praktische Dinge waren seine Entscheidungen in der Frage der Schulden seiner Frau und der Wiederherstellung und Nichtwiederherstellung seiner Häuser und Landhäuser in Moskau.

In Orel suchte ihn sein Oberverwalter auf, und Pierre veranschlagte mit ihm seine allgemeinen Einkünfte. Durch den Brand Moskaus hatte er nach den Berechnungen des Oberverwalters gegen zwei Millionen verloren.

Zum Trost für diesen Verlust rechnete der Oberverwalter Pierre vor, daß sich seine Einkünfte trotz dieser Einbuße nicht verringern, sondern vielmehr vergrößern würden, wenn er sich weigere, die Schulden, die die Gräfin hinterlassen hatte, zu bezahlen, wozu er durchaus berechtigt sei, und wenn er von der Wiederherstellung seiner Häuser in und bei Moskau absehe, die jährlich achtzigtausend Rubel an Unterhaltung kosteten und nichts einbrachten.

»Ja, ja, das stimmt schon«, sagte Pierre und lachte belustigt. »Ich brauche ja das alles auch gar nicht. So bin ich also durch die Zerstörung nur noch reicher geworden.«

Doch im Januar kam Saweljtsch aus Moskau, berichtete über den Zustand des Hauses und über einen Voranschlag, den ihm ein Baumeister für die Wiederherstellung der Häuser in und bei Moskau gemacht hatte, und sprach von alledem wie von einer abgemachten Sache. Zur gleichen Zeit erhielt Pierre Briefe vom Fürsten Wassilij und anderen Bekannten aus Petersburg. In allen Briefen war von den Schulden seiner Frau die Rede. Und Pierre sah ein, daß der Plan des Oberverwalters, der ihm anfänglich gefallen hatte, doch nicht richtig war, und daß er zur Regelung der Angelegenheiten seiner Frau doch nach Petersburg reisen und doch in Moskau bauen müsse. Warum er das mußte, wußte er nicht, aber er wußte genau, daß es nötig war. Infolge dieses Entschlusses verringerten sich seine Einkünfte um drei Viertel. Aber er mußte es tun, das fühlte er.

Willarski reiste ebenfalls nach Moskau, und sie verabredeten, zusammen zu fahren.

Schon in Orel, während der ganzen Zeit seiner Genesung, hatte Pierre ein Gefühl des Glücks, der Freiheit und der Lebensfreude empfunden, als er sich aber im Verlauf seiner Reise nun in der freien Welt fühlte und Hunderte von neuen Gesichtern sah, da wurde dieses Gefühl immer stärker. Während der ganzen Zeit seiner Reise fühlte er sich glücklich wie ein Schuljunge, der Ferien hat. Alle Leute: der Postkutscher, der Stationsaufseher, die Bauern auf der Landstraße und in den Dörfern hatten für ihn eine neue Bedeutung. Die Gegenwart und die Bemerkungen Willarskis, der ständig darüber jammerte, daß Rußland so arm und ungebildet sei und so weit hinter Westeuropa zurückstehe, trugen nur dazu bei, Pierres Glücksgefühl zu erhöhen. Da, wo Willarski starre Leblosgigkeit sah, erblickte er eine außerordentlich mächtige Lebenskraft, jene Kraft, die in diesem weiten Lande auch unterm Schnee das Leben dieses gesunden, eigenartigen und einzigen Volkes erhielt. Er widersprach Willarski nicht, sondern hörte ihm mit glücklichem Lächeln zu, als wäre er mit ihm einverstanden, da ja diese vermeintliche Zustimmung das einfachste Mittel war, Auseinandersetzungen zu vermeiden, bei denen doch nichts herauskommen konnte.

So schwer es zu erklären ist, warum und wohin die Ameisen aus einem zerstörten Haufen hasten, die einen mit Sandkörnchen, Eiern und Toten beladen vom Haufen fort, die anderen wieder zum Haufen zurück, warum sie sich stoßen, überholen, bekämpfen – ebenso schwer ist es auch, die Gründe anzugeben, warum sich die Russen nach dem Abzug der Franzosen an jenem Platz zusammendrängten, der früher den Namen Moskau trug. Doch ebenso wie man beim Anblick der um den zerstörten Haufen herumrennenden Ameisen aus der Streitbarkeit, Energie und unendlichen Menge der wimmelnden Insekten trotz der völligen Vernichtung des Haufens erkennen kann, daß alles zerstört ist außer einem immateriellen, unzerstörbaren Etwas, das die ganze Kraft des Haufens ausmacht – so erkannte man selbst in jenem Moskau vom Monat Oktober, obgleich es dort weder eine Obrigkeit noch Kirchen noch Heiligtümer noch Reichtum noch Häuser gab, dennoch dasselbe Moskau wieder, das es im August gewesen war. Alles war zerstört bis auf jene immaterielle, alles vermögende, unzerstörbare Kraft.

Die Gründe, warum die Leute von allen Seiten nach Moskau strömten, nachdem man die Stadt von Feinden gesäubert hatte, waren verschiedener, persönlicher und in der ersten Zeit meistens wilder und tierischer Art. Nur ein Grund war allen gemeinsam: sie strebten dorthin, an jenen Ort, der früher Moskau geheißen hatte, um dort zu wirken und zu schaffen.

Nach acht Tagen hatte die Stadt bereits wieder fünfzehntausend Einwohner, nach vierzehn Tagen fünfundzwanzigtausend und so weiter. In stetem Wachsen erreichte diese Ziffer im Herbst 1813 eine Höhe, die über die Einwohnerzahl des Jahres 1812 hinausging.

Die ersten Russen, die wieder in Moskau einzogen, waren die Kosaken des Korps Wintzingerode, Bauern aus den benachbarten Dörfern und Flüchtlinge, die sich in der Umgebung versteckt gehalten hatten. Als die in das zerstörte Moskau einziehenden Russen die Stadt ausgeraubt fanden, fingen sie ebenfalls an zu plündern. Sie setzten das fort, was die Franzosen angefangen hatten. Bauern kamen mit Zügen von Fuhrwerken herbei, um alles auf die Dörfer hinauszuschleppen,

was in den zerstörten Moskauer Häusern und auf den Straßen herumlag. Die Kosaken trugen, soviel sie nur konnten, in ihre Quartiere fort, und die Hausbesitzer rafften alles zusammen, was sie in anderen Häusern fanden, und brachten es zu sich unter dem Vorwand, daß es ihr Eigentum sei.

Und auf die ersten Plünderer folgten andere und wieder andere, aber das Plündern wurde mit jedem Tag, je größer die Zahl der Plünderer wurde, immer mühevoller und schwieriger und nahm immer bestimmtere Formen an.

Die Franzosen hatten Moskau zwar leer, aber mit allen Formen einer nach organischen Gesetzen lebenden Stadt vorgefunden, mit ihren verschiedenen Einrichtungen des Handels, des Handwerks, des Luxuslebens, der Staatsverwaltung und der Religion. Diese Formen waren zwar abgestorben, aber doch noch vorhanden. Es gab Budenreihen, Läden, Magazine, Niederlagen, Basare, fast alle mit Waren gefüllt; es gab Fabriken, Werkstätten für Handwerker, Paläste und reiche Häuser, die mit allen Luxusgegenständen versehen waren; es gab Krankenhäuser, Gefängnisse, Amtsgebäude, Kirchen und Dome. Doch je länger die Franzosen in Moskau blieben, um so mehr gingen all diese Formen des städtischen Lebens zugrunde, und letzten Endes verschmolz alles zu einem ungeteilten, leblosen Plünderungsfeld.

Je länger die Räubereien der Franzosen anhielten, um so mehr zerstörten sie sowohl den Reichtum Moskaus als auch die Kräfte der Plünderer. Die Räubereien der Russen dagegen, mit denen ihre Wiedereinnahme der Stadt begann, stellten den Reichtum Moskaus und das geregelte Leben in der Stadt um so schneller wieder her, je länger sie andauerten und je mehr Leute sich daran beteiligten.

Außer den Plünderern strömten die verschiedenartigsten Leute: Hausbesitzer, Geistliche, hohe und niedere Beamte, Handelsleute, Handwerker, Bauern, die einen aus Neugier, die anderen wegen der Dienstpflicht und wieder andere aus Berechnung, von allen Seiten nach Moskau zurück, wie das Blut nach dem Herzen.

Nach acht Tagen wurden bereits die Bauern, die mit leeren Fuhrwerken in die Stadt gekommen waren, um Sachen fortzuschleppen, von der Obrigkeit angehalten und gezwungen, die Toten aus der Stadt zu fahren. Die anderen Bauern hörten vom Mißerfolg ihrer Kameraden, kamen nun mit Getreide, Hafer und Heu und unterboten einander, so daß die Preise niedriger waren als früher. Arbeitergenossenschaften

von Zimmerleuten trafen in der Hoffnung auf großen Verdienst täglich in der Stadt ein, und überall wurden denn nun auch neue Häuser errichtet und alte, abgebrannte wieder gesäubert und aufgebaut. Die Kaufleute in den Buden eröffneten wieder den Handel. Speisehäuser und Herbergen wurden in halbverbrannten Häusern eröffnet. Die Geistlichkeit hielt in vielen unversehrt gebliebenen Kirchen wieder Gottesdienste ab. Opferbereite Menschen trugen für die geraubten Kirchengegenstände andere herbei. Die Beamten in ihren kleinen Stuben breiteten über ihre Tische Tuch und ordneten ihre Akten in den Schränken. Die oberste Behörde und die Polizei ließen das von den Franzosen hinterlassene Gut verteilen. Die Besitzer jener Häuser, in denen viele aus anderen Gebäuden zusammengetragene Sachen zurückgeblieben waren, beklagten sich über die Ungerechtigkeit, alle diese Gegenstände im Facettenpalast abgeben zu müssen, während andere wieder diese Anordnung guthießen und behaupteten, es sei ungerecht, einen Hauswirt alle Sachen, die bei ihm gefunden würden, zu lassen, da doch die Franzosen die Gegenstände aus verschiedenen Häusern immer an einen Ort zusammengetragen hätten. Man schimpfte auf die Polizei, bestach sie, stellte über verbranntes Staatseigentum Kostenanschläge zum zehnfachen Wert auf und verlangte Unterstützungen. Graf Rastoptschin schrieb seine Proklamationen.

Ende Januar kam Pierre nach Moskau und stieg in einem unversehrt gebliebenen Flügel seines Hauses ab. Er besuchte den Grafen Rastoptschin und verschiedene andere Bekannte, die nach Moskau zurückgekehrt waren, und schickte sich am dritten Tag an, nach Petersburg weiterzufahren. Alles feierte den Sieg; überall in der zerstörten und wiederauflebenden Hauptstadt schäumte neues Leben. Alle freuten sich über Pierre, alle wollten ihn sehen, und alle befragten ihn über das, was er erlebt und gesehen hatte. Pierre fühlte sich jetzt gegen alle Leute, mit denen er zusammenkam, besonders freundlich gesinnt, aber unwillkürlich zeigte er sich gegen alle ein wenig vorsichtiger, um sich durch nichts zu binden. Auf alle Fragen, die man an ihn richtete, wichtige oder höchst unbedeutende: wo er wohnen werde? ob er bauen wolle? wann er nach Petersburg reise? ob er ein Köfferchen mitnehmen wolle? antwortete er immer nur: »Ja, vielleicht« oder: »Ich denke« oder dergleichen.

Von den Rostows hörte er, daß sie in Kostroma waren, und an Natascha dachte er selten. Kam ihm einmal der Gedanke an sie, so war er ihm nur eine angenehme Erinnerung an etwas, das längst vergangen war. Er fühlte sich nicht nur frei von allen weltlichen Fesseln, sondern auch von diesem Gefühl, das er, wie ihm schien, absichtlich auf sich losgelassen hatte.

Am dritten Tag nach seiner Ankunft in Moskau erfuhr er von den Drubezkojs, daß Prinzessin Marja in Moskau war. Der Tod, die Leiden und letzten Tage des Fürsten Andrej hatten Pierres Gedanken oft beschäftigt und kamen ihm jetzt mit neuer Lebendigkeit in den Sinn. Nachdem er bei Tisch erfahren hatte, daß Prinzessin Marja in der Stadt war und in ihrem vom Feuer verschonten Haus in der Wosdwishenka wohnte, fuhr er noch am selben Abend zu ihr.

Auf dem Weg zu Prinzessin Marja dachte er immer nur an den Fürsten Andrej, an seine Freundschaft und die verschiedenen Begegnungen mit ihm, besonders aber an das letzte Zusammensein in Borodino.

Ist er wirklich in jener feindseligen Stimmung gestorben, in der er sich damals befand? Sollte sich ihm die Offenbarung des Lebens nicht

vor dem Tod erschlossen haben? dachte Pierre. Ihm fiel Karatajew ein, sein Tod, und unwillkürlich verglich er diese beiden Menschen miteinander, die so verschieden und doch auch wieder so ähnlich waren, weil er sie beide geliebt hatte, und weil beide gelebt hatten und gestorben waren.

In ernstester Gemütsstimmung fuhr Pierre vor dem Haus des alten Fürsten vor. Das Gebäude war verschont geblieben. Man sah an ihm wohl Spuren von Zerstörung, aber der Gesamteindruck war unverändert. Ein alter Diener, der Pierre mit strengem Gesicht entgegenkam, als wolle er den Gast fühlen lassen, daß die Ordnung im Haus durch den Tod des Fürsten nicht gelitten habe, sagte, die Prinzessin habe geruht, sich in ihre Gemächer zu begeben, und empfangen nur sonntags Besuche.

»Melde mich trotzdem, vielleicht werde ich doch angenommen«, sagte Pierre.

»Zu Befehl«, erwiderte der Diener. »Bitte treten Sie ins Porträtzimmer ein.«

Einige Augenblicke später kehrte der Diener mit Dessalles zurück. Dessalles teilte Pierre im Namen der Prinzessin mit, daß sie sich sehr freue, ihn zu sehen, und ihn bitte, wenn er ihr diesen wenig förmlichen Empfang nicht übelnehmen wolle, doch nach oben in ihr Zimmer zu kommen.

In einem niedrigen kleinen Zimmer, das nur von einer einzigen Kerze beleuchtet war, saß die Prinzessin und neben ihr noch ein anderes weibliches Wesen im schwarzen Kleid. Pierre erinnerte sich, daß Prinzessin Marja immer Gesellschafterinnen gehabt hatte, wer aber und wie diese Gesellschafterinnen gewesen waren, das wußte er nicht und konnte sich auch nicht mehr darauf besinnen. Wahrscheinlich eine ihrer Gesellschafterinnen, dachte er, als er einen Blick auf die Dame im schwarzen Kleid warf.

Die Prinzessin stand schnell auf und streckte ihm die Hand entgegen.

»Ja«, sagte sie, nachdem er ihr die Hand geküßt hatte, und blickte in sein verändertes Gesicht, »so sehen wir uns wieder. Er hat auch noch in der letzten Zeit oft von Ihnen gesprochen«, fuhr sie fort und ließ ihre Augen verlegen von Pierre zu der Gesellschafterin hinüberschweifen, worüber sich Pierre einen Augenblick wunderte.

»Ich war so glücklich, als ich von Ihrer Befreiung hörte. Das war die einzige frohe Botschaft, die wir seit langer Zeit erhalten haben.«

Wieder warf die Prinzessin einen noch unruhigeren Blick auf die Gesellschafterin und wollte etwas sagen, aber Pierre unterbrach sie.

»Stellen Sie sich vor, ich wußte nichts von ihm«, sagte er. »Ich hielt ihn für gefallen. Alles, was ich erfuhr, erfuhr ich bloß durch andere, aus dritter Quelle. Ich weiß nur, daß er zufällig zu den Rostows kam ... Welch eine Schicksalsfügung!«

Pierre sprach schnell und lebhaft. Er warf einen flüchtigen Blick auf das Gesicht der Gesellschafterin, bemerkte den aufmerksam freundlichen, forschenden Blick, den diese auf ihn gerichtet hatte, und fühlte, wie das während eines Gespräches oft der Fall zu sein pflegt, aus irgendeinem Grund, daß diese Dame im schwarzen Kleid ein liebes, gutes, prächtiges Geschöpf sein mußte, das sein vertrauliches Gespräch mit Prinzessin Marja nicht stören werde.

Doch als er seine letzten Worte über die Rostows ausgesprochen hatte, trat die Verlegenheit auf dem Gesicht der Prinzessin Marja noch deutlicher hervor. Wieder ließ sie ihre Augen von Pierres Gesicht auf das der Dame im schwarzen Kleide schweifen und sagte: »Sie erkennen sie wohl nicht?«

Pierre schaute noch einmal auf das blasse, feine Gesicht der Gesellschafterin mit den schwarzen Augen und dem seltsamen Mund. Etwas Heimatliches, längst Vergessenes und mehr als Liebes blickte ihm aus diesen aufmerksamen Augen entgegen.

Aber nein, das kann doch nicht sein, dachte er. Dieses ernste, magere, blasse, gealterte Gesicht! Es ist nur etwas, das an sie erinnert.

Doch in diesem Augenblick sagte Prinzessin Marja: »Natascha.« Und das Gesicht mit den aufmerksamen Augen fing mühsam und mit Anstrengung, wie eine verrostete Tür sich öffnet, zu lächeln an, und aus dieser sich öffnenden Tür wehte ihm plötzlich ein längst vergessenes Glück entgegen, an das er, besonders in diesem Augenblick, gar nicht gedacht hatte. Es wehte ihm entgegen, umfing ihn und nahm ihn ganz gefangen. Von dem Augenblick an, da sie lächelte, war kein Zweifel mehr möglich: es war Natascha, und er liebte sie.

Und dieses Geheimnis, das Pierre selber gar nicht kannte, verriet er im ersten Augenblick unwillkürlich ihr, Prinzessin Marja und vor allem sich selber. Er errötete vor Freude, Gram und Schmerz. Er

wollte seine Erregung verbergen, aber je mehr er sie zu verbergen suchte, um so deutlicher – deutlicher als mit den bestimmtesten Worten – sagte er sich, ihr und Prinzessin Marja, daß er sie liebe.

Nein, nein, das kommt nur von der Überraschung, dachte Pierre. Doch als er in seinem angefangenen Gespräch mit Prinzessin Marja fortfahren wollte, mußte er Natascha wieder ansehen, und eine noch stärkere Röte bedeckte sein Gesicht, und eine noch heftigere frohe und ängstliche Erregung ergriff ihn. Er verwirrte sich in seinen Worten und blieb mitten in seiner Rede stecken.

Pierre hatte Natascha nicht bemerkt, weil er keineswegs erwartet hatte, sie hier zu sehen, und erkannt hatte er sie deshalb nicht, weil die Veränderung, die, während er sie nicht gesehen hatte, mit ihr vorgegangen war, ganz gewaltig schien. Sie war sehr mager und blaß geworden. Aber nicht das war es, was sie unkenntlich machte: er hatte sie im ersten Augenblick, als er eintrat, nicht erkennen können, weil in diesem Gesicht, aus dessen Augen früher immer ein geheimes Lächeln der Lebensfreude geleuchtet hatte, jetzt, als er eingetreten und sie zum erstenmal angesehen hatte, nicht eine Spur dieses Lächelns mehr vorhanden gewesen war, sondern nur die aufmerksamen, guten und traurig fragenden Augen.

Pierres Verwirrung rief in Natascha nicht die gleiche Verlegenheit hervor, sondern nur ein stilles Glücksgefühl, das kaum merklich ihr Gesicht erhellte.

»Sie ist bei mir zu Besuch«, sagte Prinzessin Marja. »Der Graf und die Gräfin kommen auch dieser Tage. Die Gräfin ist in einer entsetzlichen Verfassung. Aber Natascha mußte selber einen Arzt befragen. Man hat sie nur mit Gewalt mit mir hergeschickt.«

»Gibt es wohl eine Familie, die jetzt nicht ihr Leid zu tragen hätte?« sagte Pierre zu Natascha gewandt. »Sie wissen, daß es an demselben Tag geschah, an dem wir befreit wurden. Ich habe ihn gesehen. Was für ein prächtiger Junge das war!«

Natascha sah ihn an, und als Antwort auf seine Worte wurden ihre Augen nur noch größer und glänzender.

»Was könnte man zum Trost denken oder sagen?« fuhr Pierre fort. »Nichts. Wozu mußte ein so prächtiger, lebensfroher Junge sterben?«

»Ja, in unserer Zeit wäre es schwer zu leben ohne den Glauben ...« ergänzte Prinzessin Marja.

»Ja, gewiß. Das ist eine reine Wahrheit«, fiel Pierre schnell ein.

»Warum?« fragte Natascha und sah Pierre aufmerksam an.

»Warum?« wiederholte Prinzessin Marja. »Weil nur der Gedanke an das, was uns dort erwartet ...«

Natascha hörte ihr nicht bis zu Ende zu und sah wieder Pierre fragend an.

»Und auch deshalb«, fuhr Pierre fort, »weil nur ein Mensch, der daran glaubt, daß es einen Gott gibt, der uns lenkt und leitet, einen solchen Verlust ertragen kann wie den der Prinzessin Marja und ... den Ihrigen.«

Natascha öffnete schon die Lippen und wollte etwas sagen, hielt aber plötzlich inne. Pierre drehte sich hastig von ihr ab, wandte sich an Prinzessin Marja und fragte nach den letzten Lebenstagen seines Freundes.

Seine Verwirrung war fast ganz vorbei. Aber statt dessen fühlte er, daß seine ganze frühere Freiheit verschwunden war. Er hatte die Empfindung, als sei für jedes seiner Worte, für jede seiner Handlungen jetzt ein Richter da, dessen Urteil ihm teurer war als das aller

Menschen auf der ganzen Welt. Wenn er jetzt sprach, stellte er sich bei allen seinen Worten immer den Eindruck vor, den diese auf Natascha ausüben würden. Nicht daß er absichtlich das gesagt hätte, was ihr gefallen mußte, aber er beurteilte alles, was er sagte, nur unter diesem Gesichtspunkt.

Ungern wie immer fing Prinzessin Marja an, von dem Zustand zu erzählen, in dem sie den Fürsten Andrej vorgefunden hatte. Aber Pierres Fragen, sein lebhafter, unruhiger Blick und sein vor Erregung zitterndes Gesicht veranlaßten sie, allmählich auf alle Einzelheiten einzugehen, an die sich zu erinnern sie selbst in Gedanken immer ängstlich vermieden hatte.

»Ja, ja, so, so ...« sagte Pierre, beugte sich mit dem ganzen Körper zu Prinzessin Marja vor und hörte gierig ihre Erzählung an. »Ja, ja, so ist er also ruhiger, milder geworden? Er hat mit allen Kräften seiner Seele so sehr immer nur das eine gesucht: vollständig gut zu sein, daß er den Tod gar nicht hat fürchten können. Die Fehler, die er hatte, wenn er überhaupt welche besaß, rührten nicht von ihm selber her. So ist er also milder geworden?« fragte Pierre noch einmal. »Welch ein Glück, daß er Sie wiedergesehen hat«, fügte er plötzlich, zu Natascha gewandt, hinzu und sah sie mit Augen voller Tränen an.

Nataschas Gesicht fing an zu zucken. Sie runzelte die Stirn und senkte einen Augenblick die Augen. Eine Weile schwankte sie: sollte sie reden oder nicht?

»Ja, es war ein Glück«, sagte sie dann mit leiser Bruststimme, »für mich war es sicherlich ein Glück.« Sie schwieg. »Und er ... er ... er sagte, er habe sich das gerade in dem Augenblick gewünscht, als ich zu ihm kam ...«

Nataschas Stimme versagte. Sie wurde rot, preßte die Hände auf den Knien zusammen, überwand sich aber dann mit sichtlicher Anstrengung, hob den Kopf und begann schnell zu sprechen.

»Ich wußte noch nichts, als wir von Moskau fortfuhren. Ich wagte nicht, nach ihm zu fragen. Da plötzlich sagte mir Sonja, daß er mit uns führe. Ich machte mir keine Gedanken, keine Vorstellungen, in welchem Zustand er sei, ich mußte ihn nur unbedingt sehen, bei ihm sein«, sagte sie mit zitternder Stimme und atmete schwer.

Und ohne sich unterbrechen zu lassen, erzählte sie, was sie noch keinem Menschen erzählt hatte: alles, was sie in den drei Wochen ihrer Reise und ihres Aufenthalts in Jaroslawl durchgemacht hatte.

Pierre hörte ihr mit offenem Munde zu und wandte seine Augen, die voll Tränen standen, nicht von ihr ab. Während er ihr lauschte, dachte er weder an den Fürsten Andrej noch an den Tod noch an das, was sie erzählte. Er hörte ihr zu und fühlte nur Mitleid mit ihr wegen des Schmerzes, den sie jetzt beim Erzählen empfand.

Die Prinzessin zog die Stirn in Falten, um die Tränen zurückzuhalten. Sie saß neben Natascha und hörte zum erstenmal die Geschichte der letzten Tage der Liebe ihres Bruders und Nataschas.

Diese quälende und zugleich beglückende Aussprache war für Natascha sichtlich ein Bedürfnis.

Sie sprach, vermischte die nichtigsten Einzelheiten mit den tiefsten Seelengeheimnissen und schien gar kein Ende finden zu können. Dabei wiederholte sie einige Male dasselbe.

Vor der Tür hörte man Dessalles Stimme, der fragte, ob Nikoluschka hereinkommen dürfe, um gute Nacht zu sagen.

»Das ist alles, alles ...« sagte Natascha.

Während Nikoluschka hereintrat, stand sie schnell auf und eilte so hastig zur Tür, daß sie sich mit dem Kopf an dem Pfosten stieß, der durch eine Portiere verdeckt war, und lief, weniger vor Schmerz als vor Kummer stöhnend, aus dem Zimmer.

Pierre blickte nach der Tür, durch die sie hinausgegangen war, und begriff nicht, warum er nun plötzlich allein auf der Welt zurückgeblieben war.

Prinzessin Marja weckte ihn aus seiner Zerstretheit und lenkte seine Aufmerksamkeit auf ihren Neffen, der soeben ins Zimmer trat.

Nikoluschkas Gesicht, das dem des Vaters sehr ähnlich war, übte auf Pierre in diesem Augenblick weicher Stimmung eine solche Wirkung aus, daß er das Kind küßte, hastig aufstand, sein Taschentuch zog und ans Fenster trat. Er wollte sich von Prinzessin Marja verabschieden, diese aber hielt ihn zurück.

»Nein, Natascha und ich gehen oft vor drei Uhr nachts nicht schlafen, bitte bleiben Sie doch noch da. Ich werde gleich das Abendessen auftragen lassen. Gehen Sie immer hinunter, wir kommen gleich.«

Bevor Pierre hinausging, sagte die Prinzessin noch zu ihm: »Das ist das erstemal, daß sie so von ihm gesprochen hat.«

Pierre wurde in das große, erleuchtete Speisezimmer geführt. Einige Augenblicke später hörte man Schritte, und die Prinzessin trat mit Natascha ins Zimmer. Natascha war ruhig, aber wieder lag ein ernster Ausdruck ohne jedes Lächeln auf ihrem Gesicht. Prinzessin Marja, Natascha und Pierre empfanden in gleicher Weise jenes peinliche Gefühl, das gewöhnlich einem ernsten, vertrauten Gespräch folgt. Die frühere Unterhaltung fortzusetzen ist unmöglich, von Nichtigkeiten zu reden, schämt man sich, ganz zu schweigen aber ist unangenehm, weil man gern reden möchte und einem das Schweigen daher vorkommt, als verstelle man sich.

Schweigend gingen sie zu Tisch. Die Diener schoben die Stühle zurück und wieder an den Tisch heran. Pierre faltete die feuchte Serviette auseinander und blickte Natascha und Prinzessin Marja an, entschlossen, das Schweigen zu brechen. Beide hatten sichtlich soeben dasselbe beschlossen: aus beider Augen leuchtete die Zufriedenheit mit dem Leben und das Geständnis, daß es außer dem Leid auch noch Freude auf der Welt gibt.

»Trinken Sie Branntwein, Graf?« fragte Prinzessin Marja, und diese Worte verscheuchten mit einem Schlag alle Schatten der Vergangenheit. »Erzählen Sie doch etwas von sich«, fuhr sie fort. »Von Ihnen werden ja die unglaublichsten Wunderdinge berichtet.«

»Ja«, erwiderte Pierre mit jenem ihm jetzt zur Gewohnheit gewordenen, sanften Spottlächeln. »Mir selber hat man von mir solche Wunderdinge erzählt, wie ich sie nicht einmal im Traum gesehen habe. Marja Abramowna hat mich eingeladen und mir immer nur erzählt und erzählt, was mir begegnet sei oder begegnet sein soll. Auch Stepan Stepanowitsch hat mir beigebracht, wie ich erzählen müsse. Im allgemeinen habe ich die Beobachtung gemacht, daß es ein interessanter Mensch – und ein solcher bin ich ja jetzt – höchst bequem hat: man lädt mich ein und erzählt mir, was ich erlebt habe.«

Natascha lächelte und wollte etwas sagen.

»Uns wurde erzählt«, kam ihr Prinzessin Marja zuvor, »daß Sie durch den Brand Moskaus zwei Millionen verloren hätten. Ist das wahr?«

»Und doch bin ich dreimal so reich geworden«, erwiderte Pierre. Obgleich die Schulden seiner Frau und die Notwendigkeit zu bauen seine Vermögenslage geändert hatten, erzählte er immer noch, daß er dreimal so reich geworden sei.

»Was ich aber ganz sicher gewonnen habe«, fuhr er fort, »das ist diese Freiheit ...« wollte er in ernstem Ton anfangen, überlegte sich aber, ob er fortfahren solle, da er merkte, daß dies doch ein zu egoistischer Gesprächsstoff sei.

»Sie bauen also?«

»Ja, Saweljitsch hat es so befohlen.«

»Sagen Sie, sie wußten also noch nichts vom Tod der Gräfin, als Sie in Moskau zurückblieben?« fragte Prinzessin Marja, wurde aber sogleich rot, da sie bemerkte, daß sie dadurch, daß sie diese Frage sogleich nach seinem Ausspruch über die Freiheit gestellt hatte, seinen Worten eine Bedeutung zuschrieb, die sie möglicherweise gar nicht hatten.

»Nein«, antwortete Pierre und war offenbar durch die Auslegung, die Prinzessin Marja der Erwähnung seiner Freiheit gegeben hatte, durchaus nicht peinlich berührt. »Ich erfuhr es erst in Orel, und Sie können sich vorstellen, welchen Eindruck diese Nachricht auf mich ausübte. Wir waren keine Mustergatten«, fuhr er mit einem Blick auf Natascha schnell fort und bemerkte auf ihrem Gesicht einen gespannten Ausdruck, wie er sich über seine Frau äußern werde, »aber dieser Tod hat mich dennoch furchtbar ergriffen. Wenn sich zwei Menschen zanken, haben immer beide schuld. Und die eigne Schuld gegen den, der nicht mehr lebt, wird plötzlich zu einer furchtbaren Last. Und dann, was für ein Tod ... ohne Freunde, ohne Trost. Sie tut mir sehr, sehr leid«, schloß er und bemerkte mit Vergnügen eine freudige Zustimmung auf Nataschas Gesicht.

»Also sind Sie nun wieder Junggeselle und Heiratskandidat«, sagte Prinzessin Marja.

Pierre wurde plötzlich dunkelrot und bemühte sich lange, Natascha nicht anzusehen. Als er sich endlich entschloß, wieder einen Blick auf sie zu werfen, war ihr Gesicht kalt, streng und sogar, wie ihm schien, etwas verächtlich.

»Und haben Sie wirklich Napoleon gesehen und mit ihm gesprochen, wie man uns erzählt hat?« fragte Prinzessin Marja.

Pierre lachte.

»Nicht einmal, nicht ein einziges Mal. Alle denken immer: in der Gefangenschaft zu sitzen bedeute dasselbe, wie bei Napoleon zu Gast zu sein. Ich habe ihn nicht nur nie gesehen, sondern auch nichts von ihm gehört. Ich befand mich in weit schlechterer Gesellschaft.«

Das Abendessen war beendet, und Pierre, der sich anfänglich geweigert hatte, von seiner Gefangenschaft zu erzählen, ließ sich allmählich dazu hinreißen.

»Aber das ist doch wahr, daß Sie hier geblieben sind, um Napoleon umzubringen?« fragte ihn Natascha mit leichtem Lächeln. »Ich habe es mir damals gleich gedacht, als wir Ihnen beim Sucharewturm begegneten. Wissen Sie noch?«

Pierre gab zu, daß dies richtig war, und kam von diesem Augenblick an, durch die Fragen der Prinzessin Marja und vor allem Nataschas dahingebacht, in ein ausführliches Erzählen seiner Abenteuer hinein.

Anfangs erzählte er in jener spöttischen, sanften Art, mit der er jetzt alle Menschen und vor allem sich selber betrachtete, dann aber, als er zu der Schilderung der Schrecken und der furchtbaren Leiden, die er gesehen hatte, gekommen war, ließ er sich, ohne es selber zu merken, hinreißen und erzählte mit der verhaltenen Erregung eines Menschen, der starke Eindrücke in der Erinnerung noch einmal durchlebt.

Prinzessin Marja blickte mit sanftem Lächeln bald auf Pierre, bald auf Natascha. Durch seine ganze Erzählung hindurch sah sie nur Pierre und seine Güte. Natascha saß, den Kopf auf die Hand gestützt, da, folgte Pierres Schilderungen mit einem je nach seinen Worten ständig wechselnden Gesichtsausdruck, ohne sich auch nur einen Augenblick ablenken zu lassen, und durchlebte sichtlich mit ihm zusammen noch einmal alles, was er erzählte. Und nicht nur ihr Blick, sondern auch die Ausrufe und kurzen Fragen, die sie dazwischen warf, zeigten Pierre, daß sie aus allem, was er sagte, immer gerade das in sich aufnahm, was er wiedergeben wollte. Man sah, daß sie nicht nur das verstand, was er erzählte, sondern auch das, was er schildern wollte, aber nicht mit Worten auszudrücken vermochte. Sein Erlebnis mit dem Kindchen und der Frau, bei deren Verteidigung er gefangen genommen worden war, gab er auf folgende Weise wieder: »Es war

ein entsetzliches Schauspiel: verlassene Kinder, einige im Feuer zurückgeblieben ... Ich war dabei, wie man ein Kind herausholte ... Frauen, denen man die Sachen vom Leibe raubte, die Ohrringe abriß ...«

Pierre wurde rot und stockte.

»Dann kam eine Patrouille und nahm alle, auch die, die nicht geraubt hatten, alle Männer fest. Also auch mich.«

»Sicher erzählen Sie nicht alles, sicher haben Sie irgend etwas getan ...« sagte Natascha und schwieg, »... etwas Gutes.«

Pierre berichtete weiter. Als er die Hinrichtung schilderte, wollte er die furchtbaren Einzelheiten umgehen, aber Natascha verlangte, daß er nichts auslasse.

Pierre wollte von Karatajew zu erzählen anfangen – er war längst vom Tisch aufgestanden, ging im Zimmer auf und ab, und Natascha verfolgte ihn mit den Augen –, aber er hielt inne.

»Nein, Sie können das nicht verstehen, was ich von diesem einfältigen Menschen, der weder lesen noch schreiben konnte, gelernt habe.«

»Doch, doch, erzählen Sie nur«, rief Natascha. »Wo ist er jetzt?«

»Er wurde erschossen, fast vor meinen Augen.«

Und Pierre begann von der letzten Zeit ihres Rückzuges zu erzählen, von Karatajews Krankheit – seine Stimme zitterte unaufhörlich – und von seinem Tod.

Er gab seine Erlebnisse so wieder, wie er sich selbst ihrer noch nie erinnert hatte. Es war, als sähe er alles, was er durchlebt hatte, jetzt in neuem Licht. Während er Natascha alles erzählte, empfand er den seltenen Genuß, den Frauen durch Zuhören einem Mann gewähren können, nicht jene geistreichen Frauen, die sich beim Zuhören bemühen, sich das Gesagte einzuprägen, um ihren Geist zu bereichern und es bei Gelegenheit wiederzugeben, oder es sich aneignen und schnell ihre geistreichen Bemerkungen darüber machen, die sie in dem kleinen Haushalt ihres Verstandes ausgearbeitet haben, sondern echte Frauen, die mit der Fähigkeit begabt sind, das Beste auszuwählen und in sich aufzunehmen, was in den Worten eines Mannes liegt. Natascha war, ohne es selber zu wissen, ganz Ohr: ihr entging kein Wort, keine Schwankung in der Stimme, kein Blick, kein Zucken eines Gesichts-

muskels, keine seiner Gesten. Im Flug erhaschte sie die Worte, noch ehe sie ausgesprochen waren, trug sie geradewegs in ihr geöffnetes Herz und erriet den geheimen Sinn von Pierres ganzer Seelenarbeit.

Prinzessin Marja folgte ebenfalls seinen Worten, nahm Anteil an ihnen, aber sie sah jetzt etwas anderes, das ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm: sie sah die Möglichkeit von Liebe und Glück zwischen Natascha und Pierre. Und dieser Gedanke, der ihr jetzt zum erstenmal kam, erfüllte ihr Herz mit Freude.

Es war drei Uhr nachts. Die Diener kamen mit müden, ernsten Gesichtern und steckten neue Kerzen auf, aber niemand bemerkte sie.

Pierres Erzählung war zu Ende. Natascha sah ihn immer noch mit lebhaft glänzenden Augen unverwandt und aufmerksam an, als wolle sie noch das übrige, was er vielleicht nicht ausgesprochen hatte, mit ihrem Geist durchdringen. Pierre blickte in verschämter, glücklicher Verwirrung dann und wann zu ihr hinüber und sann darüber nach, was er nun sagen könne, um das Gespräch auf einen anderen Gegenstand zu lenken. Prinzessin Marja schwieg. Niemand dachte daran, daß es drei Uhr nachts und Zeit zum Schlafen war.

»Da heißt es immer: Unglück, Leiden«, fuhr Pierre fort, »wenn man mich aber jetzt, in diesem Augenblick, fragen würde: Möchtest du der bleiben, der du vor der Gefangenschaft warst, oder noch einmal von Anfang an dies alles durchleben? – dann nur um Gottes willen noch einmal Gefangenschaft und Pferdefleisch. Wir denken immer, wenn wir aus dem gewohnten Geleise geworfen werden, ist alles aus, und doch fängt erst dann das Neue, Gute an. Solange Leben ist, ist Glück. Vor uns liegt noch viel, viel. Das sage ich Ihnen«, wandte er sich an Natascha.

»Ja, ja«, sagte sie, auf den Anfang seiner Worte antwortend, »auch ich wünschte nichts anderes, als alles noch einmal von Anfang an zu durchleben.«

Pierre sah sie aufmerksam an.

»Ja, und weiter nichts«, bestätigte Natascha.

»Das kann nicht sein, das kann nicht sein«, rief Pierre. »Es ist meine Schuld, daß ich lebe und leben möchte, und ebenso ist es auch bei Ihnen.«

Plötzlich senkte Natascha den Kopf auf ihre Hand und fing an zu weinen.

»Was hast du, Natascha?« fragte Prinzessin Marja.

»Nichts, nichts.« Sie lächelte durch Tränen Pierre zu.

»Gute Nacht, es ist Zeit schlafen zu gehen.«

Pierre stand auf und empfahl sich.

Wie immer kamen Prinzessin Marja und Natascha im Schlafzimmer noch einmal zusammen. Sie sprachen von dem, was Pierre erzählt hatte. Prinzessin Marja wollte ihre Ansicht über Pierre nicht aussprechen, und auch Natascha redete nicht von ihm.

»Nun, gute Nacht, Marie«, sagte Natascha. »Weißt du, ich habe Angst: wir sprechen nie von ihm« – dem Fürsten Andrej –, »aus Furcht, unsere Gefühle in den Staub zu ziehen, und dabei vergessen wir ihn.«

Prinzessin Marja seufzte schwer und anerkannte durch diesen Seufzer die Wahrheit dessen, was Natascha gesagt hatte, aber mit Worten stimmte sie ihr nicht bei.

»Könnte man ihn denn je vergessen?« fragte sie.

»Es hat mir heute so wohl getan, alles auszusprechen, so wohl, und dabei war es doch schwer und schmerzlich. Aber es tat mir sehr wohl«, wiederholte Natascha. »Ich bin überzeugt, daß er ihn wirklich geliebt hat. Deshalb habe ich ihm auch alles erzählt ... Es schadet doch nichts, daß ich es ihm erzählt habe?« fragte sie plötzlich und wurde rot.

»Pierre? O nein! Was ist er doch für ein prächtiger Mensch!« rief Prinzessin Marja aus.

»Weißt du, Marie«, fing Natascha plötzlich mit jenem schelmischen Lächeln an, das Prinzessin Marja lange nicht mehr auf ihrem Gesicht gesehen hatte. »Er ist so rein, so glatt, so frisch geworden, als käme er gerade aus dem Bad. Du verstehst mich doch? Aus einem moralischen Bad. Habe ich nicht recht?«

»Ja«, erwiderte Prinzessin Marja, »er hat sehr gewonnen.«

»Und der kurze Rock und das geschorene Haar, ganz, ganz als wenn er aus dem Bad käme ... wie Papa das immer ...«

»Ich kann verstehen, daß er« – sie meinte den Fürsten Andrej – »keinen mehr geliebt hat als ihn«, warf Prinzessin Marja ein.

»Und doch sind sie beide so verschieden. Es heißt ja immer, daß Männer dann die besten Freunde werden, wenn sie einander nicht

gleich sind. Das muß wohl wahr sein. Nicht wahr, er ist ihm in nichts ähnlich, in nichts?«

»Nein, und doch ist er ein wunderbarer Mensch.«

»Nun, gute Nacht!« erwiderte Natascha.

Und jenes schelmische Lächeln lag noch lang wie vergessen auf ihrem Gesicht.

Pierre konnte an diesem Tag lange nicht einschlafen. Er ging im Zimmer auf und ab, runzelte, mit schweren Gedanken beschäftigt, bald finster die Stirn, zuckte ab und zu die Schultern oder fuhr plötzlich zusammen, dann aber lächelte er wieder glücklich vor sich hin.

Er dachte an den Fürsten Andrej, an Natascha, an ihre Liebe. Bald war er eifersüchtig auf ihre Vergangenheit, bald machte er sich wegen dieser Eifersucht Vorwürfe, bald verzieh er sie sich wieder. Es war schon sechs Uhr morgens, und immer noch ging er im Zimmer auf und ab.

Was soll ich machen, wenn es eben nicht anders geht? Was tun? Es muß wohl so sein, sagte sich Pierre, zog sich hastig aus und legte sich glücklich und erregt, aber ohne Zweifel und mit Entschlossenheit aufs Bett.

Es muß sein, wie seltsam, wie unmöglich auch dieses Glück scheint. Ich muß alles tun, damit sie die Meine wird, sagte er sich.

Noch vor einigen Tagen hatte er den Freitag für seine Abreise nach Petersburg bestimmt. Als er am Donnerstag aufwachte, kam Saweljtsch zu ihm, um seine Befehle für das Einpacken der Sachen zur Reise entgegenzunehmen.

Wie denn nach Petersburg? Was ist mit Petersburg? Wer will nach Petersburg? fragte er sich unwillkürlich, wenn auch nur im stillen. Ja, da war doch damals, ehe das geschah, etwas, weshalb ich nach Petersburg fahren wollte, fiel ihm ein. Warum nicht? Vielleicht fahre ich auch hin. Wie gut er ist, wie aufmerksam! Wie er an alles denkt! dachte er und sah in Saweljtschs altes Gesicht. Und was für ein liebes Lächeln er hat, dachte er weiter.

»Wie steht's, Saweljtsch, möchtest du noch immer nicht frei sein?« fragte ihn Pierre.

»Wozu sollte ich frei sein wollen, Erlaucht? Ich habe mein Leben lang beim alten Grafen, Gott hab ihn selig, zufrieden gelebt, und auch bei Ihnen ist es mir nicht schlecht gegangen.«

»Aber deine Kinder?«

»Den Kindern wird es nicht anders ergehen, Erlaucht. Bei solchen Herren kann man schon leben.«

»Nun ja, aber meine Erben?« fragte Pierre. »Wenn ich nun auf einmal wieder heiraten sollte ... Das könnte doch sein«, fügte er unwillkürlich lächelnd hinzu.

»Das wäre nur gut, Erlaucht, wenn ich mir die Bemerkung erlauben darf?«

Wie er sich das denkt, als ob das so leicht wäre, dachte Pierre. Er hat keine Ahnung, wie furchtbar, wie gefährlich das ist. Entweder zu früh oder zu spät ... Entsetzlich!

»Was belieben Sie zu befehlen? Belieben Sie morgen abzufahren?« fragte Saweljtsch.

»Nein. Ich möchte es noch etwas aufschieben. Ich sage es dir dann. Nimm mir's nicht übel, wenn ich dir Scherereien gemacht habe«, erwiderte Pierre und dachte, als er Saweljtschs Lächeln sah: Wie sonderbar, daß er nicht weiß, daß es für mich jetzt kein Petersburg mehr gibt, sondern vor allem nur das eine entschieden werden muß. Übrigens weiß er es sicher und verstellt sich bloß. Ob ich mit ihm davon spreche? Was denkt er wohl? fragte sich Pierre. Nein, später einmal.

Beim Frühstück erzählte Pierre der Prinzessin, daß er gestern bei Prinzessin Marja gewesen sei. »Und stellen Sie sich vor, wen ich dort traf«, fuhr er fort. »Natascha Rostowa.«

Die Prinzessin gab sich den Anschein, als fände sie in dieser Nachricht nichts Außergewöhnliches, ganz als ob er ihr erzählte, er habe Anna Semjonowna gesehen.

»Kennen Sie sie?« fragte Pierre.

»Ich habe die Prinzessin manchmal gesehen«, erwiderte sie. »Ich hörte, daß man sie dem jungen Rostow zugehört hat. Das wäre recht gut für die Rostows; sie sollen ja ihr ganzes Vermögen verloren haben.«

»Nein, ich meine, ob Sie die Komtesse Rostowa kennen?«

»Ich habe damals nur jene Geschichte von ihr gehört. Das war doch recht bedauerlich.«

Nein, sie versteht mich nicht oder verstellt sich, dachte Pierre. Ich will lieber auch mit ihr nicht darüber sprechen.

Auch die Prinzessin hatte Vorbereitungen für Pierres Reise getroffen, indem sie Proviant für ihn besorgt hatte.

Wie gut sie alle sind, dachte er, daß sie jetzt, wo sie doch sicher kein Interesse mehr daran haben können, sich noch mit alledem beschäftigen. Und das alles für mich, wie wunderbar das ist!

Am selben Tag kam der Polizeimeister zu Pierre und forderte ihn auf, einen Bevollmächtigten nach dem Facettenpalast zu schicken, um die Sachen entgegenzunehmen, die heute an ihre Eigentümer zurückerstattet würden.

Und auch der, dachte Pierre, während er dem Polizeimeister ins Gesicht sah, was für ein prächtiger, hübscher Offizier, und wie gut er ist! In einem Augenblick wie jetzt gibt er sich mit solchen Kleinigkeiten ab! Und da sagen die Leute noch, er sei unehrlich und lasse sich bestechen. So ein Unsinn. Und dann übrigens, warum sollte er sich nicht bestechen lassen? Er ist doch in solchen Anschauungen groß geworden. Sie tun es doch alle. Und ein so angenehmes, gutes Gesicht und Lächeln hat er, wenn er mich ansieht.

Zum Mittagessen fuhr Pierre zu Prinzessin Marja.

Während er die Straßen zwischen den niedergebrannten Häusern entlang fuhr, wunderte er sich über die Schönheit dieser Ruinen. Die Schornsteine der Häuser, die halbzerfallenen Mauern zogen sich, hier und da einander verdeckend, durch ganze Stadtteile, die niedergebrannt waren, und erinnerten durch ihren malerischen Anblick an die Burgen des Rheins und an das Kolosseum. Die Kutscher und Fahrgäste, die Zimmerleute, die Balken aufrichteten, die Hökerfrauen und Budenbesitzer, an denen Pierre vorüberfuhr, sie alle sahen ihn mit heiteren, strahlenden Gesichtern an und schienen zu sagen: Da ist er ja! Wollen mal sehen, was daraus wird!

Als Pierre in das Haus der Prinzessin Marja eintrat, überkam ihn ein Zweifel, ob er denn wirklich gestern hier gewesen sei, wirklich Natascha gesehen und wirklich mit ihr gesprochen habe. Vielleicht habe ich das alles nur geträumt? Vielleicht komme ich jetzt her und sehe niemanden mehr? Aber kaum hatte er das Zimmer betreten, als er auch schon durch das augenblickliche Schwinden seiner Freiheit in seinem innersten Wesen fühlte, daß sie hier war.

Sie trug dasselbe schwarze Kleid mit den weichen Falten und dieselbe Frisur wie gestern, und doch war sie eine ganz andere. Wenn

sie gestern, als er ins Zimmer trat, so gewesen wäre, hätte er sie augenblicklich wiedererkannt.

Sie war jetzt ganz so, wie er sie gekannt hatte, als sie noch fast ein Kind und als sie des Fürsten Andrej Braut gewesen war. Ein froher, fragender Glanz leuchtete aus ihren Augen, und auf ihrem Gesicht lag wieder der freundliche, seltsam schelmische Ausdruck.

Pierre nahm am Mittagessen teil und wäre den ganzen Abend dageblieben, wenn Prinzessin Marja nicht zum Abendgottesdienst gefahren wäre. So fuhr er mit ihnen fort.

Am nächsten Tag kam Pierre schon am Morgen, aß mit zu Mittag und blieb den ganzen Abend da. Obgleich sich Prinzessin Marja und Natascha sichtlich über den Gast freuten, obgleich Pierres ganzes Lebensinteresse jetzt nur in diesem Haus verankert war, schien gegen Abend doch jeder Gesprächsstoff erschöpft, und die Unterhaltung sprang beständig von einem nichtigen Gegenstand auf den andern über und kam oft ganz ins Stocken.

An diesem Abend blieb Pierre so lange da, daß Prinzessin Marja und Natascha einander manchmal verstohlen ansahen und spürbar darauf warteten, ob er nun nicht bald gehen werde. Pierre bemerkte dies, konnte sich aber nicht entschließen fortzugehen. Er empfand es drückend und peinlich, blieb aber doch, nur weil er nicht imstande war, aufzustehen und fortzugehen.

Prinzessin Marja, die kein Ende sah, stand zuerst auf, schützte Kopfschmerzen vor und machte Anstalten, sich zurückzuziehen.

»Also morgen fahren Sie nach Petersburg?« fragte sie.

»Nein, ich fahre nicht«, erwiderte Pierre schnell und erstaunt; fast, als ob er sich beleidigt fühlte. »Doch ja, nach Petersburg? Morgen. Aber ich nehme noch nicht Abschied. Ich komme noch einmal, um mir Aufträge zu holen«, setzte er hinzu, blieb vor Prinzessin Marja stehen, wurde rot, ging aber immer noch nicht fort.

Natascha reichte ihm die Hand und ging hinaus. Prinzessin Marja dagegen ließ sich, statt zu gehen, wieder auf einen Sessel nieder und sah Pierre mit ihrem leuchtenden, tiefen Blick ernst und aufmerksam an. Die Müdigkeit, von der sie vorhin so offen gesprochen hatte, war gänzlich vorüber. Sie seufzte lang und schwer, als bereite sie sich zu einer langen Aussprache vor.

Nachdem Natascha hinausgegangen war, war alle Verwirrung und Unbehaglichkeit plötzlich von Pierre gewichen und hatte einer lebhaften Erregung Platz gemacht. Schnell rückte er seinen Sessel nahe an Prinzessin Marja heran.

»Ja, auch ich wollte gern mit Ihnen sprechen«, sagte er, indem er auf ihren Blick wie auf Worte antwortete. »Prinzessin, helfen Sie mir! Was soll ich tun? Kann ich hoffen? Prinzessin, beste Freundin, hören Sie mich an. Ich weiß alles. Ich weiß, daß ich ihrer nicht wert bin, weiß, daß ich jetzt unmöglich mit ihr darüber sprechen kann. Aber ich will ihr Bruder sein ... Nein, das nicht, das kann ich nicht, das will ich nicht ...«

Er hielt inne und rieb sich Gesicht und Augen mit beiden Händen.

»Also sehen Sie«, fuhr er fort und gab sich sichtlich Mühe, im Zusammenhang zu reden, »ich weiß nicht, seit wann ich sie liebe. Aber nur sie allein, nur sie allein habe ich mein ganzes Leben lang geliebt und liebe sie so, daß ich mir ein Leben ohne sie gar nicht vorstellen kann. Sie jetzt um ihre Hand zu bitten, dazu kann ich mich nicht entschließen, aber der Gedanke, daß sie vielleicht die Meine werden könnte, und ich diese Möglichkeit ... diese Möglichkeit ... versäumte ... dieser Gedanke ist mir entsetzlich. Sagen Sie, darf ich hoffen? Raten Sie mir: was soll ich tun? Liebste Prinzessin!« bat er, nachdem er einen Augenblick geschwiegen hatte, und berührte, da sie ihm keine Antwort gab, ihre Hand.

»Ich denke über das nach, was Sie mir gesagt haben«, erwiderte Prinzessin Marja ruhig. »Ich will Ihnen etwas sagen: Sie haben recht, jetzt mit ihr von Liebe zu reden ...«

Die Prinzessin hielt inne. Sie wollte sagen: jetzt mit ihr von Liebe zu reden, ist unmöglich, brach aber ab, weil sie seit zwei Tagen die plötzliche Umwandlung Nataschas beobachtet hatte und wußte, daß Natascha nicht nur nicht beleidigt sei, wenn ihr Pierre seine Liebe ausspräche, sondern daß sie nichts dringender ersehnte.

»Jetzt mit ihr zu reden ... geht nicht gut«, sagte Prinzessin Marja dennoch.

»Aber was soll ich nur tun?«

»Vertrauen Sie die Sache mir an«, fuhr sie fort. »Ich weiß ...«

Pierre blickte der Prinzessin in die Augen.

»Nun?... Nun?...« sagte er.

»Ich weiß, daß Natascha Sie liebt ... Sie lieben wird«, verbesserte sie sich.

Sie hatte die Worte noch nicht ausgesprochen, als Pierre aufsprang und in äußerster Erregung ihre Hand ergriff.

»Warum glauben Sie das? Sie denken, ich darf hoffen? Sie glauben es?!«

»Ja, ich glaube es«, sagte Prinzessin Marja lächelnd. »Schreiben Sie an ihre Eltern, und vertrauen Sie die Sache mir an. Ich werde es ihr sagen, sobald es möglich ist. Es ist ja auch mein Wunsch. Und mein Herz fühlt, daß er in Erfüllung gehen wird.«

»Nein, das kann nicht sein! Wie glücklich ich bin! Aber es kann ja nicht sein ... Wie glücklich ich bin! Nein, es ist unmöglich!« sagte Pierre immer wieder und küßte Prinzessin Marja die Hände.

»Reisen Sie nach Petersburg, das wird das beste sein. Ich werde Ihnen schreiben«, versprach sie.

»Nach Petersburg? Abreisen? Nun gut, ich werde reisen. Aber morgen darf ich noch einmal zu Ihnen kommen?«

Am nächsten Tag kam Pierre, um sich zu verabschieden. Natascha war weniger lebhaft als die Tage zuvor, aber Pierre fühlte, wenn er ihr dann und wann ins Auge sah, daß er gleichsam versank, daß weder er noch sie auf der Welt war, sondern nur noch ein einziges Gefühl des Glücks. Ist es möglich? Nein, es kann nicht sein, sagte er sich bei jedem Blick, bei jeder Bewegung, bei jedem Wort von ihr, die seine Seele mit Glück erfüllten.

Als er beim Abschied ihre feine, magere Hand ergriff, behielt er sie unwillkürlich etwas länger in der seinen.

Soll wirklich diese Hand, dieses Gesicht, diese Augen, dieser ganze mir fremde Schatz weiblicher Reize auf ewig mein sein? Soll wirklich dies alles für mich etwas so Gewohntes werden, wie ich es für mich selber bin? Nein, das ist unmöglich! ...

»Leben Sie wohl, Graf«, sagte Natascha mit lauter Stimme zu ihm, fügte aber dann flüsternd hinzu: »Ich werde Sie sehr erwarten.«

Und diese einfachen Worte und ihr Blick und Gesichtsausdruck dabei waren für Pierre zwei Monate lang der Gegenstand unerschöpflicher Erinnerungen, Deutungen und glücklicher Träumereien. Ich

werde Sie sehr erwarten ... Ja, ja, wie sagte sie doch? Ich werde Sie sehr erwarten ... Ach, wie glücklich ich bin! Wie kommt das nur, daß ich so glücklich bin! sagte er zu sich selber.

In Pierres Seele vollzog sich jetzt nichts ähnlich dem, was während seiner Brautwerbung um Helene fast unter denselben Umständen in ihm vorgegangen war.

Er wiederholte nicht wie damals in schmerzlicher Scham die Worte, die er gesprochen hatte, warf sich nicht vor: Ach, warum habe ich nicht das und das gesagt, und warum, warum habe ich damals gerade gesagt: Je vous aime? sondern rief sich im Gegenteil jedes ihrer und seiner Worte ins Gedächtnis zurück, stellte sich dazu jeden einzelnen Gesichtszug, jedes Lächeln vor, mochte nichts weglassen noch hinzusetzen, sondern immer nur wiederholen, wiederholen. Von einem Zweifel, ob das, was er unternommen hatte, gut oder schlecht war, war jetzt nicht die Spur. Nur ein furchtbares Bedenken kam ihm manchmal in den Sinn: Habe ich das alles nicht etwa nur geträumt? Hat sich Prinzessin Marja auch nicht etwa geirrt? Bin ich nicht zu eingebildet und selbstbewußt? Ich glaube daran, plötzlich aber – und so muß es ja kommen – wird Prinzessin Marja es ihr sagen, und sie wird lächeln und antworten: Wie merkwürdig! Er hat sich wohl geirrt! Weiß er denn nicht, daß er ein Mensch, ganz einfach nur ein Mensch ist, während ich ... Ich bin doch etwas ganz anderes, Höheres.

Dies war der einzige Zweifel, der Pierre häufig kam. Auch Pläne schmiedete er jetzt nicht mehr. Das bevorstehende Glück schien ihm so unglaublich, daß, wenn es sich wirklich erfüllen sollte, für ihn nichts mehr kommen konnte. Das war das Größte, das Letzte.

Eine glückselige, niegeahnte Liebestollheit, deren sich Pierre nie für fähig gehalten hätte, war über ihn gekommen. Die ganze Bedeutung des Lebens, nicht nur für ihn, sondern auch für alle Welt, schien ihm jetzt nur noch in seiner Liebe und in der Möglichkeit ihrer Gegenliebe zu liegen. Manchmal kam es ihm vor, als wären alle Leute nur mit dem einen Gegenstand beschäftigt: mit seinem künftigen Glück. Ihm schien, als wären sie alle ebenso glücklich wie er und suchten nur dieses Glück zu verbergen, indem sie sich stellten, als wären sie mit anderen Dingen beschäftigt. In jedem Wort, in jeder Bewegung sah er eine Anspielung auf sein Glück. Oft setzte er die Leute, mit denen er zusammentraf, durch seine bedeutsamen,

glücklichen Blicke und sein Lächeln, das ein geheimes Einverständnis zum Ausdruck brachte, in Erstaunen. Sah er aber dann, daß diese Menschen ja gar nichts von seinem Glück wissen konnten, so bedauerte er sie von ganzem Herzen und war von dem Wunsch beseelt, ihnen klarzumachen, daß alles, womit sie beschäftigt waren, vollständiger Unsinn, Nebensache und nicht ihrer Aufmerksamkeit wert war.

Wenn man ihm den Vorschlag machte, in den Staatsdienst zu treten, oder über allgemeine Staats- oder Kriegsfragen stritt und dabei von der Annahme ausging, von diesem oder jenem Ausgang der Ereignisse hänge das Glück der Menschen ab, so hörte er mit sanftem mitleidigem Lächeln zu und setzte die Leute, die sich mit ihm unterhielten, durch seine sonderbaren Bemerkungen in Erstaunen. Aber sowohl jene, die, wie es Pierre schien, den wahren Sinn des Lebens, das heißt seine Liebe, verstanden hatten, wie auch jene Unglücklichen, die offenbar kein Verständnis dafür hatten – sie alle zeigten sich ihm während dieser Zeit in jenem grellen Licht des Gefühls, von dem er durchleuchtet war, so daß er ohne die geringste Anstrengung bei jedem Menschen, mochte er treffen, wen er wollte, mit einem Schlag erkennen konnte, was in ihm gut und liebenswert war.

Während er die Papiere seiner verstorbenen Frau durchsah und ihre Angelegenheiten ordnete, empfand er im Gedenken an sie kein anderes Gefühl als Mitleid, daß sie ein solches Glück, wie er es jetzt empfand, nie gekannt hatte. Fürst Wassilij, der nach Empfang eines neuen Ehrenamtes und eines neuen Ordens besonders stolz war, erschien ihm wie ein rührend guter alter Mann, mit dem man Mitleid haben mußte.

Pierre dachte später oft an diese glückselige Liebestollheit zurück. Alle Urteile, die er sich während dieser Zeit von Menschen und Dingen gebildet hatte, erwiesen sich ihm für immer als richtig. Er machte sich in der Folgezeit von diesen Anschauungen über Menschen und Dinge nicht nur nicht los, sondern nahm bei inneren Zweifeln und Widersprüchen oft wieder seine Zuflucht gerade bei jenen Ansichten, die er während dieser Zeit seiner Liebestollheit gehabt hatte, und dieser Standpunkt erwies sich immer als richtig.

Vielleicht, dachte er, erschien ich damals seltsam und lächerlich, aber ich war gar nicht so unvernünftig, wie ich schien. Im Gegenteil,

ich war klüger und einsichtsvoller denn je, denn ich verstand alles, was sich im Leben zu verstehen lohnt, weil ... weil ich glücklicher war.

Pierres Unvernunft bestand darin, daß er, um die Menschen zu lieben, nicht wie früher erst persönliche Gründe, die er gute Eigenschaften nannte, in den anderen suchte, sondern mit einem Herzen voll Liebe ohne jeden Grund alle Menschen umfaßte und stets unzweifelhafte Gründe fand, um derentwillen sie seiner Liebe wert waren.

Seit jenem ersten Abend, da Natascha, nachdem Pierre fortgegangen war, mit lustig spöttischem Lächeln zu Prinzessin Marja gesagt hatte, daß er in seinem kurzen Röckchen und kurzgeschnittenen Haar ganz, ganz so aussehe, als käme er aus dem Bad, seit jenem Augenblick keimte etwas Geheimes, Unüberwindliches in Nataschas Herzen, wovon sie selber gar nichts wußte.

Alles: ihr Gesicht, ihr Gang, ihr Blick, ihre Stimme – alles war mit einem Schlag verändert. Ihre Lebenskraft, an die sie selber nicht mehr geglaubt hatte, und ihre Hoffnungen auf Glück hatten die Oberhand gewonnen und forderten Befriedigung. Vom ersten Abend an schien Natascha alles vergessen zu haben, was mit ihr geschehen war. Seit jenem Augenblick klagte sie nicht ein einziges Mal mehr über ihren Zustand, sagte nicht ein Wort mehr über die Vergangenheit und scheute sich nicht mehr, frohe Pläne über die Zukunft zu entwerfen. Sie sprach wenig von Pierre, doch wenn ihn Prinzessin Marja erwähnte, strahlte ein lang erloschener Glanz aus ihren Augen, und ihre Lippen umspielte ein seltsames Lächeln.

Die Veränderung, die mit Natascha vorging, setzte Prinzessin Marja anfänglich in Erstaunen, doch als sie dann ihre Bedeutung erkannt hatte, stimmte sie sie traurig. Hat sie wirklich meinen Bruder so wenig geliebt, daß sie ihn so schnell vergessen kann? fragte sich Prinzessin Marja, als sie einmal über die erfolgte Veränderung nachdachte. War sie aber mit Natascha zusammen, so zürnte sie ihr nicht und machte ihr keine Vorwürfe. Die erwachende Lebenskraft kam sichtlich so unaufhaltsam und unerwartet über Natascha, daß Prinzessin Marja in ihrer Gegenwart fühlte, daß sie nicht das Recht habe, ihr Vorwürfe zu machen, nicht einmal in ihrem Herzen.

Natascha gab sich so sehr und mit solcher Aufrichtigkeit dem neuen Gefühl hin, daß sie nicht einmal den Versuch machte zu verbergen, daß sie nicht mehr traurig, sondern glücklich und heiter war.

Als Prinzessin Marja nach ihrer Aussprache mit Pierre auf ihr Zimmer kam, traf sie Natascha auf der Schwelle.

»Hat er gesprochen? Ja? Hat er gesprochen?« fragte sie immer wieder.

Und ein glücklicher und zugleich rührender Ausdruck, der wegen ihres Glückes um Verzeihung bat, lag auf ihrem Gesicht.

»Ich wollte an der Tür horchen, aber ich wußte ja, daß du es mir sagen würdest.«

Wie verständlich, wie rührend für Prinzessin Marja dieser Blick war, mit dem Natascha sie ansah, wie leid ihr auch ihre Erregung tat, sie fühlte sich doch im ersten Augenblick durch Nataschas Worte gekränkt. Sie dachte an ihren Bruder und an seine Liebe.

Was ist da zu machen? Sie kann nicht anders, dachte Prinzessin Marja.

Und mit traurigem und etwas strengem Gesicht teilte sie Natascha alles mit, was Pierre zu ihr gesagt hatte. Als Natascha hörte, daß er nach Petersburg fahren wolle, wunderte sie sich.

»Nach Petersburg?« fragte sie noch einmal, als könne sie das nicht begreifen.

Doch als sie Prinzessin Marjas bekümmerten Gesichtsausdruck bemerkte, erriet sie den Grund ihrer Traurigkeit und fing plötzlich an zu weinen.

»Marie«, schluchzte sie, »sage mir, was ich tun soll: ich habe Angst, schlecht zu sein. Was du willst, werde ich tun; sage mir ...«

»Liebst du ihn?«

»Ja«, flüsterte Natascha.

»Warum weinst du da? Ich freue mich für dich«, tröstete sie Prinzessin Marja, die um dieser Tränen willen Natascha bereits vollkommen ihre Glückseligkeit verziehen hatte.

»Es wird nicht so bald werden, aber doch dereinst. Denke dir, was für ein Glück, wenn ich seine Frau sein werde und du Nicolas heiratest.«

»Natascha, ich habe dich gebeten, nicht darüber zu sprechen. Reden wir von dir.«

Beide schwiegen.

»Warum fährt er nur nach Petersburg?« sagte Natascha dann plötzlich, gab sich aber schnell selber die Antwort: »Nein, nein, es muß schon so sein ... Nicht wahr, Marie, es muß wohl so sein ...«

EPILOG

Sieben Jahre waren vergangen. Das erregte Meer der Geschichte Europas war wieder in seine Ufer zurückgetreten. Es schien still geworden zu sein, aber die geheimnisvollen Kräfte, die die Menschheit antreiben – geheimnisvoll deshalb, weil alle Gesetze, die jene Bewegungen bestimmen, uns noch unbekannt sind –, fuhren fort zu leben und zu weben.

Wenn auch die Oberfläche des geschichtlichen Meeres jetzt reigungslos schien, so bewegte sich die Menschheit dennoch ebenso rastlos weiter, wie die Zeit vorwärts schreitet. Mancherlei Menschen-
gruppen traten zusammen und lösten sich wieder; Ursachen zur Gründung und zum Verfall von Staaten und zu Verschiebungen ganzer Völker bereiteten sich vor.

Das Meer der Geschichte brauste nicht mehr wie früher mit heftigem Anprall von einem Ufer zum anderen: es wogte nur noch in der Tiefe. Die geschichtlichen Persönlichkeiten wurden nicht mehr wie früher durch die Wellen der Ereignisse von einem Ufer zum anderen geworfen, sie schienen immer nur an einem Fleck zu kreisen. Dieselben Persönlichkeiten, die früher an der Spitze ihrer Truppen die Bewegungen der Masse durch Befehle zu Kriegen, Feldzügen und Schlachten widergespiegelt hatten, warfen jetzt diese stürmischen Bewegungen nur noch durch politische und diplomatische Verhandlungen, durch Gesetze und Traktate zurück.

Diese Tätigkeit der historischen Größen nennen die Geschichtsschreiber Reaktion.

Wenn uns Historiker die Tätigkeit dieser geschichtlichen Persönlichkeiten schildern, die ihrer Ansicht nach die Ursache dessen waren, was sie Reaktion nennen, so verdammen sie diese Persönlichkeiten in Grund und Boden. Alle berühmten Leute jener Zeit, von Alexander und Napoleon bis zu Frau von Stael, Photius²³³, Schelling, Fichte, Chateaubriand und andern, müssen an ihrem Richterstuhl vorüberziehen und werden verdammt oder freigesprochen, je nachdem sie zum »Fortschritt« oder zur »Reaktion« beigetragen haben.

Auch in Rußland machte sich, wie jene Historiker erzählen, in dieser Zeit eine Reaktion bemerkbar, als deren Haupturheber Alexan-

der I. bezeichnet wird, jener selbe Alexander I., der bei seinem Regierungsantritt nach ihren eignen Schilderungen der Haupturheber der liberalen Bewegungen und dann der Haupturheber der Rettung Rußlands gewesen war.

Es gibt in der russischen Literatur der Gegenwart, vom dichtenden Gymnasiasten bis zum gelehrten Historiker, keinen Menschen, der nicht sein Steinchen auf Alexander wegen unrichtiger Handlungen in dieser Zeit seiner Regierung geworfen hätte.

Er hätte soundso vorgehen müssen. In dem und dem Fall hat er gut, in jenem schlecht gehandelt. Zu Anfang seiner Regierung und während des Jahres 1812 hat er sich vortrefflich gezeigt, aber er hat falsch gehandelt, als er Polen eine Verfassung²³⁴ gab, als er in die Heilige Allianz²³⁵ eintrat, als er Araktschejew die Macht in die Hände gab, als er Golizyn und dem Mystizismus²³⁶ und später Schischkow und Photius seine Gunst schenkte, hat unrichtig gehandelt, als er sich in den Frontdienst der Armee mischte, das Semjonower Regiment kassierte²³⁷ ... und so weiter, und so weiter.

Man müßte zehn Bogen vollschreiben, um alle die Vorwürfe aufzuzählen, die die Historiker Alexander I. machen auf Grund jener Kenntnis vom Heil der Menschheit, die sie ihr eigen nennen.

Welchen Sinn haben diese Vorwürfe?

Gerade die Handlungen Alexanders I. die den Beifall der Historiker finden, als da sind: die liberalen Anfänge seiner Regierung, sein Kampf mit Napoleon, die Festigkeit, die er im Jahre 1812 gezeigt hat, der Feldzug von 1813, entspringen sie nicht alle denselben Quellen: den Bedingungen des Blutes, der Erziehung, des Lebens, kurz allem, was die Persönlichkeit Alexanders gerade so hervorgebracht hat, wie sie eben war, denselben Quellen, aus denen auch jene Handlungen entspringen, die die Historiker an ihm auszusetzen haben, als da sind: die Heilige Allianz, die Wiederaufrichtung Polens, die Reaktion der zwanziger Jahre?

Worin besteht aber der Kern dieser Vorwürfe?

Darin, daß eine solche geschichtliche Persönlichkeit wie Alexander I, die auf der höchsten nur möglichen Stufe menschlicher Macht wie im Brennpunkt des blendenden Lichtes aller auf sie vereinten Strahlen der Geschichte stand, eine Persönlichkeit, die dem stärksten Einfluß von Intrigen, Täuschungen, Schmeicheleien und Selbstüberhebung,

wie sie nun einmal von jeder Machtstellung untrennbar sind, ausgesetzt war, eine Persönlichkeit, die jeden Augenblick in ihrem Leben die Verantwortung für das, was in Europa geschah, auf sich lasten fühlte, eine Persönlichkeit, die bei alledem keine Phantasiegestalt, sondern ein Mann von Fleisch und Blut war wie andere Menschen auch, mit eignen Gewohnheiten, Leidenschaften und eignem Streben zum Guten, Schönen und Wahren – daß eine solche Persönlichkeit vor fünfzig Jahren nicht etwa ohne Tugenden war – das werfen ihm die Historiker nicht vor –, sondern daß sie nur nicht jene Anschauungen vom Wohl der Menschheit hatte, wie sie jetzt ein Professor vertritt, der sich von Kindesbeinen an mit der Wissenschaft beschäftigt, das heißt mit dem Lesen von Büchern, dem Anhören von Vorlesungen und dem Abschreiben dieser Bücher und Vorlesungen in ein zusammenfassendes Heftchen.

Doch selbst wenn man annimmt, daß sich Alexander I. in seiner Ansicht von dem, was das Wohl der Völker ausmacht, geirrt habe, muß man, ob man will oder nicht, in gleicher Weise zugeben, daß auch die Historiker, die über Alexander zu Gericht sitzen, sich nach Verlauf einiger Zeit in ihren Ansichten über das Wohl der Menschheit als ebenso unzuverlässig erweisen werden. Die Annahme ist um so natürlicher und unvermeidlicher, als wir beim Verfolgen der geschichtlichen Entwicklung sehen, daß sich die Aussichten über das Wohl der Menschheit mit jedem Jahr, mit jedem neuen Schriftsteller ändern, so daß das, was früher als Glück angesehen wurde, nach zehn Jahren als Unglück erscheint, und umgekehrt. Und nicht genug damit, sogar schon zu ein und derselben Zeit finden wir in der Geschichte vollständig entgegengesetzte Ansichten darüber, was zum Heil und zum Unheil war: die einen rechnen Alexander die Verfassung Polens und die Heilige Allianz als Verdienst an, die anderen machen ihm einen Vorwurf daraus.

Über das Wirken Alexanders und Napoleons läßt sich unmöglich sagen, ob es nützlich oder schädlich gewesen ist, denn wir können nicht erklären, wofür es nützlich oder schädlich war. Wenn ihr Wirken jemandem mißfällt, so nur deshalb, weil es mit der beschränkten Auffassung jener Menschen vom Heil der Menschheit nicht übereinstimmt. Was immer ich auch als Glück ansehen mag: die Erhaltung meines Vaterhauses in Moskau im Jahre 1812, den Ruhm der russischen Truppen, das Aufblühen der Petersburger und anderer

Universitäten, die Befreiung Polens, die Machtstellung Rußlands, das europäische Gleichgewicht, die berühmte westeuropäische Aufklärung, Fortschritt genannt – in jedem Fall muß ich anerkennen, daß das Wirken jeder historischen Persönlichkeit außer diesem einen ja auch noch anderen, allgemeineren, mir unfaßbaren Zwecken gedient hat.

Doch nehmen wir an, die sogenannte Wissenschaft besäße die Möglichkeit, alle sich widersprechenden Parteien zu versöhnen, und hätte für geschichtliche Persönlichkeiten und Ereignisse einen unveränderlichen Maßstab des Guten und Bösen. Nehmen wir an, Alexander hätte in allen Dingen anders handeln können. Nehmen wir an, er hätte ganz nach der Vorschrift derer, die ihn jetzt beschuldigen und vom grünen Tisch aus die unendlichen Ziele der Menschheitsbewegung zu kennen behaupten, nach jenem Programm der Nationalität, Freiheit und Gleichheit und des Fortschrittes – ein anderes scheint es ja nicht zu geben – gehandelt, das ihm die in die Hand gedrückt hätten, die ihn jetzt beschuldigen; nehmen wir an, dieses Programm wäre möglich gewesen, ausgearbeitet worden, und Alexander wäre nach ihm verfahren – was wäre da aus der Tätigkeit all jener Leute geworden, die der damaligen Regierungsrichtung entgegenwirkten, einer Tätigkeit, die nach der Ansicht der Historiker doch gut und nützlich war? Diese Tätigkeit wäre nicht gewesen, es hätte kein Leben gegeben, nichts wäre gewesen.

Sobald man annimmt, das Leben der Menschheit könne durch Vernunft gelenkt und geleitet werden, macht man das Leben als solches unmöglich.

2

Nimmt man an, wie das die Historiker tun, daß die großen Männer der Weltgeschichte die Menschheit zu gewissen Zielen hinleiten, Zielen wie die Größe Rußlands oder Frankreichs, das europäische Gleichgewicht, die Verbreitung von Revolutionsideen, der allgemeine Fortschritt, oder was auch immer es sei, so kann man für manche Erscheinungen der Weltgeschichte ohne die Begriffe »Zufall« und »Genie« keine Erklärung finden.

Wäre das Ziel der europäischen Kriege zu Anfang unseres Jahrhunderts die Größe Rußlands gewesen, so hätte dies auch ohne jeden vorhergehenden Krieg und ohne jeden feindlichen Einfall ins Land erreicht werden können. Wäre Frankreichs Größe der Endzweck gewesen, so wäre es auch ohne Revolution und ohne Kaiserreich dazu gekommen. Sollte die Verbreitung von Ideen erreicht werden, so hätte das Drucken von Büchern diese Aufgabe viel besser erfüllt als die Soldaten. Sollten der Fortschritt, die Zivilisation angestrebt werden, so kann man wohl nicht zu Unrecht behaupten, daß es neben der Vernichtung von Menschen und Reichtümern noch andere, zweckmäßigere Mittel und Wege zur Verbreitung unserer Zivilisation gebe.

Warum kam es nun so und nicht anders? Nun, eben deshalb, weil es so kam.

»Der Zufall« schuf eine solche Lage, »das Genie« nutzte sie, sagt die Geschichte. Aber was ist ein »Zufall«? Was ist ein »Genie«?

Die Worte »Zufall« und »Genie« bezeichnen nichts tatsächlich Vorhandenes und können deshalb nicht begrifflich bestimmt werden. Sie bezeichnen nur einen bestimmten Grad im Verstehen einer Erscheinung. Ich weiß nicht, warum dieses oder jenes geschah, ich glaube es nicht wissen zu können, will es deshalb auch gar nicht wissen und sage: Es ist ein Zufall. Ich sehe eine Kraft, die eine Wirkung hervorbringt, die zu den allgemein menschlichen Eigenschaften in keinem Verhältnis steht, begreife nicht, woher dies kommt, und sage: Das ist ein Genie.

Einer Hammelherde muß der Hammel, den der Hirt jeden Abend an eine besondere Futterkrippe treibt und der aus diesem Grund doppelt so fett wird wie die anderen, als Genie erscheinen. Und der

Umstand, daß Abend für Abend gerade dieser Hammel nicht in den gemeinsamen Stall gerät, sondern an eine besondere Futterkrippe mit Hafer, und daß dieser, gerade dieser fette Hammel dann zum Essen geschlachtet wird, muß ihnen als erstaunliche Verbindung von Genialität mit einer ganzen Reihe außerordentlicher Zufälle erscheinen.

Aber die Hammel brauchen nur den Gedanken aufzugeben, daß alles, was mit ihnen vorgeht, nur zur Erreichung ihrer eigenen Hammelziele geschieht, brauchen nur anzuerkennen, daß die ihnen zustoßenden Ereignisse noch andere Zwecke haben können, die sie nicht verstehen, und sogleich werden sie in allem, was mit dem gemästeten Hammel vorgeht, eine Einheitlichkeit und Folgerichtigkeit erkennen. Wenn sie auch nicht begreifen werden, wozu er gemästet wird, so werden sie doch wenigstens begreifen, daß alles, was mit ihm geschieht, nicht ziellos vorgeht, und werden infolgedessen sowohl den Begriff »Zufall« als auch den Begriff »Genie« über Bord werfen.

Erst wenn wir auf das Einsehen wollen eines nahen, begreiflichen Zieles verzichten und zugeben, daß das Endziel für uns unfaßbar ist, werden wir die folgerichtige Entwicklung und Zweckmäßigkeit im Leben historischer Persönlichkeiten erkennen, wird sich uns der Grund der von ihnen hervorgebrachten Wirkungen offenbaren, die zu den allgemein menschlichen Fähigkeiten in keinem Verhältnis stehen, und wir werden die Worte Zufall und Genie nicht mehr anwenden.

Wir brauchen nur zuzugeben, daß uns der Zweck des Auf und niederwallens der Völker Europas unbekannt ist und daß wir nur die Tatsachen kennen, die in einem allgemeinen Morden zuerst in Frankreich, dann in Italien, in Afrika, in Preußen, in Österreich, in Spanien und in Rußland bestanden, und daß der Zug der Völker von Westen nach Osten und von Osten nach Westen das Wesen und Ziel dieser Ereignisse war: dann werden wir in Napoleons und Alexanders Charakter nicht nur keine Ausnahmerecheinung und »Genialität« mehr sehen, sondern uns diese Persönlichkeiten gar nicht mehr anders als andere Menschen vorstellen können. Und jene kleinen Ereignisse, die diese Männer zu dem, was sie waren, gemacht haben, werden wir nicht mehr als »Zufälle« zu erklären brauchen, sondern deutlich erkennen, daß sie alle notwendig waren.

Haben wir aber darauf verzichtet, den Endzweck erkennen zu wollen, so wird uns auf einmal klar werden: wie man sich für eine

Pflanze keine Blüten oder Samenkörner ausdenken kann, die zweckentsprechender wären als die, welche sie selber hervorbringt, ebenso ist man außerstande, sich zwei andere Männer vorzustellen, die mit allem, was sie durchlebt haben, bis zu einem solchen Grad und bis in so winzige Einzelheiten jener Bestimmung entsprochen hätten, die zu erfüllen ihnen vorausbestimmt war.

Kern und Grundidee aller europäischen Ereignisse zu Anfang unseres Jahrhunderts ist die kriegerische Massenbewegung der Völker Europas von Westen nach Osten und von Osten nach Westen. Den ersten Anstoß für diese Bewegung bildete der Zug von Westen nach Osten. Damit die Völker des Westens einen solchen Kriegszug wie den nach Moskau, den sie wirklich zustande brachten, ausführen konnten, war unbedingt nötig: erstens daß sie sich zu einer Kriegsschar von solcher Größe zusammenschlossen, die einem Anprall gegen die Kriegsschar des Ostens standhalten konnte; zweitens daß sie mit allen althergebrachten Überlieferungen und Gewohnheiten brachen, und drittens, daß sie bei der Ausführung ihres Kriegszuges an ihrer Spitze einen Mann hatten, der sowohl für sich selber als auch für sie alle vorkommenden Betrügereien, Plünderungen und Mordtaten, wie sie diesen Feldzug begleiteten, zu rechtfertigen verstand.

Mit der Französischen Revolution beginnt sich die ehemalige, nicht mehr genügend große Kriegsschar zu zersetzen, die alten Gewohnheiten und Überlieferungen gehen zugrunde, Schritt für Schritt bilden sich neue Maßstäbe, neue Eigenheiten und Gebräuche heraus, und jener Mann steigt allmählich empor, der an der Spitze der künftigen Bewegungen stehen und die Verantwortung für alle Ereignisse tragen sollte.

Ein Mann ohne Überzeugungen, ohne Gewohnheiten, ohne Überlieferungen, ohne Namen, der nicht einmal ein Franzose war, wird durch die, wie es scheinen könnte, seltsamsten Zufälle zwischen allen Frankreich aufwühlenden Parteien hindurchgeschoben und, ohne sich einer von ihnen anzuschließen, zu dieser weithin sichtbaren Stellung empor getragen.

Die Unwissenheit seiner Kameraden, die Schwäche und Ohnmacht der Gegner, sein eignes offenkundiges Lügen und seine glänzende, selbstbewußte Beschränktheit befördern diesen Menschen an die Spitze einer Armee. Die glänzende Verfassung der Soldaten des italienischen Heeres, die Unlust seiner Feinde, Krieg zu führen, seine eigne knabenhafte Keckheit und Selbstsicherheit erringen ihm kriegerischen Ruhm. Zahllose sogenannte Zufälligkeiten geben ihm

bei seinem Aufstieg das Geleit. Die Ungnade, in die er bei Frankreichs führenden Männern fällt, wird ihm zum Segen. All seine Versuche, dem Weg untreu zu werden, der für ihn vorausbestimmt war, schlagen fehl: er wird nicht für den Dienst in Rußland angenommen, auch das Kommando nach der Türkei bekommt er nicht. Während der Kriege in Italien schwebt er zu wiederholten Malen am Rande des Abgrunds, wird aber immer wieder auf unerwartete Weise gerettet. Die russischen Truppen, eben jene, die seinen Ruhm zunichte machen konnten, betreten infolge diplomatischer Verhandlungen Europa nicht, solange er dort weilt.

Bei seiner Rückkehr aus Italien findet er die Regierung in Paris in jenem Zustand der Zersetzung vor, in dem alle Männer, die in eine solche Regierung geraten, unwiderruflich aufgerieben werden und zugrunde gehen. Doch auch aus dieser gefährlichen Lage eröffnet sich wie von selber für ihn ein Ausweg: die sinnlose Expedition nach Afrika, die jedes Grundes entbehrt. Und wieder geben ihm dabei jene sogenannten Zufälle das Geleit. Das uneinnehmbare Malta ergibt sich ohne einen Schuß, seine unvorsichtigsten Anordnungen werden von Erfolg gekrönt. Die feindliche Flotte, die in der Folge nicht ein einziges Boot mehr übersieht, läßt eine ganze Armee durch. In Afrika wird gegen die fast unbewaffneten Einwohner eine ganze Kette von Schandtaten verübt. Und die Menschen, die solche Schandtaten vollbringen, und vor allem ihr Führer reden sich ein, dies sei schön, ruhmvoll und herrlich und den Taten Cäsars und Alexanders des Großen an die Seite zu stellen.

Jenes Ideal von Ruhm und Größe, das darin besteht, daß man alles, was man tut, nicht nur nicht schlecht findet, sondern sich sogar noch jedes Verbrechens rühmt, indem man ihm eine dunkle, übernatürliche Bedeutung zuschreibt – dieses Ideal, das diesen Menschen und seine Verbündeten zeitlebens leiten sollte, gelangt in Afrika zu uneingeschränkter Entfaltung. Alles, was er nur unternimmt, glückt ihm. Sogar die Pest macht vor seiner Person halt. Das grausame Totschlagen der Gefangenen wird ihm nicht als Schuld angekreidet. Seine knabenhaft unvorsichtige, grundlose Abreise aus Afrika, wo er seine Kameraden in Not zurückläßt, wird ihm als Verdienst angerechnet, und wieder läßt ihn die feindliche Flotte zweimal entwischen. Und in dem Augenblick, da er, von den ihm geglückten Verbrechen schon völlig betäubt und auf seine Rolle vorbereitet, ohne jeden Grund nach

Paris kommt, ist jene Zersetzung der republikanischen Regierung, die ihm noch vor einem Jahr zum Verderben hätte werden können, nun auf ihrem Höhepunkt angelangt, und so kann ihm, einem Mann, der außerhalb der Parteien steht, diese Anwesenheit jetzt nur von Nutzen sein.

Er hat keinen Plan, fürchtet alles, aber die Parteien drängen sich ihm auf und verlangen seine Teilnahme.

Er allein mit seinem in Italien und Ägypten zur Entfaltung gelangten Ideal von Ruhm und Größe, mit seiner unsinnigen Selbstvergötterung, seiner Dreistigkeit im Verbrechen, seiner offenkundigen Lügelei – er allein ist imstande, das zu rechtfertigen, was sich vollziehen muß.

Er ist für diesen Platz, der ihn erwartet, notwendig und wird deshalb fast gegen seinen Willen und trotz seiner Unentschiedenheit, Planlosigkeit und aller Fehler, die er macht, in eine Verschwörung verwickelt, deren Zweck es ist, die höchste Macht an sich zu reißen, und diese Verschwörung wird von Erfolg gekrönt.

Man drängt ihn in eine Sitzung der führenden Männer. Erschrocken will er fliehen, hält sich für verloren, verstellt sich, fällt in Ohnmacht, redet sinnlose Dinge, die seinen Untergang hätten herbeiführen müssen. Aber die führenden Männer von Frankreich, früher so klug und stolz, verlieren in dem Gefühl, daß ihre Rolle ausgespielt ist, jetzt noch mehr den Kopf als er und sagen nicht das, was sie hätten sagen müssen, um die Macht in Händen zu behalten und ihn zu verderben.

Ein »Zufall«, Millionen von »Zufällen« geben ihm die Macht in die Hand, und wie auf Verabredung wirken alle Menschen mit, diese Macht zu befestigen. »Zufälle« geben den führenden Männern von Frankreich damals Charaktere, die sich ihm unterordnen können, »Zufälle« bilden den Charakter Pauls I. so, daß er Napoleons Macht anerkennt, »Zufälle« führen eine Verschwörung gegen ihn herbei, die ihm nicht nur nicht schadet, sondern seine Macht nur noch verstärkt. Ein »Zufall« liefert ihm Enghien in die Hände und zwingt ihn plötzlich, diesen zu töten, und gerade dadurch überzeugt er wieder, stärker als durch andere Mittel, die Menge davon, daß er recht hat, da ja die Macht in seinen Händen liegt. Ein »Zufall« will es, daß er alle seine Kräfte zu einem Zug nach England rüstet, der ihn sicherlich ins Verderben gestürzt hätte, aber dennoch diese Absicht nie ausführt,

sondern unversehens Mack und die Österreicher überfällt, die sich ohne Schwertstreich ergeben. »Zufall« und »Genialität« verleihen ihm den Sieg bei Austerlitz, und »zufällig« anerkennen nun alle Leute, nicht nur die Franzosen, sondern ganz Europa – ausgenommen England, das an den Ereignissen, die sich vollziehen sollen, keinerlei Anteil nimmt –, obgleich sich früher alle mit Grauen und Abscheu von Napoleons Verbrechen abgewendet haben, seine Macht und den Titel, den er sich selber gegeben hat, sowie sein Ideal von Größe und Ruhm, das ihnen aus irgendeinem Grund herrlich und vernünftig scheint.

Wie zum Versuch und zur Vorbereitung auf den bevorstehenden Zug streben die Westmächte bereits in den Jahren 1805 bis 1809, immer stärker und zahlreicher werdend, wiederholt nach Osten. Im Jahre 1811 vereint sich jene Kriegsschar, die sich in Frankreich zusammengeschlossen hat, mit den Völkern Mitteleuropas zu einer einzigen gewaltigen Masse. Und mit dem Anwachsen der Masse entwickelt sich auch die Verantwortungskraft des Menschen, der an ihrer Spitze steht, immer schrankenloser. In der zehnjährigen Vorbereitungszeit, die diesem gewaltigen Zug vorangeht, kommt dieser Mann mit allen gekrönten Häuptern Europas zusammen. Die entthronten Herrscher der Welt können dem unsinnigen Napoleonischen Ideal von Größe und Ruhm kein vernünftigeres Ideal entgegenstellen. Einer nach dem anderen bemühen sie sich, ihm ihre Nichtigkeit zu zeigen. Der König von Preußen schickt seine Gemahlin²³⁸, damit sie die Gewogenheit des großen Mannes erschmeichle, der Kaiser von Österreich hält es für eine Gnade, daß dieser Mensch die Tochter des Kaiserhauses ins Ehebett nimmt, und selbst der Papst, der Hüter des Heiligtums der Völker, dient mit seiner Religion dazu, diesen großen Mann nur noch größer zu machen.

Und nicht Napoleon allein ist es, der sich so auf die Durchführung seiner Rolle vorbereitet, sondern noch mehr bringt ihn seine Umgebung dazu, die Verantwortung für alles, was sich vollzieht und noch vollziehen soll, auf sich zu nehmen. Keinen Schritt, keine Schandtats, keinen kleinlichen Betrug kann er verüben, der nicht sogleich im Mund seiner Umgebung zur Heldentat gestempelt würde. Das schönste Fest, das sich die Deutschen für ihn ausdenken können, wird für ihn der Triumph von Jena und Auerstedt. Und nicht er allein ist groß, groß sind auch seine Ahnen, Brüder, Stiefsöhne und Schwäger. Alles geschieht, um ihm den letzten Rest von Verstand zu rauben und

ihn auf seine furchtbare Rolle vorzubereiten. Und in dem Augenblick, in dem er bereit ist, sind auch die Kräfte bereit.

Der einfällende Feind strebt nach Osten und erreicht sein Endziel: Moskau. Die Hauptstadt wird eingenommen; die russischen Truppen sind schwerer geschlagen, als in allen früheren Kriegen von Austerlitz bis Wagram je ein feindliches Heer geschlagen worden ist. Da aber tauchen auf einmal statt jener »Zufälle« und jener »Genialität«, die ihn bisher durch eine ununterbrochene Reihe von Erfolgen so beharrlich bis zum vorbestimmten Ziel geführt haben, eine Unmenge entgegengesetzter »Zufälle« auf, vom Schnupfen bei Borodino bis zu den Frösten und dem Funken, der Moskau in Flammen setzt, und statt der »Genialität« tritt eine Dummheit und Gemeinheit hervor, die keine Beispiele kennt.

Das Einfallsheer flieht, kommt wieder zurück, flieht von neuem, und alle Zufälle sind jetzt auf einmal nicht mehr für, sondern immer nur gegen ihn.

Nun folgt ein Gegenzug von Osten nach Westen, der mit dem vorhergegangenen Zug von Westen nach Osten auffallende Ähnlichkeit hat. Dieselben Versuche wie beim ersten Kriegszug, in den Jahren 1805 bis 1809, gehen auch diesem großen Zug voran, dieselbe Bildung einer Kriegsschar von gewaltigem Ausmaß, dasselbe Anschließen der Völker Mitteleuropas, dasselbe Schwanken auf halbem Weg und dieselbe Hast, je näher das Ziel rückt.

Paris, das äußerste Ziel, ist erreicht. Napoleons Herrschaft und sein Heer sind zugrunde gerichtet. Er selber hat keine Bedeutung mehr. Alle seine Handlungen sind sichtlich jämmerlich und ekelhaft. Da tritt abermals ein unerklärlicher Zufall ein. Die Verbündeten hassen Napoleon, weil sie in ihm den Urheber ihrer Not sehen. Seiner Macht und Kraft beraubt, seiner Schandtaten und Ränke überführt, hätte er ihnen als derselbe außerhalb der Gesetze stehende Räuber erscheinen müssen, wie er ihnen zehn Jahre früher und ein Jahr später erschien. Doch infolge eines merkwürdigen Zufalls sieht dies niemand. Seine Rolle ist noch nicht zu Ende. Den Mann, der zehn Jahre vorher und ein Jahr nachher als ein außerhalb der Gesetze stehender Raubgeselle angesehen wird, schickt man auf eine nur zwei Tagereisen von Frankreich entfernte Insel, die man ihm als Eigentum überläßt, gibt ihm eine Leibwache mit und zahlt ihm, kein Mensch weiß wofür, Millionen aus.

4

Die Flut der Völker tritt allmählich in ihre Ufer zurück. Die Wellen der großen Bewegung verebben, und auf dem ruhig gewordenen Meer bilden sich Strudel, in denen die Diplomaten herumgewirbelt werden, wobei sie sich immer noch einbilden, daß gerade sie den Stillstand der Bewegung hervorgerufen haben.

Doch das ruhig gewordene Meer erhebt sich plötzlich abermals. Die Diplomaten glauben, daß sie, ihre Uneinigkeiten, die Ursache zu diesem neuen Ansturm der Kräfte sind. Sie erwarten einen Krieg zwischen ihren Herrschern. Die Lage scheint ihnen unentwirrbar. Aber die Woge, deren Heranbrausen sie fühlen, kommt nicht von der Seite, von der sie sie erwarten. Es ist die alte Woge, die sich noch einmal erhebt, und zwar von demselben Ausgangspunkt aus: von Paris. Das letzte Zurückfluten der Bewegung von Westen her vollzieht sich, ein Zurückfluten, das alle unentwirrbar scheinenden diplomatischen Verwickelungen lösen und der kriegerischen Bewegung dieser Periode ein Ende machen soll.

Der Mann, der Frankreich verheert hat, kommt allein, ohne Verschwörung und ohne Soldaten, nach Frankreich zurück. Jeder Wachtposten kann ihn verhaften, aber durch einen seltsamen Zufall nimmt ihn nicht nur kein Mensch fest, sondern alle empfangen mit wahrer Begeisterung einen Mann, dem sie tags zuvor geflücht haben und in vier Wochen wieder fluchen werden.

Denn dieser Mensch ist nötig, um auch noch den letzten gemeinsamen Akt zu rechtfertigen.

Der Akt ist zu Ende.

Die letzte Rolle ist ausgespielt. Den Schauspieler bedeutet man, das Flittergewand abzulegen und Schminke und Puder abzuwaschen. Man braucht ihn nun nicht mehr.

Und im Verlauf mehrerer Jahre spielt nun dieser Mensch auf seiner einsamen Insel vor sich selber eine klägliche Komödie, ersinnt Intrigen und Lügen, um seine Taten zu rechtfertigen, wo eine Rechtfertigung doch schon gar nicht mehr nötig ist, und zeigt so der ganzen Welt, wie das beschaffen gewesen ist, was sie für eine Kraft

gehalten hat, während es doch eine unsichtbare Hand war, die sie geleitet hat. Nachdem das Drama zu Ende ist und der Schauspieler seine Flitter abgelegt hat, zeigt ihn der Regisseur dem Publikum: Seht her, an wen ihr geglaubt habt! So sieht er aus! Seht ihr jetzt, daß nicht er euch bewegt hat, sondern ich?

Doch die durch die Kraft der Bewegung geblendeten Leute vermögen das lange nicht zu fassen.

Noch größere Folgerichtigkeit und Notwendigkeit tritt im Leben Alexanders I. in Erscheinung, der an der Spitze der Gegenbewegung von Osten nach Westen stand.

Was für Eigenschaften brauchte ein Mann, der, alle anderen überragend, an der Spitze dieser Bewegung stand?

Er brauchte Gerechtigkeitsgefühl, Interesse an europäischen Angelegenheiten, das nicht durch kleinliche Einflüsse getrübt und abgezogen wurde, brauchte geistige Überlegenheit über seinesgleichen, über die Herrscher jener Zeit, brauchte milde und anziehende Charaktereigenschaften, brauchte persönlichen Haß gegen Napoleon.

Und dies alles besitzt Alexander I. Dies alles hat sich durch unzählige sogenannte Zufälle während seines ganzen vorhergegangenen Lebens bei ihm entfaltet: durch seine Erziehung wie durch die liberalen Anfänge seiner Regierung, durch die Räte seiner Umgebung und durch Austerlitz, Tilsit und Erfurt.

Während des Volkskrieges tritt diese Persönlichkeit nicht in Aktion, denn da ist sie nicht nötig. Aber sobald sich die Notwendigkeit eines allgemeinen europäischen Krieges zeigt, tritt dieser Mann im gegebenen Augenblick auf seinen Platz, vereint die Völker Europas und führt sie zum Ziel.

Das Ziel ist erreicht. Nach dem letzten Krieg von 1815 steht Alexander auf der höchsten Höhe menschlicher Macht. Und wie verwendet er sie?

Alexander I. der in Europa Frieden stiftet, der von Jugend an nur nach dem Heil seiner Völker strebt, der erste Urheber liberaler Verbesserungen in seinem Vaterland, erkennt jetzt, da er scheinbar die größte Macht und daher auch die größte Möglichkeit besitzt, alles zum Heil seiner Völker zu unternehmen, während Napoleon in der Verbannung kindische und lügenhafte Pläne entwirft, wie er die Menschheit beglücken würde, wenn er die Macht in Händen hätte –

Alexander I. erkennt plötzlich, nachdem er seine Berufung erfüllt und die Hand Gottes über sich gefühlt hat, die Eitelkeit dieser vermeintlichen Macht, wendet sich von ihr ab, legt sie in die Hände minderwertiger Leute, die er verachtet, und sagt nur: »Nicht uns, nicht uns, sondern deinem Namen²³⁹ wohnt die Macht inne. Ich bin auch nur ein Mensch wie ihr; laßt mich wie ein Mensch leben und an meine Seele und an Gott denken.«

Wie die Sonne und jedes Atom im Äther ein in sich abgeschlossener runder Körper und zugleich nur ein Teilchen in dem durch seine gewaltigen Ausmaße für den Menschen unfaßbaren All ist, so trägt auch jede Persönlichkeit ihr eigenes Ziel und ihre eigene Bestimmung in sich, um dadurch den allgemeinen Zielen zu dienen, die für den Menschenverstand unerreichbar sind.

Eine Biene, die auf einer Blume gesessen hatte, sticht ein Kind. Darum hat nun das Kind Angst vor allen Bienen und denkt, der Zweck der Bienen sei, die Menschen zu stechen. Der Dichter labt sich am Anblick der Biene, wie sie an einem Blütenkelch saugt, und denkt, der Zweck der Biene sei, den Duft der Blumen einzusaugen. Der Bienenzüchter beobachtet, wie die Biene den Blütenstaub sammelt und in den Korb trägt, und sagt nun, der Zweck der Biene sei das Einsammeln von Honig. Ein zweiter Imker, der sich das Leben im Bienenkorb noch näher angesehen hat, behauptet, die Biene sammle den Blütenstaub, um die jungen Bienen zu füttern und eine Königin hervorzubringen, und folglich sei ihr Zweck die Fortpflanzung der Art. Der Botaniker sieht, wie die Biene mit dem Blütenstaub einer zweihäusigen Pflanze zu einem Stempel hinfliegt und diesen befruchtet, und erblickt darin den Zweck der Biene. Ein anderer beobachtet das Wandern der Pflanzen, sieht, wie die Biene bei diesem Wandern mithilft, und dieser neue Beobachter kann denken, daß darin der Zweck der Biene bestehe. Doch der Endzweck der Biene wird weder durch den einen noch durch den anderen noch durch einen dritten Zweck erschöpft, den der Mensch zu entdecken imstande ist. Und je höher sich der Menscheng Geist bei der Entdeckung solcher Ziele emporschwingt, um so deutlicher wird er erkennen, daß ihm das Endziel unfaßbar ist.

Der Mensch bringt es nur bis zur Beobachtung der Verbindungslinien zwischen dem Leben der Biene und anderen

Lebenserscheinungen. Und das gleiche gilt von den Zwecken historischer Persönlichkeiten und Völker.

5

Die Hochzeit Nataschas mit Besuchow, die im Jahre 1813 stattfand, war das letzte frohe Ereignis in der alten Familie Rostow. Im selben Jahr starb Graf Ilja Andrejewitsch, und wie das häufig der Fall zu sein pflegt, zerfiel mit seinem Tod die frühere Familie.

Die Ereignisse des letzten Jahres: der Brand Moskaus und die Flucht aus der Stadt, das Hinsiechen des Fürsten Andrej und Nataschas Verzweiflung, der Heldentod Petjas, das tiefe Leid der Gräfin – dies alles hatte Schlag auf Schlag das Haupt des alten Grafen getroffen. Er schien nicht mehr die Kraft in sich zu fühlen, alle diese Ereignisse zu begreifen, und begriff sie auch nicht, sondern senkte nur sein graues Haupt, als erwarte und erbäte er immer neue Schläge, die sein Ende herbeiführen möchten. Bald zeigte er sich verängstigt und zerstreut, bald unnatürlich lebhaft und unternehmend.

Eine Zeitlang nahmen ihn die äußeren Vorbereitungen zu Nataschas Hochzeit in Anspruch. Er bestellte Dinners und Soupers und wollte offenbar lustig scheinen, aber seine Heiterkeit teilte sich nicht wie früher den anderen mit, sondern erweckte im Gegenteil das Mitleid aller, die ihn kannten und liebten.

Nachdem Pierre mit seiner Frau abgereist war, zeigte er sich stiller und fing an, über trübe Stimmungen zu klagen. Nach ein paar Tagen wurde er krank und mußte sich zu Bett legen. Obgleich die Ärzte ihm tröstlich zuredeten, war es ihm doch vom ersten Tag seiner Krankheit an klar, daß er nicht wieder aufstehen werde. Die Gräfin brachte vierzehn Tage, ohne sich auszukleiden, in einem Lehnstuhl neben seinem Bett zu. Jedesmal, wenn sie ihm die Medizin reichte, fing er an zu schluchzen und küßte ihr stumm die Hand. Am letzten Tag bat er unter Tränen seine Frau und seinen Sohn, der zwar nicht anwesend war, um Verzeihung, daß er mit ihrem Vermögen so schlecht gewirtschaftet hatte. Dies war die Hauptschuld, die er auf sich lasten fühlte. Nachdem er das Abendmahl genommen und die letzte Ölung empfangen hatte, starb er sanft und still. Am nächsten Tag war die kleine Rostowsche Mietswohnung voll von Bekannten, die dem Verstorbenen die letzte Ehre erweisen wollten. Und alle diese Bekannten, die so oft bei ihm gegessen und getanzt und so oft über ihn

gelacht hatten, sagten jetzt wie aus einem einstimmigen Gefühl der Rührung und des inneren Vorwurfs, und als wollten sie sich vor jemandem rechtfertigen: Ja, wie dem auch immer gewesen sein mag, ein prächtiger Mensch war er doch! Solche Leute trifft man heutzutage gar nicht mehr ... Wer hätte nicht auch seine Schwächen?

Und gerade zu einer Zeit, als sich die Verhältnisse des Grafen dermaßen verwirrt hatten, daß nicht auszudenken war, was für ein Ende dies nehmen werde, wenn es nur noch ein Jahr so fortginge, war er nun plötzlich gestorben.

Nikolaj befand sich mit den russischen Truppen in Paris, als ihn die Nachricht vom Tod seines Vaters traf. Er reichte sogleich seinen Abschied ein, wartete aber die Antwort nicht ab, nahm Urlaub und fuhr nach Moskau. Vier Wochen nach dem Tod des alten Grafen war der Stand des Vermögens klargestellt, und alle staunten über die Riesensumme der verschiedenen kleinen Schulden, von denen niemand auch nur eine Ahnung gehabt hatte. Seine Schulden waren noch einmal so groß wie das Vermögen.

Verwandte und Freunde rieten Nikolaj, auf die Erbschaft zu verzichten. Aber Nikolaj erblickte in einer solchen Ablehnung der Erbschaft einen Ausdruck des Vorwurfs gegen das ihm heilige Andenken seines Vaters, wollte von einem Verzicht nichts wissen und nahm die Erbschaft und mit ihr die Verpflichtung zum Bezahlen der Schulden an.

Die Gläubiger, die solange geschwiegen hatten, weil sie bei Lebzeiten des Grafen durch jenen unbestimmbaren, aber mächtigen Einfluß gebunden waren, den seine haltlose Güte auf sie ausübte, kamen plötzlich alle mit ihren Forderungen an. Und wie das immer so geht, wetteiferten sie nun förmlich, wer zuerst Geld bekomme, und jene selben Leute, die, wie der Sekretär Mitenka und andere, Wechsel ohne Gegenleistung als Geschenk erhalten hatten, zeigten sich nun als die erbittertsten Gläubiger. Sie gönnten Nikolaj weder Frist noch Erholung, und jene, die scheinbar mit dem Alten, der doch schuld an ihrem Verlust war, soweit man von einem solchen überhaupt sprechen konnte, noch Mitleid gehabt hatten, fielen nun ohne Erbarmen über den jungen Erben her, der doch zweifellos ihnen gegenüber unschuldig war und nur die Bezahlung gutmütig auf sich genommen hatte.

Nicht einer der Schachzüge Nikolajs gelang. Das Gut wurde für den halben Preis gerichtlich versteigert, und dennoch blieb die Hälfte

der Schulden unbezahlt. Nikolaj nahm die ihm von seinem Schwager angebotenen dreißigtausend Rubel an und bezahlte damit jene Schulden, die er als wirkliche Geldschulden anerkannte. Um für den noch verbleibenden Rest nicht ins Gefängnis gesteckt zu werden, womit die Gläubiger ihm drohten, trat er wieder in den Dienst ein.

Sich wieder zur Armee zu begeben, wo er bei der ersten Vakanz Regimentskommandeur geworden wäre, war deshalb nicht möglich, weil sich die Mutter jetzt an den Sohn wie an das letzte, was ihr das Leben noch lebenswert machte, klammerte. Und obgleich er lieber nicht in Moskau im Kreis jener Leute, die ihn früher gekannt hatten, geblieben wäre und eine Abneigung gegen den Zivildienst besaß, zog er dennoch seine geliebte Uniform aus, nahm in Moskau eine Stelle im Staatsdienst an und siedelte mit der Mutter und Sonja in eine kleine Wohnung am Siwzewi-Wraschek über.

Natascha und Pierre lebten zu dieser Zeit in Petersburg und hatten von Nikolajs Verhältnissen keine klare Vorstellung. Nikolaj, der von seinem Schwager Geld geliehen hatte, suchte seine ärmliche Lage vor ihm geheim zu halten. Er befand sich deshalb in einer so besonders schwierigen Lage, weil er von seinen zwölfhundert Rubeln Gehalt nicht nur sich, Sonja und die Mutter erhalten mußte, sondern diese auch so erhalten mußte, daß sie nicht merkte, wie arm sie geworden waren. Die Gräfin konnte sich ein Leben ohne den ihr von Kindheit an zur Gewohnheit gewordenen Luxus nicht denken und verlangte ununterbrochen und ohne Verständnis dafür, wie schwer es dem Sohne wurde, bald einen Wagen, den sie nicht mehr besaßen, um eine Bekannte holen zu lassen, bald ein teures Gericht für sich selber oder Wein für den Sohn, und bald Geld, um Natascha, Sonja und Nikolaj selbst mit Geschenken zu überraschen.

Sonja führte den Haushalt, pflegte die Tante, las ihr vor, ertrug ihre Launen und ihre versteckte Abneigung und half Nikolaj, die dürftige Lage, in der sie sich befanden, vor der alten Gräfin geheim zu halten. Nikolaj fühlte eine nie abzutragende Schuld der Dankbarkeit gegen Sonja für alles, was sie an seiner Mutter tat, bewunderte ihre Geduld und Hingabe, suchte sich aber doch von ihr fernzuhalten.

Es war, als mache er es ihr im Grund seines Herzens zum Vorwurf, daß sie zu vollkommen war und nichts an sich hatte, was man hätte tadeln können. Sie besaß alles, wofür man Menschen schätzt, aber wenig von dem, weswegen man sie liebt. Und er fühlte: je mehr er sie

hochschätzen mußte, um so weniger liebte er sie. Er nahm sie beim Wort, da sie ihm durch ihren Brief die Freiheit wiedergegeben hatte, und begegnete ihr jetzt so, als sei alles, was zwischen ihnen gewesen war, lang, lang vergessen und könne auf keinen Fall wiederkehren.

Nikolajs Lage gestaltete sich immer schwieriger. Der Gedanke, von seinem Gehalt etwas zurückzulegen, erwies sich als Trugbild. Er konnte nicht nur nichts zurücklegen, sondern geriet dadurch, daß er alle Wünsche seiner Mutter befriedigte, nach und nach in kleine Schulden. Nirgends zeigte sich ihm ein Ausweg aus dieser Lage. Der Gedanke an eine Heirat mit einer reichen Erbin, wie sie ihm die Damen seiner Verwandtschaft vorschlugen, war ihm zuwider. Der zweite Ausweg, der Tod seiner Mutter, kam ihm niemals in den Sinn. Er hatte keinen Wunsch, keine Hoffnung und weidete sich in tiefster Seele an dem finsternen, herben Genuß, seine Lage ohne Murren zu ertragen. Nur gab er sich Mühe, allen seinen früheren Bekannten, die ihn immer bloß bemitleideten und ihm Hilfe anboten, was ihn verletzte, aus dem Weg zu gehen, mied alle Zerstreungen und Unterhaltungen, und beschäftigte sich sogar zu Hause mit nichts anderem, als daß er mit seiner Mutter Karten legte oder schweigend im Zimmer auf und ab ging und eine Pfeife nach der andern rauchte. Es war, als gehe sein ganzes Bestreben nur dahin, diese düstere Gemütsstimmung zu wahren, in der allein er sich imstande fühlte, seine jetzige Lage zu ertragen.

6

Zu Anfang des Winters kam Prinzessin Marja nach Moskau. Aus den Gerüchten, die in der Stadt umliefen, erfuhr sie von der Lage der Rostows und wie der Sohn sich für die Mutter aufopfere, was man überall in der Stadt erzählte.

Ich habe von ihm nichts anderes erwartet, sagte sich Prinzessin Marja und fühlte mit Freuden ihre Liebe zu ihm gerechtfertigt. Sie dachte an ihre freundschaftlichen, fast verwandtschaftlichen Beziehungen zur ganzen Familie und hielt es für ihre Pflicht, diese aufzusuchen. Doch wenn sie sich an ihre Beziehungen zu Nikolaj in Woronesch erinnerte, scheute sie sich doch auch wieder, hinzugehen. Endlich überwand sie sich mit großer Anstrengung, und ein paar Wochen nach ihrer Ankunft in der Stadt fuhr sie zu den Rostows.

Nikolaj war der erste, der ihr entgegenkam, da man in das Zimmer der Gräfin nur durch sein Zimmer gelangen konnte.

Beim ersten Blick auf Prinzessin Marja nahm Nikolajs Gesicht statt des Ausdrucks der Freude, den sie bei ihm zu sehen gehofft hatte, einen von ihr früher nie an ihm wahrgenommenen Ausdruck der Kälte, Trockenheit und des Stolzes an. Nikolaj erkundigte sich nach ihrer Gesundheit, geleitete sie zu seiner Mutter, blieb fünf Minuten sitzen und zog sich dann in sein Zimmer zurück.

Als die Prinzessin dann von der Gräfin herauskam, trat Nikolaj wieder auf sie zu und brachte sie besonders feierlich und förmlich ins Vorzimmer. Auf ihre Bemerkungen über die Gesundheit der Gräfin erwiderte er kein Wort. Was geht Sie das an? Lassen Sie mich in Ruhe, sagte sein Blick.

»Wozu kriecht sie überall herum? Was will sie nur? Ich kann diese Damen und alle diese liebenswürdigen Reden nicht ausstehen!« sagte er, da er seinen Ärger sichtlich nicht zurückhalten konnte, laut zu Sonja, als der Wagen der Prinzessin vom Hause fortfuhr.

»Ach, wie können Sie nur so etwas sagen, Nicolas«, erwiderte Sonja, die kaum ihre Freude verbergen konnte. »Sie ist so gut, und maman hat sie so gern.«

Nikolaj gab keine Antwort und wollte nun überhaupt nicht mehr von der Prinzessin reden. Doch seit sie diesen Besuch gemacht hatte, fing die alte Gräfin jeden Tag immer wieder von ihr an.

Sie lobte sie, verlangte, daß der Sohn zu ihr hinfahre, äußerte den Wunsch, sie öfter zu sehen, bekam dabei aber immer schlechte Laune, wenn sie von ihr sprach.

Nikolaj sagte absichtlich kein Wort, wenn seine Mutter von der Prinzessin sprach, aber sein Schweigen reizte die Gräfin nur noch mehr.

»Sie ist ein prächtiges Mädchen von innerem Wert«, sagte sie, »du mußt ihren Besuch erwidern. Dann wirst du doch einmal Menschen sehen; denn mit uns, denke ich, mußt du dich langweilen.«

»Ich habe nicht das mindeste Verlangen danach, Mama.«

»Früher wolltest du immer gern Menschen sehen, und jetzt willst du es auf einmal nicht mehr. Ich verstehe dich wirklich nicht, mein Junge. Bald langweilst du dich, bald willst du plötzlich niemanden mehr sehen.«

»Aber ich habe doch gar nicht gesagt, daß ich mich langweile.«

»Ja, aber du hast selber gesagt, daß du sie nicht sehen willst. Sie ist ein sehr wertvolles Mädchen und hat dir immer gefallen, und jetzt auf einmal diese sonderbaren Ideen! Doch vor mir wird ja immer alles geheimgehalten.«

»Aber nicht das geringste, Mama.«

»Wenn ich dich noch um etwas Unangenehmes gebeten hätte, aber ich verlange doch von dir bloß, daß du einen Gegenbesuch machst. Ich glaube, das erfordert schon die Höflichkeit ... Ich habe dich darum gebeten, werde mich aber von nun an in nichts mehr einmischen, wenn du Geheimnisse vor deiner Mutter hast.«

»Aber ich werde ja auch hingehen, wenn Sie es durchaus wollen.«

»Mir ist es einerlei, ich will es ja nur deinetwegen.«

Nikolaj seufzte, biß sich auf die Lippen, legte die Karten auf und suchte die Aufmerksamkeit seiner Mutter auf etwas anderes zu lenken.

Am folgenden, am dritten und am vierten Tag wiederholte sich dasselbe Gespräch.

Nach ihrem Besuch bei den Rostows und dem unerwartet kalten Empfang, der ihr von Nikolaj bereitet worden war, gestand sich

Prinzessin Marja ein, daß sie recht gehabt hatte, als sie nicht zu den Rostows hatte gehen wollen.

Ich habe gar nichts anderes erwartet, sagte sie sich, ihren Stolz zu Hilfe rufend. Ich habe mit ihm nicht das geringste zu schaffen und wollte nur die alte Dame sehen, die immer so gut gegen mich war und der ich mich in vielem verpflichtet fühle.

Aber sie konnte sich mit diesen Erwägungen nicht zufrieden geben. Ein Gefühl, ähnlich dem der Reue, quälte sie, wenn sie an diesen Besuch dachte. Obgleich sie fest entschlossen war, die Rostows nie wieder zu besuchen und dies alles zu vergessen, befand sie sich dennoch ständig in einem Zustand, den sie sich nicht zu erklären vermochte. Und wenn sie sich fragte, was es nun eigentlich war, was sie immer quälte, so mußte sie sich eingestehen, daß es ihr Verhältnis zu Nikolaj war. Sein kalter, höflicher Ton entsprang nicht seinen Gefühlen für sie – das wußte sie –, sondern verbarg irgend etwas. Und dieses Etwas mußte sie aufklären, eher fand sie keine Ruhe, das fühlte sie.

Um die Mitte des Winters saß sie einmal im Schulzimmer und wohnte den Unterrichtsstunden ihres Neffen bei, als ihr Rostows Besuch gemeldet wurde. Fest entschlossen, ihr Geheimnis nicht preiszugeben und ihre Verwirrung nicht zu zeigen, rief sie Mademoiselle Bourienne und ging mit ihr zusammen ins Empfangszimmer.

Beim ersten Blick auf Nikolajs Gesicht erkannte sie, daß er nur gekommen war, um der Pflicht der Höflichkeit zu genügen, und faßte den festen Entschluß, denselben Ton beizubehalten, den er gegen sie anwenden werde.

Sie sprachen von der Gesundheit der Gräfin, von gemeinsamen Bekannten, von den letzten Kriegsneuigkeiten, und als die vom Anstand geforderten zehn Minuten um waren, nach denen sich der Gast erheben darf, stand Nikolaj auf und verabschiedete sich.

Die Prinzessin hatte mit Hilfe Mademoiselle Bouriennes das Gespräch sehr gut in Fluß gehalten, aber im letzten Augenblick, gerade als sich Nikolaj erhob, war sie des Redens über Dinge, an denen sie gar keinen Anteil nahm, so müde, und der Gedanke, warum ihr allein so wenig Freude im Leben beschieden war, beschäftigte sie so sehr, daß sie in einer Anwandlung von Zerstretheit, die leuchtenden Augen

starr vor sich hin gerichtet, unbeweglich sitzen blieb und gar nicht merkte, daß er aufgestanden war.

Nikolaj sah sie an, wollte sich aber den Anschein geben, als bemerke er ihre Zerstretheit nicht, und sprach ein paar Worte mit Mademoiselle Bourienne. Dann blickte er wieder zur Prinzessin hinüber. Sie saß noch ebenso unbeweglich und mit einem Ausdruck des Kummers auf ihrem zarten Gesicht da. Sie tat ihm plötzlich leid, und eine dunkle Vorstellung, daß vielleicht er der Grund dieses Kummers war, der auf ihrem Gesicht zum Ausdruck kam, bemächtigte sich seiner. Er wollte ihr helfen, ihr etwas Angenehmes sagen, aber es fiel ihm nichts ein, was er ihr hätte sagen können.

»Leben Sie wohl, Prinzessin«, sagte er endlich.

Sie kam zu sich, wurde rot und seufzte tief.

»Ach, entschuldigen Sie«, entgegnete sie, wie aus einer Betäubung erwachend. »Sie wollen schon gehen, Graf? Nun, leben Sie wohl! Aber das Kissen für die Gräfin?«

»Warten Sie, ich werde es sogleich holen«, rief Mademoiselle Bourienne und lief aus dem Zimmer.

Beide schwiegen und sahen einander nur ab und zu an.

»Ja, Prinzessin«, fing Nikolaj endlich mit traurigem Lächeln an, »es scheint eine kurze Zeit und doch, wieviel Wasser ist seither den Berg hinuntergeflossen, seit wir uns in Bogutscharowo zum erstenmal sahen. Wie glaubten wir uns damals alle im Unglück, und doch gäbe ich viel darum, diese Zeit zurückrufen zu können ... aber sie kommt nicht wieder.«

Die Prinzessin sah ihm mit ihrem leuchtenden Blick aufmerksam in die Augen, während er dies sagte. Es schien, als gebe sie sich Mühe, den geheimen Sinn dieser Worte zu verstehen, damit sie ihr über seine Gefühle gegen sie Aufschluß geben könnten.

»Ja, ja«, sagte sie. »Aber Sie brauchen nicht um Vergangenes zu trauern, Graf. Wie ich Ihr Leben jetzt verstehe, werden Sie auch daran immer mit Freuden zurückdenken können, weil die Selbstaufopferung, der sie jetzt Ihr Leben weihen ...«

»Ich kann Ihr Lob nicht annehmen«, unterbrach er sie hastig. »Im Gegenteil, ich mache mir ständig Vorwürfe ... Aber das ist keine interessanter, kein erfreulicher Gesprächsstoff.«

Und wieder nahm sein Blick den früheren trockenen und kalten Ausdruck an. Aber die Prinzessin sah in ihm nun wieder jenen Mann, den sie gekannt und geliebt hatte, und sprach nur noch mit diesem Mann.

»Ich dachte, Sie würden mir erlauben, Ihnen das zu sagen«, fuhr sie fort. »Ich bin Ihnen ... Ihnen und Ihrer Familie so nahe gewesen, daß ich glaubte, Sie würden meine Teilnahme nicht für unangebracht halten, aber ich habe mich geirrt.« Ihre Stimme fing plötzlich an zu zittern. »Ich weiß nicht, warum«, fuhr sie fort, nachdem sie sich etwas gefaßt hatte, »aber Sie waren früher ganz anders und ...«

»Für dieses Warum gibt es tausend Gründe.« Er betonte das Wort Warum ganz besonders. »Ich danke Ihnen, Prinzessin«, sagte er leise. »Es fällt mir manchmal schwer ...«

Das ist es also! Das ist es also! sagte eine innere Stimme in Prinzessin Marjas Herzen. Nein, ich habe nicht nur diesen heiteren, guten und offenen Blick, nicht nur dieses hübsche Äußere an ihm geliebt, ich habe auch sein edles, festes, aufopferndes Herz erraten, sagte sie sich. Ja, er ist jetzt arm, ich aber bin reich ... und nur deshalb ... Und wenn das nicht wäre ... Sie dachte an seine frühere Feinfühligkeit, sah in sein gutes, trauriges Gesicht und begriff auf einmal die Ursache seiner Kälte.

»Warum nur, Graf? Warum?« stieß sie plötzlich fast aufschreiend aus und trat unwillkürlich auf ihn zu. »Warum? Sagen Sie es mir. Sie müssen es mir sagen.« Er schwieg. »Ich kenne Ihre Gründe nicht, Graf«, fuhr sie fort. »Aber es bedrückt mich, es ist mir ... Ich gestehe Ihnen das ein. Sie wollen mir aus irgendeinem Grund Ihre frühere Freundschaft entziehn. Das tut mir weh.« Ihr traten die Tränen in die Augen und in die Kehle. »Ich habe so wenig Glück im Leben gehabt, daß mich jeder Verlust schwer trifft ... Entschuldigen Sie mich, leben Sie wohl.« Sie brach plötzlich in Tränen aus und lief aus dem Zimmer.

»Prinzessin! Bleiben Sie, um Gottes willen!« rief er und suchte sie zurückzuhalten. »Prinzessin!«

Sie wandte sich um. Einige Sekunden blickten sie einander stumm in die Augen, und was sie erst für so fern, so unmöglich angesehen hatten, wurde auf einmal etwas Näheres, Mögliches, auf das man mit Sicherheit hoffen durfte.

Im Herbst des Jahres 1814 heiratete Nikolaj Prinzessin Marja und siedelte mit seiner jungen Frau, seiner Mutter und Sonja nach Lysyja-Gory über.

Nach vier Jahren hatte er, ohne das Gut seiner Frau zu verkaufen, den Rest seiner Schulden bezahlt und, da ihm von einer verstorbenen Cousine eine kleine Erbschaft zugefallen war, auch Pierre das Geld zurückgeben können.

Nach fernerer zwei Jahren, im Jahre 1820, hatte Nikolaj seine Vermögensverhältnisse so weit gebessert, daß er ein kleines Gut bei Lysya-Gory hinzukaufen und Verhandlungen über den Rückkauf des väterlichen Gutes Otradnoje einleiten konnte, was immer ein Lieblingstraum von ihm gewesen war.

Der Not gehorchend hatte er angefangen, Landwirtschaft zu treiben, war aber bald von solcher Leidenschaft für diese Tätigkeit erfaßt worden, daß sie ihm zur geliebten und fast ausschließlichen Beschäftigung wurde. Nikolaj war ein einfacher Landwirt. Neuerungen, besonders die englischen, die damals Mode wurden, liebte er nicht. Über theoretische Abhandlungen machte er sich lustig. Auch von Fabriken, kostspieligen Betrieben, teuren Aussaaten hielt er nicht viel und gab sich überhaupt nicht gern mit nur einem Teil der Landwirtschaft im einzelnen ab. Er hatte immer nur das ganze Gut im Auge und nicht nur einen Ausschnitt davon. Auf dem Gut aber war für ihn die Hauptsache nicht der Stickstoff und Sauerstoff, der sich im Boden oder in der Luft befand, nicht ein besonderer Pflug oder Dünger, sondern das Hauptwerkzeug, durch das Stickstoff und Sauerstoff, Pflug und Dünger erst in Tätigkeit gesetzt werden: das heißt der Arbeiter, der Bauer.

Als sich Nikolaj mit der Landwirtschaft zu beschäftigen anfing und in ihre einzelnen Zweige einzudringen begann, fesselte der Bauer ganz besonders seine Aufmerksamkeit. Er erschien ihm nicht nur als Werkzeug, sondern auch als Zweck und als Richter. Von Anfang an beobachtete er den Bauern, bemühte sich zu verstehn, wessen er bedurfte und was er für gut und für schlecht hielt, und stellte sich nur so, als ob er Anordnungen träfe und Befehle erteilte, in Wirklichkeit

aber lernte er nur von den Bauern aus ihren Handgriffen, ihren Reden und ihrem Urteil über das, was gut und was schlecht war. Und erst als er ihren Geschmack und ihr Streben verstanden und ihre Sprache sprechen und den geheimen Sinn ihrer Worte verstehen gelernt hatte, als er eine gewisse Verwandtschaft mit ihnen herausfühlte, erst dann begann er sie beherzt zu regieren, das heißt, er erfüllte seinen Bauern gegenüber gerade jene Pflicht, deren Erfüllung von ihm verlangt wurde. Und Nikolajs Wirtschaft trug die glänzendsten Früchte.

Als er die Verwaltung des Gutes in die Hand nahm, ernannte er sogleich, ohne dabei einen Fehlgriff zu tun, auf Grund einer gewissen Begabung, die Menschen zu durchschauen, zu Ältesten, Schulzen und Schreibern gerade diejenigen Leute, die die Bauern selber gewählt haben würden, wenn sie hätten wählen können, und seine Beamten wechselten niemals. Bevor er die chemischen Eigenschaften des Düngers untersuchte, bevor er sich mit Debet und Kredit abgab, wie er spöttisch zu sagen pflegte, unterrichtete er sich über den Viehstand seiner Bauern und suchte ihn mit allen nur möglichen Mitteln zu heben. Die Bauernfamilien unterstützte er in der großzügigsten Weise, erlaubte aber nicht, daß sie sich in verschiedene Zweige teilten. Die Faulen, Liederlichen und Schwachen verfolgte er und suchte sie aus der Gemeinde zu vertreiben.

Bei Saat und Ernte von Heu und Getreide kümmerte er sich ebenso um die Felder seiner Bauern wie um seine eigenen. Und bei wenigen Landwirten waren die Felder so rechtzeitig bestellt und so früh und mit solchem Ertrag abgeerntet wie bei Nikolaj.

Mit den Gutsleuten gab er sich nicht gern ab, nannte sie Krippenreiter, hielt sie zu locker und verwöhnte sie, wie alle sagten. Wenn über einen der Gutsleute verfügt werden sollte, und vor allem, wenn eine Strafe verhängt werden mußte, befand sich Nikolaj immer in solcher Unentschlossenheit, daß er das ganze Haus um Rat fragen mußte, und nur, wenn er einen Gutsknecht statt eines Bauern zu den Soldaten geben konnte, tat er dies, ohne einen Augenblick zu schwanken. Doch bei allen Anordnungen, die seine Bauern betrafen, regte sich bei ihm nie der geringste Zweifel. Alles, was er in dieser Hinsicht bestimmte – das wußte er –, würde bis auf eine oder einige wenige Stimmen den Beifall aller finden.

In gleicher Weise erlaubte er sich niemals, einen Mann mit Arbeit zu belasten oder zu bestrafen, nur weil ihm gerade der Sinn danach

stand, wie er ebenso wenig jemand von Arbeit befreite oder belohnte, nur weil dies sein persönlicher Wunsch war. Er hätte nicht mit Worten sagen können, worin dieser Maßstab, was er tun und was er nicht tun mußte, eigentlich bestand, aber er trug ihn fest und unerschütterlich in seinem Herzen.

Oft, wenn ihm etwas quer gegangen war, oder wenn er eine Unordnung aufgedeckt hatte, pflegte er ärgerlich zu sagen: »Ja, mit diesem Volk hier in Rußland ...« und bildete sich ein, er könne den Bauer nicht leiden.

Und doch liebte er mit der ganzen Kraft seines Herzens dieses »Volk hier in Rußland« und seine Lebensart, und nur deshalb verstand er diesen einzigen Weg und machte sich dieses einzige Verfahren, das gute Früchte tragen kann, zu eigen.

Prinzessin Marja war eifersüchtig auf diese Liebe ihres Mannes zu den Bauern, und es tat ihr leid, daß sie sie nicht teilen konnte. Aber sie hatte kein Verständnis für Freuden und Leiden, die ihm aus dieser ihr fernliegenden, fremden Welt erwachsen. Sie konnte nicht begreifen, warum er immer so besonders angeregt und glücklich war, wenn er morgens zeitig aufgestanden war, den ganzen Vormittag auf dem Feld oder in der Scheune verbracht hatte, und dann von der Saat, vom Mähen oder von der Ernte zu ihr zum Tee heimkam. Sie begriff nicht, worüber er so entzückt war, wenn er mit Begeisterung von dem reichen, rührigen Bauern Matwej Jermischin erzählte, der die ganze Nacht mit seiner Familie Garben eingefahren habe, so daß bei ihm nun schon die Scheune voll war, während noch bei keinem anderen das Getreide abgeerntet sei.

Sie begriff nicht, warum er vom Fenster auf den Balkon und vom Balkon wieder ans Fenster lief, vergnügt in seinen Schnurrbart hineinlächelte und mit den Augen blinkte, wenn auf die trockene Hafersaat ein warmer, feiner Regen fiel, oder wenn während der Erntezeit der Wind eine drohende Wolke verjagte, und er mit rotem, glühendem, schweißtriefendem Gesicht, den Duft von Wermut und Bitterwurz im Haar, von der Scheune herüberkam, sich vergnügt die Hände rieb und ausrief: »Na, noch ein einziger Tag mit solchem Wetterchen, und meine Bauern und ich haben alles herein!«

Und noch weniger konnte sie verstehen, warum er mit seinem guten Herzen, er, der immer bereit war, all ihren Wünschen zuvorzukommen, fast in Verzweiflung geriet, wenn sie ihm die Bitte um

Arbeitsbefreiung irgendeines Weibes oder Bauern übermittelte, die sich an sie gewandt hatten, und warum er, der gute Nicolas, ihr dies stets hartnäckig abschlug und sie ärgerlich bat, sich nicht in seine Angelegenheiten zu mischen. Sie fühlte, daß er eine Welt für sich hatte, die er leidenschaftlich liebte, eine Welt, in der es Gesetze gab, die sie nicht begreifen konnte.

Und wenn sie dann manchmal in dem Bestreben, ihn zu verstehen, von dem Verdienst zu reden anfang, das er sich erwerbe, wenn er an seinen Untergebenen so viel Gutes tue, ärgerte er sich und antwortete: »Nicht im geringsten; daran denke ich überhaupt nicht. Zu ihrem Wohl tue ich nicht das mindeste. Das ist alles nur Phantasie und Weibergeschwätz, das mit dem Wohl des Nächsten. Ich will, daß meine Kinder einmal nicht zu betteln brauchen, will einen sicheren Grund zu unserem Vermögen legen, solange ich lebe, und weiter nichts. Und dazu brauche ich Ordnung, brauche Strenge ... das ist alles!« sagte er und ballte seine Sanguinikerfaust. »Und Gerechtigkeit natürlich auch ...«, fügte er hinzu, »denn wenn ein Bauer nackt und hungrig ist und nur einen einzigen Schinder besitzt, so kommt dabei weder für ihn selber noch für mich etwas heraus.«

Und vielleicht gerade weil sich Nikolaj nicht den Gedanken erlaubte, daß er etwas für andere und aus Tugend tue, trug alles, was er anfang, gute Früchte. Sein Vermögen vergrößerte sich schnell. Bauern aus der Nachbarschaft kamen zu ihm und baten, er möchte sie kaufen, und noch lang nach seinem Tod erhielt sich das ehrerbietige Andenken an seine Verwaltung im Volk: »Das war ein Herr! ... Zuerst kamen seine Bauern und dann er selber. Na, und viel Federlesens machte er auch nicht. Kurz: ein Herr, wie man ihn sich nur wünschen kann!«

Das einzige, was Nikolaj bei seiner Wirtschaftsführung ab und zu quälte, war sein rasch hochfahrender Zorn, verbunden mit seiner alten Husarengewohnheit, ein lockeres Handgelenk zu haben. In der ersten Zeit hatte er darin nichts Arges gesehen, aber im zweiten Jahr seiner Ehe änderte sich plötzlich seine Ansicht über diese Art der Zurechtweisung.

Eines Tages im Sommer war der Dorfschulze aus Bogutscharowo, der jetzt die Stelle des verstorbenen Dron einnahm, herbeigerufen worden, weil er verschiedener Betrügereien und Verstöße gegen die Ordnung bezichtigt worden war. Nikolaj ging zu ihm auf die Freitreppe hinunter, und schon nach den ersten Antworten des Schulzen hörte man im Flur Schreien und Schlagen. Als Nikolaj dann zum Frühstück nach Hause zurückkehrte, trat er auf seine Frau zu, die, den Kopf tief über ihren Stickrahmen gebeugt, dasaß, und fing wie gewöhnlich an, ihr alles zu erzählen, was ihn an diesem Morgen beschäftigt hatte, unter anderem auch sein Erlebnis mit dem Schulzen von Bogutscharowo. Gräfin Marja saß mit gesenktem Kopf regungslos da, wurde bald rot, bald blaß, preßte die Lippen aufeinander und erwiderte auf die Worte ihres Mannes kein Wort.

»So ein schamloser Patron«, sagte Nikolaj, bei der bloßen Erinnerung in Hitze geratend. »Wenn er mir nur gesagt hätte, daß er betrunken war, ich habe es nicht einmal gesehen ... Aber was hast du, Marie?« fragte er plötzlich.

Gräfin Marja hob den Kopf und wollte etwas sagen, aber sie ließ ihn schnell wieder sinken und preßte die Lippen zusammen.

»Was ist dir? Was hast du, mein Herz?«

Die häßliche Gräfin Marja wurde immer hübsch, wenn sie weinte. Sie weinte niemals aus Schmerz oder Ärger, sondern immer nur aus Traurigkeit und Mitleid, und wenn sie weinte, erhielten ihre leuchtenden Augen einen unwiderstehlichen Reiz.

Als Nikolaj nur ihre Hand nahm, war sie nicht mehr imstande, ihre Tränen zurückzuhalten, und fing an zu weinen.

»Ich habe es gesehen, Nicolas ... es war ja nicht recht von ihm, aber warum mußtest du ... Nicolas!« Und wieder verbarg sie ihr Gesicht in beiden Händen.

Nikolaj schwieg, wurde dunkelrot, ging von ihr fort und fing an, schweigend im Zimmer auf und ab zu gehen. Er verstand, warum sie weinte, konnte ihr aber im Grund seines Herzens im ersten Augenblick nicht recht geben, daß das, woran er von Kind auf gewöhnt war und was er für einen allgemeinen Brauch hielt, etwas Schlechtes sein sollte. Das ist Überempfindlichkeit, Weibergerede ... oder hat sie doch recht? fragte er sich. Ehe er bei sich selbst diese Frage entschieden hatte, blickte er noch einmal auf ihr liebes, leidendes Gesicht und sah plötzlich ein, daß sie im Recht war, und daß er sich schon lange vor sich selber schuldig gefühlt hatte. »Marie«, sagte er leise und trat auf sie zu. »Das soll nicht wieder vorkommen, ich verspreche es dir. Nie wieder«, sagte er noch einmal mit zitternder Stimme wie ein Schuljunge, der um Verzeihung bittet.

Die Tränen strömten nur noch heftiger aus Gräfin Marjas Augen. Sie nahm die Hand ihres Mannes und küßte sie.

»Nicolas, wann hast du denn deine Kamee zerschlagen?« fragte sie, um das Gespräch abzulenken, und betrachtete seine Hand, an der er einen Ring mit einem Laokoonskopf trug.

»Heute, eben dabei. Ach, Marie, erinnere mich nicht daran!« Er wurde wieder rot. »Ich gebe dir mein Ehrenwort, es kommt nicht wieder vor. Dies mag mich immer daran erinnern«, sagte er und zeigte auf den zerbrochenen Ring.

Von dieser Zeit an drehte Nikolaj, sobald ihm bei Auseinandersetzungen mit Starosten und Angestellten das Blut zu Kopf stieg und seine Hände sich zu Fäusten ballten, den zerschlagenen Ring am Finger und senkte den Kopf vor dem Menschen, der ihn in Zorn gebracht hatte. Trotz alledem vergaß er sich aber doch noch einige Male im Jahr. Dann ging er zu seiner Frau, gestand ihr alles und legte wieder das Versprechen ab, daß es diesmal nun wirklich das letztemal gewesen sein sollte.

»Marie, du verachtetest mich sicher«, sagte er zu ihr. »Ich verdiene es auch.«

»Geh doch aus dem Zimmer, so schnell wie möglich aus dem Zimmer, wenn du fühlst, daß du dich nicht mehr beherrschen kannst«, riet Prinzessin Marja traurig, bemüht, ihren Mann zu trösten.

In der Adelsgesellschaft des Gouvernements war Nikolaj zwar geachtet, aber unbeliebt. Um die Interessen des Adels kümmerte er sich nicht. Deshalb hielten ihn die einen für einen eingebildeten, die anderen für einen dummen Menschen. Im Sommer brachte er seine ganze Zeit, von der Frühlingsaussaat bis zur Ernte, mit landwirtschaftlichen Geschäften hin. Im Herbst widmete er sich mit derselben ernstesten Geschäftigkeit, mit der er die Gutswirtschaft betrieb, der Jagd und kam mit seinen Jägern und seiner Meute oft ein bis zwei Monate nicht nach Hause. Im Winter besuchte er die anderen Dörfer oder vertiefte sich in Bücher, und zwar las er mit Vorliebe geschichtliche Werke, die er sich jährlich für eine bestimmte Summe anschaffte. Er wollte sich, wie er sagte, eine ernste Bibliothek zusammenstellen und hatte es sich zum Grundsatz gemacht, die Bücher, die er kaufte, auch wirklich zu lesen. Mit wichtiger Miene saß er in seinem Arbeitszimmer bei dieser Lektüre, die er sich anfänglich als Pflicht auferlegte, die ihm aber dann später zur gewohnten Beschäftigung geworden war und ihm ein besonderes Vergnügen und das Bewußtsein verlieh, sich mit ernstesten Dingen zu beschäftigen. Wenn er nicht geschäftlich verreisen mußte, verbrachte er im Winter die meiste Zeit zu Hause im engsten Kreis seiner Familie, von all den kleinen Beziehungen zwischen Mutter und Kindern ganz in Anspruch genommen. Seiner Frau trat er immer näher und entdeckte täglich in ihr neue Herzensschätze.

Sonja lebte seit Nikolajs Verheiratung bei ihnen im Haus. Schon vor seiner Hochzeit hatte Nikolaj seiner Frau alles erzählt, was zwischen ihm und Sonja gewesen war, hatte alle Schuld auf sich genommen, Sonja gelobt und Prinzessin Marja gebeten, lieb und gut gegen die Cousine zu sein. Gräfin Marja war sich der Schuld ihres Mannes bewußt und fühlte sich auch selber vor Sonja schuldig, wenn sie daran dachte, daß ihr Vermögen die Wahl Nikolajs doch vielleicht beeinflußt hatte. Sie konnte Sonja in keiner Beziehung einen Vorwurf machen und hatte den aufrichtigen Wunsch, sie zu lieben, aber dennoch konnte sie sie nicht nur nicht lieb gewinnen, sondern entdeckte sogar häufig in ihrem Herzen feindselige Gefühle gegen sie, über die sie nicht Herr zu werden vermochte.

Einmal sprach sie mit ihrer Freundin Natascha über Sonja und über ihre eigene Ungerechtigkeit gegen diese.

»Weißt du«, sagte Natascha, »du liest doch so viel in der Heiligen Schrift, da ist eine Stelle, die gerade auf Sonja paßt.«

»Welche wäre denn das?« fragte Gräfin Marja erstaunt.

»Wer hat, dem wird gegeben, wer aber nicht hat, dem wird genommen. Erinnerst du dich? Sie ist eine, die nicht hat; warum, weiß ich nicht. Vielleicht ist sie nicht Egoistin genug, ich weiß es nicht. Aber es wird ihr genommen, und so geht sie denn immer leer aus. Sie tut mir manchmal schrecklich leid, und ich wollte früher durchaus, daß Nikolaj sie heirate, und doch hatte ich immer so eine Ahnung, daß dies nie werden würde. Sie ist eine taube Blüte, weiß du, wie an einer Erdbeerpflanze. Manchmal tut sie mir leid, manchmal aber denke ich wieder, daß sie es gar nicht so fühlt, wie du und ich es empfinden.«

Obgleich Gräfin Marja Natascha klarzumachen suchte, daß man diese Worte der Heiligen Schrift anders auffassen müsse, stimmte sie doch, wenn sie Sonja ansah, der von Natascha gegebenen Erklärung zu. Es schien wirklich, als ob sich Sonja durch ihre Lage nicht bedrückt fühle und sich mit ihrer Bestimmung als taube Blüte ganz ausgesöhnt habe. Sie schätzte anscheinend weniger die einzelnen Menschen als vielmehr die ganze Familie. Wie ein Kätzchen hatte sie sich nicht in die Personen, sondern ins Haus eingelebt. Sie pflegte die alte Gräfin, streichelte und verwöhnte die Kinder und war immer bereit, all die kleinen Hilfsdienste zu leisten, deren sie fähig war, obgleich dies alles unwillkürlich immer nur mit geringer Dankbarkeit hingenommen wurde.

Das Herrenhaus von Lysyja-Gory war neu aufgebaut worden, aber nicht in dem großen Stil, wie es beim verstorbenen Fürsten gewesen war.

Die Gebäude, noch in der Zeit der Not begonnen, waren mehr als einfach. Das gewaltige Herrenhaus, das auf dem alten Steinfundament ruhte, war von Holz und nur von innen mit Kalk beworfen. Das große, geräumige Gebäude mit den rohen Holzdielen war mit den einfachsten Möbeln ausgestattet. Die Sofas und Sessel waren hart, die Tische und Stühle aus eignen Birken von einheimischen Tischlern gearbeitet. Platz gab es genug im Haus, auch Zimmer für die Dienerschaft und ganze Flügel für Gäste, denn Verwandte der Rostows und Bolkonskij

kamen öfters nach Lysyja-Gory zu Besuch mit ihren ganzen Familien, sechzehn Pferden und Dutzenden von Dienern und blieben oft monatelang da. Außerdem fanden sich viermal im Jahr, zu den Geburts- und Namenstagen des Hausherrn und der Hausfrau, gegen hundert Gäste ein, die auch mehr als einen Tag dableiben. Während der übrigen Zeit des Jahres ging das Leben seinen ungestörten, regelmäßigen Gang: man ging seinen gewohnten Beschäftigungen nach, trank seinen Tee, frühstückte und aß zu Mittag und zu Abend aus den häuslichen Vorräten.

Es war im Winter, am Vorabend des Nikolaustages, am 5. Dezember 1820. In diesem Jahr war Natascha mit Mann und Kindern seit Beginn des Herbstes bei ihrem Bruder zu Besuch. Pierre war in Petersburg, wohin er in besonderen Angelegenheiten auf drei Wochen, wie er gesagt hatte, gefahren war, war aber nun schon die siebente Woche fort und wurde jeden Augenblick zurückerwartet.

Außer der Familie Besuchow war am 5. Dezember bei den Rostows noch ein alter Freund Nikolajs zu Besuch, der General außer Dienst Wassilij Fjodorowitsch Denissow.

Am 6. zur Feier seines Namenstages, wenn die Gäste kamen, mußte Nikolaj – das wußte er – seinen bequemen Hausrock ablegen, den langen Frack und die engen Stiefel mit den schmalen Spitzen anziehen, in die neue, von ihm selbst erbaute Kirche fahren, dann die Glückwünsche entgegennehmen, den Gästen ein Frühstück vorsetzen und sich über die Adelswahlen und die Ernte unterhalten. Den Vorabend jedoch wollte er noch wie immer verleben, dazu glaubte er das Recht zu haben.

Bis zum Mittagessen sah Nikolaj die Abrechnungen des Amtmanns vom Rjasanschen Dorf über das Gut des Neffen seiner Frau durch, schrieb zwei geschäftliche Briefe und ging dann nach dem Dreschboden und dem Vieh- und Pferdehof. Er traf Maßnahmen gegen die allgemeine Betrunkenheit, auf die er anlässlich des hohen Feiertags für morgen gefaßt war, kam dann zum Mittagessen und setzte sich, ohne vorher noch ein paar Worte mit seiner Frau unter vier Augen gewechselt zu haben, an die lange Tafel mit den zwanzig Gedecken, an der schon alle Hausgenossen versammelt waren. Am Tisch saßen seine Mutter, die mit ihr zusammen lebende alte Bjelowaja, seine Frau, seine drei Kinder mit ihrer Gouvernante und ihrem Erzieher, der Neffe mit seinem Hauslehrer, Sonja, Denissow, Natascha mit ihren drei Kindern und deren Gouvernante und der alte Michail Iwanytsch, der Baumeister des alten Fürsten, der sich in Lysyja-Gory zur Ruhe gesetzt hatte.

Gräfin Marja saß am entgegengesetzten Ende des Tisches. Sowie sich ihr Mann nur an seinen Platz gesetzt hatte, ersah sie genau aus der Handbewegung, wie er zur Serviette griff und die vor ihm stehenden

Gläser auseinanderschob, daß er nicht bei Laune war, was bei ihm manchmal der Fall war, besonders vor der Suppe und wenn er unmittelbar aus der Wirtschaft zum Essen kam. Sie kannte diese Stimmung an ihm sehr gut und wartete, wenn sie selber nicht verstimmt war, ganz ruhig, bis er seine Suppe gegessen hatte, fing erst dann an, mit ihm zu reden, und veranlaßte ihn schließlich zu dem Geständnis, daß für seine schlechte Laune eigentlich gar kein Grund vorhanden sei. Heute aber vergaß sie ihre sonstige Vorsicht vollkommen: es tat ihr weh, daß er ohne Grund auf sie böse war. Sie fühlte sich unglücklich. Sie fragte, wo er gewesen sei. Er gab eine Antwort. Sie fragte weiter, ob er alles in der Wirtschaft in Ordnung gefunden habe. Er runzelte über ihren gezwungenen Ton unfreundlich die Stirn und gab hastig irgendeine Antwort.

Also habe ich mich nicht getäuscht, dachte Gräfin Marja. Aber warum ist er nur auf mich böse? Aus dem Ton, mit dem er ihr geantwortet hatte, hörte sie Feindschaft gegen sich heraus und den Wunsch, dem Gespräch ein Ende zu machen. Sie fühlte, daß ihre Worte nicht echt waren, konnte sich aber nicht enthalten, noch mehr Fragen zu stellen.

Die Unterhaltung bei Tisch wurde, dank Denissows Eifer, bald allgemein und lebhaft, und Gräfin Marja sprach nicht mehr mit ihrem Mann. Als alle vom Tisch aufstanden und zur alten Gräfin hingingen, um ihr zu danken, reichte Gräfin Marja ihrem Gatten die Hand, küßte ihn und fragte, warum er ihr böse sei.

»Du hast immer so sonderbare Einfalle. Ich denke gar nicht daran, auf dich böse zu sein«, erwiderte er.

Doch Gräfin Marja hörte aus dem Worte »immer« die Antwort heraus: Ja, ich bin böse auf dich, will es dir nur nicht sagen.

Nikolaj lebte mit seiner Frau in so gutem Einvernehmen, daß selbst Sonja und die alte Gräfin, die aus Eifersucht gern einmal eine Verstimmung zwischen ihnen beobachtet hätten, keinen Grund zu einem Vorwurf finden konnten. Und doch gab es auch zwischen ihnen Augenblicke der Feindseligkeit. Manchmal, und gerade nach den glücklichsten Zeitabschnitten, kam plötzlich ein Gefühl der Entfremdung und Feindschaft über sie. Dieses Gefühl hatte sich am häufigsten während der Schwangerschaften der Gräfin Marja gezeigt. Auch jetzt befand sie sich wieder in diesem Zustand.

»Nun, messieurs et mesdames«, sagte Nikolaj laut und anscheinend heiter – Gräfin Marja glaubte, er stelle sich absichtlich so, um sie zu kränken –, »ich bin seit sechs Uhr auf den Beinen. Morgen muß ich manches über mich ergehen lassen, aber heute darf ich mir noch ein Mittagsschläfchen gönnen.«

Und ohne noch ein Wort zu Gräfin Marja zu sagen, zog er sich in das kleine Sofazimmer zurück und legte sich dort auf den Diwan.

So ist er nun immer, dachte Gräfin Marja. Mit allen spricht er, nur mit mir nicht. Ich sehe, sehe ein, daß ich ihm zuwider bin. Besonders in diesem Zustand.

Sie blickte auf ihren gewölbten Leib und betrachtete im Spiegel ihr gelbblasses, mageres Gesicht mit den Augen, die größer erschienen denn je.

Und auf einmal wurde ihr alles zuwider: das Schreien und Lachen Denissows, Nataschas Unterhaltung und besonders jener Blick, mit dem Sonja sie flüchtig streifte.

Immer war Sonja der erste Vorwand, den Gräfin Marja für ihre gereizte Stimmung herausfand.

Nachdem sie noch eine Weile mit den Gästen zusammengesessen hatte, ohne etwas von dem, worüber sie sprachen, zu verstehen, ging sie leise hinaus und begab sich ins Kinderzimmer.

Die Kinder kutschten auf Stühlen nach Moskau und luden sie ein, mitzufahren. Sie setzte sich hin und spielte mit ihnen, aber der Gedanke an ihren Mann und seinen grundlosen Ärger ließ ihr keine Ruhe. Sie stand auf, ging hinaus und schlich mühselig auf den Zehenspitzen nach dem kleinen Sofazimmer.

Vielleicht schläft er nicht, und ich kann mich mit ihm aussprechen, sagte sie sich.

Andrjuscha, ihr ältestes Söhnchen, machte es ihr nach und ging auf den Fußspitzen hinter ihr her. Gräfin Marja bemerkte ihn nicht.

»Chère Marie, il dort, je crois; il est si fatigué«, sagte im großen Sofazimmer Sonja zu ihr, die, wie es Gräfin Marja schien, ihr überall begegnen mußte. »Daß Andrjuscha ihn nicht aufweckt.«

Gräfin Marja sah sich um, erblickte ihren Andrjuscha hinter sich und fühlte, daß Sonja recht hatte, aber gerade das ließ ihr die Röte ins Gesicht schießen, und sie hielt sichtlich nur mit Mühe ein hartes Wort

zurück. Sie erwiderte nichts, machte, nur um ihr nicht den Willen zu tun, ein Zeichen mit der Hand, daß Andruscha keinen Lärm machen, aber ihr doch folgen dürfe, und ging auf die Tür zu. Sonja ging durch die andere Tür hinaus.

Aus dem Zimmer, in dem Nikolaj schlief, hörte man seine gleichmäßigen Atemzüge, die seiner Frau bis zu den kleinsten Eigenheiten bekannt waren. Als sie diese Atemzüge hörte, sah sie seine glatte, schöne Stirn vor sich, seinen Bart und das ganze Gesicht, das sie so oft in der Stille der Nacht, während er schlief, lang betrachtet hatte.

Plötzlich rührte sich Nikolaj und räusperte sich. Im selben Augenblick rief Andruscha vor der Tür: »Papachen, Mammi steht hier!«

Gräfin Marja wurde ganz blaß vor Schreck und machte dem Jungen ein Zeichen. Er schwieg, und für einen Augenblick trat ein Schweigen ein, das Gräfin Marja entsetzlich war. Sie wußte, wie wenig Nikolaj es schätzte, wenn er aufgeweckt wurde. Plötzlich hörte sie hinter der Tür ein neues Räuspern, Bewegung und Nikolajs unfreundliche Stimme: »Nicht einen Augenblick gönnt man mir Ruhe. Marie, bist du es? Warum hast du ihn hergebracht?«

»Ich wollte nur nachsehen ... ich habe ihn gar nicht bemerkt ... entschuldige ...«

Nikolaj hustete und schwieg. Gräfin Marja ging von der Tür weg und brachte den Jungen ins Kinderzimmer. Fünf Minuten später kam Vaters Liebling, die kleine dreijährige Natascha mit den schwarzen Augen, die vom Bruder erfahren hatte, daß Pappi schlafe und Mammi im Sofazimmer sei, ohne daß die Mutter sie bemerkt hatte, zum Vater hereingelaufen. Das schwarzäugige kleine Ding knarrte unverfroren mit der Tür, trippelte mit ihren dicken Beinchen mit energischen Schritten auf den Diwan zu, sah sich an, wie der Vater dalag, der ihr den Rücken zuwendend schlief, hob sich auf die Zehenspitzen und küßte des Vaters Hand, die unter seinem Kopf lag. Nikolaj drehte sich mit einem zärtlichen Lächeln um.

»Natascha, Natascha«, hörte man hinter der Tür Gräfin Marja erschrocken und flüsternd rufen. »Pappi will doch schlafen.«

»Nein, Mammi, er will gar nicht schlafen«, antwortete die kleine Natascha mit dem Brustton der Überzeugung. »Er lacht ja.«

Nikolaj nahm die Beine herunter, richtete sich auf und nahm sein Töchterchen auf den Arm.

»Komm doch herein, Mascha«, sagte er zu seiner Frau.

Gräfin Marja trat ins Zimmer und setzte sich neben ihren Mann.

»Ich hatte gar nicht gesehen, daß er mir nachgelaufen kam«, sagte sie schüchtern. »Ich kam nur so her.«

Nikolaj, der mit dem einen Arm sein Töchterchen hielt, sah seine Frau an, und als er den schuldbewußten Ausdruck auf ihrem Gesicht bemerkte, umschlang er sie mit dem anderen Arm und küßte sie aufs Haar.

»Darf ich der Mammi einen Kuß geben?« fragte er Natascha.

Natascha lächelte schämig.

»Nochmal!« sagte sie mit befehlender Gebärde und zeigte mit ihrem Fingerchen auf die Stelle, wohin Nikolaj seine Frau geküßt hatte.

»Ich weiß gar nicht, warum du denkst, daß ich verstimmt sein soll«, sagte Nikolaj, auf die Frage antwortend, die – das wußte er – seine Frau auf dem Herzen hatte.

»Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie unglücklich, wie einsam ich dann immer bin, wenn du so bist. Dann denke ich immer ...«

»Aber hör doch auf, Marie, das ist doch dummes Zeug! Schämst du dich denn nicht?« sagte er heiter.

»Ich denke manchmal, du könntest mich gar nicht lieben, weil ich so häßlich bin ... schon immer ... und nun gar jetzt ... in diesem Zu ...«

»Ach, wie komisch du bist! Man liebt doch jemanden nicht, weil er schön ist; sondern weil man ihn liebt, ist er für einen eben schön. Und Malwinen²⁴⁰ und andere von dieser Sorte liebt man, weil sie schön sind. Aber meine Frau, liebe ich die denn überhaupt? Das ist nicht Liebe, sondern etwas, ich weiß nicht, wie ich es dir sagen soll. Ohne dich, oder wenn manchmal etwas zwischen uns liegt, bin ich immer wie verloren und vermag nichts. Siehst du, liebe ich etwa meinen Finger? Ich liebe ihn nicht, aber probiere einmal, ihn abzuschneiden.«

»Nein, bei mir ist das nicht so, aber ich verstehe dich. Du bist mir also nicht böse?«

»Fürchterlich böse bin ich auf dich«, sagte er lachend, stand auf, strich sich das Haar glatt und fing an, im Zimmer auf und ab zu gehen.

»Weißt du, Marie, woran ich eben gedacht habe?« sagte er und fing jetzt, wo der Friede geschlossen war, sogleich wieder an, in Gegenwart seiner Frau laut zu denken.

Er fragte nicht danach, ob sie bereit war, ihn anzuhören, das war ihm ganz gleich. Ein Gedanke war ihm gekommen, folglich mußte auch sie daran teilhaben. Und er erzählte ihr von seiner Absicht, Pierre zu überreden, bis zum Frühling bei ihnen zu bleiben.

Gräfin Marja hörte ihm zu, warf ein paar Bemerkungen ein und fing nun ebenfalls an, laut zu denken. Ihre Gedanken waren bei den Kindern.

»Wie sich schon die Frau bei ihr zeigt«, sagte sie auf französisch und wies auf die kleine Natascha. »Ihr werft uns Frauen immer vor, daß wir nicht logisch denken. Da hast du sie gleich, unsere Logik. Ich sage: Pappi möchte schlafen, und sie gibt mir zur Antwort: Nein, er lacht. Und doch hat sie recht«, sagte Gräfin Marja und lächelte glücklich.

»Ja, ja.«

Nikolaj nahm das Töchterchen auf seinen starken Arm, hob sie hoch empor, setzte sie auf seine Schulter, hielt sie an den Beinchen fest und ging so mit ihr im Zimmer auf und ab. Vater und Kind zeigten denselben unbewußt glücklichen Gesichtsausdruck.

»Aber weißt du, du bist ungerecht. Du liebst diese zu sehr«, sagte Gräfin Marja flüsternd auf französisch.

»Ja, aber was kann man da machen?... Ich gebe mir Mühe, es nicht zu zeigen ...«

In diesem Augenblick hörte man im Hausflur und im Vorzimmer ein Geräusch, als wenn schwere Gegenstände hereingebracht würden, und den Klang von Schritten, wie man sie bei einer Ankunft zu vernehmen pflegt.

»Es kommt jemand.«

»Das ist sicher Pierre. Ich werde mal nachsehen«, sagte Gräfin Marja und ging aus dem Zimmer.

Als sie hinausgegangen war, erlaubte sich Nikolaj, mit seinem Töchterchen im Galopp im Zimmer herumzutollen. Dann schwenkte er ganz außer Atem die lachende Kleine von seinen Schultern und drückte sie an seine Brust. Sein Herumspringen erinnerte ihn an das

Tanzen, und er blickte in das kleine, runde, glückselige Kindergesichtchen und dachte daran, wie es wohl einmal aussehen würde, wenn er als alter Mann sie auf Bälle ausführen und – wie sein seliger Vater einst mit seiner Tochter den Danilo Kuper getanzt hatte – mit ihr eine Masurka tanzen werde.

»Er ist es, Nicolas, er ist es!« rief Gräfin Marja ein paar Augenblicke später und kam ins Zimmer zurück. »Nun wird unsere Natascha wieder aufleben. Du hättest nur ihr Entzücken sehen sollen, und wie sie gleich ein Hühnchen mit ihm rupfte, weil er so lange weggeblieben war. Aber komm nur schnell, komm! So laßt euch doch nun endlich einmal los«, sagte sie und blickte lächelnd auf die Kleine, die sich an den Vater schmiegte.

Nikolaj ging mit seinem Töchterchen an der Hand hinaus. Gräfin Marja blieb im Sofazimmer zurück.

Niemals, niemals hätte ich geglaubt, flüsterte sie vor sich hin, daß ich so glücklich werden könnte. Auf ihrem Gesicht lag ein strahlendes Lächeln, aber gleichzeitig seufzte sie auch, und eine stille Traurigkeit sprach aus ihrem tiefen Blick. Es war, als schwebe ihr außer diesem Glück, das sie jetzt empfand, noch eine andere, in diesem Leben unerreichbare Seligkeit vor, an die sie in diesem Augenblick denken mußte.

Natascha hatte im zeitigen Frühling des Jahres 1813 geheiratet und besaß im Jahre 1820 schon drei Töchter und einen Sohn, den sie sich brennend gewünscht hatte und jetzt selber nährte. Sie war voller und breiter geworden, so daß man in dieser kraftstrotzenden Mutter nur schwer die früher so schlanke, biegsame Natascha wiedererkennen konnte. Ihre Gesichtszüge waren bestimmter geworden und zeigten nun den Ausdruck ruhiger Milde und Klarheit. In ihren Zügen lag nicht mehr wie früher das ständig flackernde Feuer der Lebhaftigkeit, das ihr einen eignen Reiz verliehen hatte. Jetzt sah man an ihr meist nur das Gesicht und die Gestalt, aber von ihrer Seele war nichts mehr zu sehen. Man sah nur das starke, schöne und fruchtbare Weib. Das frühere Feuer flammte nur noch selten in ihr auf. Dies geschah nur dann, wenn, wie zum Beispiel jetzt, ihr Mann zurückkehrte oder wenn eins der Kinder wieder der Genesung entgegenging oder wenn sie sich mit Gräfin Marja an den Fürsten Andrej erinnerte – mit ihrem Mann sprach sie nie von ihm, da sie bei ihm Eifersucht auf das Andenken des Fürsten Andrej vermutete – und dann noch in jenen seltenen Fällen, wenn irgend etwas sie zufällig zum Singen verleitete, was sie seit ihrer Verheiratung nicht mehr oft getan hatte. Und in jenen seltenen Augenblicken, wenn das frühere Feuer wieder in ihrem nun erblühten, schönen Körper aufloderte, war sie noch anziehender als einst.

Seit ihrer Verheiratung lebte Natascha mit ihrem Mann bald in Moskau, bald in Petersburg, bald auf den Gütern bei Moskau, bald bei der Mutter, das heißt bei Nikolaj. In Gesellschaft sah man die junge Gräfin Besuchowa selten, und die sie einmal gesehen hatten, waren durchaus nicht von ihr begeistert. Sie war weder nett noch lebenswürdig. Nicht daß Natascha die Einsamkeit geliebt hätte, sie wußte nicht einmal, ob sie sie liebte oder nicht, und ihr schien sogar, daß dies nicht der Fall sei; aber sie konnte den Anforderungen, die das Tragen, Gebären und Nähren der Kinder und die stete Anteilnahme am Leben ihres Mannes an sie stellten, nicht anders gerecht werden, als indem sie der Welt entsagte. Alle, die Natascha vor ihrer Verheiratung gekannt hatten, wunderten sich über die mit ihr vorgegangene Veränderung wie über etwas Ungewöhnliches. Die alte Gräfin

hingegen, die in ihrem Mutterinstinkt immer begriffen hatte, daß nur das Verlangen, einen Mann und eine Familie zu besitzen, der Grund zu Nataschas triebhaftem Ungestüm gewesen war, wie sie es einmal selbst weniger im Scherz als im vollen Ernst in Otradnoje ausgerufen hatte – die Mutter staunte wiederum über die Verwunderung der Leute, die Natascha nicht verstanden, und sagte immer wieder, sie habe stets gewußt, daß Natascha das Muster einer Frau und Mutter werden würde.

»Nur geht sie in ihrer Liebe zu ihrem Mann und ihren Kindern zu weit«, sagte die Gräfin, »so weit, daß es beinahe an Unvernunft grenzt.«

Natascha befolgte nicht jene goldene Regel, die von klugen Leuten, besonders von Franzosen, gepredigt wird: daß ein Mädchen, wenn es verheiratet ist, sich nicht gehen lassen und ihre Talente nicht vernachlässigen dürfe, daß sie sich noch mehr als früher mit ihrem Äußeren beschäftigen und ihren Mann ebenso anlocken solle wie zu der Zeit, als er noch nicht ihr Gatte war.

Im Gegenteil, Natascha hatte mit einem Schlag alle ihre Lockmittel von sich geworfen, in erster Linie das stärkste von allen: ihren Gesang. Und gerade deshalb gab sie ihn auf, weil er ein solches Lockmittel war. Sie kümmerte sich nicht um ihre Manieren, nicht um ihre Ausdrucksweise, strebte nicht danach, sich ihrem Mann in den vorteilhaftesten Stellungen zu zeigen, dachte nicht an ihre Toilette oder auch nur daran, ihrem Gatten nicht durch ihre Ansprüche lästig zu fallen. Sie tat gerade das Gegenteil dieser Regel. Sie fühlte, daß diese Künste, die sie der Instinkt früher anzuwenden gelehrt hatte, jetzt in den Augen ihres Mannes nur lächerlich wären, dem sie sich vom ersten Augenblick an ganz hingeeben hatte, das heißt mit ganzer Seele, so daß ihm auch nicht ein Winkelchen ihres Herzens verborgen war. Sie wußte, daß das Band, das sie mit ihrem Mann verknüpfte, nicht aus jenen poetischen Gefühlen bestand, die ihn zu ihr hingezogen hatten, sondern aus etwas anderem, das man nicht mit Worten erklären konnte, das aber doch so fest war wie das, was ihre eigne Seele an ihren Körper band.

Sich Locken zu brennen, elegante Kleider anzuziehen und Romanzen zu singen, um ihren Mann an sich zu fesseln, wäre ihr ebenso sonderbar vorgekommen, wie wenn sie sich geschmückt hätte, um von sich selber befriedigt zu sein. Sich selber zu schmücken, um anderen

zu gefallen, hätte ihr vielleicht noch Spaß gemacht – sie wußte es nicht –, doch dazu hatte sie jetzt gar keine Zeit. Der Hauptgrund, warum sie sich nun weder mit Gesang noch mit ihrer Toilette noch mit wohlüberlegter Redeweise abgab, bestand eben darin, daß sie jetzt nicht mehr Zeit hatte, sich mit alledem zu beschäftigen.

Bekanntlich besitzt der Mensch die Fähigkeit, sich ganz in einen Gegenstand zu versenken, wie nichtig dieser auch scheinen mag. Und wie man weiß, gibt es keinen noch so nichtigen Gegenstand, der, wenn man alle Aufmerksamkeit auf ihn lenkt, nicht bis zur Unendlichkeit anwüchse.

Das, worin sich Natascha ganz versenkte, war die Familie, das heißt ihr Mann, den sie so festhalten wollte, daß er ihr und dem Haus ungeteilt angehörte, und dann ihre Kinder, die sie tragen, gebären, nähren und erziehen mußte.

Und je mehr sie, nicht mit dem Verstand, aber mit ihrer ganzen Seele und ihrem ganzen Sein, in dieses eine, das sie beschäftigte, eindrang, um so mehr wuchs dieses eine unter ihrer Aufmerksamkeit, und um so schwächer und nichtiger erschienen ihr die Kräfte, so daß sie sie alle nur zu dem einen Zweck anspannte und doch nicht alles scharfen konnte, was sie für notwendig hielt.

Streit und Erörterungen über Frauenrechte, über das Verhältnis der Ehegatten, über ihre Freiheit und Pflichten gab es damals ebenso wie heute, nur daß man sie zu der Zeit noch nicht »Fragen« nannte, aber alles dies fesselte Natascha nicht nur ganz und gar nicht, sondern sie hatte dafür entschieden überhaupt kein Verständnis.

Diese Fragen waren schon damals, wie auch jetzt noch, nur für jene Leute da, die in der Ehe nur den Genuß sehen, den die Gatten einander bereiten, das heißt nur die Grundlage der Ehe, nicht aber ihre ganze Bedeutung, die in der Familie besteht.

All diese Erörterungen und Fragen, die ebenso sind, als wollte man untersuchen, auf welche Weise man vom Mittagessen den größten Genuß erziele, hat es für alle die Menschen, die als Zweck des Mittagessens die Ernährung und als Zweck der Ehe die Familie betrachten, nie gegeben und gibt es in Wirklichkeit auch nicht.

Wenn der Zweck des Mittagessens die Ernährung des Körpers ist, so wird einer, der an einem Tag zweimal zu Mittag ißt, vielleicht den größeren Genuß haben, aber den eigentlichen Zweck wird er damit

nicht erreichen, denn zwei Mahlzeiten auf einmal kann der Magen nicht verdauen.

Wenn der Zweck der Ehe die Familie ist, so wird einer, der viele Frauen, oder eine, die viele Männer besitzen möchte, vielleicht den größeren Genuß haben, aber beide werden es keinesfalls zu einer Familie bringen.

Ist also der Zweck des Mittagessens die Ernährung und der Zweck der Ehe die Familie, so findet die ganze Frage nur darin ihre Lösung, daß man nicht mehr essen darf, als der Magen verdauen kann, und nicht mehr Männer oder Frauen haben soll, als für die Familie nötig sind: also eine Frau oder einen Mann. Natascha mußte einen Mann haben. Dieser ward ihr zuteil. Er schenkte ihr eine Familie. Nach einem anderen, besseren Mann hatte sie nicht nur kein Verlangen, sondern konnte sich, da alle ihre Seelenkräfte nur darauf gerichtet waren, diesem Mann und ihrer Familie zu dienen, nicht einmal vorstellen, und hatte auch keinerlei Interesse daran, wie es anders sein könnte.

Natascha liebte Gesellschaften im allgemeinen nicht allzu sehr, um so mehr aber schätzte sie das Zusammensein mit ihren Angehörigen: mit der Gräfin Marja, ihrem Bruder, ihrer Mutter und Sonja. Sie liebte die Gesellschaft all derer, zu denen sie mit unfrisiertem Haar und im Schlafrock mit glücklichem Gesicht aus dem Kinderzimmer hinüberlaufen konnte, um ihnen eine Windel zu zeigen, die jetzt einen gelben Fleck statt eines grünen hatte, und von ihnen die tröstende Bestätigung zu hören, daß es dem Kindchen nun weit besser gehe.

Natascha ließ sich soweit gehen, daß ihr Anzug, ihre Frisur, ihre unüberlegt hingeworfenen Worte, ihre Eifersucht – sie war auf Sonja, auf die Gouvernante, kurz auf jedes hübsche oder häßliche weibliche Wesen eifersüchtig – für die, die ihr nahestanden, zum gewohnten Gegenstand der Neckerei geworden waren. Die allgemeine Ansicht ging dahin, daß Pierre unter dem Pantoffel seiner Frau stand, und es war auch wirklich so. Schon in den ersten Tagen ihrer Ehe hatte Natascha ihre Forderungen festgelegt. Pierre wunderte sich zwar über diese ihm völlig neuen Ansichten seiner Frau, daß jede Minute seines Lebens ihr und der Familie gehören solle, wunderte sich über ihre Ansprüche, fühlte sich aber dadurch geschmeichelt und fügte sich.

Pierres Untergebenheit bestand darin, daß er sich nicht nur nicht erlaubte, einer anderen Frau den Hof zu machen, sondern nicht einmal

wagte, sich lächelnd mit einer anderen zu unterhalten, nicht wagte, ohne besondere Ursache, nur um die Zeit totzuschlagen, im Klub zu Mittag zu essen, nicht wagte, Geld für Spielereien auszugeben, nicht wagte, lang auf Reisen zu gehen, außer in Geschäften, zu denen seine Frau auch die Beschäftigung mit den Wissenschaften rechnete, von denen sie zwar nichts verstand, denen sie aber doch Wert zuschrieb. Zur Entschädigung hatte Pierre dafür das Recht, bei sich zu Hause nicht nur über sich selbst, sondern auch über die ganze Familie zu bestimmen, wie er wollte. Natascha hatte sich im Haus auf die Stufe einer Sklavin ihres Gatten gestellt, und das ganze Haus schlich auf den Fußspitzen, wenn Pierre in seinem Zimmer arbeitete, las oder schrieb. Er brauchte nur eine Vorliebe für etwas merken zu lassen, und sogleich wurde das, was er gern wollte, für immer so gehalten, brauchte nur einen Wunsch zu äußern, und Natascha sprang auf, um ihn zu erfüllen.

Das ganze Haus wurde von den vermeintlichen Befehlen des Hausherrn geleitet, in Wirklichkeit aber waren es nur Pierres Wünsche, die Natascha zu erraten suchte. Die Lebensweise, der Wohnort, die Bekannten, die Verbindungen, Nataschas Beschäftigung, die Erziehung der Kinder, dies alles vollzog sich nicht nur nach Pierres ausgesprochenem Willen, sondern Natascha bemühte sich auch noch, zu erraten, welche weiteren Folgerungen aus den Gedanken, die er ab und zu in der Unterhaltung äußerte, abzuleiten waren. Und sie erriet immer unfehlbar, worin der Kern seiner Wünsche bestand, und wenn sie es einmal erraten hatte, hielt sie auch getreulich an dem einmal Erwählten fest. Wollte Pierre dann selber einmal seinem Streben untreu werden, so bekämpfte sie ihn mit seinen eignen Waffen.

So hatte Pierre in jener schweren, ihm für immer unvergeßlichen Zeit nach der Geburt ihres ersten, schwächlichen Kindes, als sie dreimal hintereinander die Amme hatten wechseln müssen und Natascha vor Verzweiflung krank geworden war, seiner Frau eines Tages von den Ansichten Rousseaus²⁴¹ über das Unnatürliche und Schädliche der Ammen erzählt, denen er völlig zustimmte. Beim nächsten Kind bestand nun Natascha auf ihrem Willen und nährte seit der Zeit alle ihre Kinder selbst, obgleich ihre Mutter, die Ärzte und sogar ihr Mann selber Einspruch erhoben und sich gegen dieses Stillen wie gegen ein unerhörtes, schädliches Unterfangen auflehnten.

Ziemlich oft kam es vor, daß sich Mann und Frau in Augenblicken der Erregung stritten, aber noch lange nach einem solchen Streit fand dann Pierre zu seiner Freude und Verwunderung nicht nur in den Worten, sondern auch in den Handlungen seiner Frau jenen selben Gedanken wieder, gegen den sie anfänglich gewesen war. Und nicht nur, daß er ihn wiederfand, er fand ihn auch gereinigt von all dem Zuviel, mit dem er selber, veranlaßt durch Aufregung und Streit, diesen Gedanken zum Ausdruck gebracht hatte.

Nach siebenjähriger Ehe empfand Pierre das frohe, sichere Bewußtsein, daß er kein schlechter Mensch war, empfand es deshalb, weil er in seiner Frau sein eignes Spiegelbild sah. In sich selber fühlte er Gutes und Böses vermischt, das eine vom andern in den Schatten gestellt. In seiner Frau spiegelte sich aber nur das wider, was wahrhaft gut war, alles nicht völlig Gute schied aus. Und diese Widerspiegelung vollzog sich nicht auf dem Weg logischen Denkens, sondern durch eine geheimnisvolle, unmittelbare Reflexbewegung.

Pierre hatte vor zwei Monaten, als er schon bei den Rostows zu Gast war, einen Brief vom Fürsten Fjodor erhalten, der ihn nach Petersburg zur Beratung wichtiger Fragen rief, die die Mitglieder einer Gesellschaft, zu deren Hauptgründern Pierre gehörte, damals in Petersburg beschäftigten.

Nachdem Natascha diesen Brief gelesen hatte, wie sie alle Briefe ihres Mannes zu lesen pflegte, schlug sie ihm selber vor, nach Petersburg zu fahren, wenn es ihr auch schwer wurde, ihn so lang zu missen. Aller geistigen, abstrakten Tätigkeit ihres Mannes maß sie, ohne Verständnis dafür zu haben, ungeheure Wichtigkeit bei und fürchtete beständig, ihm bei dieser Tätigkeit ein Hindernis zu sein. Auf Pierres schüchternen, fragenden Blick nach Durchlesen des Briefes antwortete sie mit der Bitte, doch ja zu reisen, ihr aber nur die Zeit seiner Rückkehr genau zu bestimmen. Und so wurde sein Urlaub denn auf vier Wochen festgesetzt.

Als nun aber die Frist seines Urlaubs verstrichen war – es waren bereits vierzehn Tage darüber vergangen –, befand sich Natascha dauernd in einem Zustand der Angst, Traurigkeit und Aufregung.

Denissow, der, mit der gegenwärtigen Regierung unzufrieden, als General in den Ruhestand getreten war, hatte sich in diesen letzten Tagen bei den Rostows als Gast eingestellt und beobachtete Natascha erstaunt und bekümmert, wie man das unähnliche Bild eines einst geliebten Menschen betrachtet. Ein niedergeschlagener, gelangweilter Blick, ungereimte Antworten und Kinderstubengespräche – das war alles, was er von seiner früheren Fee sah und hörte.

Natascha war die ganze Zeit über traurig und gereizt, besonders dann, wenn Mutter, Sonja oder Gräfin Marja ihr zum Trost Pierre zu entschuldigen suchten und sich allerlei Gründe für sein Zögern ausdachten.

»Das ist alles Unsinn, alles dummes Zeug«, sagte Natascha, »all diese hohen Gedanken, die zu nichts führen, und alle diese dummen Gesellschaften«, urteilte sie jetzt über dieselben Dinge, von deren großer Wichtigkeit sie früher so fest überzeugt gewesen war.

Und sie ging ins Kinderzimmer, um ihren einzigen Sohn, den kleinen Petja, zu stillen. Niemand konnte ihr so viel Beruhigendes und Vernünftiges sagen wie dieses kleine, drei Monate alte Geschöpf, wenn es an ihrer Brust lag und sie die Bewegungen seines Mundes und das Schnaufen seines Näschens fühlte. Dieses kleine Wesen sagte zu ihr: Du ärgerst dich, bist eifersüchtig und möchtest dich am liebsten rächen, du hast Angst, aber ich bin doch hier und bin er. Ich bin doch hier und bin er ... Und darauf war nichts zu entgegnen. Es war mehr als die Wahrheit.

Natascha flüchtete in diesen vierzehn Tagen der Unruhe so oft zu ihrem Kindchen, um Trost zu finden, gab sich so viel mit ihm ab, daß sie es übernährte. Es wurde krank. Sie erschrak sehr über diese Krankheit, und doch war sie gerade das, was ihr fehlte. Denn während sie nun das Kindchen pflegte, ertrug sie die Unruhe um ihren Mann leichter.

Sie stillte gerade, als Pierres Schlitten geräuschvoll an der Einfahrt vorfuhr und die Wärterin, die wußte, was allein ihrer Herrin jetzt Freude machen konnte, schnell und leise mit strahlendem Gesicht in die Tür trat.

»Ist er gekommen?« fragte Natascha hastig flüsternd und voll Angst, sich zu bewegen, um den Kleinen, der eingeschlafen war, nicht aufzuwecken.

»Ja, Mütterchen«, gab die Wärterin flüsternd zurück.

Das Blut schoß Natascha ins Gesicht, und ihre Füße zuckten unwillkürlich, aber sie durfte doch nicht aufspringen und hinunterlaufen. Der Kleine schlug wieder die Augen auf und sah sie an. Bist du da? schien er zu fragen, und dann schmatzte er wieder faul mit den Lippen.

Natascha entzog ihm sanft ihre Brust, wiegte ihn hin und her, übergab ihn der Wärterin und eilte dann mit schnellen Schritten zur Tür. Doch hier blieb sie noch einmal stehen, als fühlte sie Gewissensbisse, daß sie in ihrer Freude den Kleinen so schnell im Stich gelassen habe, und sah sich noch einmal um. Die Wärterin hob gerade mit hochoberhobenen Ellbogen den Kleinen über das Gitter des Bettes.

»Gehen Sie, gehen Sie nur, Mütterchen, Sie können ganz ruhig sein«, flüsterte sie lächelnd und mit all der Vertraulichkeit, die sich zwischen ihr und ihrer Herrin herausgebildet hatte.

Natascha lief mit leichten Schritten ins Vorzimmer.

Denissow, der mit der Pfeife im Mund aus dem Arbeitszimmer in den Saal trat, erkannte jetzt zum erstenmal die alte Natascha wieder. Ein leuchtendes, frohes Licht strömte in hellen Strahlen von ihrem veränderten Gesicht aus.

»Er ist gekommen!« rief sie ihm im Vorübereilen zu, und Denissow fühlte, wie er selber darüber entzückt war, daß Pierre, aus dem er sich sehr wenig machte, nun angekommen war.

Im Vorzimmer angelangt, erblickte Natascha die hohe Gestalt im Pelz, die gerade den Gürtel löste. Er, er! Wirklich! Er ist es! sagte sie bei sich, flog auf ihn zu, umarmte ihn, preßte ihn an sich, den Kopf an ihre Brust, schob ihn dann wieder von sich ab und betrachtete Pierres wetterhartes, rotes und glückliches Gesicht. Ja, er ist da, ist glücklich und zufrieden ...

Und plötzlich fielen ihr all die Qualen des Wartens ein, die sie in den letzten vierzehn Tagen erduldet hatte. Ihr vor Freude strahlendes Gesicht umwölkte sich, sie runzelte die Stirn, und eine Flut von Vorwürfen und bösen Worten ergoß sich über Pierre.

»Ja, dir geht es gut, du bist froh und heiter ... Ich aber? An die Kinder hättest du doch wenigstens denken sollen. Ich stille, und da ist es mir auf die Milch geschlagen ... Petja war in Lebensgefahr. Du aber hast dich amüsiert. Du warst heiter und vergnügt ...«

Pierre war sich keiner Schuld bewußt, da es ihm unmöglich gewesen war, früher heimzukommen. Er wußte, daß dieser Zornausbruch von ihrer Seite ungerecht war, wußte, daß er in zwei Minuten vorüber sein werde, und wußte vor allem, daß ihm selber heiter und froh zumute war. Er hätte lächeln mögen, wagte aber nicht einmal, daran zu denken. So machte er ein klägliches, ängstliches Gesicht und ließ den Kopf hängen.

»Ich konnte nicht eher zurückkommen, bei Gott. Aber was ist mit Petja?«

»Jetzt ist es nicht mehr schlimm. Komm! Schämst du dich denn gar nicht? Du hättest nur sehen sollen, wie mir ohne dich zumute war, wie ich mich gequält habe ...«

»Du bist doch gesund?«

»Komm, komm!« sagte sie noch einmal, ohne seine Hand loszulassen. Und sie gingen in ihre Zimmer.

Als Nikolaj und seine Frau herbeikamen, um Pierre zu begrüßen, war er im Kinderzimmer, hielt den muntergewordenen Säugling auf seiner riesigen, rechten Handfläche und liebte ihn. Auf des Kleinen breitem Gesicht mit dem offenen, zahnlosen Mäulchen lag ein heiteres Lächeln. Der Sturm hatte sich schon lang gelegt, und heller, froher Sonnenschein strahlte aus Nataschas Zügen, die gerührt den Gatten und das Kindchen betrachtete.

»Und hast du mit dem Fürsten Fjodor alles gut besprechen können?« fragte Natascha.

»Ja, ausgezeichnet.«

»Siehst du, wie er ihn schon aufrecht hält« – den Kopf meinte Natascha –, »aber den Schreck, den er mir eingejagt hat ... Hast du die Fürstin gesehen? Ist es wahr, daß sie sich in den Dingsda verliebt hat?«

»Ja, stelle dir vor ...«

Doch in diesem Augenblick traten Nikolaj und Gräfin Marja ein. Pierre beugte sich zu ihnen hinüber, um sie zu küssen, ohne sein Söhnchen aus der Hand zu lassen, und antwortete auf ihre Fragen. Doch obgleich sie sich gegenseitig zweifellos viel Interessantes mitzuteilen hatten, zog doch das Kindchen mit seinem Mützchen und wackelnden Köpfchen Pierres ganze Aufmerksamkeit auf sich.

»Wie goldig er ist!« sagte Gräfin Marja, betrachtete den Kleinen und spielte mit ihm. »Siehst du, Nicolas, das verstehe ich nicht«, wandte sie sich an ihren Mann, »daß du solch ein kleines Wunderwesen nicht reizend findest.«

»Dafür habe ich beim besten Willen kein Verständnis«, erwiderte Nikolaj und sah den Kleinen gleichgültig an. »Ein Fleischklümpchen, weiter nichts. Komm, Pierre!«

»Nun, die Hauptsache ist ja doch, daß er ein so zärtlicher Vater ist«, sagte Gräfin Marja, um ihren Mann wieder ins rechte Licht zu setzen, »aber sie müssen bei ihm wenigstens ein Jahr alt sein oder noch drüber ...«

»Nein, Pierre versteht ausgezeichnet mit kleinen Kindern umzugehen«, erwiderte Natascha. »Er sagt selber, seine Hand sei eigens für

den Hinterteil eines kleinen Kindes geschaffen. Seht euch das nur einmal an.«

»Na, aber doch nicht ausschließlich dafür«, warf Pierre lachend ein, wiegte den Kleinen noch ein paarmal hin und her und gab ihn dann der Wärterin.

Wie in jeder richtigen Familie, lebten auch im Herrenhaus von Lysyja-Gory einige völlig verschiedene Welten zusammen, die, wenn auch jede ihre Eigenart bewahrte, doch dadurch, daß bald die eine, bald die andere nachgab, zu einem harmonischen Ganzen verschmolzen. Jedes Ereignis, das im Hause vorkam, war für alle diese Welten gleich freudig, traurig oder wichtig, aber jede dieser Welten hatte ihre eignen, von den andern unabhängigen Gründe, warum sie über solch ein Ereignis froh oder traurig war.

So stellte Pierres Ankunft ein frohes, wichtiges Ereignis dar, das sich auch als solches in allen widerspiegelte.

Die Dienerschaft – die zuverlässigsten Richter ihrer Herren, da sie diese nicht nach Worten und Gefühlsausbrüchen, sondern nach ihren Taten und ihrer Lebensweise beurteilen – freute sich über Pierres Ankunft, weil sie wußte, daß, wenn er da war, der Graf nicht mehr täglich durch die Wirtschaft gehen und daß er heiterer und gutmütiger sein werde, und dann wohl auch noch, weil dann zu den Feiertagen besonders reiche Geschenke zu erwarten waren.

Die Kinder und ihre Erzieherinnen freuten sich über Besuchows Kommen, weil niemand sie so in das allgemeine Leben mit hineinzog wie Pierre. Er allein konnte auf dem Klavier jene Ekossaise spielen – es war sein einziges Stück –, nach der man, wie er behauptete, alle nur möglichen Tänze tanzen konnte, und sicher hatte er ihnen allen auch noch Geschenke mitgebracht.

Nikolenka, jetzt ein fünfzehnjähriger, magerer, kränklicher, kluger Knabe mit lockigem Blondhaar und schönen Augen, freute sich deshalb, weil Onkel Pierre, wie er ihn nannte, der Gegenstand seiner Schwärmerei und leidenschaftlichen Liebe war. Niemand hatte Nikolenka diese besondere Liebe zu Pierre eingeflößt, auch hatte er ihn nur selten gesehen. Gräfin Marja, die ihn erzogen hatte, hatte alle ihre Kräfte aufgeboten, um Nikolenka dazu zu bringen, ihren Mann ebenso zu lieben, wie sie ihn selber liebte, und Nikolenka liebte den Onkel auch, jedoch mit einem kaum merklichen Anflug von Geringschätzung. Pierre hingegen vergötterte er. Er wollte auch nicht Husar und Ritter des Georgskreuzes werden wie Onkel Nikolaj, sondern

gelehrt, klug und gut wie Onkel Pierre. In Pierres Gegenwart bekam sein Gesicht immer einen besonders frohen Glanz, und wenn Pierre ihn anredete, wurde er rot und atemlos. Er verlor kein Wort von dem, was Pierre sagte, und rief sich dann mit Dessalles oder für sich allein alle seine Worte ins Gedächtnis zurück und dachte über ihre Bedeutung nach. Pierres Vergangenheit, sein unglückliches Leben bis zum Jahre 1812, von dem er sich aus aufgeschnappten Worten ein dunkles, poetisches Bild zurechtgemacht hatte, seine Abenteuer in Moskau, seine Gefangenschaft, Platon Karatajew, von dem ihm Pierre erzählt hatte, seine Liebe zu Natascha, die der Knabe ebenfalls ganz besonders in sein Herz geschlossen hatte, und vor allem Pierres Freundschaft mit seinem Vater, an den sich Nikolenka nicht mehr erinnern konnte – dies alles machte Pierre für ihn zu einem Helden, einem Gott.

Aus aufgefängenen Worten über seinen Vater und Natascha und aus jener inneren Erregung, mit der Pierre von dem Verstorbenen zu reden pflegte, aus den vorsichtigen, pietätvollen, zarten Worten, mit denen Natascha von ihm sprach, hatte sich der Knabe, der soeben zu erraten anfang, was Liebe war, in seiner Einbildung zurechtgelegt, daß sein Vater Natascha geliebt und sie sterbend seinem Freund anvertraut haben mußte. Dieser Vater, an den sich Nikolenka nicht erinnern konnte, stand vor ihm wie ein Gott, den man sich nicht in Menschengestalt vorstellen und an den man nicht anders als mit Herzklopfen und Tränen der Trauer und Begeisterung denken durfte. Und so war auch der Knabe über Pierres Ankunft glücklich.

Die Gäste freuten sich über Pierre, weil er ein Mensch war, der Leben und Zusammenhalt in jede Gesellschaft brachte.

Die erwachsenen Hausgenossen, von seiner Frau nicht zu reden, freuten sich über die Ankunft des Freundes, weil sie sich in dessen Gesellschaft leichter und ruhiger fühlten.

Die alten Damen freuten sich über die Geschenke, die Pierre ihnen mitbrachte, und vor allem darüber, daß Natascha nun wieder auflebte. Pierre fühlte die verschiedenen Gesichtspunkte heraus, unter denen man ihn aus den verschiedenen Welten betrachtete, und beeilte sich, jedem zuteil werden zu lassen, was er von ihm verlangte.

Pierre, dieser äußerst zerstreute, vergeßliche Mensch, hatte diesmal an Hand einer Liste, die seine Frau für ihn hergestellt hatte, alles gekauft und weder die Aufträge von Mutter und Bruder noch die

Geschenke noch das Kleid für die Bjelowa noch die Spielsachen für Neffen und Nichten vergessen. In der ersten Zeit seiner Ehe war Pierre das Verlangen seiner Frau, alles, was er einzukaufen übernommen hatte, auch wirklich zu besorgen und nichts zu vergessen, sonderbar vorgekommen, und er war über ihre ernsthafte Verstimmung, als er auf seiner ersten Reise alles vergessen hatte, weidlich erstaunt gewesen. Späterhin hatte er sich aber auch daran gewöhnt. Da er wußte, daß Natascha nie für sich etwas verlangte und für andere nur dann, wenn er sich selber dazu erbot, fand er jetzt in diesen Einkäufen von Geschenken für das ganze Haus ein für ihn selber unerwartetes, kindliches Vergnügen und vergaß nie mehr etwas. Machte ihm Natascha dann noch Vorwürfe, so höchstens deshalb, weil er zuviel und zu teuer eingekauft hatte. All seinen Mängeln, die von den meisten Leuten Fehler, von Pierre selber aber Seiten seines Wesens genannt wurden, wollte Natascha durchaus noch den Geiz zugesellen.

Seit Pierre mit seiner Familie und einem großen Hausstand, der gewaltige Ausgaben forderte, zu leben angefangen hatte, bemerkte er zu seiner Verwunderung, daß er jetzt nur noch die Hälfte brauchte wie früher, und daß sich seine in letzter Zeit hauptsächlich durch die Schulden seiner ersten Frau arg zerrütteten Vermögensverhältnisse zu bessern angingen.

Er lebte deshalb billiger, weil sein Leben jetzt gebunden war: jenen teuersten Luxus, der darin besteht, die Lebensweise jeden Augenblick zu ändern, leistete sich Pierre jetzt nicht mehr und hatte auch gar kein Verlangen danach. Er fühlte, daß seine Lebensweise jetzt bis zu seinem Tod festgelegt war, daß es nicht in seiner Macht stand, sie abzuändern, und daß er aus diesem Grund billiger lebte.

Mit heiterem, lächelndem Gesicht packte Pierre seine Einkäufe aus. »Sieh nur, den prächtigen Stoff!« sagte er und breitete wie ein Verkäufer vor seiner Frau ein Stück Zeug aus.

Natascha hielt ihr ältestes Töchterchen auf den Knien und ließ, während sie ihm so gegenüber saß, ihre glänzenden Augen schnell zwischen dem, was er ihr zeigte, und ihm selber hin und her wandern.

»Das ist wohl für die Bjelowa? Wundervoll!« Sie befühlte die Ware. »Davon kostet die Elle sicher einen Rubel.«

Pierre nannte den Preis.

»So teuer!« sagte Natascha. »Wie sich die Kinder freuen werden und maman. Aber daß du das für mich gekauft hast, war doch unnütz«, fügte sie hinzu, konnte aber dabei ein glückliches Lächeln nicht unterdrücken, als sie den goldenen, mit Perlen besetzten Kamm bewunderte, von der Art, wie sie damals gerade in Mode gekommen war.

»Adele hat mich dazu breitgeschlagen: kaufen, immer kaufen!« erzählte Pierre.

»Aber wann soll ich den denn tragen?« Natascha steckte den Kamm ins Haar.

»Wenn ich Maschenka einmal auf den Ball ausführe, vielleicht wird er dann wieder getragen. Nun komm aber!«

Sie rafften die Geschenke zusammen und gingen zuerst ins Kinderzimmer und dann zu der alten Gräfin.

Die Gräfin saß wie gewöhnlich mit der Bjelowa zusammen und legte Patiencen, als Pierre und Natascha mit ihren Päckchen unter dem Arm ins Zimmer traten.

Die Gräfin war nun schon über sechzig Jahre alt. Sie war ganz grau geworden und trug ein Häubchen, das ihr ganzes Gesicht mit einem Rüschen umrahmte. Ihr Gesicht war voll Runzeln, die Oberlippe eingefallen und ihre Augen waren trübe geworden.

Nach dem Schlag auf Schlag erfolgten Tod ihres Sohnes und ihres Gatten fühlte sie sich als ein Wesen, das nur zufällig vom Tod verschont geblieben war und auf der Welt nicht Zweck und Ziel mehr hatte. Sie aß, trank, schlief oder wachte, aber sie lebte nicht. Das Leben hinterließ ihr keinerlei Eindrücke. Sie verlangte nichts mehr vom Leben als Ruhe, und diese Ruhe konnte sie nur im Grab finden. Doch solange der Tod nicht kam, mußte sie leben, das heißt ihre Lebenskräfte gebrauchen. Alles, was man an sehr kleinen Kindern und sehr alten Leuten beobachten kann, trat bei ihr in höchstem Grad in Erscheinung. In ihrem Leben gab es keine äußeren Ziele mehr, sondern nur das Bedürfnis, ihre Neigungen und Fähigkeiten aufrechtzuerhalten. Sie mußte essen, schlafen, denken, sich unterhalten, weinen, sich beschäftigen, sich ärgern und so weiter, nur weil sie Magen, Gehirn, Muskeln, Nerven und Leber hatte. Und dies alles tat sie, durch keinen äußeren Grund veranlaßt, nicht etwa so, wie es die Menschen auf der Höhe ihrer Kraft tun, nämlich daß man vor dem

erstrebten Ziel das andere Ziel, die Betätigung ihrer Kräfte, gar nicht wahrnimmt, sondern sie sprach nur, weil sie das physische Bedürfnis hatte, ihre Lunge und Zunge arbeiten zu lassen, weinte wie ein Kind, weil sie die Tränen loswerden mußte und so weiter. Alles, worin Menschen auf der Höhe ihrer Kraft ein Ziel sehen, diene ihr offenbar nur als Vorwand.

So machte sich bei ihr oft frühmorgens, besonders wenn sie am Abend vorher etwas Fettes gegessen hatte, das Bedürfnis nach Ärger geltend, und dann griff sie nach dem ersten besten Vorwand, und das war gewöhnlich die Taubheit der Bjelowas.

Vom andern Ende des Zimmers aus fing sie dann leise mit ihr eine Unterhaltung an.

»Heute scheint es wärmer zu sein, meine Liebe«, pflegte sie dann wohl im Flüsterton zu sagen.

Und wenn dann die Bjelowas zur Antwort gab: »So so, sie sind also angekommen«, brummte sie verärgert vor sich hin: »Großer Gott, wie taub und dumm sie doch ist!«

Ein anderer Vorwand für sie war ihr Schnupftabak, der ihr bald zu trocken, bald zu feucht, bald zu schlecht gerieben schien. Nach solchen Aufregungen trat ihr immer die Galle ins Gesicht, und ihre Zofen wußten aus sicheren Anzeichen immer schon im voraus, wann die Bjelowas wieder taub, der Schnupftabak wieder feucht und das Gesicht der Gräfin wieder gelb sein werde. Und ebenso, wie sie die Galle arbeiten lassen mußte, mußte sie auch ab und zu die ihr noch verbliebenen Denkfähigkeiten in Tätigkeit setzen, und dazu legte sie dann immer eine Patience. Hatte sie das Bedürfnis zu weinen, so war der selige Graf die gegebene Ursache, wollte sie sich Sorgen machen, so bot Nikolaj und seine Gesundheit ihr dazu die Gelegenheit, mußte sie giftige Reden führen, so war stets Gräfin Marja der Sündenbock. Hatte sie das Verlangen, ihre Sprechorgane in Bewegung zu setzen – und dies war meist um sieben Uhr abends der Fall, nachdem sie sich nach dem Essen ein Stündchen in einer dunklen Stube ausgeruht hatte –, so bot sich ihr die Gelegenheit dadurch, daß sie vor denselben Zuhörern immer wieder dieselben Geschichten erzählte.

Für diesen Zustand der alten Dame hatten alle Hausgenossen Verständnis, obgleich nie jemand darüber sprach, und jeder gab sich so viel Mühe, wie er nur konnte, der alten Gräfin bei der Befriedigung

dieser ihrer Bedürfnisse behilflich zu sein. Nur selten kam durch einen Blick oder durch ein trauriges, halbes Lächeln, das Nikolaj, Pierre, Natascha und Gräfin Marja untereinander austauschten, das gemeinsame Verständnis ihrer Lage zum Ausdruck.

Doch außerdem sagten diese Blicke noch etwas anderes. Sie sagten, daß die alte Gräfin ihr Lebenswerk vollbracht habe, daß das, was man jetzt von ihr sah, nur ein Stück von ihr sei, daß wir alle einmal so werden würden, daß sie sich ihr mit Freuden unterordneten und sich für dieses ehemals teure, jetzt so bedauernswerte Wesen gern überwänden, das einst ebenso reich an Leben gewesen war wie sie. Memento mori, sagten diese Blicke.

Nur die ganz schlechten und dummen Leute unter den Hausgenossen und die kleinen Kinder verstanden dies nicht und hielten sich von ihr fern.

Als Pierre mit seiner Frau in den Salon trat, befand sich die Gräfin gerade in dem üblichen Zustand, wo ihr die geistige Arbeit einer Patience ein Bedürfnis war. Sie sagte zwar gewohnheitsmäßig dieselben Worte, mit denen sie Pierre oder ihren Sohn immer bei der Rückkehr von einer Reise zu empfangen pflegte: »Endlich, endlich, mein liebes Kind, wir haben dich schon sehnhchst erwartet. Na, Gott sei Dank, daß du wieder da bist ...«, wie sie auch beim Empfang der Geschenke immer denselben Spruch sagte: »Nicht das, was ein Freund mir beschert, wohl aber seine Freundschaft ist mir wert. Ich danke dir, daß du an mich alte Frau gedacht hast ...« Und doch merkte man, daß Pierres Kommen ihr in diesem Augenblick unangenehm war, weil er sie von ihrer noch nicht zu Ende gelegten Patience abzog. Sie legte sie ruhig zu Ende und besah sich erst dann die Geschenke. Diese bestanden aus einem Kartenfutteral von kostbarer Arbeit, einer grell blauen Sèvrestasse mit Deckel, auf der Hirtinnen abgebildet waren, und aus einer goldenen Tabaksdose mit dem Bildnis des Grafen, das Pierre in Petersburg bei einem Miniaturmaler hatte anfertigen lassen. Das hatte sich die Gräfin schon lange gewünscht. Aber sie hatte jetzt keine Lust zum Weinen, und deshalb sah sie das Bild gleichgültig an und beschäftigte sich mehr mit dem Futteral.

»Ich danke dir, mein Sohn, du hast mir eine rechte Freude gemacht«, sagte sie wie immer. »Aber das Schönste ist doch, daß du dich selber mitgebracht hast. Das war ja entsetzlich, du solltest deiner Frau einmal ordentlich den Kopf waschen. Was soll denn das nur heißen? Wie eine Wahnsinnige hat sie sich gebärdet, als du fort warst. Sie hörte und sah nichts ...«, sagte sie in der gewohnten Weise. »Sieh nur, Anna Timofejewna«, fügte sie hinzu, »was für ein schönes Futteral uns der Junge mitgebracht hat!«

Die Bjelowwa bewunderte die Geschenke und war ganz entzückt von ihrem Stoff.

Pierre, Natascha, Nikolaj, Gräfin Marja und Denisow hätten zwar viel miteinander zu besprechen gehabt, wovon sie in Gegenwart der Gräfin nicht anfangen durften, nicht etwa, weil sie Geheimnisse vor ihr gehabt hätten, sondern nur deshalb, weil die alte Gräfin in so

vielm zurückgeblieben war, daß man, hätte man in ihrer Gegenwart von irgend etwas zu reden angefangen, auf alle ihre an unrechter Stelle eingeworfenen Fragen hätte antworten und alles noch einmal hätte sagen müssen, was man ihr schon wiederholt erzählt hatte: nämlich, daß der und der gestorben war und die und die sich verheiratet hatten, was sie aber dann immer wieder vergaß. Dennoch saßen sie wie gewöhnlich im Salon um den Samowar versammelt und tranken Tee, und Pierre beantwortete alle Fragen der alten Gräfin, die für sie selber keinen Zweck hatten und auch sonst keinen interessierten: ob Fürst W. sehr alt geworden sei, ob die Gräfin Alexejewna sie grüßen lasse und noch an sie denke und so weiter, und so weiter.

Ein solches Gespräch wurde die ganze Zeit über, während sie Tee tranken, geführt. Um den runden Teetisch, an dem Sonja saß, hatten sich alle erwachsenen Familienglieder versammelt. Die Kinder mit ihren Erziehern und Gouvernanten hatten bereits Tee getrunken, und ihre Stimmen klangen aus dem anstoßenden Sofazimmer herüber. Alle saßen auf ihren gewohnten Plätzen: Nikolaj an dem kleinen Tisch beim Ofen, wohin man ihm seine Tasse brachte. Die alte Jagdhündin Milka, eine Tochter der ersten Milka, die schon einen ganz grauen Kopf bekommen hatte, aus dem die großen dunklen Augen nur noch schärfer hervortraten, lag neben ihm auf einem Sessel. Denisow mit seinem halbergrauten lockigen Haar und Bart saß in aufgeknöpftem Generalsrock neben Gräfin Marja. Pierre hatte seinen Platz zwischen seiner Frau und der alten Gräfin. Er erzählte Dinge, von denen er wußte, daß sie die alte Gräfin interessieren und von ihr verstanden werden konnten. Er sprach von äußerlichen Ereignissen in der Gesellschaft und von jenen Leuten, die einst die Altersgenossen der alten Gräfin gewesen waren und damals einen wirklichen, lebensvollen Kreis gebildet hatten, jetzt aber größtenteils in alle vier Winde zerstreut waren und ebenso wie sie den Rest ihrer Tage hinbrachten, um noch die letzten Ähren dessen, was sie einst in ihrem Leben gesät hatten, zu ernten. Doch der alten Gräfin erschienen diese Altersgenossen auch jetzt ausschließlich als die wirkliche, ernst zu nehmende Welt.

Aus Pierres Lebhaftigkeit ersah Natascha, daß die Reise für ihn interessant gewesen war, und er gern vieles erzählt hätte, was er jedoch in Anwesenheit der alten Gräfin nicht wagte. Denisow, der, weil er nicht zur Familie gehörte, Pierres Absicht nicht verstand und

sich außerdem als einer, der mit den jetzigen Zuständen unzufrieden war, um alles kümmerte, was in Petersburg vorging, forderte Pierre immer wieder zum Erzählen heraus: bald wollte er etwas über die Geschichte wissen, die sich soeben im Semjonower Regiment zugetragen hatte²⁴², bald über Araktschejew, bald über die Bibelgesellschaft²⁴³. Manchmal ließ sich Pierre hinreißen und fing an zu erzählen, aber Nikolaj und Natascha brachten ihn jedesmal wieder auf die Gesundheit des Fürsten Iwan und der Gräfin Marja Antonowna zurück.

»Nun, und dieser Unsinn, der Goßner²⁴⁴ und die Tatarinowa²⁴⁵«, fragte Denissow, »geht denn das nur immer noch so weiter?«

»Und ob das so weiter geht!« rief Pierre aus. »Schlimmer denn je. Die Bibelgesellschaft hat jetzt die ganze Regierung in der Hand.«

»Wie meinst du das, mon cher ami?« fragte die Gräfin, die ihren Tee ausgetrunken hatte und nun sichtlich nach einem Vorwand suchte, sich nach der Mahlzeit ein wenig zu ärgern. »Was sagst du da? Die Regierung? Das verstehe ich nicht.«

»Sie müssen wissen, maman«, mischte sich Nikolaj ein, der wußte, wie man etwas in die Sprache seiner Mutter übersetzen mußte, »Fürst Alexander Nikolajewitsch Golizyn hat eine Gesellschaft gegründet, und soll nun, wie es heißt, sehr mächtig geworden sein.«

»Araktschejew und Golizyn«, äußerte Pierre unvorsichtig, »sind jetzt unsere ganze Regierung. Und was für eine noch dazu! In allem erblicken sie eine Verschwörung, vor allem fürchten sie sich.«

»Wie? Woran soll Alexander Nikolajewitsch schuld sein? Das ist doch ein Ehrenmann durch und durch. Ich traf ihn damals öfters bei Marja Antonowna«, sagte die Gräfin beleidigt; und noch mehr beleidigt dadurch, daß alle schwiegen, fuhr sie fort: »Heutzutage wird immer gleich über jeden der Stab gebrochen. Eine evangelische Gesellschaft, da ist doch nichts Schlimmes dabei?« Und sie erhob sich – alle standen ebenfalls auf – und steuerte mit strenger Miene auf ihren Tisch im Diwanzimmer zu.

In das bedrückte Schweigen, das nun folgte, drang aus dem Nebenzimmer das Lachen und Plaudern der Kinder. Offenbar ging drüben etwas besonders Lustiges und Aufregendes vor.

»Fertig, fertig!« übertönte alle das Freudengeheul der kleinen Natascha.

Pierre wechselte mit Gräfin Marja und Nikolaj einen Blick – Nata-scha sah er immer – und lächelte glücklich.

»Das ist doch die wundervollste Musik«, bemerkte er.

»Gewiß ist Anna Makarowna mit ihrem Strumpf fertig geworden«, sagte Gräfin Marja.

»Oh, das muß ich mir ansehen«, rief Pierre und sprang auf. »Weißt du«, sagte er und blieb in der Tür noch einmal stehen, »warum mir diese Musik so besonders lieb ist? Da weiß ich doch gleich im ersten Augenblick, daß alles im Hause gut steht. Gleich heute bei meiner Ankunft: je näher ich dem Haus komme, um so mehr quält mich die Angst. Ich trete ins Vorzimmer, höre, wie Andrjuscha vor Vergnügen kreischt: na, denke ich bei mir, also ist alles in Ordnung ...«

»Kenne ich, kenne ich, dieses Gefühl«, bestätigte Nikolaj. »Aber ich darf nicht hineingehen, weil die Strümpfe ja eine Überraschung für mich werden sollen.«

Pierre ging zu den Kindern hinüber, und das Lachen und Schreien wurde noch lauter.

»Nun, Anna Makarowna«, hörte man Pierres Stimme, »also jetzt mitten ins Zimmer stellen, und ich zähle: eins, zwei, drei, und wenn ich drei sage, stellst du dich hierher und – hast sie in der Hand. Also eins ... zwei ...« – alles war mäuschenstill – »... drei!«

Das begeisterte Freudengeheul der Kinder erfüllte das Zimmer. »Zwei sind es, zwei!« schrien sie.

Und wirklich waren es jetzt zwei Strümpfe, die Anna Makarowna nach einer nur ihr bekannten, geheimnisvollen Strickart gleichzeitig zu stricken pflegte, so daß sie dann immer, wenn sie fertig war, in Gegenwart der Kinder feierlich einen Strumpf aus dem anderen herausziehen konnte.

Bald darauf sagten die Kinder gute Nacht. Sie gaben jedem einen Kuß, die Erzieher und Gouvernanten verbeugten sich, und die ganze kleine Schar ging hinaus. Nur Dessalles mit seinem Zögling blieb noch. Er forderte den Knaben flüsternd auf, ebenfalls hinauszugehen.

»Non, monsieur Dessalles, je demanderai à ma tante de rester«, erwiderte Nikolenka Bolkonskij ebenfalls flüsternd.

»Ma tante, darf ich noch ein bißchen hier bleiben?« fragte Nikolenka und trat auf seine Tante zu.

Ein Ausdruck der Bitte, der Erregung und Begeisterung lag auf seinem Gesicht. Gräfin Marja sah ihn an und wandte sich dann an Pierre.

»Wenn Sie da sind, kann er sich nicht losreißen«, sagte sie zu ihm.

»Je vous le ramenerai tout à l'heure, monsieur Dessalles, bonsoir«, sagte Pierre, reichte dem Schweizer die Hand und wandte sich dann lächelnd an Nikolenka: »Wir haben uns ja noch gar nicht gesehen. Marie, wie ähnlich er ihm wird«, fügte er, zu Gräfin Marja gewandt, hinzu.

»Dem Vater?« fragte der Knabe, wurde dunkelrot und sah Pierre von unten herauf mit seinen schwärmerischen, glänzenden Augen an.

Pierre nickte ihm zu und nahm das durch die Kinder unterbrochene Gespräch wieder auf. Gräfin Marja war mit einer Handarbeit beschäftigt, Natascha saß da und blickte, ohne ein Auge abzuwenden, immer nur ihren Mann an. Nikolaj und Denissow standen auf, verlangten ihre Pfeifen, rauchten, ließen sich von Sonja, die traurig und still beim Samowar saß, Tee einschenken und fingen an, Pierre auszufragen. Der blondlockige, kränkliche Knabe mit den glänzenden Augen saß, von keinem beachtet, in einem Eckchen, drehte das krause Köpfchen auf dem feinen Hals, den der zurückgeschlagene Kragen frei ließ, nach der Seite, wo Pierre saß, fuhr ab und zu zusammen und flüsterte, sichtlich von einem neuen, starken Gefühl erregt, irgend etwas vor sich hin.

Das Gespräch drehte sich um den damaligen Klatsch aus den höchsten Kreisen der Regierung, in dem die meisten Menschen gewöhnlich

den Kern der inneren Politik sehen. Denissow, der wegen seiner Mißerfolge im Dienst mit der Regierung unzufrieden war, hörte mit Behagen von all den Dummheiten, die man seiner Ansicht nach jetzt in Petersburg machte, und schaltete in kräftigen, scharfen Ausdrücken seine Bemerkungen in Pierres Bericht ein.

»Früher mußte man ein Deutscher sein; jetzt muß man mit der Tatarinowa und der Frau Krüdeners²⁴⁶ tanzen und Eckartshausen²⁴⁷ und die Brüderschaft lesen. Teufel noch mal! Den Kerl, den Bonaparte, sollte man noch einmal auf sie loslassen! Der würde Ihnen die Narrenspotten schon ausbleuen. Da hört doch alles auf: dem Gemeinen Schwarz²⁴⁸ gibt man das Semjonower Regiment!« schrie er.

Obgleich Nikolaj nicht dazu neigte, alles schlecht zu finden wie Denissow, hielt er es doch ebenfalls für eine äußerst wichtige und wertvolle Sache, über die Regierung sein Urteil zu fällen, und war der Ansicht, daß es von weittragender Bedeutung sei, ob Š. zum Minister für das und das und B. zum Generalgouverneur da oder dort ernannt worden war, und ob der Kaiser dies, der Minister aber jenes gesagt habe. Auch er hielt es für nötig, sich dafür zu interessieren und Pierre danach zu fragen. Und weil ihn nun diese beiden immer wieder fragten und fragten, kam das Gespräch nicht über den gewohnten Klatsch aus den höchsten Regierungskreisen hinaus.

Natascha aber, die die ganze Art und alle Gedanken ihres Mannes kannte, merkte, daß Pierre schon lange vergeblich das Gespräch auf eine andere Bahn lenken und die Idee, die er auf dem Herzen hatte, aussprechen wollte, jene selbe Idee, um derentwillen er nach Petersburg gefahren war und sich mit seinem neuen Freund, dem Fürsten Fjodor, beraten hatte. Und so kam sie ihm mit der Frage zu Hilfe: worüber er denn nun eigentlich mit dem Fürsten Fjodor verhandelt habe?

»Ja, worüber eigentlich?« fragte Nikolaj.

»Immer über dasselbe«, antwortete Pierre und sah sich um. »Jedermann sieht, daß die Dinge so schief gehen und daß es gar nicht so bleiben kann, und somit ist es doch die Pflicht jedes Ehrenmannes, einem solchen Zustand nach Kräften zu steuern.«

»Was könnte ein Ehrenmann dagegen tun?« sagte Nikolaj und runzelte leicht die Stirn. »Was kann man überhaupt dagegen machen?«

»Ja, siehst du, wenn ...«

»Wir wollen in mein Zimmer gehen«, sagte Nikolaj.

Natascha, die schon lange darauf gewartet hatte, daß man sie zum Stillen rufen werde, hörte die Wärterin rufen und ging ins Kinderzimmer. Gräfin Marja ging mit ihr. Die Herren zogen sich in Nikolajs Arbeitszimmer zurück, und Nikolenka Bolkonskij schlüpfte, ohne vom Onkel bemerkt zu werden, ebenfalls mit hinein und setzte sich an den Schreibtisch ans Fenster, wo es dunkel war.

»Na, was willst du also tun?« fragte Denissow.

»Diese ewigen Hirngespinnste!« brummte Nikolaj.

»Also siehst du«, fing Pierre an, ohne sich hinzusetzen, und ging bald im Zimmer auf und ab, bald blieb er stehen, fing an zu lispeln und machte, während er sprach, lebhaftere Handbewegungen. »Also siehst du, die Lage in Petersburg ist jetzt so: der Kaiser mischt sich in nichts mehr. Er ist ganz diesem Mystizismus verfallen.« Mystizismus verzieh Pierre jetzt keinem. »Er sucht nur Ruhe, und diese Ruhe können ihm nur solche Leute sans foi ni loi geben, die ohne Gewissen alles niederschlagen und abdrosseln, wie Magnizkij, Araktschejew und tutti quanti ... Du mußt doch zugeben, wenn du dich selber nicht mehr mit der Wirtschaft befassen und nur noch deine Ruhe haben willst, so wirst du dieses Ziel um so eher erreichen, je grausamer dein Vogt ist«, wandte er sich an Nikolaj.

»Das schon, aber was meinst du damit?« fragte dieser.

»Na, es geht eben auch alles zugrunde. Bei den Gerichten wird einem das Geld aus der Tasche gezogen, bei der Armee regiert nur der Stock: Drill, Militärkolonien²⁴⁹, das Volk wird gequält, die Aufklärung erstickt. Alles, was jung und ehrenhaft ist, geht dabei zugrunde. Daß dies nicht so weitergehen kann, sieht jeder. Die Saiten sind zu straff gespannt und müssen unbedingt zerspringen«, sagte Pierre, wie das im Hinblick auf das Vorgehen der Regierungen von alters her immer alle Leute gesagt haben, solange es überhaupt Regierungen gibt. »Das habe ich ihnen auch in Petersburg gesagt.«

»Wem denn?« fragte Denissow.

»Nun, ihr wißt schon, wem«, fuhr Pierre mit einem bedeutsamen Blick von unten herauf fort, »dem Fürsten Fjodor und ihnen allen. Aufklärung und Wohltätigkeit um die Wette zu fördern, das ist ja alles ganz schön und gut, selbstverständlich. Ein herrliches Ziel, und was

man sonst noch will; aber unter den gegenwärtigen Verhältnissen brauchen wir etwas anderes.«

In diesem Augenblick bemerkte Nikolaj die Anwesenheit seines Neffen. Er machte ein finsternes Gesicht und ging auf ihn zu.

»Was machst du hier?«

»Ach, laß ihn doch«, sagte Pierre, hielt Nikolaj am Arm und fuhr fort: »Das genügt nicht, habe ich ihnen gesagt, wir brauchen jetzt etwas anderes. Wenn ihr dasteht und wartet, bis diese zu straff gespannte Saite gesprungen ist, wenn alle auf einen unausbleiblichen Umsturz gefaßt sind, so müssen wir, so viele aus dem Volk wie nur möglich, einander eng die Hände reichen und der allgemeinen Katastrophe steuern. Alles, was jung und kräftig ist, wird auf die andere Seite hinübergezogen und kommt zu Schaden. Die einen lassen sich von Frauen verführen, die anderen vom Ruhm, die dritten vom Ehrgeiz oder vom Geld, und so gehen sie alle in jenes Lager über. Unabhängige, freie Menschen wie ihr und ich gibt es gar nicht mehr. Ich habe ihnen gesagt: Erweitert den Kreis der Gesellschaft und laßt das Losungswort nicht allein die Tugend sein, sondern auch Unabhängigkeit und tatkräftiges Wirken.«

Nikolaj ließ von dem Neffen ab, rückte seinen Stuhl ärgerlich herum und setzte sich wieder hin. Während er Pierre zuhörte, räusperte er sich unzufrieden, und sein Gesicht wurde immer finsterner.

»Aber zu welchem Zweck denn dieses tatkräftige Wirken?« rief er aus. »Und wie wollt ihr euch zu der Regierung stellen?«

»Das will ich dir sagen: Wir wollen der Regierung helfen. Die Gesellschaft braucht nicht geheim zu sein, wenn die Regierung sie billigt. Sie steht ihr keineswegs feindlich gegenüber, sondern ist die Vereinigung der wahrhaft Konservativen. Eine Vereinigung von Gentlemen im wahrsten Sinn des Wortes. Wir reichen einander nur die Hand, damit nicht wieder ein Pugatschew²⁵⁰ kommt und unseren Kindern den Hals abschneidet, oder damit mich kein Araktschew in seine Militärkolonien schicken kann. Wir haben dabei nur das Wohl und die Sicherheit aller im Auge.«

»Gewiß; aber die Gesellschaft ist doch geheim und infolgedessen regierungsfeindlich und schädlich und kann nur Böses hervorbringen.«

»Warum? Hat etwa der Tugendbund, der Europa gerettet hat« – man wagte damals noch nicht zu denken, daß Rußland es gewesen sei, das Europa gerettet habe –, »Schaden gestiftet? Der Tugendbund vereint alle Tugenden, ist Liebe, gegenseitige Hilfe, alles, was Christus am Kreuz gepredigt hat ...«

Natascha, die mitten im Gespräch ins Zimmer getreten war, blickte ihren Mann freudig an. Nicht über das, was er sagte, freute sie sich, das berührte sie nicht einmal, weil es ihr schien, als sei dies alles ungeheuer einfach und ihr schon lang bekannt – das kam wiederum daher, weil sie die Quelle alles dessen, Pierres ganze Seele, so genau kannte –, sondern sie freute sich einfach nur, weil sie ihren Mann so angeregt und begeistert sah.

Aber mit noch freudigerer Begeisterung blickte auf Pierre der von allen unbeachtete Knabe mit dem schlanken Hals, den der zurückgeschlagene Kragen frei ließ. Jedes Wort Pierres entflammte sein Herz nur noch mehr, so daß er mit einer nervösen Bewegung der Finger, ohne es selber zu merken, alle Siegellackstangen und Federn auf dem Schreibtisch seines Onkels zerbrach, die ihm gerade in die Hände kamen.

»Keinesfalls das, was du denkst. Ich werde dir sagen, was der deutsche Tugendbund war, und wie der beschaffen sein soll, den ich vorschlage.«

»Ja, mein Lieber, für diese Wurstfresser mag ja so ein Tugendbund ganz schön sein, ich aber kann so etwas nicht verstehen und spreche am liebsten gar nicht davon«, ließ sich Denissows laute, entschiedene Stimme vernehmen. »Alles ist jetzt widerwärtig und abscheulich, das gebe ich zu, aber für diesen Tugendbund habe ich kein Verständnis. Gefällt ihnen mal was nicht, gleich ist ein Bund, ein Aufruhr da; so ist es doch. Je suis votre homme.«

Pierre lächelte, Natascha lachte auf, aber Nikolaj zog die Brauen noch finsterer zusammen und suchte Pierre zu beweisen, daß keinerlei Umsturz zu befürchten sei, und daß die ganze Gefahr, von der er gesprochen hatte, nur in seiner Einbildung bestehe. Pierre bewies das Gegenteil, und da seine geistigen Fähigkeiten stärker und schlagfertiger waren, fühlte Nikolaj, daß er unterlag. Dies ärgerte ihn nur noch mehr, da er im Grund seines Herzens von der zweifellosen Richtigkeit seiner Ansicht überzeugt war, und zwar nicht auf Grund kluger

Erwägungen, sondern auf Grund von etwas, was stärker als alle klugen Erwägungen ist.

»Ich will dir etwas sagen«, fing er an, stand auf, wollte mit einer nervösen Bewegung die Pfeife in die Ecke stellen, warf sie aber dann ungeduldig beiseite. »Beweisen kann ich dir das nicht. Du sagst, daß bei uns alles schlimm steht und ein Umsturz kommen wird – ich sehe das nicht. Wenn du aber behauptest, daß der Eid nur eine bedingte Sache ist, muß ich dir darauf erwidern: du bist zwar mein bester Freund, das weißt du, gründet ihr aber eine geheime Gesellschaft und fangt an, der Regierung, wie sie auch immer sein mag, entgegenzuarbeiten, so weiß ich für meinen Teil, daß es meine Pflicht ist, ihr zu gehorchen. Und wenn mir Araktschejew noch in dieser Stunde beföhle, mit einer Schwadron gegen euch vorzugehen und euch niederzumachen, ich würde mich nicht einen Augenblick bedenken und vorgehen. Denke du darüber, wie du willst.«

Nach diesen Worten entstand ein peinliches Schweigen. Natascha fing zuerst wieder zu reden an, nahm ihren Mann in Schutz und fiel über den Bruder her. Ihre Verteidigung war zwar schwach und ungeschickt, aber sie erreichte ihren Zweck. Das Gespräch kam wieder in Fluß und wurde nun nicht mehr in jenem unangenehm feindlichen Ton geführt, in dem Nikolaj zuletzt gesprochen hatte.

Als alle aufstanden, um Abendbrot zu essen, trat Nikolenka Bolkonskij bleich und mit glänzenden, leuchtenden Augen auf Pierre zu.

»Onkel Pierre ... Sie ... nein ... Wenn Vater noch am Leben wäre ... würde er dann ebenso denken wie Sie?« fragte er.

Pierre begriff plötzlich, was für eine besondere, selbständige, verwickelte und starke Gedanken- und Gefühlsarbeit während der Zeit dieses Gespräches in dem Knaben vorgegangen sein mußte. Er erinnerte sich an alles, was er gesagt hatte, und es tat ihm leid, daß der Knabe dabeigewesen war. Doch eine Antwort mußte er ihm geben.

»Ich denke, ja«, erwiderte er unwillig und ging aus dem Zimmer. Der Knabe ließ den Kopf hängen und schien jetzt zum erstenmal zu bemerken, was er auf dem Schreibtisch angerichtet hatte. Er wurde dunkelrot und trat auf Nikolaj zu.

»Onkel, entschuldige bitte, das habe ich hier gemacht ... nicht mit Absicht«, sagte er und zeigte auf die zerbrochenen Siegellackstangen und Federn.

Nikolaj fuhr ärgerlich auf.

»Gut, gut«, sagte er und warf die Siegellackstücke und Federn unter den Tisch.

Offenbar hielt er nur mit Mühe den aufsteigenden Zorn zurück und wandte sich von dem Knaben ab.

»Es war recht unnötig, daß du mit dabei warst«, sagte er zu ihm.

Nach dem Abendessen wurde nicht über Politik und Gesellschaft gesprochen, sondern über etwas, das Nikolaj besonders angenehm war: über Erinnerungen an das Jahr 1812. Denissow hatte dieses Thema angeschlagen, und Pierre zeigte sich dabei besonders liebenswürdig und unterhaltend. So trennten sich alle in der freundschaftlichsten Weise.

Als sich Nikolaj nach dem Abendessen in seinem Zimmer ausgezogen und dem Verwalter, der dort lange auf ihn gewartet hatte, seine Befehle erteilt hatte, ging er im Schlafrock ins Schlafzimmer und fand seine Frau dort noch am Schreibtisch vor: sie schrieb etwas.

»Was schreibst du denn, Marie?« fragte Nikolaj.

Gräfin Marja wurde rot. Sie fürchtete, daß das, was sie schrieb, von ihrem Mann nicht verstanden und gebilligt werde. Sie hätte es am liebsten vor ihm versteckt, gleichzeitig aber freute sie sich auch darüber, daß er sie dabei überrascht hatte und daß sie es ihm nun sagen mußte.

»Es ist ein Tagebuch, Nicolas«, sagte sie und reichte ihm ein blaues Heftchen, das sie mit ihren festen, derben Schriftzügen schon fast vollgeschrieben hatte.

»Ein Tagebuch? ...« wiederholte Nikolaj mit einem Anflug von Spott und nahm das Heftchen in die Hand.

Darin stand auf französisch geschrieben:

»Den 4. Dezember. Heute morgen wollte sich Andrjuscha« – der älteste Sohn – »beim Aufstehen nicht anziehen, und Mademoiselle Luise ließ mich rufen. Er war launenhaft und eigensinnig. Ich versuchte es mit Drohungen, aber er wurde nur noch trotziger. Da beherrschte ich mich, ließ ihn und fing an, mit der Wärterin die anderen Kinder anzuziehen, sagte aber zu ihm, ich hätte ihn nicht mehr lieb. Er war eine Zeitlang ganz still, als sei er erstaunt, dann kam er im bloßen Hemdchen herausgesprungen und auf mich zugelaufen und schluchzte so sehr, daß ich ihn lange nicht beruhigen konnte. Man sah deutlich: mehr als alles andere quälte ihn, daß er mich gekränkt hatte. Als ich ihm dann am Abend sein Zettelchen gab, fing er, als er

mich küßte, wieder bitterlich zu weinen an. Mit Zärtlichkeit ist bei ihm alles zu erreichen.«

»Was ist das für ein Zettelchen?« fragte Nikolaj.

»Ich habe jetzt angefangen, den älteren Kindern jeden Abend kleine schriftliche Beurteilungen zu geben, wie sie sich aufgeführt haben.«

Nikolaj blickte in die leuchtenden Augen, die ihn ansahen, und fuhr fort, in dem Heftchen zu blättern und zu lesen. In dem Tagebuch war alles aus dem Leben der Kinder festgehalten, was der Mutter von Bedeutung schien, weil es den Charakter der Kinder zum Ausdruck brachte oder auf allgemeine Gedanken und Methoden in der Erziehung hindeutete. Es waren größtenteils die geringfügigsten Kleinigkeiten, aber sie erschienen weder der Mutter noch dem Vater als solche, während er jetzt zum erstenmal in diesem Kindertagebuch las.

Unter dem 5. Dezember war vermerkt:

»Mitja war bei Tisch unartig. Der Papa ordnete an, daß man ihm keine Nachspeise geben sollte. Er bekam also keine. Aber während die anderen nun aßen, sah er ihnen kläglich und gierig zu. Ich glaube, das Entziehen der süßen Speise als Strafe entwickelt nur die Gier. Ich will das Nikolaj einmal sagen.«

Nikolaj legte das Heftchen beiseite und sah seine Frau an. Ihre leuchtenden Augen waren fragend auf ihn gerichtet: fand er das Tagebuch gut oder nicht? Aber es konnte gar kein Zweifel sein: er billigte es nicht nur, sondern stand sogar bewundernd vor seiner Frau.

Man hätte das vielleicht nicht so pedantisch oder vielleicht überhaupt nicht zu machen brauchen, dachte Nikolaj, aber diese stete unermüdliche geistige Anspannung, die nur das sittliche Wohl der Kinder bezweckte, erfüllte ihn mit Bewunderung. Wenn er sich seiner Gefühle hätte bewußt werden können, so hätte er gefunden, daß die Hauptgrundlage für seine feste, zärtliche und stolze Liebe zu seiner Frau immer nur dieses Gefühl der Bewunderung für ihr Gemütsleben war, für jene hohe sittliche Welt, in der sie ständig lebte und die für Nikolaj fast unerreichbar schien.

Er war stolz darauf, daß sie so klug und gut war, sah seine eigne Nichtigkeit in geistigen Dingen ihr gegenüber ein und freute sich

deshalb um so mehr, daß sie mit ihrer reichen Seele nicht nur ihm gehörte, sondern ein Teil seiner selbst geworden war.

»Sehr, sehr gefällt mir das, mein Herz«, sagte er mit wichtiger Miene und fügte, nachdem er eine Weile geschwiegen hatte, hinzu: »Aber ich habe mich heute schlecht betragen. Du warst ja nicht mit im Arbeitszimmer. Ich hatte mit Pierre einen Streit und geriet in Hitze. Es ist ja auch rein unmöglich. Er ist ein solches Kind. Ich weiß nicht, was aus ihm würde, wenn Natascha ihn nicht im Zügel hielte. Kannst du dir vorstellen, warum er nach Petersburg gereist ist? Sie wollen dort ...«

»Ja, ich weiß«, fiel Prinzessin Marja ein, »Natascha hat es mir erzählt.«

»Nun, wenn du es schon weißt«, fuhr Nikolaj fort und geriet bei der bloßen Erinnerung an seinen Streit gleich wieder in Hitze.

»Er will mir einreden, die Pflicht jedes Ehrenmannes bestehe darin, gegen die Regierung vorzugehen, wo doch Eid und Pflicht ... Schade, daß du nicht dabei warst. Alle sind sie über mich hergefallen, Denissow, Natascha ... Natascha ist überhaupt zum Totlachen. Man sieht doch, wie sie ihn unter dem Pantoffel hat, sobald es aber zu einem Wortgefecht kommt, hat sie keine eignen Ausdrücke, sondern redet immer nur mit seinen Worten«, fügte Nikolaj hinzu, jener unwiderstehlichen Sucht nachgebend, die Menschen abzuurteilen, die uns die liebsten sind und uns am nächsten stehen.

Es kam Nikolaj nicht in den Sinn, daß man dasselbe, was er von Natascha sagte, Wort für Wort von ihm selber hätte sagen können in bezug auf seine Frau.

»Ja, das habe ich auch schon bemerkt«, pflichtete Gräfin Marja bei.

»Als ich ihm sagte, daß Pflicht und Eid über alles gehen, fing er an, mir Gott weiß was alles zu beweisen. Schade, daß du nicht dabei warst. Was hättest du denn gesagt?«

»Meiner Ansicht nach hast du vollkommen recht. Das habe ich auch zu Natascha gesagt. Pierre denkt: alles leidet, quält sich, verdirbt, und da ist es unsere Pflicht, unseren Nächsten zu helfen. Selbstverständlich hat er darin recht«, fuhr Gräfin Marja fort, »aber er vergißt, daß wir noch andere, näher liegende Pflichten haben, die uns Gott selber angewiesen hat, und daß wir wohl uns selber, nicht aber unsere Kinder in Gefahr bringen dürfen.«

»Siehst du, das, gerade das habe ich ihm auch gesagt«, fiel Nikolaj ein, dem es wirklich schien, als habe er das tatsächlich gesagt. »Sie aber blieben bei ihrer Ansicht, daß die Liebe zum Nächsten und das Christentum ... Und das alles vor Nikolenka, der mit ins Zimmer geschlüpft war und dort alles zerbrochen hat.«

»Ach, weißt du, Nicolas, Nikolenka macht mir das Herz oft schwer«, seufzte Gräfin Marja. »Er ist ein so besonderes Kind. Und ich habe immer Angst, daß ich ihn meiner eignen Kinder wegen vernachlässigen könnte. Wir alle haben Kinder, sie alle haben ihre Eltern, nur er hat niemanden. Er ist immer so allein mit seinen Gedanken.«

»Na, ich glaube doch, du brauchtest dir seinetwegen keine Vorwürfe zu machen. Alles, was die zärtlichste Mutter nur für ihr eignes Kind tun kann, hast du doch für ihn getan und tust es auch jetzt noch. Und ich freue mich darüber, selbstverständlich. Er ist ein prächtiger, prächtiger Junge. Heute hat er Pierre mit einer wahren Selbstvergessenheit zugehört. Und kannst du dir vorstellen: wir gehen zum Abendessen, und ich sehe, daß er auf meinem Schreibtisch alles entzweigebrochen hat. Aber gleich kommt er zu mir und sagt mir das. Ich habe noch nie erlebt, daß er einmal die Unwahrheit gesagt hat. Ein prächtiger, prächtiger Junge!« sagte Nikolaj noch einmal. Nikolenka gefiel ihm zwar im Grund seines Herzens nicht, aber er war immer bereit, das Gute in ihm anzuerkennen.

»Das alles kann ihm aber doch die Mutter nicht ersetzen«, meinte Gräfin Marja. »Ich fühle, daß ich es nicht kann, und das quält mich. Ein wunderbares Kind, aber ich habe schreckliche Angst um ihn. Es wäre gut, wenn er mehr Gesellschaft hätte.«

»Nun, das wird ja nicht mehr lange dauern. Diesen Sommer bringe ich ihn nach Petersburg«, erwiderte Nikolaj. »Ja, Pierre war immer ein Empörer und wird es wohl auch stets bleiben«, fuhr er fort, auf das Gespräch in seinem Arbeitszimmer zurückkommend, das ihn sichtlich sehr erregt hatte. »Aber was geht mich dies alles an, ob Araktschew gut oder schlecht ist, und was sie sonst noch alles sagen? Was habe ich mich um all dies geschert, als ich heiratete und so viel Schulden hatte, daß sie mich ins Loch setzen wollten? Als ich die Mutter bei mir hatte, die von alledem nichts sehen und begreifen konnte. Und dann kamst du, die Kinder, die Wirtschaft. Sitze ich etwa zu meinem Vergnügen vom frühen Morgen bis zum späten Abend im Kontor

hinter den Büchern? Nein, ich weiß, daß ich arbeiten muß, damit meine Mutter einen ruhigen Lebensabend hat, damit ich dir meine Schulden wieder abzahlen kann und ich meine Kinder nicht als solche Bettler zurücklasse, wie ich einer war.«

Gräfin Marja wollte ihm entgegen, daß der Mensch nicht nur vom Brot allein lebe, und daß er diesen geschäftlichen Dingen zu große Wichtigkeit beimesse, aber sie wußte, daß es weder Zweck noch Nutzen hatte, ihm dies zu sagen. Sie nahm nur seine Hand und küßte sie. Er hielt diese Geste seiner Frau für Zustimmung, für eine Bestätigung seiner Ansichten, dachte eine Weile schweigend nach und fuhr dann in seinen Gedanken fort.

»Weißt du, Marie«, sagte er, »heute kam Ilja Mitrofanowitsch« – der Verwalter – »vom Gut in Tamlow und erzählte mir, daß ihm für den Wald schon achtzigtausend Rubel geboten seien.«

Und mit angeregtem Gesicht fing Nikolaj an, auseinanderzusetzen, daß es vielleicht möglich wäre, Otradnoje in kurzer Zeit zurückzukaufen. »Wenn ich noch so ein Dutzend Jährchen am Leben bin, lasse ich meine Kinder in glänzenden Verhältnissen zurück.«

Gräfin Marja hörte ihrem Mann zu und verstand alles, was er ihr sagte. Sie wußte, daß er sie, wenn er so laut dachte, ab und zu fragte, was er gesagt hatte, und sich dann ärgerte, wenn er merkte, daß sie an etwas anderes dachte. Aber sie mußte sich dabei große Gewalt antun, denn oft interessierte sie das, was er sagte, nicht im geringsten. Sie sah ihn an und dachte zwar nicht an etwas anderes, hatte aber ganz andere Gefühle. Sie empfand eine demütige, zärtliche Liebe zu diesem Mann, der nie all das, was sie verstand, begreifen würde, und es war, als liebte sie ihn gerade aus diesem Grund noch stärker und mit einem Anflug leidenschaftlicher Zärtlichkeit. Außer diesem Gefühl, das sie ganz überflutete und daran hinderte, in alle Einzelheiten der Pläne ihres Gatten einzudringen, huschten ihr noch andere Gedanken durch den Kopf, die mit dem, was er sagte, nichts gemein hatten. Sie dachte an ihren Neffen – die Erzählung ihres Mannes von Nikolenkas Erregung während seines Gesprächs mit Pierre hatte ihr starken Eindruck gemacht – und stellte sich die einzelnen Züge seines zarten, empfindsamen Charakters vor. Wenn sie aber an ihren Neffen dachte, mußte sie zugleich auch an ihre eignen Kinder denken. Sie verglich nicht ihren Neffen mit ihnen, wohl aber das Gefühl, das sie selber für

ihn und für ihre eignen Kinder hegte, und fand zu ihrem großen Kummer, daß ihrer Liebe für Nikolenka doch etwas fehlte.

Manchmal kam ihr der Gedanke, daß dieser Unterschied wohl auch vom Alter kommen könne, aber sie fühlte sich doch vor ihm schuldig und legte im innersten Herzen das Versprechen ab, sich zu bessern und das Unmögliche möglich zu machen, das heißt: in diesem Leben ihren Mann, ihre Kinder, Nikolenka und alle, die ihr nahestanden, so zu lieben, wie Christus die Menschheit geliebt hatte. Gräfin Marjas Seele strebte immer nach dem Unendlichen, Ewigen, Vollkommenen und konnte darum nie Ruhe finden.

Deshalb zeigte sich auf ihrem Gesicht der ernste Ausdruck des geheimen, hohen Leides ihrer Seele, die schwer an ihrem Körper trug. Nikolaj sah sie an. Mein Gott! Was sollte aus uns werden, wenn sie stürbe! Daran muß ich immer denken, wenn ich diesen Ausdruck auf ihrem Gesicht sehe, dachte er, trat vor das Heiligenbild und fing an, das Abendgebet zu verlesen.

Als Natascha mit ihrem Mann allein geblieben war, sprach auch sie mit ihm, wie nur Mann und Frau miteinander zu reden pflegen, mit jener außerordentlichen Klarheit und Schnelligkeit im Auffassen und Mitteilen der beiderseitigen Gedanken auf einem Weg, der allen Regeln der Logik zuwiderläuft, ohne die Vermittlung des Urteils, der Vernunftschlüsse und Folgerungen, auf eine ganz besondere Art. Natascha war dermaßen daran gewöhnt, mit ihrem Mann nur so zu sprechen, daß es für sie das sicherste Zeichen einer Unstimmigkeit zwischen ihr und ihrem Mann war, wenn Pierre ihr seine Gedanken logisch auseinandersetzte. Wenn er einmal anfang zu beweisen und vernünftig und ruhig zu sprechen und sie, durch sein Beispiel verführt, nun ebenso zu reden anfang, dann wußte sie, daß dies unbedingt zu einem Streit führen mußte.

Von dem Augenblick an, da sie allein geblieben waren und Natascha mit glücklichen, weit geöffneten Augen leise auf Pierre zugegangen war, rasch seinen Kopf umfaßt, ihn an ihre Brust gedrückt und gesagt hatte: »Nun bist du ganz, ganz mein. Nun gehst du nicht wieder fort!« – hatte dieses Gespräch seinen Anfang genommen, das allen Gesetzen der Logik zuwiderlief, schon deshalb, weil beide zu gleicher Zeit von völlig verschiedenen Dingen sprachen. Diese gleichzeitige Beurteilung vieler Gegenstände war ihnen nicht nur kein Hindernis für ein klares Verständnis, sondern im Gegenteil sogar das sicherste Zeichen, daß sie einander ganz verstanden.

Wie in einem Traum alles unrichtig, sinnlos und voller Widersprüche ist, das Gefühl ausgenommen, aus dem der Traum hervorgeht, so waren auch bei diesen gegenseitigen Mitteilungen, die allen Gesetzen der Vernunft zuwiderliefen, nicht die Worte folgerichtig und klar, sondern nur das Gefühl, das sie hervorbrachte.

Natascha erzählte Pierre vom Leben und Treiben ihres Bruders, erzählte, wie sie ohne ihren Mann nicht gelebt, sondern nur gelitten habe, wie ihr Marie nur noch lieber geworden sei, und daß diese in jeder Beziehung doch besser sei als sie. Indem sie das sagte, gestand Natascha zwar Marjas überragende Vorzüge offen ein, verlangte aber dabei doch eben mit denselben Worten von Pierre, er solle sie dieser

Marie und überhaupt allen anderen Frauen vorziehen und ihr dies besonders jetzt, nachdem er in Petersburg so viele Frauen gesehen hatte, noch einmal sagen.

Als Antwort auf diese Worte Nataschas erzählte Pierre ihr, wie unerträglich ihm in Petersburg bei den Abendgesellschaften und Dinern die Gesellschaft der Damen gewesen sei.

»Ich habe ganz verlernt, mich mit Damen zu unterhalten«, sagte er. »Es war mir einfach langweilig. Besonders, da ich so viel zu tun hatte.«

Natascha sah ihn unverwandt an und fuhr fort:

»Marie ist zu reizend!« sagte sie. »Wie sie die Kinder versteht! Als sähe sie nur ihre Seelen. Gestern zum Beispiel war Mitenka unartig ...«

»Wie er dem Vater ähnlich wird«, unterbrach sie Pierre.

Natascha begriff sofort, warum Pierre diese Bemerkung über die Ähnlichkeit zwischen Mitenka und Nikolaj machte: ihm war die Erinnerung an seinen Streit mit dem Schwager peinlich, und er wollte Nataschas Meinung darüber hören.

»Es ist eine schwache Seite Nikolajs, daß er sich mit nichts einverstanden erklärt, was nicht von allen anerkannt ist. Du aber, das kann ich verstehen, hast so etwas gerade gern: Ouvrir une carrière«, sagte sie und wiederholte dabei Worte, die Pierre selber einmal gebraucht hatte.

»Nein, die Hauptsache ist«, entgegnete Pierre, »für Nikolaj sind Gedanken und Überlegungen nur Tändelei, fast nur Zeitvertreib. Da häuft er sich eine Bibliothek auf und hat es sich zur Regel gemacht, kein neues Buch zu kaufen, bevor er nicht das vorhergekaufte gelesen hat. Werke von Sismondi²⁵¹, Rousseau, Montesquieu ...« fügte er lächelnd hinzu. »Du weißt ja, wie ich ihn ...« wollte er seine Worte wieder etwas abmildern, aber Natascha unterbrach ihn, um ihm zu verstehen zu geben, daß dies nicht nötig sei.

»Du meinst also, daß Gedanken für ihn nur Tändeleien ...«

»Ja; für mich aber sind nur Gedanken wichtig und alles andere Tändelei. Ich habe die ganze Zeit über in Petersburg alles nur wie im Traum gesehen. Wenn mich ein Gedanke beschäftigt, so ist alles andere für mich Nebensache.«

»Wie schade, daß ich nicht dabei war, als du die Kinder begrüßt hast«, meinte Natascha. »Wer hat sich denn am meisten gefreut? Sicher Lisa.«

»Ja«, antwortete Pierre und fuhr dann wieder mit dem fort, was ihn beschäftigte: »Nikolaj sagte, wir sollen nicht denken. Aber ich kann doch nicht anders. Gar nicht davon zu reden, daß ich in Petersburg immer das Gefühl hatte – dir kann ich es ja sagen –, daß ohne mich alles auseinanderlaufen und jeder an einem anderen Strang ziehen wird. Aber es ist mir doch gelungen, sie alle unter einen Hut zu bringen, und mein Gedanke ist ja auch so einfach und klar. Ich sage ja gar nicht, daß wir diesem oder jenem entgegenarbeiten sollen. Auch wir können irren. Ich sage nur: Reicht euch die Hände, ihr, die ihr das Gute liebt, und laßt uns nur dem einen Banner folgen: werktätige Tugend. Fürst Sergej ist ein prächtiger Mensch und äußerst klug.«

Natascha zweifelte nicht daran, daß Pierres Gedanke ein großer Gedanke war, nur eines verwirrte sie dabei, und das war, daß er ihr Gatte war. Wie kann denn ein für die Gesellschaft so wichtiger und nützlicher Mensch dabei zugleich mein Gatte sein? Warum ist das so gekommen? Sie wollte ihren Zweifel zum Ausdruck bringen. Wer von allen Menschen könnte nur entscheiden, ob er wirklich um soviel klüger ist als alle anderen? fragte sie sich und ging in Gedanken all die Leute durch, die Pierre sehr hochschätzte. Nach seinen Erzählungen zu schließen achtete er aber keinen mehr als Platon Karatajew.

»Weißt du, an wen ich jetzt denke?« fragte sie. »An Platon Karatajew. Wie würde er darüber denken? Würde er dir jetzt zustimmen?«

Pierre wunderte sich nicht im geringsten über diese Frage. Er verstand den Gedankengang seiner Frau.

»Platon Karatajew?« wiederholte er, dachte nach und gab sich sichtlich aufrichtige Mühe, sich Karatajews Urteil über diesen Gegenstand vorzustellen. »Er hätte es nicht verstanden, aber übrigens vielleicht doch, ja.«

»Ich liebe dich schrecklich«, sagte Natascha plötzlich. »Schrecklich, schrecklich!«

»Nein, er würde mir nicht zustimmen«, fuhr Pierre nach einigem Nachdenken fort. »Was ihm aber gefallen würde: unser Familienleben. Er hatte immer nur den einen Wunsch: in allem Schönheit, Glück und Frieden zu sehen, und da hätte ich ihm mit Stolz unsere Familie

gezeigt. Da sagst du immer, die Trennung sei etwas Furchtbares. Aber du kannst gar nicht glauben, was für ein besonderes Gefühl ich für dich nach einer solchen Trennung immer habe ...«

»Das ist, weil ...« wollte Natascha anfangen.

»Nein, das ist es nicht. Ich liebe dich immer, immer, und mehr zu lieben ist gar nicht möglich. Aber es ist etwas Besonderes ... ja ...« er sprach nicht zu Ende, denn ihre Blicke trafen sich und sagten einander alles übrige.

»Wie dumm das ist«, fing plötzlich Natascha wieder an, »was man da immer von den Flitterwochen sagt, daß die erste Zeit der Ehe die glücklichste sei. Im Gegenteil, jetzt ist es am allerschönsten. Wenn du bloß nicht immer verreisen wolltest. Weißt du noch, wie wir uns manchmal gezankt haben? Und immer war nur ich schuld daran. Immer nur ich. Und worüber wir uns eigentlich gezankt haben, das weiß ich nicht einmal mehr.«

»Das war immer das gleiche«, sagte Pierre lächelnd. »Du warst immer eifer...«

»Sprich es nicht aus, ich kann es nicht hören«, rief Natascha aus und ein kalter, böser Glanz leuchtete in ihren Augen auf. »Hast du sie gesehen?« fügte sie nach kurzem Schweigen hinzu.

»Nein, und wenn ich sie auch gesehen hätte, hätte ich sie nicht gekannt.«

Beide schwiegen.

»Ach, weißt du? Als du heute im Arbeitszimmer so sprachst, mußte ich dich nur immer ansehen«, fuhr dann Natascha fort, sichtlich bemüht, die herangezogene Wolke zu verscheuchen. »Wie ein Ei dem andern gleicht ihr einander, du und der Junge.« So nannte sie ihr Söhnchen. »Ach, es ist auch Zeit, zu ihm zu gehen ... Es ist soweit ... Schade, daß ich gehen muß.«

Sie schwiegen ein paar Augenblicke. Dann wandten sie sich plötzlich gleichzeitig einander zu und fingen beide wieder zu reden an. Pierre selbstzufrieden und begeistert, Natascha mit stillem, seligem Lächeln. Als ihre Worte aufeinanderprallten, hielten sie beide inne und wollten jedes dem andern den Vortritt lassen.

»Nein, was wolltest du sagen? Sag's doch, sag!«

»Nein, sprich du, ich fing nur so an, dummes Zeug«, erwiderte Natascha.

Pierre sprach das aus, was er angefangen hatte. Es war die Fortsetzung seiner selbstzufriedenen Erwägungen über seine Erfolge in Petersburg. Er glaubte in diesem Augenblick, dazu berufen zu sein, der ganzen russischen Gesellschaft, ja der ganzen Welt eine neue Richtung zu geben.

»Ich wollte nur sagen, daß alle Gedanken, die große Folgen gehabt haben, immer höchst einfach gewesen sind. Meine ganze Idee ist ja nur die: wenn die verdorbenen Elemente zusammenhalten und dadurch eine Macht bilden, so brauchen die ehrenhaften Menschen ja nur dasselbe zu tun. Das ist doch höchst einfach.«

»Ja.«

»Und was wolltest du sagen?«

»Ich? Nichts weiter, dummes Zeug.«

»Nein, sag es nur.«

»Es war nicht weiter von Bedeutung«, antwortete Natascha und lächelte noch strahlender. »Ich wollte dir nur von Petja erzählen. Heute, als die Wärterin kam und ihn mir abnahm, lachte er, kniff die Augen zu und schmiegte sich an mich, sicher glaubte er, er habe sich versteckt. Er war furchtbar niedlich. Doch halt, jetzt schreit er ja. Also leb wohl!« Und sie lief aus dem Zimmer.

Zu derselben Zeit brannte unten, in Nikolenka Bolkonskijs Seitenflügel, in seinem Schlafzimmer, das Nachtlämpchen. Der Knabe fürchtete sich im Dunkeln, und man konnte ihm diesen Fehler nicht abgewöhnen. Dessalles thronte hoch auf seinen vier Kissen und schlief, und aus seiner römischen Nase drangen gleichmäßige Schnarchlaute. Nikolenka war soeben aufgewacht, saß ganz in kalten Schweiß gebadet auf seinem Bett und starrte mit weit geöffneten Augen vor sich hin.

Ein furchtbarer Traum hatte ihn geweckt. Er hatte sich und Onkel Pierre in Helmen gesehen, in solchen Helmen, wie sie in seinem Plutarch abgebildet waren. Er und Onkel Pierre zogen einem gewaltigen Heer voran. Dieses Heer bestand aus weißen, schrägen Strichen, die die Luft erfüllten wie jene Spinnenfäden, die im Herbst umherflie-

gen und die Dessalles fil de la Vierge nannte. Ihnen voran eilte der Ruhm, der ebenso war wie diese Fäden, nur etwas kräftiger. Sie beide, er und Pierre, schwebten leicht und froh immer näher und näher dem Ziel zu. Plötzlich wurden die Fäden, die sie vorwärts bewegten, schwächer, kamen in Verwirrung, und beiden wurde mit einemmal ganz schwer zumute. Und plötzlich versperrte ihnen Onkel Nikolaj mit drohender und strenger Gebärde den Weg.

»Habt ihr das getan?« fragte er und wies auf die zerbrochenen Siegellackstangen und Federn hin. »Ich habe euch zwar lieb gehabt, aber Araktschew hat es mir so befohlen, und deshalb werde ich den ersten, der sich noch einen Schritt weiter wagt, totschiagen.« Nikolenka sah sich nach Pierre um, doch Pierre war nun nicht mehr da. Er war nun auf einmal sein Vater, der Fürst Andrej. Sein Vater hatte weder Gestalt noch Form, aber er war da, und als Nikolenka ihn sah, fühlte er sich schwach aus Liebe, fühlte sich kraftlos, knochenlos, zerrinnend. Der Vater liebte und bedauerte ihn. Aber Onkel Nikolaj Iljitsch kam ihnen immer näher und näher. Da packte Nikolenka ein Grauen, und er erwachte.

Der Vater, dachte er, der Vater – obgleich zwei ähnliche Bilder im Hause waren, stellte sich Nikolenka den Vater doch nie in Menschengestalt vor –, der Vater war bei mir und hat mich geliebt. Er hat mich gelobt, hat Onkel Pierre gelobt. Was er mir auch sagen mag, das tue ich. Mucius Scävola²⁵² hat seine Hand verbrennen lassen. Warum sollte ich nicht etwas Ähnliches erleben? Ich weiß, sie wollen, daß ich lernen soll. Und ich werde lernen. Aber einmal muß ich doch damit fertig sein, und dann tu ich es. Und um eines bitte ich Gott, daß ich auch so etwas erlebe wie die Männer im Plutarch, dann werde ich es ebenso machen, werde es noch besser machen. Alle müssen mich kennen, mich lieben, mich verehren ... Und plötzlich fühlte Nikolenka, wie ein Schluchzen seine Brust erschütterte, und er fing an zu weinen.

»Etes-vous indisposé?« ließ sich Dessalles Stimme hören.

»Non«, erwiderte Nikolenka und legte sich wieder aufs Kissen.

Er ist lieb und gut, und ich habe ihn gern, dachte er über Dessalles.

Aber Onkel Pierre? Was ist das doch für ein wundervoller Mensch! Und mein Vater? Mein Vater! Mein Vater! Ja, ich will alles so machen, daß sogar er mit mir zufrieden sein soll ...

ANHANG

PERSONEN DES ROMANGESCHEHENS

Es werden nur die für die fiktionale Handlung wichtigen Personen-
gruppen aufgeführt. Was die große Zahl historischer Persönlichkeiten
anbelangt, so sei auf die einschlägige Literatur zu den Napoleonischen
Kriegen verwiesen.

Anna Pawlowna Scherer: Hoffräulein in Sankt Petersburg (Annette)

FAMILIE KURAGIN

Fürst Wassilij: Wassilij, Fürst Kuragin

Fürstin Aline: seine Frau

Anatol: sein Sohn

Helene: seine Tochter

Hippolyt: sein Sohn

FAMILIE BOLKONSKIJ

der alte Fürst: Nikolaj Andrejewitsch, Fürst Bolkonskij

Fürst Andrej: Andrej, Fürst Bolkonskij, sein Sohn

die kleine Fürstin: Lise, Fürstin Bolkonskaja, dessen Frau

Marja: Fürstin Bolkonskaja, Tochter des alten Fürsten

Nikolaj, genannt *Nikoluschka*: Sohn des Fürsten Andrej und der
kleinen Fürstin

Mademoiselle Amélie Bourienne: Marjas Gesellschafterin

Alpatytsch: Verwalter

DIE BESUCHOWS

Graf Besuchow: Kirill Wladimirowitsch

Pierre: sein unehelicher Sohn

DIE DRUBEZKOJS

Anna Michailowna: Fürstin Drubezkaja

Boris: ihr Sohn

FAMILIE ROSTOW

Ilja (auch Elie) Andrejewitsch, Graf Rostow: Ilja Andrejewitsch, Graf
Ilja Andrejewitsch

die Gräfin: Gräfin (Natalie) Rostowa, seine Frau

Wera: seine älteste Tochter

Berg: Alfons Karlowitsch, deren Mann

Nikolaj: sein Sohn, auch Nikolaj Rostow, Rostow

Natascha: seine Tochter

Petja: sein Sohn

Sonja: Nichte der Gräfin, Ziehtochter der Rostows

DIE KARAGINS

Marja Lwowna: Fürstin Karagina

Julie: ihre Tochter

Marja Dmitrijewna Achrosimowa: eine Dame der Gesellschaft

Denissow: Wassilij (auch Waska)

ZEITTADEL

- 1828 9. September: Leo Nikolajewitsch Tolstoi als vierter Sohn des Grafen Nikolai Iljitsch Tolstoi (1794-1837) und seiner Frau Marija Nikolajewna Tolstaja, geb. Fürstin Wolkonskaja (1790-1830) auf dem väterlichen Gut Jasnaja Poljana im Gouvernement Tula geboren.
- 1830 Tod der Mutter.
- 1837 Übersiedlung der Familie nach Moskau. Tod des Vaters.
- 1841 Übersiedlung der Familie nach Kasan. Erziehung durch eine Tante.
- 1844-47 Studium an der Universität Kasan, zunächst Orientalistik, dann Jura. Abbruch des Studiums ohne Abschluß.
- 1847-51 Meist auf dem Gut Jasnaja Poljana, das ihm durch Erbteilung zugefallen ist; Beginn der *Tagebuchaufzeichnungen* (1847), die mit Unterbrechungen bis zum Tod fortgeführt werden; Einrichtung einer Dorfschule. Aufenthalte in Moskau, Petersburg und Tula.
- 1851-54 Freiwilliger Militärdienst in der Kaukasus-Armee. Beginn der literarischen Tätigkeit.
- 1852 *Kindheit*, der erste Teil der autobiographischen Trilogie »Kindheit, Knabenjahre, Jugendzeit«, erscheint.
- 1853 Die Erzählung *Der Überfall* erscheint.
- 1854 *Knabenjahre* erscheint.
- 1854-55 Offizier im Krimkrieg; Teilnahme an den Kämpfen um Sewastopol.
- 1855 Die Erzählungen *Aufzeichnungen eines Markörs*, *Sewastopol im Dezember*, *Der Holzschlag* und *Sewastopol im Mai* erscheinen. Als Kurier in Petersburg; Bekanntschaft mit den Schriftstellern Turgenjew, Nekrasow, Drushinin, Tjutschew, Gontscharow, Pissemskij, Tschernyschewskij u.a.
- 1856 Von nun an Gutsherr in Jasnaja Poljana. In den ersten Jahren häufiger Aufenthalt in Moskau und Petersburg.

- Begegnungen und Diskussionen mit Reformern und Slawophilen; eigene Projekte zur Bauernbefreiung. Die Erzählungen *Sewastopol im August 1855*, *Der Schneesturm*, *Zwei Husaren* erscheinen Abschied vom Militärdienst aus Gesundheitsgründen.
- 1857 *Jugendzeit* erscheint
Erste Auslandsreise (Polen, Frankreich, Schweiz, Italien, Deutschland).
- 1858 Die Erzählung *Albert* erscheint.
- 1859 Die Erzählungen *Drei Tode* und *Famlienglück* erscheinen. Aufnahme der pädagogischen Tätigkeit.
- 1860-61 Erste Skizzen zu pädagogischen Schriften.
Zweite Auslandsreise (diesmal auch Besuch Londons), vor allem zu pädagogischen Studien. Ernennung zum Friedensrichter seines Kreises.
- 1861-62 Gründung weiterer Schulen um Jasnaja Poljana sowie der pädagogischen Zeitschrift *Jasnaja Poljana*. Heirat mit Sofja Andrejewna Bers (1844-1919), Tochter eines Moskauer Arztes. Zwischen 1863-1888 werden acht Söhne und drei Töchter geboren.
- 1863 Die Erzählungen *Polikuscbka* und *Die Kosaken* erscheinen. Beginn der Arbeit an dem Roman *Das Jahr 1805* (Arbeitstitel von *Krieg und Frieden*)
- 1864 Werkausgabe in zwei Bänden.
- 1868-69 Der Roman *Krieg und Frieden* erscheint nach sechsjähriger Arbeit.
- 1872-74 Verstärktes Engagement in der Volksbildung Die Elementarfibel *Das Alphabet* und die Erzählung *Der Gefangene im Kaukasus* erscheinen Historische Studien und erste Entwürfe zu einem Roman über die Epoche Peters des Großen, Abbruch (im März 1873) und Beginn der Arbeit an dem Roman *Anna Karenina*
- 1875-77 Der Roman *Anna Karenina* erscheint in der Zeitschrift »Russkij westnik« (Der russische Bote); Buchausgabe 1878.

- 1877 *Das Neue Alphabet* und die *Russischen Lesebücher* erscheinen und haben großen Erfolg.
- 1879 Beginnendes Interesse für religiöse Fragen, erste Traktate. Besuche des Kiewer Hohlenklosters und des Dreifaltigkeitsklosters in Sergijew bei Moskau.
- 1880 Beginn der *Evangelienübersetzung*. In den folgenden Jahren verstärktes Interesse für philosophische, ethische und soziale Probleme. Ablehnung der kirchlichen Autorität und des zaristischen Staates
- 1881-86 Entstehung und Erscheinen der *Volkserzählungen* 1882 Kauf eines Hauses in Moskau; Aufenthalte dort vornehmlich in den Wintermonaten. Zunehmende Spannungen in der Familie Teilnahme an der Volkszählung und Erscheinen des Artikels *Über die Volkszählung in Moskau*.
- 1884 *Die Beichte*, wichtigste Bekenntnisschrift, erscheint nach Ablehnung durch die russische kirchliche Zensur in Genf. Mit Tschertkow Gründung des Verlags »Posrednik« (Der Mittler) zur Verbreitung der eigenen sozialkritischen Abhandlungen und religiös-philosophischen Schriften
- 1885 Immer stärkere Neigung zum einfachen Leben, Ablehnung des Luxus. Erste Gedanken an einen Bruch mit der Familie.
- 1886 Abschluß des Traktats *Was sollen wir denn tun?*, ungekürzt erst 1906 erschienen; bis dahin handschriftlich weit verbreitet. Uraufführung der Komödie *Der erste Branntweinbrenner* im Volkstheater der Arbeitersiedlung Alexandrowsk bei Petersburg
Die Erzählung *Der Tod des Iwan Iljitsch* erscheint.
- 1887 Verbot der *Volkserzählungen* durch die kirchliche Zensur.
- 1888 Die Regierung erwägt ernste Schritte gegen Tolstoi. Repressalien gegen seine Anhänger.
Uraufführung des in Rußland verbotenen Bauerndramas *Macht der Finsternis* in Paris. Druck im Verlag »Posrednik« 1887
- 1890 Russische Erstaufführung von *Macht der Finsternis* in Petersburg (geschlossene Vorstellung), erste öffentliche

- Aufführung in Petersburg und in Moskau 1895. Die Erzählung *Die Kreuzersonate* und die Komödie *Fruchte der Bildung* werden illegal gedruckt.
- 1891 Verzicht auf die Autorenrechte an allen nach 1881 entstandenen Werken. Unterstützung notleidender Bauern und verfolgter Sekten
- 1892 Der Aufsatz *Über den Hunger* erregt die Öffentlichkeit. Regierungskreise planen erneut Schritte gegen Tolstoi. Die Kirche droht mit Exkommunizierung Tolstoi überschreibt seinen Immobilienbesitz auf Frau und Kinder
- 1895 Die Erzählung *Herr und Knecht* erscheint.
Die *Kreuzersonate* und die *Volkserzählungen* werden auf den Index gesetzt. Erster Besuch Tschechows
- 1896 Wiederaufnahme der Arbeit an dem unvollendet gebliebenen Drama *Und das Licht scheint in der Finsternis*, erschienen 1911 in den von Tschertkow herausgegebenen »Postumen künstlerischen Werken Lew Nikolajewitsch Tolstois«. Zunehmende Beschäftigung mit Fragen der Kunsttheorie.
- 1897 Letzte Arbeit an den *Aufzeichnungen eines Wahnsinnigen* (Fragment). Zuspitzung der familiären Streitigkeiten. Erneute Absicht, die Familie zu verlassen.
- 1898 Die Abhandlung *Was ist Kunst?* erscheint.
- 1899 Der Roman *Auferstehung* erscheint nach zehnjähriger Arbeit in der Zeitschrift »Niwa« (Die Flur).
Besuch Rilkes.
- 1900 Erste Begegnung mit Gorki. Abschluß des Dramas *Der lebende Leichnam*, 1911 erschienen und am Moskauer Künstlertheater uraufgeführt. Aus Gesundheitsgründen Ablehnung der Einladung zum zehnten Friedenskongreß in Paris. Ehrenmitglied der Russischen Akademie der Wissenschaften.
- 1901 Ausschluß aus der russisch-orthodoxen Kirche, u. a. wegen der im Roman *Auferstehung* geübten Kritik.
Malaria-Erkrankung.

- 1901-02 Kuraufenthalt auf der Krim; Begegnung mit Gorki, Tschechow, Korolenko u. a.
- 1903 Gesundheitliche Beschwerden. Entstehung der Erzählung *Nach dem Ball*; erschienen 1911.
- 1905 Arbeit an der Erzählung *Hadschi Murat*.
- 1906-07 Die Abhandlung *Über Shakespeare und das Drama* erscheint zuerst in der Zeitschrift »Russkoje slowo« (Das russische Wort), dann als Einzelausgabe in russischer und in englischer Sprache.
- 1908 Weltweite Würdigungen und Ehrungen zum 80. Geburtstag.
- 1910 10. November: Tolstoi verläßt nach erneuten Konflikten Jasnaja Poljana.
 20. November: Tolstoi stirbt auf der Bahnstation Astapowo an einer Lungenentzündung.
 22. November: Begräbnis im Sakas-Wald bei Jasnaja Poljana.

LITERATURHINWEISE

AUSGABEN

»Woina i Mir«. Sotschinenije grafa L.N. Tolstogo. Izd. vtoroje, tt. I-IV Moskau 1868, tt. V-VI Moskau 1869.

(Jubiläumsausgabe in 90 Bänden) L.N. Tolstoi. Polnoje sobranije sotschinenij. Moskau-Leningrad 1928-1957, Band 9-15.

Perwaja sawerschennaja redakzija romana »Woina i Mir«. – Literaturnoje Nasledstwo. Moskau 1983.

ÜBERSETZUNGEN

Krieg und Frieden (Übers. E. Streng). 4 Bände, Berlin 18 Dasselbe, übers. v. W. Bergengruen. München 1953.

ZUM ROMAN

Berlin, Isaiah: The Hedgehog and the Fox. An Essay on Tolstoy's View of History, New York 1953.

Schklowskij, V.: Material i Stil w romane L.N. Tolstogo »Woina i mir«. Moskwa 1928 (Reprint The Hague 1970).

Wedel, E.: Die Entstehungsgeschichte von »Krieg und Frieden«. Wiesbaden 1961.

LEBEN UND WERK

- Ejchenbaum, Boris M.: Lew Tolstoi. Bd. 1-2. Leningrad 1928/31 (Reprint München 1968).
- Hamburger, K.: Leo Tolstoi, Gestalt und Problem. München 1950.
- Lavrin, Janko: Lev Tolstoj in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Reinbek bei Hamburg 1961.
- Lenin, Wladimir I. und Georgij W. Plechanow: L. N. Tolstoi im Spiegel des Marxismus, Wien 1928.
- Leo N. Tolstois Biographie und Memoiren. Autobiographische Memoiren, Briefe und biographisches Material. Hrsg. von Paul Birukof und durchgesehen von Leo Tolstoi. Bd. 1-3. Wien – Leipzig 1906 ff.
- Lukács, G.: Tolstoi. In: Russische Literatur. Russische Revolution (S.45-136). Hamburg 1969.
- Mann, Thomas: Goethe und Tolstoi. Fragmente zum Problem der Humanität. In: Bemühungen. Berlin 1925.
- Mereschkowskij, Dmitrij S.: Tolstoi und Dostojewski als Menschen und Künstler. Berlin 1903 (St. Petersburg 1902).
- Nötzel, Karl: Tolstois Meisterjahre. Das heutige Rußland, Bd. 2. München und Leipzig 1918.
- Rolland, Romain: Das Leben Tolstois. Frankfurt 1922.
- Schestow, L. T.: Tolstoi und Nietzsche. Köln 1923.
- Schklowskij, Viktor: Leo Tolstoi. Eine Biographie. Frankfurt à. M. 1984 (russisch 1963 erschienen).
- Steiner, G.: Tolstoj oder Dostojewski). Analyse des abendländischen Romans. München, Wien 1964.
- Stepun, Fjodor: Dostojewskij und Tolstoj, Christentum und soziale Revolution. München 1961.

BIBLIOGRAPHISCHES

Bibliografija literatury o Tolstom. Pod red. N. G. Seljapina i d.
Moskau 1960 ff. (bisher Bd. 1 – 4 zur Literatur von 1917 – 1973).

NACHWORT

I

Mitte der sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts veröffentlichte die Zeitschrift *Russkij Wjestnik* zwei Romane, teilweise sogar zeitgleich, die – jeder auf seine Weise – einen Höhepunkt in der russischen Literatur bedeuteten und ihren Rang in der Weltliteratur ein für allemal festschrieben. Den Anfang machte Tolstoi in der Januar- und in der Februarnummer 1865 mit den ersten Teilen – er nannte sie *Das Jahr 1805* – eines damals noch namenlosen magnum opus, das später zu seinem Monumentalwerk *Krieg und Frieden* anwachsen sollte. Seit Januar 1866 erschienen, auf acht Nummern derselben Zeitschrift verteilt, Dostojewskijs Roman *Schuld und Sühne*, sowie im Februar- und im Aprilheft parallel dazu weitere Folgen von Tolstois Werk.

Einen größeren Gegensatz als diese beiden Romane könnte man sich kaum vorstellen. Auf der einen Seite Dostojewskijs phantastischer Realismus, mit dem er die Geschichte eines Verbrechens um einer Idee und seiner Bestrafung willen erzählt – ein in der damaligen Gegenwart spielender Roman von atemberaubender Spannung von der ersten bis zur letzten Seite; auf der anderen Seite Tolstois breit angelegtes historisches Panorama russischen Lebens im Spannungsfeld von Krieg und Frieden zu Beginn des Jahrhunderts, ein Text, in dem man wohl kaum die eine, das Geschehen vorantreibende Intrige oder Fabel ausmachen wird. Daß das von Tolstoi so gewollt war, seiner Konzeption entsprach, erfährt man aus einem Brief, den er bereits vor der Veröffentlichung der ersten Kapitel an Katkow, den Herausgeber der Zeitschrift, schrieb: »Ein Vorwort, wie ich es ursprünglich vorhatte, habe ich, so sehr ich mich auch bemühte, nicht schreiben können. Der Kern dessen, was ich sagen wollte, besteht darin, daß dieses Werk kein Roman ist und auch keine Erzählung, daß es keine Auflösung haben wird, mit der jedes weitere Interesse zerstört würde. Das schreibe ich Ihnen, weil ich Sie bitten möchte, in der Überschrift, vielleicht auch der Ankündigung, *mein Werk nicht*

Roman zu nennen. Das ist für mich äußerst wichtig, weshalb ich Sie sehr darum bitte.«

Das zufällige Zusammentreffen dieser beiden Klassiker in einer Publikation soll hier nicht überbewertet, nicht ausgedeutet werden, aber es ist reizvoll, sich ein wenig mit der Gleichzeitigkeit des völlig Ungleichen zu befassen. Lassen sich doch einige Anspielungen vom einen zum anderen ausmachen, Querverbindungen ziehen – etwa wenn Dostojewskij eine von Tolstoi in einem kurz zuvor veröffentlichten Teil erzählte Anekdote aus dem Krieg aufgreift und sie als Exempel in den Dialog seines Untersuchungsrichters Porfirij mit dem Studenten Raskolnikow einbaut, oder wenn Tolstoi im Laufe der Arbeit an seiner Geschichtsphilosophie immer wieder an Themen gerät, die in *Schuld und Sühne* eine zentrale Rolle spielen. Dieses literarische Wechselspiel könnte durchaus eine reale Grundlage haben: Beide Werke waren keineswegs abgeschlossen, als die Zeitschrift mit der Veröffentlichung begann. Von Dostojewski) weiß man, daß er erst im November 1865 mit dem endgültigen Manuskript begann und dann fieberhaft sozusagen dem Drucker zuarbeitete, damit sein Roman fortlaufend, fast ohne Unterbrechungen, bis Dezember 1866 vollständig erscheinen konnte. Bei Tolstoi sollte es wesentlich langwieriger und verworrener werden: Nachdem die ersten, unter dem Titel *Das Jahr 1805* zusammengefaßten Teile erschienen waren – und damit ungefähr ein Sechstel vom Umfang des späteren Textes –, veröffentlichte er die weiteren Teile, darunter auch den noch einmal überarbeiteten Anfang, mit großen zeitlichen Abständen, so daß der gesamte Roman mit Epilog erst im Dezember 1869 vorlag. Auch der Titel stand zunächst nicht fest – eine Zeitlang spielte Tolstoi noch mit dem Gedanken, das Werk *Ende gut – alles gut* zu nennen, was jedoch in einem gewissen Widerspruch zur geplanten offenen Form (»keine Auflösung«) gestanden hätte. Der endgültige Titel *Krieg und Frieden* wurde überhaupt erst 1867 erwähnt. Im selben Jahr erschienen nämlich unter diesem Titel erste drei Bände in Buchform (entspricht Teil 1-8), 1868 ein vierter Band (endend mit der Schlacht bei Borodino, also Teil 10), ein fünfter und schließlich auch der sechste und letzte Band 1869.

Interessanterweise war die Entstehungsgeschichte von *Krieg und Frieden* mit dieser Erstveröffentlichung aber noch nicht eigentlich abgeschlossen: Wohl als Reaktion auf die Kritik überarbeitete Tolstoi

das Buch für eine Neuauflage 1873 im Rahmen einer Werkausgabe noch einmal gründlich, ersetzte alle französischen Textstellen durch russische, ließ einige seiner geschichtsphilosophischen Kapitel ganz weg, rückte andere zusammen mit militärtheoretischen Betrachtungen als *Artikel über den Feldzug 1812* in einen Anhang und gab dem Roman eine neue Einteilung. Doch schließlich wurde in der fünften Auflage im Rahmen einer Werkausgabe, die Tolstois Frau Sofja Andrejewna besorgte, zwar die Einteilung in vier Bände beibehalten, sonst aber die Textgestalt der Ausgabe von 1868/69 wiederhergestellt.

//

Während *Schuld und Sühne* allgemein als das bestkomponierte Werk Dostojewskijs gilt, läßt sich das von Tolstois *Krieg und Frieden* nicht ohne weiteres behaupten, wenn man das Buch am traditionellen Gattungsmaßstab eines Romans mißt. Man hat sich daher mit Termini wie Epopöe oder Romanepos beholfen, auf literarische Mischformen wie die Chronikschreibung hingewiesen, um seiner Besonderheit gerecht zu werden. Doch ist damit wenig gewonnen angesichts der offenen Form von *Krieg und Frieden*, dieses gleichsam in Patchwork-Technik komponierten Textes aus erzählenden Teilen, ausführlichen theoretischen Diskussionen geschichtsphilosophischer und militärtheoretischer Probleme, dieser Montage von Fiktion, Reflexion, Dokumenten und historischen Quellen verschiedenster Art sowie geschichtsphilosophischen Traktaten. Vielleicht wird man diesem Werk eher gerecht, wenn man es mit den historischen und literarischen Erfahrungen des 20. Jahrhunderts und seinen formalen Experimenten betrachtet, sich freimacht vom verknöcherten Klischee des »kritischen Realismus«, mit dem die künstlerische Modernität Tolstois verdeckt wird, sich wehrt gegen seine Kanonisierung, die rituellen Beschwörungen Tolstois als Vorbild durch Autoren, die ihm nicht das Wasser reichen können.



Tolstoi hatte sich schon lange mit dem Gedanken getragen, ein größeres Werk zu schreiben. Daß es ein historischer Roman werden könnte, war in jenen Jahren naheliegend, außerdem kam das einem alten Plan des Autors entgegen: 1852 im Kaukasus hatte er nach der Lektüre von Šà. Michailowskij-Danilewskijs *Beschreibung des Krieges von 1813* in sein Tagebuch notiert: »Eine wirkliche, wahre Geschichte über das Europa unseres Jahrhunderts zu schreiben, das wäre ein Ziel fürs ganze Leben. Es gibt nur wenige Epochen in der Geschichte, die so lehrreich und so wenig untersucht sind wie diese – unparteiisch und ehrlich untersucht, so wie wir jetzt die Geschichte Ägyptens und Roms untersuchen. Reiche, noch ungenutzte Quellen und eine einzigartige unparteiische, historische Betrachtungsweise – das wäre Vollkommenheit.«

Es ist interessant, daß dieser »Lebensplan« ausgerechnet im Zusammenhang mit einer Lektüre über die Freiheitskriege aufgestellt wurde. Ein paar Jahre später wird der Plan konkreter – Tolstoi denkt an ein umfangreiches Werk Drei Epochen, in dem er die russische Gesellschaft an drei Wendepunkten ihrer Geschichte darstellen will: 1812, 1825 und 1856. Einen Anfang dazu hat man in dem aus dem Jahr 1860 stammenden Romanfragment Die Dekabristen zu sehen, in dessen Zentrum einer der Beteiligten an jenem mißlungenen Versuch einer Adelsrevolte steht, mit der unmittelbar nach dem Tode Alexanders I. im Jahre 1825 die Einführung einer Verfassung erzwungen und damit die Autokratie in eine modernere Staatsform überführt werden sollte, ein Dekabrist also, der durch die Amnestie beim Regierungsantritt Alexanders II. 1856 mit seiner Familie aus dreißigjähriger sibirischer Verbannung nach Moskau zurückkehrt. In einem Brief vom März 1861 an Alexander Herzen erläutert Tolstoi: »... mein Dekabrist soll ein Enthusiast, Mystiker und Christ sein, der im Jahre 56 mit Frau, Sohn und Tochter in die Heimat zurückkehrt und das neue Rußland mit seinem strengen und ein wenig idealen Blick mißt.« Unschwer lassen sich in der Gestalt des Pjotr Iwanowitsch Labasow und seiner Frau Natalja Nikolajewna Vorstufen zu den späteren Helden aus Krieg und Frieden – Pierre Besuchow und Natascha Rostowa – erkennen.

Doch fühlte Tolstoi bei der Schilderung des Lebens seines Helden das Bedürfnis, immer weiter in die Vergangenheit hinabzusteigen – in einem Entwurf zu einem Vorwort zu *Krieg und Frieden* beschreibt er diese Umorientierung: »Unwillkürlich ging ich aus der Gegenwart zum Jahr 1825 zurück, zu der Zeit der Verirrungen und des Unglücks meines Helden, und ließ das Begonnene liegen. Aber auch 1825 war mein Held bereits ein erwachsener Mann mit Familie. Um ihn zu verstehen, mußte ich mich in seine Jugend zurückversetzen, und die fiel mit der für Rußland so ruhmreichen Epoche des Jahres 1812 zusammen. Wieder verwarf ich das Begonnene und begann, von der Zeit von 1812 zu schreiben ...« Doch auch damit war er noch nicht am Ende jenes »Rückbesinnungsprozesses« angelangt: »... noch ein drittes Mal gab ich das Begonnene auf, diesmal aber nicht mehr, weil ich die erste Jugend meines Helden hätte beschreiben müssen, im Gegenteil: unter all diesen teilweise historischen, teilweise gesellschaftlichen und teilweise erfundenen Persönlichkeiten der großen Epoche rückte die Person meines Helden in den Hintergrund, und im Vordergrund traten – für mich ebenso interessant – sowohl junge als auch alte Menschen auf, Männer und Frauen aus jener *Zeit*.« Als Grund für seinen nochmaligen Schritt zurück bis in das Jahr 1805 nennt er eine gewisse Verlegenheit, »über unseren Triumph im Kampf mit dem Bonapartistischen Frankreich zu schreiben, ohne unsere Mißerfolge und unsere Schande dargestellt zu haben (...) Wenn die Ursache für unseren Triumph kein Zufall war, sondern vor allem im Charakter des russischen Volkes und Heeres begründet war, so mußte sich dieser Charakter in der Epoche der Mißerfolge und Niederlagen noch klarer offenbaren.«

Zunächst also erschien *Das Jahr 1805*, wobei dieser Text der Zeitschriftenveröffentlichung durch die Untertitel *In Petersburg – In Moskau – Im Dorf* und *Krieg* gegliedert wurde. Damit wurde nicht nur auf den Wechsel des Schauplatzes hingewiesen, es bedeutete auch einen Wechsel der Personenkreise, zwischen denen es nur eine lockere Verbindung gab. Tolstois Verhalten nach der Veröffentlichung ist interessant – ängstlich gespannt auf die Meinung seiner Zeitgenossen, so könnte man es beschreiben: einerseits wollte er wissen, was man von seinem Werk hielt, andererseits fürchtete er aber, es könnte abgelehnt werden, und so schrieb er fast beschwörend: »Sicher wird man keine Notiz davon nehmen. Ich erwarte das und wünsche es auch.« Vor allem Turgenjews Meinung war ihm wichtig, Turgenjew,

den er nicht mochte, der würde ihn verstehen. Doch Turgenjew reagierte negativ, er schrieb einem Freund, der es dann Tolstoi weitergab: »Zu meinem ehrlichen Verdruß muß ich gestehen, daß mir dieser Roman einfach schlecht, langweilig und mißlungen scheint. Tolstoi bleibt nicht bei seinem Leisten – und so treten all seine Unzulänglichkeiten deutlich hervor. All dieser Kleinkram, schlau erfaßt und affektiert ausgedrückt, diese seichten psychologischen Bemerkungen, die er seinen Helden unter den Achseln und anderen finsternen Orten hervorholt und sie als Wahrheit hinstellt – wie kümmerlich nimmt sich das alles aus auf dem großen Gemälde eines historischen Romans!« Tolstoi soll diese Lektion sehr nachdenklich mit »Ja, ja, ja« quittiert haben. Er hat sich aber offensichtlich nicht beirren lassen und seine Arbeit fortgesetzt, vielleicht weil Turgenjew bei aller Gehässigkeit doch auch etwas erkannt hatte, was Tolstoi gerade wollte.

IV

Dieser »Nicht-Roman« war für Tolstoi offenbar mehr als ein weiteres literarisches Werk, er war eines jener Vorhaben, die er sich zur Lebensaufgabe gemacht hatte (»... ein Ziel fürs ganze Leben«), gehörte in die Reihe seiner »Experimente mit der Wahrheit«, wie man in Anlehnung an Gandhi sein immer neues Suchen nach großen Aufgaben nennen könnte, an denen er seine Kräfte für sein Lebensziel erprobte. Am bekanntesten ist sein letztes und folgenreichstes Experiment geworden (seit den achtziger Jahren): sein Ausstieg aus der Literatur im Zusammenhang mit seinem Ringen um eine Sozialethik, seine Zivilisationskritik – seine Lehre von der Gewaltlosigkeit und von einem einfachen, unentfremdeten Leben. Folgenreich – nicht nur durch das Echo bei Pazifisten in aller Welt, nicht nur durch den Einfluß auf den jungen Gandhi in Südafrika, der sich als sein Schüler verstand, oder auf eine Persönlichkeit wie A.D. Gordon, Gründervater der Arbeiterpartei im vormaligen Palästina und seine »religion of labour«, sondern auch als Autorität für eine lebensreformerische Bewegung, die in Rußland wie auch in anderen europäischen Staaten Fuß faßte und deren Anhänger noch bis in den Zweiten Weltkrieg hinein unter Berufung auf seinen Namen den Dienst mit der Waffe verweigerten (und dafür meist mit dem Leben zahlten).

Doch zurück zu den frühen Experimenten Tolstois: Zu ihnen gehörte, neben dem fehlgeschlagenen Versuch einer Bauernreform auf seinem Besitz 1848 (wovon er in der Erzählung *Der Morgen eines Gutsbesitzers* ein redliches Zeugnis ablegte), sein Experiment mit dem Krieg, zunächst 1852 als ziviler Beobachter bei der Truppe im Kaukasus (»Mich interessiert das eigentliche Faktum des Krieges – das Töten«, schrieb er in seiner Erzählung *Der Überfall*), dann als Aktiver im Kaukasus, bei der Donauarmee und auf der Krim. Das alles fand seinen Niederschlag in Erzählungen, in denen er die Klingen mit den literarischen Heroen von Vergangenheit und Gegenwart kreuzte. Dazu gehörte aber auch sein pädagogisches Experiment mit der Gründung von Schulen bei seinem Gut Jasnaja Poljana. Volksbildung, Probleme der Pädagogik, ihre Zwecke und Ziele beschäftigten Tolstoi damals sowohl in der Praxis als auch in der Theorie. Er reiste eigens nach Europa, d. h. nach Deutschland,

Frankreich und England, um sich über die Erziehungsmethoden in diesen Ländern zu informieren – richtiger gesagt, um in der Diskussion mit Experten seine eigenen Ansichten zu vertreten und zu festigen. Tolstoi hat dieses Experiment eine Zeitlang durchgehalten, 1861-62 sogar mit einer eigenen Zeitschrift *Jasnaja Poljana* begleitet, der nicht nur Aufsätze zu pädagogischen Themen, sondern auch Berichte über seinen Unterricht zu verdanken sind, über seine Ziele und deren Verwirklichung, die uns heutzutage etwa an das Experiment einer »repressionsfreien Pädagogik« von Šà. S. Neill im englischen Summerhill erinnern.

Zur selben Zeit, als er sich mit den Gedanken an ein großes historisches Werk beschäftigte, versuchte er sich bei der Dorfjugend von *Jasnaja Poljana* in schulischer Kindererziehung. In seinem Bericht über *Die Schule von Jasnaja Poljana* gibt es neben anderen Schulfächern auch eine Auseinandersetzung mit dem Fach Geschichte, vor allem mit der Aufgabe, historisches Interesse zu wecken. »Das historische Interesse erwacht meist *nach* dem künstlerischen. Uns interessiert die Geschichte von der Gründung Roms, weil wir etwas vom römischen Reiche während seiner Blütezeit wissen, so wie uns die Kindheit eines Menschen interessiert, den wir für groß halten. *Der Kontrast zwischen dieser gewaltigen Macht und einer kleinen Zahl von Gefangenen bildet das Wesen dieses Interesses* (meine Hervorhebung, B. G). Nach meinen Beobachtungen und meiner Erfahrung entsteht der erste Keim eines historischen Interesses auf Grund der Kenntnis der modernen Geschichte, manchmal weil man an ihr teilnimmt ... und daher wird jeder Lehrer, der sich darüber Gedanken macht, von selbst auf die Idee kommen, den Geschichtsunterricht mit der neuesten Geschichte zu beginnen.« Und später schreibt er über seinen Geschichtsunterricht: »Ich machte noch andere Versuche, Geschichte von der Gegenwart ausgehend zu unterrichten, außerordentlich erfolgreiche Versuche. Ich erzählte die Geschichte des Krimkrieges, erzählte von der Regierung des Kaisers Nikolaus I. und die Geschichte des Jahres 1812. Dies alles beinahe im Märchentone, zumeist historisch ungenau, indem ich die Ereignisse jeweils um eine Person gruppierte. Den größten Erfolg hatte, wie nicht anders zu erwarten war, die Erzählung vom Krieg mit Napoleon I.«

V

Es waren offenbar nicht nur die Kinder von Jasnaja Poljana, deren Interesse für die Geschichte, für die »wirkliche, wahre Geschichte über das Europa unseres Jahrhunderts« Tolstoi wecken wollte. Auch bei den Vorarbeiten zu *Krieg und Frieden* begann er mit der Gegenwart (von 1856) und ging Schritt für Schritt (dieselben wie bei seinen Schulkindern) zurück, bis er schließlich am Anfang des Jahrhunderts, im Jahre 1805, angelangt war und die Person seines Helden, Pierre Labasow-Besuchow, zwar nicht ganz in den Hintergrund verbannt hatte, aber doch – neben ihm und »für mich ebenso interessant« – andere Menschen auftreten ließ, Männer und Frauen aus jener Zeit. K. Hamburger spricht in diesem Zusammenhang von »Dezentralisation« und meint damit: »... die Stoffmassen sind über verschiedene Lebenssphären verteilt, derart, daß zu jeder von diesen eine bestimmte Gruppe gehört (...) wesentlich ist, daß in diesem Roman, wie in der Wirklichkeit, jeder Mensch das Zentrum seines eigenen Lebens ist, das sich wohl mit dem anderer Menschen berühren oder kreuzen kann, aber dies nicht mit Notwendigkeit tun muß (...) der Dichter begleitet bald den einen, bald den anderen dieser und unzähliger anderer Menschen ein Stück auf seinem Lebenswege, um ihn dann wieder für eine Weile in den Hintergrund treten zu lassen.«

Nicht um ein Einzelschicksal also geht es mehr, sondern es sind die Geschehnisse einer Vielzahl von Menschen, von historischen Persönlichkeiten des zivilen und militärischen Lebens wie auch von fiktionalen Gestalten, die Tolstoi über einen Zeitraum von sieben Jahren beobachtet. Bei den Romanfiguren rücken unter vielen anderen vor allem drei Familien ins Blickfeld: die Kuragins als typische Repräsentanten der neuen Petersburger Hofgesellschaft, als Gegenstück dazu die Familie des altvaterischen Moskauer Adelsmarschalls Rostow, und schließlich, zurückgezogen auf dem Lande lebend, die des preußisch strengen alten Fürsten Bolkonskij als Vertreter der Zeiten Katharinas. Pierre Besuchow, illegitimer Sohn eines steinreichen Petersburger Würdenträgers, stellt im Laufe des Romans die Verbindung zwischen diesen drei Familien her: Andrej, der junge Fürst Bolkonskij, ist sein Freund; von den Kuragins wird er als reiche Partie für die Tochter Helene eingefangen; bei den Rostows in Moskau verkehrt er und heiratet

schließlich Natascha Rostowa. Aber nicht nur zwischen den Familien, auch zwischen den feindlichen Kriegsparteien fungiert er als eine Art Bindeglied: als Zivilist beobachtet er die Schlacht bei Borodino, läßt sich in Moskau von den Franzosen überrollen, wird gefangengenommen und muß schließlich mit den Franzosen auf deren entbehrungsreichem Rückzug mitziehen, bis er bei einem Überfall russischer Partisanen befreit wird.

VI

In einer Fülle von Episoden wird uns das Leben in jener Zeit, im friedlichen, familiären, gesellschaftlichen Bereich ebenso wie im Kriege, im Soldatenalltag in der Etappe wie an der Front, vorgeführt. Ein ungeheuer reichhaltiges Bild der Epoche ist es, was da vor uns entrollt wird, reichhaltig an Informationen über die Zeit, über das Leben vor allem der russischen Oberschicht mit seinen Freuden und Leiden, aber auch das der einfachen Soldaten. Der gesamte Roman wird durch das Begriffspaar des Titels *Krieg und Frieden* bestimmt. Damit ist nicht nur das historische Geschehen der Napoleonischen Kriege gemeint, nicht nur die Kriege und Friedenszeiten zu Beginn des 19. Jahrhunderts, sondern Krieg und Frieden sind hier auch die komplementären Begriffe, die das Leben der Menschen bestimmen, sind Erscheinungsformen des Lebens, die zwei Enden der einen Skala, auf der sich das Leben der Menschen abspielt. Das zeigt Tolstoi bis in seine Bilder hinein, wenn er Szenen friedlichen Lebens mit der Terminologie des Krieges und solche des Krieges mit der friedlicher Verrichtungen beschreibt.

Zu seinem Titel *Krieg und Frieden* wurde Tolstoi vermutlich durch den französischen Sozialisten P.-J. Proudhon inspiriert, einen der »Väter« des Anarchismus. Tolstoi hatte Proudhon bei seiner zweiten Europareise 1861 in Brüssel besucht und sich angeregt mit ihm unterhalten. Proudhon veröffentlichte im selben Jahr sein Buch *La Guerre et la Paix* (russisch erschien es 1864), in dem er die beiden Begriffe als »die alternativen Bedingungen des Lebens der Völker« bezeichnete, die sich als »Manifestationen des universellen Bewußtseins« wechselseitig definierten und ergänzten, wobei jedoch der Krieg die eigentlich wirkliche Bedingung sei (seiner Natur nach sei der Krieg »ein göttliches Faktum«), der Friede hingegen nur ein Wunschbild, ein Zwischenzustand zwischen den Kriegen. Bei Tolstoi ist nicht nur der Titel der gleiche, es läßt sich manches an seiner Konzeption des Krieges (und damit auch des Friedens) mit Proudhons Definition in Einklang bringen. Neben Proudhon wird aber auch auf den Moskauer, den Slawophilen nahestehenden Historiker M. Pogodin als wichtigen Gesprächspartner Tolstojs in der Entstehungszeit des Romans verwiesen, außerdem auf den Privatgelehrten und Sonderling

S. S. Urussow, der es sich zur Aufgabe gemacht hatte, die Gesetze des Krieges mit Hilfe mathematischer Analysen aufzudecken.

Auch wenn die Tatsache der Anregungen aus diesen Kontakten nicht geleugnet werden soll – es finden sich manche Spuren davon in dem Roman –, so sollten sie doch nicht zu gewichtig genommen werden, denn Tolstoi wäre nicht Tolstoi, wenn er mit seinem Roman bloß die Thesen anderer hätte illustrieren wollen. Wohl ging es ihm um die Phänomene Krieg und Frieden, jedoch im Rahmen seiner Überlegungen zur Geschichte, seines Versuchs, die Wahrheit über den Gang der Geschichte und die sie bewegenden Kräfte darzustellen – aus der lebendigen Anschauung geschichtlichen Lebens seine Theorie der Geschichte zu entwickeln, um die Geschichtsschreibung seiner Zeit zu widerlegen.

VII

Für sein Historiengemälde hat Tolstoi umfangreiche Literatur über den Krieg von 1812 zusammengetragen, darunter die wichtigsten wissenschaftlichen Darstellungen russischer, französischer und deutscher Autoren (namentlich gegen die regierungstreuen Darstellungen in der russischen und der französischen Historiographie polemisiert er in seinen reflektierenden Kapiteln), die offiziellen Dokumente der Zeit, die er zum Teil im Wortlaut in den Text montierte, außerdem authentisches Material über die Zeit, die Mentalität dieser Epoche, wie sie sich in Memoiren, Tagebüchern und Briefen ausprägt. Aus diesen Materialien holte er sich Anregungen teils stofflicher, teils stilistischer Art. So inspirierte ihn etwa der Briefwechsel einer Hofdame mit ihrer Mutter zu den Szenen im Salon der Annette Scherer, gleich zu Beginn des Romans; den empfindsamen Stil dieser Korrespondenz ahmte er in den Briefen nach, die er Marja Bolkonskaja und Julie Karagina einander schreiben läßt; bei der Darstellung der Aktionen der Freischärler stützte er sich auf Denis Dawydows Aufzeichnungen über das Jahr 1812. Abgesehen von der umfangreichen Lektüre für seinen Roman befragte Tolstoi aber auch Überlebende jener Jahre, inspizierte Schauplätze des Geschehens wie den der Schlacht bei Borodino, bemühte sich also, sich der Zeit seines Romans auf alle nur erdenkliche Weise anzunähern. Selbstverständlich verarbeitete er auch seine eigenen Erfahrungen, vor allem als Soldat, weshalb sich immer wieder Reminiszenzen an seine früheren Erzählungen – besonders die Kaukasus- und die Sewastopolerzählungen – finden. Und bei der Konzeption seiner fiktionalen Helden verwertete er nicht nur die eigene Familienüberlieferung, Erzählungen und Erinnerungen an die Eltern und väterlichen Großeltern, die Briefe, die sich aus der Zeit erhalten hatten, sondern auch das, was er aus der lebendigen Anschauung in seiner familiären Umgebung, der Familie seiner Frau, gebrauchen konnte. So vermag der Roman in seiner Fülle von Szenen und Episoden, die vielfach keinerlei Funktion für den Fortgang der Handlung haben, das Leben und die Mentalität von Menschen einer vergangenen Zeit glaubwürdig zu beschreiben.

Mit der künstlerischen, fiktionalen Verarbeitung von historischem Material (»das historische Interesse erwacht meist *nach* dem künstleri-

schen«) wollte er sich der »wahren Geschichte« annähern, den »Sinn des Geschichtlichen an sich zur Erscheinung« (K. Hamburger) bringen. Denn: »Der Historiker hat es mit den Resultaten eines Ereignisses zu tun, der Künstler dagegen mit dem eigentlichen Ereignis« erläuterte Tolstoi in einer Nachbemerkung *Einige Worte aus Anlaß des Buches ›Krieg und Frieden‹*. Während der Historiker, der das Geschehen insgesamt überblickt, die Ereignisse sortiert und auf bestimmte Ziele ausrichtet, ihre Bewegung dem Willen und den Plänen handelnder Personen zuweist, begibt er sich als Künstler gleichsam mitten in das Geschehen hinein, beschreibt es aus der Perspektive einer Gegenwart, die die Zukunft nicht kennen kann, als ein zielloses Treiben, die »Selbstbewegung« des Lebens. Am Extrembeispiel der Napoleonischen Kriege, d. h. einer historischen Periode, deren Verlauf nach allgemeiner Ansicht ganz besonders durch den Willen und die Ziele von Einzelpersonlichkeiten geprägt wurde, demonstriert Tolstoi seine Sicht, daß für den Verlauf des Krieges das Zusammentreffen von Tausenden von Gründen der verschiedensten Art den Ausschlag gegeben habe, nicht jedoch der Wille und die Ziele von einzelnen: es gibt »keinen ausschließlichen Grund für dieses Ereignis, sondern es ist alles so gekommen, weil eben alles so hat kommen müssen« (826) formuliert er fast schon tautologisch. So sieht er Geschichte als einen einzigen determinierten Geschehenszusammenhang, »in dem es darum keine freie Handlung gibt, weil jede durch unzählige ihr voraufgegangene oder auch gleichzeitige bereits gelenkt und bestimmt ist« (Hamburger) und definiert sie als »das unbewußte, allgemeine Massenleben der Menschheit« (828); ganz entsprechend bezeichnet er die Napoleonischen Kriege, die »Grundidee aller europäischen Ereignisse zu Anfang unseres Jahrhunderts« als »die kriegerische Massenbewegung der Völker Europas von Westen nach Osten und von Osten nach Westen« (1534) und vergleicht sie mehrfach mit dem Meer und seinem Wogen. Das Problem der individuellen Freiheit ist in der Gegenwart gelöst, es ist eine subjektiv empfundene Freiheit, wonach jedes Individuum für sich selbst lebt und sie gebraucht, um seine persönlichen Ziele zu erreichen. Doch im Gesamtzusammenhang der Geschichte wird dieses Element individueller Freiheit zu einem Bestandteil der allgemeinen Bewegung, an der es teilhat, oder in der es sich auflöst. Das formuliert Tolstoi am Beispiel Napoleons im Jahre 1812: während dieser »mehr denn je davon überzeugt war, daß es nur

von ihm abhing ›verser ou ne pas verser le sang de ses peuples‹, wie Alexander ihm im letzten Brief geschrieben hatte, so war er doch niemals mehr als eben jetzt jenen unentrinnbaren Gesetzen unterworfen, die ihn zwangen – obgleich er nach freiem Willen zu handeln wähnte –, für die Allgemeinheit, für die Geschichte gerade das zu tun, was sich vollziehen mußte« (828).

VIII

Ein wichtiges Anliegen Tolstois im Zusammenhang seiner Geschichtsphilosophie ist es, die Bedeutung der historischen Persönlichkeit für die Geschichte zu widerlegen. Das führt er drastisch an den obersten Kriegsherren vor, vor allem aber an Napoleon, dessen Entheroisierung er mit besonderem Vergnügen betreibt. Napoleon wird als eitler, kleiner, feister Mann mit Bäuchlein beschrieben, dessen Handeln nie unmittelbar ist, sondern immer aus einer Pose heraus erfolgt. Mehrfach wird er als ein Schauspieler bezeichnet, der seine Rolle spielt, ja der, selbst als »das Stück zu Ende« und »die Rolle ausgespielt« ist, nicht aufhört, »vor sich selber eine klägliche Komödie« aufzuführen, »um seine Taten zu rechtfertigen« (1540). In diesem Zusammenhang sei noch einmal auf eine Parallele zu Dostojewskij verwiesen, in dessen Roman Schuld und Sühne das Napoleon-Thema ja zu den zentralen gehört. Es sind nicht nur dieselben Ereignisse aus Napoleons Feldzügen in Frankreich, Spanien und Ägypten, auf die sowohl Dostojewskij als auch Tolstoi verweisen, um Napoleons Grausamkeit bzw. Tollkühnheit zu illustrieren, bis hin zu dem Detail, daß Napoleon sich am Anblick des Blutes der Verwundeten und Gefallenen berausche – Tolstoi spielt wohl auf dieselbe Quelle wie Dostojewskij an (das Vorwort Napoleons III. zu seinem Buch über Julius Caesar), wenn er gegen die These »der Historiker«, wahre Größe stünde über den Moralkategorien polemisiert: »Die Größe scheint bei ihnen den Maßstab für Gut und Böse auszuschließen. Für einen Großen gibt es nichts Böses. Es gibt keine Schandtät, die man einem, der groß ist, als Schuld ankreiden könnte« (1452).

Die Entheroisierung historischer Größe macht Tolstoi bei seinen Schlachtenschilderungen besonders augenfällig, wenn er sich mit den Feldherren befaßt. Jedoch gerade dabei arbeitet er einen wesentlichen Unterschied im Verhalten heraus: denjenigen, die glauben, daß sie die Ereignisse mit ihrem Willen lenken, und die Sinnlosigkeit ihres Tuns nicht erkennen können, stellt er andere gegenüber, die sich in ihrem Tun dem Lauf des Geschehens fügen. Vor allem Napoleon wird zur Karikatur auf seinem Feldherrenhügel, von wo er, wie Tolstoi behauptet, die Fronten überhaupt nicht überblicken kann – »in dem kleinen Kreis des Fernrohrs sah er Rauch und Menschen, manchmal

Franzosen, manchmal Russen, wenn er aber dann wieder mit bloßem Auge hinsah, wußte er nicht mehr, wo das, was er soeben gesehen hatte, gewesen war« (1095) –, aber dann trotzdem seine Befehle erteilt aufgrund von Meldungen, die längst überholt, falsch oder überflüssig sind, wenn er sie empfängt: Die unaufhörlich ausgesandten Adjutanten »überbrachten dem Kaiser Meldungen über den Gang der Schlacht. Aber alle diese Meldungen waren falsch: einmal, weil es in der Hitze der Schlacht unmöglich ist zu sagen, was im gegenwärtigen Augenblick vor sich geht, zweitens, weil viele Adjutanten gar nicht bis zum eigentlichen Kampfplatz kamen, sondern nur das überbrachten, was sie von anderen gehört hatten, und endlich, weil sich in der Zeit, in der ein Adjutant die zwei, drei Werst bis zu Napoleon zurücklegte, die Umstände meist bereits geändert hatten (...) Auf Grund solcher unvermeidlich falscher Meldungen traf Napoleon seine Anordnungen, die entweder bereits früher (...) ausgeführt worden waren, oder nicht ausgeführt werden konnten und daher auch nicht ausgeführt wurden« (1096). Es ist eine Scheingröße, die hier entlarvt wird, der große Feldherr ist nichts als ein Name, der ohne Einfluß ist auf den Verlauf der Geschichte – Tolstoi spricht von den »Etiketten, die dem Ereignis den Namen geben«, die damit aber, ganz wie die Etiketten, am allerwenigsten zu tun haben (829).

Auch Kutusow, der Gegenspieler Napoleons, ist keineswegs ein bewunderter Heroe und Schlachtenlenker: Tolstoi beschreibt ihn als alten gebrechlichen Mann, der in einem früheren Krieg ein Auge verloren hat, schlecht hört, dick und so schwerfällig ist, daß er sich kaum auf dem Pferd halten kann, als Greis, der den strategischen Überlegungen seiner Offiziere nur zerstreut folgt und lieber sentimentale Romane liest, der aber instinktiv die geheime Richtung der Geschichte spürt und sich in seinem Handeln davon leiten läßt. »Es gibt keine stärkeren Kämpen als diese beiden: Geduld und Zeit«, läßt Tolstoi ihn zum Fürsten Andrej sagen, »ich werde dir sagen, was man tun muß und was ich tun werde. Dans le doute, mon cher ... abstiens-toi« (1021). Diesem alten, aufgedunsenen Greis aber ist es vorbehalten, Napoleon aus Rußland zu vertreiben; er hatte – nach Tolstoi – intuitiv erfaßt, daß er nichts erzwingen, sondern sich der historischen Notwendigkeit fügen mußte, daß er höchstens andere an einem Ausscheren hindern konnte. Und so wird er für Tolstoi gleichsam Chiffre für die eigengesetzliche Bewegung des Geschehens, verkörpert er das instinktiv richtige Verhalten des russischen Volkes. Als

seine Aufgabe erfüllt, Napoleon aus Rußland vertrieben war, konnte er für eine Fortsetzung des Krieges kein Verständnis mehr haben, hatte er als Russe nichts mehr zu tun. »Dem Vertreter des Volkskrieges blieb nun nichts mehr übrig als zu sterben. Und er starb« (1495).

IX

Obwohl Tolstoi die patriotische Begeisterung für 1812 teilt, so läßt sich aus seinem Werk doch keineswegs ein Buch über den »heldenhaften Kampf des russischen Volkes gegen die Franzoseneindringlinge« machen, werden hier Sympathien und Antipathien nach gänzlich anderen als nationalen Kriterien verteilt. Es ist ein Buch über den Krieg als extreme Erscheinungsform des Lebens, an dem wie an einem furchtbaren Gradmesser das Verhalten der Menschen gemessen wird. Die Grundvorstellung, von der Tolstoi ausgeht und aus der er seine Geschichtsphilosophie entwickelt, ist die des natürlichen, unentfremdeten Lebens. Dem stellt er als ein Leben des Scheins die Welt der Konventionen gegenüber: Während im natürlichen Leben Form und Inhalt einander entsprechen, der Inhalt immer die ihm gemäße Form erhält, gibt es in der Welt der Konventionen keine Übereinstimmung dieser beiden Kategorien, hier ist allein die Form das Bestimmende. Hinter diesem Gegensatz von natürlichem Leben und entfremdetem Leben verbirgt sich für Tolstoi nichts anderes als der von Wahrheit und Lüge, wobei er unter Lüge das Menschengemachte, gleichsam die Machinationen der Zivilisation versteht, der die Wahrheit als Natur gegenübersteht. Wenn er also Geschichte definiert als »das unbewußte allgemeine Massenleben der Menschheit«, so ist damit das natürliche Leben gemeint, dem der naive, unentfremdete Mensch sich fügt. Kutusow ist für Tolstoi ein solcher unentfremdeter Mensch, der sein Handeln am Lauf der Ereignisse ausrichtet, sich auch in seinem Altern dem Leben fügt und, wenn seine Zeit abgelaufen ist, stirbt. Napoleon verkörpert den absoluten Gegentypus dazu, ein dem natürlichen Leben Entfremdeter, weshalb Tolstoi ihn auch als einen Schauspieler darstellt.

Unter demselben Aspekt werden auch die Helden des Romangeschehens betrachtet, wobei Tolstoi manchmal recht pauschale Urteile fällt, etwa wenn er über Petersburg und die dortige Gesellschaft spricht. Ähnlich wie die Slawophilen sieht er nämlich in Petersburg das Entfremdete schlechthin im Unterschied zu Moskau. Er faßt das in eine allgemeine Formel, nach der sich die Erscheinungen des Lebens zusammenfassen lassen in solche, »bei denen der Inhalt vorwiegt, und solche, bei denen die Form das Ausschlaggebende ist. Zu den zweiten

kann man das Petersburger Leben rechnen, vor allem das gesellschaftliche, im Gegensatz zum Leben auf dem Lande, dem Leben in den Kreis- und Gouvernementsstädten, ja sogar dem Leben in Moskau. Dieses Petersburger Leben ist unveränderlich« (968) behauptet er dann, auch noch 1808 und 1812.

In dieses gesellschaftliche Leben führt der Anfang des Romans ein, der mitten in der Unterhaltung einer Petersburger Abendgesellschaft 1805 beginnt, einer Unterhaltung, die größtenteils französisch geführt wird (was die deutsche Übersetzung nur andeutet). Das Konventionelle dieser Soiree verspottet Tolstoi mit einem technischen Vergleich: »Wie der Besitzer einer Spinnerei seine Arbeiter auf ihre Plätze stellt, dann durch seinen Betrieb geht, hier eine Spindel bemerkt, die sich nicht dreht, dort einen ungewöhnlich knarrenden, zu lauten Ton vernimmt und hinzueilt, um diese Spindel anzuhalten, jene in Gang zu bringen, so ging auch Anna Pawlowna durch ihren Salon« (S. 13). In diese geregelte Welt der Formen, des »comme il faut«, bricht mit Pierre Besuchow, Neuling in der Petersburger Gesellschaft, das irritierend Andere ein; das Gesicht der Hausfrau zeigt Unruhe und Furcht, »wie man sie beim Anblick eines großen, unförmigen Gegenstandes empfindet, der nicht in seine Umgebung paßt« ... doch dann korrigiert sich der Autor, es ist nicht Pierres tatsächliche Größe, »diese Furcht konnte doch wohl nur seinem klugen und zugleich schüchternen, beobachtenden und natürlichen Blick gelten, der ihn vor allen Gästen auszeichnete« (S. 12 f.). Nicht zufällig wird die Petersburger Gesellschaft durch die schönen, doch menschlich verdorbenen Kuragins repräsentiert, während die Familie Rostow ihr altvaterisches, sympathisch natürliches Leben in Moskau und auf ihrem Landgut führt. Einige der schönsten Episoden dieses Romans befassen sich mit diesem Leben der Rostows in der Stadt und auf dem Lande, mit seinen Familienfesten, der Jagd, dem weihnachtlichen Brauchtum.

Aber nicht nur im friedlichen Leben der Gesellschaft findet sich diese Opposition von natürlichem Leben und dessen Entfremdung durch Konventionen, durch das Überwiegen des Formalen, auch der Krieg selbst ist durch diesen Gegensatz geprägt. Darüber geht das Gespräch zwischen Fürst Andrej und Pierre am Vorabend der Schlacht bei Borodino: Andrej steigert sich mehr und mehr in Zorn darüber, daß der Krieg »immer nur wie ein Spiel« getrieben werde, daß, was die Militärs treiben, »alles nur zum Zeitvertreib« sei. »Der

Krieg ist keine liebenswürdige Plänkelei, sondern das Scheußlichste, was es im Leben gibt. Das muß man einsehen, und man darf nicht mit dem Krieg spielen. Ernst und streng müssen wir diese furchtbare Notwendigkeit hinnehmen. Und die Hauptsache ist: der Lüge muß man den Garaus machen, und den Krieg wie einen Krieg betreiben, aber nicht wie ein Spiel« (1064). Dem stellt Tolstoi das Beispiel der einfachen Soldaten gegenüber, sie sind es, die die Wahrheit des Krieges ernstnehmen, die wissen, daß der Krieg das Töten zum Ziel hat. Deshalb ziehen sie auch vor dem großen Schlachten bei Borodino weiße Hemden unter ihre Uniform an – ihre Totenhemden.

In Pierre Besuchow verkörpert Tolstoi viel von seinem eigenen Suchen nach der Wahrheit des Lebens. Auch Pierre, der ohne gesellschaftliche Position ist, sich nicht entschließen kann, wie er sein Leben gestalten soll, experimentiert mit dem Leben, sucht die Wahrheit bei den Freimaurern, dann als Beobachter des Krieges auf dem Schlachtfeld von Borodino, bis er schließlich in Gefangenschaft durch das Erlebnis des Todes geläutert, frei wird – Tolstoi spricht hier von Pierres »Seelenarbeit« (1517) – und in einem symbolischen Traum das Wesen des Lebens erkennt.

In Andrej Bolkonskij gibt ihm Tolstoi einen Freund und kritischen Gesprächspartner, den »glänzenden jungen Mann« aus besten Kreisen, der die Scheinwelt der Konventionen durchschaut und sich doch nicht daraus befreien kann, bis schließlich auch er, der als tödlich Verwundeter das Erlebnis der alles überwindenden Liebe hat, die Wahrheit erkennt und »aus dem Leben erwacht«, wie es Tolstoi ausdrückt.

Im 12. Teil des Romans führt Tolstoi die Person eines einfachen Soldaten ein – Platon Karatajew –, die relativ schwach in den Roman integriert ist, dabei aber eine wichtige Funktion für das Verständnis des Ganzen hat. Pierre trifft in der Gefangenschaft Platon, den Gemeinen, der, sowie er nicht mehr im Krieg kämpfen muß, seine Soldatenhülle ablegt und wieder der einfache Bauer ist, der er ursprünglich war. Die Episode um diesen Menschen scheint eher in Tolstois spätere Volkserzählungen zu gehören als in diesen Roman. Tolstoi hat sich eigens dafür intensiv um volkssprachliche Elemente bemüht, er läßt Platon ständig in sprichwortartigen Redewendungen und Gleichnissen sprechen (was ihm schon von Zeitgenossen als gekünstelt angekreidet wurde). Platon ist in dem Roman die Verkörperung des natürlichen Lebens, das naive, willige Sich-Fügen in das

Unabänderliche. So wie Karatajew sich nicht gegen das Soldatendasein gewehrt hat, so hat er auch seine Gefangenschaft angenommen, er lebt sein Leben, wie es eben sein muß. Der aktive Zug seiner Persönlichkeit ist die Liebe zu allem Lebendigen, eine Liebe, die universal ist, sich nicht an Einzelnes bindet. Für Pierre wird er zur »unfaßbaren, harmonischen, ewigen Verkörperung des Geistes der Einfachheit und Wahrheit« (1323). Und wenn Platon seinen Tod annimmt, wie sein Leben, ohne sich zu wehren, wenn er neben der Birke sitzt und die Soldaten anblickt, die ihn erschießen werden, so wirkt das wie eine Reminiszenz aus Tolstois jungen Jahren: es erinnert an seine schicksalhafte Begegnung mit einem Burjäten, der sich auch nicht zur Wehr setzte gegen einen Straßenräuber, sondern unter Gebeten seinen Tod erwartete. Dieses Erlebnis, das Tolstoi im Leben und Sterben Platon Karatajews künstlerisch verarbeitet hat, gab ihm später den Anstoß für seine Forderung des »Nichtwiderstehens dem Bösen durch Böses«.

Barbara Conrad

INHALT

ERSTER TEIL	13
ZWEITER TEIL.....	174
DRITTER TEIL	317
VIERTER TEIL	463
FÜNFTER TEIL.....	546
SECHSTER TEIL	663
SIEBENTER TEIL.....	781
ACHTER TEIL	861
NEUNTER TEIL.....	969
ZEHNTER TEIL	1096
ELFTER TEIL.....	1318
ZWÖLFTER TEIL	1494
DREIZEHNTER TEIL.....	1576
VIERZEHNTER TEIL.....	1650
FÜNFZEHNTER TEIL.....	1722
EPILOG.....	1808
ANHANG 1890	

ANMERKUNGEN

Vorweg einige alte russische Maßeinheiten:

Desjatine – 1,09 Hektar

Tschetwert – (Getreidemaß) 2,099 hl

Werst – 1,06 km

¹ *Genua und Lucca*: Napoleon erklärte nach dem 1. italienischen Feldzug 1797 Genua zur Ligurischen Republik und vereinigte sie 1805 mit Frankreich. Das 1799 von den Franzosen eroberte Lucca gab er 1805 seiner Schwester Elisa Baciocchi als Fürstentum.

² *dieses Antichristen*: Weissagungen vom nahenden Weltende, wie sie im ausgehenden 18. Jahrhundert weit verbreitet waren, ließen im Volk, vor allem in Altgläubigen-Kreisen, aber auch bei den Freimaurern den Glauben aufkommen, Napoleon sei der Antichrist. Hatte man doch aus dem (verballhornten) Namen Napoleons die apokalyptische Zahl 666 errechnet (Offenbarung Johannis 13, 18). Vgl. die entsprechenden Zahlenspiele Pierre Besuchows.

³ *Kaiserin*: seit 1718 ist aufgrund eines Erlasses von Peter dem Großen der offizielle Titel der russischen Zaren Imperator-Kaiser.

⁴ *Maria Fjodorowna*: (1759-1828) Gemahlin Pauls I. (1754-1801) und Mutter Alexanders I. (1777-1825).

⁵ *Depesche Nowosilzews*: N. N. Nowosilzew (1761—1836), russischer Staatsmann, war 1805 in diplomatischer Mission in Paris und teilte Alexander I. in einer Depesche die Einnahme Genuas und Luccas durch die Franzosen mit.

⁶ *Lavater würde sagen*: J. K. Lavater (1741—1801), Theologe in Zürich, versuchte in seinen *Physiognomischen Fragmenten* den Charakter des Menschen als göttliches Gleichnis aus seinen Gesichtszügen zu deuten.

⁷ *den Spitznamen ›König von Preußen‹*: der alte Fürst wurde vermutlich nicht nur wegen seiner gepuderten Perücke mit Zopf und dem Rock à la Friedrich II. so genannt, sondern seines Charakters wegen.

Tolstoi kennzeichnet ihn damit als Repräsentanten des 18. Jahrhunderts.

⁸ *Kutusow*. M. I. Kutusow (1745-1813), russischer Feldmarschall, der in den Napoleonischen Kriegen eine immer größere Rolle spielte; als die Franzosen in Rußland einmarschierten, wurde ihm der Oberbefehl über die Armee übertragen. Er starb zu Beginn der Befreiungskriege als Oberkommandierender der vereinigten russisch-preußischen Armee und gilt als der Retter Rußlands.

⁹ *der Zeit Katharinas*: der Regierungszeit der russischen Kaiserin Katharina II. (1762-96).

¹⁰ *Plan eines ewigen Friedens*: Tolstoi spielt hier auf die im 18. Jahrhundert bis in die Zeit der Napoleonischen Kriege hinein breit geführte Diskussion um die Möglichkeit eines ewigen Friedens an, an der sich die führenden Geister der Zeit in Frankreich, dann auch in Deutschland beteiligten (vgl. Kants Schrift *Zum ewigen Frieden*).

¹¹ *von der Ermordung des Herzogs von Enghien*: der mit dem französischen Königshaus verwandte Herzog hatte 1789 während der Französischen Revolution Frankreich verlassen und sich im badischen Ettenheim niedergelassen. Napoleon, der ihn der Teilnahme an einer Verschwörung gegen sich verdächtigte, ließ ihn nach Frankreich entführen, wo er von einem Kriegsgericht zum Tode verurteilt und erschossen wurde.

¹² *Mademoiselle Georges*: Künstlernamen einer französischen Schauspielerin, die eine Zeitlang in den Moskauer und Petersburger Theatern auftrat.

¹³ *Rumjanzew*: N. P. Graf Rumjanzew (1754-1826), russischer Staatsmann und Gelehrter.

¹⁴ *Fürst Golizyn*: A. N. Fürst Golizyn (1773-1844), russischer Kultusminister, Oberprokurator des Heiligen Synod (vgl. Anm. 138).

¹⁵ *Krönungskomödie in Mailand*: 1805 erklärte sich Napoleon zum König von Italien und krönte sich selbst am 28. Mai in Mailand, das er zur Hauptstadt machte.

¹⁶ *für Ludwig XVI., für die Königin und für Elisabeth*: Ludwig XVI., König von Frankreich, und seine Frau Marie-Antoinette wurden

während der Französischen Revolution 1793 öffentlich guillotiniert, Ludwigs Schwester Elisabeth 1794.

¹⁷ *Condé*: französisches Fürstengeschlecht, mit der Dynastie der Bourbonen verwandt.

¹⁸ *Contrat social*: der Gesellschaftsvertrag (1762), staatsrechtlich-sozialphilosophische Untersuchung von Jean-Jacques Rousseau, nach welcher der Staat, das Gemeinwesen, auf einer freiwillig getroffenen Übereinkunft aller beruht und das Wohl der Allgemeinheit zum Ziel hat. Der *Gesellschaftsvertrag* ist ein Grundbuch der modernen Demokratie.

¹⁹ *den 18. Brumaire*: der 9. November 1799, an dem General Napoleon Bonaparte per Staatsstreich die Macht in Frankreich den drei Konsuln übertrug, faktisch allerdings dem ersten Konsul, nämlich sich selbst.

²⁰ *die Gefangenen in Afrika, die er hinrichten ließ*: bei der Einnahme von Jaffa 1799 hatten sich viertausend türkische Soldaten unter der Bedingung freiwillig ergeben, daß ihr Leben geschont werde. Napoleon ließ sie erschießen.

²¹ *Brücke von Arcole*: Napoleon stürmte bei der Schlacht von Arcole gegen die Österreicher mit der Fahne in der Hand seinen Soldaten voran auf die umkämpfte Brücke.

²² *im Krankenhaus von Jaffa*: in Jaffa wütete zu der Zeit die Pest.

²³ *Cäsars Kommentare*: hier wohl Cäsars (100-44 v. Chr.) *Geschichte des Gallischen Kriegs* gemeint.

²⁴ *Freimaurer*: religiös-philosophische Geheimgesellschaft, die Anfang des 18. Jahrhunderts in England auftrat und sich zunächst in Westeuropa ausbreitete mit dem Ziel, ihre Anhänger zum Ideal edlen Menschentums hinzuführen. Die Freimaurer sollten bald in der Politik, aber auch im Sozial- und Kulturbereich eine große Rolle spielen. In den dreißiger Jahren gewannen sie auch in Rußland große Bedeutung, vor allem beim Adel.

²⁵ *Imperial*: Zehnrubelgoldstück.

²⁶ *Kamtschatkischtücher*: Tischtücher aus gemustertem Damast.

²⁷ *vierzigtausend Seelen*: als Seelen bezeichnete man damals Leibeigene, d. h. Menschen, über die man als »Eigentum« verfügte, und

die man wie Objekte als Zahlungsmittel einsetzen konnte. Vgl. ›Siebenter Teil, Kapitel 6‹, wo ein Gutsbesitzer mit seiner Jagdhündin prahlt, die er für drei Familien Leibeigener erworben habe.

²⁸ *eine zweite Salomoni*: die Opernsängerin Salomoni gastierte im Winter 1805/6 in Moskau.

²⁹ *Madame de Genlis*: französische Schriftstellerin (17461-1830), Autorin moralisierender Romane.

³⁰ *mit Stroh belegte Straße*: um den Straßenlärm zu dämpfen, ließ man vor den Häusern reicher Kranker Stroh über die Straße breiten.

³¹ *Saloppe*: weiter, ärmelloser Frauenmantel.

³² *Monsieur Pitt*: William Pitt d. J. (1759-1806), britischer Staatsmann, Führer der europäischen Koalitionen gegen das revolutionäre, später das kaiserliche Frankreich.

³³ *von der Boulogner Expedition*: Napoleon bereitete von Boulogne aus den Angriff auf England vor. Doch in der Seeschlacht von Trafalgar 1805 wurden die Franzosen unter Admiral Villeneuve von Admiral Nelson geschlagen.

³⁴ *Suworow*: A.W. Suworow (1730-1800), russischer Feldherr und Generalissimus, erwarb sich vor allem in den Türkenkriegen Katharina II. (1768-74 und 1787-92) und im 2. Koalitionskrieg gegen die Franzosen (1799-1802) Ruhm und Volkstümlichkeit.

³⁵ »Wenn still bei Nacht der Mond zieht übers Feld«: Text von D.A. Kawelin, aus einem Band von S. Schicharew *Aufzeichnungen eines Zeitgenossen von 1805-1819*, den Tolstoi besaß.

³⁶ *Ekossaise*: Anfang des Jahrhunderts beliebter, aus einem alten schottischen Volkstanz entwickelter Gesellschaftstanz.

³⁷ *Anglaise*: aus England stammender Gesellschaftstanz.

³⁸ *Chiffonieren*: Laden, Schrank für Frauenkleider.

³⁹ *das hohe Bett aus rotem Holz*: d. h. aus Mahagoni.

⁴⁰ *ein großer Voltairesessel*: ein Lehnstuhl im Stil des 18. Jahrhunderts.

⁴¹ *unter Kaiser Paul*: d. h. zwischen 1796 und 1801, der Regierungszeit Paul I.

⁴² *unter der neuen Regierung*: also unter der Regierung von Pauls Sohn Alexander I. seit 1801 (bis 1825).

⁴³ *von Héloïse*: Anspielung auf J. J. Rousseaus empfindsamen Briefroman »Julie, oder die Neue Héloïse« (1761).

⁴⁴ *Schlüssel der Geheimnisse*: vermutlich das damals vor allem in Freimaurerkreisen verbreitete Buch *Mystische Nächte oder Der Schlüssel zu den Geheimnissen des Wunderbaren* des deutschen Erbauungsschriftstellers K. von Eckhartshausen (1752-1803).

⁴⁵ *durch diesen Engel*: der Vergleich Alexanders I. mit einem Engel war damals weit verbreitet.

⁴⁶ *einer Dussekschen Sonate*: J. L. Dussek (1761—1812) — tschechischer Komponist und Klaviervirtuose. – *Britschka*: leichter offener Reisewagen.

⁴⁷ *Und Schweden? Wie wollen sie durch Pommern hindurchkommen*: Pommern, später nur noch ein Teil von Vorpommern, gehörte seit dem Dreißigjährigen Krieg zu Schweden (bis 1815).

⁴⁸ *Marlborough s'en va-t-en guerre*: französisches Spottlied auf den englischen Feldherrn im Spanischen Erbfolgekrieg, den Herzog von M., das in den Napoleonischen Kriegen viel gesungen wurde, angeblich auch von Napoleon selbst.

⁴⁹ *von Rurik abstammenden Fürsten*: Rurik, der Waräger, wurde nach Überlieferung der ältesten russischen Chronik zum Herrscher über die Rus ins Land berufen. Es gilt als Zeichen besonders vornehmen alten Adels, wenn man seine Genealogie bis zu diesem sagenhaften Stammvater zurückverfolgen kann.

⁵⁰ *Otschakow*: türkische Festung an der Dnjepr-Mündung. Wurde im russisch-türkischen Krieg von Suworows (vgl. Anm. 34) Truppen im Sturm erobert.

⁵¹ *Sterne*: Laurence Sterne (1713-1768), englischer »Bestseller«-Autor des 18. Jahrhunderts (*Tristram Shandy* und *Eine empfindsame Reise*), hat vor allem den jungen Tolstoi sehr beeindruckt.

⁵² Hier sei auf einen innerliterarischen Dialog hingewiesen: Auf den in Kap. 3 beschriebenen Auftritt des Hofkriegsrats Mack im Stabe Kutusows spielt Dostojewskij in seinem Roman *Schuld und Sühne*, Teil IV, Kap. 5 an, der zur selben Zeit wie *Krieg und Frieden* in

derselben Zeitschrift in Fortsetzungen erschien (dieses Kapitel nach der Veröffentlichung von Tolstois Text).

⁵³ *vom Türkenkrieg her*: wohl vom 2. Russisch-Türkischen Krieg 1787-92 her. Vgl. Anm. 34.

⁵⁴ *Ismail*: Stadt im Donaudelta, wo Suworow im Russisch-Türkischen Krieg 1790 einen bedeutenden Sieg errang.

⁵⁵ *Rittmeister Denissow*: für Wassilij Denissow diente der in den Napoleonischen Kriegen als einer der Theoretiker und Initiatoren des Partisanenkriegs und Partisanenführer bekannt gewordene Lyriker Denis Dawydow (1784-1839) als Vorbild, dessen Aufzeichnungen über den Krieg 1812 Tolstoi auch als wichtige Quelle dienten.

⁵⁶ *Kleinrusse*: so wurden die Ukrainer im 19. Jahrhundert abschätzig bezeichnet.

⁵⁷ *Dolman*: aus dem alttürkischen Leibrock entwickelter, mit Schnüren besetzter kurzer pelzverbrämter Husarenrock, der im Winter angezogen, im Sommer über die Schulter gehängt wurde.

⁵⁸ *Simpel läßt er mir, und Paroli gewinnt er*: Paroli bedeutet im Kartenspiel die Verdoppelung des Einsatzes.

⁵⁹ *Wurstfresser*: Spottname für Deutscher.

⁶⁰ *Podnowinskij-Boulevard*: eigentlich Podnowinskoje, die Gegend beim Nowinskij-Boulevard, wo sich das Volk vergnügte.

⁶¹ *ein neues Campo Formio*: der Friede von Campo Formio zwischen Frankreich und Österreich 1797, bei dem Österreich die österr. Niederlande, Mantua und Mailand an Frankreich verlor und in geheimen Zusatzartikeln die Abtretung des linken Rheinufer an Frankreich zugestand.

⁶² *Seiner sardinischen Majestät*: König von Sardinien war (1802-1821) Viktor Emanuel I. (1759-1824).

⁶³ *Demosthènes, je te reconnais au caillou*: Demosthenes, der berühmte altgriechische Redner, hatte als junger Mann seinen Sprachfehler dadurch überwunden, daß er im Laufen mit Kieselsteinen im Mund gegen das Meeresrauschen anredete.

⁶⁴ *alle drei sind Gaskogner*: die Bewohner der südfranzösischen Provinz Gascogne stehen im Rufe großer Prahlucht.

⁶⁵ *für ihn das Toulon werden könne*: d. h. der Ort einer ruhmvollen Tat: 1793 erwarb der damals noch unbekannte Napoleon Bonaparte durch die Vertreibung der von Toulon gegen die Revolution zu Hilfe gerufenen britischen Flotte seinen ersten Kriegsruhm.

⁶⁶ *Leidener Flasche*: eine erstmals in Leyden auf einer Flasche konstruierte elektrische Batterie.

⁶⁷ *abgeprotzten Geschütze*: von der Protze, dem Munitionskarren, gelöste Geschütze.

⁶⁸ *in Echelons*: in Staffelstellung.

⁶⁹ *mein Toulon*: vgl. Anm. 65.

⁷⁰ *Auditeur*: ein dem Kriegsgericht beigeordneter Jurist, der das Verfahren formal leitet, beim Urteil jedoch kein Mitspracherecht hat.

⁷¹ *Thiers*: A. Thiers (1797-1877) französischer Historiker, gegen dessen als »Hofgeschichtsschreibung« qualifizierte *Histoire du consulat et de l'Empire*: (1846) Tolstoi in *Krieg und Frieden* besonders polemisiert.

⁷² *St. Helena*: Insel im Atlantischen Ozean, letzter Verbannungsort Napoleons (von 1815-21).

⁷³ *eine Art Paris war, der eine Helena errang*: die Entführung von Helena, der Frau von König Menelaos, durch den troischen Königssohn Paris nach Troja löste den Trojanischen Krieg aus.

⁷⁴ *Arnauten*: aus Albanern gebildete Söldnertruppe, vom Großfürsten als »fremdländisch« und unzuverlässig verachtet.

⁷⁵ *Kunktator*: Zauderer, Spitzname von M. I. Kutusow.

⁷⁶ *Prschprsch*: Spott über die Schwierigkeiten der polnischen Aussprache, gemeint ist General Przebyszewski (sprich Pschebischewski), der als Pole in der russischen Armee diente.

⁷⁷ *Graf Araktschejew*: A. A. Graf (1769-1834), Generalinspekteur der Artillerie, seit 1808 Kriegsminister, eine der abstoßendsten Persönlichkeiten bei Hofe. Im letzten Lebensjahrzehnt Alexanders dessen allmächtiger Günstling, der mit unbeschreiblicher Brutalität die Militarkolonien (vgl. Anm. 234) entlang der Westgrenze Rußlands einrichtete.

⁷⁸ *Zarizynwiese*: einer der größten Plätze Petersburgs, auf dem die Paraden abgehalten wurden. Seit 1818 heißt er Marsfeld.

⁷⁹ *Kalatschen*: eine Art Weizengebäck, hier wohl dessen Bäcker und Verkäufer gemeint.

⁸⁰ *Den berühmten Tänzer Duport*: Louis Duport kam 1808 mit der Schauspielerin Mademoiselle Georges (vgl. Anm. 12) nach St Petersburg und trat dort einige Jahre lang auf.

⁸¹ *Graf Rastoptschin*: F. W. Rastoptschin (1763-1826), russischer Staatsmann, Innenminister, 1812 Generalgouverneur von Moskau.

⁸² *Heil dir und Ruhm!*: Gedicht von N. P. Nikolew (1758-1815).

⁸³ *Pawel Iwanowitsch Kutusow*: (1767-1829), mittelmäßiger Dichter.

⁸⁴ *Robespierre*: Maximilien de R. (1758 – 1794), der führende Revolutionär in der Französischen Revolution, betrieb den Sturz und die Hinrichtung des Königs, bekannte sich als Mitglied des Wohlfahrtsausschusses, des führenden Organs der jakobinischen Diktatur mit fast unumschränkter Macht (seit Juli 1793) zum *terreur*, zur Schreckensherrschaft, dem er schließlich selber zum Opfer fiel, nachdem er unter seinen Gesinnungsgenossen zu »säubern« begonnen hatte 1794 wurde er guillotiniert.

⁸⁵ *Madame Souza*: französische Schriftstellerin (1761-1836), Autorin sentimentaler Romane aus dem Leben der französischen Aristokratie.

⁸⁶ *den Adamskopf, das Kennzeichen der Freimaurerei*: die Darstellung eines menschlichen Schädels über zwei gekreuzten Knochen.

⁸⁷ *Ossip Alexejewitsch Basdjejwe*: für Basdjejew diente Tolstoi O. A. Posdejew, ein bekannter Freimaurer des 18. Jahrhunderts, als Vorbild.

⁸⁸ *Martinisten*: eine nach Marquis L. C. de Saint Martin im Zusammenhang mit der Freimaurerei des 18. Jh. genannte esoterische Gruppierung.

⁸⁹ *noch aus Nowikows Zeiten*: N. I. Nowikow (1744-1818), einer der bekanntesten Literaten der russischen Aufklärung, Herausgeber satirischer Zeitschriften, Freimaurer und engagierter Menschenfreund. Im Kreis um Nowikow wurde seinerzeit auch der deutsche Sturm- und Drang-Dichter J. M. R. Lenz aufgenommen und gepflegt.

⁹⁰ *Thomas a Kempis*: deutscher Mystiker (1380-1471), dessen Schrift »Von der Nachfolge Christi« mit ihrer Propagierung von Weltentsagung und innerer Einkehr, von Demut, Gottesliebe und Barmherzigkeit zu einem der wichtigsten Erbauungsbücher gerade auch der Freimaurer wurde.

⁹¹ *Tu l'as voulu, George Dandin*: dieser Satz aus Molières Komödie *George Dandin* ist zum geflügelten Wort für selbstverschuldetes Unglück geworden.

⁹² *das ist Herders Lehre*: Pierre äußert hier Gedanken, die auf J. G. Herders Geschichtsphilosophie zurückgehen, wie sie in seinen *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit* (1784-91) entwickelt werden.

⁹³ *Speranskij*: M. M. Speranskij (1772-1839), russischer Staatsmann, seit 1807 engster Berater des Kaisers bei dessen liberalen Vorhaben. Speranskij erarbeitete Pläne für eine Reform des Regierungsapparats, die aber nur zum Teil verwirklicht wurden (im Bereich der Exekutive und der Legislative), die Regierung blieb nach wie vor autokratisch. 1812 fiel er in Ungnade (wegen seines auf dem Code Napoleon aufbauenden Entwurfs für ein russisches Zivilrecht – vgl. Anm. 96), wurde aber später von Nikolai I. erneut für die Kodifizierung des russischen Rechts herangezogen.

⁹⁴ *comité du salut publique*: in Anspielung auf den jakobinischen Wohlfahrtsausschuß (vgl. Anm. 84), mit dem Alexanders Komitee allerdings wohl wenig Ähnlichkeit hatte.

⁹⁵ *Montesquieus*: also des französischen Aufklärers, Staatstheoretikers und Philosophen Montesquieu (1689-1755), der für eine »aufgeklärte« konstitutionelle Monarchie nach dem Vorbild Englands eintrat.

⁹⁶ *Code Napoleon*: das 1804 veröffentlichte französische Zivilgesetz, Vorbild auch für die Zivilgesetzgebung anderer Staaten, das seine Gültigkeit bis heute nicht verloren hat. Speranskij diente es als Basis für seinen Entwurf eines Zivilgesetzes, was zu seinem Sturz beitrug (vgl. Anm. 93).

⁹⁷ *Justmians Corpus juris civilis*: die auf die Regierungszeit des byzantinischen Kaisers Justinian (483-569) zurückgehende Sammlung

des Römischen Rechts, auf die letztlich das moderne Zivilrecht zurückgeht.

⁹⁸ *gefährliche, aufklärerische Absichten*: man beschuldigte Pierre, Anhänger der Lehren der Illuminaten zu sein, eines den Freimaurern nahestehenden, 1778 in Bayern gegründeten Geheimbundes, der durch religiöse und politische Aufklärungsarbeit die Kirche mit ihren Dogmen bekämpfen und einer Vernunftreligion auf der Basis des Deismus zum Durchbruch verhelfen wollte Antimonarchistisch.

⁹⁹ *Cherubini*: Luigi Cherubini (1760-1842), italienischer Komponist.

¹⁰⁰ *Toque*: kremenlose weibliche Kopfbedeckung, Faltenhaube.

¹⁰¹ *Marja Antonowna Naryschkina*: Gattin des Oberhofmarschalls N., war die Gehefte Alexanders I.

¹⁰² *des Reichsrates*: auf Vorschlag Speranskijs als beratendes Organ in Fragen der Legislative, der Exekutive und der Jurisdiction dem Kaiser zur Seite gestellt Die erste Sitzung fand am 1. Januar 1810 statt.

¹⁰³ *Napoleons Operationen in Spanien*: Napoleon griff 1807 Spanien an, zwang den spanischen König zur Abdankung und setzte seinen eigenen Bruder (Joseph, König von Neapel) ein. Die Spanier wehrten sich dagegen mit einem Guerillakrieg (vgl. Anm. 222).

¹⁰⁴ *Robber*: Doppelpartie beim Whist.

¹⁰⁵ *Solfeggien*: Tonübungen beim Gesang.

¹⁰⁶ *ein Gig*: ein leichter Einspanner.

¹⁰⁷ *Weihnachten kam heran*: und damit auch die Zeit der Svjatki, der Tage zwischen Heiligabend und dem Dreikönigsfest, eine Zeit volkstümlicher Bräuche, die mit der Vertreibung der bösen Geister aus Haus und Dorf endet. Mit Wahrsagereien und Hexereien lassen sich Mädchen ihren Zukünftigen sagen oder gar zeigen, außerdem wird allerlei Mummenschanz getrieben, man zieht verkleidet von Haus zu Haus in einer Mischung aus Karneval und Knecht-Ruprechts-Bräuchen

¹⁰⁸ *hole mir einen Hahn*: Natascha läßt sich hier Utensilien für eine (Svjatki) Wahrsagerei holen.

¹⁰⁹ *Kasawaika* eine Art Frauenjacke (im Süden).

¹¹⁰ »Wasserträger«: Oper von Luigi Cherubini (vgl. Anm. S. 611).

¹¹¹ *Field*: John Field, irischer Pianist und Komponist. Lebte von 1804–31 in Petersburg, wo er unterrichtete und Konzerte gab.

¹¹² *es seien Maskierte gekommen*: vgl. Anm. 107 (Svjatki).

¹¹³ *Iberische Kapelle*: Kapelle der Iberischen Gottesmutter, am nordöstlichen Ausgang zum Roten Platz gelegen, »eine der berühmtesten Rußlands, welche die Kaiser jedesmal bei der Ankunft in Moskau vor dem Betreten des Kreml aufsuchen. Kein Russe geht vorbei, ohne einen Augenblick heranzutreten und das Zeichen des Kreuzes zu machen« (Baedeker 1891). Die Ikone der Muttergottes galt als wundertätig.

¹¹⁴ *Siwzew-Wraschek*: Straße im Südwesten Moskaus.

¹¹⁵ *das Oberhaupt der katholischen Kirche stürzen*: im Juni 1809 wurde Rom von französischen Truppen besetzt, der Papst verhaftet und nach Südfrankreich verbracht.

¹¹⁶ *Die arme Lisa*: empfindsame Erzählung (1793) von N. M. Karamsin.

¹¹⁷ *Die Semjonowna*: N. S. Semjonowa (1787–1876), russische Opernsängerin.

¹¹⁸ *diese männlichen Magdalenen*: Lukas 7, 47 heißt es von Maria Magdalena »Ihr sind viele Sünden vergeben, denn sie hat viel geliebt.«

¹¹⁹ *französische Verse zu deklamieren*: offenbar deklamierte Mademoiselle Georges (vgl. Anm. 12) aus der Verstragödie *Phedre et Hippolyte* (1677) von Jean Racine, die von der verbrecherischen Liebe der Titelheldin zu ihrem Stiefsohn handelt.

¹²⁰ *und alle setzten sich noch einmal hin*: alter russischer Brauch, daß man sich vor einer Reise, vor dem Verlassen des Hauses für eine längere Abwesenheit, noch einmal hinsetzt und einige Minuten in Schweigen verharrt.

¹²¹ *Beleidigungen, die man dem Herzog von Oldenburg zugefügt habe*: 1811 nahm Napoleon Oldenburg in Besitz im Zuge seiner Maßnahmen zur Absperrung Englands (Kontinentalsperre, vgl. Anm. 122) und nachdem der Herzog von O. sich geweigert hatte, sein Land gegen Erfurt einzutauschen. Das erregte die Empörung auch des

russischen Hofes, da der Herzog von O. mit einer Schwester Alexanders I. verheiratet war.

¹²² *Kontinentalssysteme*: die sog Kontinental Sperre mit den Dekreten von Berlin (1806), Trianon und Fontainebleau (1810) unterband Napoleon den Handel des europäischen Festlands mit Großbritannien. Dieses reagierte darauf mit einer Blockade der Häfen Frankreichs und seiner Verbündeten. Im Zusammenhang mit diesem ersten großen, für beide Seiten schädigenden Wirtschaftskrieg blühten Schmuggel und Schiebereien.

¹²³ *Legitimisten*: Anhänger der Erbmonarchie.

¹²⁴ *von Osten nach Westen gezogen*: etwa die Hunnen im 4. und 5. Jahrhundert oder der Mongolensturm Anfang des 13. Jahrhunderts.

¹²⁵ *Des Königs Herz ist in der Hand des Herrn*: Sprüche Salomons 21.1.

¹²⁶ *la ville sainte*: die »heilige Stadt Moskau« nach der im ausgehenden 15. Jahrhundert aufgekommenen Formel von Moskau als dem Dritten Rom – »Alle christlichen Reiche haben sich in diesem einzigen Reich vereinigt zwei Rom sind gefallen, das dritte besteht und ein viertes wird es nicht geben«.

¹²⁷ *Skythenreich*: die Skythen waren ein Nomadenvolk iranischer Abstammung, das im Altertum in den Steppen Südrußlands lebte.

¹²⁸ *le petit caporal*: diesen Beinamen gab man Napoleon während des Ägyptenfeldzugs.

¹²⁹ *seinen Mamelucken Rustan*: einer der Leibwächter Napoleons, dem er in Ägypten geschenkt worden war.

¹³⁰ *mit den Türken Frieden geschlossen*: im Mai 1812 hatte Kutusow in Bukarest einen Friedensvertrag mit der Türkei unterzeichnet, demzufolge diese lediglich einen Teil des Moldaugebiets – Bessarabien – an Rußland abtreten musste.

¹³¹ *Stein*: K Reichsfreiherr vom und zum Stein (1757-1831), preußischer Staatsmann, bekannt wegen seiner Reformen (Aufhebung der Erbuntertänigkeit der Bauern, Städteordnung, Verwaltungsreform), wurde auf Napoleons Veranlassung hin aus dem Dienst entlassen und lebte 1809-12 in Rußland, wo er zu den Ratgebern des Zaren gehörte.

¹³² *jenen Grenzwall*: damit sind die Gebiete Ostpolens, Litauen und Kurland gemeint, die Rußland bei den polnischen Teilungen erhalten hatte.

¹³³ *die letzte Niederlage der Franzosen in Spanien*: nach einer Reihe von Siegen über die Franzosen eroberte die vereinigte spanisch-englische Armee unter Wellington am 12. August 1812 Madrid.

¹³⁴ *der Weg über Poltawa, den Karl XII gewählt habe*: im Nordischen Krieg hat Karl XII von Schweden gegen Peter den Großen 1709 bei Poltawa in der Ukraine eine vernichtende Niederlage erlitten und »in wenigen Stunden das europäische Ansehen, das ihm seine bisherigen Siege eingetragen hatten, und die schwedische Vormachtstellung an der Ostsee« verloren.

¹³⁵ *Ich werde alle seine Verwandten aus Deutschland vertreiben*: Marja Fjodorowna, Alexanders I. Mutter, war eine gebürtige Prinzessin von Württemberg, seine beiden Schwestern waren mit deutschen Fürsten verheiratet.

¹³⁶ *Remonten auszuheben*: Pferde für das Militär zu beschaffen.

¹³⁷ *den polnischen Pans*: Pan (poln.), Herr.

¹³⁸ *Synod*: »heiligster dirigierender Synod« war die von Peter dem Großen 1721 eingesetzte oberste Kirchenleitung mit einem weltlichen, vom Kaiser eingesetzten Beamten an der Spitze (dem Oberprokurator des heiligen Synod).

¹³⁹ *Moses über Amalek*: vgl. 2. Moses 17, 8-16

¹⁴⁰ *Gideon über Midian*: vgl. Richter, Kapitel 7

¹⁴¹ *David über Goliath*: vgl. 1. Samuel, Kapitel 17

¹⁴² *die Zahl 666*: vgl. Anm. 2.

¹⁴³ *Troizkija-Tor* das Dreifaltigkeitstor zum Kreml

¹⁴⁴ *in die Uspenskij-Kathedrale*: die Krönungskathedrale der russischen Zaren im Moskauer Kreml.

¹⁴⁵ *Kaiserkanone*: die berühmte »Zar-Puschka« im Kreml, die reichverzierte Kanone, aus der angeblich nie ein Schuß gefallen ist

¹⁴⁶ *der Friedensschluß mit der Türkei*: vgl. Anm. 130.

¹⁴⁷ *ein slawisches Wort*: d. h. ein kirchenslawisches Wort. Das auf südslawischer Basis entwickelte Kirchenslawisch, die Sprache der

orthodoxen Kirche also, war wie das Latein der katholischen Kirche dem Laien unverständlich.

¹⁴⁸ *Slobodskijpalas*: Palast Pauls I. in Moskau

¹⁴⁹ *der Stände, états généraux*: in dem Vergleich der Ständeversammlung mit dem entsprechenden französischen Phänomen, sowie dem Hinweis auf den Gesellschaftsvertrag (vgl. Anm. 18) und die Französische Revolution wird indirekt Pierres Gedankengang, sein Traum von einer Verfassung, einem Parlament ausgedrückt.

¹⁵⁰ *Wojewodenkaftan*: offenbar eine Art Adelsuniform des 18. Jahrhunderts ein Kaftan ist ein Rock mit langen Rockschoßen.

¹⁵¹ *Glauben, Thron und Vaterland*: hier spielt Tolstoi auf die Werte an, die unter Nikolai I. von dessen Minister für Volksaufklärung Uwarow zu den drei Säulen erklärt wurden, auf denen das russische Imperium ruhe Orthodoxie, Autokratie und ein volksverbundener Patriotismus.

¹⁵² *Glinka*: S N Glinka (1776-1847), russischer Schriftsteller. Gab seit 1808 den »Russischen Boten« heraus, eine Zeitschrift, die sich dem Kampf gegen die Frankomanie des russischen Adels verschrieben hatte und 1812 besonders populär war.

¹⁵³ *beim Scharpiezupfen*: Scharpie war früher ein sehr gebräuchliches Verbandsmittel, das man aus den durch Zerzupfen weicher reiner Leinwandstreifen gewonnenen Fäden herstellte.

¹⁵⁴ *Potemkin*: G. A. Potemkin (1739-1791), Günstling und politischer Ratgeber Kaiserin Katharinas II., der zur Zeit des Friedensschlusses von Kucuk Kamardze 1774 (worauf hier angespielt wird) Generalgouverneur der südlichen Provinzen war.

¹⁵⁵ *wie Plutarch von den Patrioten des Altertums*: gemeint sind wohl die vergleichenden Biographien berühmter Griechen und Römer des griechischen Historikers Plutarch (etwa 46-126).

¹⁵⁶ *Joconde*: Verserzählung von La Fontaine (1621-1695).

¹⁵⁷ *auf die Pyramiden geschrieben*: Anspielung auf Napoleons Ägyptenfeldzug und seinen Sieg in der Schlacht bei den Pyramiden 1798.

¹⁵⁸ *Steppenbauern*: vgl. Anm. 159.

¹⁵⁹ *Pjotr Fjodorowitsch*: Peter III. Der Name des 1762 nach einer Regierungszeit von einem halben Jahr durch Staatsstreich entmachteten und kurz darauf ermordeten Kaisers tauchte in den Unruhen der Regierungszeit Katharinas II. mehrfach auf auch der »Bauernzar«, der Kosak Jemeljan Pugatschow, Anführer des größten Volksaufstands (1773-74), gab sich für Peter III aus. Der Name des ermordeten Pjotr Fjodorowitsch spielte in den immer wieder aufflammenden bäuerlichen Revolten eine ähnliche Rolle wie in den Zeiten der Wirren (Ende 16. - Anfang 17. Jahrhundert) der des ermordeten Thronfolgers Dmitrij. Die Unruhen, die sich weniger gegen die Zarin als gegen die Gutsbesitzer richteten, brachen immer wieder im Süden und Südosten des Landes, bei den Kosaken im Kaukasusgebiet und den Steppenbauern in der Wolgaregion aus.

¹⁶⁰ *das Bestreben, an »warme Flüsse« überzusiedeln*: diese Wanderungsbewegungen aufgrund von Weissagungen spielten in den russischen Sekten, vor allem aber bei den Altgläubigen (denjenigen Anhängern der Orthodoxie, die die Kirchenreformen im 17. Jahrhundert nicht mitgemacht und schwere Verfolgung von Staat und Kirche zu erdulden hatten) eine große Rolle. In Massen folgte man seinen Propheten und deren Verheißung in unwegsame Regionen der Randgebiete des Landes. Tolstoi benennt dieses Phänomen nur allgemein, denn zur Entstehungszeit von *Krieg und Frieden* hatten die Verfolgungen zwar nachgelassen, doch die strenge Gesetzgebung war keineswegs aufgehoben und konnte jederzeit wieder gegen diese Bewegungen eingesetzt werden (was dann auch in den 80er Jahren geschah).

¹⁶¹ *»Die Schwanenritter«*: von Madame de Genlis, vgl. Anm. 29.

¹⁶² *Wassilij Lwowitsch Puschkin*: (1767-1830), klassizistischer Lyriker, Onkel von Alexander S Puschkin.

¹⁶³ *une barque de Charon*: Charon ist in der griechischen Mythologie der Fährmann, der die Schatten der Toten über den Styx in die Unterwelt bringt.

¹⁶⁴ *Jeanne d'Arc*: (1412-1431), französische Nationalheldin im Hundertjährigen Krieg. Geriet in englische Gefangenschaft und wurde in Rouen von einem französischen Kirchengericht als Ketzerin verurteilt und auf dem Scheiterhaufen verbrannt.

¹⁶⁵ *den großen Luftballon, den Leppich*: 1812 baute Franz Leppich, ein Bauer aus Holland, auf russische Staatskosten einen Luftballon »um die Armee Napoleons aus der Luft zu vernichten«. Ein Jahr zuvor hatte er seine Dienste bereits Napoleon angeboten, der ihn aber aus Frankreich ausweisen ließ. Im November war der Ballon fertig, konnte aber nicht aufsteigen, weil die Hülle undicht war – Leppich verschwand spurlos.

¹⁶⁶ *Bolotnajaplatz*: Platz auf der Moskwa-Insel.

¹⁶⁷ *vor der Richtstätte*: dem Lobnoje Mesto auf dem Roten Platz.

¹⁶⁸ *Die Verse Marins*: S. N. Marin (1776-1813), Flügeladjutant Alexanders I., Autor parodistischer Gedichte, unter denen vor allem eines über G.W. Gerakow bekannt wurde, den Geschichtslehrer am Petersburger Kadettenkorps und Verfasser hurrapatriotischer Werke

¹⁶⁹ *Gerakow* vgl. Anm. 168.

¹⁷⁰ *Clausewitz*: Carl von Clausewitz (1780-1831), preußischer General und Philosoph (berühmt vor allem wegen seines postum erschienenen Werkes *Vom Kriege* 1832). Trat 1812 vorübergehend in russische Dienste (wegen Preußens Bündnis mit Frankreich), wirkte 1815 auf russischer Seite als Verhandlungspartner beim Abschluß der Konvention von Taurroggen mit.

¹⁷¹ *von Gerard*: F. Baron Gerard (1770-1837), Hofmaler Napoleons

¹⁷² *allen Italienern*: der Korse Napoleon wird hier als Italiener bezeichnet, weil Korsika seit dem Mittelalter Genua gehört hatte und erst im Vertrag von Versailles 1768 an Frankreich verkauft worden war.

¹⁷³ *Peter der Große*: (1672-1725), russischer Zar, seit 1718 Kaiser von Rußland, der sein Land nicht nur außenpolitisch, sondern vor allem in seiner inneren Struktur modernisierte und Europa anschloß, mit dem Bau von Sankt Petersburg als neuer Hauptstadt an der Newamündung – dem endlich erkämpften Zugang zur Ostsee – war das »Fenster zum Westen« endgültig geöffnet

¹⁷⁴ *Bartholomäusnacht*: in der Nacht zum 24 August (Bartholomäustag) 1572 wurde in Paris und in einigen Provinzstädten auf Veranlassung Katharinas von Medici, der Königinmutter, und Königs

Karl IX. ein Blutbad unter den Hugenotten angerichtet, dem einige Tausend Hugenotten zum Opfer fielen.

¹⁷⁵ *bei Lodi*: 1796 gewann Napoleon die Schlacht bei Lodi (Provinz Mailand) gegen die Österreicher

¹⁷⁶ *bei Marengo*: in der Schlacht bei Marengo (Oberitalien) 1800 brachte Napoleon den Österreichern die erste entscheidende Niederlage bei.

¹⁷⁷ *bei Arcol:e* 1796 gewann Napoleon die Schlacht bei Arcole (Oberitalien) gegen die Österreicher.

¹⁷⁸ *bei Jena*: 1806 besiegte Napoleon die Preußen in der Schlacht bei Jena und Auerstedt.

¹⁷⁹ *bei Wagram*: 1809 besiegte Napoleon die Österreicher bei Wagram und zwang sie, zurückzuweichen.

¹⁸⁰ *meinen Kongreß und meine Heilige Allianz*: hier spielt Napoleon auf den Wiener Kongreß 1814/15 an, auf dem nach seinem Sturz Frankreich in seine vorrevolutionären Grenzen zurückgeführt und Europa (zugunsten der Großmächte England, Rußland und Österreich) neu aufgeteilt wurde; außerdem auf die Heilige Allianz 1815, ursprünglich als ein Aufruf der Monarchen Europas zur religiösen Umkehr gedacht – der Einigung Europas nicht durch das Schwert Napoleons, sondern durch die Liebeskräfte des Evangeliums — letztlich eine Art Beistandspakt mit restaurativ-konservativen Tendenzen. Auch Napoleon wollte die Neuordnung Europas — jedoch unter der Vorherrschaft Frankreichs.

¹⁸¹ *Kronbauern*: die ursprünglich zum Klosterbesitz gehörenden Bauern fielen mit der Säkularisierung der Kirchengüter und schließlich per Ukas von Kaiser Peter III. 1762 an den Staat.

¹⁸² *Schlacht bei Salamanka*: im Juni 1812 stürmten die Franzosen die spanische Stadt Salamanca, wurden aber bereits im Juli vom späteren Herzog von Wellington in der Nähe der Stadt wieder geschlagen.

¹⁸³ *Belagerung von Saragossa*: spanische Festung, berühmt wegen ihrer Verteidigung gegen die französischen Belagerer 1808-1809 während des spanisch-portugiesischen Krieges.

¹⁸⁴ *auf die Drei Berge steigen*: eine Anhöhe im Westen Moskaus.

¹⁸⁵ *§Madame Auber-Chalmé*: vgl. Anm. **Fehler! Textmarke nicht definiert.**

¹⁸⁶ *Kamenny Ostrow*: eine der Inseln Petersburgs zwischen Großer und kleiner Newka.

¹⁸⁷ *Wereschtschagin*: die Geschichte, wie Rastoptschin den jungen Wereschtschagin dem Moskauer Pöbel zur Lynchjustiz überläßt, ist historisch und wird in vielen Erinnerungen an den Fall Moskaus 1812 berichtet.

¹⁸⁸ *Speranskij und Magnizkij dorthin ausgewiesen worden sind, wohin sie gehören*: 1812 wurde Speranskij nach Sibirien verbannt, ebenso Magnizkij, der mit Speranskij zusammengearbeitet hatte.

¹⁸⁹ *Kudrinaplatz*: Kudrinskijplatz im Nordwesten Moskaus, auf den die Nikitskajastraße, die Presnija oder Presnenskaja stößt und in dessen Nähe Podnowinskij oder Podnowinskoje, der Bezirk bei dem Nowinskij Boulevard, liegt.

¹⁹⁰ *Sadowaja*: der große Gartenring um Moskau.

¹⁹¹ *Sucharewturm*: im Norden Moskaus auf dem Sucharewskijplatz, am Gartenring gelegen.

¹⁹² *die schottischen Originalakten*: die alten Werkmaurerlogen Schottlands, die sich 1736 zur schottischen Freimaurer-Großloge (Andreasloge) zusammengeschlossen hatten, verfügten über besonders alte, ins 15. Jahrhundert zurückreichende Protokolle.

¹⁹³ *der Kamenny-, der Moskwa- und der Jausabrücke*: die Kameny- und die Moskwabrücke begrenzen die der Moskwa zugewandte Seite des Kreml, die Jausabrücke führt über den etwas weiter östlich in die Moskwa mündenden Nebenfluß Jausa. *Wassilij-Blaschenny-Kirche*: die Basilikuskathedrale auf dem Roten Platz. — *Borowizkijtor*: der südwestliche Eingang zum Kreml

¹⁹⁴ *Wassilij-Blaschenny-Kirche*: die Basilikuskathedrale auf dem Roten Platz.

¹⁹⁵ *Borowizkijtor*: der südwestliche Eingang zum Kreml.

¹⁹⁶ *Basar*: die alten Handelsreihen am Roten Platz, an deren Stelle heute das Kaufhaus GUM steht.

¹⁹⁷ *Butiker*: Handlungsdiener, Commis.

¹⁹⁸ *Kitaigorod*: »Chinastadt«, das alte Moskauer Handelsviertel, älteste Vorstadt östlich des Kreml, war früher von einer Mauer umgeben, die angeblich an die große chinesische Mauer erinnerte.

¹⁹⁹ *Maroseika, Lubjanka und Pokrowka*: Straßen im Nordosten des Stadtzentrums.

²⁰⁰ *Wosdwishenka, Snamenka, Nikolakaja und Twerskaja*: Straßen im Nordwesten des Stadtzentrums.

²⁰¹ *des Attentates, das ein deutscher Student im Jahre 1809*: am 12. Oktober 1809, als Napoleon in Wien eine Truppenparade abnahm, wollte sich der junge Friedrich Staps mit einer Bittschrift in der Hand an ihn herandrängen, wurde jedoch verhaftet und abgeführt. Mit dem Messer, das man bei ihm fand, hatte er Napoleon ermorden wollen, wie er aussagte. Er wurde wenige Tage später vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen.

²⁰² *Talma, die Duchesnois, Potier*: Hauptmann Remballe spricht von den damals berühmten französischen tragischen Schauspielern Francois Talma und Cathérine Duchesnois sowie von dem Komiker Charles Potier.

²⁰³ *Petrowka*: die vom Theaterplatz nach Norden führende Straße.

²⁰⁴ *in der Suschtschewskaja*: Stadtteil im Norden Moskaus.

²⁰⁵ *Rogoshskaja*: Stadtteil im Osten Moskaus.

²⁰⁶ *Samosworetschje*: Stadtteil südlich des Flusses.

²⁰⁷ *Powarskaja*: Straße zwischen Arbat-Platz und Kudrinskij-Platz.

²⁰⁸ *Arbat*: belebte Straße zwischen Arbat-Platz und Smolenskij-Markt.

²⁰⁹ *während meine Schwester Natascha mit ihrem Bruder verlobt war*: eine Ehe zwischen näheren Verwandten war in der orthodoxen Kirche verboten, auch wenn es sich um angeheiratete Verwandte handelte.

²¹⁰ *Iwan Weliki*: Glockenturm im Moskauer Kreml.

²¹¹ *Frola und Lawra*: Frol und Lawr — wie der Heilige Nikolaus volkstümliche Heilige — wurden als Heilige der Pferde vor allem in Nordrußland verehrt.

²¹² *wo vierzig Jahrhunderte auf seine großen Taten herabblickten:* Anspielung auf Napoleons Tagesbefehl vor der Schlacht bei den Pyramiden (vgl. Anm. 157): »Franzosen, bedenkt, daß von den Höhen dieser Denkmäler vier Jahrtausende auf euch herabschauen«.

²¹³ *Hauptmann Jakowlew:* Iwan Alexejewitsch Jakowlew (1767 bis 1846), Offizier im Ruhestand, Vater des Schriftstellers Alexander Herzen, der diese Episode am Anfang seiner Erinnerungen *Gewesenes und Gedanken* erzählt.

²¹⁴ *Fain:* A. J. F. Baron Fain, Persönlicher Sekretär und Historiograph Napoleons, schrieb eine Geschichte des Feldzugs von 1812: »Manuscrit de mil huit cent douze, contenant le précis des événements de cette année, pour servir à l'histoire de l'empereur Napoleon«, die Tolstoj benutzte.

²¹⁵ *die Sperlingsberge:* Anhöhe im Süden Moskaus.

²¹⁶ *Chamowniki:* Stadtteil im Südwesten Moskaus.

²¹⁷ *vor der Brücke:* die Krimskijbrücke über die Moskwa.

²¹⁸ *die Kalugaer Straße:* jenseits der Brücke große Ausfallstraße in den Süden.

²¹⁹ *aus der großen Ordynka:* Straße, die in den Süden Moskaus, auf den Serpuchowskij -Platz führt.

²²⁰ *Madame de Stael:* A. L. G. de Stael (1766-1817), französische Schriftstellerin, erklärte Gegnerin Napoleons, weshalb sie 1802 Frankreich verlassen musste. 1812 hielt sie sich eine Zeitlang in Moskau und Petersburg auf.

²²¹ *les enfants du Don.* so nannte Napoleon die Kosaken nach deren bekanntester Gruppierung, den Don-Kosaken.

²²² *Guerilla-Kämpfer in Spanien:* die Bezeichnung guerilla (= kleiner Krieg) für Partisanenkrieg aus den Freiheitskämpfen der Spanier gegen Napoleon ist seither allgemein verbreitet.

²²³ *Denn Dawydow:* vgl. Anm. 55.

²²⁴ *Wassilissa:* Wassilissa Koschma, russische Bäuerin, kämpfte 1812 als Partisanenführerin gegen die Franzosen.

²²⁵ *Karabach, obwohl es ein kleinrussisches Tier war:* eine nach dem Khanat Karabagh in Transkaukasien genannte Pferderasse, Petjas Pferd aber stammte aus ukrainischer Zucht.

²²⁶ *Denissows Freischar* vgl. Anm. 55.

²²⁷ *Die Große scheint bei ihnen den Maßstab für Gut und Böse auszuschließen*: hier spielt Tolstoi auf eine Diskussion an, die im Zusammenhang mit dem 1865 erschienen Buch von Louis-Napoleon *Das Leben Julius Caesars* und der dann vertretenen These vom Recht der starken Persönlichkeit, moralische Normen zu brechen, auch in der russischen Presse geführt wurde.

²²⁸ *Joseph de Maistre*: (1753-1821), französischer Staatsphilosoph, wurde 1802 sardinischer Gesandter in Petersburg Ideologe der Konterrevolution.

²²⁹ *Polotnjanyje-Sawody*: Dorf im Gouvernement Kaluga.

²³⁰ *Wilson*: R T Wilson (1777-1849) nahm als Kriegsberichterstat-ter der britischen Regierung am russischen Feldzug 1812-14 im russischen Generalstab teil Intrigierte bei Alexander I. gegen Kutusow. Seine Darstellung der Ereignisse von 1812 ist unzuverlässig.

²³¹ *Bogdanowitsch*: M. I. Bogdanowitsch (1805-1882), russischer Militärschriftsteller, Verfasser der *Geschichte des Vaterländischen Krieges 1812 auf Grund von verlässlichen Quellen. Auf allerhöchsten Befehl zusammengestellt*, die Tolstoi selbst besaß.

²³² *Großfürst Konstantin Pawlowitsch*: Bruder Alexanders I. und Thronfolger (nach Alexanders Tod 1825 verzichtete er jedoch auf den Thron).

²³³ *Photius*: (1792-1838), Archimandrit mit großem Einfluß auf Alexander, den er in seiner reaktionären Politik bestärkte.

²³⁴ *Polen eine Verfassung*: am 27 November 1815 gab Alexander I. dem ›Königtum Polen‹, wie der in Personalunion mit Rußland vereinigte Teil des Herzogtums Warschau bezeichnet wurde, eine Verfassung, die (formal) als die liberalste in Europa galt.

²³⁵ *Heilige Allianz*: vgl. Anm. 180.

²³⁶ *Golizyn und dem Mystizismus*: mit der Gründung der Petersburger Bibelgesellschaft 1812, die 1814 zur russischen Bibelgesellschaft unter Vorsitz des Oberprokurors des Heiligen Synod (vgl. Anm. 138) A.N. Golicyn erweitert wurde, wurde Religion, mystische Religiosität

westeuropäischer Provenienz verbunden mit russischem Sektierertum regelrecht Mode.

²³⁷ *das Semjonower Regiment kassierte*: 1820 meuterte das Semjonow Garderegiment gegen seinen verhaßten, pedantischen Kommandeur Schwarz und wurde daraufhin aufgelöst, die Rädelsführer grausam bestraft, die übrigen auf die Linienregimenter des ganzen Reichs verteilt.

²³⁸ *Der König von Preußen schickt seine Gemahlin*: Königin Luise von Preußen (1776-1810) hatte am 6. Juli 1807 in Tilsit vergeblich eine Unterredung mit Napoleon, um günstigere Friedensbedingungen auszuhandeln.

²³⁹ »Nicht uns, nicht uns, sondern deinem Namen«: diese Worte ließ Alexander in die Gedenkmedaille auf das Jahr 1812 prägen.

²⁴⁰ *Malwinen*: nach dem Roman *Malwina* der polnischen Schriftstellerin M.A. Czartoryska (1768-1854), der Frau des Herzogs von Württemberg.

²⁴¹ *von den Ansichten Rousseaus*: hier sind Rousseaus pädagogische Ansichten gemeint, wie sie in seinem *Emile* (1762) dargestellt werden.

²⁴² *die Geschichte, die sich im Semjonower Regiment zugetragen hatte*: vgl. Anm. 237.

²⁴³ *die Bibelgesellschaft*: unter dem Einfluß britischer Methodisten wurde 1812 die russische Bibelgesellschaft gegründet Golizyn, Oberprokurator des Hl. Synod, übernahm die Präsidentschaft, der Kaiser war Ehrenmitglied, Aufgabe war die Verbreitung der Bibel mit dem Ziel einer Vereinigung aller christlichen Religionen Wurde 1826 verboten und aufgelöst Vgl. Anm. 236.

²⁴⁴ *der Goßner*: J. E. Goßner (1775-1858), deutscher Pfarrer und Prediger, aus Bayern 1820 vertrieben, kam auf Einladung Alexanders nach Petersburg, wo er Direktor der Bibelgesellschaft wurde.

²⁴⁵ *die Tatarinowa*: J. F. Tatarinowa (1783 bis 1856), Stifterin einer Bruderschaft in Christo mit allen Merkmalen sektiererischer Schwärmerie in Petersburg 1817.

²⁴⁶ *Frau Krüdener*: B. J. Freifrau von (1764-1824), religiöse Schriftstellerin, pietistische Schwärmerin und Prophetin, übte einigen

Einfluß auf Alexander I. aus, dem sie den Gedanken, daß er eine Art Erlöser sei, eingab.

²⁴⁷ *Eckartshausen* vgl. Anm. 44.

²⁴⁸ *dem Gemeinen Schwarz* vgl. Anm. 237.

²⁴⁹ *Militärkolonien* Araktschejew: (vgl. Anm. 77) legte in den Grenzgebieten zwischen Ostsee und Schwarzem Meer derartige Kolonien »zur Ergänzung und zum Unterhalt der Armee« an, indem er dorfweise die männliche Bevölkerung zwangsweise in den Soldatenstand versetzte, zu einem jede Fronarbeit übertreffenden Militärdienst zwang, das ganze Leben militärischem Drill unterwarf und die daraus resultierenden blutigen Meutereien blutig niederwarf.

²⁵⁰ *ein Pugatschow*: vgl. Anm. 159. – *der Tugendbund*: ein »sittlich-wissenschaftlicher« Verein, 1808 in Königsberg gegründet, sollte während der napoleonischen Herrschaft Vaterlandsliebe pflegen und insgeheim eine Erhebung vorbereiten. Hatte aber kaum politischen Einfluß. Wurde 1809 aufgelöst.

²⁵¹ *Sismondi*: J. C. L. S. de Sismondi (1713-1842), Schweizer Historiker und Nationalökonom.

²⁵² *Mucius Scävola*: der römische Plebejer Gaius Mucius legte vor dem Etruskerkönig zum Zeichen, daß ihn Folter und Tod nicht schrecken, seine rechte Hand ins Feuer eines Altars und ließ sie unbewegten Gesichts verbrennen ... Er erhielt den Beinamen Scaevola – Linkshand.